Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Dritter Band.

Hildburghausen.
Verlag vom Bibliographischen Institut.
1863.

Vorwort.

Indem wir mit der vorliegenden Nummer den dritten Band des Globus schließen, gereicht es uns zur Freude, daß diese Zeitschrift in immer weiteren Kreisen Zugang und freundliche Anerkennung findet. Wir sind dafür sehr dankbar und liegt für uns darin ein Sporn mehr zum Fortschreiten. Sehr wohl sind wir uns bewußt, daß wir mit unserm Unternehmen noch in den Anfängen der Entwickelung stehen, aber es gereicht uns zur Befriedigung, daß wir in Bezug auf Ton und Behandlungsart des Stoffes das Richtige getroffen zu haben scheinen.

Wir wollen auf der betretenen Bahn weiter gehen, aber so, daß wir uns bestreben, dem Globus eine immer größere Mannichfaltigkeit zu verleihen. Eine gelehrte Fachzeitschrift soll er nicht sein, und deswegen schließen wir eine specifisch gelehrte Behandlung aus; wohl aber soll der Wissenschaft nicht das Mindeste vergeben, die wissenschaftliche Unterlage allezeit festgehalten werden. Das, meinen wir, findet der kundige Leser aus jeder Nummer heraus. Wir möchten der, in unseren Tagen des ausgedehnten Verkehrs, von so hervorragender Wichtigkeit gewordenen Länder- und Völkerkunde in allen gebildeten Schichten Freunde gewinnen, dazu beitragen, daß der Leser einen richtigen Einblick in das große Völkergetriebe und Staatsleben gewinne, und daß er den Menschen so kennen lerne, wie er in den verschiedenen Regionen der Erde wirklich ist.

Es kann nicht fehlen, daß wir dabei gegen manche hergebrachte Annahme und allerlei abstrakte Begriffe verstoßen; das darf uns jedoch nur wenig verschlagen. Wir kümmern uns nicht um die Redensart, sondern fassen die Sache selber in's Auge, schildern die Dinge wie sie sind. Dabei kommt allerdings das Vorurtheil zu kurz, nicht aber die Wahrheit, und nur an dieser ist uns gelegen.

Für uns erscheint es als eine angenehme Pflicht, einer Anzahl von Lehrern unsern Dank auszusprechen, welche uns mit Zuschriften ehrender Anerkennung erfreut haben. Sie sehen im Globus ein Mittel zum Unterricht für die reifere Jugend, auf Gymnasien sowohl wie auf Real- und höheren Bürgerschulen, und finden als Ergebniß, daß sich die Theilnahme an Geographie und Völkerkunde bei den Schülern außerordentlich steigere. Erfreulich ist auch, daß unsere Zeitschrift in vielen Familien als Buch zum Vorlesen benutzt wird, und so wird denn unsere Absicht mehr und mehr erreicht.

Wir können für die nächsten Bände eine lange Reihe vortrefflicher Illustrationen in Aussicht stellen. Zu diesen gehören die Zeichnungen von F. Kanitz über die Süddonau-Länder und die Küstenregionen des Adriatischen Meeres; sodann Bilder, welche Herr Gustav Spieß, k. sächsischer Commissarius bei der ostasiatischen Expedition, aus Japan, China und Indien mitgebracht hat; ferner eine große Anzahl von Gemälden, welche der ausgezeichnete Maler Grashof aus Köln während seiner langjährigen Reisen in Südamerika entwarf 2c. Während die Verlagshandlung keine Mühe scheut, solche werthvolle Original-Illustrationen zu erwerben, haben wir zugleich den Vortheil, vertragsmäßig auch Illustrationen aus dem Pariser Le Tour du Monde mittheilen zu können. Wir bemerken hier aber ausdrücklich, daß diese französische Zeitschrift einen ganz andern Plan verfolgt als der Globus, und daß der letztere seinen Weg ganz selbständig geht.

Dresden, im März 1863.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

Nr. 25.

Nr. 26.

Nr. 27.

Nr. 28.

Nr. 29.

Nr. 30.

Nr. 31.

Nr. 32.

Nr. 33.

Nr. 34.

Nr. 35.

Nr. 36.

Verzeichniß der Illustationen.

Zu Nr. 25.

Zu Nr. 26.

Zu Nr. 27.

Zu Nr. 28.

Zu Nr. 29.

Zu Nr. 30.

Seite

Zu Nr. 31.

Zu Nr. 32.

Zu Nr. 33.

Zu Nr. 34.

Zu Nr. 35.

Zu Nr. 36.

Streifzüge durch Kalifornien.

Weltlage Kaliforniens. — Ansätze zu einer pacifischen Staatengruppe. — San Francisco und dessen Handelsverkehr. — Die Chinesen und ihre Stellung. — Fahrt nach den Goldrevieren. — Yedra und Klapperschlangen. — Coulterville. — Das Klima. — Die Riesencedern. — Yosemity-Katarakten. — In San Sacramento. — Ausstellung landwirthschaftlicher Erzeugnisse. — Von Folsom nach Graß Valley. — Goldausbeute. — Marysville. — Kalifornische Indianer. —

An den Gestaden des nordwestlichen Amerika sehen wir, wie der Kern zu einem Reiche sich bildet, welchem eine große Rolle beschieden ist, und das schon heute, obwohl noch in schwachen Anfängen, von großer Bedeutung geworden ist. Die Südsee, das große pacifische Becken mit weit geschwungenen Gestadeländern und unzähligen Inseln und Eilandfluren, wurde erst in unseren Tagen zu einem großen Tummelplatze für alle thätigen Völker der Erde, die dort eine freie, völlig unbehinderte Fahrbahn finden. Die monopolistischen Ansprüche der spanischen Krone, welche diesen ungeheuern Ocean und das ganze Ostgestade desselben als ihr ausschließliches Eigenthum zu betrachten sich anmaßte, sind längst verschollen. Australien ist ein Kolonialreich geworden; China und Japan, denen von Europa aus eine weltgeschichtliche Rolle, eine Antheilnahme an den großen Völkerbewegungen aufgezwungen wird, stehen als wichtige Faktoren da; die ehemals spanischen Besitzungen in Amerika sind unabhängig. Zwischen den Inseln und Gestadeländern der Südsee hat sich ein großartiger Wechselverkehr entwickelt, der alljährlich an Umfang wächst, gleich den Beziehungen dieser pacifischen Weltregion zu Europa, überhaupt zu den atlantischen Gegenden und den Ländern, welche der indische Ocean bespült.

Chinesen beim Goldwaschen.

Kalifornien, Oregon, das Gebiet Washington und Britisch-Kolumbia sind offenbar bestimmt, eine besondere und selbständige pacifische Staatengruppe zu bilden. Die drei ersteren machen jetzt noch einen Bestandtheil der nun zerrütteten nordamerikanischen Union aus, und das letztere

ist englische Kolonie. Aber der Apfel wird abfallen, wenn er reif geworden ist. Jene Landschaften bilden eine besondere Region im Westen der Felsengebirge oder vielmehr der Sierra Nevada, und man sieht schon jetzt, daß sich nach und nach ein pacifisches Interesse, im Gegensatze zum atlantischen, herausstellt. Dieses muß im Fortgange der Zeit zur Geltendmachung einer Selbständigkeit und Unabhängigkeit hintreiben, welche zum Bedürfnisse wird, sobald die Entwickelung einen bestimmten Punkt erreicht hat.

In jenem fernen Westen ist Alles in raschem Fortschreiten; dem Goldgräber folgt der Ackersmann und der Handwerker. Wir haben in der ersten Nummer unserer Zeitschrift dargestellt, wie der Anbeginn Kaliforniens war; sehen wir nun zu, wie es sich jetzt mit diesem Lande verhält, das eine kaum fünfzehn Jahre alte Geschichte zählt.

San Francisco hat sich zu einem Weltemporium emporgeschwungen, dessen Handel über alle Erdtheile ausgedehnt ist; die Zahl der Bewohner übersteigt schon die Ziffer von achtzigtausend. Die Stadt sieht, wie sich von selbst versteht, ganz nordamerikanisch aus, sie hat ein etwas einförmiges Yankeegepräge. Alle Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln und sind breit, die Häuser theils aus Backsteinen, theils aus Holz aufgeführt. Die Waarenlager und die vielen Läden, das rege Gewühl auf den Gassen und am Hafen deuten sofort darauf hin, daß der Handelsverkehr die Hauptsache sei.

Dieser hat Menschen aus allen Ländern der Welt nach der Stadt San Francisco gezogen; sie enthält eine Musterkarte verschiedener Nationen, kein großer Menschenstamm ist ohne Vertreter, selbst schwarze Australier sind schon, allerdings nur in sehr wenigen Exemplaren, aus Melbourne nach Kalifornien mit hinübergebracht worden. Daß, außer den Nordamerikanern selbst, namentlich die Deutschen, Irländer, Engländer, Schotten, Franzosen und Italiener sich in nicht geringer Anzahl eingefunden haben, versteht sich von selbst; aber auch die ehemals spanischen Kolonien, von Chile bis hinauf nach Mexiko, haben einen zahlreichen Beitrag gestellt.

Diese Kreolen stehen jedoch an Thätigkeit, Ausdauer und Betriebsamkeit entschieden hinter den Chinesen zurück. Als im Blumenreiche der Mitte bekannt wurde, daß Kalifornien ein goldreiches Land sei, begann eine Art von Völkerwanderung vom asiatischen Gestade der Südsee nach der amerikanischen Küste. Die Männer mit dem langen Zopf und der weizengelben Hautfarbe kamen, nur mit Hacken und Brechstangen bewaffnet, zu Tausenden und drangen in die Wildniß, welche bisher lediglich von kupferbraunen Indianern oder weißen Pelzhändlern durchzogen worden war. Die Leute aus dem Lande der Mandarinen gingen rüstig an's Werk und förderten Gold im Belaufe von vielen Millionen. Tausende kehrten zurück in ihre Heimath, um das Erworbene zu genießen, andere Tausende traten an ihre Stelle und Viele haben sich in Kalifornien dauernd niedergelassen.

Einen seltsamen Anblick gewähren diese Chinesen, wenn sie am 4. Juli, dem Tage der nordamerikanischen Unabhängkeitserklärung, festliche Umzüge durch die Straßen halten. Voran wird ein mächtiges Banner getragen, geziert mit dem himmlischen Drachen und mit der Inschrift: „Wir sind Amerikaner und republikanische Bürger dieses Landes!"

Auch in Bezug auf die Chinesen (gerade wie gegenüber den Negern) bewahrheitet sich die alte Erfahrung, daß Menschen von verschiedenen Racen und Hautfarben überall, wo sie in größerer Menge neben und durcheinander wohnen, nicht nur keine Wahlverwandtschaft mit einander haben, sondern sich gegenseitig abstoßen und mit Widerwillen betrachten. Diese Antipathie geht, mehr oder weniger scharf hervortretend, durch alle Racen; sie liegt tief in der Natur und läßt sich nicht besiegen. Insbesondere bei den Weißen, und vorzugsweise bei den Menschen germanischer Abstammung, zeigt sie sich am schärfsten. Daran läßt sich, wie die Geschichte lehrt, nichts ändern.

Die Chinesen sind ein Kulturvolk, fleißig und betriebsam, und doch sieht man, in Australien wie in Kalifornien, sie ungern. Der Konkurrenzneid des weißen Pöbels gegen so rüstige Arbeiter wirkt allerdings wesentlich dabei mit, aber tief sitzt auch die innere Abneigung gegen ein durchweg fremdartiges Wesen dieser gelben Leute. Die niederen Klassen derselben haben, in den Kolonien wenigstens, allerlei an sich, das an die Zigeuner erinnert; man wirft ihnen namentlich Geiz und Schmutz vor. Aber im Allgemeinen ist der Chinese, in Bezug auf materielle Dinge, ein nützlicher und brauchbarer Mensch, zu Ackerbau und Bergbau, Gewerbe und Handel gleich anstellig, und in gewisser Beziehung können wir dem Ausspruche Karl Friedrich Neumann's in München beipflichten, daß gerade die Chinesen ein ungemein tüchtiges Kolonialvolk seien. Was wären ohne sie die Länder Hinterindiens und des malayischen Archipelagus?

In San Francisco bewohnen sie ein besonderes Stadtviertel; wer dasselbe betritt, glaubt sich in eine Vorstadt von Kanton oder Peking versetzt, so vollständig ist die Täuschung. Man sieht dort chinesische Trachten und Gesichter, chinesische Waaren in den Läden und Schilder mit den bekannten Schriftzeichen. Drei vergoldete Kugeln über einer Thür deuten uns an, daß wir uns vor einem Leihhause befinden und Abends fehlen die bekannten Papierlaternen nicht. Der Chinese hält eben an seinen vaterländischen Bräuchen fest, mit welchen sich der weiße Mensch, der ganz andere Ansichten und Bedürfnisse hat, nicht befreunden kann.

Das Leben und Treiben am Hafen bietet viel Anziehendes dar. Der Blick des Menschen schweift dort unwillkürlich über das Enge und Begrenzte hinaus, er wird so zu sagen weltweit. Die Uferstaden (Kais) ziehen sich fast eine Stunde weit am Strande hin, sind aus dem Holze der prächtigen rothen Fichte Kaliforniens verfertigt und auch die größten Seeschiffe können dicht anlegen. Aus den Newyorker und Bostoner Klippern, die bis zu zweitausend Tonnen Tragfähigkeit haben, kann man direkt vom Bord auf den Staden ausladen. Dicht am Ufer liegen auch die großen Dampfer, schwimmende Städte, welche zwischen San Francisco und Panama fahren, und die kleineren, welche die Küstenfahrt nach Oregon und Britisch-Kolumbia vermitteln. Auch sieht man viele Walfischfahrer, welche aus dem ochotskischen Meere oder verschiedenen Gegenden der Südsee kamen und hier sich zu einer neuen Fahrt ausrüsten. Die Handelsbedeutung des Platzes springt auf den ersten Blick in's Auge. Oregon, Kolumbia und die russischen Besitzungen an der Nordostküste beziehen einen großen Theil ihres Bedarfs an europäischen Waaren aus San Francisco, das sich längst zum Hauptstapelplatz auf der amerikanischen Seite der Südsee emporgeschwungen hat; Mexiko, Centralamerika, Neu-Granada, Ecuador und Peru, nicht minder Brasilien, senden ihre Kolonialerzeugnisse und bringen besonders Zucker und Kaffee; dagegen nehmen sie Mehl, Getreide, Quecksilber und Bauholz. Der größte Theil des kalifornischen Goldes geht zunächst nach Newyork, von dort aber zumeist nach Europa, aber Kalifornien steht auch mit den seefahrenden Völkern unseres Erdtheils in unmittelbarer Verbindung und ist für Deutschland längst ein wichtiger Markt geworden. Außerdem hat es Verbindungen

mit den Inseln der Südsee, mit Australien, Japan und China; aus diesen Regionen laufen in jeder Woche Fahrzeuge ein.

San Francisco hat aber auch in Betreff der Gewerbsamkeit große Fortschritte gemacht. Tüchtige Arbeiter aus allen Ländern fanden dort lohnenden Erwerb; der Schiffsbau, die Maschinenfabrikation und andere Industriezweige mehr sind im Aufblühen. An Zeitungen und Zeitschriften erscheinen in der Stadt nicht weniger als fünf und dreißig in verschiedenen Sprachen; die Zahl der Kirchen beläuft sich auf mehr als vierzig, und weder an Schulen noch an wissenschaftlichen, religiösen und wohlthätigen Anstalten ist Mangel.

Auch die Städte im Innern gedeihen, namentlich Stockton, von wo aus ein vielbefahrener Weg nach dem Stanislasflusse, nach Coulterville und zu den Goldgruben in Mariposa County führt. Bequem sind die Fahrten in einer kalifornischen „Kutsche“ allerdings noch nicht, und die Bewirthung in den Gasthöfen unterwegs entspricht unseren europäischen Begriffen von Behaglichkeit und Sauberkeit nur in sehr geringem Maße.

Wir wollen den Reisenden Simonin auf einem seiner Streifzüge begleiten. Ein mit sechs Pferden bespannter Omnibus brachte ihn an die Brücke, welche bei Knights Ferry über den Stanislas führt. Jenseit desselben, schreibt er, beginnen die Grubenreviere und der Ackerbau wird spärlicher. Die ersten Goldgräber, welche ich sah, waren Chinesen. Sie arbeiteten am Ausgang einer Schlucht; der Eine war so geschäftig mit der Spitzhacke, daß der lange Zopf in der Luft hin und her flog; einige andere trugen in Körben Steine und Erde herbei, wieder andere waren am Rocker beschäftigt, an der sogenannten Wiege, in welcher man die goldhaltige Erde auswäscht. Diese „Wiege“ besteht aus drei verschiedenen Theilen; den obern bezeichnet man als Sieb, den zweiten als Schürze, den dritten als Kasten. Der Goldwäscher hält mit der linken Hand die Wiege, die er hin- und herschaukelt, während er mit der rechten Wasser auf Steine und Erdreich schüttet; das Wasser spült die Erde weg und das Gold bleibt auf der Schürze zurück. Digger, welche auf so einfache und kunstlose Weise Gold gewinnen, zeigen sich jetzt schon zufrieden, wenn die Ausbeute täglich zwei Dollars beträgt; denn längst verflossen sind die schönen Tage, da der Mann bei einer Arbeit von ein paar Stunden für eine Unze Goldstaub auswusch, oder gar Klumpen im Werthe von hundert oder tausend Dollars fand. Jetzt befassen sich vorzugsweise nur Chinesen mit dem Goldwaschen; die bei weitem größte Menge des edeln Metalles wird auf bergmännische Weise gewonnen.

Chinesische Bankiers in San Francisco.

Je weiter man in die Grubenreviere kommt, um so wilder wird die Landschaft und der Anbau spärlicher. Aus dichtem Gestrüpp erheben sich Eichen und dann und wann hohe Fichten, Nußbäume und Manzanillos, aus deren apfelartigen Früchten die Indianer ein gegohrenes Getränk bereiten.

Ein Reisegefährte zeigte auf einen kleinen Baum. Das ist, sagte er, die Yedra, das heißt Ephen. Aber mit unserm europäischen Ephen hat dieser Strauch oder Baum nichts gemein; der Goldgräber hütet sich vor ihm, denn sein

Blatt ist giftig; wer es anfaßt, bekommt eine rothe Haut und Pusteln; diese Anschwellung und Entzündung ist jedoch auf bestimmte Körpertheile beschränkt und manchmal sind Fieber mit ihr verbunden. Dann sagt man: Der oder Jener hat die Yedra. Manche Leute bekommen dieselbe, wenn sie auch nur in die Nähe des Strauches gerathen und nicht einmal ein Blatt anrühren. Uebrigens haben wir in Mariposa auch eine hübsche Auswahl von ganz prächtigen Klapperschlangen; sie liegen manchmal auf offenem Wege, meist aber unter dürrem Laub oder Steinen. Wenn man sie unbehelligt läßt, thun sie Einem nichts; sie greifen nicht an, sondern wehren sich nur. Wir tragen hohe Lederstiefeln und sind dadurch ziemlich sicher; wer gebissen wird, macht einen Kreuzschnitt über die Wunde und reibt Ammoniak hinein, das Viele in einem Fläschchen bei sich tragen; auch brennt man die Wunde mit einem glühenden Eisen oder einer Kohle aus. An Taranteln fehlt es uns übrigens auch nicht.

Der Postwagen fährt in sechszehn Stunden von Stockton nach Coulterville. Als ich dort am 20. Juni erwachte, stand die Sonne schon hoch an dem tiefblauen Himmel, die Luft war ungemein klar und so durchsichtig, wie ich sie in Europa nie gesehen hatte. Vor mir breiteten sich natürliche Wiesen aus, deren Gras schon gelb und welk war; in den ersten Frühlingsmonaten wird es mannshoch. An einer mit Haide bewachsenen Hügelreihe floß ein Bach, an welchem Goldwäscher beschäftigt waren; den Horizont schloß eine höhere Bergmasse, die einer weißen Mauer glich. Dieser Quarz ist goldhaltig. In dem engen Thale, durch welches der Maxwell-Bach fließt, wohnen Goldgräber in vereinzelt stehenden Hütten; da und dort finden sich Schuppen und Pochwerke, in welchen das goldhaltige Gestein zerstampft wird.

Coulterville hat eine recht hübsche Lage, aber ich fand das Klima ächt kalifornisch. Der Sommer ist die trockene Jahreszeit und fast ein halbes Jahr hindurch fällt kein Regentropfen; vom Juni bis November sieht man kaum eine Wolke am Himmel. Von zwölf bis drei Uhr Mittags war die Hitze ungemein drückend, das Quecksilber stieg manchmal bis auf 48 Grad des hunderttheiligen Thermometers; ich glaubte mich nach Indien oder an den Senegal versetzt. Auch die leichteste Bekleidung ward mir lästig und bei der unablässigen Transpiration verliert man sehr viel Fleisch. Die Möbeln krachten und bekamen Risse, Wachskerzen schmolzen zusammen, die Butter floß auseinander und eiserne Sachen waren so heiß, daß man sich an ihnen die Finger verbrannte. Abends geht dann ein Luftzug und mildert diese mehr als tropische Hitze einigermaßen, auch die Nächte sind ziemlich kühl. Aber selbst dann bleibt die Luft klar und durchsichtig, es fällt kein Thau, auch steigt kein Nebel empor und den ganzen Winter hindurch schlafen die Goldgräber unter einer wollenen Decke im Freien.

Von Coulterville aus unternahm ich einen Ausflug nach den berühmten Yosemity-Katarakten. In Gesellschaft eines landeskundigen Gefährten kam ich über das Buck Horn-Plateau, auf welchem riesige Nadelholzbäume stehen; sie sind gleichsam die Vorläufer der „Waldungeheuer", die wir später antrafen. Auf dieser Hochebene war das Gras nicht gelb, sondern grün, und gewährte den weidenden Heerden ein saftiges Futter. Da und dort stieg hinter den Bäumen aus der Hütte eines Waldarbeiters Rauch empor; an geeigneten Stellen lagen große Sägemühlen, in denen ganze Fichtenstämme durch die von Wasserrädern getriebenen Zirkelsägen binnen wenigen Minuten in Bohlen oder Balken verwandelt wurden. Im Walde begegneten mir schwere, mit rohen oder schon zubereiteten Holzstämmen beladene

Der Vater des Waldes.

Die Yosemity-Katarakten in Kalifornien.

Fuhrwerke und dann und wann traf ich auf nette Wohnungen, die am Rande des Waldes lagen und von einem Garten umgeben waren. Die Anmuth solcher Bilder wurde noch durch die plätschernden Bäche erhöht und durch das muntere Treiben der Vögel. Am Horizont stieg die Granitkette der Sierra Nevada mit ihren zum Theil schneebedeckten Gipfeln empor.

Am ersten Abend rasteten wir bei der Marble Spring-Grotte, in welcher ein klarer Bach hervorsprudelt, der in der Höhle selbst einen Teich bildet; man bezeichnet ihn als See. Wir stiegen auf einer Leiter hinab und fanden überall an den Wänden herrliche Stalaktiten.

Am andern Tage ging es weiter, den Wasserfällen zu. Diese gelten im Lande für ein Wunderwerk der Schöpfung. Bevor jedoch der Reisende dasselbe anstaunen kann, verstummt er vor anderen Wunderwerken der Natur. Wer war in Kalifornien, ohne den Wald von Riesencedern zu besuchen? Vierhundert Stämme der Sequoia gigantea ragen thurmhoch in die Luft. Mehr als zweihundert dieser Waldgiganten haben zwischen sechs und dreißig bis neunzig Fuß im Umfange. Ich sah einen, welcher am Boden lag, eine kolossale Leiche des Waldes; er war achtmal höher wie ein fünfstöckiges Gebäude, 150 Meter lang und maß vierzig Meter im Umfange. Wahrscheinlich ist er der höchste Baum, welcher jemals auf dem Erdenrunde dem Boden entkeimte, und sein Alter kann nicht unter viertausend Jahren betragen. Daß man in einen Theil der von einer Sequoia abgeschälten Rinde zu San Franscisco ein Fortepiano gestellt und daß zehn Paare in diesem Ballsaale von Baumrinde getanzt haben, ist eine bekannte Thatsache. Auch hat man einen Bazar in diesem Saale gehalten. Im Krystallpalaste zu Sydenham hat man die Rinde einer kalifornischen Ceder zusammengestellt, und Jedermann kann dort sehen, daß die Angaben über den Umfang nicht im Mindesten übertrieben sind. Noch in voller bodenständiger Pracht fand ich den „Vater des Waldes", von welchem man am untern Theile des gewaltigen Stammes die Rinde abgeschält hat. (S. 4).

Ein Gold-Digger.

Im County Calaveras erhebt sich auch ein Wald von solchen Riesenstämmen; die Amerikaner bezeichnen dieselben als Mammuthbäume. In der That gemahnen sie uns an die Vorwelt; was die Mammuthe und Mastodonten für das Thierreich, sind sie für das Pflanzenreich.

Aus dem obenerwähnten Walde von „big trees", „mächtig großen Bäumen", traten wir heraus, um die Yosemity-Katarakten zu bewundern, welche in drei nach einander folgenden Sprüngen aus einer Höhe von mehr als 2400 Fuß beinahe senkrecht herabstürzen. Unter allen Wasserfällen der Erde haben sie die beträchtlichste Höhe, und die ganze Landschaft ist in der That großartig. Am Fuße der Katarakten liegt ein See; aus diesem strömt ein Fluß ab, der zwischen hohen Gebirgswällen, von Eichen und Fichten beschattet, anmuthig hinrieselt. Ich sah am Ufer Thiere des Waldes, welche zur Tränke gingen, und auf dem See ruderten Indianer einen Kahn. Ich blieb einen ganzen Tag in dieser Gegend, die ich als ein amerikanisches Tempe bezeichnen möchte, und trat dann meinen Rückweg nach Coulterville an, aber nicht, ohne zuvor noch einen Blick der Sehnsucht auf diese herrliche Landschaft geworfen zu haben. Dort hätte ich für immer mein Zelt aufschlagen mögen! Meine idyllische Stimmung blieb mir auch während der Wanderung durch den Wald. Im Gezweige sprangen Eichhörnchen umher, spielten munter und pfiffen; dann und wann lief ein Jack aff über den Weg, dieser kalifornische Hase mit sehr langen Ohren; mehr als einer wurde die Beute unserer Hunde. Lebhaftes Interesse nahm ich am kalifornischen Feldhuhn, das auf dem Hinterkopf eine schwarze, seidenweiche Haube hat, aus welcher noch einige lange Federn nach hinten überhängen. Auch sahen wir graue Feldhühner, Auerhähne und Goldfasanen, die in ganz Kalifornien häufig vorkommen. Dazu kam noch der Zimmermann, ein Klettervogel, der mit seinem Schnabel Löcher in die Rinde der Fichten bohrt und Eicheln hineinlegt. Auf solche Weise sammelt er sich Vorräthe für den Winter, aber oft thut er es vergeblich, weil die Indianer sich der Früchte bemächtigen.

In früheren Jahren spielten die Bären, und überhaupt die pelztragenden Thiere, eine große Rolle in Kalifornien, und die Fallensteller kamen selbst aus Canada und von der Hudsonsbai bis dorthin. Aber jetzt hat die immerfort anwachsende Bevölkerung schon ziemlich aufgeräumt, und der ächte Nimrod, welcher eigentliche Jagdabenteuer aufsucht, muß in die Sierra Nevada ziehen. Doch gehören „Bären-Beefsteaks" noch immer nicht zu den Seltenheiten.

Ich blieb bis zum Monat September in Mariposa County, und besuchte dann die Städte Sacramento, Graß Valley, Nevada und Marysville. In der erstern Stadt kam ich an, als gerade die Ausstellung von Erzeugnissen des Ackerbaues eröffnet worden war. Dort habe ich Aepfel gesehen, die anderthalb Fuß im Umfange hatten; Weintrauben, deren einzelne Beeren so stark waren wie unsere Wallnüsse, gelbe Rüben von mehr als drei Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke, runde Kürbisse, die mehr als zwei Centner schwer waren, und Getreideähren, welche mein Erstaunen in nicht geringem Grad erregten. Daneben sah ich Muster von Hanf und Flachs, Reis, Tabak und chinesischen Zuckersorgho und alle Südfrüchte, wie das südliche Italien und die Levante sie liefern. Aus Los Angeles waren Bananen und Ananas gekommen, und Alles, was ich ausgestellt sah, gab Zeugniß von der ungemeinen Fruchtbarkeit des kalifornischen Bodens.

Von San Sacramento bis nach Folsom war der Schienenweg fertig; jetzt ist er schon eine Strecke weiter nach Osten hin vollendet worden. Am Bahnhofe stehen Omnibus in Menge bereit, um die Reisenden weiter zu schaffen. Ich fuhr nach kurzem Aufenthalt weiter, denn mir lag daran, bald nach der „Diggerstadt" Graß Valley zu gelangen. Sie ist in der That eine rechte und ächte Stadt der „Miners", und schon lange zuvor, ehe man sie in Sicht bekommt, findet man das Erdreich überall aufgewühlt und von Gräben durchzogen; es ist etwa, als ob ein Bergsturz oder ein gewaltiger Gießbach Alles über- und durcheinander geworfen und entsetzliche Verwüstungen angerichtet hätte.

In dem von einem Yankee gehaltenen Gasthofe zur Stadt Paris wurde ich gründlich geprellt; ich mußte täglich dritthalb Dollars zahlen, obwohl ich nur einmal speiste; der Stiefelputzer nahm täglich seinen Vierteldollar für seine Bemühung in Empfang. Die Stadt liegt hübsch und ist selber sehr nett; man zeigte mir das Haus, in welchem Lola Montez längere Zeit gewohnt hatte. Damals war sie reich; wenige Jahre später starb sie in New-York bettelarm.

Auf dem Plateau von Graß Valley liegen viele der ergiebigsten Goldgruben, z. B. jene von Gold Hill, Lafayette, Massachusetts und die allerergiebigste, Allison Ranch; der Name dieses letztern ist sprichwörtlich geworden. Zwei Pfund Erz geben nicht selten für zehn Neugroschen Gold aus. Besitzer dieser Goldgrube sind drei Irländer, welche dieselbe 1851 entdeckten, aber erst 1855 mit der Förderung begannen. Nun haben sich die einst armen Teufel längst zu Millionären emporgeschwungen.

Von Graß Valley fuhr ich nach Marysville und fand unterwegs vollauf Gelegenheit, die Energie zu bewundern, mit welcher die Kalifornier ihren Bergbau betreiben. Sie haben wahrhaft gigantische Arbeiten unternommen, Hängebrücken und Wasserleitungen gebaut und Kanäle gegraben, deren Länge im ganzen Staate schon eine Strecke von nahe an dreitausend Wegstunden beträgt.

Marysville ist eigentlich die hübschеste Stadt im Lande und nimmt sich fast kokett aus. Sie liegt am Zusammenflusse des Feather River und des Yuba, hat breite Straßen, hübsche Häuser, und die fünfzehntausend Einwohner rühmen sich, daß sie im „Garten von Kalifornien“ wohnen. Das ist auch ganz richtig. In diesem „Garten“ sah ich ein amerikanisches Schauspiel. Zwei Yankees, die in Streit gerathen waren, schlugen auf einander mit derben Fäusten los und jeder trachtete dahin, den andern unterzukriegen, um dann ihm ein Auge auszudrehen oder ihm die Kinnlade aus dem Gelenke zu schlagen. Die umstehende Menge munterte die beiden Kämpfer auf, ein Polizeimann sah gelassen zu. Als endlich der eine Yankee bluttriefend zu Boden fiel, schritt er ein und schaffte ihn nach Hause.

Ich habe oben gesagt, daß in Kalifornien die Bären und andere Pelzthiere selten werden. Dasselbe gilt auch von den Indianern, deren Zahl, jetzt noch ungefähr fünfzigtausend, alljährlich sich vermindert. Der kupferbraune Mensch muß weichen, wenn der Weiße kommt, und nach hundert Jahren wird er am Stillen Ocean eben so verschwunden sein, wie nun schon seit langer Zeit in den Gestadeländern des Atlantischen Meeres. Er wehrt sich gegen die Eindringlinge auf seine Weise; aber, so oft er auch seine Rache befriedigen kann, jeder Kampf schlägt zu seinem Nachtheil aus. Branntwein, Pocken und noch schlimmere Krankheiten sind ihm nicht minder gefährlich, als das Feuergewehr seiner Feinde. Die Civilisation vernichtet den braunen Mann, sie frißt ihn unbarmherzig auf.

Mir sind manche Indianer begegnet. Sie trugen Knochenschmuck in Nase und Ohren, manche auch am Halse. Das dicke schwarze Haar fiel lose und ungeordnet auf die Schultern hinab; der Blick war zugleich trotzig und versteckt. Auf dem Wanderzuge geht gewöhnlich der Häuptling, welcher den Kopf mit Federn geschmückt hat, voran, die übrigen folgen einer hinter dem andern; jeder trägt Lanze, Bogen und Pfeile. Zuletzt kommen die Weiber mit Binsenkörben und Kindern auf dem Rücken. Alle Indianer, welche ich sah, waren mit Lumpen bedeckt und der ganze Anblick erregte mein Mitleiden. Einmal begegnete mir eine Familie, welche sich wahrscheinlich für sehr reich hielt, weil sie einen magern Gaul besaß. Weder Männer noch Frauen waren hübsch, der Ausdruck des Gesichts zeugte von geringer Intelligenz, die Gestalt war nicht kräftig und das Muskelsystem nicht entwickelt, auch schienen mir alle diese Leute nicht recht gesund zu sein. Sie streifen umher, leben von Wurzeln, Eicheln, Heuschrecken, Fischen und dem Wild, welches sie mit ihren Pfeilen erlegen. In der spanischen Zeit war ein Theil der kalifornischen Indianer bei den mehr als zwanzig Missionen zu einem seßhaften Leben angehalten worden; aber die Mexikaner zogen die Güter der Missionen ein, diese verfielen und die braunen Leute sind wieder in die Verwilderung zurückgefallen, wozu sie aller Orten, auch in Südamerika, eine ganz entschiedene Neigung haben. Sie treiben nirgends eigentlichen Ackerbau; hin und wieder pflanzen jedoch die Frauen etwas Mais, um dessen Pflege man sich weiter nicht kümmert. Erst zur Ernte-

Das kalifornische Feldhuhn. Callipepla oder Lophortyx.

zeit erscheinen diese Frauen wieder und brechen die Kolben ab. Uebrigens flechten sie mit großem Geschick Körbe aus Binsen, so dicht, daß kein Wasser hindurchdringt. Diese Binsenkörbe ersetzen ihnen den Kochtopf; die Speisen werden derart zubereitet, daß man Wasser in die Körbe thut und dasselbe vermittelst der hineingeworfenen glühenden Steine bis zum Siedepunkt erwärmt. So kochen auch die Schäfer im Gebirge von Corsika ihr Wasser in hölzernen Töpfen.— stände haben. Beim Glücksspiel, auf welches sie erpicht sind, setzt der Eine etwa einen Kattunrock von zwei Dollars Werth gegen ein Stück Rolltabak, das mit fünf Groschen reichlich bezahlt wäre, und hätte er zehn harte Piaster, so würde er sie gegen eine Handvoll Glasperlen und ein buntes Taschentuch einsetzen. Die Bekleidung ist, wie schon oben bemerkt wurde, höchst armselig. Viele tragen eine Art Mantel, den sie aus Hasenfellen zusammenflicken, oder eine soge-

Einsammeln von Eicheln.

Indianer auf der Wanderung.

Indianerhütte. Kochen in Binsenkörben.

Maisernte.

Wir wollen diesen Schilderungen Simonin's Einiges hinzufügen. Nicht alle Indianerhorden des Landes sind so elend und ganz herabgekommen. Die Laguna-Indianer zum Beispiel gelten für einigermaßen gelehrig und lassen sich unter einer gewissen Zucht halten; träg und arbeitsscheu sind freilich auch sie, allein sie helfen doch, obwohl immer nur kurze Zeit, beim Ziegelstreichen und bei der Ernte. Aber auf ihre Anhänglichkeit und Treue kann man nie rechnen. Bemerkenswerth erscheint, daß alle diese kalifornischen Indianer, die doch sämmtlich habgierig sind, gar keinen Begriff von dem verhältnißmäßigen Werthe verschiedener Gegen-

nannte Federdecke, welche aus den Brustfedern der wilden Enten bereitet wird. Der Schmutz in ihren aus Rohr und Binsen bereiteten und von Millionen Flöhen wimmelnden Hütten ist unglaublich, und auch am Leibe sind diese Söhne der Wildniß in hohem Grad unsauber. Aus zerstampften Eicheln backen sie eine Art von sehr unschmackhaftem und für weiße Menschen unverdaulichem Brot, eine andere Art verfertigen sie aus rothen Beeren. Fische werden getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Eine große Fertigkeit haben die kalifornischen Indianer im Aufstellen von Schlingen, in welchen sie mancherlei Thiere fangen, selbst kleine

Feldmäuse, die für einen Leckerbissen gelten. Den Hirsch beschleichen sie in der Art, daß sie einen Hirschkopf mit Geweih auf ihrem eigenen Kopfe befestigen und dann langsam in dem hohen Grase sich der Beute nähern. Den Bogen verfertigen sie mit großer Umsicht aus einem leichten und

Vielweiberei kommt selten und nur bei den Häuptlingen vor; Tausch und Verkauf von Frauen ist jedoch etwas Alltägliches. Aber das weibliche Geschlecht wird keineswegs hart behandelt; es hat einige Geltung, weil es mit dem Manne die Sorge theilt, Nahrung herbeizuschaffen. Ueberhaupt

THEROND

Eine Sägemühle in Kalifornien.

elastischen Holze und die Spitze der immer sehr hübschen Pfeile besteht aus eingezacktem Obsidian; aus dem letztern verfertigten sie früher auch ihre Messer. Uebrigens ziehen sie erschlagenen Feinden die Kopfhaut nicht ab, kennen also den „Skalp" der anderen nordamerikanischen Wilden nicht.

haben es bei wilden Fischervölkern und Wurzelgräbern die Frauen durchgängig besser als bei Jägerhorden. Uebrigens machen diese Kalifornier sich wenig aus dem Tode; das Leben bietet ihnen so geringe Annehmlichkeiten, daß sie ohne Bedauern aus demselben scheiden.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski.**

Erster Artikel.

Die unabhängigen Abasa. — Die drei Nationen der Adighe: Schapsuchen, Abesechen, Ubuch. — Gesellschaftliche Organisation. — Stämme, Familien, Vaterschaften. — Junch is. — Die Landeseintheilung nach Flüssen und Gerichtshöfen. — Volksmenge. — Religiöse Verhältnisse. — Tha schuha, der mächtige Gott; das Kreuz; Schutzgeister und heilige Haine. — Eindringen des Mohammedanismus. — Rechtsverhältnisse; Verantwortlichkeit des Stammes. — Blutrache. —

Es ist durchaus unrichtig, wenn man die Völker des Kaukasus, die Abasa sowohl wie die daghestanischen Stämme, mit dem Namen Tscherkessen bezeichnet. Es existirt kein tscherkessisches Volk mehr; die Ueberbleibsel desselben im Kaukasus nennen sich selbst nicht mehr so, und verschwinden von Tag zu Tag mehr. Der Rest wandert seit einiger Zeit stark nach der Türkei aus. Mit weit größerm Rechte könnte man alle Kosaken Rußlands, die Zaporogen am Kuban ausgenommen, mit dem Namen Tscherkessen belegen, da sie Nachkommen dieser alten Wegelagerer sind und sich unter ihnen der tscherkessische Geist erhalten hat.

Die Abasa, welche heute als die Letzten im Kaukasus für ihre Unabhängigkeit streiten, gehören der indo-europäischen Race an und sind stamm- und sprachverwandt mit den Bewohnern des christlichen Fürstenthums Abasien, mit den Schuhaneten und Osseten, welche zwar unabhängig sind, aber in einer Art Waffenstillstand mit den Russen leben.

Sie nennen sich auch Adighe und halten sich, eben so wie alle Abasen, für ein und dasselbe Volk mit den in der europäischen Türkei lebenden Arnauten oder Albanesen, von denen sie auch als Brüder betrachtet werden. Die Sage geht unter ihnen, daß zwei Brüder mit ihren Familien aus dem Süden an den Fluß Euphrat kamen; dort trennten sie sich, der eine zog nach Nordwest, der andere nach Nordost. Unter Völkern, bei denen es kein Buch, keine Schrift und keine Denkmäler giebt, so daß man sich nur aus den Volkssagen historische Vermuthungen bilden kann, ist es schwierig, der wahren Geschichte auf den Grund zu kommen.

Der Name Adighe, den die nördlichen Abasa zum Unterschiede von den südlichen sich beilegen, ist ihrer Aussage nach aus den Wörtern adi oder ade (dann oder später) und ge (sein oder herkommen) zusammengesetzt, und bedeutet später Gekommene oder spätere Einwanderer. Der Stamm der Schuhaneten hat seine Benennung von den hohen Bergen ihres Landestheils; hoch heißt Schuha. Die Osseten haben ihren Namen von Osse, Schnee, weil die Gebirge ihres Landes mit ewigem Schnee bedeckt sind. Wären die reisenden Geographen und Ethnographen der Landessprachen kundig, und die Russen in ihren Angaben gewissenhafter und besser unterrichtet, so würde die Konfusion, welche in den Karten und Beschreibungen des Kaukasus herrscht, nicht möglich sein.

Die Abasa fanden bei ihrem Vordringen nach Norden armenisch-georgische, griechische und genuesische Ansiedlungen längs der Küste des schwarzen Meeres, und zwar die ersteren südlich, die anderen weiter nördlich, und noch weiter im Norden die letzteren. Dies erklärt auch, daß bei den südlichen Abasa das armenische Doppelkreuz, bei den in der Mitte wohnenden griechisch-heidnische Gebräuche, bei den nördlichen das einfache lateinische Kreuz herrschend wurde.

Was noch eigenthümlich ist und dem Auge des aufmerksamen Beobachters nicht entgehen kann, ist die beträchtliche Zahl georgischer Physiognomien im südlichen, von griechischen im mittlern und von römischen im nördlichen Abasien, was eine Folge der Vermischung der Abasa mit den früheren Einwohnern sein muß. Die Schuhaneten sind stark mit Georgiern vermischt. Nur der im äußersten Osten wohnende, von tatarischen Stämmen umgebene Stamm der Abasa, die Osseten, scheint die ursprüngliche Race in voller Reinheit bewahrt, oder sich auch vielleicht mit den Ueberbleibseln der Sarmaten vermischt zu haben. Die Osseten sind meistens blond und haben blonde oder gelbliche Bärte, die sie gern röthlich färben. Mit dem im südlichen Abasien wohnenden turanischen oder türkischen Stamme der Samursachen, sowie mit den am Kuban und Elbrus lebenden Tscherkessen und Tataren vermischen sich die Abasa sehr wenig.

Eine Anzahl Armenier lebt noch heute, in eigenen Kommünen zerstreut, im Adighe-Lande. Im Ganzen mögen sie ungefähr dreihundert Familienhöfe mit einer Volkszahl von circa 6000 Seelen bilden. Sie haben die Sprache, Sitten und Gebräuche, kurz die ganze Lebensart der Adighe angenommen, jedoch ihre alten Religionsgebräuche streng bewahrt. Aber in diesen besteht auch ihre ganze Religion; sie halten eine Menge Fasttage, ihre Hütten sind voll von Heiligenbildern, die sie aus Georgien bekommen; sie haben unter sich keine Geistlichkeit und nehmen, wenn sich die Gelegenheit bietet und sie diese nicht umgehen können, mit den Abasa an ihren christlichen oder heidnischen Religionsübungen Theil; oder verrichten auch mit den Muselmännern ihre Abwaschungen und Gebete. Sie nehmen zwar an allen größeren Kämpfen der Abasa mit den Russen Theil, sind indeß nicht so kriegslustig; dagegen führen sie aber ihre Wirthschaften besser und sind wohlhabender als die Abasa, sind auch zum großen Theil Händler und Makler. Der Adighe nennt sie Giurdschi (Georgier), betrachtet sie aber als Landsleute; erst in neuerer Zeit, seit der Verbreitung des Mohammedanismus, waren sie einigen Vexationen von Seiten der mohammedanischen Geistlichkeit ausgesetzt.

Während die Tscherkessen, Daghestaner, Lesgier rc. die unverkennbaren Spuren ihrer Abstammung von Tataren oder Juden in ihrem Auge und in ihren Gesichtszügen tragen und selbst der unbefangene europäische Beobachter in ihnen auf den ersten Blick eine fremde Race erkennen kann, zeigt sich uns der Abasa als herrlichster Repräsentant der indo-europäischen Race. Man kann den Türken, Tataren, Juden und den echten Moskowiten, wie man will, europäisch vermummen, er wird äußerst selten, ja fast nie seine Abstammung verbergen können, aber Niemand wird den in Hut und Frack gekleideten Abasa für einen Nichteuropäer erklären. Die Abasa sind von reichlich mittlerer Statur, schlank und kräftig gebaut, aber mehr muskulös, als von starkem Knochenbau. Sie haben meist braune Haare,

schöne dunkelblaue Augen, kleine wohlgeformte Hände und Füße. Blonde oder rothhaarige Mädchen werden als Schönheiten betrachtet. Man trifft nur äußerst selten Leute, die mit körperlichen Gebrechen behaftet sind. Während eines dreijährigen Aufenthalts in ihrem Lande habe ich nie einen Buckligen gesehen.

Wenn man den Boden des freien Abasiens betritt, kann man Anfangs nicht begreifen, wie ein Volk, bei welchem fast jedes Kind Waffen trägt, ohne geschriebene Gesetze, ohne executive Gewalt, ja selbst ohne Chefs und Anführer, nicht allein existiren, sondern auch einem Kolosse, wie Rußland, so lange Jahre hindurch Widerstand leisten und seine Unabhängigkeit bewahren kann. Die Ursache ist die bei diesem Volke auf nationale Traditionen und Gebräuche gestützte, starke sociale Organisation, welche nicht nur die Person und das Eigenthum eines Jeden schützt, sondern auch alle materiellen und moralischen Versuche zur Unterwerfung des Landes schwierig, wo nicht unmöglich macht.

Ihrer inneren Organisation nach theilen sich die Adighe in drei Nationen.

Die zahlreichste ist die Nation Schapsuch, dann folgt die Nation Abesech, die kleinste ist die Nation Ubuch. Die erstere wird im Norden durch den Kuban, im Osten durch Abesech, im Süden durch Ubuch, im Westen durch das Schwarze Meer begrenzt. Vor den Einfällen der Russen im Osten und Süden gedeckt, vertheidigt sie den Kuban und die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die zweit-zahlreichste Nation ist Abesech. Im Norden und Osten durch den Kuban, im Süden durch Ubuch, im Westen durch Schapsuch begrenzt, hat Abesech keine direkte Kommunikation mit dem Schwarzen Meere. Seine Nord- und Ostgrenze ist schwach und es hat am meisten von den Operationen der Russen zu leiden.

Die dritte, kleinste Nation sind die Ubuch. Im Norden durch Abesech, im Osten und Süden durch das Fürstenthum Abasien und einige kleine unabhängige Stämme, im Südwesten und Westen durch das Schwarze Meer und durch Schapsuch umschlossen, ist Ubuch nur von der Seeseite den russischen Angriffen zugänglich. Die Nationen der Schapsuchen und Abesechen theilen sich jede in acht Stämme; unter diesen acht Stämmen sind noch je zwei und zwei enger mit einander verwandt und bilden eigentlich einen Stamm, auch ist jeder der acht Stämme von Schapsuch mit einem der acht Stämme von Abesech verwandt. Die Nation Ubuch bildet nur Einen Stamm.

Jeder der Stämme (Tlako) ist wieder in eine Anzahl Familien (Tlako-cyk) und diese sind wieder in eine Anzahl Familien-Höfe oder Vaterschaften (Juneh, heißt auch Hof oder Haus) eingetheilt. Aber alle Stämme, Familien und Familien-Höfe einer Nation leben gemischt unter einander und in jeder Gegend sind alle Stämme und Familien vertreten. Die administrative Eintheilung, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, ist in je hundert Familien-Höfe (Juneh-is, hundert Höfe oder Häuser), welche so zu sagen ein über eine oder mehrere Quadratmeilen sich erstreckendes Dorf vorstellen. Solche Juneh-is bilden gewissermaßen eine kleine unabhängige Republik, welche durch ihre Aeltesten (Thamata) regiert wird, und das ganze Land ist eine Föderation solcher kleinen Republiken, eine um so stärkere Föderation, da die Einwohner einer Juneh-is im äußersten Westen oder Norden mit denen einer Juneh-is im entlegensten Osten oder Süden stamm- und familienverwandt sind und diese Verwandtschaften hoch und heilig achten. Jede Juneh-is schickt zu den Berathungen des Landes oder der Nation zwei Abgeordnete. Im Innern sind die Hundert-Höfe noch zu je zehn Höfen (Juneh-ips) abgetheilt, und die zehn Vertreter bilden mit dem Imam (mohammedanischen Geistlichen) den Rath und das Gericht ihrer Juneh-is.

Eine andere Eintheilung des Landes ist nach den Flüssen. Wie viele Juneh-is auch an einem Flusse belegen sein mögen (manchmal vielleicht zwanzig und mehr), so werden doch bei Raths-, Kriegs- und Gerichtsversammlungen immer nur zwei Aelteste von jedem Stamme als Vertreter aller Bewohner längs der Flüsse gewählt, so daß sechszehn Aelteste, mit zwei Kadi (— mohammedanische Richter; gewöhnlich ist der Imam zugleich Kadi —) an der Spitze, den Rath und das Gericht aller am Flusse liegenden Juneh-is bilden. Um einen Adighe genau zu bezeichnen, muß man also seine Nation, seinen Stamm und seine Familie, außerdem seinen Fluß und seinen Hundert-Hof nennen, z. B. Jendris Hantoch, Jemis, Schapsuch, Antchir, Okezikos, d. h. der Jendris von der Familie Hantoch, vom Stamme Jemis, von der Nation Schapsuch, der an dem Flusse Antchir in dem Hundert-Hof oder Juneh-is von Okezikos wohnt.

Die dritte neue Eintheilung des Landes, welche aber noch unsicher ist, und nur in einigen Landestheilen, und auch da ziemlich unregelmäßig vorkommt, ist in Mekiameh, mohammedanische Gerichtshöfe.

In einem Familien-Hofe (Juneh) wohnen, außer den Eltern, ihre sämmtlichen verheiratheten Söhne und Töchter; die Sklaven, wie groß auch ihre Anzahl sein mag, werden immer mit zum Hofe gezählt. Solche Familien sind, besonders da oft auch mehrere Brüder mit ihren Familien zusammenwohnen, sehr zahlreich; oft verweilen an hundert Seelen beiderlei Geschlechts in einer Juneh. Ich habe nie weniger als zehn, fast immer mehr als zwanzig Bewohner getroffen*); ich nehme daher die Zahl der Bewohner einer Juneh im Durchschnitt auf 17 Personen an, was mir eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erscheint.

Man rechnet für die Nation Schapsuch 276 Juneh-is; von diesen liegen in dem Dreieck zwischen Anapa, Sodschak und Atekuma, oder in dem wenig gebirgigen Ländchen Netochatsch 54, in den Ebenen bis Dogai 97, in den Gebirgen 125 Juneh-is. Seit dem Andrange der Russen in Netochatsch (seit dem Jahre 1856) und in den Ebenen von Schapsuch (seit 1860) hat sich ein großer Theil der am meisten gefährdeten Bewohner in die Gebirge zurückgezogen und dort angesiedelt.

Die Nation Abesech berechnet man auf 183 Juneh-is. Außer diesen gehören zu Abesech noch eine Menge kleiner Grenzstämme, von denen viele bis auf ein paar Familien zusammengeschmolzen sind und sich in Abesech zerstreut haben, einige noch in ihren alten Gemeinschaften leben, aber von Tag zu Tag mehr zusammenschmelzen. Alte Leute wiesen mir am Kleinen Kuban und an der Laba wüste Landstriche, wo noch vor dreißig bis vierzig Jahren zahlreiche Juneh-is gestanden, von denen keine Spur mehr geblieben. Diese Grenzstämme waren tscherkessischer Abkunft, hatten sich aber stark mit den Adighe vermischt, bis zuletzt das abasische

*) Es giebt Familien-Höfe, Juneh, wo die Einwohnerzahl hundert Individuen übersteigt. Es ist völlig unmöglich, die Zahl der Bewohner des Landes mit Genauigkeit zu bestimmen, da Geburts-, Sterbe- und Heirathsregister unbekannt sind. Ich mußte mich bei meinen statistischen Angaben blos nach dem wahrscheinlichen Anschlage richten. Da ich jedoch in einigen Juneh-is genaue Zählungen der Menschen, Pferde, Vieh und Waffen vorgenommen, und die Zahl der Juneh-is mir ebenfalls genau bekannt ist, so glaube ich, die angegebenen runden Zahlen annehmend, der Wahrheit nicht fern zu sein.

Element überwiegend wurde, so daß man auf zehn Adighe kaum einen Tscherkessen findet. Die Stämme Khemirhai, Naurus, Mautsur, Taphne und andere sind fast verschwunden, von den noch existirenden ist Bsedoch mit 11 Inneh-is der bedeutendste; dann folgt Demirgoi mit drei Inneh-is; die anderen, wie Hatochai, Bösnei, Jarochai, Mokosch, Kabartai, Karatschai ꝛc. bestehen jeder aus einer einzigen Inneh-is. Da alle diese Stämme zu Abesech gehören, so würde die ganze Zahl der Inneh-is sich auf 203 belaufen.

Die dritte Nation der unabhängigen Adighe, die Ubuch, bilden nur einen Stamm, der in viele Familien getheilt ist und in 46 Inneh-is lebt. Da in diesem Ländchen die Zahl der Sklaven sehr groß ist und vielleicht mehr als den dritten Theil der Bevölkerung ausmacht, kann man die Einwohnerzahl jeder Inneh nicht auf weniger als 25 Seelen anschlagen. Es ergäbe sich also für Schapsuch auf 276 Inneh-is, jede zu 1700 Einwohnern gerechnet, eine Bevölkerung von 469,200 Seelen, Abesech hätte auf 203 Inneh-is 345,100 und Ubuch auf 46 Inneh-is (die Inneh zu 25 Seelen gerechnet) 115,000 Einwohner, was in runder Rechnung die von mir angenommene Bevölkerung von circa 900,000 Seelen für den unabhängigen Theil von Abasien oder das Adighe-Land ausmacht.

Vor ungefähr dreißig Jahren waren die Tscherkessen und die Abasa auch, weit mehr als heute, durch die Religion von einander unterschieden. Während die Ersteren den mohammedanischen Glauben bekannten, übten die Letzteren christliche Gebräuche, welche sehr mit heidnischen gemengt waren. Einige Geschichtsforscher behaupten, daß das Christenthum in den Gebirgen durch die georgische Königin Thamara eingeführt wurde. Abgesehen davon, daß die Existenz dieser frommen und tapfern Fürstin*), deren Ruhm übrigens im ganzen Kaukasus groß ist, bis jetzt nicht historisch erwiesen ward und eine Mythe sein kann, ist es auch sicher, daß nie georgische Heere in die Gebirge vorgedrungen sind. Dagegen ist es unzweifelhaft, daß christliche und mohammedanische Heere in den Ebenen am Kuban große Schlachten geschlagen. Die zahlreichen Grabdenkmäler**), in denen noch heute verschiedene tatarische, grusische, und mancherlei andere Waffen und Münzen gefunden werden, geben davon ein sicheres Zeugniß.

Im mittlern Theile des Landes haben sich noch Spuren des altgriechischen Heidenthums bis heute erhalten. Der Mohammedanismus hat dort noch weniger Eingang gefunden, als im Norden der Berge; in den Ebenen von Abesech jedoch hat er sich sehr stark ausgebreitet. Das Kreuz trifft man zwar hier und da, doch ist es selten; dagegen findet man in vielen Gegenden wunderliche, aus Holz geschnitzte heidnische Bilder von Hausgottheiten. Traditionen der alten griechischen Mythologie haben sich noch lebendig in der Vorstellung des Bergvolkes erhalten. Thaschuha ist der große und mächtige Gott, der aber noch eine ganze Familie untergeordneter Gottheiten, Thazyku, hat. Außerdem besitzt jeder Wald, jeder Berg seinen Schutzgeist: mesimtha, psitha, kushakutha (Waldgott, Flußgott, Berggott). Die Abasa zählen zweiundzwanzig größere Gottheiten und ihre Eintheilung hat große Aehnlichkeit mit der griechischen. Sonderbare Verwirrung! unter den heidnischen Göttern hat die heilige Jungfrau ihren Platz gefunden; Mara ist die Mutter des großen Gottes und hochverehrt; Jesus ist jedoch unbekannt. Heilige Haine, mit bunten Bändern geschmückte Eichen, unter denen die Einwohner ihren Gottesdienst verrichten, habe ich oftmals gesehen. Man bringt dorthin auch Speisen und Getränke für die Götter; einen eigentlichen Gottesdienst konnte ich aber nicht bemerken. Es wurde mir gesagt und zwar besonders von den Muselmännern, daß die Leute sich ihres alten Aberglaubens schämen, daß nur die alten Leute insgeheim ihre verschiedenen heidnischen Gebräuche und Zaubereien ausüben, daß die jungen hingegen schon so gut wie Muselmänner sind; da sie aber noch nicht beten gelernt haben, wie es sich für Rechtgläubige ziemt, so beten sie lieber gar nicht, weder auf die neue, noch auf ihre alte Weise.

Im Süden des Adighe-Landes, in Ubuch, ist der Mohammedanismus auch nicht weit vorgeschritten. Er wird nur von einigen Nachkommen der Tscherkessen und von den Einwanderern aus Lasistan bekannt. Da Ubuch ferner den ausgedehntesten Sklavenhandel mit der Türkei treibt, so sind auch die Sklavenhändler eifrige Muselmänner, um sich den Türken angenehm zu machen. Das Fürstenthum Abasien enthält kaum ein paar vereinzelte mohammedanische Familien. Hier trifft man wieder das Kreuz, aber nicht mehr das einfache lateinische, wie im Norden, sondern das doppelte griechisch-armenische. Die Religionsbegriffe der Einwohner und ihr Gottesdienst unterscheiden sich in nichts von dem, was wir oben gesehen, doch hat die russische Regierung bei den südlichen Abasa, bei den Schuhaneten und den Osseten einige russische Kirchen bauen lassen und russische Popen für den Gottesdienst angestellt, aber die meisten dieser Kirchen wurden zerstört, die Popen verjagt und die noch erhaltenen Gotteshäuser werden von Niemanden besucht. Der Abasa sieht in diesen russisch-christlichen Bemühungen, und zwar mit großem Rechte, nicht den Wunsch der Regierung, ihn zum russisch-griechischen Christenthum zu bekehren, sondern ein Mittel, ihn zu unterjochen. Nebenher sei bemerkt, daß, wenn die Christen nur den zehnten Theil der Bemühungen, der Zeit und der Energie aufgewandt hätten, wie die Mohammedaner, das ganze Land heute gut christlich wäre.

Seit der Einführung des Koran ist dieser das Gesetz für alle, welche den mohammedanischen Glauben angenommen, und da alle dem Anschein nach Muselmänner sind, sollte dieses Gesetz auch von ihnen befolgt werden. Dem ist aber nicht so. Einmal ist die Zahl der im Koran Bewanderten noch sehr gering, besonders in den gebirgigen Theilen, und dann vermag sich auch der Adighe seiner alten Sitten nicht so leicht zu entwöhnen. Das alte herkömmliche Recht ist also im Grunde noch allein herrschend.

Da keine Schriftzeichen für die Adighe-Sprache existiren, giebt es auch kein geschriebenes Gesetzbuch; die Richter urtheilen nach herkömmlichem Brauch. Wer gegen einen Andern einen Prozeß anhängig machen will, begiebt sich zu den zwei Aeltesten seines Stammes in der Inneh-is, in welcher er ansässig ist. Diese berufen dann von jedem Stamm zwei Aelteste, und außerdem einen oder mehrere im Koran erfahrenen Imam oder Kadi. Ist der Prozeß minder wichtig, so wird von jedem Stamme nur ein Aeltester berufen. Da die Richter gewöhnlich alle der Schrift unkundig sind, aber manchmal gern gute Muselmänner spielen und nach dem Koran richten möchten, so hat der Kadi, besonders wenn er ein gutes Mundwerk besitzt, leichtes Spiel; alle diese neuen Schriftgelehrten wissen gewöhnlich jeden Prozeß zu ihrem Vortheile auszubeuten, woher auch

---

*) Sonderbar ist es, daß der Name der berühmten georgischen Königin aus den abasischen Worten Tha, Gott, und Mara, Maria, zusammengesetzt ist. Sollte dieser Name nicht vielleicht eine andere Bedeutung haben?

**) Man findet diese runden, von Erde aufgeworfenen Grabhügel überall, wo die Völkerwanderungs-Züge vorbeikamen. Ganz Südrußland und Südpolen, die Moldo-Walachei und das flache Ungarn sind besäet mit solchen Tumuli.

ihre Unverläßlichkeit sprichwörtlich geworden ist. Wenn das gewöhnliche Gericht die Streitsache nicht erledigen kann, oder eine der Parteien gegen das Urtheil protestirt, so wird der Prozeß bis zur nächsten Volksversammlung aufgeschoben, wo dann die erfahrensten und angesehensten Alten der acht Stämme und die renommirtesten Kadi zu Gericht sitzen.

Für den Verurtheilten oder Angeklagten ist sein ganzer Stamm verantwortlich, der ihn im Nothfalle unterstützt und vertheidigt. Wird er zur Bezahlung einer Strafe verurtheilt und seine Mittel reichen nicht aus, so sammelt er zuerst bei seiner Familie und, wenn dieses nicht ausreicht, bei seinem Stamme von Haus zu Haus. Die Bewilligung dazu erhält er von den Aeltesten seines Stammes, die ihm auch das Stammeszeichen oder Siegel, auf einem Stück Papier aufgedrückt, übergeben. Jeder ist in diesem Fall verpflichtet, ihm zu helfen; bekommt er jedoch dies Zeichen nicht, dann ist er von seinem Stamme preisgegeben, und hat er keine eigene Mittel, so wird er von der Gegenpartei, besonders wenn es sich um einen Blutpreis handelt, getödtet oder als Sklave verkauft. Ist ein Prozeß zwischen Individuen zweier Nationen (z. B. Schapsuchen und Abesechen) anhängig gemacht, so versammeln sich die Richter beider Nationen an der Grenze, berathen zuerst getrennt und dann gemeinschaftlich, und wenn sie nicht übereinkommen können, so wählen sie Schiedsrichter von der dritten Nation. Auch Fremde, wie zum Beispiel die türkischen Kaufleute an den Küstenplätzen, werden gern aufgefordert als Schiedsrichter zu fungiren. Bricht ein Grenz- oder ein anderer Streit zwischen den abasischen Nationen aus, so formiren sich nur zwei Gerichtslager, aus dem nördlichen Abasien, d. h. aus Schapsuch und Abesech, und aus dem südlichen, d. h. aus dem Lande der Ubuch, dem Fürstenthume Abasien, den Schuhaneten und Osseten. Es kommt äußerst selten vor, daß ein Gerichtsspruch nicht befolgt wird; in solchem Falle ist manchmal eine blutige innere Fehde die Folge.

Der einzige Fall, in dem ein Gericht auf Tod erkennen kann, ist offener oder geheimer Dienst beim Feinde, und auch da begnügen sich die Richter gewöhnlich mit der höchsten Geldstrafe, welche, eben so wie für Mord und Todtschlag, auf 2000 Silberrubel (zehn Silberrubel bedeuten ein Stück Hornvieh) festgesetzt ist. Weigert sich nun der ganze Stamm des Verurtheilten, ihm zu helfen, was im ersten Falle stets geschieht, so ist er, wenn er ein nach dortigen Begriffen großes Vermögen besaß, ruinirt, wenn nicht, wird er als Sklave verkauft. Unwillkürlicher Todtschlag oder willkürliche Verwundung, Blankziehen des Säbels und Bedrohen mit demselben, zieht eine Strafe von 100 bis 1000 Silberrubeln nach sich. Zufällige Verwundung, Bedrohung mit der Flinte oder Pistole wird mit einer Strafe von 10 bis 500 Rubeln geahndet; Diebstahl mit 10 bis 1000 Rubeln und Rückerstattung des gestohlenen Gutes. Wer ohne Wissen des Besitzers dessen Pferde den Schweif stutzt, was, ich weiß nicht weshalb, als die größte Beleidigung angesehen wird, hat oft eine Strafe bis zu 500 Rubeln zu erlegen. Die kleinste Strafe ist ein Silberrubel, der einer Ziege gleichkommt. Der Hofbesitzer, bei welchem einem Gaste irgend ein Leid geschieht, oder in dessen Hause jener bestohlen wird, ist ihm oder seiner Familie Genugthuung und Ersatz schuldig.

Der schwierigste Fall ist die Blutrache. Diese furchtbare Sitte aller uncivilisirten Gebirgsvölker kostet auch hier jährlich vielen Menschen das Leben. Oft ist der Bruder oder ein anderer Verwandter mit der Bezahlung des Blutgeldes oder mit dem Urtheilsspruch nicht zufrieden oder zu ungeduldig, um den letztern abzuwarten, und tödtet entweder den Mörder oder irgend Jemanden seines Stammes. Daraus entstehen dann endlose Ueberfälle und Morde; in der Nation der Ubuch verloren vom 12. bis 17. Oktober 1859, also binnen fünf Tagen, 42 Personen zweier Familien das Leben. Der ganze Stamm mußte zu den Waffen greifen, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Die Einführung von Mehkiameh*), Arrestlokalen und Murtazil**) hielt eine Zeit lang die Adighe im Zaum; als aber die Gewalt des Naib fiel, brach jene Barbarei um so wilder hervor, je mehr sie eine Zeit lang in Schranken gehalten worden.

Durch Einführung des Koran hat sich eine solche Konfusion eingeschlichen, daß außer den Adighe-Richtern, welche diese Verordnung recht gut zu ihrem Vortheile benutzen, kein Mensch darüber in's Klare kommen kann. Es giebt ein Sprichwort im Adighe-Lande: „Jedesmal wenn der Kadi den Koran aufmacht, hast du eine Ziege weniger im Stalle, magst du Kläger oder Beklagter sein.“

---

*) Mehkiameh heißt im Arabischen Gerichtshof. Der Naib Mohammed Emin führte solche Gerichtshöfe ein. Für eine bestimmte Anzahl Inneh-is wurde ein Hof angelegt, in welchem Wohnungen für die Richter, für den Polizeichef des Gerichtskreises und für seine Murtazik mit den nöthigen Stallungen aufgeführt wurden. Außerdem war im Gerichtshofe eine Moschee und ein Arrestlokal erbaut. Jetzt liegen alle diese Mehkiameh in Ruinen.

**) Murtazik bedeutet Polizeidiener oder Gensd'arm.

Ein Besuch am Hofe des Muata Cazembe.

Die portugiesische Expedition. — Der Mambo und seine Tracht. — Große Audienz. — Die Frauen des Kaisers. — Würdenträger und Hofnarren. — Die Hauptstadt Lunda. — Regierung und Beamte. — Das Volk der Balonda. — Religiöse Vorstellungen. —

Im Innern Afrikas, südlich vom Aequator, finden wir einige ausgedehnte Reiche, zum Beispiel jenes des Matiamvo, östlich von Angola, und jenes des Muata Cazembe, nordwestlich vom Nyassa-See und südwestlich vom Tanganyika. Beide sind barbarisch durch und durch, und in Bezug auf staatliche Verhältnisse, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, noch weit weniger entwickelt, als Aschanti und Dahome im Innern Guineas. Das Volk in jenen beiden Reichen heißt Balonda oder Balunda, und Livingstone behauptet, sie seien „ächte Neger“; die portugiesischen Reisenden, welche im Lande selbst waren, rechnen sie dagegen zu den kaffernartigen Völkern.

Lunda oder Cazembe gehört zu den noch wenig bekannten Gegenden; die Hauptstadt liegt unter 9° S. Br.

und 26° 40′ Ö. L. von Paris. Der erste Europäer, welcher dieselbe besuchte, war der portugiesische Doktor **Lacerda**, der 1798 von Mosambik aus dorthin gelangte, aber in Cazembe starb. Im Jahre 1831 und 1832 drangen **Gamitto** und **Monteiro** bis in diese Residenz des Muata vor. Der letzte weiße Reisende, welcher sie besucht hat, war, wie Travassos Valdez [*]) ausführt, ein Herr **Freitas**, der schon früher den Major Gamitto begleitet hatte. Das Werk des Letztern erschien in portugiesischer Sprache zu Lissabon 1854.

Die portugiesische Expedition hatte vom Muata Cazembe eine Einladung erhalten, denn zwischen seinem Land und den portugiesischen Besitzungen finden Handelsbeziehungen statt. Sie nahm Soldaten zur Bedeckung mit und, wie sich von selbst versteht, auch Geschenke. Jeder Weiße brachte eine **Peca de Fazenda**, ein Stück Baumwollenzeug, und aus der Anzahl dieser Stücke konnte dann der Herrscher ersehen, wie viele weiße Männer an seinem Hof erschienen waren.

Die Expedition nahm ihren Ausgang von Tete am Sambesi aus und verfolgte ununterbrochen eine nordwestliche Richtung, bis sie nach **Lunda** gelangte. Dort war die **Mossumba**, d. h. Residenz des Kaisers, welchen man auch als **Mambo** bezeichnet. Als die Portugiesen in das große Viereck eintraten, war der Platz schon mit Menschen angefüllt. Dem östlichen Thore gegenüber hatte man jedoch einen beträchtlichen Raum freigelassen.

Der Muata Cazembe hatte etwa fünf- bis sechstausend Soldaten aufgestellt; sie trugen Bogen, Pfeile, Wurfspeere und das **Poené**. Letzteres ist ein großes Messer oder vielmehr ein zwei Spannen langes, doppelschneidiges Schwert von etwa vier Zoll Breite, wird in einer ledernen Scheide getragen und hängt an einem Ledergürtel auf der linken Seite. Diese Waffe darf nur von Soldaten, Beamten und Dienern der Krone getragen werden.

Der Muata Cazembe oder Mambo saß links vom östlichen Eingangsthore zur Mossumba. Statt des Teppichs vor dem Thronstuhl waren Tigerhäute so gelegt, daß sie einen großen Stern bildeten, in dessen Mitte das Fell von einem großen Löwen lag. Der Stuhl war mit grünem Zeuge bedeckt, stand mitten auf der Löwenhaut und bildete den Thron.

Die **eigenthümliche Tracht** des Mambo verdient eine besondere Erwähnung, denn für Afrika war sie, und zwar in eigenthümlicher Weise, prachtvoll. Auf dem Kopfe hatte der große Kaiser eine etwa zwei Spannen hohe Mitra aus scharlachrothen Federn, vor der Stirn erglänzte ein Diadem von glänzenden, werthvollen Steinen und Juwelen; auf dem Hinterhaupte stand ein mit zwei kleinen Elfenbeinpfeilen befestigtes, in Falten gelegtes Tuch empor, das wie ein grüner Fächer aussah. Nacken und Schulter waren mit einer Art von Kapuze bedeckt; der obere Theil bestand aus Kaurimuscheln und falschen Juwelen, der Besatz aus verschieden gestalteten Stücken Spiegelglas, welches nicht ohne Geschmack angeordnet war. Auf den Armen, oberhalb des Elbogens, trug er ein etwa vier Zoll breites, mit Streifen von ausgefranztem Fell besetztes Stück Zeug; dieses Abzeichen und Merkmal des Königthums dürfen außer dem Herrscher selbst nur dessen nächste Blutsverwandte tragen. Der Arm vom Elbogen abwärts steckte in einem Ueberzug von himmelblauen Steinen; vom Gürtel bis zu den Knien war der Körper mit einem gelben Schurz bedeckt. Dieser Schurz hatte einen vier Zoll breiten Besatzstreifen, dessen oberer Theil blau war, der untere hatte eine rothe Farbe. Auch trug der Mambo einen Gürtel in eigenthümlicher Weise, nämlich so, daß das eine Ende desselben an den Schurz vermittelst elfenbeinerner Pfeile befestigt, und das Ganze, in kleine Falten gelegt, um den Leib gewickelt wird. Der Schurz heißt **Muconzo**, der Gürtel **Insipo**, und beide gelten auch für Abzeichen der Herrscherwürde. Dieser Ledergürtel wird der ganzen Länge nach aus einer Ochsenhaut geschnitten, ist fünf bis sechs Zoll breit, und der Büschel des Schweifes schleppt unter den eben erwähnten Falten hin. An der rechten Seite hing vom Insipo ein Strang Perlen herab, an welchen eine kleine Glocke befestigt war; sie ertönte allemal, wenn der Herrscher sich bewegte. Die Beine waren in ähnlicher Weise geschmückt wie die Arme, aber Gesicht, Hände und Füße blieben unbedeckt.

Zu alledem kam aber noch mancher andere barbarische Pomp. Durch **sieben Schirme** wurde der Mambo gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Sie waren von verschiedenen Farben und auf langen, in die Erde gesteckten Bambusstäben befestigt; die letzteren hatte man mit Zeug von einheimischer Manufaktur umwickelt. Neben den Schirmen standen Neger mit Nhumboschweifen in den Händen.

Nhumbo heißt eine Art von Gnu-Antilope, welche so groß ist wie ein dreijähriger Ochse; sie hat kastanienbraune Farbe, einen schwarzen Streifen über dem Rücken, viel Haar auf den Schultern, gleichsam eine Mähne, gespaltene Klauen, Kopf und Horn wie ein Büffel. Das Fleisch ist vortrefflich. Der Nhumboschweif, welchen jene Neger hielten, hatte die Gestalt eines Besens und die Griffe waren mit verschiedenfarbigen Glasperlen verziert. Wenn der Muata Cazembe den Gnuwedel, den er in seiner rechten Hand hielt, bewegte, thaten jene Neger gleichzeitig dasselbe.

Andere Schwarze gingen über den freien Raum, um alle Unreinlichkeiten fortzunehmen, und noch andere gingen mit Körben hinterher. Der Platz war übrigens so sauber, daß man nicht das geringste Ungehörige fand. Auf demselben war ein Kreis, der vom Thronsitz ausging, an der linken Seite durch einen tiefen Strich im Sande, an der rechten durch Kreide (Impemba) bezeichnet. Innerhalb desselben waren zwei Reihen von Götzenbildern aufgestellt, Gestalten von etwa zwanzig Zoll Höhe, die man an in die Erde getriebene Stecken befestigt hatte. Sie hatten Gesichtszüge wie die Kaffern und waren mit Thierhörnern verziert. Auch stand ein Käfig in Gestalt eines Fasses da, und auch in diesem war ein kleines Götzenbild. Unweit von den beiden zu äußerst aufgestellten Idolen saßen zwei Neger; jeder hatte ein mit glühenden Kohlen angefülltes Gefäß vor sich und warf Blätter darauf, welche einen wohlriechenden Rauch verbreiteten. Die Götzenbilder drehten dem Mambo den Rücken zu; an einem derselben war eine Schnur befestigt, welche bis zu den Füßen des Herrschers reichte. Den Grund dafür konnten die Portugiesen nicht erfahren.

In der Pforte saßen die beiden Hauptfrauen des Mambo; die eine auf einem mit grünem Zeug überdeckten Tabouret, die andere auf einem Löwenfell. Arme, Nacken und Brust waren mit verschiedenfarbigen Steinen geschmückt und auf dem Kopfe trug die erstere scharlachrothe Federn. Sie hieß Muaringombe, die zweite führte den Namen Intemena; diese war aber nur sehr einfach gekleidet. Hinter beiden standen wohl an vierhundert andere Frauen von verschiedenem Alter; sie trugen alle Nhandas, eine Art von Baumwollenzeug, das mit Baumrinde vermischt ist. Sie gehören zum Harem und sind auch Dienerinnen der vier Haupt-

[*]) Six years of a traveller's life in Western Africa, by Francisco **Travassos Valdez**, London 1861. Vol. II, p. 213. Dieser Portugiese, der als Kommissar seiner Regierung in Kapstadt lebt, hat auch über Matiamvo, den eigentlichen Oberherrscher der Balunda, alle vorhandenen Nachrichten zusammengestellt. Wir werden dieselben gelegentlich mittheilen

frauen. Links vom Muata Cazembe saß auf einer Löwenhaut unter zwei Schirmen ein junges Weib, in ähnlicher Tracht wie die Muaringombe; sie war mit des Herrschers verstorbener Mutter verwandt und erfreute sich des Vorrechts, ein Gefolge von zweihundert Frauen zu haben.

Auf der innern Seite des Vierecks, welches von den Kriegern umschlossen wird, saßen, dem Range zufolge, die *Kilolos*, Würdenträger, auf Löwenhäuten; sie kehrten das Gesicht dem Mambo zu und waren anständig gekleidet; jeder hatte einen Schirm. Zunächst dem Herrscher standen dessen Oheim und Neffe.

Mehrere Banden von Spielleuten standen zwischen dem Kaiser und den Würdenträgern. Jede Bande hatte ihre besonderen Instrumente; da aber alle zugleich musicirten, so machten sie einen wahren Heidenlärm. Alles wurde von dem Schalle der Schambanssua, einer Trommel, übertäubt; diese ist zwei Spannen hoch, hat etwa vier Spannen im Durchmesser und wird im Innern der Mossumba auf einer Löwenhaut aufbewahrt. Eigentlich soll sie nur in Kriegszeiten gebraucht werden, aber der 1831 regierende Cazembe ließ sie rühren, wenn er zornig war, und wer ihm dann in den Weg kam, wurde getödtet. Der Ton dieses Instrumentes hat etwas Peinlich-trauriges.

Einen nicht unwichtigen Bestandtheil der königlichen Dienerschaft bilden die *Hofnarren*, welche, bis auf ein von den Schultern herabhängendes Tigerfell, durchaus unbekleidet sind; manche tragen Hörner auf dem Kopfe und andere haben, in unzüchtiger Weise, Stroh um den Leib gewickelt. Einige hatten sich über und über mit rothen und weißen Streifen bemalt, Alle aber sprangen umher und machten lächerliche Männchen oder unanständige Geberden.

Der Muata Cazembe sah aus wie ein Mann von fünfzig Jahren, war aber viel älter. Er trug einen grauen Bart, hatte kräftigen Gliederbau und einen keineswegs unangenehmen Gesichtsausdruck. Major Monteiro ließ das Gewehr präsentiren und dem Herrscher sagen, daß solches eine Ehrenbezeugung sei. Darauf verneigte sich der Mambo und schickte jedem Mitgliede der vor ihm stehenden Gesandtschaft einen mit Tigerhaut bedeckten Elephantenzahn, welcher dann als Sitz diente.

Die Portugiesen waren vom Cazembe Ampata nach Lunda geleitet worden. Als nun die Audienz begann, fing jener an vor dem Herrscher zu tanzen; dieser streckte ihm die Hand entgegen und sprach: Uavinga, d. h. es ist gut! Eine größere Ehre kann er einem Unterthan nicht erweisen. Major Monteiro ließ eine Gewehrsalve geben, welche auf den Wunsch des Mambo wiederholt wurde.

Audienz beim Muata Cazembe.

Das Gebiet des Cazembe wird im Westen durch den Fluß Lualao vom Lande des Matiamwo geschieden. Die Größe des Flächenraumes kennen wir nicht, bei den verschiedenen Kaffernationen gilt es aber für das mächtigste Reich in Südafrika. Früher reichte es vom Flusse Schambeze im Osten, bis zum Lualao im Westen, hatte also eine Ausdehnung von ungefähr zweihundert Wegstunden in der Länge und halb so viel in der Breite; aber es ist nun durch die Muembas oder Molnanes, welche von Nordwesten her als Eroberer kamen, beträchtlich verkleinert worden.

Das Land bildet eine von Flüssen durchschnittene Ebene; die einzelnen Distrikte werden von Kilolos verwaltet, über welche der Mambo eine uneingeschränkte Gewalt übt. Die Hauptstadt *Lunda* liegt an einem Wasser, das als See und Fluß bezeichnet wird und *Mofo* heißt. Die Straßen sind gerade, breit und werden sehr sauber gehalten. Die Residenz des Königs, die mit verschiedenen Namen (*Ganda*, *Mossumba* und *Schipango*) bezeichnet wird, liegt am Wasser, an der Nordseite der Stadt.

Lesen und Schreiben sind dem Volk unbekannt. Die religiösen Vorstellungen erscheinen ganz roh; man opfert

den Musimos, das heißt den Geistern der abgeschiedenen Mambos, Kriegsgefangene, und in Ermangelung solcher auch Leute aus dem eigenen Volke.

Als Staatsmaxime gilt, daß der Muata Cazembe mit keinem andern Potentaten ein Bündniß eingehe; er übt so viel als möglich Druck auf die kleinen Herrscher jenseits seiner Grenzen und sucht dieselben unter einander in Kriege zu verwickeln. Die Regierung ist ganz unbedingt despotisch. Streitkräfte befehligt, und der Muaniancita oder Oberaufseher der Wege, welcher den Karawanen Führer stellt, ihnen Bedeckung giebt und alle Streitigkeiten über Schulden, Raub und Mord entscheidet.

Alle anderen Kilolos, mit deren Titel das Wort Fumo verbunden wird, gehören zur zweiten Rangstufe, z. B. die Beamten, welche die Kleider, Juwelen, Glasperlen 2c. des Muata in Verwahr haben, die Musiker und der Oberaufseher

Der Muata Cazembe in Lunda.

Sein Titel ist Muata, das heißt Herr oder Gebieter; aber seine Schmeichler nennen ihn auch Muatiansa (Matiamvo), was er sehr gern hört. Auch bezeichnet man ihn als Muane, was etwa unserm „Herr" entspricht. Die Krone ist erblich. Der Hofstaat besteht aus den Kilolos oder Vambires, Edelleuten mit verschiedenen Rangstufen.

Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der schwarze Potentat Hof und Residenz verwalten läßt. Zu den Kilolos ersten Ranges gehören der Thronfolger, die übrigen Mitglieder der Herrscherfamilie, der Oberfeldherr, welcher alle der öffentlichen Arbeiten, welcher die Straßen der Hauptstadt und die zur Residenz gehörenden Gebäude in gutem Stande zu erhalten hat. Der Caquata, d. h. einer der fängt und geleitet, hat nicht eigentlich den Rang eines Kilolo, ist aber ein wichtiger Mann, weil die Quatas, Polizeibeamten, unter ihm stehen. Die Polizeileute führen als Amtszeichen neben dem Pocnó (Messerschwert) die Stricke, mit welchen Verbrecher gebunden werden. Dem Caquato ist auch der Cata Mata untergeben, d. h. der Ohrenabschneider; er versieht das Amt des Scharfrichters. In

jeder Straße ist ein Muhine, kleiner Richter, der für Alles, was in seinem Bezirke vorgeht, verantwortlich ist und alle geringen Streitigkeiten entscheidet. Als Amtszeichen hat er eine kleine Hacke, die an einem langen Stabe befestigt und mit einem eisernen Ringe versehen ist.

Etwas, das an eine Gesetzgebung erinnern könnte, ist nicht vorhanden; Alles hängt unbedingt vom Willen des Mambo ab. Dieser vertheilt auch Ländereien nach Gutdünken und kann die Bewilligung, wenn es ihm gefällt, widerrufen.

Das Volk bildet die Klasse der Muisas, Vasallen; gleich den Adeligen, gelten auch sie für Sklaven des Herrschers. Jedes Dorf wird als Mui bezeichnet, und als Ganda, wenn der Bezirksbeamte in demselben wohnt.

Die Cazembes gehören zum großen, weitverbreiteten Stamme der Balondas; sie haben schwarze Haut, langes, wolliges Haar, vorragende Stirn, hervorstehende, lebhafte Augen, gerade Nase und nichtwulstige Lippen; der Wuchs ist kräftig und von Mittelgröße. Wir haben schon erwähnt, daß ihre religiösen Vorstellungen wenig entwickelt sind. Sie glauben, daß Pambi der Schöpfer aller Dinge sei und unmittelbar auf die Zauberei einwirke. Vermittelst der Zauberei glaubt der Cazembe-Schwarze unsterblich werden zu können; daß der Tod die Menschen ereilt, rührt, ihm zufolge, von irgend einem Versehen beim Zaubern her. Der Pambi schuf den Mambo, damit dieser über das Volk herrsche. Die Grabstätten gelten für geheiligt. In ganz Südafrika sind die Cazembes das einzige Volk, welches hölzerne Puppen als Idole hat; es sind rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt, mit Hörnern und Knochen von Thieren geschmückt. Orakel erhält man durch Zauberei. Der Muata veranstaltet große Festlichkeiten mit Tanz und Musik; zum Schlusse derselben läßt er Speisen und Pombe, ein berauschendes Getränk, austheilen. Die todten Mambos stehen, wie das Volk glaubt, in Verbindung mit den lebenden, gehen Nachts um und vertreiben sich die Zeit lustig mit Weibern und Weintrinken.

Das Volk redet die Sprache von Messera, welche mit dem Muiza verwandt ist, aber am Hofe wird nur das Campocolo gesprochen. Die portugiesische Expedition war sechs Monate in Lunda, aber in dieser langen Zeit war kein Mitglied derselben im Stande, etwas von dieser Hofsprache zu verstehen, ausgenommen die beiden Wörter Cupso, Feuer, und Mame, Wasser.

Das Land scheint stark bevölkert zu sein, und die Bewohner (keine eigentlichen Neger) bestellen den Boden mit großer Sorgsalt; vorzugsweise wird Manioc und Mais gebaut. Man räuchert Fleisch und Fische, versteht Thierfelle zuzubereiten und aus denselben Kleider zu verfertigen. Man bereitet Zeug aus verschiedenen Faserstoffen, namentlich auch aus Baumwolle, Oel aus Sämereien, Palmnüssen und einer Jatrophaart. Der Pombe ist ein Honigwein, dessen Bereitung ein Monopol des Herrschers ist. Salz wird aus Holzasche gewonnen; man kocht in irdenen Gefäßen. Die Waffen werden aus Eisen gefertigt; Kupfer ist in großer Menge vorhanden.

Dieses Land könnte für den Handel mit Europa von Wichtigkeit sein, wenn es nicht so tief im Innern läge.

Die Stellung der Farbigen in der Yankee-Union und die angebliche Philanthropie.

Die humanklingende Floskel und die unbarmherzige Thatsache. — Die Verlogenheit der republikanischen Partei. — Präsident Lincoln spricht den Negern die Gleichstellung mit den Weißen ab und fordert sie zur Auswanderung auf. — Steinkohlen und farbige Leute. — Die Stellung der Farbigen. — Jefferson's Ansichten. — Massachusetts und der afrikanische Sklavenhandel. — Ehrlich gemeinte Emancipationsbestrebungen im Süden. — Die fanatische Sekte der Abolitionisten als Unheilstifter. — Nat Turner's Sklavenaufstand. — Fortschritte der abolitionistischen Propaganda. — Englische Sendlinge. — Präsident Jackson's Warnungen. — Der Nagel zum Sarge der Union. —

Die große nordamerikanische Union ist für immer dahin; nachdem Blut in Strömen geflossen, gehört es zu den unmöglichen Dingen, sie wieder zu vereinigen. Denn es läßt sich nicht mehr verkennen, daß zwei Völker einander gegenüberstehen, und daß der Süden um keinen Preis irgend welche Gemeinschaft mit dem Norden haben will. Das Recht, sich unabhängig zu machen und selbständig, seinen Bedürfnissen und Ansichten gemäß zu verfahren, wird ihm ein Staatenbund nicht abstreiten, welcher selber das Anrecht auf sein Dasein aus der Volkssouverainetät und aus dem „natürlichen Recht auf Revolution“ hergeleitet hat.

In Europa, wo Viele die salbungsvollen Redensarten, welche aus dem Norden der Union her in Umlauf gesetzt wurden und immer noch zum Besten gegeben werden, für baare Münze nehmen, wird man nun endlich von langgenährten Täuschungen zurückkommen. Diese werden durch die Unbarmherzigkeit der nackten Thatsachen verscheucht, und selbst die Leichtgläubigen und Unkundigen überzeugen sich, wie sehr man sie irre geführt. Die Unwissenheit, welche, in Betreff der wirklichen Verhältnisse Nordamerikas in drei Viertheilen der deutschen Zeitungen zu Tage tritt, ist in der That haarsträubend; der Leichtsinn, mit welchem sie die widersinnigsten Berichte mittheilen, geradezu bodenlos, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie einseitige Parteibestrebungen fördern, verdient entschiedene Mißbilligung.

Wir sagten schon früher im Globus in einem Aufsatze über Sklaven und Sklavenhalter in Nordamerika (Nr. 6, S. 167), „daß eine verächtliche Heuchelei in die Negerfrage hineinspiele; der Abolitionismus stehe in der Lüge; man befinde sich im Widerspruche zwischen den Grundsätzen, welche man aufstelle, und der Praxis, durch welche man sie zu Schanden mache.“ Wir belegten diesen Ausspruch mit einer langen Reihe von Thatsachen, gegen welche keine Einwendungen möglich sind. Da und dort hat wohl ein Ignorant oder ein Fanatiker Anstoß daran genommen, aber die Thatsachen bleiben eben stehen.

Die Leichtgläubigen waren der Ansicht, es habe sich von Seiten der radikalen Partei, welche sich den Namen der republikanischen beigelegt hat und deren Parteikandidat Lincoln auf dem Nigger in das Weiße Haus zu Washington einritt, um eine Befreiung der Negersklaven und eine gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung der Farbigen gehandelt. Wer mit den Verhältnissen und

insbesondere mit den Parteibestrebungen bekannt war, konnte nicht umhin, einen solchen philanthropischen Wahn zu bemitleiden. Die humane Floskel, das philanthropisch klingende Stichwort wurde vorgeschoben, das Wort Sklav sollte Schauder bei allen wohlwollenden Menschen erregen. Es gelang in der That, das große, wenig unterrichtete Publikum zu beirren; dasselbe nahm Partei für den „freien Norden", gegen die „tyrannischen Sklavenhalter" und für den „armen Neger". Jetzt ist es ganz erstaunt, daß dieser arme Neger seither treu zum Süden gehalten hat, in dessen Heeren tapfer kämpft, und wieder zu den Sklavenhaltern entläuft, wenn die Yankees ihn etwa einfangen, um ihn in ihrer Weise freizumachen. Es ist ferner erstaunt, daß im „freien" Norden die freien Farbigen von den weißen Arbeitern mißhandelt werden, daß sie eine verachtete Pariastellung einnehmen, und in vielen „freien Staaten" gar nicht geduldet werden. Ja, während der angebliche Emancipationskrieg wüthet, haben mehrere freie Staaten ihre Gesetze zum Fernhalten der Farbigen verschärft, z. B. Illinois.

Die sogenannte republikanische Partei, welche in den Herbstwahlen von 1860, in Folge einer Dreispaltung der konservativen Demokratie, zur Herrschaft gelangte und gegenwärtig einen Despotismus übt, zu welchem Europa, selbst unter Kaiser Nikolaus von Rußland, kein Nebenstück dargeboten — diese Partei nahm zwar die Negerfrage zum Stichwort, aber nichts lag ihr ferner, als die Schwarzen zu emancipiren. Ihre Führer trieben Mißbrauch mit den unklaren Gefühlen einer Masse, die sich von dem wahren Inhalte der Phrase keine Rechenschaft ablegte; sie verkündeten „den unausweichlichen Zusammenprall, den unversöhnlichen Gegensatz zwischen weißer und schwarzer Arbeit". Aber der Neger war lediglich Vorwand, Hauptsache waren Erlangung der Macht und der fetten Aemter. Durch diese Partei des Nordens, welche sektionell war und den Gegensatz zum Süden als ihr Lebenselement hinstellte, ist die Union unrettbar zu Grunde gerichtet worden. War es doch diese Partei, welche schon vor Lincoln's Wahl in elf Staaten Bundesgesetze eigenmächtig für ungültig erklärte, und damit eine verhängnißvolle Nullifikation begann. Sie trat revolutionär gegen die Bundesverfassung und planmäßig aufhetzend gegen den Süden hervor. Sie allein trägt die Schuld an dem Bruche; wir haben das in unseren vier Aufsätzen über die nordamerikanischen Verhältnisse (Nr. 10 bis 13) nachgewiesen und mit Thatsachen belegt.

Wie wenig es der republikanischen Partei, der „Freiheitspartei", wie sie sich nennt, daran liegt, den Farbigen eine Gleichstellung zu gewähren, ergiebt sich aus einer Rede, welche kein geringerer Mann als Präsident Lincoln am 14. August dieses Jahres vor einer Deputation von Negern und Mulatten gehalten hat.

Der ganze Vorgang ist charakteristisch für die Yankees. Sie haben jetzt eben wieder die längere Zeit unterbrochene interoceanische Route durch Nicaragua eröffnet. Die Gesellschaft von Spekulanten, welchen die Dampfer gehören, will auch Kohlengruben in Chiriqui und in einigen anderen Gegenden Centralamerikas bearbeiten lassen, es fehlt ihr aber dort an Arbeitern. Die Spekulanten wandten sich an den durch und durch korrumpirten Kongreß zu Washington und erwirkten, daß derselbe eine gewisse Summe zur Unterstützung solcher Farbigen aussetzte, welche auswandern wollten. Ihr Bevollmächtigter, ein Herr Pomeroy, der sogar Senator ist, hat nun ein Werbebureau aufgeschlagen, um Neger für die Arbeit in den Kohlengruben zu gewinnen, und der Präsident der nördlichen Union gab sich dazu her, diese Spekulation zu befürworten.

Wir wollen hier bemerken, daß in Centralamerika, namentlich in Nicaragua, sofort eine große Aufregung entstand, als verlautete, daß man Massen von Negern dorthin bringen wolle. Man hat ausdrücklich dagegen protestirt und in Washington angefragt: was den Yankees ein Recht gebe, Centralamerika mit Negern zu überschwemmen? Man wolle sie nicht haben. Auswandernde Neger würden also dort von vornherein in eine schlimme Lage kommen; trotzdem macht der Präsident Propaganda für die Kohlenspekulanten!

Wir haben seine Rede vor uns liegen und wollen die Stellen, auf welche der Schwerpunkt fällt, herausheben. Der Präsident sagt den Farbigen: „Weshalb solltet ihr dieses Land nicht verlassen? Ihr seid eine von uns durchaus verschiedene Race. Zwischen euch und uns (Weißen) ist ein weit größerer Unterschied, als wir ihn unter zwei anderen verschiedenen Racen finden. Ob das recht oder unrecht ist, habe ich hier nicht zu untersuchen, aber dieser physische Unterschied ist ein großer Nachtheil für uns beide. Ich glaube, eure Race leidet sehr darunter, daß sie unter uns lebt, und unsere Race leidet dadurch, daß ihr da seid. Mit einem Worte, wir haben alle Beide Nachtheil davon, und deshalb ist es wohlgethan, wenn wir uns trennen. Meiner Meinung zufolge erleidet eure Race das größte Unrecht, welches Leuten zugefügt werden kann. Wenn ihr auch keine Sklaven mehr seid, so seid ihr doch noch weit von einer Gleichstellung mit den Weißen entfernt. Ihr habt auf viele Vortheile zu verzichten, welcher die Weißen sich erfreuen. Der Mensch trachtet naturgemäß dahin, mit den Besten eine Gleichstellung zu erlangen, aber auf diesem großen Kontinente ist nicht ein einziger Mann eurer Race vorhanden, der uns gleich stände. Ueber die Sache selbst mag ich nicht diskutiren, ich habe nur die Thatsache in's Auge zu fassen, und diese könnte ich nicht ändern, selbst wenn ich es wollte. Es ist eben ein Faktum, über welches wir, Sie und ich, gleichmäßig denken und fühlen." —

„Ich glaube, daß die Sklaverei auch auf die Weißen nachtheiligen Einfluß übt; seht nur, in welcher Lage wir uns befinden, das Land ist in Krieg verwickelt, die weißen Leute schneiden einander die Hälse ab, und Keiner weiß, was aus der Geschichte werden wird. Wäre eure Race nicht unter uns, so hätten wir diesen Krieg nicht. Es ist für uns Beide am besten, wenn wir uns trennen. Ich weiß wohl, daß viele von euch keine Lust haben, unser Land zu verlassen; der freie Farbige sieht nicht ab, daß er sich besser befinden würde, wenn er auswandert, und fühlt sich in Washington oder anderwärts viel behaglicher; deshalb will er nicht nach einem fremden Lande gehen. Ich rede nicht in unfreundlicher Absicht, wenn ich darauf entgegne: das ist eine sehr selbstsüchtige Auffassung der Sache; ihr müßt auch etwas für Jene thun, welche nicht so günstig gestellt sind wie ihr. Es mag euch etwas hart erscheinen, aber es ist wahr, daß unsere (weißen) Leute euch, die freien Farbigen, los sein wollen, und euch nur ungern unter sich sehen. Wollt ihr nun den Weißen einen Gefallen thun, so könnt ihr dadurch zugleich erzielen, daß viele Farbige frei werden. Wenn intelligente Farbige, zum Beispiel Leute wie ihr hier seid, in der Sache etwas thun wollen, dann kann viel fertig gebracht werden. Es ist namentlich für den Anfang von großer Erheblichkeit, daß wir Leute haben, die fähig sind, wie weiße Leute zu denken. Mancherlei könnte euch ermuthigen. Ihr solltet zum Besten eurer Race etwas von eurem jetzigen Wohlergehen aufopfern und zu diesem Behuf euch eben so groß zeigen, wie in dieser Beziehung die weißen Leute thun. Es ist doch ein wohlthuender Gedanke für das ganze Leben, wenn man

sich sagen kann, daß man dazu mitgewirkt, die Lage Solcher zu verbessern, welche den herben Gebräuchen dieses Lebens unterworfen sind." —

Lincoln schärft dann den Farbigen ein, daß man zum Besten seiner Nebenmenschen Opfer bringen müsse. Sie möchten nur bedenken, welche Opfer General Washington gebracht und welchen Entbehrungen er sich unterzogen habe, um ein Wohlthäter seiner Race zu werden. Er selber sei kinderlos gewesen, aber doch ein Wohlthäter für anderer Leute Kinder geworden. Lincoln verweis't dann die Farbigen auf Liberia, das in einiger Beziehung als ein Erfolg betrachtet werden könne; dorthin seien aus den Vereinigten Staaten im Ganzen etwas weniger als 12,000 Farbige gewandert. Viele Farbige hätten aber keine Lust, dorthin nach Afrika zu schiffen, sondern zögen ein Land vor, in welchem sie nicht allzuweit von ihrer nordamerikanischen Geburtsheimath getrennt seien.

„Ich weiß nicht, wie viel Anhänglichkeit ihr an eure Race habt; es leuchtet mir nicht ein, daß ihr gewichtige Gründe habt, sie zu lieben, aber auf alle Fälle habt ihr doch eine gewisse Anhänglichkeit an sie. Ich denke an die Gründung einer Kolonie in Central-Amerika. Das ist näher als Liberia; ein Dampfer kann in sieben Tagen dorthin gelangen, es liegt auf der großen Verkehrsstraße, ist ein ganz prachtvolles Land für Jedweden, hat große natürliche Hülfsquellen und Vortheile und ein Klima, das mit jenem eurer Urheimath Aehnlichkeit hat; es paßt also für eure Leibesbeschaffenheit. Die Oertlichkeit, welche ich ganz besonders im Auge habe, liegt auf den Wege zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, hat auf beiden Seiten gute Häfen und Alles deutet an, daß dort ergiebige Kohlenlager vorhanden seien. Kohle ist ein Bedürfniß für jedes Land: ich lege großen Werth auf die Kohlen, weil die Leute beim Fördern derselben sogleich Beschäftigung finden. Ich wüßte nichts Besseres als ein Land, wo Kohlen liegen; da kann man sofort etwas unternehmen. Man hat euch von der Sache etwas vorgeschwatzt und gesagt, daß es sich um eine Speculation von Seiten solcher Gentlemen handle, welche ein Interesse in jenem Lande wahrzunehmen haben. Wir wären aber unser ganzes Leben lang im Irrthum gewesen, wenn wir nicht wüßten, daß Weiße wie Schwarze ihren Vortheil wahrnehmen, sie müßten sonst Leute sein, welchen es an Intelligenz fehlt. Bei Allem, womit man sich beschäftigt, will man Profit haben; das ist einmal so, hier zu Lande wie anderwärts auch. Ihr hier seid intelligente Leute und wißt, daß Erfolge hauptsächlich davon abhängen, daß man sich auf sich selbst, nicht auf fremde Hülfe, verläßt. Es hängt also sehr vieles von euch selbst ab. Und bei den Kohlengruben könnt ihr das letztere bethätigen. Wenn ihr bei dem Unternehmen thätig sein wollt, so werde ich von den mir zur Verfügung gestellten Geldern etwas für euch flüssig machen und sehen, daß ihr nicht zu Schaden kommt. Ich weiß allerdings nicht, ob die Sache gut gehen wird; vielleicht büßt die Regierung Geld ein, aber wir müssen einen Versuch machen. Die politischen Verhältnisse in Central-Amerika sind allerdings nicht so zufriedenstellend wie ich wünsche, Factionen streiten mit einander, aber in Bezug auf Kolonisation sind sie einverstanden. Sie haben gegen eure Race nichts einzuwenden(?); auch würde ich dahin zu wirken suchen, daß ihr dort völlige Gleichstellung erhieltet. Nun fragt sich, ob ich unter euch eine hinlängliche Menge von Männern mit Weibern und Kindern bekommen kann, ich meine leidlich intelligente, um einen Anfang zu machen. Das hatte ich euch zu sagen. Zu übereilen braucht ihr euch nicht."

In diesem Tone und, beiläufig bemerkt, in ächtem Yankee-Englisch, redete Präsident Lincoln zu den farbigen Leuten. Wenn sein Freund und Minister des Auswärtigen, Seward, den unausweichlichen Conflict zwischen weißer und schwarzer Arbeit verkündet hatte, so constatirte Lincoln selber, er, das Haupt der republikanischen Partei, die Unverträglichkeit der weißen und farbigen Menschen, und erklärte eine Gleichstellung und Gleichberechtigung der Letzteren mit den Ersteren für eine Sache der Unmöglichkeit.

Darin hat er Recht, er stellt nur eine Thatsache fest, welche nicht hinwegzuleugnen ist. Aber weshalb hat denn die republikanische Partei den Neger zum Schiboleth gemacht, während sie selber von den Schwarzen nichts wissen will, und ihn je eher desto lieber los sein möchte? Während sie nicht daran denkt, ihn gleichzustellen? Auch sie beklagt sich über die „Negerplage", die im Norden sehr schlimm ist, weil der freie Neger ein böses Proletariat bildet und dem weißen Proletariat ein Dorn im Auge ist. Mit der human klingenden Phrase läßt sich die tiefe Abneigung der weißen gegen die schwarzen Menschen nicht beseitigen. Fünfthalb Millionen Farbige kann man nicht über See schaffen oder aus dem Lande jagen und Gleichberechtigung will man ihnen nirgends geben, am allerwenigsten im „freien" Norden, wo, wie bemerkt, manche Staaten jene Leute völlig ausschließen und nicht einmal dulden, daß sie die Grenze überschreiten. Wer mag es dem Süden verdenken, daß er nicht ähnliche Zustände bei sich aufkommen lassen will? Er sagt dem Norden: Selbst wenn ich meine Sklaven freigeben wollte, Du nähmest sie ja nicht auf, und ich will nicht vier Millionen uncontrolirter Neger in meiner Mitte haben; bei mir sind keine schwarzen Bettler und Proletarier; mir sind die Neger nicht zur Last; ich habe ihnen stets gesagt, daß sie andersgeartete Leute seien, denen ich Gleichstellung in gesellschaftlicher Beziehung nicht zuerkenne. Ich habe ihnen den Kreis angewiesen, innerhalb dessen sie sich bewegen sollen; ich habe niemals mit Redensarten von Freiheit und Pseudophilanthropie kokettirt, wie du thust. Meine Stellung ist klar. Ob sie den Fanatikern und Unwissenden bei dir oder in dem, mit den Sachverhältnissen unbekannten Europa gefällt oder nicht gefällt, das verschlägt mir nichts.

Man möge nun über die Anlage und Befähigung der Neger denken, wie man wolle, so viel bleibt ausgemacht, daß der Süden sich in einer klaren Stellung, der Norden aber (die conservative, verfassungstreue Demokratie abgerechnet) in der Lüge befindet. Er schob angeblich humane Prinzipien vor, die er selber praktisch nicht befolgt.

Nun fallen allerdings die republikanische Partei und die eigentlichen Abolitionisten nicht völlig zusammen, aber Beide haben daran gearbeitet, die große Union zu Grunde zu richten und die Schuld davon fällt gleich schwer auf beide Parteien.

Wir wollen zeigen, wie es sich historisch mit der Entwickelung und dem Gange der Agitation gegen die Negersklaverei verhält, und die Thatsachen reden lassen.

Zwei Ansichten stehen sich schroff gegenüber. Die Abolitionisten kümmern sich nicht um die Lehren der Erfahrung und um Anthropologie oder Ethnologie. Sie sagen: ein Mensch ist so viel werth als der andere, hat denselben Anspruch auf Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit; wir verlangen also dieselben „Menschenrechte" für Alle ohne Ausnahme, wer sie auch sein mögen, und in Nordamerika wollen wir keine Sklaverei dulden.

Man entgegnet ihnen, namentlich von Seiten der Demokraten, Folgendes: Ihr Abolitionisten verkennt durchaus die wirklich humane Aufgabe, welche in Betreff der dienstbaren Neger zu lösen ist. Ihr habt agitirt, geschmäht

und gehetzt und seid so zu Werke gegangen, als ob es sich nur darum handle, einen künstlichen Kastenunterschied, ein Verhältniß wie jenes der vormaligen Leibeigenschaft in Europa, zu beseitigen; ihr meint, es bedürfe lediglich eines Dekrets, um vier Millionen farbige Sklaven ohne Weiteres zu freien, souveränen, selbständigen Bürgern zu machen. Vor den Thatsachen schließt ihr die Augen. Daß diese Leute von Natur ganz anders angelegt und begabt sind als andere Racen, das könnt ihr zwar nicht leugnen, aber ihr nehmt darauf keine Rücksicht. Euer Machtspruch kann aber dem Neger keine andere Bildung des Gehirns geben, ihn nicht zu einem Menschen der kaukasischen Race umwandeln. Ihr solltet besser die Frage beantworten: Was erfordert die wahre Humanität in Bezug auf eine anders geartete, offenbar weniger entwickelungsfähige Race? Und wäre die Annahme, daß der Neger niedriger begabt sei, auch nur ein „Vorurtheil", so solltet ihr wissen, daß man Vorurtheile, welche bei vielen Millionen eingewurzelt sind, nicht mit Gewalt ausrottet. Und was hat der Neger durch eure Agitationen gewonnen? Habt ihr ihm je etwas genützt, habt ihr selbst im Norden das „Vorurtheil", den Haß und die Abneigung gegen den Neger auch nur im Geringsten vermindern können? Nein. Im sklavenlosen Norden ist der Schwarze verachteter als im Süden. Ihr seht in ihm eine Last, der Süden schätzt ihn als eine nützliche Arbeitskraft. —

Als die Nordamerikaner ihre Republik gründeten, war Jedermann von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es unmöglich sei, die Neger als gleichberechtigte Bürger dem Staatsorganismus einzuverleiben. Diese Ueberzeugung schwächte sich im Norden bei Einzelnen, bei einer kleinen Minderheit erst dann ab, als man die Neger nicht mehr zur Arbeit bedurfte, weil man Einwanderer billiger haben konnte. Man verkaufte also die Schwarzen nach dem Süden und machte ein gutes Geschäft, selbst wenn man den Sklaven unentgeltlich frei ließ, weil man dann im Alter nicht mehr für ihn zu sorgen hatte. Den gemietheten weißen Arbeiter konnte man ja jeden Tag ablohnen und seinem Schicksal überlassen. Großmuth war also wohlfeil.

Im vorigen Jahrhundert war man mit den Grundgesetzen der Anthropologie und Ethnologie nur erst wenig bekannt, hatte noch keine scharfe, bestimmt ausgeprägte Vorstellung von dem Racenunterschiede und dessen Einwirkungen. Die sogenannten Väter der Republik fanden die Negersklaverei vor; sie wurde von ihnen weder getadelt noch genehmigt.

Die Stellung, welche die hervorragenden Köpfe zu dieser Frage einnahmen, wird durch folgende Worte Thomas Jefferson's klar. Er sagt in seinen „Bemerkungen über Virginien":

„Seit anderthalb hundert Jahren haben wir die schwarze und die rothe Race unter unseren Augen gehabt; aber es gereicht uns zum Vorwurfe, daß wir bis jetzt dieselbe noch nie als Gegenstände naturwissenschaftlicher Forschung betrachtet haben. Deshalb stelle ich es nur als Vermuthung hin, daß die Schwarzen sowohl in körperlicher wie geistiger Befähigung unter den Weißen stehen, gleichviel ob sie von Anfang an eine besondere Race gebildet haben, oder durch Zeit und Umstände so geworden sind, wie wir sie finden. Es streitet nicht wider die Erfahrung, wenn man annimmt, daß verschiedene Species desselben Genus, oder verschiedene Spielarten derselben Species ganz verschiedene Eigenschaften besitzen.

„Wird nun nicht Jemand, der naturwissenschaftlichen Untersuchungen ergeben und gewohnt ist, mit wissenschaftlichem Auge die Abstufungen aller Thierarten zu betrachten, das Bestreben entschuldigen, die Abstufungen innerhalb des menschlichen Geschlechts so gesondert zu halten, wie sie von der Natur geschaffen worden sind?

„Dieser unglückliche Unterschied der Farbe, und vielleicht der Befähigung, steht der Emancipation dieser Bevölkerung als ein mächtiges Hinderniß entgegen. Viele, welche dieselbe befürworten, indem sie die Freiheit der Menschennatur anerkannt zu sehen wünschen, möchten doch zugleich die Würde und Schönheit der letztern bewahrt sehen. Einige werden durch die Fragen in Verlegenheit gebracht: „Was soll ferner mit ihnen geschehen?" und schließen sich der Opposition Derjenigen an, auf welche nur niedrige Habsucht Einfluß übt. Bei den Römern kostete die Emancipation nur eine einzelne Anstrengung. Der freigelassene Sklav konnte sich mit dem Blute seines Herrn vermischen, ohne es zu verderben. Aber bei uns ist noch ein Anderes nöthig, was in der Geschichte noch nicht vorgekommen. Wenn der Sklave bei uns seine Freiheit erhält, muß er außerhalb des Bereiches der Vermischung gebracht werden."

Jefferson wies nach, wie ganz verschieden die Negersklaverei in Amerika von dem Verhältnisse war, in welchem die weißen Sklaven in den Republiken des Alterthums standen. Als er in der Unabhängigkeitserklärung die Worte niederschrieb: Alle Menschen sind frei und gleich geboren, kann der Verfasser obiger Zeilen nur an weiße Menschen gedacht haben. Er war und blieb auch bis an sein Lebensende Sklavenhalter, wie Washington auch.

Damals hatte man noch keine Erfahrungen darüber, wie die Verhältnisse sich gestalten, wenn der Neger sich frei bewegen kann und jeder Kontrole überhoben ist. Diese Erfahrung ist heute längst in Haïti, in Westindien, auf Mauritius, in Südamerika gegeben. In allen heißen Ländern verwildert der freie Neger. Das ist die moralische Lehre. Damals war der Anbau der Baumwolle von verhältnißmäßig geringem Belang, und die Erzeugnisse der Negerarbeit hatten bei weitem nicht die Bedeutung wie jetzt. Heute weiß man, daß auf die Arbeit des freien Negers in heißen Ländern kein Verlaß ist und daß man, da der Weiße in ihnen, des Klimas wegen, Feldarbeit nicht verrichten kann, Arbeiter aus Indien und China holen muß, welche an die Stelle des Negers treten.

In den Vereinigten Staaten sind die Schwarzen außerordentlich gediehen; 1790 zählten sie 697,696 Köpfe, jetzt genau vier Millionen. Die Zahl der freien Neger vermindert sich in vielen Nordstaaten, weil sie weniger gut genährt und mehr allen Ausschweifungen ergeben sind, als die Sklaven im Süden.

Im vorigen Jahrhundert waren es die südlichen Staaten, welche ein sofortiges Verbot der Einfuhr von Sklaven aus Afrika verlangten. Wer stemmte sich dagegen? Die Staaten des jetzt so fanatisch-abolitionistischen Neu-Englands und ganz besonders das puritanische Massachusetts, welches geltend machte, daß es sich den reichen Gewinn, welchen seine Kaufleute und Rheder aus der Sklavenzufuhr zögen, nicht beeinträchtigen lassen wolle. Es verlangte die Fortführung des afrikanischen Sklavenhandels bis zum Jahr 1820, und der Süden hatte nicht geringe Noth, ein Gesetz durchzubringen, welches die Einfuhr der Afrikaner nach dem Jahre 1808 verbot. Im Hafen von Charleston in Südkarolina wurden in den Jahren 1804 bis 1808 nicht weniger als 39,075 Afrikaner eingeführt und von den 202 Schiffen, in welchen sie ankamen, waren 189 Nicht-Südländer.

Als der Norden keinen Profit mehr von der Einfuhr von Negern aus Afrika ziehen konnte und nachdem er seine Sklaven nach dem Süden verkauft hatte, kam die „Philan-

thropie" auf. Man machte dem Süden einen Vorwurf daraus, daß er Sklaven halte; dieser aber sah in der Negersklaverei keinen abnormen Zustand mehr und baute mehr und mehr Baumwolle, welche Europa und die neuenglandischen Staaten ihm abverlangten. Das Festhalten an der Sklaverei erschien ihm nun als eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, von welcher sein Gedeihen und sein Fortschritt abhing. Der freie Neger arbeitete nicht regelmäßig; der Einwanderer kam nicht in den heißen Süden, sondern ging in den Norden und lieferte diesem Arbeitskräfte, wohlfeil und in Hülle und Fülle.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten gestattet nicht, daß der Kongreß sich in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten und insbesondere nicht in die Sklavenangelegenheit einmische.

Aber vom Norden her begannen die Angriffe. Ehe man gegen den Süden agitirte und feindlich auftrat, waren dort Emancipationsbestrebungen keineswegs selten, und man legte ihnen auch keinerlei Hindernisse in den Weg. Einzelne Bürger und ganze Gesellschaften erörterten, wie man entweder der Sklaverei sich entledigen oder dieselbe in möglichst humane Formen bringen könne. Diese wohlwollende und praktische Agitation hatte gute Folgen, sie bewirkte, daß die Staatslegislaturen Gesetze zu wirksamerm Schutze des dienstbaren Negers gegen Willkür der Herren erließen.

Im Jahre 1816 bildete sich in Tennessee ein Verein zur allmäligen Freigebung der Neger; in Kentucky, Maryland und Virginien fand dieses Beispiel Nachahmung. Freilich trat immer die verhängnißvolle Frage in den Vordergrund: was soll man mit den Freigelassenen anfangen, „denn unter uns behalten können und wollen wir sie nicht." Im Jahre 1817 machte man den Vorschlag, mit den nördlichen Staaten ein Uebereinkommen zu treffen, demgemäß der Norden, im Verhältniß zu seiner Volksmenge, freigelassene Neger aufnehmen solle. Dazu war aber derselbe nicht geneigt.

Im Jahre 1819 wurde beantragt, mit der Emancipation weiblicher Schwarzen zu beginnen, und zwar so, daß jede mit vollendetem zehnten Jahre frei sein und dann als Dienerin bei Familien im Norden untergebracht werden solle. Damit gedachte man der natürlichen Vermehrung der Neger im Süden Einhalt zu thun. Zwei Jahre später tauchte in Virginien der Vorschlag auf, die endgültige Abschaffung der Sklaverei für das Jahr 2000 festzusetzen und in der Zwischenzeit als Vorbereitung Uebergangsmaßregeln zu treffen. Ein anderer Plan, welcher großen Anklang fand, ging darauf hinaus, die Staaten zu vermögen, daß eine bestimmte Abstufung der Farbe festgestellt werde, durch welche der Farbige, wenn auch in Dienstbarkeit geboren, unmittelbar frei werde und in Vollbesitz bürgerlicher Rechte trete. Also ein Quarteron, der nur ein Viertheil Negerblut in den Adern hatte, sollte, um seines kaukasischen Blutes willen, als Weißer betrachtet werden. Aber nur wenige Quarterons sind überhaupt noch Sklaven.

Jedenfalls war es im Süden Ernst mit den Emancipationsbestrebungen, und nichts verhindert die Annahme, daß dieselben praktischen Erfolge gehabt haben würden, wenn nicht von Außen her Störung hineingebracht worden wäre.

Die Pharisäer, Fanatiker und Humbug-Philanthropen des Nordens gaben den Dingen eine böse Wendung und machten den Süden kopfschen. Nie hat eine Partei oder Sekte der Sache der Humanität so großen Schaden zugefügt und überhaupt so entsetzliches Unheil angerichtet, als die Sekte der Abolitionisten.

Sie fingen an Sturm gegen den Süden zu laufen. In dem „National-Philanthropist" 1826; im „Investigator", welchen 1827 W. Goodell zu Providence in Rhode Island herausgab, in dem „Emancipator" Lloyd Garrisons zu New-York und anderen Blättern dieser Art wurden die Sklavenhalter als vogelfreie Scheusale bezeichnet; die Union mit den Südstaaten wurde als Bund mit dem Tode hingestellt, die Bundesverfassung ein Pakt mit der Hölle genannt. So brachten die Fanatiker Methode in ihren Wahnsinn und dieser Wahnsinn, eine psychische Seuche, wurde ansteckend.

Die Abolitionisten schickten Sendlinge in die Sklavenstaaten; diese Boten des Unheils waren als Hausirer verkleidet, verbreiteten Flugschriften unter die Neger, welche zur Brandstiftung und zur Ermordung ihrer Herren aufgefordert wurden. Diese Aufforderungen waren reichlich mit Bibelstellen gespickt und trugen bald ihre Früchte.

In Virginien brach, in Southampton County, August 1831, die Nat Turner Insurrektion aus, über welche die New Yorker Staatszeitung folgende Mittheilungen bringt.

„Im August 1831 wurde die Nation plötzlich durch die Nachricht eines furchtbaren Negeraufstandes in Southampton Co., Va., überrascht. Dieser Ausbruch ist nach dem Namen seines Aufführers als die Nat Turner Insurrektion bekannt.

Am Sonntag — da ein „gottgefälliges, christliches Werk" am Sonntag am besten begonnen wird — den 21. August brach Nat Turner mit seinen Genossen, mit Aexten und Messern bewaffnet, in das Haus seines Herrn und ermordete alle weißen Personen darin. Weder Frauen noch Kinder wurden geschont und mit den Leichnamen wurde der scheußlichste Unfug getrieben. Dann wurden die übrigen Sklaven der Plantage durch Drohungen gezwungen, sich anzuschließen und fort ging es nach der nächsten Besitzung. Hier wurden die Weißen im Schlaf überrascht und nicht ein Einziger entkam. Kinder wurden mit dem Kopf gegen die Wand geschlendert, daß das Gehirn umherspritzte; ein schönes junges Mädchen wurde buchstäblich in Stücke geschnitten. Die Neger wurden ebenfalls genöthigt, sich zu bewaffnen und unter das Kommando Turner's zu stellen; nachdem sich die ganze Bande an den vorgefundenen Getränken viehisch berauscht, zog man weiter, ein Theil zu Pferd, ein Theil zu Fuß. Als man bei der dritten Plantage ankam, war es bereits Morgen; doch die meisten der Weißen fielen in die Hände der Bestien, um auf die gräßlichste Weise massakrirt zu werden; nur einige hatten Gelegenheit zu entfliehen und die Schreckensnachricht zu verbreiten. Man war in der Gegend nicht im mindesten auf ein so furchtbares Ereigniß vorbereitet gewesen und ein Entsetzen griff um sich, wie bei dem Ausbruche eines Erdbebens. Man glaubte nicht anders, als daß es ein weitverzweigtes Komplott sei, welches überall gleichzeitig ausbrechen werde, und Niemand fühlte sich sicher, zumal da die ermordeten Familien gerade wegen der äußerst milden und humanen Behandlung ihrer Neger bekannt waren.

In der ersten Verwirrung eilte Jeder nach seinem Hause, — oft nur, um bereits Weib und Kinder im Blute schwimmend und mit zerhackten Gliedmaßen zu finden; Jeder suchte zuerst seine Familie in Sicherheit zu bringen. So wurde gemeinsames Handeln verzögert und der Aufstand wälzte sich wie eine Lawine weiter.

Brüllend, jauchzend, heulend, ihre Kleider mit Blut getränkt und fast wahnsinnig von der neuen Aufregung und dem genossenen Whiskey zogen die Neger von Plantage zu Plantage, Kinder, Weiber und Männer metzelnd und verstümmelnd.

Gewissen krankhaft überspannten deutschen „Radikalen" wäre es ohne Zweifel eine wahre Wollust gewesen, aus

sicherer Entfernung diese Manifestationen höherer „reformatorischer Humanitäts- und Freiheitsbestrebungen" mit anzusehen.

Gegen Abend machte ein kleines Häuflein Weißer einen vergeblichen Versuch, den Mordzug aufzuhalten; erst in der Nacht, als noch einige Truppen erschienen, retirirten die Schwarzen, vom Schlachten und Saufen ermüdet, in ein nahes Gehölz; doch am nächsten Morgen kamen sie wieder zum Vorschein, um ihr Werk fortzusetzen.

Die erste Plantage, die sie angriffen, war die eines Dr. Blount, der Kaltblütigkeit genug gehabt hatte, seine eigenen zahlreichen Neger zu bewaffnen und sie zur Vertheidigung zu kommandiren; die treuen Neger hielten hartnäckig Stand, bis sich endlich die Weißen in genügender Anzahl gesammelt hatten und zum Entsatz kamen. Die Bande wurde in die Flucht geschlagen und zersprengt und zog sich in die Sümpfe und Wälder zurück; hier wurde sie nach und nach aufgerieben oder gefangen genommen. Alle Neger, die sich irgendwie an dem Aufstande betheiligt, wurden erschossen oder gehängt; es dauerte lange Zeit, ehe die strengen Maßregeln gegen die übrigen nachließen.

Nat Turner, der Anführer, wurde einige Wochen nach dem Aufstande in einer Höhle versteckt gefunden. Er war ein ziemlich intelligenter Schwarzer, des Lesens und Schreibens kundig, aber von kindischer Leichtgläubigkeit. Es schien, daß er sich nur als Werkzeug unbekannter Personen habe gebrauchen lassen. Er bekannte, daß er durch Weiße angestiftet worden sei, welche ihm menschliche und göttliche Hülfe versprochen hätten. Man hatte ihm gesagt, es sei sein Beruf, seinen Mitsklaven die Bibel zu interpretiren und sie zu lehren, daß Christus nicht gekommen sei, um den Frieden, sondern um das Schwert zu bringen. Er wurde gesetzlich hingerichtet. —

Die Wirkung, welche diese traurigen Vorgänge im Süden haben mußten, läßt sich denken. Der Verdacht, daß nördliche Emissäre die eigentlichen Urheber des Gemetzels gewesen seien, dem so viele unschuldige Personen zum Opfer gefallen, war allgemein und brachte die fieberhafteste Aufregung hervor; — dieser Verdacht wurde um so stärker, als sich in der Presse unter den Kanzelrednern des Nordens Stimmen des unverhohlenen Beifalls, eines wahrhaft satanischen Jubels über das unglückliche Ereigniß hören ließen.

Ein Auszug aus einem der damaligen „Reformblätter" lautet:

„Die Neuigkeiten vom Süden sind glorios. General Nat ist ein Wohlthäter seiner Race. Die Southampton Massakre ist eine glückbedeutende Epoche für den Afrikaner. Das Blut der Männer, Weiber und Kinder, welches durch das Schwert und die Aexte in den Händen des Negers vergossen worden ist, eine gerechte Vergeltung für die Tropfen, welche die Peitsche des „Masters" hervorgelockt."

Ein Reverend Mr. Bailey, in Sheffield, Massachusetts, ließ sich in folgender philanthropischer Weise aus:

„Es ist Zeit, daß das Eis gebrochen werde — Zeit, daß die Schwarzen bedenken, daß sie dasselbe Recht, ihre Freiheit und selbst das gegenwärtige Eigenthum ihrer Herren zu nehmen haben, welches die Hebräer hatten, die umherwohnenden Heiden zu plündern. Die Schwarzen sollten ferner wissen, daß es ihre Pflicht ist, wenn sich keine anderen geeigneten Mittel bieten, jene monströsen Alpe und Tyrannen, die sogenannten Pflanzer, zu vernichten und ich meinestheils würde gern eine hülfreiche Hand leihen, sie in ein gemeinsames Grab zu legen. Das Land würde um so viel besser sein, wenn es die Welt von einem solchen Nest von Vampyren befreite!"

„Der „Liberator", ein Pamphlet, genannt „Walker's Pamphlet" und andere abolitionistische Organe ließen sich ähnlich vernehmen; — und es wurde dafür gesorgt, sie in einer Anzahl von Exemplaren in den Süden zu befördern.

Jetzt wurde sehr natürlich im Süden das eingeführt, was von einer Partei (der republikanischen), welche zuerst den Preßzwang und die Paß-Censur eingeführt hat, eine „Beschränkung der Preßfreiheit" genannt worden ist — nämlich ein Verbot des Cirkulirens abolitionistischer Brandschriften, in denen die unwissenden Neger im Namen der Religion aufgefordert werden, ihren Herren die Hälse abzuschneiden. —

In Folge der psychischen Ansteckung vermehrte sich die Anzahl der abolitionistischen Vereine und sie gewannen zumeist einen religiösen Anstrich. Voran ging das puritanische Massachusetts, das sich hundert Jahre früher durch Verbrennung von Hexen und Quäkern ausgezeichnet hatte, und wo der Fanatismus sich nun auf die Negerfrage warf. Dort bildete sich die Amerikanische Antisklaverei-Gesellschaft, welche seit 1832 die Nägel zum Sarge der Union schmiedete.

Die abolitionistische Propaganda wurde in's Leben gerufen, als im December 1833 zu Philadelphia ein „Antisklaverei-National-Konvent" abgehalten wurde. Aus nicht weniger als zehn Staaten, nämlich den sechs neuengländischen, New-York, New-Jersey, Ohio und Pennsylvanien, waren sechszig Delegaten erschienen; unter ihnen Männer, welche seit jener Zeit oft genannt wurden, z. B. Arthur Tappan, Elizar Wright, und Lloyd Garrison.

Das Programm des Konvents enthielt auch folgende Grundsätze: „Unmittelbare und unbedingte Emancipation ist durchaus weise, sicher und wohlthätig für alle Betheiligte. Dem Sklavenhalter gebührt keine Entschädigung für die Freilassung seiner Sklaven; auch ist eine solche Entschädigung gar nicht nothwendig, da sie an und für sich als eine pekuniäre Wohlthat sowohl für den Sklaven als für den Herrn erscheint."

Schon im Jahre 1836 hatte die Antisklaverei-Gesellschaft, in dreizehn Staaten, mehr als dritthalbhundert Zweiggesellschaften, und die abolitionistische Verschwörung ward damals in ein förmliches System gebracht. Die reichlich zufließenden Gelder wurden theilweise verwandt, um Sklaven ihren Herren wegzustehlen, und theilweise um Brandschriften zu drucken oder Sendlinge zu besolden, welche die Neger zum Aufruhr anstachelten. Die Agenten vertheilten Bilder mit erläuternden Unterschriften. Auf solchen Lithographien war z. B. ein Schwarzer in Ketten abgebildet, und darunter stand ein Klagelied; oder ein Neger hatte eine weiße Frau am Arme und das Motto lautete: Vor Gott sind wir Alle gleich! Solche Bilder druckte man auch auf Tassen oder Sacktücher, auf Fächer rc. und diese verbreitete man im Süden. Die Fabrikwaaren, welche dorthin gesandt wurden, verpackte und vermischte man mit solchen Erzeugnissen des Fanatismus, selbst Zuckerwerk und Kinderspielzeug umwickelte man mit abolitionistischen Bildern und Versen.

Diese planmäßige Aufreizung hatte die Folgen, welche nicht ausbleiben konnten. Im Süden nahm man da und dort solche abolitionistische Siebensachen weg, zertrümmerte Kaufläden, in welchen sie feilgeboten wurden, peitschte abolitionistische Sendlinge aus, betheerte und befiederte sie. Dann schrieen die Abolitionisten über Gewaltthat und Willkür, welche doch von ihnen provocirt war.

Auch englische Agenten, unter denen sich der reichlich mit Geld versehene George Thompson auszeichnete

waren in Nordamerika thätig. Er zog jahrelang mit Garrison im Lande umher, stiftete Vereine, hetzte gegen den Süden und gab sich vor allen Dingen Mühe, die Lehrer, Prediger und die Jugend in den Schulen zu fanatisiren. Diese Generation wuchs heran und wollte die eingesogenen Lehren im Leben verwirklichen. Im Juli 1835 brach ein von weißen Abolitionisten geleiteter Sklavenaufstand im Staate Mississippi aus. Dieser steigerte die Erbitterung im Süden; das Volk wurde geradezu grimmig, ging mit allen Abolitionisten, die sich betreten ließen, bös um und protestirte laut gegen die verrätherischen Umtriebe im Norden. Eine Versammlung zu Williamsburg in Virginien erklärte, daß man jedes Werkzeug der Abolitionisten mit dem Tode bestrafen werde; die Legislatur von Georgien setzte 5000 bis 50,000 Dollars Prämien auf die Köpfe von Wühlern wie Garrison, Thompson, Phelps und Arthur Tappan.

Die Freunde der Bundesverfassung und des friedlichen Einvernehmens mit den Bundesbrüdern im Süden sahen auch im Norden mit großer Ungunst auf das Treiben der Abolitionisten, und der öffentliche Unwille gegen diese machte sich in sehr derben Demonstrationen Luft. Das geschah in amerikanischer Weise. Man jagte die Versammlungen der Abolitionisten auseinander, demolirte die Wohnungen der Hauptmeuterer, z. B. Tappan's in New-York und sogar in Boston legte der Mob einen Strick um den Hals Lloyd Garrison's und zog so den „Menschenfreund" durch die Straßen, ohne ihm jedoch weiter etwas zu Leide zu thun.

Präsident Jackson lenkte in seiner Botschaft vom December 1835 die Aufmerksamkeit des Kongesses auf die im Süden herrschende Aufregung, „welche hervorgerufen wurde durch Versuche, vermittelst der Post gewisse an die Leidenschaften der Sklaven gerichtete Brandschriften und Drucksachen zu verbreiten, die alle darauf berechnet sind, die Neger zum Aufstand aufzureizen und alle Schrecken eines Sklavenkrieges hervorzurufen." Der Präsident warnte eindringlich vor den „verfassungsfeindlichen und nichtswürdigen Versuchen" der Abolitionisten und gegen „die Emissäre des Auslandes, welche es gewagt haben, sich in diese Angelegenheit zu mischen." Er empfahl ein Gesetz, das unter schweren Strafen verbieten müsse, in den südlichen Staaten aufreizende, die Sklaven zum Aufstand stachelnde Druckschriften durch die Post zu verbreiten.

Man sieht, wer den Zwist schürte. Der Süden, in welchem früher so manche wohlgemeinte Bestrebungen für die Emancipation auftauchten, wurde kopfscheu gemacht und erbittert. Durch den Fanatismus der Abolitionisten, die Raub-, Mord- und Brandpredigten, verlor er den Geschmack an der Sache. Die südlichen Philanthropen, die es in der That ehrlich gemeint hatten, mußten nun schweigen, schon deshalb, um nicht als Gesinnungsgenossen und gleichsam als Hehler und Begünstiger der nördlichen Fanatiker zu erscheinen. Und nun wurzelte auch die Sklaverei in den sogenannten Vorderstaaten, von Maryland bis Missouri, fest, wo sie ohne Zweifel allmälig verschwunden wäre, wenn der natürliche Verlauf der Dinge nicht durch die Abolitionisten gestört worden wäre.

Der erste Staatsmann, welcher mit dem Plane zu einer Trennung der Union hervortrat, war kein Südländer, sondern ein nördlicher Antisklaverei-Propagandist, John Quincy Adams aus Massachusetts. Er überreichte 1839 eine Petition im Repräsentantenhause des Kongresses, welche um Auflösung der Union bat. Der Kongreß entgegnete, daß Adams durch die Ueberreichung dem gesammten Volke der Vereinigten Staaten die gröbste Beleidigung zugefügt habe. Auch die Secession ist eine Erfindung der Abolitionisten; sie haben in dieser Beziehung den Vorrang.

Wir haben in früheren Aufsätzen (Nr. 10 bis 13) ausführlich geschildert, wie durch die Agitation in der Sklavenfrage die Union in der That zu Grunde gerichtet worden ist, und gehen hier nicht weiter darauf ein. Es kam uns nur darauf an, das Wesen und den Charakter des Abolitionismus zu erläutern, und vielen durchaus irrigen Vorstellungen entgegen zu treten, welche noch immer im Schwange gehen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die wahre Menschenfreundlichkeit und die Humanität keine ärgeren Feinde haben, als die Abolitionisten, und daß der Unterjochungskrieg, welchen der nördliche Theil der Unionsstaaten gegen die südlichen führt, mit der Freiheit und dem Fortschritt auch nicht das Allermindeste zu schaffen hat.

Briefe über Polen.

Von **Dr. J. Caro.**

I.

Landschaft, Wälder, Dörfer und Bauern.

Aus Kujawien.*)

— — Die Witterung blieb dieselbe, während mich Dampfwagen und Rossegespann in geschäftigem Wechsel über die Grenze deutscher Sprache, deutscher Sitte, Gewohnheit und Arbeit trugen. Die Sonne strahlte ausdauernd mit um diese Zeit ungewohnter Wärme, wolkenfrei und hell blieb der Himmel in der Nacht. Klima und Temperatur lassen sich bekanntlich nicht durch Mauthgrenzen durchschneiden, und die Zephyre und Stürme und die schwertropfigen Wolken und die flinken Strahlen der Sonne und des Mondes, sie alle spotten der Paßgesetze, und gleich lockeren Vögeln fliegen sie über die Schlagbäume und Ketten, ob diese schwarz-weiß oder gravitätisch schwarz-gelb oder sonstwie angestrichen sind. Und dennoch ist's anders hier hüben. So wie man dem Zollhause den Rücken gewandt hat, ergreift einen, statt des erhofften Eindrucks der Frische, den sonst der Wechsel erzeugt, eine dumpfe Empfindung der Unbehaglichkeit, ein unklares Gefühl der Unzufriedenheit. Als wir noch in der seligen Romantik der dreißiger Jahre standen und ganz Jung-Deutschland in unpolitischem Gefühlskultus mit dem „unglücklichen Polen" sympathisirte (das freilich zumeist nur durch die graziensen Emigranten, die unsere Bälle, Thees und Gesellschaften durch wilde Lebhaftigkeit derangirten, gekannt war), als sich noch abenteuerliche Vorstellungen von dem großen Civisationspopanz, Rußland, von Kopf zu Kopfe trugen, als der gefürchtete Briareus, Nikolaus I., noch am Leben war, damals empfand auch jeder Reisende dieses Gefühl der Trockenheit, der

*) Kujawien, eine Provinz von Groß-Polen, bestand aus den Woywodschaften Brzesc-Kujawski, Inowraclaw und dem Gebiete Dobrzyn. In der Piastenzeit bildete es ein Herzogthum. Red.

Dürre, aber man glaubte es auf politische Ursachen zurückführen zu müssen. Der „Geist des Gesetzes", sagte man, liegt in der Luft, die Tyrannei nimmt dem Himmel die Sättigung der Farben, pflückt von der Erde das quellende Geschmeide des Grün. Die Knute zieht einen Flor über die Augen unserer Seele, und darum spiegelt sich Alles ermattet in ihr ab. Das klingt so, daß man's in Verse bringen könnte. Aber dermalen herrscht ein gutmüthiger Regent, der die Soldaten weder prügeln noch hungern läßt, und Milde und Menschlichkeit strömen von seinem Throne wie nie zuvor von dem eines russischen Czaren, — und dennoch, wenn man über die Grenze kommt, ist's anders als drüben.

Wie denn anders? Schon auf den letzten Strecken auf preußischem Boden mahlen die Wagenräder in unwirthlichem Sande, der nur von brandigem Moose zusammengehalten wird; die Forsten, ein unsauberes Gestrüpp von Kiefern und Fichten, verrathen, daß wir in den äußersten concentrischen Kreis eines in Bewegung gesetzten Kultur-Organismus getreten sind; der Förster ist nicht mehr so frisch hinterher; bis hierher verirren sich schwerlich die Kontrolen, und was will das sagen, wenn er auch alle zehn Jahr einmal eine „Nase" bekommt? Hinter dem Zollhaus aber hört der Wald auf; um die Mauth herum hat man ihn erhalten, um das Schmuggeln und Paschen zu erleichtern, dahinter aber streckt sich, wie langweilig gähnend, die lehmige und sandige Ebene. Die breiten Saatbeete des deutschen Ackersmanns sind verschwunden, die rasch aufeinander folgenden Furchen, zwischen denen sich kleine, kuppenartig hinziehende Rücken wölben, bezeugen eine andere Methode des Pflügens — eine Verschwendung des Raumes und der Ertragfähigkeit des Bodens. Die Buntscheckigkeit deutscher Felder, auf denen sich tausend Westenfleckchen wechselnd ausbreiten, und die ein Stück erhabener Geschichte, die Gemeinde-Entwickelung, gleichsam symbolisch darstellen, sind nicht mehr zu sehen, dafür melancholisch ausgedehnte schlecht bestellte Aecker, und — was die Oede und Unbehaglichkeit am meisten hervorruft — kein Baum, kein Strauch, und darum wohl auch nicht die Mannigfaltigkeit der Vögel, keine Bachstelze, Grasmücke, keine Drossel, kein Zeisig — nur Sperlinge, Lerchen und zahllose graue Krähen, die mit einer Art winterlicher Theilnahmlosigkeit stumpf durch die Aecker schreiten. Nur ab und zu wiegt sich auf der Feldmark eine trauernde Birke oder eine vom Sturm gekrümmte, verbogene Kiefer oder auch ein steifer Holzbirnbaum. So geht's ein paar Meilen fort; polnische Meilen sind mörderisch, sagt das Sprichwort, und es hat Recht. Was der gemeine Mann eine Meile nennt, hält gut $1^1/_4$ geographische aus.

Jetzt kommen wir wieder in einen Forst. Mein Postkutscher ist ein echt slawischer Junge von 14 Jahren; seine Haare sind blond, aber nicht so blond wie die der Deutschen; dem deutschen Blond ist namentlich in weiterer Entwickelung etwas Braun eingesprengt oder vielmehr eingesogen, dem slawischen Blond scheint eine Beimischung von Ockergelb inne zu wohnen. Der Postillon ist ein „Beamter", darum hat man ihm das Haar militärisch geschnitten, sonst würde er es lang tragen, und so regelmäßig gradlinig hinten abgeschoren, als sei es über dem Lineal geschehen. Seine Stirn ist flach, das Auge wasserblau, die Nase klumpig und die Nasenflügel sind so tief eingerissen, daß sie wie die Klappen der Paletottaschen über der Werkstatt des Riechapparats herniederhängen. Der Mund ist nicht breit, die Lippen sind eher platt als wulstig, das Kinn tritt nicht hervor, und wenn er die Kravatte eines deutschen Professors trüge, dann würde es sich bei Bejahungen oder bei bedenklichem Kopfschütteln ab und zu in der Binde verlieren. So sehen sie alle aus, die in Polen arbeiten, und wenn irgendwo die körperlichen Formen mit der Art und Richtung und dem Umfang der psychischen Anlagen in irgendwelcher Wechselbeziehung stehen, so ist das hier der Fall. Doch darauf komme ich noch zurück.

Wir sind jetzt, wie gesagt, im Forst. Mein Postkutscher kehrt sich um und schaut mir verstohlen in's Gesicht. Die Cigarre und das Feuer, das ich ihm reiche, indem ich ein paar Worte in fließendem Polnisch dabei hören lasse, geben ihm die Versicherung, daß ich den Strom seiner Redelust gern entgegennehmen und verstehen werde, daß ich nicht schlafen will und daß ich nicht von der Sorte bin, die ihm ein: „Halt's Maul, Du Hundeblut" zurufen. Er spricht, wie alle polnischen Bauern, kräftig, laut, singend und doch sehr eintönig; der ganze Tonwechsel seines Ausdrucks bewegt sich innerhalb zwei bis drei ganzen Tönen der Skala mit allen dazwischen liegenden Abstufungen; er spricht in flüssigen Satzreihen, die sich jedoch niemals zu einer gekünstelten Periode verschlingen; er gebraucht nur in seltenen Fällen die Passivformen, die allerdings auch der Genius seiner Muttersprache, wie überhaupt bei den modernen Sprachen, nicht mit dem antiken Reichthum der Formen entwickelt hat. Aber das ist wohl nicht der Grund bei der Sprache der Bauern, sondern jene zuweilen komische, gemüthliche Naivetät, die auch unsere Kinder erst sehr spät Wesen und Anwendung der Passivformen begreifen läßt; der polnische Bauer spricht, wie gesagt, nicht in Perioden, aber aus coordinirten Hauptsätzen aneinander gefügte Satzgruppen bilden die Struktur seines Gedankenausdrucks; jede solcher Gruppen leitet er mit einem langgedehnten, offenen, einfachen Laute ein; eigentliche Diphthonge hat die Sprache nicht. Er gestikulirt nicht, gar nicht, aber zwischen jenen Satzgruppen macht er, dem Fremden ungewohnte, Pausen, während welcher er irgendwie mit einem Geräth hantiert (auf dem Wagen mit der Peitsche, in der Schenke mit der Flasche), oder er blickt ohne Direktion des Auges glasig in's Blaue hinein; er spricht gern und setzt in der Form seiner Erzählung fast immer voraus, der Hörer kenne die darin vorkommenden Personen. Er bezeichnet sie daher meistens mit dem Demonstrativpronomen (ten, ta, to) das etwa unsere bestimmten Artikel vertritt; so ist er, wie in der Regel Menschen, die viel im Zusammenhange mit der Natur leben, breit, gemüthlich, am Detail lange verweilend. Heldenstückchen, Holzereien mit ruhmrediger Hervorhebung der eigenen Betheiligung, erzählt er höchst selten, — dagegen am liebsten Schlaufüchsereien, gewundene Prozesse, Familiengeschichten, Judenprellereien, Schelmereien u. dergl., aber nie mit zugespitztem Witz, sondern stets mit ungeschlachtem, brutalem Humor auslaufend.

Die viel berufene Unterwürfigkeit des polnischen Bauers ist eitel Heuchelei. Vor dem gegenwärtigen Schlachtschitz ist der Bauer von ungemessener Ergebenheit; er steht mit dem Hut in der Hand und begleitet jede Antwort, jeden Satz mit einer tiefen Verbeugung (padam do nóg, wörtlich: „ich falle zu Füßen"); von dem abwesenden Edelmann aber spricht er mit demokratischer Ungebundenheit; der ist dann ebenso gut ein „Hundeblut, ein Dieb, eine Hundeseele, eine Bestie, ein Teufel", wie der Kollege des Bauern im Stall. Ebenso verhält er sich dem Geistlichen gegenüber. Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie zart und fein der Bauer einen Unterschied zwischen geistlicher und weltlicher Thätigkeit des Pfarrers macht. Von geistlichen Dingen redet er nicht, die sind ihm zu hoch, zu heilig, als daß irgend welche Idee darüber sich in seinem Kopfe ausbilden sollte; er prüft nicht, er reflektirt nicht, er raisonnirt nicht, — er gehorcht. In weltlichen Sachen aber, was Feld und Acker angeht, ist er so klug wie der Priester; da läßt er, wenn er Ursache hat, mit dem Schwarzrock unzufrieden zu sein, ohne Skrupel „dreihundert Teufel ihn holen, den Blitz ihn erschlagen, und wenn er ihn kriegte, würde er ihm den Hals abschneiden." Aber während er in der Hitze oder Galle seiner Erzählung mit dem besprochenen Edelmann ohne alle Förmlichkeit umspringt, vergißt er selten, selbst wenn er schimpft, dem Probst das appositum ornans „Herr" (Pan) beizulegen.

Aber kommen wir denn gar nicht aus dem Walde heraus? Bald, aber sehen wir ihn uns erst an. Wie liederlich! Die Lichtung ist ohne alle Nachsicht, ohne die leiseste Fürsorge für die Zukunft geschehen; er ist stellenweis so radikal (oder wie der Volksmund sagt, so rattekahl) aus- und abgehauen, als ob ein amerikanischer Farmer sein Blockhaus hätte hineinbauen wollen; und das wird so fortgehen, denn zwei Preußen (und das ist es, was mir

mein Postkutscher erzählt) haben den Wald auf neun Jahre gekauft. O, es ist ein großer Wald; früher waren Wölfe und Räuber darin. Die Kaufleute können mit dem Walde machen, was sie wollen; sie schwemmen das Holz auf der Wkra und Drewenz nach Preußen hinein. Aber es klebt kein Segen an dem Gelde dieser Preußen, sagte der Postillon, denn als der Besitzer die 11,000 Thaler auf einen Tisch ausgezahlt bekommen hatte, reiste er zu seiner Tante auf Besuch; dort spielte er und ließ das ganze Geld und den Ertrag der nächsten Ernte in einer Nacht. „O, das Hundeblut von Frauen, sagte der Postillon, ist noch viel schlimmer als die Männer." —

Weit ab vom Walde liegt ein Dorf. Ueberall auf Erden vertritt die ackerbautreibende Landbevölkerung das konservative Prinzip. Es ist sehr zu beklagen, daß die „Junker und Pfaffen" diesen Begriff so sehr in Mißkredit gebracht haben. Und doch ist es für Den, welcher noch nicht im absoluten Utilitätsdogma jede Spur von Gemüth verflüchtigt hat, ein so sympathisch anklingender Grundgedanke. Den Landmann

> . . . . . non populi fasces, non purpura regum
> Flexit, et infidos agitans discordia fratres;
> Aut conjurato descendens Dacus ab Istro;
> Non res Romanae, perituraque regna . . . . .

Solch ein Bauerndorf spricht zu uns, wie ein heiliges Symbol der Kontinuität des Geistes. In seinem phönixartigen Wiedererstehen in gleicher Form, in gleicher Anlage, in gleicher Idee sprechen gewissermaßen die Jahrhunderte zu einander, und in dem Wirbeltanze der Völker, in dem Kreisen und Drehen seiner Schicksale ist dieser ländliche Konservatismus der centripetale Punkt, der naiv die rastlosen Wandlungen anschaut und sich nicht anfechten läßt.

Die polnischen, die slawischen Bauern im Allgemeinen bauen ihre Dörfer noch ebenso, wie ihre Urväter, die Zeitgenossen des Marius und Sulla, und später deren Nachkömmlinge bis an die Ufer der Elbe hin, bis an Thüringens Grenzen sie gebaut haben. Der Grundgedanke des Plans ist aus der Natur geschöpft. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen, — die Köpfe strecken sich dicht in der Mitte zusammen und mit den Hinterfüßen schlagen sie mächtig dem schnobernden Wolf oder Bären auf den lüsternen Kopf —, so ungefähr sind die polnischen Dörfer angelegt. In ovaler Rundung liegen die Häuser, hinter denen die Felder grenzen, aneinandergereiht; nur ein Zugang führt in's Dorf hinein, dort muß man auch wieder hinaus. Nach innen gekehrt sind die Köpfe der Häuser, eine Art hölzernen Vorbaues, mit den sogenannten „Lauben" der schlesischen Gebirgsstädte vergleichbar, die fast regelmäßig auf drei Säulen ruhen. In dem linken Zwischenraum ist die Thür durchgebrochen, in dem rechten ein kleines vierscheibiges Fenster. In dem eingeschlossenen Dorfraum reckt sich langhin, mit Schlamm, Froschlaich und grünen Schellerchen überkrustet, „das Wasser" oder „der See"; am Rande wackeln ein paar Enten schwerfällig herum, und einige Gänse recken beim Herannahen eines Menschen heiser schnatternd die langen Hälse. Neben dem „Wasser" oder bei dem Schenkhause (Szynkownia, Oberza) steht der Brunnen, dessen Eimer mit langer Stange am Kreuzbalken hängt, und der mit weithin gellendem „Quietschen" (ein Onomatopoeon, das auch die Polen haben, kwiczec) heruntergelassen und heraufgezogen wird.

Was aber ganz besonders das Aussehen der Dörfer so öde und trostlos macht, ist der vollständige Mangel an Bäumen. Im Posenschen, wo polnische und deutsche Dörfer und Besitzungen durcheinander gesprengt sind, da kann man schon aus weiter Ferne die Nationalität der Besitzer erkennen. Deutsche haben immer ein Gärtchen vor oder hinter dem Hause, ein paar Pappeln oder Weiden, oder gar eine breitästige Linde und ein überranktes Fenster, und wäre es auch nur mit rothblühenden Bohnen. Fast niemals sieht man dergleichen beim polnischen Bauer; er schlägt alle Bäume um, außer der Holzbirne; — diese läßt er stehen aus religiöser Scheu, weil die Holzbirne den alten slawischen Göttern geweiht war, und dort wie bei uns das alte Heidenthum mit tausend Beziehungen in unsere Zeit und in die modernen Anschauungen hineinragt. Hat der polnische Landmann einen Obstgarten, dann ist der Boden mit Steinen und Unrath besäet, und dünne, niedrige Bäumchen tragen saure Schwarzkirschen oder kleinkernige Zwetschen, oder Holzäpfel zum Einlegen in's Sauerkraut. — Ebenso scheint er das dichte Gehege zu hassen. Quergelegte, einfache Planken, die einen Besitzraum abschließen, sind schon ein Zeichen von hervorragender Wirthlichkeit.

Immer dasselbe. Gewiß, so sahen die Dörfer auch aus, als die armen Bewohner vor sechs- bis siebenhundert Jahren die angaria und perengaria zu leisten hatten, als sie vom Pfluge die Pferde ab- und der Karosse des Herrn vorspannen mußten (powoz, przewod), als sie Pflugsteuer (poradlne) und Herrendienst leisteten, als sie zu Burgen-, Gräben- und Brückenbau (wywoz, mostne), zum Wälderlichten (wymed), zum Wachdienst (stroza), zum Wegeweisen und zur Geleitsmannschaft (podwody) und zu Schergendiensten (slad) verpflichtet waren, und hundert andere Lasten, Lieferungen, Abgaben und Leistungen tragen mußten.

Wohnt der Gutsherr auf dem Dorfe, so pflegt der Herrenhof an der Schmalseite des Ovals zu liegen. Dort werden wir eine vollständig andere Gattung von Bewohnern und andere Verhältnisse kennen lernen, mit denen wir dann in die Stadt gehen wollen, um uns

> . . . . . . superba civium
> Potentiorum limina

anzusehen; doch dies in folgenden Briefen.

Ein Ausflug nach Ladakh und Kaschmir.

Lastträger und Straßen im Himalaya. — Riesentreppen, Hängebrücken und Pässe. — Spaziergang eines Gottes. — Vielmännerei. — Herrnhutermission. — Seelenwanderung. — Buddhistenklöster und Betcylinder. — Das Thal von Kaschmir. — Charakter der Bewohner. — Der in eine Biene verwandelte Tyrann. —

Das Reisen im Himalaya ist sehr lohnend, aber auch in hohem Grade beschwerlich. Unsere Landsleute, die Gebrüder Schlagintweit, haben davon zu erzählen gewußt und kamen doch als erprobte Alpenwanderer nach Indien. Aber die Engländer in diesem Lande bezeichnen schon jetzt einen Wanderzug von vier- oder fünfhundert Stunden Weges als einen „Trip", gewissermaßen als Spaziergang.

Im vorigen Jahre machten Oberstlieutenant Torrens und Lord W. Hay solch einen Ausflug, welchen sie anziehend beschrieben haben. Nachdem sie den nöthigen Reisebedarf in „Khiltas" verpackt hatten, luden sie diese den Trägern auf, denn von Lastthieren konnte in vielen Gegenden, welche sie durchzogen, keine Rede sein. Täglich mußten sie mit den Trägern wechseln und fünfzig oder sechszig neue miethen. Das hatte keine Schwierigkeit, denn die armen Bauern im Himalaya nehmen gern einen solchen Verdienst mit und befördern auch Kaufmannsgüter. Die beiden Eng-

länder hatten, außer den Leuten, welche sie unterwegs zeitweilig mietheten, fünf und dreißig langhaarige, stämmige Ladakhis bei sich; diese machten die Reise von Anfang bis zu Ende mit.

Die Karawanenstraße, sagt Torrens, welcher wir sehr häufig folgten, war oft von seltsamer Art, eine wunderliche Straße! Wir klimmten auf „Stufen" hinan. Das sind einst Treppen gewesen, welche den Titanen ihren Ursprung verdankten, aber Jahrtausende lang ist Schnee geschmolzen, Bergströme sind herabgebraus't, der Wassertropfen hat seine Wirkung gethan, und so waren im Hochgebirge diese Stufen und Treppen, wenn der Ausdruck für diese Gebirgspfade erlaubt ist, in einem Zustande, von dem man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man sie gesehen hat. Nicht selten ließen die Reisenden sich von den kräftigen Kleppern, die im Berglande gezüchtet werden, bergan schleifen; sie packten den Schweif der Thiere und kamen auf solche Weise vorwärts. Abgründe und Ströme wurden auf schwankenden Hängebrücken überschritten, oder man setzte über Flüsse vermittelst der Deris, das heißt aufgeblasener Ochsenschläuche.

Auf solchen Wegen kam Torrens nach Kulu, wo ein englischer Kommissarius wohnt. Dort hatte er einen Anblick der ihm neu war. Auf einem Scheiterhaufen lag die Leiche eines Zemindar, großen Grundbesitzers; vor demselben stand der Sohn des Verstorbenen und erfüllte die kindliche Pflicht, das Feuer zu schüren, bis seines Erzeugers Fleisch und Bein zu Asche verbrannt war.

Bemerkenswerth war der Spaziergang eines Gottes zu einem heiligen Quell. Die Andächtigen ließen den Gott auf- und niedertanzen. Er bestand aus zusammengewickelten rothen Zeuglappen, Federn, Kuhschwänzen und anderen derartigen Zuthaten. Torrens meint, er habe neu nicht mehr als fünf Schillinge gekostet, aber die Gläubigen waren mit ihm zufrieden und brachten ihn andächtig in den Deota oder Tempel zurück. In jener Gegend gelten auch die Schlangen für geheiligte Thiere.

Torrens und Hay überstiegen den 13,000 Fuß hohen Rotang-Paß und kamen dann über den Fluß Tschandra vermittelst einer etwa einhundert Fuß langen, aus Birkenseilen verfertigten Hängebrücke. Die englische Regierung ist oftmals angegangen worden, an dem wichtigen Uebergangspunkte bei Kokfar eine ordentliche Brücke herstellen zu lassen, aber bis jetzt vergebens. Und doch beziehen auf dieser Straße die Shawlfabrikanten des Niederlandes die feinste Ziegenwolle von Rudokh und anderen Gegenden des Hochgebirges, diese reine und feine Puschm. Jetzt wird sie oftmals mit einer geringern Qualität versetzt.

In Lahul schlugen alle Leute die Hände über dem Kopfe zusammen, und weshalb? Die Engländer wuschen sich mit kaltem Wasser am ganzen Leibe. Das war unerhört in jenen Gegenden, aber die Eingeborenen fanden es ganz in der Ordnung, daß eine Frau mindestens zwei Männer hat. In Ladakh herrscht bekanntlich die Mehrmännerei, Polyandrie.

In Kailang (Kyelang) fanden die Reisenden eine Mission, welche von drei Herrnhutern im Jahre 1857 gegründet worden ist. Man hatte jedem von ihnen aus Europa über Kalkutta ein Mädchen geschickt, das er heirathete, obwohl er nie zuvor die ihm bestimmte Ehegenossin gesehen hatte. Die Reisenden, welche natürlich eine sehr freundliche Aufnahme fanden, wunderten sich darüber, aber wir in Deutschland wissen, daß diese Art der Ehestiftung bei den Herrnhutern ganz gewöhnlich ist.

Die christlichen Missionäre finden, wie wir schon mehrfach hervorgehoben, bei den Negern ein großes Hinderniß für ihre Bekehrungsversuche, weil sie die Vielweiberei nicht gestatten; bei den Mohammedanern scheitern sie an der Doktrin des Fatalismus und weil sie einen dreieinigen Gott predigen; bei den Buddhisten richten sie nichts aus, weil man ihnen die Lehre von der Seelenwanderung entgegenhält, und an dieser haften die Buddhisten. Wenn man, sagten die Herrnhuter in Kailang, einen solchen mit Güte und Wohlwollen behandelt, so ist er nicht etwa dankbar dafür, sondern sieht darin nur das Resultat guter Handlungen, die er in einem frühern Zustande seiner Existenz geübt hat. Mißgeschick betrachtet er als Strafe für Sünden, die er einmal in irgend einer frühern Existenz gethan. Die Theorie von Belohnung und Bestrafung kann überhaupt manche sittliche Nachtheile haben. Jene Herrnhuter sind musterhafte Leute, denen es an Eifer nicht fehlt, sie haben aber mit ihren Bemühungen gar keinen oder doch nur sehr geringen Erfolg gehabt.

Der Long Latscha-Paß, welchen Torrens und Hay überstiegen, hat eine Höhe von 17,000 Fuß über dem Meere. Sie waren also nun auf einem Punkte, so hoch, als ob man den Brocken auf den Montblanc gethürmt hätte, und empfanden die Einwirkung der dünnen Luft.

Ueber den Einfluß der Höhe auf den Menschen haben die Gebrüder von Schlagintweit, welche den höchsten von Menschen begangenen Paß, den Ibi Gamin, 20,450 Fuß Meereshöhe, überstiegen und in dessen Nähe sogar einen Gipfel von 22,259 Fuß erklimmten, interessante Bemerkungen mitgetheilt. Anfangs litten sie schon bei 17,000 bis 18,000 Fuß Höhe, nachdem sie aber einige Tage in der dünnen Luft verweilt hatten, empfanden sie selbst bei 19,000 Fuß nur geringe, rasch vorübergehende Beschwerden. Sie meinen aber, daß ein längerer Aufenthalt von nachtheiligen und bleibenden Folgen für die Gesundheit sein werde. Die Beschwerden bestehen in Kopfweh, Schwierigkeit zu athmen, Reizung der Lungen, zuweilen in Blutspeien, in Mangel an Eßlust und allgemeiner Abspannung. Aber sobald man wieder in tiefere Regionen herabkommt, verschwinden diese Uebelstände fast augenblicklich.

Torrens bemerkt, daß an der englisch-tibetanischen Grenze die Wölfe sich ganz ungeheuer vermehrt hätten, seitdem die englische Regierung den Landesbewohnern das Tragen von Schießgewehren verboten habe. Er sah auch das wilde tibetanische Pferd; es ist auf keinen Fall, wie man oft angenommen, eine Art von wildem Esel, sondern entschieden ein Pferd; Torrens und Hay hörten genau, daß es wiehert.

Buddhistische Klöster sind auch in Ladakh sehr häufig, aber zumeist in keineswegs glänzenden Vermögensverhältnissen. Ein Mönch erbot sich, einen schweren Mantelsack acht Stunden weit für drei Silbergroschen zu tragen.

Die bekannten Betcylinder, Gebetrollen oder Walzen, von denen die Reisenden bei Busquo eine große Auswahl fanden, sind immer im Gange. Beim leisesten Anstoße bewegen sie sich; jede Umdrehung der beschriebenen Rolle repräsentirt ein Gebet, und so kann man ohne erhebliche Mühe und viel bequemer als es vermittelst des Rosenkranzes geschähe, sein Gebet an Buddha befördern. Der andächtige Mensch, welcher an einer Gebetwalze vorübergeht, giebt derselben einen Stoß und sie verrichtet dann das, wozu sie da ist. Torrens fand auch eine solche Gebetrolle, welche durch Wasserkraft getrieben wurde; sie verrichtete die Gebete für die ganze Dorfgemeinde.

Zu Leh in Ladakh erhielten die Reisenden Kunde von Adolf Schlagintweit's Tagebuche, welches sie bald nachher in ihre Hände bekamen. Wir haben davon früher gesprochen (Globus I. S. 189.). In Leh sahen sie auch, daß die Frauen sich das Gesicht beschmierten, um recht häßlich zu erscheinen. Auch über diesen Gegenstand haben wir schon Mittheilungen gemacht und gehen deshalb nicht näher darauf ein.

Man kann sich in landschaftlicher Beziehung keinen schärfern Gegensatz denken, als die kahlen, kalten und düsteren Hochgebirge und Hochebenen Tibets und das grüne Thal von Kaschmir mit seinem milden Klima. Hier beschmuzen die Frauen nicht ihr Antlitz, sondern tragen das strohgelbe schöne Gesicht, in welchem große dunkle Augen wie Sterne erglänzen, offen zur Schau.

Der von Bergen umschlossene See bei Srinaggar, der Hauptstadt, hat solchen landschaftlichen Reiz und eine so liebliche Anmuth, daß selbst die Bootsknechte, welche doch tagtäglich diese

Gegend vor Augen haben, sich immer auf's Neue derselben freuen. Sie winden Wasserlotus um ihre Turbane, stimmen Gesänge zum Preise des Sees an und zu Ehren der schönen Mädchen, welche an demselben wohnen, und schlagen den Takt mit den Rudern. Leider wird der Genuß dieser landschaftlichen Reize durch die Stechmücken sehr beeinträchtigt.

Torrens war zehn Tage lang, während des Septembermonats 1861, in Srinaggar; das Wetter fand er wie in Mitteleuropa zur Julizeit. Im Januar und Februar ist Kaschmir ein Dorado für den Jäger; dann kommen Löwen, Leoparden, Hirsche rc. in die Ebene hinab.

Die Kaschmiris stehen weit und breit in sehr bösem Rufe. Sie gelten für unehrlich, unzuverlässig, lügenhaft und grob; sie seien, sagt man, allesammt Diebe und Leuteschinder; kein böser Ausdruck sei zu schlimm für sie. Sie machen, sagt Torrens, sich selber schlecht. „Wenn man mit einem Kaschmiri über einen seiner Landsleute spricht, so wird er mit Abscheu über ihn reden; er warnt uns vor ihm und sagt, man möge sich doch ja mit ihm nicht einlassen. Was Jedermann behauptet, daran muß doch wenigstens etwas sein, und allerdings stehen die Kaschmiris nicht unverdient in schlechtem Rufe; dieser ist sprichwörtlich geworden und man hat ihn in Verse gebracht."

Die Kaschmiris sind ein schöner Menschenschlag, offenbar brahminischen Ursprungs; in alten Zeiten waren sie glücklich und haben darüber noch manche Sagen, aber dann kamen Jahrhunderte entsetzlicher Bedrückung; das goldene Zeitalter war vorüber.

Im Jahre 1315 bestieg Schems ud din den Thron und führte den Islam ein; 1586 eroberte der Großmogul Akbar das Land; 1572 wurde dasselbe vom Afghanen Ahmed Schah und 1819 von den Sikhs unterjocht. Die Eroberer betrachteten Kaschmir wie eine Citrone, die man auspressen müsse. Nachdem die Engländer das Pendschab 1846 den Sikhs abgenommen hatten, gaben sie Kaschmir an einen Mann aus Naudschit Singh's Herrscherhause. Dieser, Gholab Singh, übte ärgern Druck und war noch habsüchtiger als irgend ein Tyrann vor ihm; „er sog dem Volke Blut und Mark aus, er war in der That dessen Schinder."

Die Kaschmiris haben auch manche gute Eigenschaften, sie sind fleißig und betriebsam und die Familienbande sind streng; auch üben sie in religiöser Beziehung Duldsamkeit und haben Geist.

Vor einigen Jahren starb der Tyrann Gholab Singh. Da erklärten die Pandits (Priester), der Herrscher sei in eine Biene verwandelt worden, und von nun an sollten die Bienen geheiligte Thiere sein. Die Gholab Singh-Biene aber fand es angemessen, sich von einem Fisch aufschnappen zu lassen. Die Geistlichkeit erließ nun ein Verbot, demgemäß kein Kaschmiri einen Fisch fangen solle. Aber für Tausende von Leuten waren seither Fische ein Hauptnahrungsmittel gewesen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als zu verhungern oder nach wie vor Fische zu fangen und zu essen. Sie waren gescheidt genug, das Letztere zu thun.

Aus den südabessinischen Landschaften.

Pater Massaja aus Kaffa vertrieben. — Vordringen des Mohammedanismus in Limu-Enarea. — Der Godschab mündet in den indischen Ocean. — Léon des Avanchers bei den Ilmorma. — Der Baro-Sobat und dessen Quelle. — Ethnographische Angaben. — Die Lufterscheinung Gobar. — Die Galla und die Sidama. —

Wir haben früher schon des katholischen Missionars Massaja erwähnt. Jetzt bringt das Bülletin der pariser geographischen Gesellschaft einen Brief von ihm an Anton d'Abbadie. Das Schreiben ist datirt Limmu 1. December 1861 und enthält im Wesentlichen Folgendes:

„Ich will von den Galla- und Sidama-Ländern reden, wo sich unsere Mission befindet. Aus Kaffa bin ich vertrieben worden; man hat sich ein höchst unwürdiges Benehmen gegen mich erlaubt; man wollte drei eingeborene Priester durch Drohungen aller Art zum Abfall von ihrer Pflicht verleiten; sie blieben aber standhaft. Aber Gottes Zorn wurde sichtbar (!!) an dem Schicksal, welches die Personen ereilte, auf deren Antrieb meine Ausweisung erfolgte; sie starben binnen zwei Wochen. Am 9. September kam ich hier in Limmu an. Ihr (Abbadie's) alter Freund Abba Bagibo starb am 24. September; er hatte den mir und dem Lande Kaffa geleisteten Eid wegen meiner Hierherkunft nicht gehalten. Das erschreckte Kaffa hat nun binnen zwei Monaten schon drei Gesandte an den jungen König, Abba Bagibo's Sohn und Nachfolger, geschickt, um mit mir Frieden zu schließen, über den wir gegenwärtig unterhandeln.

Abba Bagibo starb als fanatischer Muselmann, aber seitdem unsere Priester erschienen, hatte er starke Gewissensbisse, die er auf dem Sterbebett offenbarte. Der Regierungswechsel ging ohne Ruhestörungen vor sich, aber der neue Fürst ist noch mehr fanatischer Muselmann als sein Vater, obwohl er viel gelernt hat. Vielleicht geht er klug zu Werke, denn der Islam hat in Limmu sehr an Kraft gewonnen, und fast die Hälfte der hinterbliebenen Söhne des verstorbenen Herrschers besteht aus fanatischen Fukara.

In allen diesen Gegenden ist man in großer Besorgniß vor dem abessinischen Kaiser Theodor, welcher diese Galla- und Sidama-Fürstenthümer zu unterjochen droht.

Wenn Europa ruhig und im Besitz von Aegypten wäre, so wünschte ich, daß eine Expedition den Weißen Strom herauf käme. Es ist ja jetzt kein Geheimniß mehr, daß der Barofluß das Land der Gabba-Galla berührt; ich habe hier einen sehr intelligenten Priester aus diesem Lande; auch weiß man, daß der Weiße Strom bis nahezu an die Grenze von Kaffa kommt. Als ich mich in Kaffa befand, konnte ich Nachrichten von Priestern erhalten, welche sich unter den Barri befanden, und erhielt auch Kunde über die von Chartum aus unternommenen Expeditionen. Ich dachte wohl daran, zu diesem Zwecke in Kaffa Einleitungen zu treffen, aber für jetzt würde dergleichen nur Verdacht erregen. Man würde sich des ganzen Handels bemächtigen können, und ich glaube, es wäre nicht schwer, eine Straße nach Süden hin zum Indischen Ocean zu eröffnen, und zwar auf dem Flusse Godschab, welcher Kaffa und Kullo auf der Ostseite umströmt, dann von Gobo aus eine Wendung nach Süden macht und in den Indischen Ocean sich ergießt. Kaffa verhindert nach dieser Seite hin die Eröffnung des Handels, weil es Angriffe von den mit Schießgewehren bewaffneten Stämmen besorgt. Auf den Höhen von Kullo, welche sich nach Süden hin verlängern, liegen an der westlichen Seite die Quellen des Weißen Stromes in einem See, welcher Aehnlichkeit mit dem See von Tzana (— in Abessinien, durch welchen der Blaue Nil strömt —) hat; auf der Ostseite fließt der Godschab und auf diesem kommen arabische Barken bis auf geringe Entfernung heran.

4*

Ich schriebe gern noch ausführlicher, aber ich bin gebrechlich und sehr gealtert, muß am Stabe gehen, Gedanken und Beschäftigungen drücken mich nieder und mein Tod wird wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen." —

So weit Bischof Massaja. Ueber die Länder, welche Abessinien im Süden umlagern, als: Enarea-Limmu, Kaffa, Wollamo, Dschindschiro, sodann Guragne und Kambwat, haben wir in geographischer wie ethnographischer Hinsicht immer noch eine sehr dürftige Kunde. Vielleicht erfahren wir Näheres durch unsern Landsmann Ludwig Krapf, der im August vorigen Jahres seine neue Reise angetreten hat. Er wollte vom Indischen Ocean gerade in diese Gegenden vordringen und unter den Gallavölkern eine Mission zu gründen suchen. Allerdings müssen die Christen sich beeilen, wenn sie der Ausbreitung des Mohammedanismus einen Damm entgegensetzen wollen. Dieser macht überall in Afrika, im Norden des Aequators, reißende Fortschritte, und es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob die Christen im Stande sein werden, den Wettbewerb mit ihm auszuhalten. Der Islam hat, den Afrikanern gegenüber, den großen Vortheil, daß er die Polygamie gestattet, während die Christen dieselbe verbieten. Daran hauptsächlich scheitern die Bemühungen der letzteren.

Die obigen Mittheilungen Massaja's finden eine Ergänzung in nachstehendem Schreiben des Missionärs Léon des Avanchers, das gleichfalls an d'Abbadie gerichtet ist und das Datum: Gera, im Ilmormalande unweit Kaffa, 12. Juni 1861, trägt.

„Sie glauben, schreibt er, daß der Godschab einerlei mit dem Weißen Strom oder dem Sobat sei. Das hat man Ihnen wahrscheinlich in Limmu-Enarea erzählt, wo man mir dasselbe sagte. Aber der Godschab ist einerlei mit dem Jub, welcher unter dem Aequator in den Indischen Ocean mündet; unterhalb Kambat oder Kambata nimmt er den Gib (Dschib) auf, der aus Lag'amara kommt. Das Thal des Weißen Stromes ist von jenem des Godschab durch eine Gebirgskette getrennt, die einen Grad breit ist. Alle Gewässer Kaffas, südlich von Bonga, fallen in den Baro-Sobat, jene nördlich von Bonga in den Godschab.

Der Baro hat seine Quelle in einem See, vier Tagereisen südlich von Bonga (— dieses ist die Hauptstadt von Kaffa, etwa 7° 12′ N. Br., 53° 43′ Östl. L. —); diesen See kann man von den Bergen herüber, welche Sie auf der Südseite bemerkt haben und die von Suwro-Negern bewohnt sind, erblicken. Es wird wohl der Boo-See sein, von dem man mir in Sansibar erzählte; hier heißt er Bario und er ist wohl des Ptolemäus Nili palus orientalis. (—??—). Ich bat den König von Kaffa um Erlaubniß, dorthin zu gehen, und er versprach es mir auch (zwischen der Südgrenze von Kaffa und dem See ist das Land eine Einöde); aber die Muselmänner überredeten den König zu dem Glauben, daß ich einen Weg ausfindig machen wolle, um mit Soldaten zu kommen und sein Land zu erobern.

Alle Völker, welche zwischen den verschiedenen Zuflüssen des Godschab wohnen, sind Waratta und reden eine Sprache, welche von jener der Sidama und Ilmorma (Galla) verschieden ist. Spuren von früherer Civilisation sind allerdings vorhanden, aber von einer Schriftsprache habe ich noch keine Kunde. Sind die Waratta ein von der Küste heraufgetriebenes, von den Ilmorma verfolgtes Volk? Die Dschandschiro (— in Yangaro, das auch Dschindschiro heißt, dem Berglande zwischen Enarea und dem Godschab —) und Sidama haben eine und dieselbe Sprache und sollen auch von einerlei Abkunft sein. Die Küste von Zanzibar heißt Dschandschi oder auch Sidi. Haben nun die Ilmorma diese Völker in's Innere hineingedrängt? Ich finde, daß die Benennungen dieser Völker hier verschieden von jenen sind, welche ich an der Küste hörte; wohl aber sah ich, daß die Karte richtig ist, welche mir der Sayk von Brawa aufzeichnete; sie entspricht, einige Verbesserungen abgerechnet, der, welche Kapitän Harris über die südlichen Länder der Ilmormas entworfen hat. Nach Süden hin wohnt ein barbarisches Volk, welches von den Kafako, den Bewohnern Kaffas, als Sinbirra bezeichnet wird; es sind wohl die „Pygmäen" des Kapitäns Harris.

Ich habe Manches über die Afillo erfahren, welche westlich von den Walbago wohnen; sie gehören zu den Sidama-Amara und nicht zu den Falasa. Der König hat uns gebeten, ihm Priester zu schicken. Auch die Kambat sind, gleich den Walamo-Garo. Sidama Amara.

Massaja befindet sich in Kaffa (s. oben); seit zwei Jahren wankt seine Gesundheit. Er hat ein großes religiöses Werk in der Ilmorma-Sprache und ein anderes in der Sidama-Sprache geschrieben.

Am 24. Oktober ist er aus Kaffa vertrieben worden. Die Kafakos bestanden darauf, daß der frühere Brauch bleiben solle, und wollten demgemäß unsere Priester zum Heirathen zwingen. Drei derselben sind beigesperrt worden, und wollen eher sterben als sich fügen. Die Ilmormakönige sind für uns und Kaffa denkt schon daran, Frieden mit uns zu machen. Die Ilmormakönige behandeln uns besser als die sogenannten Amara in Kaffa, welche in jeder Beziehung hinter den Ilmorma zurückstehen." —

So weit Léon des Avanchers. Herr d'Abbadie bemerkt zu den vorstehenden Briefen Folgendes:

Ich verweilte zwölf Tage in Kaffa. Während der Zeit war die Luft vom Gobar erfüllt, einer noch nicht genügend erklärten Erscheinung. Sie verdunkelt die Atmosphäre und ist in Aethiopien bei trockenem, heißen Wetter häufig; von Bonga aus bemerkte ich, daß sie nach Süden hin sehr stark war, und ich konnte deshalb die von dem Missionär erwähnten Berge nicht sehen. Die mehrfach erwähnten Ilmorma sind ein kriegerisches Volk, das aus dem östlichen Aethiopien gekommen ist und einen großen Theil des Landes sich unterworfen hat. Die Ilmorma werden von ihren Feinden als Galla bezeichnet. Die Ilmorma ihrerseits belegen alle Völker, die keine Neger sind und die in Aethiopien vor ihnen eindrangen, auch noch schwache Reste vom Christenthum bei sich erhalten haben, mit dem Namen Sidama. Die Kafakos werden oft als Sidama bezeichnet. Aber was die Dschandschiro anbelangt, so beweisen meine Vokabularien, daß ihre Sprache verschieden ist von jener von Kambata, Gazamba, Waratta und Kaffa. Mein Dolmetscher war ein Dschandschiro, konnte aber die Eingeborenen der oben genannten Gegenden nicht verstehen; zur Verständigung diente die Sprache der Ilmorma.

Der Dschiggeteï, das wilde Pferd im russischen Daurien.

Dieses höchst interessante Thier ist vor nun beinahe einhundert Jahren von unserm Landsmanne Pallas genau beobachtet und beschrieben worden. Es hat etwa siebthalb Fuß Länge, und am Ende des eine Elle langen Schweifes eine starke Quaste kurzer, krauser Haare, welche, gleich der Mähne, schwarz sind. Das Fell ist im Sommer isabellgelb, über den Rücken läuft ein schwarzer, bis zur Schwanzwurzel reichender Streif; das Winterkleid besteht aus dickerm, etwas krausem Haar und fällt weit mehr in's Rostrothe als in's Bleichgelbe.

Der Dschiggeteï (oder Dschiggetaï) bildet den Uebergang vom

Pferd zum Esel, hat aber eine leichtere und feinere Gestalt als das Roß, ist sehr lebhaft, trägt im Laufe den Kopf gerade ausgestreckt und rennt schneller als das beste Pferd. In der Wüste Gobi kommt er in großen Heerden vor; man findet ihn auch in den Salzsteppen der Tatarei, auch in Tibet, vielleicht auch im Himalaya. (S. 26.) Ueber sein Vorkommen im russischen Daurien, am Nordostende der hohen Gobi, östlich vom Apfelgebirge (Jablonnoi Chrebet) und westlich vom Chingan-Gebirge haben wir jüngst durch den vortrefflichen Reisenden Gustav Radde*) eingehende Bemerkungen, aus welchen wir im Auszuge das Nachstehende entlehnen.

In Daurien, vom Bui Nor (Nor bedeutet bekanntlich See) an hebt sich das Gelände mehr und mehr, und das Plateau von Altangana hat seine höchsten Punkte zwischen den Grenzwachen Soktui und Abagaitui; von dort aus gen Süden flacht es sich allmälig zum Kürülün und Buir Nor ab; nördlich wird es durch das Onon Borsa-Flüßchen und das Quell-Land des Gasimur begrenzt. Auf dieses Hochplateau ging Radde im Herbst, um die Lebensweise jener wilden Pferde kennen zu lernen, welche, aus der Gobi nordostwärts ziehend, hier noch ab und zu gefunden wird. Es ist der unbändige Dschiggetei, bei den Mongolen sprichwörtlich wegen seiner Kraft und Schnelligkeit; die Kalchas-Mongolen besingen ihn in ihren Poesien.

Die bedeutendsten Wanderungen des Dschiggetei nach Nordosten hin finden im Herbste statt. Die umherschweifende, unstäte Lebensweise desselben beginnt erst dann, wenn die Füllen vom letzten Sommer kräftig genug sind, die anhaltenden schnellen Märsche mitzumachen und sich mit den Stuten, unter Leitung eines alten Hengstes, den Heerden anzuschließen. Ende Septembers trennen sich die jungen Hengste von den Tabunen (Heerden), welchen sie bis in's dritte oder vierte Jahr angehörten, und ziehen einzeln in die bergigen Steppen, um sich selbst eine Heerde zu gründen, deren Leiter sie werden. Dann ist der Dschiggetei am unbändigsten. Stundenlang steht der junge Hengst auf der höchsten Spitze eines steinigen Gebirgsrückens, gegen den Wind gerichtet, und blickt weit hin über die niedrige Landschaft. Seine Nüstern sind weit geöffnet. Sein Auge durchirrt die Oede, kampfgierig wartet er auf einen Gegner; sobald er einen solchen gewahrt, sprengt er ihm in gestrecktem Galopp entgegen. Nun entbrennt ein blutiger Kampf um die Stuten. Der Angreifende jagt, gehobenen Schweifes, an dem Führer der Heerde vorbei und schlägt im Laufe mit den Hinterfüßen nach ihm. Die struppige Mähne hebt sich mehr aufrecht; dann, nach wenigen Sätzen, hält er plötzlich an, wirft sich seitwärts und umkreist trabend in weitem Bogen die Heerde, deren Führer er gierig in's Auge faßt.

Aber der alte, wachsame Hengst wartet geduldig, bis sein frecher Feind ihm nahe genug kommt. Sobald das der Fall ist, wirft er sich rasch auf ihn, beißt und schlägt, und nicht selten büßen die Kämpfer ein Stück Fell oder die Hälfte des glatten Schweifes ein. Jedes der von Radde erlegten Thiere bewies durch die zahlreichen alten Narben, wie kampflustig diese schnellen Pferde sind. Der Tunguse benutzt diese Kämpfe, um die Dschiggetei's zu erlegen; ihr Fleisch ist ihm ein Leckerbissen, das Fell wird von den Mongolen sehr gut bezahlt, und in der Haut des Schweifes mit der langen Quaste liegt, nach dem Volksglauben, eine wunderbare Heilkraft für kranke Thiere. Wenn man ein Stückchen davon auf glühenden Kohlen verbrennt, muß das kranke Thier den Dampf einathmen; dann werde es gesund.

Der Jäger zieht, um das sehr scheue Thier zu erlegen, am frühen Morgen mit einem hellgelben Pferde in die Gebirge südwestlich vom Soktuiberg, wo er die Dschiggetei's am häufigsten antrifft. Ueber Berg und Thal reitet er langsam durch die Einöde, in welcher die Murmelthiere auf ihren Hügeln sich sonnen und die Adler hoch in den Lüften kreisen. Sobald er die Höhe eines Gebirges erreicht hat, blickt er nach dem fernen Horizont, um zu sehen, ob nicht ein schwarzer Flecken das ersehnte Wild verrathe. Wenn er es erspäht, reitet er rasch vorwärts; der Weg ist weit und lang, denn es darf nur in den Thälern und gegen den Wind geritten werden. Zu der Höhe, welcher der Dschiggetei am nächsten ist, kriecht der erfahrene Jäger mit aller Vorsicht. Das Thier steht wie festgebannt, es blickt fest nach Norden hin. Nur noch ein Bergrücken trennt Jäger und Wild. Bald ist das diesseitige scheidende Thal zurückgelegt und nun erst beginnt die eigentliche Jagd.

Dem raschen gelben Klepper werden die losen Schweifhaare oben zusammengebunden, damit sie nicht im Winde hin und her fliegen; dann bringt man das Thier auf die Höhe des Berges, wo es zu grasen beginnt. Der Jäger legt sich etwa hundert Schritte von ihm entfernt platt auf den Boden; seine Büchse ist bereit und ruht zum Abfeuern auf einer kurzen Gabel, welcher sich die Schützen in Sibirien allgemein bedienen. So wartet er. Der Dschiggetei bemerkt das Pferd, hält es für eine Stute seines Geschlechts und stürmt im Galopp auf das Thier zu. Aber wenn er in die Nähe kommt, wird er stutzig, hält an, bleibt stehen und nun ist der Augenblick zum Schusse günstig. Der Jäger zielt am liebsten auf die Brust und erlegt nicht selten das Wild auf dem Platze; zuweilen bekommt aber der Dschiggetei fünf Kugeln, bevor er fällt. Oefters gelingt es auch, das Thier trotz seiner feinen Witterung zu beschleichen, wenn es an stürmischen Tagen an der Mündung eines Thales graf't und langsam geht.

In Betreff der Zähmbarkeit des Dschiggetei bemerkt Radde Folgendes: Schon Pallas machte 1772 auf die vorzüglichen Eigenschaften dieses Thieres aufmerksam und regte zu Zähmungsversuchen an. Später ließen sich einige Beamte in Zuruchaitai und Nertschinski Sawod angelegen sein, Füllen aufzufüttern; aber diese Versuche blieben ohne Erfolg. Es ging damit wie in den donischen Steppen und am asowschen Meere mit den wilden Pferden. Die jungen Thiere gewöhnten sich zwar rasch an die Milch der Kühe und graf'ten auch, aber selten lebten sie in der Gefangenschaft länger als einen Monat. Mehr Erfolg haben die Chinesen gehabt, denn wie französische Zeitungen berichten, wurden durch das Konsulat in Schanghai mehrere zahme Dschiggetei's nach Paris geschickt, wo sie noch leben und sich vermehren. —

Wir schließen unsere Mittheilung mit folgenden Angaben, die wir in Pöppig's Naturgeschichte der Säugethiere finden: „Mit dem Dschiggetei ist vermuthlich ein von Herodot unter dem Namen Hemionos beschriebenes Thier Syriens identisch; nach Theophrast und Plinius wohnte dasselbe auch in Kappadokien. Aus Herodot und Jesaias geht hervor, daß man im Alterthum dasselbe als dienendes Hausthier besessen habe. Bestätigt wird diese Muthmaßung durch Duvancel, der zu Lackno in Indien eine völlige Zucht von Dschiggetei's antraf, die man mit Eseln zusammenspannte und bei Feldarbeiten benutzte.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob jener syrische Hemionos des Alterthums mit dem Dschiggetei Hochasiens ein und dasselbe Thier sei.

---

*) Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien, im Auftrage der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft ausgeführt in den Jahren 1855 bis incl. 1859. St. Petersburg 1861. S. 429 bis 433.

Kleine Nachrichten.

Menschenraub durch Affen. Konsul Spenser St. John erzählt in seinem, von uns schon erwähnten Werke „Leben in den Wäldern des fernen Ostens“ Manches über den Oran Utan (nicht Utang), d. h. Waldmenschen. Der Reisende hatte eine Expedition auf und am Flusse Limbang in das Innere der Nordwestküste Borneos unternommen und berichtet wie folgt. — Einige meiner Leute, welche weit gegangen waren, hatten große Affen gesehen, wahrscheinlich Orangutans. Mir fielen allerlei Geschichten ein, welche ich über diese Thiere gehört hatte. Vielfach wird berichtet, daß Orangutan-Männchen junge Dayakmädchen geraubt und dieselben in den Wald geschleppt haben, aber von Männerraub durch Affenweibchen hört man nur selten. Doch behaupten die Muruts am Padas, daß folgende Geschichte buchstäblich wahr sei.

Vor ein paar Jahren ging ein junger Mann ihres Stammes im Walde; er war mit einem Sampitan (d. h. Blasrohr, aus welchem man Pfeile schießt) und einem Säbel bewaffnet. Auf seiner Wanderung gelangte er an einen Bach, der über Kiesel floß, und wollte in demselben ein Bad nehmen. Er entkleidete sich, legte seine Waffen unter einen Baum und ging dann in's Wasser. Als er das Bad verließ, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß zwischen dem Wasser und dem Baum ein großes und starkes Orangutanweibchen stand, das bald auf ihn zuschritt. Er blieb stehen und ein Zittern überfiel ihn. Da trat die Affenfrau zu ihm heran, ergriff ihn am Arme, zog ihn nach einem Baume hin und zwang ihn hinaufzuklettern. Dort oben fand er ein aus Zweigen bereitetes Nest, in welchem er Platz nehmen mußte. Monatelang mußte er an diesem Orte bleiben; die „Frau“ überwachte ihn mit großer Eifersucht, versorgte ihn aber reichlich mit Früchten und Palmenkohl. Nur selten durfte er die Erde betreten. Nach längerer Zeit ließ aber die Frau in der strengen Beaufsichtigung etwas nach und der junge Murut hatte nun mehr Freiheit. Dann gelang es ihm, bis zu dem Baume zu kommen, unter welchem seine Waffen lagen. Die Frau bemerkte sein Entrinnen zu spät; als sie des jungen Mannes wieder habhaft zu werden suchte, schoß er einen vergifteten Pfeil aus seinem Sampitan und streckte sie zu Boden.— Man sagte mir, wenn ich eine Strecke weit am Padasflusse hinaufgehen wolle, so könne ich in dem Dorfe, das mir mit Namen bezeichnet wurde, den Mann selber sprechen; er lebe noch und würde mir gewiß erzählen, was ihm begegnet sei.

So weit Spenser St. John. Daß ein Orangutan-Weibchen einen jungen Mann geraubt habe, ist nicht unmöglich. Bedenken erregt uns aber, daß die Affenfrau ein bequemes Nest in einem Baume gehabt haben soll. So viel wir wissen, machen die Orangutans ein solches nicht, und auch die „nestbauenden Affen“ in der Gabonregion, welche Du Chaillu beschrieben hat (Globus Nr. 4) bereiten sich nicht eigentlich ein Nest, sondern nur ein gegen den Regen schützendes Dach.

Miani über die Entdeckungen am Obern Nil. Dieser Reisende, aus Venedig gebürtig, hält sich seit einiger Zeit in Turin auf, und hat in der dort erscheinenden Revista contemporanea einen Bericht über seine Forschungen in der Nilregion veröffentlicht. Er habe, sagt er, eine Anzahl kleiner Vokabularien gesammelt, und zwar arabische bei den Bischari, bei den Barabra in Dongola, bei den Mahasch auf der Insel Badge bei Dongola; in Fasogl (Fas Oglu), in Takala, und ein Nuba-Vokabularium von wilden Stämmen: Vokabularien der Dinka, Scheluks, Nauer, Kisch, Barri, Anidi und Galla. Die Anidi sind, Miani zufolge, ein Stamm in der Nähe des Aequators; dort heiße der Strom Meri, was im Koptischen südlich bedeute; bei seinem Ursprunge heiße der Nil Anich. Miani faselt, wenn er sagt, er habe in der Sprache jener Anidi die Namen des Osiris, des Ibis, der Isis gefunden, und wenn er die Frage aufwirft: „War dieses Volk einst den Aegyptern unterworfen oder kommt die koptische Sprache vom Aequator her?“ Er erzählt weiter, daß es ihm auf seiner Reise schlecht ergangen sei. „Die von mir angenommenen Leute haben mich in Chartum verlassen; Kapitän Peghoux hat nach seiner Rückkehr in Frankreich drucken lassen, er sei sehr weit vorgedrungen und nur umgekehrt, nachdem Dumas und Bertrand gestorben waren. Er ist aber gar nicht über Chartum hinausgekommen. Ich mußte sogar Waffen und Schießbedarf verkaufen, war allein und ohne Mittel, wußte mir aber zu helfen und reis'te krank ab. Beim Katarakt von Makedo verließ mich meine Bedeckung; ich kam nach Gondokoro ohne Hülfsmittel zurück, lag dort einen Monat krank; organisirte dann eine andere Expedition, weil ich unterwegs Elfenbein gefunden hatte, und hoffte bis zum Aequator vorzudringen. Aber wegen der Aequinoctialregen kam ich nicht weiter als bis Galuffi, wo ich meinen Namen in einen Tamarixbaum schnitt. Dort erwirkte ich der gefangenen Frau des Königs der Madi die Freiheit; zum Dank dafür erklärte mir der Mann den Krieg. Ich mußte mein Tagebuch führen, die Karte entwerfen, Beobachtungen anstellen, Zeichnungen machen, Gesänge in Musiknoten niederschreiben und sammeln, was ich nur irgend zusammenbringen konnte. Und ich war ganz allein (?); meine Begleitung bestand aus meinen Dienern, den Dolmetschern, 100 mit Schießgewehr bewaffneten Negern, 150 Barri, die als Träger dienten, und 12 Stück Vieh für die Munition. Den Kaufleuten, welche mir ihre Soldaten liehen, brachte ich Elfenbein im Werth von 18,000 Francs. Ich selber aber blieb ohne Geld und litt an den Wunden, welche ich im Kriege mit Madi erhalten. Bis jetzt bin ich derjenige Reisende, welcher am weitesten vorgedrungen ist. Dafür zeugt meine Karte von Gondokoro bis zum Aequator. Sie kann beweisen, daß wir am Vorabend großer Entdeckungen sind, die vielleicht mir vorbehalten sind.“

„Nach der Rückkehr beauftragte mich der Vicekönig von Aegypten, der wohl wußte, daß ich weiter vorgedrungen war, als alle Anderen vor mir, auf seine Kosten Entdeckungen zu machen. Ich nahm einen Photographen, einen Zeichner und einen Kapitän mit, fuhr auf dem Dampfer Saïdieh bis Assuan, zog dann durch die libysche Wüste und kam nach Andurman. In Chartum wurde ich von aller Welt verrathen; meine Barke ging um Mitternacht zu Grunde, alle Vorräthe mit ihr, und ich kehrte nach Aegypten zurück. Damals richtete die Ueberschwemmung große Verwüstungen an und die Zeit, vom Vicekönig neue Geldmittel zu erhalten, war nicht günstig. Ich ging also nach Europa und bot in Turin dem Könige meine Sammlung an. Professor Barufsi kann bezeugen, daß ich 1825 verschiedene Gegenstände ausgestellt habe; darunter befindet sich auch die Verzierung, welche zu der Annahme verleitet hat, daß es geschwänzte Menschen gebe. In der Sammlung befinden sich auch drei heilige Krokodile von etwa 10 Fuß Länge, die ich in einer Grotte zusammen mit Menschenmumien gefunden habe. In einem andern Lande würde der Ertrag dieser Sammlung hinreichen, mir die Mittel zu einer neuen Reise zu verschaffen, aber hier! — —“

Ueber die Andamanen-Inseln hat ein Arzt von der bengalischen Armee, Dr. Monat, einen Aufsatz an die londoner geographische Gesellschaft geschickt. Die indische Regierung schickte ihn 1857 dorthin, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen, auf welchem man eine Niederlassung für Sträflinge anlegen könne; sie wollte dorthin meuterische Sipahis schicken.

Die Küste der Andamanen ist schon 1789 von Lieutenant Blair aufgenommen worden; bald nachher brachte man Sträflinge dorthin, schaffte aber dieselben 1795 wieder fort, weil das Klima zu ungesund war. Im Jahre 1840 wollte Dr. Helps die Gruppe erforschen, wurde aber bald nach seiner Ankunft ermordet. Die Eingeborenen hielt man für Kannibalen. Monat hat mehrere gute Häfen gefunden, z. B. Port Cornwallis, der aber von Land eingeschlossen und deshalb ganz gewiß ungesund ist. An vierfüßigen Thieren fand man Ratten, Affen und ein schwarzes kleines Schwein. Die Vegetation erinnert an jene von Sumatra. Die Eingeborenen wollten sich in keinen freundschaftlichen Verkehr einlassen, obwohl die Engländer sich alle mögliche Mühe gaben. Die Sipahis, welche zu den Schwarzen entflohen, sind fast ohne Ausnahme ermordet worden; nur wenige waren so glücklich, ihnen wieder zu entfliehen. Ein intelligenter Hindu hat ein Jahr lang unter ihnen gelebt und bestreitet ganz entschieden, daß sie Kannibalen seien. Die Veranlassung, sie für solche zu halten, liegt wohl in folgendem Umstande: Sie legen großen Werth auf die Gebeine verstorbener Verwandten und nehmen diese Knochen auf allen ihren Zügen mit sich. Die Todten werden in sitzender Stellung begraben; nach Verlauf von Monaten, wenn die Leiche verwes't ist, gräbt man die Knochen aus und vertheilt sie an die Mitglieder der Familie. Der Hauptleidtragende bekommt den Schädel, welchen er um den Hals hängt und länger als ein Jahr trägt.

Wir haben früher (Globus I., S. 177) das Bild eines eingefangenen Andamanesen mitgetheilt; er war gelehrig und zur Nachahmung aufgelegt. Dr. Monat meint, die ganze Inselgruppe werde von Menschen einerlei Schlages bewohnt. Sie sind zwar klein, aber wohlgebaut und haben keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern Menschenschlage.

Professor Owen hat das Gerippe des von uns im Globus abgebildeten Adamanesen genau untersucht. Es ist nur 4 Fuß 10 Zoll hoch. Der Schädel hat nichts gemein mit dem der westafrikanischen Neger oder mit jenem der Papuas, eben so wenig mit jenem der Malayen oder Mongolen. Er war sehr wohl gestaltet, nicht zu lang und nicht zu kurz und nicht dicker als bei den Europäern. Die Kapacität war allerdings gering und stand im Verhältniß zur Größe. Owen ist der sehr verständigen Ansicht, daß die Adamanesen nicht aus einer andern Gegend hergekommen, sondern uralte, selbständige Ureingeborene seien. Er belegt dieselbe mit geologischen Gründen.

Ludwig Krapf ist bekanntlich im August 1861 wieder nach der Ostküste von Afrika abgegangen, um auf dem alten Schauplatze seiner Thätigkeit, nördlich vom Aequator, eine neue Mission zu gründen. Wir erfahren jetzt, daß er in demselben Lande der Wanika, wo er schon früher wirkte, in dem Wanikadorfe Kauma seinen Plan ausgeführt habe. Die Luft soll dort, natürlich vergleichsweise, gesund sein. Sein Mitarbeiter Rebmann arbeitet inzwischen in Rabbaï Mpia, unweit von Mombas, fort; nachdem er manches liebe Jahr sich dort unsägliche Mühe mit dem Bekehrungswerke gegeben, betrachtet er nun als „sehr ermuthigend", daß er fünf Wanika hat taufen können. Bei ihm im Rabbaï Mpia erlernen zwei junge Missionäre, Graf und Elliker, die Landessprache, um in Kauma zu wirken. Zwei englische Missionäre, welche als Begleiter Krapf's dorthin kamen, haben einen Ausflug nach Usambara gemacht, sind jedoch überzeugt, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, in jenem Land eine Mission zu gründen. Der Häuptling oder König, von welchem sie Förderung erwarteten, war gestorben.

Ueber Neu-Guinea und die östlichen Eilande des indischen Archipelagus hat Russell Wallace, derselbe Naturforscher, welcher ein treffliches Buch über den Amazonenstrom geschrieben, manche interessante Nachrichten gegeben. Wir erfahren, daß deutsche Messerschmiedewaaren auch in jenen Gegenden einen Absatzmarkt gefunden haben. Der Theil der in ihrem Innern noch gar nicht bekannten großen Insel Neu-Guinea, mit welchem vom östlichen Archipelagus aus ein regelmäßiger Handelsverkehr unterhalten wird, begreift die Geelvinck-Bai und den nordwestlichen Theil, etwa bis zu 132° östl. Länge, nebst den benachbarten Inseln Dschobie, Waigiu, Ke und Aru. Das kleine Eiland Kilwaru zwischen Ceram Laut und Keffing bildet das Waarenlager. Aus dem Innern von Neu-Guinea bringen die Eingeborenen Mussoi-Rinde, die wohlriechend ist und mit welcher die Javaner sich die Haut einreiben, und wilde Muskatnüsse; die Küsten liefern Tripang, Perlmutter, Paradiesvögel und Sago. Dieser ersetzt für jene Gegenden das Getreide. Aus dem Mark einer ausgewachsenen Sagopalme bereitet man 1800 Kuchen, von denen drei auf das Pfund gehen. Durchschnittlich verzehrt ein Mensch täglich fünf solcher Kuchen. Eine einzige Sagopalme liefert für einen Menschen hinreichende Nahrung auf ein ganzes Jahr. Sie wird in folgender Weise bereitet. Zwei Männer werden bei mäßiger Arbeit binnen fünf Tagen mit einem Baume fertig; ein Mann kann sich also, wenn er zehn Tage arbeitet, seinen Lebensunterhalt auf ein ganzes Jahr decken, vorausgesetzt, daß er Besitzer einer Sagopalme sei. Ein ausgewachsener Baum hat den Werth von drei Thalern; der Arbeitslohn für einen Tag stellt sich auf 4 Silbergroschen; man hat demnach für ungefähr vier Thaler Lebensmittel auf das ganze Jahr!

Von der Westküste Afrikas. Die Franzosen haben in ihren Besitzungen am Senegal eine Kourierpost eingerichtet, welche die beiden Hauptpunkte St. Louis und Gorée mit einander in Verbindung bringt. In St. Louis graben sie einen artesischen Brunnen.

An der Küste Guineas verspürte man am 10. Juli ein sehr heftiges Erdbeben, durch welches ein Theil der Stadt Akkra (Hafen für Aschanti, westlich vom Rio Volta) zerstört wurde. Das holländische und das englische Fort stürzten zusammen und viele Leute mußten unter Zelten wohnen. — Unter den Schwarzen am Nigerdelta, namentlich in Benin, herrscht große Aufregung; in Benin haben sie eine englische Faktorei angegriffen. Kanonenboote mußten den Weißen Schutz gewähren.

Dr. Baikie erklärt in einem Brief aus Nuffi an das britische Ministerium, daß die Nigergegenden, insbesondere auch Bussa und Nussi, für die Baumwollenerzeugung weit günstigere Aussichten darböten, als die von Livingstone in Südafrika empfohlenen Regionen. Der Niger biete einen bequemen Weg zur Ausfuhr; die Arbeiter seien allerdings zum großen Theil Sklaven, aber diese besäßen zumeist selber kleine Bauerngüter und brauchten nur einen Theil ihrer Zeit für ihre Herren zu verwenden.

Von den Komoro-Inseln. Diese Gruppe liegt am nördlichen Eingange des Kanals von Mosambik, zwischen der Nordwestküste von Madagaskar und dem ostafrikanischen Festlande. Eines der Eilande, Mayotta, ist von den Franzosen in Besitz genommen worden und bildet für diese eine nicht unwichtige Station im Indischen Ocean. Die übrigen Komoren stehen unter arabischen Häuptlingen, welche durch Geschenke und zuvorkommende Behandlung in den Kreis und in das Interesse der pariser Politik hineingezogen worden sind. Am 5. Juni erschien Fürst Saïd ben Mohamadi beim Gouverneur von Mayotta, um für die großen Dienste, welche Frankreich ihm geleistet habe, zu danken. Ein anderer Fürst, Achmed, Sultan von Groß-Komora, schickte seine beiden Enkel, damit sie in der Missionsschule erzogen werden. Am 12. Juni fand sich Fürst Andreas Belon ein, ein Vetter des Königs Radama von Madagaskar, um von Seiten Seiner Majestät dem Gouverneur für die große Freundschaft zu danken, welcher Madagaskar sich von Seiten des mächtigen Kaisers zu erfreuen habe. Die französische Politik kann sich im fernen Osten mancher Erfolge rühmen.

Baumwolle in Nordamerika. Der von den Abolitionisten und der sogenannten republikanischen Partei heraufbeschworene Bürgerkrieg, der so widersinnig und selbstmörderisch ist, wie kaum ein anderer, welchen die Geschichte kennt, ist bekanntlich für das Baumwollengeschäft in der ganzen Welt verhängnißvoll geworden; die tiefsten Wunden schlägt er den Amerikanern selbst. Die Ziffern, welche wir amtlichen Berichten entlehnen, sprechen deutlich.

Bisher überstieg der Ausfuhrwerth der Baumwolle allein jenen aller übrigen Produkte; er betrug in dem, vom 30. Juni bis 1. Juli laufenden, Finanzjahre:

1858/59	161,434,923 Dollars
1859/60	191,806,555 „
1860/61	34,051,483 „

Im Jahre 1859/60 betrug das Gewicht der ausgeführten Sea Island-Baumwolle 15,598,698, jenes der übrigen Sorten 1,752,087,640 Pfund; im Jahre 1860/61 nur, respektive 6,170,321 und 301,345,778 Pfund.

Silber in Mexiko. In diesem Lande wird, trotz der allgemeinen Zerrüttung, immer noch eine beträchtliche Menge Silbers gefördert; freilich sind viele Gruben im Besitz von Europäern, welche sich in den meisten Fällen gegen räuberische Angriffe zu schützen und ihr Eigenthum zu sichern wissen. Die verschiedenen Münzstätten prägten 1861 im Ganzen für etwa 15 Millionen Piaster Silber aus; 4 Millionen wurden mit Erlaubniß der Regierung ausgeführt; etwa eben so viel mag auf dem Wege des Schleichhandels außer Landes gegangen sein, hat also den Ausfuhrzoll nicht bezahlt. Die Totalsumme des Grubenerzeugnisses stellt sich auf ungefähr 22 Millionen; außerdem wurde aber für etwa eine Million Piaster aus den Kirchen genommen. Die ergiebigste Grube ist die Rosario in Pachuca; sie gehört der englischen „Mineral del Monte-Compagnie", welche monatlich im Durchschnitt für 200,000 Piaster (Dollars) Silber zu Tage schafft.

Die Reis-Häfen im englischen Hinter-Indien. Großbritannien hat dem Kaiser von Barma die Länder am östlichen Gestade des bengalischen Meerbusens abgenommen und das Mündungsland des Irawaddy (die Landschaft Pegu) obendrein. Seitdem hat allerdings der Verkehr einen großen Aufschwung gewonnen und die Ausfuhr von Reis sich ungemein gesteigert. Vor zehn Jahren wußten wir in Europa kaum etwas von Akyab in Arrakan; jetzt sind dort auch einige deutsche Handelshäuser vorhanden, und im Jahre 1861 wurden in 139 Schiffen 114,200 Tonnen (zu 20 Centner) Reis im Werthe von 2,460,000 Thalern ausgeführt und für 1,350,000 Thaler Waaren eingeführt. Die drei anderen Reishäfen sind: Rangun, Bassein und Maulmaïn, und die Gesammtausfuhr von Reis aus allen vier Häfen stellte sich auf 227,000 Tonnen im Werthe von 6,130,000 Thaler. Außerdem führte Maulmaïn für drei Millionen Thaler Teakholz aus.

Die englische Regierung will die Provinzen Arrakan, Pegu, Tenasserim und Martaban unter einem Vicegouverneur vereinigen, der in Rangun residiren soll. Akyab ist durch Telegraphen mit Kalkutta und Rangun verbunden; eben so mit Maulmaïn. Die Linie soll künftig nach Singapore fortgesetzt werden.

Stand des englischen Eisenbahnwesens. Im vorigen Jahre (1861) sind auf den Bahnen täglich befördert worden: 500,000 Personen, 258,000 Tonnen (à 20 Ctr.) Frachtgüter, 35,000 Stück Vieh, 1100 Hunde und 710 Pferde. Es waren 2,897,748 Meilen mehr als im Jahr 1860 befahren worden. Die Zahl der abgeschickten Züge hatte sich im ganzen Jahr auf 3,891,990 belaufen, d. h. 10,600 per Tag, oder mehr denn 7 Züge in jeder Minute, und doch betrug die gesammte Schienenlänge nur 436 Meilen mehr als im Jahr 1860 (10,869 Meilen). Die Brutto-Einnahmen beliefen sich auf 28,565,355 Pfd. St., somit mehr als die Interessen der Nationalschuld, und das zum Bau aller englischen Bahnen verwendete Kapital hat die ungeheure Höhe von 367,328,337 Pfd. St. erreicht. Die Netto-Einnahmen machten im Durchschnitt nicht über 4 Procent aus, und die Betriebsauslagen berechnen sich im Durchschnitt auf 48 Procent. 284 Personen kamen durch Unfälle der verschiedensten Art um's Leben, und 883 erlitten Beschädigungen. Von Passagieren waren 46, somit einer unter 220,000, getödtet worden, die anderen Todesfälle vertheilen sich auf das Bahnpersonal, Tödtung in Folge von Unvorsichtigkeit, Selbstmord u. dergl. An Schadenersatz für Verletzungen hatten die Gesellschaften im vorigen Jahr zusammen 135,062 Pfd. St. zu vergüten.

Die Handelsflotte Oesterreichs erscheint sehr respektabel. Sie zählte am Ende des Jahres 1861 nicht weniger als 9838 Seeschiffe mit einer Tragfähigkeit von 331,568 Tonnen (zu 1800 Wiener Pfund) oder 167,111 Schiffslasten von 4000 preuß. Pfund = 334,222 Tonnen zu 20 Centnern). Die Zahl der Dampfer betrug 59 mit 11,570 Pferdekraft und 1071 Köpfen Bemannung und 10,754 Lasten. Segelschiffe langer Fahrt 735 mit 104,644 Lasten; Segelschiffe großer Cabotage (d. h. für Adriatisches und Mittelländisches Meer) 345 mit 17,472 Last. Die übrigen sind Fahrzeuge kleiner Cabotage, Fischerbarken, Leichter und andere kleine Schiffe. Die Mannschaft betrug 34,148 Köpfe.

Triest als Handelshafen ist für Deutschland von der größten Wichtigkeit; er bildet im Süden ein Nebenstück zu unseren nordischen Hansestädten. Triest ist für uns Deutsche Alle die Ausgangspforte zur Levante und zu einem großen Theile des Orients, aus welcher viele deutsche Gewerbserzeugnisse nach dem Osten gehen.

Der Werth der Waareneinfuhr im Jahre 1861 stellte sich auf die Summe von 104,053,655 Thaler preuß. Conr. Davon kamen zur See für 62,553,026 Thaler, zu Lande für 41,500,629, zusammen also für 104,053,655 Thaler oder 156,080,482 österreichische Gulden.

Der Werth der Ausfuhr zur See stellte sich auf 57,196,593, jener zu Lande auf 84,285,772 Thlr. oder 126,428,658 österreichische Gulden.

Das ergiebt eine Gesammtbewegung des Handels von 188,339,427 Thalern, und man sieht, wie wichtig dieser deutsche Hafen ist, nach welchem die Piemontesen oder „Königreichs-Italiener“ lüsterne Blicke werfen. In Triest, das seit uralter Zeit auf dem Boden des deutschen Reiches steht, wohnen allerdings etwa 20,000 Italiener, aber auch fast eben so viele Deutsche, während die übrigen Einwohner wendischen Stammes sind oder andere Slawen vom adriatischen Meere, Griechen 2c. Italien hat auf Triest etwa eben so viel begründete Ansprüche, wie Deutschland auf New-York oder Philadelphia, Städte, in deren jeder weit mehr als 80,000 Deutsche wohnen.

Frau Livingstone gestorben. Diese muthige Frau, welche ihren Mann auf vielen und weiten Wanderungen begleitet hat, ist am 28. April dem afrikanischen Fieber erlegen. Sie war mit ihm am Sambesi zusammengetroffen, als er von seiner Reise an den Nyassa-See zurückkam. Nachdem sie drei Monate bei ihm gewesen, wurde sie vom Fieber hinweggerafft. Auf der Reise von Kilimane an der Ostküste nach Loando an der Westküste, also auf dem Wege quer durch Südafrika, hatte Livingstone selber nicht weniger als sieben und zwanzig Mal lebensgefährliche Fieberanfälle zu bestehen. Die „gesunden“ Gegenden, von welchen er immer so viel gerühmt hat, wollen sich nicht finden im tropischen Südafrika, und man vergeudet in auffallender Weise fort und fort Menschenleben, indem man Phantomen nachjagt.

Aberglaube in Ostindien. Er verursacht den Engländern manche Ungelegenheiten. Die Arbeiten an den Eisenbahnen in der Präsidentschaft Bombay erfahren dann und wann, wegen der schwierigen Bodenverhältnisse, eine Unterbrechung. Die Eingeborenen können sich das nicht erklären und meinen, daß die Hindernisse von einer höhern Gewalt kämen. Der Wahn verbreitete nun ein schauderhaftes Gerücht: die englische Regierung wolle, um den Widerstand der Göttin des Gebirges zu brechen, einhundert Kinder opfern lassen und habe Soldaten ausgesandt, um diese Opfer den Familien zu entreißen. Auch in Bengalen herrschen seltsame Vorstellungen. Ein Missionar, welcher die von den Engländern in Patna gegründete Schule besuchte, fand in derselben kaum ein Dutzend Schüler. Weshalb? Die Hindueltern wollten die Kinder nicht hineinschicken; man hatte ihnen gesagt, daß die Europäer am Tage der Einweihung einer neu gebauten Brücke ein Kind opfern wollten! Das Gerücht fand allgemein Glauben und das Volk wurde darüber sehr unruhig, besonders als man erfuhr, daß der Generalstatthalter selbst bei der Festlichkeit zugegen sein werde.

Die Tochter eines Brahminen war sechszehn Jahre alt geworden und hatte noch keinen Mann gefunden. Da baute der Vater eine Hütte am Strom, in welcher das Mädchen verenden sollte; denn ein religiöses Gebot will, daß ein Mädchen, welches in mannbarem Alter noch nicht verheirathet ist, geopfert werde. Das hält man ohnehin für ein verdienstliches Werk. Das Mädchen nun saß, im Jahre 1862, in der Hütte; diese war von einer wachsamen Menschenmenge umschlossen, welche abwarten wollte, bis der über die Ufer tretende Strom das ihm bestimmte Opfer verschlinge. Die englischen Beamten legten sich in's Mittel.

Im untern Bengalen sprach neulich ein Geschwornengericht einen Mann frei, welcher der Göttin Kali ein Menschenopfer gebracht hatte.

Krähwinkel in Syrien. Unweit von Damaskus liegt das stille, zauberisch-schöne Thal von Halbun, dessen Bewohner Feigen, Trauben und Granaten auf den Markt der großen Handelsstadt bringen; auch verfertigen sie Spinnräder, welche von ihnen billig verkauft werden, und bereiten Lampendochte aus dem Mark einer Gebirgspflanze. Dr. Wetzstein, der als Konsul in Damaskus lebte, hat jenes Thal oft besucht, und entwirft eine Schilderung der Halbuner, welche als tüchtige Holzhauer überall willkommen geheißen werden. Sie sind, sagt er, stark, muthig und haben — große Ideen. Leider wird das Große so oft verkannt! Sie gelten für Böotier oder gar für Abderiten, und Halbun ist seit undenklichen Zeiten das Krähwinkel von Syrien. Die Gassenbuben rufen den Halbunern nach: „Was wäre Damaskus ohne eure Lampendochte?“

Einmal, so erzählt man sich, wollten die Halbuner einen Berg etwas abseits rücken, weil er ihrem Dorfe die Mittagssonne entzog, aber unglücklicherweise riß der an einen Baum gebundene Strick und viele thaten dabei einen bösen Fall.

Ein andermal wollte sich die Gemeinde an der Ungerechtigkeit der Damascener dadurch rächen, daß sie diesen ihre Lampendochte vorenthielt. Sie meinten, nun müßten die Leute Nachts im Dunkeln herumtappen. Leider war die Berechnung falsch, denn die Stadtbewohner fanden Mittel und Wege, der allgemeinen Verfinsterung vorzubeugen.

Einst wollten die Halbuner eine Republik begründen. Sie scheiterte nur daran, daß im Dorfe nicht Männer genug für die Staatsämter waren, welche man schaffen wollte. — Man erzählt aber auch noch manche andere Schildbürgerstreiche von den Halbunern.

Die deutsche Wadaï-Expedition gescheitert. Wir lesen eben in verschiedenen Blättern, daß die Herren Munzinger und Kinzelbach ihren Plan aufgegeben haben. Der Sultan von Dar Fur, welchen wir in Nr. 24 geschildert haben, war vom österreichischen Konsul Natterer befragt worden, ob die Reisenden in seinem Lande sicher seien. Der schwarze Potentat gab seiner Ablehnung eine geschickte Wendung, indem er antwortete: für seinen Theil wolle er sie gut empfangen, könne aber für sein Volk nicht einstehen. Die beiden Europäer gingen dann im Augustmonat aus Kordofan nach Chartum und von dort nach Kaïro in Aegypten, wo sie jetzt wohl angelangt sein werden. Heuglin war aus Abessinien nach Chartum gekommen.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ein Blick auf die Insel Rhodus.

Die Insel der Rosen im Alterthum. — Telchinen und Heliaden. — Die Rhodier als Seefahrer. — Der Koloß des Sonnengottes. — Geschichtliche Wandelungen. — Die Araber. — Die Rhodiser-Ritter und ihre Kämpfe mit den Mohammedanern. — Die Hauptstadt Rhodus und ihre Denkmäler. — Ein Ausflug nach der altphönizischen Stadt Lindos. — Schlußbetrachtung.

Der Name *Rhodus* ruft große Erinnerugen wach, und ein Blick auf dieses schöne *Eiland der Rosen* zeigt uns eindringlich, wie Alles auf Erden wechselt. Die Verehrung des Sonnengottes wich dem Christenthum und dieses wurde vom Islam besiegt. Apollo, Christus, Mohammed! Der eisengepanzerte Ritter mit dem wallenden Helmbusch erlag dem osmanischen Turbanträger und heute ist Alles Verfall!

Von der Küste des alten Karien ist die an Flächeninhalt kleine Insel durch einen nur drei Stunden breiten Kanal getrennt. Sie liegt unter dem 36.° N. Br., 26.° Ö. L. von Paris, und ist mit herrlichem Klima gesegnet. Schon im Alterthum rühmte man von ihr, daß es keinen Tag im Jahre gebe, an welchem die Sonne nicht scheine. Der Boden ist fruchtbar, und in längstverschwundenen Tagen war Rhodus ein Paradies: „die schönste Insel", wie Plinius sich ausdrückt. Schon lange vor Homer war sie berühmt und der Dichter soll auf ihr geboren sein; wenigstens machte sie (neben sechs anderen Oertlichkeiten) Anspruch auf diesen Ruhm. Der hellenische Barde führt den Herakliden Tlepolemos nach der Insel. Von den Rhodiern sagt er:

Dreifach wohnen sie dort in Stämme getheilt und gediehen,
Werth dem Zeus, der Götter und sterbliche Menschen beherrschet;
Segnend herab goß ihnen des Reichthums Schätze Kronion.

Der Sage zufolge bekam sie ihren Namen von Rhode, einer Tochter des Neptun, welche dieser mit der Halia (dem Meere) gezeugt, und sie war eine Schwester der Telchinen, welche Sicheln für den Gott Kronos schmiedeten. Das Eiland stieg gleichzeitig mit den *Telchinen* aus dem Schooße der See empor. Diese Urmenschen waren weise, kunstfertige Männer, die ersten auf Erden, welche das Eisen zu schmieden und das Kupfer zu schmelzen verstanden. Nach den Telchinen kamen die *Heliaden*, sieben Brüder, welche Helios mit jener Rhode erzeugte. Sie waren Herrscher auf der Insel, welche, der Sonne geheiligt, selber als eine Tochter der Aphrodite und als Braut des Sonnengottes bezeichnet wurde. Diese Heliaden sind von Apollo begnadete und bevorzugte Menschenkinder gewesen, denn sie thaten sich hervor in allen Wissenschaften, kannten den Lauf der Gestirne, *theilten*, zuerst unter allen Sterblichen, *den Tag in Stunden*, und ihnen verdankt Rhodus den hohen Ruhm in Schiffsbau und Seefahrt, welchen es weit über ein Jahrtausend behauptet hat.

In den Tagen, in welchen wir die Sage im Uebergange zur Geschichte finden, erscheint der aus Aegypten vertriebene *Danaus* mit seinen Töchtern auf dem Sonneneiland, auch *Kadmus* kommt dorthin mit seinen Phöniziern; *Pelasger* rudern an's Land und gründen Kolonien, und *Kreter* nebst *Argivern* folgen. So wurde das kleine

Darsa und Nikolasthurm in Rhodus.

Eiland (ein und zwanzig deutsche Geviertmeilen) mehr und mehr bevölkert, sowohl von semitischen als hellenischen Leuten, deren Mythen und Kulte nach und nach gegenseitig aneinander etwas abgaben.

Die Sonneninsel, welche späterhin sehr richtig als Roseninsel (denn Rhodon ist der griechische Name für Rose) bezeichnet wurde, gedieh wunderbar. Ihre Weinbeeren und ihre Feigen wurden hoch gelobt, der Marmor gesucht, das Schiffsbauholz vom Gebirge Atabyris war dauerhaft, der Fisch Elops, den man an der Küste fing, galt für einen Leckerbissen, Badeschwämme holte man in Menge aus der Meerestiefe. Aber, sagen die Alten, das Alles will wenig bedeuten gegenüber den guten Gesetzen der Rhodier und gegen das treffliche Seewesen. Auch war Rhodus, und das rechneten sie sich dort selber zum höchsten Ruhm an, „die fruchtbare Mutter vieler berühmten Männer und ragte hervor in Redekunst, Philosophie und anderen Wissenschaften." Auch in den plastischen Künsten „erwarb sie Glanz." Ihr gehörten der Maler Protogenes an und der Bildhauer Chares aus Lindos, der Philosoph Panaetios, welchen Cicero hochschätzte, und einer der sieben Weisen Griechenlands, Kleobulos. Dem großen Redner Aeschines und dem Dichter der Argonautica, Apollonios, schenkten die Rhodier das Bürgerrecht.

Die rhodischen Kaufleute und Schiffsrheder würdigten Wissenschaft und Künste, und besonders stolz waren sie auf ihren Protogenes, der im höchsten Grade naturgetreu malte. Chares, ein Schüler des Lysippos, war der Bildner des weltberühmten rhodischen Kolosses. Diese Apollostatue ruhte mit den Füßen auf zwei Felsen am Eingange des Hafens; der Künstler bedurfte zur Herstellung des Standbildes nicht weniger als neunmalhunderttausend Pfund Metall. Er starb, bevor er sein Werk vollendet hatte, an welchem dann einer seiner Schüler noch zwölf Jahre lang arbeitete. Der Koloß war ein Weltwunder, die „einlaufenden Schiffe fuhren zwischen seinen Beinen hindurch in den Hafen ein,"*) und das Standbild des Gottes diente auch als Leuchtthurm. Aber es stand nur etwa zwanzig Jahre, denn 222 vor Christi Geburt wurde es während eines Erdbebens umgestürzt. „Auch jetzt noch, da es am Boden liegt, erscheint es als ein Wunder", sagt Plinius. Von den Verhältnissen dieses Kolosses kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß jeder Finger an den Händen dicker war als ein Mannsleib.

Ein Orakel verbot den Rhodiern, ihn wieder aufzurichten, und so blieb er in Trümmern fast ein Jahrtausend lang am Boden liegen, denn auch in der christlichen Zeit rührte man ihn nicht an. Die Araber jedoch, welche in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts auf Rhodus erschienen, trugen keine Scheu vor dem Sonnengotte; Omar's Feldherr, Moawijah, verkaufte im Jahre 672 das Metall an jüdische Handelsleute, und diese beluden nicht weniger als neunhundert Kameele mit demselben.

Die Insel hat eine reiche Geschichte. Im Allgemeinen bewahrte sie, in Folge klugen Lavirens ihrer Kaufleute und Rheder, welche mit Jedem, der die Macht in Vorderasien hatte, auf gutem Fuße zu stehen trachteten, ihre Unabhängigkeit und dem römischen Reiche wurde sie erst unter Kaiser Vespasian einverleibt. Eine Zeit lang gehorchte sie dem Könige Mausolus von Karien und dessen Witwe Artemisia; nahm später macedonische Besatzung auf und kam dann auch in den Zeiten der Nachfolger Alexander's, in's Gedränge zwischen den Königen von Syrien und Aegypten. Aber der Handel war immer blühend und die Rhodier blieben die Hauptfrachtleute auf dem Mittelmeer. Dem Könige Mithridates lieferten sie eine Seeschlacht; zur Zeit der Bürgerkriege Roms litten sie viel, und häufige Erdbeben richteten großen Schaden an, namentlich das vom Jahre 155 nach Christi Geburt. Seit der Theilung des römischen Reiches stand Rhodus unter den byzantinischen Kaisern. Dann kamen die Araber, die Byzantiner, abermals die Lateiner (Franzosen und Venetianer), die Araber noch einmal, die Genuesen und endlich die Türken, welche seit dem 1. Januar 1523 Herren der Insel geblieben sind.

Unter allen diesen Wechselfällen litt die Insel viel, aber seit dem Anbeginn des vierzehnten Jahrhunderts erfüllte sie weit und breit die Christenheit mit ihrem Ruhme, und die Rhodiser Ritter, diese letzten Kreuzfahrer, verliehen ihr strahlenden Glanz.

Am 15. Juli 1099 hatten die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon die heilige Stadt Jerusalem eingenommen. Ein menschenfreundlicher Mann aus der Provence, Gerhard Tunc, der als Pilger mitgezogen war, pflegte Verwundete und Kranke. Schon im elften Jahrhundert hatten Kaufleute aus der italienischen Handelsstadt Amalfi beim heiligen Grabe zwei Spitäler zur Aufnahme von Wallfahrern gestiftet und das eine nach der Maria Magdalena benannt, das andere nach dem heiligen Johann dem Barmherzigen, der einst ein Bischof in Alexandria gewesen ist. Gerhard gab der wohlthätigen Anstalt zweckmäßige und umfassende Einrichtungen; seine Spitalbrüder, Hospitaliter, widmeten sich ausschließlich der Kranken- und Pilgerpflege und erhielten vom römischen Papst eine Ordensverfassung. Sie waren wohlwollende, bescheidene Leute und trugen einen groben schwarzen Mantel mit einem achteckigen weißen Kreuze auf der linken Brust.

Bald traten auch Ritter der Genossenschaft bei, welche dann ihren ursprünglichen Charakter verlor. Schon der zweite Vorsteher, Raymund von Puy, setzte durch, daß die Mitglieder eine ausdrückliche Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen übernahmen, und von nun an gehörten die Hospitaliter zur streitenden Kirche; sie hießen dann auch, nach der Herberge des Johannesspitals, Ritter des heiligen Johannes zu Jerusalem, Johanniter. Diese legten den Panzer nicht ab, bekämpften die Mohammedaner und erhielten auch im Abendlande große Schenkungen. Aus dem Verein bescheidener Krankenpfleger wurde ein Orden stolzer, kriegslustiger Ritter, welchem aus allen germanischen und romanischen Völkern Europas kräftige Männer zuströmten. Den neuen Verhältnissen gemäß bildete er seine Verfassung aus; seine Vorsteher nannten sich Meister und seit Hugo von Reval (1278) Großmeister. Sie theilten sich nach ihren Landsmannschaften und Sprachen in sieben „Zungen", nämlich Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland und England. Nun waren sie reich und bildeten aus ihren Besitzungen Commanderien, Comthureien; von den Päpsten erhielten sie immer mehr Vorrechte, wurden übermüthig, geriethen selbst mit der Geistlichkeit des Morgenlandes in Zwist; ihre Eifersucht gegen die Tempelherren führte zu ärgerlichen Händeln zwi-

*) So wird auch heute noch oft behauptet; die Sache ist aber eine Fabel aus den byzantinischen Zeiten; die Einfahrt zum Hafen hat an der engsten Stelle eine Breite von 160 Fuß, der Koloß war siebenzig Ellen hoch. Strabo XIV, 2. führt eine Dichterstelle an und bemerkt: „Vom kolossalen Standbilde des Sonnengottes sagt der Jambendichter:

Das Chares einst,
Der Lindier, siebenmal zehn Ellen hoch gemacht."

Uebrigens zeigen die rhodischen Schiffer noch zwei unter dem Wasser liegende Felsen, auf welchen, wie die Sage geht, die Füße des Kolosses ruhten. A.

schen beiden Orden und mehr als einmal wurde von Rom aus Tadel gegen ihren unsittlichen Wandel ausgesprochen.

Aber tapfer und ein Schrecken der Muselmänner waren diese Ritter. Als 1291 das letzte Bollwerk der Christen im heiligen Lande, die Stadt Ptolemaïs, in die Gewalt der Saracenen fiel, wurde ein großer Theil der Johanniter niedergehauen. Die schwachen Ueberbleibsel flüchteten nach der Insel Cypern, wo die Könige aus dem Hause Lusignan in der Stadt Limisso ihnen Grund und Boden schenkten. Dort gründeten sie ein neues Spital und von nun an gewann der Orden einen neuen Charakter. In Palästina hatte er die „Ungläubigen" auf dem festen Lande bekämpft, aber Cypern war eine Insel, und von ihr aus konnte man nur zur See dem Feind etwas anhaben. Die Ritter bauten eine Flotte, deren Galeeren sich in erfolgreichem Kampfe mit den Heerschiffen der Saracenen maßen. Bald wurde Cypern den Rittern zu eng, die Beschränkungen, welche ihnen der König auferlegte, erschienen unerträglich und der Großmeister suchte nach einer Insel, auf welcher der Orden selber Herr sein konnte. Da der Großmeister, Wilhelm von Villaret, keine fand, welche er den Mohammedanern abnehmen konnte, so besann er sich nicht lange und raubte sie seinen eigenen Glaubensgenossen, den Christen! Auf Rhodus regierte eine kleine Dynastie unter Oberherrschaft der byzantinischen Kaiser, die nicht geneigt waren, lateinische Christen dort sich festsetzen zu lassen. So groß war der Haß zwischen den abendländischen und griechischen Christen, daß Kaiser Andronikus der Zweite, der Paläologe, mit den Saracenen gemeinschaftliche Sache gegen die Johanniter machte. Aber diese belagerten die Hauptstadt Rhodus und nahmen sie am 15. August 1310 in Besitz.

Französische Priorei.

Seitdem hießen sie auch Rhodiser-Ritter und verbreiteten sich über mehrere kleine Inseln des ägäischen Meeres. Ihr Handwerk bestand in unablässigem Kampfe gegen die Mohammedaner; sie eroberten Smyrna, besetzten einst sogar Alexandria und Patras und führten Kriege mit den Sultanen von Syrien und Aegypten. Allein im Abendlande war man der Streitigkeiten mit dem Oriente müde geworden und hatte selber Noth, sich in Europa der immer mächtiger andrängenden Osmanen zu erwehren. Die Rhodiser-Ritter waren auf sich selber angewiesen und mußten der Uebermacht Soliman's des Prächtigen erliegen. Nachdem er Belgrad in Serbien erstürmt, zog er mit dreihundert Schiffen und einmalhunderttausend Mann vor Rhodus. Der Großmeister Villiers de l'Isle Adam hatte ihm nur fünfthalbtausend Soldaten und sechshundert Ritter gegenüber zu stellen. Am 1. August 1522 begann die Belagerung, und fünf Monate lang vertheidigten sich die Rhodiser tapfer und mit Ausdauer; sie schlugen drei große Stürme ab. Schon dachte der gewaltige Sultan daran, die Belagerung aufzuheben, denn noch vier andere Stürme waren vergeblich gewesen, und Soliman beschränkte sich jetzt auf eine Blokade. Dann aber wurden die Ritter von ihren Unterthanen, den griechischen Christen, im Stiche gelassen und der Großmeister beantragte eine Kapitulation, welche in ehrenvoller Weise ihm gewährt wurde. Am 1. Januar 1523 zog er ab und schiffte sich nach dem Kirchenstaat ein, wo der Pabst dem Orden Viterbo zum Aufenthalt anwies.

Ansicht der Stadt Rhodus.

Palast der Großmeister. Rhodus.

Im Jahre 1530 räumte Kaiser Karl der Fünfte ihnen die Inseln Malta und Gozzo ein und von dort setzten sie den Kampf gegen die Ungläubigen fort. Aus den Hospitalitern, Johannitern oder Rhodisern wurden zuletzt Malteser-Ritter.

Werfen wir einen Blick auf die heutigen Zustände der Insel*). Sie sind so, wie es sich von einer dreihundertjährigen Türkenwirthschaft erwarten läßt. Rhodus ist nicht einmal ein Schatten mehr von dem, was es einst gewesen. Die Bergwaldungen, welche Jahrtausende lang Schiffsbauholz in Menge lieferten, sind zum großen Theile verwüstet; der Regen schwemmt die Dammerde herab, die Quellen versiechen, statt hoher Fichten und Cypressen wuchern Gestrüppdickichte von Eichen, Mastix und Myrthen. Ueberall trifft das Auge auf Einöden und Wüsteneien; da wo einst Getreidefelder waren, erobern Thymian und Disteln immer mehr Boden. Kaum thut man noch etwas für die Veredelung des Oelbaums, säet nur wenig Sesam, gewinnt, obwohl die Rebe ihren alten Ruhm behauptet, kaum 400,000 Pfund Rosinen; nur Feigen und Südfrüchte, die freilich eine geringe Pflege in Anspruch nehmen, liefern noch geringen Ertrag. Der Seidenbau wird vernachlässigt. Das Alles ist Folge des Abgabendruckes, welchen die Türken auf die griechische Bevölkerung üben. Von den 27,000 Einwohnern sind etwa 6000 Türken und 1000 Juden; den Ersteren gehören alle besseren Häuser und Landgüter; als Erober nahmen sie, was ihnen gefiel. Die Griechen sind Seeleute, Handwerker, Kleinhändler und Bauern, die in 47 Dörfern zerstreut wohnen. Auf der ganzen Insel ist auch nicht eine fahrbare Straße vorhanden.

Die Hauptstadt Rhodus, welche oftmals, zuletzt am 12. Oktober 1856, schwer von Erdbeben heimgesucht worden ist, liegt an der Nordostseite, nicht weit von der Nordspitze der Insel, dem Kap Stephan. Sie ist ein steinernes Denkmal, das die kampflustigen Ritter hinterlassen haben. Ueberall Mauern mit Zinnen, Schießscharten und Thürmen, die ganze Stadt ist wie mit einem Panzer umgeben und überall sieht man Wappenschilder der Großmeister.

Aber der alte Glanz ist dahin, Alles schweigsam und öde, auch im Hafen, aus welchem einst die bewaffneten Galeeren zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen mit Jubelruf und Trompetengeschmetter. In den Straßen wächst Gras und Kraut; die Mauern sind mit Moos überzogen und von Epheu umwuchert; durch die Schießscharten blickt man auf grüne Felder und auf Grabhügel, denen wilde Tulpen und Narcissen entsprießen. Neben den Leichensteinen, unter welchen Soliman's Krieger ruhen, duften Rosen.

In weiter Ferne hinaus schimmert der von den Türken weiß angestrichene gewaltige Thurm des heiligen Michael, mit seinen vier kleinen Nebenthürmen. An seinem Grundgemäuer brechen sich die schaumigen Meereswogen; von der obern Zinne hat man einen umfassenden Blick über die See. Der Hafen ist nicht geräumig, aber doch sicher. Die Mauern sind im Verfall.

Ueberragt wird die Stadt von der Kathedrale, welche dem heiligen Johannes geweiht war. Noch trägt in Rhodus Alles ein mittelalterliches Gepräge und erinnert an eine Romantik, die längst dahin ist und sich nicht wieder beleben läßt in unseren Tagen. Denn wir leben doch in ganz anderen Zeiten, haben ganz andere Anschauungen, wir wollen keine religiösen Kreuzzüge mehr, und achten die Künste des Friedens höher als eine unproduktive Chevalerie. Alle Versuche, eine solche wieder zu beleben, laufen lediglich auf romantische Spielerei hinaus und können niemals praktische Erfolge haben.

Aus den Ritterzeiten liegen noch Kanonen da mit christlichen Abzeichen, genau so wie vor vierthalbhundert Jahren. Die Lafetten sind wurmstichig, das Metall ist von Rost angefressen, und man lös't diese Geschütze alljährlich nur zur Bairamzeit, wenn ihr Dröhnen den Bekennern des Islam verkündet, daß der Fastenmonat Ramadan vorüber sei. Die Böschungen der Wälle und die grasbewachsenen Gräben sind Tummelplätze für unzählige Eidechsen.

Auch im Innern der Stadt waltet, trotz der Moscheen, Kioske und Minarets, ganz entschieden der christlich-mittelalterliche Charakter vor; an den Bauwerken nämlich, denn im Uebrigen sieht Alles türkisch aus. Die Griechen meinen, daß einst der Halbmond wieder dem Kreuze weichen müsse, und auch die Osmanen glauben, daß ihre Macht „an einem Freitage zur Zeit der Mittagsandacht" zu Ende gehen werde. Allwöchentlich schließen sie deshalb am Freitage Mittags die Thore und ziehen die Zugbrücken auf.

In der Oberstadt prangt der Palast des Großpriors der provençalischen Zunge, mit Thürmen und Wappenschildern; heute ist er Spital für die türkischen Soldaten und dann und wann auch Staatsgefängniß. In seinem großem Saale hielt das Ordenskapitel seine Berathungen. Die Kirche des heiligen Johannes ist in eine Moschee verwandelt worden, hat aber, gleich der Sophienkirche in Konstantinopel, ihren christlichen Namen behalten. Aber die alte Pracht ist dahin; Alles im Innern erscheint nackt und kahl; von der berühmten Orgel sieht man keine Spur und der mit Edelsteinen reichbesetzte Reliquienkasten, in welchem die Hand des heiligen Johannes aufbewahrt wurde, ist gleichfalls verschwunden. Sie war ein Geschenk, welches der Sultan dem Großmeister gemacht hatte; allerdings hatten die Mohammedaner keine Verwendung für Ueberbleibsel von einem christlichen Heiligen. Da wo einst der Hochaltar stand, erblickt man den Mehrab, die Kanzel, von welcher herab die Lehren des Koran verkündigt und eingeschärft werden. Die Grabsteine mit lateinischen Inschriften sind zwar noch da, aber völlig mit Staub überdeckt. Statt des Glockengeläutes hört man den Ruf des Muezzin, der oben auf dem Minaret steht: Allah il Allah, Mohammed ressûl Allah!

Einen eigenthümlichen und ergreifenden Anblick gewährt die berühmte Ritterstraße. Der Maler Eugen Flandin, welcher im Jahre 1844 Rhodus besuchte, war entzückt, als er sie sah. Fast an jedem Hause fand er Wappenschilder berühmter Adelsfamilien und Kreuze. Im untern Theile der Gasse kam er durch ein düsteres Thorgewölbe in die alte Ordensherberge der französischen Zunge; jene der spanischen und italienischen liegen ganz nahe dabei. Flandin schlürfte, wie er sagt, überall Wohlgeruch des Ritterthums in dieser Ritterstraße ein. Mit hoher Theilnahme betrachtete er ein herrliches Bauwerk, dessen zugleich ernster und zierlicher Styl einen sehr ansprechenden Eindruck macht. Es ist die Großpriorei der französischen Zunge und noch wohl erhalten, obwohl ein Türke sie bewohnt. Er hat am Gebäude selber weiter nichts verdorben, als daß er, des Harems wegen, manche Fenster mit Balkonen von Gitterwerk umstellte. (S. 35.)

In der Mitte der Ritterstraße führen ausgetretene Stufen zu einer kleinen Steinkanzel hinauf. Diese bestieg der Patriarch von Rhodus, wenn er, gleich Peter dem Eremiten, oder wie der heilige Bernhard, den Krieg gegen

*) Voyage dans l'île de Rhodes et description de cette île, par V. Guerin. Paris 1856. Ich habe dieses Werk in der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Berlin 1857, Neue Folge, zweiter Band, S. 381 ff., besprochen. A.

Ritterstraße in Rhodus.

die Ungläubigen predigte. Von ihr herab ermahnte auch der letzte Großmeister, Villiers de l'Isle Adam, zur Ausdauer im Kampfe gegen Sultan Soliman.

Im Bazar, umgeben von Buden türkischer und jüdischer Handelsleute, liegt das alte Chatelet, in welchem der oberste Richter des Ordens wohnte. In dem Saale, wo er Recht sprach, verurtheilte er einen jüdischen Arzt, welcher mit Soliman einen Briefwechsel unterhielt, zur Todesstrafe; der Arzt sollte geviertheilt werden.

Burg von Lindos. Rhodus.

Die Juden bewohnen in Rhodus ein besseres und lustigeres Stadtviertel, als ihnen in den übrigen Städten der Levante zu theil geworden. Sie haben alte Ritterwohnungen inne. Ueberall liegen in ihren Gassen große steinerne Kugeln umher, welche von den Türken aus gewaltigen Mörsern in die Stadt geschleudert wurden. Dort sind sie noch seit dem Jahre 1522, theilweise in der Straße selbst, theils an den Häusern oder dienen als Ecksteine.

Daß auch am Hafen Alles an die Ritterzeit erinnert, haben wir schon gesagt. Da steht am Ende eines Mauerdammes (Molo) der berühmte Thurm des heiligen Nikolaus, geschmückt mit den Löwen von Burgund. Herzog Philipp der Gute gab das Geld zum Baue; der Thurm sollte das Arsenal gegen die Angriffe Sultan Mahmud's des Zweiten schützen und ist noch heute mit einer Doppelreihe von Kanonen besetzt; aber am Gemäuer ist Vieles im Verfall. Die Türken bezeichnen ihn jetzt als den arabischen Thurm. (S. 33.)

Ueberall an der Küste trifft man da und dort auf ein „Kastro“, Burgen und Festungswerke, und auch im Innern manche Spuren aus dem Alterthum. Flandin unternahm einen Ausflug nach Lindos, der Stadt, welche schon in vorgriechischen Zeiten stand; ihre Erbauer waren Phönizier. Später war sie berühmt durch einen Tempel der Athene und durch eine sehr eigenthümliche Art der Herkulesverehrung. Bei dieser galt es für eine Entweihung und Entheiligung, wenn während der Festlichkeiten Jemand ein gutes Wort sich entschlüpfen ließ, denn der Heros durfte nur mit Flüchen und Verwünschungen gefeiert werden.

Lindos liegt auf einer Landzunge der östlichen Küste unweit vom Kap St. Johann. Flandin ritt vom Dorfe Malona nach Masari von Norden her. Bald gewahrte er zu seiner Linken hoch über dem Gestade eine Burg auf steilem Felsen, welche den Rittern einst als Lugwarte gedient. Dann kam er nach einigen Stunden, das am Gebirge liegende Dorf Kalathos zur Rechten lassend, auf eine mit Säulen und Getrümmer verschiedener Art übersäete Stätte. Auf dieser stand einst Lindos. Der Reisende sah viele dorische Kapitäler umherliegen und manche Weihaltäre. Die Stadt hat offenbar keinen unbeträchtlichen Umfang gehabt und scheint sich an einen bis zum Gestade abfallenden Hügel gelehnt zu haben. Jetzt wohnen dort Fischer. Der heutige Flecken liegt am Fuß eines steilen Felsens, auf dessen Gipfel eine Burg sich erhebt; sie steht auf dem Grundgemäuer des alten Minervatempels, und manche ihrer Gemächer sind noch wohlerhalten, zum Beispiel die Säle der Hellebardiere, der Ritter und des Gouverneurs; vom Tempel sind noch mächtige Trümmer von Säulen, korinthische Kapitäler, Votivaltäre mit Thierköpfen und griechische Inschriften übrig.

Welch eine Menge von Wandelungen hat diese Insel erlebt seit den Tagen der Telchinen und Heliaden! Die Tempel des strahlenden Sonnengottes, der weisen Pallas Athene, jene des Zeus auf dem Berge Artamiti sind zu Trümmern geworden, gleich dem erzenen Koloß. Die heutigen „Griechen" auf der Insel wissen nicht, daß Venus Aphrodite dort verweilte, bevor sie Cypern zum Lieblingsaufenthalt erkor. Wo sind noch Spuren von Alexander dem Macedonier, von Demetrius dem Städtebezwinger, von Cicero, Pompejus und Tiberius? Auch die Kirchen der Christen liegen im Verfall, und von den eisengepanzerten Rhodiserrittern reden nur noch die Steine oder dann und wann alte Türken, welche sich rühmen, daß der Halbmond das Kreuz auch auf Rhodus besiegt habe.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski.**

Zweiter Artikel.

Die Sprache der Abasen und ihre Dialekte. — Wahrsager, Traumdeuter und Aberglaube. — Anklänge an die Sage von Prometheus und vom Gebirgskönig. — Die vier verschiedenen Klassen des Volkes. — Stellung der Fürsten und des Adels. — Die tscherkessischen Work. — Die freien Männer und ihre Aeltesten. — Geistlichkeit. — Die Sklaven und ihre eigenthümliche Stellung. — Menschenhandel nach der Türkei. — Preiskourant für schöne Kaukasierinnen. — Die angeblichen Prinzessinnen aus Tscherkessien. — Wohnungen der Adighe. — Patriarchalische Einfachheit. — Die Gasthütte. — Der Familienvater. —

Sämmtliche Stämme der Abasa reden eine und dieselbe Sprache, welche in zwei Hauptdialekte zerfällt. Die im Norden und Nordosten wohnenden, wie die Schapsuchen, Abesechen und Kabardiner, sprechen den Adighe-Dialekt; die südlichen Abasa, wie die Ubuch, die Bewohner des Fürstenthums Abasien, die Schuhaneten und Osseten sprechen den südlichen Dialekt. Diese zwei Hauptdialekte sind stark von einander verschieden, ungefähr wie das Plattdeutsche vom Hochdeutschen. Sie theilen sich noch in einige untergeordnete Dialekte, bei denen aber nur die Aussprache einen geringen Unterschied bildet. In der Kabarda sind viele grusische und tatarische Wörter eingemischt; eben so viele tatarische bei den kleinen Grenzstämmen von Abesch, welche ursprünglich Tscherkessen waren. Die Adighe-Sprache hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer andern. Die Aussprache ist schwierig wegen der vielen Gurgeltöne, auch redet der Eingeborne gewöhnlich sehr schnell und verschluckt viele Silben, so daß es schwer ist, die Worte zu erhaschen. Uebrigens ist diese Sprache ziemlich reich, und zum Gesang wie zur Poesie weit geeigneter als die türkische. Die Adighe haben für ihre Sprache keine Schriftzeichen, deswegen beruht auch ihre ganze Geschichte nur auf Traditionen und Sagen. Seit der Verbreitung des Mohammedanismus hat die Sprache des Koran, die arabische, bedeutende Fortschritte gemacht. In Abesech und in einigen Theilen der Ebene von Schapsuch sind geistliche Schulen angelegt, wo der Koran und die arabische Schrift gelehrt werden; zur Zeit meiner Anwesenheit konnte die Zahl der lernenden Knaben auf fast tausend im ganzen Lande veranschlagt werden.

Alle Dokumente werden jetzt in der arabischen Schrift ausgestellt, die Richter und Aeltesten haben den mohammedanischen Gebrauch angenommen, ihre Siegel, auf denen ihr Name in arabischen Schriftzügen eingeschnitten ist, statt ihrer Unterschrift aufzudrücken. Die Schriftkundigen, deren es heute noch wenige giebt, deren Zahl sich jedoch überraschend schnell vermehrt, haben es auch versucht, eine Art arabischer Schrift für die Adighe-Sprache einzuführen, jedoch ist dies bis jetzt ohne Erfolg geblieben.

Die türkische Sprache wird nur von den Sklavenhändlern oder von Solchen geredet, die eine Zeit lang in Konstantinopel gelebt haben; auch an den Ufern des Schwarzen Meeres findet man hier und da einige Individuen, welche durch den Verkehr mit türkischen Handelsleuten etwas Türkisch gelernt haben und den Letzteren als Dolmetscher dienen.

Unter den Bewohnern der Ebene an der russischen Grenze trifft man Leute, welche manchmal in Verkehr mit den Russen gestanden, auch im Kriegsdienste oder in Kriegsgefangenschaft beim Feinde gewesen und mehr oder minder Russisch sprechen; doch ist ihre Zahl gering. Es ist natürlich, daß europäische Sprachen, Schriftzeichen und Literaturprodukte einem Volke unbekannt sind, das vor dem orientalischen Kriege nur geringe Kenntniß von der Existenz Europas hatte und die ganze Welt für russisch oder türkisch hielt. Die jungen Adighe haben eine außerordentliche Lernbegier und gute Anlagen; in Konstantinopel schwingen sich die verkauften Sklavenknaben oft zu hohen Würden empor; um das zu lernen, was der Türke lernt, braucht der Adighe nicht die Hälfte der Zeit. Oft sah ich Knaben, denen irgend ein altes Buch, ein gedrucktes oder geschriebenes Blatt Papier in die Hände gefallen, den Soldaten nachlaufen und sie inständigst bitten, ihnen doch das, was darin geschrieben

stehe, zu erklären. Zwei Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, welche sich die Freundschaft eines Unteroffiziers erwarben, lernten binnen einem Jahre nicht nur die polnische Sprache reden, sondern auch so ziemlich lesen und schreiben. Mit einer Bleifeder den krausen Charakteren des Buches folgend und ein Stück Papier vor sich, waren sie im Stande, halbe Tage zu buchstabiren und zu kritzeln, ohne sich zu rühren, und vergaßen oftmals ihr Essen.

Eben so wenig wie die Adighe Schriftzeichen für ihre Sprache haben, besitzen sie irgendwelche Denkmäler. Außer den steinernen und hölzernen Kreuzen sah ich in den Bergen nichts, was über die Vergangenheit dieses Volkes Aufschluß geben könnte.

Als wissenschaftlich gebildete Männer gelten bei ihnen die Traumdeuter, die Wahrsager, die Sagen- und Märchenerzähler. Die Träume spielen bei diesem Volk eine große Rolle. So oft eine Anzahl Abasa, Alt oder Jung, Männer und Weiber, zu einer ernsten Handlung oder zu ihrem Vergnügen zusammen kommen, beginnen sie sich nach der Reihe ihre Träume zu erzählen, die von Auslegern gedeutet werden. Es gibt auch, so zu sagen, amtliche Traumdeuter, gewöhnlich alte Männer oder Weiber, die, gleich ihren Genossen in allen Ländern, nicht gern umsonst ihr Geschäft verrichten. Die Worte solcher Traumdeuter haben ein großes Gewicht, denn der Abasa unternimmt nichts, oder doch nur höchst ungern, was ihm der Traumdeuter widerräth.

Wider Willen und Wissen profitirte ich einmal von diesem Aberglauben. Neugierig, einen solchen Zauberer zu sehen, bestellte ich einen der renommirtesten Traumdeuter zu mir. Ich fand ihn eben so wohl geschult, wie es seine Kollegen in Europa sind, mit dem Unterschiede, daß er, weder Bücher noch Karten kennend, aus Erbsen, Hammelknochen, aus der flachen Hand u. s. w. mir eine sehr glänzende Zukunft und viele wünschenswerthe Dinge vorhersagte, die leider nicht eingetroffen sind. Ich behandelte ihn artig und entließ ihn mit einem kleinen Geschenke. Wenn mir aber auch seine Prophezeiungen keinen Nutzen brachten, so gereichte mir dagegen seine Freundschaft zu großem Vortheile. Alle Träume, die er von nun an den Abasen auslegte, hatten immer irgend einen vortheilhaften Bezug auf mich und meine Truppe; doch setzte mich dafür der gute Prophet häufig in Kontribution, und als ich das Land verließ, kam er trotz seines vorgerückten Alters, um mir Lebewohl zu sagen und noch ein Geschenk zu erhaschen, und prophezeite allen, daß ich bald wieder zu ihnen zurückkehren werde.

Unter den unzähligen Sagen ist eine, welche nur die Tradition der Sage vom Prometheus sein kann und aus den Urzeiten herstammen muß, da der Kaukasus ein Verbannungsort der Griechen war. Alle Völker des Kaukasus kennen die Sage auf eine oder die andere Art. Der Abasa erzählt sie also: Auf dem hohen Berge, auf welchem der ewige Schnee liegt (er meint den Elbrus), befindet sich auf dem obersten Gipfel eine große, runde, sehr schwere Steinplatte. Auf der Mitte dieser Platte sitzt ein uralter Greis. Schneeweißes Haar bedeckt sein Haupt, sein Bart reicht bis an die Füße, sein ganzer Körper ist mit weißen Haaren dicht bewachsen, seine Nägel an Händen und Füßen sind lang und wie die Klauen des Adlers geformt, seine Augen roth und leuchtend wie glühende Kohlen. Um den Hals, um die Mitte des Leibes, an Händen und Füßen trägt er schwere eherne Ketten, welche an die Steinplatte angeschmiedet sind. So sitzt und leidet er seit Jahrtausenden. Er war früher einer der besten Diener des großen Tha (Gottes) und ward von diesem seines großen Verstandes und seiner Frömmigkeit wegen noch bei Lebzeiten zum vertrauten Umgange zugelassen. Da kamen schlechte Gedanken in seinen Kopf, er wollte eben so mächtig und noch mächtiger werden als der große Tha selber, und da er viele seiner Geheimnisse kannte und alles zu wissen glaubte, so suchte er ihn zu stürzen. Ein langer Krieg entspann sich, zuletzt wurde der Tollkühne besiegt und zur Strafe auf den hohen Berg angeschmiedet. Nur wenige Menschen konnten ihn sehen, denn das Hinaufsteigen zu ihm ist mit tausend Gefahren verbunden; Niemand aber konnte ihn zweimal sehen, und solche, die den Versuch machten, sind nie mehr zurückgekommen. Doch giebt es Greise in den Bergen, die ihn gesprochen, aber es ist ihnen verboten, alles zu sagen, was sie gesehen und gehört. Ihr Bericht lautet, daß der Alte sehr fröhlich und munter sei, wenn er einen lebendigen Menschen erblickt; er fragt jeden nach drei Dingen: ob Fremde bereits das Land durchziehen und Städte und Dörfer angelegt sind; ob schon im ganzen Lande die Jugend in Schulen gebildet wird und ob die wilden Obstbäume viele Früchte tragen. Er erkundigt sich mit vieler Begierde nach diesen drei Sachen und wenn er, wie gewöhnlich, eine verneinende Antwort erhält, ist er außer sich vor Betrübniß. Der Glaube an diese Sage ist allgemein.

Noch viele Sagen und Märchen von verzauberten Bergen, wo böse Geister große Schätze bewachen, von geflügelten Pferden u. s. w. sind im Umlauf. Auch giebt es Prophezeiungen, daß, wenn der Feind bis zu dieser oder jener Stelle vorrückt, das Land unterjocht sein wird. Zwischen Mesib und Pschat erhebt sich in schwer zugänglichen Bergen eine Steinmasse, wie man sie wohl selten auf Erden erblickt. Drei Steine besonders haben eine fabelhafte Größe. Die Sage will wissen, daß unter diesen Steinen ein alter Gebirgskönig mit seinen Schätzen begraben liegt, und sein Geist jetzt die Schätze bewacht und jedem Feinde das Nahetreten an sein Grab verwehrt. Wenn feindliche Scharen einmal um diese Gräber lagern werden, so ist es aus mit der Freiheit der Berge. Ich fragte, ob man bis jetzt nicht in den vorgeblichen Gräbern nachgesucht habe. Die Leute sahen mich mit Erstaunen an und bemerkten, daß dies bei der großen Steinmasse, welche dieselben bedeckt, nicht möglich, auch ein solcher Versuch noch in anderer Hinsicht gefährlich sei. Doch forderten mich die Verwegensten auf, den Versuch zu unternehmen. Ich ließ wirklich einen Stein in die Luft sprengen, in der Hoffnung, irgend einen interessanten Fund zu machen. Aber Graben und Suchen war vergebens, ich verlor nur Zeit, Mühe und eine Menge Pulver, das ich vortheilhafter am Kuban gebrauchen konnte.

Im Lande der Abasa giebt es vier Kasten und zwar: Fürsten (Pschi), Ritter (Work oder Esden), Freie (Tsokol) und Sklaven (Pschitli). In dem südlichen Abasien, das in einem stillschweigenden Waffenstillstande mit den Russen lebt, in dem Fürstenthum Abasien und besonders in der Kabarda, ist die Zahl der Pschi und Work sehr groß, sie haben noch ihre Prärogative beibehalten, und ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß die südlichen Stämme den Kampf aufgegeben. In der Kabarda ist dieser Adel tscherkessischer oder tatarischer Abkunft, in den anderen Stämmen sind es Abasa, welche zu verschiedener Zeit und auf verschiedene Weise den Adelstitel usurpirt haben. In dem nördlichen Theile giebt es zwar noch viele Ritterfamilien, aber sie haben nicht nur ihre Prärogative, sondern auch alles und jedes Ansehen verloren. Sie sind, einige wenige abasische Familien ausgenommen, in den Ländern Schapsuch und Abesech durchaus tscherkessischer, in Ubuch abasischer Abkunft. Es giebt im Adighe-Lande nur vier Pschi-Familien: die Zanzade in Schapsuch, deren letzter alleiniger Sprößling gegenwärtig Karabatir Ibrahim, Sohn

des verstorbenen Sefer Pascha, ist; die zahlreiche Familie des Fürsten von Bsedoch; die Fürsten von Temirgoi und die Fürsten von Hatohai. Außerdem giebt es noch im Lande zerstreut einige hundert Höfe, welche von den Abkömmlingen der Work bewohnt sind. Diese Tscherkessen bilden noch heute einen besondern Stamm der Esden Tlako, und heirathen nur untereinander; deswegen hat sich die tatarische Race noch fast rein unter ihnen erhalten. Von den Abasa immer mehr gedrängt und verfolgt, waren sie gezwungen, zur Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums sich in die abasischen Stämme aufnehmen zu lassen. Sie sind noch immer wohlhabender als die Abasa, da sie mehr Land und viele Sklaven besitzen; sie erinnern sich mit Schmerz an ihre verlorene Größe und halten immer zusammen; sie sind keine sehr guten Patrioten, und viele von ihnen dienten den Russen, denn es würde ihnen sehr wohl gefallen, wenn das russische System in ihrem Lande zur Geltung käme. Die Russen, welche von der Mitwirkung dieser Work sich sehr viel versprachen, behandelten sie mit vieler Auszeichnung und waren mit den Fürstentiteln, die sie jedem Work gaben, nicht geizig. Aber anstatt sich damit etwas zu erwirken, schadeten sie nur ihrem Einflusse, denn es ist sicher, daß nicht nur ein schlechter, sondern selbst ein guter Rath, wenn er von einem Pschi oder Work herrührt, von den Abasa nicht befolgt wird, die jene auch von allen Landesberathungen ausgeschlossen haben. Doch giebt es unter den Work einige, leider nur wenige abasische Familien, welche sich mit den Russen nie in Unterhandlungen eingelassen und es immer mit dem Volke gehalten haben; unter anderen verdienen die Zaziok in Dschubo, die Abat am Abin, die Versek und Brak in Ubuch eine ehrenwerthe Erwähnung. Dank diesen Familien haben sich die Reste der Tscherkessen, die Pschi und Work, noch im Adighe-Lande erhalten können; denn die Abasa haben schon in vielen ihrer Volksversammlungen ernstlich darüber berathen, ob es nicht besser sei, diese ganze fremde Kaste zu vernichten oder zu den Russen, ihren Protektoren, zu jagen. Sie beschäftigen sich wenig mit Ackerbau und lassen das Land, wenn sie solches im Besitz haben, durch ihre Sklaven bebauen. Haben sie jedoch keinen Grund und Boden, so ziehen sie im Lande von Haus zu Haus herum und leben gut, da die abasische Gastfreundschaft gebietet, Jeden zu beherbergen und zu speisen. Sie erfinden sich auch allerlei Beschäftigungen, bei denen sie ohne Anstrengung etwas profitiren können. So zum Beispiel ersinnen sie sich verschiedene politische Botschaften von Seiten der Adighe, die davon nichts wissen, gehen nach Konstantinopel, belügen dort die Türken auf alle Weise, und wenn sie etwas Geld zusammengebracht haben, kommen sie wieder zurück, mit Schriften und Briefen, die sie für Fermane des Sultans ausgeben und sich damit wichtig machen. Seit dem letzten orientalischen Kriege ist es auch Mode geworden, Briefe, in weiß Gott was für einer Sprache geschrieben, von den fremden Gesandtschaften in Konstantinopel an das Adighe-Volk zu überbringen. Alle diese Betrügereien werden von den Work ausgeheckt, um ihr verlorenes Ansehen wieder zu erlangen. Viele dienen jetzt den Russen als Wegweiser oder Spione. Schade, daß diese Kaste auf einen so schlechten Weg gerathen ist, denn sie sind tapfer vor dem Feinde und haben Lust und Muth zum Kriege. Alle Work und Pschi, mit Ausnahme einiger weniger abasischer Familien, sind fanatische Mohammedaner. Sie sind am zahlreichsten in Ubuch, ziemlich zahlreich in Abesech, aber nur sehr vereinzelt in Schapsuch zu finden.

Die Masse des Volkes bilden die Abasa oder Adighe, welche, wie schon früher bemerkt, in Stämme und Familien getheilt sind. Jeder Adighe ist Tsokol (Freier zum Stamme Gehöriger), und die Pschi und Work werden, wenn sie sich in einen Stamm aufnehmen lassen, auch Tsokol und treten in die Rechte und unter den Schutz des Stammes. Unter den Tsokol giebt es keinen Standesunterschied; sie leben in voller Gleichheit mit einander. Die Aeltesten aus der Mitte des Volkes sind Richter, Führer und Rathgeber, man nennt sie Thamata (d. h. Aeltester, Anführer, Geistvoller oder Geistreicher). Sie werden weder durch Stimmenmehrheit gewählt, noch ist ihr Amt erblich. Ein größeres Vermögen und eine zahlreiche Familie, tapfere Thaten vor dem Feinde, schärferer Verstand, Beredtsamkeit, in neuerer Zeit Schriftgelehrtheit im Koran, vor allem aber ein vorgerücktes und erfahrungsreiches Alter verleihen einen Anspruch darauf, im Rath der Alten und im Gerichte seiner Nation Sitz und Stimme zu haben. Jedoch ist auch der Beschluß der Thamata nicht allmächtig, denn wenn das Volk nicht damit zufrieden ist, so erfüllt es nicht den Willen der Alten, und ein Zwangsverfahren ist nicht möglich.

Die Geistlichkeit im Adighe-Lande kann man in zwei Klassen theilen. Die erste ist die alte christlich-heidnische, Dschiur genannt, welche, der Schrift unkundig, nie in großem Ansehen gestanden, und deswegen gegen die mohammedanische, welche mit dem geheimniß- und weisheitsvollen Koran, den, wie man den Adighe sagte, der große Tha selbst geschrieben, ihnen entgegen trat, sehr im Nachtheile war. Diese alten Priester üben nur noch in einigen Gegenden längs den Ufern des schwarzen Meeres offen ihre Gottesdienste und Gebräuche; in einem großen Theile beten sie nur insgeheim, und werden von der neuen mohammedanischen Geistlichkeit gehaßt und verfolgt. Die letztere hat seit vierzehn Jahren, seit der Ankunft des Naib Mahomet Emin, im Lande eine große Ausbreitung und ein großes Ansehen gewonnen. In vielen Juneh-is sind hölzerne Moscheen errichtet, von denen die Gebetsstunden abgerufen und woselbst die Gebete verrichtet werden. Der Naib versuchte auch nach dem Beispiele Schamyl's die Einführung der Muriden. Da Faullenzen und Berauben derjenigen, welche die Vorschriften des Korans nicht annehmen oder befolgen wollten, außer häufigem Gebete die Hauptbeschäftigung dieser neuen religiösen Gesellschaft war, so fand er im Anfang viele Proselyten, aber bald widersetzte sich der gesunde und freie Sinn des Volkes dieser fanatischen Institution und sie fiel in Mißkredit. Heute findet man hier und da einige zerlumpte Landstreicher, welche die Gastfreundschaft und den Aberglauben des Volkes, wo sie es noch vermögen, ausbeuten und die türkischen Heiligen spielen, aber sie sind mehr ein Gegenstand des Gelächters, als der Ehrfurcht.

Die niedrigste Stufe in der Gesellschaft des Adighe-Volkes bilden die Pschitli, Sklaven.*) Die Sklaverei ist eine tatarische Sitte, welche die Tscherkessen unter den Abasa einführten. Die Sklaven sind Abkömmlinge der Kriegsgefangenen und der in Südrußland, in der Tschernomora, in Georgien und bei den verschiedenen Stammeszwistigkeiten geraubten Weiber und Kinder, so wie derjenigen Adighe, welche durch einen Gerichtsspruch zu Sklaven gemacht wurden. Ihre Zahl ist bedeutend, aber nicht in allen Landestheilen gleich. In Ubuch bilden sie fast den vierten Theil der Bevölkerung, in Abesech den zehnten, in Schapsuch

*) Das Wort Pschitli ist aus den zwei Wörtern Pschi, Fürst und Tli (dessen oder sein) zusammengesetzt, und bedeutet Eigenthum des Fürsten.

kaum den zwanzigsten. Man muß sich von dem Stande des Sklaven nicht die Vorstellung machen, die man allgemein mit der Bedeutung des Wortes verbindet. Der russische Leibeigene könnte den Stand des abasischen Sklaven mit Recht beneiden. Der Sklave arbeitet nicht mehr und nicht weniger als sein Herr. Er ist bewaffnet und seine bewegliche Habe ist sein Eigenthum. Die Sklavenfamilie hat ihre eigene Wohnung, ein Stück Feld zur eigenen Benutzung, und oft sind Sklaven im Besitz einer beträchtlichen Anzahl von Pferden, Rindern, Schafen und Ziegen. Der Eigenthümer kann den Sklaven nicht willkürlich behandeln, und dieser hat das Recht, seinen Herrn vor Gericht zu laden und gegen ihn Klage zu führen. Kann er es bei seinem Herrn nicht aushalten, so begiebt er sich mit seiner Familie und beweglichen Habe zu einem Nachbarn und sucht bei demselben so lange Schutz, bis sein Prozeß entschieden ist. Da ferner im schlimmsten Falle Sklaven leicht aus einem Lande in das andere, wie zum Beispiel von Schapsuch nach Abesech oder Ubuch fliehen können und die Frage ihrer Herausgabe häufig langwierige Prozesse oder gar Kriege veranlaßt, so nehmen sich diejenigen, welche Sklaven besitzen, sehr in Acht, dieselben nicht zum Aeußersten zu treiben.

Seine Freiheit gewinnt jedoch der flüchtige Sklave nicht, denn überall, wohin er kommt, wird er als Sklave betrachtet; er hat nur die Freiheit, sich seinen neuen Herrn zu wählen. Die Sklaven heirathen nur unter sich, der Eigenthümer muß seinen Sklaven oder dessen Weib kaufen, doch darf er ihm keine Frau, die dieser durchaus nicht will, aufdrängen; heirathet ein freies Weib einen Sklaven, oder ein freier Mann eine Sklavin, so sind sie und ihre Kinder frei. Kinder aber, deren Eltern nicht frei sind, bleiben das Eigenthum ihres Herrn. Kein Sklavenkind kann ohne Bewilligung seiner Eltern verkauft werden, und der fünfte Theil des Verkaufspreises fällt der Familie des Verkauften zu. Im Lande selbst ist der Einzelverkauf nicht Sitte; immer werden ganze Familien zusammen verkauft. Der Einzelverkauf findet nur in der Türkei statt.

Noch eine Eigenthümlichkeit. Die Sklaven werden als ein besonderer Stamm, Pschitli-Tlako, betrachtet und haben bei Gericht ihre Vertreter, halten auch ihre Versammlungen und vertheidigen gemeinsam ihre Rechte.*)

Bei den Pschi und Work findet man die größte Anzahl Sklaven, doch trifft es sich selten, daß ein Eigenthümer mehr als vier oder fünf Sklavenfamilien, d. h. über achtzig bis hundert Individuen beiderlei Geschlechts besitzt. Ein beträchtlicher Handel mit Sklaven wird nach der Türkei getrieben, und zwar meistens durch türkische Sklavenhändler, welche ihre Kompagnons im Lande haben und aus diesem Handel einen großen Gewinnst ziehen. Am meisten begehrt sind Kinder von sechs bis zwölf Jahren oder junge Männer, die, zum Soldatendienst, tauglich von den Türken als Stellvertreter in die Armee gekauft werden. Erwachsene Mädchen von besonderer Schönheit sind auch gesucht; doch ist diese Waare unsicher, denn gewöhnlich kann sich ein solches Mädchen an das neue Leben in der Türkei nicht gewöhnen und es siecht, trotz der Bequemlichkeiten, mit denen es in den meisten türkischen Harems umgeben ist, bald dahin. Es ist ihr bange in den Städten, in den großen prunkvollen Gemächern, in denen sie nicht nach Herzenslust toben und springen kann, wie in ihren Bergen; das Heimweh wird manchmal zur unheilbaren Krankheit und oft giebt es kein anderes Mittel, die armen Mädchen vom sichern Tode zu retten, als sie in ihre Berge zurückzuschicken. Nur die in zarter Kindheit nach der Türkei Gebrachten gewöhnen sich an das türkische Leben, vergessen selbst ihre Sprache und sehnen sich dann nicht mehr zurück. Ältere Leute werden äußerst selten verkauft. Die Preise sind verschieden. Ein Knabe wird im Lande nie unter 100 Silberrubel verkauft; ein Mädchen, wenn es nur halbwegs wohlgebildet ist, erreicht den Preis von 300, übersteigt aber fast nie den von 500 Rubel, der Stellvertreter zum Militärdienste kostet gewöhnlich 200 Rubel. Der Sklavenhändler gewinnt fast immer das Drei- oder Vierfache, oft auch das Zehnfache; eine Schönheit, welche in die höchsten Harems oder in das Serail des Sultans gekauft wird, ist manchmal mit 50- bis 100,000 Piastern (ungefähr 2500 bis 5000 Thaler) bezahlt worden; von höheren Preisen habe ich nie gehört.

Manche Abasa führen ihre Sklaven selbst nach Konstantinopel zum Verkauf und warten oft Monate lang, bis sie ihre Waare los werden. Viele, auch besonders aus Ubuch, sowohl Edle wie Freie, bringen ihre eigenen Kinder fort und verkaufen sie als Sklaven, doch ist dies eine Schande und zieht im Lande Verachtung nach sich. Andere bringen ihre Töchter, wenn sie sehr schön sind, nach Konstantinopel, um sie an Türken zu verheirathen und einen hohen Brautpreis zu bekommen; die Türken ziehen es oftmals vor, ihren Söhnen abasische Mädchen zu Frauen zu geben, da die Verschwägerung mit anderen türkischen Familien nicht selten ihre unangenehmen Seiten hat. Die Meisten kaufen ganz einfach Sklavenmädchen, die sie in ihren Harems zu Frauen für ihre Söhne erziehen lassen. Die Nation der Ubuch, woselbst die größte Zahl Sklaven gefunden wird, liefert das bedeutendste Kontingent in die Harems von Konstantinopel, und durch diesen Handel haben die Ubuch die meiste Verbindung mit den Türken. Die Letzteren lassen sich wissentlich oder auch unwissentlich von den schlauen Abasa hinter's Licht führen. Die Sklavenkinder, von denen die männlichen sich oft zu hohen Staatswürden in der Türkei emporschwingen, die weiblichen oft eine glänzende Heirath machen, bilden meistens den Türken ein, daß sie von fürstlicher Abstammung seien, was jene gern glauben und Andere glauben machen. Auch halten alle in die Türkei verkauften Abasa immer zu einander und unterstützen sich gegenseitig. Ein solcher emporgekommener Sklave findet in jedem nach Konstantinopel kommenden Abasa leicht einen Dienstgefälligen, der sich gern zu seiner Verwandtschaft bekennt; die Leute von Ubuch nehmen besonders gern solche Verwandtschaft mit emporgekommenen Sklaven auf sich, und da jeder Bewohner von Ubuch weiß, daß er mit dem Titel Bey (Fürst) von den Türken lieber gesehen wird, so nehmen sie alle diesen Titel an. Die guten Türken, welche nicht wissen, daß in ganz Ubuch keine einzige Fürstenfamilie existirt, sind überaus froh, eine für ein paar hundert Thaler gekaufte tscherkessische Prinzessin zur Frau zu haben.

Die Verleugnung ihrer Abstammung würde noch kein so arges Verbrechen sein, — schlimmer ist es, daß alle in der Türkei lebenden Abasa nicht einen Funken von wahrem Patriotismus und uneigennütziger Liebe zu ihrem Vaterlande besitzen. Von verkauften Sklaven kann dies nicht so sehr Wunder nehmen, aber es giebt auch eine große Anzahl Freie, welche unter den Türken in dem mohammedanischen Fanatismus die alte Vaterlandsliebe des Abasa ersticken. Man kann die Zahl der in der Levante lebenden Abasa nahezu

*) Mord oder Verwundung eines Sklaven wird mit dem Verlust des Rechtes, Sklaven zu besitzen, und mit einer schweren Geldstrafe geahndet, welche der Schuldige an den Sklavenstamm bezahlen muß, wenn er nicht ein Opfer der Blutrache werden will. Nach mohammedanischem Rechte soll jeder Sklave, welcher den Glauben annimmt, nach sieben Jahren frei erklärt werden; aber dieses Gesetz wird weder in Abasien, noch in der Türkei befolgt.

auf 50,000 Individuen beiderlei Geschlechts annehmen, von denen die Mehrzahl sich in guten Verhältnissen befindet, und viele sogar bedeutende Reichthümer besitzen. Sie sind stolz darauf, Adighe oder, wie man in Konstantinopel und in Europa sagt, Tscherkessen zu sein; sie prahlen gern mit ihrer Nationalität, und geben sich, wenn sie auch Sklaven sind, für Verwandte und Brüder der um ihre Freiheit kämpfenden Krieger aus; aber es ist unerhört, daß ein in der Türkei ansässiger Adighe nur das geringste persönliche oder pekuniäre Opfer für sein Vaterland gebracht hätte. In Konstantinopel erblickt man einzig die Ubuch als Vertreter der Adighe, während die Abesech und die zahlreichen, in ewigem Kampfe begriffenen Schapsuch fast unbekannt sind. Dies erklärt sich dadurch, daß neun Zehntel der in der Türkei befindlichen abasischen Sklaven aus Ubuch kommen, und das Adighe-Land den Türken eben so wenig bekannt ist wie den Europäern. Die Folgen hiervon waren unheilvoll für das Land; Charlatane aus Ubuch und einige verschmitzte Work, unterstützt von den Sklaven in Konstantinopel, betrogen sowohl die Pforte als auch die Gesandtschaften der verbündeten Mächte und beuteten während des letzten orientalischen Krieges das Interesse für ihr Land zu ihrem eigenen Vortheil aus.

Man würde sich gewaltig irren, wenn man sich den zum Verkaufe bestimmten Abasa als unglücklich, niedergeschlagen und verzweiflungsvoll vorstellt. Im Gegentheil: der Gedanke, nach Stambul, der goldenen Stadt, zu kommen, wo der Padischah, der Beherrscher der Welt, thront — dieser Gedanke ist der Traum, der das junge Mädchen von Kindesbeinen an verfolgt. Oft geschieht es unter Freien, daß Bruder und Schwester sich verabreden und die Letztere verkauft wird; dadurch wird jener in den Stand gesetzt, seine Wirthschaft zu vergrößern, seine Waffen reich beschlagen zu lassen, sich mit Pulvervorrath zu versehen oder ein Weib zu kaufen; sie hingegen macht zuweilen, besonders wenn sie schön ist, eine glänzende Heirath, und dann kommt es, obschon selten, vor, daß sie sich des fernen Bruders erinnert (der natürlich in Stambul nicht weniger als Fürst sein kann) und ihm von ihrem Ueberflusse etwas in die Berge schickt. Der Fall, daß ein nach der Türkei gewander Abasa je wieder in seine Berge zurückgekehrt wäre, ist unerhört.

Die Wohnungen der Adighe sind von patriarchalischer Einfachheit. Jeder Hof ist folgendermaßen angelegt. Ein hoher, gut geflochtener Zaun, oben mit einem Dornenkranze versehen, schließt einen unregelmäßigen Platz ein. Die Mitte des Platzes ist leer. Auf der einen Seite in einem Halbkreise sind die Hütten, auf der andern die Einzäunungen für das Hornvieh und die Stallungen für Schafe und Ziegen. In der Mitte der Hütten befindet sich die Juneh-schuha (Hauptgebäude oder großes Haus), wo der Familienchef mit seinem Weibe und den Kindern, die noch nicht das zwölfte Jahr erreicht haben, wohnt. In dieser Hütte wird auch die bedeutendste Habe der Familie aufbewahrt; Betten, eiserne Kochgeschirre, kupferne Wasserkrüge, Kisten mit Kleidern, Leinwand, Saffian, sowie der Vorrath an Waffen und Pulver. Die Hütte ist entweder von Holz oder auch nur von geflochtenen Weidenruthen. Die Wände sind gut mit Lehm ausgeschmiert und auswendig wie inwendig geweißt; der Fußboden ist von festgestampftem Lehm; das Dach von Brettern, über welche noch meistens Stroh gelegt und das von Querbalken getragen wird; der Plafond ist gewöhnlich so niedrig, daß man oft mit dem Kopfe anstoßen kann, und besteht nur aus Balken, so daß man von innen das Dach sieht. Ein großer Heerd mit einem Kamin von Brettern oder Flechtwerk und mit Lehm ausgeklebt, befindet sich in der Mitte; an beiden, oft auch nur an einer Seite des Heerdes sind kleine Erhöhungen, welche die Bettstellen abgeben. Die Thüren sind von starkem Eichenholz und können nur von innen durch Vorschieben eines hölzernen Riegels verschlossen werden. Glasfenster sind unbekannt. Eine kleine Oeffnung in der Wand, mit einem Fensterladen versehen, dient zur Erhellung der Stube, welche im Winter, wenn Thüre und Läden geschlossen sind, durch das Heerdfeuer erleuchtet wird. Unter demselben Dache, nur durch eine leichte Wand getrennt, ist an jeder Hütte ein kleiner Pferdestall angebaut, in welchem vier bis sechs Pferde stehen können. Die Stallthür wird durch einen aus der Stube von innen vorgeschobenen Balken geschlossen. Eine solche Hütte bildet eine einzige Stube; manchmal wird die große Hütte durch eine leichte Wand in zwei Abtheilungen getrennt; in der einen wohnt die Familie, in der andern wird ihre Habe aufbewahrt. Sonst sieht man weder ein Schloß noch einen eisernen Nagel am ganzen Hause. Die innere Einrichtung ist sehr einfach; sie besteht nur aus Rohrdecken und darauf gelegten kleinen Polstern; Tische und Stühle sind unbekannt, auch Bänke selten. Das Bettzeug wird bei Tage zusammengelegt und erst zur Zeit des Schlafengehens ausgebreitet.

Trotz des mehr als bescheidenen Ansehens sind diese Hütten recht wohnlich, da sie sehr reinlich gehalten werden. Doch sind sie kalt im Winter, der Wind bläs't manchmal Schneeflocken durch den großen Rauchfang in die Stube, und obschon das Holz nichts kostet und das Feuer fortwährend brennt, wird die Stube nicht warm, und während man sich vorn vom Feuer braten läßt, friert man an der Rückseite. Alle abasischen Hütten sind sich vollkommen gleich und ihre innere Einrichtung ist dieselbe. In demselben Hofe, wo die Eltern wohnen, haben auch ihre Kinder abgesonderte Hütten. Jeder verheirathete Sohn hat seine eigene Hütte für sich und seine Familie; ebenso die erwachsene Tochter, und ist die Familie zahlreich, so stehen zwölf bis fünfzehn solcher Hütten im Hofe, alle mit der Front gegen die Mitte des Platzes gekehrt. Ungefähr zwanzig Schritte von der großen Hütte sind die Speicher und Lebensmittel-Magazine, jedes auf vier starken, bis drei Schuh hohen Pfählen erbaut. Diese Speicher sind klein, aber zahlreich, und bei den Wohlhabenden findet man oft zehn oder mehr solcher Gebäude. An der Rückseite der Hütten stehen auch die wohlumzäunten Heu- und Stohschober, schlechtverwahrte Stallungen für Büffel, Schafe und Ziegen, Schuppen für Hausgeflügel und eine Einzäunung für das Hornvieh, das Sommers und Winters unter freiem Himmel steht. Obst- und Gemüsegärten in besonderen Umzäunungen schließen sich an den Hof an.

Ist der Hofbesitzer Herr einer oder mehrerer Sklavenfamilien, so sind die Höfe derselben nahe an dem ihres Besitzers und vollkommen nach dem beschriebenen Muster gebaut, so daß sich ein von Sklaven oder Fürsten bewohnter Hof durch nichts unterscheidet. Ledige Sklaven, die keine Familie haben, leben im Hofe des Besitzers in eigenen Hütten. Außerhalb der Hofumzäunung erhebt sich in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Schritten die Gasthütte (Hadschi-Juneh), welche nicht bewohnt und nur für Gäste bestimmt ist. Auch der ärmste Adighe vergißt nie, eine Gasthütte an seinen Hof anzubauen. Der Adighe sucht sich zum Bau seines Hofes immer einen Platz im Walde oder in der Nähe desselben, theils um sich dem Blicke des Feindes zu entziehen, theils um seinen Holzbedarf gleich bei der Hand zu haben. Die meisten Höfe sind an Flüssen, Bächen oder Quellen angelegt; in den Ebenen graben die Bewohner Brunnen, die mit denen, welche ich an der Theiß in Ungarn gesehen, viel Aehnlich-

keit haben. Uebrigens erinnert der erste Anblick eines solchen Hofes an die Bauernwirthschaften in Osteuropa, nur daß die Häuser in letzteren nicht so rein gehalten werden.

Die Sitten der Adighe stehen heute wohl einzig in der Welt da und haben viele Aehnlichkeit mit den patriarchalischen Sitten unserer Voreltern. In dem Familien-Hofe ist der Vater unumschränkter Herr, dem auf den Wink gehorcht wird. So lange er lebt, sind alle seine Söhne verpflichtet, an seiner Seite zu bleiben. Erst nach seinem Tode können sie sich nach Belieben trennen und ihre Wirthschaften absondern, doch ist der Erstgeborene Erbe des Hofes und des größern Theils der beweglichen Habe. Die Mutter (denn Vielweiberei ist selten und erst eine mohammedanische Einführung) hat im Hause fast dieselbe Autorität wie der Vater, und wird von der ganzen Familie fast heilig gehalten. Sie leitet das Hauswesen und alle Frauen und Mädchen stehen zu ihrer Verfügung; die Ersteren haben kein Recht, eine besondere Wirthschaft oder Küche zu führen. Die Mutter vertheilt die Kleidung, besorgt und beaufsichtigt deren Anfertigung. Das Essen wird für Alle gemeinschaftlich nach ihrer Anweisung gekocht und zweimal des Tages, eine Stunde vor Mittag und gleich nach Sonnenuntergang, von ihr selbst unter die Familie vertheilt.

Radama der Idealist, König von Madagaskar.

Die Bedeutung der Insel Madagaskar. — Gegensätze der französischen und englischen Politik. — Die katholischen und protestantischen Missionäre. — Die Person des Königs. — Memamaso oder Leibwächter. — Radama's Freundlichkeit gegen die Weißen. — Französische Sklavenfänger. — Eine Verschwörung in der Herrscherfamilie. — Ramboasalama und Rakoto. — Die Katastrophe. — Der neue König als Reformer. —

Auf der großen Insel Madagaskar, der „Perle des Indischen Oceans", begeben sich merkwürdige Dinge. Sie verdienen unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße, denn es handelt sich dort wieder einmal um den Versuch, halbbarbarische Völker auf eine höhere Stufe der Gesittung zu bringen, mit alten, seit Jahrhunderten heilig gehaltenen Bräuchen und Sitten völlig zu brechen und an ihre Stelle europäisches Wesen einzuführen. Ob diese Bestrebungen gelingen, das kann nur die Zukunft lehren; würden sie mit Erfolg gekrönt, dann hätten wir eine glückliche Ausnahme vor uns. Seither sind alle solche Bemühungen vergeblich gewesen; überall, wohin das abendländische Wesen zu den Barbaren drang, ist es mehr oder weniger nur in seinen Aeußerlichkeiten angenommen worden; man eignete sich allerlei von der Civilisation an, aber das Innere blieb in seiner Wesenheit unberührt, die Kultur drang weder tief ein noch allgemein durch. Die Folge war immer, daß die Barbaren sich aus dem Gleichgewichte gedrängt sahen, daß Schwankungen zurück und vorwärts erfolgten, aber ein eigentlicher und sicherer Schwerpunkt nicht gefunden wurde.

Wir haben vor einiger Zeit (Globus II. Nr. 19, S. 193 bis 201) ausführlich über das schöne und wichtige Eiland gesprochen, und es ist dort erwähnt worden, daß nach dem Tode der grausamen Königin Ranovalo, 16. August 1861, ihr Sohn Radama der Zweite den Thron bestieg. Dieser noch junge Mann tritt mit der größten Entschiedenheit als Radikalreformer auf; er begünstigt, dem alten heidnischen Kultus gegenüber, das Christenthum, zieht Europäer in's Land, fördert dieselben auf alle Weise, bemüht sich den Handel zu beleben und hat einen Gesandten nach Europa geschickt.

Allem Anschein nach wird er aber bald in einiges Gedränge kommen, und man wird an ihm hin und her zerren. Denn auf Madagaskar arbeiten verschiedene Einflüsse. Die Pariser Politik erblickt eigentlich in dem Könige Radama nur einen Usurpator, indem sie den allerdings durch nichts begründeten Satz aufstellt, daß jenes „Oestliche Frankreich" schon seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts eine Kolonialbesitzung des europäischen Frankreichs sei. England seinerseits hat ein sehr wichtiges Interesse daran, daß die napoleonische Politik, welche in allen Meeren östlich vom Vorgebirge der Guten Hoffnung sehr thätig und übergreifend auftritt, nicht noch mehr feste Stellungen gewinne, als sie ohnehin schon besitzt. Deshalb vermehrt es von der Insel Mauritius aus seine Verbindungen mit Madagaskar und bemüht sich, den neuen König ganz auf seine Seite zu ziehen.

So tritt eine politische Eifersucht hervor. Zu dieser kommt aber noch eine andere, die nicht minder ausgeprägt ist. Frankreich sendet katholische, Großbritannien schickt protestantische Missionäre, und beide arbeiten einander entgegen; jede Partei möchte die Malgaschen zu ihrem Glauben bekehren und sich des Schulunterrichts bemächtigen. Beide Theile haben Anhänger gewonnen. Für das, was bei solchem Widerstreit herauskommt, geben uns die kläglichen Verhältnisse auf manchen Südseeinseln Auskunft. Dort haben schon protestantische und katholische Neubekehrte in kirchlichem Eifer einander befehdet und sich mit Keulen todtgeschlagen.

Merkwürdig erscheint, bis auf Weiteres, daß auf Madagaskar beide Theile die Dinge in rosigem Licht erblicken. Wir haben eine ganze Reihenfolge von Berichten gelesen, aus welchen hervorgeht, daß sowohl die Katholiken wie die Protestanten sich der Hoffnung hingeben, den König zu gewinnen. Wir erwähnten in unserm frühern Aufsatze, daß der englische Missionar Ellis, der vor Jahren schon drei Reisen nach Madagaskar gemacht hat und dem wir zwei werthvolle Werke über die Insel verdanken, zum vierten Male, und zwar mit Aufträgen des Gouverneurs von Mauritius, dorthin gegangen sei. Er ist ein alter Freund und Vertrauter des Königs, und hat in seinem Reisewerke (1858) angedeutet, daß Radama, der damalige Kronprinz, insgeheim protestantischer Christ sei. Aber der König hat auch Briefe an den heiligen Vater in Rom geschrieben, und die in der Hauptstadt Antananerivo wirkenden französischen Missionäre betrachten ihn gleichfalls als einen der Ihrigen. Ellis, der jetzt seit etwa drei Vierteljahren auf der Insel lebt, hat noch keine Berichte veröffentlicht; dagegen liegen uns von Seiten mehrerer katholischen Missionäre ausführliche Mittheilungen vor, welche einen Einblick in die Verhältnisse ge-

statten. Wir wollen aus denselben das Wichtigere hervorheben; der Leser wird sehen, daß Radama, der doch auch ein afrikanischer König, allerdings kein Neger ist, einen ganz entschiedenen Gegensatz zu dem Muata Cazembe bildet, welchen wir in der vorigen Nummer dargestellt haben.

Die römische Kirche hat sich beeilt, in der Person des Paters L. Jouen einen apostolischen Präfekten nach Madagaskar zu schicken, der eine ungemein wohlwollende Aufnahme fand. In dem Berichte, welchen er von Antananarivo unterm 8. November 1861 an Papst Pius den Neunten gesandt, äußert er sich ganz entzückt. Schon am 24. September, einen Monat nach dem Thronwechsel, kam er in der Hauptstadt an, und er sei, sagt er, so glücklich, melden zu können, daß die katholischen Sendboten den protestantischen zuvorgekommen seien und sich des Platzes bemächtigt hätten. Die beiden wichtigsten Posten, nämlich die Hauptstadt und der Hafen Tamatawe an der östlichen Küste, seien bereits von den Ersteren in Besitz genommen worden. Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten würden von Mönchen und Nonnen geleitet; die Hauptstadt werde den Mittelpunkt der apostolischen Wirksamkeit bilden. Die Hoffnungen seien groß, aber auch die Schwierigkeiten. „Bereits säet der Feind Unkraut unter den Weizen. Die methodistischen Missionäre, welche zur Zeit Radama's des Ersten zehn Jahre lang in der Hauptstadt verweilten, aber von der Königin Ranovalo vertrieben wurden, haben nach dem Tode der Letztern nicht ermangelt, sich wieder einzustellen. Sie eilten herbei, um uns die Ernte streitig zu machen, welche sie als die ihrige betrachten und die sie ausschließlich für sich allein ausbeuten möchten. Zum Glück scheinen die alten Christen, welche von ihnen bekehrt wurden, deren ganzes Christenthum aber in Nichts weiter besteht als im Bibellesen, bis jetzt keine Vorurtheile gegen die katholische Religion zu haben. Hoffentlich werden sie bald begreifen, welch ein ungeheurer Unterschied stattfindet zwischen den frostigen Irrlehren des Protestantismus und den unermeßlichen Hülfsquellen, welche ihnen die heilige, apostolische, römisch-katholische Kirche zur Verfügung stellt, mit ihren rührenden Dogmen, der Einheit ihres Glaubens, der Pracht und dem Pomp ihres Gottesdienstes, den Schätzen ihrer Gnade und ihren Sakramenten." —

Man sieht, in wie schroffer Art von vornherein der Gegensatz hingestellt wird. Die Methodisten ihrerseits werden es nicht an Ausfällen gegen „Antichrist, Römlinge und papistischen Irrwahn" fehlen lassen, und so wird denn wieder einmal den Barbaren und Heiden das erbauliche Schauspiel gegeben, wie Geistliche verschiedener Kirchen oder Sekten einander in die Haare gerathen, und beide Theile sich für die, natürlich selbstpatentirten, alleinigen Inhaber dessen ausgeben, was sie für Wahrheit halten. Die Howas und die Malgaschen überhaupt, rostbraune und rabenschwarze, sind natürlich über die Punkte des christlichen Zankes und Streites höchst einsichtige und vollgültige Richter!

Pater Jouen hebt hervor, daß es sich auf Madagaskar nicht um den Gewinn einer gewöhnlichen Insel handle, denn das Land sei so groß wie Frankreich. Die Anstrengungen des Teufels, der sich eine sehr werthvolle Eroberung zu sichern trachte, würden im Verhältniß zu der großen Wichtigkeit stehen; aber der Pater hofft, daß durch Vermittelung der allerheiligsten und unbefleckten Mutter Gottes die Anstrengungen des Satans zu nichte gemacht werden. —

Daß böser Hader nicht ausbleiben wird, sieht man von vornherein; daß Verwirrung durch den theologischen Haß in's Leben gerufen wird, versteht sich von selbst; wer aber Sieger bei der in Aussicht gestellten kirchlichen Balgerei bleibt, das kann nur die Zukunft lehren.

In dem oben erwähnten Schreiben an den Papst sagt Radama unterm 7. November 1861, ganz in dem Styl wie irgend etwa ein europäischer Potentat sich ausdrücken würde: „Es hatte sich eine große Verschwörung gebildet, damit ich nicht meiner Mutter Thronfolger werden sollte, aber die Vorsehung wachte über mir und machte die Rathschläge der Bösen zu nichte. Nach Jesu Christi Beispiel habe ich Allen verziehen und kein Tropfen Blutes ist vergossen worden. Die Unglücklichen, welche in Ketten und Gefängnissen seufzten, haben von mir die Freiheit erhalten. Allerheiligster Vater! Ich habe nur den einen Wunsch, mein Volk glücklich und civilisirt zu sehen, und meine, das sicherste Mittel zu diesem Zweck bestehe darin, es in der christlichen Religion unterweisen zu lassen. Deshalb habe ich Missionäre gerufen und sie ermächtigt, im ganzen Umfang meines Königreichs Unterricht zu ertheilen. Der ehrwürdige Pater Jouen ist bereits mit seinen Genossen in meiner Hauptstadt eingetroffen, um Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu eröffnen, welche von Nonnen geleitet werden sollen. Ich bin, allerheiligster Vater, ein noch ganz junger König und habe keine lange Erfahrung; deshalb ist mir Unterstützung groß nöthig, denn nur vermittelst derselben kann ich die hohe Sendung, mit welcher Gott mich betraut hat, würdig erfüllen. Ich wage auf die Bitten und den Segen Deiner Heiligkeit zu hoffen und erbitte dieselben mit aller Achtung und Liebe, wie ein Sohn vom Vater."

Man irrt wohl kaum in der Annahme, daß dieser Brief einer französischen Eingebung entstammt. Der Bericht in der Julinummer der zu Lyon erscheinenden „Annales de la propagation de la foi", welchem wir folgen, ruft aus: „Hier sehen wir einen Fürsten, der inmitten der Barbarei geboren ist und nach der Civilisation schmachtet. Er ist erzogen im Dunkel der Unwissenheit und des Aberglaubens, und hat doch nur solche Gedanken, die auf Wahrheit, Wissenschaften und Künste gerichtet sind!" Für die Richtigkeit der folgenden Angaben will Pater Jouen jede Verantwortlichkeit übernehmen,

Rakoto-Radama ist, unserm Gewährsmann zufolge, von mittlerm Wuchs, aus seinen regelmäßigen Gesichtszügen spricht Wohlwollen, Offenheit und Lebhaftigkeit. Er ist einfach und trägt sich europäisch; nur bei feierlichen Gelegenheiten hielt seine Mutter ihn zur Beobachtung der Hofetikette an. Sein Palankin wird von vier Sklaven getragen; sie bringen ihn im Galopp bei jedem Wetter über steile Anhöhen und Schluchten. Er besucht Kranke, bringt Trost den Betrübten, schlichtet Familienzwiste und fehlt auch bei Hochzeitsfesten armer Leute nicht. Manchen lieben, langen Tag ißt er gar nichts; wenn aber der Hunger zu stark wird, tritt er in die erste beste Hütte ein, trinkt Wasser und nimmt sich eine Hand voll Reis aus der Schüssel des Armen. Beim Volke ist er ungemein beliebt und wird fast abgöttisch verehrt.

Bei seinen Ausflügen hat er immer einige Menamaso um sich, Leibwächter, deren Zahl im Ganzen einhundert beträgt. Diese Leibwache besteht aus jungen intelligenten, muthigen Männern, welche dem Herrscher ganz ergeben sind. Es ist eine ihrer Pflichten, diesem bei allen seinen Plänen zur Erhöhung der Volkswohlfahrt an die Hand zu gehen, z. B. Unglückliche aus dem Gefängniß zu befreien, das Giftopfer von ihnen abzuwenden, für den Straßenbau zu sorgen, Abgründe auszufüllen oder Brücken bauen zu lassen. Die Meni-maso sind zugleich Beiräthe, Ingenieurs und Baumeister des Königs und bringen erstaunliche Dinge fertig. Einer hatte einmal eine bildliche Darstellung einer Lokomotive gesehen, und danach verfertigte er eine kleine von Dampf getriebene Maschine; Jedermann

kann sich überzeugen wie sie arbeitet. Die Mena-maso sind europäisch gekleidet und fast immer beritten, um des Königs Befehle desto rascher ausführen zu können. Ihre Treue und Hingebung ist über jedes Lob erhaben. Radama sagt: Geht! und sie gehen; kommt! und sie kommen; geht in den Tod, wenn es sein muß, und sie thun es. Dafür sind Beweise vorhanden. Der König selber schont seine Person nicht.

Einst saß er mit einigen Freunden beim Frühstück. Da kam eine Frau und rief weinend: „O Fürst, komm zu uns; in dem und dem Dorfe sollen mehrere Leute getödtet werden, auch mein Mann und meine Kinder! Erbarme Dich!" Da rief der Fürst seine Mena-maso, die sogleich fortsprengten. Aber bald waren sie wieder da mit der Nachricht, daß das Gefängniß von Soldaten umstellt sei. Nun sprang Radama selber zu Roß, nahm dem befehlenden Offizier den Degen weg, bahnte sich einen Weg zu den Verurtheilten, lös'te ihre Ketten und brachte die Unglücklichen in Sicherheit.

Sie waren Christen, welche bei Lebzeiten der alten Königin manche Verfolgungen erlitten. Das Späherwesen war damals allgemein. Einst erfuhr der König, daß eine Frau als Anklägerin gegen ein ganzes Dorf auftreten wolle. Da ließ er sie zu sich rufen und sprach entrüstet; „Was willst Du beginnen? Begreifst Du nicht, daß auf Deine Anzeige hin viele Menschen den Tod erleiden werden?" — Die Frau sagte: „Wenn ich sie nicht angebe, wird man mich angeben." — „Da hast Du vollkommen recht", entgegnete Radama trocken, „denn bei mir ist schon eine Anzeige gegen Dich eingelaufen und ich werde sie meiner Mutter kund machen." Das war eine List, durch welche er viele Unglückliche rettete. Denn jene Frau ließ sich dadurch einschüchtern. Der Prinz erfuhr dann, daß sie mit ihrem Mann in schlechtem Einvernehmen und von demselben getrennt lebe. Was that Radama? Er machte sich auf und versöhnte das Paar.

Seine Vorliebe für die Europäer kennt keinen Unterschied unter weißen Leuten verschiedener Völker oder Stellungen; „sie üben auf ihn einen Zauber, ziehen ihn an, wie der Magnet das Eisen. Sobald er hört, daß ein Weißer sich der Hauptstadt nähere, kann er kaum noch seine Ungeduld bemeistern; er geht ihm entgegen und drückt ihm die Hand." —

Zum Belege für diese Freundlichkeit erzählt Pater Jouen folgende Geschichte, welche aber der geistliche Herr nur unvollständig mittheilt, denn es handelt sich bei derselben um französische Sklavenfänger und Sklavenhändler, welche die Gesetze Madagaskars verletzt hatten. Man merke darauf, wie schöngefärbt der Missionär spricht:

„Es handelte sich um fünf Europäer; sie waren an der Küste gefangen genommen, weil sie Arbeiter angeworben hatten, und man brachte sie deshalb nach der Hauptstadt, um dort über sie abzuurtheilen. Kaum erfuhr der Prinz ihre Ankunft, so stürzte er ihnen entgegen, obwohl das allem Brauch und dem Befehl der Königin Mutter entgegen war. Er sah fünf, durch Anstrengungen, Sonnenbrand und Fieber abgemattete Gefangene; sie waren abgerissen und hatten keine Schuhe. Da traten ihm die Thränen in's Auge, er warf sich den Europäern um den Hals, küßte und tröstete sie. Plötzlich riß er sich die Schuhe von den Füßen, gab seinen Begleitern die Weisung, dasselbe zu thun und schenkte den Gefangenen Fußbekleidung. Aber das war noch nicht Alles. Er hatte ein delikates Frühstück bereiten lassen, das er nun mit seinen Gästen verzehrte. Er goß Hoffnung in ihr entmuthigtes Herz, galoppirte zu seiner Mutter und sprach zu Gunsten der Gefangenen, für welche er, freilich mit großer Mühe, Begnadigung auswirkte. Sie wurden freigelassen und zahlten ein geringes Lösegeld, welches ein Franzose für sie entrichtete, dessen Name auf Madagaskar in alle Ewigkeit gesegnet sein wird. (— Der Ceremonienmeister Laborde ist gemeint, welcher sich später in eine Verschwörung gegen seine Wohlthäterin Ranovalo einließ! —) Der Prinz gab ihnen dann noch Leibwäsche, Kleider und Geld. So ist Rakoto, und das sind seine Handlungen. Ist hier nicht Gottes Finger sichtbar? Der junge, erst drei und dreißig Jahre alte König hat eine weiche Natur, ein gutes Herz, geraden, offenen Sinn, sein Geist sehnt sich nach Wahrheit und Licht; ja er ist der Auserkorene der Vorsehung, und auserwählt, dermaleinst Befreier und Apostel seines Volkes zu werden."

Nachdem wir eine Stylprobe des Missionärs gegeben haben, wollen wir, allen Redeschmuck bei Seite werfend, einfach erzählen, unter welchen Umständen Rakoto sich des Thrones versicherte.

Rakoto ist nicht leiblicher Sohn von Radama des Ersten; Ranovalo gebar ihn erst einige Jahre nach dem Tode dieses Königs; seine Legitimität, wie man in Europa sagen würde, ist also mehr als zweifelhaft. Nun hatte die Schwester der Ranovalo einen Sohn Namens Ramboasalama, und diesen, ihren Neffen, adoptirte die Königin gleich nach dem Tode ihres Gemahls. Er sollte ihr Nachfolger und König werden; denn der Monarch war kinderlos gestorben. Sie führte ihren Neffen dem versammelten Volke vor und stellte ihn auf den geheiligten Stein. Damit war er, gemäß dem Landesbrauch, zum Thronfolger ernannt.

Dann trat ein Ereigniß ein, über welches Madagaskar in Erstaunen gerieth. Die bereits ziemlich bejahrte Königin Radama, deren Gemahl, wie schon bemerkt, seit Jahren im Grabe ruhete, gebar einen Sohn, den sie Rakoto nannte, und der ihr Thronfolger sein sollte. Ramboasalama's Anrechte wurden für durchaus nichtig erklärt. Aber die Königin, so grausam und so allmächtig sie war, hat doch bei Lebzeiten niemals gewagt, das Volk feierlich zu versammeln und ihren Sohn zum Nachfolger ausrufen zu lassen. Auch konnte sie sich nicht entschließen, zu seinen Gunsten abzudanken.

Ramboasalama hielt sich durch den außer der Ehe erzeugten Rakoto für benachtheiligt. Pater Jouen malt jenen mit recht dunklen Farben, damit sein Liebling in um so größerm Glanze erscheine. Ramboasalama habe diesem sehr oft nach dem Leben getrachtet und häufig Mörder gedungen; wenn man aber dem Bedrohten darüber Anzeige gemacht, habe er edelmüthig gesagt: „Ich will nichts hören! Ich werde nie glauben, daß mein Vetter den Wahnwitz so weit treiben könnte, mein Leben zu bedrohen." Und nun erzählt der Pater einige hübsche Sachen. Sein Liebling erfuhr, daß Ramboasalama ihn vergiften wolle. Was that er? Noch an demselben Tage ging er zu demselben und speiste bei ihm zu Abend. Man hatte dem Prinzen gesagt, daß auch ein gewisser Dimy damit umgehe, ihn zu vergiften. Da ging er zu dem Manne und bat sich von ihm ein Glas Wasser aus.

Ein Mann sagte aus, er habe Geld bekommen und solle den Prinzen umbringen. Dieser fragte, wer ihm das Geld gegeben habe, und die Antwort lautete: Ramboasalama. „Weshalb nahmst Du das Geld?" — „Weil ich arm bin." — „Geh fort und behalt es. Ich will Dich nicht bestrafen."

Rakoto konnte sich nicht entschließen, seinen Vetter verhaften zu lassen, obwohl er von dessen Anschlägen gegen sein Leben genau unterrichtet war. Er sagte ihm das gerade in's Gesicht und warnte ihn vor dem Volke, das sehr erbittert gegen ihn sei. Aber Ramboasalama fuhr trotzdem

fort, ganz offen zu konspiriren. Ein alter konservativer Staatsmann, Rainijoary, Premierminister der Königin, stand auf seiner Seite, und der Verschwörer glaubte sich des Erfolgs so sicher, daß er im Voraus in Paris eine Königskrone und einen Kaisermantel nach napoleonischem Muster bestellte. Das hatten ihm einige französische Abenteurer gerathen.

Rakoto hatte sich inzwischen an die Gouverneure der Inseln Mauritius und Bourbon gewandt und eventuell um Hülfe gebeten; aber diese war unnöthig, weil sich, wie der Pater meint, die göttliche Vorsehung zu Gunsten seines Lieblings in's Mittel legte, das allerdings eigenthümlich ist.

Rainiharo war Minister und Günstling der alten Königin und wahrscheinlich Rakoto's Erzeuger. Als er gestorben war, befahl sie, seine irdischen Ueberbleibsel auf einem Hügel in der Nähe des königlichen Palastes zu bestatten. Das Grabdenkmal besteht in einem Quaderstein, der vierzig Fuß in's Gevierte hat; die Kinder des verstorbenen Ministers, „alle ausgezeichnet durch Anmuth der Sitten, Feinheit des Geistes und unerschütterliche Hingebung", wurden in die vierzehnte, also höchste, Rangstufe erhoben.

Der Oberbefehlshaber des Heeres war von allen Umtrieben unterrichtet und wußte Tag und Stunde, wann sie ausbrechen sollten. Er war Rainiharo's ältester Sohn. Etwa vier Wochen nach dem Tode der Königin, also ungefähr im Juli 1861, war das Komplot reif; Ranovalo wurde immer schwächer und man sah wohl, daß ihr Ende herannahe. Es kam darauf an, den Verschworenen das Spiel zu verderben. Rakoto's Anhänger hielten insgeheim Berathungen; aber Ramboasalama bekam Kunde davon und schöpfte Verdacht. Er wechselte Tag und Nacht seine Wohnung, und kam nur bewaffnet und von vielen Anhängern begleitet in den königlichen Palast. Der Oberkommandant erließ dann einen Befehl, daß Niemand mehr mit Waffen erscheinen solle. Alle verdächtigen Offiziere wurden von nun an überwacht und der alte Minister Rainijoary für Rakoto gewonnen. Das war von nicht geringer Wichtigkeit.

Die Katastrophe nahte heran. Die alte Königin rang mit dem Tode und alle hohen Staatsbeamten und Offiziere waren im Palaste versammelt. Draußen harrte eine unzählige Menge Volkes ruhig der Dinge, welche da kommen sollten. Aber diese Ruhe war doch nur äußerlich, denn die Anhänger beider Thronbewerber waren mit Messern, Dolchen und Knütteln bewaffnet, beobachteten einander und harrten auf ein Zeichen von Seiten der Führer. Aber ein solches blieb aus. Als Ramboasalama hervortreten wollte, um es zu geben, ließ der Oberkommandant ihn verhaften und in ein entlegenes Gemach bringen, wo er unter sicherer Obhut und von seinen Anhängern völlig getrennt war.

Und nun schmetterten die Trompeten, die Soldaten rückten im Sturmschritt vor; sie drängten die Menge zurück und besetzten alle Zugänge zum Palast und dessen innere Hofräume. Mehr als zehntausend Menschen bildeten einen schützenden Wall um Rakoto.

Das Alles begab sich am 16. August 1861. Die Königin war über achtzig Jahre alt geworden und hatte drei und dreißig Jahre regiert. Sie, welche Ströme Blutes vergossen hatte, entschlief ruhig, und mit ihr wurde, bis auf Weiteres, das altkonservative Madagaskar zu Grabe getragen. Rakoto vergoß Thränen am Todtenbette und seine Freunde hatten große Mühe, ihn zu entfernen. Zum Weinen war wohl in jener Krisis nicht die rechte Zeit.

Unter Mittag trat der Oberkommandant mit den höchsten Würdenträgern auf die Galerie des Palastes, schwenkte den Säbel und verkündete das Ableben der Herrscherin. Dem jetzt wieder auf dem Schloßplatze versammeltem Volke rief er zu: „Habe ich recht, wenn ich sage, daß Radama der Zweite der König eurer Wahl ist, und daß ihr keinen Andern zum König haben wollt?"

Darauf erhob sich ungeheurer Jubel; das Volk sprang und tanzte und klatschte in die Hände, die Soldaten warfen Gewehr, Lanze oder Schild in die Höhe und die Frauen schwenkten mit ihren Lambas (Mänteln). Es war gewiß klug und wohlberechnet, daß man den Nebenbuhler Ramboasalama gerade in einem solchen Augenblicke wieder in's Freie brachte und dem Volke zeigte, das ihn zerreißen wollte. Aber es war dafür gesorgt, daß ihm kein Leid geschehen konnte. Er wurde nach dem kleinen See Andohalo gebracht, welcher inmitten der Hauptstadt liegt, mußte dort dem neuen Könige Treue schwören und wurde dann in die Verbannung abgeführt.

Um vier Uhr Nachmittags waren alle Palastpforten geöffnet, Offiziere, Soldaten und Volk strömten in die inneren Räume, und nun zeigte sich Radama der Zweite, angethan mit dem Königsmantel, mit der Krone auf dem Haupte und von seinem ganzen Hofstaat umgeben. Wiederum lauter Jubel. Ranovalo's Sohn war König von Madagaskar.

Ein Jahr nachher, 1862, hat er ein großes Krönungsfest gefeiert, zu welchem England und Frankreich besondere Abgesandte geschickt haben. Darüber sind indeß noch keine Einzelnheiten nach Europa gelangt.

Rakoto Radama ist ohne allen Zweifel ein von den besten Beweggründen geleiteter Mann, ein Idealist, ein edler Halbbarbar, der für die abendländische Civilisation schwärmt und dieselbe nach Madagaskar verpflanzen möchte. Es steht aber zu befürchten, daß er dabei zu rasch verfahren werde. Was er seither als Regent gethan, macht ihm alle Ehre. Er brach mit dem harten Systeme seiner Mutter völlig und ließ ohne Weiteres alle Eingekerkerten frei. Dabei sprach er: „Wenn ich doch auch die Todten wieder lebendig machen könnte!" Allen, welchen ein ehrliches Begräbniß versagt worden war, ließ er nachträglich ein solches geben. Den gerichtlichen Beweis durch den Gifttrank, Tanguin, welcher mit den Sitten und Bräuchen auf Madagaskar so tief verwachsen ist, darf er nicht ohne Weiteres abschaffen, aber er thut es allmälig und hat Richter zur Untersuchung aller Anklagen ernannt, welche niemals auf Gifttrank erkennen, weil sie wissen, daß der König diese Barbarei beseitigen will. Auch hat er den Frohndienst gemildert und will ihn völlig abschaffen. Auf Madagaskar verwendet man keine Thiere zum Ziehen oder Tragen der Lasten, sondern Menschen. Die alte Königin hatte unablässig Tausende von Fröhnern auf den Beinen und gab ihnen weder Nahrung noch Geldentschädigung. Radama speis't und bezahlt alle Arbeiter.

Gegen die Verschwörer ist er mild verfahren; einige, aber nur wenige, wurden in Ketten gelegt und späterhin begnadigt. Ramboasalama wird auf einem Landgute von zweihundert Soldaten bewacht, bewegt sich aber im Uebrigen frei und kann mit seinen Freunden verkehren. Man hat ihm nichts von seiner Habe genommen, der König war vielmehr so gütig, ihm eintausend harte Piaster zu schicken, als er erfuhr, daß sein Vetter Mangel an baarem Gelde leide. Rainijoary, einst Verschwörer, hat seine Würden behalten und ist sogar um eine Rangstufe erhöht worden.

Pater Jouen legt seinem Helden allerlei schöne Aussprüche in den Mund; in Europa, wo man dergleichen sehr

oft gehört hat, machen sie keinen Eindruck, aber für Afrika sind sie neu. „Ich kenne keine andere Familie als mein Volk." — Einst wollte ein Europäer ihm einen sehr schön gearbeiteten Dolch schenken, da sprach der König: „Ich danke, aber ich brauche keine Waffe. Meine beste Waffe ist die Liebe meines Volkes; die ist sicher." — „Alles für mein Volk mit Hülfe der Weißen!" —

Die Europäer unterliegen auf Madagaskar keinerlei Zwang mehr, sondern haben vollkommen freie Beweglichkeit. Am 26. September 1861 wurde im Fort der Hafenstadt Tamatawe ein großer Kabareh (Rathsversammlung) abgehalten; der König ließ allem Volke kund und zu wissen thun, daß er alle Weißen als Angehörige seiner Familie betrachte und unter seinen ganz besondern Schutz stelle. Sie dürfen sich niederlassen, wo es ihnen gefällt und nach Belieben Gewerbe oder Handel treiben.

Die Blüthe der Nation im Potsdamer Kadettenhause wird wohl über den idealistischen Halbbarbaren die Achseln zucken, wenn sie lies't, daß er zu den Missionären gesagt hat: „Was soll ich eigentlich mit so vielen Soldaten anfangen? Wozu nützen sie, wenn man den Frieden liebt? Ich will meine Feinde durch Milde und Gerechtigkeit entwaffnen, nicht durch das Schwert." Er ist voll Eifers für die Gründung von Schulen, und das ist löblich; wenn er aber auf Madagaskar eine Akademie der Wissenschaften gründen will, so sieht man, daß das auf einen Schwindel hinausläuft, mit welchem irgend ein französischer Abenteurer den edeln Halbbarbaren bethört hat. Unser oft genannter Pater legt ihm folgende Worte in den Mund: „Diese Akademie soll ein Bazar des Geistes und der Intelligenz sein, ein Centralatelier der Wissenschafte und Künsten, zu welchem man aus allen Theilen des Königreichs strömt, um sich in allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse auszubilden und zu vervollkommnen!"

Wie das so pariserisch klingt! Aber Eins ist sicher: Für Madagaskar ist eine neue Zeit gekommen, der König hat mit dem Alten völlig gebrochen und wird eine schwierige Uebergangszeit durchmachen müssen. Ohne Zweifel werden wir manche interessante Dinge über diese wichtige Insel zu berichten haben.

Die Deutschen und Schweizer in Neapel.

Daß unsere über die ganze Welt verbreiteten Landsleute sich in Italien vorzugsweise Neapel zum Sitz einer förmlichen Ansiedelung, die jetzt schon gegen 10,000 Seelen zählt, ersehen haben, hängt mit verschiedenen Umständen zusammen, die wir angeben, ehe wir das Leben und Treiben der Deutschen in Neapel schildern.

Von den germanischen Einwanderungen nach Süditalien im Mittelalter, besonders zur Zeit der schwäbischen Kaiser, sind in unseren Tagen fast gar keine Spuren bemerkbar. Die deutsche Einwanderung, welcher die gegenwärtige deutsche Kolonie in Neapel ihr Dasein verdankt, schreibt sich erst aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts her; damals wurde unter Ferdinand I. eine Schweizergarde errichtet. Es ist schade, daß sich bisher noch keine tüchtige, der Aufgabe völlig gewachsene Feder gefunden hat, um eine Geschichte der Schweizerregimenter in Neapel zu schreiben; eine solche würde nicht allein an und für sich reich an interessanten, oft höchst tragischen Scenen, sondern auch in kulturhistorischer Hinsicht anziehend genug sein. Es ist Thatsache, daß die fortdauernde Einwanderung dieser fremden Soldateska durchaus nicht ohne Einwirkung auf die Bevölkerung selbst geblieben. Es waren z. B. die Kartoffeln bis zur Errichtung der Schweizerregimenter in ganz Süditalien fast gar nicht bekannt, sind aber durch die Schweizersoldaten nach und nach so über das Land verbreitet und in Anbau genommen worden, daß sie jetzt mit einem Hauptbestandtheil der Nahrung der niederen Volksklassen ausmachen und auch auf den Tafeln der Vornehmen und Reichen nie mehr fehlen. Daß aber die Einführung von Nahrungsmitteln, die das Volk früher nicht kannte, schließlich auch auf seine ganze Lebensweise einwirke, ist eine schon oft nachgewiesene Thatsache.

Ein berühmter süditalienischer Statistiker hat den allerdings sehr seltsam lautenden Satz aufgestellt: erst seit Einführung der Schweizertruppen sei der früher in Neapel höchst seltene Selbstmord häufiger geworden. Daß der Selbstmord unter den Schweizersoldaten aus Heimweh und Ueberdruß an dem häßlichen Schergendienst, zu welchem sie theilweise verdammt waren, häufig vorkam, steht allerdings außer jeder Frage, ob aber dies auch die Vollblutneapolitaner nach dem suicidio lüstern gemacht, weil unter dem Volke dort das Sprichwort gilt: „Gli Svizzeri hanno buon morire qui perchè nascano poi un' altra volta nel lor paese." („Die Schweizer brauchen sich hier freilich aus dem Sterben nichts zu machen, weil sie dann doch noch einmal in ihrer Heimath wiedergeboren werden"). Dieser naive Glaube lebt auch heute noch allgemein unter dem Volke.

Auch das eigentliche deutsche „Kneipenleben", welches den nüchternen Südländern früher fast ganz unbekannt war, ist durch die Schweizersoldaten unter den niederen Klassen mit ziemlichem Erfolg eingeführt worden. Ebenso gebührt ihnen aber auch der Ruhm, das deutsche Nationalgetränk, das Bier, in Neapel eingebürgert zu haben und Veranlassung zur Gründung der jetzt dort bestehenden fünf großen Bierbrauereien, sowie der vielen Bierstuben (birrerie) gegeben zu haben. Der Verbrauch von Bier, das doch gewiß auch ein Nahrungsstoff ist, bleibt bei häufigem Genuß nicht ohne Einfluß auf die Lebensart der Konsumenten. Das Bier gewinnt in Neapel auch unter der italienischen Bevölkerung immer mehr Ausbreitung und Anhänger, da die allerdings, für Neapel wenigstens, nicht richtige Ansicht ziemlich weit verbreitet ist, daß das Biertrinken gesünder sei als das Weintrinken.

Ich könnte noch viele Dinge anführen, welche durch die Schweizer in Süditalien eingeführt und beliebt gemacht worden sind, und deshalb spreche ich wiederholt mein Bedauern darüber aus, daß es bis jetzt noch keine Geschichte der Schweizerregimenter in Neapel giebt. Nachdem diese einmal in Süditalien festen Fuß gefaßt hatten, begannen sie auch bald Wurzel zu schlagen, d. h. Verwandte und Freunde zur Uebersiedelung zu veranlassen und solche Geschäfte zu gründen, welche der Soldat in der Fremde am liebsten in der Hand seiner Landsleute sieht. Namentlich Speisehäuser und Trinkstuben wurden sehr bald von Schweizern angelegt, und viele von den nach vollendeter Dienstzeit verabschiedeten Soldaten blieben in Neapel zurück, um entweder ein Geschäft zu treiben oder in den Dienst großer Herrschaften als Thürsteher, Verwalter und Sekretäre zu treten. Viele verheiratheten sich dann mit Töchtern des Landes. Andere ließen sich ihre früheren Geliebten aus der Schweiz kommen, um mit ihnen unter dem blauen Himmel Neapels ein neues Heim zu begründen. Es war dabei charakteristisch, daß die Kinder und Enkel dieser ersten Ansiedler, der ge-

wöhnlichen Erfahrung zuwider, daß sich germanisches Blut in der Fremde so leicht den fremden Nationalitäten amalgamirt, ihre Nationalität und Stammeseigenheiten, ja selbst den betreffenden Gaudialekt ihrer Vorfahren beibehielten, so daß z. B. noch heute die Enkel und Urenkel von luzerner Soldaten den luzerner Dialekt reden u. s. w. Ja selbst diejenigen Schweizer, welche sich mit Italienerinnen verheiratheten, hielten gewöhnlich, wenn ihre Vermögensumstände es irgend erlaubten, sehr darauf, daß ihre anfänglich in der italienischen Sprache aufgewachsenen Kinder im Deutschen unterrichtet, in die deutsche Schule und später wohl auch zum Besuch in die alte Heimath geschickt wurden, um sich als Schweizer fühlen zu lernen.

Bei der den Schweizern in so hohem Grade eigenen Betriebsamkeit war es kein Wunder, daß viele derselben sich schnell emporarbeiteten, Vermögen erwarben und große Etablissements gründeten. Befindet sich doch noch heutigen Tages ein großer Theil der Industrie Süditaliens in Schweizerhänden. Der Ruf von dem leichten Erwerbe drang bald in die Schweiz zurück und veranlaßte die Einwanderung von mehr und mehr jüngeren, unternehmenden Kaufleuten in Neapel, die auch einst ihr Glück begründeten. Ein Herr Nonnwiller aus St. Gallen, der in seiner Heimath in einem Comptoir Ausläufer gewesen war, kam vor etwa zwanzig Jahren mit ein Paar Thalern nach Neapel; jetzt ist sein Sohn im Besitze von Millionen und Inhaber der größten Etablissements in Süditalien.

Solcher Aufschwung erklärt sich aber nicht allein aus dem Fleiß und Eifer der schweizerischen Ansiedler, sondern auch aus den vielen Begünstigungen und Erleichterungen, welche die Bourbonen ihnen gewährten. Kein Schweizer, der gewerbliche Unternehmungen in Neapel gründete, brauchte sein Indigenat als Schweizer aufzugeben, ja er war oft nicht einmal dazu gehalten, Steuern zu bezahlen und konnte immer sicher sein, daß, wenn er irgendwie bedroht war, die neapolitanische Regierung ihn ebenso schützen würde, wie die durch den Schweizerkonsul repräsentirte Regierung seiner eigenen Heimath.

Nächst den Schweizern wanderten seit geraumer Zeit viele Preußen nach Neapel, und zwar auf eine ziemlich originelle Weise. Es ist bekannt, daß alljährlich in den der französischen Grenze naheliegenden preußischen Garnisonsorten Desertionen vorkommen. Schlechte Behandlung von Seite der Vorgesetzten, wie man sagt, gekränktes Ehrgefühl und Furcht vor Strafe, nicht minder die verführerische Nähe der französischen Grenze, veranlaßt regelmäßig eine fast bestimmte Anzahl zu desertiren. Ein Theil dieser Ausreißer ließ sich für die französische Fremdenlegion in Algier anwerben, ein anderer Theil aber gerieth den eigens zu diesem Zweck an der französischen Grenze früher bestehenden heimlichen neapolitanischen Werbekomités in die Hände, die sich beeilten, solche Leute gegen ein Handgeld für die Schweizerregimenter in Neapel anzuwerben. Viele von diesen Preußen, die natürlich nie in ihre Heimath zurückkehren durften, ließen sich nach vollendeter Dienstzeit gleichfalls für immer in Neapel nieder. Außerdem aber hat sich seit zwanzig Jahren, durch das Beispiel der schweizerischen Industriellen angelockt, eine Menge junger preußischer Kaufleute in Neapel niedergelassen und ist zu einer förmlichen Kolonie emporgeblüht, die ihre protestantische Kirche und Schule gegründet hat; beide werden vom König von Preußen unterstützt. Traurig dagegen ist es, daß die zahlreichen Katholiken unter der deutschen Bevölkerung Neapels, trotzdem viele derselben sehr begütert sind, bis jetzt noch nicht das Bedürfniß verspürt haben, für ihre Kinder eine deutsche Schule zu gründen. Würden sie das Geld, was sie als St. Peterspfennige nach Rom schicken, für Gründung eines Lehrinstituts verwenden, so könnten sie leicht eine Schule herstellen, die mit der protestantischen wetteifern möchte.

Außer den Preußen befinden sich ziemlich viele Oesterreicher in der herrlichen Golfstadt; manche derselben sind früher aus den deutschen Bundesfestungen desertirt, dann neapolitanische Söldner und später ansässig geworden. Ihnen ist es weniger als den Preußen und Schweizern gelungen, Wohlstand und Besitz zu erwerben. Sie betreiben meist nur kleine Geschäfte oder sind Diener in deutschen Häusern.

Den letzten großen Zuzug erhielt die deutsche Kolonie durch den unglücklichen Aufstand in Baden im Jahre 1849. Die Trümmer der badischen Armee, welche sich bekanntlich auf Schweizergebiet geflüchtet hatten, wurden zum großen Theil für die Fremdenlegion des Königs Ferdinand II. angeworben. Dieselben Soldaten, die noch vor kurzer Zeit unter der deutschen dreifarbigen Fahne gefochten, waren wenige Monate später Söldlinge eines Mannes, der für den Tyrannen par excellence galt. Aber Hunger thut weh und das alte Wort: „sic transit gloria mundi“ bleibt immer neu. Da diese Süddeutschen von ihrer Heimath verbannt waren, und selbst durch den Dienst unter den Bourbonen nach dem Dafürhalten ihrer Regierung ihre politischen Sünden von 1848 und 1849 nicht hinreichend gebüßt hatten, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als Söldner zu bleiben, oder nach Ablauf ihres ersten Dienstkontrakts sich in Neapel niederzulassen. Einer von jenen Badenern, ein sehr befähigter junger Mann, brachte es in den Schweizerregimentern des Bourbonen bis zum Hauptmann und war einer der Ersten, die während der Kampfes in Palermo im Mai 1860 zu Garibaldi überliefen. Unter diesem diente er mit Auszeichnung und fungirte nach Auflösung der Südarmee als Hauptmann in der ungarischen Legion, die überhaupt großentheils aus Deutschen bestand!!

Nachdem wir einen Blick auf die Einwanderung der Deutschen und die Gründung der deutschen Kolonie in Neapel geworfen, wollen wir auf ihre Lebensweise und die gesellige Verbindung untereinander eingehen. Wie schon oben erwähnt, haben die Deutschen in Neapel ihre Nationalität ziemlich festgehalten (dasselbe Lob verdienen die Deutschen Mailands, obwohl dieselben ebensowohl Feinde der italienischen als der „deutschnationalen“ Bewegung sind). Sie haben eine deutsche Kirche, in der deutsch gepredigt, eine deutsche Schule, in der deutsch gelehrt, einen deutschen Verein, in dem deutsch gesungen, debattirt, getanzt und getrunken wird. Dieser Verein, der auch alljährlich das Schillerfest feiert, verfolgt lediglich Zwecke der Unterhaltung und schließt, laut den Statuten, alle politischen Gespräche aus. Die deutsche Geldaristokratie Neapels hat an diesem Verein keinen Theil, sondern bildet mit den dortigen vornehmen Engländern und Franzosen einen internationalen Klub, der bei der letzten Anwesenheit Victor Emanuel's in Neapel diesem König-Biedermann, dessen Dankbarkeit sprichwörtlich werden dürfte, einen solennen Ball veranstaltete, bei dem die deutschen Damen Seiner dankbaren Majestät besonders gefallen haben sollen. Auch der deutsche „Nationalverein“ hat unter dem Vesuv eine kleine Filiale, doch ist diese sehr wenig zahlreich. Der „berühmte“ Obrist Becker, der in Genua wohnt und von dort aus im Frühjahr 1861 eine geharnischte Proklamation an die deutsche Nation erließ, hat durch einen seiner Adjutanten in Neapel auch einen deutschen republikanischen Verein gründen lassen, welcher indeß seine Force mehr im tapfern Trinken als in gefährlichen Konspirationen sucht und an einer eventuellen Umwälzung in Deutschland ziemlich unschuldig sein dürfte. Auch eine deutsche Gondelgesellschaft ist schon seit Jahren vorhanden, und ich sah sie auf einer sehr eleganten großen Gondel an der Villa Nazionale vorüber im schönen Golfe fahren. Die Gondeln hatten stets die schwarzrothgoldene Fahne aufgesteckt, was dem Patriotismus alle Ehre macht. Die Mitglieder, meist junge Handelsbeflissene, nahmen, ich sage leider, nicht selten sehr zweideutige Nymphen an Bord; sie hätten aber dann wenigstens unsere Flagge einziehen sollen.

Die deutsche Kolonie leidet übrigens im Allgemeinen großen Mangel an Damen, und die jungen heirathsfähigen Männer sind, wenn sie nicht Neapolitanerinnen heirathen wollen, fast immer ge-

zwungen, sich eine Frau aus der Schweiz oder aus Deutschland zu holen. Das häusliche Leben unserer Landsleute ist dem in der Heimath ziemlich gleich geblieben und zeigt nur wenige Modifikationen, die eben das Klima erheischt. Große Geselligkeit findet indeß nicht statt, und die vier Hausbälle, welche der oben erwähnte Krösus, Herr Ronnwiller, alljährlich veranstaltet und zu denen bis achthundert Personen geladen werden, stehen ziemlich vereinzelt da. Hausgesellschaften kommen nur spärlich vor und leider schließen sich nicht nur die hier blos durch den verschiedenen Vermögensstand gebildeten Stände, sondern selbst die verschiedenen deutschen Landeskinder nur zu oft engherzig von einander ab. Daß es in dieser Beziehung auch glänzende Ausnahmen und daß es deutsche Häuser in Neapel giebt, in denen jeder gebildete Deutsche eine herzliche Aufnahme findet, bestätige ich dagegen gern. Nur sind dies leider Ausnahmen und der Ton, welcher unter den Deutschen Neapels herrscht, ist im Ganzen ein sehr kalt-materieller, der, höheren Regungen und Bestrebungen fremd, nur immer das eigene Interesse ventilirt. Die Geldaristokratie sucht sich freilich auch in geselliger Weise nach Möglichkeit zu belustigen, und die reichsten und angesehensten Familien bilden verschiedene kleine Kreise, Lesekränzchen und musikalische Vereine, doch sind sie dabei sehr exklusiv und wiegen ihre Freunde und Bekannten bezüglich der Zulässigkeit in diese geselligen Zusammenkünfte nicht nach den Fähigkeiten, sondern ausschließlich nach dem Gelde.*) Zum Lobe unserer Deutschen muß dagegen gesagt werden, daß sie, außer den Engländern, und zwar mehr als diese, in Neapel die Einzigen sind, welche die dort von der Natur mit so verschwenderischer Fülle gespendeten Schönheiten zu würdigen wissen. Die herrlichsten Punkte in der Umgegend Neapels sind mit Villen geschmückt, die sich im Besitz unserer Landsleute befinden. Die Deutschen kennen die klassischen Stellen und die besonderen Vorzüge der Umgegend besser und genauer als Andere, und sie machen häufiger als die Angehörigen anderer Nationen Land- und Wasserpartien nach allen Richtungen hin. Nicht zu vergessen ist auch, daß die einzige ordentliche Buchhandlung in Neapel die eines Deutschen, des bekannten Herrn Dedtken, ist, durch den der Fremde jederzeit die neuesten Erscheinungen der gesammten europäischen Literatur beziehen kann. Ebenso kann ich zum Schlusse nicht umhin, zu erwähnen, daß man die Nähe eines deutschen Hauses oder einer deutschen Villa in oder bei Neapel stets durch den wohlthuenden Hauch der Ordnung und Reinlichkeit, der sie umweht, vor den Wohnsitzen anderer Nationalitäten, namentlich aber der Neapolitaner selbst, herausfindet. Einer rühmlichen Erwähnung verdienen der General-Konsul der Schweiz, Herr Oskar Morrikhofer, ein durch und durch gebildeter, menschenfreundlicher Mann, und der hannöversche Konsul Herr Brandes, auch ein Schweizer.

E. Rüffer.

*) Es erklärt sich sehr natürlich, daß die im Ausland angesiedelten Angehörigen einer fremden Nationalität in Bezug auf Umgang und Verkehr wählerisch sind und sorgfältig zu Werke gehen. Wer gut empfohlen ist oder seine Probe bestanden hat, wird überall bei unseren deutschen Landsleuten gut aufgenommen werden. Viele bittere Erfahrungen machen Vorsicht nöthig. Die Engländer und Franzosen gehen eben so zu Werke und thun recht daran. Ohnehin stellen sich dort, wo fremde Kolonien in großen Städten noch neu sind und noch kein halbes Jahrhundert zählen, erst allmälig festere Normen für den Umgangsverkehr heraus. Red.

Briefe über Polen.

Von Dr. J. Caro.

II.

Der Land-Edelmann und wie er wohnt. — Seine Lebensgewohnheiten. — In der Stadt und im Wirthshaus. — Die Nationalität des Edelmanns und jene der Bauern.

Wo soll ich doch nur gleich den Edelmann in Polen aufsuchen, um ihn vorzustellen? Bei welcher Beschäftigung könnte ich ihn doch photographiren, daß er sich dem Leser klar und bestimmt und denn von einer möglichst vortheilhaften Seite zeige? Sein Geschäftskreis ist natürlicher Weise weit mannigfaltiger als der des Bauern, und nichts ist ihm selbst mehr zuwider, als des Bauern rührend frommes Einerlei. Er liebt mehr den bunten Wechsel der Geschäfte, und wiewohl seine Eigennatur in allem sich wie ein Faden hindurchzieht, so ändern sich doch oft und rasch die Formen, und seine Haltung ist bald so bald so. Ich will es daher versuchen, ihn in mancherlei Situationen zu zeichnen. Freilich müßten wir uns erst mit der Statistik des polnischen Adels befassen, um festzustellen, wen wir eigentlich meinen, zumal das Verhältniß hier in Polen besonders merkwürdig liegt.

Wohl kein Land in Europa hat einen nach Maßgabe der Bevölkerung so zahlreichen Adel als Polen. Woher das kommt in einem Lande, in welchem das Ritterthum und Ritterwesen des Mittelalters nur spärlichen Ansatz genommen hat, wollen wir später anzugeben versuchen, und vorläufig nur die Merkmale kennzeichnen, welche diesen Edelmann von den anderen Ständen unterscheiden. Alle diejenigen Unterscheidungsmerkmale, welche für den deutschen, englischen oder selbst romanischen Adel gelten können, sind hier in keiner Weise ganz zutreffend, hier kommt immer noch ein anderes Moment hinzu. Doch treten wir näher an diesen Mann heran!

Wir blieben im ersten Briefe an der Thür „des Hofes" oder Herrenhauses stehen. Treten wir nur ein, wir werden dort Repräsentanten der zu schildernden Gattung vorfinden.

Die Höfe bilden in der Regel große Rechtecke, deren Langseiten mit der Fluchtlinie des Dorfovals parallel laufen. Das große Thor (brama) ist dem innern Dorfplatze zugekehrt; das Wohnhaus liegt in der Tiefe des Hofes, so daß man aus den Hauptfenstern immer in diesen selbst hineinschaut. — Zu beiden Seiten des Hofes erstrecken sich die Wirthschaftsgebäude, nur die Scheune pflegt häufig abgesondert zu liegen. Wie das Alles von einem Chaos von Dingen und Geräthen erfüllt ist, wie da Unordnung und Sorglosigkeit herrscht, das können wir leicht übergehen, denn das ist tausend Mal zur Illustration der „polnischen Wirthschaft" bereits geschildert worden. Betrachten wir lieber das Herrenhaus selbst.

Jenes Gefühl der Oede und Dürre, das mich hinter der Grenze befiel, jene Empfindung der Trockenheit, welche gewissermaßen uns das Bewußtsein nahe rückt, daß wir in einem Lande ohne Meerausgänge uns befinden, packte mich doppelt in diesem Hause. Das, was die deutschen Bürgerhäuser so „mollig" und wohnlich macht, geht der Wohnung des polnischen kleinen Landedelmanns aber auch gänzlich ab. Ist es der Mangel an Schränken oder an Tischdecken, an Sophas oder an Wandbildern und Spiegeln, welcher

diese Räume so kahl erscheinen läßt, oder ist es der frostige Kontrast zwischen parquettirt gewesenem Fußboden und abgestoßener, kalkbröckelnder Stubendecke, — ich will es nicht entscheiden, aber ich werde nie wieder über die Gardinen schelten, welche die Hälfte des hereinstrahlenden Lichtes absperren; ohne dieselben sehen die Zimmer doch abscheulich wüst aus.

In diesen ungemüthlichen Räumen sitzen sie nun, die als die Faktoren des polnischen Staates und seiner Geschichte angesehen werden können, ein Edelmann, ein Priester und zwei Frauen. Was sie treiben? Was sollte man auf dem Lande bei schlechtem Wetter vornehmen, wenn man weder Bücher, noch Zeitungen, noch Journale u. dergl. liest, — man spielt; jetzt das auch in Deutschland bekannte Preferance, später, wenn sich noch einige Theilnehmer eingefunden haben werden — ein Zufallsspiel — Kwiep genannt, das einige Aehnlichkeit mit Onze et demi hat. Langer Bewillkommnungsredensarten bedarf es nicht, denn der Pole ist, das muß man sagen, von einer außerordentlichen Gastlichkeit. Er drückt uns mit solcher Herzlichkeit die Hand, daß die Glieder krachen, stellt uns allen Komfort zur Verfügung, den er selbst genießt und der von auffälliger Bescheidenheit ist, und ladet uns schließlich zur Theilnahme an seinem Spiele ein. Da ich nun leider keine Kartenspiele verstehe, so bescheide ich mich gern mit dem bloßen Zusehen und gewinne dabei Zeit und Gelegenheit, die Personen mit Muße zu beobachten.

Sprächen Bauer und Edelmann in Polen nicht eine und dieselbe Sprache, nimmermehr würde man zugeben, daß sie derselben Nation angehören, so ganz verschieden ist der Typus ihrer Erscheinungen. Den Bauer haben wir geschildert; betrachten wir uns den Edelmann dort am Spieltische. Seine Haare sind rabenschwarz, unter einer hochgewölbten Stirn ziehen sich dichte buschige Augenbrauen hin, wie Waldgestrüpp am Fuße der Hügel; die dunkelbraunen, feurigen kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen; die Nase ist gebogen, hervorgedrängt, die Lippen sind aufgerollt und tief geschlitzt, das Kinn ist breit gezogen; das Antlitz ist meist gänzlich geschoren, bis auf den klassischen Schnurrbart, den sie etwa wie die Montenegriner zu beiden Seiten schlicht und möglichst lang herunterhängen lassen; der Hals ist kurz, die Schultern sind breit und kräftig und die ganze Gestalt erscheint mehr gedrungen als gereckt. Das Blut fließt rasch und feurig in seinen Adern, sein Temperament ist aufgeregt, die Sprechweise hastig und rasch, überstürzend; lebendige und häufige Gesten begleiten seinen Ausdruck. Doch würde man in der Annahme irren, daß dies nur beim Spiele der Fall sei, im Gegentheil, der polnische Edelmann gestikulirt sogar im Selbstgespräch. Der Kundige wird aber in allen diesen Zügen erkennen, daß sie allesammt mehr einer südlichen als einer nordischen Anlage entsprechen.

Ehe wir aber unsere Schlußfolgerungen ziehen, versuchen wir uns noch mehr Merkmale von dem Edelmann vorzuführen. Jedermann weiß, was für treffliche Gesellschafter die polnischen Edelleute sind; sie reiten mit Eleganz und Leidenschaft; wenn das Roß in gestrecktem Galopp über die Heide dahinschießt und der Reiter vorwärts gebeugt beinahe mit dem Haupte die Mähne berührt, so steigen die Erinnerungen an die wilden Krieger der Ukraine, an die besten Reiter der Welt, in uns auf. Der polnische Edelmann tanzt mit schwungvoller Grazie, mit lebhafter Leichtigkeit, mit Feuer oder, wie man sich in Polen ausdrückt, „mit Gefühl". Fast jeder von ihnen versteht den krummen Säbel zu führen und ficht rasch und hastig, aber dennoch auch wieder mit gewandter Verschlagenheit; sehr viele können auch die Lanze gut handhaben. Durch die Fähigkeit, auf dem Klavier oder der Geige ein paar Tänze oder wilde Melodien abzuspielen, machen sie sich oft beliebt und gesucht, besonders in Damengesellschaften. Aber ist es nicht merkwürdig, daß fast Keiner von ihnen ein tüchtiger Jäger ist? Es fehlt ihnen offenbar an der Ausdauer und Geduld, welche der Anstand und das Waidwerk überhaupt erfordern, sowie überhaupt Mangel an Ausdauer und Scheu vor anstrengender Arbeit hervorstechende Eigenthümlichkeiten des Edelmanns bilden. Er bedarf stets der Stimulantia, im Getränk und Nahrung ebensowohl, als in psychischen Beziehungen.

Mit jener Ungeduld hängen eine Anzahl Lebensgewohnheiten eng zusammen. Nirgends, glaube ich, fährt man, von den Eisenbahnen natürlich abgesehen, rascher als in Polen. Vor einem Wagen, der den Luxus der Federn niemals gekannt hat, sondern sich mit zwei rohen Leitern, einem Weidenkorb und zwei Bund Stroh begnügt, werden vier, beim höhern Adel auch sechs Pferde in der Länge vorgespannt, und — ich fuhr selbst mit einem Edelmann — drei Chausseemeilen in $1\frac{1}{4}$ Stunde. Niemals aber fährt ein Edelmann, und selbst der Bauer nur in den allerseltensten Fällen, einspännig. Als wir einen Einspänner mit zierlich angestrichenem Wagen unterwegs trafen, sagte mir mein Begleiter: „Dort kommen Landsleute von Ihnen, denn hier zu Lande sind nur die Deutschen so knickerig, um mit einem Pferde zu kutschiren." Eine abscheuliche Unsitte muß ich bei der Gelegenheit erwähnen; es ist das „Ausfahren" oder um Wette Fahren, welches häufig genug mit Arm- und Beinbruch gebüßt wird; im besten Falle müssen die Chausseebäume darob zu Grunde gehen, denn das Umbrechen derselben bei der wilden Fahrt macht den polnischen Kutschern wenig Kummer. Die Post „auszufahren", ist eine ganz besondere Lust.

Kommt der Edelmann in die Stadt, so freuen sich die Kaufleute und Gastwirthe. Seine Einkäufe besorgt er mit großer Gentilität. Hat er Geld, so trägt er es gern in Gold in der Tasche und wirft die Louisd'ors oder Imperials auf den Tisch und sieht ruhig zu, wie sich der Kaufmann für seine Waare bezahlt macht. Hat er keins, so herrscht er dem Kaufmann ein: „Schreib auf!" zu und geht davon. Immer aber kauft er das Beste, das der Vorrath des Kaufmannes aufzuweisen hat. Er feilscht nie, während dagegen der Bauer überglücklich ist, wenn er einen Theil der geforderten Summe herunterhandelt, gleichviel, ob er trotzdem bei weitem übervortheilt worden ist. Im Wirthshaus aber geht's dann hoch her. Das Trinken der Polen ist sprichwörtlich. Ich habe aber nicht gefunden, daß sie so außerordentliche Quantitäten zu sich nehmen; sie trinken nur sehr rasch und zwar schwere Spirituosen. In Polen wird wohl mehr Ungarwein konsumirt als irgendwo auf Erden.

Die malerischen und phantastischen Trachten der Polen, welche als nationale*) gelten, werden meistens nur vom Adel getragen; der Bauer trägt seinen langen blauen Tuchrock wie überall die Landleute. Nur in Galizien finden wir bei den Bauern eigenthümliche Hüte, weißgraue Kittel und die Beinkleider unter dem Hemde. Aber der Schnurrock, die Tschamarka und Tuschurka (toujours) sind ausschließliche Bekleidung des Adels. Wie in seinem Wesen, so spricht sich besonders in seiner Kleidung und namentlich bei den Frauen seine Eigenthümlichkeit lebhaft aus. Die Edelleute treiben wohl Luxus in einer Art, die sprichwörtlich geworden, aber nicht aus dem Streben heraus, einen wohlthuenden Eindruck hervorzurufen, sondern vielmehr aus dem Wunsch, in der Seele des Beobachters einen prickelnden Reiz zu erwecken. Wenn sie daher bei sich darbietender Gelegenheit den Staub der Alltäglichkeit von sich werfen, wirkt ihre äußere Erscheinung nicht sowohl durch Uebereinstimmung des Besondern, als sie durch die bizarre Vermengung der seltsamsten Kontraste, durch die Nebeneinanderstellung der schlichtesten Einfachheit und aufreißenden Pompes stets eine — wenn auch immerhin interessante — Unruhe erweckt, und das beabsichtigen sie.

Fassen wir alle die Züge zusammen, welche den Edelmann so sehr von dem Bauern unterscheiden, so stoßen wir auf das Ergebniß, daß die Individualität des Bauern eine solche ist, die mit Klima

*) Herr von Haxthausen bemerkt in seinem trefflichen Werke über Transkaukasien, daß diese sogenannte polnische Tracht eigentlich den Tataren entlehnt sei. Red.

und Bodenbeschaffenheit des Landes, in welchem sie sich findet, in Uebereinstimmung steht, daß dagegen der Adel entschieden auf einen andern Ursprung hinweist und das Auge desjenigen, der danach forscht, nach dem Süden lenkt. Ja selbst der Kultus jener kraftlosen Sentimentalität, welche in der Zeit Jung-Deutschlands namentlich unsere Frauen so sehr zu umstricken wußte, klingt wie ein Sehnsuchtslied nach einer dahingeschwundenen und fernen Heimath.

Es ist mir niemals recht klar geworden, auf Grund welcher Kriterien die Nationalitätsevangelisten an der Seine und am Po die Nationalitätenscheidung vornehmen. Für die banale Oberflächlichkeit mag die Sprache ein ausreichender Theilungsgrund sein; für jeden tiefer Denkenden mußten die literarischen Verschnittenen des politischen Großmogul noch ein anderes Moment entdecken, weil sonst eine Ueberfluthung der nationalen Existenzen mit obligater Selbständigkeitsberechtigung eintrat, von der man nur einen Begriff nach einem Einblick in die sprachvergleichenden Grammatiken gewinnen kann. Man kochte daher Race und Sprache zu einem Brei, ging von einer Kongruenz dieser Begriffe aus und schlüpfte über die Widersprüche mit gewohnter Leichtfertigkeit hinweg. Da nun ganz naturgemäß ein großer Theil der kleinen Nationalitäten zu den „unterdrückten" gehört, und die französischen Politiker Unterscheidungen nicht brauchen konnten, die ihren sympathetischen Kombinationen nicht entsprachen, so unterdrückten sie ihrerseits eine Anzahl von natürlichen Scheidungen und erhoben Gattungsbegriffe, wo diese absolut nicht zu fassen waren. Wollte man konsequent verfahren, so hätte man in Polen ganz bestimmt, trotz der einheitlichen Sprache, eine zwiefache Nationalität annehmen müssen. Es ist nicht tiefgehend genug, wenn man die Herrschaft des polnischen Adels im ganzen Verlaufe der Geschichte dieses Landes, und den ausgeprägten Antagonismus zwischen Aristokratie und Volk (Bauern) ausschließlich mit der junkerlichen Anlage des polnischen Edelmanns erklären zu können glaubt, man muß durchaus noch das Widerstreben zweier verschiedener Arten, Gattungen, hinzunehmen.

Der Historiker soll noch geboren werden, welcher die frühesten Wanderungen der slawischen Stämme zur klaren Anschauung bringt; hier aber liegt uns mit größter Bestimmtheit ein Ergebniß vor Augen, das offenbar eine Ueberschüttung eines nordslawischen Stammes von einem südslawischen kennzeichnet. Der letztere war und blieb der Sieger, darum vollzog sich in seiner Mitte ausschließlich der ganze Prozeß der Staatsbildung, der staatlichen Entwickelung und Auflösung, während der besiegte Stamm zu allen Zeiten nur ein Regierungsobjekt blieb. So oft auch dem polnischen Adel das Messer an der Kehle stand, niemals konnte er sich dazu entschließen, die Abwendung der Gefahr durch Emancipation des besiegten Stammes zu erkaufen. Die hartnäckige Weigerung des Adels, aus dem Bauernvolk einen selbstthätigen Staatsfaktor zu machen, z. B. noch in der Revolution vom Jahre 1831, erfolgte aus dem instinktiven Bewußtsein, daß damit ein Selbstmord, eine Auflösung der eigenen Individualität vollzogen werde, denn der mit Klima und Bodenbeschaffenheit in natürlichem Einklange stehende Bauer würde, frei geworden, gelöst von der Fessel, welche die Vorzeit um ihn geschlungen, sehr bald den ehemaligen Sieger überwuchert und durch rasche Entfaltung und Erhebung die Gewalt vergangener Zeiten entgolten haben.

Wie sehr daher auch eine äußerliche Uebereinstimmung zwischen dem polnischen Edelmann und dem deutschen Junker obzuwalten scheint, so bestimmt doch die Verschiedenheit ihrer Ausgangspunkte die Verschiedenheit ihrer Natur. Der deutsche Edelmann ist das Ergebniß eines organischen Prozesses; der polnische Aristikrat dagegen ist die überwindende Macht eines gewaltsamen Vorgangs. Jener hat daher alle Stufen und Grade geringerer Macht und Bedeutung hinter sich gelassen, dieser überlastete den frühern Bewohner ohne innere Assimilation, ohne geschlechtliche Mischung. Darum gab es in Deutschland von jeher einen kräftigen und ausstrahlenden Bürgerstand, während Polen zu allen Zeiten bei den kümmerlichsten Anläufen zu einem solchen stehen liegenden ist. Erwägt man die in der innern Natur der Dinge liegenden Hindernisse, welche dem entgegenstanden, so begreift man, was die Redensarten der Gegenwart, welche zu einer solchen Bildung sich anheischig machen, zu bedeuten haben.

Charakterbilder aus den kalifornischen Goldgegenden.

Wir wollen den Aufsatz „Streifzüge durch Kalifornien", welcher in der vorigen Nummer mitgetheilt wurde, durch einige Nachträge vervollständigen. Sie geben eine Vorstellung von dem Leben und Treiben der Diggers nach den verschiedenen Volksthümlichkeiten, welche in scharfem Gegensatze zu einander stehen, und die Eigenart, Anlagen und Begabung der verschiedenen Nationen tritt dabei sehr deutlich hervor. Es wird zweckmäßig sein, auch hier den Reisenden Simonin erzählen zu lassen; er ist ein guter Beobachter, der genau zugesehen hat.

Er war in Coulterville, verweilte dort einige Monate und hatte eine wahre Musterkarte von Nationalitäten um sich. An Chinesen und Spaniern aus den Kolonien, schreibt er, war kein Mangel; unter den Letzteren fand ich die Mexikaner und Chilenen am stärksten vertreten. Nicht ganz so zahlreich waren die Engländer, Irländer, Franzosen und Italiener; dazu kamen dann noch mehrere Kanadier. Die Nordamerikaner machten sich in jener Gegend mit dem Diggerwesen nicht viel zu schaffen, waren aber in der Stadt Coulterville in überwiegender Mehrzahl, hatten sich die Aemter gesichert und trieben Politik. Viele sind Kaufleute und Krämer, halten Schenk- und Kaffeehäuser und machen sehr gute Geschäfte.

Alle „Miners", welche „Placeres" bearbeiten, haben sich in den Schluchten am Maxwells-Creek und am Merced zerstreut; andere arbeiten noch auf einigen goldhaltigen Hochflächen, die vor mehreren Jahren eine fabelhaft reiche Ausbeute gaben. Gegenwärtig ist der Rahm abgeschöpft, aber der Ertrag immer noch lohnend und nicht ohne Belang. Die Arbeiter könnten allesammt wohlhabend sein, wenn sie nicht ihren Erwerb leichtsinnig vergeudeten. Aber das Spiel, die Flasche und die Weiber werden den Meisten verhängnißvoll und dann heißt es: Wie gewonnen, so zerronnen!

Die Chinesen waren bei Coulterville, wie überall in Kalifornien, gleichsam die Parias. Der Yankee mag ihre weizengelbe Hautfarbe, ihre gequetschte Nase und die geschlitzten Augen nun einmal nicht leiden, und John Chinaman wird sehr schlecht von ihm behandelt. Aber der Sohn des himmlischen Reiches erträgt geduldig Mißhandlung und Druck und arbeitet unverdrossen in den Placeres, welche den Weißen nicht gut genug erscheinen. Die Chinesen wohnen gruppenweis in Hütten und theilen jeden Abend den Ertrag der Tagesarbeit. Alle rauchen Tabak, manche auch Opium, und die Theekanne spielt, wie sich von selbst versteht, bei ihnen eine wichtige Rolle. Hühnerfleisch ziehen sie allen anderen

Speisen vor und deshalb findet man bei jeder Chinesenwohnung eine Menge Geflügel. Auch die Liebhaberei für den Reis, welcher das Lieblings- und Hauptgericht bei jeder Mahlzeit bildet, ist bei dem Chinesen Kaliforniens so stark wie bei seinem Landsmann im asiatischen Blumenreiche. Die bekannte Kleidung und den Zopf hat er in der neuen Welt beibehalten; er bleibt eben was er einmal ist, Chinese.

Den Abkömmlingen der Spanier: Mexikanern, Chilenen und Peruanern, sieht man ihre Herkunft auf den ersten Blick an. Es ist viel gemischtes Blut in diesen Leuten mit schwarzem Haar, bräunlichem Gesicht und lebhaften, stechenden Augen. Solch ein Kreole geht nie ohne sein Machete, ein dolchartiges Haumesser, im Gürtel; besonders die Mexikaner verstehen sich trefflich auf den Gebrauch dieses nützlichen Werkzeuges, das in ihrer Hand zugleich eine gefährliche Waffe bildet. Der Kreole hat statt des Mantels eine wollene Decke mit buntfarbigen Streifen und einem Loch in der Mitte, durch welches der Träger den Kopf hindurchsteckt; dieses sehr zweckmäßige Kleidungsstück nennt man in Mexiko Sarape, in Südamerika Poncho.

Diese Spanier aus den Kolonien sind, wie die Kastilianer in Altspanien, außerordentlich mäßig. In ganz Kalifornien sind ihrer wohl an die fünfzehntausend. Vor Jahren war ihre Zahl weit beträchtlicher, sie wurden aber von den Yankees der Art mißhandelt und verfolgt, daß sehr viele fortzogen. Der Yankee spielt, wohin er kommt, den Privilegirten und benimmt sich anmaßend; jene Kreolen sind ihm zuwider, weil sie viel gemischtes Blut haben. Aber manchem Yankee haben es die Chilenen und Mexikaner mit dem Machete eingetränkt und viel Blut ist geflossen. Auch hat es sich ereignet, daß sie dem einen oder andern Peiniger den Lasso, die Wurfschnur, über den Kopf warfen und ihn erwürgten.

Engländer und Irländer sind wohl eben so zahlreich wie jene spanischen Kreolen; sie verschmelzen sich leicht mit den Amerikanern und reden ohnehin dieselbe Sprache. Die Engländer sind ausgezeichnete „Quarzminers", und thun es an Stärke und Ausdauer allen anderen weit zuvor. Die Sache erklärt sich, weil unter ihnen viele regelrecht ausgebildete Bergleute aus Cornwallis sind, deren Weisungen die übrigen Landsleute folgen. Die Irländer sind keine guten Miners und beschäftigen sich als Arbeiter zweiter Klasse. Aber John Bull und Paddy gleichen einander und dem Yankee obendrein darin, daß sie ihrem Hange zum Genuß starker Getränke allzusehr fröhnen. Ueberhaupt kann man die Aufführung der Irländer im Allgemeinen nicht rühmen, und mancher Sohn des grünen Erin, der sich nicht bessern wollte, hat seine Missethaten an einem kalifornischen Galgen oder an einem Baumstamme gebüßt.

Im Jahre 1859 waren noch etwa vierzehn bis sechszehntausend Franzosen in Kalifornien; früher ist ihre Anzahl beträchtlicher gewesen. In Coulterville, sagt Simonin, trugen sie alle guten und schlimmen Eigenschaften, die uns nun einmal anhaften, zur Schau. Sie sind allezeit lustig und geschäftig bei der Arbeit, und wo sie in einem „Camp", einer Wohn- und Lagerstätte der Miners, wohnen, geht es immer munter genug zu. Sie handtieren mit Spitzhacke und Schaufel recht gewandt, werden aber der Arbeit leicht überdrüssig und vertragen sich nicht gut miteinander. Der Geist der Zucht fehlt unserm Charakter; darum sind wir auch keine guten und stätigen Kolonisten; wir lieben Wechsel und Veränderung. Der Franzose treibt in Kalifornien so ziemlich alle nur mögliche Beschäftigung, hält es aber bei gar keiner lange aus. Er vergeudet und vertrödelt viel Zeit mit der Sehnsucht nach dem alten Vaterlande, nach welchem immer sein Sinn steht. Und darin liegt auch eine Hauptursache, daß er oft in übler Laune ist, unlustig zu vielen guten Dingen wird und in ewiger Unruhe bleibt. Er könnte in Kalifornien eine Art Paradies haben und doch erscheint es ihm wie eine Hölle!

Ganz im Gegensatze zu den Franzosen sind die Deutschen einig untereinander und halten fest zusammen. Der Tabakspfeife und dem Lagerbier bleiben sie allerdings getreu; stets hat unter ihnen die beste Harmonie geherrscht und sie haben sich wohl dabei befunden. In Coulterville und der Umgegend fand ich keine Deutschen, wenigstens nicht in den Minen; aber in den Goldregionen der nördlichen Counties, namentlich in Nevada, habe ich manche angetroffen. In San Francisco wohnen sie in beträchtlicher Menge, haben viele und große Handelshäuser und sind auch als Handelsgehülfen bei amerikanischen Firmen angestellt. Abgesehen von anderen trefflichen Eigenschaften empfehlen sie sich auch durch ihre Sprachgewandtheit: viele reden mit gleicher Fertigkeit Englisch, Spanisch und Französisch zumal und fast so fließend wie ihre eigene Muttersprache.

Als ich in Kalifornien war, fand ich nur wenige Italiener als Miners. Manche waren es gewesen, hatten aber die Sache fallen lassen, denn zu dieser schweren Arbeit fehlt ihnen die Neigung. Sie waren Handelsleute oder Fischer geworden; zu solchen Beschäftigungen haben sie Hang und Begabung.

Ich muß auch der Canadier erwähnen. Diese Leute sind von Osten her gekommen und haben die ganze Breite Nordamerikas zu Fuße durchwandert. In Mariposa County fand ich sie als Holzhauer und Kohlenbrenner. Die meisten sprechen nur das canadische Französisch. Alle sind bei der Arbeit unermüdlich und ausdauernd, friedliche, rechtschaffene Leute, die ihr Wort halten. Beim Goldgraben haben sie kein Glück und erwerben dabei nur das Nothdürftige.

Der „Miner" führt begreiflicherweise ein eigenartiges Leben. Er wohnt in seiner Hütte entweder allein oder mit noch einem Gefährten, oder mit einer ganzen Gruppe. Das gilt von den achtzig- bis hunderttausend Männern, welche weit und breit in Kalifornien mit dem Fördern des Goldes beschäftigt sind. Sie wohnen, je nach der Oertlichkeit, zerstreut umher. An manchen Stellen stehen die Arbeiter unter der Leitung von Unternehmern, welche beträchtliche Kapitalien angelegt, namentlich Quarzmühlen und Maschinen aufgestellt und eine größere oder geringere Anzahl von Arbeitern in Lohn haben. Diese wohnen dann gewöhnlich zusammen in großen Baracken und halten gemeinschaftlichen Tisch, während der vereinzelte Miner sich allein in seiner Hütte das Mahl bereitet.

Die Bevölkerung in den Camps, Mittelpunkten des Minenbaues, ist natürlich eine wesentlich andere als jene in den Placeres. Coulterville kann dafür einen guten Beleg geben. Einige Hundert Amerikaner hielten Gasthöfe, Schänken, Kaffeehäuser, Billardsäle, hatten Waarenmagazine oder trieben auch das eine oder andere Handwerk. Von den etwa fünfzig Italienern waren die meisten Gärtner; einige treiben auch Handel. Dreißig Franzosen hatten Waschanstalten, waren oder Bäcker, Schmiede und Metzger. Vierzig deutsche Juden verkauften fertige Kleider und dergleichen Sachen mehr. Ungefähr eben so viele Irländer, Mexikaner und Chilenen trieben allerlei sehr verschiedene Dinge. Neger fehlten auch hier nicht ganz; sie sind Schuster, Barbiere &c.; ein Paar Chinesen beschäftigten sich mit Gärtnerei und Tischlerei. Indianer, einige hundert Köpfe stark, treiben sich als Landstreicher umher.

Ein paar tausend Schritte von Coulterville haben ungefähr dreihundert Chinesen ein eigenes Dorf, denn in der Stadt selbst hätte man sie in so großer Menge nicht geduldet. Uebrigens gleichen diese Camps im Allgemeinen einander sehr, wo sie auch liegen mögen; nur ist natürlich ihre Größe, die Anzahl und die Zusammensetzung ihrer Insassen verschieden. Sie bilden sich (wenn diese Ausdrücke auf Amerika Anwendung finden dürfen) zu Dörfern und Flecken heran, bilden eine Gemeinde mit Friedensrichter, Konstabler und anderen derartigen Beamten. Arzt und Apotheker finden sich von selber ein und nach und nach wird das Camp zu einer Stadt.

Ich traf zu Coulterville allerlei wunderliche Gesellen, welche das Schicksal oder eigener Wille dorthin geführt hatte. Eines

Aufbruch nach den Placeres.

Unterwegs.

Rast im Walde.

In der Hütte.

Zechgelag der Goldgräber.

Verkauf von Goldstaub.

Die hydraulische Methode beim Goldgraben.

Tages fiel mir ein hoch und breit gewachsener Mann mit gewaltig starkem Bart auf. Er sprach französisch, war aus der Auvergne und hieß Vermenouze. Dieser Abkömmling der alten Arverner hatte besondere Liebhabereien. Zu diesen gehörte die Jagd auf Klapperschlangen, die er grimmig haßte. Täglich ging er mit einem Stock in's Freie, schlug die kriechenden Thiere todt, schnitt ihnen die Klappern am Schwanz ab und brachte sie nach seiner Hütte, in welcher er eine ganze Sammlung solcher Klappern hatte. Auch mit den Chinesen stand der Auvergnat auf keinem guten Fuße; er hatte sie in Verdacht, daß sie auf seinem Hühnerhofe die Rolle des Fuchses spielten, und lauerte ihnen mit der Flinte auf. Um den Himmlischen zu zeigen, daß er gut ziele, schoß er in der Nähe ihrer Hütten manches Eichhörnchen von den Bäumen. Nebenher besaß er einen ungemessenen Nationalitätsdünkel. „Das Futter ist nicht so viel werth als das Tuch!" sagte er oft. Er verglich Altfrankreich mit dem Tuche, alle anderen Länder und Völker galten ihm lediglich für Unterfutter und Kantenbesatz, und damit wollte er nichts zu schaffen haben. Nie ging er in eine Schänkhütte, in welcher Yankees waren, und machte sich im Uebrigen so nützlich, wie es sich eben thun ließ. Er war Koch für ein junges Ehepaar, das keine Lust hatte, sich mit den prosaischen Arbeiten in der Küche zu beschäftigen, verrichtete nebenher die Arbeiten des Stiefelwichsers und Schneiders für Herren und Damen, trieb auch sonst noch Allerlei und verdiente sich im Jahre gut und gern seine tausend Dollars. Als entschiedener Freund der Gleichheit aller Menschen, die nicht etwa Chinesen sind, eignete er sich meine Cigarren an, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, und Abends setzte er sich in meinen Schaukelstuhl, um mir seine Abenteuer zu erzählen. Er war Soldat in Afrika und Tuchhändler in der Auvergne gewesen, hatte auch Spanien besucht, war dann nach Kalifornien gekommen und nach einander Goldwäscher, Quarzminer, Gehülfe bei einem Weinhändler gewesen, hatte sein Erspartes in Britisch-Kolumbien am Fraserstrome zugesetzt, ist nun wie gesagt, ein brauchbarer Mensch, nebenher, und dadurch macht er sich auch nützlich, Klapperschlangenjäger.

Ein anderer Mann, den sie Papa Barbet nannten, wußte buchstäblich nicht, wie er nach Kalifornien gekommen war. Eine Goldgräberkompagnie hatte ihn (vielleicht war er etwas benebelt), in Havre auf ein Schiff gebracht und dabei weiter nichts vergessen, als seine Kleider und seine Frau auch an Bord zu bringen. Einen Koffer mit allerlei Siebensachen schickte man ihm später nach, nicht aber seine Frau. Sechs Monate ist er unterwegs auf See gewesen und am Kap Horn wäre er beinah erfroren. Uebrigens kam er in einer glücklichen Stunde an, denn sein Diggen war von Erfolg gekrönt.

Auch einen gewissen Aubert lernte ich kennen und ich habe mir diesen Mann genau angesehen. Er war seines Zeichens ein Stockfischfänger von Neufundland und nebenher Bäcker; auch ging er für sein Leben gern auf die Jagd, um Hasen und Eichhörnchen zu schießen, und zwischendurch, wenn es ihm eben paßte, war er auch Miner. Auch verschacherte er „Claims" an die Chinesen, trank aber leider mehr als ihm gut war. Unablässig wandelte er umher, um zu „prospekten", das heißt Stellen ausfindig zu machen, an denen er Gold vermuthete. Er nahm die Hacke auf den Arm, die Pfanne zum Auswaschen der Erde unter den Arm und so zog er im Land umher (Globus III. Nr. 25, S. 6). Sobald er gefunden, was er suchte, bezeichnete er seinen Claim vermittelst eines Pfahles und einer Aufschrift, und wenn nach drei Tagen kein Anderer gültigen Anspruch auf das Eigenthum jener Stelle nachwies, fing er an zu arbeiten. Leider setzte ihm das Delirium tremens arg zu.

Unter den Chilenen fielen mir zwei Männer auf, die unzertrennlich von einander waren; der eine hieß Peñaflor, und den andern hörte ich nie anders nennen als den weisen Juan. Jeder trug seinen Poncho über die Schulter geworfen und einen breitklappigen schwarzen Hut, den Sombrero. An jedem Sonntage kamen sie im Auftrag ihrer Landsleute, um für sich und diese alle Geschäftsangelegenheiten zu bereinigen. Diese Chilenen sah ich nie ohne die Cigarrette, welche bei ihnen eine ähnliche Rolle zu spielen scheint, wie bei den Rothhäuten die Friedenspfeife. Peñaflor ist ein Meister in der Handhabung des Lasso, fängt mit dieser Wurfschlinge alle entlaufenen Maulthiere ein und bekommt für jedes, das er wieder heimbringt, drei Dollars. Er bringt sie aber alle zurück.

Meinen Nachbar Ah-Hun darf ich nicht vergessen. Dieser würdige Sohn des Blumenreiches sagte mir, daß Ah seine Mutter, Hun sein Vater heiße. Wenn er mit Jemand in Irrungen gerieth, mußte ich allemal den Schiedsrichter machen. Erwähnt muß auch werden, daß ich doch einen faullenzenden Amerikaner gesehen habe. Der Mann war ein „Claimbezeichner", und hauste 1859 das lange liebe Jahr hindurch in einer Hütte, die er nur dann und wann verließ, um irgendwo in einem trocknen Bache einen Claim zu bezeichnen und für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn im Herbst der Regen kam, verhandelte er ihn an Chinesen, die er als ächter Yankee anführte; sie mußten allemal Haare aus dem Zopfe lassen.

Die Frauen haben in den Minenbezirken auch ihre Vertreterinnen, aber was für welche! Da war eine Person weit und breit als Johanna d'Arc, Jungfrau von Orleans, bekannt. Sie arbeitete in den Placeres trotz einem Mann und schmauchte dabei unablässig Tabak. Eine andere nannte man Marie Pantalon, weil sie lange Beinkeider trug; auch sie wußte mit der Spitzhacke gut umzugehen. Beide waren Französinnen.

In der Umgegend von Nevada wenden die Miners eine eigenthümliche Methode an, welche sie als die hydraulische bezeichnen. Ich habe sie auch am Merced und bei Knights Ferry beobachtet. Vermittelst eines durch Hochdruck bewirkten sehr heftigen Wasserstrahles aus einer Feuerspritze werden mächtige Hügel und Bergabtheilungen förmlich zertrümmert. Erde, Kies, ja Felsen, stürzen mit Gekrach herab und die Arbeiter müssen sehr vorsichtig sein, um nicht verschüttet zu werden. Die solchergestalt heruntergebrachten Massen werden dann in Kanäle und Schleusen gebracht, und vermittelst dieser „Flumes" gewinnt man Gold auch aus solchen Massen, die nicht eben reich an edlem Metalle sind.

Ein Besuch im Demir Chan zu Konstantinopel.

Wir wollen den Leser in ein türkisches Irrenhaus führen, aber die Schilderung haarsträubender Scenen vermeiden. Er kann uns getrost folgen und mit uns die eigenthümlichen Gestalten betrachten, welche im Demir Chan eingesperrt sind. Die Narrheit ist überall Narrheit, aber der Wahnsinn tritt doch bei verschiedenen Völkern in sehr verschiedenen Abänderungen auf und hat, man könnte sagen, einen besondern ethnologischen Beigeschmack. Er nimmt beim Türken ganz andere Formen an und äußert sich bei diesem Osmanen ganz anders als zum Beispiel beim Griechen.

Ich hatte mir einen kaiserlichen Erlaubnißschein zum Besuche des Demir Chan, so heißt das Irrenhaus, erwirkt, und ein Arzt aus Tiflis in Georgien war mein Begleiter. Wir mietheten Reit-

pferde, deren türkische Sättel mit hohen Knöpfen und großen Steigbügeln sehr unbequem sind, und ritten zuerst durch das sehr schmutzige Judenviertel. Unterwegs setzte der Tifliser Doktor mir auseinander, daß es mit der ganzen Verwaltung und Heilmethode in den Irrenanstalten der Türkei noch sehr schlecht bestellt sei, und daß man dort gar keine Abstufungen im Irrsinn oder Wahnsinn beachte. Man werfe zum Beispiel Menschen, die an Säuferwahnsinn leiden, oder solche, deren Verstand nur vorübergehend umnachtet ist, hinein und lasse sie nicht wieder fort. Alle treiben sich durch einander herum und von den Aufsehern werden sie nicht wie Kranke, sondern wie Sträflinge behandelt. Man hält die Unglücklichen nicht reinlich, sorgt nicht für Zerstreuung oder Beschäftigung und läßt sie nicht einmal die entzückend schöne, auf das Gemüth so wohlthätig wirkende Aussicht auf den Bosporus und das Goldene Horn genießen. Früher mußten sie obendrein fast Alle Ketten schleppen, aber davon ist man doch jetzt zurückgekommen; dumpfe, feuchte Kerkerlöcher sind freilich noch da. Alle Gegenvorstellungen europäischer Aerzte beim Sultan selbst waren vergeblich; der hohe Herr läßt sich lange Berichte schreiben, aber sie werden ungelesen zu den Akten gelegt und es bleibt halt Alles beim Alten.

Der Demir Chan ist ein sehr umfangreiches Gebäude, das früher Residenz irgend eines Pascha gewesen sein mag, und liegt neben der Suleïmanieh, das heißt der Moschee Soliman's des Prächtigen, welche, beiläufig bemerkt, unendlich schöner und großartiger ist als die vielgerühmte Sophienkirche. Bevor wir eingelassen wurden, hatten wir einen langen Wortstreit mit dem türkischen Thürsteher; endlich wurde der Tifliser Doktor ungeduldig und rief: „Wir haben einen Ferman vom Sultan selber, und wenn ihr uns nicht hineinlaßt, so seid ihr toller als alle Wahnwitzigen drinnen. Wir wollen hinein und sollte es Blut kosten; wir müssen den Doktor Tricupi sprechen."

Das wirkte. Der türkische Cerberus schlüpfte in seine rothen Maroquinpantoffeln, ließ die mit dampfendem Reis gefüllte Schüssel stehen, stellte die lange Pfeife an die Wand und ging langsam fort, um uns bei dem Arzte zu melden. Wir waren nun im Gebäude selbst, und sahen uns um. Einige „zahme" Narren füllten Schläuche am Springbrunnen, warfen aber keinen Blick auf uns. Dann begaben wir uns in die Wohnung des Doktor Tricupi. Dieser Aeskulap ist kein modischer Arzt und macht sich aus Eleganz nicht das Mindeste. Wir fanden in ihm einen winzig kleinen Italiener mit langer Nase; der Ausdruck seiner Gesichtszüge war gutmüthig, drückte aber auch Argwohn und Feinheit aus. Bald, nachdem wir eingetreten waren, kam ein Neger und brachte schwarzen ungezuckerten Kaffee und lange Pfeifen; Feuer gab uns ein anderer sehr flinker Diener, indem er mit silberner Zange ein Stückchen Kohle auf den Tabak legte. Nun war die Sache so weit in Ordnung und die Unterhaltung konnte beginnen.

Tricupi war sehr lebhaft, aber unruhig; nicht mit Unrecht vermuthete er in uns Beobachter, Kritiker und Berichterstatter, welche möglicherweise geneigt sein konnten, in ihm die Verkörperung aller Mißbräuche zu sehen. Er zeigte uns einige Sachen, welche in der Anstalt verfertigt worden seien; aber vielleicht hätte er uns gern vergiftet oder von irgend einem Wahnsinnigen zerreißen lassen. So meinte wenigstens der Tifliser Doktor, welcher es scharf auf den Italiener abgesehen hatte, sich aber ganz harmlos stellte, Das und Jenes zu billigen schien, aber doch mit allerlei unbequemen Fragen herausrückte. Er hätte zum Beispiel gern Einsicht von den Büchern der Anstalt genommen, aber Tricupi wich aus; dagegen konnte er uns die Erlaubniß zu einem Gange durch die Anstalt nicht verweigern, denn wir hatten den Ferman, welcher uns dazu ermächtigte.

In der Mitte des großen Hofes steht neben dem Brunnen eine große Platane. Der Raum wird von einer Galerie umschlossen, welche vor den einzelnen Zellen, den großen Schlafsälen und den Badezimmern herläuft. Ueberall sahen wir Irre; einige schauten durch das Gitterwerk der Thüren, andere saßen oder lagen den Wänden entlang. Mein Tifliser Doktor war darüber sehr ärgerlich und sagte zu mir: „Es ist unverantwortlich, daß man diese armen Leute unbeschäftigt läßt; sie haben keinen Zeitvertreib, keine Zerstreuung, durch welche sie von ihrem verderblichen Grübeln und Hinbrüten abgelenkt werden könnten!" In diesem Sinne sprach er sich auch gegen Tricupi aus, der aber die Dinge von einem ganz andern Standpunkt ansah. Er trat zu einem Türken hinan, der so stark war wie ein Herkules und so wild um sich blickte wie ein Löwe. Dem klopfte er auf die Schulter und bemerkte: „Die Religion meiner Kranken macht diese ganz geduldig, und deshalb sind Wuthanfälle hier viel seltener als in Europa. Sie sind Fatalisten und sagen: Schismet; es steht geschrieben, und haben gegen Einsperrung und Sturzbäder nichts einzuwenden."

Er öffnete die Thür einer kleinen Zelle. Auf einer armseligen Matratze lag ein schlankgewachsener Mann von etwa vierzig Jahren; er hielt den Kopf recht stolz und man sah gleich, daß man einen Menschen von Erziehung vor sich hatte. Haupt und Hals waren mit sauberen Binden umwickelt, gegen deren schneeige Weiße sein brauner Vollbart scharf abstach. Mit seinen tiefliegenden Augen starrte er uns an.

Tricupi erklärte, etwa wie ein Führer in einem Wachsfigurenkabinet: „Sie sehen hier, meine Herren, einen Perser, der seinen Verstand verloren hat, nachdem er sein Vermögen eingebüßt. In voriger Woche wurde ihm der Tabak verboten, deshalb wollte er sich den Hals abschneiden. Er hat auch den Versuch dazu gemacht. Vorher schrieb er einen Brief, um jeden Verdacht von seinem Diener abzulenken."

Bevor Tricupi die nächste Zelle öffnete, machte er uns auf einen jungen Schwarzen aus Nubien aufmerksam. Dieser abgemagerte Mensch blickte starr und wie in Nachdenken versunken vor sich hin, und sah aus wie ein fanatischer Puritaner; er war ganz in sich gekehrt und in religiösen Betrachtungen wie verloren; mit dieser Welt und was auf ihr lebt und webt, hatte er nicht das Mindeste zu schaffen, er verachtete sie gründlich. Seine Hautfarbe spielte aus dem Olivengelb in's Schwärzliche, seine Lippen waren aufgeworfen, sein Auge war starr, seine halbnackte Brust knochig und der ganze Mensch hätte für einen Maler eine interessante Studie abgeben können. Dieser Unglückliche war ein Mitglied von der Genossenschaft der heulenden Derwische, und hielt sich nun fest überzeugt, daß bei ihm die Heiligkeit zum Durchbruche gekommen sei. Es war ihm viel zu niedrig und gering, mit Menschen zu verkehren und sich um diese zu bekümmern; er wollte lediglich mit der Gottheit zu schaffen haben. Ich begriff nicht, weshalb man diesen schweigsamen, ganz ungefährlichen Enthusiasten völlig abgesperrt hielt.

„Hier haben Sie einen religiösen Fanatiker gesehen; jetzt will ich Ihnen einen Mann zeigen, der aus Dünkel und Hochmuth wahnsinnig geworden ist. Diese Art der Narrheit kommt bei den Türken häufig vor."

Der Wärter schob die schweren Riegel zurück und öffnete eine Zellenthür. Da saß ein ehrwürdig anzublickender Greis mit gekreuzten Beinen auf einem mit Shawls und Teppichen belegten Divan. Aus seinen Augen blitzte ein übernatürlicher Glanz, der lange Bart fiel in silbernen Wellen auf den dunkelrothen Rock hinab. Was für eine vornehme, über alle Maßen würdige Miene machte der Alte! Man hätte ihn für den Chalifen Harun al Raschid selber halten können, und in der That hielt er sich für keine geringere Person als für einen Sultan. Als wir eingetreten waren, blickte er uns mit der allertiefsten Verachtung an. Er mochte wohl meinen, daß wir ihn für einen ehrsüchtigen Usurpator hielten, aber was kümmerte das ihn? Er verachtete uns so recht von Grund seiner Seele aus; das konnten wir ihm wohl anmerken. Der Arzt wollte ihn in gute Laune versetzen, begrüßte ihn mit Hochachtung und bat, daß er uns einen Ferman ausstellen möge.

Er ließ sich in der That dazu herab und gab seine kaiserliche Unterschrift, aber wie ein Mann, welcher, obwohl von seiner Macht und Hoheit durchdrungen, doch einigen Verdacht hat, daß man ihn verspotten wolle. Wir machten beim Abschied eine sehr tiefe Verbeugung und der Wärter verriegelte dann die Thür sorgfältig. Denn der Sultan wird manchmal ganz wild und unbändig, besonders wenn er meint, daß man die ihm gebührende Hochachtung außer Augen setze.

Als wir an einem Schlafsaale vorübergingen, kam ein kleiner Bauer herangelaufen, der an einen Cretin erinnern konnte. Er trug weiter nichts als einen Ueberwurf von Leinen und küßte uns Hände und Rockschooß. Der arme Teufel war entsetzlich hungrig und der Tifliser Doktor raunte mir verdrießlich zu: „Welch eine Schmach; man giebt ihnen nicht einmal satt zu essen!"

Bemerkenswerth war ein Mensch, der von dem Wahne besessen war, daß sein Name sich allstündlich in den eines Sultans umändere. Triempi fragte ihn, wie er heiße? Der Narr rückte an seinem Turban herum, senkte den Kopf ein wenig, that als ob er sich besinne und antwortete: Bajazet! Gleich nachher wiederholten wir die Frage, auf welche er Amurath entgegnete; späterhin nannte er sich Mahmud. Diesen Irren hätte man auch nicht einzusperren brauchen, er war so unschädlich wie leidenschaftliche Gemälde-, Münzen- und Fayencesammler. Weshalb soll Einer sich nicht nach dem Namen verstorbener Sultane oder Könige nennen? Wen geht das etwas an?

„Ich habe beschlossen, daß es zwei Millionen sein sollen!" sprach ein Anderer, welchem Triempi mit einer Art von väterlicher Vertraulichkeit entgegentrat. Was sollte das bedeuten? Der Mann war ein türkischer Arzt, der in einem Anfalle von Geistesabwesenheit Vater, Mutter und zwei seiner eigenen Kinder getödtet hatte. Zwei Millionen sollten die Entschädigungssumme bilden, welche er von der Regierung einzutreiben gedachte, weil sie ihn gefangen hielt. Von dem vierfachen Morde wußte er nicht das allergeringste mehr, jede Spur von Erinnerung daran war in seiner Seele erloschen; er dachte an weiter nichts, als an die ärztlichen Besuche, welche er hätte machen können, wenn er nicht durch Willkür seinem Beruf entzogen worden wäre; für jeden eventuellen Besuch rechnete er die Gebühren und hatte nun ein Facit von zwei Millionen herausgebracht.

In einer Ecke kauerte ein alter hinfälliger Türke, der widerwärtiger und hinfälliger als ein Affe aussah. Bei ihm hatte der Stumpfsinn den höchsten Grad erreicht und zwar in Folge des übermäßigen Genusses von Opium.

Nachdem wir noch die Bäder und die in sehr armseligem Zustande befindlichen Speisesäle besichtigt hatten, schickten wir uns zum Fortgehen an. Vor der Ausgangsthür standen mehrere Wärter neben einem Türken, der ruhig im Schatten saß und auf einen Bogen Papier Verzierungen nach persischer Weise malte. Uns würdigte er keines Blickes, aber seine Arbeit betrachtete er mit selbstgefälligem Lächeln und war emsig am Werke, allerlei seltsame Verzierungen hineinzupinseln, zum Beispiel einen goldenen Himmel mit blauen Sternen, rothe Blätter mit grünen Blumen und was dergleichen abenteuerliche Dinge mehr sind. Die frei umhergehenden Irrsinnigen waren entzückt und lobten ihn sehr, nur der Nubier kümmerte sich um nichts, denn er war ja ein heiliger Mann. Der Arabeskenverfertiger ist seines Zeichens ein Dekorationsmaler, der zu Hause Alles in Trümmer zerschlägt, auch Weib und Kinder mit dem Tode bedrohte; aber im Demir Chan ist er friedlich wie ein Lamm und denkt an weiter nichts als an seine Pinseleien, deren Zeichnung allemal korrekt ist.

Wir athmeten freier auf, als wir das türkische Irrenhaus im Rücken hatten; da wir aber einmal mit der Nachtseite des menschlichen Geistes beschäftigt waren, wollten wir doch nicht versäumen, auch die griechische Anstalt zu besichtigen. Wir hatten ein Einführungsschreiben an den Vorsteher, Doktor Morano aus Salonichi. Diese Anstalt liegt außerhalb der Mauern Konstantinopels und jenseit der Sieben Thürme. Es war keine leichte Aufgabe, durch das Gewirr von Stadtvierteln und Gassen den Weg zu finden. Wir kamen nach einander durch den Bazar der alten Kleider, dieses Trödler-Eldorado, durch den Bazar der Zelte, jenen der Kesselflicker und der Pfeifenfabrikanten, nachher über den Pferdemarkt und verirrten uns einmal gar in den Hofraum einer Moschee, wo ein alter türkischer Priester uns verhöhnte und ausschalt. Endlich bestiegen wir am Bosporus ein Kaïk (Boot), das uns an einen Strand ruderte, von welchem aus wir dann über Stock und Block an einer verfallenen Wasserleitung hin schritten, nachher über einen Gottesacker und, an einer Kaserne vorbei, endlich an eine Stelle kamen, wo wir einem Türken zu Pferde begegneten. Der Zufall wollte, daß es ein Bekannter war; ich hatte ihn vor wenigen Tagen im Spital eines Gefängnisses gesprochen und redete ihn an.

„Gott gebe, daß Sie nie ein Haar von Ihrem Haupte verlieren und Ihr Schatten niemals kürzer werde! Können Sie mir sagen, wie wir es anfangen, um den griechischen Demir Chan zu finden?"

„Allerdings. Sie haben bis dorthin noch etwa eine gute Stunde Wegs; halten Sie sich nur dem Marmorameer entlang und gehen Sie bis über die Sieben Thürme hinaus." Dann folgten mehrere Einzelnheiten über die Richtung und den guten Rath, Miethpferde zu nehmen, deren in einiger Entfernung mehrere gesattelt und bereit stünden. Dieser Rath war gut und wurde befolgt. Wir ritten nun noch durch einige halbverfallene Vorstädte und enge, schlecht gepflasterte Straßen, in denen wir aber doch Schutz gegen die Sonnenstrahlen fanden, kamen dann auf das freie Feld und wieder an Gärten vorüber zu einem armenischen Kloster, wo wir uns mit einem Trunke kühlen klaren Wassers erquickten, und gelangten nach einem mühsamem Ritte zu der griechischen Anstalt.

Doktor Morano war nicht anwesend, aber ein dienstwilliger kleiner Mann mit brauner Schürze erbot sich, uns Alles zu zeigen. Er klatschte ein paar Mal in die Hände, und flugs erschien ein malerisch gekleideter Diener mit einem Kohlenbecken, auf welches er allerlei Räucherwerk streute. Der bläuliche Dampf roch gut und sollte die Luft reinigen. Dieser griechische Diener schritt vor uns her und wir betrachteten mit Muße die einzelnen Theile der Anstalt, nämlich den „Hof der Greise", die Schule und manche Säle. Von den Irren ließ man kein Wort verlauten. Man zeigte uns einen jungen Donnerkeil, Namens Anastasius, ein sogenanntes Wunderkind. Dieser Junge war dazu abgerichtet worden, eine ungeheure Menge von griechischen Kirchenhymnen näselnd herauszuplärren; wir zeigten uns aber als abendländische Barbaren, denn wir mochten ihn nicht anhören und gingen rasch weiter.

Endlich waren wir, wo wir sein wollten. Einige Menschen schnitten uns Zerrmienen oder schalten uns aus. Wir sahen einen Matrosen, der auf einem schweren Sessel festgebunden war; er schrie entsetzlich, weinte Thränen der Verzweiflung und erzählte uns, er sei ein griechischer Admiral, der von den Türken eingesperrt worden sei. Wir möchten ihn befreien!

Andere Unglückliche kauerten in den Sälen umher und schienen ganz friedlich zu sein. In der Abtheilung für Frauen, die man leider nicht entsprechend beschäftigt, sah es ganz ordentlich aus, aber viele zweckmäßige Einrichtungen, die man in Europa längst hat, fehlten noch. Die Art und Weise, in welcher der Irrsinn bei den griechischen Frauen sich zeigte, glich genau jener, welche wir bei uns im Abendlande beobachten. Das Weibliche an sich schlägt vor, während die geistige Abspunrigkeit bei den Männern häufig noch eine nationale Färbung annimmt. Eine Frau kam süßlächelnd auf mich zu und stach mir dann verstohlen eine Stecknadel in den Arm; eine andere deklamirte uns mit dramatischem Pathos

die Geschichte ihrer Leiden her; eine dritte war religiöser Ueberspannung anheimgefallen und murmelte unablässig Gebete vor sich hin; eine vierte war dem Dämon der Eitelkeit verfallen und putzte den langen lieben Tag an sich herum.

Ich wohnte dann noch der Abendandacht in der Kapelle bei und bemerkte, daß die Irren ohne Ausnahme sich sehr ordentlich aufführten. Nachdem sie ein Heiligenbild geküßt, entfernten sich Alle in durchaus anständiger Weise.

Kleine Nachrichten.

Wieder Gerüchte über Eduard Vogel! Berliner Blätter melden, daß in der Sitzung der Geographischen Gesellschaft vom 4. Oktober Dr. R. Hartmann Folgendes mittheilte: „Ein Herr Binder, Elfenbeinhändler aus Chartum sei, in Berlin gewesen und habe ihm gesagt: im Frühjahr 1858 sei ein Takruri aus Bornu zu ihm gekommen und habe ihm das Schreiben eines englischen Missionars aus Timbuktu überbracht, demgemäß der Schreiber ganz sichere Nachricht aus Wadaï erhalten haben wolle, daß Dr. Vogel noch am Leben sei und dort zurückgehalten werde.“—

Diese sämmtlichen Angaben Binder's sind ohne alle und jede Bedeutung und tragen die Widersinnigkeit an der Stirn.

Erstens ist die Aussage eines unbekannten und ungenannten Takruri, d. h. eines schwarzen Mekkapilgers, an und für sich ohne allen Werth; sie widerspricht den sehr wahrscheinlichen Nachrichten, welche Munzinger jüngst eingezogen hat.

Zweitens: Wie kommt ein Takruri aus Bornu, also aus der Gegend des Tsad-Sees, vom 31.° Ö. L. von Ferro, über Timbuktu, das etwa unter 15° Ö. L. in Westafrika am obern Niger liegt, also auf einem seltsamen Wege, nach Chartum am Nil?

Drittens. Wo ist das Schreiben des angeblichen englischen Missionars, und welchen Inhalt hatte dasselbe? Wenn der Elfenbeinhändler ein solches Schreiben besäße, so würde er es sicherlich dem Wortlaute nach veröffentlicht haben.

Viertens. Wie käme ein englischer Missionar in Timbuktu dazu, Nachrichten über Vogel, der im östlichen Sudan, in Wadaï, war, dort im fernen Westen zu erfahren? Und dann, weshalb machte er einem Elfenbeinhändler und nicht den ihm näher liegenden englischen Behörden an der westafrikanischen Küste Mittheilungen über Vogel?

Fünftens. Es ist aber gar kein englischer Missionar in Timbuktu und es ist auch niemals ein solcher dort gewesen. Und

Sechstens: Weshalb wird der angebliche Missionar nicht mit Namen bezeichnet?

Kurz und bündig gesagt: Die ganze Nachricht ist durchaus werthlos und hat gar keinen Sinn.

Der Löwentödter Gerard will noch im Laufe des Herbstes eine Reise in das Innere von Afrika antreten. Das Zeug dazu hat dieser Mann ohne allen Zweifel, und die Mittel erhält er von einer Anzahl begüterter Leute aus Deutschland, England und Frankreich. Ueber den Plan selbst haben wir nur erst einige kurze Nachrichten gelesen. Diesen zufolge will er von irgend einem näher zu bestimmenden Punkte zwischen dem Senegal und der englischen Kolonie Sierra Leone nach dem obern Niger vordringen, in die Quellgegend des Stroms, und sehen, ob er dort eine geeignete Oertlichkeit für eine Niederlassung weißer Leute findet. Er gedenkt nach Timbo zu gehen, also in das Land Futa Djalo, welches wir früher im Globus, nach Lambert's Mittheilungen, Bd. II, S. 1 ff. geschildert haben. Von dieser Quellgegend will er dann am Niger abwärts nach Sego gehen, der Stadt, wo Mungo Park zuerst diesen Strom erblickte, und hofft nach Timbuktu zu gelangen. Von dort will er sich nach Norden in die Wüste wenden, um den mittlern Theil der Sahara bis nach der wichtigen Oase Insalah zu durchziehen. Dorthin wollte vor zwei Jahren von Nordosten her Duveyrier gehen, er traf aber auf Hindernisse. Von Insalah gedenkt er nach der, von Franzosen schon mehrfach besuchten Oase El Goleah zu wandern, und gelingt ihm das, dann hat er alle Gefahren überwunden; denn der weitere Weg nach Algerien bietet, wie wir durch Duveyrier wissen, jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Die Franzosen haben bekanntlich eine Prämie für den Reisenden ausgesetzt, welcher zuerst vom Senegal nach Timbuktu oder von Algier aus nach dieser Stadt einen Weg eröffnet. Diesen Preis wird der Löwentödter gewinnen, wenn er im Stande ist, seinen Plan durchzuführen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit hervorheben, daß in Meyer's Neuem Handatlas, 1862, das von Ravenstein in London gezeichnete, von Kern gestochene Blatt über den nordwestlichen Theil von Afrika einen vortrefflichen Ueberblick gewährt. Es sind auf demselben mit Fleiß, Genauigkeit und sehr klar die Hauptreisewege von Mungo Park (1805) an bis auf die allerneuesten Zeit verzeichnet worden.

Neue Entdeckungen in Australien. Die Nachrichten vom Ende des August melden, daß in Queensland zwei neue Flüsse entdeckt worden sind. Landsborough, dessen wir im Globus schon mehrfach erwähnten, kam in der Mitte des August nach Melbourne in Victoria; er hat das ganze Festland vom Carpentariabusen im Norden bis zur Südküste durchwandert auf einem Striche, der etwas östlich von Burke's Route liegt. In Melbourne war er in der Sitzung der Entdeckungsgesellschaft zugegen, als eben Herrn John King, der allein von Burke's Gefährten übrig ist, im Namen der Londoner geographischen Gesellschaft eine Uhr überreicht wurde.

Es ist nun endgültig festgestellt, daß das australische Festland im Innern nicht als eine einzige große Wüstenei gedacht werden dürfe. Als Landsborough vom Carpentariabusen seine Wanderung antrat, ging er etwa 150 Meilen weit in südwestlicher Richtung an einem Strome hin, der durch eine hübsche Gegend floß. Er wollte wo möglich Stuart's Route erreichen, mußte aber darauf verzichten. Er kam bis an die Quelle jenes Stromes, der gleich bei seinem Beginn drei Fuß tief ist, rasch fließt und ein Mühlrad in Bewegung setzen konnte. Dann ging er an demselben Strome hinab, der etwa 80 Miles vom Carpentariagolf sich in zwei Arme spaltet; der eine fließt in den Nicholson, der andere in den Albert.

Nun wandte sich Landsborough nach dem Flinders, fand keine Spuren von Burke's Partie, zog an diesem Flusse 400 Miles aufwärts durch ein „prachtvolles Land“. Dann verließ er den Flinders, welcher ihm zufolge eine Länge von etwa 500 Miles hat, und erreichte, nachdem er nur etwa 20 Miles gewandert war, die Wasserscheide des Thompson; dieser ist einer der bedeutendsten oberen Zuflüsse des Cooper. Nachdem er abermals 100 Miles weiter gegangen war, bemerkte er in einem Baum ein Merkmal, das von einem andern Entdecker gemacht worden ist. Damals befand er sich nur etwa 150 Miles von Burke's Depot, mußte aber, weil er nicht Lebensmittel genug hatte, die Wanderung dorthin unterlassen und erreichte, nach einer Wanderung von 40 Miles, die Hauptquelle des Coopers Creek.

An diesem Flusse ging er hinab, bis er an den Warrego kam, und diesen verfolgte er bis zu dessen Einmündung in den Darling. Jetzt war er in einer Gegend, in welcher sich Ansiedelungen befanden, und dort erst bekam er Kunde von dem traurigen Schicksale Burke's und seiner Begleiter.

Landsborough gab in jener Sitzung Auskunft über die Beschaffenheit der von ihm durchwanderten Gegenden. Ihm zufolge ist das höchste Land am Flinders nicht über 1000 Fuß hoch. Die nasse Jahreszeit im tropischen Australien begann im Januar; Gewitter und Regenwetter dauerte bis Ende Aprils oder Anfang Mais. In der Quellregion des Gregoryflusses tritt Basalt auf, am Flinders dagegen Quarz, also liegt dort wohl Gold. Die Scheidekette zwischen dem Flinders und dem Coopers Creek mag 1000 bis 1500 Fuß hoch sein.

Als Landsborough von seiner Wanderung, die er nach Südwesten hin unternommen hatte, nach dem Albertflusse zurückkehrte, traf er auf einen andern, gut mit Wasser versehenen Fluß. In den Wasserlöchern, welchen er auf einer Strecke von 70 Miles folgte, fand er sehr viele Fische; er meint, daß sie aus Flüssen kommen, die noch weiter nach Südwesten hin liegen; es war aber gerade trockene Jahreszeit und deshalb sah er selbst an solchen Stellen kein Wasser, wo dasselbe in der nassen Zeit meilenweit das Land bedeckt. Er würde, meint er, an einen großen Fluß gekommen sein, wenn er weiter abwärts gegangen wäre. Die Gegend, durch welche er kam, „war so vortrefflich mit Gras bewachsen, daß die Pferde aussahen, als wären sie im Stalle gefüttert worden.“

Die Küsten am Carpentariabusen hält er für durchaus gesund; keiner von der Partie bekam ein Fieber. Er meint, daß jene Küstenregion schon binnen Jahresfrist von vielen Ansiedlern aufgesucht sein werde.

Abbeokuta, geschildert von Richard Burton. Wir haben vor einiger Zeit ausführlicher über diese merkwürdige Stadt in Yoruba und die eigenthümliche Art gesprochen, in der sie entstanden. (Globus II, S. 279.) Jedenfalls bildet sie einen interessanten Punkt, aber die etwas überschwänglichen Hoffnungen, welche die Missionsfreunde, namentlich auch die Berliner, an den „Sonnenaufgang zwischen den Tropen" knüpfen, werden durch Burton sehr herabgestimmt. Der unternehmende Reisende ist, wie wir bereits mehrfach hervorhoben, britischer Konsul auf Fernando Po und hat sich eine Erforschung der Länder an der Nigermündung zur Aufgabe gestellt. Er wollte nun auch sehen, wie es sich eigentlich mit Abbeokuta verhalte.

Ende Oktobers 1861 lag der englische Dampfer Prometheus vor der jetzt von den Engländern in Besitz genommenen Hafenstadt Lagos an der Sklavenküste. Von diesem Schiffe nahm Burton zwei Boote, bemannte sie mit Kruleuten, das heißt Negern von der Kruküste, die als Schiffsleute vortreffliche Dienste leisten, und fuhr in die Koradu-Lagune ein. Seine Begleiter waren Kapitain Bedingfield und Dr. Eales. Nach zwei Stunden waren sie an der Mündung des Asboï-Creek. Burton bemerkt, daß er bei der Rückfahrt durch die Mündung des Ogun in die Lagune kam. „Diese Flüsse empfangen in ihrem untern Laufe keine Zuströmung; ihr Delta ist schlammig, sie haben auch keinen Fall und schrumpfen in der Nähe des Meeres ein."

Er fuhr den Agbaï oder Agboï hinauf, hatte ein starkes Gewitter auszuhalten und gelangte in den Hauptstrom, nämlich den Ogun, der etwa 300 Fuß breit und auf beiden Ufern stark bewaldet war. Abends kam er nach Igaon, einem Dorfe, wo die Bootschifffahrt ein Ende hat. Von dort führt ein Fußpfad nach Abbeokuta, während die Hauptstraße westlich von Ogun, also auf der andern Seite, geht.

Am andern Tage kam er zu einer armseligen Anhäufung von Hütten. Dieses Dorf Mabban schildert er als ein „nettes Pröbchen der afrikanischen Küste; nichts als Schlamm, Miasmen und Stechmücken." Dagegen war das Dorf Takpana, welches er am dritten Tag erreichte, von gut angebauten Feldern umgeben; er sah Mais, Maniok und süße Kartoffeln. Am Flusse war kein Waldwuchs mehr, sondern grünes Gras, und im Wasser sah man Kiesel und Sandbänke. Bedingfield fand dort Aehnlichkeit mit dem obern Sambesi.

Am 1. November landete Burton bei Agbarneya, dem südlichen Hafen von Abbeokuta (Ake), von welchem er 8 Miles entfernt ist.

Der Ogun kann von kleinen Booten noch 6 Miles höher aufwärts, bis Aro, befahren werden; dort bildet eine quer durchlaufende Felsenleiste eine Stromschwelle. Oberhalb derselben schwimmen die Eingeborenen vermittelst eines großen Kürbis, welchen sie vor die Brust nehmen, über den Fluß.

In Agbarney traf Burton die Missionäre Wilcoxen und Roper, welche ihn und seine Gefährten nach Ake geleiteten. Dort wohnten sie bei Dr. Harrison und blieben vom 1. bis 8. November in Abbeokuta. Mit den Eingebornen „palaverten" sie viel über den Krieg mit Ibadan, Sklavenkauf und Menschenopfer. Ein empörender Fall eines solchen war eben erst vorgekommen, und bald nach ihrer Rückkehr hörten sie in Lagos von einem zweiten. (Wir haben über dergleichen nach Konsul Hutchinson's Mittheilungen ausführlich berichtet, Globus II, S. 51.)

Die Egbas, aus welchen die Einwohnerschaft von Abbeokuta besteht, sind ein halbmonarchisches Volk. Sie sagen, jeder Mann sei König in seinem Hause. Doch haben die Häuptlinge Einfluß und zeigen sich so widerspenstig wie die Scheichs bei den Beduinen; der Alake, Oberhäuptling, macht zwar Anspruch auf den Königstitel, hat aber nur wenig wirkliche Gewalt.

Abbeokuta hat mindestens 150,000 Einwohner, und die äußere Umwallung beträgt etwa 27 Miles. Innerhalb derselben liegen allerdings viele Felder und Granitgestein. „An Unsauberkeit überbietet der Ort Alles, was mir vorgekommen ist." Das Titelbild, welches die Missionäre ihrem Buche „Sonnenaufgang in den Tropenländern" vorgesetzt haben, müßte den Titel führen: „So sollte eigentlich Abbeokuta sein." Die ganze Darstellung ist rosig; man hat Afrikanisches in italienischer Färbung dargestellt."

In der deutschen Ausgabe, Berlin 1859, fehlt das Titelbild, aber dafür hat der Domprediger W. Hoffmann eine etwas pompöse Einleitung: „die Morgenröthe des tropischen Afrika" gegeben.

Burton bemerkt, daß ganz Yoruba sich für den Baumwollenbau eigne; Erfolge seien aber nur zu hoffen, wenn man zuvor Verträge mit den verschiedenen Häuptlingen abgeschlossen habe, und wenn die Kriege zwischen diesen aufhören. Uebrigens ist das Land nicht etwa Gemeingut, sondern im Privatbesitz, und man kann also nicht beliebig Einwanderer aus Amerika oder irgend sonst woher dorthin schicken und ansiedeln. Selbst in den Städten kann man einen Bauplatz nur unter der Bedingung erhalten, daß Grund und Boden nicht auf immer abgetreten werde, sondern eventuell dem ursprünglichen Eigenthümer wieder anheimfalle.

Es scheint, als ob die Abbeokutaner schuld an den Kriegen und Fehden seien, welche das Land zerrütten. Sie wollen die Völkerschaften im nördlichen Yoruba vom Verkehr mit der Küste fernhalten und die Transitzölle monopolisiren. Nun wissen aber die Leute im Innern sehr gut, daß eine ungestörte Verbindung mit dem Meere zu ihrem Gedeihen unbedingt nöthig ist.

Die Zahl der weiblichen Krieger des Königs von Dahome übersteigt, nach Burton's Meinung, die Zahl von 2000 nicht. Er meint ferner, daß der vielgerühmte Sonnenaufgang noch nicht stattgefunden habe.

Rutherford Alcock's Bemerkungen über Japan. Alcock war bis vor Kurzem englischer Generalkonsul in Japan; er ist unseren Lesern schon bekannt, denn wir haben seiner mehrfach erwähnt und in Nr. III. des Globus seine Besteigung des heiligen Berges der Japaner, des Fusi Yama, geschildert. Gegenwärtig ist er in England und hat in der Sitzung des wissenschaftlichen Vereins zu Cambridge, in der geographischen Abtheilung, am 5. Oktober einen Vortrag über die Civilisation in Japan gehalten. An denselben knüpften sich allerlei Erörterungen, und Alcock beantwortete mehrere an ihn gestellte Fragen. Unter anderm bemerkte er Folgendes:

Die Japaner haben, im Vergleich mit den Chinesen, vor diesen einen großen Vorzug darin, daß ihnen der einfältige Dünkel abgeht, welchen die Chinesen von sich selber hegen, denn diese vermeinen besser und weiser zu sein, als alle anderen Menschenkinder. Dagegen sei bei den Japanern zu beklagen, daß der Feudalismus alle ihre Einrichtungen durchdringe und beherrsche. Wenn der nicht wäre, könnte der Handelsverkehr eine unbegrenzte Ausdehnung gewinnen, die japanische Civilisation sich mit der europäischen verschmelzen (?) und das Christenthum in Japan sich ausbreiten. Die Japaner seien höchst anstellige, gewandte und intelligente Leute. Aber die Feudalherren in Japan wüßten sehr wohl, daß die Todtenglocke für den Feudalismus läute, wenn einmal der Handel mit den Europäern festen Fuß gewonnen habe, und um dieses abzuwenden, seien sie bereit, den großen Handelsvölkern Widerstand zu leisten und es auf bürgerliche Unruhen ankommen zu lassen. Ein erfolgreicher Kampf mit dem Feudalismus sei die unausweichliche Bedingung für den Fortschritt in Japan.

Wenn das feudale Element, so äußerte Alcock weiter, über den Haufen geworfen oder doch in gebührende Schranken zurückgedrängt werden kann, dann kann der Handel einen ungemessenen Umfang gewinnen. Die Japaner erzeugen Seide in Menge und von der besten Sorte. Ihr Thee ist so ausgezeichnet, daß große Mengen davon nach China gehen und zur Veredelung geringerer Arten verwandt werden. Gegenwärtig verschifft man aus Japan im Jahre etwa 8000 Ballen Seide; man könnte mehr haben, aber vielleicht würden die Feudalherren das Anbringen nach den Hafenplätzen nicht erlauben.

Großbritanniens Handel mit Japan ist jetzt schon auf eine Million Pfund Sterling im Jahre gestiegen, und das erscheint als ein bedeutendes Ergebniß, wenn man an die Hindernisse und Beschränkungen denkt, denen er unterliegt. Durch das Mißtrauen der herrschenden Gewalten entsteht Gefahr und Unsicherheit.

Japan hat nicht weniger als 620 Feudalherren, welche über 200,000 Mann Soldaten und bewaffnete Anhänger verfügen. Die Volksmenge im Reiche schätzt Alcock auf etwa dreißig Millionen, und sie ist im Steigen. Auf seinen Reisen im Innern sah er eine große Menge von Kindern. Von vegetabilischem Wachs, Seide und Thee könne das Land eine große Menge liefern, auch der Reichthum an Metallen und Kohlen ist groß. Einst ließ ein japanischer Grundbesitzer Maschinen aus Europa kommen, um sie beim Bergbau zu verwenden. Alcock besuchte den Mann, aber die Maschinentheile lagen verrostet da, weil der Kohlenbesitzer keine Kohlen liefern wollte, um, wie er meinte, seinen Leuten nicht das Brot aus dem Munde zu nehmen.

Die Japaner wünschen die Ausdehnung des Verkehrs mit dem Auslande nicht; viele meinen, daß der Freihandel sie arm machen würde; es wird also wohl noch lange Zeit vergehen, bevor sie englische Manufakturwaaren in sehr großer Menge nehmen. Sie bekamen Silber für ihre Waaren, meinten aber, an Silber könne man sich nicht satt essen und der Handel mit dem Auslande nütze der großen Masse des Volkes nicht.

Gegen Europäer sind sie sehr mißtrauisch. Dem holländischen Kommissar, der längere Zeit in Japan war, erklärten sie mehrmals, er sei schon viel zu lange da, wisse zu viel und möge das Land verlassen. Der amerikanische Legationssekretär hatte die Sprache so gut erlernt, daß er als Dolmetscher dienen konnte. (Es ist wohl Herr Hensgen, ein Holländer, gemeint.) Auch er wurde gewarnt; man sagte auch ihm, er wisse zu viel. Am Tage bevor er in den Straßen von Jeddo ermordet wurde, sagte ihm ein Japaner: „Nimm Dich in Acht; geh lieber fort; Du weißt zu viel." Alcock wurde derart überwacht, daß er nur mit Beamten, nicht mit dem Volke verkehren konnte. Das Feudalsystem stehe dem Handel im Wege, und je eher dasselbe gebrochen werde, um so besser. —

Man sieht, wie einseitig diese Angaben Alcock's sind. Der Mann hat sich in Japan so ungeeignet benommen, daß seine eigenen Landsleute und die englische Presse in China ihm bittere Vorwürfe gemacht haben. Japan ist diesem Engländer weiter nichts als ein Markt für Birminghamer und Manchester-Waaren. Seine Auffassung ist selbstsüchtig und platt. Wir lassen uns aber hier nicht weiter auf Erörterungen ein, da wir späterhin Gelegenheit finden werden, die japanischen Verhältnisse eingehend zu erläutern und Illustrationen beizufügen.

Südaustralien. Wir sagen dem unbekannten Sender, welcher uns mehrere Nummern der zu Tanunda erscheinenden „Süd-Australischen Zeitung" überschickt hat, hier unsern freundlichen Dank. Die letzte Nummer ist vom 13. August dieses Jahres. Sie enthält eine scharfe Kritik gegen ein Buch: „Australien wie es wirklich ist, von Dr. E. Morgenstern," und weis't nach, daß die Zahl sämmtlicher Deutschen in Südaustralien die Zahl von dreizehn- bis vierzehntausend Köpfe nicht übersteige. Die Nachricht, daß noch im Jahre 1862 eine australisch-europäische Telegraphenlinie von Sydney über Brisbane, Port Essington nach Java, Singapore und Ranguhn zum Anschluß an eine Linie Bombay-Suez hergestellt werden solle, sei falsch. Der Anschluß stehe noch in weitem Felde; die telegraphische Verbindung beschränke sich immer noch auf die australischen Kolonien selbst.

Ein unbehaarter Volksstamm in Australien. Schon seit einigen Jahren hörte man in Australien allerlei widersprechende Nachrichten von einem Volksstamme, dessen Angehörige auch nicht die Spur von Haar auf dem Kopf und am Leibe hätten. Nun wird berichtet, daß der Reisende Mac Kay am Flusse Balonne dahinter gekommen sei, wie es sich mit diesen Angaben eigentlich verhalte. Im Bülletin der Pariser geographischen Gesellschaft vom Juli (das aber erst im Oktober erschienen ist) sagt Richard Cortambert, Mac Kay habe nach Sydney einen jungen Eingeborenen mitgebracht, dessen Kopf so glatt sei wie eine Billardkugel. So drückt sich die australische Zeitung „Yeoman" aus. Der arme wilde Junge mag etwa siebenzehn Jahre alt sein, seine Züge glichen denen eines alten Mannes, nur hat er keine Falten im Gesichte. Er ist klein und schwächlich, die Hautfarbe hellbraun. — Wir meinen, daß alle Vermuthungen über die Abstammung dieses haarlosen Menschen verfrüht sind; daß es gewagt sei, aus diesem einen Individuum zu schließen, er habe „unmittelbare Verwandtschaft mit der mongolischen Race", oder daß der „Stamm" (man kennt aber nur jenen Knaben) „von den Trümmern chinesischer Einwanderer herrühre, die in der Nähe des Carpentariabusens verloren gegangen seien, sich mit australischen Eingeborenen vermischt hätten und allmälig bis in die Nähe der Blauen Berge gekommen seien."

Nomaden in Ackerbauer umgewandelt. Freiwillig und aus bloßer Liebhaberei giebt ein Volksstamm die seit vielen Jahrhunderten von den Vätern übernommene Lebensweise nicht auf, und ohne sehr genügende Gründe wendet er sich nicht zu neuen Beschäftigungen. Aber wir finden doch da und dort Beispiele von solchem Wechsel.

Im Juli des Jahre 1855 unternahm der russische Lieutenant Ussoltzoff einen Ausflug in das Thal des Flusses Nertscha, und zwar von der vielgenannten ostsibirischen Stadt Nertschinsk aus. Diese liegt an der Mündung der Nertscha in die Schilka (— einem der beiden Hauptströme, welche den Amur bilden; der zweite ist der Argun —), in 51° 56′ N. Br. und 13° 16′ Östl. L. von Ferro. Er kam bis zu dem Punkte, wo die Nertscha aus dem Zusammenflusse des Talakon und der Besimennaia gebildet wird; von da an bis zur Mündung beträgt ihr Lauf, alle Windungen eingerechnet, 470 Werst.

An den Ufern der Nertscha und mancher Zuflüsse ist vortreffliches Acker- und Weideland. Ussoltzoff fand viele Dörfer der Tungusen, welche allmälig aus umherschweifenden Jägernomaden ansässige Ackersleute geworden sind. Dazu trugen verschiedene Umstände bei, zum Beispiel ihr häufiger Verkehr mit den Russen und ihre Bekehrung zum Christenthum. Sie müssen aber trotzdem noch den Jassak, d. h. eine Abgabe in Pelzwerk, zahlen. Nach und nach wurden in diesen Dörfern auch andere Wandertungusen und Orotschonen seßhaft, aber nicht aus Neigung zum seßhaften Leben, sondern weil die Jagd auf Pelzthiere, auf welche sie sich bisher lediglich und allein angewiesen sahen, keinen hinlänglichen Ertrag mehr gab. „Denn ein Nomade verzichtet nur auf sein umherschweifendes Leben, wenn ihn die allerhöchste Nothwendigkeit dazu treibt. Nur dann vermag er es über sich, seine Jagdregion, in welcher er geboren wurde, zu verlassen und in einem Dorfe sich zur Arbeit zu bequemen."

Aber auch bei den ackerbautreibenden Tungusen erinnert immer Vieles an die frühere Lebensweise. In dem Hofe, unweit vom Wohnhause, steht immer eine kleine Jurte aus Holz. Der tungusische Bauer hat nun allerdings ein Wohnhaus, aber er wohnt nicht darin; er kocht und schläft in der Jurte, und in ihr empfängt er auch die, welche ihn besuchen. Seine Lieblingsspeisen sind noch immer Fleisch, Fett und Oel, ohne Brot; er trinkt Ziegelthee und Branntwein aus Milch destillirt. Den alten Jagdaberglauben hat er auch bewahrt, er setzt, obwohl er unter die Christen gerechnet wird, das größte Vertrauen in den Schamanen und dessen „Teufeleien", denn er glaubt steif und fest, daß der Schamane mit Geistern in Verbindung stehe.

Aus dem tungusischen Nomaden ist aber nicht etwa ein tüchtiger Feldbauer geworden; er bestellt den Acker nachlässig und würde kaum genug Getreide für seinen nothwendigsten Bedarf säen, wenn die russischen Behörden ihn nicht durch Zwang anhielten, eine bestimmte Menge Korn in die Vorrathsmagazine abzuliefern. Zum Gemüsebau hat man ihn nicht bringen können, er ist dafür zu träg, und wenn der 15. August in's Land gekommen ist, bekümmert sich dieser Ackersmann nicht mehr um Haus und Hof. Er geht auf die Jagd, um Rehe, Elennthiere und Bären zu schießen, oder Füchse in Schlingen zu fangen, wilde Ziegen oder, worauf er den größten Werth setzt, Eichhörnchen zu erlegen. Gegen den St. Nikolaustag kommt er nach dem Dorfe zurück.

Uebrigens sind die Tungusen rechtschaffene Leute, halten ihr Wort und bezahlen ihre Schulden pünktlich. Deshalb handeln die Kaufleute sehr gern mit ihnen.

Das Erdbeben in Erzerum in Armenien. Darüber hat der englische Konsul A. O. Dalyell ein Schreiben an die Londoner geographische Gesellschaft gerichtet, welche dasselbe in ihren neulich erschienenen Proceedings (VI, Nr. 2.) veröffentlicht hat. Erzerum liegt auf einer Hochebene, fast 5200 Pariser Fuß über dem Meere (nach Dalyell 6114 englische Fuß) in 39° 55′ 20″ N. Br., 41° 18′ 31″ Östl. L. von Gr. Am 1. Juni 1859 verspürte man 8 Uhr Morgens einen Stoß, der aber keinen Schaden anrichtete. Am 2. Juni, 10 Uhr 30 Minuten Morgens, kam ein zweiter, der 8 Sekunden dauerte, und um 11 Uhr 30 Minuten ein dritter, kürzerer. Die Schwingungen waren im Allgemeinen wagerecht, nur bei den heftigsten Stößen wollen Einige auch eine senkrechte bemerkt haben. Die Richtung ging von Südwest nach Nordost.

Am 4. Juli verspürte man einen heftigen Stoß zu Täbris, der berühmten Handelsstadt in der persischen Provinz Aserbeidschan. Schemachi, am Ostende des Kaukasus, nicht sehr weit von Baku am Kaspischen Meere, also von da, wo die Naphthaquellen liegen, hatte zwei Tage nach den ersten Stößen in Erzerum ein Erdbeben. In der Gegend des letztern wurden die Stöße am 1. und 2. Juni in manchen Dörfern der Hochebene verspürt; auf dieser liegen an vielen Stellen heiße Mineralquellen. Beim Dorfe Suk Tschermik springt eine kalte Mineralquelle, deren Wasser gewöhnlich blau aussieht; jetzt wurde es dunkel und blieb zwei Tage lang so. Humboldt hat bemerkt, daß die Thiere beim Erdbeben sehr ängstlich und unruhig sind, und das war auch in Erzerum der Fall; selbst bei leichten Stößen bellten die Hunde.

Vom 2. Juni an verspürte man in Erzerum einen Monat lang täglich Stöße, aber nur einige wenige waren heftig und auch diese richteten keinen Schaden an. Solche leichte Stöße sind überhaupt nicht selten, auch nicht auf eine bestimmte Jahreszeit beschränkt, ereignen sich aber zumeist im Frühjahre.

Jene vom 2. Juni haben großen Schaden angerichtet. Erschlagen wurden, amtlichen Nachrichten zufolge, 460 Muselmänner, 11 armenische, 2 griechische Christen und 1 katholischer Armenier. Die von Türken bewohnten Stadtviertel wurden am schwersten heimgesucht, 4500 Häuser fast gänzlich zerstört oder schwer beschädigt, 12 Moscheen litten mehr oder weniger, 9 Minarets stürzten zusammen, 7 türkische Schulen gleichfalls; fünf Bäder, viele Brunnen und 850 Waarenläden waren unbrauchbar. Die gewölbten Magazine in den Chans litten wenig. Zum Glück waren

am 2. Juni wegen des Himmelfahrtsfestes die christlichen Einwohner zumeist im Freien und die Bazare nur schwach besucht, sonst wäre der Menschenverlust viel größer gewesen.

Die sehr stark gebauten Mauern der Festung und des Paschapalastes, sodann die Konsulatsgebäude von Oesterreich, England, Persien und Rußland wurden stark beschädigt. Merkwürdig ist Folgendes: Die pyramidenförmige Spitze auf dem Lale-Pascha-Minaret wurde durch einen Stoß auf der Säule weit von der Stelle gerückt und dann sofort durch einen zweiten Stoß wieder an ihre ursprüngliche Stelle gebracht.

Der Telegraph nach Indien reicht, wie wir schon früher mitgetheilt, bis nach Bagdad am Tigris. Noch im Laufe des Jahres 1862 beginnen die Arbeiten zur Weiterführung der Drähte zunächst bis an das nördliche Ende des persischen Meerbusens. Von dort soll ein unterseeisches Tau nach Gnadel an der Küste von Beludschistan gelegt werden; die weitere Linie bis Karratschi in der Nähe der Indusmündungen geht auf dem Lande. Gelingt die Ausführung, dann haben wir 1863 telegraphischen Verkehr von Omsk in Sibirien durch Europa nach Osten hin bis an die Mündungen des Irawaddy.

Wie ein Yankee Geographie schreibt. Seit dem Unabhängigkeitskriege, welchen die südlichen Staaten der ehemaligen Union gegen den Norden führen, ist in den Yankeeblättern eine Sprache an der Tagesordnung, welche an Niedrigkeit und Rohheit ihres Gleichen sucht. Wäre sie ein Ausdruck des Yankee-Charakters, um so schlimmer für diesen.

Vor der Küste von Florida liegen die Bahama-Inseln, welche seit 1632 im Besitze der Engländer sind. Eins der größten Eilande in der Gruppe ist New Providence, auf welcher die Stadt Nassau liegt. Dort residirt der Gouverneur und der Hafen ist viel besucht. Während des gegenwärtigen Krieges haben von Nassau aus viele Schiffe die Blockade durchbrochen und sind mit Kriegsbedarf und anderen Vorräthen in die verschiedenen Häfen der Südstaaten eingelaufen. Darüber wurden die Yankees erbittert, und wir finden in einem Newyorker Blatte, Frank Leslie's Illustrated Newspaper vom 11. Oktober, folgende Probe geographischer Darstellung:

„Nassau ist eine kleine schmutzige, pestilentialische britische Hafenstadt auf den Bahama-Inseln, Hauptquartier des Kontrebande-Handels zwischen dem rechtschaffenen John Bull und den Rebellen, und Zwischenstation zwischen London und Liverpool einerseits und Charleston, Mobile ꝛc. andrerseits. Dem Namen nach steht es unter britischer Regierung, kümmert sich aber gar nicht um die Erlasse der Königin und die Neutralitätsgesetze. Es lebt und nährt sich, wie so viele britische Niederlassungen im tropischen Amerika, von Schleichhandel, Aufbringen gestrandeter Schiffe und Seeraub. Alle Schiffe, welche die Blockade brechen wollten, kommen von Nassau. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Gouverneur und alle britischen Beamten beim Kontrebandegeschäft betheiligt sind.

Nassau liegt 300 Miles östlich von Key West und ungefähr 500 Miles südöstlich von Savannah und hat etwa 7000 Einwohner. Diese sind zumeist Abkömmlinge von Tories aus unserer amerikanischen Revolutionszeit und anderm derartigen Lumpenpack, das in civilisirten Ländern nicht leben kann. Sie sympathisiren von Haus aus mit den Negertreibern, leben in ihrem gesellschaftlichen Verkehr wild durcheinander, sind in ihren Lebensgewohnheiten bestialisch und haben absolut keinen Begriff von Anstand und Rechtschaffenheit. Es giebt, mit alleiniger Ausnahme von Dahome, keinen Fleck auf der Erde, der so durch und durch brutalisirt wäre als Nassau. Selbst der Matrose, welcher doch in der ganzen Welt als ein sorgloser, unvorsichtiger Mensch bekannt ist, knöpft in Nassau seine Taschen zu und geht auf den schmutzigen Straßen nur in der Mitte, um ja alle Berührung mit den schmierigen und gefährlichen Einwohnern zu vermeiden. Man sollte ein Dampfwidderschiff nach Nassau schicken, um es von seinem Korallenriffe herab in die See hineinzurennen. Aber dabei erhebt sich ein Bedenken. Die Krabben und Fische im Meere verdienen es nicht, daß sie in Berührung mit einem solchen Menschenpöbel, wie jener von Nassau, in Berührung gebracht werden."

Die Goldfelder in Victoria. Wir haben derselben schon oft erwähnt, müssen aber von Zeit zu Zeit darauf zurückkommen, weil jede Monatspost, und jetzt wieder die von Ende August, interessante Nachrichten bringt. Man findet ununterbrochen neue Goldlager; so jetzt wieder bei Rutberglen unweit vom Murraystrom. Bei Kingower ist ein Klumpen (Nugget) gefunden worden, der nicht weniger als 205 Unzen schwer war, ein anderer bei Ballarat von 130; andere wogen 72, 51, 40 Unzen und so viele. Im Maxwells Riff gaben 30 Tonnen (jede 2000 Pfund schwer) Quarzgestein 380 Unzen Gold. In den Tarnagulla Riffs sind reiche Adern gefunden worden. In einigen Gegenden liegt viel Silber und Antimonium.

In Victoria ist der Winter sehr streng gewesen, denn am 20. August lag der Schnee bei Ballarat einen halben Fuß hoch, während die Obstbäume in voller Blüthe standen. Seit Menschengedenken, was freilich in diesem neuen Lande noch kein Menschenalter hinaufreicht, hat man nicht so viel Kälte, Regen und Sturm erlebt.

Der Acre Regierungsland kostet noch immer ein Pfund Sterling und zwar in Folge des sogenannten Wakefield'schen Systems. Bis 1838 zahlte man nur 5 bis 12 Schillinge und 1842 von 12 Schillingen bis zu 1 Pfund Sterling. Man stellte ihn so hoch, um einen Fond zu bekommen, aus welchem die Kosten für Herbeischaffung europäischer Ansiedler bestritten werden sollte. Für solche Leute war der Preis von 1 Pfund für den Acre nicht leicht zu erschwingen; sie mußten für Lohn arbeiten. Aber nun fanden sich keine Käufer für die Ländereien; die Einwanderung wurde schwächer, und Südaustralien war nahezu bankerott. Da wurden die ungemein reichhaltigen Burra burra-Kupfergruben entdeckt, und zogen viele Menschen aus den Kolonien und aus Cornwallis an. In Victoria hätte man den Preis von 1 Pfund Sterling gewiß fallen lassen müssen, wenn nicht die Goldfelder entdeckt worden wären.

Neusüdwales hat im Laufe eines Jahres einen Zuwachs von etwa 50,000 Seelen erhalten, da aus den benachbarten Kolonien viele Tausende nach den neuen Goldfeldern am Lachlan und denen von Burnangong kamen. Auch kamen viele Squatters als Ackerbauer, denn das neue Gesetz über Ländereien hat zehn Millionen Acres für Agrikulturzwecke ausgeschieden, und der Viehzucht, für welche ohnehin mehr als genügender Raum ist, entzogen. Aber auch Viehzüchter kamen, weil in Neusüdwales die Jahressteuer für jedes Schaf nur 2, in Victoria dagegen 8 Pence beträgt. Das Land am Darling und am Warrego aufwärts eignet sich, wegen langer Dürre im Sommer, nicht für den Ackerbau, wohl aber für Viehzucht.

Die Kolonie Neusüdwales hat jetzt etwa sechs Millionen Pfund Sterling Schulden, zumeist wegen der Eisenbahn. Sie ergaben im vorletzten Finanzjahr nur 1 Procent Interessen, im letzten 2 Procent aber der volkswirthschaftliche Nutzen ist so groß, daß vorerst auf einen so geringen Zinsertrag nichts ankommt.

Negerbräuche in Ostafrika. Die Wakamba, d. h. Bewohner des Landes Ukambani, schlachten kein Thier, sondern binden ihm das Maul zu, verstopfen die Naslöcher und ersticken es. — Der Geruch einer zerquetschten Wanze gilt ihnen für das schönste Parfüm. — Sie dulden kein Sieb, weil durch Benutzung desselben der Regen aufhören würde. Aus demselben Grunde dulden sie kein eisernes Ackergeräth.

Nachrichten von Speke und Grant. Endlich trafen von diesen Reisenden wieder einige Nachrichten ein, aber sie sind über ein Jahr alt. So eben, als der letzte Bogen unserer Nummer in die Presse gehen sollte, bringen Londoner Blätter die Angabe, daß über Sansibar Briefe von Speke eingelaufen seien, datirt Bagueh, 30. September 1861. Dieser Ort liegt 3° 28′ S. Br. zwischen dem von Burton entdeckten Tanganyika-See und dem Victoria-, Ukerewe- oder Nyanza-See, dessen Entdeckung wir Speke verdanken. Zu Kaseh in Uniamuesi, von wo aus Speke seine frühere Wanderung nach dem Nyanza angetreten hatte, war er auch diesmal sehr freundlich aufgenommen worden, und zwar wiederum von dem Araber Scheich Musa Msari. Speke sah früher nur die südliche Spitze des Sees; jetzt will er ihn näher untersuchen. Die Frage der Nilquellen spielt dabei eine große Rolle. Der Reisende ist bekanntlich der festen Meinung, daß sie in diesem großen Wasserbecken zu suchen seien. Jedenfalls will er Nilquellen aufsuchen und den Strom hinab bis Gondokoro am Weißen Strome gehen. Dort ist jetzt, wie wir im Globus schon früher gemeldet haben, Konsul Petherick, um Speke und Grant zu erwarten. Die beiden letzteren klagen sehr darüber, daß sie große Noth mit den Pagasi, oder schwarzen Trägern, hätten, wiederholen also das alte Klagelied, welches schon Burton anstimmen mußte. Welche Beschwerden mögen die Reisenden in einem solchen Lande und unter solchen Barbaren, wie die ostafrikanischen Negroïden, zu bekämpfen haben!

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Von Mexiko nach Vera Cruz. Das gelbe Fieber und dessen Verbreitung.

Der Nauhcampa tepetl. — Perote und Las Vigas. — Das paradiesische Jalapa und die schönen Bewohnerinnen. — Der Jarocho. — Das gelbe Fieber. — Bedingungen für das Entstehen der Krankheit. — Die Aequatorialströmung und der große atlantische Meereswirbel. — Geographische Verbreitung der Krankheit. — Verheerungen, welche sie anrichtet. — Eine Hauptbrutstätte derselben ist Vera Cruz. — Die Nordstürme. — Die Stadt und ihr Charakter. — Tropischer Pflanzenwuchs bei Medellin. — Der Hafen und das Fort San Juan de Ulua. —

Wer auf der Straße von der Hauptstadt Mexiko nach der Küste des Atlantischen Oceans reist, kommt von Puebla de los Angeles auch über Perote. In der Nähe dieser Stadt erhält die Ebene einen traurigen Anblick; die Wohnungen werden eben so selten wie die Bäume; nur Cactus, Aloë und dann und wann Zwergpalmen wachsen zwischen vulkanischem Gestein hervor; die Berge sind kahl, und nicht selten tritt die Luftspiegelung auf.

Weiter abwärts gelangt man nach Las Vigas, einem armseligen Dorfe, das aber eine äußerst malerische Lage hat. Man glaubt sich in die Schweiz versetzt; Alles ist gebirgig, von Schluchten zerklüftet, man sieht Eichen- und Fichtenwälder und die Morgenluft ist kalt. Die Straße selbst wird immer abscheulicher; ehemals war sie theilweise gepflastert, vom Weiler la Cruz Blanca bis zum eigentlichen Abfall der Hochebene. Die Kaufleute von Vera Cruz

Ansicht von Jalapa.

haben beträchtliche Summen auf die Herstellung dieses Weges verwandt; er wurde aber 1815 von den Insurgenten zerstört, um den Bewegungen der spanischen Truppen ein Hinderniß mehr zu bereiten, und die Mexikaner haben nichts für Ausbesserung oder Wiederherstellung gethan. So sind gegenwärtig solche Strecken am wenigsten schlecht, wo eben gar keine Straße vorhanden ist.

In einer so öden Landschaft verweilt das Auge gern auf einem Bergriesen, dem Cofre de Perote, der seinen Namen von der kofferartigen Gestalt seines Gipfels hat. Die Azteken nannten ihn Nauhcampa tepetl. Nauhcampa bedeutet einen viereckigen Gegenstand und Tepetl ist Berg. Jener Riese hat eine Höhe von 13,416 Fuß und gilt für vulkanisch, obwohl er keinen Krater hat; man findet nämlich in der Umgegend verglas'te Stoffe und vulkanische Schlacken.

Die Stadt Perote liegt hoch und gilt wegen der scharfen Luft für ein mexikanisches Sibirien. In der Kirche der Citadelle, in welcher letztern Strafgefangene verwahrt werden, liegt Kaiser Iturbide begraben, der 1824, am 19. Juli, zu Padilla im Staate Tamaulipas erschossen wurde.

Die Entfernung von Las Vigas bis Jalapa beträgt nur sieben Meilen. Diese Stadt gilt für ein Paradies, deren Mexiko so viele hat, und ist weltbekannt durch die Jalapapflanze; die rechte Heimath derselben befindet sich in dieser Gegend. Das Land ringsum ist hübsch und fruchtbar; die Stadt selbst liegt hoch und gleichsam in einer Uebergangszone aus dem heißen zum gemäßigten Klima; die Fieber

der Tierra caliente steigen nicht bis dort hinauf, und eben so wenig reicht die Trocknis der Hochebene bis nach Jalapa. Die vom Mexikanischen Meerbusen heraufkommenden Wolken halten hier gleichsam Rast, spenden Feuchtigkeit und durch diese wird der Pflanzenwuchs begünstigt. Die reicheren Bewohner des Niederlandes nehmen hier in der heißen Jahreszeit einen mehrmonatlichen Aufenthalt, und das Klima, die weiche, balsamische Luft, ist für Genesende von wohlthätigem Einflusse. In den Huertas (Gartenfeldern) stehen Orangen, Bananen und Palmen, und neben dem Oelbaum wächst die Eiche. Dazu kommen das Zuckerrohr und neben der Jalape auch die Sassaparille. Für den Weizen ist das Klima noch zu warm, denn die Mitteltemperatur beträgt zwischen 17 und 18° Reaumur, aber man säet ihn, um sein Stroh zu gewinnen; Aehren setzt er nicht an.

Wer von den Höhen, welche Jalapa umgeben, einen Blick auf die Stadt wirft, findet die Lage herrlich. Auch das Innere ist in gewissem Sinne anmuthend, denn Jalapa ist eine der hübschesten und am wenigsten unsauberen Städte der ganzen Republik. Sie liegt 4334 Fuß über dem Meer, also etwa in der Höhe des Brockens, am Fuße des Basaltgebirges Macultepec. Die meisten Straßen sind kurz und unregelmäßig, weil der Boden uneben ist, die Häuser meist nur einstöckig, aber dauerhaft gebaut. Es macht einen erfreulichen Eindruck, daß sie mit lebhaften Farben angestrichen sind. Der Europäer fühlt sich dadurch angeheimelt, daß diese Häuser nicht flache, sondern sanft geneigte Dächer haben, die obendrein mit Ziegeln gedeckt sind. Die Fenster sind immer groß und gehen bis zum Fußboden hinab, damit durch die eisernen Gitter recht viel frische Luft einströmen könne. Man kann sagen, daß Jalapa einen andalusischen Charakter trägt. Auch das Leben und Treiben auf dem Marktplatze gemahnt an Südspanien. In den Buden, wo Getränke verkauft werden, stehen die Gefäße in nassem Sande, der immer mit Blumen besteckt ist; gefüllte Gläser locken den Durstigen an; auf sauberen Tischen an den Straßenecken liegt süßes Gebäck ausgebreitet, das in Mexiko so berühmt ist, wie in Deutschland das Königsberger Marcipan oder der Braunschweiger Honigkuchen.

Die Zahl der Einwohner beträgt zwischen zehn- bis zwölftausend, fast lauter Kreolen und Mestizen. Die Ersteren gelten für besonders schön und nicht mit Unrecht. Die Jalapeña ist ein reizendes, anmuthiges Geschöpf. Ihre Haut ist, vielleicht durch Einwirkung der feuchten Atmosphäre, zart und durchsichtig, man könnte sagen, etwas matt, aber sehr weiß. Dies gilt natürlich nur von den Kreolinnen mit reinem Blute, denn bei den Mestizinnen ist die Haut bräunlich in verschiedenen Abstufungen.

Wir erwähnten oben des Marktplatzes. Auf demselben hat man eine wahre Musterkarte von Menschen verschiedener Hautfarbe. Der reine Indianer aus dem heißen Niederlande bietet seine Früchte feil. Er ist sehr leicht bekleidet: sein Anzug besteht aus einem kurzen Beinkleide, über welches ein Hemde bis auf den Oberschenkel herabhängt, und auf dem Kopfe hat der Eine oder Andere auch wohl einen Strohhut. Die Frauen und Mädchen werfen über ihren braunen, schöngestalteten Oberkörper ein Stück Zeug, das manchmal weiß ist, und in der Mitte (gleich dem Serape der Männer) ein Loch hat, durch welches sie den Kopf stecken. Diese Gewandung fällt in Falten über einen blauen, gelben oder rothen Rock herab; und der weiße Ueberwurf sowohl wie der Rock hat farbigen Kantenbesatz, der an jene der alten Etruskerinnen erinnert. Das schwarze, üppige Haar wird mit rothen Bändern durchflochten. In dem ganzen Anzuge liegt viel Charakteristisches, und er steht hübschen jungen Mädchen wunderschön. Bei manchen Indianerinnen sind Haltung und Gang zugleich stolz und anmuthig; man glaubt ein Freskobild aus Pompeji zu sehen, wenn solch eine braune Schönheit umherschreitet, einen mit Blumen aus der Tierra caliente gefüllten, fein geflochtenen Korb, oder ein irdenes Gefäß von antiker Form auf dem Kopfe tragend und den schönen Arm zierlich gebogen emporstreckend, um das Gefäß im Gleichgewicht zu erhalten.*)

Indianerin aus der Tierra caliente.

Als eine Charakterfigur kann man den Jarocho betrachten. Er ist ein Stutzer zu Roß, trägt ein Hemd von feinem Battist, Calzoneras, Stiefel von Sammet, hat im rothseidenen Gürtel ein Machete, großes Dolchmesser, stecken, und unter seinem Strohhute hängt vom Kopfe herab ein seidenes Tuch, welches ihm den Hals und einen Theil des

---

*) Unser Bild zeigt eine indianische Jalapeña nach der Zeichnung des deutschen Malers Nebel, aber das Gesicht ist offenbar idealisirt, denn es trägt nicht den indianisch-aztekischen Typus.

Nackens gegen die Sonnenstrahlen schützt. Der Jarocho ist zuweilen ein Kreole von reinem Blute, aber das nur selten, gewöhnlich ein Mestize, in welchem das Blut der weißen, braunen und schwarzen Race gemischt ist. Aus dieser dreifachen Kreuzung ist dann ein seltsames Menschenkind entstanden; in seinen Adern wallt das Blut wie Lava, und sein Körper hat stahlharte Muskeln. Der Jarocho ist entweder Hirt oder auch ein wenig Ackerbauer, aber vor allen Dingen höchst träg und aller Arbeit abgeneigt. Ausdauer zeigt er lediglich und allein bei Lustbarkeiten und, wenn er Negerblut in sich hat, beim Tanze, denn von diesem kann er nie genug bekommen. Er will Genuß, sinnlichen Genuß, aber alle geistigen Güter sind ihm fremd. Er genießt mit einer Art von Wuth und Inbrunst; er will trinken, Musik hören, tanzen, sich putzen und Liebschaften haben. Seine Bedürfnisse kann er in dem von Natur so reich gesegneten Lande ohne Anstrengung befriedigen; deshalb fühlt er sich unabhängig, ist keck, aufbrausend und zieht auch bei geringen Veranlassungen sein Dolchmesser aus dem Gürtel.

Ein Jarocho in der Tierra caliente.

Nach Jalapa kommt die Hauptplage des heißen Küstenstriches am Mexikanischen Golf, das gelbe Fieber oder Schwarzbrechen, Vomito prieto, wie die Spanier es nennen, nicht hinauf. Seine obere Grenze, von Vera Cruz her nach dem Innern hin, ist bei der Meierei Encero, welche etwa 2800 Fuß über der Meeresfläche liegt. Dort beginnt die mexikanische Eiche, und wo diese auftritt, hört die Region des gelben Fiebers auf.

Die Krankheit richtet seit einem halben Jahre unter den französischen Soldaten, welche Mexiko mit Krieg überzogen haben, große Verwüstungen an; es ist jetzt viel von derselben die Rede, und wir wollen deshalb, nach guten Quellen, einige Bemerkungen über diese Geißel einschalten. Sie hat auch im Jahre 1858 arg gewüthet, denn damals reichte sie von der Quarantäne in New-York, der ganzen Ostküste Amerikas entlang bis nach Montevideo am La Platastrom und verheerte gleichzeitig die westindischen Inseln, welche einen Hauptheerd dieser Krankheit bilden. Zu New-Orleans am Mississippi raffte sie in den letzten sieben Tagen des Augustmonats mehr als fünfthalbhundert Menschen hinweg.

Dieser gelbe Hans, Yellow Jack, wie die Engländer ihn nennen, war vor der Entdeckung Amerikas unbekannt. Die Entdecker und Eroberer wurden allerdings an den Küsten und in den heißfeuchten Gestadeniederungen zwischen den Wendekreisen in der Neuen Welt von Fiebern heimgesucht, aber schwerlich sind die Formen, unter welchen dieselben auftraten, jene des gelben Fiebers, wie es heute ist, gewesen.*)

*) In den Rambles by land and water, or notes of travel in Cuba and Mexico, by B. M. Norman, New York 1845, S. 94, wird die Ansicht ausgesprochen, daß das eigentliche Wesen des gelben Fiebers sich erst im Fortgange der Zeit und namentlich seit 1699 heraus entwickelt und allmälig festgestellt habe, und zwar dadurch, daß eigenthümliche physiologische und anthropologische Bedingungen zusammentrafen. In dem eben genannten Jahre brachte ein englisches Schiff Negersklaven aus Guinea nach Vera Cruz. Auf dem Fahrzeuge brach unterwegs eine Krankheit aus, zuerst unter den Schwarzen, dann unter den Weißen; in Vera Cruz wurden Indianer und Mischlinge von ihr ergriffen; die Krankheit

Ansicht von Vera Cruz.

Nächtliches Fest in der Tierra caliente.

In seiner geographischen Verbreitung liegt etwas Räthselhaftes. Anderthalb hundert Jahre schlich oder kroch die Seuche wie eine Schlange an den Küsten des Atlantischen Meeres hin, vom 40. Grade nördlicher Breite bis an den Aequator, und auf dieser Strecke ist auch nicht ein einziger Hafen von ihr verschont geblieben. Selbst New-York und Philadelphia wurden in Zwischenräumen von ihr heimgesucht, während sie an den Küsten südlich vom Kap Hatteras, der großen Wetterscheide an der Küste von Nord-karolina, wo der Golfstrom entschieden nach Osten hin ab-biegt, alljährlich erschien, namentlich zu Charleston in Süd-karolina. Aber hier und in Georgien tritt sie seit dreißig Jahren nur in Zwischenräumen auf, während sich an ihrer regelmäßigen Erscheinung in den Häfen des Mexikanischen Golfs, der karaibischen See und in Westindien überhaupt, daran nichts merkbar geändert hat. Das Fieber verheerte auf dem südamerikanischen Festlande regelmäßig Guyana, aber am Aequator stand es wie gebannt still, und konnte die einem Meerbusen vergleichbare Mündung des Amazonenstromes nicht überschreiten. Im Süden desselben glaubte sich Jedermann sicher vor ihm, Brasilien galt für unantastbar, und das ganze ungeheure Gebiet des Amazonenstromes, die weit ausgedehnte Hyläa vom Ocean bis an den Fuß der Andes, war frei von der gräßlichen Plage.

Da plötzlich, im Jahre 1849, überspringt das gelbe Fieber den Amazonenstrom, verheert die Stadt Para, zieht landein, so weit Seeschiffe fahren, nämlich bis Barra an der Mündung des Rio Negro, und dringt auch an der Küste nach Süden hin immer weiter vor, bis es dann an der Mündung des La Plata, welche es noch heute nicht überschritten hat, feststeht.

Klima und Meeresströmungen sind für die Verbreitung von ganz entschiedener Wichtigkeit. Heimgesucht vom gelben Fieber werden zum Beispiel alle Küsten und Inseln, welche jener große atlantische Meereswirbel berührt, dessen Strömung aus dem Busen von Guinea, also vom äquatorialen Westafrika, von Osten nach Westen geht, am brasilianischen Kap Roque aufgefangen und durch dasselbe nach Nordwesten hinabgeleitet wird. Diese gewaltige Aequatorialströmung dringt nach Norden hin durch das karaibische Meer und zwischen Yucatan und Cuba hindurch in den Mexikanischen Meerbusen ein, wo sie unter dem Namen Golfstrom bekannt ist. Dieser geht um die Spitze von Florida herum, hält sich der Küste nahe bis zu dem oben erwähnten Kap Hatteras, wendet sich dann nach Nordosten hin und wird allmälig schwächer, je weiter er in seinem nordöstlichen Auslaufe zwischen Norwegen und Island und gegen Spitzbergen hin kommt.

Aber in der Mitte des Atlantischen Oceans biegt aus dem großen Strom eine Abtheilung nach Süden hin ab und sendet von der portugiesischen Küste her eine Abzweigung durch die Straße von Gibraltar in's Mittelländische Meer, während ein anderer nach Süden hin der afrikanischen Küste entlang zieht, sich in der Nähe des Aequators wieder mit seinem Ausgangspunkte vereinigt, und solchergestalt den großen nordatlantischen Wasserwirbel schließt, in dessen Mitte die schon von Christoph Columbus so schön geschilderten Seetang-Wiesen (das sogenannte Sargasso-Meer) sich befinden.

suchte drei ganz verschiedene Menschenracen heim. Es wäre nun die Aufgabe zu untersuchen, welche Einflüsse sich dadurch entwickelt haben, daß die Krankheit so verschieden angelegte Racen ergriff. Uebrigens muß doch bemerkt werden, daß man sie für nicht ansteckend hält. A.

Nun steht fest, daß die von jenem Wirbel berührten Küsten vorzugsweise oft von dieser Krankheit gelitten haben. Viele Aerzte nehmen an, daß sie verschiffbar sei, daß sie sich von Land zu Land, von Hafen zu Hafen, von Mann zu Mann übertragen lasse. Aber in scharf bestimmte Grenzen ist sie nicht eingeschlossen, sondern überspringt dieselben häufig. Gegen alle Theorie, emancipirt sich das gelbe Fieber keineswegs selten; hartnäckig haftend an Fahrzeug und Bemannung, ist es schon bis in den Britischen Kanal und noch weiter hinaufgedrungen. Ja es giebt einen wohlbeachteten Fall, wo auf einem und demselben Schiffe die Seuche drei und siebenzig Breitegrade durchsegelt ist. Aber auch ihre geographische Länge ist angewachsen; denn das gelbe Fieber hat sich an der Westküste von Amerika, von Kalifornien bis nach Valparaiso in Chile, gezeigt, somit seine eigentliche Wiege, nämlich das nordatlantische Becken mit seinen eigenthümlichen Strömungsverhältnissen, übersprungen. Einzelne Erscheinungen sind früher schon auch in Ostindien beobachtet worden, in neuerer Zeit auch auf den Molukken, vorzugsweise auf Amboina und anderen Gewürzinseln.

Aus der Summe beobachteter und festgestellter Thatsachen ergiebt sich Folgendes:

Das gelbe Fieber folgt dem Menschengeschlecht auf seinen Zügen längs den oceanischen Küsten nach allen Richtungen hin bis zum 45. Grade nördlicher Breite; weniger weit geht es nach Süden hinab, wahrscheinlich weil dort Kontinente und Inseln nur spärlicher und die Menschen bis jetzt erst in dünneren Massen vorgedrungen sind.

Vielleicht wird es mit der wachsenden Menschenmenge auch nach Süden hin weitere Verbreitung gewinnen und die Volkskrankheit der heißfeuchten Küstensäume nach allen Richtungen hin werden.*) Uebrigens ist das gelbe Fieber schon im Britischen Kanal, in der Bucht von Quebec am St. Lorenzstrom, in Livorno, zu Los Passages im Busen von Biscaya, zu Barcelona und Marseille, in Oporto und in Lissabon aufgetreten. In Afrika werden die Gestade unter denselben Breiten heimgesucht wie in Amerika, und manche Forscher sind geneigt, den Meerbusen von Guinea, insbesondere die Buchten von Biafra und Benin, also die Region der Nigermündungen, als den eigentlichen, ursprünglichen Hauptheerd der Entstehung anzusehen.

So wie nordische, sanguinische Körper sich jenen Küsten nahen, blitzen auch Fiebererscheinungen in ihnen auf, nehmen die Krankheit fest in sich auf, schleppen sie mit sich zu fernen Gestaden und einsam liegenden Inseln, z. B. nach Ascension, das weitab von allen Küsten mitten im Atlantischen Ocean liegt, und nach den Eilanden des grünen Vorgebirges. Avé Lallemant nimmt an, daß das gelbe Fieber aus Brasilien nach Westamerika nicht über Chagres und Panama, sondern um das Kap Horn durch Schiffe getragen worden sei, namentlich nach Callao, respektive Lima. So weit in der heißen Zone, und selbst noch tief in die gemäßigte hinein, sich flache Küsten an Oceanen und Strömen erstrecken, die in lebhaftem Verkehr mit einander stehen, kann auch eben so schnell und lebhaft gelbes Fieber auftreten, wenn die Keime der Krankheit dorthin getragen

*) Dr. Robert Avé Lallemant, das gelbe Fieber nach dessen geographischer Verbreitung, Ursachen, Verschleppbarkeit, Haupterscheinungen, Behandlung und anderen wissenschaftlichen Beziehungen; aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen dargestellt. Breslau 1857. Der Verfasser war viele Jahre lang Arzt und Direktor der Spitäler zu Rio de Janeiro. Das Buch ist sehr belehrend.

werden und unter ihnen günstigen Umständen sich entwickeln.

Die Erfahrung lehrt, daß die Krankheit gewöhnlich nicht vor der Mitte der heißen Zeit und oft erst gegen Ende derselben sich einstellt, und in den nächsten Monaten zunimmt, selbst wenn die Temperatur sinkt und die sogenannte kalte Jahreszeit eingetreten ist. In Neuorleans zum Beispiel sind gerade die Herbstmonate am gefährlichsten; in Rio de Janeiro fängt die kühlere Jahreszeit im April an, aber gerade in ihr steigt das gelbe Fieber zur vollen Höhe und findet im September und Oktober sein Ende, obwohl dann schon die Hitze sich wieder einstellt.

Besonders unter den neuen Ankömmlingen räumt das gelbe Fieber entsetzlich auf. Ganz allgemein und manchmal ganz ausschließlich werden solche Leute von ihm ergriffen, die erst vor Kurzem in den tropischen Gegenden angelangt und noch nicht akklimatisirt sind. Unter den europäischen Soldaten hat es von jeher fürchterliche Verwüstungen angerichtet. Vor etwa einhundert Jahren verloren die Engländer bei einer Belagerung von Havana im ersten Monate nach ihrer Landung dreitausend Matrosen und fünftausend Soldaten, also im Durchschnitt täglich ein vierteltausend Mann.

In Cayenne starben vor sechszig und etlichen Jahren sämmtliche zehntausend Ansiedler, welche man aus Frankreich dorthin geschafft hatte. Auf St. Domingo (Haïti) verloren die Engländer sechstausend Mann am Fieber, in Gefechten aber nur etwa zweihundert. Stets werden die neuen Ankömmlinge fortgerafft, während die Berichte hervorheben, daß die Eingeborenen wenig, manchmal auch gar nicht, von der Krankheit ergriffen wurden.

Wir erfahren über Nordamerika und England, daß die Franzosen in Mexiko ganz ungeheuere Verluste durch das gelbe Fieber erleiden; die Pariser Blätter dürfen die volle Wahrheit nicht sagen, sondern müssen sich mit schwachen Andeutungen begnügen.

Die Krankheit verhält sich zu Individuen verschiedener Volksthümlichkeiten auch sehr verschieden. Darüber hat Avé Lallemant im Hafen von Rio interessante Erfahrungen gemacht. Je fremder, sagt er, Jemand dem brasilianischen Klima, und je näher er nach den Polen zu geboren ist, um so mehr und heftiger sei er einem Anfall ausgesetzt. Vor allen Dingen ist die Seuche für die Anwohner des Bottnischen Meerbusens, also des nördlichen Theiles der Ostsee, gefährlich, und diese sollten sich eigentlich gar nicht in Gelbfieberhäfen blicken lassen. Eben so gefährlich sind diese für Dänen und Norweger. „Wer von diesen einen solchen Hafen aufsucht, wird krank.“ Ihnen reihen sich die Bewohner der südlichen Ostseeküsten und jene von der Nordsee an. Unsere deutschen Seeleute alle, und nicht minder die Amerikaner der nördlichen Staaten, sind der Erkrankung gleich sehr ausgesetzt, aber bei diesen Leuten machen schon einige Breitengrade einen Unterschied. Schotten werden rascher und in gefährlicherer Form krank als Engländer. Schweden und Dänen erkranken in Rio regelmäßig eher als die Hamburger und Nordamerikaner. Je mehr gegen Süden zu der blonde, sanguinisch-lymphatische Menschenschlag dunkleren Racen den Platz räumt, desto weniger werden die von diesen letzteren abstammenden und aus den von ihnen bewohnten Ländern kommenden Menschen vom Fieber befallen, oder desto weniger stellt sich ihr Kranksein als scharf entwickelte Gelbfieberform heraus. Aber strenge Regeln lassen sich in dieser Beziehung nicht aufstellen. Wer sich im blühenden Lebensalter von fünfzehn bis dreißig Jahren befindet und auf keiner warmen Seeküste akklimatisirt ist, bekommt das gelbe Fieber, wenn er sich der Möglichkeit, dasselbe in sich aufzunehmen, aussetzt. Und wer es im ersten Jahre seines Aufenthalts in einem gelben Fieberneste nicht bekommen hat, kann es, bei der geringsten Unvorsichtigkeit, im zweiten oder dritten Jahre und noch viel später bekommen. Avé Lallemant sagt: „Wer jung, kräftig und kerngesund ist, hüte sich ernstlich! Wie manches Tausend von Maten habe ich, zu Land und auf See, im Sturme des gelben Fiebers wrack werden und viele untergehen sehen, hoffnungsvolle, lebenslustige, kräftige Nordlandsrecken, die mit Gesundheit, Muth und Frische in den Ocean hinausgeschifft waren. Je trotziger in diesen blonden Menschen das blaue Auge einherschaut, je strotzender ihnen die Jugendfrische auf den Wangen und der Muskel auf dem Körper liegt, je kräftiger sich das Blutleben in ihnen entwickelt hat, um so größer ist die Gefahr zu erkranken und zu sterben.“

Der nordische Seemann kann auf dem tropischen Ocean vollkommen akklimatisirt sein, ist es darum noch nicht an der Küste. Junge Frauen, die guter Hoffnung sind, tragen besonders während der vier ersten Monate eine besondere Anlage zum gelben Fieber in sich; ganz dieselbe Empfänglichkeit findet im Wochenbett und auch in den ersten Wochen der Stillungszeit statt. Eine unbedeutende Reizung der Brust durch Wundsein der Warzen ist nicht selten Einleitung zu einem Gelbfieberanfall; bei Kindern stößt das Geschäft des Zahnens eng an das gelbe Fieber, das sich aber um ganz zarte Kinder nicht zu bekümmern scheint. Dr. Avé Lallemant hat beobachtet, daß Geburten unter heftiger Gelbfieberreaktion stattfanden, oder daß Frauen gleich nach der Entbindung und in Folge dieser letztern erkrankten und nach acht bis vierzehn Tagen citronengelb waren, daß sie aber das Kind ruhig fortstillten, während dieses ganz gesund blieb.

Es ist eine entsetzliche, verhängnißvolle Krankheit. Viele Aerzte behaupten, sie sei nicht ansteckend, und das mag wohl richtig sein. Aber in allen Gelbfieberländern steht beim Volke der Glaube fest, daß sie ansteckend sei, und daß sie in einem besondern Stoff, in einem präformirten Etwas bestehe, welches sich bis in ferne Gegenden fortpflanzen lasse, dort bei günstigen, vorherrschenden oder hinzugekommenen Bedingungen sich entwickeln und ganze Völkerschaften wie ein gährender Sauerteig durchdringen könne.

Vera Cruz, der Haupthafen an der mexikanischen Küste des Golfes, ist auch ein Hauptheerd des gelben Fiebers, das dort eine rechte Brutstätte findet. Allein auch die übrigen Plätze werden von demselben heimgesucht; es zeigt sich das ganze Jahr hindurch an der Küste sporadisch, aber gegen Ende Aprils, wenn die luftreinigenden Nordwinde zu wehen aufhören und die Hitze stärker wird, tritt es epidemisch auf; die Verheerungen dauern bis zum September und Oktober fort und sind dann gerade in diesen beiden Monaten am heftigsten. Die Indianer an der Küste bleiben zumeist verschont, wer aber aus dem gemäßigten und kalten Innern Mexikos an die Küste herabkommt, wird ebenso wohl ergriffen wie der Seemann.*)

---

*) Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico, Hannover 1844, Bd I, S. 351, sagt: „Ein für sichere Erkennung der Krankheit in ihrem ersten Stadio sehr wichtiges Symptom ist von Doktor Chabert 1830 entdeckt worden: eine blutrothe Linie, die sich im Zahnfleische dicht über den Zahnwurzeln zeigt. — Sehr gute Bemerkungen über die Verbreitung des gelben Fiebers giebt auch Mühry in zwei mit ungemeinem Fleiß gearbeiteten Werken: Klimatologische Untersuchungen &c., Göttingen und Heidelberg 1858, S. 250 und an

Die Stadt ist oftmals beschrieben worden, aber alle Reisenden stimmen überein, daß Vera Cruz ein im höchsten Grade trostloser Ort sei, und so gefährlich für Leib und Leben, daß jeder Europäer, welcher dorthin kommt, gleichsam Spießruthen läuft und keine Stunde lang seines Lebens sicher ist. Die Umgegend ist eine Sandwüste, in der an manchen Stellen sogar jede Spur eines Weges vom Winde verweht wird. Unser Landsmann Burckhardt, dem wir ein sehr werthvolles Werk über Mexiko verdanken, schildert sie als ein Abbild des Todes, welcher dem Europäer entgegenstarre. Nur im Süden der Stadt liegt ein kleines Gehölz; dann folgt wieder Sand, nachher kommen Moräste und stehende Sümpfe. Diese sind bewachsen mit Rhizophoren, Avicennien und anderen Sumpf- und Wasserpflanzen, angefüllt mit faulenden Thier- und Pflanzenstoffen, und hauchen verpestende Dünste aus. Erst wenn im Oktober die heftigen Nordwinde zu stürmen beginnen, werden diese Dünste vertrieben, und dann ist die Stadt nicht etwa gesund, aber doch weniger ungesund. Aber sobald gegen Ende März und im April diese Winde nicht mehr wehen, und die beginnende Hitze die Gährung jener vegetabilischen und thierischen Stoffe in den Sümpfen beschleunigt, dann sammeln die Dünste sich in der ruhigen Luft an und nun stellt das gelbe Fieber mit schwarzem Erbrechen sich ein. Ein Blick auf die Küste zeigt stets Trümmer gestrandeter Schiffe, und die wenigen Spuren von Grün entschädigen das Auge nicht für den Anblick der Wüste. Nur wenn bei hellem Wetter sich in heiterm Blau die Cordillerenkette mit dem schönen Spitzberge von Orizaba (Globus Nr. 22) und dem Koffer von Perote sich zeigt, athmet der Fremde in weniger gedrückter Stimmung ein wenig auf. Aber er möchte gern dort oben sein, und der Deutsche denkt unwillkürlich an die Verse unseres Schiller „Der Hauch der Grüfte steigt nicht empor in die freieren Lüfte."

Picador.

Korbhändler.

Das gelbe Fieber ist eine Lebensgefahr; die Nordwinde sind eine lästige Plage. Sie rasen vom Oktober bis in den März, halten oft drei bis vier Tage, manchmal aber auch zehn bis zwölf Tage an. Aber gerade diese Jahreszeit wählen Schiffer und Reisende, um Vera Cruz zu besuchen oder von dort abzureisen, weil sie dann einigermaßen vor dem gelben Fieber sicher sind. Der Reisende muß oft lange warten, bevor ein Fahrzeug seine Anker lichten kann; es trifft sich indeß oft, daß dasselbe nahe vor dem Hafen von einem Nordsturm überrascht wird und wieder in die hohe See hinaus muß. Aber auch im Hafen selbst ist derselbe gefährlich und hat dort schon manches Schiff zertrümmert.

Zu beiden Plagen kommt noch ein sehr empfindlicher Uebelstand: das äußerst schlechte Trinkwasser. Man braucht allerdings nur wenige Fuß tief zu graben und findet dann Wasser, es hat aber einen morastigen Geschmack und ist kaum für das Vieh trinkbar. Mehr als einmal sind Versuche zur Anlage von Wasserleitungen gemacht worden; man wollte dasselbe aus dem Flusse Xamalapa bis zur Stadt führen, baute zu diesem Behuf auch Dämme, fing aber die Sache so ungeschickt und verkehrt an, daß man sie, nach Vergeudung großer Summen, wieder aufgeben mußte.

Aber was zieht denn die Menschen nach Vera Cruz, was kann sie bewegen, an einem so lebensgefährlichen, unglückseligen Orte zu verweilen? Lediglich der Handel. Für den Verkehr zwischen der Küste und der Hauptstadt liegt Vera Cruz weniger ungünstig als die übrigen Hafenplätze am Golf, z. B. Tampico. Von ihm aus führt die große Straße in's Innere; es ist für eine weite Region Ausfuhr- und Einfuhrhafen und hatte in der spanischen Kolonialzeit ein förmliches Monopol für den Verkehr mit dem Mutterlande, wohin alljährlich eine Silberflotte abging.

Vera Cruz ist 1580 durch den Vicekönig Grafen de Monterey gegründet worden. Ferdinand Cortez hatte unweit der aztekischen Ortschaft Campoallan einen Ort zu bauen angefangen, welchen er aber schon nach ein paar Jahren wegen der ungesunden Lage aufgab, um eine andere Stelle zu wählen, auf der dann Villa antigua de Vera Cruz entstand. Aber auch hier wüthete das Küstenfieber in schreckenerregender Weise, man verließ auch jene Stelle und baute die heutige Stadt da, wo das Indianerdorf Chalchihuhecan stand. Sie liegt hart am Meere, 19° 11′ 52″ N. Br., 98° 29′ W. L. v. P., gewährt einen zwar

vielen anderen Stellen, und: Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie; ebendaselbst 1856, S. 136 bis 145

nicht mannichfaltigen aber doch recht freundlichen Anblick und trägt den spanisch-amerikanischen Typus in den maurischen Häusern. Diese sind fast alle niedrig, haben flache Dächer, sind meistens weiß angestrichen und vor den Fenstern mit Gittern versehen. Das Pflaster ist gut. Von den Dächern, auf welchen von Einbruch der Dunkelheit an große Hunde Wacht halten, hat man eine freie Aussicht auf Rhede, Meer und Inseln, und in dem Miradór, dem kleinen bedeckten Pavillon, den man auf den meisten Dächern findet, versammeln sich die Hausbewohner, um frische Luft zu genießen.

Die niedrige aber breite Mauer hat Schießscharten und acht Bollwerke; alle Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln und werden sauber gehalten. Wer von der See her die Stadt zum erstenmal erblickt, hält sie für viel größer als sie ist; sie zieht sich lang hin, ist aber nur schmal; jedoch die vielen Thürme, Kuppeln und Dome geben ihr den Anschein, als ob sie eine große Stadt sei. Sie zählt aber nur etwa acht- bis zehntausend Einwohner.

Werfen wir einen Blick auf Stadt und Hafen und gehen wir zunächst auf den **Hauptplatz**, Plaza mayor. Man betritt ihn gleich vom Wasserthor aus, zwischen der östlichen, das Meer flankirenden Mauer und der ersten ihr gleichlaufenden Häuserreihe. Mehr Charakter zeigt der eigentliche **Marktplatz**, Plaza de Mercado, der ein großes, schönes Viereck in der Mitte der Stadt einnimmt. In der Nähe werden die Waaren gelandet; deshalb ist dieses Viereck auch der Sammelplatz für die Maulthiertreiber, durch welche die überseeischen Güter nach dem Innern gebracht werden. Der Platz hat auf zwei Seiten Portales, das heißt Bogengänge, unter welchen sich Kaufläden und Kaffeehäuser befinden. Er ist täglich mit Früchten und Fischen wohl versorgt; aus ziemlich beträchtlicher Umgegend kommen die Indianer herbei, die sich manchmal auch zu einem Stiergefecht einfinden; der Geschmack für diese barbarische Belustigung ist von den Spaniern auf die braunen Amerikaner übertragen worden. Der **Picador**, mit seinem phantastischen Anputz, welcher beim Stiergefecht eine große Rolle spielt, wird von ihnen angestaunt, und der bescheidene **indianische Korbverkäufer** bleibt stehen, um einen solchen Helden zu bewundern. Der Picador ist auch ein wichtiger Mann bei den Volksbelustigungen und macht in **Medellin** den Stutzer.

Der Marktplatz in Vera Cruz.

Da, wo die Sandwüste aufhört, zeigt sich überall die üppige Vegetation des heißen Tieflandes, der Tierra caliente, in voller Pracht. Etwa drei Leguas von Vera Cruz liegt am linken Ufer des Rio de Xamalapa der Flecken Medellin, welchen Cortez gegründet hat. Eigentlich ist er blos ein Dorf, das neben vielen indianischen Rohrhütten nur drei steinerne Häuser zählt. Dorthin reitet und fährt man oft aus dem öden Vera Cruz, um sich zu erheitern, und veranstaltet nächtliche Feste. Man hat dort die Wohlthat der Flußbäder und lebt ähnlich wie in europäischen Badeörtern; auch die Pest der Spielhöllen fehlt nicht. Aber vor Allem erfreut sich das Auge an dem üppigen Grün, denn die Waldungen sind prächtig mit ihren Mimosen, Drachenblutbäumen, Cassien, Cocos- und anderen Palmen, Storaxbäumen, Liriodendron, Carolineen und Riesenfarrn, die allesammt einen

gewaltigen Wuchs haben und von prächtig blühenden Schlingpflanzen durchflochten sind. In diese schattigen immergrünen Laubgewölbe flüchtet sich gern der Europäer, welcher in Vera Cruz dem Tode trotzt, um so schnell als möglich reich zu werden und das rasch Erworbene dann unter einem gesundern Himmelsstriche zu genießen. Auch deutsche Kaufleute sind in Vera Cruz, neben Engländern, Franzosen und Nordamerikanern. Diese Fremden bilden eine Art von geselliger Genossenschaft, deren Mitglieder zumeist nur unter sich verkehren und sich nach ihren Bedürfnissen einrichten. Mit den Mexikanern vermeiden sie gern jede Berührung, die nicht unbedingt nöthig ist. Die Fremden werden gehaßt; sie bilden aber die „Lichtpunkte in der Nacht der Barbarei". Wir wollen noch hinzufügen, daß Vera Cruz Laternen zur Straßenbeleuchtung hat, daß Aasgeier, Zopilotes, ungemein zahlreich sind, auf allen Dächern sitzen und die Gesundheitspolizei ausüben; daß man sich gegen die Stechmücken durch Moskitonetze, gegen gierige Flöhe und gegen die Zancudos, welche mit ihrem Rüssel sich in die Haut einsaugen und mit Blut anfüllen, bis sie eine Kugel bilden, gar nicht schützen kann, und daß endlich andere quälende Insekten keineswegs fehlen.

Der „Hafen" von Vera Cruz ist eigentlich gar kein Hafen, sondern eine sehr schlechte, äußerst unsichere Rhede; doch giebt es an der Golfküste Mexikos keine, die besser wäre. Er hat einen Mauerdamm, Molo, welcher etwa 200 Fuß in die See hinaus vortritt; an diesem legen Boote und kleine Küstenfahrzeuge an und dort ist immer ein reges Treiben. Die Rhede hat viele Klippen, Sandbänke und schlechten Ankergrund und bietet keinen Schutz gegen die Nordstürme. Die Küste bildet einen vorspringenden Bogen und zugleich mehrere Buchten. Oestlich, der Stadt gerade gegenüber, liegt die große Gallegabank, auf deren nordwestlicher Ecke das Fort San Juan de Ulua sich erhebt. Westlich liegen noch mehrere Bänke und das Einlaufen in den Hafen kann nur mit sehr großer Vorsicht bewerkstelligt werden.

Jene Festung oder Burg beherrscht Vera Cruz und liegt nur etwa achthundert Schritte von der Stadt. Der spanische Conquistador Juan de Grijalva landete am Johannistage 1518 auf der Sandinsel oder Bank Gallega, und gab ihr seinen und des Tagesheiligen Namen. Er fand Ueberbleibsel geopferter Menschen und fragte die Indianer, weshalb sie Menschen abgeschlachtet hätten. Sie entgegneten Acolhua und deuteten damit auf das Hochthal von Mexiko, wohl um zu sagen, daß dort oben bei ihren Beherrschern dasselbe Brauch sei. Die Spanier meinten aber, Acolhua sei Name der Insel und nannten diese Ulua. Trotz der starken Mauern und 360 Kanonen ist diese Burg, deren Erbauung 40 Millionen harte Piaster, also 60 Millionen unserer Thaler kostete, mehrmals eingenommen worden. Auch die Insel de los Sacrificios, welche auf der Rhede von Vera Cruz liegt, hat ihren Namen von Menschenopfern der Azteken.

Neue Mittheilungen über die Völker im Kaukasus.

Von **Theodor Lapinski**.

Dritter und letzter Artikel.

Nahrung und Mahlzeiten der Adighe. — Kleidung. — Beschäftigungen. — Charakter und Erziehung. — Die Lüge. — Der Karar. Freundschaftsbündniß. — Diebstahl. — Gute Nachbarschaft. —

Die Nahrung der Abasa ist besser und reichlicher als bei den Landleuten im größern Theile von Europa, und ihre Hauptwürze ist die gewissenhafte Reinlichkeit, mit der die Speisen bereitet werden. Brot wird wenig gebacken, und seine Stelle vertritt die beliebte Schwa-Pasta, eine dickgekochte Hirsegrütze, oder in deren Ermangelung eine Grütze von Welschkorn.

Um einen Begriff von einer abasischen Mahlzeit zu geben, will ich eine solche vollständig beschreiben, wie man sie in einem nur mittelmäßig wohlhabenden Hofe aufträgt. Ist die Essenszeit gekommen, so erscheint zuerst ein junger Mann oder ein Knabe mit einem Waschbecken und einem Kruge lauwarmen Wassers in der Gaststube, ein zweiter trägt Seife und Handtücher. Da man, wohlverstanden, nur den Löffel und das Messer, nicht aber die Gabel kennt, und die festeren Speisen mit den Fingern gegessen werden, so ist es nothwendig, sich die Hände zu waschen. Nachdem dies geschehen, werden die Speisen aufgetragen und zwar nach türkischer Sitte, mit dem Unterschiede, daß man nur Holzgeschirre*) sieht. Kleine runde Tischchen, höchstens einen Fuß hoch, werden vor die Gäste hingestellt, jede Speise auf einem andern Tische. Bei einem solchen Frühstück wurden folgende Speisen aufgetragen: Ein in einer Brühe von rothem Pfeffer eingemachter Truthahn, Käse-Nudeln, kleine Weizenkuchen mit herrlichen, frisch aus dem Bienenkorbe genommenen Honigwaben, Fleischnudeln, in Pfeffersauce eingemachtes, kleingeschnittenes Hammelfleisch; wieder anders geformte Kuchen mit Honig; in Butter geschwitzte Käseschnittchen mit Brot; dann saurer Rahm mit Hirsegrütze. Das Mittagessen bestand aus einer sehr guten, stark mit Pfeffer gewürzten Suppe, aus Hammelfleisch (es wird immer der ganze Hammel aufgetragen), aus rothen Rüben und Sauerkraut, zuletzt Kuchen mit Honig. Bei jeder Speise, zu der Brot nöthig ist, vertritt dessen Stelle ein Kranz von Hirsegrütze, welcher rund um das Tischchen gelegt ist. Die Tische werden der Reihe nach auf- und fortgetragen; nach den vornehmeren Gästen ißt ihre Dienerschaft, oder nach den älteren die jungen; dann kommen die zufällig Anwesenden und Nachbarn, zuletzt die Sklaven; denn es ist Sitte,

*) Die Holzgeschirre, Schüsseln, Trinkbecher und Löffel werden von den Adighe mit vieler Kunstfertigkeit gemacht und mit allerlei bunten Malereien verziert. Die Schüsseln sind von verschiedener Größe, die Suppenschüsseln haben oft fabelhafte Dimensionen. Irdene Geschirre sind völlig unbekannt.

daß von den Speisen, welche zum Gaste getragen worden, nichts in die Küche zurückkommen darf. Nach dem Essen muß man sich die Hände wieder gut waschen. Bei reicheren Leuten werden oft zwanzig bis dreißig Gerichte aufgetragen, welche nur anders aussehen, im Grunde aber ziemlich dieselben sind.

Es ist natürlich, daß die Adighe zu Hause nur bei festlichen Gelegenheiten eine solche Menge von Speisen genießen; doch lebt man in der Regel gut. Dagegen ertragen sie auch eine Hungersnoth mit seltener Ausdauer, wenn sie derselben durch feindliche Ueberfälle, Viehseuchen und Heuschreckenzüge ausgesetzt werden. Diese drei Plagen haben seit Menschengedenken das Land fast kein Jahr in Ruhe gelassen. Im Adighe-Lande giebt es das herrlichste Wasser, und dies ist so zu sagen das einzige Getränk des Volkes. Doch wird in dem südlichen Theile ein starker Wein gezogen, auch Branntwein wird hier und da von Einzelnen gebrannt. Sonst bereiten sie zu ihren Festen den Schwett und einen starken Meth aus Honig.

Die **Kleidung** der Männer ist eben so einfach wie schön und bequem. Sie tragen einen bis über die Kniee hinabreichenden langen Rock von einheimischem, weißlich grauen oder braunen Tuche. Die Wohlhabenderen suchen ausländisches Tuch von heller Farbe zu bekommen. Der Rock ist ohne Unterfutter mit weiten langen Aermeln, welche die Hände bedecken, ohne Kragen, und bedeckt vorn einen Theil der Brust. Dieser Rock wird an der Taille immer mit einer Reihe kleiner Knöpfe zugemacht und mit einem schmalen Lederriemen um den Leib geschnürt. Auf jeder Seite der Brust sind die Behälter für 36 bis 40 Stück Patronen, welche, von Holz oder Knochen gedrechselt, in die bestimmten Oeffnungen gesteckt werden. Dieser **Patronenköcher**, welcher der Brust das Ansehen einer Orgel giebt, ist bei den Wohlhabenderen mit Silberstickereien reich verziert. Unter dem langen Rocke trägt man den etwas kürzern Kaftan von feinem Tuch, Seide oder Baumwollenstoff von heller Farbe. Der Kaftan ist gefüttert, mit aufstehendem Kragen, langen Aermeln, und vom Halse bis zur Mitte des Leibes zugeknöpft. Unter diesem Kaftan befindet sich ein zweiter von weißem Baumwollenstoff, eben so gemacht, nur etwas kürzer als der erste und gleichsam als Weste dienend. Breite, an den Knöcheln eng zusammenlaufende Pantalons von einheimischem oder fremdem Tuche (die rothen Pantalons sind besonders beliebt) vervollständigen die Kleidung. Die Kopfbedeckung besteht aus einer hohen, wohlgefütterten Schafspelzmütze, welche einen tüchtigen Säbelhieb aushalten kann, das Fußzeug aus Halbstiefeln von farbigem Saffianleder, welche ganz wie Socken genäht und an den Fuß angepaßt sind; über diese werden noch kleine Schuhe als Galoschen gezogen. Kleidung und Schuhzeug wird bei den Wohlhabenderen mit schmalen Silberborten eingefaßt. Gegen die Kälte hat der Adighe im Winter einen langen Schafspelz, der unter dem Oberrocke getragen wird. Gegen den Regen dienen die **Burka** und der **Baschlik**, eine Kapuze, die über die Mütze gezogen wird. Steigt der Adighe zu Pferde und entfernt er sich von Hause, so zieht er außerdem Gamaschen an, welche bis über die Kniee reichen. Die Bekleidung ist bei allen Männern im Kaukasus, mit Ausnahme der Kopfbedeckung, welche bei den Tataren und Georgiern eine andere ist, vollkommen gleich, und für dieses gebirgige, mit Wald und Gesträuch bewachsene Land, das keine Straße und keinen Weg hat und wo man nur zu Fuß oder zu Pferde reisen kann, sehr praktisch. Auch die russischen Linienkosaken am Terek haben dieselbe Tracht.

Die Kleidung der Weiber besteht in einem langen Ueberrocke, der fast bis an die Knöchel reicht, vorn offen, ohne Kragen und mit langen Aermeln. Unter diesem befindet sich ein langer Kaftan, der weit über die Kniee reicht, aber vom Halse bis zu den Füßen zugeknöpft und von einem oft sehr reich mit Gold und Silber gestickten breiten Gürtel umspannt wird. Die Pantalons sind breit und sehr lang. Die Beschuhung ist die nämliche wie bei den Männern. Sehr hübsch ist die Kopfbedeckung; sie besteht aus einer hohen Haube in Form eines Zuckerhutes, wie man sie auf den Portraits der Frauen im vierzehnten Jahrhundert sehen kann. Diese Hauben sind sehr reich gestickt und von der Spitze wallt ein langer, hinten fast bis zur Erde reichender Schleier. Die verheiratheten Frauen tragen niedrigere Hauben. Die Kleidungsstoffe sind meistens bunt und bei den Reicheren von Seide und Atlas. Im Hause gehen die Weiber sehr schlotterig herum, aber für festliche Gelegenheiten hat auch die Aermste ihre ordentliche Kleidung. Der Abasa kümmert sich sehr wenig um seine eigene Kleidung; aber er legt sich jegliche Entbehrung auf, um gute Waffen für sich und hübsche Kleider für seine Weiber und Töchter zu erhalten. Frauen und Mädchen flechten ihre Haare in lange Zöpfe und zeigen sich unverschleiert.

Die Männer beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Vieh-, Pferde- und Bienenzucht. Sie sind viel arbeitsamer als die anderen im Orient lebenden Nationen; da jedoch ihre Arbeit keinen großen Vortheil abwirft, und die Erzeugnisse des Bodens nur in geringer Quantität ausgeführt werden können, mithin Alles im Lande verbraucht werden muß, sind sie nachlässig geworden und arbeiten nur gerade so viel als ihre Bedürfnisse erfordern. Der Adighe ist von Natur tapfer, entschlossen, liebt aber kein unnützes Blutvergießen und ist nicht grausam. Ihm gefällt ein bewegtes Leben, doch bleibt er nicht gern lange von seinem Geburtsorte entfernt. Er liebt sein Land, seine Wälder und Berge über Alles; seine persönliche Freiheit betrachtet er als das höchste Gut; durch Güte und Ueberredung läßt er sich leiten wie ein Kind, selbst Strenge erträgt er, sträubt sich aber gegen jede Ungerechtigkeit.

Er ist eifersüchtig auf seinen Kriegsruhm, bewundert jedoch aufrichtig die Tapferkeit eines Andern, selbst seines Feindes. Abgeschnitten von dem Verkehr mit der übrigen Welt, sah er sich seit undenklichen Zeiten nur von Feinden, zuerst von den Türken und dann von den Russen, umringt, deswegen ist er Anfangs äußerst mißtrauisch gegen Fremde. Leichtsinnig, den ganzen Tag singend und springend, fast gefühllos, wenn seine Hütte niederbrennt, seine Habe zu Grunde geht und sein Körper zerhauen und zerschossen ist, hat er ein tiefes Gefühl der Liebe für seine Familie. Der Gehorsam gegen die Eltern, die Eintracht in der Ehe könnten manchem civilisirtern Volke zum Muster dienen.

Die Kinder werden sehr verständig erzogen. Nie wird ein Kind geschlagen oder auch nur hart angefahren. Die fast ungezügelte Freiheit der Frauen und Mädchen scheint lockere Sitten zu begünstigen; demungeachtet sind die Mädchen fast allgemein tugendhaft, weniger die verheiratheten Weiber. Die Eifersucht spielt keine große Rolle in den Sitten der Adighe. Einer der Hauptfehler dieses Volkes ist die Gewohnheit der **Lüge**. Nie kann man seinen Versprechungen trauen; je mehr Betheuerungen Einer macht; desto sicherer kann man sein, daß Falschheit im Spiele ist. Er spricht sehr viel, ist sehr freigebig mit Schmeicheleien und mit dem Antragen seiner Dienste, aber wenn es zur

*) Es ist gegen die Sitte, daß sich junge Leute mit älteren an einen Tisch setzen. Der Vater ißt nie an einem Tische mit seinem Sohne, auch nicht der ältere Bruder mit dem jüngern. Weiber und Mädchen essen abgesondert und nie in Gegenwart von Männern.

That kommt, leugnet er mit der größten Dreistigkeit. Lügner unter sich, sind sie es noch mehr gegen Fremde, und wer sich auf die Aussagen der Eingeborenen über das Land verläßt, wird arg zum Besten gehalten werden. Dies abscheuliche Laster der Lüge ist theilweise eine Folge des traurigen Zustandes des Landes; gezwungen von den Russen, die Lage ihres Landes und selbst ihre Gedanken geheim zu halten, übervortheilt und betrogen von den habgierigen lasischen Handelsleuten, den einzigen Fremden, mit denen er in Berührung kommt, ist der Adighe fast genöthigt, zur Lüge seine Zuflucht zu nehmen. Die mangelhaften Religionsbegriffe sind gleichfalls eine Ursache, daß diesem Uebel nicht entgegengewirkt wurde. Der Koran, der im Grunde die Lüge verdammt, wurde von ehrgeizigen Männern eingeführt, die kein Mittel scheuten, ihren Einfluß auszubreiten und zu befestigen, und diesem Laster noch mehr Vorschub leisteten.

Die alten Leute versicherten mich, daß in früheren Zeiten das Wort mehr galt als jetzt, und heute noch kann man bei den neubekehrten Muselmännern weit minder dem Schwur auf dem Koran, als dem Handschlag nach alter Sitte trauen. Will ein Fremder sich im Lande sicher fühlen, so ist es nothwendig, daß er sich in einem Stamm und in eine Familie aufnehmen läßt und dadurch gleichsam das Bürgerrecht erwirbt. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Aeltesten des Stammes und der Familie; es wird der Karar*) gemacht, man giebt sich gegenseitig Wort und Handschlag, sich wie Brüder und Verwandte zu betrachten und in Allem und Jedem zu einander zu stehen. Auch in allen anderen Fällen ist es unerläßlich, den Karar zu machen; nur in diesem Falle kann man hoffen, daß der Adighe seiner Verpflichtung nachkommt. Eine unauflösliche Verbindung schließen zwei Freunde, wenn sie, nach gemachtem Karar, sich die kleinen Finger der rechten Hand aufritzen und sich gegenseitig einige Tropfen Blut aussaugen. Ein solches Freundschaftsbündniß ist heiliger als die allernächste Blutsverwandtschaft, und ein Bruch desselben ist unerhört.

Die alten tscherkessischen Fürsten- und Ritterfamilien, die nur unter einander heirathen, suchen gern noch eine andere Verbindung mit den mächtiger als sie gewordenen Abasa zu schließen. Dieselbe besteht darin, daß der Tscherkesse seinen neugebornen Sohn irgend einer einflußreichen abasischen Familie zur Erziehung übergiebt und ihn mit den abasischen Kindern an einer und derselben Brust gesäugt werden läßt. Eine solche Milchbruder-Verwandtschaft wird in hohen Ehren gehalten. Wenn der Adighe den Karar gemacht, so ist es selten, daß er ihn bricht; allgemeine Verachtung und blutige Rache folgen der Treulosigkeit auf dem Fuße.

Der Diebstahl ist das zweite große Laster in diesem Lande, und eigenthümlich ist es, daß in den Gegenden, wo es wenige oder keine Tscherkessen giebt, auch der Diebstahl selten ist. Besonders häufig werden Sklavenkinder, Pferde und Ochsen gestohlen. Sobald in einem Hofe oder auf dem Weideplatze irgend ein Stück Vieh fehlt und der Diebstahl bemerkt wird, schießen die Hirten ihre Gewehre ab und lassen einen eigenthümlichen durchdringenden Schrei ertönen, den man sehr weit hören kann. Jeder Bewohner, der diesen Schrei vernimmt, wiederholt ihn, sein Gewehr oder seine Pistole abfeuernd. In einem Nu hört man weit und breit nur gellende Rufe und Flintenschüsse. Die ganze männliche Bevölkerung der Umgegend ist spornstreichs auf den Beinen und stürzt zu Fuß und zu Pferde, schießend und schreiend, hinaus, um alle Wege und Stege zu besetzen. Während die Einen die Ausgänge bewachen, durchsuchen die Anderen, von Hunden gefolgt, die Gebüsche und Waldungen. Hat sich der Dieb auf das gestohlene Pferd gesetzt und entflieht, oder sind ihrer Mehrere, so stürmt die wilde Jagd oft viele Stunden weit mit einem fürchterlichen Halloh dahin, und die Einwohner der durchjagten Gegenden sind alle auf den Beinen und suchen die Diebe zu fassen. Letztere schießen, wenn sie von den Verfolgern hart bedrängt sind, fliehend ihre Gewehre ab, werden sie jedoch erwischt, so hört ihr Widerstand gewöhnlich auf. Es ist selten, daß ein Dieb, der nicht mehrere Stunden Vorsprung oder Helfershelfer in dem Orte hat, wo er den Diebstahl beging, seinen Vorsatz ausführen kann; auch ist es schwer, den Diebstahl zu verheimlichen. Das gestohlene Vieh wird in der Regel gleich geschlachtet, die Haut abgezogen, in Riemen geschnitten und schnell verarbeitet, um jede Spur zu verwischen. Je weiter die Russen entfernt stehen, desto weniger Diebstähle werden verübt, je näher, desto mehr. Die Russen sind die besten Ankäufer der gestohlenen Kinder, Pferde und Rinder. Der Dieb ist sicher, seine Beute schnell und gut anzubringen, und ist er nicht gesehen worden, so kann er wieder zu den Seinen zurückkehren und neue Entwendungen verüben. Die Pschi und Work sind die gefürchtetsten und renommirtesten Diebe im Lande. Der auf der That ertappte Dieb wird in der Regel bis auf das Hemd ausgezogen und nicht eher frei gelassen, bis er oder seine Familie ein Lösegeld bezahlen. Doch ist es gefährlich, den Dieb zu verwunden oder zu tödten, da in diesem Falle seine Familie das Blutgeld fordert. Die Versuche der Naibe, dem Diebstahle Schranken zu setzen, waren eine Zeit lang mit bestem Erfolge gekrönt, aber die später eingetretenen Zwistigkeiten hatten auch eine erschreckende Vermehrung der Diebstähle zu Folge. — Wie aber letztere leider an der Tagesordnung sind, so sind Raubanfälle oder Raubmorde unerhört. Nie kommt es vor, daß Diebe auch in den schlechtverwahrtesten Hof mit Gewalt einbrechen, oder daß ein einzelner Reisender auf dem Wege beraubt oder gar ermordet wird. Die Ursache ist die eigenthümliche, aber starke Organisation des gesellschaftlichen Verbandes in diesem Volke, wo Einer für den Andern, jeder Stamm, jede Familie für ihre Angehörigen, die Bewohner jeder Inneh-is für das auf ihrem Grunde verübte Verbrechen verantwortlich sind.

Die Nachbarn leben unter einander in einer Einigkeit, die den Landleuten in Europa zum Muster dienen könnte; die Feldarbeiten werden immer von mehreren Nachbarn gemeinschaftlich ausgeführt. Ist ein Hof durch Brand, Viehseuche oder Ueberfall des Feindes zu Grunde gerichtet, hat der Russe irgend Jemanden von der Familie gefangen genommen und der Loskauf ist nöthig, so helfen nicht nur die Nachbarn, sondern auch die im entferntesten Landestheile wohnenden Familienglieder, und wenn dies nicht ausreicht, ist der ganze Stamm verpflichtet, beizusteuern. Es ist also natürlich, daß es in diesem Lande ebenso wenig Arme wie Reiche giebt; Bettler sind unbekannt.

*) Karar bedeutet Kontrakt oder Uebereinkunft. Das Wort ist türkisch-tatarischen Ursprungs.

Ein Ausflug nach Tanger in Marokko.

Der Hafen von Tanger. — Physiognomie der Stadt. — Der Fremdenführer Hamed. — Marktleben. — In einem maurischen Hause.— Die Umgegend. — Karawanen. — Ein Wildschweinsjäger. — Eine jüdische Hochzeit. —

Von Gibraltar oder Algesiras aus gelangt man in wenigen Stunden nach der afrikanischen Küste hinüber und ist gleichsam im Sprung auf marokkanischem Boden. Der Sund, welcher zwischen den Säulen des Herkules strömt, hat eine geringe Breite; von Spaniens Gestaden erblickt man jene Marokkos und umgekehrt.

Sobald man im Hafen von Tanger (Tandschehr, Tandscha; die Römer nannten es Tingis) landet, sieht man sich in eine fremde Welt versetzt. Die Stadt liegt malerisch auf einem Hügel, östlich vom Kap Spartel, hat vielleicht zehntausend Einwohner, unter denen 2500 Juden, mehr als 1000 Neger, ein paar Hundert Berbern, die übrigen aber Mauren sind. Die europäischen Konsuln haben in der Stadt wohnliche Häuser, in der Umgegend reizende Gärten, aber gleich hinter der Stadt dehnt sich eine kleine Sandwüste aus. In Marokko, wo so ziemlich Alles sich im Verfall befindet, darf Tanger keine Ausnahme machen: die Mauern drohen dem Einsturz; die ziemlich gut erhaltenen Batterien können europäischen Kanonen keinen Widerstand leisten, und während des letzten Krieges mit Spanien ist der Beweis geliefert worden, daß auch die anderen marokkanischen Hafenbefestigungen nichts nützen.

In Tanger sieht man sich schon ganz nach Afrika hineinversetzt. Die Wohnungen der Mauren und Juden sind zumeist unansehnlich, aber die Straßen etwas weniger schmal und krumm als in anderen mohammedanischen Städten. Hat man sich die paar Moscheen, Synagogen und das christliche Franziskanerkloster betrachtet, so kennt man die Herrlichkeiten der Stadt.

Aber das Leben und Treiben auf Straßen und Plätzen gewährt dem Beobachter, der sich zum ersten Mal in diese neue Welt versetzt sieht, ein lebhaftes Interesse. Alles ist bunt, farbig, neu. Wenn man sich in dem Gasthause einer Schottin, welche Europäern Wohnung und Kost giebt, eingerichtet hat, geht man aus und hat an dem Mauren Hamed einen zuverlässigen Fremdenführer, der Alles kennt und Vieles erzählt. Durch den steten Verkehr mit Ungläubigen hat er viele mohammedanische Vorurtheile abgelegt und betrachtet einen Europäer beinah als Seinesgleichen. Zuerst führt er den Fremden nach dem Palaste des Pascha, von welchem aus man eine sehr hübsche Aussicht über die Stadt und über das Meer hin bis Gibraltar genießt. Dann geht man mit ihm nach dem Karawanserai, einem großen, mit Bogengängen umgebenen Viereck. Dort sind die fremden Kaufleute; man sieht Kameele in allen Stellungen, die eben angekommenen werden entlastet, anderen ladet man die Bürde auf. Von Tanger gehen häufig Karawanen nach Mekines und Mogador. Neben dem Karawanserai ist die maurische Herberge, in welcher die muselmännischen Kaufleute wohnen. Der Hofraum ist mit doppelten Arkaden umgeben, die übereinander liegen. Unter denen zu ebener Erde sind Waarenballen aufgespeichert, die Bögen im Obergeschoß bilden eine Galerie; auf jeden führt die Thür eines kleinen Zimmers hinaus. In diesen Gemächern, welche keine Fenster haben, wohnen die Kaufleute, und jeder muß sich selber seine Speisen bereiten. Hier wird gekocht und in einem andern Zimmer schon gegessen; Sklaven gehen ab und zu und besorgen Aufträge, und manche Neger treffen Vorkehrungen zur Abreise. Andere Bekenner des Islam sitzen einzeln oder in Gruppen im Hofraum umher und blasen mit voller Gemüthsruhe Tabakswolken vor sich hin und trinken Kaffee.

Der Marktplatz ist am Donnerstag vorzugsweise stark besucht, denn eine beträchtliche Menschenmenge strömt aus einer nicht zahlreichen Umgegend zusammen. Außerhalb des südlichen Thores liegt eine große Ebene: auf der einen Seite erheben sich die Stadtmauern und weiterhin liegt der hübsche Garten des schwedischen Konsulats, der einen Hain von Südfruchtbäumen bildet; auf der andern Seite steigen die Hügel empor, welche aber durch hohes Schilf und Ried und durch eine Strecke Sandwüste vom Marktplatze geschieden sind. Auf diesem ist ein lebhaftes, lärmendes Durcheinander. Ich sehe Feldarbeiter und Frauen vom Lande, welche den Ertrag ihrer Felder oder Gärten feilhalten; Neger gehen hin und her und verrichten, ähnlich wie im Karawanserai, allerlei Aufträge; Mauren kaufen Das oder Jenes und schreien dabei; Juden halten ihre lange Börse in der Hand und trennen sich ungern auch vom kleinsten Geldstücke. Da werden beladene Pferde und Esel herangetrieben, deren Führer sich um die Menschen gar nicht kümmern; wer gestoßen oder getreten wird, schreit und flucht. Am obern Ende des Marktes sah ich Zelte von allen möglichen Formen: hoch und spitz, viereckig und breit; manche bestehen aber auch aus weiter nichts als einem Stück Zeuges, das auf einer Stange oder einigen Pfählen befestigt ist; bei manchen ist der Stoff braun, bei anderen weiß oder gestreift; einige sind mit Waaren angefüllt, unter anderen wohnen Pilger, die jüngst aus Mekka kamen und sich hier ausruhen, um neugestärkt die weitere beschwerliche Reise nach Süden hin anzutreten. Ich sah auch eine Karawane abziehen, welcher stattliche Reiter das Geleit gaben.

Die Marktwaaren bestanden in Gemüse, Geflügel, Pferden, Eseln und allerlei Hausgeräthschaften; Sklaven waren gerade nicht am Verkaufsplatze. Die Frauen vom Lande hatten das Gesicht sehr sorgfältig verhüllt; maurische Stadtfrauen gehen gar nicht auf den Markt und die Einkäufe werden von den eifersüchtigen Männern besorgt. Der Fremde ist überrascht, wenn er sieht, auf wie mannichfaltige Weise der Burnus getragen und drapirt werden kann.

Die Marokkaner haben ihr Geld gewöhnlich im Gürtel; es sind kleine runde Stücke, Nrhani genannt, deren jedes fünfzehn Fluhs gilt. Der Fluh ist ein Heller, und drei derselben bilden einen Musura, der etwa so viel werth ist wie zwei Cuartos in Gibraltar.

Hamed kaufte einen Topf mit Butter ein, ging in eine ziemlich enge Gasse, klopfte an eine Thür und bat mich, ein wenig zu warten. Ich that als verstehe ich ihn nicht, und als die Thür geöffnet wurde, trat ich gleichzeitig mit ihm in's Haus. Da ich einmal drinnen war, machte er weiter keine Einwendungen und bemerkte nur: „Sagen Sie aber ja keinem Menschen etwas davon!“

Nun befand ich mich unter einer maurischen Familie. In einem engen Hof, auf einer hölzernen Galerie, saßen Hamed's Frau und seine beiden Töchter, Aïstra und Fatima. Madame trug ein blaues Kleid und einen rothen Turban; Aïstra war ein ganz hübsches Geschöpf und das weiße Kleid von Musselin stand ihr gut; an den Handgelenken hatte sie dicke silberne Ringe. Fatima trug auf dem Kopfe eine

spitze rothe Kappe, war nicht so reizend wie die ältere Schwester, gab mir aber nach dem Befehl ihres Vaters eine Hand. Das Haus enthielt drei lange Zimmer, die völlig von einander getrennt und mit türkischen Teppichen belegt waren. Im Ganzen war an dieser Wohnung nicht viel zu sehen und ich ging nach einer halben Stunde mit Hamed wieder fort, um einen Ritt außerhalb der Stadt zu machen.

Zwei Pferde waren bald herbeigeschafft und wir sprengten über Stock und Block und ritten durch einige Bäche. Der Weg war abscheulich, aber mein Führer meinte, die Berberrosse seien an denselben gewöhnt und möchten gute Wege gar nicht leiden. Hamed pries sein Heimathland als das herrlichste Paradies der Welt und fragte einmal über das andere: „Ist es hier nicht viel, viel schöner als in Spanien?"

Wir kamen auf einen Hügel, wo fünfzehn in Steinhaufen befestigte Stangen, an welchen weiße Lappen flatterten, den Eingang zu einem Dorfe bezeichneten. Dieses selbst sahen wir aber noch nicht, denn es lag hinter einer sandigen Anhöhe; als wir aber um diese herum geritten waren, gewahrten wir niedrige, mit Stroh gedeckte Hütten, fünfzehn an der Zahl. Alles war armselig und in hohem Grade schmutzig, und wir sprengten fürbaß.

Nach etwa einer Viertelstunde sahen wir zwei Karawanen, welche landein zogen; die Kameele gingen mit weitvorgestrecktem Halse in langer Reihe einzeln hinter einander. Der Anblick war für mich eigenthümlich und der vierstündige Ritt recht lohnend. Auf dem Rückwege begegneten mir viele Mauren, die vom Markte zurückkamen; mehrere Frauen trugen Kinder auf dem Rücken, hatten aber die Kleinen dermaßen eingewickelt, daß kaum etwas vom Gesicht hervorguckte.

Als ich wieder in Tanger einritt, war der Markt längst vorüber, ich fand aber die Straßen trotzdem sehr belebt, denn sie dienen gleichsam als Besuchszimmer. Man erzählt sich die Tagesneuigkeiten unter freiem Himmel. Der arabische Dialekt, welchen die Mauren in Tanger reden, kam mir sehr hart und rauh vor. Die Juden sind so geschäftseifrig wie überall; einen Handelsmann, der sich einmal an mich angeklammert hatte, konnte ich gar nicht wieder los werden; er brachte mir immer neue Sachen und ließ nicht nach, bis ich mich dazu verstand, mit ihm zu einem seiner Glaubensgenossen zu gehen. Bei diesen fand ich sehr schöne Töpferwaaren, die in Fez verfertigt werden. Die Farbengebung ist lebhaft, der Preis war gering, aber jedes einzelne Stück hatte da oder dort Fehler. Mein jüdischer Handelsmann versuchte mir zu beweisen, daß gerade darin der eigentliche Werth und die wahre Schönheit liege; ohne jene Mängel wären sie gar nicht arabisch! Die Araber wollen von den Juden nichts wissen; es ist der ewige Widerstreit zwischen Isaak und Ismael.

Marokkaner begleiten eine Karawane.

Die beiden Handelsleute führten mich in ein Theater, welches sein Dasein einigen reichen jüdischen Kaufleuten verdankte. Eine prächtige Schaubühne ist es nicht, sondern ein sehr einfaches Ding: es besteht nämlich aus einem mit Leinwand überspannten Hofraum, in welchem Bänke stehen. Die Galerien des Obergeschosses bildeten Logen und in diesen saßen, außer den Konsuln, auch ein Dutzend hübsche, sehr geputzte Jüdinnen. Mauren mit nackten Beinen richte-

ten alles Erforderliche auf der Bühne her und dann wurde ein spanisches Lustspiel aufgeführt, welchem Tänze folgten.

Am Freitag ruhen die Muselmänner und gehen in die Moscheen; in diese konnte ich nur von außen einen flüchtigen Blick werfen, weil der Eintritt keinem Ungläubigen erlaubt ist. Bei meinem Handelsmanne machte ich wieder einige Einkäufe; er zeigte mir den Juwelenschmuck einer wohlhabenden Braut, der wirklich sehr hübsch war. Aber die Ohrringe möchten doch für eine Europäerin zu schwer sein; sie gleichen Armspangen und sind mit goldenen Ketten versehen, welche man in's Haar einflicht. Die Maurinnen tragen auch Beinspangen.

Ich sah abermals äußerst hübsche Töpferwaaren von schönster antiker Form und etruskischer Färbung. Die Töpfer in Fez sind sehr geschickte Leute und liefern auch Arbeiten nach Zeichnungen.

Am Sonnabend hielten die Juden streng ihren Sabbath, und ich unterhielt mich in meiner Herberge mit einem jungen Engländer, welcher der Jagd wegen in's Land gekommen war. Als wir uns in ein Gespräch über marokkanische Verhältnisse vertieft hatten, trat ein alter Maure in's Zimmer, warf sich vor ihm platt zur Erde und küßte ihm die Hand. Das letztere that er auch mir. Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte, aber die Sache klärte sich sogleich auf. Der Alte war Hauptmann der Wildschweinsjäger, wohnte etwa sechs Stunden von Tanger entfernt, in Midiah, hatte weit und breit Einfluß und eine Schaar von etwa sechszig Jägern stand unter seinem Befehl. Mein Engländer war sein Jagdfreund und er kam jetzt, um ihn abzuholen. Die Muselmänner dürfen zwar von den Wildschweinen keinen Bissen genießen, sind aber leidenschaftlich auf die Jagd gerade dieses Wildes erpicht. Diese marokkanischen Eber sind von den unseren verschieden, haben einen viel dickern Kopf und zwei nach oben gekrümmte Hauzähne. Der Engländer hatte ganz recht, daß er in's Land gekommen war; er fand Beute genug, namentlich Stachelschweine, ungeheuere Schwärme von Kaninchen, viele rothe Repphühner, Gazellen und Antilopen, die sich zähmen lassen, obgleich sie in wildem Zustande ungemein scheu sind. Auch der Strauß wird gezähmt, und es ist eine Belustigung der Negerknaben, auf diesem Vogel der Wüste zu reiten, als ob er ein Pferd wäre. Die Straußenjagd wird, beiläufig bemerkt, in Marokko auf eine eigenthümliche Weise betrieben. Zwanzig bis dreißig berittene Jäger vereinigen sich und zwingen den Strauß, der nicht fliegen kann, aber unglaublich rasch läuft, sich gegen den Wind zu bewegen. Das ermüdet ihn, der Wind schwellt ihm die Flügel an, die er beim Laufen gebraucht und öffnet. Er wendet sich um, sucht zwischen den Jägern hindurch zu kommen, wird aber durch deren Schüsse getödtet.

Die britische Königin Victoria hat einmal dem Sultan von Marokko drei sehr schöne Kanonen verehrt; ich sah diese Geschütze neben der Mauer liegen, von Gras überwachsen und verrostet. Wie kann auch ein Monarch, dessen Harem achthundert Frauen enthält und der unter so vielen weiblichen Köpfen Ordnung halten, so vielen Zungen Schweigen gebieten muß, sich um Kanonen bekümmern?

Meine jüdischen Bekannten gaben sich alle Mühe, mir die Zeit angenehm zu vertreiben. Die Israeliten in Tanger sprechen unter einander spanisch; die meisten stehen unter dem Schutz irgend eines Konsulats und sind dadurch gegen Mißhandlungen von Seiten der maurischen Behörden geschützt. So können sie freier athmen als ihre Glaubensgenossen in anderen marokkanischen Städten. Ich sah am Sonnabend viele aufgeputzte und reichgeschmückte Jüdinnen auf den Thürschwellen sitzen und hatte die angenehme Ueberraschung, zu einer Hochzeitsfeier eingeladen zu werden.

Mein Handelsmann führt mich ein und ich werde gastfreundlich aufgenommen. Schon vor der äußern Thür des Hauses stehen vier in grelle Farben gekleidete, mit allerlei Juwelen geschmückte Mädchen, alle jung und hübsch. Ich durchschreite den Hausgang, als ich aber auf die Schwelle des Hofraums trete, bin ich von einem feenhaften Anblick überrascht. Der von maurischen Bogengängen eingefaßte Hof ist angefüllt mit jüdischen Damen, die von Edelsteinen funkeln. Ihr Kopfputz ist reizend hübsch; er besteht aus zwei verschiedenfarbigen, gestreiften Tüchern; das eine bildet eine Art von Turban, das andere geht unter dem Kinn hindurch und fällt über die Schultern. Die Mieder sind mit Edelsteinen besetzt, die Röcke vom feinsten Stoff, und unter den Gesichtern viele bildschön. Die Männer saßen in einem besondern Zimmer bei Tische. Nach Einbruch

Antilopen.

der Dunkelheit erschienen maurische Musikanten. Die Damen waren im großen Saale versammelt, und ich konnte ihren Putz mit Muße betrachten. Ein junges Mädchen ließ sich, nach vielem Bitten, zu einem Tanz herbei, der aber unseren Begriffen von Tanz nicht entspricht, denn er bestand in einem langsamen, gravitätischen Einherschreiten. Die Tänzerin legte erst eine Hand auf die Hüfte, bewegte sie dann mit Lebhaftigkeit, nahm ein großes Tuch, drehte sich mehrmals um sich selbst, machte eine Verneigung und vorbei war der Tanz.

Die jüdischen Hochzeiten dauern manchmal einen halben Monat. Merkwürdig ist Folgendes: Die Braut wird im vollen Staat auf einen Tisch gestellt; auf dem Kopfe hat sie eine Art Mitra von vergoldeter Pappe. Nun muß sie mit geschlossenen Augen und unbeweglich so lange auf dem Tische stehen bleiben, bis alle Anwesende sich die Schöne recht mit Muße betrachtet und satt an ihr und ihrem Putze gesehen haben. Dann hebt man sie herunter und führt sie Abends bei Fackelschein durch mehrere Gassen der Stadt. Dabei darf sie aber die Augen nicht aufschlagen.

Strauß.

Die Wanderheuschrecke (Gryllus migratorius) und ihre Verwüstungen in Südostrußland während des vergangenen Sommers.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.**

Aus dem grauen Alterthume klingt es zu uns herüber, wie eine dichterische Sage von gewaltigen Heeren, welche durch die Luft dahinziehen, sich niederlassen und das blühende Land binnen wenigen Tagen in eine Einöde verwandeln. So heißt es schon im zweiten Buch Mosis:

„Und sie kamen über ganz Aegyptenland, und ließen sich nieder an allen Orten in Aegypten; so sehr viel, daß zuvor desgleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es, und sie fraßen alles Kraut im Lande auf, und alle Früchte auf den Bäumen, die dem Hagel waren überblieben; und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde, in ganz Aegyptenlande." Und später finden wir in der Bibel eine andere Beschreibung dieser Plage, welche sich vor sämmtlichen, die wir kennen, durch ihre herrliche Dichtung auszeichnet: „Ein finstrer Tag, ein dunkler Tag, ein wolkiger Tag, ein nebeliger Tag, gleichwie sich die Morgenröthe ausbreitet über die Berge; nämlich ein groß und mächtig Volk, desgleichen vorhin nicht gewesen ist und hinfort nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer, und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und Niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse, und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen; Aller Angesichte sind so bleich wie die Töpfe. Sie werden laufen wie die Riesen, und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein jeglicher wird stracks vor sich daher ziehen, und sich nicht säumen. Keiner wird den andern irren, sondern ein jeglicher wird in seiner Ordnung daher fahren; und werden durch die Waffen brechen, und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umher reiten, auf der Mauer laufen, und in die Häuser steigen, und wie ein Dieb durch die Fenster hinein kommen. Vor ihm erzittert das Laub und bebet der Himmel, Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein."

Bei uns zu Lande ist es Keinem zu verdenken, wenn er die beiden angeführten Stellen entweder für ein Mährchen oder für ein der Wahrheit entbehrendes Phantasiebild nimmt. Nur Derjenige, welcher selbst Heuschreckenschwärme gesehen, welcher selbst von den Heuschrecken umschwärmt worden ist, dem sie die Sonne und den Himmel wirklich verdunkelten, der die Verwüstungen erschaut, welche sie hervorriefen, erkennt, daß beide Stellen der Bibel auf Wahrheit beruhen. Denn die ägyptische Plage ist noch nicht beendet; sie wiederholt sich von Zeit zu Zeit, wenn auch glücklicherweise nicht in unseren Gegenden.

Unsere Landwirthe mißgönnen dem zierlichen Reh die wenige Aesung, welche es bedarf, verfolgen selbst den Hasen und das Kaninchen, ihre Todfeinde; was würden wir von ihnen erfahren, kämen Heuschreckenschwärme über ihre Felder, um sie zu verwüsten!!

Der ganze Südosten unsers Erdtheils, ein großer Theil Asiens und Afrikas beherbergen Wanderheuschrecken. Sie gehören verschiedenen Arten an, sind sich jedoch in Gestalt und Wesen sehr ähnlich. Nur die ungeheure Zahl, in welcher sie auftreten, macht sie furchtbar; wäre unsere grüne Laubheuschrecke eben so häufig als sie, wir würden ähnlichen Grund zur Klage besitzen.

Die eigentliche Wanderheuschrecke ist von grünlich-bräunlicher Färbung, hat braungelb gefleckte Flügel, ziegelrothe Unterseite der Brust und ein einfach gekieltes, hinten stumpfeckiges Hautschild. Ihre Länge beträgt etwa anderthalb Zoll. Sie findet sich vereinzelt im südlichen und mittlern Europa überall, und kommt auch bei uns in Deutschland einzeln vor; ihre eigentliche Heimat liegt jedoch östlicher; denn, wie die Schaaren der Völker, so wandern auch die Heuschrecken von Sonnenaufgang dem Niedergang entgegen. Ihre Lebensgeschichte ähnelt der anderer Laubheuschrecken. Im Herbst werden die Eier gelegt, im Frühjahr schlüpfen sie aus. Günstiges Herbstwetter bringt im nächsten Frühjahr die Plage herbei, naßkaltes vernichtet den größten Theil der Eier. Das Leben der Thiere selbst läßt sich in zwei Hauptabschnitte theilen: in den der Entwickelung und den der Vollendung oder bezüglich Begattung und Vermehrung. Einem im vorigen Jahre der Akademie zu St. Petersburg übersandten Berichte, die Verheerungen der Wanderheuschrecken in Bessarabien betreffend, entnehmen wir hierüber Folgendes: „Die Entwickelung aus dem Ei begann in der Umgegend von Kischenew am 24. Mai, die erste Häutung am 7. Juni, die zweite 11 Tage später, die dritte wieder 11 Tage darnach; die vierte und vollkommene Entwickelung der in eine Flügelscheide spiralförmig eingeschlossenen Flügel vollendete sich am 10. Juli. Vom 18. Juni an wurde die Wanderung bemerkbar, nach der dritten Häutung allmälig stärker; sie erreichte jetzt bereits eine Schnelligkeit von 90 englischen Fuß in der Minute. Gerade nach der dritten Häutung ist die Heuschrecke am gefräßigsten und schont jetzt keine Pflanze, selbst Bäume und Sträucher werden von ihr benagt.

Das vollkommen entwickelte Kerbthier erhob sich am 11. Juli und richtete seinen Flug anfänglich nach dem Winde. Noch immer war die von ihm bewirkte Verheerung eine außerordentlich große. Am 7. September begann die Begattung, und nach ihr nahm die Gefräßigkeit bedeutend ab. Am 15. September sah man die ersten eierlegenden Weibchen. Jedes derselben legt seine 40 bis 50 Eier gemeinschaftlich in ein kleines, vermittelst seines Legestachels gebohrtes Loch in der Erde, dessen Tiefe ungefähr anderthalb Zoll beträgt. Von nun an minderten sich die furchtbaren Feinde; heftige Regengüsse brachten Tausenden den Tod, die anderen starben an Altersschwäche, und nach dem 24. Oktober sah man nur noch Leichen. Die Lebensdauer der Heuschrecke umfaßt demnach einen Zeitraum von beinahe 5 Monaten, aber diese 5 Monate sind auch hinreichend, ein blühendes Land in eine Einöde zu verwandeln. Schon von der zweiten Häutung an nähren sich die furchtbaren Thiere nur von Getreide und Baumblättern, und wo sie sich zeigen, verschwindet das Grün und an der Stelle der Blätter hängen die häßlichen Insekten an Baum und Strauch und Pflanze."

Es möge uns gestattet sein, bevor wir zur Schilderung der letzten Verheerungen übergehen, noch einige Worte über die Schwärme selbst zu sagen, welche wir theils den uns überlieferten Berichten entnehmen, theils nach eigner Anschauung wiedergeben. Die Wanderheuschrecken ziehen wegen ihrer großen Flügel sehr schnell dahin, sie machen ein sehr lautes Geräusch und sind deshalb von Weitem hörbar. Wenn sie fliegen, sieht es aus als ob eine Schneewolke dahergezogen käme und in großen Flocken herabfiele. Das Rauschen dieser sich nahenden Wolke wird mit dem eines Mühlrades verglichen. Die ganze Luft ist von den Thieren erfüllt und von ihnen verdunkelt. Sie fliegen blindlings gerade aus und in so dichten Massen, daß ein Schrotschuß mit einem Male Tausende zu Boden wirft, daß jeder Hieb einer Peitsche Dutzende niederstreckt. Was nicht fliegen kann, hüpft in großen Sprüngen hinter dem gräßlichen Heere drein. Flüsse werden manchmal meilenweit buch-

stäblich von ihnen bedeckt; auf den Feldern liegen sie in solchen Massen, daß man knietief in ihnen watet. Stürme werfen zuweilen Milliarden in das Meer, und Millionen und andere Millionen erleiden dabei ihren Untergang. Als die mailändische Regierung einmal einen Preis auf jeden Sack voll dieser Thiere setzte, wurden in wenigen Tagen 12,000 große Säcke mit Heuschrecken gefüllt. Eine einzige Nacht genügt, um einen Wald zu entblättern, ein Getreidefeld zu vernichten. Ein Schwarm, welcher 1747 in Siebenbürgen einfiel und dessen Nachkommen 1748 nach Deutschland kamen, zog durch durch einen der engen Gebirgspässe aus der Moldau herüber, vier Stunden lang, bei einer Breite von mehreren hundert Klaftern und einer Höhe von mindestens ebenso viel, so dicht gedrängt, daß man weder die Sonne noch Menschen zwischen ihnen auf 20 Schritte Entfernung sehen konnte. Nach dem Legen sterben die Heuschrecken, schwellen dann an, verfaulen und geben einen Gestank von sich wie Todtengeruch. In Italien soll einmal eine Pest entstanden sein, weil eine Menge von ihnen, welche der Wind in's Meer geworfen hatte, wieder an das Land getrieben wurde und dort verwes'te. Im Innern Afrikas, und zwar am Blauen Flusse, fiel es dem Schreiber dieser Zeilen von Weitem auf, daß über einem Walde in dichtem Gedränge sich Hunderte und Tausende von verschiedenen Raubvögeln umhertrieben. Beim Herankommen zeigte sich der Wald in ein eigenthümlich düster braunes Kleid gehüllt. Es war ein Urwald, so schön wie der Wasserreichthum der afrikanischen Tropen ihn nur in's Leben rufen kann. Prachtvolle Mimosen überwölbten ein dichtes, auf große Strecken hin vollkommen undurchdringliches Schlingwerk von Gebüsch und Schlingpflanzen, Tamarinden erhoben ihre bläulich grünen Kronen noch hoch über das Gewölbe der Mimosen; Reichthum und Fülle an Pflanzen jeder Art war hier zu finden — doch nein! — er war nur zu finden gewesen! Denn jetzt glich der Wald einem solchen, in dem das verzehrende Feuer gewüthet, den die Glut der Sonne verbrannt, den jahrelange Dürre vernichtet. Es sah aus als ob jeder Zweig mit verdorrten Blättern bedeckt wäre, aber die verdorrten Blätter waren nichts anderes als Heuschrecken! Sie hatten bereits alles Grün abgezehrt, sie hatten die Blätter bis auf die Stiele weggefressen und hingen nun noch an den Zweigen, um auch einen Theil der Rinde abzunagen. Schüttelte man einen Baum, so erhob sich eine Wolke, und in demselben Nu stürzten dann auch von oben, geflügelten Pfeilen vergleichbar, Dutzende von kleinen Falken hernieder, fingen geschickt eines der häßlichen Kerbthiere, hielten es zierlich in den Fängen und verzehrten es fliegend, hierauf zum zweiten und dritten Male unter den Schwall stoßend und neue Beute erringend. Die Heuschrecken also waren die Anziehungspunkte für die gerade in der Winterherberge verweilenden Falken und für Tausende von anderen Vögeln, welche sich gegenwärtig ausschließlich von diesen Thieren nährten.

Nur sie, die überall vorhandenen, überall dem menschen- und thierfeindlichen Kerbthier entgegentretenden Vögel, sind im Stande, einigermaßen den Verheerungen der Heuschrecken zu steuern; sie zu bewältigen, vermögen sie nicht; — steht ihnen ja doch auch der Mensch mit all seinen Kräften machtlos gegenüber! Zu hunderterlei Mitteln hat man bereits gegriffen, um die furchtbaren Thiere zu vernichten; nur wenige haben sich erfolgreich bewiesen. Man hat selbst Kanonen gegen sie in Wirksamkeit gesetzt, das Feuer gegen sie zu Hülfe gerufen; es war immer umsonst, so lange nicht der Himmel selbst sich in's Mittel legte, und Wind und Wetter den Tod von Millionen in einer Nacht herbeiführten. Doch ist es immerhin der Erwähnung werth, welche Mittel der Mensch anwendet, um sich seiner entsetzlichen Feinde zu entledigen, um vor dem furchtbaren Gespenst des Hungers sich zu schützen; und deshalb wollen wir nunmehr unsern bessarabischen Berichterstatter reden lassen.

„Im Sommer des vorigen Jahres", sagt er, „kamen die Heuschrecken theils aus der Türkei, theils aus den Donaufürstenthümern, theils vom Kaukasus in furchterregenden Massen herangezogen, verbreiteten sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz Neu-Rußland und Bessarabien und verwüsteten die in Folge des dürren Sommers ohnehin kümmerliche Getreide- und Heuernte fast gänzlich. Nachdem sie den Sommer über in Schaaren gleich schweren, gewitterdrohenden Wolken hin- und hergewogt waren, belegten sie mit ihren Eiern, in Bessarabien allein, einen Flächenraum von wenigstens 128,307 preußischen Morgen. Für das Chersonsche Gouvernement kann man diese Zahl, ohne viel von der Richtigkeit abzuweichen, verdoppeln und für das taurische Gouvernement nicht weniger in Anschlag bringen.

„So lange es die günstige Herbstwitterung erlaubte, wurde an vielen Orten in Bessarabien, ganz besonders aber im Chotinschen Kreise, die Vertilgung der Eier ausgeführt. Dies geschah durch schwaches Umpflügen des Bodens und dann durch Einsammeln und Verbrennen oder tiefes Vergraben der Eier. Nicht wenig haben auch die vielen Tausende von **Raben**, **Krähen** und **Dohlen**, denen die Heuschrecken zur leckern Nahrung dienten, zu ihrer Vertilgung beigetragen. Demungeachtet blieb noch genug zu thun übrig, daher setzte man im Frühling das Umpflügen der Erde und das Zerstören der Eier fort. An einigen Orten wurde noch das Festtreten des aufgepflügten Bodens durch hin und her beigetriebene Pferde und Ochsen hinzugefügt. Dies letztere Mittel erwies sich als eines der besten; denn je fester der Boden von den dazu gebrauchten Heerden getreten wurde, desto weniger kamen die Heuschrecken in der Folge zum Vorschein; dahingegen auf den blos aufgelockerten Räumen, ja selbst da, wo das mühevolle und langwierige Sammeln der Eier auf das Sorgfältigste bewerkstelligt wurde, entwickelten sich die jungen Heuschrecken noch immer in sehr großen Massen. Durch das Festtreten des Bodens wurden die nach dem Einsammeln zurückgebliebenen Eier entweder zerdrückt oder unfähig gemacht, sich weiter in der sie umgebenden harten Erdkruste auszubilden. Schade, daß dieses leicht auszuführende Vertilgungsmittel nur von Einigen in Anwendung gebracht wurde! Bis zum Schlusse des Mai war man in Bessarabien beinahe überall mit der Ausrottung der Eier beschäftigt. Im Chotinschen Kreise wurde vorzugsweise das mühsame Einsammeln der Eier ausgeführt. Um nur einigermaßen einen Begriff zu geben, welche fürchterliche Brut die Heuschrecke im vorigen Jahre der Erde überhaupt anvertraute, kann das folgende Beispiel dienen: Unweit Chotin brachte man auf einer Fläche von nur 7702 preußischen Morgen die ungeheure Masse von 4425 Berliner Scheffeln Heuschreckeneier zusammen.

Die Entwickelung der Heuschrecken aus dem Ei begann Ende Mai's und die Geburt ging rasch vorwärts. Jetzt stand eine weit schwerere Arbeit als das Eiervertilgen bevor, und man säumte auch nicht, wenigstens in Bessarabien, zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die junge Brut möglichst in ihrem Entstehen zu vernichten. Unter den zu diesem Zwecke gebrauchten Werkzeugen bewährte sich die Steinwalze sehr vortheilhaft. Durch das Walzen des Bodens wurden die jungen Heuschrecken nach und nach bis auf die letzte zermalmt. Diese neue Vertilgungsart hat die vortrefflichsten Dienste, besonders auf dem ebenen Lande, geleistet. Nach den Steinwalzen kommen die aus Schlehdorn gefertigten Strauchеggen, die von Pferden hin und her über die Heuschrecken geschleift wurden. Bei dieser Vertilgungsart haben sich die deutschen und bulgarischen Ansiedler ausgezeichnet; wo sie arbeiteten, entgingen nur wenige Heuschrecken dem Tode. Wohl nutzen sich die Strauchеggen, bei fortwährendem Gebrauch, in fünf bis sechs Tagen ab, doch können sie auch, da der Schlehdorn häufig auf den Feldern vorkommt, schnell und billig wieder hergestellt werden, und sind dem sogenannten Fangapparat für Heuschrecken vorzuziehen. Das Zertreten der jungen Heuschrecken durch die hin und her getriebenen Pferde- und Ochsenheerden ging ebenfalls gut von statten, besonders des Morgens und des Abends, zu welcher Zeit sich die Heuschrecken in Haufen schaaren und weniger lebhaft als am Tage sind. Man trachtete überhaupt auf jede Art und Weise die Heuschrecken in der ersten Periode ihres Lebens, d. h. ehe

sie sich beflügeln, zu vernichten; was auch bei dem außerordentlichen Kraftaufwande in Bessarabien größtentheils gelang.

Schon war die mühevolle Arbeit ihrem Ende nahe, da erhielten wir die betrübende Nachricht, daß die Heuschrecken des Chersonschen Gouvernements in erschrecklichen Massen über den Dnjester setzen. Nachdem sie im Tiraspolschen Tausende von Morgen der herrlichsten Fluren total verwüstet, theilte sich die Heuschreckenbrut des Tiraspolschen Kreises am 28. Juni unweit der Kreisstadt in drei Partien: eine dieser Partien nahm ihre Richtung gerade nach dem Norden und überschritt am 30. Juni Tiraspol, die andere wendete sich nach Osten in's Innere des Chersonschen Gouvernements und die dritte hüpfte dem Dnjester zu und überschwamm denselben am 28. und 29. Juni 16 Werst (ungefähr 2¼ deutsche Meile) und in einer Schicht von 7 bis 8 Zoll Mächtigkeit.

Ohne merklich von dem Wasser gelitten zu haben, verbreiteten sie sich über die am rechten Ufer des Flusses gelegenen Niederungen, die hier aus Marschland bestehen, und auf weite Strecken den Ueberschwemmungen ausgesetzt, mit Schilf, Buschholz und Wald bewachsen und der vielen sehr ausgebreiteten Sümpfe wegen nur stellenweise zu passiren sind. Unter diesen Umständen war natürlich keine Möglichkeit vorhanden, diesen Feind vom Uebergang abzuhalten, ihm aber das Landeinwärtsschreiten zu verwehren, war noch Zeit. Daher traf man die schleunigsten Anordnungen, von nah und fern Leute zusammenzuziehen. Den mächtigen Feind kennend, eilten, mit dem Nothwendigsten versehen, Deutsche, Bulgaren, Juden, Groß- und Kleinrussen willig dem Wahlplatze zu, und in einer kurzen Zeit waren über 14,000 Mann! und mehrere Pferde- und Ochsenheerden an Ort und Stelle. Nun begann eine der merkwürdigsten, in den naturgeschichtlichen Büchern noch nicht verzeichneten Schlachten. Sie dauerte volle acht Tage! Die Bewegungen der Heuschrecken waren so rasch, daß sie in den ersten paar Tagen nach dem Uebergange die Niederungen völlig einnahmen und sich über einen Flächenraum von vier deutschen Geviertmeilen verbreiteten. Um sie von den angrenzenden Feldern abzuhalten, wurden längs denselben auf einer Strecke von 20 Werst tiefe Schutzgräben gezogen und mit Leuten besetzt, welche den Auftrag hatten, die in die Gräben hineinstürzenden Heuschrecken gleich zu tödten. Die übrigen Mannschaften arbeiteten, zu Hunderten und Tausenden vertheilt, an allen zugänglichen Orten und kämpften auf alle Weise gegen die aus Schilf und Gebüsch immer und immer in ungeheurer Menge hervordringenden Heuschrecken. Man grub Gräben und Gruben, trieb sie mit Besen hinein und zerstampfte sie dort mit Handrammen. Wo es der mehr freie Raum erlaubte, wurden sie von Heerden zertreten oder vermittelst Straucheggen zermalmt. Auch an Streifwachen zu Pferde, deren Aufgabe es war, die Bewegungen der Heuschrecken zu beobachten und wo sie Versuche machten, über die Schutzlinie zu dringen, die Aufmerksamkeit der nächsten Mannschaft dahin zu lenken, fehlte es nicht; mit einem Wort: die Thätigkeit der Anordner und der Arbeiter war bewunderungswürdig. Und es ist ihnen gelungen, auf dem ungeheuern Raume annähernd bis auf drei Viertel der ganzen Heuschreckenmasse zu vertilgen. Am 8. Juli trat die Zeit ihrer letzten Häutung und folglich die völlige Entwickelung ihrer Flügel ein. Am 9. Juli erhoben sich die ersten Heuschreckenschaaren und zogen nach verschiedenen Richtungen. Da es vergebens war, länger gegen sie zu kämpfen, so wurden die Leute nach ihren Behausungen entlassen, um das schon größtentheils reife Getreide abzunehmen und somit das noch unversehrt gebliebene vor ihrer fernern Vernichtung zu retten.

Der Schaden, den die Heuschrecken in Bessarabien anrichteten, ist im Vergleiche zu dem des Chersonschen Gouvernements sehr gering zu schätzen. Im letztern Gouvernement, besonders in den Kreisen von Tiraspol, Ananjow und Lobrinez, haben die Heuschrecken den Grundbesitzern entweder Nichts, oder nur äußerst wenig zu ernten gelassen, wodurch Viele gänzlich zu Grunde gerichtet wurden. Uebrigens wäre der Schaden gewiß nicht so groß geworden, hätten die Landbewohner des Chersonschen Gouvernements nicht gesäumt, die Heuschreckenbrut im Keime zu ersticken! Natürlich sollten hierzu die Gutsbesitzer das Beispiel geben, doch leider geschah es nur von wenigen. Es gab sogar Fälle, daß manche Gutsbesitzer, um ihr Getreide zu retten, für hinreichend und der Ordnung gemäß hielten, die auf ihrem Grund ausgeheckte Brut, anstatt gleich zu tödten, auf das Land ihres Nachbars zu treiben. Aber dieses gewissenlose Verfahren nutzte zu Nichts — es kamen andere Schaaren und ihre Felder mußten das Loos der allgemeinen Verwüstung theilen.

Diese furchtbare Geißel ist nicht nur in unserer Umgebung erschienen, ihren Verheerungen war die ungeheure Landstrecke vom Kaukasus bis zu den Karpathen mehr oder weniger ausgesetzt. Nur selten haben die Heuschrecken solche weite Wanderungen unternommen, wie in diesem Jahre. Man sah sie in Gegenden, wo sie gänzlich unbekannt sind; sie erschienen im westlichen europäischen Rußland bis zum 51. und im östlichen bis zum 53. Breitengrade.

Die völlige Ausrottung dieses Kerbthiers ist kaum denkbar, und eine starke, bis zur Unschädlichkeit gebrachte Verminderung desselben ist nur in dem Falle möglich, wenn unsere Nachbarn in der Türkei und den Donaufürstenthümern ebenfalls Maßregeln treffen, der Vermehrung dieser Thiere Schranken zu setzen. So lange dies versäumt wird, bleiben unsere Mühe und Aufwand, den mächtigen Feind zu besiegen, vergebens, und um desto mehr, wenn außer der Sorglosigkeit der dortigen Einwohner auch noch die Witterungsverhältnisse sein Ueberhandnehmen begünstigen. Es ist bekannt, wie sehr sich dieses Insekt während der letzten Zeit in der Dobrudscha, der Walachei und Moldau vervielfältigt hat; dazu trug nicht wenig die trockene und warme Herbstwitterung in den Jahren 1858 und 1859 bei.

Die Begattung und das bald darauf folgende Eierlegen der Heuschrecken ereignet sich in der ersten Hälfte Septembers, und wenn um diese Zeit warmes und trockenes Wetter eintritt, so ist die Existenz ihrer künftigen Brut gesichert; dahingegen feuchtes und kühles Wetter während derselben Zeit wirkt auf die Heuschrecken ermattend, und in Folge dessen finden die obigen Lebensverrichtungen nur unvollkommen statt. Glücklicherweise war dies hier der Fall in diesem Jahre. — Der ganze September, außer den ersten vier Tagen, war naß und kühl, und die meisten Heuschrecken wurden hierdurch noch vor ihrem Eierlegen getödtet. Bei denen, welche es bis zum Eierlegen brachten, geschah dasselbe aus Entkräftung, nicht normal; — sie legten ihre Eier weder hinreichend tief in die Erde, noch in der gehörigen Anzahl. Demnach haben wir von der wenigstens in unserer Umgebung niedergelegten Brut im künftigen Jahre keinen bedeutenden Schaden zu erwarten, und die hoch im Norden gelegten Eier werden sehr wahrscheinlich von dem dort herrschenden, im Vergleiche zu dem hiesigen, weit strengerem Winter zerstört werden; denn ein Insekt, welches von der Natur mehr für die südlichen Gegenden geschaffen ist, und dessen Fortpflanzung nur unter den günstigsten Witterungsverhältnissen bis zum 48. Grade nördlicher Breite gedeihen kann, wird im höhern Norden sein Fortkommen schwerlich begründen können. Mehr wahrscheinlich ist die Voraussetzung, daß im künftigen Jahre, die Heuschrecke der Türkei und der Donaufürstenthümer in ihrer zweiten Lebensperiode zu uns herüberziehen und Schaden verursachen wird.*)

*) Ueber die Heuschreckenplage der Länder der Alten Welt, vorzugsweise Asiens, nach ihrer geographischen Verbreitung über die Heuschreckenstriche und die Züge der Wanderheuschrecke hat Karl Ritter, Asien Bd. IV., erste Abtheilung, S. 789 bis 815 viele Angaben zusammengestellt. Fast alle neueren Reisenden, welche Afrika besucht haben, wissen von der Heuschreckenplage zu erzählen, besonders auch Livingstone. Das Kerbthier wird von manchen Völkern in Asien wie in Afrika schon seit den Zeiten des Alterthums, geröstet oder gekocht, gern gegessen. Red.

Die freien Neger in Westindien.

Ein Buch, welches vor mehreren Monaten ein Agent der Abolitionisten, Namens Sewell, in England herausgegeben hat, zeigt wieder einmal, in wie gewissenloser Art diese Klasse sogenannter Menschenfreunde zu Werke geht. Da geachtete deutsche Blätter Auszüge aus diesem Werke bringen und in gutem Glauben, aber ohne Kritik, die Angaben Sewell's wiedergeben, so wollen wir uns einige Bemerkungen erlauben. Sewell verschweigt viele wichtige Thatsachen, andere stellt er in ein schiefes Licht, bei noch anderen sagt er nur die halbe Wahrheit und die praktische Erfahrung kümmert ihn nicht. Ueber vieles Wesentliche schlüpft er leicht hin und so kommt ein durchaus unrichtiges Bild zum Vorschein.

Den Erfahrungssatz, daß der Neger nur arbeite, wenn er gezwungen werde, nennt Sewell ein Vorurtheil. Aber der Satz wird überall bestätigt, namentlich in heißen Ländern. Dann und wann eine Verrichtung für Lohn thun, ist noch kein Arbeiten, ist keine regelmäßige Beschäftigung. Wo der Neger Land und Boden findet, auf welchem er sich eine Hütte aufschlagen kann, wo er durch seine Frau ein Stück Feldes nothdürftig urbar machen läßt und wo er Hühner und Schweine hält, dort ist er zwar ein „kleiner, freier Eigenthümer" aber ein wenig produktiver Mensch, ein halber „Maroon". Von geistiger und sittlicher Erhebung zeigt er keine Spur, er bildet ein rohes Proletariat, das mehr und mehr in afrikanische Barbarei zurückfällt und sich, zum Beispiel auf Jamaika und Haïti, sogar der Schlangenverehrung wieder zuwendet.

In Haïti haben alle Regierungen, so viel ihrer auch nach einander gefolgt sind, begriffen, daß der Staat ohne Zwangsarbeit überhaupt nicht bestehen könne. Der Landbauer muß Kaffee bauen und in diesem Produkt seine Abgaben bezahlen.

Wenn man Barbadoes und Antigua anführt und hervorhebt, daß dort der Schwarze arbeite, so ist diese Thatsache richtig, aber sie bildet eben eine Ausnahme. Als die Neger emancipirt wurden, war auf beiden kleinen Inseln aller Grund und Boden in festem Besitz. Dem freien Neger blieb eine sehr einfache Wahl: er mußte nach wie vor arbeiten oder verhungern. Manche begaben sich nach anderen Gegenden Westindiens, um dort ein Leben ohne Arbeit zu führen, die Masse aber blieb. Die Grundbesitzer traten ihm pachtweise ein Haus und ein Stück Feld ab, aber dafür muß er arbeiten, er bezahlt seinen Pachtzins mit Frohnarbeit und diese übt Zwang auf ihn. Barbadoes hat auf 166 englischen Quadratmeilen 136,000 Einwohner; und daraus erklärt sich Alles.

Wo dieser Zwang fehlt und freies Land in Hülle und Fülle vorhanden ist, zum Beispiel auf Trinidad und in Guyana, dort liefen die Neger sogleich von den Plantagen fort und wurden das, was Sewell als „freie Grundbesitzer" bezeichnet. Sie thun nichts und lassen ihre Frauen ein Stück Feldes schlecht bestellen. Diejenigen, welche sich etwa noch herbeilassen mochten, auf den Pflanzungen zu arbeiten, wollten es doch nur einige Tage in der Woche thun und verlangten einen Taglohn von 3 bis 5 Dollars, dreimal Essen und Zuckerbranntwein so viel sie mochten. Darauf konnte sich kein Arbeitgeber einlassen; auf den Plantagen hängt Alles von Regelmäßigkeit der Arbeit ab, namentlich zur Erntezeit, und zur Regelmäßigkeit wollten sich die Schwarzen überhaupt nicht verstehen.

So kam es, daß Hunderte von Plantagen leer standen und die Eigenthümer sich aus Mangel an Arbeitskräften zu Grunde gerichtet sahen. Die, welche reich genug waren, Einwanderer (Kulis, Arbeiter) aus Indien und China kommen zu lassen, konnten sich halten. Ohne diese asiatische Einwanderung, für welche die westindischen Kolonien schon mehrere Millionen Pfund Sterling verausgabt haben, wären Guyana und die englischen Antillen völlig zur Barbarei einer Negerwildniß herabgesunken.

Die Abolitionisten sollten sich fragen: weshalb der Chinese und Indier von der Malabarküste arbeitet, sich auf der Plantage wohl befindet und Geld erspart, während der Neger sich der Arbeit entzieht? Aber die Beantwortung einer solchen Frage wäre zu unbequem. Sewell ist sogar dreist genug, das einzige schwache Auskunftsmittel, welches den Neger noch zur Arbeit anhält, das System der Erbpacht, also einer gewissen Abhängigkeit des Afrikaners vom Europäer, ein System, welches einigermaßen, wenn auch nur nothdürftig, der Verwilderung einen Riegel vorschiebt, für ein Unglück zu halten und zu behaupten, daß dasselbe „einen traurigen Einfluß" übe! Man kann die Verirrung in der That nicht weiter treiben.

Im Indischen Ocean wiederholt sich genau dieselbe Erfahrung wie in Westindien. Als die Emancipirung auf Mauritius erfolgte, hörten die Neger auf zu arbeiten und machten sich zu „freien Grundbesitzern"; das heißt, ließen sich von der Feldarbeit ihrer Frauen füttern. Nichts von regelmäßiger Produktion. Die Pflanzer ließen von der Malabarküste Kulis kommen, deren nun mehr als 100,000 auf jener Insel leben, fleißige, nützliche Leute, die sich in guten Umständen befinden. Weshalb that der freie Neger nicht, was der freie Indier thut und kann? Von diesen letzteren sind viele auch „freie Grundbesitzer" geworden, arbeiten aber trotzdem auf den Pflanzungen, gelangen zu Wohlstand und bilden eine ruhige Menschenklasse. Weshalb verfahren die Neger anders?

Wenn auf Barbadoes in Westindien von 106,000 Acres volle 100,000 unter Anbau sind, so ist dies eben nur möglich durch den Frohndienst, welchen die Erbpacht dem Neger auferlegt. Dort muß er arbeiten. Aber selbst ein Mann wie Sewell kann nicht umhin, einzugestehen, daß Verbrechen gegen Eigenthum und Personen sehr häufig seien und nicht minder auch Attentate gegen die Keuschheit. Er verschweigt, daß die letzteren gegen weiße Frauen und Mädchen gerichtet sind, denn die Schwarzen zeigen sich nie spröde. Sewell wälzt die Schuld von diesen Verbrechen nicht auf die Anlage der Leute, sondern auf die „unvollkommene Erziehung der niederen Klassen". Aber diese ist bei den Kulis gleichfalls vorhanden, und doch kommen jene Verbrechen in unendlich geringerer Zahl vor. Der Abolitionist verschweigt den ethnologischen Erfahrungssatz, daß bei den Negern, bei Massen wie bei Individuen, alle Selbstkontrole mangelt.

Von welcher Art Sewell's „Beweise" sind, ergiebt sich aus Folgendem: Auf der Insel Sankt Vincent, sagt er, hätten seit der Emancipation die Freigelassenen Häuser (soll heißen Hütten) gebaut, in welchen 8209 Personen ein Unterkommen finden Als ob nicht auch der ganz Wilde sich eine Hütte zum Schutze gegen den Regen baue! (Die Insel hat ungefähr 27,000 Bewohner.) Er stellt es als einen Beweis von Gedeihen hin, daß zehntausend Acres von den „kleinen Leuten" mit 1 bis 5 Acres Eigenthum unter Anbau gebracht seien. Woraus besteht aber ein solches Eigenthum? Aus einer Hütte, einer Anzahl von Bananen, welche die Frau pflanzt und deren Pflege keine Arbeit kostet, aus etwas Mais und Pfeilwurz. Die geringen Arbeiten, welche ein so überaus dürftiger Feldbau erfordert, liegen der Frau ob. Die Hühner laufen neben der Hütte umher und die Schweine gehen in den Busch. Der Neger selber thut nichts; zu dem Anbau von Pfeilwurz hält er eben seine Frau an; vom Erlös dieser leichtesten aller Erntearbeiten kauft er sich seine wenigen Kleider und Putzgegenstände; Tabak baut ihm die Frau auch. Natürlich gab es keine „Bettelarmen", denn Land kann Jeder umsonst haben;

es giebt aber auch keine wohlhabenden arbeitsamen Neger, sondern ein Hüttenproletariat, das auf der allerniedrigsten Stufe vegetirt.

Auf Granada, einer der Windward-Inseln, hat „die sehr herabgekommene Zuckerausfuhr in neuester Zeit wieder zugenommen", sagt Sewell. Herabgekommen war sie, und das sagt er nicht, weil die Neger nicht arbeiteten; zugenommen hat sie erst, seitdem chinesische Arbeiter geholt wurden; und das verschweigt er auch. Die Pflanzer, meint er, hätten zu niedrige Löhne geboten, aber die Chinesen sind doch mit diesen Löhnen zufrieden; weshalb nicht auch der Neger? „Die Pflanzerpolitik", sagt der Abolitionist, „hat die Neger auf ihre eigenen kleinen Besitzungen verjagt."

Diese Abolitionisten sind gewissenlos in ihrem Fanatismus. Hört man sie, so sind die Schwarzen ein Inbegriff von Betriebsamkeit und die weißen Pflanzer gewissermaßen Ungeheuer.

Auch auf Tabago haben die „kleinen Grundbesitzer" sehr zugenommen. Wir wissen, was für Leute sie sind.

Auf Trinidad sollen, wie Sewell behauptet, die Pflanzer sehr unverständig gegen die freien Neger gewesen sein. Diese hätten dann für sich Kokospalmen gebaut, wozu es freilich gar keiner Arbeit bedarf. Die Zuckerausfuhr hat sich binnen zwanzig Jahren verdoppelt, aber nicht durch Neger — sondern durch chinesische Arbeit. Weshalb kann und will der Neger nicht für dieselben Lohnsätze arbeiten, wie der Chinese?

Und trotz alledem hat Sewell den Muth, zu behaupten: „die Beweise, daß der freie Neger arbeite, seien gegeben." Sie sind gegeben dort, wo irgend ein äußerer Zwang ihm das Arbeiten aufnöthigt, und sie fehlen überall, wo ein solcher Zwang nicht vorhanden ist.

Der Abolitionist bemerkt: daß in den vier Kolonien Guyana, Trinidad, Barbadoes und Antigua die gesammte Zuckerausfuhr vor der Emancipation 187 Millionen Pfund betragen habe und jetzt auf 267 Millionen Pfund gestiegen sei. Die Einfuhren beliefen sich auf $14\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gegen 8,840,000 vor der Emancipation, — „was unter freier Arbeit ein Mehr von von $5\frac{1}{2}$ Million Dollars aufweis't."

Diese Thatsachen und Ziffern sind richtig, aber sie gerade machen das ganze pseudo-philanthropische Schwindelgebäude und die ganze Scheinargumentation Sewell's zu Schanden.

Denn auf Trinidad und in Guyana arbeiten nicht die freien Neger, sondern die chinesischen Kulis, und ihrer Arbeit verdankt man die Zunahme in der Zuckerausfuhr.

Auf Barbadoes und Antigua, die revalitiv am stärksten unter sämmtlichen Antillen bevölkert sind, konnte das System der „freien Besitzer" — das heißt das Faullenzen im Wald oder auf dem Felde, und das Ueberwälzen der nothwendigsten Feldarbeiten für den täglichen Hausbedarf auf die Frauen, — nicht Platz greifen; hier blieb, wie wir schon sagten, keine Wahl, als regelmäßig arbeiten oder verhungern. Hier griff das Erbpachtssystem Platz, bei welchem der Neger seinen Zins in Arbeit zahlen muß. Dadurch entging die Insel dem Ruin, aber der Abolitionist Sewell behauptet trotzdem weiter oben, dieses System habe „traurigen Einfluß" gehabt.

Blühende oder gesunde wirthschaftliche Zustände sind nirgends unter den Negern da, wo sie sich unbedingt selbst bestimmen können und wo sie nicht durch irgend eine äußere Nöthigung zum Arbeiten sich gezwungen sehen.

Ein englischer Reisender wurde von einem stämmigen Neger in Panama angebettelt. Er fragte den Schwarzen, weshalb dieser nicht arbeite, da doch der Tagelohn einen Dollar betrage?

„Uff, buff", sagte der Neger, „zur Arbeit hat Gott Ochsen und Maulthiere geschaffen. Ich bin ein Mensch!"

Eine Wanderung vom Irtysch in Sibirien nach Königsberg am Pregel.

Erster Artikel.

Der Verbannungsort. — Flucht im Winter. — Ueber Tara und Ischim nach der Messe von Irbit. — Die Straßen von Irbit über den Ural nach dem europäischen Rußland. — Wanderungen im Schnee und Uebernachtung in den Wäldern. — Russische Arbeitsleute auf der Wanderung. — In Werchoturje. — Ueber den Kamm des werchoturischen Ural. — Sibirische Pilger. — Schlittenkarawanen und russische Fuhrleute. — In Solikamsk und Tscherdyn. — Die Tschekomskie. — Errettung vom Hungertode. — Ueber Roschel nach Weliki Uhtjug an der Dwina. —

Zu den merkwürdigsten Wanderungen, von welchen wir aus unseren Tagen Kunde haben, gehört ohne Zweifel jene des Polen Rufin Piotrowski*). Sie gewährt ein spannendes Interesse und enthält eine Fülle interessanter Mittheilungen, theils über das westliche Sibirien, theils über das nordöstliche Rußland und namentlich über die norduralischen Regionen. Wir erhalten einen Einblick in das russische Volksleben und Schilderungen desselben, die offenbar getreu sind; sie treten uns geradezu entgegen als ob sie gemalt wären, oder als Photographien.

Piotrowski wurde 1843 von den russischen Behörden als „politischer Verbrecher", wie so viele seiner Landsleute, zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, und von Kiew aus dorthin abgeführt. Wir können ihn auf seiner Hinreise, welche er sehr lebendig und anziehend schildert, nicht begleiten und folgen ihm auch nicht in der Darstellung specieller Verhältnisse über die „Unglücklichen", welche von Rußland aus nach dem weitesten Kerker der Welt, nach Sibirien, gebracht werden. Die Schärfe, mit welcher der verbannte Pole das Regierungssystem des Kaisers Nikolaus und seiner Werkzeuge beurtheilt, ist begreiflich; die Vorgänge, welche er in Betreff der Behandlung jener „Unglücklichen" schildert, wären schon gräßlich, wenn auch nur die nackten Thatsachen angeführt würden. Der Pole erzählt geradezu haarsträubende Dinge, die Gottlob der Vergangenheit angehören und sich hoffentlich nie wiederholen werden. Piotrowski macht den Eindruck eines wahrheitsliebenden Mannes und wir glauben nicht, daß er mit Wissen und Willen eine Unwahrheit sagt. Aber durch den Ingrimm in seiner Seele, der sich freilich erklären läßt, nimmt er manchmal sein eigenes Urtheil befangen, und das san-

*) Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien während meines Aufenthalts daselbst, meine Gefangenschaft und Flucht. Von Rufin Piotrowski. Nach dem Polnischen von L. Königk. Posen, 1862. 2 Bde. Der Uebersetzer hat die Namen alle in polnischer Schreibart wiedergegeben, was in einem deutschen Buche ganz unpassend erscheint. Nicht viele bei uns wissen oder brauchen zu wissen, daß cz unserm sch entspricht; wir sagen nicht Kijow, wie die Polen, sondern Kiew; und es ist eine polnische Koketterie, diese Stadt für polnisch auszugeben. Wir sagen auch nicht Archangielsk, sondern Archangel, nicht Irtysz, sondern Irtysch, nicht Nerczynsk, sondern Nertschinsk &c. Folgerichtig hätte der Uebersetzer auch Krolewiec statt Königsberg sagen müssen!

guinische Temperament des Polen verläugnet sich nicht, sobald er auf sein Vaterland und die Politik zu sprechen kommt. Doch das nur beiläufig. Piotrowski ist ein Mann von Patriotismus und von unbeugsamer Energie; er besitzt also zwei Eigenschaften, die uns Achtung abzwingen. Ihm gelang, was vor ihm nur Wenigen geglückt ist: er entfloh mitten im Winter aus Sibirien und gelangte glücklich über die deutsch-russische Grenze.

In sausendem Galopp hatte man ihn von Kiew am Dnjepr, welches den Ausgangspunkt bildet, über Tula, Rjäsan, Nischni Nowgorod, Kasan, Perm, durch den Jekaterinburger Ural, über Tjumen und Jalutorowsk, wo er den Tobolfluß überschritt, nach Omsk am Irtysch gebracht. Von dort wurde er an die in der Nähe liegende Jekaterinsche Kolonie abgegeben. Wer einen Blick auf die Karte von Rußland wirft, sieht, wie groß die Entfernung zwischen den beiden äußersten Punkten ist. Sie betrug 4050 Werst oder etwa fünfhundert und acht und siebenzig deutsche Meilen. Diese Strecke wurde vom 28. oder 29. Juli bis zum 22. August Morgens 9 Uhr zurückgelegt. Piotrowski war also durchschnittlich in je 24 Stunden 176 Werst oder etwa 25 deutsche Meilen gefahren.

An Ort und Stelle nahm man in der Schmiede ihm die Ketten ab und nun erst konnte er auch die Stiefel ausziehen. Dann wurde er gleich beim Häuserbau beschäftigt, ohne daß man ihm auch nur einen einzigen Tag Erholung gönnte. Allmälig fand er sich in seine Lage, aber gleich als er einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, sann er über die Möglichkeit des Entfliehens nach. Im Winter von 1844 auf 1845 wurde der Drang nach Freiheit in ihm zu einer wahren Leidenschaft. Er war damals im Schreibzimmer einer Spiritusbrennerei beschäftigt und traf allerlei Vorkehrungen. Er ließ den Bart wachsen, nahm Landeskleidung an und that als ob er sich eingewöhnen wolle. Es fehlte in der Kolonie nicht an Leuten, die Stempel und Banknoten machen konnten; für einige Rubel verschaffte er sich einen Paß, der freilich nicht auf Stempelpapier geschrieben und nur für eine kurze Zeit ausgestellt war. Aber was nun weiter? Ringsum waren Wüsten, Steppen, Wälder und Moräste, die Behörden waren wachsam und konnten nach allen Richtungen hin Steckbriefe erlassen. Dazu kam noch ein Umstand. Die Sibiriaken und Tataren stellen wohl Brot und Salz für die Flüchtigen an's Fenster, erschießen aber auch wohl aus Raubsucht dann und wann einen „Unglücklichen". Sie haben das Sprichwort: es sei vortheilhafter, einen solchen zu tödten, als ein Eichhörnchen; von diesem habe man nur das Fell, von jenem aber Kleider und Haut!

Gegen Ende des Juni 1845 versuchte Piotrowski in einer mondhellen Nacht über den Irtysch zu rudern, aber er wurde gestört. Auch ein zweiter Versuch zur Flucht stieß auf Hindernisse. Da packte ihn Verzweiflung; er dachte sogar einmal daran, mit Hülfe der Strafgefangenen die ganze Kolonie niederzubrennen und Alles zu vernichten.

Als das Jahr 1846 angebrochen war, beschloß er, im Winter seinen Plan auszuführen. Er wußte, daß alljährlich im Monat Februar zu Irbit im Gouvernement Perm ein großer Jahrmarkt abgehalten wird. Um diese Zeit sind die Straßen so belebt, daß eine Kontrole der Reisenden unmöglich ist. Piotrowski wollte versuchen, nach Irbit und von dort nach Archangel am Weißen Meere zu gelangen. Nachdem er alles Erforderliche vorbereitet hatte, setzte er eine ächt sibirische Perücke auf, das heißt ein Stück ungegerbten zottigen Ziegenfelles. In seinem Signalement war er als kahlköpfig bezeichnet. Sie ahmte die Menschenhaare so ziemlich nach und hielt warm.

Am zweiten Abend nach Fastnacht entfloh er. Er zog drei sibirische Hemden an, eine Weste von blauem Tuch, zwei Paar Unterbeinkleider, weite blaue Tuchhosen, einen mit Talg eingeriebenen kurzen Schafpelz, darüber noch einen großen Schafpelz, zwei Paar wollene Strümpfe, neue Stiefel und band einen Gürtel um den Leib. Auf die Perücke von Ziegenhaar stülpte er eine rothe Sammetmütze mit Pelzbesatz, wie der sibirische Bauer an Festtagen trägt. In einen Sack steckte er ein Paar feinere Stiefeln, Hemd, Beinkleider und in eine Reisetasche Brot und einige Fische. An Geld besaß er 160 Rubel Papier. Das war seine ganze Ausrüstung für eine Winterreise in Sibirien, über das Uralgebirge und nach dem Eismeere!

Am 6. oder 8. Februar 1846 verließ er den Ort, an welchem er seit siebenzehn Monaten als Verbannter gelebt hatte. Die Kälte war furchtbar, der Schnee tief, der Mond leuchtete hell. Der Flüchtling ging über den mit Eis belegten Irtysch und eilte dem Städtchen Tara zu. Unterwegs nahm ihn ein Schlitten auf. In Tara ging er unter das Fenster des ersten besten Hauses und fragte laut: „Pferde da?" — „Und wohin?" — „Nach Irbit, zum Jahrmarkte. Wie viel willst Du für die Werst?" Beide einigten sich über sechs Kopeken für die Werst, und nach wenigen Minuten war angespannt. Piotrowski gab sich für den Diener eines Kaufmanns aus Tomsk aus, der schon voraufgefahren sei und den er so rasch als möglich einholen wolle. Der Bauer verirrte sich während der Nacht im Schneegestöber und fand erst bei Tagesanbruch den rechten Weg. Auf einer Station unterwegs geht er in den Krug, um Geld zu wechseln und den Schlitten zu bezahlen. Eine Menge von Zechern war im Gastzimmer. Er nimmt aus seiner Brieftasche fünfzig Rubel und giebt dem Wirth eine Zehnrubelnote; aber plötzlich entsteht ein Gedränge und man reißt ihm die vierzig Rubel aus der Hand. Aber auch ein Paß und seine Reiseskizzen gingen bei dieser Gelegenheit verloren. Klage führen durfte er nicht; ihm lag Alles daran, nicht erkannt zu werden und so rasch als möglich weiter zu kommen.

Die große Straße nach Irbit war mit Schlittenkarawanen förmlich bedeckt. Der Flüchtling kam unangefochten durch Ischym, war am dritten Tage früh in Tjumên und Abends spät in Irbit. In dreimal 24 Stunden hatte er 143 deutsche Meilen, im Durchschnitt also zwei Meilen in der Stunde, zurückgelegt. So rasch reist man in Sibirien im Winter. Die Bauernpferde sind so rasch und so kräftig, daß Piotrowski nicht selten acht bis zehn Meilen fuhr, ohne daß auch nur einziges Mal angehalten wurde.

In der Gegend von Irbit nimmt das Land einen gebirgigen Charakter an; der Weg wird durch Schneeverwehungen an manchen Stellen so tief, daß Schlitten und Pferde darin versinken; es würde einen Fußwanderer schwer werden durchzukommen, wo der Sibirier mit rasender Schnelligkeit hindurchfährt.

Als der Flüchtling durch den Schlagbaum von Irbit fuhr, rief der wachthabende Soldat: „Halt, Halt!" fügte aber leise hinzu: „Gieb 20 Kopeken und mache, daß Du fortkommst!" So brauchte er seinen zweiten falschen Paß nicht zu zeigen. Der Fuhrmann brachte ihn in ein Wirthshaus, wo er ein ächt sibirisches Abendbrot genoß: Kohlsuppe und getrocknete Fische, Grütze mit Oel, Sauerkraut in Köpfen. Er saß mit einigen Fuhrleuten am Tische und vor dem Essen bekreuzigte er sich wie ein ächter Russe dreimal. Glücklicherweise traf er keine Leute aus Tara, wo er manche Bekannte hatte. Die Reise nach Irbit hatte 35 Rubel gekostet, 40 waren gestohlen worden, blieben also noch 85 Rubel Schein. Fahren konnte er nun nicht mehr; er mußte sich auf seine Füße verlassen. „Hätte ich einen gehörigen gedruckten Paß gehabt, so wäre Alles eine Kleinigkeit gewesen. aber der war fort, eben so wie meine Notaten. Aber dennoch war ich glücklich, den ersten Schritt zur Freiheit gethan zu haben. Vor Tagesanbruch stand ich auf, bekreuzte mich, wie es einem rechtgläubigen Russen zusteht, verneigte mich vor dem Heiligen und ging aus, angeblich um meinen Hausherrn zu suchen."

Der berühmte Meßplatz Irbit liegt an der östlichen Abdachung des Ural auf einer Anhöhe, von der man nach Osten hin einen weiten Fernblick hat. Diese sibirische Stadt gehört in Be-

zug auf die Verwaltung zum Gouvernement Perm. Sie ist aus Holz gebaut, hat breite Straßen und geräumige Plätze. Piotrowski will wenigstens an zehntausend Schlitten dort gesehen haben; sie standen in Partien wie Soldaten aufgestellt, und die leeren einer auf dem andern in die Höhe gethürmt. „Es war ein gewaltiges Leben am Orte, ein enormer Waarenverkehr; beladene Schlitten kamen und gingen ohne Unterlaß."

Von Irbit nach Rußland führen zwei Hauptstraßen: die eine links über Jekaterinburg, den Ural, über Kungur nach dem mittlern und südlichen Rußland; die andere rechts gen Norden über Werchoturje, über den werchoturischen Ural nach Solikamsk, so recht in's nördliche Rußland hinein. Der Flüchtling wählte die letztere. Er kaufte in Irbit Brot und Salz, warf seinen Sack über die Schulter und band ihn vorn am Gürtel fest, um die Hände frei zu haben. Es war furchtbar kalt und der Schnee so hoch, daß er Dächer eingedrückt hatte. Doch Piotrowski möge selber erzählen.

Kaum hatte ich den Schlagbaum hinter mir, da änderte sich das Wetter. Dichter Schnee fiel. Glücklicherweise wehte kein Wind, aber von der Welt war nichts zu sehen, und der Gang im Schnee nicht leicht; aber ich konnte den Weg nicht verfehlen, da ich viele Schlitten traf und stets fragte. Rechtshin erstreckten sich die weiten Ebenen Sibiriens, durch einzelne Hügel und unbedeutende Wälder durchbrochen; links erhob sich in nicht sehr bedeutender Entfernung der mit kaum durchdringlichen Wäldern bedeckte Ural. In den Dörfern, die ich nicht vermeiden konnte, hielt ich mich nie auf, fragte dort auch Niemand nach dem Wege, sondern that als ob ich mit Oertlichkeit und Wegen ganz bekannt wäre. Ich aß mein gefrorenes Brot im Gehen oder setzte mich irgendwo seitab im Walde nieder, trank Wasser aus dem ersten besten Bache, wo man etwa ein Loch geschlagen hatte, um Pferde zu tränken, oder nahm Schnee in den Mund und ließ ihn langsam zergehen. Mußte ich durchaus in einem Dorfe nach dem Wege fragen, so that ich das am letzten Haus auf so geschickte Weise, daß man eben nichts merken konnte und stets glaubte, daß ich aus der Nähe sei, aber wegen des vielen Schnees mich nicht zurechtfinden könne.

So verging der erste Tag meiner Fußwanderung. Es war mir schwer geworden, in der dicken Bekleidung zu gehen; ich hatte den obern Pelz abnehmen und über die Schulter werfen müssen. Ich fühlte mich todtmüde, denn ich war schnell gegangen und der Schnee lag sehr tief. Mit Einbruch der Nacht ging ich in einen nahegelegenen Wald, grub mir eine Höhle in den Schnee und legte mich nach Art der Ostjaken hinein, um zu schlafen. Das hatte ich allerdings sehr nöthig; denn seitdem ich meine Flucht angetreten, hatte ich noch nicht geruht. Bald schlief ich ein. Obwohl es unter dem Schnee ungleich wärmer war als oberhalb desselben, so empfand ich doch bald eine unerträgliche Kälte, namentlich in den Füßen; auch wurde der Schnee vom Athmen und meiner natürlichen Wärme feucht. Der Frost während der Nacht war sehr streng und als ich erwachte, fühlte ich mich nicht gesund und sehr geschwächt. Aber noch vor Tagesanbruch stand ich auf, wanderte weiter und fühlte mich bald wohler. Gegen Mittag erhob sich ein heftiger Nordwind, kalt, trocken, eisig; er verwehte den Weg bald so, daß keine Spur zu finden war. Die Tannenzweige, welche als Merkzeichen in den Schnee gesteckt werden müssen, waren vom Schnee überdeckt und ich kam bald vom Wege ab. Zuweilen fiel ich bis an den Hals in den Schnee und war nicht ohne Besorgniß, ob ich nicht der Kälte oder dem Hunger zur Beute fallen würde, obwohl ich noch auf einige Tage mit Brot versehen war. Endlich, Abends, kam ich auf den richtigen Weg und an ein Dorf. Vor einem seitab liegenden Häuschen stand eine Frau und diese bat ich um ein Nachtlager, das sie gern bewilligte. Ich sagte, ich käme aus dem Tobolskischen und gehe auf Arbeit nach den Bohotolskischen Eisenwerken. Diese liegen weit nördlich von Werchoturje und aus den Gouvernements Perm und Tobolsk gehen viele Arbeiter dorthin. Meine Antwort konnte daher keinen Verdacht erregen. Aber nach einer halben Stunde kamen drei Bauern und fragten nach dem Passe. —

Nachdem Piotrowski am andern Morgen Brot gekauft hatte, ging er rasch fürbas und blieb in keinem Dorfe. „Ich übernachtete im Walde, war jedoch in der Auswahl der Stelle etwas vorsichtiger. Im dichten Walde lagert der Schnee niemals am Stamme dicker Tannen oder Fichten; dort bleibt vielmehr immer ein leerer Raum von einigen Zollen. In diesem Raume ließ ich mich hinunter, grub eine Höhle aus, trat den Schnee unten mit den Füßen, schlug ihn oben mit den Händen fest und so schlief ich ziemlich warm. Freilich wollte mir mein Gewölbe nicht immer gelingen, denn der Schnee war bei hartem Frost manchmal zu staubig, und dann blieb nichts anderes übrig, als, mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, sitzend zu schlafen. Wenn mir dann zu kalt wurde und ich Gefahr lief zu erfrieren, machte ich mich auf und wanderte weiter. Im Anfange hatte es allerdings für mich etwas Schauerliches, so ganz allein im Walde zu übernachten, allein ich gewöhnte mich bald so daran, daß ich eben so gern dort einkehrte, wie ich in einen Gasthof eingezogen wäre. Zuweilen brach mein Schneegewölbe ein, während ich schlief; dann wurde mir freilich wärmer, aber das Herauswühlen war unangenehm. Man kann sich wohl vorstellen, daß ich bei einer solchen Art zu reisen vor Hunger und Kälte und bei dem Mangel an jeder warmen Nahrung nicht selten in Lebensgefahr gerieth. Und was das Schlimmste war, gerade wenn ich recht durchfroren und hungrig war, stellte sich die größte Lust zu Schlafen ein: eine Einladung zu unvermeidlichem Tode. Das waren die Augenblicke, welche ich am meisten fürchtete. —

So verfloß ein Tag nach dem andern einförmig, als Pietrowski am östlichen Abhange des mittlern Ural hinwanderte. Er begegnete nur Fuhrleuten, die von Irbit kamen, und mit solchen Leuten zog er in Werchoturje ein. Etwas oberhalb der Stadt entspringt die Tura, welche unweit Tobolsk in den Tobol mündet. Der Name bedeutet, daß der Ort an dem Gipfel, der Quelle, der Tura liegt. Der Reisende ging eilig durch die Stadt und schlug sich sofort wieder auf steinigem Pfade in den Wald. In einem einsamen Wirthshause traf er sechs junge Russen, welche aus dem nördlichsten am Eismeere liegenden Kreise, jenem von Mezen, gekommen waren, um nach Sibirien zu gehen und dort Arbeit zu suchen. Alle waren Kurschmiede, hoch und schön gewachsen und von blühender Gesichtsfarbe.

Zwei Tagereisen jenseits Werchoturje schlug sich der Wanderer zur linken Seite hin, in den Ural hinein, dessen Kamm er bei rasender Kälte überschritt. „Wie viele Tage und Nächte ich auf diese Weise gegangen bin, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ich weiß nur, daß ich meine Schritte beschleunigte, so viel meine Kräfte erlaubten. Ich ging fast ununterbrochen weiter, denn die Nächte waren sehr kalt. Ich lebte nur von Brot und Salz; in den Nachtlagern konnte ich mich nicht erwärmen, auch die Kleider weder wechseln noch trocknen, und so kamen meine Kräfte herunter." In einem Thale kam er an einem Schuppen vorüber, der zur Bequemlichkeit der Reisenden am Wege aufgebaut war; aber alle Vorräthe waren aufgezehrt, und so schleppte der einsame Mann sich weiter, bis er spät am Abend in ein Dorf kam, wo bereits Alles still und nur der knirschende Schnee unter den Fußtritten zu vernehmen war. Dort bekam er endlich wieder etwas Warmes zu essen, zum dritten Male, seitdem er Irbit verlassen, und zum zweiten Mal schlief er in einem Hause. Den Wirthsleuten sagte er, daß er nach Solikamsk wolle, um beim Salzsieden zu arbeiten, und jene erzählten ihm, daß jetzt manche Leute nach den Solowetzki'schen Klöstern gingen, welche nordwestlich von Archangel auf einer Insel im Eismeere liegen. Diesen Wink ließ Piotrowski sich nicht entgehen.

Dieser Ort hieß Panda, zählte mehr als hundert Häuser, war aber jetzt verlassen und wie ausgestorben. „Ich ging nicht den Weg, auf welchem man mich nach einem Passe gefragt haben

würde, sondern wandte mich rechts in den Wald, wo ich freilich mit tiefem Schnee zu kämpfen hatte. Endlich kam ich auf einen Weg und ging muthig vorwärts. Den ganzen Tag sah ich keinen Menschen und kein Haus; erst gegen Abend kam ich an eine Waldschenke, wo ich mir ein Stück Brot kaufte und weiter ging. Die Nacht war ruhig, aber furchtbar kalt. Der Mond ging auf und um Mitternacht setzte ich mich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen, mich an dem wüsten Anblicke der seltsamen Natur zu erfreuen, an Gott, mein Geschick, mein Vaterland und meine Zukunft zu denken. In dieser Nacht bekam ich den Kamm des Ural in den Rücken und gegen Morgen stieg ich schon bergab; aber ich war so müde, daß ich etwas schlafen mußte, grub mich also in den Schnee ein und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand. Nachdem ich einmal gründlich irre gegangen war, übernachtete ich am dritten Tage in einer Waldschenke hinter dem Dorfe. Am folgenden Morgen hörte ich eine Glocke hinter mir und bog deshalb, wie gewöhnlich, in's Dickicht ein. Bald kamen Fuhrleute, die nach Solikamsk wollten, sieben Männer mit ungefähr dreißig einspännigen Schlitten. Wo ebener Weg ist, fahren alle neben einander, geht es aber durch einen Wald, hinter einander; denn gewöhnlich steht der Schnee an beiden Seiten so hoch, daß Pferd und Schlitten im Geleise verschwinden, und der Weg ist so schmal, daß man kaum ausweichen kann. Auf waldlosen Ebenen, wo jede Spur verweht ist, wird die Reise noch beschwerlicher, denn man fährt eben auf's Gerathewohl und nicht selten stürzen Pferd und Schlitten in tiefe Löcher. Bei Ladungen von großem Umfange, z. B. Hanf, Flachs und Pelzwerk, stürzen auf seitwärts abschüssigen Wegen nicht selten Schlitten und Pferd hinab. Die russischen Fuhrleute sind übrigens eiserne Leute, kein Wetter, keine Beschwerde reibt sie auf und bei keiner Gefahr verzagen sie."

Mit solchen Muschiks ging der Pole nach Solikamsk. Die westliche Abdachung des Ural ist weniger steil als die östliche, aber auch ausgedehnter als diese. Schon von Irbit ab ist die Sprache des Volkes der russenisch-ukrainischen ähnlicher als der großrussischen, auch ähneln die Leute dort mehr den Anwohnern des Dnjepr als den Moskowitern. Vielleicht sind sie Nachkommen von Kosaken, die nach der pultawaer Schlacht in Menge nach Großrußland übersiedeln mußten. Die Häuser in den Dörfern sind aus rohen Baumstämmen gebaut und haben ein Vordach, dagegen die Kirchen überall massiv und gut ausgestattet. Die Wälder, lauter Nadelholz, sind „schön, dicht und unermeßlich." Im Sommer ist der Weg, obwohl eine Hauptstraße für Lasten, nicht fahrbar. Von Werchoturje an nach Norden hin hat der Wanderer keine Kartoffel mehr gesehen.

Der Flüchtling war nun wieder in Europa. Jenseit Solikamsk traf er auf einer unbewaldeten Ebene mit Pilgern zusammen, welche eine Wallfahrt nach den Solowetzkischen Klöstern unternahmen. Diesen schloß er sich an und gab sich auch für einen Pilger aus. Solche Bohomoltzi werden höchstens von den Behörden nach einem Passe gefragt, denn im Volk ist der Glaube verbreitet, daß sie gute Menschen seien und kein Verbrechen verüben; deshalb stehen sie in ganz Rußland in großer Achtung. Man nimmt sie unentgeldlich auf und giebt ihnen Speise und Trank, auch wohl Geld, damit sie vor dem wunderthätigen Heiligen zum Besten des Gebers ein brennendes Licht aufstellen, was dann auch in der Regel mit großer Gewissenhaftigkeit geschieht. „Ich habe in der That gefunden, daß das ganze russische Volk, soweit ich Gelegenheit hatte, dasselbe kennen zu lernen, aufrichtig religiös ist, und daher eine höhere Grundlage für Entwickelung aller Tugenden des öffentlichen und Privatlebens besitzt: nur schade, daß diese Religiosität großentheils auf äußerlicher Erfüllung der kirchlichen Vorschriften beruht, daß Niemand ihre innere Kraft und Bedeutung versteht."

In Tscherdyn, das eigentlich vom Wege ablag, das aber der Reisende aufsuchte, kostete er zum ersten Male Bratzka, ein gegohrenes Getränk, das aus Hafermehl verfertigt wird; es schmeckt säuerlich und erwärmt den Magen. Es vertritt dort im hohen Norden die Stelle des im übrigen Rußland allgemein verbreiteten Kwas.

Von Tscherdyn, das schon jenseit des 60. Breitengrades und nördlich von dem Kamaflusse liegt, beginnt Flachland, das man der Wälder und Sümpfe wegen nur im Winter bereisen kann. Jetzt war der März gekommen; am Tage thaute es schon, denn die Sonne warf zuweilen freundliche Blicke herab, aber bei Nacht war der Frost noch streng. Der Wanderer gelangte an die Kama, deren Eis eine breite Straße bildete, und auf dieser ging er weiter. An den Ufern lagen hin und wieder Dörfer und einzelne Häuser. Dort wohnen schon Permiaken, Leute von finnischer Abstammung, sogenannte Tschekonskie. In jenen waldigen Gegenden, wo es wenig Brot giebt, erkennt man den Wohlstand an der Zahl gefüllter Kornsäcke, welche in einem Winkel des Zimmers unter dem Heiligenbilde stehen.

Tagelang hintereinander traf der Wanderer weder Menschen noch Schenke, noch Dorf, und bei dem wilden Schneetreiben blieb es rein dem Zufall überlassen, ob er den richtigen Weg treffen würde oder nicht. Seine Kräfte nahmen ab, denn er schonte sich nicht; die Füße begannen ihren Dienst zu versagen und der Hunger wurde quälend, der Magen fing an zu schmerzen. „Ich schleppte mich dennoch vorwärts, fand indessen keine Spur vom Wege; immer nur Wald, nichts wie Wald. Ich richtete mich nach der Sonne, nach dem Moos an den Bäumen; ich wollte weiter, aber mir wurde unwohl und Schwindel wandelte mich an. Dennoch raffte ich meine letzten Kräfte zusammen, stützte mich auf meinen Stock, Thränen traten mir in die Augen und ich bat Gott um Hülfe. Vergebens rang ich mit meiner Ohnmacht; heftig von Magenkrämpfen gequält, brach ich unter einem Baume zusammen. Mit dem Rücken lehnte ich mich gegen den Stamm, betete und fluchte, kurz ich war in einem Zustande der Verzweiflung und nahm Abschied von Vaterland und Freunden. Bald nachher peinigte mich ein betäubender Schlaf mit Brausen im Kopfe, und trotz meines innern Schmerzes war ich wie erstarrt. Wie lange ich in diesem Zustande gelegen, weiß ich nicht, denn ich war schon mit meiner ganzen Seele im Jenseits. Da vernahm ich plötzlich eine Stimme, schlug die Augen auf und sah einen vor mir stehenden Mann. Diese überraschende Erscheinung elektrisirte mich förmlich und goß neue Hoffnung in mein Herz.

„Was machst Du hier?" fragte der Unbekannte. —

„Ich bin verirrt." — „Von woher kommst Du?" — „Von Tscherdyn und will nach den Solowetzkischen Klöstern; aber im Schneetreiben bin ich verirrt und habe seit zwei Tagen nichts gegessen." — „Ich glaube gern, daß Du verirrt bist, denn das begegnet sogar uns, und wir sind doch hier bekannt. Bei solchem Wetter hättest Du nicht reisen sollen; aber hier trink einen Schluck Branntwein, der wird Dir gut thun!" —

Ich nahm einen kleinen Schluck, bekam aber ein heftiges Brennen im Magen. Dann gab mir mein Wohlthäter Brot und Fisch und wir aßen zusammen. Er war ein Jäger, der nach Hause zurückkehrte, und sagte mir unter anderm: Diese Wälder ziehen sich Gott weiß wie weit, ihre Breite mag wohl an die 150 Werst betragen. Es liegen wohl einige Dörfer darin, aber Du wirst auf keines treffen; Du mußt geradezu auf Kai losgehen (— nach Südwesten hin; der Ort liegt an der Kama —) das etwa 50 Werst von hier liegt; die große Straße, von der Du oben gekommen bist, liegt nicht weit ab, in der Nähe ist eine Schenke, geh' nur in jener Richtung."

Der Mann hatte den einsamen Flüchtling vom Tode gerettet. Als dieser die Schenke erreicht hatte, war seine Freude grenzenlos; aber kaum konnte er die Bank erreichen und um warme Speise bitten. Dann schlief er volle vier und zwanzig Stunden, und als er erwachte, sprach sein Wirth: „Ich dachte schon, Du wärst gestorben!" Erst am dritten Tage, als er sich wieder vollkommen gesättigt und erquickt fühlte, ging er weiter, gelangte nach Kai, zog von dort mit Pilgern weiter, mußte aber, weil seine Füße

ihn schmerzten, hinter den Pilgern zurückbleiben. In jener Gegend kam die Ziegenhaarperücke ihm abhanden, ein unter seinen Verhältnissen großer Verlust. Uebrigens fing er nun an, auf Brandstellen, die er in den Wäldern fand, Nachts bei einem Feuer zu schlafen.

So ging seine Reise Tag und Nacht ununterbrochen fort; Wälder, Schnee und Eis, — weiter sah er kaum etwas. Zuweilen traf er auf kleine Dörfer, dann und wann auf einen Schlitten, der ihn auch wohl eine Strecke Weges mitnahm, und übernachtete, wie es eben kam, im Wald oder in einer Schenke. So kam er nach der Stadt Noschel am gleichnamigen Flusse, wo im Frühjahr viele Pilger zusammenströmen, um nach Aufbruch des Eises, auf den mit Getreide beladenen Schiffen über Ustjug nach Archangel hinabzufahren. Gern hätte auch Piotrowski dort bis zum Frühjahr gewartet, aber die Ungeduld ließ ihm keine Ruhe; er zog weiter.

Inzwischen war allmälig der Frühling herangekommen. Die Schneemassen fingen an zu thauen, die Wege wurden schlechter, das Reisen wurde erst immer beschwerlicher und dann in einem solchen Lande geradezu unmöglich. Naß fallender Schnee durchnäßte die Kleider bis auf die Haut, und bald nachher wurden sie durch den Frost wieder ganz steif.

So erreichte der Mann nach unbeschreiblich mühseligen Tagen Lalsk, das in einer weiten, morastigen Ebene liegt (— am Flusse Lyza —). Dort war gerade Markt, man konnte aber nur Fische kaufen; das Nachtlager und Abendessen bei einem Müller waren gut, eben so das warme Frühstück vor der Abreise. Nun konnte er, nachdem auch seine Füße wieder heil geworden waren, schnell vorwärts, und im Monat April, gerade vor Beginn der Osterwoche, erblickte er von einer Anhöhe herab die noch mit Eis bedeckte Dwina, und am Ufer derselben die wichtige Stadt Weliki Ustjug. Nachdem er noch ein paar Stunden gegangen war, überschritt er das Eis des Stromes und ging in die Stadt, in deren kothigen Gassen er seit Werchoturje wieder die ersten Soldaten sah. Er hatte ja die Region europäischer „Civilisation" wieder erreicht, die für ihn manche Gefahren in sich barg. Aber er war nach und nach gegen Gefahren gleichgültig geworden. Vorerst konnte er nicht weiter reisen, denn die Wege waren durchaus unpraktikabel geworden. Das Beste wäre gewesen, in Ustjug zu warten, bis die Dwina eisfrei wurde, und dann auf ihr stromab bis Archangel zu fahren. Als er vor einem Kramladen Grütze kaufen wollte, gerieth er in's Gespräch mit einem Bohomoletz (Pilger), der nach den Solowetzkischen Klöstern wollte, wurde näher mit demselben bekannt und in eine Wallfahrerherberge geführt, wo er Unterkommen fand. Nachdem Piotrowski, der katholische Pole, einmal die Rolle eines Bohomoletz angenommen hatte, mußte er auch alle religiösen Obliegenheiten eines solchen erfüllen, alle Tage zum Frühgottesdienst gehen, sich russisch bekreuzen, die Vesper besuchen, ein brennendes Licht halten und dem Popen die Hand küssen. Vater Unser und Ave Maria konnte er auf russisch beten, aber das Credo war ihm unbekannt; zum Glück fragte kein Pope danach. Er verrichtete alle Ceremonien pünktlich, besuchte alle Kirchen, verbrachte die heilige Woche mit Gebet und Kniebeugungen, wußte aber die Beichte, deren Einzelnheiten ihm unbekannt waren, zu umgehen.

Wir wollen den Flüchtling in Weliki Ustjug verlassen und ihn in einem zweiten und letzten Artikel auf seiner Wasserfahrt nach Archangel und St. Petersburg begleiten.

Neapolitanische Charakterköpfe.

I.

Der Wasserträger Pasquale Volpe und Angelina Marucci vom Fischmarkte.

Unter einer Bevölkerung, die von der Civilisation, welche Allem einen gemeinsamen Stempel aufdrückt, nicht gänzlich durchdrungen und überzogen ist, treten auch Originale und Charakterköpfe hervor. Gerade diese letzteren, bei denen gewisse nationale Eigenthümlichkeiten und Licht- wie Schattenseiten gegipfelt sind, geben uns Winke über die Wesenheit des Volkes, dem sie angehören. Auf den ersten Blick gewähren sie oft beinahe den Anblick von Karikaturen, stellen sich aber bei genauerer Betrachtung als Vertreter der Gefühls-, Denkungs- und Handlungsweise des Volks heraus, dessen Gesammtpulsschlag gewissermaßen in ihnen concentrirt zu sein scheint.

Daß es in Neapel an solchen Charakterköpfen nicht fehlt, wird Jeder zugeben, der Gelegenheit hatte, die Neapolitaner näher zu beobachten. Das Studium dieser Charakterköpfe erscheint aber geradezu nothwendig, wenn man das neapolitanische Volk in seinem ganzen Wesen und Walten kennen lernen und richtig beurtheilen will. Das wird Jeder einräumen, der sich längere Zeit mit ethnographischen Studien beschäftigt hat. Ich will hier einige solcher Charakterfiguren unserer Tage schildern, welche sehr verschiedenen Ständen angehören, und hoffe damit in das neapolitanische Volksleben einige tiefere Blicke zu eröffnen. Von unten anfangend, will ich zunächst einen sogenannten Capo dei Popolani oder Häuptling des niedern Volkes in der Person des Signore Pasquale Volpe vorführen, der (ich will ihm damit nicht zu sehr schmeicheln) eine Ader des alten Masaniello in sich hat.

Pasquale Volpe ist seines Zeichens Wasserträger und besitzt unter allen seinen Standesgenossen einen Einfluß, der so magnetisch wirkt, daß ein Wink von ihm genügt, ein ganzes Volksquartier in Bewegung zu bringen. Seine äußere Erscheinung ist allerdings imposant. Eine hohe Gestalt, auf der ein Kopf mit fast regelmäßigen, klassischen Zügen sitzt, umwallt von schwarzem, lockigem Haar, über das die phrygische Mütze recht kühn und verwegen gestülpt ist, vor Allem aber ein schwarzes Augenpaar von seltenem Glanze und ungemein durchdringendem Blick, verleihen ihm ein Etwas, das unwillkürlich auch auf solche, die seine Beredtsamkeit nicht kennen, Eindruck hervorbringt. Diese Beredtsamkeit Pasquale Volpe's geht freilich für Jeden verloren, der des neapolitanischen Volksdialekts nicht mächtig ist. Wer diesen aber versteht, muß durch die Fülle der Phantasie und durch die groteske Ausdrucksweise dieses eigenthümlichen Mannes aus dem Volke überrascht sein.

Ich war einst zugegen, als er seinen Standesgenossen in kurzer, eindringlicher Rede auseinandersetzte, daß Garibaldi von Caprera nach Neapel zurückkehren müsse, wenn Ordnung im Lande werden solle, und erinnere mich daraus noch genau des folgenden Bruchstücks:

„Die Piemontesen", sagte er, „mögen sehr ehrliche Leute sein, das ist wahr. Ich sah noch keinen einzigen Piemontesen ein Taschentuch stehlen. Aber haben sie sich nicht bemüht, vor Capua die Ehre und den Ruhm der Südarmee und Garibaldi's zu stehlen? Warum ließen sie ihn damals nicht nach Rom gehen? Warum haben sie eine Armee nach Neapel geschickt, die sich täglich von unserm Brote satt ißt, aber die Briganten nicht daran zu ver-

hindern weiß, daß sie unsere Felder anzünden? Per Bacco! Ich sähe es lieber, daß die piemontesischen Soldaten unsere Hühner und Gänse stählen, wie weiland des Bourbonen Garde that, als daß sie uns das Brot vertheuern helfen. Hühner und Gänse essen die Signori, aber das Brot ist die Speise des Volks. Victor Emanuel ist gewiß ein König-Biedermann, aber seine Räthe sind so gewiß Schurken, wie der Krater des Vesuvs ein verdächtiges Bett ist. Wie käme es sonst, daß er Garibaldi in Verbannung weilen und die von ihm gegebenen Befehle nicht vollziehen läßt, da er es ihm doch, zum Dank für die beiden geschenkten Kronen, schuldig wäre? Warum wird der Mutter des Märtyrers Agesilao Milano die ihr von Garibaldi dekretirte Pension nicht ausgezahlt? Die Moderati sagen, weil Agesilao Ferdinand den Zweiten habe umbringen wollen und dieser ein Verwandter des Königs-Biedermanns gewesen sei. Santa Madonna! das ist wahr! Aber Franz der Zweite war doch sein Neffe und trotzdem hat er ihm nach Gaëta so viele Bomben und Kanonenkugeln geschickt, daß er, wenn er sich nicht in seine Kasematten verkrochen hätte, schwerlich mit guter Gesundheit davon gekommen wäre! Nun frage ich, war das nicht auch ein Attentat auf einen Verwandten des Königs? Und Cialdini, der Vollstrecker dieses Attentats, ist deshalb doch vom König-Biedermann zum Herzog von Gaëta ernannt worden! Va bene, die Welt ist rund und die Gerechtigkeit der großen Herren hat viele Gesichter. Aber den Garibaldi, ein Sohn des Volkes und kein Piemontese, den soll und muß uns der König-Biedermann wieder zurückgeben, sonst — nun, Ihr wißt ja, was ich sagen will. Viva Garibaldi!"

Die Geschichte Pasquale Volpe's ist einfach, aber charakteristisch. Er kam, wie der Volksausdruck sagt, als „un fanciullo della Madonna", d. h. als ein uneheliches Kind, zur Welt, ward von einem Wasserträger adoptirt und erbte nach dessen Tode die Kunden. Durch seine imponirende Gestalt und Beredtsamkeit kam er bald bei seinen Genossen in Ansehen und ward, als die Bewegung im Frühling 1848 ausbrach, ein „guter Patriot", dessen sich die Liberalen zur Aufwiegelung des Volkes mit Erfolg zu bedienen wußten. Während des Straßenkampfes vom 15. Mai 1848 stand er Anfangs mit seinen Leuten auf Seite der Barrikadenkämpfer. Während er eine Barrikade in einem Vico der Chiaja vertheidigte, rückte gegen dieselbe neben einer Kompagnie Garden auch ein von den Emissären des Königs gewonnener Haufe Lazzaroni an. Einer von diesen, der ein Compare (Gevatter) des Volpe war, erkannte ihn und rief ihm nach den ersten Schüssen zu: „Hört, Gevatter, warum schießt Ihr denn auf Eure Brüder, die Söhne des Volkes? Wißt Ihr nicht, daß der König blos die Signori (vornehmen Herren) züchtigen will, und uns, wenn wir ihm beistehen, drei Tage Erlaubniß zum Plündern gewährt hat!"

Das klang unserm „Helden" sonderbar in die Ohren, und er rief den Seinigen zu: „Haltet mit Schießen ein!" Dann stellte er sich auf die Barrikade und sagte zu seinen Leuten:

„Habt Ihr's gehört, der König will den Signori einen Daumen auf's Auge drücken? Da hat er eigentlich recht. Wollen die Signori die Freiheit für uns oder für sich? Ich glaube, sie würden uns Alle lieber beim Teufel sehen, ehe sie einen einzigen Grano aus ihrer Tasche verlören. Der König will unter ihnen aufräumen, und wenn wir ihm helfen, wird er unsere Dienste mit den Dukati der Signori bezahlen, die über uns die Nase rümpfen und uns Canaglia nennen, wenn wir ihnen keine Reverenzen machen. Also hat der König recht! Viva il Re!"

Und Pasquale Volpe ging zu den Truppen über und half die Liberalen besiegen und plündern. Das ist der „schwarze Fleck" in seinem Leben, über den er sich immer mit den Worten entschuldigt: „Mein Himmel, ich hatte so oft von der Straße aus an den Palästen hinauf gesehen; ich war so neugierig ein Mal einen Blick hinein zu werfen. Und dann — die Signori sind eben so wenig Freunde des Volkes wie die Piemontesen. Mit dem Garibaldi war das etwas ganz Anderes."

Während der langen Reaktionsperiode von 1849 bis 1860 ließ die Polizei in Neapel auch die niederen Klassen nicht mehr ungeschoren. Das war den Liberalen ganz recht; als sie sahen, daß das niedere Volk den Polizeidruck ebenfalls zu verspüren begann, machten sie sich an die sogenannten Capi dei popolani (Volkshäuptlinge), unter denen Volpe einer der ersten war, und suchten die Leute für die „Sache der Freiheit" zu gewinnen. Die Siege Garibaldi's erleichterten ihnen dies Bekehrungswerk eben so sehr, wie der Zauber, welcher den Namen dieses ausgezeichneten Mannes im Volke umgab, und so ward Volpe mit seinen Leuten ein eifriger Anhänger des Diktators, den er mit leidenschaftlicher Ergebenheit als einen „neuen Messias" verehrt. Die Piemontesen aber sind ihm die verhaßten Stranieri (Fremdlinge), die er wie das gesammte niedere Volk Neapels in das Land wünscht, wo der Pfeffer wächst.

Als Seitenbild zu diesem Originale wollen wir uns eine Dame aus dem Volke, die bekannte Angelina Marucci, betrachten, welche in dem Fischerviertel, d. h. an der Mergellina und in der Strada Santa Lucia beim Volke in großem Ansehen steht. Sie selbst ist, mit Respekt zu vermelden, ein Fischweib. Von der Macht ihrer Zunge einen richtigen Begriff zu geben, dürfte äußerst schwer halten. Wie der Vesuv unerschöpflich an Lava, so ist Angelina reich an Ausdrücken des Lobes und Tadels, und selbst ein Demosthenes dürfte ihr gegenüber im Wortgefecht einen übeln Stand gehabt haben.

Angelina ist über die Blüthe der Jugend schon bedeutend hinaus. Ihre sehr fleischigen, von Pockennarben entstellten braunen Wangen sind wohl von mehr denn vierzig Frühlingen geküßt worden, und vierzig Frühlinge sind für Frauenblüthe in Neapel keine Kleinigkeit. Sie ist klein und dick und liebt es ganz besonders, sich in möglichst grelle Farben zu kleiden, die allerdings durch Staub und Abnutzung ein wenig gedämpft werden; denn Donna Angelina gehört nicht unter die Zeloten der Reinlichkeit und denkt darüber so fromm wie jener russische Mönch, der es geradezu für sündhaft hielt, das Haus und den Körper rein und säuberlich zu halten, da dies eine freventliche Anmaßung eines uns erst für den Himmel bestimmten Genusses sei. Sie versichert Jedem, der es hören will, daß sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen sei, und lächelt dabei mit ihrem etwas breiten Munde so schelmisch bedeutsam, als wenn sie damit andeuten wolle, daß sie sich noch immer nicht aller Reize entledigt glaube.

Mehr jedoch als auf ihre Schönheit, ist sie auf den Einfluß stolz, den sie wirklich auf die Fischerbevölkerung ausübt. Wie sie dazu gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen, denn sie ist schon lange im Besitz der Prärogative für die Sibylle der Pescatori zu gelten. Vermuthlich dankt sie ihre Stellung und ihr Ansehen der demagogischen Eigenschaft ihrer Zunge. Da sie ungeheuer fromm ist und zu den eifrigsten Kirchenbesucherinnen Neapels zählt, so sehen die Herren Preti ihre Macht nicht mit unliebsamen Augen an und bedienten sich früher ihres guten Herzens nur zu oft, um der armen Fischerbevölkerung den letzten Grano für „kirchliche Zwecke" aus der Tasche zu locken. Es geschah dies immer auf die einfachste Weise von der Welt. Die Mönche brachten der guten Angelina ein kleines laternenartiges Glaskästchen, in dem ein Bild des heiligen Jannarius (San Gennaro) steckte. Dies stellte sie auf ihrem in der Strada Santa Lucia auf offener Straße mit Fischen und Austern besetzten Ladentisch aus und forderte die Vorübergehenden auf, die Glasscheibe gegen Hinterlegung eines Grano zum Besten ihrer armen Seele und all ihrer Sünden zu küssen. Das wirkte immer und die Mönche standen sich gut dabei, denn Angelina würde jeden Vorübergehenden mit ihrer furchtbaren Zunge erdolcht haben, der sich geweigert hätte, das Kästchen zu küssen.

Als Garibaldi in Neapel einzog, schwärmte sie für ihn als den „neuen Messias des Volkes", wie ihn der Pater Gavazzi getauft hatte. Ja, sie hatte nicht eher Ruhe, bis sie im Palazzo Angri ihm vorgestellt worden war und ehrerbietig seine Hände geküßt

hatte. Garibaldi hatte einige freundliche Worte zu ihr gesprochen, durch welche sie so begeistert wurde, daß sie in ihrem Fischerquartier nicht müde wurde, Propaganda für ihn zu machen und gegen den Einfluß der Borbonici anzukämpfen, welche damals die Fischerbevölkerung erkaufen und zu einem Aufstand am 1. Oktober (gleichzeitig während der Schlacht am Volturno) bringen wollten.

Als der Diktator dann nach Caprera in's freiwillige Exil gegangen und Farini Statthalter von Neapel geworden war, rieth ein Spottvogel der Angelina, jenem, der ein großer Verehrer der Damen sei, gleichfalls ihre Aufwartung zu machen. In einer Anrede an die Fischer theilte Angelina diesen ihren Entschluß mit, den Signor Farini, der die rechte Hand des Königs-Biedermann sei, besuchen zu wollen und ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie warf sich in ihren grellsten Staat, ja verschmähte es sogar nicht, zur Feier des Tages die von ihr sonst streng gemiedene Seife in lebhafte Berührung mit ihren amazonenhaften Zügen zu bringen, und begab sich zum neuen Statthalter, wohl in der Hoffnung, von diesem mindestens umarmt und geküßt zu werden. Welche Täuschung sollte ihr werden! Nach zweistündigem Harren in einem Vorsaale der Foresteria fing sie an ungeduldig zu werden und einen der Livreebedienten über die lange Zögerung übel anzulassen. Darüber kam es zu einem heftigen Wortwechsel und Geräusch. Da tritt Herr Farini heraus, um sich nach der Ursache des Skandals zu erkundigen. Als er die zornglühende Nymphe der Mergellina im vollen Ausbruch ihrer ganzen Redseligkeit auf sich loseilen sah, vergaß er die Rücksichten gegen die Damen, von denen er nur die jungen liebt, so sehr, daß er sie eine Caragna nannte und ohne Weiteres zum Tempel hinauswerfen ließ.

Die auf's Tiefste indignirte Demagogin kehrt ingrimmig unter ihre Anhänger zurück, reißt vor den Augen der Fischerbevölkerung von ihrem eigenen Hause die grünweißrothe Fahne mit dem Kreuz von Savoyen herunter und erklärt den bestürzten Leuten, daß der rechte Arm des Königs, d. h. Farini, ein Grobian erster Klasse sei und daß die Könige alle über einen Leisten geschlagen wären.

Kleine Nachrichten.

Vorsintfluthliche Menschen. Die Einpaarler, welche das Menschengeschlecht sechs bis sieben tausend Jahre auf Erden sein lassen, mit einem „Paradiese" und „Adam und Eva", sind schon längst mit den Geologen auf gespanntem Fuße, deren Epochen Millionen von Jahren zählen. Die Geologen bringen handgreifliche Beweise von voradamitischen Leuten. Am 4. Oktober machte zu Cambridge in der Sitzung der britischen Genossenschaft für Förderung der Wissenschaften ein Herr Boyd Dawkins Mittheilungen über die „Wookey Hole Hyena Den", eine Höhle, welche durch Zufall entdeckt wurde. Man fand sie völlig mit allerlei Schutt, Steinen und organischen Ueberresten angefüllt. Dawkins hat sie untersucht. Er fand Asche von Knochen, Knochen vom Rhinoceros tichorrinus, neben Geräthen aus Feuerstein, in ähnlicher Weise wie sie (von Perthes) bei Amiens und Abbeville und im südwestlichen England zu Tage gefördert worden sind; sie waren aber von roherer Arbeit und stammen vielleicht aus früherer Zeit als jene. Sie lagen unter Schichten von Manganhyperoxydhydrat und zerreiblichen Knochen; am Boden der Höhle fand er Ueberbleibsel von Hyänen. Er zog den Schluß: daß Menschen in sehr frühen, vielleicht in den frühesten Zeiten ihres Daseins, in dieser Höhle wohnten, wie ja auch noch jetzt Menschen in Höhlen wohnen. Sie bereiteten sich ihre Werkzeuge und Waffen aus Feuersteinen, die aus den Kreidedünen in Wiltshire kamen, und aus einem Hornstein, welchen man gegenwärtig in dem grünen Sande der Black Down Hills findet. Pfeilspitzen verfertigten sie aus Knochen. Sie kannten den Gebrauch des Feuers und des Bogens und konnten wilden Thieren Widerstand leisten. Vor diesen Menschen waren in jener Höhle Hyänen, und nach ihnen gleichfalls. Dawkins hat nahe an 1000 Knochen, 1015 Zähne und 156 Kinnbacken vom Löwen, Wolf, Fuchs, zwei Bären, Dachs, Höhlenhyäne, Stier, sechs Arten Hirsch, dem irischen Elenn, Pferd und zwei Arten Rhinoceros gesammelt. Eine der letzteren, Rhinoceros hemilochus, liefert den Beweis, daß die Höhle der vorglacialen Periode angehört, während die anderen organischen Ueberreste der nachglacialen Periode angehören.

Auch der belgische Paläontologist Malaise hat in einer Höhle bei Engihoul, Provinz Lüttich, Ueberreste fossiler Menschenknochen gefunden. Die Höhle enthält ein Bett von porösem, kieseligem Treibsand von zwei bis drei Fuß Dicke. Unter diesem befindet sich eine nicht zwei Zoll dicke Stalagmitenlage, und als er diese untersuchte, fand er, von derselben bedeckt, zwei Unterkiefer und drei Stücke von einem Schädel. In jedem Unterkiefer befinden sich die drei letzten Backenzähne, alle bis auf zwei sehr abgenutzt; einer ist verfault. Die Schädelstücke sind als Fragmente vom Hinterhaupt und von den Scheitelwandbeinen identificirt worden; eines der letztern ist sehr dick, nämlich 8 Millimeter. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, daß diese Knochen in Bezug auf Farbe, Grad der Zersetzung und Lagerstätte nicht abwichen von anderen thierischen Ueberresten, welche mit und neben ihnen unter dem Stalagmit lagen. — So häufen sich die Thatsachen und Beweise für das Dasein der Menschen in früheren geologischen Epochen. Lartet hat fossile Menschenknochen beschrieben, an welchen er Spuren von Wunden fand, welche von einem schneidenden Werkzeuge herrührten, und in einem ägyptischen Hypogäum hat man einen Schädel gefunden, der alle charakteristischen Merkmale des Negerkopfes zeigt.

Mensch und Affe. In England streiten sich die Naturforscher tapfer über die eventuelle Verwandtschaft zwischen diesen beiden Thieren herum. Wir unsererseits denken dabei an den Ausspruch des alten römischen Dichters, der mit einem alliterirenden Wortspiele sagt, daß ein so häßliches Vieh den Menschen sehr ähnlich sei:

Simia quam similis turpissima bestia nobis;

machen uns aber darüber gar keine Sorge, denn in sehr vielen Dingen, und gerade in den hauptsächlichsten, ist der Affe doch kein Mensch. So denkt auch der Archäolog Gardner Wilkinson, welcher (im Athenäum vom 11. Oktober) den Nagel auf den Kopf trifft. Er äußert sich in folgender Weise.

Während die Naturforscher darüber aus sind, die Aehnlichkeiten oder die Verschiedenheiten zwischen dem Gehirn und dem Schädel des Menschen und des Gorilla nachzuweisen, gerathen einige Leute in Unruhe darüber, daß es den Affen wohl einfallen könnte, sich für die Urahnen des Menschengeschlechts auszugeben. Aber wir können uns darüber beruhigen. Welche Annäherung auch zwischen dem Schädel der Menschen und der Affen gefunden werden möge, so haben wir doch die Ueberzeugung, daß der Unterschied zwischen beiden, sei er auch noch so klein, vollkommen hinreicht, um einen Schlagbaum zwischen der gegenwärtigen Verwandtschaft beider Racen zu ziehen. Aehnlichkeit der äußern Form hat offenbar wenig zu schaffen mit der Aehnlichkeit der Intelligenz. Kopf und Gehirn der Hundearten sind jenen der Menschen durchaus unähnlich, und doch kann sich kein Tschimpanse, Gorilla oder irgend ein anderer Affe an Intelligenz mit dem Hunde messen. Man hat, wegen der Hand, des allgemeinen Aussehens und des anatomischen Baues, welchen der Affe aufweis't, die Aehnlichkeit desselben mit dem Menschen übertrieben. Aber weder die äußere Gestalt noch eine gewisse Uebereinstimmung des Gehirns hat den Affen befähigt, Eigenschaften zu zeigen, welche der menschlichen Vernunft ähnlich wären. Jene Aehnlichkeit darf uns aber nicht beunruhigen, wenn wir sehen, daß die Intelligenz des Hundes, dessen Gestalt und Schädel doch so weit von jenen des Menschen abweichen, der menschlichen Vernunft sich weit mehr annähert, als die Intelligenz des Affen. —

Eine „Beunruhigung“ über die Streitfrage ist wohl nur in England möglich.

Die Menschenracen. Wir finden in den Sitzungsberichten der britischen Genossenschaft, Abthl. f. Geogr. u. Ethnologie, einige kurze Mittheilungen über einen Vortrag des hochbejahrten Crawfurd, dem wir eine treffliche Geschichte des Indischen Archipelagus, ein malayisches Wörterbuch, eine Beschreibung seiner Reise nach Siam und manche andere werthvollen Sachen verdanken. Crawfurd ist ein ausgezeichneter Mann, der sich von vielen, in Großbritannien noch landläufigen, in Deutschland und Frankreich von der Wissenschaft längst beseitigten Vorurtheilen frei gemacht hat. Er trat gegen die Einpaarler, die sogenannten Adam- und Eva-Monogenisten, auf. Er zeigte in seinem Vortrage, daß die Menschenracen, wenn sie unvermischt bleiben, konstant bleiben, und daß Zeit und Klima keine wesentliche Veränderung an ihnen hervorbringen. So ist der Neger in der Neuen Welt gerade so geblieben, wie er in Afrika war und ist; der unvermischte Spanier in Amerika gleichfalls, so der Parsi in Indien. Das Klima hat keinen Einfluß auf die Farbe. Die Lappländer leben nördlicher und sind doch dunkler gefärbt als ihre südlichen Nachbarn, die blonden Norweger und Schweden; jenseits des nördlichen Polarkreises wohnen die bräunlichen Eskimos, deren Farbe an jene der Malayen unter dem Aequator erinnert. In Südafrika leben gelbe Hottentotten und Buschmänner unmittelbar neben tiefdunklen Racen und den schwarzen Negern. „Zwischen der Hautfarbe des afrikanischen Schwarzen und jener des weißen Europäers, zwischen einem Hindu und einem Chinesen, einem Australier und einem nordamerikanischen Indier ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Wolf, Schakal und Fuchs. Die Argumente, welche man für die Einerleiheit des Menschengeschlechts aus anatomischen Gründen herleitet, würden gleichermaßen beweisen, daß zwischen Schweinen und Bären und den zur Familie Canis gehörenden Thieren kein Unterschied sei.“

Crawfurd fand sehr schwache Gegner. Sir Charles Nicholson behauptete unter Anderm: in Indien seien die Juden schwarz geworden. Er meinte wohl jene in Malabar; aber die deutsche Kritik hat längst sonnenklar nachgewiesen, daß diese malabarischen Juden gar keine Semiten sind, sondern eingeborene Malabaren. In China seien die Juden äußerlich ganz zu Chinesen geworden, und es wäre doch bekannt, daß die Juden nur unter sich selber Heirathen abschlössen. In Amerika zeige sich bei den Weißen eine Annäherung an die Physiognomie der Indianer; sie verlören den Bart und ihr Gesicht würde beilartig.

Solche Art zu argumentiren dürfte man in einer deutschen Naturforscherversammlung nicht zur Schau tragen.

Thierleben in der Meerestiefe. Das Thier- und Pflanzenleben im Ocean ist nicht etwa unordentlich durcheinander vertheilt, sondern die verschiedenen Arten wohnen in bestimmten Zonen, Gürteln, die bei der höchsten Flutmarke beginnen und abwärts bis in die größte Tiefe reichen, welche mit Hülfe des Senkbleies ergründet worden ist. Die europäischen Meere hat man in vier Gürtel getheilt; jeder derselben enthält seine eigenen typischen Organismen oder Gruppen von Organismen; doch sind auch einige Organismen allen, und andere nur zwei oder drei Gürteln oder Zonen gemeinsam. Die erste Zone liegt zwischen der höchsten und niedrigsten Flutmarke, die zweite vom niedrigsten Ebbestande bis zu 15 Faden Tiefe (der Faden hält 6 Fuß, eine Klafter); die dritte ist die sogenannte Korallenzone und reicht 30 Faden tiefer als die zweite, und die vierte oder tiefe Korallenzone umfaßt die übrige Tiefe.

Lange nahm man an, daß tiefer als 300 oder höchstens 550 Faden das Leben völlig erlösche oder doch nur sehr schwach sein könne; das thierische Dasein beschränke sich in der tiefen Korallenzone auf Tiefen, die an verschiedenen Oertlichkeiten nur wenig verschieden seien. Die Verhältnisse von Druck, Luft, Temperatur und Licht wären in großen Tiefen dem Thierleben hinderlich, und diese seien leblose Einöden. Neuere Forschungen haben diesen Irrthum beseitigt und das Athenäum vom 11. Oktober bringt dafür aus Wallich's neuesten Berichten allerlei Belege.

Wallich, welcher 1860 vom Schiffe Bulldog aus im Nordatlantischen Ocean Tiefmessungen vornahm, stellt fest, daß Thierleben sehr reichlich in weit größerer Meerestiefe vorhanden sei, als man seither annahm. Die Forschungen erstreckten sich bis in die neueste Zeit vorzugsweise auf europäische Seetheile in der Nähe der Küsten, nicht auf die „düstereren, unergründeten Tiefen des Oceans“. Nun sagt Wallich im Wesentlichen Folgendes:

Die natürlichen Bedingungen, welche in sehr beträchtlichen Tiefen vorwalten, sind zwar wesentlich verschieden von denen, die näher der Oberfläche zu als maßgebend erscheinen, aber sie sind nicht unverträglich mit dem Thierleben. Man hat früher dagegen Folgendes eingewandt: Die Erfahrung habe gelehrt, daß Wasser in einer Tiefe von 1000 Fuß auf den $1/_{340}$sten Theil seiner eigenen Masse zusammengedrückt wird; bei beträchtlicheren Tiefen würde die Compression wohl noch stärker sein; dort würden auch Sand, Schlamm rc. zusammengedrückt und komprimirt werden. Darüber konnten allerdings nur wirkliche Peilungen Aufschluß geben.

James Roß bemerkt in seiner Reise nach den südlichen Polarmeeren (1839 bis 1843), der allgemeinen Annahme der Naturforscher entgegen, habe er keinen Zweifel, daß man auch in den allerbeträchtlichsten Tiefen Thierleben finden werde; denn auch der stärkste Druck in der größten Tiefe scheine diese Kreaturen nicht zu afficiren. Wir haben, sagt er, bisher keinen Punkt über 1000 Faden hinaus bestimmen können, aber aus dieser Tiefe sind, mit dem Schlamme zugleich, Muschelthiere zu Tage gefördert worden. Damit deutet er auf die Peilungen von John Roß im Jahre 1819. Gegen negative Schlüsse war also eine positive Erfahrung gegeben.

Aber man machte noch immer den „starken Druck“ geltend gegen submarines Leben in großen Tiefen; dann auch Mangel an Luft, Licht und Nahrung. Allerdings beträgt der Druck bei einer englischen Meile (1760 Yards) 2640 Pfund, gleich 160 Atmosphären, auf jeden Quadratzoll. Bei 4000 Faden, also etwa $4^1/_2$ Meile, beträgt er 750 Atmosphären, und bei einer Tiefe von 20 Miles würde Wasser, das von allen bekannten gemischten Stoffen am wenigsten kompressibel ist, auf ein Einundzwanzigstel seines ursprünglichen Volumens zusammengedrückt werden. Ein solcher Druck müßte ohne allen Zweifel solche Thiere zerstören, welche derart geeigenschaftet sind, daß sie unter einem Druck von nur wenigen Atmospären leben können; aber solchen, welche vermöge ihres Baues die Fähigkeit besitzen, sich sehr verschiedenen Tiefen anzubequemen und das Princip progressiver Anpassung in sich haben, solchen Thieren würde dieser starke Druck nichts anhaben. Und wenn außerdem der Uebergang von einem Grade des Druckes zu einem andern nur allmälig und das Thier auch noch einfach organisirt ist, so mag es sehr verschiedene Grade des Druckes aushalten können. Selbst der Mensch kann eine Verminderung von fast der Hälfte des normalen Druckes aushalten, wenn sie allmälig und stufenweise stattfindet.

Läßt man diese Beweisführung als richtig gelten, so kann man begreifen, daß Wallich Seesterne (Ophiocomae) aus einer Tiefe von beinahe anderthalb Miles, 1260 Faden, herauszog. Als sie aus dem Wasser an's Licht kamen, waren sie nicht nur lebendig, sondern bewegten noch anderthalb Viertelstunden lang ihre Stacheln. Während man sie aus der Tiefe heraufzog, gewöhnten sie sich allmälig an den verminderten Druck, der von anderthalb Tonnen (3000 Pfund) auf den Quadratzoll sich bis zu 15 Pfund verminderte. Sie gingen durch jede Zwischenstufe und wären vielleicht noch länger am Leben geblieben, wenn man sie in ihrem natürlichen Element gelassen hätte. Aus dieser Thatsache zieht man nun die Folgerung, daß Kreaturen von ähnlichem Bau, bei hinreichend allmäliger Abstufung, jeden Druck aushalten können.

Nun erheben sich allerdings Zweifel, ob jene Seesterne wirklich aus einer Tiefe von 1260 Faden heraufgeholt worden sind; sie könnten ja aus einer geringern gekommen sein. Dem widerspricht Wallich ganz entschieden. Er bemerkt, daß er von den Seesternen, unmittelbar nachdem er sie am Bord hatte, einen genau untersuchte und in der Verdauungshöhle eine Anzahl frisch aussehender Globigerinae mehr oder weniger aufgebrochen fand, winzig kleine, gestaltlose gelbe Partikelchen, einige wenige hellgelbe Oelkügelchen und etliche Eierchen. In zwei anderen Seesternen, welche er nachher untersuchte, fand er auch solche Globigerinae. Bei demselben Fange, welcher jene Ausbeute ergab, und bei manchen anderen kamen auch kleine walzenförmige Röhren vor, die ganz aus sehr kleinen Globigerinen, Muscheln und noch winzigkleineren Kalkresten zusammengebaut waren. In den Röhren befanden sich einige Arten von Anneliden. Nun beweist das Vorhandensein von solchen Annelidenröhren allerdings nicht die Lebenskraft ihrer Insassen in jenem Augenblicke, noch jene der Foraminifera und der Schwämme, welche das Material zum Bau der Röhre hergeliefert haben. Aber wir wissen, daß alle Anneliden, die in Röhren wohnen, ganz wesentlich Geschöpfe sind, die nur auf dem festen Grunde leben, und daraus ergiebt sich mit Sicherheit, einmal, daß die Röhren auf dem Meeresgrunde gebaut werden, und sodann, daß Anneliden dort vorhanden sind, welche jene Röhren gebaut haben. Globigerinen schwimmen nicht umher und bilden keine Ablagerungen in seichtem Wasser. Man ist deshalb zu dem Schlusse berechtigt, daß jene Seesterne auf dem tiefen Meeresgrunde wohnen und sich dort ernähren.

Wallich brachte aus der Tiefe von 1260 Faden nicht weniger als dreizehn Seesterne herauf; ihr Durchmesser betrug von zwei bis fünf Zoll; sie hatten sich konvulsivisch an einen Theil der Loth-

leine angeklammert, welche unten an der Hauptleine befestigt war und lange genug auf dem Meeresgrunde gelegen hatte, um den Seesternen zum Anklammern Zeit zu lassen. —

Wir haben im Globus I, Seite 284, mitgetheilt, daß auch Torrel auf seiner Expedition nach Spitzbergen Tiefmessungen veranstaltete. Er ließ, vermittelst des sogenannten Mac Clintock-Apparates, aus einer Tiefe von 2800 Yards eine kompakte Masse Thons heraufholen; daran fand er verschiedene Seethiere, namentlich ein Polyparium, und an demselben einige Tunicata, eine zweiklappige Muschel, Anneliden und eine hellfarbige Crustacee.

Das Athenäum hebt diese Thatsache hervor und legt namentlich auf den Umstand Gewicht, daß die Crustacee hellfarbig gewesen sei. Es sei nun der Beweis geliefert, daß Organismen, welche eigentlich darauf angelegt sind, in seichtem Wasser zu leben, in großen submarinen Tiefen leben und sich akklimatisiren können. Auch die Seesterne, welche Wallich aus 1260 Faden Tiefe bekam, waren so glänzend gefärbt, als ob sie stets in gemäßigten Meereszonen und im seichtesten Wasser gelebt hätten, während, seltsam genug, Individuen derselben Species, die man in den westgrönländischen Föhrden aus einer Tiefe von 100 bis 200 Faden erhielt, dunkelfarbig waren.

Eine Walfischjagd bei den Orkaden. Man behauptet oft, daß die Zahl der Walfische beträchtlich abgenommen habe, seitdem sie in allen Meeren so eifrig verfolgt werden. Die Zahl der gewöhnlichen Walfische und jener, welche das Spermaceti liefern, mag allerdings etwas vermindert worden sein; daß aber immer noch Walthiere in sehr großer Menge vorhanden sind, leidet keinen Zweifel, denn die Beweise dafür sind vorhanden. Eben jetzt meldet ein Blatt, der Orkney Herald, daß sich bei der Insel Scapa an einem schönen Tage, Mitte Oktobers, ein Schwarm von „Bottle noses" habe blicken lassen. Die ganze Bevölkerung des Fleckens lief zusammen, um das merkwürdige Schauspiel zu beobachten. Der Schwarm zählte zwischen zwei- bis dreihundert Walthiere, und mehr als achtzig Ruder- und Segelboote stachen sofort in See, um sie auf den Strand zu treiben. Die Wale schwammen der Küste zu, die Boote fuhren ihnen in den Rücken, bildeten einen großen Halbmond und boten Alles auf, die Seeungethüme an die Küste zu jagen. Von einem Ende dieses Halbkreises bis zum andern schrien und riefen die Bootsleute unaufhörlich, um die Wale zu erschrecken; das Wetter war prächtig und ein frischer Wind wehte nach dem Lande hin. Man glaubte sich schon einer reichen Beute sicher. Der Strand von Scapa ist für eine solche Jagd ganz geeignet, und geriethen die Wale auf den Strand, so war sicher, daß kein einziger mit dem Leben davon kam. Sie waren der Küste schon ganz nahe, die Seeleute hatten ihre Harpunen und Lanzen zur Hand, viele waren schon bereit ins Wasser zu springen und das Gemetzel zu beginnen. Aber die Wale merkten Unrath, machten wie auf Befehl eine Schwenkung, drehten sich allesammt um, streckten ihre glänzenden Flossen und schwarzen Köpfe über das Wasser und schwammen rasch wieder nach der hohen See zu. Dann theilten sie sich in zwei Abtheilungen, durchbrachen tapfer und rasch die Bootlinie und dabei war der Ocean so bewegt, daß mehr als ein Fahrzeug in Gefahr kam, zu kentern. Der ganze Vorgang war in hohem Grad aufregend. Die Wale sammelten sich, nachdem sie dem Feind entgangen waren, zu einem großen Haufen und schwammen in „prachtvollem Style" weiter. Ihre großen Rückenflossen glitzerten in der Sonne und aus den Löchern des Kopfes spritzten sie Säulen von Gischt hoch in die Luft. Die Bootsleute wollten sie verfolgen und legten sich mit aller Gewalt an ihre Ruder, aber bald waren die Wale eine Meile weit voraus, und der Abend brach ein.

Zur Gesittung in Korsika. Auf dieser Insel ist noch Vieles, man weiß nicht, soll man sagen halbwild oder barbarisch. Jüngst fiel uns eine Arbeit von Clement in die Hände, in welcher amtliche Ziffern den Beleg zu diesem Ausspruche geben. Die französische Regierung hat sich namentlich unter König Ludwig Philipp Mühe gegeben, der Insel aufzuhelfen, und bis zum Jahre 1855 nahe an 20 Millionen Francs für Straßenbau verwandt, so daß vier Fünftel der 364 Gemeinden, welche die Insel zählt, Verbindungswege hatten. Aber die Dörfer liegen zumeist auf steilen Höhen, die Ebenen und das Flachland überhaupt hat man zum großen Theil verwildern und versumpfen lassen, und ein großer Theil ist mit Makis, Waldgestrüpp, überzogen. Der Moräste wegen ist das Niederland im Allgemeinen ungesund. Ein Drittel des Landes ist für Ackerbau nicht geeignet, aber auch 243,000 Hektaren (je 200 Quadratruthen) eignen sich für Weinrebe, Oelbaum, Kastanien 2c., liegen aber völlig wüst. In den angebaueten Distrikten wird die Ernte von Arbeitern besorgt, die vom italienischen Festland, aus Lucca, nach der Insel kommen. Ein sachverständiger Landwirth, Moll, hat aus eigener Beobachtung sich überzeugt, daß in einem großen Theile der Insel auch der ärmste Bauer es verschmäht, das Land zu pflügen, zu besäen, Bäume zu pflanzen oder auch nur die Weinstöcke zu beschneiden; das Alles läßt er die Luccheser verrichten, welche er dafür baar bezahlt. „Die Korsen wenden sich von aller Arbeit ab, bei welcher man sich bücken muß; aber weniger aus angeborener Trägheit oder aus eigentlichem Hang zum Nichtsthun, als aus Hochmuthsdünkel, aus übelverstandenem Stolze."

Die Volksmenge ist auf der Insel, die 159 Geviertmeilen Flächenraum hat, von 120,671 Seelen im Jahre 1741 auf 240,183 im Jahre 1856 angewachsen, Sie könnte aber, wie in den Römerzeiten, bequem eine Million Seelen ernähren. Das Klima ist in den nichtsumpfigen Gegenden prächtig, viel milder noch als das von Nizza, und die Moräste könnte man austrocknen. Wir haben neulich im Globus darauf hingewiesen, daß auf manchen Inseln des hinterindischen Archipelagus das Mark von ein paar Sagobäumen hinreicht, um vielen Menschen das ganze Jahr hindurch ihre Leibesnahrung zu verschaffen. Auf Korsika lebt eine Bauernfamilie von dem Ertrage, welchen ein paar Dutzend süße Kastanienbäume geben, und Milch und Fleisch hat sie von der Ziegenheerde, deren Unterhaltung nichts kostet, denn das Vieh wird in's Freie getrieben. Deshalb arbeitet der korsische Hirt nicht, oder höchstens, um sich eine Flinte zu verschaffen.

Erbfeindschaft zwischen Familien und Ortschaften, Blutrache, bildet noch immer eine wahre gesellschaftliche Pestbeule auf der Insel. Wenn folgende Ziffern nicht amtlich beglaubigt wären, so würde man sie kaum glauben. Der Präfekt von Ajaccio hat nachgewiesen, daß im Verlaufe der dreißig Jahre von 1821 bis 1851 die Zahl der Meuchelmorde viertausend dreihundert und neunzehn, sage 4319, betrug; durchschnittlich also in jedem Jahre etwa 150, oder alle 48 Stunden ein Mord. Kein Korse, der älter als zwölf oder vierzehn Jahre war, ging unbewaffnet; er trug auf dem Feld, auf dem Markt, in der Kirche selbst, ein paar Mordgewehre. Der Unfug war so arg geworden, daß die Regierung endlich, im Jahre 1853, zunächst auf fünf Jahre ein Gesetz erließ, demgemäß Niemand mit Waffen ausgehen durfte. Im Jahre 1852 waren 129 Individuen wegen Mordes verurtheilt worden, 1855 nur 42; die guten Folgen des Gesetzes traten also bald zu Tage. In dem letztgenannten Jahre kam auf der ganzen, gewerblich allerdings sehr tiefstehenden Insel kein einziger Bankerott vor, aber nicht weniger als 19,813 Individuen wurden polizeilich bestraft; Kindsmord, Fälschung, falsches Zeugniß, Falschmünzerei kamen gleichfalls nicht vor. In neuerer Zeit widmet die Regierung dem Volksunterrichte größere Sorgfalt; die Kirche und die zahlreiche Geistlichkeit, deren Beruf es gewesen wäre, sich darum zu bekümmern, haben ihn auf das Aergste vernachlässigt. Die gebildeteren Klassen sind ämtersüchtig.

Korsika, das alte Kyrnos, war im Alterthum eine Kornkammer und zählte, nach Plinius, dreiunddreißig blühende Städte. Es könnte fruchtbar sein wie Aegypten, hat herrliche Häfen, der Oelbaum gedeiht wunderbar. Aber heute findet man auf der ganzen Strecke von Calvi bis zum Golf von Porto, vom Gestade des Meeres bis zum Gebirge kein einziges Dorf, keinen urbar gemachten Acker, sondern nur Moräste, Wildniß und Gestrüppwälder!

Der schwarze König von Dahome ruht und rastet nicht; er schlachtet unermüdlich Menschen ab und veranstaltet unabläßig, zum Jubel seiner Unterthanen, blutige Festopfer. Wir haben schon mehr als einmal diese Abscheulichkeiten, welchen ein religiöser Wahn zu Grunde liegt, geschildert, und es widersteht uns, noch einmal näher darauf einzugehen. Aber wir können doch nicht umhin, einige Züge mitzutheilen.

Der Befehlshaber des englischen Kreuzers Griffin, Kommandeur Perry, lag am 6. August vor Klein-Popo, einem Hafen vor der Küste von Dahome. Am Tage vorher erhielt er einen Brief von dem holländischen Kaufmann Euschart, der ein Handelshaus in Groß-Popo hat, und folgte dessen Einladung zum Besuche. Euschart ist als ein glaubwürdiger Mann bekannt und sein Bericht, welcher der englischen Regierung überschickt worden ist, enthält sicherlich die reine Wahrheit.

König Bahadung wollte einmal einen Holländer sehen. Als Euschart in Handelsgeschäften den zu Dahome gehörenden Hafenplatz Whaïdah besuchte, überschickte ihm der Herrscher seinen Stab, das Symbol königlicher Befehle, und ließ ihn nach der Hauptstadt Abome entbieten. Die Kabosirs (Beamten) erklärten, sie würden ihn mit Gewalt dorthin bringen, wenn er nicht gutwillig gehe.

Am 26. Juni legte er sich in eine von sechs Negern getragene, von Soldaten geleitete Hängmatte, war am Abend des 28. in

Abome, bekam ein hübsches Haus zur Wohnung und wurde am 30. vom König empfangen, der ihm seine Freude darüber ausdrückte, daß er auch einmal einen Holländer sehe, und zwar gerade jetzt, da er sehr viele Leute zum Abschlachten bereit habe. Dann mußte Euschart viermal auf des Königs Gesundheit trinken, während die Kabosirs um ihn herumtanzten und Gewehre abfeuerten.

Am 1. Juli feierliche Audienz beim Könige, der von seiner weiblichen Leibwache, den vielbesprochenen Amazonen, umgeben war. Bahadung sprach portugiesisch.

Am 5. Juli. Man führte den Holländer auf den Marktplatz, auf welchem während der Nacht viele Leute abgeschlachtet worden waren. Euschart sah die Leiche eines Schwarzen aus Sierra Leone; dieser Mann war zuletzt Missionar zu Ischagga in Yoruba gewesen und wahrscheinlich während des letzten Vernichtungszuges, welchen Bahadung dorthin unternommen hatte, gefangen genommen worden. Man hatte ihn an einem Baume gekreuzigt. Der König saß auf einem Gerüst, hielt kriegerische Reden an das Volk, versprach, im November wieder einen Kriegszug gegen Abbeokuta zu unternehmen und ließ Kaurimuscheln, welche bekanntlich die Scheidemünze des Landes bilden, Baumwollenzeug und Rum vertheilen. Euschart sah ganze Reihen frischer Menschenköpfe aufgestellt; sie bluteten noch.

Vom 5. bis 10. Juli durfte der Holländer sein Haus nicht verlassen. Am 10. verspürte er ein Erdbeben; es war dasselbe, welches auch in der Hafenstadt Akkra Verwüstungen anrichtete. Der König ließ den Europäer auf den Markt holen, wo er, von den Amazonen umgeben, auf seinem Gerüste saß. Er äußerte, die Erdstöße seien seines Vaters Geist, welcher Klage darüber führe, daß die Bräuche (nämlich die Blutopfer) nicht in gehöriger Weise gemacht worden seien. Gleich darauf ließ er drei gefangene Ischagga-Häuptlinge vorführen und sprach: „Geht und berichtet meinem Vater, daß die Opfer von nun an besser als je sein sollen." Dann bekam jeder von ihnen eine Flasche Rum und eine Anzahl Kauris, wahrscheinlich als Reisegeld in die Ewigkeit, und nun schlug man ihnen die Köpfe ab. Nachher wurden vierundzwanzig Männer, die man derart in Körben befestigt hatte, daß nur die Köpfe zu sehen waren, dem Volke vorgeworfen und von diesem unter Tanz, Gesang und Geschrei todtgeschlagen. Wer so glücklich war, einen Kopf zu erbeuten, erhielt vom Könige zwanzig Silbergroschen Belohnung.

Am 11. Juli abermals großes Abschlachten.

Am 12. Juli wurden die Gerüste abgebrochen und das Volk belustigte sich den ganzen Tag über mit Singen, Tanzen und Schießen.

Nun wurden zehn Tage lang keine Menschen bei Sonnenlicht abgeschlachtet, wahrscheinlich aber bei Nacht.

Am 22. Juli führte man Herrn Euschart aus seiner Wohnung, um bei den Opfern im Palaste des verstorbenen Königs, der Ghezo hieß, anwesend zu sein. Wir wollen die Metzeleien nicht näher beschreiben; der König opferte dem Fetisch, und wenn Euschart sagt, daß die Zahl der versammelten Truppen wohl 50,000, einschließlich 10,000 Amazonen, betragen habe, so greift er mindestens um das Doppelte zu hoch. Nach diesem Opfertage durfte er wieder abreisen.

Sein Bericht enthält offenbar nur glaubwürdige Sachen; denn so ziemlich dasselbe ist auch von Forbes, Duncan und den katholischen Missionären berichtet worden, welche alle eine freundliche Aufnahme in dieser blutbefleckten, afrikanischen Charakterstadt gefunden haben.

Die Neger in Central-Amerika. Wir schilderten neulich (S. 17 bis 23) die Stellung der Schwarzen und Farbigen in Nordamerika, und theilten die Rede mit, welche Präsident Lincoln an eine Deputation dieser Leute gehalten hat. Er wollte sie zur Auswanderung nach Central-Amerika überreden; dort, sagte er, habe man gegen ihre Race nichts einzuwenden. Wir unsererseits wußten aber sehr wohl, daß man dort allerdings viel gegen dieselbe einzuwenden hat, und machten (S. 19) ein Fragezeichen. Lincoln hat inzwischen den von Schwindlern auf das Tapet gebrachten Auswanderungsplan wieder aufgeben müssen. Wir finden in einem Briefe aus Panama vom 28. September in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Folgendes, und bitten die Leser, damit unsere Bemerkungen über die freien Neger in Westindien S. 84 zu vergleichen.

„Die Zeitungen aus Costarica, Nicaragua und Guatemala, welche uns der letzte Dampfer brachte, enthalten energische Proteste gegen die Negereinwanderung, welche Lincoln den centralamerikanischen Republiken als eine besondere Gabe des Nordens zugedacht hat. Man hat hier von der schwarzen Race schon mehr als genug und sträubt sich gegen das fatale Geschenk."

„Der freie Neger ist in Central-Amerika roh, frech, sinnlich, träg und arbeitsscheu, obwohl er das heiße Küstenklima besser verträgt als jede andere Race. Alle übrigen Racen scheuen die Mischung mit der afrikanischen, denn sie bringt keinen Segen, und die Bastarde, welche sie mit Weißen und Indianern erzeugt, sind noch viel schlechter und lasterhafter als die Schwarzen von unvermischtem Blute.

„Wenn Costarica ausnahmsweise ein glückliches Land und, im Vergleich mit allen übrigen Republiken im spanischen Amerika, ein Musterstaat ist, so glauben gute Beobachter den Hauptgrund einzig und allein in der Reinerhaltung der weißen Race daselbst zu finden. Costarica hat, wie Chile, nur äußerst wenige Neger."

Der Korrespondent der Allgemeinen Zeitung trifft den Nagel auf den Kopf und hat vollkommen Recht. Die verschiedenen großen Menschenracen haben ganz verschiedene Kulturwerthe, Anlagen und Begabungen.

Dieses sogenannte Racenproblem und die Stellung der dunkelfarbigen Menschen und der Mischlinge zur Civilisation und Kultur ist in unseren Tagen von ganz ungeheurer Bedeutung. Mit den platten Redensarten von der „Gleichheit aller Menschen" kommt man nicht um einen Schritt weiter und erklärt rein gar nichts. Die Sache muß tiefer aufgefaßt werden, und die Thatsachen und Erfahrungen müssen, gegenüber der scheinphilanthropischen Floskel, zu ihrem Rechte kommen.

Wir werden im Globus eine Reihe von Beiträgen zur Erörterung dieser Frage geben, auf deren richtige Beantwortung, nicht blos für Amerika, ungemein viel ankommt.

Die neuesten Entdeckungen in Australien. In der jüngsten Zeit sind vier verschiedene neue Reisewege in den Karten von Australien verzeichnet worden. Jener von Burke und Wills liegt am weitesten nach Westen hin und fällt im Allgemeinen mit dem 141.° Ö. L. zusammen. Die Route Landsborough's liegt etwa einen halben Grad weiter nach Osten hin, jene Walker's noch mehr östlich; dann folgt Leichhardt's Route am Burdekin aufwärts, welche später Gregory in umgekehrter Richtung nahm. Diese Wege gehen von einem gemeinschaftlichen Punkt aus und liegen zwischen einer Linie, die man von der Spitze des Carpentariabusens einerseits nach Süden hin zieht, andererseits nach Südosten hin. Innerhalb derselben liegt die „Region der Entdeckungsreisen im Nordosten". Die östliche Hälfte des großen Kontinents ist nun zum allergrößten Theil erforscht worden, doch bleibt immerhin noch manche Lücke auszufüllen. Aber von Landsborough's Reiselinie liegt nach Westen hin noch die andere Hälfte Australiens, etwa so groß wie ein Drittheil von Europa, und dort ist für Entdeckungsreisende noch ein großes Feld offen. Stuart durchzog den kleinen Theil, welcher zwischen Adelaide und dem Victoriaflusse liegt, aber westlich davon breitet sich eine unbekannte Welt aus, namentlich jene vom Spencergolf im Süden bis zum Exmouthgolf im Nordwesten. Die Australian and New Zealand Gazette bemerkt ganz richtig, daß es ganz eitel sei, über die Beschaffenheit dieser Region Muthmaßungen aufzustellen; möglicherweise könne sich aber herausstellen, daß Westaustralien im Norden nicht von einer dürren Wüstenei begrenzt werde, und das Gestadeland im Westen und Nordwesten einer eben so großen Entwickelung fähig sei, wie jenes auf der Ostseite. „Das Land mag wohl nicht so üppige Weideländereien darbieten, wie man sie in den hochkultivirten Gegenden Englands findet, und die Australier selbst heben hervor, daß die Gegenden, welche jetzt schon beweidet werden, allen Denen, welche an das saftige Grün englischer Wiesen gewöhnt sind, äußerst trocken und ausgedörrt erscheinen. Aber das Hornvieh gedeiht doch auf Strecken, auf denen, nach den Ansichten englischer Landwirthe, sich kein Thier ernähren könnte." —

Das ist richtig. Als Viehweide mag ein großer Theil des innern Australiens Nutzen haben können; aber zu einem Kulturlande können Gegenden, denen alle Gliederung fehlt und die doch immer halb und halb Wüsteneien bleiben müssen, nicht werden.

Die Kolonie Queensland im nordöstlichen Australien. Wir werden demnächst im Globus eine ausführliche Beschreibung dieser Region geben, welche schon jetzt eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat. Diese steigert sich rasch, und die letzten Nachrichten aus der Hauptstadt Brisbane, vom 18. August, geben abermals dafür Beweise.

Die europäische Einwanderung strömt rasch herbei. Binnen vier Wochen, im Juli, waren nahe an 2000 Köpfe eingetroffen, in Schiffen aus Liverpool, Hamburg, Glasgow und London. Dazu kamen noch etwa 500 aus anderen australischen Kolonien, und so erhielt Queensland im Laufe eines Monats einen beträchtlichen Zuwachs an kräftigen Leuten. Auf einem Liverpooler Schiffe

waren unterwegs 50 Leute am Typhus gestorben. Wir wollen beiläufig bemerken, daß die Engländer in Bezug auf zweckmäßige Ordnung und Sorgfalt für die Auswanderer noch lange nicht so weit sind, wie unsere Bremer und Hamburger.

Die Kaufleute in Brisbane und Ipswich haben angefangen, die Wolle, welche bis jetzt das Haupterzeugniß des Landes bildet, unmittelbar, nicht mehr über Sydney, nach Europa zu verschiffen. Die Kolonie ist auch reich an nutzbaren Hölzern und an Steinkohlen; sehr werthvoll zu mancherlei Gebrauch ist namentlich die Ceder- oder Moretonbay-Fichte, die wohl künftig im Schiffsbau eine Rolle spielen wird.

Die Queenslander sind Leute der „Ausdehnung"; sie haben von Brisbane an der Moretonbay, das etwa unter 33° S. Br. liegt, schon weiter nach Norden hin einige Niederlassungen gegründet, unter welchen Port Denison, 20° S. Br., die wichtigste ist. Sie blüht rasch empor, und von ihr aus sind Squatters weit umher in's Innere eingedrungen. An zwei neuen Flüssen, welche zwischen Port Denison und Rockingham entdeckt worden sind, will man auch neue Ansiedelungen gründen, und zwischen den beiden eben genannten Punkten wird eben jetzt eine regelmäßige Postverbindung hergestellt. Die Rockingham-Bay liegt zwei Grad nördlich von Port Denison.

Auch die eigentliche Nordküste wird nicht vernachlässigt. Der Gouverneur von Queensland, Sir George Bowen, wollte im August die nördlichste Spitze von Australien, Kap York, besuchen, um dort einen für Ansiedelungen geeigneten Punkt ausfindig zu machen. Auch sind bereits mehrere Partien, und zwar von Victoria aus, mit Rindvieh- und Schafheerden nach dem Carpentaria-Busen aufgebrochen; sie folgen den von Burke und Wills, Landsborough und Walker eingeschlagenen Routen und wollen sich auf Weideländereien unweit der Küste niederlassen. Auch aus Queensland ziehen Squatters mit Heerden dorthin, und es wird wohl nicht lange dauern, bis aus der neuen Kolonie Queensland zwei neue Kolonien im Norden herausgeschält werden.

Man streitet viel darüber hin und her, ob das Heranziehen chinesischer Arbeiter (Kulis) für Queensland zweckmäßig sei oder nicht. Die Racenabneigung spielt bekanntlich dabei eine große Rolle. Man ist „Pro- oder Anti-Kuli". Gewiß bleibt, daß in jedem neuen Lande die Chinesen als rüstige Arbeiter werthvolle Dienste leisten.

Queensland eignet sich zum Baumwollenbau; gegenwärtig sind 450 Acres mit Baumwolle bestellt worden; die Ernte des Vorjahrs ergab von einem Versuchsfeld 200 Ballen, die nach Liverpool verschifft worden sind; allerdings ein kleiner Anfang, der aber wichtige Folgen haben kann.

Auch Gold fehlt der neuen Kolonie nicht. Man hat das edle Metall an den Peak Downs, bei Gladstone am Calliopeflusse und an manchen anderen Stellen gefunden, auch in der Nähe von Ipswich. Auch Spießglanz ist 90 Miles landeinwärts von dieser Stadt entdeckt worden.

Port Denison in Queensland. Diese Stadt ist im Jahre 1861 entstanden, und im Mai 1862 hatte sie schon ein ganz respektables Ansehen. Küstenschiffe aus Sydney und Rockhampton besuchten den Hafen, und die vermessenen, zum Verkauf ausgelegten Ländereien fanden willige Käufer, weil allwöchentlich Einwanderer kamen. Die Regierung ließ mehrere Gebäude aufführen; die Zahl der Läden zum Verkauf von Waaren betrug sechs, und die Postverbindung mit den Häfen der Ostküste war schon seit längerer Zeit in regelmäßigem Gange. Diese Stadt hat offenbar eine Zukunft, wie die Kolonie Queensland selbst. Port Denison besitzt einen schönen, sichern Hafen, liegt auf einem Hügel in einer bewaldeten Gegend und der Boden ist fruchtbar.

Die Baumwollennoth, in welche Europa durch den Unterjochungsplan der Nordunion gegen die südliche Konföderation, durch die heillosen Umtriebe der Abolitionisten und die gewissenlosen Stellenjäger der sogenannten republikanischen Partei gerathen ist, giebt doch auch den „Menschenfreunden" in England zu denken. Von England aus ist der Brand in Nordamerika, welcher nun so gewaltige Verwüstungen anrichtet, in nicht geringem Maß angefacht worden. Man stellte sich philanthropisch hin in der Negerfrage, und nun müssen Hunderttausende von weißen Menschen hungern, während die Schwarzen in eine ärgere Klemme gerathen sind als je zuvor. Auf die Pseudophilanthropen paßt jetzt das Gleichniß vom Zauberlehrling: ihre Noth ist groß, und die Geister, welche sie riefen, werden sie jetzt nicht los.

Die Hauptmenge der Baumwolle kam bisher aus den nordamerikanischen Sklavenstaaten; weil sie durch Zwangsarbeit (im Durchschnitt acht Stunden am Tage) über regelmäßige Arbeit der Neger verfügten, konnten sie auch regelmäßig Baumwolle liefern. Auf diese Regelmäßigkeit war die gesammte Baumwollenindustrie gegründet; als jene aufhörte, kam die Störung. Noch hat Niemand den Nachweis geliefert, wie Regelmäßigkeit und Sicherheit im Bezuge der Baumwolle möglich sei, ohne Zwangsarbeit der Neger, oder wenn man vier Millionen Chinesen nach den heißen Gegenden Amerikas schafft. Diese Chinesen sind aber nicht da.

„Nun giebt man sich Mühe, aus allen Himmelsgegenden Baumwolle zusammenzukratzen, und bekommt doch nicht viel." So lasen wir in einem Handelsschreiben. Fast gleichzeitig fanden wir in der Times vom 3. Oktober einen Beleg zu diesem Ausspruche; dieselbe bringt amtliche Ziffern für jenes „Zusammenkratzen" und vergleicht die Zufuhren, welche Großbritannien im ersten Halbjahre 1862 im Vergleich zu jenem von 1861 erhielt. Es bekam aus:

Schweden 234 Centner, (gegen 182 in 1861); Hamburg 468 (106); Holland 4047 (590); Belgien 3692 (14); Frankreich 45,590 (2680); Portugal 5036 (3059); Illyrien, Kroatien und Dalmatien 20,501 (7); aus der Türkei nebst Kleinasien 19,269 (181).

Aegypten 368,472 (205,915); von der ganzen Westküste Afrikas, auf welche man seit einem Menschenalter immer — aber stets vergebliche — Baumwollenhoffnungen gesetzt hat, 1260 Ctr. (584); vom Kap der Guten Hoffnung 1570 (212); Mauritius 17,688 (1032); Bombay 847,480 (656,691); Madras 145,571 (35,635); Bengalen 5086 (35); Ceylon 3290 (3181).

Westindien und Südamerika: Grenada 162 (41); St. Vincent 195 (11); Trinidad 299 (147); Demerara 2250 (1080); Hayti und Dominikanische Republik 1337 (1249); Neu-Granada 3797 (837); Peru 2252 (2009); Brasilien 103,232 (52,565).

Aus nachfolgenden Ländern war 1861 gar keine Baumwolle nach Großbritannien gekommen: jetzt lieferte Norwegen 85; Hannover 2; Spanien 531; Neapel 325; Malta 2137; Griechenland 823; aus Theilen der europäischen Türkei 174; Syrien und Palästina 1966; französisch Indien 442; China 143; Bahamainseln 17,490; Jamaica 507; St. Christoph 23; Britisch Honduras 9; Cuba 276; Puerto Rico 46; Mexiko 6978; Venezuela 98 Centner.

Geringer als im entsprechenden Halbjahr 1861 waren die Zufuhren aus: Rußland kamen 4; Bremen 1005; St. Helena 819; Natal an der Südostküste Afrikas 14; Neusüdwales 1; Neu-Braunschweig 12,515; Neu-Schottland 278; holländisch Guyana 18; aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika **5,837,150 Centner,** und aus den argentinischen Ländern 81 Centner.

Für das Jahr vom 1. Juli 1862 bis dahin 1863 hat man folgenden, auf Muthmaßungen beruhenden, Voranschlag entworfen:

Indien 1,100,000 Ballen; Brasilien 150,000; Aegypten 200,000; Türkei 60,000; Griechenland 20,000; Italien 25,000; Amerika 50,000, und aus anderen Gegenden 25,000 Ballen. Das würde zusammen ausmachen 1,630,000 Ballen im Jahre oder 31,346 Ballen für jede Woche. Man sieht aber auf den ersten Blick, daß dieser Ueberschlag ganz oberflächlich ist.

England hat, wie obige Angaben zeigen, seine weit unter dem Bedarf bleibenden Zufuhren von Baumwolle, von denen es bei regelmäßigen Handelsverhältnissen während der letzten Jahre im Wochendurchschnitt mehr als 42,000 Ballen, je zu 4½ Centner, bedurfte, aus nicht weniger als sieben und fünfzig verschiedenen Ländern „zusammenkratzen" müssen; und dazu kommt noch der Bedarf des europäischen Festlandes und der amerikanischen Nordunion!

Macao in China den Portugiesen definitiv abgetreten. Macao liegt unterhalb Kanton auf der Strominsel Hiang schan. Die Portugiesen erhielten 1537 von der chinesischen Regierung das Recht, sich dort niederzulassen; 1563 wurde ihnen dasselbe bestätigt, sie mußten aber seitdem einen Tribut von 500 Taels Silber zahlen. Die heutige Stadt wurde 1583 gegründet und bekam den hochtrabenden Namen Cidade de santo nome de Deos de Macao; bei den Chinesen heißt sie kürzer Ngao men. Diese hatten schon 1573 die Halbinsel des Eilands, welche den Portugiesen überlassen worden war, durch eine Mauer vom übrigen Land abgeschlossen und ließen das Thor von Soldaten bewachen. Im Jahre 1843 schloß der Gouverneur Ki ying von Kanton eine Uebereinkunft mit dem portugiesischen Gouverneur Pinto, demgemäß Macao eine portugiesische Besitzung sein sollte. Am 13. April 1844 erhielten die Portugiesen Erlaubniß, mit den damals geöffneten fünf Häfen zu handeln; auch wurde das Edikt von 1725 beseitigt, demgemäß nur 25 Macaoschiffe mit China handeln durften. In demselben Jahre wurde der Hafen für alle Völker eröffnet.

Nun melden die jüngsten Nachrichten aus Hong Kong vom 10. September, daß der Gouverneur Guimaraens einen Vertrag

abgeschlossen habe, demgemäß die Halbinsel Macao definitiv an die portugiesische Regierung abgetreten worden sei. Wir verstehen, nach dem was wir oben angeführt haben, nicht recht, was das heißen soll, da ja zu jenem Zwecke schon 1843 ein Vertrag abgeschlossen worden ist. Uebrigens setzt der neueste Bericht hinzu: „Obschon Macao seit den letzten zehn Jahren schon faktisch alle Privilegien eines unabhängigen Seehafens genoß, so war doch de jure das Verhältniß der Portugiesen zum Hofe von Peking nur das eines Pächters zum Lehnsherrn.“ Jedenfalls ist die Angelegenheit nun endlich geregelt worden.

Die italienische Expedition in Persien. Die amtliche Turiner Zeitung meldet, daß die Mitglieder derselben von den Einwohnern überall sehr freundlich aufgenommen werden und die Regierung ihnen nach Kräften Vorschub leiste. Am 13. August bestiegen die Professoren De Philippi, Lepona und Ferrata den Vulkan Demawend; ihre Barometermessungen ergeben für den Gipfel des Berges eine Höhe von 18,551 Fuß, also nicht etwa 20,000 Fuß, wie frühere Reisende annahmen.

Telegraphen in der Kapkolonie. Die Linie beginnt mitten in Kapstadt und wird geführt nach Caledon, Swellendam, Alival (Mossel Bai), George, Port Elizabeth und Witeneage.

Neue Dampfverbindung mit dem fernen Asien. Bisher hatte die englische Peninsular-Kompagnie ein Monopol für die Fahrten von Suez nach Indien und China, und von Seiten des Publikums sind manche Klagen gegen sie laut geworden. Gegenwärtig ist Frankreich als Mitbewerber aufgetreten, denn zwischen Marseille und Hong Kong ist eine regelmäßige Verbindung eingerichtet worden, an deren Postdampfer sich Linien von Point de Galle auf Ceylon nach Calkutta und von Hong Kong nach Schang haï anschließen. Der Gang der Dampfer, welche auf ihren Fahrten Aden, Point de Galle (richtiger Punta Galle), Singapore und Saïgong in Cochinchina berühren, ist folgender: Abfahrt von Marseille am 19. jeden Monats, aus Suez 27., Ankunft in Aden 3., Singapore 20., Saïgong 23., Hong Kong 28. — Rückfahrt: Hong Kong am 26. jeden Monats, in Saïgong am 30., in Singapore 4, Point de Galle 11, Aden 21., Suez 27., Marseille am 5. — Man sieht, daß Frankreich es ernst nimmt mit seinen neuerworbenen Besitzungen im fernen Osten. Es sucht dort politischen Einfluß, denn sein Handel dorthin ist unbedeutend.

Ameisen auf Sankt Helena. Sie richten auf der Insel derartige Verheerungen an, daß sie zu einer fast unerträglichen Landplage geworden sind. In Jamestown haben sie jetzt Alles, was Holz an den Gebäuden ist, derart durchfressen, daß weiter nichts übrig bleibt, als einen großen Theil der Stadt niederzureißen und ganz neu zu bauen. Hausbesitzer und Miether sind in Verzweiflung. Die letzteren müssen unerhört hohen Zins geben und sind dann nicht einmal ihres Lebens sicher, weil sie jede Stunde den Einsturz der Wohnung befürchten müssen. Die Ameisen vermehren sich in schreckenerregender Menge und fressen Wäsche, Möbeln, Bücher, Papier, kurz Alles auf, was nicht von Stein oder Metall ist.

Der Bernsteinertrag in Ostpreußen. Man schreibt aus Memel, daß durch Baggerungen im Kurischen Haff bei Schwarzort, das etwa drei Meilen von dieser Stadt liegt, und aus den Gräbereien bei Proeculs Bernstein in großer Menge gewonnen werde. Der Handel hat dadurch einen großen Umfang erreicht. Die Sorte, welche bei den Ausbaggerungen gewonnen wird, ist heller als der gegrabene, aber die Stücke sind selten groß. Man findet den Bernstein in einer Tiefe von 18 bis 20 Fuß unter einer Schicht blauen Thons und umgeben von dem bekannten Seetang der Ostsee. Der Besitzer des Gutes Proeculs gewinnt durch die Bernsteingräbereien eine jährliche Pachtsumme von 1000 bis 1200 Thaler für jeden Morgen. Die Waare geht nach Danzig und besonders nach Leipzig und von dort vorzugsweise nach Wien und in die Türkei.

Die Staatseinnahme Schwedens ist für jedes Jahr der dreijährigen Budgetperiode, von 1863 bis 1866, auf je 33,647,358 Thaler veranschlagt worden, die Ausgabe auf 31,237,000 Thlr.

Volkszählung von Berlin. Nach der jüngsten Zählung zählte diese Stadt 547,571 Einwohner, davon 22,626 vom Militär. Im Jahre 1858 ergaben sich nur 458,637 Seelen.

Volksmenge von Mainz und Köln. Die Zunahme der Bevölkerung ist in Mainz sehr beträchtlich. Die eigentliche Stadt zählte 1858 erst 35,095 Köpfe, dagegen Ende Decembers 1861 schon 39,078, und mit Hinzurechnung der zur Stadt gehörenden Umgebung 40,772 Seelen. Die Gesammtzunahme war 4294. Dazu kommen 3604 Seelen in dem gegenüberliegenden Orte Castel Mit dem Handel und der Handelsvermittelung sind in Mainz nahe an 1100 selbständige Etablissements beschäftigt und mit der Lederfabrikation und Lederverarbeitung 374 Unternehmungen. Das Leder, die Schuharbeiten und die Kunstschreinerarbeiten von Mainz sind weltberühmt.

Die Zahl der Bewohner Kölns ist von 114,183 im Jahre 1860 auf 113,081 am Ende des Jahres 1861 gefallen. Köln war 1815 eine Stadt im Verfall und hatte kaum 40,000 Einwohner. Aber 1828 war die Zahl schon auf 57,297 Köpfe gestiegen und sie nahm von da bis 1861 im Durchschnitt jährlich um 1690 Köpfe zu. Die dermalige Verminderung erklärt sich daraus, daß die Wohnungsmiethen eine übertriebene Höhe haben und deshalb viele Leute in benachbarten Ortschaften sich niederlassen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in anderen anwachsenden Städten, z. B. in Leipzig, wo die umliegenden Dörfer zu kleinen Städten emporgewachsen sind, welche wie ein Kranz den Hauptort umgeben.

Lübeck's Handel im Jahre 1861. Einfuhr 3,734,972 Centner im Werthe von 57,304,547 Mark Courant. Die Anzahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1074 mit 85,978 Lasten. Von den Schiffen waren 311 Dampfer mit 40,440 Lasten.

Riesenbäume in Kalifornien. Wir haben jüngst wieder Mittheilungen über dieselben gebracht. Jetzt finden wir in amerikanischen Blättern eine Nachricht, die wir einfach wiedergeben, ohne uns ein Urtheil über ihre Richtigkeit zu erlauben. „Unweit vom Honey Lake am Abhange der Sierra Nevada liegt ein versteinerter Cederbaum, der am dicken Ende 40 Fuß im Durchmesser oder 130 Fuß im Umfange hat. Seine Länge beträgt 660 Fuß bis zu dem Punkte, wo er noch vier Fuß Durchmesser hält. Der übrige Theil dieses Baumriesen ist mit Sand bedeckt, und er ist noch nicht seiner ganzen Länge nach gemessen worden. Rechnet man, daß etwa 40 bis 50 Fuß unter dem Sande liegen, so ergiebt sich eine Länge von ungefähr 700 Fuß.“

Eine mitteleuropäische Gradmessung. Zu einer solchen hat der preußische Generallieutenant Baeyer den Plan entworfen. Sie soll den Meridianbogen von Palermo bis Christiania umfassen; die unter und neben diesem Meridian in den einzelnen Ländern seither ausgeführten Dreiecksmessungen werden das Material bilden, mit welchem die Kommission zu arbeiten hat. Die hannoversche Regierung hat drei Mitglieder für dieselbe ernannt, unter diesen befindet sich auch Professor Riemann aus Göttingen.

Sicilianischer Schwefel. Die Produktion desselben liegt noch sehr im Argen, sowohl in Bezug auf die Föderung des rohen Schwefels, als auch auf das Schmelzen. Um das letztere zu bewirken, zündet man den Schwefel selbst an; man hat noch keine festgemauerten Schmelzöfen mit hermetischem Verschluß. Die Ausfuhr von Schwefel belief sich 1858 auf 3,171,956 Centner, 1861 auf 3,359,298 Centner. Zur Schwefelung der Weintraube verbraucht außerdem die Insel selber nicht weniger als 317,000 Zollcentner. Bei dem gegenwärtigen Preise entspricht eine Produktion von 2¼ Millionen Cantar, einem Geldwerth von etwa 5 Millionen preußischen Thalern.

Die Donaumündung. Man schreibt aus Galatz, daß der Wasserstand der Sulima im Allgemeinen recht gut sei, die kostspieligen Arbeiten haben also der Schifffahrt Nutzen gebracht. Auf den Arganibänken ist aber nur 13 Fuß Wassertiefe, und deshalb müßten dort auch Schiffe von mittlerer Tragfähigkeit leichtern.

Die russische und die moldau-walachische Regierung haben gemeinschaftlich die Regelung und die Schiffbarmachung des Pruth in Angriff genommen. Der Fluß wird zu einem internationalen Strom erklärt. Er wird schon jetzt von Dampfern befahren.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Streifzüge unter den Dayaks auf Borneo.*)

Erster Artikel.

Bedeutung Borneos. — Die Fülle tropischer Erzeugnisse. — Thierleben. — Der Orang utan. — Zwei Arten dieses Waldmenschen: Mias Pappan und Mias Rembi. — Lebensweise dieses Thieres. — Anekdoten und Jagdgeschichten. — Die Dayaks. — Die Landschaften der See-Dayaks. — Wohnungen. — Kleidung und Schmuck. — Stellung der Frauen. — Das Kopfabschneiden und der Seeraub. — Schifffahrt. —

Borneo ist die größte Insel im hinterindischen Archipelagus, eines der größten Eilande auf Erden, und sein Flächeninhalt kommt jenem von Deutschland mindestens gleich. Als die Portugiesen im Jahre 1511 zu jener Hafenlung gelangten, fanden sie auf der Nordwestküste in Burni oder Bruni ein malayisches Sultanat, und übertrugen den Namen desselben, den sie in Bórnéo verwandelten, auf die ganze Insel. Bei den Malayen heißt sie Tanah- (d. h. Land) oder Pulo- (d. h. Insel) Kalamantan. Seltsamer Weise haben die Europäer erst spät auf derselben sich festgesetzt; die Molukken, die Philippinen und Java nahmen vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Holländer gründeten ihre erste Faktorei 1747, und zwar zu Banjarmassing an der Südostküste.

Befestigtes Dorf der Dayaks auf Borneo.

Es kann nicht fehlen, daß im Fortgange der Zeit diese schöne und fruchtbare Insel eine große Bedeutung gewinnt; sie hat eine üppige Fülle werthvoller Erzeugnisse, und seit Radscha James Brooke die Landschaft Saráwak an der Nordwestküste in Besitz genommen hat und Borneos Reichthum an Kohlen außer Zweifel steht, schenkt man ihr in

*) Narrative of events in Borneo and Celebes, down to the occupation of Labuan, from the Journals of James Brooke, by Captain Rodney Mundy. London 1848. 2 Voll. — Sarawak; its inhabitants and productions, etc. by Hugh Low. London 1848; ein reichhaltiges, ganz vortrefflich gearbeitetes Werk. — Life in the forests of the far East, by Spenser St. John. London 1862. 2 Voll. Dazu Ida Pfeiffers zweite Reise um die Erde und Schwaners Forschungsreise im südöstlichen Borneo.

Europa mehr Aufmerksamkeit als früher. Für die Völkerkunde ist gerade diese Insel von entschiedenem Interesse, denn wir finden bei den Eingeborenen, welche man mit dem allgemeinen Namen Dayaks zu bezeichnen pflegt, eine Menge von Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von anderen Völkern wesentlich unterscheiden. In der neuen Zeit haben wir durch verschiedene Reisende eine Menge werthvoller Mittheilungen über diese Dayaks erhalten, und wir wollen versuchen, eine Schilderung ihres Lebens und Treibens zu entwerfen.

Die Bodengestaltung der Insel ist mannichfaltig. Sie wird von Gebirgen durchzogen, welche sich im Nordosten, im Kina Balu, d. h. der chinesischen Witwe, bis zu 13,700 Fuß aufgipfeln. Vom Gebirge herab strömen der Nordküste der Bruni, Redschang, Sarebas, Sakarran und Sarawak zu; an der Westküste münden der Sambas und der Pontianak, an der Südküste der Banjar, an der Südostküste der Koti und Passir. Sie alle sind mehr oder weniger schiffbar für Boote, und die Insel ist so reichlich bewässert, daß allein auf der nördlichen Küstenstrecke zwischen der Provinz Sarawak und der Stadt Bruni nahe an zwanzig Flüsse münden, welche lange Zeit den Seeräubern als Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten gedient haben. Im Innern liegen Seen von nicht unbeträchtlichem Umfang, z. B. der Danau Malayu am obern Pontianak.

Schon früher (Globus I, 366) haben wir den landschaftlichen Charakter Borneos geschildert; hier wollen wir Einiges über die Landeserzeugnisse bemerken. Der Kohle haben wir schon erwähnt. Spießglanz findet man in mehreren Gegenden der Westküste, namentlich in Sarawak und am Sambas; Eisen ist in Menge über die ganze Insel verbreitet, Zinn fand man an den Grenzen von Sarawak und ebendaselbst auch Nickel. Auch Quecksilber hat man entdeckt, aber an Gold ist Borneo vorzugsweise reich, und die Diamanten, welche man in den Gebieten Sangau, Landak und Banjarmassing in großer Menge findet, stehen an Werth denen aus Indien und Brasilien gleich.*)

Das Klima ist für Europäer, welche sich nicht allzusehr der Sonne aussetzen, keineswegs ungesund und die Hitze in dieser äquatorialen Region nicht allzudrückend. Viele Gegenden sind vortrefflich für den Anbau des Zuckerrohrs geeignet, das bei den Dayaks ohne alle Pflege weit kräftiger wird als selbst auf Ceylon, wo man doch den Plantagen so große Sorgfalt angedeihen läßt. Bei Sarawak, wo die Chinesen dasselbe bauen, wird es achtzehn Fuß hoch. Muskatnüsse, Gewürznelken und Zimmt sind von Europäern in Gärten versuchsweise gepflanzt worden und trefflich gediehen; für europäische Gemüse ist das Klima zu heiß, doch kommen einige Arten Bohnen, Gurken, Endivien, Spargel und Paradiesäpfel leidlich im Flachlande fort; im Gebirge würde für sie bei entsprechender Höhenlage die geeignete Temperatur leicht zu ermitteln sein. Den Malayen ersetzt der Kohl der Nibong-Palme das Gemüse; er ist das Herz der noch nicht aufgebrochenen Blätter, sehr weiß und schmeckt wie Nuß; besser als die Kokosnuß, aber nicht so fein wie die Nuß von der Arecapalme (Pinang). Die Nibong wächst in außerordentlicher Menge an den Mündungen der Flüsse, und ihre runden Stämme, die etwa sechs Zoll im Durchmesser halten, werden als Pfähle beim Häuserbau benutzt, auch bereitet man Latten und Sparren aus denselben. Die zarten Sprossen des Bambus sind ein Lieblingsgemüse der Dayaks. Unter den verschiedenen Arten Bambus wird der Bulu Ayer oder Wasserbambus an Bergabhängen bis zu sechszig Fuß hoch; sechs andere Arten Bambus sind nicht minder nützlich und werden auf sehr verschiedene Weise verwandt. Das Hauptnahrungsmittel ist der Reis, daneben in manchen Gegenden der Sago; die Palme, welche ihn liefert, wächst in sumpfigem Boden und wird nicht über dreißig Fuß hoch. Aus der Frucht der Gomuti-Palme bereiten die Dayaks ein geistiges Getränk. Die Areca-Palme, deren Blüthe so prächtig duftet, liefert die Betelnuß, welche mit Kalk und Gambir in Sirihblätter gewickelt und von Malayen und Dayaks gekaut wird. Mit den Blättern der niedrigen Nipa-Palme, welche man in sogenannte Ataps zusammenbindet, deckt man die Häuser; der Mangrovebaum giebt gutes Brennholz. Zu diesen Bäumen kommt noch der Barus-Kampfer (Dryobalanops camphora, verschieden von dem japanischen Laurus camphora), der nur auf Sumatra und Borneo wächst. Man findet den Kampfer in festem Zustande in den Spalten des Holzes, und gewinnt ihn sehr leicht, indem man den Baum umhaut, in Blöcke theilt und diese mit Keilen zerspaltet. Dann nimmt man den weißen, durchsichsichtigen Kampfer heraus. Einige Bäume aus dem Geschlecht Dipterocarpus geben eine Nuß, aus der man ein fettes Oel preßt; es ist im europäischen Handel als vegetabilisches Wachs bekannt; man läßt das Oel erkalten und es wird dann so fest wie Spermaceti, dem es äußerlich gleicht. Auch Niato, das heißt Gatta Pertscha, fehlt nicht, eben so wenig Gummi Damar, Baumwolle, Pfeffer und Tabak.

An reißenden Thieren ist Borneo arm. Der Tiger, welcher auf der Halbinsel Malacca, auf Sumatra und Java mit Recht so sehr gefürchtet wird, fehlt gänzlich; statt seiner tritt eine Pantherart (Felix macrocelis) auf; auch sind mehrere wilde Katzenarten vorhanden. Der Elephant fehlt auch, das Rhinoceros soll (??) im Innern vorhanden sein, ist aber jedenfalls selten; der kleine malayische Bär (Ursus malayanus) kommt an der Westküste vor und ist im Innern sehr häufig. Er lebt von Pflanzenkost und liebt Honig, den er von den Bäumen herabholt. Wilde Schweine, Hirsche und Rehe sind in Menge vorhanden.

Die Nordwestküste von Borneo ist die eigentliche Heimath des Orang utan, der bis vor Kurzem für den größten und stärksten aller Affenarten galt, bis ihm nun der afrikanische Gorilla diesen Rang mit Erfolg streitig gemacht hat. Europäische Jäger, welche die Insel besuchen, brennen darauf, ein solches Thier zu erlegen, und in den Reisewerken über Borneo spielt er eine große Rolle.

Auch der vortreffliche Radscha von Sarawak, James Brooke, den unsere Leser kennen (Globus Nr. 11 u. 12), brannte darauf, einen solchen „Waldmenschen" zu erlegen und die Dayaks boten ihrem Freunde gern die Hand dazu. Sie hatten kurz vorher ein Affenkind aus den Armen der Mutter geschossen und diese verwundet. Die Alte ließ das Kleine vom Baume herabfallen, flocht, obwohl blutend, die Zweige zu einen Nest zusammen, setzte sich ruhig hinein und war nach ein paar Stunden todt. Sie blieb aber auch als Leiche im Nest, und es kostete Mühe sie herunterzuholen, denn der Baum war hoch und die Dayaks hatten große Mühe hinaufzuklettern.

Brooke sagt aus eigener Beobachtung, daß die Orang utan's träg und langsam in ihren Bewegungen seien; selbst wenn die Jäger schreien und ihre Gewehre abfeuern, bewegen sie sich aus den Zweigen eines Baumes nach jenen eines andern nicht rascher, und ein Mann, der unten im Waldgestrüpp geht, kann sehr wohl mit ihnen Schritt halten. Oft flohen sie nicht einmal; wenn sie ein paar

*) Der Sultan von Matan besitzt einen ungeschliffenen Diamant von 367 Karat; geschliffen würde derselbe 183½ Karat haben und, nach Crawfurd, 269,378 Pfund Sterling werth sein.

hundert Schritte weit fortgeklettert waren, hielten sie an und ließen die Verfolger ganz nahe heran kommen. Im Allgemeinen suchten sie die allerhöchsten Baumäste und blieben dort unbeweglich, wenn auch auf sie geschossen wurde, und die Gegenwart der Menschen schien sie nur wenig zu kümmern. Ich habe nur ein einziges Mal gesehen, daß ein Orang utan floh; es war ein junges Männchen, das aber auch sich nicht weit entfernte. Seine Bewegungen waren langsam und geschahen mit einer gewissen Ueberlegung, und dasselbe habe ich auch bei Jungen in der Gefangenschaft beobachtet. Jenes Männchen, ein junges Rembi (s. weiter unten), ließ, nachdem es verwundet worden war, ein grunzendes Gebell hören; bei Gezähmten vernimmt man es, wenn sie ängstlich und wüthend sind. Nie habe ich gesehen, daß ein Orang utan irgend einen Gegenstand auf seinen Verfolger herabwirft; die Eingeborenen behaupten das allerdings, ich fand aber, daß nur dürre oder faule Zweige von den Bäumen herabfielen, welche beim luftigen Gehen und Klettern des Thieres abbrachen. Im Ganzen sind diese Thiere träg und harmlos und man kann ihnen sehr leicht ankommen, aber ihre Lebenskraft ist ungemein zäh. Ich sah einen Rembi, der schon sechs Kugeln im Leibe hatte, aber erst die siebente, welche den Schädel zerschmetterte, gab ihm den Rest.

Die größten Mias pappan (die zweite Art von Orang utan) habe ich nicht gesehen, glaube aber, daß Alles, was die Eingeborenen über die Wildheit und Grausamkeit derselben erzählen, stark übertrieben sei; wohl aber mag es dann und wann vorkommen, daß ein altes Männchen sich gegen einen Mann zur Wehr setzt. Ein malayischer Häuptling sagte mir, er wolle sich getrauen, auch den allergrößten Mias gefangen zu nehmen, und zwar auf folgende Weise: „Wenn wir ihn auf einem Baume sitzen sehen, dann gehen wir geräuschlos näher, hauen die Bäume ab und zuletzt den, auf welchem er sitzt, und dann fällt er mit zur Erde. Mit Schlingen, die wir an langen Stangen bereit halten, umwickeln wir ihn und fangen ihn ein.“ Das mag ganz richtig sein, geht aber nur an, wenn die Bäume nicht allzudick sind.

Orang-Utan auf Borneo.

Beide Mias-Arten, sowohl der Pappan wie der

Dayakfrauen auf Borneo.

Dayaks auf Borneo.

Rembi, bauen sich Nester oder Behausungen auf den Bäumen aus zusammengeflochtenen Blättern und Zweigen, die einem Krähenneste ähneln. Die Eingeborenen suchen das Nest auf, schlagen an den Baum, auf welchem sich ein solches befindet, und der Orang utan giebt dann einen grunzenden Laut von sich. Bei Vollmond ist der Mias regsamer als sonst und schweift umher, aber bei Neumond zeigt er sich träg und bleibt gern in seinem Neste. Die Dayaks sagen, bei Neumond habe er Fieber, es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er bei Vollmond die Weibchen aufsucht. Wenn die Früchte reif sind, also etwa im November, kommt er gern in die Nähe der menschlichen Wohnungen, im Uebrigen hält er sich meist im Innern der Wälder auf, und die Beschaffenheit seiner Zähne beweist deutlich, daß er auch von Früchten mit harter Schale sich nährt. Er soll auch die Rinde gewisser Bäume essen. Man findet die Thiere immer vereinzelt und nur dann und wann Männchen und Weibchen in Gesellschaft.

Alle Eingeborenen stimmen darin überein, daß es zwei besondere Arten von Orang utan's gebe, und daß bei der größern Art, dem Pappan, Mann, Frau und Kind durch Schwielen auf den Wangen sich von der andern Art, dem Rembi, unterscheiden. In manchen Gegenden findet man nur die eine oder andere Art allein. Brooke hatte im Jahre 1840 schon achtzehn Orang utan-Schädel gesammelt, zumeist vom Pappan, welcher vorzugsweise an den Flüssen unweit von der Meeresküste sich aufhält. Am Sadongflusse sind aber beide Arten häufig. Der Rembi ist die kleinere Art und hat keine Schwielen auf den Backen. —

Dies sind die Nachrichten Brooke's, sie weichen aber von jenen Hugh Low's in einigen Beziehungen ab. Mias ist die Benennung, welche die Dayaks, also die eigentlichen Eingeborenen der Insel, dem Waldmenschen, denn das ist die Bedeutung des malayischen Orang utan, beilegen. Daß es zwei Arten gebe, den Pappan und den Rembi, bestätigt auch Low, ebenso daß der erstere größer sei und sich durch die Schwielen von dem kleinern Rembi unterscheide. Auch hat jener eine stärkere Fülle langen rothen Haares. Obwohl beide Arten in manchen Gegenden zusammen gefunden werden, so vermischen sie sich doch nicht miteinander. Auch der Pappan wird nicht so groß, wie oftmals behauptet worden ist, und selten länger als fünf Fuß, vom Fußhacken bis zur Schädellänge gemessen; nimmt man aber noch die Länge des sehr großen Fußes hinzu, dann kommt allerdings mehr heraus. Die Mias springen nicht von Baum zu Baum, was doch andere lebhaftere Affen thun, sondern gehen immer sicher, indem sie mit den Händen die Stärke der Aeste und Zweige prüfen. Häuser oder Hütten bauen sie im Walde nicht, sondern leben wie andere Affen. Ueber die von Brooke erwähnten Nester sagt Low nichts. Dagegen erzählt er folgende hübsche Jagdgeschichte, welche ihm ein Malaye zum Besten gab und deren Wahrheit wir natürlich dahingestellt sein lassen.

Das Feld eines Dayaks wurde allnächtlich von einem Orang utan heimgesucht. Das verdroß aber den Mann und deshalb nahm er einen Speer und ging in einer mondhellen Nacht hinaus, um dem Mias aufzulauern. Der fand sich denn auch richtig ein, raufte Zuckerrohr aus, setzte sich dann auf einen umgefallenen Baumstamm und that sich mit der Süßigkeit eine rechte Güte. Während er es sich wohl schmecken ließ, kam der Dayak näher herangeschlichen und rannte dem Mias seinen Speer in den Leib. Aber er hatte auch ein Haumesser, weil er wohl wußte, daß ein verwundeter Mias sich zur Wehre setzt und seinen Gegner nicht schont. Diesmal hatte er aber die Waffe nicht nöthig; denn als der Mias sich umwandte, um zu sehen, wer ihn gestochen habe, fiel aus dem Baum ein Bär auf ihn hinab, ursprünglich wohl nur, um sich einen Theil der süßen Mahlzeit anzueignen. Der Mias, welcher den Dayak noch nicht gesehen hatte, hielt den Bären für seinen Feind und biß und kratzte ihn. Er grunzte und der Bär brummte, der Mann aber trat rasch zurück und ließ die beiden Kämpfer allein ihre Sache ausfechten. Als er am andern Morgen wieder hinging, lag der Bär todt im Felde, und der Mias, der auch eine Leiche war, nicht weit von ihm. Dies die Jagdgeschichte. Low fügt hinzu, daß er mehrere von den Mias verstümmelte Dayaks gesehen habe. Einigen waren zwei bis drei Finger abgebissen worden.

Auch Konsul Spenser St. John giebt manche Mittheilungen. Die größten Orang utan's, von denen er gehört hat, befanden sich am Batang Lupar. Ein Herr Crymble aus Sarawak erlegte einen, aber erst mit der achten Kugel, der wohlgemessen vom Kopf bis zur Sohle 5 Fuß 2 Zoll englisch lang war. „Kopf und Arme brachte er mit und wir maßen sie. Das Gesicht war 15 Zoll breit, die beiden schwieligen Auswüchse, welche zu beiden Seiten hervorstehen, mitgerechnet; Länge des Kopfes 14 Zoll; Umfang der Handwurzel 12 Zoll." Es war ein Pappas. Der vortreffliche Naturforscher Wallace hat keinen geschossen, der größer als 4 Fuß war. Er jagte aber am Flusse Sadong, wo nur die kleinere Art (der Rembi) vorkommt.

In Sarawak sind zahme Orang utan's nicht selten. Spenser St. John erzählt von einem halberwachsenen Weibchen, Betsy, das ein sehr sanftes zuthunliches Geschöpf war. Man hätte es frei umhergehen lassen können, aber dann würde es unter den Kohlpalmen allzugroßen Schaden angerichtet haben. Das Thier hatte einen großen Käfig, mochte aber nicht gern allein sein und folgte den Menschen, wo sich nur irgend Gelegenheit dazu bot. Bei Nacht oder kühlem Wind hüllte es sich sorgfältig in eine Decke oder einen Pelz und suchte die wärmste Stelle zum Lager aus. Als ein sehr junges Männchen, ein Affenknabe, eingefangen und zu ihr gebracht wurde, zeigte die Affenjungfrau eine große Freude und viel Sorgfalt für den jungen Mias, der aber, wie alle, die sehr jung eingefangen werden, bald starb.

In Bruni schenkte St. John einen jungen Mias einer Familie, die viele Kinder hatte. Diese ließen ihm einen Anzug verfertigen. An den Hosen hatte er keinen Gefallen und er konnte mit ihnen nicht zurecht kommen, aber bei feuchtem Wetter zog er sich selber den Rock an, ob verkehrt oder nicht verkehrt, darauf kam es ihm nicht an.

In der Gefangenschaft sterben die meisten Orang utan's daran, daß sie zu viel rohe Früchte genießen. Die obenerwähnte Betsy erhielt vorzugsweise gekochten Reis und lebte ein Jahr lang. —

Wir wollen uns die Dayaks näher betrachten, namentlich jene im nordwestlichen Theile der Insel, denn über diese haben wir ausgiebige Berichte. Man theilt sie in Land-Dayaks, die im Allgemeinen friedliche Leute sind und im Innern wohnen, und in See-Dayaks, welche an den unteren Stromläufen und an der Küste hausen. Beiden gelten abgeschnittene Menschenköpfe als Siegeszeichen; aber bei den Ersteren schneidet man nur überwundenen Feinden das Haupt ab, bei den See-Dayaks ist aber das „Kopfnehmen" zu einer wilden Leidenschaft geworden, und sie veranstalten unaufhörlich Streifzüge lediglich zu dem Zwecke, Köpfe zu holen. Sehr oft stechen sie in See, um Fischer zu überfallen und zu tödten. Am meisten gefürchtet werden die See-Dayaks, welche die Region an den großen Flüssen Sarebas und Sakarran bewohnen, und besonders auch die Siboyoh (wie Low, oder Sibuyau, wie Spenser St. John schreibt) am Strome Lunda.

Die Landschaften der See-Dayaks sind an der Küste flach und nach dem Innern hin wellenförmig, fruchtbar, zum großen Theil mit Wald bestanden. Durch diesen führen von einem Dorfe zum andern schmale Pfade. Diese Dörfer liegen alle an Flüssen, damit das Volk, welches, man möchte sagen, aus geborenen Schiffern besteht, in jedem Augenblicke die Fahrzeuge in's Wasser bringen kann. Die Häuser sind überall nach einem und demselben Plane gebaut. Ist der Stamm klein, besteht er aus nur etwa fünfzig Familien, dann wohnen alle unter einem und demselben Dache; aber jede Abtheilung in einem solchen, wir können sagen kasernenartigen, Hause hat eine besondere Thür. Diese geht auf eine breite, in der ganzen Länge des Hauses überdeckten Galerie hinaus, deren Boden aus Latten von Bambus oder Nibong besteht. Solch eine Galerie bildet die Straße, den Verkehrsweg des Dorfes, und hat manchmal eine Länge von sechshundert Fuß. Alle Häuser stehen auf starken Pfählen, haben Holzwände, sind mit Blättern der Atappalme gedeckt und weit besser gebaut, auch im Innern viel reinlicher als manche malayische Wohnungen.

Außer der Thür, welche auf die Galerie hinausgeht, sind im Innern Pforten vorhanden, die mit der Wohnung der benachbarten Familie eine Verbindung herstellen, so daß ein Bewohner des Dorfes, wie auf der Galerie, so auch im Innern von einem Ende bis zum andern gelangen kann. Die Fenster sind häufig im Dach angebracht; man öffnet sie vermittelst eines Stabes, und wenn man sie herabläßt, bilden sie einen Theil des Daches. Dieses letztere ist so eingerichtet, daß man es bei Feuersgefahr binnen wenigen Minuten vom Hause hinab auf die Erde werfen kann.

Auf der immer sehr breiten Galerie werden von Männern und Frauen alle häuslichen Geschäfte verrichtet, und nicht selten sind sämmtliche Haus- oder Dorfbewohner auf derselben. Die Männer bereiten Jagd- oder Kriegswaffen oder Ackergeräthe, die Frauen enthülsen Reis, flechten Körbe oder Matten. Bei Anlage der Feuerheerde, deren sich in jedem großen Hause zwei befinden, wird große Vorsicht beobachtet. Tische und Stühle hat man nicht; man speis't vom platten Boden und trägt den Reis in einer Schüssel, oder in Ermangelung einer solchen, auf dem breiten, glatten Blatte einer Dillenia speciosa auf, ißt mit den Fingern und taucht dann und wann die Hand in einen kleinen Haufen Salz. Die Malayen sitzen beim Essen mit kreuzweis übereinander geschlagenen Beinen, die Dayaks auf drei Zoll hohen Holzklötzen. Schlüssel und Riegel hat man nicht, Diebstahl kommt kaum jemals vor, und die Thüren können von Außen gar nicht zugemacht werden. Wer andeuten will, daß er nicht zu Hause sei, oder ungestört bleiben wolle, stellt einen Mörser vor die Thür, und das genügt.

Schon früher haben wir (Globus I, S. 339) die Abbildung eines Dayak-Kriegers gegeben. Die Kleidung ist in jenem warmen Klima einfach, wie aus unserm gegenwärtigen Bilde hervorgeht. Der Mann trägt einen Tschawat, das heißt ein langes schmales Stück Baumwollenzeug, das mehrmals um den Leib gewunden wird, zwischen den Schenkeln hindurchgeht, und dessen am Rande verzierte Enden vorn und hinten bis in die Nähe der Kniee herabhängen. Bei den Land-Dayaks sind diese Enden oft von Baumrinde, sehen aus wie Schwänze und deshalb geht auch auf Borneo die Sage, daß im Innern der Insel geschwänzte Menschen vorhanden seien. Für gewöhnlich trägt der Dayak weiter nichts als den Tschawat, aber bei kühlem Wetter zieht er eine Jacke, Badschu Tilam, von grober, gewöhnlich braun gefärbter Baumwolle an. Diese Jacken und die Schurzumhüllungen der Frauen, Bedangs, werden am besten von den Dayaks am Sarebas und Sakarran verfertigt und bilden für diese einen Ausfuhrartikel. Den beliebtesten Schmuck der Männer bilden Ohrringe, manchmal sechs, acht, ja vierzehn, und bei jungen Stutzern auch achtzehn zumal in jedem Ohre, sodann Messingringe an Beinen und Armen; einen sehr geschätzten Halsschmuck bildet auch ein Halsband aus Menschenzähnen. Um den Kopf wird ein Tuch aus Baumwolle oder ein gelbgefärbtes Stück von der innern Rinde verschiedener Bäume geschlungen.

Der See-Dayak ist hellbraun und hat einen kräftigen Wuchs, aber groß wird er nicht. Dasselbe gilt von den Frauen, deren Hautfarbe im Allgemeinen weit lichter ist als jene der Männer. Sie tragen den Bedang, den obenerwähnten kurzen Umschlagerock von Baumwolle, der von den Hüften bis zu den Knien reicht und bei den Wohlhabenderen mit feinen Messingkettchen befestigt wird; die Arme sind mit sehr hübsch gearbeiteten silbernen Reifen geschmückt; sie reichen, sechs bis acht an der Zahl, vom Handgelenke bis zum Ellbogen. Bei den Frauen der Siboyoh fehlen auch silberne oder goldene Ohrringe nicht.

Jeder Stamm hat seinen besondern Häuptling, der sich zu Kriegszwecken einem gemeinschaftlichen Oberhäuptling, einem Orang Kaya, unterordnet, so weit das nöthig ist oder ihm eben beliebt. Bis zur Bildung eines Staatswesens sind die Dayaks nie vorgeschritten, höchstens bis zu einem Komplex von Gemeinden. Der Dorfhäuptling übt seine Macht je nach seinem persönlichen Ansehen und hat einen Beirath von Aeltesten. Jede einzelne Gemeinde ist in Betreff ihrer Angelegenheiten durchaus vollmächtig.

Die See-Dayaks haben von Sitten und Sprache der Malayen Manches angenommen, auch die Sklaverei, aber nicht die Polygamie; deswegen haben sie auch ein Familienleben, obwohl die Sitten weit lockerer sind als bei den Land-Dayaks. Uebrigens hegen sie eine ungemein große Zärtlichkeit für ihre Kinder, und je mehr eine Familie deren hat, um so stolzer ist sie. Ein merkwürdiger Brauch ist folgender: Der Vater oder die Mutter nimmt den Namen des erstgebornen Kindes an und setzt ein Pa oder ein Ma davor. Pa ist eine Verkürzung von Bapa, Vater. Ma eine solche von Ama, Mutter. So heißt Riguen, ein Häuptling der Land-Dayaks, nun Pa Jaguen, weil er seine älteste Tochter Jaguen genannt hat. Die Mädchen sind ebensowohl ein Gegenstand zärtlicher Fürsorge wie die Knaben, und die Frauen haben überhaupt eine günstige Stellung, weil sie sich nützlich machen und fleißig arbeiten. Sie kochen, helfen bei der Arbeit auf dem Felde, besorgen die Kinder, entfernen Unkraut, ernten den Reis ein, besorgen Hühner, Schweine und Ziegen, und flechten Matten und Körbe, worin sie sehr geschickt sind. Alle schweren Arbeiten verrichtet der Mann. Die Sklaven werden wie Mitglieder der Familie gehalten, in welcher sie leben.

Großen Werth legt der Dayak auf seine Waffen und der Schmied im Dorfe hat immer Beschäftigung; sein Haus steht, der Feuersgefahr wegen, allein; sein Blasebalg besteht aus zwei Stücken Bambus. Er verfertigt Parangs, Haumesser, und Pedangs, Schwerter, von mehreren Arten; das breite Ende ist immer da, wo sich bei unseren Schwertern die Spitze befindet, und der Griff ist schmal und viereckig. Aber dieses Schwert handhabt der Dayak mit derselben Gewandtheit wie seinen Speer, oder das Blasrohr, Sampitan, das acht bis zehn Fuß lang ist und aus welchem er vergiftete Pfeile schießt. Bogen und Pfeile sind auf Borneo nicht im Gebrauch. Eine große Rolle spielt dagegen der Schild. Er ist etwa anderthalb Ellen lang,

dreißig Zoll breit, geht auf der Außenseite convex, von leichtem Holz und läuft oben und unten in einem spitzen Winkel zu. Dieser Schild dient zur Abwehr der Wurfspieße, mit welchen gewöhnlich der Kampf eröffnet wird.

Die See-Dayaks sind kampflustig, führen häufige Kriege und diese sind weit blutiger als jene bei den Malayen oder Land-Dayaks. Manche Fehden schreiben sich noch von früheren Geschlechtern her, und daß sie sich so lange fortspinnen, hat einen ganz eigenthümlichen Grund. Sie wollen nämlich die Rechnung abgeschnittener Menschenköpfe in's Gleiche bringen.

Wir müssen auf diese grauenvolle Sitte, welche sonst weiter nirgends vorkommt, etwas näher eingehen, denn sie bildet ein Kennzeichen für die See-Dayaks.

tief in den Wald, wohin die Malayen nicht dringen konnten. Nun riefen diese die See-Dayaks zu Hülfe, und sie kamen, erhielten die Köpfe als Lohn und Beute, während die Malayen sich anderweit durch Raub entschädigten. Diese Raubzüge wiederholten, sich bis Brooke auf Borneo erschien und diesen Greuelthaten überall ein Ende machte, wo er Einfluß gewann.

Aber dort, wohin seine Gewalt nicht reicht, gehen die See-Dayaks noch immer auf Seeraub und Kopfholen aus. Allemal erhebt sich im Dorf ein großer Jubel, wenn das Flottengeschwader mit Beute, das heißt mit Menschenköpfen heimkehrt. Schon aus weiter Ferne schreien und jauchzen die Piraten; Männer, Weiber und Kinder stürzen aus dem Hause an das Stromufer und erwiedern das Geschrei. Die

Das Innere einer Dayak-Wohnung.

Die Leidenschaft, Menschenköpfe zu erbeuten, hat erst seit einigen Menschenaltern eine so große Ausdehnung gewonnen. An und für sich stammt sie gewiß aus früheren Zeiten, denn wir wissen aus älteren Reisebeschreibungen, daß die Idaans im nördlichen Borneo ihrer Gottheit Menschen opferten und ihr die Köpfe darbrachten. Deswegen sagen die Dayaks, welche man fragte, woher der abscheuliche Brauch stamme, er sei adat ninik, eine Sitte der Väter. Die malayischen Sultane tragen einen nicht geringen Theil der Schuld, daß derselbe nun so arg im Schwange geht. Die Dayaks im Innern (die sogenannten Berg-Dayaks) wurden von den Malayen unbarmherzig ausgeplündert; diese nahmen ihnen Frauen und Kinder weg, um dieselben in die Sklaverei zu verkaufen. Um sie einigermaßen zu sichern, führten die Land-Dayaks ihre Familien

Köpfe, in Blätter der Nipah-Palme sorgfältig eingewickelt, werden mit einer gewissen Feierlichkeit an's Land gebracht, und je stärker der Verwesungsgeruch ist, um so entzückter sind die Dayaks. Im Dorfe wird dann solch ein Kopf wie ein theurer Besitz betrachtet, wie ein Kleinod, das man mit allen denkbaren Liebesworten belegt. Wir haben das schon früher (Globus I, S. 367) geschildert. Nach dem Einzuge der Sieger wird ein Gastmahl veranstaltet, man hält Trinkgelage und führt festliche Tänze auf.

Wir sagten weiter oben, daß die verschiedenen Stämme es sich angelegen sein lassen, ihre gegenseitige Kopfabrechnung in's Gleiche zu bringen; sie wollen eine Bilanz haben. Man hält gleichsam Buch über Gewinn und Verlust und irrt sich nie. Als Hugh Low bei den Berg-Dayaks war, erzählte ihm ein Häuptling, er wage sich nicht in das Gebiet

eines andern Stammes, weil in der Großväter Zeiten die Leute jenes Dorfes vier Angehörige seines Dorfes erschlagen hätten. Nun habe sein Stamm drei Männer des andern getödtet und hätte jetzt noch einen Kopf zu Gute. Aber seit undenklicher Zeit herrsche Feindschaft herüber und hinüber, obwohl viele Jahre vergangen wären, ohne daß beide Theile zusammen kamen, es sei aber jeder Verkehr zwischen ihnen eingestellt.

Dann und wann wird aber die Abrechnung durch einen Friedensschluß beglichen und zwar in folgender Weise. Der Stamm, welcher sich mit abgeschnittenen Köpfen im Ueberschuß befindet, zahlt dem, welcher im Nachtheil ist, einen gewissen Betrag an Waaren aus. Ein Mannskopf wird dabei auf den Werth von 25 Dollars veranschlagt, ein Weibs- oder Kindskopf auf 15 bis 20 Dollars. Nach Abschluß der Rechnung halten beide Theile eine Gasterei, bei der es lustig hergeht; man tanzt mit einander und ist nun so lange gut Freund, bis wieder ein Zerwürfniß entsteht, und das dauert in der Regel nicht allzulange. Die See-Dayaks freilich können den Unterschied in der Rechnung auf solche Weise nicht ausgleichen, denn sie haben von anderen Stämmen eine so beträchtliche Anzahl von Köpfen im Voraus, daß sie bankerott würden, wenn sie die Schuld in Waaren bezahlen wollten.

Also wird in alter Weise fortgefahren und die Kopfsammlung ununterbrochen vermehrt. Fleisch und Haar bleibt am Schädel. Die Köpfe sind bei ihnen nicht, wie bei den Berg-Dayaks, Gesammteigenthum des Dorfes, sondern Privateigenthum des Helden, der sie erbeutet hat. Aber die Ehre des Stammes wird erhöht, wenn er das Siegeszeichen in's Dorf bringt. Der Held zieht das Gehirn aus der Höhle des Hinterkopfes heraus, trocknet den Kopf über einem qualmenden Feuer und bewahrt ihn sorgfältig. In manchen Häusern sieht man Körbe voll solcher geräucherter Menschenköpfe, und je mehr deren sind, um so stolzer ist die Familie. Diese Trophäen erben vom Vater auf den Sohn und bilden ein hochgeschätztes, sehr werthvolles Eigenthum.

Diese See-Dayaks sind verwegene **Piraten**, denen man nur schwer etwas anhaben kann, weil sie an der Küste mit ihren nicht tief im Wasser gehenden Booten so viele Schlupfwinkel in seichtem Wasser finden. Als Brooke nach Sarawak gekommen war und dem Seeraub steuern wollte, hatte er eine Piratenflotte der Dayaks zurückzuschlagen, die aus nicht weniger als **neunzig** Fahrzeugen bestand. Diese Flotten überfallen die Dörfer, welche überall zum Schutz mit einer Pfahlmauer umgeben sind. Auf den Pfaden, welche durch den dichten Wald führen, bringt man verdeckte **Randschaus** an, scharf zugespitzte Bambusstäbchen, welche den immer barfüßigen Feinden in's Fleisch dringen und gleichsam unsere Fußangeln ersetzen. Uebrigens unternehmen die See-Dayaks ihre Piratenzüge nur in der guten Jahreszeit, von April bis Oktober; dann tritt der nasse Monsun ein und während dieser Zeit liegen die Boote auf dem Trocknen oder werden auseinandergenommen. Das letztere ist leicht geschehen, denn man braucht nur die aus Rattang bestehenden Verbände, mit welchen die Boote zusammengehalten werden, abzuschneiden.

Einst verfolgte ein spanischer Kreuzer eine Piratenflotte der Orang Tedong, welche an der Ostküste von Borneo

Wohnhäuser der Dayaks.

wohnen und viele Aehnlichkeit mit den See-Dayaks im Westen haben. Er trieb sie in eine Bucht, blockirte sie und glaubte sie fangen zu können. Aber was thaten die Orang Tedong? Sie schnitten die Rattangs ab und trugen die Bootplanken durch den Wald nach einer andern Bucht, setzten die Fahrzeuge wieder zusammen und ruderten gemächlich fort. Dem Spanier blieb lediglich das Nachsehen. Solche Boote können von dreißig bis zu neunzig Mann tragen, und die beiden Stämme der See-Dayaks am Sarebas und Sakarran können allein nahe an zweihundert mit je fünfzig Köpfen Bemannung in See schicken. Allerdings sind diese Fahrzeuge nicht dauerhaft gebaut, und vermögen keine Stürme in offener See auszuhalten. Aber sie segeln auch nur in der Nähe der Küsten, wo sie nicht weit von ruhigem Wasser entfernt sind. Kommt einmal ein Sturm, so springen alle Mann über Bord und halten sich am Schiffe so lange fest, bis er vorüber ist. Diese Dayaks sind geborene Schiffsleute und treffliche Schwimmer und können Hunger und Beschwerden ertragen. Es ist gar nicht selten, daß ein Mann achtzehn Stunden hinter einander am Ruder sitzt, welches er mit bewunderswürdiger Regelmäßigkeit und großer Kraft führt. In ruhigem Wasser und bei günstigem Wetter legt solch ein Dayakboot wenigstens fünfviertel deutsche Meilen zurück, und wenn Alle sich recht anstrengen, auch wohl doppelt so viel.

Die Tanbangs oder scharf gebauten Sampanboote von Singapore, die im fernen Osten weit und breit berühmt sind, können es an Schnelligkeit mit den Bankongs der Dayaks gar nicht aufnehmen; mit diesen kann sich kein anderes Boot in der Welt messen. Uebrigens wollen wir bemerken, daß jeder Stamm eine besondere Art von Ruderschlag hat, an welchem man ihn erkennt. Die Mannschaft eines Bootes von Sarebas kann in dunkler Nacht sagen, ob ein Fahrzeug, von welchem man aus der Ferne etwas hört, ein Boot der Lundu, der Balau oder Malayen sei.

So sind die See-Dayaks, welchen unsere Landsmännin Ida Pfeiffer im Jahre 1852 einen Besuch abgestattet hat.

Der Vesuv seit dem Ausbruch im December 1861 und die Zerstörung von Torre del Greco.

Eine neue Phase in der Thätigkeit des Vesuvs. — Gase und Schlammvulkane. — Resina. — Besteigung des Berges. — Einsiedelei und Observatorium. — Beschwerliche Wanderung. — Am Krater. — Rundschau. — Die Ausbrüche. — Lavaströme. — Ein feuriger Wall und ein glühender Katarakt. — Vulkanische Bomben. Erd- und Seebeben. — Die Erscheinungen im December 1861. — Die Zerstörung von Torre del Greco. — Aschenregen. — Die Obliegenheiten des heiligen Januarius. — Allerlei Wunder und die hölzerne Madonna von Torre dell' Annunziata. —

Der Vesuv scheint in eine neue Phase seiner Thätigkeit getreten zu sein und seinen Charakter einigermaßen verändert zu haben. Seine Ausbrüche wiederholen sich weit häufiger als in früheren Zeiten, sind aber im Allgemeinen nicht mehr so heftig. Sie finden in niedrigeren Höhen statt, und Daubeny wies jüngst in einem Vortrage in der englischen Gelehrtenversammlung zu Cambridge darauf hin, daß jetzt aus den neuen Kratern auch Gase ausströmen, welche man bei früheren Eruptionen nicht bemerkte. Er erwähnt der Naphthadämpfe, des wasserstoffhaltigen Kohlenstoffes und der Sumpfgase. Der letzte Ausbruch, welchen wir vor etwa einem Jahre schilderten (Globus Nr. 9 und folgende), hat eine Erhebung der Küste zur Folge gehabt; sie liegt nun 3 Fuß 7 Zoll höher als vorher. Bei keinem frühern Ausbruch ist eine solche Erhebung beobachtet worden.

Das letzte Mal kamen auch Erscheinungen vor, die man sonst nur bei Schlammvulkanen findet; denn außer wasserstoffhaltigem Kohlenstoff und Naphtha stieß der Berg auch halbflüssigen Schlamm aus. Die Meinung Daubeny's, daß von nun an der Vesuv ein Schlammvulkan sein werde, ist vielleicht etwas zu gewagt. Als ächte Typen solcher Schlammvulkane gelten bekanntlich jener von Macaluba auf Sicilien und der von Taman am Asowschen Meere; von den eigentlichen Vulkanen muß man sie wohl unterscheiden. Beim Vesuv entstehen, der Meinung des genannten Geologen zufolge, jene Erscheinungen durch die Einwirkung vulkanischer Hitze auf die in der Nähe befindlichen Lager appenninischen Kalksteins, in welchen bituminöse Stoffe eingeschlossen sind; jene Gase könne man betrachten als sekundäre und zufällige Erzeugnisse vulkanischer Thätigkeit. Doch wir lassen diese Vermuthungen bei Seite und wollen sehen, wie es nun auf und am Vesuv seit dem letzten Ausbruch aussieht.

Zu den Männern, welche so glücklich waren, alle Ausbrüche des Vulkans seit 1839 zu beobachten, gehört Marc Monnier. In jenem Jahre erhob sich die Feuersäule zu einer ungeheuern Höhe. Im Jahre 1846 stand dieser Beobachter während eines entsetzlichen Sturmes auf dem Gipfel des Kegels, zwischen dem Krater und den Wolken, die einander eine gewaltige Schlacht lieferten, in welcher Wind und Feuer die beiderseitigen Waffen waren. Auch bei den Ausbrüchen von 1850, 1855, 1858 und 1861 war er zugegen und seine Aufzeichnungen und Erinnerungen tragen das Gepräge lebhafter Auffassung. —

Wer den Vesuv besteigen will, pflegt Nachmittags von Neapel nach Resina zu fahren, das am Fuße des Berges liegt. Dort wird er von einer Masse von Bummlern förmlich überfallen, jeder bietet seine Dienste an, man thut aber wohl, sich an einen amtlich bestallten Führer zu wenden, auf den man sich verlassen kann und der alles Erforderliche besorgt; er hält auch das zudringliche Gesindel ab. Eine Hauptsache ist, daß man sich mit dauerhafter Fußbekleidung versieht; daß diese manche Brandstellen bekommt, versteht sich von selbst.

Von Neapel aus gesehen hat der Vesuv zwei Gipfel oder Köpfe; jener zur Linken ist der Somma, der zur Rechten der Vulkan und zwischen beiden liegt ein Thalgrund, an dessen Eingang die Einsiedelei und das Observatorium auf einem Plateau stehen, von dem aus man einen herrlichen Rundblick hat. Früher gelangte man bis zur Einsiedelei auf einer von den prächtigen Straßen, deren König Ferdinand bei Neapel mehrere hat bauen lassen. Sie

reichen aber alle nur ein paar Meilen weit; sobald sie an oder in's Gebirge kommen, werden sie schmaler und hören bald völlig auf. Aber bis zur Einsiedelei konnte man gemächlich fahren; sie liegt etwa dritthalb Stunden von der Hauptstadt und führt durch die Rebengelände, welche den Lacrymä-Christi-Wein liefern. Er ist, wenn unverfälscht, ganz vortrefflich; desto abscheulicher ist das Fabrikat, welches unter jenem Namen in Neapel verfertigt wird. Oberhalb der Einsiedelei lagen Lavafelsen, und dort mußte man zu Fuße gehen. Der Lavastrom von 1858 hat jene schöne Kunststraße an zwei Orten durchbrochen und sie ist bis heute noch nicht wieder hergestellt worden. Man steigt deshalb in Resina zu Pferde. In der Einsiedelei bäckt ein Eremit Pfannkuchen mit Oel und verkauft fabricirten Lacrymä-Christi-Wein theuer genug.

gleich einer funkelnden Milchstraße. Weiterhin lagen im Halbdunkel Misenum, Ischia und das Meer hinter ihnen. In Neapel schimmerte der Leuchtthurm auf dem Molo; man gewahrte den matten Schein der Laternen, und aus den Bergen heraus blitzte und donnerte Jehova.

Von der Einsiedelei aufwärts muß man zu Fuße gehen oder auf einem Esel reiten. Man kommt am Observatorium vorüber, wo der Astronom de Gasparis ein paar Planeten entdeckt hat und jetzt sein Nachfolger, Luigi Palmieri, sich dem Studium vulkanischer Erscheinungen und der Erdbeben widmet. Wir gehen weiter, nachdem wir uns die verschiedenen physikalischen Werkzeuge betrachtet haben, hinein in das Thal, welches die beiden Gipfelhöhen scheidet. Nun beginnen die Beschwerlichkeiten, denn von Weg oder Pfad ist keine Spur vorhanden, wir finden nur Asche und

Vesuv-Lava von 1861.

Interessant ist das Fremdenbuch, in welchem man die Namen Alexander von Humboldt und Goethe (7. Septbr. 1792) findet, und die Aussicht ist wunderbar schön. Man setzt sich unter einen schattengebenden Baum. Zu unseren Füßen liegt die mannigfach geschwungene Küste vom Kap Miseno bis Sorrent. Herrlich über alle Beschreibung ist der Anblick, wenn gegen Abend die Sonnenstrahlen auf die Insel Ischia fallen, und dann die Sonne wie eine Feuerkugel hinter den Höhen verschwindet, welche noch von ihr am Rande vergoldet werden. Monnier war zur Zeit des Ausbruchs von 1855 auf der Einsiedelei, als der Mond schien. Die eine Hälfte des Vesuv lag in tiefem Schatten, die andere erglänzte weiß; das Meer leuchtete, die Höhen von Sorrent waren an den Seiten wie mit schimmernder Bronce überzogen, vorn silberhell, und die Insel Capri

Schlacken, und diese letzteren vergleicht man sehr richtig mit eisernen Schwämmen. Wir sehen weiterhin Steine, Erde, Eisen, Schwefel, Alaun, Glas, Erdpech, Salpeter, Terra cotta, Kupfer in seltsamer Mischung von allerlei Schmelz. Der Regen hat tiefe Risse und Auswaschungen gemacht, die Schlacken rollen unter unseren Füßen hinweg, wie die Steine beim Einsturz eines Hauses. Doch wir müssen vorwärts und kommen auch über die steinernen Schwämme hinaus. Aber nun wird es noch schlimmer, denn wir sind ganz in der Asche. Sie ist ein feiner röthlicher Sand, den man für Goldstaub halten könnte, aber man fällt bis zu den Knieen hinein in diese Massen, die man einen festen Teich nennen könnte. Wenn man mit beiden Beinen bis über die Kniee in dieser Asche steckt und sich mit den Händen weiter helfen muß, dann sinken auch diese bis an die Elbogen oder Schultern

ein. Indessen was hilft das Alles? Man muß fort und erreicht am Ende den Gipfel.

Dort oben ist es kalt; wir hüllen uns in unsern Mantel und gehen bis an den Rand des Kraters. Wir stehen vor einem qualmenden Schlunde, dessen Gestalt sich sehr oft ändert: in ihm liegt eine dicke Wolke, feucht und weiß. Bei Nordwind wird sie verjagt und man kann bis auf den Boden hinabsehen, der einer glühenden Schwefel- oder Eisengrube gleicht.

Erkaltete Lava.

Kühne Leute haben sich an Stricken herabgelassen, um diese Feueresse Vulkans ganz in der Nähe zu betrachten.

Von oben hat man eine noch viel weitere Rundschau als auf der Einsiedelei. Man überblickt drei Golfe, drei Inseln, eine große Menge von Vorgebirgen und Landspitzen, eine weite Meeresfläche, eine ausgedehnte Ebene, eine Hauptstadt, fünf kleinere Städte, unzählige Dörfer, viele Berghöhen, kahle oder bewaldete, grüne und graue, und im Januar sind sie weiß vom Schnee. Man blickt von einer Hölle aus auf ein irdisches Paradies herab. Dieser Vergleich ist oft wiederholt worden, aber er bleibt immer wahr.

Aber wenn der Feuerberg wüthet und tobt, dann denkt man nicht an dieses Paradies. Man blickt nach dem Krater, welcher Flammen ausspeit oder Asche oder ungeheure Felsenmassen, oder rothen glühenden Schnee, wenn der Ausdruck erlaubt ist; er fällt in feurigen Flocken auf die Abhänge des Kegels herab, häuft sich dort an, ballt sich, stürzt in flammenden Lawinen hinab, überzieht den Boden, überdeckt die Häuser, verschlingt Städte und keine menschliche Gewalt vermag ihm Einhalt zu gebieten.

Das Schauspiel ist gefährlich, wenn man ihm vom großen Krater aus zusieht. Aber seit zwölf Jahren kommen die Eruptionen nur selten aus diesem Schlunde. Denn von 1850 an haben sich Feuerquellen am Fuße des Kegels gebildet, in der Thalschlucht, welche, wie schon gesagt, die beiden Höhen von einander scheidet. Dort quillt die Lava zu Tage, wie Wasser der Flüsse, das unter den Gletschern

hervorkommt. Man kann dem feurigen Strom ohne Gefahr nahe kommen. In den Jahren 1855 und 1858 rollte er langsam die Schlucht hinab; wo er über Anhöhen hinwegfluthete, bildete er rothe Kaskaden geschmolzenen Metalles und glühenden Schlammes. Im Uebrigen war die Oberfläche dieses Stromes glatt. Dem konnte man gemächlich zuschauen und aus Neapel kamen viele Leute herauf wie zu einem Lustfeuerwerk und um annuthige Schauer zu genießen. Aber Kenner behaupten, daß dergleichen eigentlich ein sehr „ordinäres Vergnügen" sei. Man müsse die Lava an sich herankommen lassen, wie das denn Manchen im Jahre 1855 zwischen Massa und San Sebastiano am Fuße des Vesuvs geschehen ist.

Hitze jagte sie auf und die Verzweiflung konnte dem Verderben nicht steuern.

Während dieses Ausbruches stand Monnier am westlichen Abhange des Vesuvs, oberhalb San Sebastiano. Der Führer erbot sich, ihn etwa hundert Fuß höher hinauf zu geleiten, und meinte: „Den Strom haben wir nun gesehen, jetzt können wir uns den Katarakt beschauen." Wir zündeten, sagt Monnier, Fackeln an; zwei junge Frauen, welche in unserer Gesellschaft sich befanden, stiegen mit uns einen steilen Pfad hinan, der fast senkrecht durch Buschwerk führte. Wir mußten uns an den Wurzelstämmen halten, um fortzukommen, und gelangten oben erst an eine Schlucht und dann auf Bohnenfelder. So drangen wir

Erhebung des Meeres.

Das war kein glühender Strom, sondern ein feuriger Wall in Bewegung, eine wandernde Gluthmauer von eintausend Fuß Breite und zwanzig Fuß Höhe. Sie rückte langsam vorwärts und vernichtete Alles, was ihr entgegenstand, verbrannte die Bäume, überdeckte die Häuser und drang mit unwiderstehlicher Gewalt vor. Und wenn es schien, als wolle sie sich feststellen, dann kam wieder eine Feuerwoge und fluthete über sie hinweg, rollte Felsen und Steinmassen mit sich, füllte Tiefen aus, ergoß sich über die Ebene und bedrohte die Dörfer am Fuße des Vulkans. Das war in der That ein furchtbares Schauspiel! Die Neugierigen konnten diesem Lavastrom ausweichen, aber die Dörfer nicht, und die Landleute schrieen herzzerreißend; sie waren, das Aergste befürchtend, in so wahnsinniger Verzweiflung, daß manche sich platt auf die Erde warfen, um sich von dem Feuerwall vernichten zu lassen; allein die

bis in die Nähe des Lavastromes, auf engem Pfade, wo ein Fehltritt verhängnißvoll werden mußte. Noch ging es eine Stunde Wegs weit, bis an einen Graben. Der eine Führer sagte: „Excellenz, dies ist Pharao's Graben, und Pharao war ein römischer Kaiser!" Man kann allerlei Neues bei einem Ausbruche des Vesuvius erfahren.

Nun befanden wir uns auf einer Hochebene; links unter uns floß der rothe Lavastrom; weiterhin stieg dicker Qualm empor; vor uns auf der andern Seite des Grabens floß der Katarakt. Es war mir, als sähe ich den Rheinfall bei Schaffhausen und eine Lawine zusammengenommen. Der Abhang des Vesuvs war in dieser Nacht roth von unten bis oben, einem ungeheuern Blitz vergleichbar. Glühende Felsenquader hüpfen und springen parallel auf und bersten auseinander. Ein uns unsichtbarer Krater wirft Feuerwellen aus und diese stürzen mindestens ein-

hundert Fuß tief herab. Der Strom wird immer breiter und ergreift mächtige Kastanienbäume, die in weißer Gluth emporflackern. Das Feuer spielt während dieser Schreckensnacht in allen Nüancen, wie Granaten oder Rubinen, wie rothe oder weiße Rosen, wie Purpur, wie der schwefelgelbe Blitz, wie Blut. Es reißt einen Hügel mit sich und stülpt das untere Ende zu oberst, dann fällt er, selber schon Gluth, in das gewaltige Feuermeer.

Im Jahre 1850 richtete der Vesuv seine Wuth nach den Wolken hin. Damals stieg eine Feuersäule bis zu sechstausend Fuß Höhe.

Die Ausbrüche kommen nur in seltenen Fällen unvermuthet; zumeist kündigt der Berg sie an und giebt Vorzeichen, und diese Warnungen werden beachtet. Die Brunnen geben kein Wasser und der Boden am Vesuv fängt zu beben an. Manchmal eröffnet allerdings der Krater sein Feuer, ohne vorher, so zu sagen, durch Kanonenschüsse anzudeuten, was er beabsichtigt, aber in solchen Fällen findet das „Bombenwerfen" nur oben auf dem Gipfel statt. Ein Lavastrom muß immer erst eine beträchtliche Wegstrecke zurücklegen, bevor er Ackerfelder und Häuser erreicht, und dringt so langsam vorwärts, daß Niemand von ihm überrascht wird. Bei den Ausbrüchen selbst ist also weniger Gefahr für das Leben als für die liegende Habe.

Erdbeben sind sehr häufig mit den Eruptionen verbunden; die Abhänge des Vesuvs werden erschüttert und diese Stöße reichen bis an's Meer. Sie haben blühende Städte in Trümmerhaufen verwandelt. —

Wir wollen nun vom Kegel hinabsteigen. Zum Klettern bedarf man wenigstens eine Stunde Zeit, zum Heruntergleiten kaum eine Viertelstunde. Man schwimmt auf einem Niagara von Aschenstaub in die Tiefe, indem man, den Oberleib nach hinten biegend, glitscht und immerzu glitscht. Unten befreit man das Schuhwerk von dem mineralogischen Kabinet, das sich während dieser Fahrt in demselben angesammelt hat, steigt zu Pferde und ist nach einer guten Stunde in Resina und Torre del Greco.

Dieses Torre del Greco war einst, bis in den December des Jahres 1861, die sauberste Stadt in der Provinz Neapel. Zwanzigtausend Einwohner lebten unbesorgt in der Nähe des Vulkans, welcher doch schon mehr als einmal ihre Vorfahren mit Untergang bedroht hatte. Erst 1737, am 21. April, war ein Lavastrom bis dorthin gedrungen, hatte die Mauer des Karmeliterklosters durchbrochen, war in die Sakristei und in das Refektorium eingekommen und hatte dann, nachdem er die Heerstraße überschritten, hart am Meeresgestade Halt gemacht.

Ein halbes Jahrhundert später fand ein fürchterlicher Ausbruch statt; es war im Jahre 1794. Der Lavastrom war fünfzehnhundert Fuß breit, vierzehn Fuß hoch, floß vierthalb italienische Meilen weit und drang sechshundert Fuß weit in's Meer hinein. Der englische Gesandte in Neapel, Sir William Hamilton, fuhr am dritten Tage des Ausbruches mit einer Barke in See, um die glühende Mauer genau zu betrachten. Dreihundert Fuß im Umkreis kochte und dampfte das durch die Lavagluth erhitzte Wasser und stieg an einem Punkte, wo zwei Lavaströme einander begegneten, gewaltig in die Höhe. Weit und breit starben die Fische und die Muschelthiere. Hamilton mußte in aller Eile an's Land rudern, weil in dem siedend heißen Wasser der Theer an der Barke schmolz und diese leck wurde.

Damals warf der Krater eine so ungeheure Menge von Asche aus, daß ein zehn Loth schwerer Ast an einem Feigenbaume vier und sechszig Loth Asche trug. Dergleichen Ascheneruptionen kommen manchmal zugleich mit den übrigen Ausbrüchen vor, und sind zuweilen noch schrecklicher als die anderen Arten. Die Stadt Pompeji wurde von einem Aschenregen begraben. Mehr als einmal ist Aschenstaub des Vesuvius bis nach Rom, einmal sogar bis nach Aegypten hinübergetrieben worden. Im December 1861 bedeckte er Neapel und die ganze Campagna.

Im Jahre 1794 floß die Lava bis nach Resina hinab und nahm dann die Richtung nach Torre del Greco, so plötzlich, daß die Einwohner kaum sich zu retten vermochten; fünfzehn alte und kranke Leute, die sich verspätet hatten, kamen um. Ein Mönch hatte große Noth mit sieben alten Nonnen, die platterdings ihr Kloster nicht verlassen wollten. Die älteste zählte neunzig Jahre, wärmte sich die Hände über der Lava, welche am Kloster vorüberfloß und fand das ganz hübsch. Man mußte diese Schwestern mit Gewalt fortschaffen; sie wollten nicht vom Platze weichen, weil sie keinen Dispens vom Papste hatten; sie fürchteten sich mehr vor der Höllenpein als vor dem Feuerstrome des Vesuvs. Als sie endlich fortgerissen wurden, ließen sie ihre Schmucksachen zurück und nahmen das Zuckerwerk mit. Ueberhaupt kamen manche merkwürdige Dinge vor; zum Beispiel ein Dieb drang in ein Haus, in welches schon die Lava hereinquoll, um ein Schwein zu stehlen.

Aber die Torresi, das heißt die Bewohner von Torre, bauten ihre Häuser wieder, als ob gar nichts vorgefallen sei; die erkaltete Lava diente als Fundament, die alten, vom Feuerstrom verschlungenen Häuser wurden als Kellerräume benutzt, und die Leute waren volle sieben und sechszig Jahre lang heiter und vergnügt.

Da erfolgte am 8. December 1861 ein gewaltiger Erdstoß und schreckte sie aus ihrer Sicherheit auf. Die Stöße waren von furchtbaren Getöse begleitet und etwa eine Miglie oberhalb der Stadt öffnete sich plötzlich an vier oder fünf Stellen der Boden. Steine und „Bomben" wurden aus den Eingeweiden des Vulkans in die Lüfte geschleudert, dieser spie zugleich Asche und Flammen aus, und blaue Blitze zuckten nach allen Richtungen hin. Jetzt sahen die Torresi, daß ihre Stadt rettungslos vom Untergange bedroht sei. Sie entflohen nach Resina und viele bis nach Neapel. Es war ein entsetzlicher Anblick, als zwanzig tausend Menschen in wildem Gewirr, schreiend und heulend, weinend und jammernd sich auf der Landstraße drängten, während der Feuerberg wüthete, und diese entsetzliche Flucht dauerte mehre Tage lang. Die Eisenbahnwägen waren in ununterbrochener Thätigkeit, konnten aber nur einen Theil der Menschen und ihrer Habe in Sicherheit bringen.

Der erste Stoß hatte die Stadt nur erschüttert, aber bald kamen andere und warfen Alles über den Haufen. Die alte Lava, welche, wie wir bemerkt haben, das Fundament für die Wohnungen bildete, barst auseinander, bekam weit auseinanderklaffende Risse und tiefe Spalten und dadurch wichen die Häuser aus dem Winkel. Von vielen blieb, wie unsere photographisch aufgenommene Abbildung zeigt, die eine Hälfte stehen, während die andere in den Abgrund versank. Auf dem Marktplatz entstand eine brunnenartige Vertiefung, welche alle früheren Lavaschichten derart durchbrach, daß das Pflaster aus der Römerzeit offen gelegt wurde. Nicht ein einziges Haus ist unbeschädigt geblieben, an vielen sind alle Vordermauern eingestürzt, so daß das Innere offen liegt, die Balkone hängen da und dort halb fest; nach der Katastrophe sah man in manchen Wohnungen noch unversehrte Gemälde hängen, und mitten auf und unter den Trümmern Blumen in Menge. Wochenlang mußten die Straßen abgesperrt bleiben, weil allstündlich Gemäuer einstürzte. Alles war öde und schweigsam, von dem einst so regen Leben in dieser der Vernichtung anheimgefallenen Stadt auch keine Spur mehr. Dann und wann

sah man einzelne Neugierige, welche keine Gefahr scheuten, einen Priester und arme Frauen, welche über das Unglück jammerten. Alle Einwohner sahen sich heimathlos, nur ein einziger Mensch war auf seinem Posten geblieben und wollte nicht wanken und weichen. Es war ein Obsthändler. Er erklärte mit stoischer Ruhe: „Hier wurde ich geboren und hier will ich auch sterben."

Oede und Grabesstille lagen nun über Torre del Greco. Bald aber kamen die Männer der Wissenschaft, um ihren Forschertrieb zu befriedigen. Die schon oben von uns erwähnten Ausströmungen von Gasen, die Mosetti, wie die Italiener sich ausdrücken, erregten ganz besonders ihre Aufmerksamkeit. Sie kamen auf der ganzen Küstenstrecke von Torre del Greco bis Resina zum Vorschein, eine sogar in der Kirche des letztgenannten Ortes, als diese eben gedrängt voll betender Menschen war. Sie mußten fliehen, um nicht erstickt zu werden, was näher bei Torre del Greco manchen Hunden, Katzen und selbst Kühen begegnete. In der ganzen Stadt herrschte ein unerträglicher böser Geruch, selbst die Eisenbahnzüge eilten so rasch als möglich weiter. Diese Gase waren gleichsam der Leichengeruch der todten Stadt.

Entsetzlich war auch der Aschenregen. Ungeheure Wirbel drangen nicht nur aus den neuen Oeffnungen hervor, sondern auch aus dem alten Krater. Die Asche lag über der Campagna und über dem Meere wie eine dichte Wolke. Es war so dunkel, daß die Bahnzüge langsamer gehen mußten; ein Dampfer, der von Palermo kam, hielt auf der Höhe von Capri still. Dünste und Asche haben übrigens an den Pflanzen nur geringen Schaden gethan. Nach dem Ausbruche von 1794 trug der Weinstock so reichlich, daß man nicht wußte, wo man die ungeheure Menge von Trauben lassen sollte. Die Abhänge des Vesuv sind überhaupt ungemein fruchtbar.

Bemerkenswerth war ein kleiner Lavastrom, der geradezu auf die Stadt hin geflossen ist, sich aber ein paar hundert Schritte vor derselben feststellte. Ein Arm desselben kam bis in die Nähe der Villa des Kardinals Riario Sforza, wagte aber nicht dieselbe anzutasten. Das Volk von Neapel, das überall Wunder sieht, glaubte auch hier an ein solches.

Die Lavaströme von 1861 waren übrigens nicht so gewaltig wie die oben beschriebenen. Der obere Krater, welcher lange Zeit ruhig gewesen war, warf, wie wir schon sagten, Asche aus und zeigte bei Nacht rothen Schein, etwa so wie wir ihn bei einer gewaltigen Feuersbrunst sehen, aber es waren nicht die vielen tausend Fuß hohen „Glutfederbüsche" die tausende von Fuß in die Luft reichten.

Der Ausbruch vom Jahre 70 nach Christus zerstörte, wie Jeder weiß, die Städte Herkulanum, Pompeji, Stabiä und viele Dörfer. Vor dieser Katastrophe ahnte Niemand, daß der Vesuv ein Vulkan sei. In den Zeiten des Kaisers Augustus war der Gipfel weit niedriger als jetzt, mit Reben bedeckt und oben ging eine Höhle mit zwei Oeffnungen hindurch. Vier und achtzig Gladiatoren des Spartacus flüchteten sich einst in dieselbe und entgingen dem sie verfolgenden Prätor Claudius.

Seit dem Jahre 1731 ist Torre del Greco sieben oder achtmal heimgesucht worden. Jetzt hat sich am Strande der Boden erhöht und das Meer ist zurückgewichen, wie einst bei Pozzuoli. Mit dieser Bodenerhebung begann das Werk der Zerstörung; sollte der Boden wieder sinken, dann bleibt sicherlich kein Stein auf dem andern. Die Behörden haben Recht, daß sie die Wiederherstellung von Torre del Greco nicht erlauben.

Merkwürdig war der Anblick des siedenden und zischenden Meeres; an manchen Stellen wallte es empor, als ob es durch ein submarines Feuer erhitzt worden sei. Einzelne heiße Meeresströme, die gewaltig anschwollen, drangen in die Straßen hinein; daß dieselben eine Kirche nicht zerstörten, ist ein „Wunder". Der Süditaliener wendet sich bei jedem Mißgeschick an die Heiligen, und der Katholik Monnier erzählt in Bezug darauf einige eigenthümliche Thatsachen. In Neapel glaubt das Volk steif und fest, daß diese Stadt vom

Ruinen von Torre del Greco. 8. December 1861.

Vulkan deshalb nicht angetastet werden könne, weil der heilige Januarius das nicht dulde. Eines Abends, so sagen und glauben die Leute, stand das Bild des Heiligen vor der Stadt nach der Richtung hin, in welcher der Vesuv liegt, mit gesenktem Haupt und ausgestreckter Hand, gleichsam als wolle er der Lava zurufen: Weiter darfst du nicht kommen. Die Lava kam dann auch nicht bis Neapel.

Seit jener Zeit hat die Statue des Heiligen jene Stellung bewahrt. Als 1779 ein Ausbruch stattfand, wurde sie aus ihrer Kirche geholt, bis auf die Magdalenenbrücke

gebracht und von einer großen Volksmenge umlagert. Ein Fremder, der in raschem Trabe von Portici gekommen war, wollte schnell hindurchfahren, aber das Volk hielt ihn an; er sollte aussteigen und vor dem Heiligen niederknieen. Der Fremde verstand aber den Volksdialekt nicht, und die frommen Leute wollten Hand an ihn legen. Da faßte er sich, griff in die Tasche, warf Silberstücke umher, und nun vergaß das Volk den Heiligen; der Fremde konnte weiter fahren.

Ruinen von Torre del Greco.

In der bourbonischen Zeit glaubte auch der Hof an den mächtigen Einfluß der Schutzheiligen. Bei Eruptionen ließ der König die Reliquien St. Januarii nach dem Fort St. Elmo bringen und dieses festlich beleuchten. Weil das im December 1861 nicht geschah, mußte Torre del Greco zu Grunde gehen. So folgert die neapolitanische Volkslogik.

Andere behaupten dagegen, Sankt Januarius beschütze lediglich und allein die Stadt Neapel, und deswegen haben die Bauern der Umgegend vor ihm nur sehr geringe Ehrfurcht und ziehen den heiligen Antonius vor, der überhaupt Schutzpatron gegen das Feuer ist. Im Jahre 1850 half aber auch der heilige Antonius nicht, und deshalb wandten sich die Bewohner des damals vom Vesuv bedrohten Ottajano an Papst Pius den Neunten, welcher sich gerade in Gaeta aufhielt. Der heilige Vater sagte ihnen, daß er nicht im Stande sei, Wunder zu thun, er wolle aber für sie beten. Aber in die Wirksamkeit von Gebeten setzen die Leute in jenem Lande kein großes Vertrauen, sie wollen *Wunder* haben und sehen. Deshalb wandten sich die Leute von Ottajano an die Korallenfischer von Torre dell' Annunziata, welche vor Zeiten einmal eine Madonnenstatue aus dem Meeresgrunde heraufzogen. Fischer aus anderen Ortschaften hatten sich vergebliche Mühe gegeben, dieselbe an's Tageslicht zu schaffen, aber die von Torre dell' Annunziata brachten das fertig und stellten diese Madonna in ihre Kirche. Jetzt wollten jene von Ottajano das hölzerne Bild

leihen und die Besitzer hatten auch nichts dagegen. Aber die Madonna wollte nicht fort, und die Ottajaner konnten nichts ausrichten. Sie blieb auf ihrer Stelle, als wäre sie angeschmiedet. Als aber die Leute von Annunziata selber Hand anlegten, ward sie sogleich gefügig und ließ sich von ihnen bis dicht an den Lavastrom tragen, der nun auch sofort stehen blieb. Nach Torre del Greco hat man 1861 das hölzerne Bild nicht getragen.

Eine Wanderung vom Irtysch in Sibirien nach Königsberg am Pregel.

Zweiter Artikel.

In Weliki Ustjug. — Handel der Stadt. — Der Dwinastrom. — Rückblick auf die Westseite des werchoturischen Ural. — Schifffahrt auf der Dwina. — Barken und Lootsen. — Fromme Bräuche. — Russische Volksgesänge. — Cholmogory. — Lomonossow und dessen Denkmal. — In Archangel. — Das Solowetzkische Pilgerhaus. — Kirchengebräuche. — Die Solowetzkischen Klöster im Eismeere und deren Einrichtungen. — Von Archangel an der Küste des Eismeers und bis nach Onega. — Die Handelsstadt Wytegra. — Flußfahrt auf der Wytegra. — Der Swir, der Ladoga-See und -Kanal. — Der neue Kanal und Schlüsselburg. — Das russische Kanalsystem. — In St. Petersburg. — Von dort über die deutsche Grenze. —

Wir haben erzählt, unter welchen Beschwerden der Flüchtling Piotrowski von seinen Verbannungsorte in Sibirien (— der Jekaterinskischen Kolonie, etwa zwei Meilen von Tara, das 47 Meilen nördlich von Omsk liegt —) über das Uralgebirge bis nach Weliki Ustjug im Gouvernement Wologda gekommen war. Diese Stadt ist ein wichtiger Punkt für den Handel, denn dort beginnt eine wichtige Wasserstraße. Der Jug vereinigt sich mit der Suchona und beide bilden die Dwina, welche mehrere Meilen unterhalb von Nordosten her die Wytschegda aufnimmt und durch diese beträchtlich vergrößert wird. Die Stadt ist auch ein Sammelpunkt für Landeserzeugnisse aus den Gubernien Wjätka, Perm, Wologda und einem Theile Sibiriens; dorther bringt man Getreide, Flachs, Hanf, Talg, rohe Häute, Theer, Schiffsbauholz, Mehl, Graupen und Pelzwerk, um auf dem Strome nach Archangel am Weißen Meere verschifft zu werden. Von dort, wo diese Waaren in den Welthandel gelangen, kommen dann vorzugsweise Fische, Kolonial- und mancherlei Fabrikwaaren in's Binnenland.

Weliki Ustjug hat viele reiche Kaufleute und noch mehr Bettler, mehr als zwanzig Kirchen und zwei wunderthätige Heilige. Der eine, St. Prokopius, hat einmal bei Lebzeiten einen furchtbaren Steinregen von der Stadt und Umgegend abgewandt, und ist nun Schutzpatron der Kaufleute, welche Waaren auf der Dwina verschiffen. Der zweite Heilige ist Johannes, genannt der Einfältige (Duratschok); er stellte sich sein ganzes Leben hindurch einfältig, nahm alle Beleidigungen ruhig hin und ermahnte, um heilig zu werden, das Volk zur Buße.

Die Kaufleute in einem weiten Umkreise von Weliki Ustjug beladen im Frühjahr eine Menge von Schiffen, die nach Archangel bestimmt sind. Während des Winters reisen ihre Agenten umher und miethen Arbeitsleute, welche sich für die Fahrt verdingen und rechtzeitig in Ustjug erscheinen, das als Sammelplatz gilt. Gegen den 6. Mai brach hier das Eis auf der Dwina; von den südlichen Strömen kamen dann Barken, aber die Wytschegda stand noch fest. Da sie aber in den nächsten Tage aufgehen mußte, so vermiethete der Flüchtling sich als Schiffsknecht, denn auf diese Art konnte er sicher bis Archangel kommen. Als Bürgschaft gab er seinen Paß. Das war am 9. Mai 1846.

Die von Piotrowski durchwanderte Gegend von Solikamsk auf der Westseite des Werchoturischen Ural bis Weliki Ustjug bildet eine große, mit Wäldern bedeckte Ebene. Dörfer liegen in weiter Entfernung von einander; Brüche und Sümpfe sind häufig. Um Tscherdyn und Solikamsk, also etwa unter 60° N. Br., gedeiht neben Gerste und Hafer auch noch Weizen (— wenn anders Piotrowski sich nicht irrt —) und weiter nach Norden hin auch schöner Hanf und vorzüglicher Flachs, den man am liebsten in solchen Boden säet, wo eben Birkenwaldung niedergebrannt worden ist. Waldbeeren, Fische, Milch und Fleisch hat das Volk im Ueberfluß und ist mit seiner Lage zufrieden. Viele Leute wandern Tausende von Werst weit, um sich Arbeit zu suchen; denn im Ganzen ist das Land rauh, und nur zu geringem Theil für den Ackerbau geeignet. Die Regierung hat Wege durch die Wälder hauen lassen und besondere Sorgfalt auf die Anlage von Kanälen verwandt. Dadurch ist der Handel bis zum Eismeere sehr gefördert worden und der Austausch von Erzeugnissen erscheint von großem Belang.

Der Flüchtling war nun Schiffsknecht auf einem jener Getreideschiffe, welche zu vielen Hunderten die Dwina befahren. Sie sind fast alle von einerlei Größe und Bauart, 30 Fuß lang, 25 breit, 10 hoch, und haben „weder Nase noch Schwanz“, das heißt, sie sind vorn und hinten abgestumpft; das Ganze ist zusammengezimmert aus behauenen und behobelten Stämmen, die mit Moos und Theer kalfatert werden. In diesem Schiffskörper befindet sich ein zweiter, innerer, etwa anderhalb Fuß über dem erstern; er steht von den Wänden des äußern etwas ab, ist ganz dicht, mit Binsenmatten ausgelegt und bildet den Laderaum. Das Ganze ist mit Brettern und Schindeln gedeckt. Hinten am Boot ist eine ganze Tanne befestigt, deren kürzere Hälfte über dem Wasser liegt und als Steuerruder, Rul, dient; vorn befindet sich ein ähnliches, aber kleineres Ruder, Ponosna. Jenes wird von sechs bis sieben, dieses von vier oder fünf Leuten regiert. Je nach Größe der Barken und der Ladung werden dreißig bis vierzig Ruder angewandt, auf jeder Seite die Hälfte, und die Ruder bestehen aus jungen, an den Enden ruderartig abgeplatteten Tannen. Alle Arbeiter sind auf dem Dache.

Solch eine Barke ladet 28,000 Pud (gegen 40 Pfund) Getreide, gleicht einem schwimmenden Speicher und steht unter Leitung eines Rosnik, Lootsen, der Fahrwasser und Untiefen der Dwina genau kennt. Er hält sich in der Mitte des Schiffs, paßt auf und giebt den Ruderern Weisungen; ein Gospodarz ist Wirth oder Schaffner und hält Alles in Ordnung. Piotrowski war für das große Ruder bestimmt. Mit Tagesanbruch rief der Rosnik: „Setz dich und bete zu Gott!“ Alle bekreuzten und verneigten sich. Am ersten Morgen warf jeder ein kupfernes Geldstück in die Dwina, gleichsam um die Gunst des Stromes zu erkaufen.*) Nachdem das geschehen, wurde das Tau gelöst und die Barke schwamm bei heiterm Himmel die Dwina hinab; aber bald bewölkte sich der Himmel, es begann zu schneien und das Schiff mußte dicht am Ufer vor Anker gehen. Das eisig kalte Unwetter hielt zwei

*) Das ist ein uralter Brauch, der auch in anderen Theilen Rußlands, nur in etwas abweichender Weise, vorkommt, z. B. bei den Barowitzkischen Stromschnellen in der Msta. Bevor ein Schiff über dieselben hinfährt, spricht die Mannschaft gemeinschaftlich ein Gebet, der Eigenthümer nimmt die Mütze ab, tritt dicht an den Vordertheil des Schiffes hinan, wirft etwas Brot und Salz in den Strom und spricht: „Mütterchen Msta, wir bringen dir Salz und Brot; sei gnädig gegen uns“. A.

Tage an, dann trat Thauwetter und gleich nachher Glatteis ein; es war sehr gefährlich, auf dem abschüssigen Schiffsdache zu gehen. Erst am dritten Tage fuhr man weiter, und jedesmal, wenn die Barke wieder in Bewegung gesetzt wurde, wiederholte sich die Ceremonie mit der Kupfermünze. Das Wetter wurde gut, die Ruderer sangen und plauderten, nur bei gefährlichen Stellen dauerte die Arbeit anhaltend mehrere Stunden und sie war ganz außerordentlich anstrengend und ermüdend; die Schiffsknechte riefen dann einander „Lustig! munter!" zu und entwickelten, wie der Pole sagt, eine dämonische Kraft. Er lernte bald alle Handgriffe und wurde bei den Leuten beliebt.

„An hellen Tagen setzten die Ruderer sich in einen Kreis und sangen Lieder, ächt russisch, mit Nachdruck, Seele und Lust, und mit einem nur dieser Nation eigenen Accente. Manche Lieder hatten kriegerischen Inhalt, die meisten aber waren erotischer Natur, in allen herrschte große Gedanken- und Gefühlsarmuth. Die Wendungen und Einschnitte, Hebung und Senkung namentlich im Uebergange vom Solo zum Chor sind sehr eigenthümlich."

In finsteren Nächten oder an stürmischen Tagen lag die Barke vor Anker; bei gutem Wetter schwamm sie Tag und Nacht, gerieth aber, trotz aller Vorsicht, zwei Mal auf Untiefen und wurde nur mit großer Mühe wieder flott gemacht. Außer den größeren Fahrzeugen gehen auch viele kleinere, Karbassen, auf der Dwina; sie sind kahnartig gebaut, haben Mast und Segel und können bis zu 2000 Pud laden.

An den Ufern der Dwina liegen viele Dörfer, alle aus Holz gebaut und recht hübsch; die Kirchen sind massiv. Aus den Dörfern kommen Bettler in Kähnen und bitten um Brot. Unterwegs muß dem heiligen Nikolaus, dem besondern Schutzpatron der Russen und namentlich der Schiffer, ein Opfer gebracht werden. Die Bettler singen Lieder, indem sie den Schiffern glückliche Fahrt und Heimkehr wünschen. „Das russische Volk ist ungemein mitleidig und freigebig, und unbedenklich wird Jeder das letzte Stück Brot mit dem hungrigen Bettler theilen." Die Ufer sind zumeist mit Nadelholz bestanden.

Gegen Ende des Maimonats war das Schiff unterhalb der Mündung der Pinega bei Cholmogory (Kolmogorow), dem Geburtsorte des Geschichtsschreibers, Chemikers und Dichters Lomonossof, welcher in den Tagen der Kaiserin Elisabeth, seiner Gönnerin, gegen die Bärte der russischen Geistlichkeit eiferte und die wahrscheinlich sehr richtige Behauptung aufstellte, daß die Seelen in jener Welt jedenfalls keinen Bart trügen. Daraus folgerte er, daß die Popen, als Hüter der Seelen, keinen Bart tragen dürften, sonst — träten sie mit der christlichen Religion in Widerspruch. Cholmogory liegt beinahe unter dem 65. Grade nördlicher Breite, hat aber einen prächtigen Schlag Rindvieh, der sehr viel Milch giebt, jedoch in anderen Gegenden ausartet.

Die Nächte waren nun so hell, daß man ohne Kerzenlicht lesen und schreiben konnte. In einer solchen hellen Nacht erblickte der Flüchtling die Thürme von Archangel. Man warf, einem alten Brauche gemäß, den Küchenkasten mit Allem was darin war, in die Dwina, ging dann vor Anker und zerbrach sofort alle Ruder, denn auch das ist alte Sitte. Piotrowski erhielt nun seinen falschen Paß zurück nebst seinen 15 Rubeln Lohn und ging mit mehreren Bohomolzen (Pilgern) in das Solowetzkische Haus. In dieser Herberge der Wallfahrer wurde nach keinen Passe gefragt und der Fremde fand Unterkommen. Nachdem er seinen Reisesack dem Hausmeister anvertraut hatte, schlenderte er in der Stadt umher; seine Absicht war, im Hafen ein Schiff ausfindig zu machen, auf welchem er aus Rußland entfliehen könne.

So kam er auf einen schönen Rasenplatz, wo ein kolossales Standbild Lomonossow's sich erhebt; der Mann steht in dem russischen Klima mit entblößtem Haupte da und trägt eine römische Toga! Die linke Hand greift nach einer Harfe, welche ein geflügelter Engel ihm darreicht. Piotrowski stellte sich, als wisse er nicht, wem das Denkmal gelte, und fragte, wer das sei? Ein kluger Russe antwortete: „Nun, er war ein großer Zauberer, verstand in den Sternen zu lesen, Regen, Sturm und schönes Wetter zu machen und die Zukunft vorauszusagen.' Dem Kleinen da bringt er seine Wissenschaft bei, er übergiebt ihm das Zauberinstrument." Das war eine Antwort!

Fünf Sechstel der Häuser in Archangel sind aus Holz gebaut, aber recht hübsch; die Straßen gerade, rein und erträglich gepflastert. Dagegen bietet die Vorstadt Solonbal, die auf einer morastigen Insel liegt, einen kläglichen Anblick dar. Im Hafen lagen einige zwanzig fremde Schiffe aus Hamburg, Holland, England, Schweden und Norwegen, aber aus Frankreich keins. Ein solches wäre dem Flüchtling am liebsten gewesen. Er ging den Hafen entlang, um französisch oder deutsch mit dem einen oder andern Schiffer unbemerkt zu sprechen, allein überall waren unwillkommene Zeugen und auf jedem Schiffe stand ein russischer Unteroffizier, der Tag und Nacht Wache hält und Keinen auf das Schiff läßt, der nicht zur Bemannung gehört. Außerdem stand noch eine Kette von Soldaten den Hafen entlang, und Niemand durfte ein Schiff verlassen oder dasselbe besteigen, bevor er sich nicht als zur Mannschaft gehörend ausgewiesen hatte. Hier war keine Hoffnung zum Entrinnen und Piotrowski ging sehr betrübt nach seiner Herberge zurück.

Das Solowetzkische Haus war mit Pilgern überfüllt und bot einen merkwürdigen Anblick dar. Weiber, Kinder und Männer lagen bunt durch einander und wie Heringe zusammengedrückt. Am andern Tage schiffte sich ein Theil dieser Bohomolzen nach den Klöstern ein, aber dafür kamen neue Schaaren angezogen, denn jede Barke, welche die Dwina herabkam, brachte mehr oder weniger Wallfahrer mit. Sie strömten sofort in die Kirche, ließen Gebete über ihren Häuptern hersagen oder sich die Evangelien auf den Kopf legen, ein dickes Buch in Folio von mehr als zwei Fuß Länge und verhältnißmäßiger Breite. Der Einband war von starkem Holze, mit schwarzem Leder überzogen, auf welchem die aus Silber gegossenen Figuren der zwölf Apostel befestigt waren. Dieses Buch war so schwer, daß der Pope dasselbe nur mit Mühe handhaben konnte. Wer das Evangelium über sich lesen läßt, verneigt sich so tief, daß der Pope ihm dasselbe auf den Kopf legen und dann bequem lesen kann. Oft tragen die Köpfe mehrerer Frommen gleichzeitig das Buch und so vertheilt sich die Last, aber das Volk meint, die Gebete seien dann nicht so wirksam. Man muß, sagt der Flüchtling, in der That Schädel und Genick eines Russen haben, um ein solches Gewicht ohne Schwanken eine volle Viertelstunde lang auszuhalten; „aber einem russischen Menschen ist nichts unmöglich." — „Ich hörte, wie ein Muschik (Bauer), welchem während der Procedur die Adern angeschwollen waren, beim Herausgehen aus der Kirche rief: Gelobt sei Gott, denn durch das Lesen ist mir der Schmerz, an welchem ich so lange gelitten, aus dem Kopfe weg!" — Natürlich läßt sich die Geistlichkeit, am Eismeere wie überall, gut bezahlen, und je mehr ein Frommer giebt, um so lauter und eifriger wird gebetet und gelesen.

Piotrowski ging wieder an den Hafen und warf sehnsüchtige Blicke auf die Schiffe. Das Herz wollte ihm springen; er war nur wenige Schritte von den Fahrzeugen entfernt, welche ihm Rettung und Freiheit gewähren konnten. Aber alle seine Versuche, mit Schiffskapitänen in Berührung zu kommen, scheiterten. Er mußte also einen andern Plan fassen; auf jeden Fall mußte er zunächst dem südlichen Gestade des Weißen Meeres entlang nach Onega wandern. Von dort konnte er entweder gerade nach Westen hin, durch die finnischen Sümpfe, nach Torneo vordringen, das an der Spitze des Bottnischen Meerbusens liegt, und dort über die Grenze nach Schweden gehen, oder er mußte eine Richtung gen Südwesten nach dem Finnischen Meerbusen hin einschlagen, um durch Livland und Kurland nach Preußen zu gelangen. Aber in jedem Falle mußte er zunächst nach Onega.

Von Archangel geht eine 200 deutsche Meilen lange Post-

straße nach St. Petersburg, und sie bildet den kürzesten Weg, aber diesen konnte der Flüchtling nicht wählen, weil ihm ein regelrechter Paß fehlte.

Archangel ist im Allgemeinen eine heitere, hübsche Stadt und der wichtigste Hafenplatz am Nördlichen Eismeer, in welchem während der Schifffahrtszeit ein sehr reger Verkehr herrscht. Auch ein paar Dampfer befahren die Dwina; die Zahl der Einwohner beträgt etwa zwanzigtausend. Die mehrfach erwähnten Solowetzkischen Klöster liegen etwa vierzig deutsche Meilen nordwestlich von Archangel auf drei Inseln im Weißen Meere. Sie gehörten früher der alten berühmten Republik Nowgorod, und wurden später von Einsiedlern aufgesucht; die heiligen Leute bauten dort Häuser und gaben sich der Andacht hin. Bald kamen viele fromme Pilger, die Heiligen thaten bei Lebzeiten und nach dem Tod allerlei Wunder und seit 1429 entstanden auf den Inseln mehrere Klöster, denen es an Gaben nicht fehlte; sie wurden reich. Das große Kloster auf der Hauptinsel Solowetzkoi ist von seltener Pracht und hat eine kolossale Ausdehnung. Man umgab es mit Festungswerken, weil dort viele Schätze niedergelegt wurden. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert wallfahrten alljährlich viele tausend Pilger dorthin, die zum Theil sogar aus dem östlichen Sibirien kommen. Auf den Inseln gedeiht nur Kohl; alle anderen Lebensmittel muß man aus Archangel holen; doch halten die Mönche Kühe und Pferde. Dicht beim Kloster befindet sich ein klarer Süßwassersee, in welchem jeder Pilger sich baden muß, ehe er Kloster und Kirche betritt; auch muß er die Reisekleider ablegen. Eine solche Vorsicht ist allerdings bei russischen Pilgern doppelt und dreifach nöthig. Der solchergestalt gesäuberte Mensch findet Unterkommen in den geräumigen Herbergen neben dem Kloster. In den Sälen stehen lange Tische und Bänke; dort speisen und schlafen die Wallfahrer, aber die Geschlechter sind von einander getrennt. Jede Abtheilung wird von Mönchen überwacht, welche eine Art von Polizei ausüben. Drei Tage kann jeder Pilger unentgeltlich im Kloster leben; wer länger bleibt, muß dafür bezahlen. Während des Aufenthalts betet der Pilger, stellt Lichter auf, läßt das Evangelium auf seinem Kopfe lesen, beichtet, und muß für das Alles bezahlen, aber der Preis ist gering, weil die große Menge doch Profit bringt; auch wird viel in eine Büchse geworfen. Im Durchschnitt kommen jährlich an die dreißigtausend Bohomolzen nach der Solowetzkischen Insel. Sobald nur das Weiße Meer für Schiffe fahrbar wird, vom Anfang Juni, strömen sie von allen Seiten herbei; doch kommen die meisten über Archangel, wo sie Karbassen besteigen und wie Heringe zusammengedrängt werden. Die Mehrzahl wandelt, um die unbequeme mühselige Fahrt um das Kap Onega zu vermeiden, zu Fuß am Gestade des Weißen Meeres entlang, bis zu dem Punkte, welcher den Inseln gegenüber liegt; dort besteigen sie Karbassen, und diese legen den Weg von vierzig Werst in einem Tage zurück. Die Wallfahrten dauern nur bis Ende September, weil dann alle Schifffahrt aufhört. Die Nordstürme brechen herein und treiben gewaltige Eismassen aus dem Nordmeere nach Süden. Die Mönche werden allgemein gerühmt wegen ihrer Freundlichkeit, Sanftmuth, Güte und Milde. Vom September bis Juni sind sie von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen. Wir wollen noch bemerken, daß die Solowetzkischen Festungswerke zuweilen politische Verurtheilte aufnehmen. Piotrowski erwähnt nach weit verbreiteten, aber sicherlich ungegründeten Annahmen, daß dort Großfürst Konstantin im Kerker geschmachtet habe. —

Der Flüchtling war drei Tage in Archangel. Am 2. Juni kaufte er Brot, nahm seine Habseligkeiten, setzte über die Dwina, genoß in einem Dorfe ein Bad und zog reine Kleider an. Das war sehr nöthig, nachdem er in der Pilgerherberge gewesen war. Dann ging er in ein Haus und bat für Geld um Milch. Man gab sie ihm. Während er trank, brachten drei Bäuerinnen das Gespräch auf kirchliche Gegenstände, und der Pole merkte bald, daß er sich in einer Familie von Altgläubigen, Starowerzen, befand. Sie machten ihm Vorwürfe, daß er sich nicht „christlich bekreuzige," und wenn er es nicht anders mache, einst in der Hölle braten werde. Sie machten ihm ihre Bekreuzigungsart vor; er hatte nichts dagegen, dieselbe anzunehmen, und nun gaben sie ihm Milch umsonst, so viel er nur trinken wollte. Zwischen den „rechtgläubigen" Russen und den „Altgläubigen" herrscht ein ungeheurer Haß.

Piotrowski wanderte durch Haidekraut, niedrigen Nadelwald und über einen schlechten Damm, welcher durch Sümpfe führte. Er übernachtete im Walde, doch konnte eigentlich von Nacht keine Rede sein; denn es war auch um Mitternacht fast tageshell. Dann kam er an's Meer; die schneeige Brandung prallte mit Getöse an die steinigen Ufer, und so wanderte der Einsame an dem wüsten Gestade bei wildem Wetter hin. Nur selten begegnete ihm ein Mensch; er erfuhr, daß eine Pilgerkarbasse im Sturme mit Mann und Maus verloren gegangen sei. Von nun an gab er sich für einen Pilger aus, welcher die Klöster schon besucht habe, und der jetzt nach Groß-Nowgorod und Kiew walle, um auch dort bei den Gebeinen der Heiligen seine Andacht zu verrichten. Tag und Nacht ging er fürbaß über Anhöhen, die mit Wäldern bestanden sind, durch ein armes elendes Land, in welchem auf sehr weiten Entfernungen kleine Dörfer zerstreut liegen. Aber das Volk war dort überall gesund, fröhlich und glücklich, denn alle Leute sind Kronbauern und haben keine Frohnden zu leisten.

Endlich kam er nach Onega, wo im Hafen einige fremde Schiffe lagen, um Bau- und Schneideholz zu laden. Hier entschloß sich Piotrowski, nach Petersburg zu gehen, kaufte Brot und wanderte weiter. Das Thal des Onegaflusses schildert er als sehr hübsch; auf dem rechten Ufer liegen viele nette Dörfer, auf den üppigen Wiesen weidet viel Hornvieh; Milch und Käse sind beispiellos billig. Ein pilgernder Greis, welcher ihm begegnete, beschrieb ihm den Weg, welchen er bis Kargopol zurückzulegen hatte; er hatte bis dahin etwa dreißig Meilen, erreichte jene Stadt und verließ dort die Onega. Nun waren gerade vier Monate verflossen, seitdem er den Kamm des Uralgebirges überschritten hatte. Die Gegend bis Wytegra erschien ihm dürftig; die Dörfer waren klein, aber ordentlich gebaut; weit und breit fand er zum Theil schon stark gelichtete Waldungen und viele Seen, an den Kanälen zwischen diesen und den Flüssen Häuser mit Gärten, hin und wieder auch schon Obstbäume und Gemüsebau. Diese Häuser liegen zumeist an Schleusen, welche von Soldaten beaufsichtigt werden.

In der Handelsstadt Wytegra fand er am Ufer viele Fahrzeuge und eine Menge von Bäckern, welche ihr Gebäck feilboten. Dort kam Piotrowski in's Gespräch mit einem Bauer, der ihm sagte: „Ich fahre nach Petersburg und wenn Du arbeiten willst, so kann ich Dich mitnehmen." Darauf ging der Flüchtling gern ein; ohnehin wurde ihm versprochen, daß er dann und wann warm zu essen erhalten solle. Darauf gingen Beide in eine Schänke, tranken Branntwein und beluden Abends den Kahn mit Mehlsäcken. Nachher wurde ein Zugpferd an Bord gebracht und das Schiff ging stromab auf dem Wytegraflusse; der Bauer führte das Steuer und sein siebenzehnjähriger Sohn half ihm. Bald nachher geht zur linken Seite ein Kanal ab; in diesen fuhr der Kahn ein und wurde von dem Pferde gezogen, welches der Knabe trieb. „Es ist wirklich unglaublich, welche Masse von Fahrzeugen hin und her verkehrt, und unter anderen begegneten wir einer Reihe von Flößen, die mindestens vier Werst (also über eine Wegstunde), lang waren." Gegen Sonnenaufgang kam das Schiffchen in den Onega-See, und auch dort lagen viele Fahrzeuge am Ufer. Hier nahm ein Dampfer dieses und noch fünf andere Fahrzeuge in's Schlepptau und fuhr in den See hinein. Dieser war bei dem herrlichen Wetter ruhig wie ein Spiegel. Gegen Abend fuhr das Schiff, welches jetzt mehrere Fahrgäste an Bord genommen hatte, in den Fluß Swir ein, der aus dem Onega kommt, diesen mit dem Ladoga-See verbindet, anfangs schmal aber reißend ist, dann aber breiter wird und an Schnelligkeit nachläßt. Unweit von seinem Abfluß aus dem Onega hat er er mehrere Stromschnellen, die aber theils natürliche, theils durch Kunst hergestellte Oeffnungen haben, so daß

auch die größten auf diesen Gewässern fahrenden Schiffe hindurch können.

Nicht fern von der Mündung des Swir in den Ladoga-See fuhr der Kahn in den Ladoga-Kanal ein, den kleinere Schiffe wählen müssen, weil der oft sehr unruhige, von Stürmen heimgesuchte See für sie viel zu gefährlich ist. Aus einem Dorfe kam eine Schaar von Zigeunerinnen mit Kindern, um zu betteln. „Ueberall fand ich dieselbe Natur dieses Volkes; unter allen Breiten, in Ungarn, Volhynien, der Ukraine, in Sibirien und hier, — dasselbe faule, schmutzige, bettlerische Dasein." An einigen Stellen nähert der Kanal sich dem See dermaßen, daß man das Anbranden des letztern deutlich hört. Inzwischen wechselten die Fahrgäste häufig, nur einige Frauen blieben; sie mußten beim Rudern behilflich sein, und Piotrowski erfuhr von einer, die aus Karelien war, allerlei, das ihm nachher nützlich wurde.

Beim Städtchen Neu-Ladoga wurde angehalten, und dann fuhr der Kahn durch eine Schleuse in den Neuen Kanal. Dieser war bis nach Schlüsselburg mit Fahrzeugen förmlich vollgestopft. Sie waren beladen mit Theer, Flachs, Hanf, Getreide, Mehl, Hornvieh, Geflügel, Holz und anderen Landeserzeugnissen, alle nach St. Petersburg bestimmt. „Ich war erstaunt über diesen kolossalen Handelsverkehr, und hätte ich dieses Leben nicht mit eigenen Augen gesehen, so würde ich nie einer Schilderung desselben geglaubt haben. Es war eine mühsame Arbeit, die Barke durch eine solche Masse hindurch zu bringen; man konnte kaum Augen und Hände genug haben*).

So kam der Flüchtling nach Schlüsselburg, das zu beiden Seiten des Kanals liegt, aber mit seinem nördlichen schon bis an die Newa reicht. Die Stadt ist hübsch und sauber, hat Baumgänge und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Festung liegt, ganz von Wasser umgeben, da wo die Newa aus dem Ladoga-See heraustritt.

Abends fuhr der Kahn in die Newa ein, die zugleich breit, tief und rasch fließt, und am andern Morgen um acht Uhr war der aus Sibirien entronnene Pole im Hafen von St. Petersburg, am Newski-Prospekt. Das Becken war buchstäblich mit Fahrzeugen verschiedener Größe und Gattung zugedämmt. Was sollte der Flüchtling nun beginnen? Die alte Karelierin nahm ihn mit zu ihrer Tochter und so war er vorerst geborgen in einer für die ärmste Klasse von Arbeitern bestimmten Herberge; aber er konnte sich die prächtige, sehr öde Stadt gemächlich betrachten.

*) Rußland hat bekanntlich ein sehr entwickeltes, großartiges Kanalsystem, welches dem Binnenverkehr ungemein förderlich ist. Die Stromwege im europäischen Rußland haben eine Ausdehnung von 27,000 Werst; auf diesen Strecken werden im Jahre durchschnittlich 400 Millionen Pud (zu 16,38 Kilogramm) verschiedene Güter und etwa fünf Millionen Baumstämme verschifft; zusammen im Geldwerthe von 150 bis 200 Millionen Rubel. Alljährlich werden bis zu zwölftausend Barken und Nachen gebaut, die einen Werth von ungefähr vier Millionen Rubel haben. Extraits des publications de la société impériale géographique de Russie. St. Petersbourg, 1859, p. 19. A.

Der übrige Theil seiner Reise hat für uns kein besonderes Interesse. Uns kam es darauf an, ihn durch solche Regionen zu begleiten, welche nur selten von gebildeten Europäern besucht werden und das Interesse der Neuheit haben; doch wollen wir in aller Kürze die weiteren Erlebnisse dieses mit großer Ausdauer und Willensstärke begabten Mannes schildern, welchem ein Wagniß gelang, das so viele Andere vergeblich unternommen haben.

Piotrowski spielte auch jetzt noch die Rolle eines russischen Muschik, suchte aber Gelegenheit, auf einen Dampfer zu kommen. Ein Matrose aus Riga brachte ihn über alle Paßschwierigkeiten hinweg und glücklich an Bord. In der Hauptstadt Livlands hielt er sich nur kurze Zeit auf, ging über die Dünabrücke und nach Mitau in Kurland zu. Nachts schlief er in hohem Getreide, hielt sich in Mitau nicht auf und kam glücklich bis in die Nähe der Grenze. Die Jahreszeit war schön und die Kleidung eines russischen Bauern so gut wie ein Paß. Zwischen Grobingen und Polangen warf er seinen Pelz fort. Wo er mit Leuten in Verkehr kam, gab er sich für einen Aufkäufer von Schweinsborsten aus, und in einem einsamen Kruge vertauschte er seine bisherige Kleidung gegen eine andere, die annähernd europäisch war. Er hatte nun einen grauen Rock, blaue Tuchhosen und ein weißes Hemd. Jetzt blieb noch eine Schwierigkeit, aber diese war groß. Wie sollte er über die Grenze — und, wenn das gelang, ohne Paß in Preußen weiter kommen? Einem Kartel gemäß sollten und mußten Flüchtlinge ausgeliefert werden.

Durch einen Soldaten aus Poltawa erfuhr der Pole, wie es sich mit der Bewachung der Grenze verhielt. Auf je 1500 Schritt Entfernung stand ein Kosakenposten und ein Patrouilleur. Bei Nacht war gewiß nicht durchzukommen. In einer Grenzschänke zeigte man ihm gesprächsweise, wo die Scheidelinie lief; es war ein Graben und jenseits desselben ein Roggenfeld; dieses schon auf preußischem Boden. Vor diesem Graben waren noch zwei andere auf russischem Gebiete gezogen. Piotrowski ging fort, legte sich unbemerkt, zwanzig Schritte vom ersten Graben entfernt, in's Gras. Nach etwa zehn Minuten sprach er zu sich: „In Gottes Namen vorwärts, zum Leben oder zum Tode!" Etwa 300 Schritte von ihm lag eine Kaserne, etwa 100 Schritte entfernt gingen zwei Schildwachen. Er rannte über die Gräben und war im Roggenfelde.

So war er gerettet und kam nach Memel. In Königsberg wurde er durch einen Zufall verhaftet und mußte sich nach langem Zögern und Ausreden zu erkennen geben. Von Berlin aus kam Befehl, ihn in Ketten nach Rußland auszuliefern, aber die menschlich denkenden Behörden sahen durch die Finger und ließen den Vielgeprüften entfliehen. Es waren deutsche Männer und Frauen, welche ihn gütig und liebevoll pflegten und ihn bis an die französische Grenze weiter beförderten.

Briefe über Polen.

Mitgetheilt von **Dr. J. Caro.**

III.

Leben und Treiben in den kleinen Städten.

Selten wird man in Polen die Empfindung los, daß man sich in einem Lande ohne Seeausgänge befindet. Die Fülle der Mittel zum Lebensgenuß, welche in Ländern mit entwickelten Meeresküsten sich immer einfindet, das Bewußtsein eines bequemen Zusammenhangs mit fernen Ländern, Erdtheilen, mit dem ganzen Erdball, erweitert unser Fühlen und Denken, und das Besondere findet sich rascher in dem Allgemeinen eingeordnet. Hier oben aber, wo ich jetzt stehe, da schlingt mich und Alles was mich umgiebt ein silbernes Band mit dem großen Ganzen zusammen, hier oben wird mir so frisch zu Muthe, als wäre ich nicht mehr in dem Lande, auf welchem der eiserne Fuß der Verkümmerung lastet.

Ich schaue herab auf die Weichsel. Heiliger Ganges, sagen

die Inder, heiliger Nil, die Aegypter; heiliger Peneus — ja heilig sind all' die großen Flüsse, die, gleichsam die Thränen eines Volkes, den Schweiß saurer Arbeit verklärt in der strömenden Flut auf ihrem Rücken hinabtragen zu dem Alles umschlingenden Vater Okeanos.

In der That war auch die Weichsel den alten Slaven heilig; aber sie war und ist ein tückischer Fluß; chamäleonartig wandelt sich ihr Bett; wo heute eine Untiefe gewesen, strebt morgen eine graugelbe Sandbank hervor, und selbst die gewandtesten Steuerleute führen oft den Kahn oder das Dampfboot auf den Sand. Am Ufer entlang ziehen sich sandige Hügel hin, die zuweilen so nahe an die Flußwand herantreten, daß diese Erdwand steil und senkrecht 40 bis 80 Fuß tief abfällt, und daß von unten aus gesehen die Kante in der Luft zu schweben scheint. Auf diesen natürlichen Wällen erhoben sich früher die Burgen der polnischen Ritter, welche kreisrund gebaut und mit Tranchéen von der Landseite umgeben waren. Von hier aus trieben sie ebenso lustig wie die Deutschen ihres Standes das Wegelagererhandwerk und daneben Flußpiraterie, und wenn die niederländischen Kaufleute aus Brügge und Gent mit ihren Tuchen und die Danziger Handelsherrn mit Schmuckwerk und Geräthen die Weichsel hinauf nach der alten Krönungsstadt Krakau zogen, mußten sie hier gar manchen unvermutheten Zoll entrichten. Noch viele Reste solcher Burgen sind erhalten, so z. B. von **Bobrownik**, wo im vierzehnten Jahrhundert die Herzöge von Dobryn und später zuweilen die polnischen Könige residirten.

Naturgemäß finden wir an der Weichsel die wichtigsten **Städte** gelegen. Ueber die größeren läßt sich wenig reden; sie sehen so aus, wie überall in Europa die größeren Städte. Eisenbahn und Verkehr nivelliren leicht die Physiognomien der umfangreicheren Plätze. Nur **Krakau** hat seinen eigenen scharf geprägten Charakter. Und welchen? Das läßt sich nicht so recht in Worte fassen. Helfen wir uns daher mit einem Bilde: nehmen wir den Charakter der Witwe, oder den eines alten Stammschlosses, in dem das Geschlecht der Erbauer ausgestorben ist. Spuren verfallener Pracht und Herrlichkeit, Denkmäler vergangener Größe, Trümmer von ehemals regsamem Leben drängen sich überall dem Fremden auf, und in den Straßen herrscht eine Oede und Stille, als ob die Klagen in den Lüften jeden Augenblick angestimmt werden sollten. Heiter und lustig ist nur das östreichische Militair, das übrigens so gutmüthig, wohlwollend und freundlich gegen den Polen und Bürger sich hält, daß es rühmlich erwähnt zu werden verdient. Dennoch aber, als ich ein Bataillon Soldaten mit klingendem Spiel und blitzendem Bajonetten durch die Straße aufmarschiren sah, fiel mir das Bibelwort ein: „Ei, wie bist Du zur Witwe geworden, Deine Feinde stolziren vor Dir."

Wenden wir uns aber zu den kleinen und Mittelstädten, welche hier wie sonst die unmittelbare Verkörperung gewisser Richtungen des Volksgeistes darstellen, so machen wir, wie bei den Dörfern, die Beobachtung einer zähen Beharrlichkeit in Form und Wesen. Die polnischen Städte sind zum größten Theil aus Dörfern entstanden, und in überwiegender Mehrzahl von **deutschen** Einwanderern angelegt. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert kamen unaufhörlich Züge von Ansiedlern in's Land, die entweder als Ackerbauer oder als Handwerker sich niederließen. Bis nach Podlachien und bis in's westliche Lithauen sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Deutschen vorgedrungen, und in der Haupt- und Krönungsstadt **Krakau** selbst war die **deutsche Bevölkerung so** zahlreich, **daß unter den Syndikatsakten derselben alle Schriftstücke bis zum Jahre 1583 entweder deutsch oder lateinisch abgefaßt sind**; erst von der Zeit an kommen auch polnische vor.

Hierdurch ist aber auch die Natur dieser kleineren Städte bedingt; bis auf den heutigen Tag tragen die Städtebewohner die Zeichen deutschen Ursprungs, obwohl sie natürlich in Sprache und Gewohnheit stark polonisirt sind. Sieht man von den aus politischen Veranlassungen in allerneuster Zeit gegründeten Handelsassociationen des Adels (dómy socyalne, Kramhäuser, eigentlich Gesellschaftshäuser, in denen alle möglichen Waaren wohlfeil verkauft werden, um die deutschen und jüdischen Kaufleute zu Grunde zu richten) ab, so ist der **ganze Handel und Gewerbebetrieb in den Händen der Deutschen**, der deutschen Abkömmlinge oder der (gleichfalls **deutsch** redenden) **Juden**. Die Bewohnerschaft solcher kleinen und mittleren Städte besteht also aus sehr wenigen kleinen Ackerbürgern rein polnischer Nationalität, die sich nicht viel von den Bauern in ihrer Art und Lebensgewohnheit unterscheiden, aus Gewerbetreibenden deutscher Abkunft oder gar noch deutscher Zunge, und endlich aus Juden.

Alles, was in diesen kleinen Städten noch an socialem Zusammenhang, an Vergesellschaftung vorhanden ist, knüpft sich an diese deutschen Kolonisten. Das Zunftwesen wurde mit allen seinen Einrichtungen aus Deutschland eingeführt, und unter dem Schutze des deutschen (**Magdeburger**) **Stadtrechts** hat sich dasselbe bis auf die Gegenwart in den alten Formen erhalten. Mögen noch so viele polnische Namen in den Zunftrollen uns vorgeführt werden, mag man auch schon seit mehreren Jahrhunderten die Zunftbriefe in polnischer Sprache vorfinden, — sieht man scharf zu, so **giebt es absolut kein polnisches Handwerkerthum**, oder dieses ist wenigstens nur auf einen äußerst geringen Bruchtheil anzuschlagen. —

Das Leben dieser Gewerbetreibenden kreis't mit großer Einförmigkeit ab; sie kleiden sich nach den Moden der Zeit, wenn auch die Kostspieligkeit der Stoffe und der geringere Verkehr (wegen der Höhe der russischen Zölle) sie wohl ein volles Jahrzehnt hinter andere Länder zurücksetzt. Ihr Aufwand in Nahrung und Getränk ist im Ganzen mäßig, weit mäßiger noch als in Deutschland. Aber was sehr bemerkenswerth ist, **kein polnischer Kleinbürger geht spazieren**, direkt spazieren, um sich an frischer, freier Luft zu ergötzen. Sie hocken in müßigen Stunden gern auf Bänken vor den Häusern, oder auf den hervorspringenden Steinen des Fundaments, oder auf zufällig daliegenden Klötzen und Bretterhaufen und erzählen lange und weitschweifige Geschichten nach Art und Weise der Bauern.

Die ganze Woche hindurch ist's still und öde in dem Städtchen. Die **Häuser** enthalten meist nur ein Erdgeschoß und sind theils mit Stroh, theils mit Schindeln und nur selten mit Ziegeln gedeckt. Eigenthümlich sind die in der Quere zertheilten Hausthüren, die in Deutschland gesehen zu haben ich mich nicht erinnere.*) Die Hausflur läuft meist mit der Giebelwand entlang, so daß alle Gemächer auf einer Seite des Hauses liegen; selten sind es aber mehr als zwei oder drei. Die Häuser bilden in der Regel eine lange Straße, die auf den Marktplatz führt, und die sich auf der andern Seite des Marktes dann fortsetzt. Selten fehlt in der Mitte des Marktplatzes (Rynek, **Ring**) das Rathhaus (Ratusz) oder die Reste desselben. Bemerkenswerth sind aber noch die fast immer in einem großen Komplex in einiger Entfernung vom Städtchen liegenden Scheunen (stodoly) der kleinen Ackerbürger, die eine Art von Vorstadt zu bilden pflegen.

Zwei Mal in der Woche jedoch wird die einförmige Stille im Orte unterbrochen: erstens am Sonntag oder Feiertag und zweitens am Wochenmarkttage. Die Kirchenfeier der katholischen Bevölkerungen ist freilich überall etwas lebhaft angeregt, aber in den polnischen Städtchen wird sie meist zum tumultuösen Bachanal. Erstlich verknüpft sich damit eine wirkliche **Handelsmesse**, und die Kaufleute machen nie bessere Geschäfte, als am Sonntag; zweitens offenbart sich des polnischen Bauern ganze und nicht unbedeutende, wenn auch eigenthümliche Gemüthlichkeit am Sonntag in der **Stadtschenke**. Früh morgens ist er sittsam, geht reinlich angethan mit seinem blauen Palasch zur Kirche und singt mit

*) Sie kommen allerdings sehr häufig vor, namentlich in Niedersachsen, wo sie auch jetzt in den Häusern des Kleinbürgers nicht selten sind und erst allmälig verschwinden. A.

Energie die erstaunlich einförmigen polnischen Kirchenlieder so kräftig mit, als wolle er die Kehle für den Nachmittag dörren; und dauerte der Gottesdienst auch 6 bis 7 Stunden, er würde mit Inbrunst und Andacht aushalten; vom Schwung der Empfindungen wird er nicht eben sehr gereizt oder nervös affieirt. Hat er aber das letzte Vaterunser (pacierz) abgemurmelt, dann macht sich die Weltlichkeit in einem langgedehnten, wiehernden Jauchzen geltend; rasch — o nein — sehr langsam werden die Einkäufe besorgt, denn er feilscht stundenlang, und dann — hinein in die Schänke! Neues Jauchzen! Das erste Glas Branntwein (wódka, eigentlich „Wässerchen") rollt hinab, der Vorbote vieler. — Tausend Mal küßt er den Freund, die Frau und den Schenkwirth und den Kuß wäscht er mit Kornbranntwein wieder ab, bis der Abend hereinbricht, und taumelnd, jauchzend und singend (mit Unterlegung des Textes: da, da, da, da) kehrt er in's Dorf zurück.

Aehnlich geht es am Wochenmarktage her, nur ist statt der Kirche der Markt ein Sammelplatz der städtischen und Landbevölkerung; ein wirklich hübsches, buntes Genrebild entfaltet sich da. Schon früh am Morgen rücken die vierspännigen Fornatis (die Wirthschaftswagen der Edelleute) mit Getreide beladen ein, die Zweispänner der Bauern folgen nach und bringen Geflügel, Eier, Butter, Gemüse und dergleichen zur Stadt. Alle fahren mitten auf den Markte auf; ringsum aber haben auf langen Schnüren die Kaufleute Nesseltücher, mit bunten Farben bedruckt, aufgehängt, und auf der Erde ihre Lager von Kattunrestchen, Bijouterien und den klassischen Knipsen (ein Messer, das aus einem Stück rund gedrehten, gelben Holzes und einer dreieckigen eisernen Klinge besteht) aufgeschlagen. Zwischen den Wagen drängen sich nun Juden, Händler und Bürger hindurch und betasten Alles, kaufen Manches und reden Vieles. Alles lärmt. Der Bauer schreit mit seinem gewohnten Stentor, die Frau kreischt mit irgend einer feilschenden Jüdin um die Wette. Dazwischen schnattern die gefesselten Gänse ihre Angst und Noth in die Lüfte, die Pferde wiehern und lungernde Knaben üben sich, das Jauchzen des Bauern nachzuahmen. Das geht dann so fort, bis die Schänke von ihren friedlichen Mauern die letzten Akkorde des wilden Juchhe wiederklingen läßt und schließlich der Abend hereinbricht.

Der kleinbürgerliche Städter zählt seine Einnahme und nagelt eine falsche Kupfermünze, die sich eingeschlichen, auf den Ladentisch oder an die Fensterpfosten.

Wie verschieden ist doch dieses übrigens auch nur verhältnißmäßig sehr geringfügige Bürgerthum gegen unser deutsches! Niemals ein aktiver Staatsfaktor gewesen, ist ihm die Fähigkeit, in allgemeinen höheren Zwecken sich zu versuchen und zu bewähren, allmälig entzogen, es verlor die Zeugungskraft des Lebens und verschrumpfte in einförmiger Gewohnheit und ebenmäßig sich wiederholenden Lebensäußerungen. Keine Schöpfungen des Geistes verdanken ihm ihr Entstehen, keine Entdeckung oder Erfindung, in seinen Beziehungen und Verhältnissen gemacht, hat wandelnd auf seine Gewohnheiten eingewirkt. Was den Slawen im Allgemeinen nachgesagt wird, daß sie kein organisatorisches Talent besitzen, das geht auch den Bürgerstand an, der noch dazu nicht einmal autochthon ist, sondern erst aus deutschen Elementen sich kümmerlich rekrutirt hat. So lange in jenen Kolonisten und Einwanderern noch die Erinnerung und Tradition des heimischen Vaterlandes wirkte, traten sie kulturspendend auf und brachten bestimmte Gestaltungen eigener Art zu Wege. Je mehr sie aber von deutscher Sprache, Sitte, Lebensart und von germanischem Blute sich entfernten, und je konsequenter eine unglückselige, unhaltbare Staatsverfassung sie aus dem pulsirenden Leben und der geschichtlichen Entwickelung ausschloß, desto mehr verkümmerte ihr innerstes Wesen, ihr Blick wurde kurz, ihr Wirkungskreis enger und beschränkter, und die ganze Intensivität des Strebens hatte keine andere Richtung mehr, als auf das roh Materielle.

Einen Punkt aber giebt es, in welchem sich alle Stände in Polen in gleicher Weise in Wärme und Anhänglichkeit berühren, d. i. der Katholizismus. Es hat kaum eine Nation in Europa vor der Reformation gegeben, welche treuer und hingebungsvoller dem Papstthum unterworfen gewesen wäre als Polen. Mit Stolz rühmen die Landeschronisten allezeit ihre unmittelbare Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl. Als aber die Reformation hereinkam, nahm sie dennoch so sehr die Herzen ein, daß bei weitem der größte Theil der Landesinsassen sich auf's bestimmteste gegen die ältere Kirche aussprach, und man schätzt die dem Protestantismus im 16. Jahrhundert anhängliche Partei auf fünf Sechstel der gesammten Bevölkerung. Nirgends aber hat wiederum die Restauration einen so gründlichen Erfolg gehabt, als in Polen, mehr als selbst in Böhmen. Außer einigen Kalvinisten und einem ganz geringen, kaum der Erwähnung würdigen Bruchtheil, der dem lutherischen Bekenntniß angehört, sind alle Polen streng und bigott katholisch. Die Skeptik und Negation, seltsamerweise sehr energisch in allen übrigen idealen Richtungen bei ihnen ausgebildet, hat keinen Platz gewonnen der katholischen Religion gegenüber. Freilich forderte bei ihnen zu allen Zeiten, mit Ausnahme eben des 16. Jahrhunderts, das politische System eine ganz besondere Schonung derselben. Da aber die Geistlichkeit zum allergrößten Theil aus dem Adel sich rekrutirt, so gewinnt der Letztere auch hierdurch einen ungemessenen und — wer will es leugnen — schädlichen Einfluß. Der Adel bestimmt also nicht blos das Handeln, sondern selbst das Denken der übrigen Bevölkerung, und Proudhon hat Recht: „Polen hat der Welt noch immer nichts zu bieten, als seine Aristokratie und seinen Katholizismus."

Für uns Deutsche ist eine Thatsache dabei von besonderm Interesse, die nämlich, daß das Streben und Ringen der edelsten Männer wie fast der gesammten deutschen Nation im 16. und 17. Jahrhundert, aus dem Lutherthum eine nationale Kirche zu machen, Konfession und Nationalität zu einem integrirenden Begriff und Kriterium des Deutschen zu machen, hier zu einer Art Wirklichkeit geworden ist. Im Allgemeinen heißt hier deutsch so viel als protestantisch und polnisch so viel als katholisch; der Protestantismus wird schlechthin bezeichnet als „der deutsche Glaube" (Niemniecka wiara). Und wie viel Abneigung auch schon bei den Polen aus politischen und ethnographischen Rücksichten gegen Deutsche vorhanden ist, sie wird durch diesen Umstand doch noch wesentlich gesteigert. Wir Deutsche haben viele Feinde, aber nirgends werden unsere Vorzüge so wenig gewürdigt als in Polen, für welches Deutschland doch so viel gethan hat. Daß die Bauern sich erzählen, der Teufel habe Luther an die Wittenberger Brücke genagelt, wo er noch hänge, das mag noch hingehen, weil es mit der religiösen Bigotterie in Zusammenhang steht, aber daß man ein Sprichwort gemacht hat: „Für Geld schlägt der Deutsche seinen Vater todt", ist doch eine Verkennung und Verleumdung der edelsten Seite des deutschen Charakters. Wenn übrigens der flüchtige Reisende von der tiefgehenden Abneigung gegen Deutsche wenig merkt, so ist es auf Rechnung der wirklich nicht genug zu rühmenden und hervorzuhebenden Gastlichkeit der Polen zu setzen.

Die Handelsverhältnisse von Schanghai.

Mitgetheilt von J. J. Egli in St. Gallen.

Die günstige Lage und die Handelsbedeutung der Stadt Schanghai. — Das Stromsystem des Yang tse kiang. — Handelsbewegung auf demselben und auf dem Kaiserkanal. — Die europäischen Handelshäuser. — Geld- und Münzverhältnisse. — Der Pikul. — Speditionsgeschäfte. — Handelsbewegung. — Seide. Deren Behandlung und Ausfuhr. — Der Thee. — Silbereinfuhren. — Opium. — Europäische Importe. — Die Ansiedelung der Kaufleute aus dem Abendlande. — Dampfschifffahrt.

Es war im Frühjahre 1859, daß eine schweizerische Expedition nach den ostasiatischen Handelsplätzen unter Segel ging. Sie hatte die Aufgabe, Absatzquellen für die schweizerische, zunächst die neuenburgische, Industrie auszumitteln. Der Vorstand derselben, Herr Dr. R. Lindau, benutzte einen längern Aufenthalt in Schanghai zu sorgfältiger Sammlung und Sichtung aller diesen Hauptplatz betreffenden, irgend zugängigen Materialien und theilte diese dem kaufmännischen Direktorium von St. Gallen in einem „Handelsberichte" mit. Die genannte Behörde, um Industrie und Handel des engern und weitern Vaterlandes vielfach verdient, ließ den Bericht auf Kosten der kaufmännischen Korporation drucken und verbreiten; sie war dabei geleitet von der richtigen Ueberzeugung, daß solchergestalt dem Handelsstande ein wesentlicher Dienst geleistet werde. Dieser Bericht enthält in der That einen wahren Schatz zuverlässiger Beobachtungen und Erkundigungen, und das Licht, welches er auf die Verkehrsverhältnisse von Schanghai wirft, wird ohne Zweifel auch in weiteren Kreisen willkommen sein. Im Folgenden ist Dasjenige, was darin von allgemeinerm Interesse ist, herausgehoben und mit Notizen aus anderweitigen Quellen zu einem Gesammtbilde gestaltet.

Schanghai steht unter allen chinesischen Hafenplätzen, welche die Neuzeit dem europäischen und nordamerikanischen Handel geöffnet hat, obenan in Bedeutung. Die Lage in dem chinesischen Niederlande, einem fruchtbaren und dicht bevölkerten Landstriche, sowie das ungeheure Wassernetz, welches den Platz mit fast allen Provinzen des Reichs in Verbindung setzt, bürgt dafür, daß Schanghai — bei geordneten Zuständen wenigstens — einen außerordentlich regen Verkehr entwickeln wird. Unweit von Schanghai mündet Chinas machtvollster Strom, der Jang tse kiang, welcher, in den wenig bekannten Hochlanden des Innern beginnend, schon oberhalb Sin tschen mit Dampfern befahren werden könnte und weiterhin Tschung king berührt, das Depot für den ganzen Handel des Westens, die größte und blühendste Stadt dieser Provinzen, den Handelshafen, den das nördliche Szü tschüan als Stapelplatz für seine Seide, sein Wachs und andere Produkte benutzt. Unterhalb Kuei tschen (bis J tschang) sind Stromschnellen hinderlich, dann aber weitet sich die Landschaft. Es kommt bei Jo tschen der Abfluß des Thungthing-Sees, in dessen Gebiete Kantons große Handelsstraße über den Meilingpaß einmündet, bei Han keu, wo der Strom schon eine englische Meile breit ist, der ansehnliche Han und endlich, bei Kien kiang, der Abfluß des Poyang-Sees.

Fast bis hierher steigen die Gezeiten des Oceans; hier beginnt die oceanische Strecke des Stromlaufs, auf welche der Chinese das Sprichwort bezieht: „Grenzenlos ist das Meer, grundlos der Kiang." Das Aufsteigen von Ebbe und Flut, die vielen Inseln und Arme, die gewaltige Breite des Wasserspiegels, die ununterbrochene Kultur der Uferseiten, der Anbau unzähliger Ortschaften, stark besuchter Marktorte und großer Städte, Nan king, die antike, berühmte Residenz, in der Mitte, der ununterbrochene Zug segelnder Schiffe und zahlreicher Flotten mit Waaren aller Art, für den Süden bestimmt, beladen; die langen Folgen der Holzflöße aus fernem, gebirgigen Westen, wie aneinandergereihte, große Inseln daher schwimmend; die unzähligen Reisbarken, aus dem reichern Süden für die Nord-Residenz bestimmt, das Leben und Weben in der bevölkerten Mitte des großen Weltreiches — Alles dieses, vereinigt, giebt dem Riesenstrom eine so imposante Bedeutung, daß die Reisenden einstimmig nur von dem Majestätischen seiner Erscheinung auf diesem Gebiete sprechen.

Da nun, wo der „große Fluß" seine Wasser in den Ocean wälzt, erhebt sich die Metropole des chinesisch-abendländischen Handels — nicht am Meere, nicht einmal am Jangtse selbst, sondern am Ufer des schiffbaren Nebenflusses Hwampu, der sich, zwölf Kilometer nördlicher, bei der kleinen Stadt Wu sung in den Jangtse ergießt.*) Hat man von diesem Hauptstrom aus unter einem Fort und verschiedenen Batterien den Hwampu passirt und die letzte scharfe Biegung des Flusses erreicht, so wird es uns klar, daß wir in den Bereich des chinesisch-occidentalen Verkehrs gelangt sind. Da ist der Fluß mit amerikanischen und europäischen Schiffen bedeckt, und zu unserer Rechten, am linken Hwampu-Ufer, erheben sich die Ansiedelungen der „Fremden", zunächst diejenigen des „amerikanischen Gebiets", weiterhin die des „englischen" und „französischen Gebiets", und dann erst, kaum sichtbar hinter dem Walde von Dschunken, das chinesische Schanghai selbst. Dort koncentrirt sich nämlich der Verkehr von Chinesen mit Chinesen, und dieser ist weit umfangreicher, als der Handel Chinas mit dem Abendlande. Es mögen hier jährlich 2500 See-Dschunken und mindestens doppelt so viele Fluß-Dschunken ankommen. Die ersteren berechnen sich durchschnittlich auf 200, die letzteren auf 30 bis 100 Tonnen Ladungsfähigkeit. Die großen Dschunken kommen fast alle aus dem Norden und bringen die Produkte der nördlichen Provinzen des Reichs, um mit Thee, Seide, Zucker, europäischen Importen 2c. zurückzukehren. Der Seeverkehr, welchen die Chinesen zu Schanghai nach den Südprovinzen des Reichs und nach den indischen Gewässern unterhalten, fällt mehr und mehr den europäischen und amerikanischen Schiffen zu, da dieselben, insbesondere die deutschen, in jeder Beziehung mehr Sicherheit gewähren. Was die Fluß-Dschunken betrifft, so sind dieselben hauptsächlich vom Getreidetransport in Anspruch genommen. Das Kiang-su, die Provinz, in welcher Schanghai liegt, liefert den Reiskammern von Peking jährlich circa 1 Million Pikuls. Ein Pikul ist ungefähr = 60 Kilogramm = 120 Zollpfund; demnach beträgt die Reiszufuhr, welche die Nord-Residenz dem Kiang-su verdankt, weit über 1,000,000 Centner per Jahr.

Diese Verbindung im Innern des Reichs ist ermöglicht durch ein Kanalsystem von ganz außerordentlicher Verbreitung. Von diesem System bildet der „große" oder „Kaiserkanal" nur den mächtigen Stamm, zu welchem alle anderen Adern wie Aeste und Zweige sich verhalten. In Europa würde dieser Stamm die Ostsee mit dem Adriatischen, selbst mit dem Schwarzen Meere verknüpfen. Die Länge des künstlichen Stroms**) beträgt nämlich nahe an 250 Meilen; denn er verbindet Hang tschen (eigentlich Ning po) mit Peking. Nur in einem Lande von so gleichförmigem Niveau wie hier war es möglich, einen solchen Riesenkanal ohne eine einzige Unterbrechung zu Stande zu bringen. Er ist von allen europäischen Kanälen sehr verschieden, weil er sich nach der Natur des Landes verschieden gestaltet, sich oft windet, verschiedene

*) Man sehe die schönen Specialbilder in Petermann's „Geographischen Mittheilungen", Jahrgang 1860, Tafel 11, sowie Jahrgang 1861, Tafel 5.

**) Die Chinesen nennen ihn unter anderm auch Yu ho, d. h. den Kaiserfluß.

Breite, bald von 200, bald von 1000 Fuß und fast nie stillstehendes Wasser hat. Sein Gefälle beträgt öfter 2 bis 3 Fuß auf eine englische Meile. Bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald führt er auf riesigen Aquädukten über Felder, über Moräste und Seen weg. Seine zahllosen Schleusen, Brücken, die Kultur an seinen Ufern, die unzählige Menge von Städten, die ihm entlang, oft tiefer als sein Bette, liegen, wie die lombardischen am Po hin, und die beständig auf ihm hin- und hersegelnden Flotten von Transportschiffen, die zahllosen schwimmenden Dörfer und Fischervölker, die auf und an ihm, auf seinen Zu- und Ableiter, hausen, setzen uns in Erstaunen. Der größte Einfluß dieses Kanals besteht darin, daß er nicht nur alle einzelnen Niederlands-Provinzen unter sich, sondern auch ganz Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr setzt. Nur durch ihn ist es möglich geworden, das kornarme Pe tscheli und Peking mit dem Reisüberfluß des Deltalandes zu versehen. Die Unsicherheit der Küstenschifffahrt, die Untiefen, Sandbänke und Strömungen der „gelben See", der schlechte Bau der chinesischen Dschunken zur Meeresfahrt, die geringe Kenntniß der chinesischen Schiffer im Gebrauch der Magnetnadel, ihre Furcht vor dem freien Ocean, seinen Winden und Seeräubern, alles zusammen hat den Proviant-Transport der Küste entlang unsicher gemacht und oft Hungersnoth in Nord-China veranlaßt. Daher das Bestreben der Herrscher, die binnenländische Schifffahrt zu vervollkommnen. Man rechnet, daß gewöhnlich 10,000 Getreideschiffe, jedes à 20 Mann, auf dem Kanale beschäftigt sind.

Das Kiang-su nun, in welchem die beiden Riesen-Wasserstraßen, die natürliche des Jangtse oder des Oceans, und die künstliche des Kaiser-Kanals, sich scheiden, ist eine ungemein große und reiche Provinz des chinesischen Kaiserthums. Der Distrikt von Schanghai bildet mit noch 7 anderen erst eines der zwölf Departements, welche das Kiang-su enthält. Sowohl was Areal- und Einwohnermenge als natürliche und künstliche Hülfsquellen betrifft, läßt die Provinz sich den ersten europäischen Staaten zur Seite stellen. Sie nährt eine Bevölkerung von 40 Millionen Seelen und findet auf Erden nicht leicht ihres Gleichen an Reichthum des Bodens, an fleißigem Anbau, wie an Fluß- und Kanallinien, die eine sichere und wohlfeile Verbindung vermitteln. Thee bringt das Kiang-su nicht hervor (er kommt aus der südlichen Provinz Tsche Kiang); aber Seide, Baumwolle und Reis producirt es in enormer Menge, und so außerordentlich erweitert sich die Produktionsfähigkeit, daß trotz all' den schweren Erschütterungen, die das Rebellentreiben*) seit Jahren gebracht, die Ausfuhr der Stapelartikel niemals unterbrochen wurde und — summarisch betrachtet — von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Suchau, die Hauptstadt der Provinz, ein wichtiger Handelsplatz Chinas, eine Stadt von der Seelenzahl wie Paris, ist im ganzen Lande sprichwörtlich durch ihren Reichthum, und eben ihr Seehafen ist Schanghai.

Wie die meisten anderen chinesischen Städte, gilt Schanghai als eine schmutzige und häßliche Ortschaft. Ob wohl die Gasbeleuchtung, von welcher unlängst diese Zeitschrift berichtete**), auch in die chinesischen Quartiere dringen oder nur den „abendländischen Gebieten" zu Gute kommen werde? Im Innern der engen, dunkeln, unfreundlichen Häuser findet man in keiner Hinsicht den Komfort, an den man in Europa, selbst bei den nicht reichen Ständen, gewöhnt ist. Die chinesische Familie legt im Allgemeinen geringen Werth auf die innere Ausstattung ihrer Wohnung, und wenn auch bei reichen Leuten schöne und theure Geräthe, insbesondere auch alte, gute Porzellan- und Broncesachen, nicht selten sind, so vermißt der Europäer jene Verwendung wollener und baumwollener Stoffe, welche in Gestalt von Teppichen, Decken, Gardinen, Vorhängen u. s. f. seinen Haushalt zieren. Freilich derjenige Abendländer, der sich dort zu Lande ein Hauswesen gründet, stattet sich dasselbe mit bedeutenden Kosten möglichst nach europäischem Geschmacke aus; er gesellt seinen direkt importirten abendländischen Möbeln auch Bambusrohr-Sessel, Canton-Möbel aus Bast und andere orientalische Geräthe zu, wie sie dem wärmern Klima entsprechen*). Auch in der Kleidung folgen die in Schanghai angesiedelten Europäer und Amerikaner dem Gebrauche des Occidents und befriedigen ihren diesfälligen Bedarf durch direkten Bezug. Dieser Umstand trägt dazu bei, daß das Leben der Abendländer sehr theuer ist. Ein kleines Handlungshaus mit einem Kommis muß jährlich auf 4 bis 5,000 Taels, also, da 1 Tael = 2 Thlr. preuß. = 8 Frcs., auf circa 32 bis 40,000 Frcs. Haushaltungs- und Geschäfts-Unkosten rechnen. Ein achtbares deutsches Haus, das mit der größten Oekonomie verwaltet wird und in dem, außer dem Prinzipal, vier Kommis und ein Seiden-Inspector beschäftigt werden, mag jährlich etwa 16,000 Taels ausgeben. In einzelnen großen englischen und amerikanischen Firmen aber dürften sich diese Unkosten auf das Doppelte und höher, auf mehr als 300,000 Frcs. belaufen. Dieser Umstand trägt jedenfalls viel dazu bei, daß das Schanghaier Geschäft, obgleich es fortwährend an Bedeutung gewonnen hat, doch fast ausschließlich in den Händen der großen und reichen Handelshäuser geblieben ist. Kaufleute zweiten und dritten Ranges werden in Spekulationen getrieben, in welchen sie, wenn ihnen das Glück nicht günstig, unrettbar untergehen.

Die unter den abendländischen Kaufleuten zu Schanghai kursirende Goldmünze ist der mexikanische Dollar. Alle Ein- und Verkäufe werden jedoch in Schanghaier Silber-Taels gemacht und alle kaufmännischen Abrechnungen werden in Taels gegeben. Der Kurs des Tael ist jedoch ziemlichen Schwankungen unterworfen. Der Schanghaier Tael darf nicht mit dem Regierungs-Tael verwechselt werden; der Werth des letztern steht mehr als 10% höher, so sind 100 Regierungs-Taels = $111^1/_5$—$111^9/_{10}$ Schanghaier Taels. Der Regierungs-Tael ist diejenige Geldeinheit, in der alle Abrechnungen mit der chinesischen Regierung gemacht, also auch z. B. die Zölle bezahlt werden. Nominell ist

1 Tael = 10 Mace,
1 Mace = 10 Candorin,
1 Candorin = 10 Cash,

so daß 1000 Cash auf 1 Tael gehen sollten. In Wirklichkeit jedoch gilt ein Schanghaier Tael = 1400 bis 1500 Cash, ein Candorin also 14 bis 15 Cash. Münzen für die vorgenannten Geldwerthe, Silberstücke zum anerkannten, kursirenden Werthe von 1 Tael, 1 Mace, 1 Candorin, existiren nicht, sondern nur der aus Eisen und Kupfer verfertigte Cash. Bezahlungen werden, wenn nicht in Dollars, in Silberblöcken verschiedenen Gewichts, am häufigsten von 50 Taels, gemacht. Diese Ingots haben gewöhnlich eine bestimmte Form, einem chinesischen Frauenschuh nicht unähnlich, und heißen deswegen Silber- oder Tael-Schuhe. Auch Goldbarren von 160 bis 165 Taels dienen bisweilen als Zahlmittel. Die Feinheit eines Gold- oder Silber-Ingots wird in Hundertsteln angegeben und die Theile Touches genannt: Ein Block von 95 Touches besteht demnach aus $^{95}/_{100}$ Edelmetall und $^{5}/_{100}$ Zusatz.

Der Werth des Silbers ist seit längerer Zeit mehr und mehr gesunken in Folge des starken Imports an diesem Metall, hat sich aber in neuester Zeit wieder gehoben, theils in Folge der Silberausfuhr nach Japan, theils wegen der Kriegsunruhen, da, angesichts der nahenden Gefahr, das Silber einen gesuchten Artikel abgab, um schwerer zu rettende Gegenstände, Cash und Waaren, dagegen auszuwechseln.

Der Pikul, die oben angegebene Gewichtseinheit, theilt sich in 100 Katties à 16 Taels à 10 Mace à 10 Candorin à 10 Cash. Demnach hat ein Pikul 1,600,000 Cash oder Thien. Insbesondere

*) Siehe Globus 1862, II, S. 191.
**) Siehe hierüber Globus 1862, II, S. 27, 76 und 105.

*) Schanghais Klima kennt übrigens die Kälte auch. Kann die Sommerhitze bis 38, selbst 40° C. steigen, so bringt der Winter die Quecksilbersäule wohl auch auf 8° unter den Gefrierpunkt, und aus mehrjährigen Beobachtungen ergiebt sich, daß die Mitteltemperatur des Januars + 5° beträgt.

halten sich die Fremden an den Pikul und nicht an die verschiedenen Gewichte, welche bei dem Verkehr unter Chinesen oft sonst noch in Anwendung kommen. Auch findet auf verschiedenen Plätzen und für verschiedene Artikel der Pikul selbst ungleichen Werth.

Die fremden Kaufleute halten sich an die englischen Längen- und Kapacitätsmaße und rechnen somit nach Yards, Inches und Gallons.

Im Anfange der Zeit, wo sich der Schanghaier Hafen der fremden Kaufmannswelt öffnete, war es nicht möglich, eine ordentliche Einsicht in Natur und Ausdehnung des dortigen Geschäfts zu erlangen. Glaubwürdige Notizen hierüber stammen erst aus den letzten Jahren, seitdem die chinesische Regierung sich entschlossen hat, die Verwaltung des Steuerwesens europäischen Beamten anzuvertrauen. Die Zölle, durch Verträge der Westmächte mit China festgesetzt, werden nämlich von englischen Beamten, die im Dienste der chinesischen Regierung stehen, erhoben. Bevor wir zu speciellerer Erörterung des Schanghaier Geschäfts übergehen, muß noch bemerkt werden, daß Schanghai auch angefangen hat, bedeutende Speditionsgeschäfte zu machen. Es werden alljährlich sehr bedeutende Quantitäten von Waaren, die auf englischen und amerikanischen Schiffen importirt wurden, auf eben solchen weiter expedirt, 1859 z. B. für mehr als 23 Millionen Francs. Unter diesen Artikeln nehmen europäische Baumwollstoffe (für Japan) und japanische Seide (für Europa) den ersten Platz ein. In der That wird Schanghais Bedeutung als Speditionsplatz sich heben in dem Maße, wie der abendländisch-japanische Handel an Umfang gewinnen wird.

Es belief sich der Umsatz in Schanghai:

1857 auf etwa 613 Mill. Frcs.
1858 „ „ 632 „ „
1859 „ „ 700 „ „

Bei der Ausfuhr spielen Seide und Thee*), bei der Einfuhr Opium, (Baumwoll-)Manufakturen und Silber eine hervorragende Rolle und zwar in dem Grade, daß diese fünf Artikel

1858 mit etwa 531 Mill. Frcs.
1859 „ „ 589 „ „

in der oben angegebenen Summe auftreten.

Von Schanghai ist an Seide (in Ballen) exportirt worden:

	Total.	Davon nach Europa.
1849/50	15,237	13,162
1850/51	17,243	15,325
1851/52	20,631	20,333
1852/53	28,076	24,803
1853/54	58,319	55,185
1854/55	53,965	53,965
1855/56	57,463	56,275
1856/57	92,160	90,523
1857/58	67,391	65,520
1858/59	85,970	83,330
1859/60	67,874	66,320

Die größten Quantitäten Seide gehen nach England. Von den 83,330 Ballen, die 1858/59 nach Europa spedirt wurden, hat empfangen:

London . . . 73,030 Ballen.
Marseille . . 10,300 „

Von den 73,030 Ballen wurden freilich nur 39,730 in England selbst konsumirt; die übrigen 33,300 Ballen bezog der europäische Kontinent aus London.

Die Seidenzucht ist über alle milderen Theile Chinas verbreitet. Die besten Sorten kommen jedoch aus den Provinzen Kiang-si und Tsche-kiang **). Die Produktion geschieht noch ganz auf ursprüngliche Weise, in dem Sinne, daß es weder große Etablissements für Züchterei noch für Spinnerei giebt. Jeder Bauer spinnt seine Kokons selbst, und da er nur ein kleines Quantum abzuspinnen hat, so bringt er seine Arbeit innerhalb der Frist zu Stande, welche zwischen der Einpuppung und dem Ausschlüpfen des Falters liegt. Darum hat man nicht nöthig, die Puppe zu tödten. Das ist aber auch der Grund, weshalb die Ernte eines nicht ergiebigen Jahres gewöhnlich besser ausfällt als diejenige, welche nach einer außergewöhnlich reichen Kokonsernte auf den Markt kommt. Im letztern Falle mußte man, um die Arbeit rechtzeitig zu beendigen, gröbere Seide spinnen als gewöhnlich. Seitdem jedoch auch Kokons exportirt werden, hat die Tödtung der Puppen auch Eingang gefunden; sie muß aber durch trockene Hitze geschehen, und die Kokons müssen, bevor man sie verpackt, auf das Maximum der Trockenheit reducirt werden, sonst verderben sie unterwegs. Die Qualität der Kokons ist eine sehr gute, und bei guter Behandlung übertrifft die Seide unsere Sorten an Weichheit und Glanz; immerhin läßt sie noch zu wünschen übrig, offenbar in Folge einer unvollkommenen Bearbeitung der Kokons. Es werden deshalb auch Versuche gemacht, Spinnereien nach europäischem Fuße einzurichten. Das weiter unten genannte große englische Haus hat ein Geschäft dieser Art dicht bei Schanghai eröffnet.

Bis vor Kurzem war der Aufkauf von Seide ausschließlich in den Händen der chinesischen Kaufleute. Der Seidenbauer brachte seine Waare auf den nächsten Markt und veräußerte sie dort an einen chinesischen Kaufmann, der seine Waare nach Schanghai sandte. Seit jedoch die Taïpings in die Seidendistrikte eingerückt sind, blieben viele Sendungen der chinesischen Kaufleute aus, und die Abendländer fingen an selbst die Marktplätze aufzusuchen. Dieses Verfahren ist nun freilich mit allerlei Unannehmlichkeiten und selbst mit Gefahren verbunden, hat aber im Allgemeinen glückliche Resultate gegeben. Man darf annehmen, daß, wenn dieser Gebrauch allgemein wäre, die Seide etwa 10 Taels pr. Ballen billiger nach Schanghai geliefert werde könnte als bisher. Die ungesetzlichen Taxen, „Squeezes", welche die Mandarinen zu erheben pflegen, würden nämlich beseitigt werden, wenn die Waare auf dem Landtransport von Europäern oder Amerikanern begleitet wäre.

Von Schanghai aus ist an Thee (in Pfunden) exportirt worden:

	Total.	Davon nach England.	Nach Amerika.
1849/50	22,363,370	13,867,497	5,623,708
1850/51	36,722,540	21,687,816	11,068,540
1851/52	57,675,000	31,225,000	18,000,000
1852/53	69,431,000	38,664,100	22,900,300
1853/54	50,343,847	29,856,188	16,702,400
1854/55	80,221,245	50,014,095	23,738,881
1855/56	59,299,966	33,211,854	20,939,979
1856/57	40,914,390	21,401,751	17,268,125
1857/58	51,317,003	29,627,940	17,941,109
1858/59	39,135,939	19,980,382	19,488,041
1589/60	53,463,771	31,621,204	18,299,388

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich,

a) daß bei weitem die größte Quantität des von Schanghai verschifften Thees nach England geht;
b) daß Schanghai in den letzten Jahren weniger Thee ausgeführt hat als in der Periode von 1856.

Der letztere Umstand könnte um so mehr auffallen, weil man weiß, daß der Bedarf Englands und Nordamerikas fortwährend zugenommen hat;*) er erklärt sich aber aus dem Umstande, daß der

---

*) Bolletino delle strade ferrate italiane, dell' industria e del commercio, 1861, Nr. 95.

**) Der Reis erscheint nicht auf dem Exportmarkte von Schanghai, da seine Ausfuhr — wie diejenige der Erbsen und anderer Hülsenfrüchte — prohibirt ist.

*) Vor wenigen Jahren noch bewegte sich die Thee-Einfuhr Großbritanniens unter 80 Mill. Pfd. (s. Egli, Neue Handelsgeographie); hingegen 1861 betrug sie über 92 Mill. Pfd. (s. Globus II, S. 64).

später eröffnete Hafen von Fuchau immer wichtiger für den Thee-Export geworden ist.

Der schwarze Thee kommt unter den Benennungen Congo, Sonschong, Pekoe ꝛc. in den Handel und geht hauptsächlich nach England; der grüne, als Young Hyson, Hyson, Hyson Skin ꝛc., stärker nach den Vereinigten Staaten. Die Theestaude wird fast in allen Provinzen südlich vom Hoang-ho kultivirt, an sonnigen Halden gezogen, muß bewässert werden und giebt eine dreimalige Ernte. Als Hauptsitze der Theekultur gelten die Südost-Provinzen: Fo kien, Tsche kiang, Kanton ꝛc. Die Gesammt-Produktion wird auf 500 Millionen Pfund geschätzt und der größte Theil davon im Lande selbst konsumirt, da der Thee das tägliche Getränk der Bewohner bildet.

Der ungeheure Import von Silber, der in wenigen Jahren Hunderte von Millionen Francs betrug (1859 z. B. mehr als 80 Mill.), zeigt genugsam an, daß die westlichen Nationen, den Chinesen gegenüber, vorzugsweise als Käufer sich verhalten. Dieser Uebelstand, der mit der Zeit einen bedenklichen Einfluß auf den europäischen Markt ausüben mußte, beruht wohl nicht allein darauf, daß die in Schanghai etablirten Kaufleuten es vortheilhafter finden, sich mehr um Einkauf von Thee und Seide, als um Verkauf europäischer Importe zu bekümmern; ein Hauptgrund liegt offenbar in der geringen Nachfrage nach abendländischen Manufakturen. Und so sonderbar es scheinen mag, daß China, ein Land von der zehnfachen Einwohnerzahl Deutschlands, so wenig europäisches Fabrikat konsumirt, so erklärt sich dies wohl hauptsächlich aus dem Umstande, daß diese Artikel noch immer nicht in's Innere Chinas gelangen können, ohne von den Mandarinen mit „Squeezes“ belegt zu werden. Dadurch werden die Manufakturen so theuer, daß sie nicht mehr mit den chinesischen Baumwollstoffen konkurriren können.

Vorläufig bildet noch immer Opium den wichtigsten Importartikel. Derselbe kommt dem größern Theile nach von Bombay (Malwa), eine geringere Menge von Calcutta (Bengalen). Türkischer ist nicht verkäuflich. Im abgelaufenen Decennium sind in Schanghai verkauft worden:

1850	über	19,000	Kisten.
1851	„	22,000	„
1852	„	27,000	„
1853	gegen	21,000	„
1854	über	25,000	„
1855	gegen	29,000	„
1856	„	34,000	„
1857	„	32,000	„
1858	über	33,000	„
1859	gegen	33,000	„

Diejenigen Manufakturen, welche für den Import am meisten Bedeutung haben, sind etwa folgende:

a) Baumwollen-Zeuge: Long Cloth (graue und weiße Shirtings), Grey Drills, T. Cloth, Dyed Cottons (white spotted Shirtings, dyed spotted Shirtings, white Brocades, dyed Brocades), Fancy Cottons (Damask und Chintzes), Printed Cottons (namentlich auch Schnupftücher).

b) Wollen-Zeuge: Spanish Stripes, Medium Cloth, Habit Cloth, Long Ells (engl. und holländ.), Lastings, wollene Decken, Flanells.

Unter den abendländischen Nationen, welche im Schanghaier Geschäft repräsentirt sind, stehen die Engländer obenan. In ihren Händen hauptsächlich befindet sich der dortige Verkehr. Gleich bedeutend als Fabrikanten der in Schanghai begehrten Manufakturen, als Lieferer des ostindischen Opiums, wie als Konsumenten von Thee und Seide, verfügen sie durch ihre Bank-Institutionen und durch das Monopol der regelmäßigen Dampfschifffahrts-Verbindung mit Europa über Mittel, welche alle anderen Nationen des Westens auf sie anweisen. Die Amerikaner exportiren ziemlich bedeutende Mengen von Thee und Seide und liefern einige der in Schanghai begehrten Baumwollenstoffe, ganz besonders Grey Drills, billiger als England, allein ihre Kaufleute müssen sich in New-York englische Kredite verschaffen, um ihre Einkäufe von chinesischen Exporten, die durch den Import eigener Stoffe nur theilweise gedeckt werden, zu realisiren. Die Deutschen sind, da ihr Mutterland als Fabrikant sowohl wie als Konsument für China von geringer Bedeutung ist, in vielen Beziehungen als Engländer zu betrachten und machen ihre großen Seiden- und Theegeschäfte ganz wie diese. Frankreich kauft zwar viel Seide, konsumirt aber wenig Thee, fabricirt gar keine Manufakturen für den chinesischen Markt und kann kein Opium auf denselben werfen; aber die Rolle, welche der französische Kaufmannsstand in Schanghai spielt, steht noch weit unter dem, was dieses Verhältniß erwarten ließe. So findet man in Schanghai gar kein bedeutendes französisches Haus, das mit den englischen Häusern dritten oder vierten Ranges rivalisiren könnte, während es doch sehr bedeutende amerikanische Firmen giebt. Die in Frankreich konsumirte Seide wird von London bezogen oder durch feste Bestellung durch Schanghaier Kommissionshäuser nach Marseille expedirt. Uebrigens ist der Franzose im Allgemeinen, was kaufmännischen Unternehmungsgeist und kaufmännischen Bildung anbetrifft, so wenig auf der Höhe der amerikanischen, englischen oder hamburgischen Kaufleute, daß man annimmt, die Gründung französischer Banken in China, sowie die Errichtung einer regelmäßigen Dampferverbindung Schanghai-Marseille könnte nur mit Verlusten für die Unternehmer enden. Kaum wird Frankreich je auf längere Zeit einen direkten bedeutenden Handel mit China unterhalten.

Unter den abendländischen Firmen in Schanghai stehen obenan:

Jardine, Matheson und Comp., das erste der englischen Häuser.

Russel und Comp., das erste der amerikanischen Häuser.

W. Pustau und Comp., das erste der deutschen Häuser.

Diese Firmen haben Etablissements in Schanghai, Kanton, Hongkong und Japan. Die Oriental Bank Corporation hat eine Succursale in Schanghai, und außerdem findet man mehrere andere große englische um indische Bank-Institutionen. Es giebt nämlich in Schanghai auch einige sehr reiche indische Häuser, und diese haben einen großen Theil des Opiumgeschäfts in Händen.

Zu Ende 1859 belief sich die Bevölkerung des „Settlements“ von Schanghai auf 569 Einwohner, von denen

auf England und Indien	353,
„ Amerika	125,
„ Deutschland . . .	29

u. s. f. kommen.

Die Dampfschiff-Verbindung zwischen Schanghai und dem Westen bildet ein Monopol der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. Die Passagierpreise von Schanghai westwärts sind bedeutend höher als von Westen nach Schanghai. Es kostet ein Billet erster Klasse

von England nach Schanghai 150 Pfd. St.
von Schanghai nach England 233 Pfd. St.

Die Fahrzeit von Schanghai nach London dauert im Mittel etwa 50 Tage (per Segelschiff 120 bis 140 Tage, bei einer Taxe von 90 Pfd. St.) Die Gesellschaft besorgt auch den Postdienst zwischen China und Europa und läßt monatlich zweimal Schiffe über Hongkong, Singapore, Tinang, Point de Galle, Aden, Suez, Alexandrien, Malta (und Gibraltar) nach Marseille und Southampton abgehen. Ein Brief von ½ Unze kostet nach England

von Southampton . .	6 Pence,
„ Marseille . . .	9 „
„ Triest	1 Sh.

Zur Statistik des wirthschaftlichen Aufschwungs in den conföderirten Staaten Nordamerikas.

Die nachfolgenden Ziffern geben den unwiderlegbaren Beweis, daß die Sklavenstaaten weit mehr Erzeugnisse des Ackerbaues liefern als die Staaten, welche keine Sklaven halten. Sie liefern relativ mehr **Pferde** und positiv mehr **Schweine** und **Mais**. Selbst wenn man zwei Hauptprodukte des Südens, Baumwolle und Tabak, nicht mitrechnet, stellt sich heraus, **daß der Süden in Bezug auf Agrikultur reicher ist als der Norden.** Die Zahlen, welche wir nachstehend mittheilen, sind den amtlichen Census-berichten entnommen und beziehen sich auf das Jahr 1860.

Die **Volksmenge** der damaligen Union stellte sich auf 31,151,046 Seelen. Davon kommen auf die

Freien Staaten	18,907,753	Seelen.
Sklavenstaaten: freie Einwohner	8,292,782	„
„ Sklaven	3,950,511	„

Der **steuerpflichtige Werth** des Grundeigenthums und der fahrenden Habe betrug in den

Freien Staaten	6,541,027,619	Dollars
Sklavenstaaten	5,465,808,957	„
Land unter Anbau in den 34 Staaten	162,804,521	Acres.
Davon kommen auf die freien Staaten	88,118,466	„
„ „ „ „ Sklavenstaaten	74,623,055	„
Geldwerth der Farmen, Ackergeräthe, Maschinen rc. in den freien Staaten	4,209,062,835	Dollars.
Sklavenstaaten	2,675,476,321	„
Zusammen	6,884,539,156	Dollars.
Pferde, Esel und Maulthiere	7,206,475	„
Davon in den freien Staaten	3,669,239	„
„ „ „ Sklavenstaaten	3,537,236	„

	in den freien Staaten	in den Sklavenstaaten
Milchkühe	5,235,254.	3,428,011.
Arbeitsochsen	1,011,868.	1,176,286.
Anderes Hornvieh	6,412,200.	8,187,125.
Schafe	15,367,312.	7,064,116.
Schweine	11,846,629.	20,651,182.
Zusammen:	39,873,263.	40,506,720.
Werth des Viehstandes	574,525,612.	524,336,743.
Weizen, Bushels	120,170,315.	50,005,712.
Roggen, „	16,897,379.	4,067,667.
Mais „	392,756,465.	434,938,063.
Hafer „	138,864,580.	33,224,515.
Reis, Pfund	4,139.	187,140,173.
Tabak, „	58,734,028.	370,630,723.
Baumwolle, Ballen zu 400 Pfd.	6.	5,196,938.
Kartoffeln, Hülsenfrüchte rc., Bushels	103,494,753.	63,229,982.
Wolle, Pfund	45,247,012.	14,685,316.
Gerste und **Buchweizen**, Bushels	31,598,149.	1,666,516.
Ertrag d. **Obst- u. Gemüsegärten**, Doll.	26,894,014.	8,103,216.
Wein, Gallonen	1,427,516.	423,303.
Butter, Pfund	368,646,282.	91,026,370.
Käse, „	104,531,095.	1,257,557.
Heu, Tonnen	17,215,952.	1,857,554.
Klee- und **Grassaamen**, Tonnen	1,503,050.	325,667.
Hanf, Tonnen	40,800.	63,680.
Zuckerrohr, Hosgheads zu 1000 Pfd.	283.	301,922.
Zucker-Syrup, Gallonen	66.	16,337,014.
Syrup von Sorghum	4,717,125.	2,458,917.
Syrup von Zuckerahorn	1,474,155.	470,144.
Ahornzucker, Pfund	37,186,065.	1,677,533.
Hopfen, Pfund	10,982,296.	27,537.
Flachs, „	2,045,630.	1,733,213.
Leinsaat, Bushels	513,227.	98,553.
Seidenkokons, Pfund	5,350.	1,211.
Wachs und **Honig**, „	10,987,926.	15,382,905.
Home made Manufactures, Werth Doll.	5,699,727.	18,526,734.
Geschlachtetes Vieh, Geldwerth Doll.	105,669,980.	106,362,075.

Schon durch diese amtlichen Ziffern ergiebt sich, daß der Süden nicht etwa „im Verfall“ ist; in den Thätigkeitskreisen, welche sich für sein Klima eignen, ist er nicht zurückgeblieben. Hätte der Norden nicht sechs Millionen Köpfe Zuwachs durch **Einwanderer** und deren Kinder, und zwar im Verlaufe von wenig mehr als einem Menschenalter, erhalten, so wäre der Süden ihm ganz entschieden sehr weit voraus. Auch ist so viel klar, daß dieser Norden von dem Süden während des jetzigen Krieges, in welchem er von der Minderzahl sich hat immer auf's Haupt schlagen lassen, längst besiegt und bezwungen worden wäre, wenn ihm nicht **Ausländer** seine Schlachten geschlagen hätten; mindestens dreimalhundert-tausend Irländer und, leider, Deutsche haben ihr Blut für die Yankees vergossen, und werden dafür „verdammte Dutchmen und Söldlinge“ genannt, von denselben Yankees, welche ohne diese „Miethlinge“ längst zu Paaren getrieben worden wären.

Das Gewebe von Irrthümern und planmäßigen Unwahrheiten, welches von fanatischen Anhängern der Abolitionisten und deren Söldlingen in der europäischen und namentlich auch in der deutschen Presse so bemerkbar ist, wird durch die nackten aber sehr beredtsamen Zahlen zerrissen, der Schleier wird gelüftet und die Wahrheit kommt zum Vorschein. Wir werden gelegentlich die gegenseitige Stellung des Nordens und Südens eingehend erörtern.

Neue Nachrichten aus Madagaskar.

Die wunderlichen Dinge auf dieser Insel nehmen ihren Fortgang und wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren. Der Pariser Moniteur hat einen Brief vom 25. August aus der Hauptstadt Tananarive (Antananarivo), demgemäß Kommandant Dupré, Vorstand der französischen Mission, dort angekommen ist. Er war am 15. Juli von der Hafenstadt Tamatave an der Ostküste aufgebrochen und wurde in Matassoa von Würdenträgern des Königs begrüßt. Sie kamen in Staatskleidern, mit Musik und einer Abtheilung königlicher Gardesoldaten, um den Kommandanten im Namen ihres Herrschers willkommen zu heißen.

Am 27. Juli befand sich Dupré in Andraïsoun, das nur eine Stunde Wegs von der Hauptstadt entfernt liegt. Dort begrüßten ihn abermals Boten von Seiten des Königs und der Königin; auch Laborde fand sich ein. Dieser war einst Ceremonienmeister bei der alten Königin Ranovalo gewesen und hatte sich in die von uns (Globus Nr. 19) geschilderte Verschwörung eingelassen; er war nahe daran, als undankbarer Verräther hingerichtet zu werden, aber die alte Dame begnadigte den Hochverräther. Die französischen Abenteurer spielen überhaupt unter der neuen Aera auf Madagaskar eine wichtige Rolle. Jener Laborde ist jetzt französischer Generalkonsul auf Madagaskar. Mit ihm traf Dupré Abrede über den feierlichen Einzug der „Ambassade".

Diese wurde am 28. Juli von der Gardemusik des Königs abgeholt, als sie die Stadt betrat, mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt, und zog vor Laborde's Haus. Als sie vor dem Palaste vorüberkam, rief sie: „Es lebe der König Radama! Es lebe die Königin Rabuda!" Der König sandte sofort landesübliche Geschenke, namentlich Ochsen, Geflügel, Eier und Reis.

Am 31. Juli fand der feierliche Empfang statt. Abgesandte des Königs geleiteten den Kommandanten zum „Silberpalaste". Im großen Saale saßen Ihre Majestäten, umgeben vom gesammten Hofgesinde. Beide drückten Herrn Dupré die Hand und er dankte für den wohlwollenden Empfang, welcher ihm, als dem Stellvertreter des Kaisers aller Franzosen, zu Theil geworden sei. Laborde machte den Dolmetscher und „die Worte wurden von der ganzen Versammlung durch häufige Zeichen wärmster Zustimmung begleitet." Nachher stellte Dupré die Mitglieder der Mission Ihren Majestäten vor.

Radama ließ Erfrischungen reichen und nun trank man auf die Gesundheit Napoleon's und Eugenie's, Radama's und Rabuda's, auf das Gedeihen von Madagaskar und seiner Beziehungen zu Frankreich. Ein paar Tage später machte der Kommandant dem König eine zweite „Visite", und dieser sprach den Wunsch aus, nebst seiner Gemahlin beim Bankett zur Feier des Napoleonstages, 15. August, zugegen zu sein und dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen.

Inzwischen kam auch eine englische Gesandtschaft an und hielt am 7. August ihren Einzug in der Hauptstadt.

Am „Napoleonstage" wurde eine Salve von einundzwanzig Kanonenschüssen abgefeuert und zu Ehren des „Kaiserfestes" die französische Flagge aufgezogen. Der königliche Zug erschien mit allem Pomp vor Laborde's Wohnung, Dupré reichte der Königin den Arm, hob sie aus dem Tragsessel und geleitete sie in die Kirche, wo beide Majestäten durch den Gottesdienst tief ergriffen waren. Nachher begaben sie sich nach dem Landhause Laborde's, wo das Bankett stattfand.

Bei demselben war auch General Johnston, Vorstand der englischen Gesandtschaft, zugegen. Bevor Radama Platz nahm, brachte er die Gesundheit der französischen Majestäten aus und vergaß auch den Kronprinzen nicht; „er sprach aus, wie glücklich er sich fühle, daß er auf solche Weise das Fest des Kaisers der Franzosen mitfeiern könne." Lauter Jubel und wieder einundzwanzig Kanonenschüsse. Nun dankt Dupré und bringt einen Trinkspruch auf die Majestäten von Madagaskar; nachher bringt er auch die Gesundheit der Königin Victoria und des Prinzen von Wales aus. General Johnston seinerseits toastet gleichfalls und zollt einen „gerechten Tribut von Lobeserhebungen" (so sagt der Moniteur) dem Kaiser und Frankreich. „Der König schien tief bewegt, die Königin desgleichen, über die Worte, welche der General gesprochen hatte. Denn sie waren ein Ausdruck der loyalsten und vollsten Hochachtung." Dann folgt allgemeine Heiterkeit beim Bankett.

Das Ganze war eine Komödie, in welcher Halbbarbaren mitspielten und zusahen. Denn England wünscht die Franzosen von Madagaskar weg, und diese möchten jene dorthin schaffen, wo der Pfeffer wächst. Zugleich trat aber auch ein früherer, jetzt in hoher Gnade stehender Hochverräther gegen Ranovalo, Lambert, auf die Bühne. Er langte am 24. August an und sollte am 25. vom König empfangen werden, der ihn nach Paris als seinen Gesandten geschickt hatte. Natürlich durfte er bei der Königskrönung nicht fehlen, die am 25. September mit großem Pomp stattfinden sollte.

Was in dem Vorstehenden Thatsächliches enthalten ist, haben wir dem Artikel des Moniteur entlehnt; aus anderen Quellen wollen wir hinzufügen, daß König Radama in der Lust, seine schwarzen und braunen Unterthanen zu europäisiren, doch zu weit gegangen ist. Er hatte ein Gebot erlassen, demzufolge alle Malgaschen europäische Kleidung tragen sollten! Wer es nicht thun würde, sollte eine Strafe zahlen. Der Befehl stellte sich indessen als so unpraktisch heraus, daß Radama ihn zwar noch nicht völlig widerrufen hat, was allerdings am besten wäre, sondern ihn stark modificirte. Er scheint zu wähnen, daß der Rock zur Civilisation beitrage.

In unserer Schilderung des Idealisten Radama bemerkten wir neulich (S. 46), daß von dem englischen Missionar Ellis noch keine Berichte aus Madagaskar eingelaufen seien. Jetzt eben finden wir einen solchen in der Oktobernummer des „Journal des Missions evangéliques." Wir bitten unsere Leser, den wesentlichen Inhalt dieser Mittheilungen, welche wir nachstehend geben, mit den Darstellungen des katholischen Missionärs Pater Jouven (S. 46 folg.) zu vergleichen; man wird sehen, daß der idealistische König nach zwei Seiten hin balancirt. Die Folge wird zeigen, wie lange er das Gleichgewicht halten kann, ohne sich entschieden auf die eine oder andere Seite zu neigen. Jetzt wird er von rivalisirenden Einflüssen hin- und hergeschoben.

Ellis war am 31. Mai von der Hafenstadt Tamatave nach dem Innern aufgebrochen und am 15. Juni in Antananarivo eingetroffen. Zehn Stunden weit waren ihm Schaaren eingeborener Christen entgegengekommen; an der Spitze gingen ihre braunen Pastoren. Am andern Tage erhielt er Briefe von seinem alten Freunde dem König, und von dessen Premierminister. Der Erstere bat ihn, gleich nach dem Eintreffen im Palaste zu erscheinen. Als er in die Hauptstadt einzog, bestand sein Gefolge aus ein paar hundert Leuten, und vor seiner Wohnung stand schon eine zahlreiche Christenmenge, die ihm ein Willkommen entgegenrief.

Am andern Tage wurde er von beiden Majestäten und dem Hofadel empfangen. Radama begrüßte den alten Freund mit Wärme und dankte für die Freundschaft, welche man ihm von Seiten Englands und der Londoner Bibelgesellschaft erweise, welche letztere sich so preiswürdige Mühe für Ausbreitung des Christenthums und der Erziehung gebe. Manche Würdenträger, sagt Ellis, scheinen eifrige Christen zu sein; eine ganze Woche lang war seine Wohnung mit solchen angefüllt, die sehr betrübt waren, daß der Missionar nicht auch eine Ladung Bibeln mitgebracht habe.

Eine solche ist ihm jedoch nachgeschickt worden. Manche „Kongregationen“ hatten gar kein Exemplar; nur wenn ein Pastor aus der Hauptstadt die Landgemeinden besuchte, hörten sie Gottes Wort aus der Schrift, „aber ihr Glaube ist einfach und schriftgemäß geblieben; sie sind den Grundwahrheiten des Evangeliums treu ergeben und haben denselben keine Visionen oder irrige Ansichten beigemengt.“ Das zielt auf die katholischen Sendboten.

Ellis besuchte die Kirchen, „einfache ländliche Tempel.“ In jener von Analakeli fand er etwa funfzehnhundert Personen versammelt, und in der von Amparimbe eben so viel. Er las Stücke aus der Bibel vor und betete in der Sprache der Howas. Der König und die hohen Würdenträger ließen ihn oft zu sich kommen, „und seit einer Woche bin ich alle Tage von drei bis fünf Uhr beim Könige und lese mit ihm Englisch aus einer großen Bibel in Quarto, welche 1821 die londoner Bibelgesellschaft dem König Radama dem Ersten geschenkt hat. Eine Anzahl von Beamten, von denen einige sich zum Christenthum bekannt haben, sind dabei zugegen, und nachdem wir gelesen haben, besprechen wir die Gegenstände.“ Ellis hielt also regelrechte Bibelstunden, worüber Pater Jouven nicht gerade erbaut sein wird. An jedem Morgen unterrichtet Ellis zwölf Knaben aus angesehenen Familien im Englischen; diese Zöglinge, welche einst Statthalter der Provinzen werden sollen, gehen gewöhnlich auch mit in die königliche Betstunde und singen geistliche Lieder mit. Der königliche Minister Ra Haniraka hat einen exegetischen Vortrag über 1. Timotheus I, Vers 15 gehalten. „Denn das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.“

Nicht alle, welche sich Christen nennen, seien bekehrt, meint Ellis, aber es gebe doch tausende von Bekennern im Lande. Der König hat dem englischen Missionar den Platz zum Bau einer Kirche eingeräumt. „Hier befinden sich eine Anzahl von römisch-katholischen Priestern, auch graue Nonnen sind da, und ich höre, daß von beiden noch mehrere kommen sollen; doch ist die Zahl der Eingeborenen, welche ihren Gottesdienst besuchen, nur gering. Die Christen hier haben eine tiefe Anhänglichkeit an die Bibel, welche während der langen Jahre der Verfolgung ihr einziger Trost und Freund war, und erwarten mit Sehnsucht, daß mehr protestantische Missionare kommen.“ Ellis meint, vor allen Dingen sei es nöthig, vier Kirchen zu bauen. Die Londoner Bibelgesellschaft hat vorerst Missionare unter Leitung des Reverend Toy nach Madagaskar geschickt; am 15. Juli waren sie auf der Insel Mauritius angekommen. Die sechs Sendboten wollten bei der Krönung Radama's zugegen sein und ihm bei dieser Gelegenheit eine große schöne Bibel überreichen, in welche Königin Victoria eigenhändig einige Worte geschrieben hat.

Ohne Zweifel wird demnächst der Pariser Moniteur eine pomphafte Schilderung der Krönung Radama's bringen.

Kleine Nachrichten.

Civilisation in Irland. Der katholische Erzbischof von Cashel in Irland, Dr. Leahy, zu dessen Sprengel auch die Grafschaft Tipperary gehört, hat in den ersten Tagen des Novembermonats einen merkwürdigen Hirtenbrief erlassen, welcher in das irisch-keltische Leben und Treiben einen tiefen Eindruck gewährt. Es handelt sich um eine Erbfehde.

Vor vielen Jahren war Viehmarkt bei der Stadt Tipperary, und auf demselben wurde ein hübscher junger Bulle zum Verkauf ausgeboten. Ein Mann behauptete, dieser Bulle sei drei Jahre alt, während ein anderer steif und fest versicherte, er zähle vier Jahre. Darüber kam es zwischen Beiden zu einem Streite, in welchen sich andere Leute einmischten. Denn „wo es was giebt“, ist der Sohn der Smaragdinsel „immer dabei“. Es kam zu Schlägen und Blut wurde vergossen. Dann zogen die Kämpfer vom Marktplatze fort, nahmen aber ihren Ingrimm mit nach Hause. Die Schlägereien haben sich wiederholt wo nur irgend eine Gelegenheit sich darbot, auf Messen und Märkten, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, und das geht nun schon fort, so lange die ältesten Leute denken können. In diesen Kämpfen der beiden einander bis auf den Tod hassenden Parteien, welche sich selber als „vier Jahr alt“ und „drei Jahre alt“ bezeichnen, sind unzählige Menschen ermordet, getödtet oder zu Krüppeln geschlagen worden; weder Warnungen noch Strafen haben gefruchtet, und jetzt eben geht der Unfug lustiger und ärger als je zuvor im Schwange. Die Weltgeistlichkeit hat nichts dagegen ausrichten können und der Erzbischof hat nun die Redemptoristen kommen lassen, die mit drastischer Beredtsamkeit Missionspredigten halten und die wilden Iren in ihren Häusern ermahnen sollen; denn so grimmig und wüthend sind diese gegeneinander, daß sie selbst in der Kirche weder Ruhe noch Frieden halten.

Beide Parteien sind vollblütige keltische Iren und eifrige Katholiken. Den Mittelpunkt bildet die kleine Stadt Emly. Dort steht eine Familie der andern gegenüber und in den umliegenden Dörfern ist dasselbe der Fall. Sie lauern einander bei Tage oder bei nächtlicher Weile auf; nicht selten fallen sechs oder zehn Männer über einen Einzelnen her und schlagen ihn zu Boden; jene von der andern Partei machen es aber nicht besser. Alle dürsten nach Blut.

Der Erzbischof entwirft in seinem Hirtenbrief eine ergreifende Schilderung, und erzählt, von welchen herzbrechenden Auftritten in Familien er so oftmals Zeuge gewesen sei. Er hebt hervor, wie schändlich es sei, die Knüttel, welche ohnehin schwer genug seien, noch mit Blei auszugießen, um damit einem Menschen den Schädel zu zerschmettern, was leider allzuhäufig vorkomme.

„Einst war ich auf dem Kirchhofe bei einem Begräbnisse. Neben der frischgegrabenen Grube lagen Menschengebeine umher. Da erkannte eine Frau den Schädel ihres Bruders, der vor Jahren von der feindlichen Faktion todtgeschlagen worden war. Sie ergriff den Schädel krampfhaft und wie im Wahnsinn, küßte ihn und schrie: Ja, das ist sein Schädel, meines Bruders Schädel; an dem Zeichen da erkenne ich ihn; dorthin bekam er den Schlag. — Und so war es. O über den in der Hölle geborenen Frevelgeist der Parteiwuth! Wie vieler Menschen Leben ist ihm schon zum Opfer gefallen. Wie viele Seelen habt ihr nicht schon in die Hölle befördert, wohin sie, mit Sünden beladen, gegangen sind! Nicht blos die Leiber habt ihr todtgeschlagen, sondern auch die Seelen“.

Der würdige Erzbischof entwirft dann eine Statistik der Todtschläge und Verstümmelungen seit dem 9. Juli 1856 und zählt alle einzelnen Fälle tabellenartig auf. Denis Quinlan, ein vier Jahre alter Knabe, ist auf einem Markte todtgeschlagen worden, John Fitzgerald in Emly, als er in seiner Hausthür stand, John Kenna, der zu keiner Partei gehörte, in Nodus, Michael Hays auf einem Jahrmarkt, und so geht die Aufzählung mit Datum und Jahr in langer Reihe fort. Am 12. Juli 1860 wurden die Leute entsetzlich geschlagen auf dem Jahrmarkte zu Ballybrood, denn es entstand ein Gefecht zwischen den Mulcahys und Conollys aus Caherline und den Smalls von Kilteely auf der einen Seite und den Lundons und Conways von Kilteely auf der andern Seite.

Am allerärgsten sind die Raufereien, wenn die Leute eben in der Kirche gewesen sind, der Messe beigewohnt oder eine Predigt angehört haben. Sie schlagen die Ermahnungen sofort in den Wind, fallen gleich vor der Kirchthür über einander her und prügeln auf einander los, bis die Knochen krachen und brechen und die Hunde das Blut lecken.

Civilisation im illyrischen Dreieck. Im Süden wie im Norden des Balkangebirges gehen wunderliche Dinge vor, welche uns jedoch keineswegs überraschen. In Bulgarien wollen die slawischen Landeseingeborenen sich nicht länger von der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit ausbeuten lassen; es ist ein nationaler Gegensatz vorhanden, denn die Popen sind zumeist Gräken, sogenannte Neugriechen und, wie wir unter Anderm aus Fallmerayer's Schilderungen wissen, über alle Begriffe habgierig. Seit ein paar

Jahren haben es nun viele Tausende bulgarischer Leute für zweckmäßig erachtet, zum Katholizismus überzutreten. Darob großer Zorn unter den geistlichen Gräken, denen solchergestalt schöne Einkünfte verloren gingen. Nun schreibt man der Allgemeinen Zeitung aus Konstantinopel, daß kein geringerer Mann als der Erzbischof von Adrianopel, ein Gräke, ein Exempel zu geben trachtete. Er drang in ein abtrünniges Dorf, stürmte in die jetzt katholische Kirche und machte sich darüber her, die auf dem Altar stehenden Gefäße des römischen Kultus auf den Boden zu schleudern.

Die slawischen Bauern haben wohl schwerlich ein Buch gelesen, das wir einmal mit großem Vergnügen durchblättert haben; wir meinen H. Bakenii Geistliches Kühl- und Löschwasser zur Stillung des Feuereifers. Bremen 1667. Aber den Feuereifer der Gräken haben jene handfesten Bulgaren trotzdem gestillt. Sie legten ihre Fäuste an den Prälaten, rissen ihm sein erzbischöfliches Gewand herunter, traten seinen Ornat mit Füßen und prügelten ihn entsetzlich durch. Das war „Kühl- und Löschwasser".

Se. Majestät Sultan Abdül Asis gefällt sich gleichfalls in wundersamen Dingen. Die abendländische Civilisation ist bruchstückweise selbst in die Harems von Stambul gedrungen, zu großem Verdruß des Padischah, welcher nicht dulden will, daß türkische Frauen und Mädchen sich neumodisch kleiden. Er hat ein ächt türkisches Mittel ausfindig gemacht, um ihnen die europäischen Liebhabereien auszutreiben: er läßt sie nämlich durch eine weibliche geheime Polizei überwachen. Jüngst gingen vier mohammedanische Damen, vorschriftsmäßig, aber nicht undurchsichtig genug vermummt, im europäischen Quartier Pera, einer Vorstadt Konstantinopels, spazieren. Da rauscht hinter ihnen her eine verhüllte Alte in unheimlicher Absicht. Die Mädchen flüchten in den Laden eines Kaufmanns und drücken sich in eine Ecke, aber die Alte folgt ihnen auf den Fersen, ergreift die Erste bei ihren koranwidrigen Locken, zieht schweigend eine Scheere aus der Tasche, und weg sind die schönen Haare! Den anderen Dreien geschah dasselbe. Die Alte, ein weiblicher Gendarm, gehört zu der Schaar, welche auf kokette, nicht vorschriftsmäßig gekleidete Damen zu vigiliren hat. Das Ungethüm dringt auf Befehl des Kaisers in alle Harems, exekutirt stehenden Fußes Gemahlin und Töchter und denuncirt Gatten oder Väter.

Also geschehen im Jahre von Erschaffung der Welt nach der Jüden Rechnung 5622, Anno Domini 1862.

Die „Malaien" der Kapstadt. In den trefflichen Briefen eines Mitgliedes der preußischen Expedition nach China und Japan (welche den Commandeur des preußischen Schiffes „Elbe", Lieutenant Reinhold Werner, zum Verfasser haben), finden wir folgende Schilderung der „Malaien" der Kapstadt, welche wir mittheilen, weil sie eine Ausnahme von der Regel zeigt, daß nämlich Mischlinge in sittlicher und leiblicher Beziehung weit hinter reinen Racen zurückstehen. Aber Ausnahmen bestätigen eben die Regel. Unter den 40,000 Einwohnern der Kapstadt haben nur 4 bis 6000 unvermischtes europäisches Blut. Die übrigen Bewohner bezeichnet man mit dem Namen Afrikaner, und sie begreifen alle Mischlinge von Europäern mit Negern, Hottentotten, Kaffern und sonstigen Farbigen. Unter letzteren zeichnen sich noch die sogenannten Malaien aus. Dies sind die Abkömmlinge von malaiischen Sklaven, welche die Holländer früher, als sie noch das Kap besaßen, von ihren ostindischen Besitzungen einführten. Als die Engländer das Kap eroberten, wurden die Malaien frei und sie bilden jetzt die niedere Bürgerklasse. Der Name Malaie ist jedoch fast das Einzige, was von ihrer ursprünglichen Nationalität übrig geblieben ist. Sie sind durch Vermischung mit Kaffern und Hottentotten ein ganz anderer Menschenschlag geworden, ein ausgezeichneter sowohl in physischer als moralischer Beziehung, und zeigen sich, was jedenfalls Beachtung verdient, den Hottentotten und Kaffern weit überlegen. Sie erinnern sehr an die spanischen und französischen Basken, besitzen durchgängig eine schlanke Figur, einen kräftigen Körperbau und angenehme Gesichtszüge. Außerdem sind sie arbeitsam und penibel reinlich: Eigenschaften, die unter Völkern, deren Heimath die Tropen sind, sehr selten angetroffen werden. Mit ihrer Nationalität haben sie auch ihre Sprache verloren, aber merkwürdiger Weise sprechen sie nicht englisch, sondern, wie überhaupt fünf Sechstel sämmtlicher Koloniebewohner, holländisch. Das Kap ist seit 50 Jahren englisch, aber bis jetzt haben die Engländer es nicht dahin bringen können, ihre Sprache auch nur zur officiellen zu machen. Sie sind noch immer gezwungen, ihre Gesetze, Bekanntmachungen ɔc. in Holländisch zu erlassen, weil außerhalb der Kapstadt und Simonstown kein Kolonist außer den geborenen Engländern englisch versteht. Kirchen, Schulen, Zeitungen, alles ist holländisch, und der englische Beamte oder Kaufmann muß diese Sprache lernen, wenn er am Kap fortkommen will. Hier sind zwei zähe Volkscharaktere zusammengetroffen, aber die Holländer sind die Zäheren. Sie werden nie englisch werden, und wie die Transvaal-Republik und die Freestates sich losgerissen, kann es nicht lange dauern, daß auch die östlichen Theile der Kolonie sich als selbständige Republik abtrennen werden.

Die kaukasischen Provinzen Rußlands sind wirthschaftlich noch wenig entwickelt, und die russische Regierung wird zu einem ganz neuen Systeme sich verstehen müssen, wenn diese schönen Länder sich heben sollen. Das wichtigste Erzeugniß für die Ausfuhr ist Seide, wovon jährlich im Durchschnitt 30,000 Pud zum Export kommen und zumeist nach Moskau gehen. Den Mittelpunkt für die Seidenetablissements bildet die Stadt Nukha, und dort wohnen auch französische und italienische Kaufleute. Nicht unwichtig war seither auch das persische Insektenpulver, von welchem alljährlich aus Tiflis vier- bis fünftausend Pud ausgeführt wurden, zumeist nach Wien; aber in neuerer Zeit hat die Nachfrage fast ganz aufgehört. Herrliche Nußbaum-Masern werden von den Kunstschreinern in Europa sehr gesucht; auch deutsche Holzhändler kommen schon in die kaukasischen Wälder und kaufen dort. Der Transithandel von Tiflis könnte sehr bedeutend sein; aber noch immer sind die Fahrwege schlecht und unsicher, und schlechte Transportmittel nebst den strengen, unzweckmäßigen Zollgesetzen wirken abschreckend. So hilft es wenig, daß die Odessaer Dampfergesellschaft Fahrten zwischen Konstantinopel und Bathum, in der Ostecke des Schwarzen Meeres, eingerichtet hat. In jedem Monate schafft sie zweimal, Samsun und Trapezunt anlaufend, Waaren und Fahrgäste bis zur russischen Grenze bei Bathum; von dort bringt ein kleiner Dampfer die Ladungen bis in die Mündung des Rion (Phasis). Trotz dieser günstigen Verhältnisse will sich doch, eben der oben erwähnten Mängel wegen, der Durchfuhrhandel nach Persien nicht über Tiflis lenken. Alle Karawanen aus und nach Persien gehen immer noch lieber über Erzerum als über Tiflis nach dem Schwarzen Meere, obwohl die Unsicherheit der Straßen im Innern des türkischen Armeniens derart zugenommen hat, daß Plünderungen und Raubanfälle auf die Karawanen auf dieser Straße an der Tagesordnung sind. — Die deutsche Kolonisation im Tifliser Gouvernement besteht aus fünf oder sechs württembergischen Ansiedelungen, wovon drei im Kreise Elisabethpol, die übrigen in der Nähe von Tiflis liegen; die größeren enthalten 60 bis 80, die kleineren 20 bis 30 Familien. In der einen Kolonie bei Tiflis, welche nun ein Stadtviertel bildet, siedeln sich allmälig die übrigen Deutschen an, welche in der Stadt als Handwerker oder Arbeiter Lebensunterhalt suchen.

Ausgrabungen in Pompeji. Wir haben in dem Aufsatz über den Vesuv erwähnt, daß Pompeji während des Ausbruches vom Jahre 70 durch einen Aschenregen verschüttet worden sei. Diese Asche läßt sich mit verhältnißmäßig geringer Mühe hinwegräumen, und deshalb ist es gelungen, von der alten Stadt ganze Straßen offen zu legen. Die Einwohner haben Zeit gefunden, dem Verderben zu entfliehen und sich selber zu retten, während sie von ihrer Habe fast Alles zurücklassen mußten. Deshalb findet man nur wenige Gerippe. Aber am 11. Oktober dieses Jahres hat man bei den Ausgrabungen wieder einen solchen Fund gemacht. Als die Arbeiter den Schutt in einem Hause hinweggräumten, das offenbar armen Leuten gehört hat, riefen sie plötzlich laut auf. Sie waren in einem kleinen innern Gemach auf Menschenknochen gestoßen. Die Aufseher kamen herbei und ließen mit großer Behutsamkeit weiter arbeiten. Ein Augenzeuge meldet dem Londoner Athenäum (vom 1. November), daß man in der That die äußerste Vorsicht anwandte. So kamen in einer Ecke des Zimmers fünf Gerippe zum Vorschein, vier von Frauen und eins von einem Kinde. Sie hatten in Verzweiflung die Arme übereinander geschlagen; bei dem einen Skelett war der Mund weit geöffnet; er hatte noch einen tiefen Athemzug machen wollen, dann hatte die Asche ihn erstickt. Das Kind saß im innersten Winkel, wohin wohl die Sorgfalt der Mutter es gesetzt hatte, um es womöglich vor dem Sturm der Asche zu schützen, der aber überall hindrang. Die armen Weiber waren von Vätern, Gatten, Brüdern, von Jedermann verlassen worden, sie selbst aber haben nicht entfliehen können. An den fleischlosen Knochen hingen broncene Armbänder; neben dem einen Gerippe lag was einst eine Geldbörse gewesen war; sie hatte zwanzig römische Silbermünzen und zwei Kupfermünzen enthalten. Der Stoff der Börse war zu Zunder geworden, aber man konnte doch das Gewebe noch erkennen, in welchem die arme Familie ihre Sparpfennige aufbewahrt hatte. Auch sah man in der Asche manche Spuren von Kleidung, welche die Leute auf dem Leibe trugen, als das Unglück über sie hereinbrach; der Druck des Gewebes und selbst die Falten der Kleider ließen sich in der Asche ganz deutlich erkennen. Nicht minder deutlich waren die Spuren von einem Bette; man fand die Gerippe drittehalb Fuß über der Flur des Zimmers, konnte die Umrisse der Bettstelle deutlich erkennen, ebenso die Löcher, in welchen die Pfosten gestanden

haben. Da wo Gelenke oder Hespen gewesen sind, fand man Stücke von Eisen, das aus den letzten Tagen von Pompeji bis auf unsere Zeiten gekommen ist!

Das Telegraphennetz des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins am 1. Jan. 1862 und dessen Entwickelung. Der deutsch-österreichische Telegraphenverein besteht aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Niederlande, Württemberg, Mecklenburg, Baden. Das Telegraphennetz dieses Vereins zählte am 1. Jan. 1862 im Ganzen 627 Vereinsstationen, wovon Oesterreich 209, Preußen 143, Bayern 39, Sachsen 27, Hannover 31, Niederlande 59, Württemberg 40, Mecklenburg 14, Baden 65 hatte. Am 1. Jan. 1856 hatte der Verein nur 234 Vereinsstationen, und hat derselbe also die Zahl seiner Stationen im Verlaufe von sechs Jahren um 393 oder um 168 Procent vermehrt. Im letztabgelaufenen Jahre 1861 allein sind 87 neue Vereinsstationen errichtet, dagegen aber auch fünf wieder aufgehoben worden, so daß die Vermehrung netto 82 Vereinsstationen betrug. Von den neu eröffneten kommen auf Oesterreich 24, Preußen 24, Bayern 1, Hannover 1, Niederlande 5, Württemberg 11, Mecklenburg 1, Baden 20. Gehen wir zu der Länge der Linien über, so betrug dieselbe am 1. Jan. d. J. 4125$^3/_{10}$ geographische Meilen, wovon Oesterreich 1782,3, Preußen 1143,1, Bayern 274,8, Sachsen 137,9, Hannover 204,5, Niederlande 219,0, Württemberg 133,6, Mecklenburg 53,1, Baden 177 geographische Meilen Vereinstelegraphenlinien hatte. Am 1. Jan. 1856 betrug die Gesammtlänge der Vereinslinien nur 2317,7 geographische Meilen, und wurde also dieselbe im Verlaufe von sechs Jahren um 1807,6 geographische Meilen oder um 78 Proc. vermehrt. Im letztabgelaufenen Jahre 1861 allein betrug die Verlängerung der Gesammtvereinslinie 261,3 geographische Meilen. Untersuchen wir noch die Länge der Linie, welche durchschnittlich auf eine Vereinsstation kommt, so ergiebt sich, daß am 1. Jan. d. J. 6,58 geographische Meilen an Vereinslinien auf eine Vereinsstation kamen; am 1. Jan. 1856 waren 9,9 geographische Meilen auf eine Vereinsstation gekommen. Es hat sich, also in diesen sechs Jahren, während welchen die Länge der Linien und die Zahl der Vereinsstationen vermehrt wurden, das Verhältniß der Linienlänge zur Zahl der Vereinsstationen allmälig vermindert, was eine ganz natürliche Erscheinung ist, indem neue Stationen nicht nur in Folge der Anfügung neuer Linien an bereits bestehende, sondern auch durch Einschaltung in bereits bestehende Linien errichtet wurden.

Betriebsergebnisse des deutsch-österreichischen Postvereins im Jahre 1861. Der deutsch-österreichische Postverein zeigt nach der so eben ausgegebenen officiellen Nachweisung im Jahre 1861 folgende Betriebsresultate, und dabei haben sich die ebenfalls nachstehend angeführten Zu- und Abnahmen im Vergleiche mit den Beträgen des Jahres 1860 ergeben. Die Gesammtsumme der Briefe aller Art, einschließlich der Briefe mit Waarenproben und der Kreuzbandsendungen, und einschließlich der Transitbriefe, hat 321,615,104 Stück im Jahre 1861 betragen. Im Jahre 1860 betrug die Zahl dieser Briefe nach den officiellen Angaben aber 347,750,000 Stück, es hätte somit bei den Briefen im Jahre 1861 im Vergleich mit dem Jahre 1860 eine in der betreffenden Aufstellung leider nicht näher erklärte Abnahme von 26,134,896 Stück stattgefunden. Wir können in Betreff derselben nur bemerken, daß Oesterreich, dessen Antheil an oben angegebener Gesammtsteuer im Jahre 1861 im Ganzen 105,586,544 Stück, also etwa 33 Procent betrug, im Jahre 1860 eine Briefmenge von 109,457,568 Stück nach diesen Nachweisen hatte, somit im Jahre 1861 eine Abnahme der Briefe von 3 Procent erfuhr, während die Abnahme der Gesammtmenge der Briefe des ganzen Postvereins nach obigen Ziffern 7$^1/_2$ Procent betrug, so daß die Hauptursache dieser nicht unbedeutenden Abnahme vorzugsweise bei den nichtösterreichischen Staaten des Vereins zu suchen wäre, wenn anders nicht vielleicht die ganze Abnahmeberechnung nur auf einer in den beiden Jahren in verschiedener Weise gemachten statistischen Aufnahme beruht. Zeitungen: Die Gesammtsumme der im Jahre 1861 im Postverein versendeten Zeitungen hat 182,158,646 Stück betragen. Im Jahre 1860 wurden an Zeitungen 157,663,207 Stück versendet, die Zeitungsversendungen haben also im Jahre 1861 im Vergleich mit denen von 1860 um 24,495,439 Stück zugenommen. Die Personenbeförderung durch die Posten des Vereins umfaßte im Jahr 1861 im Ganzen 5,371,514 Personen, im Jahre 1860 nur 5,236,808 Personen, also ein Mehr im Jahre 1861 von 134,706 Personen, wobei zu bemerken, daß die Personenbeförderung durch die Post eine Verkehrsweise ist, von der sich mit der Zunahme der Eisenbahnen eher eine Verminderung als eine Vermehrung erwarten läßt. Ordinäre Pakete: Die Gewichtsumme der im Jahre 1861 durch die Post versendeten ordinären Pakete hat 207,448,382 Pfund betragen, im Jahre 1860 blos 197,817,950 Pfund, somit wurden im Jahre 1861 um 9,630,432 Pfund mehr Pakete dieser Gattung befördert als im Jahre 1860. Geld- und Werthsendungen: Der Werth dieser Sendungen im Jahre 1861 hat in süddeutschem Münzfuße 1,286,535,374 fl. betragen, im Jahre 1860 aber 1,096,870,334 fl., also im Jahre 1861 um 189,665,040 fl. mehr. Nachnahmesendungen: Diese Sendungen haben im Jahre 1861 im gesammten Gebiete des Postvereins einen Werth von 4,964,665 fl. gehabt, im Jahre 1860 einen solchen von 5,099,243 fl., sie haben also im Jahre 1861 um 134,578 fl. abgenommen. Die baaren Einzahlungen, eine bekanntlich dem englischen Institute der Money-orders zum Theil entsprechende Einrichtung, haben im Jahre 1861 zusammen 487,435 fl. betragen, im Jahre 1860 blos 432,365 fl., also im Jahre 1864 eine Zunahme von 55,070 fl. gegen das Jahr 1860.

Der österreichische Bergbau auf Steinkohlen betrug in den Jahren 1823 bis 1827 durchschnittlich nur 2,832,860, 1843 bis 1847 durchschnittlich 12,660,249, 1854 bereits 33,178,536 Centner an Schwarz- und Braunkohlen, wornach sich im Laufe eines Zeitraumes von etwa 30 Jahren eine bedeutende Zunahme der österreichischen Kohlenproduction herausstellt, welche Zunahme auch in der folgenden Zeit anhielt; es wurden nämlich gefördert: 1856 22,903,223 Ctr. Schwarz- und 18,760,269 Ctr. Braunkohlen, 1860 34,789,103 Ctr. Schwarz- und 27,780,476 Ctr. Braunkohlen, 1861 endlich 40,506,461 Ctr. Schwarz- und 30,793,665 Ctr. Braunkohlen, so daß also in den 5 letzten Jahren die Produktion von Braunkohlen eine Steigerung von 64, und die von Schwarzkohlen sogar von fast 77 Procent erfuhr. Aber dieser bedeutende Aufschwung des österreichischen Kohlenbergbaues ist weniger ein Zeichen von der Blüthe desselben, als vielmehr von der Verwahrlosung, in welcher sich dieser Zweig der bergmännischen Production vor noch nicht langer Zeit befunden hat und sich theilweise noch befindet. Während nämlich von der jährlichen Produktion von Steinkohlen auf einen Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 5040, in Belgien 3590, in Preußen 1550, in Sachsen 1430, in den Vereinigten Staaten 960, in Frankreich 410 Zollpfund entfallen, erreicht dieser Betrag in Oesterreich nur eine Höhe von 180 Zollpfund, 410 in den westlichen, 45 in den östlichen Kronländern, und übertrifft in dieser Hinsicht nur das kohlenarme Bayern mit 110, und das uncultivirte Rußland mit 2 Pfund, indem alle anderen Staaten sich nur mit kaum nennenswerthen Beträgen an der Steinkohlenproduktion betheiligen.

Bergwerksertrag im sächsischen Erzgebirge. Das Totalausbringen der Freiberger Gruben betrug im Jahre 1861 die Summe von 1,523,467 Thalern, die höchste, welche geschichtlich zu erweisen ist; dadurch ersteigt das Ausbringen des letzten Jahrzehnts die Höhe von 13,361,132 Thalern. Die Zahl der anfahrenden Mannschaften betrug in dem genannten Jahre 7992, dazu 899 Tagelöhner.

Mehr Quecksilber in Kalifornien. Dieses Land hat in den Gruben von Neu-Almaden ergiebige Quellen dieses werthvollen Erzeugnisses; jetzt lesen wir, daß auch in der Nähe von San Francisco eine sehr ergiebige Quecksilberader entdeckt worden sei. Arbeiter, welche Röhren für die Spring-Valley Wassergesellschaft legen wollten, fanden diesen großartigen Schatz ganz zufällig.

Die Rübenzuckerfabrikation im deutschen Zollverein. Die vom Centralbureau des Zollvereins ausgearbeitete neueste Uebersicht der in dem Betriebsjahre vom 1. September 1861 bis Ende August 1862 zur Runkelrüben-Zuckerfabrikation verwendeten rohen Rüben ist nicht ohne Interesse. Es sind nämlich in diesem Jahre im Zollverein von 247 Fabriken 31,692,394 Ctr. 46 Pfd. Runkelrüben versteuert worden, während in dem vorhergehenden Betriebsjahre von 247 Fabriken nur 29,354,031 Ctr. 60 Pfd. zur Versteuerung kamen. Die Zahl der Fabriken ist also unverändert geblieben, aber sie haben im letzten Betriebsjahre 2,338,362 Ctr. 86 Pfd. mehr verarbeitet als im vorjährigen. In dem Betriebsjahre 1857 bis 1858 haben 249 Fabriken 28,915,133 Ctr. 89 Pfd. in dem Betriebsjahre 1858 bis 1859 haben 257 Fabriken 36,668,557 Ctr. 11 Pfd., in dem Betriebsjahre 1859 bis 1860 haben 256 Fabriken 34,339,317 Ctr. 17 Pfd. rohe Runkelrüben verarbeitet. Am 1. September 1858 trat die erhöhte Steuer von 7$^1/_2$ Ngr für den Centner rohe Rüben in Kraft, und vom 1. September 1861 an wurde von ausgeführtem Rübenzucker eine der Rübenzuckersteuer entsprechende Rückvergütung gewährt. Aus den angeführten Zahlen ergiebt sich nun, daß die eingeführte höhere Steuer bei einem Uebermaße der Produktion nachtheilig auf den Betrieb der Fabriken einwirkte, daß aber seit der bewilligten Rückvergütung sich wieder die Produktion zu heben beginnt, und daß durch die Rückvergütung ein nachtheiliger Einfluß auf die inländische Fabrikation

in Folge der gleichzeitig eingetretenen Herabsetzung der Zölle von ausländischem Zucker glücklich vermieden ist. Von den 31,692,394 Ctr. 46 Pfd. Runkelrüben des Betriebsjahres 1861 bis 1862 mit einem Brutto-Steuerbetrag von nahe an 8 Millionen Thaler, fallen allein auf Preußen 28,480,887 Ctr., mit einem Steuerbetrag von über 7 Millionen Thaler. Das Uebrige vertheilt sich auf Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Thüringen und Braunschweig. In beiden Hessen, Oldenburg, Nassau und Frankfurt a. M. sind Rübenzuckerfabriken nicht vorhanden.

Rübenzucker in Frankreich. Während der „Rübenkampagne" vom Herbst 1861 bis Ende des August 1862 waren überhaupt 346 Fabriken im Betrieb, welche 146,414,880 Kilogramme Zucker erzeugten.

Zur Statistik der Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß das Yankee-Land der Einwanderung seinen wirthschaftlichen Aufschwung verdankt, weiß Jedermann. Ohne diese würde, wie wir an einer andern Stelle hervorgehoben haben, der großprahlerische Norden längst dem Süden, der, wenigstens aus Deutschland, eine verhältnißmäßig geringe Einwanderung erhalten hat, unterlegen sein. Mit vollständiger Genauigkeit läßt sich die Ziffer der Eingewanderten nicht ermitteln, aber die nachstehenden Zahlen, welche in Hunt's Merchants Magazine mitgetheilt wurden, sind so zuverlässig wie möglich.

Von 1790 bis 1862 wanderten ein 6,295,991 Köpfe. Davon in den Jahren

		Durchschnittlich im Jahre
1790 bis 1819	120,000	6,000
1810 „ 1820	114,000	11,400
1820 „ 1830	203,979	20,397
1830 „ 1840	778,500	77,850
1840 „ 1850	1,542,850	154,285
1850 „ 1860	3,320,366	332,036
1860 „ 1862	215,296	107,648

In dem zwölfjährigen Zeitraume von 1850 bis 1862 sind mehr Menschen eingewandert als in den vorhergehenden sechszig Jahren. Die Ziffern für die letzten zehn Jahre sind interessant. Es wanderten ein 1851: 468,828. — 1852: 397,348. — 1853: 400,982. — 1854: 460,474. — 1855: 230,476. — 1856: 224,496. — 1857: 271,558. — 1858: 144,906. — 1859: 155,509. — 1860: 103,621, und 1861: 112,675 Köpfe.

Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jeder Einwanderer an Geld und anderer Habe einen Werth von 90 bis 100 preußischen Thalern mit nach Nordamerika bringt.

Englands Bevölkerung 1861. Der neulich erschienene erste Band über die letzte Volkszählung von England giebt die Bevölkerung von England und Wales, von Man und den Kanalinseln, die heimische Armee und Flotte mitgerechnet, auf 20,209,671 Personen an. Die Bevölkerung von Schottland dazu genommen, hatte Großbritannien am Censustage 23,271,965 Personen. Wenn nach vollendeter Revision die Bevölkerung Irlands hinzugezählt wird, dürfte die Seelenzahl des ganzen vereinigten Königreichs über 29,000,000 Seelen betragen. In England und Wales allein macht der Zuwachs seit 1851 2,138,615 Personen, obgleich in dieser Zeitfrist 2,250,000, darunter über 600,000 Engländer, ausgewandert sind. In der Censusnacht befanden sich 62,430 Personen an Bord von Fahrzeugen auf Flüssen, in Häfen und Buchten u. s. w.; im Londoner Bezirke allein waren 8084 Personen auf dem Wasser. Ferner waren in England und Wales 124,962 Personen in Armenarbeitshäusern, 13,456 in Spitälern, 20,207 in Irrenhäusern, 26,395 in Gefängnissen und Besserungsanstalten, 23,598 in Waisenhäusern, 80,839 — Soldaten und Soldaten Familien — in Kasernen.

Volksmenge von London. Die Stadt London mit ihrem Weichbild enthält nach dem vorjährigen Census in 194 Pfarreien eine Bevölkerung von 2,803,989 Seelen und bedeckt einen Flächenraum von 77,997 englischen Morgen (acres), wovon 2778 unter Wasser liegen, d. h. auf die Themse treffen. An dieser riesigen Metropole haben drei Grafschaften Theil, nämlich Middlesex mit 2,030,814, Surrey mit 579,748, und Kent auf der Ostseite mit 193,427 Einwohnern. Seit der Volkszählung von 1851 hat sich der Middlesexer Theil der Seelenzahl um 16, der von Surrey um 20, der kleinste Kenter nun nicht weniger als 44 Procent vermehrt, die ganze Stadtbevölkerung aber um 18,7 Procent oder um 441,753 Seelen, was so viel ist als die ganze Bevölkerung von Manchester und Liverpool zusammen. In dem Jahrzehnt 1851 bis 1860 heiratheten in London 528,306 Paare, wurden 864,563 Kinder geboren, und starben 610,473 Personen. Unter den 194 Pfarreien sind acht mit weniger als je 100, hingegen sechs mit mehr als 100,000 Pfarrkindern. Obgleich in den zehn Jahren das Durchschnittsverhältniß der geborenen weiblichen zu den männlichen Kindern 96,18 zu 100 war, stellt sich doch das Uebergewicht der weiblichen zur männlichen Stadtbevölkerung auf 114,40 : 100, als Folge der größern Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht und der Auswanderung. Daß ein solches Stadtungeheuer nur mittelst großer moralischer und socialer Uebelstände möglich ist, liegt auf der Hand.

Bevölkerung von Wien. Seit der letzten Volkszählung, das ist seit 31. Oktober 1857, ist die Bevölkerung von Wien von 476,220 auf 525,500 Personen gestiegen. Mit Inbegriff des Militärs und der als Reisende zu betrachtenden Ausländer kann diese Ziffer mit 560,000 als innerhalb der Linien Wiens wohnenden Personen angesetzt werden. Mit Hinzurechnung der Bevölkerung außerhalb der Linien kann die Zahl der Bewohner im Weichbilde der Stadt Wien in runder Ziffer mit 700,000 berechnet werden.

Hamburger Handel. Der wachsende Aufschwung desselben ergiebt sich aus folgenden amtlichen Ziffern über Gewicht und Werth der Einfuhr:

	Gewicht.		Werth.	
1854	29,854,015	Centner	530,668,030	Mark Banko.
1857	36,803,571	„	688,849,300	„ „
1858	32,200,550	„	502,206,800	„ „
1859	33,652,039	„	571,180,850	„ „
1860	37,822,469	„	609,905,710	„ „
1861	38,939,631	„	612,682,000	„ „

Hamburg ist bekanntlich der wichtigste und bedeutendste Handelsplatz des europäischen Festlandes, und in unserm Erdtheile sind ihm überhaupt nur zwei Hafenplätze voraus: London und Liverpool.

Eisenbahnen in Italien. Die von der vormaligen toskanischen Regierung genehmigten mittelitalienischen Bahnen sind durch die piemontesische Regierung ausgedehnt und die verschiedenen kleinen Gesellschaften zu einer großen Kompagnie vereinigt worden, welcher eine Interessengarantie zugesprochen worden ist. Das Eisenbahnnetz dieser großen Gesellschaft, die Strade ferrate Livornesi, besteht aus der Bahn von Livorno nach Pisa; von hier geht die Bahn in zwei Armen auf beiden Ufern des Arno nach Florenz; von Florenz über Arezzo nach Foligno, von wo die Straße nach Ancona und nach Rom weiter führt. Hier sind noch Lücken, mit deren Ausfüllung man eifrig beschäftigt ist. Von Pisa nach Genua zu ist die Strecke bis Massa-Carrara vollendet; weiterhin bis zum Hafen La Spezzia sollen die Arbeiten noch im Jahre 1862 vollendet werden; die Bahn von Livorno nach Civita vecchia soll in zwei Jahren vollendet sein. Dann hat die Gesellschaft etwa 200 deutsche Meilen Bahn. Die Appenninenbahn von Bologna nach Pistoja bietet große Schwierigkeiten und macht einen langen Tunnel nöthig. Die Provinzialbahn von Siena, welche bei Empoli in die Livorneser Bahn mündet, hat einen Zweig gegen Rom zu gebaut, einen andern nach Grossetto.

Die Staatsschuld Frankreichs. Der Abgeordnete Latour Dumoulin hat ein Werk veröffentlicht unter dem Titel: „Vergleichung des französischen und des englischen Budgets." Nach diesem Buch beträgt die französische Staatsschuld dermalen an Kapital 10 Milliarden 486 Mill. 40,864 Fr., und an Interessen müssen gezahlt werden 327 Mill. 628,311 Fr. Die schwebende Schuld beläuft sich auf 685 Mill. 839,048 Fr.

Die großen canadischen Seen. Die Vereinigten Staaten haben eine Vermessung derselben veranstaltet, welche folgendes Ergebniß geliefert hat:

			Durchschnitt.	
	Länge.	Breite.	Qu. M.	Tiefe, Fuß.
Obere See	345	163	32,000	988
Michigan-See	360	108	20,000	900
Huron-See	200	160	30,000	400
Erie-See	250	90	6,000	260
Ontario-See	180	66	6,000	500

Man sieht, daß es sich hier um runde Ziffern handelt.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Eine Wanderung von Islay durch die peruanische Wüste. Die Gräber und Mumien der Aymaras.

Das peruanische Küstenland. — Von Islay nach Arequipa. — Die Lomas und die Bucht. — Befeuchtende Garuas. — Eine Schänke in der Wüste. — Schädelstätte der Aymaras. — Fischguano. — Die Pampa von Islay. — Gerippe als Wegweiser. — Turteltauben.— Das Thal von Arequipa und der Vulkan Misti. — Das behexte Dorf Sachaca. — Yanahuara. — Von Arequipa durch die Pampilla.— In einer altperuanischen Grabkammer. — Die alten Bewohner des Landes; Aymaras. — Todtenbestattung und Mumien.

Der größte Theil des peruanischen Küstenlandes bietet einen nackten, unerfreulichen Anblick dar. Das Gestade selbst ist kahl, die Häfen liegen in baumloser Gegend; gleich hinter ihnen steigt das Land empor, und dieses ist auf weiten Strecken eine öde Wüstenei.

Ritt in den Pampas.

Wir wollen uns in dieselbe hineinwagen, denn sie bietet manches sehr Interessante dar, zu unserm Ausgangspunkte die Stadt Islay und zum Führer einen vortrefflichen Beobachter nehmen, welcher in den Jahren 1848 bis 1860 einen großen Theil Südamerikas durchstreift hat. Wir meinen den Naturforscher Paul Marcoy.

Islay liegt unter 17° 1′ südlicher Breite, 74½° westlicher Länge von Paris, hat ein Zollhaus und bildet den Seehafen für die wichtige Stadt Arequipa, welche wir in einer spätern Nummer schildern werden. Die Bucht hat eine unregelmäßige Gestalt und etwa eine starke Wegstunde im Umfang. Unser Bild zeigt ihre Gestaltung. Gleich vom Gestade steigt eine Doppelreihe von Lomas, Hügeln, empor, die sich amphitheatralisch erheben, eine gelbliche Färbung zeigen und einen beengenden Eindruck machen. Bis etwa zum dritten Theil ihrer Höhe sind sie mit einer natürlichen Mauer von Trachytgestein bekleidet, welche dem Herabstürzen des Sandes wehrt. Diese Felsen sind durch den Wellenschlag des Meeres glatt polirt. Im Hintergrunde der Bucht liegt ein thurmartiger Felsen, welcher durch Balken, Bretter und Stricke mit dem Festlande verbunden ist; er

dient als Hafendamm und Anlände, und das Zollhaus, eine ganz armselige Bretterbude, nimmt einen Theil dieses Gerüstes ein. Von dort geht man zehn Minuten bis zum Dorf Islay, das am Abhang eines Hügels, etwa sechsthalbhundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Von Islay aus hat man einen weiten Blick auf die trostlose Gegend. Von Norden nach Süden erblickt das Auge nur Sanddünen, steilabfallende Ufermassen, flache Strecken, Streifen von Salpeter und Seesalz, kalkige Ablagerungen, kleine, mit Guano bedeckte Eilande, Felsen von allen möglichen Gestalten und mit sehr verschiedener Färbung. Die Luft ist wunderbar rein und klar, das Licht ungemein intensiv, Meer und Himmel sind ewig blau; es ist als ob aller Schatten fehle. Dieser ganze Glanz hat etwas Peinigendes und wird auf die Länge geradezu unerträglich.

Aus der Ferne gesehen hat die Bucht von Islay die Gestalt eines Halbmondes mit scharfen, zurückgebogenen Spitzen; überblickt man sie aber vom Kap Cavallos, also von Norden her, oder vom Süden aus, wo die Ilo-Felsen sich erheben, dann gleicht sie genau dem Riesenleibe eines halb vom Wasser bedeckten Fisches. Tausende und aber tausende von Seevögeln, namentlich Pelikane und Fregattvögel, schwärmen über dieser Bai umher.

Alljährlich legen etwa vierzig bis fünfzig Schiffe aus Europa oder Nordamerika in Islay an und bringen zeitweilig etwas Leben in den sonst todten Ort. Im Oktober stellen sich Nebel ein, die sogenannten Garuas, und geben einige Feuchtigkeit. Dadurch wird es möglich, daß Gräser und Blumen wachsen, kleine Bäche Wasser bekommen und Vögel und Insekten sichtbar werden. Das Alles ist neun Monate im Jahre nicht vorhanden.

Marcoy verließ das öde Dorf gern; er wollte nach Arequipa. Um Mittag standen die Mozos (Diener) mit den Maulthieren bereit. Die Sonne brannte auf dem glühenden Sand, jedes Glimmerstückchen erglänzte wie ein Spiegel. Bald lagen die drei Reihen mit Rohr gedeckter Bretterhütten, aus welchen Islay besteht, weit hinter den Reisenden, und er kam an eine Kirche, welche nur selten benutzt wird und ziemlich im Verfall ist. Der Weg war fußhoch mit trachytischer Asche bedeckt, in welcher es von Millionen Flöhen wimmelt. Die Schlucht führt den Namen Quebrada von Islay, und die Temperatur war wie der Hauch aus einem glühenden Ofen, und der Ritt durch diese Hölle dauerte zwei volle Stunden! Niemand sprach ein Wort, Jeder mußte Aschenstaub einschlucken.

Endlich kam ein erfrischender Luftzug von der See herauf, die Quebrada lag hinter den Reisenden und sie erreichten Olivar, einen Punkt, welcher die Quebrada von der Pampa, das Thal von der Hochebene, die Region der Asche von jener des Sandes scheidet. Nun endlich traten Pflanzen auf, zum Beispiel ein blattloses Heliotrop, das wie Vanille duftet, verkrüppelte Oelbäume und einige Gräser, aber Alles war mit Staub überdeckt.

Der Weg führte im Zickzack immer noch bergauf bis zu einer kleinen Hochebene. Auf dieser stand, wenn der Name nicht zu stolz erscheint, eine Hütte, das heißt über einigen Stangen hingen zerfetzte Matten. Unter diesem Schutzdache saßen und standen einige mit Lumpen behängte Frauen und Kinder in Adam's Naturkleidung. Auf einer Art von Bank lagen geröstete Fische und Cocha yuyu, das heißt Süßigkeit des Meeres, nämlich ein Seekraut; spanischer Pfeffer fehlte natürlich nicht. Jene Hütte war nämlich ein Speisehaus, und die Maulthiertreiber ließen sich jene Gerichte trefflich munden, und spülten dieselben, sammt dem darauf befindlichen Staube, mit Maisbier, Chicha (sprich Tschitscha) hinab. Es ist Landesbrauch, bei dieser Schänke den Maulthieren einige Rast zu gönnen.

Jene Schänke liegt 1700 Metres, also schon mehr als 5000 Fuß, über dem Ocean, und man hat von dieser Höhe eine weite Ausschau. Vom Rande der Hochebene bis zum Wasserspiegel hatte Alles einen gleichmäßig grauen Anstrich, durch den sich viele unregelmäßige okerbraune Adern zogen. Die unzähligen Hügel, welche sich gleich Höckern erheben, glichen, von oben herab gesehen, den Erdaufschwellungen, wie sie in der Nähe von Vulkanen überhaupt häufig vorkommen. Von Norden gen Süden zog sich die Linie der Lomas oder salzigen Hügel, welche an dem ganzen Gestade vom 23. bis zum 10. Grade hinlaufen. Höhen und Abhänge zeigten streckenweis eine gelbliche Färbung, welche sich gleich nach den ersten Sommernebeln in heiteres

Die Bucht von Islay.

Grün verwandelt. Dann bilden sich Nachts feuchte Dünste, welche erst gegen elf Uhr Morgens verschwinden. Regen sind in dieser Region unbekannt. Bei der ungemein klaren Luft konnte man alle Einzelnheiten der Bodengestaltung auch aus einer so beträchtlichen Höhe herab erkennen. Marcoy sah nach Süden hin einen schwarzen Streifen zwischen dem Azurblau des Himmels und jenem des Meeres; es waren die Colosspitze und die Felsen von Tambo; etwas näher lagen der Strand von Mejillones und jener von Cocotea und über ihnen die Bänke von Conchylien, Guano und die mit Huacas, Gräbern, gleichsam durchlöcherten Hügel, in denen viele tausende von Mumien beigesetzt worden sind.

Für den Reisenden knüpften sich an diese verschiedenen Punkte manche Erinnerungen. Er hatte jene Gegenden wochenlang durchstreift und zwar in Gesellschaft mit Llipis-Indianern aus der Wüste Atacama, und hatte sich mit ihnen von Seetang und Wassermelonen genährt, denn andere genießbare Sachen konnte er nicht haben. Von den Dünen herab sah er, wie ein amerikanischer Kauffahrer, die Susquehannah, trocknet hat. Im Fortgange der Zeit sind nun Ablagerungen von Fischbestandtheilen angehäuft, die eine halbe Meile breit und drei bis vier Fuß mächtig liegen. Sand, Muscheln und Adern von Seesalz, welche man zwischen denselben findet, beweisen, daß das Meer dort wirksam war, bevor das gegenwärtige Gestade sich bildete.

Nach allen Richtungen hin sah Marcoy Krater, die mit Asche, Bimstein und Schlacken bedeckt sind. An diesen alten Vulkanen sind frühere Reisende (Frezier 1713, Humboldt und Bonpland 1804, d'Orbigny 1836) vorüber gekommen, ohne sie zu bemerken. Nach Osten hin lag eine sandige Gegend mit vielen runden, dicken Bergen, die nach Westen abfallen. Sie versperrten den Gesichtskreis wie ein Schlagbaum. Diese „Cerros" sind in geognostischer Beziehung merkwürdig; an ihrer Basis wachsen verkrüppelte Oelbäume und Feigen.

Eine unbeschreiblich gedrückte Stimmung bemächtigt sich des Menschen, wenn er diese nackte Gegend überblickt; sie ist geradezu entsetzlich.

Schädelstätte der Aymaras.

scheiterte. Mitten im Triebsand und einem kegelförmigen Eilande vergleichbar, erhebt sich der Hügel der Aymaras und dessen Schädelstätte, die älter ist als die spanische Eroberung; sie hatte dem Naturforscher reiche Ausbeute an indianischen Schädeln gegeben. Noch weiter nach Südosten hin liegt der Triebsand des Arenal mit seinen Lagern von Fischguano, von dem man früher nichts wußte, und auf welchen Marcoy zuerst die Aufmerksamkeit hingelenkt hat.

Man sollte eigentlich Huano, nicht Guano, schreiben, weil die Quechuasprache kein g kennt.

Schon während der Regierungszeit der ersten Inkas hatte man beobachtet, daß alljährlich zu bestimmten Zeiten Fische in ungeheurer Menge auf den Strand treiben. Die Bewohner der Gestade von Atica, das etwa dreißig spanische Meilen von Islay liegt, und jene von Malla und Chilca, unter dem 14.° S. Br., düngten ihre Aecker mit solchen Fischen, denn sie hatten keinen Vogelguano, dessen sich die Indianer in der Gegend von Islay bedienten. Gegenwärtig ist der letztere allgemein und wird auch im Gebirge benutzt. Die Millionen von Fischen werden jetzt nicht mehr verwandt und verpesten die Luft, bis die Sonne sie ge-

Von der Schenke zogen die Reisenden auf die Pampa von Islay, ein Sandmeer von 20 Leguas Breite und 60 Leguas Länge. Die theils beweglichen, theils unbeweglichen Wellen erinnern an die Wogen des Oceans und ein Ritt ist hier nicht ohne Gefahr. Denn durch die heftigen Winde kommt mancherlei Wechsel und Veränderung in dieses Sandmeer; es bilden sich Dünen, neue Vertiefungen, Schichten, die wieder zusammenstürzen und an einer andern Stelle abermals zusammengetrieben werden. Durch diesen beweglichen Sand findet aber der Pilot der Wüste doch seinen Weg; bei Tage richtet er sich nach der Sonne und Nachts leuchten ihm die Gestirne. Es giebt aber noch einen andern, ganz untrüglichen Wegweiser. Das sind die Gerippe der Thiere, welche vor Erschöpfung auf der Pampa fielen. Nach diesen Merkzeichen kann die Karawane sich richten, und dasselbe wird allemal mit Freude begrüßt; freilich nur von den Reisenden, nicht von den Maulthiertreibern, denn diese denken zunächst an den Verlust, welchen sie erlitten haben.

Ein alter Arriero (Maulthiertreiber), welcher den Karawanenzug eröffnete, rief: „Da sind die Knochen!" und wies nach Süden hin.

„Der Mann hatte recht; in beträchtlicher Entfernung lag ein weißer Streif, der etwa einer Salpeterader glich, welche man in jenen Gegenden keineswegs selten findet. Wir ritten an denselben vorüber. Die Knochen lagen in kleinen Haufen auf einer langen Linie, die so weit sich hinzog, wie unser Blick reichte; sie waren je nach Länge der Zeit, welche sie dort gelegen hatten, mehr oder weniger weiß. Aus der Art und Weise, wie sie geordnet waren, konnte man abnehmen, daß hier Menschen geschäftig waren; die Arrieros behaupteten freilich, daß Alles ein Werk des Windes sei. Marcoy zeigte ihnen jedoch einige Maulthierköpfe, in deren Ohrhöhlen Beinknochen gesteckt worden waren. Die Arrieros lachten."

Weiterhin lagen Gerippe aus neuerer Zeit; man bemerkte an ihnen noch schwärzliches Fleisch und vertrocknete Haut und einige Skelette waren noch mit dem ganzen Felle bedeckt. Unter ihr, die einen Ton wie ein Trommelfell von sich gab, wenn man darauf schlug, und aufgespannt war wie ein Regenschirm, saßen Urubus, jene Geier, welche man auch als Gallinazos bezeichnet. Nachdem sie den Pferden oder Maulthieren das Fleisch ausgefressen haben, wohnen sie unter dem schützenden Dache, aber sobald eine Karawane vorüberzieht, kommen sie aus diesen düsteren Höhlen hervor, starren vor sich hin, bleiben ruhig auf den Skeletten sitzen oder gehen wieder in ihre Löcher.

Nach einem glühheißen Tage ging endlich die Sonne unter und nun strich ein Luftzug von der Cordillera herab über die Pampa. Anfangs schlürft man ihn mit Wonne ein und er kühlt gelind ab, jedoch schon nach einer Stunde wird er schneidend kalt, und man hüllt sich dichter in den Mantel. Aber die Unannehmlichkeiten und Beschwerden sind für diesen Tag bald vorüber; der Zugführer macht auf eine dunkle Masse aufmerksam und die Maulthiere gehen im schnellerm Tritt, denn sie erkennen das Tampu, die Herberge, das Karawanserai der Pampa, wo Nachtruhe gehalten wird.

Solch ein Tampu, oder wie gegenwärtig die Quechua-Indianer sich ausdrücken, Tambo, besteht aus einem sehr langen, niedrigen Holzgebäude, das in mehrere Abtheilungen geschieden und mit einem hölzernen Dache bedeckt ist. In dem aus bloßer Erde bestehenden Fußboden wimmelt es von Millionen mikroskropischer Flöhe, welche den Reisenden entsetzlich quälen and allen Schlaf verjagen. Dieses Tampu liegt 3917 Fuß über dem Meere. Marcoy hatte von elf Uhr Mittags bis zehn Uhr Abends zwölf kleine Leguas zurückgelegt, war aber völlig abgemattet durch Hitze, salzige Luft und zurückgeworfenen Sonnenglanz; zu der gerötheten Nase kamen aufgesprungene Lippen und der Puls schlug fieberhaft. Das Abendessen war armselig, die Beleuchtung, welche die in einen Flaschenhals gesteckte Talgkerze lieferte, nicht minder, aber die Zeche ganz ungeheuer. Das Talglicht wurde mit 4 Piastern berechnet, ein Eimer mit Trinkwasser kostete 2 Piaster, eine Suppe mit Hühnerfleisch achthalb Piaster, zusammen etwa 50 Francs! Aber Einwendungen waren vergeblich; es mußte gezahlt werden.

Das Dorf Sachaca in Peru.

In der Morgendämmerung zog Marcoy weiter und hatte bald nachher einen prächtigen Anblick, denn vor ihm lag die Kette des Andes und eine Zone von Cerros, welche nach Osten hin die Pampa begrenzen. Der Boden war dürr; in diesem Erdreich gedeihen nur einige Cacteen, hin und wieder sieht man graue Eidechsen, aber Turteltauben sind in ungeheurer Menge vorhanden und neben Flöhen, Läusen und Ratten eine wahre Landesplage, weil sie in den angebauten Gegenden große Verwüstungen in den Getreidefeldern anrichten. Sie fallen durch ihr ewiges melancholisches Ruksen dem Ohre lästig und nisten in allen möglichen Winkeln; man findet sie in der vulkanischen Asche der Gestaderegion, im Quarzsand, in den Felsen der Sierra, auf

Dorfschänke zwischen Sachaca und Arequipa in Peru.

den Bäumen in den heißen Thälern und sogar in den Gedichten und Gesängen der Eingeborenen, bei welcher dieser Vogel Urpilla Chay, geliebte Turteltaube, heißt und mit den schönen Weibern verglichen wird.

Nun war der Reisende in der Region der Cerros, welche sich in einer Länge von sieben bis acht Graden hindehnt, aber nur etwa eine Legua breit ist. Als sie nach zwei Stunden überschritten war, sah Marcoy das Thal von Arequipa zu seinen Füßen liegen, eine Senke von etwa 500 Fuß Tiefe, 15 Leguas lang und 2 Leguas breit. In dieser grünen Gegend liegen Dörfer, einzelne Meierhöfe und Lusthäuser zerstreut, und zwei Flüsse schlängeln sich hindurch. Nach Osten hin steigt die westliche Abdachung der Andes auf, welche mit Schnee bedeckt sind. Zwei an das Hauptgebirge gleichsam angeschweißte Vorsprünge dienen jenen als Widerlagen, zur Rechten hin der Pichu Pichu, der wie eine Säge ausgezackt ist, nach der Linken hin der Chachani, welcher wie eine Mauer sich erhebt. Zwischen beiden ragt majestätisch der an Form vollendet schöne Kegel des Misti empor, einer der herrlichsten Vulkane in der ganzen Welt. Er überragt Thal und Stadt. Neuere Geographen verwechseln ihn mit dem Huayna Putina, den sie Guaga Putina nennen und in eine Verzweigung der westlichen Andes versetzen. Aber dieser Vulkan erhebt sich in der Hauptkette, im Moquehuathale, oberhalb des Dorfes Omate, 29 Leguas südöstlich von Arequipa. Hier liegt also entschieden ein Irrthum vor. Der Misti hat an seiner Basis 13 Leguas Umfang, 15,223 Fuß Meereshöhe, sein Gipfel überragt den Punkt, wo das oben erwähnte Tampu liegt, um 11,306 Fuß und den Marktplatz von Arequipa um 8595 Fuß.

Marcoy ritt weiter und gelangte nach Sachaea, einem Dorfe, das aus etwa anderthalb Dutzend Indianerhäusern besteht, die in einer Trachytschlucht liegen. An diesen Ort knüpfen sich allerlei Gespenstergeschichten, denn in Mondnächten halten dort alle Zauberer, Brujas und Duendas einen Hexensabbath. Die Bauern haben sich alle Mühe gegeben, dieses böse Gezücht zu vertreiben; sie ließen Beschwörer kommen, stellten auch Kreuze und geweihte Zweige vor ihre Thüren; aber die Zauberer und Hexen kochten beim Holze der Kreuze ihre Speisen und machten aus den Zweigen Besen, und deshalb steht Sachaca nach wie vor in unheimlichem Rufe, und um Mitternacht wird sich dort kein Mensch außerhalb des Hauses sehen lassen, er müßte denn über den Durst getrunken haben, was übrigens gar nicht selten vorkommt.

Von Sachaca aus hat man einen guten Weg, reitet durch eine Kulturlandschaft und erreicht nach anderthalb Stunden Yanahuara. Die Felder tragen Mais, Klee, Kartoffeln; man kommt an Schänken vorüber, welche als Wahrzeichen große, mit der peruanischen Flagge geschmückte Kürbisse heraushängen haben. Sepiabraune Indianer mit langherabhängendem, straffem Haar sitzen vor den Thüren, zechen und hören den Tönen einer dreisaitigen Zither zu. Bald nachher zog der Reisende in Arequipa ein, wo wir ihn für jetzt verlassen, um ihn über diese Stadt hinaus auf dem Wege nach Lampa zu begleiten.

Im Norden der Stadt Arequipa dehnt sich eine Wüste aus, welche man als Pampilla, kleine Ebene, bezeichnet. Ein Reiter legt den Weg in einer guten halben Stunde zurück, wandert dann im Zickzack die Höhe hinan, kommt an das Tampu Cangallo, 10,554 Fuß über dem Meer; noch 3046 Fuß höher liegt El Alto de los Huesos, eine Anhäufung von Pferdeknochen, und nachher erreicht man Apo, den ersten Halteplatz in der Sierra Nevada, der westlichen Andeskette. Man kann sich nun für einen Hyperboräer halten; Marcoy fand im Juli, also mitten im peruanischen Winter, in Apo 12 bis 14 Grad unter Null. Die Station ist weiter nichts als eine armselige Hütte, und man hat dort keinen andern Brennstoff als Taquia, nämlich getrockneten Lamamist. Von Apo geht es immer bergauf. Der Reisende litt viel durch Soroche, das heißt durch die Wirkungen welche die sehr dünne Luft auf den Körper hervorbringt, sah viele Condore hoch in den Lüften schweben und gelangte nach Huallata, einer in ewigem Schnee liegenden, vom Wetter gepeitschten Station, die einen öden, grauenhaften Eindruck macht. Marcoy kam nun zum sechsten Mal nach Huallata, ließ die dort nach Cusco abzweigende Straße zur Linken und ritt gerade nach Osten hin, über eine Hochebene, die Pampa de los Confites, und von dort aus überschritt er den Paß, welcher durch die westlichen Andes führt. Man kann den Uebergang in jeder Jahreszeit wagen, aber am besten im April, wo noch kein Schnee fällt, und im September wo er schon wieder geschmolzen ist. Ohne Gefahren ist freilich die Reise niemals, die Pfade sind häufig schmal und führen an Abgründen hin, und oft hat man weit und breit keinen Zufluchtsort, wenn man von Stürmen überrascht wird. Dann muß man so rasch als möglich reiten, trotz Regen oder Schnee, Blitz und Donner, und sich dicht in den Poncho hüllen. Graupeln, Schneeflocken und dicke Regentropfen wechseln mit einander ab, oft kann man nicht drei Schritte weit sehen, die Landschaft ist wie mit einem ungeheuren Bahrtuche belegt.

Solch ein Unwetter erlebte Marcoy. Plötzlich rief sein Maulthiertreiber: „Gott sei gelobt!“ Die Reisenden waren vor einem eigenthümlichen Gebäude und stiegen ab. Die Thür war offen, aber so niedrig, daß man fast hineinkriechen mußte. Die Maulthiere blieben draußen im Schnee und stellten sich unter den Wind; aber die Menschen hatten doch nun ein Obdach.

Dieses Haus bestand aus gewaltigen Steinblöcken und war mit einer großen Steinplatte, einem Monolithen, überdacht. Als Fenster diente eine etwa in Mannshöhe angebrachte Oeffnung. Diese Behausung, eine altperuanische Grabkammer, war nicht über acht Fuß hoch und hielt etwa zehn Fuß im Quadrat. Das Gemäuer lief nach oben hin etwas verjüngt zu, war sehr dick und mag schon manches Jahrhundert den gewaltigen Stürmen getrotzt haben. Der Maulthiertreiber sagte: „Nun sind wir in einem Grabe der heidnischen Aymaras.“

Marcoy stellt Betrachtungen über die geschichtlichen Wandelungen an, von welchem Peru heimgesucht worden ist. Als die Inkas, die Söhne der Sonne, sich im Perulande festsetzten, waren die Aymaras, eine zahlreiche Volksgruppe, im Besitze des ganzen Gebiets vom Lampa an bis zum Desaguadero; dasselbe begriff, unter der Benennung Collao, die Region der Punas, d. h. kalten Hochebenen im Osten der westlichen Andes. Dieser Landstrich hat eine Länge von etwa 90 Leguas und eine mittlere Breite von 30 Leguas. An manchen Punkten findet man noch jetzt Tempel und Paläste, theils leidlich erhalten, theils mehr oder weniger in Trümmern. Die Bauart zeugt von einer keineswegs niedrigen Civilisationsstufe, und die Aymaras selbst behaupten, daß diese Denkmäler von einem Volke herrühren, das früher als sie im Lande war und von welchem sie abzustammen glauben.

In Folge der Eroberung des Landes durch die Inkas entstand eine große Verschiebung der Völkerschaften, welche in den Andes wohnten, und die Aymaras verloren ihre Selbständigkeit. Schon unter dem zweiten peruanischen Kaiser, Sinchi Roca, hatten sie die Condesuyos (cunti, West; suyu Richtung) von Cusco verlassen und waren

weiter gen Westen gezogen, um sich dem Joche der Inkas zu entziehen. Aber der dritte Inka, Lloque Yupanqui, trug seine Waffen in jene Gegend des Collao, dessen Mittelpunkt der berühmte Titicaca-See bildet, unterjochte die südlichen Aymaras und ließ die westlichen in Ruhe. Indeß sein Nachfolger, Mayta Capac, griff sie an, unterwarf die Aymaras vom Tiahuanacu in Hoch-Peru, und bezwang auch jene am Flamingo-See (Parihuana cocha). Auch die folgenden Kaiser setzten die Eroberungen fort, und viele Aymaras, welche sich nicht unterwerfen wollten, zogen sich bis in das Gestadeland am Ocean zurück. Einige Reste derselben blieben am Eingange der westlichen Thäler sitzen, und dort sind noch Nachkömmlinge von ihnen übrig. Die von Marcoy entdeckte Schädelstätte der Aymaras, welche unser Bild zeigt (S. 131), liegt vier Leguas südöstlich von Islay, mitten in dem Striche trachytischer Asche, welche sich von diesem Hafenplatze bis zum Eingange des Tambothales, dem obenerwähnten Arenal, erstreckt; andere Aymaras waren bis an's Meer vorgedrungen und vermischten sich dort mit den von Fischen sich nährenden Völkern zwischen dem 14. und 24.° S. Br. Diese Ichthyophagen sind die Quellcas, Moquehuas, Llilpis und Chancus (Changos). Als im funfzehnten Jahrhundert Inca Capac Yupanqui Kriegszüge bis nach Chile hin unternahm, verschwanden die Aymaras im Gestadelande, denn sie wurden zumeist ausgerottet, und nur jene, welche sich unterworfen hatten, behielten in der Sierra, der Gebirgslandschaft, einen Theil ihres frühern Gebiets. Man zählt jetzt in den Grenzgegenden von Bolivia und Peru ein paarmal hunderttausend Aymaras.

Die alten Aymaras gaben ihrem Schädel eine oblonge oder obovale Gestalt; diese Eigenthümlichkeit findet man bei allen Skeletten zwischen dem sechszehnten und achtzehnten Breitengrade. Man denke sich ein Ei so, daß die eine Spitze das Gesicht bildet, und man hat die künstliche Schädelform der Aymaras.

Auch ihre Art und Weise, die Todten zu begraben, war eigenthümlich, und man findet dieselbe bei keinem andern südamerikanischen Volke. Ihre Tschulpas (Chulpas) Grabstätten, hatten die Gestalt einer zwanzig bis dreißig Fuß hohen, abgestumpften Pyramide; eine solche wurde aus ungebrannten Backsteinen, Tapias, aufgebaut. Aber nicht selten waren diese Grabkammern auch einfacher, in kyklopischer Art aufgeführt, wie die weiter oben geschilderten. Manchmal gab man ihnen auch eine Obeliskengestalt, 24 bis 30 Fuß hoch; diese Obelisken waren von bloßem Lehm und hatten ein geneigtes Dach.

Solch eine Grabkammer, gleichviel von welcher Bauart sie sein mochte, war für etwa ein Dutzend Leichen bestimmt. Man balsamirte sie mit Chenopodium ambrosioides ein, das in den Thälern wächst, umhüllte sie mit ihren Kleidern oder mit einem Sacke, der aus Totora gewirkt war und für das Gesicht eine Oeffnung hatte. Die Leichen, Mumien, saßen im Kreise, berührten sich mit den Füßen, gleichsam wie Radfelgen. Neben jedem Todten standen oder lagen Maiskolben, ein Topf mit Chicha (Maisbier), ein Napf und ein Löffel; dem Manne gab man auch eine Schleuder und Keule, Jagd- und Fischgeräthe sammt einer Schnur wollener Fäden mit; neben eine Frau stellte man ein aus Jaravastengeln geflochtenes Körbchen, Flocken von Llamawolle, Weberschiffchen und Stricknadeln von den schwarzen langen Dornen des Cactus quisco.

Aymara-Mumie.

Sobald eine solche Grabkammer die bestimmte Anzahl von Mumien hatte, wurde die Thür vermauert, aber das Fenster blieb offen, so daß an jedem Morgen ein Sonnenstrahl hineinfiel. Solche Chulpas sind noch vorhanden,

aber nun leer und entweiht, denn man hat die Insassen nach Europa in die Museen geschafft.

In den Hügeln von Cocotea, Tamba und Mejillones, in der Umgegend von Iquique, im Morro von Arica findet man an vielen Stellen Huacas, d. h. Gräber, der Changos, Aymaras und Quechuas aus den Zeiten vor der spanischen Eroberung, und neben den Leichen befinden sich ähnliche Gegenstände, wie die oben erwähnten. Man kann auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die Mumien angehören; sowohl die Bauart der Huacas wie die Lage oder Stellung der Leichen giebt in dieser Beziehung sichere Fingerzeige.

Die Huacas der Chongos sind bis zu acht Fuß tief und der Todte liegt auf dem Rücken.

Jene der Aymaras sind kreisrunde Vertiefungen; in diesen sitzt der Todte und ist in einen wollenen Mantel, in eine Matte oder einen Binsensack eingewickelt.

Die Huacas der Quechuas sind kaum vier Fuß tief, bilden ein Ellipsoid und sind im Innern mit kleinen flachen Steinen ausgekleidet. Die Leiche sitzt darin, wie das Kind im Mutterleibe, das heißt die Kniee sind bis zum Kinn hinaufgebogen, die Elbogen ruhen auf den Schenkeln und die geschlossenen Hände in den Augenhöhlen.

Marcoy hat eine große Menge solcher Huacas untersucht und in den meisten Maiskolben und Chicha gefunden. Die Maiskörner waren dunkel mahagonybraun geworden, hatten aber ihren Glanz bewahrt. Die Ueberbleibsel von Maisbier (Chicha) in den Cantaros von Terra cotta, welche hermetisch verschlossen waren, glichen an Farbe und Konsistenz dem Syrup.

Streifzüge unter den Dayaks auf Borneo.

Zweiter Artikel.

Ida Pfeiffer's Wanderungen im nordwestlichen Borneo. — Stromfahrt auf dem Batang Lupar. — Der Bunot-See und dessen Baumstämme. — Der Kapuas-Strom. — Audienz beim malayischen Sultan von Sintang. — In Pontianak. — Die Opiumraucher im chinesischen Stadtviertel. — Bei den See-Dayaks am Sakarran. — Die geräucherten Menschenköpfe. — Allerlei Abenteuer der Reisenden. — Die Berg-Dayaks und ihre Dörfer. — Die Pangahs. — Befestigungen. — Luftige Brücken. — Schwaner's Reise im Südosten von Borneo. — Die Stadt Banjarmassing. — Auf dem Kahayan-Strom. — Biadschus und ihre Art zu jagen. — Eine bezauberte Stätte. — Thierfabel. — Götzenbilder und Balais in den Dörfern. — Die Ot-Danoms. — Menschenopfer und Leichenfeierlichkeiten. — Der Hund in hohen Ehren. —

Zu den interessantesten Reisen, die jemals in Borneo gemacht worden sind, gehört jene, welche unsere Landsmännin Ida Pfeiffer aus Wien im Jahre 1852 unternommen hat. Sie wanderte im nordwestlichen Theile der Insel nach Sakarran, ging nach Süden hin über das Centralgebirge, kam an einen großen Binnensee, schiffte sich auf dem Flusse Kapuas ein, kam auf demselben nach der Stadt Sintang und weiter stromab nach Pontianak am Meere. Sie erzählt auch diesen Streifzug mit derselben schlichten Unbefangenheit, welche uns in ihren Schriften so anmuthen. Sie fürchtet sich nicht, tappt, wenn wir so sagen dürfen, überall dreist zu und stellt sehr oft ungemein verständige Betrachtungen an. Sie hatte viel gesehen und nach Möglichkeit Vorurtheile abgestreift; deshalb legte sie wenig Werth auf landläufige Redensarten, und dem Civilisationsdünkel, in welchen unsere Europäer sich verrannt haben, versetzt sie manchen treffenden Schlag. Diese Frau verstand das Individuelle und unter verschiedenen Umständen Berechtigte weit besser aufzufassen als viele männliche Reisende. Wir wollen die muthige Wienerin auf einem ihrer Züge begleiten.

Ende Januars 1852 brach sie von Sarawak auf, wo der vortreffliche Radscha Brooke ihr in jeder Beziehung förderlich war. Er gab ihr zwölf Malayen und Dayaks als Bedeckung, und mit diesen ging sie auf abscheulichen Wegen durch enge Thäler, über Gießbäche, durch Sümpfe und Moräste und watete nicht selten bis an die Kniee im Schlamm. Aber durch die herrliche Aussicht von den Anhöhen herab hielt sie sich reichlich entschädigt. Dann und wann fand sie Lichtungen im Walde; dort bauten die Dayaks Reis, Mais, Zuckerrohr und Ubi, „eine Art von süßer Kartoffel".*) Einigemal führte der Weg durch oder vielmehr über die Häuser der Dayaks; alle mußten vermittelst einer Leiter auf das Dach hinauf und an der andern Seite wieder hinunter steigen. Denn die Eingeborenen in manchen Gegenden lichten den Wald bei ihren Wohnungen nicht, um den Zugang desto schwieriger zu machen und gegen feindliche Ueberfälle mehr gesichert zu sein. Die ganz schmalen Pfade können im Nothfalle leicht verrammelt werden.

Am dritten Tage kam sie nach Beng Kallang Bunot, wo sie einen kleinen Nachen bestieg und den Batang Lupar stroman fuhr; an manchen Stellen war er so schmal und die Baumzweige hingen so weit über den Fluß, daß sie nur mit Mühe vorwärts kam; kein Sonnenstrahl drang durch die üppige Laubfülle; das Wasser war schwarz wie Tinte. Der Batang Lupar kommt aus dem Bunot-See, welcher etwa vier Meilen Durchmesser hat. Er erschien der Reisenden sehr merkwürdig, denn er war mit Baumstämmen angefüllt, die nicht wurzellos und zerstreut umherlagen, sondern dicht neben einander standen und zwar so, als ob sie in den Boden eingerammt worden wären; nur hatten sie weder Zweige noch Wipfel und das Ganze sah aus wie eine von Menschenhänden angelegte Pfahlbefestigung. Ein breiter natürlicher Kanal führte hindurch zu einem andern See, dem Taoman, der doppelt so groß war wie der Bunot und spiegelklares Wasser hatte.

*) So sagt Ida Pfeiffer. Ubi ist das malayische Wort für Yam; die See-Dayaks nennen diese Frucht Abuk. So steht es in Breveton's Vokabularium, das Spenser St. John im zweiten Bande S. 392 ff. mittheilt. A.

Aus dem Taoman-See kam sie in den Strom **Kapuas**, der etwa eine halbe englische Meile breit war; er hat aber, gleich den übrigen Flüssen der Insel, auf weiten Strecken keine genau bezeichneten Ufer, tritt häufig aus und überschwemmt große Waldstrecken. Am 1. Februar langte Ida Pfeiffer in **Sintang** an und hatte die eigentlichen Gefahren der Reise überstanden, denn diejenigen Dayaks, welche stromabwärts bis zur Küste wohnen, stehen unter der Herrschaft malayischer Häuptlinge, und an den Sultan von Sintang hatte die Reisende ein Empfehlungsschreiben von James Brooke.

Sie lobt die unabhängigen Dayaks als gute zurückhaltende Menschen; sie konnte alle ihre Sachen offen liegen lassen, ohne daß etwas abhanden kam, und nie hatte sie sich über Zudringlichkeit zu beschweren. Das häusliche Leben fand sie patriarchalisch. Der freie Dayak baut Reis, Mais, etwas Tabak, manchmal auch Zuckerrohr und Ubi, gewinnt Fett aus der Kawanfrucht, sammelt in den Wäldern Damarharz, das ihm als Beleuchtungsstoff dient, und hat Sago, Rattang und oft auch Kokosnüsse. Einen Theil dieser Erzeugnisse vertauscht er gegen Zinn, Glasperlen, Salz und rothes Tuch. Die Frauen werden, wie wir schon früher bemerkten, von den Männern gut behandelt.

In Sintang fand Frau Pfeiffer eine gute Aufnahme. Der **Sultan**, ein Malaye, ließ sie in einer mit zwanzig Ruderern bemannten Barke abholen, und als sie vor dem hölzernen Palast ankam, spielten die Musikanten und Kanonen wurden abgefeuert. Ihre Audienz schildert sie höchst ergötzlich. Vom Ufer des Kapuas bis zum Palast war der etwa zweihundert Schritt weite Weg mit Matten belegt. Das Einführungsschreiben von Brooke hatte sie in zwei seidene Taschentücher gewickelt und ein Diener trug es hinter ihr her. Der Sultan kam ihr halbwegs entgegen, um ihr seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, sie sah ihm aber die Verlegenheit an, denn er wußte offenbar nicht, wie er sich einer Europäerin gegenüber benehmen sollte. Er streckte ihr mit komischer Grazie die Fingerspitze entgegen, was nach mohammedanischen Begriffen schon eine große Kühnheit war. Sie ihrerseits legte ihre Fingerspitzen auf die seinigen, und so tänzelten beide, der malayische Sultan und die muthige Wienerin, bis zum Diwan, der etwa eine Elle höher war als der übrige Fußboden. Ein mit einem farbigen Tuche bedeckter Tisch, ein Stuhl und, in Ermangelung eines zweiten, eine Kiste standen da. Der Sultan und Ida nahmen am Tische Platz, die Minister und Würdenträger setzten sich der Wand entlang auf die platte Erde. Draußen war ein Volksgedränge, denn die Leute hatten noch nie eine Europäerin gesehen.

Das Empfehlungsschreiben wurde auf einer silbernen Tasse herbeigebracht; der Träger rutschte auf den Knieen bis dicht an den Sultan hinan und küßte ihm die Hand. Der erste Minister mußte den Brief öffnen und lesen. Nachher wurden Erfrischungen gereicht; für den Sultan brachte man einen Teller, für die Europäerin ein ganzes Gedeck. Allen im Saale Anwesenden wurde etwas gereicht, Thee ohne Zucker und allerlei Früchte und Leckereien.

Dieser freundliche Sultan führte die Fremde auch in seine **Frauengemächer**. Er ist ein rechter Despot, denn er hat jedem Unterthan verboten, mehr als eine Frau zu nehmen und das Recht der Vielweiberei sich allein vorbehalten. So schreibt Frau Pfeiffer; uns will jedoch diese Angabe unwahrscheinlich bedünken.

Opiumraucher in Pontianak.

Der Sultan hatte noch nie eine Europäerin gesehen, und sich deshalb am Abend vorher bei dem Diener, welchen die Reisende aus Sarawak mitgebracht hatte, genau erkundigt, wie Radscha Brooke Damen zu empfangen pflege. Tisch und Stuhl hatte der Sultan in aller Eile während der Nacht verfertigen lassen und das Geschirr, welches er auftragen ließ, gehörte der Frau Pfeiffer; der Sultan hatte es vom Diener geborgt. Am andern Tag in aller Frühe erwiederte er den Besuch; er hatte unserer Landsmännin ein Sampang, das heißt ein kurzes Boot, zur Verfügung gestellt, auf welchem sie dann nach Pontianak hinab fuhr. Bei dem eben erwähnten Besuche brachte der Sultan seinen Vater und mehrere Verwandte von mütterlicher Seite mit; sie benahmen sich aber sehr zudringlich und neugierig. Sie mußte vor diesen Malayen Alles hüten und bergen; der Vater des Sultans eignete sich sogar den Reisesack an und fragte, wozu man Seife, Kamm und Zahnbürste gebrauche. Als sie ihm, chinesisch radebrechend, das gesagt hatte, betrachtete er die Sachen als sein Eigenthum. „Ich nahm ihm

aber Alles ohne Ceremonie wieder ab und gab ihm ein paar kleine Bilder und andere Kleinigkeiten."

Nach einer Stromfahrt von vierthalb Tagen kam sie wohlbehalten in **Pontianak** an. Der dortige Sultan steht durchaus unter holländischem Einflusse. Sie macht der niederländischen Regierung einen schweren Vorwurf daraus, daß dieselbe dem grundverderblichen Opiumrauchen Vorschub leistet, weil der Opiumverkauf ihr große Summen abwirft.

Eines Abends ging sie in den chinesischen Stadttheil, und wagte sich dreist in die sechs kleinen öffentlichen Säle, wo **Opium geraucht** wird. Sie war Zeuge eines widerwärtigen Schauspiels. Die Raucher saßen oder lagen auf Matten; neben ihnen standen kleine Lampen zum Anzünden der Pfeifen. Auffallend war die Gewandtheit und Sicherheit, mit welcher auch solche Raucher, die kaum noch ihrer Sinne mächtig waren, die Oeffnung der Pfeife an die Flamme der Lampe brachten. Ein Raucher steht vom Boden auf; er ist ganz betäubt und lallt die Worte vor sich hin; er möchte sich gern nach Hause schleppen, fällt aber draußen vor der Schwelle nieder. Ein anderer lag bewußtlos auf der Matte; andere saßen mit hohlen Wangen und tief eingefallenen Augen da, trüb vor sich hinstarrend; wieder andere waren ausgelassen heiter und schwatzten und lachten, bis sie niedersanken, um dann in himmlischen Träumen zu schwelgen. Selbst Frauen rauchten Opium!

* * *

Als Ida Pfeiffer den oben geschilderten Ausflug von Sarawak nach Pontianak unternahm, war sie schon einigermaßen mit dem Nordwesten Borneos bekannt; denn vorher hatte sie das gefährliche Wagstück unternommen, jene Dayaks zu besuchen, welche am **Sakarran**, einem Zuflusse des Batang Lupar, wohnen. Diese gehören, wie wir schon weiter oben nachgewiesen haben, zu den See-Dayaks. Die Männer legen den höchsten Werth auf einen Halsschmuck, der aus einer Schnur aufgereihter Menschenzähne besteht; die Frauen haben viel weniger Schmuck und Putz als die Männer, und nicht einmal Ohrringe, aber zur Entschädigung eine große Anzahl schwerer Ringe aus Zinn oder Blei, manchmal bis zu zwanzig Pfund Schwere, am Leibe.

Ueberall fand sie bei den Stämmen am Sakarran **Menschenköpfe** in Menge, theils frisch, theils schon alt und mumienartig eingetrocknet. Diese waren förmlich geräuchert worden und so schwarz wie Kohle; das Fleisch war halb vertrocknet, aber die Haut unversehrt, der Mund weit offen, so daß man die Zähne sah. Auf dem Schädel saß noch das dichte Haar. Es machte den Dayaks viel Vergnügen, die Köpfe aus den Netzen oder Körben, in welchen sie diese Siegeszeichen aufbewahren, herauszunehmen und der Fremden zu zeigen.

Die Köpfe werden mit großer Geschicklichkeit scharf und mit großer Schnelligkeit vom Rumpf herabgeschnitten. Wenn ein Dayak solch einen Kopf in die Hand nahm, spie er ihn an, die Kinder schlugen ihn und spuckten auf die Erde. „Mich überlief ein Schauder. Aber ich mußte mir doch sagen, daß **wir Europäer** nicht nur nicht über diesen von uns verachteten Wilden stehen, sondern weit weniger werth sind als sie. Ist nicht unsere Geschichte auf jeder Seite mit Schandthaten, Mord und Verrath beschrieben? Man denke an die Religionskriege in Deutschland und Frankreich, an die Eroberung Amerikas, an die Inquisition! In unseren Tagen sind wir äußerlich mehr polirt und civilisirt, aber darum doch nicht minder grausam. Berühmte Leute in Europa schmücken zwar nicht, wie die barbarischen Dayaks, eine armselige Hütte mit Menschenköpfen auf, aber sie könnten mit den Opfern ihres Ehrgeizes die Prunksäle ihrer Paläste ausfüllen. Ich bin erstaunt darüber, daß wir Europäer die Dreistigkeit haben, über die armen Wilden so streng zu urtheilen, die doch weder Erziehung genießen, noch eine Religion haben, welche ihnen Sanftmuth, Milde und Abscheu vor Blutvergießen einschärft." Frau Pfeiffer hätte noch hinzufügen können, daß bei den Dayaks das Kopfabschneiden mit einem religiösen Wahn in Verbindung steht. Daß auch der Aberglaube dabei eine Rolle spielt, wird von ihr ausdrücklich hervorgehoben. Wenn ein Rajah krank wird, oder eine Reise zu einem andern Stamme unternimmt, dann thut sein Stamm das Gelübde, einen Menschenkopf zu opfern, falls der Herrscher wieder gesund wird oder wohlbehalten heimkehrt. Wenn er stirbt, wird gleichfalls ein Kopf geopfert. Dasselbe ist der Fall beim Abschluß von Friedensverträgen, doch tritt jetzt bei manchen Stämmen an die Stelle des Menschen ein Schwein.

Am 22. Januar hatte Frau Pfeiffer sich auf dem Lupar eingeschifft, um auf diesem Strom bis an den Fuß der Sekamil-Bergkette zu gelangen und dann diese zu überschreiten. Unterwegs sprach sie am liebsten gerade bei solchen Stämmen vor, welche für die wildesten und grausamsten gelten, aber sie fürchtete sich nicht, ging in die Häuser, um dort zu übernachten, schüttelte Männern und Frauen die Hand, setzte sich mitten unter sie, nahm die Kinder auf den Schooß und ging in den Wald, um Insekten zu fangen. Anfangs machten sich die Dayaks darüber lustig, denn vom Sammeln für ein Naturalienkabinet haben sie natürlich keinen Begriff; als ihnen aber die Europäerin sagte, daß sie solche Thiere nöthig habe, um aus denselben **Arzneien** zu bereiten, gingen sie ihr hülfreich an die Hand. Wenn sie Abends in die Hütte zurückkam, fand sie Matten für sich ausgebreitet; die Dayaks hatten von ihren Sachen nichts angerührt, und als sie aß, gingen sie abseit, um sie nicht zu stören. „Ich hatte gar keine Furcht, obwohl weit und breit keine Hülfe für mich gewesen wäre, und obwohl ich mich mitten unter Liebhabern von Menschenköpfen befand. Aber ich wußte, daß Radscha Brooke's Name auch bis hierher gedrungen war."

Am nächsten Mittage rastete sie bei einem andern Stamme, dessen Krieger erst vor zwei Tagen mit einem Menschenkopfe zurückgekehrt waren; diese Trophäe hing, nebst anderen, die aber schon getrocknet waren, über dem Heerde, neben welchem man der Fremden einen Ehrenplatz angewiesen hatte. Diesen durfte sie auf keinen Fall ausschlagen, so entsetzlich unangenehm ihr auch die ganze Sache war. Sie erzählt, wie die schon getrockneten, über ihr aufgehängten Köpfe bei jedem Luftzug aneinanderschlugen und wie der üble Geruch von dem jüngstabgeschnittenen ihr Qual und Uebelkeit verursachte. Dazu kamen die aufgeregten Männer, welche im Hause noch hin- und hergingen, als schon das Feuer ausgelöscht war. Da verging ihr, wie sie sagt, alle Lust zum Schlafen, und wir glauben ihr das eben so gern, wie die Versicherung, daß sie Fieberanwandlungen bekam. Es war ihr unmöglich, länger liegen zu bleiben, und aufzustehen wagte sie nicht; sie nahm also eine sitzende Stellung an, und verfiel erst spät gegen Morgen in Schlummer.

Auffallend war ihr, daß die Flüsse in Borneo zumeist sehr dunkelgefärbtes Wasser haben. Das rührt nicht von der Menge von Blättern her, welche hineinfallen, denn sie fand später auf der Insel Ceram Flüsse unter ähnlichen Verhältnissen wie auf Borneo, und doch waren jene klar wie Krystall.

Am 26. Januar befand sie sich am Fuße der Bergkette, welche sie überschreiten wollte. Aber sie erfuhr, daß eben damals zwei Stämme mit einander in Fehde waren, und man versicherte sie, daß sie nicht mit heiler Haut hindurchkommen werde. Sie müsse umkehren. Das wollte sie jedoch unter keiner Bedingung; sie war entschlossen, vorwärts zu gehen, und hoffte darauf, daß Radscha Brooke's Flagge ihr unter den wilden Barbaren ein schützender Talisman sein werde. Sie zog die Flagge auf und ruderte weiter. Bald nachher drang Kriegsgeheul und der Schall von Gongs und Trommeln in ihr Ohr: das Boot bog um einen Vorsprung und nun hatte die weiße Frau einen Anblick, der auch unverzagten Männern hätte Furcht einjagen können. Auf einer Anhöhe unweit vom Ufer standen an die hundert Dayaks, mit Schild und Parang (Haumesser) bewaffnet, erhoben ein entsetzliches Geschrei und machten drohende Geberden.

Frau Pfeiffer zitterte, aber an einen Rückzug war nicht mehr zu denken; nur muthiges Auftreten konnte Rettung bringen. Vor dem Hügel lag mitten im Fluß eine Sandbank. Der malayische Koch, welchen ein Beamter des Radscha Brooke ihr zur Begleitung mitgegeben hatte, ging nun auf diese Sandbank und begann mit dem Dayak-Häuptling ein Gespräch. Nach einer kleinen Weile kamen die Wilden vom Hügel herab; viele stiegen in ihre Nachen, andere schwammen, und binnen wenigen Minuten war das Boot von ihnen völlig umzingelt. Ida Pfeiffer glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen, und es war für sie keine unangenehme Ueberraschung, als der Koch ihr zurief, das Ganze bedeute eine freundliche Begrüßung. Gleichzeitig schwenkten die Dayaks ein kleines weißes Tuch. Die Flagge des Radscha Brooke hatte sich wirklich als Talisman bewährt. Die Wilden fügten der Reisenden nicht nur kein Leid zu, sondern erwiesen ihr die größte Freundlichkeit. Sie mußte an's Ufer kommen, man begegnete ihr mit Auszeichnung und sie war gerührt von der Verehrung, welche diese Barbaren gegen Radscha Brooke zeigten. Die Reisende bringt diesem großen Manne wohlverdiente Huldigungen dar und spendet ihm in reichem Maaße das gebührende Lob. Bei jenen Dayaks waren die Frauen noch weit dienstfertiger als die Männer und setzten ihr Speise in Hülle und Fülle vor, namentlich Kuchen von verschiedener Art. „Mehrere Männer trugen am Halse einen kleinen Korb, der dazu bestimmt ist, als Behälter für einen Menschenkopf zu dienen. Er besteht aus sehr feinem Flechtwerk und ist mit Muscheln und Menschenhaaren verziert. Diesen letztern darf der Dayak als Schmuck nur dann tragen, wenn er schon einen Menschenkopf abgeschnitten hat. Er vertritt also gleichsam jene „Auszeichnung“, welche das civilisirte Europa etwa als „Ordensdekoration“ bezeichnet.

* * *

Die Berg-Dayaks in jenem Lande sind, wie wir schon bemerkten, wesentlich friedliche Leute und eben deshalb sind sie stets in Gefahr, von den Malayen oder den See-Dayaks überfallen zu werden. Sie legten deshalb ihre Dörfer an solchen Stellen an, wo die Oertlichkeit der Vertheidigung günstig ist. Manche haben auch den Feinden, wenn diese keine Feuerwaffen besaßen, mit Erfolg Gegenwehr geleistet.

Die Häuser haben zwar eine ähnliche Einrichtung wie jene der See-Dayaks, aber die Dörfer selbst haben im Bergland eine andere Anlage als jene in der Fläche. Hugh Low, welcher viele derselben gesehen hat, bemerkt, daß eine Häuserreihe selten mehr als sechs bis zehn Wohnungen unter einem und demselben Dache habe, und solche Reihen liegen nach allen Richtungen hin zerstreut, obwohl der Vertheidigung halber jede einzelne der andern so nahe steht, wie die Beschaffenheit des Bodens erlaubt. Die Häuser stehen auf Pfählen und sind im Allgemeinen nicht so groß und bequem wie jene im Flachlande. In allen Wohnorten der Land-Dayaks findet man ein Haus von achteckiger Gestalt mit einem spitz zulaufenden Dache, das allemal in einiger Entfernung von anderen Häusern liegt und keine Galerie hat; man gelangt in das Innere von unten herauf vermittelst einer Fallthür. In größeren Dörfern sind gewöhnlich mehrere solcher Pangahs. Sie sind alle sehr geräumig und werden von den Knaben und unverheiratheten jungen Männern aufgeführt; denn wenn diese das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, dürfen sie nicht mehr in den übrigen Häusern des Dorfes wohnen.

Das Pangah ist das größte und beste Haus in der Gemeinde, und wird deshalb Fremden, welche den Stamm besuchen, zur Wohnung angewiesen; auch halten dort die Aeltesten ihre Versammlungen und besprechen alle öffentlichen Angelegenheiten. Im Pangah hängt auch eine große Trommel; sie besteht aus einer über einen hohlen Baumstumpf gespannten Thierhaut, und man giebt mit ihr bei drohender Gefahr das Lärmzeichen. In diesem Hause schlafen Nachts die jungen Leute auf Matten, die am Tage bei Seite geschafft werden; an den Querbalken, auf welchem der Fußboden ruht, hängen die Köpfe, welche der Stamm seit Generationen erbeutet hat, aber die Zahl dieser Siegeszeichen ist nicht bedeutend, und selbst bei großen Gemeinden geringer als in mancher einzelnen Familie bei den See-Dayaks.

Die Dörfer haben Fruchtgärten, in denen namentlich Durian gezogen wird, der, frisch vom Baume gepflückt, herrlich schmeckt und duftet, während er schon nach zwei Tagen einen üblen Geruch annimmt. Die Berg-Dayaks ziehen ihn allem Andern vor. Alle Obstsorten des Archipelagus liefern, auch an der Straße von Malakka, zwei Ernten im Jahre, aber auf Borneo drei, manchmal auch vier unmittelbar hintereinander und in reichlicher Fülle. Aber dann sind sie erschöpft und geben zwei bis drei Jahre lang gar keinen Ertrag; aber dann andere Bäume, die sich schon ausgeruht haben; so entsteht nie eine Verlegenheit.

Die Befestigung der Dörfer besteht hauptsächlich aus starkem Pfahlwerk von Bambusstämmen oder auch von hartem Holze. Diese senkrechten Pfähle werden durchflochten mit Bambus, dessen Spitzen in allen Richtungen auf der Außenseite hervorstehen und wie spanische Reiter den Angreifenden entgegenstarren. Solch ein Pagar oder Pfahlzaun ist etwa sechs Fuß hoch, schützt das Dorf an allen zugängigen Stellen und hat nur zwei Eingänge, die aber so geschlossen werden können, daß sie völlig einen Bestandtheil der Pfahlreihe bilden.

Das Hügelland wird nach allen Richtungen hin von eigenthümlichen Pfaden durchzogen. Diese führen über Anhöhen und durch Moräste, weil der Dayak seine Wege gern in möglichst gerader Richtung anlegt. Sie werden gebildet aus Baumstämmen, die zwei Fuß über dem Boden auf untergelegten Stützen ruhen, und gewöhnlich nur etwa drei Zoll im Durchmesser halten. Die Rinde wird abgeschält, damit der nackte Fuß nicht abgleite. Man legt mehrere solcher Stämme der Länge nach neben einander und nimmt an manchen Stellen auch wohl Bambus.

Eigenthümlich sind auch die luftigen Brücken. Da, wo ein Fluß oder Gießbach im Wege liegt, sucht der Dayak an einer passenden Stelle zwei einander gerade gegenüber liegende Bäume aus, deren Zweige weit über das Wasser

hinaushängen. Solche benutzt er für seine Hängebrücke von Bambus und befestigt diese an die starken Aeste vermittelst langer Rattangs (Rotangs).

Der Brückenpfad besteht nur aus einem starken Bambusstamme, an welchen man auf der einen Seite eine Art von Geländer befestigt, das aber mehr scheinbaren als wirklichen Halt verleiht. Der Pfad fällt an beiden Enden des Brückenstammes in sehr scharfem Winkel ab, und für einen Europäer ist der Gang über eine solche „Brücke" nichts weniger als angenehm, denn sie schwankt nicht nur auf und ab unter den Tritten, sondern wird nicht selten auch vom Winde hin und her bewegt. Aber der Dayak schreitet, mit einer schweren Last auf dem Kopfe, sicher darüber hinweg, ohne auch nur das Geländer zu berühren; indeß trägt er einen Stab in der Hand, mit dessen Hülfe er wie mit einer Balancirstange das Gleichgewicht hält. Manchmal sind diese Brücken in einer Höhe von sechszig Fuß über schäumende Gießbäche und Felsabgründe hinweggespannt, aber der Dayak hat starke Nerven und ist ganz unbekümmert, sicher wie ein Seiltänzer. Sein nackter Fuß leistet ihm fast dieselben Dienste wie die Hand, mit ihm kann er greifen und seine Zehen sind so gelenkig wie Finger. Mit besohlten Schuhen kann man freilich auf solchen Dayak-Wegen nichts ausrichten; der Europäer muß eine passendere Fußbekleidung wählen.*)

* * *

Wir wenden uns von der Nordwestküste nach einer ganz entgegengesetzten Region, nach dem Südosten von Borneo, über welchen wir von einem deutschen Reisenden, Dr. C. A. L. M. Schwaner aus Mannheim, interessante Nachrichten erhalten haben. Er durchwanderte jene Gegend in den Jahren 1843 bis 1847 und war der erste Europäer, welcher die Strecke zwischen Banjarmassing bis Pontianak auf dem Landwege zurücklegte. Im Jahre 1848 ging er nach Batavia, arbeitete dort seine Reisebemerkungen aus, erhielt von der niederländischen Kolonialregierung abermals den Auftrag, den Südosten Borneos weiter zu durchforschen, starb aber in Batavia am 30. März 1850. Er war im Jahre 1817 geboren. Sein Werk erschien in holländischer Sprache zu Amsterdam 1854 in zwei Bänden.

Auf den südöstlichen Theil der Insel macht die holländische Regierung Anspruch und rechnet denselben unter ihre Besitzungen. Ihr Einfluß ist aber nur sehr bedingt und, wie die blutigen Aufstände in den letzten Jahren bewiesen haben, sehr unsicher. Selbst in der wichtigen Stadt Banjarmassing, wo die Holländer die stärkste Besatzung hatten, waren sie mit Vernichtung bedroht.

Den bedeutendsten Strom bildet der Douson, Banjas, Banjar oder Barito, denn er führt alle diese verschiedenen Namen. Seine Nebenflüsse strömen, wie er selber, von Norden gen Süden und bilden in ihrem untern Laufe mit ihm ein labyrinthisch verschlungenes Geäder. Das Land wird auf einem Umkreise von mehr als hundert Wegstunden periodisch überschwemmt und bildet eigentlich nur einen ungeheuern, in Morästen stehenden Urwald. Die stets umherschweifenden Eingeborenen haben kaum andere Verbindungswege als die Stromläufe.

Die Stadt Banjarmassing liegt am Banjar; ihre Häuser stehen auf Pfählen, weil alltäglich die Fluth die Umgegend unter Wasser setzt. Zwischen den einzelnen Wohnungen bilden Bretterstege die Straße; aber viele Wohngebäude stehen jedes auf einem Floß, Rakti, und die dem Wasser zugekehrte Seite bildet dann den Waarenladen, und am Markttage ist der Fluß mit kleinen Nachen bedeckt, deren Eigenthümer allerlei Waaren anbieten. Die Bevölkerung ist in unablässiger Bewegung auf dem Wasser, denn feste Straßen hat sie, wie schon gesagt, gar nicht; deshalb fehlen auch Pferde und Wagen, und nicht mit Unrecht hat man Banjarmassing eine schwimmende Stadt genannt. Wir können beiläufig bemerken, daß ganz dasselbe von Bruni an der Nordwestküste gesagt werden kann.

Wir wollen unsern Landsmann auf einigen seiner Ausflüge begleiten. Er verließ die Stadt Palingkan am 31. Oktober 1847; ein malayischer Tomonggong (Häuptling) hatte sich ihm angeschlossen. Seine beiden Boote waren mit zwanzig Dayaks aus Pulu Petak bemannt, und so fuhr er den Fluß Murung hinab bis an die Mündung des Trussan, welche jenen Strom mit dem Kahayan verbindet. An diesem letztern Flusse traf er einige Biadschu-Familien, welche Jagd auf wilde Büffel machten. Sie hatten mit Baumstämmen und Gestrüpp einen großen Platz umzäunt und dabei einige ziemlich weite Oeffnungen gelassen. Inmitten des größern Raumes war ein kleiner Platz umzäunt, in welchem gezähmte und abgerichtete Büffel sich befanden. Zu diesen kamen die wilden, wenn sie aber durch die in jener engern Einzäunung gelassene Oeffnung dringen wollten, fielen sie in eine Grube. Flugs eilten die Biadschus herbei, banden die Thiere mit Rattangs, zogen ihnen einen Ring durch die Nase und bändigten sie. Diese Jäger hatten auf solche Weise im Laufe eines Jahres mehr als sechszig Büffel gefangen.

Nun fuhr Schwaner in den Kahayan hinein und am Tjukang Pamali vorüber. Das ist eine bezauberte Stätte, wo böse Geister hausen; deshalb wird kein Eingeborner dort Holz fällen oder Früchte pflücken; wer das wage, verliert, wie man glaubt, seinen Verstand. Dergleichen vom Aberglauben geheiligte Stellen giebt es auch an anderen Flüssen und im innern Lande. Hier kann man sie an den häufig dort wachsenden Nibongpalmen erkennen, die sonst nur an der Meeresküste und in deren Nähe wachsen.

Der Kahayan macht in seinem obern Laufe sehr viele Krümmungen. Eine derselben heißt Rantan Gadscha Mundor, die Krümmung des Elephanten, welcher umkehrte. Diese Benennung ist auffallend, weil das Thier auf Borneo nicht vorkommt und den meisten Bewohnern unbekannt ist. Vielleicht rührt sie aus früheren Zeiten her, in denen Hinduhäuptlinge einen Theil Borneos im Besitze hatten und sich im Kriege der Elephanten bedienten.

An jene Krümmung knüpft sich eine Thiersage. Vor langen, langen Jahren kam ein Elephant den Kahayan aufwärts, um die Thiere im Lande zu bekämpfen. Um ihnen Schreck einzujagen und zu zeigen, wie gewaltig er sei, schickte er einen Boten heraus, welcher einen seiner Elephantenzähne zum Zeichen der Herausforderung überbringen mußte. Darob erschraken alle Thiere ganz entsetzlich und wollten sich dem Elephanten unterwerfen. Da trat aber das Stachelschwein auf und gab der Sache eine andere Wendung. Nehmt, sprach es, die Herausforderung an und schickt dem Feind eine meiner Stacheln, damit er sehe, was für Haare wir haben. So geschah es; der Elephant ließ sich überlisten und zog ab. —

Weiter aufwärts fand Schwaner viele bewohnte aber auch verlassene Kampongs (Dörfer). Auch bei den letzteren sieht man gewöhnlich noch viele Götzenbilder und Kokospalmen, welche beide zeigen, daß an solchen Stellen einst eine zahlreiche Bevölkerung wohnte. Dann und wann trifft man Balais, d. h. Häuser, in welchen die Gemeinde des

---

*) Unsere Abbildung der Bambusbrücke ist jener nachgebildet, welche sich in Low's Werke, Seite 286, findet.

Brücke aus Bambus auf Borneo.

Kampongs ihre Berathungen hält und, wenn Reisende anlangen *), ihre Feste feiert. Sie sind einfach, aber größer als die Privathäuser, und gewöhnlich liegt die Dorfschmiede in der Nähe. Diese Balais entsprächen demnach etwa den weiter oben erwähnten Pangahs der Berg-Dayaks.

Manche Kampongs haben Festungswerke, daß heißt, sie sind mit dreißig Fuß hohen Pfählen aus Eichenholz umgeben. Auf diesen stecken hohe Stangen, welche man an der Spitze mit Figuren geschmückt hat, die einen Kalao (Rhinocerosvogel) vorstellen. Einige dieser hölzernen Vögel halten in ihren Füßen Menschenköpfe. Im Innern der Umpfählung stehen allemal viele Götzenbilder.

Am obern Kahayan hausen die Ot-Danoms. Sie haben ihren Namen von der Lage des Landes, welches sie bewohnen, denn danom ist Wasser und ot heißt oben, aufwärts. Sie gleichen in ihrer äußern Erscheinung den übrigen Dayaks des östlichen Theiles von Borneo, und beschäftigen sich vorzugsweise mit Reisbau und Goldwaschen. Das letztere ist einträglich genug, denn der Staub liefert so viel von dem edeln Metalle, daß sie damit alle Gegenstände, deren sie bedürfen, bezahlen können. Uebrigens geht kein Ot-Danom des Handels wegen über seine Landesgrenze hinaus, und das hat er auch nicht nöthig, weil Handelsleute aus Pulo Petak ihm die Waaren bringen.

Die Sitten und Gebräuche der Ot-Danoms stimmen im Wesentlichen mit jenen der Biadschus überein und beide sind wohl von einem und demselben Stamme; auch hat die Sprache so große Aehnlichkeit, daß sie einander recht gut verstehen. Bilians, eine Art von Bayaderen, welche weiter stromabwärts in allen Kampongs vorhanden sind, findet man nicht bei den Ot Danoms, wohl aber haben die Frauen und Töchter reicher Leute eine eigenthümliche Aufgabe. Sie müssen Kranke heilen, indem sie die bösen Geister beschwören und austreiben, die Seelen der Verstorbenen dorthin führen, wo die Vorfahren sich aufhalten, und von den Göttern Glück und Reichthum erbitten. Aber Mädchen oder Frau ist nur dann zu einer solchen Art von Priesterschaft befähigt, wenn die Seele eines Sangsangs, was wir etwa mit Engel wiedergeben können, ihr in den Leib gefahren ist. So lange ein solcher in ihr verweilt, muß sie sich von ihrer Familie fern halten. Die Seele eines Abgeschiedenen wird sogleich von vielen Sangsang in die andere Welt geleitet, während die Bilians, oder sagen wir hier Priesterinnen, Gesänge anstimmen; sie muß über eine Brücke gehen, die dicht am Sterbehause beginnt und im Aufenthaltsorte der Seligen endigt.

Ot-Danoms auf Borneo vor einem Götzenbilde.

Die Leiche wird in's Freie gebracht; man entfernt das Fleisch von den Knochen, verbrennt diese, sammelt die Asche in eine Urne und stellt diese in das Sandong, Haus der Todten. Beim Leichenhause werden Büffel, Schweine und Menschen geopfert und die Köpfe dieser Geschlachteten im Sandong aufgehängt. Der Ot-Danomhäuptling Tundan, mit welchem Schwaner verkehrte, hatte seiner verstorbenen Frau acht vollständige Anzüge und alle Schmucksachen auf die Bahre gelegt und unmittelbar nach ihrem Tod einen

*) Man nennt ein solches Gebäude deshalb auch Balai tomoi, das heißt Haus der Reisenden.

Sklaven geopfert; als die Leiche aus dem Hause gebracht wurde, ließ er wieder drei abschlachten, und als die Knochen verbrannt wurden, mußten noch acht Sklaven, sechszig Schweine und zwei Büffel auf Scheiterhaufen ihr Leben lassen.

Die Ot-Danoms tättowiren sich am ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts. Früher war die Tättowirung einfach, seitdem aber die Bilians (Priesterinnen) kund gemacht haben, wie die Sangsangs sich tättowiren, will jeder Ot-Danom seine Haut wie diese Engel schmücken. Der Speer ist als Waffe erst in neueren Zeiten bei ihnen eingeführt worden, und auch jetzt noch legen sie großen Werth auf das Blasrohr, aus welchem sie vergiftete Pfeile schießen.

Wir schließen unsere Bemerkungen über Borneo mit der Erwähnung einer eigenthümlichen Anschauung bei den Ot Danoms. Sie halten nämlich den Hund bei dessen Lebzeiten und nach dem Tod in hohen Ehren; ihrer Meinung nach ist er mit einer ähnlichen Seele begabt, wie der Mensch, und er stammt von Patti Palangkaing, dem Könige der Thiere, ab. Dieser führte einmal in einer Thierversammlung den Vorsitz, war aber so ärmlich gekleidet, daß alle Anwesenden ihn auslachten. Darob ergrimmte er, stürzte mitten in seine Unterthanen hinein und biß wild um sich; da entflohen alle, aber nachher setzten sie ihn ab. Seitdem hegt er unversöhnlichen Haß gegen die Rebellen und macht unablässig Jagd auf sie. Dieser Haß ging auf seine Nachkommen über, und gerade deshalb werden diese, die Hunde, von den Ot-Danoms hochgehalten. Der Hausherr wickelt die Leiche eines Hundes in Zeug ein, und legt auf und in die Grube, welche immer dicht bei der Hütte gegraben wird, Salz und Reis. Die Götter bringen die Hundeseele in das Hunde-Paradies. Auf dem Grabe des treuen Dieners wird ein Pfahl aufgepflanzt und an diesem hängen die Köpfe von Ebern und Hirschen, bei deren Erlegung der Hund behülflich gewesen ist.

Bilder aus dem chinesischen Leben, nach dem Roman King-ping-mei.

Mitgetheilt von **Georg von der Gabelentz.**

Die Chinesen lieben es eben so sehr wie wir, ihre Sitten in Romanen zu spiegeln; ihre Literatur ist an derartigen Büchern sehr reich und von uns Europäern in dieser Richtung noch lange nicht genug durchforscht. Unsere Reisenden mögen schildern so viel sie wollen: so tief werden sie uns nie einweihen in die Geheimnisse des chinesischen Lebens, wie ein eingeborener Romanschreiber; denn nie werden sie uns lehren, chinesische Verhältnisse mit chinesischen Augen zu betrachten.

Ein berühmter Roman von kolossalem Umfange liegt mir im Originale vor: Der Kin ping mei. Schon längst würde er sich Bahn nach dem Westen gebrochen haben, hätten ihm nicht die ästh- und sonstigen ethischen Vorurtheile der fremden Barbaren im Wege gestanden. Auch ich muß mich nur auf sehr diskrete Auszüge beschränken, welche ich in lesbarem Deutsch mittheile. Sie führen uns in ein Stück innern und häuslichen Lebens der Chinesen hinein, und zeigen uns, in welcher Weise die Söhne des Blumenreiches der Mitte Romane schreiben, und welcherlei Lektüre die gebildeten Stände zu ihrer Unterhaltung lieben.

Es ist nöthig, den Leser mit dem Terrain bekannt zu machen, bevor er in Einzelheiten eingeführt wird.

Der Held des Stückes ist der Spezereihändler Si men king. Ein verzogenes Kind so lange er Kind war, wird er ein leichtsinniger Mann, sobald er in die Jahre tritt, wo der Mensch zu merken pflegt, wie schön der Leichtsinn ist; Gesundheit, Schönheit und Verstand, die goldenen Eigenschaften des Körpers und des Geistes, sind in vollem Maße sein, und an der silbernen Eigenschaft, die man in der Tasche trägt, fehlt es ihm erst recht nicht. Die „guten Freunde“ kommen also ganz von selbst. Der Verfasser moralisirt:

„Wenn sie den Becher ergreifen und Wein trinken, sind sie Ein Herz und Eine Seele. Warum sind sie wohl so zärtlich wie Brüder? — Wenn von der ebenen Erde sich plötzlich Wind oder Welle erhebt, dann erst kann man das Herz des Freundes erkennen.“

Der Ehestand, in den er tritt, die Gardinenpredigten einer klugen Gattin ändern an der Lebensweise und dem Umgange des gezöpften Roués gar nichts; im Gegentheil, bald soll die lockere Clique zwischen Si men king und seinen neuen Freunden in einen Bund auf Leben und Tod umgeschmiedet werden. Wie dies bewerkstelligt wurde, mag der Roman wörtlich erzählen.

1. Der Bruderbund.

Um ihrem Bündniß die religiöse Weihe zu geben, versammeln sich die Freunde in einem Tempel der Tao-sse.*) Mit Scherzen vertreiben sie sich die Zeit, während der Priester die Vorbereitungen zum Opfer trifft; schließlich erzählt einer, Namens Jng pe tsio, folgende Anekdote: „Ein Tiger hatte einen Mann mit den Zähnen gepackt. Der Sohn wollte den Vater befreien, zog das Schwert und tödtete das Ungeheuer; da rief jener noch aus dem Rachen des Tigers heraus: Sohn, haue nicht überflüssiger Weise zu, du verdirbst sonst das schöne Fell!“

Noch lachten alle laut auf, da kam der Priester U, der mit seinen Vorkehrungen fertig war, und sprach: „Meine Herrn, wollen Sie nun die Papiere anbrennen?“ Er holte einen Zettel hervor, der auf einer Seite gelb war, und sprach: „Soweit hätte ich die Urkunde abgefaßt; wen von Ihnen soll ich aber zuerst nennen, und wen dann? Wenn Sie sich über die Reihenfolge vereinigt haben, will ich die geehrten Namen aufschreiben.“

„Jedenfalls,“ riefen Alle wie aus einem Munde, „gebührt Herrn Si men king der Vorrang.“

„Nein“, sprach Jener, „das Alter muß entscheiden! Jng pe tsio ist älter als ich; schreiben Sie den zuerst.“

Jng pe tsio steckte die Zunge heraus: „Ach,“ sprach er, „laßt nicht mich unbedeutenden Menschen das Glück vorwegnehmen! Heutzutage geht es nach Reichthum und Ansehen; wer fragt nach dem Alter? Uebrigens bin ich nicht einmal der Aelteste hier, und wenn ich es wäre, würden mir doch immer noch zwei Dinge im Wege stehen: Erstens kann ich mich an Tugend durchaus nicht mit

*) Bekanntlich herrschen in China drei Religionen, die des Buddha, die des Confucius und jene des Tao-sse, von denen die erste im Volk, die zweite unter den Gebildeten am meisten verbreitet, die dritte, die am meisten abergläubige ist.

Herrn Si men king messen. Zweitens nennt man mich immer „den kleinen Jng"; wäre ich der Aelteste, so müßte ich doch „der große Jng" heißen. Wenn nun zwei Leute kämen und der Eine riefe: Kleiner Jng! und der Andere: Großer Jng! — wem sollte ich da antworten?"

Si men king lachte: „Wie kann nur ein Mensch, der so wie Du schwätzt bis die Eingeweide platzen, so viel boshafte Worte machen!" Schließlich mußte er doch dem Zureden der Freunde nachgeben und die erste Stelle übernehmen, auf ihn folgte Jng pe tsio und so fort.

Als der Priester U die Urkunde fertig hatte, zündete er Räucherstäbchen und Wachs an, ließ Alle nach der Reihe sich aufstellen, öffnete das Schriftstück und las mit lauter Stimme:

„Im Reiche Sung, der Provinz Schan tung, dem zu Tung=phing=fu gehörigen Distrikte Thing=ho haben die aufrichtigen Männer Si men king, Jng pe tsio, Siei hi tai, Hua tse hiü, Sun tian hua, Tschu schi nian, Yün li scheo, U tian na, Tschang schi tsiei und Pe lai kuan am heutigen Tage, unter Waschen der Hände und Verbrennen von Weihrauch, den himmlischen Rathschluß begehrt. Nachsinnend überlege ich, daß die rechte Linie des Pfirsichgartens schwierig ist, daß der Sinn Aller Wunderbares begehrt und ohne Furcht sein Muster nachzuahmen strebt. Die Freundschaft des Kuan tschung und des Pao schu war innig, und unser Herz will sie wiederholen und ihren Sinn nachahmen. Da überdieß zwischen den vier Meeren*) Alle Brüdern gleich sind, warum sollten nicht Männer aus verschiedenen Familien wie Fleisch und Knochen verbunden werden? So haben sie denn einen günstigen Tag des Jahres Tscheng so gewählt**), ein Schwein und ein Schaf als Opferthiere, auch Räucherstäbe und Papier geopfert, sich gereinigt, ihre Andacht verrichtet und mit aufrichtigem Sinn zu dem obersten Herrn des Himmels, zu dem den Tag übernehmenden Geist mit fünf Gesichtern, Kung tsao, zum Schutzgeiste des Distriktes, Tscheng hoang, und zu allen wandelnden Geistern gebetet, daß sie alle den frommen Duft dieses Opfers annehmen und prüfen möchten, und hat Si men king geschworen: wenn wir auch nicht an einem Tage geboren sind, so wünschen wir doch an einem Tage zu sterben. Diesen Schwur wollen wir dauernd und wahr machen und Lust und Freude theilen, in Unglück und Kummer uns beistehen, stets wie zu Anfang Freunde bleiben, wenn wir reich und angesehen sind; der Zeit, wo wir arm und elend waren, eingedenk bleiben und ewig einander vertrauen. Unsere Freundschaft sei wie die auf= und niedergehenden Sonne und Mond, unsere Liebe hoch wie der Himmel und tief wie die Erde. Nach diesem Schwure wollen wir einträchtig sein, ohne je uns zu entzweien. Auch bitten wir die Geister, daß sie Allen ein langes Leben, Aller Häusern ein grenzenloses Glück verleihen, denn alle Anwesenden vertrauen der Gnade und dem Schutze der Geister. — Dieser Schwur wurde an dem und dem Tage des und des Monats des Jahres Tscheng ho niedergeschrieben."

Nachdem der Priester U solches verlesen und Alle, um den Geistern ihre Ehrfurcht zu bezeigen, sich nach der Reihe acht Mal vor ihnen verneigt, dann sich von ihnen verabschiedet und Papiergeld verbrannt hatten, wurden die Opfergeräthe wieder in Verwahrung gebracht. Bald darauf rief U seine Leute, ließ das Schwein und das Schaf schlachten, Hühner, Fische, Früchte u. s. w. anrichten und alles auf zwei großen Schüsseln und Schalen auf zwei Tafeln aufstellen. Erst nahm Si men king, dann die Anderen nach der Reihe Platz; der Priester saß als Tischgenosse zur Seite. Der Wein machte mehrere Male die Runde, man trieb allerhand Kurzweil und besprach gründlich die Vorzüge des gemeinsamen Zechens.

*) D. i. auf Erden.

**) Es ist Sitte bei den Chinesen, für jede einigermaßen einflußreiche Unternehmung einen günstigen Tag zu wählen. Ihre Kalender sind darauf eingerichtet, ähnlich wie unsere älteren, mit ihrem „gut Aderlassen" u. s. w.

Der Schriftsteller begeistert sich hier zu folgendem Verse:

„Die Sonne, die sie aus dem Reiche Fu sang aufsteigen gesehen, geht bald hinter den Bergen unter. Nachdem sie sich betrunken, gehen sie auf ihre Diener gestützt nach Haus, und hinter den Gipfeln der Bäume leuchtet der junge Mond hervor."

2. Ein Besuch.

Si men king mußte früher als die Anderen das Gelag verlassen, weil ihm plötzlich das Erkranken seiner zweiten Frau gemeldet wurde. Einige Tage darauf tritt Jng pe tsio mit lachender Miene ein. Si men king begrüßt ihn und nöthigt ihn zum Sitzen.

„Wie befindet sich meine Schwägerin?" fragt der Gast.

„Dem äußern Ansehen nach ist noch keine Besserung eingetreten," lautete die Antwort; „ich weiß nicht wie sie genesen soll. — Haben Sie etwas gegessen, oder noch nicht?"

Da es sich nicht geschickt hätte, wenn der Angeredete verneinend geantwortet hätte, sagt er: „Rathen Sie einmal."

„Sie haben wohl gegessen?"

Jng pe tsio verdeckt seinen Mund: „Da haben Sie es nicht errathen," sagt er.

Si men king lacht: „Sonderbarer Hund, wenn Du nicht gegessen hast, so sage es doch gleich! Was sollen die Komplimente?" Er ruft seine Diener und befiehlt ihnen: „Richtet Reis an und bringt ihn herein. Ich will mit meinem Bruder zusammen essen."

3. Ein chinesischer Herkules.

Bald gehen die beiden Freunde zusammen aus, um einen seltenen Aufzug anzusehen: Ein fürchterlicher Tiger, der lange die Gegend unsicher gemacht hatte, war durch den mächtigen Faustschlag eines Mannes erlegt worden. Jubelnd geleitet das Volk seinen Wohlthäter durch die Stadt. Der Held war U sung. Ihm sind folgende Verse gewidmet*).

„Sein großer Körper war stark und kräftig, über sieben Fuß hoch, sein breites Gesicht wohlgebildet und viereckig (!), er mochte vier= oder fünfundzwanzig Jahr alt sein. Die Augen waren groß und weit geöffnet; wenn man sie von fern sah, schienen sie zwei glänzende Sterne. Wenn man die beiden festgeschlossenen Fäuste sah, glichen sie eisernen Keulen. Wenn er den Fuß erhob, sank den Tigern und Leoparden auf dem hohen Gebirge der Muth; wenn er die Faust sinken ließ, wagte kein Bär in den tiefen Schluchten den Sprung. Auf dem Kopfe trug er eine viereckige Mütze, auf die oben eine doppelte silberne Blume gestickt war. Seine Kleidung war ein blutbefleckter Koller, über den ein Stück rothes Zeug geworfen war."

4. Eine Kokette.

Tschang ta ho war ein Mann von zehn Tausend Tael Vermögen, besaß ein Haus von über hundert Zimmern und war, obschon über sechzig Jahre, doch noch kinderlos. Da seine Frau ein sehr strenges Scepter führte, so war im Hause auch nicht Ein hübsches Mädchen. Der Mann schlug oft an die Brust und seufzte: „Schon so lange verheirathet und noch kinderlos! Was nützt mir mein unermeßlicher Reichthum?" Die Frau sprach: „Wenn das ist, so will ich einen Unterhändler aufsuchen und zwei Mädchen kaufen, denen ich früh und Abends Musikunterricht geben lasse. Was meinst Du?" Der Gatte dankte erfreut für ein solches Anerbieten.

Die Frau hielt Wort und nach wenigen Tagen waren zwei Mädchen Namens Pan kin lian und Pe iü lian in Tschang ta ho's Hause. „Pan kin lian war die sechste Tochter des am südlichen Thore wohnenden Schneiders Pan. Da sie von klein auf schön von Gestalt, auch ihre Füße eingeschnürt und klein waren, so hatte

*) Die chinesischen Romanschreiber lieben es, ihren Erzählungen selbst gemachte Verse einzuflechten, als wären es Stellen aus irgend einem bekannten Gedichte.

man sie Kin lian*) genannt. Nach dem Tode ihres Vaters wurde es der Mutter schwer, sich zu ernähren; deshalb verkaufte sie das neunjährige Mädchen in das Haus des Mandarinen Wang tschao siuan, wo sie musiciren und singen, bei Gelegenheit auch schreiben lernte. Von Haus aus klug und geschickt, lernte sie schon im zwölften und dreizehnten Jahre die Augen braun malen, die Augen schmücken, sich weiß und roth schminken und alle Künste einer Musikantin. Sie verstand Bücher und wußte die Schriftzeichen. Das Haupt angemessen frisirt, den Körper in ein knapp anliegendes Kleid gehüllt, sich zierend und kokettirend, wußte sie sich ein Ansehen zu geben. Als sie fünfzehn Jahr alt geworden war, starb Wang tschao siuan, und die Wittwe jagte sie scheltend fort und verkaufte sie für dreißig Tael Silber an Tschang ta ho.

Sie war zugleich mit Pe iü lian in dessen Haus gekommen und Beide mußten hier musiciren und singen lernen. Pan kin lian lernte ohne Mühe die Cither, ihre Gefährtin die Harfe spielen. Beide schliefen in einem Zimmer. Frau Jü schi liebte anfangs Beide sehr und beschenkte sie mit goldnem und silbernem Kopfputze. Später starb Pe iü lian, und Pan kin lian blieb allein übrig; sie hatte bis zu ihrem achtzehnten Jahre sehr zugenommen; ihr Gesicht glich einer Pfirsichblüthe, ihre Augenbrauen waren so schön, wie der wachsende Mond. Auch hätte sie Tschang ta ho gern zu seiner Geliebten gemacht, er fürchtete sich nur vor der Eifersucht seiner Alten."

Die Alte wird doch eifersüchtig.

„Sie mißhandelte das Mädchen auf hunderterlei Art, bis Tschang ta ho, der sah, wie unerträglich dieser ihre Lage wurde, sich mit schwerem Herzen entschloß, ihr ein Abschiedsgeschenk zu machen und sie dann an einen rechtschaffenen Mann zu verheirathen. Seine Diener empfahlen ihm Usung's Bruder, den Pastetenbäcker U=da, der im Hause zur Miethe wohnte, und Tschang ta ho, dem nichts erwünschter war, als die Person den ganzen Tag unter Augen zu haben, ergriff die Gelegenheit mit Freuden und gab sie dem U=da umsonst, ohne sich auch nur einen Heller von ihm bezahlen zu lassen."

Bald darauf starb der alte Sünder, und die Wittwe hatte nichts eiliger zu thun, als ihre Rivalin aus dem Hause zu jagen; — den Mann natürlich mit. Ueber Letztern berichtet der Roman:

„Da die Leute seine Schwäche und zwerghafte Gestalt sahen, so gaben sie ihm Spitznamen, wie „der anderthalbzöllige Nagel," oder „die Ulmenrinde". Die Namen waren nicht übel gewählt, denn sein ganzer Körper war runzelig und häßlich, Kopf und Gesicht schmal und klein."

„Pan kin lian hatte, nachdem sie den U=da geheirathet, seine Schwäche und Unbedeutendheit erkannt, verabscheute ihn und lebte mit ihm in beständigem Zanke. Des Tschang ta ho überdrüssig klagte sie: Sind denn alle Männer in der Welt alle geworden? — Sie trinken nur immer Wein, und wo es zu eilen gilt, sind sie wie angenagelt und bewegen sich nicht! In welchem Leben **) habe ich nur gesündigt, daß ich in dieses Pech hineingefallen bin? Ach, Jammer ohne Ende!"

So oft sie allein war, sang sie das Lied „Schan po yang":

„Ich denke an die vergangenen Zeiten, — mein Schicksal ist verfehlt! Ich habe dich für einen Mann gehalten, — mich selbst rühme ich nicht; wie kann der Rabe mit dem Phönix verglichen werden? Ich bin wie das reine Gold, begraben im Schoße der Erde. — Jener ist nur ein Stück Messing: kann das mit meiner Goldfarbe verglichen werden? Da er nur ein Stück gemeines Gestein ist, durch welches Glück umschlingt er meinen schneeweißen Edelsteinnacken? Wie die Glückseligkeitsblume, die auf dem Misthaufen wächst, bin ich mit ihm durch das Schicksal gepaart. Wie freudlos ist es in meinem Innern! Hört mich! ich bin ein goldener Mauerziegel: wie bin ich mit dem Erdbewurfe zusammengekommen?"

„Wer dies liest, der höre: Jedes Weib heutzutage, wenn sie nur einigermaßen hübsch und klug und geschickt ist, will nur einen guten Mann haben. Wenn einer wie U=da ist, mag er noch so viel gute Eigenschaften haben, — immer wird er Anlaß zu Ekel und Ueberdruß geben. Von Alters her haben schöne Leute selten ein tugendhaftes und verständiges Paar abgegeben, eben so wenig, wie Gold kaufende und verkaufende Leute zusammenpassen."

„U=da ging täglich aus, um seine Pasteten umherzutragen, und kam erst Abends zurück. Pan kin lian stand, wenn der Mann außen war, den ganzen Tag unter dem Thürvorhange*), biß Melonenkerne auf, steckte ihre kleinen Füßchen geflissentlich hervor und lockte so leichtsinnige Menschen an. Täglich gab es deren, die an ihrer Thür unbesonnene Reden führten, scherzten und sangen. Sie sprachen: Wie ist so ein gutes Stück Hammelfleisch einem Hunde in's Maul gefallen? und dergleichen Scherze mehr. So konnte denn U=da nicht länger in der braunen Steingasse wohnen bleiben, er mußte sich mit seiner Frau über einen Wohnungswechsel berathen. Die Frau sprach: „Wenn Du unwissender, dummer, erbärmlicher Mensch Dich bei Jemand einmiethest, wo wenige und kleine Zimmer sind, so werden gewiß niederträchtige Menschen kommen und Dich angreifen. Sammle doch lieber ein paar Tael Silbers und miethe dann einige Zimmer in einem anständigen Hause; das macht doch einen bessern Eindruck und Du wirst die Neckereien der Leute los!" „Wo soll ich aber," meinte U=da, „das Geld hernehmen, um ein solches Haus zu miethen?" Pan kin lian spuckte aus: „Dummes Vieh!" rief sie „Du bist ein Mann, aber ein tölpelhafter! Wirst Du nie aufhören, wie ein altes Weib mich zur Verzweiflung zu bringen? Wenn Du kein Geld hast, so verkaufe doch meine Haarnadeln; das hält nicht schwer, und wir werden sie bald wieder ersetzen können."

5. Die Höflichkeit.

Eines Tages begegnet U=da seinem herkulischen Bruder. Beide sind herzlich über das Wiedersehen erfreut und Usung muß dem Bruder in seine Wohnung folgen. Dort angekommen setzen sie sich auf den Söller. Dann rief U=da die Pan kin lian, um sie dem Usung vorzustellen: „Der neulich auf dem Kiang=kang Gebirge den Tiger erschlagen hat, ist dieser, Dein Schwager. Jetzt ist aber mein leiblicher Bruder Polizeipräfekt."

Pan kin lian verneigte sich und sprach: „Möge Ihnen alles Glück zu Theil werden."

Usung verneigte sich dankend und wollte sich niederwerfen; aber die Schwägerin hielt ihn zurück: „Halten Sie an! Ich geringe Frau müßte befürchten, ihrem Glücke im Wege zu stehen."**)

„Schwägerin," bat Usung, „nehmen Sie die gebührende Ehrbezeugung an!" Beide begrüßten sich nochmals gegenseitig. —

Schon jetzt stellt Pan kin lian insgeheim Vergleiche zwischen den beiden Brüdern an und natürlich trägt dabei U=da nicht den Sieg davon. Bald fragt sie: „Wie alt sind Sie?"

„Ich habe," antwortet Usung, „unverdienter Weise mein achtundzwanzigstes Jahr erreicht."

Uns erscheint die Frage ebenso tadellos, wie die Antwort komisch. Der Chinese sieht in ersterer nichts Unpassendes, in letzterer eine ihm sehr geläufige Phrase der Bescheidenheit. Auch zieht die junge Frau ganz unbefangen den Schluß: „Da sind Sie ja drei Jahr älter als ich."

In dem Lande, „wo Alles verkehrt ist", lieben es nämlich die

*) D. i. goldene Wasserlilie, die poetische Bezeichnung für die eingeschnürten Füßchen der Damen.

**) Bezieht sich auf die Seelenwanderung.

*) D. h. in der Hausthür, welche durch eine Art Marquise oder Rouleau geschützt ist.

**) Nämlich: wenn ich duldete, daß Sie sich so vor mir erniedrigen.

Damen mehr, sich ein höheres Alter zu geben, als umgekehrt. Je älter, desto respektabler, denken sie.

Der Leser hat geahnt, daß Usung schon jetzt in Pan kin lian's weitumfassenden Herzen einen großen Raum einnimmt. Der Schriftsteller zeichnet das Verhältniß zwischen der nicht mehr ganz jugendlichen, aber um so verliebteren Schwägerin und dem frischen aber kühlen Schwager in einem hübschen Bilde:

„Die verwelkte Blume folgt freiwillig dem fließenden Wasser; aber das fließende Wasser kümmert sich nicht um die verwelkte Blume.“ —

Neapolitanische Charakterköpfe.*)

II.

Der charakterlose Witzbold Filomeno Alessandroni. — Salvatore Morelli, der Volksdichter und Idealist. — Der Republikaner Nicotera. — Lorenzo Zaccaro als Reformator der Kirche. —

Nachdem wir zwei Leute aus dem eigentlichen Volke in ihren Eigenthümlichkeiten betrachtet haben, wollen wir jetzt einen neapolitanischen Gelehrten, der in der That ein wahres Universalgenie ist, nämlich Filomeno Alessandroni, den launigen Redakteur des Witzblattes „Arlechino“, in Augenschein nehmen. Schon sein Aeußeres deutet auf eine ungewöhnliche Persönlichkeit hin. Er ist von mittler Größe, doch lenkt seine interessante Physiognomie sofort die Aufmerksamkeit eines Jeden auf ihn. Mit einem stechenden, durchdringenden Blicke, den selbst ein Unbefangener kaum zu ertragen vermag, vereint sich in seinen Zügen ein Ausdruck von unverwüstlicher Laune, der sich nicht schildern läßt. Gleichwohl schimmert dazwischen wieder ein so gutes Theil Verschmitztheit hindurch, daß man kein großer Physiognomiker zu sein braucht, um zu errathen, daß seine überaus spitze Feder immer nur der siegenden Partei gehört.

Signor Filomeno Alessandroni schreibt gegen Verschwiegenheit und Geld für die Blätter aller Parteien und läßt oft die Feder nicht trocken werden, um eine Meinung, die er eben noch mit kühnster Sophistik in dem einen Blatte vertheidigt, im nächsten Augenblicke mit der ganzen Lauge seines kostbaren Witzes in einem für ein gegnerisches Blatt geschriebenen Artikel als Blödsinn darzustellen. Seine Weltanschauung ist die des vollendeten Cynikers, dabei aber äußert sie sich in so liebenswürdig naiver Weise, daß man ihm gegenüber seiner grenzenlosen Gesinnungslosigkeit kaum zürnen mag, wenn er sich mit den Worten entschuldigt: „Was wollt Ihr? Das Stachelschwein hilft sich durch seine Stacheln fort, ich friste mein Leben durch meine Feder. Mir ist die ganze Welt viel zu klein, als daß ich mich über irgend etwas Anderes ärgern könnte, als wenn mich hungert, während dumme Esel Champagner trinken.“

Für gewöhnlich geht Alessandroni mit den Mazzinisten um und schreibt ihnen die bissigsten Leitartikel. Seine Freundschaft zu den Mazzinisten hindert ihn jedoch nicht, nebenbei der gute Rathgeber des Polizeipräfekten von Neapel zu sein, denn diese Rathschläge tragen ja Geld ein, und Geld, sagt Filomeno, braucht man, wenn uns die Welt nicht, statt mit Brot, mit Fußtritten regaliren soll. Leider braucht aber Filomeno sehr viel Geld, denn er ist den Nymphen der schönen Golfstadt von ganzer Seele ergeben, und diese Nymphen geben ihrer Sprödigkeit nur gegen den Sirenenklang der Piaster den Abschied. Außerdem hat er offenbar zu seinem Unglück in der Jugend den Horaz zu sehr studirt und das „nunc est bibendum“ des römischen Dichters zu gut auswendig gelernt, um es je wieder vergessen zu können. Aber man muß ihn sehen, wenn er nach des Tages Last und Mühe, nachdem er seine tapfere Feder in allen Lagern der Politik spazieren geführt, in einer Cantina (Weinkeller) dem Bacchus opfert. Dann ist er ganz er selbst, und sein seltenes Genie, dem die Götter keine Zuthat, mit einziger Ausnahme der Gewissenhaftigkeit, verweigerten, glänzt dann in den seltensten Farben und gefällt sich in den wunderbarsten Sprüngen des Humors. Um ihn her schallt beständig unauslöschliches, homerisches Gelächter, neben ihm leert sich wie durch Zauber Flasche auf Flasche, sein Mund bleibt nicht still, immer wieder zuckt ein neuer Witz hervor und dabei schreibt er gemüthlich von Zeit zu Zeit eine Stelle für seinen Arlechino oder entwirft für denselben mit gewandter Hand irgend eine jener Karrikaturen, die nur aus dem Hexengebräu der Phantasie eines so seltsamen Genies hervorwuchern können. Plötzlich aber wird er hinausgerufen. Ein Theaterdiener bittet ihn, zu dieser oder jener Sängerin nach dem San Carlo-Theater zu folgen, und wenige Augenblicke nachher schreibt er in der Garderobe einer Bühnenprinzessin unter ihren Umarmungen die Recension über die heutige Vorstellung, welche er gar nicht gesehen, und die doch Alle wieder morgen als ein Muster geistvollen Styls und tiefer Beobachtungsgabe rühmen werden.

Daß Filomeno auch Improvisator ist, versteht sich ganz von selbst. Und wie improvisirt er! Vers auf Vers fließt wie ein luftiges Fatamorganabild aus seiner Seele, ohne daß er sich auch nur zu besinnen brauchte. Aber plötzlich im schönsten, lyrischen Schwunge gefällt es seinem Capriccio, aus dem reinen Himmel der Idee in den tiefsten Schmutz Neapels herabzufallen und Zoten zu versificiren, gegen die ähnliche Leistungen antiker Dichter kindischunschuldige Versuche sind. — Bei Tage geht er nie ohne eine tüchtige Reitpeitsche aus, mit der er jedem Lazzarone, der nicht flink auf sein Kommando springt, sofort regalirt. Er hat noch nie für die Besorgung eines Billet-doux einen Grano bezahlt. Seine gefürchtete Reitpeitsche überwindet alle Subtilitäten der gemeinen Neapolitaner gegen unbezahlte Dienstleistungen.

Aber wie ihn die Kleinen fürchten, so fürchten ihn auch die Großen, welche er mit den Großthaten seiner Feder im Arlechino traktirt. Filomeno Alessandroni könnte ein großer Mann sein, wenn er menschliche Größe nicht für einen Wechsel hielte, der erst nach Lebensabschluß ausgeglichen wird. Er könnte reich sein, wenn er es nicht bequemer fände, Andere Geld bewachen zu lassen, das er durch die Waffe seiner Feder, wenn er es braucht, in die Hand bekommen kann. Er könnte geachtet sein, wenn er es nicht vorzöge, der ganzen Welt seine Verachtung dadurch zu beweisen, daß er sich vor ihr just, wenn es ihm gefällt, in den Schmutz wälzt. Filomeno Alessandroni schrieb schon unter den Bourbonen an seinem Arlechino, und die Polizei der Bourbonen war lange nicht klug genug, um ihm auf den Pelz kommen zu können; dafür hat sie seine Moral vergiftet. Filomeno ist der wahre Typus des durch und durch begabten aber verderbten neapolitanischen Volkes, welches der Despotismus (— aber dieser nicht allein —) zum physischen wie moralischen Proletarier gemacht hat. Das Einzige, was

*) Siehe Seite 89.

Alessandroni sich aus den Zeiten höherer Menschenwürde gerettet hat, ist die treue Liebe zu seiner armen Mutter und Schwester, welche er durch seine Feder ernährt. Wer ihn je lachen und Witze sprudeln sah, wer je seine geistvollen Aufsätze und Diatriben las und dann sein Leben und Treiben, das eigentlich ein selbstbewußtes Schlammbad ist, betrachtet, kann sich nicht enthalten, ihn mit den schönen Ruinen seiner Heimath zu vergleichen, aus denen trotz alles Moders und aller Verwesung immer wieder frischer Ephen und frische duftende Blumen hervorsprossen. Was hätte aus ihm in anderen Verhältnissen und anderer Zeit Alles werden können!

Im Alterthum wäre er sicher eine Art von Alcibiades gewesen. Oft, wenn ich Abends neben ihm saß, kam ich unwillkürlich auf den Gedanken der Seelenwanderung oder glaubte mich in eine jener lustigen atheniscben Gesellschaften versetzt, wo der leichtsinnige Liebling des Perikles mit seinem Geist und seiner Laune Fangball spielte.

Wir würden das neapolitanische Schriftstellerthum nicht anschaulich darstellen, wenn wir unserm Alcibiades Filomeno nicht einen andern Charakterkopf in dem bekannten Dichter und Schriftsteller Salvatore Morelli entgegenstellten, der, so weit dies unter dem lächelnden Himmel Neapels eben möglich ist, das larmoyante Fach vertritt.

Salvatore Morelli ist von kleiner, untersetzter Gestalt, mit einer Physiognomie, die unwillkürlich an die Formation der Spitzmaus erinnert. Aus seinen klaren Augen schaut ein gutmüthiger, gemüthlicher Geist, zeitweis jedoch auch ein maßloser Hochmuth heraus. Er schätzt Philosophie und Poesie als die beiden höchsten Genien, welche das Leben der Sterblichen erleuchten, sich selbst hält er für den auserlesenen Erdensohn, bei dem sie beide schon an der Wiege, wie weiland die glückbringenden Feen des nordischen Märchens, Pathe gestanden. Er ist der bescheidenen Ansicht, daß er allein der Mann sei, alle Probleme der Zukunft zu lösen, wenn seine undankbaren Mitbürger seinen Geist durch die ihm gebührende Ruhmesspende zum höchsten Fluge begeistern werden. Um des ihm nöthigen Quantums Ruhms theilhaftig zu werden, hat er seine bedeutende Begabung bisher auf alle möglichen Arbeiten zersplittert, die ihm aber, eben weil er zu vielerlei treibt, nicht das Ansehen verschafft haben, das er unfehlbar erreicht haben dürfe, wenn er mit seinen Geisteskräften mehr Maß zu halten und sie in einem bestimmten Fache zu concentriren wüßte.

Aber nicht blos seine Fähigkeiten hat er in jeder möglichen Weise strapazirt, um das Phantom des Ruhms mit beiden Händen zu ergreifen. Auch sein nicht unbedeutendes Vermögen hat er an diese trostlose Hetzjagd verwandt und nunmehr fast gänzlich aufgezehrt. Es dürfte sich schwer berechnen lassen, wie viele hundert Ducati er sonst immer während eines Monats daran spendirte, um seinen Namen in den Blättern genannt zu sehen. Das von ihm geschriebene moralphilosophische Werk „La Donna e la Scienza“ (Die Frau und die Wissenschaft) hat ihm allein durch Druck, Reklamen und Anzeigen nahezu an 2000 Ducati gekostet. Leider ist es zu gelehrt geschrieben, um populär zu werden, was es wirklich verdiente. In diesem ganz schätzbaren Werke will er nachweisen, daß die Zukunft der Menschheit in den Händen der Frauen liege, da dieselben den Bürger zur Welt bringen und auf ihn den ersten und für das ganze Leben wichtigsten Einfluß üben. Den Gedanken zu diesem Werke faßte er während seiner traurigen zwölfjährigen Gefangenschaft als politischer Verbrecher in den furchtbaren Kerkern von Ischia. Denn Salvatore Morelli ist, seine Ruhmesnarrheit ausgenommen, ein Ehrenmann und politischer Märtyrer, der in seinem 35. Jahre schon graue Haare hat, — eine Folge seiner Kerkerleiden. Er ist nun einer der eifrigsten Mazziniſten und hat sich in jüngster Zeit darauf gelegt, das Volk durch politische Lieder zu erziehen. Einige seiner Volkslieder sind in der That nicht ohne Schwung und Werth, allein gerade diese letzte Manie, Volksdichter zu werden, hat seinem Vermögen den Gnadenstoß gegeben. Er ließ nämlich, sobald er irgend ein neues Lied gedichtet, dasselbe sofort komponiren und griff dann jeden Lazzarone, den er erwischte, auf der Straße auf, lud ihn zu sich, traktirte ihn und bezahlte ihm Geld, damit er sein Lied auswendig lerne und singe. Diese Taktik hat ihn jetzt geradezu in große Dürftigkeit gebracht. Gleichwohl aber ist er nicht zu bewegen gewesen, irgend eines der ihm mehrere Male vom Turiner Ministerium angebotenen Aemter anzunehmen, weil er sich zu sehr in sein politisches Märtyrerthum verliebt hat und lieber hungern als diesem entsagen will. Eines seiner besten Volkslieder beginnt mit dem Verse:

Figliuoli non piangete,
Se scarso cibo avete;
Il cuor di Garibaldi
Avrà di Voi pietà!

(Ihr Niedrigen und Kleinen
Mögt nicht vor Hunger weinen;
Das Herz des Garibaldi
Erbarmt sich Euer bald!)

In Bezug darauf fragte ihn eines Tages ein reaktionäres Blatt, wann denn das Herz Garibaldi's sich Seiner erbarmen werde, daß er am Abend jeden Tages wisse, ob er morgen etwas zu leben finden werde?

Die Sucht, zu glänzen und nach mehr auszusehen, als man wirklich repräsentirt, ist überhaupt ein Nationalfehler der Neapolitaner, und Leute, welche sich dies Ansehen ganz besonders gaben, werden vom Volkswitz mit dem Spottnamen Don Cicillo beehrt. Der Don Cicillo ist eigentlich der arme Edelmann, der sich womöglich mit einem Herzogstitel brüstet, aber kaum täglich 5 Grani Rente zu verzehren hat. Aber auch der Bürger, welcher mit demselben geringen Einkommen es unter seiner Würde hält, sich Geld zu erarbeiten, der immer mit wohlfrisirtem Haar, wohlgewichstem Bart, weißem Hemdkragen (oft ohne Hemd, nicht selten sogar von Papier), nie fehlenden Glanzhandschuhen, Stegreifen und Glanzstiefeln geht, die Reitpeitsche trägt, ohne je ein Pferd bestiegen zu haben, nicht zu Mittag ißt, aber den ganzen Tag in den Kaffeehäusern herumlungert, trägt den Spottnamen Don Cicillo.

Sehen wir uns dagegen jetzt einen wahrhaften Edelmann in der Person des berühmten Barons Nicotera an, der im Jahre 1856 unter dem unglücklichen Rosalino Pisacone mit einem Häuflein verwegener Patrioten einen Einfall in Kalabrien machte, dort die Gefängnisse der politischen Gefangenen öffnete, in der Nähe von Potenza jedoch von einer allzugroßen Uebermacht königlicher Truppen, nach heldenmüthiger Vertheidigung, geschlagen, verwundet und gefangen wurde. Baron Nicotera, der den Titel vor seinem Namen aus republikanischem Stolz weggestrichen hat und sich ganz einfach Bürger Nicotera nennen läßt, ist mit der Tochter des durch seine Leiden um der Sache der Freiheit willen berühmt gewordenen Barons Poerio vermählt, die ihn in seiner gefährlichen Laufbahn als treue und tapfere Genossin begleitet. Obwohl nicht zu groß, ist er doch schlank gewachsen und trägt einen antiken Kopf mit Vollbart und dem Ausdruck entschiedener Energie, wie er auf den Körper jedes Spartaners gepaßt haben würde. Gleich den Helden des Alterthums ist er bereit, sein ganzes Leben der Sache seines Volkes, welches er mit südlicher Glut liebt, zu opfern. Er hat lange Jahre im Kerker geschmachtet und in einem sicilianischen Gefängnisse selbst die Tortur erduldet. Mit Schwert und Feder kämpft er nun unausgesetzt für sein geliebtes Vaterland, seit er durch Garibaldi 1860 befreit worden. Er ist der gefürchtetste Republikaner in ganz Italien, ein Todfeind des Turiner Ministeriums, das ihn jetzt, nachdem es ihm gelungen, dem General Pallavicino in der Affaire bei Aspromonte zu entgehen, mit rastloser Emsigkeit verfolgen läßt. Sein einziger Ehrgeiz ist, seiner Partei zum Siege zu verhelfen. Baron Nicotera ist das Bild des neapolitanischen Volkes, wie es sich erheben wird, wenn es die Flecken langer Knechtschaft abgewaschen und unter dem Lichte der Freiheit und gesunder Erziehung sich wiedergeboren haben wird. Ja, ich glaube nicht zu

viel zu sagen, daß Nicotera, der ebenso kühn und tapfer wie Garibaldi selbst ist, einst nach dem Tode dieses ersten Helden Italiens, wenn es nöthig sein dürfte, dessen Mission mit dem Schwerte wieder aufnehmen und glücklich zu Ende führen wird.*)

Ich glaube, diese Galerie neapolitanischer Charakterköpfe, deren ich noch viele aufzeichnen könnte, für jetzt nicht würdiger beschließen zu können, als indem ich noch einen Blick auf den Reformator Italiens, den unermüdlichen Bekämpfer des weltlichen Papstthums, Lorenzo Zaccaro, werfe. Lorenzo Zaccaro, der Gründer und Präsident des Vereins für gegenseitige Unterstützung des liberalen italienischen Klerus, ist 1815 in San Lorenzo Bellissi, einem kleinen Orte Calabriens, geboren. Wie Luther, so rühmt auch er sich aus dem Volke zu stammen. Von seiner Familie zum Priester bestimmt, trat er frühzeitig in ein Seminar, that sich bald durch seine Geistesgaben hervor und ward schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre Priester und Professor am Seminar zu Cassano, wo er sich bald einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner erwarb. Die Polizei fand jedoch seine Predigten und Schulvorträge zu liberal und untersagte ihm Beides. Aus seiner Thätigkeit herausgerissen, ging er nach Neapel, wo er sich ausschließlich mit philosophischen Studien beschäftigte und mehrere philosophische Arbeiten veröffentlichte; durch diese erwarb er sich einen geachteten Namen.

Im Jahre 1848 schloß er sich mit ganzer Seele der Bewegung an und redigirte damals zwei politisch-religiöse Blätter, den „Amico del Popolo" und die „Religione e Libertà", die beide sich durch ihre ebenso liberale als maßvolle Sprache auszeichneten und seinen politischen Takt, durch seine seltene Vorhersicht in die Zukunft, offenbarten. Im Jahre 1850 machte ihm die bourbonische Regierung einen Prozeß, er entging ihr jedoch, indem er sich in die Abtei von Monte-Cassino flüchtete. Als 1853 das über ihm schwebende Gewitter sich etwas verzogen hatte, verließ er die Abtei und begab sich als Rektor des Seminars nach Bojano in der Provinz Molise. Allein bald ward er wegen seiner liberalen Gesinnung von dort vertrieben, und so ging er wieder nach Neapel, wo er sich ganz in seine Studien begrub, bis er 1857 verhaftet und, obwohl unschuldig, in den Prozeß Agesilao Milano's verwickelt wurde. Zwei Jahre lang schmachtete er in den furchtbaren Gefängnissen der Concordia, deren Pforten sich ihm erst wieder öffneten, als Franz II. am 28. Juni 1860 die Konstitution, welche Garibaldi's Siege in Sicilien ihm abgerungen, erließ. Mitten unter den Stürmen der Revolution von 1860 bereitete Lorenzo Zaccaro sein größtes Werk vor. Lange schon hatte er sich mit dem Gedanken einer „Reformation der katholischen Kirche getragen, welche den Katholicismus mit der menschlichen Vernunft aussöhnen und unter der Reinheit des ursprünglichen Christenthums alle Sekten der vielgespaltenen Christenheit wieder vereinen möge." Zu Anfang Januars 1861 gelang es ihm, die bekannte Associazione di mutuo soccorso del Clero liberale italiano zu gründen und gleichzeitig ein religiös-politisches Blatt, welches die Idee der neuen Reformation verficht, unter dem Namen La Colonna di Fuoco (Die Feuersäule) in's Leben zu rufen.

Dieser Verein hat sich seitdem durch Zweigvereine über ganz Italien ausgedehnt und bereitet die Gründung einer „Italienischen Nationalkirche" vor. Lorenzo Zaccaro arbeitet unermüdlich für die reine Lehre und für sein Vaterland, während er sich seinen Lebensunterhalt dadurch gewinnt, daß er eine von ihm gegründete Lehranstalt, in welcher er Philosophie und Aesthetik vorträgt, als Direktor verwaltet.

Die Gestalt Zaccaro's ist mittelgroß, seine Haltung sehr würdevoll, sein nahezu klassisches Profil wird durch den freundlich-ernsten Ausdruck seiner Züge und den geistvollen Blick seiner großen Augen angenehm belebt. Sein Vortrag ist voll südlicher Lebendigkeit und doch immer voll Maß. Er spricht weniger schnell als klar und deutlich und immer voll Eindruck auf seine Zuhörer. Lorenzo Zaccaro wird, wie seine Anhänger glauben, in Italien das vollenden, was Arnaldo di Brescia, Savanarola und Giordano Bruno vor ihm ruhmvoll begonnen haben.

Eduard Rüffer.

*) Es darf übrigens nicht außer Acht bleiben, daß zwischen dem Despotismus, welcher ein Volk knechtet, und dem geknechteten Volk eine Wechselwirkung vorhanden ist. Bei den Süditalienern ist offenbar das anthropologisch-ethnische Element wesentlich in Anschlag zu bringen; die Blutmischung dort war seit vielen Jahrhunderten nicht derart, einen straffen Volkscharakter aufkommen zu lassen. Gewiß wird es ein Glück sein, wenn Neapel weder bourbonischer noch piemontesischer Zwangsherrschaft unterliegt, und die letztere ist jetzt ärger als die erstere je gewesen; wir glauben aber, daß man die Hoffnungen in Betreff einer nachhaltigen sittlichen Entwickelung des Volkes in Süditalien nicht allzuhoch spannen dürfe. Red.

Leben und Treiben auf dem Marktplatz in Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien.

Rio Grande do Sul, 10. August 1862.

Unser Marktplatz bildet, wie in allen Städten Südamerikas, nach alter portugiesischer und spanischer Sitte ein im Viereck aufgeführtes niedriges Gebäude, das äußerlich mit Luken und inwendig mit Verandas versehen ist. Dasselbe liegt am Hafen und bildet den Hintergrund des Municipalplatzes, der öffentlichen Promenade gegenüber. Auf der Nordseite dieses Platzes steht das großartige Zollgebäude mit seinem mächtigen Thore, durch welches Waaren im Werthe von manchen hunderttausend Dollars geschafft werden.

Wenn man vom Zollamte hinunterschreitet nach dem Gestade, wo Schiffe aller Nationen ankern, kommt man an der Börse vorüber, einem nicht großen, aber hübsch ausgeführten Gebäude. Hieran reiht sich, in kleiner Entfernung, das Marktgebäude. Ueber das niedrige Dach heben sich stolz die Masten einer Menge von Kauffarteischiffen empor. Die andere Seite des Marktgebäudes, nach dem Platze zu, wird abgeschlossen vom Gebäude der Municipal-Kammern, das ebenfalls in hübschem und solidem Styl gebaut ist. Gegenüber dem Zollgebäude liegen die Magazine für den Kriegsbedarf; an diese reiht sich das palastähnliche Haus des Vice-Präsidenten der Provinz, jetzt Obristlieutenant Porfirio Ferreira Nunes. Die Vorderseite des Platzes bildet die stattliche Häuserreihe der Rua da Praia. Von hier führt die öffentliche, mit Bäumen eingefaßte und mit gußeisernen Bänken versehene Promenade hinab auf einen mit Sandsteinen geflasterten und mit Sitzen versehenen breiten Wege zum Marktgebäude.

Dieses bildet, wie schon gesagt, ein Quadrat und hat inmitten jeder Seite desselben einen großen Eingang. Im Innern finden wir einen großen viereckigen, mit Bäumen beschatteten und in der Mitte mit einer Cisterne versehenen Platz, der auf allen vier Seiten von Kolonnaden umgeben ist. In diesen sind viele Fleischbuden, aus welchen das Volk sein Hauptnahrungsmittel, das Fleisch, holt. Zwischen den Pfeilern stehen Bäcker und Schweineschlächter und halten die Produkte ihrer Industrie feil.

Das eigentliche rege und charakteristische Leben und Treiben auf dem Markte bewegt sich auf dem freien Platze in der Mitte. Folge mir der geneigte Leser des Globus einmal am Morgen, etwa

um 7 Uhr, dorthin, um unter dem Drängen der Menschen aller Klassen und aller Nationen sich dieses Marktgewühl anzusehen.

Um die Gemüse- und Früchtekäufer herum drängt sich eine lebhafte Menge; hier die Negerin mit ihrem grellfarbigen Kleide und bunten Turban; dort die gelbliche Mulattin, welche Kleidung und Mienen ihrer Herrschaft nachahmt; sodann der Neger mit seinen mächtigen Armen, schwellenden Lippen, herrlichen Zähnen und wolligem Haar. Trotz seines schmutzigen Hemdes und rother wollener Zipfelmütze macht er der hübschen Mulattin des Hauses den Hof und trägt ihr den Korb mit den Einkäufen. Außer diesen Typen, welche dem Süden eigen sind, sehen wir sodann den deutschen Schiffsjungen mit blauem Hemd und flachsenem Haar, den englischen Seemann mit seiner suffisanten Miene, den brasilianischen Marine-Matrosen in seiner hübschen Uniform, und endlich hie und da ein germanisches blondgelocktes Köpfchen, welches dem Dienstmädchen irgend eines deutschen Hauses angehört. Alles kauft, Alles schreit, Alles schwirrt durcheinander; aber Alles wird übertönt von den kreischenden Stimmen und seltsamen Gutturallauten der „Neger von Nation“, das heißt der aus Afrika importirten. Diese thierischen Schreie sind unerträglich und machen es dem Fremden schwer, in diesem Gewirr und Geschwirr auszuhalten. Da sitzen sie zwischen ihren Gemüsen, diese Quitandeiras (Negerinnen), den bunten Shawl um den Kopf gewunden, geschmückt mit Armbändern und Halsketten von Glasperlen in allen Farben, in einer Kokosschale die eingenommenen großen Kupferstücke sammelnd, und unaufhörlich mit gellendem Schreien in allen Tönen der Skala ihre Waare anpreisend. Diese Ausrufungen werden nur durch eine andere Thätigkeit der Kinnladen unterbrochen, denn mit gieriger Hast wird inzwischen der Pirao (Brei von Mandioca-Mehl) mit den Fingern dem Munde zugeführt. Die Kinder, kleine schwarze Kreaturen, spielen um die Mutter herum. Andere haben ihre Säuglinge mit dem Shawl auf dem Rücken festgebunden, und während sie verkaufen oder essen, nimmt das kleine Wesen seine natürliche Nahrung in dieser scheinbar unnatürlichen Lage über die Schulter hinweg zu sich. Neben der Negerin sehen wir den Gemüsebauer, einen Sohn der nahe gelegenen Inseln, der die Produkte derselben zu Markte bringt.

Wenn wir nun unsere Aufmerksamkeit den zum Verkaufe gebotenen Gegenstände zuwenden, so fallen uns zuerst in's Auge die großen Haufen riesenhafter Zwiebeln, die im Sandboden Rio Grandes (dieser „Königin des Meersandes“, wie Avé Lallemant sagt) vortrefflich gedeihen. Neben ihnen sehen wir Berge von Kürbissen, Abobaras und Mugangos genannt, die vom Brasilianer geschätzt werden. Große Haufen Wassermelonen thürmen sich auf, während daneben große Körbe mit Weintrauben zum Kauf einladen. Wir sehen Massen von Früchten aller Art, neben den europäischen Aepfeln und Birnen die Bananen, die herrlichen Königs- und die kleinen Bergamot-Orangen, die wohlschmeckenden Goiavas, die aromatischen Araçás, die gelbe Quitte (Marmello), die große Kokosnuß, den hiesigen kleinen, aber wohlschmeckenden Pfirsich, die duftende Pitanga, die Frucht des Pinheiro, die kleine Goavirovas, und viele andere Arten schöner, wohlschmeckender Früchte, die wild im Walde wachsen und nur die Mühe des Pflückens und Sammelns verursachen. An anderen Orten des Marktes finden wir, nebst allen europäischen Gemüsen, das Senfkraut, die vielfachen spanischen Pfefferarten, unzählige Kohlarten, Quinhombos, Batatas, Chuchás, Mais, Zuckerrohr, Mandioca-Wurzeln und viele andere Artikel.

Gehen wir nun zum südlichen Thore des Marktgebäudes hinaus, so gelangen wir auf der einen Seite zum Holzmarkt, auf der andern zu den Fischständen, die an jedem Tage, reichlich mit den silberschuppigen Bewohnern des Meeres versorgt sind. Eine große Menge wohlschmeckender Fischarten, von der drei Fuß langen Baia und der nicht minder großen Miraguaga, oder dem großen und flachen Linguado bis zum kleinen widerwärtigen Bagel, dem Lieblingsfische der Neger, und zum silberschimmernden, kleinen und wohlschmeckenden Königsfische, dessen Oberkiefer in einem langen Stachel endet, — sie alle werden hier feilgeboten; dazu kommen große Haufen von kleinen Seekrabben, häßliche Meerkrebse und viele andere Thierarten aus dem Wasserreiche.

Auf der andern Seite sitzen auf den Steinbänken, die den Weg zur Promenade einschließen, die Milchverkäufer, welche auch mit Butter, Käse, Eiern, Hühnern, Schweinen, Ferkeln, zahmen und wilden Enten, Gänsen und Schnepfen, Maçaricos und dergleichen mehr handeln. Wir finden außerdem die rosenfarbige Löffelgans, die große Pato arminho und andere beflügelte Bewohner der Lagoa dos patos, welche von den unzähligen Vögelarten, die sie beleben, ihren Namen hat.*)

Der Leser des Globus wird sich nach dieser Beschreibung doch kein vollständiges Bild eines brasilianischen Marktes entwerfen können. Die Lebhaftigkeit der Käufer und Verkäufer, das Drängen sehr verschiedener Menschenracen, das Geschrei und die für den Fremden unerträgliche Ausdünstung der Neger, das Alles wirkt betäubend und man zieht sich gern nach den Kolonnaden zurück, um von dort den Blick über die wimmelnde und feilschende Menge schweifen zu lassen. Aber an den Fleischbuden ist nicht minder Leben und Bewegung. Der brasilianische Fleischerknecht wetzt sein ungeheures Messer und zerlegt mit demselben die großen Viertel der Rio Grandenser Ochsen und Kühe, von denen alltäglich auf dem Markte 30 bis 40 Stück ausgehauen werden, denn Fleisch ist ein sehr billiges und Allen zugängiges Nahrungsmittel, und das Pfund kostet nur einen Groschen, also nach Maßstab des Geldwerthes in Deutschland ungefähr drei Pfennige. Das Drängen und Feilschen ist bei diesem Artikel doppelt lebhaft; dazwischen ziehen die Bäckerläden und die Spelunken, wo man wässerigen Kaffee, Zuckerrohrbranntwein und andere hitzige Getränke ausschenkt, die Massen an sich. Seitwärts von diesem Getreibe bilden sich andere Gruppen; man sieht den gemeinen und schmutzigen Portugiesen in Unterhandlung mit dem englischen oder deutschen Kaufmanne, der in stolzer Ruhe seine Havanacigarre raucht und im Geiste seine Spekulationen durchdenkt. Dort unterhält sich eine Gruppe von Geschäftsleuten über den Preis des Viehes, über den Export der Häute und den Zustand der Börse; unweit davon stehen brasilianische Soldaten, Polizeileute durchschreiten den Markt, eine Schaar fröhlicher Knaben theilt eine riesige Traube von gelben Bananen; weiterhin kauft der ehrliche deutsche Handwerker die ihm auch hier unentbehrlichen Kartoffeln, welche er in einem Tuche nach Hause trägt. Dort zanken sich Seeleute, hier schimpfen sich Neger und durch diese Gruppen schreitet stolz der elegante vornehme Brasilianer mit seiner feinen Wäsche, seinem Chile-Strohhute, die unvermeidliche Strohcigarette oder die schwerere Cigarre im Munde, eine schöne Begleiterin am Arme führend. Diese zeigt schon in früher Morgenstunde eine reizende Pariser Toilette (denn man treibt hier den unsinnigsten Luxus), schleift Sammt und Seide durch den Staub des Marktes, läßt ihre Brillanten und goldenen Schmucksachen blitzen und mehr noch ihre schönen tiefschwarzen Augen, die, von langen seidenen Wimpern beschattet, unter dem kleinen Garibaldi- oder Tudor-Hütchen gar anziehend hervorschauen. Mit Vergnügen folgt man dem hübschen Paare mit den Augen, bis das Gedränge der Geschäftigen den müßigen Zuschauer wieder mit fortzieht.

Anders ist das Schauspiel, welches der Markt während der Saison der Früchte am Abend darbietet. Dann sind der große Platz und die Promenaden von Negern gesäubert, die Laternen schimmern in den Zelten der Fruchthändler, welche die herrlichen, duftenden Früchte des Südens, schönstens geordnet, zum Genuß darbieten. Die elegante Welt promenirt, kauft Früchte und verzehrt dieselben auf den Bänken, welche den Weg entlang stehen. Ein gutes Orchester spielt ausgezeichnete Musikstücke, und man überläßt sich mit Wonne den kühlen Erholungsstunden, welche die

*) Lagoa dos patos heißt Enten-See; Strandlagune der Enten. A.

unvergleichlichen Nächte des Südens darbieten. Den Reiz der südlichen Sommernacht genügend zu schildern vermag eine Feder nicht.

Wenn in majestätischer Stille das Dunkel sich auf die Meeresfläche senkt und das reine, von keinem Wölkchen getrübte Sternenzelt, an dem das Kreuz des Südens in wunderbarem Glanze strahlt, sich ausspannt über Rio Grande; wenn die silberne Sichel des Mondes sich im Meere wiederspiegelt, auf dessen bewegter, glänzender Fläche die Masten der Schiffe riesige Schatten werfen, wenn die laue und fächelnde Luft die balsamischen Düfte der Orangenblüthen von der gegenüberliegenden Insel herüberführt, dann überkommt uns eine wunderbare Stimmung. Man genießt allabendlich von neuem und immer mit gleichem Wonnegefühl und empfänglichem Gemüthe den zauberischen, großartigen Eindruck und überläßt sich in erhöhtem Gefühl doppelt gern der feinen und angenehmen Geselligkeit, welche bei den Klängen der Musik die Bekannten unter dem glänzenden Sternenzelt vereinigt.

Karl von Koseritz.

Die Seychelles-Inseln und der Salomonsbaum.

Als wir jüngst den zweiten Band der „Reisen im östlichen Afrika" lasen, welchen Lyons Mc. Leod 1860 zu London herausgegeben hat, fanden wir in demselben auch einige Bemerkungen über die Haselung der Seychelles-Eilande, denen wir einige Angaben entlehnen, um eine Erzählung über die Meer-Kokosnuß daran zu knüpfen, welche in der Geschichte der Erdkunde zu mehr als einer romantischen Seefahrt Veranlassung gegeben hat. An diese Nuß hat sich Jahrhunderte lang der Wunderglaube geknüpft, der Ruhm dieser Frucht war über das ganze Morgen- und Abendland verbreitet, und heute — ist sie so gut wie vergessen!

Die Seychellen, neunundzwanzig Eilande, bilden eine Haselung im westlichen Theile des Indischen Oceans und sind in politischer Beziehung vom Gouverneur der britischen Insel Mauritius abhängig. Sie liegen zwischen 3° 33′ und 5° 35′ S. Breite, 55° 15′ und 56° 10′ Ö. Länge, 915 engliche Seemeilen nördlich von Mauritius, 550 nordöstlich von Madagaskar, 1500 von der Westküste Indiens. Sie wurden im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt, wahrscheinlich von dem Geschwader, welches unter Ferdinand Suarez 1506 in einem Orkan an die Küste von San Lourenzo, dem heutigen Madagaskar, verschlagen wurde. Sie bezeichneten die Gruppe als die Sieben Brüder, nach sieben kleinen Inseln, die bei Mahé liegen.

Nach Telfair, von welchem Lyons Mc. Leod ausführliche Mittheilungen erhalten hat, sind alle Seychellen gebirgig, gut bewaldet und nicht wasserarm. Im Jahre 1742 wurden sie vom Kapitän Lazare Picault besucht, welchen Mahé de Labourdonnaye, Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien, dorthin geschickt hatte. Dieser nahm von ihnen Besitz, nannte sie die Labourdonnaye-Inseln und gab der größten die Benennung Mahé. Späterhin erhielten sie nach dem Marineminister Hérault de Seychelles ihren heutigen Namen.

Diese 27 Inseln heißen: Mahé, Sainte Anne, Aux Cerfs, Anonyme, Sud-Est, Longue, Moyenne, Ronde, Therese, La Conception, Silhouette, du Nord, Praslin, Ladigue, Curieuse, noch eine Ronde, Aride, Felicité, les deux Soeurs (zwei Eilande), Marianne, Aux Recifs, Les Mamelles, Cousin, Cousine, Aux Frégates, Aux Vaches Marines, Denis, von allen die am weitesten nach Norden liegende, und Plate, die südlichste. Alle liegen auf Sand und Korallen. Das Klima ist ungeachtet der äquatorialen Lage mild und gilt für gesund, denn da Sümpfe fehlen, ist auch keine Malaria vorhanden; epidemische Krankheiten und endemische Fieber kommen nicht vor.

Auch reichen die Orkane, von welchen Mauritius und Réunion oftmals so schwer heimgesucht werden, nicht bis zu den Seychellen, denn diese Winde gehen nicht über den 10. Grad südlicher Breite hinaus. Auch jene, welche über das Nordende von Madagaskar hinwegbrausen und an den Küsten von Mosambik Verwüstungen anrichten, kommen nicht bis zu diesem Archipelagus. Die Temperatur ist sehr gleichmäßig und hält sich zwischen 80 bis 84° F.; die Extreme liegen zwischen 70 bis 74° bei Nacht in der kühlen, und von 84 bis manchmal zu 92° F. in der heißen Regenzeit. Vom Mai bis Oktober weht der Südost-Monsun, vom November bis April der Südwest-Monsun, welcher Regen, Hitze und Gewitter bringt. Es ist ein großer Vorzug dieser Inseln, daß sie auch einen ganz ausgezeichneten Hafen besitzen, in welchem auch beim heftigsten Sturm eine ganze Flotte sicher vor Anker liegen kann.

Die Seychellen waren auch den Arabern bekannt, erhielten aber erst nach 1742 Ansiedler. Einige Franzosen aus Bourbon und Isle de France (jetzt Réunion und Mauritius) ließen sich auf Mahé nieder. Im Jahre 1794 nahm ein englisches Geschwader diese Inseln, welche 1814 förmlich an Großbritannien abgetreten wurden. Die größte Insel ist, wie schon bemerkt, Mahé, 17 Miles lang, 4 breit und bis zu 2000 Fuß hoch, fruchtbar, gut bewässert und malerisch. An der Ostseite liegt eine prächtige Bucht, 4 Miles tief, 3½ Miles breit, von einigen kleinen Inseln eingeschlossen, auf deren Außenseite Korallenbänke liegen. Diese haben aber offene Durchfahrten, vermittelst welcher man in den sichern Hafen gelangt, der für mehrere hundert Schiffe Raum und trefflichen Ankergrund hat und hinter welchem noch ein kleineres Hafenbecken liegt. Die Engländer, welche eine leidige und lästige Virtuosität darin besitzen, geographische Verwirrung anzurichten und die Erde und den Ocean mit Wellingtons, Victorias, Alberts ꝛc. überschwemmen, haben auch diesen Hafen Port Victoria genannt; so heißt auch die an demselben liegende Stadt.

Die Erzeugnisse der Inseln können unter Umständen von Bedeutung werden; Baumwolle, Zuckerrohr, ausgezeichneter Tabak und Reis gedeihen vortrefflich; und groß ist der Reichthum nutzbarer Hölzer, namentlich auch zum Schiffsbau; der Schiffsbohrwurm (Teredo navalis) kann denselben nichts anhaben. Andere Erzeugnisse sind Mais, Manioc, Kaffee, Cacao, Gewürznelken, Zimmt; Ananas, Brodfrucht, Tamarinde, Mango, Bananen, Guavas, Citronen, Orangen, Yams, Bataten; Rindvieh, Geflügel, Fische und Austern; dazu kommen noch Schildkröten bis zu anderthalb Centner Schwere, und die grüne Art wird nicht selten zwei bis drei Centner schwer. Die erste Art, welche einen „Habichtsschnabel" hat (hawkbilled turtle), wird auf den Inseln Caret genannt. Die grüne aber Tortue. — So weit Lyons Mc. Leod.

Aber alle diese Erzeugnisse, so werthvoll sie sein mögen, sind nicht so berühmt wie die Coco do Mar, Lodoicea Sechellarum, Doppel-Kokosnuß, Cocos Maldiviens, Rumph', Nux medica des Clusius. Wir finden eine Beschreibung des Baumes, welchen Georg Forster in einem Anhange zu seiner Uebersetzung von Rochon's Reise nach Madagaskar, Berlin 1792, S. 143 mitgetheilt hat. Der Baum, so heißt es dort, wird 40 bis 50 Fuß hoch (— nach Mc. Leod S. 224 von 50 bis 120 Fuß, 12 bis 15 Zoll Durchmesser

fast bis zum Gipfel —), seine Krone besteht aus 10 bis 12 gefiederten Palmblättern und die Gestalt dieses schönen Baumes läßt sich mit einem großen Fächer vergleichen. Jedes große Palmblatt steht auf einem sechs Fuß langen Blattstiele, der am Rand ausgeschweift ist. Unter den Achseln der Blätter kommt ein Büschel hervor, dessen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüthen tragen. Der reifende Fruchtknoten verwandelt sich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die äußere Schale ist dick und faserig, wie an der gewöhnlichen Kokosnuß, und die Gestalt der Nuß hat etwas Sonderbares. Sie besteht nämlich aus zwei länglich nierenförmigen, an einer Seite etwas platten, an der andern convexen Hälften, welche in der Mitte an einander gewachsen sind. Im Innern ist sie mit einem milchigen, aber bitter und widerlich schmeckenden Saft angefüllt.

Nach Lyons Mc. Leod haben die Blätter, den Stengel mit gerechnet, welcher stark genug ist, einen Mann zu tragen, zwanzig bis dreißig Fuß Länge. Der Baum trägt erst nach dem zwanzigsten Jahre Frucht und braucht 130 Jahre, bevor er seine völlige Entwickelung erreicht. Insgemein ist die Frucht doppelt, manchmal aber auch dreifach. Sie bleibt etwa drei Jahre am Baume hängen; wenn sie reif ist, fällt sie ab und kann nicht genossen werden, während sie jung einen kühlen, erfrischenden Saft giebt. Die herabgefallene Nuß, vorausgesetzt, daß sie schattig liegt, keimt schon nach einigen Monaten und bildet eine neue Pflanze. Die Krone bezeichnet man als Kohl, und sie wird gegessen wie jene der ächten Kohlpalme.

Diese Doppel-Kokosnuß kommt lediglich und allein auf den drei Inseln Praslin, Curieuse und Ronde, sonst nirgends vor; nur dort trägt sie Früchte. —

Diese waren lange Zeit mit dem Dunkel des Geheimnisses umhüllt, man wußte wohl, daß sie aus dem Morgenlande kamen aber ihre eigentliche Heimath blieb unbekannt. Der ferne Orient war im Mittelalter und noch lange nachher die Region der Wunder. Aus ihr kamen, auf langem und weitem Wege, Diamanten und Edelsteine, Gewürze und feine Gewebe, und die Sage war ununterbrochen geschäftig, neue Wunder zu melden. Der Vogel Phönix und der Vogel Rock, das Diamantenthal, die Magnetinsel und dergleichen mehr haben lange die Einbildungskraft im Abendlande beschäftigt.

Hochgeschätzt war auch eine seltene Nuß, der man eine ganz wunderbare Heilkraft zuschrieb. So kostbar erachtete man sie, daß sie bei den indischen Kaufleuten, durch welche sie in den Handel kam, als Travantschere, Schatz, bezeichnet wurde. Die Mohammedaner brachten sie mit dem weisen König der Juden in Verbindung, nannten sie Salomonsnuß und mit diesem Namen wurde die Frucht auch von den Christen bezeichnet. Sie galt für ein unfehlbares Mittel gegen jede Art von Gift, und wurde deshalb in Europa, namentlich im sechszehnten Jahrhundert, als an den Höfen die Giftmischerei nicht zu den Seltenheiten gehörte, eifrig gesucht. Sie galt außerdem für ein Universalmittel. Wenn man ein Stück von dem harten Nußkern mit Wasser in einem Gefäß aus Porphyr zerrieb und, je nach Beschaffenheit der Krankheit oder nach der Anweisung des Arztes, mit rothem oder weißem Korallenpulver, Ebenholz oder Hirschhorn vermengte, dann wurden alle kranke Säfte aus dem Körper vertrieben. Es galt schon für stärkend und heilkräftig wenn man aus der polirten, aus der Nuß bereiteten Schale reines Wasser trank, und man gab dem Besitzer gern einen hohen Preis für die Erlaubniß, solches Wasser zu genießen. Fürsten ließen solche Trinkgeschirre mit Gold und Edelsteinen verzieren; die Nuß selber galt für antiskorbutisch und wirksam gegen eine gewisse böse Krankheit, welche nach der Entdeckung Amerikas in Europa und Asien weit um sich griff. Man bezahlte eine Nuß mit zwei- bis dreitausend Thalern und glaubte auch dann noch einen guten Kauf gemacht zu haben.

Wuchs sie doch auf einem Baume, von welchem nur ein einziges Exemplar auf Erden vorhanden sei! So sagten die indischen Kaufleute. Die Wurzeln dieses Baumes standen im indischen Ocean, nicht weit von Java, irgendwo zwischen den zehntausend Eilanden des östlichen Archipelagus, wo das Meer so tief war, daß man auch mit der längsten Senkleine keinen Grund fand. Aus dieser Tiefe wuchs aber der Salomonsbaum empor bis an's Tageslicht. Auf seinem höchsten Gezweig horstete ein Greif, der allabendlich eine der vielen Inseln besuchte und ein Rhinoceros oder einen Elephanten verspeiste. Und wenn ein Schiff das Unglück hatte, in die Nähe jenes Baumes zu kommen, dann lag es stille, war festgebannt und der Greif fraß alle Matrosen auf, täglich einen. Die reifen Nüsse fielen von den Zweigen in's Meer und wurden von Wind und Wellen in anderen Gegenden an's Land getrieben oder von Seeleuten aufgefischt.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts umschiffte Vasco da Gama die Südspitze von Afrika und eröffnete dem Handel nach Indien eine neue Bahn. Die Portugiesen hatten das „Vorgebirge der Stürme" (Cabo tormentoso) nicht gefürchtet und ließen sich auch nicht durch den Vogel Greif schrecken. Muthig suchten sie nach dem Horste des gefräßigen Unthiers, konnten aber trotz aller Bemühungen denselben nicht auffinden. Aber Salomonsnüsse erhielten sie im fernen Orient auf dem Wege des Handels, und machten daran in Europa großen Profit, denn die Preise blieben hoch. Hatte doch ein indischer König für eine einzige Nuß ein ganzes Schiff sammt der Ladung gefordert und auch erhalten! Der deutsche Kaiser Rudolf der Zweite bot viertausend Gulden für eine Nuß, bekam sie aber nicht, denn sein Gebot galt für zu gering. Aus allen Theilen Europas reis'ten Kranke nach Venedig, Lissabon oder Antwerpen, um Wasser aus ganzen oder zerstückelten Nußschalen zu trinken. Wie viel Betrug mag dabei mituntergelaufen sein!

Nach den Portugiesen drangen auch die Holländer und Engländer in den Indischen Ocean, suchten gleich jenen die Wundernuß, waren aber nicht glücklicher. Aber wenn sie keine sichere Kunde über den Baum mitbrachten, so erzählten sie doch neue Wunder. Sie hätten, sagten sie, auf den Meeresgrunde ganze Wälder des Baumes gesehen; das Meer sei an solchen Stellen ruhig, spiegelhell und durchsichtig. Ueber den Wellen hatte freilich Niemand den Baum bemerkt, aber so viel stellte sich nach und nach als sicher heraus, daß man die Wundernuß bald im freien Wasser des Indischen Oceans, bald an der Küste von Malabar gefunden hatte; aber am allerhäufigsten traf man sie am Gestade der Malediven, welche südwestlich von der Südspitze Indiens, dem Kap Comorin, eine lange Flur von mehreren tausend kleinen Inseln zwischen 1° südl. Breite bis 9° N. Br. bilden. Sie wurde deshalb von den Botanikern als Cocos maldivicus bezeichnet. Garcias ab Horto, der um 1553 schrieb, vermuthete ganz richtig, daß dieser Baum in einem damals noch unbekannten Lande wachse, aus welchem die Nüsse durch Wind und Meeresströmungen nach anderen Gegenden getrieben würden.

Dagegen meinten andere Schriftsteller, die Nuß sei ein Produkt des Meeres, noch andere meinten, sie wachse auf irgend einer der vielen maledivischen Inseln. Das war geradezu ein Unglück für die Bewohner dieser letzteren, denn der Schatz reizte die Raubsucht. Ein Herrscher in Bengalen rüstete 1607 eine Flotte aus, landete auf den Malediven, mordete, plünderte und fuhr mit einer reichen Beute heim, unter der sich aber der Salomonsbaum nicht befand. Und doch war der Zug unternommen worden, um gerade diesen Schatz zu holen. Dieser Raubzug ist aber für die Erdkunde von großer Erheblichkeit geworden. Der indische Fürst befreite einen französischen Seefahrer aus Laval in der Mayenne in Frankreich, Namens Pyrard, der vor sechs Jahren bei den Malediven Schiffbruch gelitten hatte. Er schrieb ein Werk, in welchem er nachwies, daß die Nuß auf jenen Inseln nicht wachse, sondern dort nur angeschwemmt werde; sie werde als Eigenthum des Königs betrachtet, und wenn man eine Nuß finde, werde sie unter großen Feierlichkeiten dem Könige gebracht. Auf Verheimlichung

einer Nuß oder auch nur eines Stücks derselben war Todesstrafe gesetzt.

Nun wußten die Naturforscher des siebenzehnten Jahrhunders allerdings, daß die Coco do Mar nicht auf den Malediven wuchs, allein woher sie kam, das blieb ihnen nach wie vor ein Räthsel. Aber ein Vaterland mußte sie doch haben! Allerlei sinnreiche Kombinationen wurden auf's Tapet gebracht. Die große indische Halbinsel, so sagte man, habe sich wahrscheinlich einst bis zu den Malediven erstreckt, aber in Folge einer „gewaltigen Zuckung der Natur" seien die Landstrecken, durch welche jene Eilande einst mit dem Kap Comorin zusammengehangen, unter den Wasserspiegel des Oceans hinabgesunken. Der Baum, von welchem die Salomonsnuß komme, wachse fort auf dem Meeresgrunde. Die reife Nuß falle ab und erhebe sich, da sie leichter als das Wasser sei, an die Oberfläche, während Früchte, die auf der Erde wachsen, zu Boden fallen. Glaubte doch selbst der große Rumphius, dessen Herbarium amboïnense von großem wissenschaftlichem Werth ist, „daß die Kalapa laut*) (wie die Malayen jene Nuß nennen), kein Erzeugniß der Erde sei; sie falle zufällig in's Meer und verhärte dort; der Baum selbst sei dem menschlichen Auge bisher verborgen geblieben. „Die Nuß ist ein Mirakel der Natur, die größte Merkwürdigkeit, welche das Meer birgt."

Aber jenes „Mirakel" erhielt endlich eine sehr natürliche Aufklärung. Allmälig kamen die Aerzte zu der Ansicht, daß es mit den Heilkräften der Salomonsnuß nicht viel zu bedeuten habe; man untersuchte nämlich die Frucht chemisch. Aber als Seltenheit behielt sie immer noch einen hohen Werth, und in Indien und China, wo man immer noch an ihre Heilkräfte glaubte, wurde sie nach wie vor theuer bezahlt. Man gab immer noch dreihundert Thaler für eine kleine, tausend Thaler für eine größere Nuß, und jene, die einen Fuß im Durchmesser hielten, fanden für dreitausend Thaler willige Käufer.

Plötzlich lief im Jahre 1770 ein französischer Kauffahrer in Calcutta ein und bot, zum Erstaunen aller Leute, eine ganze Ladung Salomonsnüsse zum Verkauf aus. Er ließ sie zu Hunderten auf's Verdeck werfen, und nun war es mit der Seltenheit und den sehr hohen Preisen vorbei. Aber das Geheimniß, von woher diese Nüsse gekommen waren, behielt er anfangs für sich, vertraute es aber nachher einem englischen Kaufmannshause an, das noch in demselben Jahre eine Ladung Nüsse nach Bombay brachte.

*) Kalapa; the coconut palm, a coconut, Cocos nucifera. Kalapa laut; the Seychello or sea coconut, Lodoicca sechellarum. Siehe Grammar and dictionary of the Malay Language, with a preliminary dissertation, by John Crawfurd. London 1852. Vol. II. p. 72. La-ut ist bekanntlich das malayische Wort für Meer, Ocean. A.

Mit der Entdeckung verhielt es sich in folgender Weise. Der schon früher erwähnte Mahé de Labourdonnaye hatte 1743 einen Seeoffizier, Picault, von Isle de France nach den Seychellen geschickt, um diese Inselgruppe näher zu erforschen. Dieser entdeckte einige früher nicht bekannte Eilande, deren eines er als Palmeninsel bezeichnete, weil auf ihr eine große Menge prächtiger Palmen standen. Weiter bemerkte er nichts. Eine neue Expedition ging 1768 nach den Seychellen; Befehlshaber war Kapitän Duchemin, der einen Hydrographen, Barré, mitgenommen hatte. Dieser fand, daß die Palmen auf der eben bezeichneten Insel als Frucht die Coco do Mar, Salomonsnuß, trugen, sprach aber darüber nur mit dem Kapitän. Im Jahre 1770 gingen sie dann wieder nach der Palmeninsel und schafften jene Ladung Nüsse nach Calcutta. Die Insel bezeichneten sie mit dem Namen Praslin, welchen sie behalten hat.

Wir haben schon gesagt, daß die Lodoicea Seychellarum ein prächtiger Baum ist. Die zwanzig Fuß langen Blätter werden bis zu zehn Fuß breit. Alljährlich bildet sich in der Mitte des Gipfels ein neues Blatt, das wie ein Fächer geschlossen und von einer Art dunigen Ueberzuges geschützt ist und sich senkrecht bis zu zehn Fuß Höhe emporhebt, ehe es sich öffnet und anmuthig biegend nach unten hinüberhängt. Vom Baume fällt alljährlich ein Blatt, das älteste, ab und läßt einen Ring oder eine Narbe zurück; an diesen Narben kann man das Alter des Baumes genau erkennen. Einige Palmen sind vierhundert Jahre alt und noch immer kräftig.

Die männlichen und weiblichen Blüthen wachsen auf verschiedenen Bäumen. Etwa im dreißigsten Jahre setzt die weibliche eine große Fruchttraube an, die aus fünf bis sechs Nüssen besteht, und jede derselben ist von einer äußern Hülle, etwa wie bei der Kokos, umschlossen. Die Nuß selbst hat etwa einen Fuß Länge, ist länglichrund und an einem Ende abgeplattet. Die Traubenbüschel wiegen mehr als einen halben Centner. Die großen Blätter werden beim Häuserbau nützlich verwandt, namentlich zum Dachdecken, aus der Nuß bereitet man allerlei Haus- und Schmuckgeräth. Aus hundert Blättern kann man bequem ein ganzes Haus bauen.

Diese Palme auf den Seychellen ist ein sehr schöner und sehr nützlicher Baum, aber der Wunderglaube, welcher sich früher an ihn knüpfte, ist für immer dahin.

Eine Gazellenjagd in Persien.

Die Araber haben das Vergnügen, welches die Jagd gewährt, oftmals in Versen verherrlicht. „Sie verscheucht alle Sorgen aus dem Gemüthe, kräftigt den Geist, erfreut das Herz und macht den Leib gesund. Sie bildet gute Reiter; der Jäger muß sich rasch in den Sattel schwingen und fest auf dem Rosse sitzen; mit diesem sprengt er über Felsen und Abgründe, über Sand und Strauch. Der Jäger ist ein muthiger Mann."

Dem Europäer gewährt es keine geringe Lust, mit den Persern auf die Jagd zu gehen; Alles an ihr ist eigenthümlich, man glaubt sich in's volle Mittelalter versetzt. Ein Reisender schildert solch eine Pürsch, die er im persischen Kurdistan, in der Ebene von Weramin, mitmachte.

Der Falke spielt dabei eine Hauptrolle, er ist der Hasen und Gazellen gefährlichster Feind. Auf den sandigen, vielfach welligen und eingefurchten Ebenen sind beide Thiere häufig; sie nähren sich von dem spärlichen Gesträuch und namentlich vom Thymian, der in großer Menge wächst. Sobald ein Hase in Sicht kommt, schießen die Windhunde wie Pfeile hinter ihm her, und der Falke wird losgelassen. Anfangs kreis't er hoch in den Lüften, dann fällt er wie ein Blitz auf den Hasen herab und packt ihn am Halse. Manchmal ist aber Meister Lampe so kräftig, daß er den Falken eine Strecke weit mit sich fort schleift. Aber dieser läßt nicht gern los, und bald sind die Windhunde zur Stelle. In diesem Fall ist der Hase natürlich verloren; aber nicht immer glückt dem Falken der Stoß, und wenn das der Fall ist, wird er übellaunig und verliert die Lust; dann müssen die Hunde allein das Beste thun; aber dadurch wird die Jagd mühsam, und manchmal kommt der Hase mit heiler Haut davon.

Wir hatten, so erzählt ein europäischer Jäger, uns nicht zu beklagen; der Morgen war gut ausgefallen, und nun wollten wir

Gazellenjagd in Persien.

frühstücken. Unser Tisch — die sandige Wüste! Teppiche wurden ausgebreitet und die Köche machten sich an's Werk. Bald knisterte ein Feuer, welches sie mit dem dürren Gesträuch unterhielten, und über demselben staken am Spieße große Stücken Hammelfleisches, die im Voraus hergerichtet waren und jetzt am Feuer reichlich mit Salz und Pfeffer beschüttet wurden. Auch ein Paar Hasen wurden geopfert; das Vordertheil bekamen die Hunde, die ja eben so gut für Ungläubige gelten, wie wir Europäer; wir nahmen das Hintertheil und den Rücken.

Das Kebab, denn so nennen die Perser das Hammelfleisch, welches sie am Spieße braten, war sehr zart und von ganz vortrefflichem Geschmacke. Der schon am Abend vorher gekochte Reis wurde aufgewärmt, und an klarem Wasser hatten wir keinen Mangel. Pferde, Hunde, Falken und Menschen wurden gespeis't und getränkt; über uns lachte ein heiterer Himmel und nirgends war ein Schatten, außer dem, welchen wir selbst warfen.

An einem andern Tage hatten wir Gazellenjagd. Mit Sonnenaufgang waren wir Alle auf den Beinen. Der Falke und die Hunde, welche ihr Meisterstück machen sollten, hatten am Tage vorher fasten müssen. Zwei persische Nomaden (Iliyats) führten den Zug als Späher und sahen die wilden Thiere schon, wenn unsere europäischen, weniger geübten Augen noch nichts erblickten. Wenn sie einen gelben Fleck am fernen Horizont bemerkten, sprachen sie: „Seht dort, eine Gazelle!" Und allemal hatten die Nomaden Recht. Auch das Gehör ist bei diesen Söhnen der Wüste wunderbar scharf und fein.

Sobald die Jäger Gazellen erblicken, schleichen sie mit Vorsicht näher, um zu sehen, wie viel Thiere beisammen sind und nach welcher Richtung hin sie beim Aesen gehen. Die Art und Weise, Jagd auf sie zu machen, wird durch die Bodenbeschaffenheit bedingt und bestimmt. Bei der Renn- und Hetzjagd verfährt man in folgender Weise: Man bringt Hunde und Falken den Gazellen so nahe als möglich und die Reiter halten sich dicht neben einander. Die Gazellen bemerken aber bald, daß in ihrer Nähe etwas Außergewöhnliches vorgeht, schauen mit ihren großen, klaren Augen nach der Richtung hin, in welcher sie Unrath wittern, spitzen die Ohren und schnobern mit der Nase. Sobald sie dann wissen, daß man ihnen nachstellt, rennen sie fort wie der Wind und gewinnen manchmal einen so weiten Vorsprung, daß man sie nicht einholen kann. Aber der Falke durchschneidet die Lüfte, die Windhunde rasen über den Sand, welchen sie kaum streifen, die Jäger sprengen hinterher in verschiedenen Richtungen. Die Hunde gewinnen in der Regel anfangs einen Vorsprung, aber das dauert nicht lange; sie bleiben zurück, und dann lassen die Jäger eine zweite Meute los, welche sie auf den Pferden lose oder in Körben mit sich genommen haben. Nun aber ist der Falke über den Gazellen, er wählt sich ein Opfer aus dem Rudel und die Hunde folgen ihm. Plötzlich schießt er hernieder auf den Kopf des Thieres und benimmt ihm durch den Schlag seiner Flügel das Augenlicht. Die Gazelle springt auf oder zur Seite, aber sie ist ihrer Bewegung nicht mehr mächtig; ihre Bemühungen, sich des Feindes zu entledigen, sind vergeblich, er krallt sich mit den Fängen immer tiefer ein, und während er sein Opfer an Hals, Augen und Kopf peinigt, sind auch die Hunde herbeigekommen, packen die Gazelle an den Hinterläufen und machen dem armen Thiere das Garaus.

Aber die Gazelle ist gerettet, wenn der Falke seine Schuldigkeit nicht thut und obendrein keine zweite Hundemeute in Vorrath ist. Dann hat die erste nur vergebliche Arbeit und muß zurückgerufen werden.

Der Falke wird darauf abgerichtet, seinen Angriff gegen die Augen zu richten. Zu diesem Behuf nimmt der Falkenmeister eine mit Stroh ausgestopfte Gazellenhaut und steckt Fleisch in die Augenhöhlen. Sobald er dann dem hungrigen Raubvogel die Haube abnimmt, stürzt dieser auf den Kopf der Strohpuppe los und frißt das Fleisch.

Man betreibt aber die Gazellenjagd auch noch auf andere Weise. Die Schützen bilden auf dem Anstand einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte die Gazellen sich befinden. Sie verbergen sich, so gut es eben gehen will, hinter dem Gesträuch, legen sich platt auf den Bauch und verhalten sich ganz still. Eine andere Abtheilung beschreibt inzwischen ganz langsam die andere Hälfte des Kreises. Die Gazellen merken lange gar nichts, sobald sie aber den Feind wittern, suchen sie zu entrinnen.

Diese persische Gazelle gleicht der Antilope und sieht im Bau einem Reh ähnlich. Hals, Rücken und die Außenseite der Beine sind hellbraun, Bauch und Hintergestell schön weiß, der mit schwarzen, spitzen Hörnern bewehrte Kopf ist grau und braun, das Auge mit einem weißen Ring eingefaßt.

Die Jäger schießen in das Rudel hinein; ein verwundetes Thier ist allemal verloren und wird von den Hunden überholt. Zuweilen benutzt man auch Kameele bei der Gazellenjagd. Das große Thier ist der flüchtigen Gazelle bekannt und sie fürchtet sich nicht vor demselben. Der Jäger, welcher eine Falle gestellt hat, sucht nun, auf dem Kameele reitend, jene in dieselbe zu treiben. In der Nähe liegen ohnedies andere Jäger auf dem Anstand und passen auf.

Uebrigens ist auf manchen persischen Wüstenflächen der Sand so fein und leicht, daß er beim geringsten Windzug in die Luft getrieben wird, und dann ist keine Jagd möglich.

Der Zobel am Amurstrom.

Der Zobel hat für das Amurland, wie für die nordischen Wildnisse Asiens überhaupt, lange die Rolle des goldenen Vließes gespielt. Das Jagen nach diesem Thiere trug wesentlich zur Entdeckung und Eroberung des Landes bei. Den ersten kühnen Freibeutern, welche vor mehr als zweihundert Jahren das Amurland betraten und in blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen und mit den Chinesen sich bis an die Mündung des Stromes Bahn brachen, hat das Zobelfell als ein nicht geringer Lohn ihrer Mühen und Gefahren vorgeschwebt.

Als wir neulich Dr. Leopold von Schrenck's „Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854 bis 1856", St. Petersburg 1858, lasen, fanden wir im ersten Bande eine sehr eingehende Darstellung über den Zobel, welcher wir die folgenden Angaben auszugsweise entlehnen.

Die russischen Freibeuter drangen in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Sibirien immer weiter nach Osten vor, erpreßten von den Landesbewohnern reichen Tribut an Zobeln und schickten die Felle nach Jakutsk und Moskau. Pojarkow, der 1644 in der Nähe der Amurmündung überwinterte, brachte von den Giljaken, welche an der Küste des Festlandes und dem westlichen Gestade der Insel Sachalin wohnen, 12 Zimmer Zobel und 16 Zobelpelze mit; und später sammelten Stepanof und Puschtschin eine Tributkasse von 120 Zimmern Zobel ein. Aber diese erzwungene Abgabe ging nicht regelmäßig ein, weil die Kriege

zwischen Chinesen und Russen hindernd einwirkten; auch mußten sich die Letzteren, in Folge des Nertschinsker Vertrages von 1689, ganz vom Amurstrome zurückziehen.

Schrenck traf den Zobel in dem von ihm bereis'ten Theile der Mandschurei und überall spielt er bei den Eingeborenen eine große Rolle, denn er ist das wichtigste ihrer jagdbaren Pelzthiere; er bildet die Einheit in der relativen Werthschätzung aller Pelzwerke, ist die gangbarste Münze im Tauschhandel jener Völker und ein unentbehrlicher Faktor ihres Wohlstandes. Am rechten Ufer des Argun (einem der beiden Hauptquellströme des Amur), hat er an Menge schon sehr abgenommen, wie überhaupt am obern Amur, und statt seiner richten die Jäger nun ihr Hauptaugenmerk auf das Eichhörnchen. Dieses hat um so stärker zugenommen, je mehr sich sein Hauptfeind, der Zobel, verminderte, und jetzt bildet es in dem Maße den Hauptertrag der Jagden, daß man diese überhaupt schlechtweg als Bjelkowjo, d. h. Eichhörnchen-Jagden, bezeichnet. Der Zobel kommt wahrscheinlich auch an den linken Zuflüssen des Sungari vor; in den waldreichen Gegenden am obern Usuri ist er nicht selten und die Chinesen erhoben dort von den Jagdnomaden Tribut in Zobelfellen. Schrenck traf dort einen chinesischen Beamten, welcher mit solchen und anderen Pelzwerken reich beladen war. Der Zobel kommt in jener Region nach Süden hin bis zum 44.° N. Br. vor, und wahrscheinlich setzt erst das Verschwinden aller Nadelholzwaldung auch im Gebirge seiner Verbreitung nach Süden hin eine Grenze. Denn für die letztere ist Waldung, namentlich von Nadelholz ein nothwendiges Element. Da wo sie verschwindet und wo am untern Laufe des Ussuri die Ufer eben und wiesenartig sind, findet man ihn nur im Gebirge, und dasselbe ist am Amur der Fall.

Deshalb legte die chinesische Regierung stets Werth auf den Besitz der nördlich vom Amur gelegenen waldreichen Gebirge, denn sie waren „reiches Zobelland". Unterhalb des Ussuri, wo der Amurstrom sich nach Norden wendet und bis an seine Mündung ein gebirgiges und waldreiches Gelände durchströmt, nähert sich der Zobel mit der Nadelholzwaldung mehr und mehr den unmittelbaren Ufern des Stroms, welche er an der Mündung des Goriestusses erreicht; von dort beobachtete Schrenck ihn bis an die Meeresküste in großer Zahl.

Während der Jahre 1854 bis 1856, in welche Schrenck's Wanderungen durch jene Region fallen, flossen den Handelsleuten aus Irkutsk und von der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft vom untern Amur her viele tausende von Zobelfellen zu.

Dieses Pelzthier hat sich aber auch über die anliegenden Inseln verbreitet, z. B. auf den Schantarischen Eilanden, auf Sachalin, wo es noch häufiger ist als auf dem Kontinente, bis an das Südende vorkommt und im Handel der Japaner von Bedeutung ist. Vielleicht und wahrscheinlich liegt an jenem Südende der genannten Insel seine Aequatorialgrenze.

Der Zobel hat keine gleichmäßige Farbe; er bietet eine Reihe von Schattirungen dar, von einer beinahe schwarzen bis zu einer hellbraunen, röthlichen und gelblichen. Bei der Beurtheilung des Handelswerthes kommen diese Verschiedenheiten sehr in Betracht. Je dunkler das Fell, um so theurer, je heller, um so wohlfeiler ist es. Ein geübter Zobelkenner kann beim ersten Blick auf ein Fell die Gegend Sibiriens oder den Fluß bezeichnen, von welchem das Thier herrührt. Im Amurlande gilt als Regel, daß der Zobel, je weiter nach Ost und Süd, also je mehr er sich von dem Innern nach der Meeresküste und von den nordischen Wildnissen Sibiriens nach den gemäßigteren Gegenden hin entfernt, auch desto mehr an Güte abnimmt, denn das Haar verliert an Schwärze und Dichtigkeit. In Sibirien jagt man die besten Zobel an der Olekma und dem Aldan, und jene am obern Amur stehen den sehr geschätzten Nertschinskischen Zobeln nur wenig nach. Das gilt namentlich von jenen in der Umgend von Albasin. Die Eingeborenen (die Mangunen und Giljaken) unterscheiden nach der Güte des Felles den Zobel vom linken und jenen vom rechten Amurufer. Auf der Insel Sachalin kommt er meist so hell vor, daß er kaum dem schwarzen Thiere aus dem Innern Sibiriens ähnelt. Schrenck erkennt in ihm eine interessante Mittelform zwischen dem asiatischen und dem nordamerikanischen Zobel, welche die größte Aehnlichkeit mit dem letztern hat, nur ist er mehr graubraun, jener amerikanische dagegen mehr röthlich-braun.

Vom Innern Sibiriens aus nach Westen hin zeigt sich eine Abnahme in der Güte der Zobelfelle, und auch nach Osten hin ist in manchen Strichen dasselbe der Fall. Jene auf Kamtschatka sind heller, dagegen werden die von den Küsten des ochotskischen Meeres mit für die besten gerechnet. Aber die allerbesten Zobel, welche es überhaupt giebt, sind, wie schon bemerkt, jene an der Olekma. Von dort findet eine Abnahme der Schwärze nach Westen über den Fluß Witim, nach Osten über den Aldan, und dann auch nach Norden und Süden statt. Mit dieser Erscheinung stehen Schrenck's Beobachtungen im Amurlande im Einklange.

„Wir sehen", sagt er, „die Linien wachsender, schönerer und kräftigerer Entwickelung des Zobels, gleich Radien nach einem Mittelpunkte, nämlich der Gegend an der Olekma, zusammentreffen. Dort im Innern Ostasiens müssen wir daher auch die ursprüngliche Heimath, den Mittel- und Ausgangspunkt der Verbreitung des Zobels annehmen. Wir sehen diesen Punkt innerhalb des sibirischen Kontinents, in einem ausgesprochen kontinentalen Klima, mit den excessivsten Winterfrösten, in der Nähe der Kältepole und dabei in einer gebirgigen, mit hoher nordischer Nadelwaldung bestandenen Regionen liegen. In der Vereinigung dieser verschiedenen Momente müssen wir deshalb auch die der Entwickelung dieses Thieres günstigen Bedingungen erblicken, und in deren theilweiser, allmäliger, größerer oder geringerer Abnahme von jenem Punkt aus, den Grund seines allmäligen Verkümmerns und die Erklärung für die Grenzen seiner Verbreitung suchen."

Pallas meinte, daß namentlich die Schwärze des Felles von der Art der Waldung abhänge, welche der Zobel bewohnt; die besten sollen in Tannenwäldern, weniger dunkle in Pappel- und Weidengehölzen, die hellsten endlich in Lärchen- und Cedernwaldungen und Gestrüppen vorkommen. Mit diesen Bemerkungen stimmen auch Schrenck's Beobachtungen überein. Die Insel Sachalin, wo der schlechteste Zobel vorkommt, ist zugleich das Cedernland des Amurstromes. Aber der Charakter der Waldung darf doch nicht als alleiniges leitendes Moment angesehen werden. Das Bestimmende für die Verbreitung und kräftigste Entwickelung des Zobels liegt vielmehr in dem Zusammentreffen mehrerer Momente.

Kleine Nachrichten.

Der australische Kontinent zum dritten Male durchwandert. Burke und Landsborough haben in M'Kinlay einen Nachfolger erhalten. Dieser Reisende war von den Außenbezirken Südaustraliens nach Norden hin bis zum Carpentariabusen und von dort nach Port Denison in Queensland gegangen. Am 18. September war Kapitän Adams mit der Brigg Fortune in Sydney aus Port Denison angekommen und brachte Kunde, daß M'Kinlay glücklich eingetroffen sei, und zwar in der ersten Hälfte des Julimonats. —

In Melbourne wird eine Eisenbahn nach dem Golfe von Carpentaria projektirt. Ein Bericht sagt: „Vielen erscheint der Vorschlag als Wahnsinn, es sollte mich aber gar nicht wundern, wenn binnen hier und zehn Jahren die Sache gethan wäre. Die ganze Gegend im Osten der von Landsborough durchwanderten Linie wird bald von Ansiedlern in Besitz genommen sein, und man wird dann für erleichterten Transport sorgen müssen. Eine Bahn mit Plattschienen (Tramway) bis nach Carpentaria, und ein elektrischer Telegraph zur Verbindung mit Europa wird nicht allzulange auf sich warten lassen."

Uebrigens haben sich im Laufe dieses Jahres wieder die bekannten scharfen meteorologischen Gegensätze in Australien empfindlich bemerkbar gemacht. Vom nördlichen Queensland bis zum Kap Howe (Südost-Australien) herrschte entsetzliche Dürre, welche den ganzen Osten heimsuchte, während nach Westen hin, in Victoria und Süd-Australien, Regen in ungeheurer Menge fiel.

Aufstand der Neger in St. Vincent. Da wo keine indischen und chinesischen Arbeiter auf den Antillen beim Plantagenbau thätig sind, haben die weißen Leute mit den Negern große Noth und müssen sich nicht selten übertriebenen Forderungen fügen. Die Neger wollen nicht arbeiten, falls sie nicht außer dem Taglohn auch Rum, Zucker und dergleichen mehr erhalten. Auf einzelnen Pflanzungen der westindischen Insel St. Vincent ist nun die Rumvergütung ihnen entzogen worden, weil sie schädlich wirkte. Sofort stellten die Neger alle Arbeit ein. Dazu hätten sie ein Recht gehabt; aber sie gingen weiter, rotteten sich zusammen und mißhandelten nicht nur den Aufseher der Pflanzung, sondern auch die Polizei, welche herbeikam, um Ruhe zu stiften. Dann bewaffneten sich mehrere hundert Männer und Frauen mit Messern, Flinten und Knütteln, bliesen auf ächt afrikanische Art Lärm vermittelst großer Seemuscheln, legten Feuer an die Zuckerfelder, steckten Häuser in Brand und stürmten wie Rasende auf der Insel umher. Von Mount Bentinck zogen sie aus, verwüsteten was sie unterwegs fanden, schlugen auf alle Weiße ein, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, und zogen im Oktober gegen die Stadt Kingstown.

Die Negerunruhen wurden so gefährlich, daß der Gouverneur Musgrave den Kriegszustand verkündete und in aller Eile 150 Freiwillige aufrief, welche sofort mit einigen Kanonen ausrückten. Die Ruhestörer hatten mit dem schwarzen Pöbel in der Stadt Einverständnisse angeknüpft und mit ihnen verabredet, Kingstown erst auszuplündern und dann in Brand zu stecken. Am 2. Oktober ritten die Freiwilligen unter Major van Heyningen den Meuterern entgegen, die, etwa 800 Köpfe stark, unweit der Stadt lagen. Nachdem sie einige Gegenwehr geleistet hatten, stoben sie aus einander und flüchteten in die Wälder. Diese Niederlage kam gerade recht; denn als sich die Nachricht von derselben verbreitete, wurden ein paar tausend andere Neger stutzig. Diese hatten sich nämlich in einem andern Theile der Insel zusammengerottet und zogen eben gegen Georgetown, um diese Stadt zu plündern und einzuäschern. Die Dinge waren aber doch noch sehr ängstlich; da kam zum Glück ein Kriegsschiff von dem benachbarten Barbadoes mit einer Abtheilung Soldaten, welche sofort landeten, Streifzüge machten und etwa zweihundert Neger gefangen nahmen.

Nun kam die Beichte, und es stellte sich heraus, daß die Rumfrage nur ein Vorwand gewesen war. Unter den Negern der Insel hatte sich seit längerer Zeit eine Verschwörung gebildet, die einen durchaus kommunistischen Zweck hatte. Die Neger, so lautet der Bericht, wollten sämmtliche Plantagen auf St. Vincent sich aneignen und alle Weißen und Mulatten ermorden; vor alten Dingen hatten sie aber schon die weißen Frauen im voraus unter sich vertheilt; die Rädelsführer hatten die schönsten für sich ausgesucht.

Die alte Klage, daß es am Ende den Weißen gar nicht mehr möglich sei, neben den freien Negern in Westindien zu leben, wird jetzt abermals erhoben. Es muß aber auch bemerkt werden, daß die Neger den Mulatten eben so feind sind, wie den Weißen, und daß sie es auch auf deren Ausrottung absehen. Die Geschichte von Haiti, welche sich so wesentlich um einen Kampf zwischen Negern und Mulatten dreht, zeigt gleichfalls, wie tief Haß und Abneigung zwischen den schwarzen und gelben Leuten, den urwüchsig barbarischen Afrikanern ungemischten Blutes und den Mischlingen, ist.

So lange England diese westindischen Inseln im Besitz hat, kann ein allgemeiner Ausbruch der Negerbarbarei durch Waffengewalt verhindert werden; aber man denke einmal, was kommen müßte, wenn dieser Schutz der Bayonnette fehlte? Es wäre gewiß zweckmäßig, wenn jeder Abolitionist von Profession auf irgend einer der Antillen ein halbes Dutzend Lehrjahre unter freien Negern zu verleben hätte. Vielleicht kämen dann wenigstens Einige zum Nachdenken; Alle gewiß nicht, denn Fanatiker und Doktrinäre beharren bei ihrer Formel. Sie können nie Unrecht haben; ihnen gegenüber hat nur die ganze Welt Unrecht, und in den Thatsachen liegt für solche Doktrinäre kein Beweis und keine Logik.

Deportirte in West-Australien. In der Novembersitzung der Londoner geographischen Gesellschaft sprach Gouverneur Kennedy über West-Australien; nach dieser Kolonie werden auch jetzt noch Verbrecher deportirt, und man hat aus England etwa 7000 dorthin gesandt. Diese Diebe, sagte der Gouverneur, sind ehrliche Menschen geworden. Der Procentsatz von Verbrechen ist in West-Australien geringer als irgendwo in den britischen Besitzungen, denn die Leute werden zur Arbeit angehalten, und haben stets Arbeit vollauf. So lange auf je einen Verbrecher zwei freie Einwanderer in die Kolonie kommen, habe diese gar nichts gegen die Aufnahme der ersteren einzuwenden. —

Wir unsererseits meinen, daß Gouverneur Kennedy ganz recht habe. Es ist viel zweckmäßiger, Verbrecher in neue Länder zu bringen, wo sie vollauf zu arbeiten haben, von ihrem lasterhaften Umgange getrennt und alten bösen Gewohnheiten und Versuchungen entrückt sind, als sie in Europa erst in Gefängnisse zu sperren und nach „abgesessener" Strafe wieder frei zu lassen, um unter zehn Malen neun Mal rückfällig zu werden und eine Pestbeule der Gesellschaft zu bleiben. Aber unsere moderne Philanthropie, die freilich oft in einem wunderlichen Labyrinth umhertaumelt, hat sich gegen die Deportation erklärt.

Deutsche Kolonien in Brasilien. Ueber die deutschen Niederlassungen in der Provinz Santa Catharina giebt das zu Rio de Janeiro erscheinende Journal do Commercio einige Mittheilungen aus dem Berichte des Präsidenten der Provinz.

Die Kolonisten, sagte er, leben im Allgemeinen zufrieden, haben aber mit mehr oder weniger Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Entwickelung geht langsam. Die im März 1851 gegründete Kolonie Donna Francisca zählte 1854 erst 1194 Seelen, jetzt 919 Familien, zusammen mit 3050 Köpfen. Sie hat große Pflanzungen von Mandioca, Mais, Bohnen, Reis, Zuckerrohr und Tabak, auch manche industrielle Unternehmungen, z. B. 42 Mandiocamehl-Fabriken, 20 Zuckerfabriken, 5 Mais- und Reismühlen. Zwei Kolonisten haben eine Art Seidenraupe entdeckt, dieselbe anderthalb Jahre lang beobachtet und versprechen sich große Vortheile von ihr. Auf der Kolonie Sta. Isabel befinden sich 684 Personen; in der 1860 gegründeten Niederlassung Brusque 727; die Kolonie Blumenau zählt etwa 1500 Seelen.

Vom Juni 1860 bis März 1862 sind in der Provinz Sta. Catharina 1224 Personen eingewandert. Der Staat hat für die Kolonisation in dieser Provinz von 1855 bis 1861 verausgabt 506,950 Milreis, etwa 362,000 Thaler nach deutschem Gelde.

Civilisation auf Sicilien. Wir erwähnten jüngst der ungeheuren Menge von Mordthaten auf der Insel Korsika. Jetzt wird unterm 18. November aus Palermo auf Sicilien geschrieben: „Ueberall auf der Insel herrscht Furcht und Verbitterung, Schrecken und Verheerung, Kampf und Mord. Man kann die Zustände in den drei Worten zusammenfassen: Elend, Blut und Thränen. Allenthalb Raub, Mord, Diebstahl; in allen Zweigen der Staatsverwaltung herrscht Bestechung, statt der Freiheit Belagerungszustand. Vom 1. Januar bis zum 25. Oktober 1862 wurden im Bereiche des Palermitaner Gerichtsbezirkes 6745 Verbrechen begangen; davon waren Blutthaten 743, qualificirte Diebstähle 1099, verschiedene Verbrechen 931, Gewaltthätigkeiten 3134, Gesetzesübertretungen 838! In weniger als fünf Monaten also 743 Blutthaten; aber dabei sind die unzähligen Körperverletzungen,

welche unter der allgemeinen Bezeichnung „Gewaltthätigkeiten“ begriffen sind, nicht mitgerechnet.

Aus Hinterindien. Siam und die Franzosen. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß Frankreich großen Werth darauf legt, sich in Hinterindien eine Machtstellung zu verschaffen. Darin liegt der Grund zu dem Kriege, welchen es gegen den König von Annam vom Zaune brach. Es erzwang einen Frieden, welcher ihm das östliche, bisher dem Kaiser von Annam unterworfene Kambodscha, das Deltaland des Mekong, verschaffte. Die Hauptstadt der neuen Besitzung ist Saïgong. Der westliche Theil von Kambodscha bildet eine Provinz des Königreichs Siam, aber auch auf diesen haben es, den jüngsten Nachrichten zufolge, die Franzosen abgesehen. Sie trachten dahin, den ganzen Lauf des großen und schönen Mekong, welcher aus dem südwestlichen China herabströmt, von sich abhängig zu machen, während Engländer zu Rangun in Barma den, bis auf Weiteres noch phantastischen, Plan entworfen haben, von dieser Stadt aus eine Eisenbahn nach jenem südwestlichen China (der Provinz Yün nan) zu bauen. Die Provinz Kambodscha, in soweit sie nördlich von dem an die Franzosen abgetretenen Theile liegt und siamesisch ist, befindet sich in einem Zustande der Rebellion; ein Nachkomme der früheren Könige will das Land wieder unabhängig machen. Nun behaupten die Franzosen, siamesische Truppen hätten bei Verfolgung der Aufständischen sich einer Gebietsverletzung schuldig gemacht. Das ist aber lediglich ein Vorwand, denn eine auch nur annähernd festbestimmte Grenzscheide ist in jenen Gegenden gar nicht gezogen worden. Aber der französische Admiral Bonnard hat schon mit dem siamesischen Hof angebunden, indem er Klage über Gebietsverletzung führte. Auch kündigte er an, daß er einige bewaffnete Fahrzeuge stromauf geschickt habe und auf einen freundlichen Empfang derselben rechne.

Barma ist im Verfall; indem die Engländer diesem Staate das Mündungsgebiet des Irawaddy und die Seeküste wegnahmen, unterbanden sie ihm die Lebensadern. Barmanische Streifschaaren, „Banditen“, machen Einfälle in's britische Gebiet und haben auch einige Engländer ermordet. Nun ist Oberst Phayre, aus dessen von Yule geschilderter Gesandtschaftsreise nach Amerapura wir im Globus Mittheilungen gegeben haben, nach der gegenwärtigen Hauptstadt Mandalay abgegangen, um vom Kaiser Genugthuung zu fordern und endlich einen bündigen Vertrag zu erpressen, gegen welchen der barmanische Kaiser bis jetzt sich mit Hartnäckigkeit gesträubt hat. Die Engländer in Rangun meinen, daß ein Krieg unausbleiblich sei und ein Schreiben von dort äußert: „Die Barmanen glauben, daß wir ihr ganzes Land einverleiben wollen, und es erleidet auch keinen Zweifel, daß wir uns nicht ewig mit unseren Grenzwäldern begnügen können. Die goldene Halbinsel gewinnt mit jedem Jahre größere Wichtigkeit; auf der einen Seite haben die Engländer, auf der anderen die Franzosen festen Fuß gefaßt.“

Die Holländer im Indischen Archipelagus. Streit über Sumatra. Die Briten beneiden den Holländern die schönen Besitzungen in der ostindischen Eilandsflur, und diese erblicken in jenen lästige Eindringlinge und unwillkommene Nachbarn. Nun ist ein Zank über Sumatra entstanden. Die obere Hälfte dieser Insel bildet die Ostgrenze einer der wichtigsten Fahrbahnen im Ocean, nämlich der Malakkastraße, in und an welcher die Engländer drei wichtige Punkte inne haben: Singapore, Malakka und Pulo Pinang. Die Nordspitze steht unter einem unabhängigen malayischen Fürsten, dem Könige von Aschin (Acheen), in dessen Lande der vortreffliche Pfeffer wächst, welcher von Pulo Pinang in den Handel kommt. Während der napoleonischen Kriege hatten die Engländer sämmtliche holländische Besitzungen des Archipelagus besetzt, gaben nach dem Frieden, insbesondere 1824, dieselben wieder zurück, behielten aber Malakka, Ceylon und das Vorgebirge der Guten Hoffnung. In dem Vertrage von 1824 war die Fortdauer der Selbständigkeit aller bis dahin unabhängigen Staaten auf Sumatra festgestellt und ausgemacht worden, daß dem Handel der Engländer wie der Holländer mit jenen Staaten kein Hinderniß in den Weg gelegt werden solle. Nun beklagen sich die Engländer darüber, daß Holland auf Sumatra rücksichtslos annektirt und den Handel von Pulo Pinang geschädigt habe. Schon 1841 remonstrirten sie dagegen; aber vor etwa fünf Jahren nahmen die Holländer das Fürstenthum Siak, das so ziemlich Malakka gegenüber liegt, in Besitz, und jetzt beanspruchen sie die Oberherrlichkeit über alle Pfefferhäfen von Siak nach Norden hin bis Aschin; auch in Langkat haben sie bereits ihre Flagge aufgezogen. Die malayischen Fürsten haben sich mit Beschwerden an die Engländer gewandt, diese haben ein Kriegsschiff nach Langkat geschickt, und von London aus hat man eine scharfe diplomatische Note nach dem Haag gesendet.

Wir wollen hier bemerken, daß auf der Südostküste von Borneo, in Banjarmassing, welches unsere Leser aus der vorigen Nummer kennen, wieder ein Aufstand ausgebrochen ist, welcher den Holländern viel zu schaffen macht.

Ostindiens Staats-Einnahmen und Ausgaben. Für das Jahr 1863 sind die ersteren auf 42,971,200 Pfund Sterling, die letzteren auf 36,329,400 veranschlagt worden. Die Vertheilung findet in folgender Weise statt:

Provinzen.	Einnahme.	Ausgabe.
Bengalen . . .	12,820,746	5,258,001 Pfd. St.
Nordwest-Provinz	5,502,000	2,251,932 „ „
Audh	1,160,900	763,900 „ „
Pendschab . . .	2,843,200	1,136,515 „ „
Bombay und Scinde	7,121,862	3,378,948 „ „
Berar	355,400	103,800 „ „
Central-Provinzen	725,300	620,600 „ „
Madras	6,395,891	3,275,665 „ „
Straits Settlements	153,800	120,390 „ „
Barma	733,000	529,031 „ „
Haiderabad . . .	11,700	9,110 „ „

Unter den Straits Settlements versteht man die englischen Niederlassungen an der Straße von Malakka, z. B. die Insel Pulo Pinang und die Stadt Malakka. Auch Singapore gehört dazu. Haiderabad ist eine „Residentschaft.“

Wir wollen hier bemerken, daß die Engländer jetzt angefangen haben, in Indien Dampfpflüge einzuführen, in Dschessore und Radschschaji sind dergleichen in Thätigkeit. — Die Mündungen des Hughly, an welchen bekanntlich Calcutta liegt, sind in jüngster Zeit noch gefährlicher für die Schifffahrt geworden als früher. Berichte vom Ende Oktobers melden, daß binnen einem halben Jahre nicht weniger als sechs große Dreimaster auf den Untiefen gescheitert seien.

Gold in Neu-Seeland. Der Reichthum der Goldgruben unterliegt eben so wenig einem Zweifel wie die Nachhaltigkeit. Im August wurde in der Provinz Otago wieder ein sehr ergiebiges Goldfeld aufgefunden. Zwei Männer kamen nach dem Hafenplatze Dunedin und legten in der dortigen Bank 87 Pfund Gold nieder, sagten aber nicht, wo sie dasselbe gewonnen hatten, bis die Regierung ihnen 2000 Pfund Sterling versprach, wenn sie ein Goldfeld nachweisen könnten, dessen Ausbeute sich binnen drei Monaten auf 16,000 Pfd. St. belaufen würde. Nun gaben sie als Fundstätte den obern Lauf des Clutha- oder Molineux-Flusses an, 180 Miles von Dunedin, aber jene Gegend ist wegen Mangels an Straßen oder auch nur Pfaden sehr schwer zugängig. Trotzdem brachen Leute dorthin auf und zahlten 180 Pfund Sterling Fracht für jede Tonne, also für 20 Centner ungefähr 1200 Thaler nach unserm Gelde! In Dunedin erhält jeder Handwerker 20 Schillinge, also 6 Thaler 20 Neugroschen, Tagelohn. Als die Nachricht von dem neuen Fund in Melbourne, Australien, bekannt wurde, ging gleich ein ganzes Geschwader von Schiffen nach Neu-Seeland ab; eines z. B. mit 800, ein, anderes mit mehr als 900 Fahrgästen; binnen acht Tagen waren über 5000 eingeschifft. Sie wollten theils nach Otago, theils nach Coromandel in der Provinz Auckland.

Kalifornisches Silber. Wir haben dann und wann erwähnt, daß am Ostabhange der Sierra Nevada Silbergruben entdeckt und in Bearbeitung genommen worden seien. Jetzt lesen wir Näheres darüber in einer Mittheilung des jüngern Herrn von Richthofen, welcher die preußische Expedition nach Ostasien mitmachte und sich im September zu Virginia City, im Territorium Nevada befand.

Herr von Richthofen bemerkt, daß aus Kalifornien nach diesem neuen Gebiete schon sechs Straßen über die sechstausend Fuß hohen Päſſe der Sierra Nevada führen. Man schaffte mit ungeheuren Kosten Dampfmaschinen und Alles, was zum Grubenbetriebe gehört, über das Gebirge nach dem neuen Silberlande, und dort wurde binnen zwei Jahren eine so großartige Betriebsamkeit hervorgerufen, wie man sie in vielen alten Bergwerksdistrikten vergeblich sucht.

Im Jahre 1860 war die Silberausfuhr noch ganz unbedeutend, 1861 stieg sie schon auf drei Millionen Dollars, wird 1862 sich auf mehr als fünf und im Jahre 1863 schon auf zehn Millionen belaufen, oder, wie Herr von R. meint, sogar übersteigen. „Denn, sagt er, die wichtigsten Erzlagerstätten ergeben noch gar nichts, weil die erforderlichen Verbindungsstraßen zum Transport von Maschinen noch nicht vollendet sind. Aber unter

den in Betrieb stehenden Gruben fördert allein eine Kompagnie, die Ophir-Kompagnie, welche 200 Fuß eines Silberganges besitzt, aus diesem kleinen Stück monatlich Silber und Gold im Werthe von 250,000 Dollars, und wird es in weiteren zwei Monaten auf 400,000 Dollars monatlicher Förderung bringen."

Virginia City, das Emporium der neuen Silberregion, liegt in einem wüsten Gebirge und fern von jeder Kommunikation. Vor drei Jahren wohnten an dieser Stelle nur wenige Indianer, jetzt hat die Stadt 5000 Einwohner und täglich erhält sie Zukömmlinge. In der nächsten Umgebung ist ein Dutzend kleiner Städte aus dem Boden gewachsen. Große Züge von Auswanderern aus den östlichen Staaten kommen auf dem beschwerlichen Landwege durch die Wüste des Großen Salzsees aus Utah täglich durch das Nevada-Territorium und ziehen weiter nach Kalifornien.

Die Silberregion bildet einen Theil des großen Binnenbeckens, in welchem mehrere fruchtbare Thäler liegen. Aus der wüsten Fläche ragen einzelne kahle Gebirgszüge auf und in diesen sind die Erzgänge.

Schwamm-Fischerei im Adriatischen Meere. Von den zahlreichen Arten mögen hier blos jene Hornschwämme näher hervorgehoben werden, welche wegen ihrer ausgebreiteten Verwendung und Brauchbarkeit ein allgemeines Interesse haben. Im Adriatischen Meere kommen zwei Arten von Schwämmen vor, die Spongia adriatica und S. quarnerensis, welche von Fiume an bis zur albanesischen Küste von dalmatinischen Fischern gesammelt und als gute Badeschwämme in den Handel gebracht werden. Die genannten Schwämme zeichnen sich vor den anderen Hornschwämmen aus durch die Leichtigkeit, mit der sie ausgewaschen und von dem schwarzen Ueberzuge befreit werden können. Der dalmatinische Schwamm wird vom Quarnero an bis zu den Jonischen Inseln in sehr wechselnden Tiefen von 2 bis 20 Faden gefunden. Er scheint vorzüglich die Küste der zahllosen Inselchen und Scoglien zu lieben, weniger die geschlossenen Häfen. Die Schwammfischerei als Gewerbe wird ausschließlich von den männlichen Bewohnern der kleinen Insel Crapano, unterhalb Sebenico, ausgeübt. Zu je zwei in einem offenen starken Boote gehen sie im Frühjahr auf den Fang aus, der ein sehr mühsamer ist. Der eine Mann dirigirt das Boot, es langsam vorwärts treibend, während der andere, nur mit einem Fuße im Boote sich haltend, mit dem andern balancirend, den ganzen Körper über den Vorderrand des Fahrzeugs hinausbiegt und mit scharfen, der Wasseroberfläche soweit wie möglich genäherten Augen nach den Schwämmen am Meeresboden späht. Kräuselt ein leichter Wind das Wasser, so wird es durch etwas Oel geglättet. Der Fischer hält eine vierzinkige, mit langem schwanken Stiele versehene Gabel, mit der er, wenn er möglichst lothrecht über dem Schwamm ist, ihn loslöst. Reicht die eine Gabel nicht aus, so greift er hinter sich und holt eine zweite, die er mit großer Behendigkeit an die erste bindet. Die Schwämme werden ganz frisch geknetet und ausgedrückt. Der Ertrag der dalmatinischen Schwammfischerei hat sich in den letzten Jahren bei sehr theurer Waare auf etwa 10,000 Gulden belaufen. Da nach den bisherigen Beobachtungen eine künstliche Fortpflanzung und Vermehrung der Schwämme ganz wohl möglich ist, so weis't Dr. Oskar Schmidt wiederholt darauf hin, wie sehr es im staatsökonomischen Interesse wäre, in dieser Beziehung an der dalmatischen Küste Versuche zu machen. Die Triester Handelskammer ist darauf eingegangen und es werden diese Versuche im kommenden Frühjahre unter der Leitung des Herrn Prof. Schmidt unternommen werden, dessen Werk über die Spongien des Adriatischen Meeres sehr werthvoll ist. Oskar Schmidt war früher Professor in Jena, jetzt lehrt er an der Universität in Graz.

Das Steinöl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, welche Bedeutung das in so reichlicher Fülle aus der Erde hervorquellende Steinöl für Nordamerika gewinnen müsse. Unsere Annahmen finden durch die Mittheilungen in den Börsenartikeln der New-Yorker Blätter volle Bestätigung.

Aus den Häfen der Nord-Union wurden in neun Monaten, vom 1. Januar bis 30. September 1861, ausgeführt nur 368,982 Gallonen Steinöl; in demselben Zeitraum 1862 war aber die Ausfuhr schon auf 6,294,819 Gallonen gestiegen. Dazu kommt noch der Verbrauch im Lande selbst, der einen immer größern Umfang annimmt.

Die Erläuterungsschriften, welche den Zahlen des achten Census von 1860 beigegeben sind, enthalten ausführliche Nachweisungen über dieses wichtige Erzeugniß; wir entnehmen denselben auszugsweise das Folgende:

Petroleum, Stein- oder mineralisches Oel war schon den Alten bekannt und wurde von ihnen vielfach benutzt. Schon Herodot erwähnt dasselbe. In seinem flüssigen Zustande findet man es zum Beispiel an den Küsten des Kaspischen Meeres (Baku), in Barma (Globus II. 303) und in Italien, und nannte es Naphtha. Die festeren Elemente derselben Substanz sind vorherrschend im Asphalt und Bitumen; man findet dasselbe in Menge auf der Insel Trinidad, wo ein ganzer Asphaltsee vorhanden ist, und im Todten Meere.

In Nordamerika wurde den weißen Bewohnern das Steinöl in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt, und zwar durch die Seneca-Indianer. Diese fanden es im Oil Creek, einem Bache, welcher in dem pennsylvanischen County Venango in den Alleghanyfluß mündet; sodann auch unweit von den Quellen des Geneseeflusses im Staate New-York. Damals nannte man es Seneca- oder Genesee-Oel. Die Indianer verwandten dasselbe bei ihren religiösen Feierlichkeiten und als Mittel gegen Wunden. Die Quelle am Oelbache wurde vor etwa vierzig Jahren gefaßt; der Eigenthümer schöpfte das Oel ab und hatte eine reichliche Einnahme. Es ist ermittelt worden, daß vor mehr als hundert Jahren die Franzosen, welche damals im Besitze des Mississippithales waren, manche Nachgrabungen auf Oel veranstaltet haben.

Bis zum Jahre 1845 scheint man nicht gewußt zu haben, daß es in großer Menge vorhanden sei. Als man damals in der Nähe von Tarentum, 35 Miles oberhalb Pittsburgh am Alleghanyflusse, auf Salz bohrte, traf man eine Oelquelle. Sofort bildete sich in New-York eine Gesellschaft zur Reinigung desselben, aber die Ergebnisse fielen nicht befriedigend aus und die Sache ruhte eine Zeit lang.

Sie wurde indessen von unternehmenden Leuten bald wieder aufgenommen. Kaufleute aus New-Haven in Connecticut ließen seit 1857 am Oelbache bohren, erreichten im August 1859 eine Tiefe von 71 Fuß und trafen auf eine Quelle, welche täglich etwa 400 Gallonen lieferte. Dadurch wurde die Nacheiferung angestachelt; noch vor Ende des Jahres 1860 waren nahe an zweitausend Bohrversuche, zum Theil mit großem Erfolg, gemacht worden, denn schon damals ergaben 74 größere Quellen, bei denen man Pumpen anwandte, einen täglichen Durchschnittsertrag von 1165 Fässern (zu 20 Gallonen) rohen Oels, was einen Werth von etwa 10,000 Dollars repräsentirt. Nun bohrte man auch bis 500 und 600 Fuß Tiefe, und dadurch wurde der Ausfluß von Steinöl so bedeutend, daß von einer einzigen Quelle täglich 3000, von weniger ergiebigen 15 bis 20 Faß gewonnen wurden.

Die Menge des aus der pennsylvanischen Oelregion auf der Sunbury- und Erie-Bahn beförderten Oels betrug 1859 nur 325 Faß, im Jahre 1861 schon 134,927. Seitdem hat die Förderung des Steinöls reißend schnell zugenommen, denn im Ganzen sind 1861 versandt worden nahe an 500,000 Faß. Der gegenwärtige Wochenertrag wird auf 250 bis 300,000 Faß angenommen. Ein zu Oil City in Pennsylvanien erscheinendes Blatt bemerkte: „Wir hören, daß die Zahl der jetzt fließenden Quellen 75 beträgt, der früher fließenden und gepumpten Quellen sind 62, die Zahl der gebohrten und in Angriff genommenen 358, insgesammt 495. Der Betrag des versandten Oels wird zu einer Million Faß angenommen. Die Zahl der Raffinerien beträgt 25; die Produktion ist im Zunehmen. Man bezahlt das Faß rohen Oels an den Quellen mit einem halben Dollar."

An gereinigtem Steinöl sind aus Philadelphia, New-York, Boston, Baltimore und San Francisco vom 1. Januar bis 1. April 1862 exportirt worden 2,342,032 Gallonen im Werthe von 633,949 Dollars. Die Zufuhren von Kohlenöl und Petroleumöl in Cincinnati betrugen in demselben Zeitraume 519,960 Gallonen.

Telegraph zwischen Smyrna und Syra. Am 15. November ist die Legung eines neuen unterseeischen Telegraphenkabels zwischen Smyrna und Syra glücklich von Statten gegangen und daher die telegraphische Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland über Smyrna und Konstantinopel wiederhergestellt. Die Legung wurde durch einen dem englischen Hause Newal und Comp. gehörigen Dampfer bewerkstelligt.

Telegraph durch die Mongolei nach Schanghai. Die englische Telegraphen-Gesellschaft hat die Absicht, eine Telegraphenlinie zwischen Kjachta und Peking zu errichten, und wie das Gerücht sagt, hat man Aussicht, daß die Arbeiten zum 1. September 1863 beendigt sein werden. Diese Linie wird mit der sibirischen in Verbindung gebracht und alsdann können die Telegramme aus Schanghai in einigen Stunden nach London gelangen.

Ein direktes Telegramm zwischen New-York und San Francisco. Am 6. November sandte die vereinigte Presse, ein Verein der verschiedenen Zeitungsredaktionen, zum ersten Mal ihre

Telegramme direkt nach San Francisco. Es war Nachmittags fünf Uhr. Die Antwort war datirt. Nachmittags zwei und ein halb Uhr und traf in New-York zwischen sechs und sieben Uhr Abends ein. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt 3500 Miles; der Zeitunterschied zwischen beiden Städten 3 Stunden 14 Minuten. Die New-Yorker Tagesblätter werden von nun an die Tagesneuigkeiten gleichzeitig mit den Zeitungen San Franciscos bringen!

Das Eisenbahn-Netz Italiens. In der vorigen Nummer gaben wir Mittheilungen über einen Theil desselben. Das gesammte italienische Bahnnetz, in seiner Vollendung gedacht, zeichnet sich, der geographischen Lage der Halbinsel gemäß, gleichsam von selbst.

Zwei lange Schienenwege laufen den Meeren entlang.

Die eine Linie von der Straße von Messina an über Neapel, Civita Vecchia, Livorno, La Spezzia, Genua nach Nizza.

Die andere geht vom Absatze des Stiefels am Adriatischen Meere hinauf nach Ancona, von da nach Bologna und in's Po-thal, wo sie mit dem nördlichen Netze in Verbindung tritt.

In diesem nördlichen Netze sind vier Linien zu unterscheiden:

1. Parma, Piacenza, Alessandria, Turin, Mont Cenis nach Lyon in Frankreich.

2. Piacenza, Mailand, Sesto calende, Simplon nach der Schweiz.

3. Modena, Mantua, Verona, nach Tyrol.

4. Bologna, Venedig, nach Triest in Deutschland.

Außerdem werden die beiden langen Linien noch hin und wieder durch Querlinien verbunden. Von Florenz nach Bologna ist der Schienenweg fertig; Rom soll mit beiden Meeren in Verbindung gebracht werden; in Apulien und Kalabrien soll, bei günstigeren Verhältnissen, ein Schienennetz gezogen werden, welches jenem im Norden entspricht.

Im Oktober 1862 war das ganze System in 7 Gruppen getheilt:

	im Gebrauch.	im Bau.	Genehmigt.
1. Nördliche	913	327	—
2. Po-Thal, piemontesisch	536	211	123
" venetianisch .	475	—	—
3. Tyrrhenische Centralbahn	389	642	—
4. Römische Centralbahn, inclus. päpstliche . . .	217	84	—
5. Neapolitan. Südbahn .	56	370	690
6. Kalabrien und Sicilien	—	40	—
7. Insel Sardinien . . .	—	—	388

Es waren demnach im Gebrauch 2975 Kilometer, im Bau 1927, koncessionirt 1201 Kilometer. Projektirt hat man 1227 Kilometer, wovon 897 K. auf die calabrisch-sicilianische Gruppe kommen sollen, 200 auf die nördliche, 19 auf die Insel Sardinien rc.

Das vollendete System würde 7330 Kilometer für ganz Italien umfassen.

Schiffsverkehr in den Häfen des Zollvereins. In den (preußischen, hannoverischen und oldenburgischen) Seehäfen des deutschen Zollvereins liefen im Jahre 1861 ein: Segelschiffe 17,764, darunter 11,917 beladen, von 583,782 Lasten und mit 80,057 Mann, Dampfschiffe 1883, darunter 1513 beladen, von 209,905 Lasten und mit 26,815 Mann; dagegen liefen aus: Segelschiffe 17,410, darunter 12,736 beladen, von 788,663 Lasten und mit 88,344 Mann, Dampfschiffe 1889, darunter 1618 beladen, mit 224,233 Lasten und mit 26,506 Mann.

Die Mündung der Rhone. Ein Ausschuß von Sachverständigen ist in Folge eingehender Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß es nicht möglich sei, dieselbe für große Seeschiffe fahrbar zu machen. Als Ersatz wird jedoch ein 4 Kilometer langer, 6 Meter tiefer Schiffskanal von Arles nach der Bucht von Foz in Angriff genommen werden.

Kanal durch die Landenge von Korinth. Wie der „Moniteur" meldet, hat sich in Korinth eine Gesellschaft gebildet, um die Durchstechung des Isthmus von Korinth zu unternehmen. Die Breite dieses Kanals soll 34 Metres, seine Tiefe 6 Metres betragen. Seine Ausdehnung würde 6 Kilometer nicht überschreiten. Für die von Marseille und dem Mittelmeere nach dem Piräeus gehenden Fahrzeuge würde die Entfernung um 90 Meilen abgekürzt; für die aus dem Adriatischen Meere kommenden Schiffe wäre die Zeitersparniß noch beträchtlicher.

Der brasilianische Hafen Bahia ist einer der wichtigsten des transatlantischen Kaiserreichs, namentlich für die Ausfuhr von Zucker und Tabak. Wir haben Angaben über das Finanzjahr 1859/60. Der Werth der Gesammteinfuhr belief sich auf 16,226,744 Milreis, also 1,757,897 Pfund Sterling. Im Jahre 1861 liefen 275 fremde Schiffe mit 80,304 Tonnen Gehalt ein. Davon waren aus Deutschland: von Bremen 15, Hamburg 9, Hannover 4, Mecklenburg 1, Preußen auch nur 1, zusammen dreißig, alle unter ihren Partikularflaggen, die nirgends viel bedeuten wollen. Aber der armselige Partikularismus der verschiedenen Regierungen ist schuld, daß wir, in Seeschifffahrt und Seehandel die dritte Nation in der Welt, unsere schwarzrothgoldene deutsche Flagge noch nicht auf dem Ocean sehen, während doch die Deutschen, welche über See wohnen, von jeder Partikularflagge mit Recht nicht viel wissen wollen, so lange nicht die deutsche über ihnen weht. Bremen bezog in dem brasilianischen Finanzjahre, das vom 30. September bis 1. Oktober läuft, 26,383, Hamburg 17,061 Ballen Tabak.

Der Handel Belgiens. Der gesammte Ein- und Ausfuhrhandel dieses Landes stellte sich im Jahre 1861 auf den Werth von 1,870,700,000 Francs. In dieser Ziffer ist der Werth der sämmtlichen zum innern Verbrauche, zur direkten Durchführung und zur Lagerung in den Entrepots eingeführten Waaren mit zusammen 964,9 Millionen Francs mit inbegriffen. Der Generalhandel bei der Ausfuhr (belgischer und fremder Waaren zusammen), betrug 845,8 Millionen; die ausländischen, zum belgischen Consum eingeführten Waaren und die ausgeführten belgischen Erzeugnisse repräsentirten einen Werth von 1010,1 Millionen; der Gesammtwerth der ausländischen, zum innern Verbrauch abgefertigten Waaren betrug 556,8 Millionen, jener der exportirten belgischen Produkte auf 453,6 Millionen Francs. Von der gesammten Ein- und Ausfuhr sind 64,7 Procent zu Lande oder auf Flußschiffen, 35,3 Procent zur See befördert worden. Unter den Einfuhrartikeln finden wir 263,823,483 Kilogramm Getreide aller Art; Dungstoffe 51,517,217 Kilogramm, Oelkuchen 16,917,394 Kilogramm. Ausgeführt wurden unter anderm 3,379,051 Tonnen Steinkohlen, 14,641,118 roher Zink, Getreide 24,915,469 Kilogramm, Papier für 6,190,000 Francs. Eisenerz 156,127,762 Kilogramm; rohe, behauene und gesägte Steine 251,389,118 Kilogramm. Die Seetransporte werden vermittelt durch 4099 eingelaufene und 4095 ausgelaufene Schiffe, zusammen 8194 Fahrzeuge, deren gesammte Tragfähigkeit 1,564,551 Tonnen, die wirkliche Ladung 1,063,540 Tonnen und die Bemannung 88,264 Köpfe betrug. Seit 1856 ist der Antheil der belgischen Flagge an der Schifffahrtsbewegung des Landes eine immer geringere geworden. Die belgische Rhederei zählte 1857 noch 142 Segel- und 4 Dampfschiffe, 1861 respektive nur 103 und 8, zusammen 111, wovon auf Antwerpen 64 Schiffe mit 22,622 Tonnen kommen, auf Ostende 30 mit 5889 Tonnen. Die übrigen vertheilen sich auf die Häfen Brügge, Gent, Löwen, Brüssel und Nieuport, welche durch Kanäle mit dem Meer in Verbindung stehen.

Volksmenge im preußischen Staate. Die „Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus" enthält in übersichtlicher Zusammenstellung das definitive Resultat der Volkszählung im preußischen Staate am 3. December 1861. Nach demselben besteht die Gesammtbevölkerung, Civil und Militär zusammen, aus 18,491,220 Seelen. Dieselben vertheilen sich auf 1000 Städte mit einer Gesammteinwohnerzahl von 5,625,852, und auf 332 Kreise des platten Landes zusammen mit 12,865,368 Bewohnern. Die Zahl der Stadt- und Landkreise beträgt 345. Die Militärbevölkerung, welche in vorstehenden Zahlen mit enthalten ist, beträgt, inclusive der in Mainz, Luxemburg, Rastatt und Frankfurt a. M. liegenden 14,720 Mann, zusammen 268,372 Mann, von denen auf die Städte 263,711, auf das platte Land 4661 kommen.

Am meisten bevölkert erscheint die Provinz Schlesien; dieselbe zählt 3,390,695 Seelen. Nächst Schlesien sind die Rheinlande am bevölkertsten: 3,215,894 Seelen. Die Provinz Preußen wird von 2,866,866 Seelen bewohnt. Die Provinz Brandenburg hat 2,467,559, von denen auf die Stadt Berlin 547,571 kommen. Die Provinz Sachsen hat 1,976,117 Seelen. Westphalen 1,618,865. Die Provinz Posen 1,485,550. Die am wenigsten bevölkerte Provinz ist Pommern, mit 1,389,739 Seelen. Die Bevölkerung der Hohenzollernschen Lande beträgt 64,675, die des Jahdegebietes 950 Seelen.

Die preußischen Wollmärkte. Auf den 14 preußischen Wollmärkten wurden im Jahre 1862 241,659 Centner Wolle verkauft, nämlich 5,953 Centner extrafeine, 63,472 Centner feine, 128,193 Centner mittlere, 44,011 Centner ordinäre. Die bedeutendsten Märkte sind: Berlin mit 110,810, Breslau mit

59,000, Posen mit 20,939, Stettin mit 17,811, Landsberg an der Warthe mit 14,000 Centner Wolle. Den Hauptumsatz von extrafeiner Wolle hatte Breslau, von allen anderen Sorten Berlin.

Ausfuhr von Seidenwaaren in Lyon. Dieselbe betrug im Jahre 1861, Bänder eingeschlossen, 333,310,000 Francs; ein starker Ausfall gegen 1860, denn damals betrug sie für 454,731,485 Francs (121,421,485 Francs weniger). Der Durchschnittsexport stellt sich für die fünf Jahre vor 1862 auf 420,116,080 Francs im Jahre. Jener Ausfall ist hauptsächlich eine Folge des Krieges in Nordamerika.

Baumwolle in Afrika. In England reitet man alltäglich auf diesem Steckenpferde, umgeht aber die Hauptsache. Daß in Afrika, sowohl im Norden wie im Süden des Aequators, große Landstrecken sich für den Anbau dieser Pflanze eignen, und daß die Neger Baumwolle für ihren Bedarf bauen, das ist eine weltbekannte Sache, und wir brauchen dafür weder Baikie's noch Livingstone's oder Anderer Angaben. Nun tritt ein Herr Baxter Langley auf und macht abermals Hoffnungen über große Baumwollenzufuhren aus Afrika und beruft sich, unglücklich genug, auf die Beobachtungen, welche man am Sambesi gemacht habe. Er weis't aber nicht nach, wie man es anfangen wolle, die Schwarzen zum regelmäßigen Anbau der Baumwolle zu vermögen, wie diese entkörnt werden soll, und wo sichere und zuverlässige Transportmittel sind; auch ist er außer Stand, eine nur annähernd sichere Schätzung über den Ertrag in den verschiedenen Regionen zu geben. Seit zwanzig Jahren immer dasselbe Lied ohne irgend welchen Erfolg.

Aus der Kap-Kolonie. Die Regierung derselben will im nächsten Jahre eine Telegraphenleitung bis Natal anlegen, und man zweifelt nicht, daß die gesetzgebende Versammlung die erforderlichen Mittel bewilligen werde. Denn das Kap-Parlament ist freigebig, wenn es sich um Gelder für Verkehrsmittel handelt, und notirt deshalb während seiner diesjährigen Sitzung mehr als eine Million Pfund Sterling für die Eisenbahn von Port Elisabeth nach Grahamstown, welche allerdings eine sehr fruchtbare Gegend erschließen wird.

In den westlichen Theilen der Kap-Kolonie waltet noch immer ganz entschieden das holländische Element vor, und dieses will, so weit irgend möglich, das englische Element von sich fern halten. Beide sind einander nicht sympathisch. Diese Holländer wollen lieber schwarze Arbeiter, welche sich allerdings für das Klima besser eignen.

Britisch-Cafraria (die Region zwischen dem großen Keï und dem Keiskamma, südlich von den Amatolabergen und seit 1836 respektive 1847 Provinz) hebt sich rasch, und die Hauptstadt King-Williams-Town erhält ununterbrochen Zuwachs an Bevölkerung.

Der Oranje-Freistaat, welchen die holländischen, der englischen Herrschaft abgeneigten Bauern westlich von Natal und dem Lande der Basutukaffern gegründet haben, erhielt jüngst einen beträchtlichen Gebietszuwachs, indem die Gebrüder Kok, Häuptlinge der Griquas, dem Präsidenten Prätorius ihr sehr ausgedehntes Gebiet für 50,000 Gulden abtraten. Die Griquas sind Mestizen, stammen von holländischen Vorvätern und Hottentottenmüttern ab und wohnen an den Flüssen Oranje und Vaal.

Zweifelhafter Ausgang der Expedition des Lieutenant Krusenstern in das Nördliche Eismeer. Aus Archangel wird geschrieben: In diesem Jahre wurde durch den Kapitän ersten Ranges Krusenstern unter Mitwirkung der Regierung eine Expedition in das Nördliche Eismeer zur Erforschung des Weges nach der Mündung des Jenissei ausgerüstet. Am 1. August liefen zu diesem Zwecke aus der Mündung des Flusses Kuja (Kreis Mesen) zwei Fahrzeuge aus: der Schooner „Jermak" unter dem Kommando des Lieutenant Krusenstern und eine Yacht unter Leitung des Unteroffiziers Korotki, beide mit drei Matrosen und dem Mesenschen Bürger Rogatschew bemannt.

Am 13. September kehrte die Yacht nach dem Dorfe Kuja zurück und der Unteroffizier Korotki erklärte, daß die Expedition glücklich durch die Jugorische Meerenge in das Karische Meer gekommen sei; am 16. August habe er (Korotki) gesehen, daß der Schooner von dichten Eismassen umgeben gewesen sei, so daß die Yacht zwei Werst von demselben habe entfernt bleiben müssen. Zugleich sei ein dichter Nebel gefallen, der sich erst am dritten Tage zerstreut habe, und da sei nichts mehr von dem Schooner zu sehen gewesen und er (Korotki) habe nicht mehr gewußt, welchen Weg er verfolgen solle. Mittlerweile seien große Eismassen herbeigekommen, welche die kleine Yacht mehrmals ganz umschlossen, so daß einmal zwei Bretter von dem Bord abgebrochen wurden. Da habe er in der Befürchtung, ganz vom Eise eingeschlossen zu werden und zu Grunde zu gehen, beschlossen, seinen Weg nicht mehr fortzusetzen, und er sei nach der Jugorischen Straße zurückgekehrt, um daselbst die Rückkehr des Schooners „Jermak" zu erwarten. Er habe daselbst zwei Wochen zugebracht, einige Male mit Rennthieren das Ufer der Meerenge bis zur Mündung der Kara befahren, um etwas von dem Schooner zu erfahren, er habe aber nur gesehen, wie die Eismassen in immer größerer Menge herangekommen seien. Auch Nachfragen bei den Samojeden haben kein besseres Resultat ergeben. Er habe darauf dem samojedischen Aeltesten das Vorgefallene mitgetheilt, und um seine Mitwirkung gebeten, falls der Schooner sich blicken lassen sollte. Zuletzt sei er nach dem Dorfe Kuja zurückgekehrt.

Von dem Schooner „Jermak" sind bis jetzt noch keine weiteren Nachrichten eingetroffen. —

Vorstehenden Bericht haben wir der uns freundlich übermittelten deutschen St. Petersburger Zeitung vom 27. November entlehnt.

Geographische Schnitzer. Wenn ein gelehrter französischer Volkswirth den Getreidehafen Danzig an das Schwarze Meer verlegt, so lächeln wir in Deutschland, wundern uns aber nicht darüber; auch begegnen solche Irrthümer den Engländern nicht allzuselten. In Deutschland sollte es eigentlich nicht stattfinden, daß in großen Zeitungen auffallende geographische Schnitzer derbster Art vorkommen. Jüngst theilte die Kreuzzeitung eine poetische Zuschrift der Maori an die britische Königin Victoria mit, und bemerkte ganz unbefangen, daß diese Maori in Süd-Afrika wohnen. Sie sind aber bekanntlich Neuseeländer. — In der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die doch sonst aufmerksam genug ist, stand neulich eine Korrespondenz aus Hong kong in China, in welcher der Briefsteller erwähnt, daß in der Gegend von Tien tsin Baumwolle geerntet worden sei; diese müsse aber wohl von einer besondern Art sein, da bekanntlich Tien tsin mit St. Petersburg so ziemlich unter demselben Breitegrade läge. — Ein Blick auf die Karte hätte aber sofort gezeigt, daß jene chinesische Hafenstadt südlicher als Peking und mehr als zwanzig Grade südlicher als St. Petersburg liegt. Das wäre, abgesehen von den Längengraden, ungefähr ein Abstand wie von den Quellen des Mississippi bis zum Mexikanischen Meerbusen, oder von St. Petersburg nach Konstantinopel.

Mehrere deutsche Blätter melden unter der Ueberschrift: Schneefall in Arabien, aus Medeah Folgendes: „Ein Ereigniß, das, so lange die Araber sich erinnern, nicht gesehen worden ist, hat hier stattgefunden. Wir haben augenblicklich meterhohen Schnee. Gestern waren die Bäume noch mit Laub bedeckt, und heute brechen ihre Zweige unter dem Gewichte der Schneemassen."

Medeah liegt, wie in allen kleinen Schulgeographien zu lesen ist, in Algerien! Man merkt es doch auch in Deutschland sehr, daß zwar auf den Universitäten Katheder für Hebräisch und Sanskrit und allerlei sonstige Sachen vorhanden sind, aber nur auf zweien oder dreien Lehrstühle für Länderkunde und Ethnologie. Auch auf den meisten Gymnasien werden diese Fundamentalwissenschaften, die gerade in unserer Zeit ausgedehnten Verkehrs nöthiger sind als so viele andere, in geradezu kläglicher Weise vernachlässigt, während man die Schüler mit lateinischen und griechischen Versen quält, als sollten sie alle dermaleinst Konrektoren werden. In der Welt und unter den Völkern wissen dann die Kenner des alcäischen Metrums und des Ionicus a minori freilich nicht Bescheid. Sie können einen griechischen Accent richtig setzen, aber Medeah versetzen sie nach Arabien. Neulich fragten wir fünf „studirte" Männer von verschiedenem Beruf, wo Nantes läge? Alle antworteten: in Frankreich. Keiner wußte, daß es an der Loire liegt, und als sie lasen, daß von St. Nazaire überseeische Dampfer abfahren, wußten sie auch nicht ein Jota von dieser Stadt. Aber griechische Metra und Accente kannten sie, und lateinisch radebrechen konnten sie auch!

Uebrigens begegnen den englischen Zeitungen noch mehr geographische Menschlichkeiten als unseren deutschen; so machte jüngst die Times Krakau zu einer russischen Stadt.

Eine in Leipzig erscheinende Zeitung meldete neulich unter der Ueberschrift: „chinesischer Brauch bei uns nachgeahmt", daß in einer deutschen Stadt ein Mann durch Bauchaufschlitzen Selbstmord begangen habe.

Bekanntlich ist das aber kein chinesischer, sondern ein japanischer Brauch.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Erster Artikel.

Die afrikanische Wüste und der Regen. — Massaua, der Hafenplatz am Rothen Meere. — Die Samchara und ihr Charakter. — Pflanzenwuchs. — Die Schora. — Tropischer Charakter. — Das Alpenthal von Mensa. — Thierleben. — Die Bogosländer. — Ihre klimatischen Verhältnisse, Thierleben und Vegetation. — Grabhügel. — Das Dorf Mensa. —

Die große Wüste, welche den ganzen Norden Afrikas einnimmt und über den Arabischen Meerbusen hinweg bis tief in das Innere von Asien sich fortsetzt, geht nach Süden hinab allgemach in die Steppe über. Eine Grenze zwischen beiden Gebieten wird durch die Regen bedingt, welche ein- oder zweimal im Jahre das Land befruchten; — wo sie ihre belebende Kraft äußern können, muß selbst der Sand der Wüste sich derselben unterordnen: die Wüste hört da, wo es regnet, auf, Wüste zu sein. Aber die Grenze zwischen beiden Gebieten ist keine scharf bestimmte, sondern eine vielfach wechselnde. Sie hängt wesentlich von der Beschaffenheit des Landes ab. Nur in ebenen Gegenden ist sie eine ziemlich regelmäßige; in gebirgigen ändern sich alle gewohnten Verhältnisse. Selbst die Wüstengebirge sind keineswegs überall so öde und arm, wie die sandigen Ebenen, sondern da, wo sie in bedeutenderen Höhen emporsteigen, verhältnißmäßig sehr reich an Pflanzen, und umgekehrt sind die niederen Berge, welche innerhalb des Regengürtels liegen, ungleich ärmer als die Ebene oder gar als die eine und die andere Niederung. Diese Verschiedenheit der Höhe und Tiefe kann sich nirgends schärfer aussprechen als in den Gegenden, welche im Westen des südlichen Rothen Meeres liegen.

Wenn man, von dem Hafenplatze Massaua aus, dem Innern des Landes zuwandert, stößt man nach kurzer Reise an einen hohen Gebirgswall, welcher sich viele Meilen weit von Norden nach Süden hin erstreckt, in ziemlich gleicher Richtung mit der Küste des vorhin genannten Meerbusens. Dieser Gebirgswall ist das Vorgebirge des afrikanischen Alpenlandes, welches eine eigene Welt für sich bildet und die Schönheiten des Gebirges mit der Pracht der Tropen in sich vereinigt. Es sollte eigentlich ringsum von Steppen umgeben sein — denn es liegt vollständig im Gebiete der Regen — allein Dies ist nicht der Fall. Gerade da, wo man meinen möchte, daß das Wasser seinen ewigen Kreislauf ununterbrochen

R. Kretschmer. n. d. Leben

Charakterköpfe der Mensa.

ausführen könne, an der Küste des Rothen Meeres nämlich, zeigt sich dem Auge des kundigen Reisenden ein im höchsten Grad überraschendes Gebiet.

Die „Samchara“, wie der Araber den schmalen Streifen nennt, welcher östlich des Gebirges und zwischen diesem und dem Meere verläuft, ist nämlich trotz aller Regen noch nicht zur Steppe geworden, sondern eher als Wüste anzusehen, obgleich sie, streng genommen, als ein Mittelglied zwischen dieser und der Wüste betrachtet werden muß. Auf große Strecken hin erinnert sie noch durchaus an die Wüste, nur in wenigen Thälern ähnelt sie der Steppe, und blos da, wo das Wasser so recht eigentlich waltet, beweis't sie, daß sie innerhalb des Regengürtels liegt. Aber nicht die Lage macht die Samchara zu Dem, was sie ist, sondern ihre Beschaffenheit. Sie ist Wasser seine Bedeutung: denn so schnell wie es gekommen, rauscht es wieder zur Tiefe hernieder, und nur in der Mitte des Thales gewinnt es Zeit, das Erdreich zu tränken und ihm die Feuchtigkeit zu gewähren, welche zum Gedeihen der unter einer scheitelrecht strahlenden Sonne so wasserbedürftigen Pflanzen unerläßlich ist. Hier nun macht sich auch gleich ein reiches Leben bemerklich. An den schwarzen Bergen klettern die Mimosen, so zu sagen, mühselig empor; an den schroffen Wänden finden sie kaum Nahrung genug, zu bestehen, und können sich deshalb höchstens zu dürftigen Gesträuchen entwickeln: in der Niederung recken und dehnen sie sich, erheben sich, gesättigt vom Wasser, zu gewaltigen Bäumen, nehmen andere Pflanzen zwischen sich auf, gewähren den Schlinggewächsen gastliche Aufnahme, spenden Gräsern und anderen niederen

Danakil aus der Samchara.

nichts Anderes, als eine Fortsetzung des Gebirgsstockes selbst, obgleich sie, die Ebene, nur von wenigen und niederen Hügeln unterbrochen wird: sie ist gewissermaßen das Schlackenfeld am Fuße eines gewaltigen Vulkans.

Ganz Abyssinien zeigt so recht eigentlich, wie es entstand, und heute noch bricht das Feuer, welches die Gebirge in die Wolken schob, auf dieser oder jener Spitze der Berge durch. In der Samchara freilich ist es erloschen, aber seine Wirkung noch recht wohl zu erkennen. Eine Menge von Hügeln, zum guten Theil aus Lava bestehend, wechselt hier mit schmäleren oder breiteren Thälern ab und bildet ein Wirrsal von Niederungen, welche, dem Faden eines Netzes vergleichbar, zwischen den Hügeln und Bergen verlaufen. So niedrig diese Hügel auch sind, so schroff erheben sie sich, und deshalb verliert auf ihnen das

Pflanzen den zu ihrem Gedeihen nöthigen Schatten und bilden mit ihnen insgesammt einen Wald, welcher durch seine Dichtigkeit Das ersetzt, was ihm an Ausdehnung abgeht.

In diesen Thalniederungen allein zeigt sich die Pracht der Tropen. Wohl sieht man vom Meer aus ein frischgrünes, üppiges Band, welches die Küste besäumt; aber man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß jenes Grün von der Fülle der Tropen spräche. Die Schora ist es, welche hart am Meeresstrande schmale, jedoch fast undurchdringliche Dickichte bildet, und die Armuth der hinter ihr liegenden Ebene auf Stellen hin zu verdecken weiß; aber diese Schora ist als ein Kind des reichen Meeres anzusehen, ist kein Landbaum: — wie die Mangrove oder die Kokospalme, gedeiht sie nur im Brakwasser und verschwindet mit der Flutmarke. Man betritt eine Wüste,

wenn man sie hinter sich läßt; man sieht eine Ebene vor sich, in welcher der nackte Boden lebendigere Farben zeigt, als die Pflanzenwelt. Das Dunkelschwarz der Hügel, das lebendige Roth, das Braun und Gelb mancher Berge dazwischen, die sandfarbene Ebene erscheinen viel farbenkräftiger als die dürftigen Mimosen, deren frisches Grün nur in unmittelbarer Nähe erkenntlich, von fern betrachtet aber als ein farbloses Grau wahrnehmbar wird. In wenigen breiten Niederungen, immer blos in solchen, welche wenigstens zeitweilig von Wasser durchströmt werden, heben sich die dunkelgrünen Euphorbienbüsche lebendig von dem gelben Sande ab; außerhalb der Regenbetten nehmen selbst die Gräser eine sonderbar bleigraue Färbung an, eine Färbung, auf welcher nur ein einziger Schimmer des lebendigen Grüns zu liegen scheint. Anders ist es in jenen tieferen Thälern zwischen den dunklen Bergen. Hier mischt sich die Tamariske und der Christusdorn unter die Mimosen; Balsamsträuche, Asklepiasbüsche und Salsoleen, Stapelien, Capparis, Ricinus und Staticeen treten zu den genannten, und der Cissus klettert überall an Bäumen und Sträuchern empor und senkt seine vierseitigen Ranken zu reichen Gewinden hernieder.

Hier vergißt man vollständig, daß man noch in der Samchara sich befindet; man träumt sich in die eigentlichen Tropen hinein und möchte beinahe glauben, daß das nahe Gebirge, welches in der prachtvollen Beleuchtung der Gleicherländer einen zauberhaften Anblick gewährt, diesem nur den Duft der Ferne verdanke. Allein man irrt. So reich auch die Samchara an den wenigen Stellen der eigentlichen Wüste gegenüber erscheint, so arm ist sie im Vergleich zu dem Gebirge. Dieses Gebirge versteht es, alle Sinne zu berauschen: denn ohne Unterlaß rollt es neue Zauberbilder vor der trunkenen Seele auf; dieses Gebirge zeigt sich so recht eigentlich als Das, was es ist: als ein Kleinod ganz Afrikas. Sein Reichthum ist geradezu bewältigend, selbst für den Forscher, welcher solchen Reichthum geizend aufspeichert in Mappen und Kisten, welcher immer nach Neuem hascht und hier immerdar Neues findet. —

Am 9. März 1862 verließ ich in den Nachmittagsstunden mit meinem neugewonnenen Freunde, dem Baron Van Arkel d'Ablaing, das im Gebüsche der Parkingsonien versteckte Dörfchen Umkullu und ritt in nordwestlicher Richtung dem Gebirge zu. Ich war von Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha beauftragt, die günstigst gelegenen Jagdgründe dieser Gegend auszukundschaften und mancherlei für den Aufenthalt des Herzogs und seiner Begleiter vorzubereiten.

Alle mit dem Lande vertrauten Europäer, welche ich in Massaua getroffen hatte, waren einstimmig der Ansicht, daß die Hochebene von Mensa für unsere Zwecke der geeignetste Ort sein werde, und so beschloß ich denn, zunächst diesen Theil des Gebirges zu besuchen.

Wir ritten in nordwestlicher Richtung durch die Samchara, einem tiefen Gebirgsthal, dem „Chor" von Mensa zu, welcher von hier aus den einzigen gangbaren Weg in's Gebirge bildete. Anfangs zogen wir auf gebahnter Straße dahin; erst fernab vom Dorfe theilte sich der Weg in mehrere Pfade, von denen der eine weiter im Thale nach Eilet, der zweite nach Assuhs und der dritte endlich nach den nördlicher gelegenen Theilen der Samchara und nach Mensa führte.

Im Anfange war die Gegend, welche wir durchritten, sehr öde und arm; wir befanden uns in einer Wüste mit mehr als wüstenhafter Pflanzenwelt. Einige günstige Stellen hatte man zu Feldern umgewandelt und die Durrah nahte sich eben der Reife. Sie bewies, wie arm doch die Samchara gegen die weiter im Innern Afrikas gelegenen Steppen ist; denn sie war verkrüppelt, zum Theil gar nicht zur Blüte gekommen, vor der Reife schon abgestorben. Die sandigen Berge ringsum glichen noch ganz denen der Wüste. Sie bestanden zumeist aus einem sehr grobkörnigen Kies und zeigten, diesem entsprechend, überall nur sanfte Formen. Wir erkletterten die erste Reihe und zogen uns nun auf dem gemachsam sich senkenden Wege in das erste Thal hernieder, einem Brunnen zu, welcher Desset genannt wird. Er liegt in einem Regenstrome, welcher die

Ein Somal.

Samchara in vielfachen Windungen durchschneidet, nach dem Gebirge zu sich verzweigt und nördlich von Umkullu im Meere mündet. Nur unmittelbar nach den tropischen Regengüssen enthält er Wasser; die übrige Zeit des Jahres ist er überall trocken, bietet aber Dem, welcher nachgräbt, schon in geringer Tiefe ein wenn auch schmutziges, so doch süßes Wasser, welches beständig in der Tiefe des Flußbettes dahinsickert.

Dieser Regenstrom ist der erste Ort, welcher das thierische Leben der Samchara zuerst bemerklich werden läßt. Schon hier begegnet der Jäger in dem dichtern Gebüsch den kleinen, niedlichen Zwergantilopen, welche nebst

einem Frankolinhuhn so recht eigentlich als Kinder des Buschwaldes bezeichnet werden müssen. Schon hier kann man den Jagdleopard und den Wüstenluchs auffinden; der Schakal und die gefleckte Hyäne sind regelmäßige Erscheinungen, die Gazelle ist gemein und die Sömmerrings-Antilope wenigstens keine Seltenheit. Eine Menge der mir wohlbekannten tropischen Vögel erinnerte mich vielfach an das Thierleben des tiefern Innern Afrikas; ich glaubte erst hier mich wieder in den Tropen dieses Erdtheils zu befinden. Auch der Mensch mit seinem Treiben brachte mir alte, liebe Bilder vor die Seele, welche gleichsam jetzt erst lebendig wurden. Eine weidende Kameelherde von einigen hundert Stücken, welche die Mimosenzweige trotz der nadelscharfen Blätter herunterfraß wie Heu, erinnerte mich an ähnliche Herden, welche ich früher in Kordofahn gesehen, und das muntere Volk der Ziegen, welches unweit des Brunnens sich gelagert hatte, mit dem braunen lanzenbewehrten Hirten, an manchen längstvergangenen Tag, den ich in den Steppenländern verlebt hatte.

Die folgende Tagereise bot nichts Besonderes dar. Die Gegend blieb so ziemlich dieselbe, nur daß anstatt der lebhaft roth gefärbten Sandhügel solche traten, welche ihren vulkanischen Ursprung nicht verläugnen konnten. Wir rasteten schon bei guter Zeit an einem zweiten Regenstrombette, welches seines Brunnens halber hier Amba genannt wird, in gleicher Richtung wie Desset durch die Samchara verläuft, von jenem Chor durch größere Tiefe sich unterscheidend. Der dritte Tag führte uns durch eine weite Ebene, welche wegen des Salzgehaltes im Boden blos niedere, haidenartige, aber prächtig blau blühende Kräuter und erst in der Mitte einen förmlichen Steppenwald zeigte. Diese Ebene ist der bevorzugte Aufenthalt des Straußes und der stolzen Oryxantilope, mit der ich wenige Tage später zum ersten Male Bekanntschaft machte. Der Regenstrom selbst ist vielfach belebt von denselben Thieren, welche man bei Desset sieht, aber noch einem ganzen Heere anderer, welche hier munter sich umhertreiben. Hier begegneten wir schon den ersten Rinderherden der Mensa. Die Leute waren jetzt von ihrem Gebirge herabgekommen, um durch ihr Vieh die Weide der Samchara ausnutzen zu lassen.

Einwohner von Mensa (Jüngling, Mädchen und Frau).

Mit Dunkelwerden erreichten wir eine Mineralquelle, welche am Fuße des eigentlichen Gebirges entspringt, überstiegen am Morgen des dreizehnten einen der auslaufenden Hügel und kamen nach kurzem Ritte hinab in den Chor von Mensa, ein tropisches Alpenthal, prangend in Schönheit und geradezu schwelgend in einem Reichthume, den man wohl erschauen, nicht aber beschreiben kann.

Man befindet sich hier wirklich in einer andern Welt.

Vegetationsbild aus dem Mensa Gebirge.

Der Forscher fühlt sich arm trotz seines Wissens; denn zuviel Neues bestürmt alle Sinne auf einmal. Flora's milde Hand hat ihren Schmuck über alle Gehänge, über alle Steilungen, über alle Felsenwände gelegt und ein Leben hervorgerufen von unendlicher Pracht, welches neuem Leben Unterhalt gewährt und Fülle und Lebensfreude. Mir wird der erste Eindruck, welchen dieses Thal auf mich machte, unvergeßlich bleiben. Noch hatte die hereinbrechende Zeit der Dürre die Zauberei der allbelebenden Regengüsse nicht verwüsten können. Im frischen Grün prangten die Gehänge des Thales bis hoch zu den Bergen hinauf; alle Bäume standen im Blätterschmuck, und viele von ihnen waren eben mit den köstlichsten Blüthen bedeckt und leuchteten, wie in den grünen Teppich eingestickte Blumen, von den Bergwänden herunter. Gesicht, Geruch und Gehör schwelgten zu gleicher Zeit. Der Farbenreichthum, welcher in der südlichen Beleuchtung so recht eigentlich sich geltend machte, blendete das Auge; der Wohlduft, welcher von den blühenden Pflanzen ausging, erfüllte das ganze Thal und erfrischte alle Sinne. Und dazwischen klang und sang es aus allen Büschen hervor, von allen Gehängen herunter. Wie grüßend tönte der Flötenruf des äthiopischen Würgers zu uns herab, drei Töne so metallreich und dabei so mild, wie ein sterbliches Wesen sie nur hervorrufen kann. Kleine Sänger erprobten ihre Kehlen, prachtvoll gefiederte Tauben girrten und ruckſten, Nashornvögel gaben ihre mehr sonderbare als anmuthige Musik zum Besten, und dazwischen hinein kreischten und grunzten und bellten die Affen, welche in langen Reihen oben auf den Felsgesimsen saßen.

Dieses Thal war es, welches uns das Gebirge erschloß, denn bis in sein eigentliches Herz hinein wurde es unser Weg, führte es uns weiter, und deshalb verdient es wohl noch einer kurzen Beschreibung.

Die Bogosländer gipfeln sich in mehreren Spitzen unweit des Dorfes Mensa. Man gewahrt diese Felszacken schon am Meere, wie arabische Schiffer versichern, fast von der jenseitigen Küste aus. Sie erheben sich mehr als 8000 Fuß über dem Spiegel des Arabischen Meerbusens. Nach Süden hin hängen sie mit den Gebirgen von Hamasseen zusammen, nach den drei übrigen Seiten fallen sie ab oder setzen sich wenigstens nur als andere Gebirgszüge fort. Mehrere sehr tiefe Gebirgsthäler laufen von der höchsten Höhe strahlenförmig nach den letztgenannten drei Seiten aus; einige von ihnen münden in der Samchara, die anderen vereinigen sich mit dem Thale, welches der Ain-Saba bildet. Dieses, der Chor Labka und der Chor Mensa, sind die längsten Thäler des ganzen Gebiets; nur sie sind lang und reich genug, einen dürftigen Wasserfaden zu unterhalten, welcher im Grunde des Thales dahinrieselt, bald über der Erde, bald unter derselben sich verlierend. Auch diese Bächlein besitzen die Eigenthümlichkeit aller afrikanischen Wasseradern, dazu aber den Charakter der Gebirgsbäche. Zeitweilig nur fließen sie: die Zeit der Dürre drückt sie gleichsam unter die Oberfläche herab.

Wenn aber der Frühling einzieht im Gebirge mit Donnern und Rauschen, wenn die gewaltigen Güsse herniederstürzen, welche in Afrika die Gleicherländer erst zu den Tropen stempeln, dann schwellen sie plötzlich hoch auf, wälzen gewaltige Blöcke und Steine mit sich fort in rasender Flucht, entwurzeln die Bäume, welche sich nahe ihrem Ufer ansiedelten, reißen Alles mit sich hinweg, bilden wildschäumende Wasserfälle und stürmen als Ströme in die Ebene hinaus. Aber sie schwinden so schnell wieder wie sie gekommen, und nur die Verwüstung, welche sie hinterließen, die Flutmarke, welche sie an den Felsen zeichneten, spricht von der Höhe, zu der sie emporstiegen. Bald nach dem letzten Regen schwindet das Wässerchen im Grunde zu einem dürftigen Fädchen zusammen, und je weiter die Dürre vorrückt, um so seltener zeigt es sich über der Oberfläche der Erde. Dann muß der Mensch im Flußbette schon tiefe Löcher eingraben, wenn er das seinen Heerden und sich selbst nöthige Wasser erobern will.

Und die Bogosländer sind noch glücklich im Vergleich zu anderen Ländern Afrikas. Die klimatischen Verhältnisse in ihnen sind ganz eigenthümlicher Art. Dieser Theil des Gebirges hat zwei ganz bestimmt ausgesprochene Regenzeiten. Die erstere fällt, wie in den meisten afrikanischen Ländern nördlich des Gleichers, in die Monate unsers Hochsommers, die zweite in die unsers Vorfrühlings. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes im Gebirge hatten wir täglich Regen, und gerade auf der Hochebene von Mensa verdrängte ein Gewitter das andere. Von drei verschiedenen Seiten her kamen die dunkelschwarzen Wolken gezogen, entluden sich in der Höhe des Gebirges, zogen weiter und der Himmel war wieder klar wie zuvor; nur in den tieferen Thälern noch braute der Nebel. Gewöhnlich regnete es einmal am Tage, nicht selten aber auch zwei- und dreimal und mehrmals tagelang hintereinander; — eine für Afrika seltene Erscheinung. Die Regen nun sind es, welche wesentlich dazu beitragen, diesem Gebiete seine Schönheit zu verleihen und bezüglich zu erhalten.

Das Gebirge selbst besteht aus einem sehr grobkörnigen Granit, welcher jedoch nur an den höchsten Spitzen durchbricht, und aus Thon- und Glimmerschiefer, der sich wie ein Mantel um den innern Granitkern gelegt hat. In den tieferen Thälern finden sich steile Wände; dieselben sind jedoch fast überall zugänglich und würden es noch viel leichter sein, wenn nicht die Pflanzenwelt selbst dies verhinderte. Alle Wände sind grün bis oben hinauf, und wo nur ein Plätzchen sich fand, da hat die Pflanzenwelt sicher Fuß gefaßt. In keinem Theile Afrikas weiter fand ich eine so ausgedehnte Wurzelung als in den Thälern des Gebirges von Mensa. Bäume, welche hoch oben auf den Felsenplatten keimten, holten sich aus dem Grunde den nothwendigen Lebenssaft herauf.

Ein Korn, vom Winde hergetrieben, hatte gekeimt und einen Strauch, ein Bäumchen gebildet, welches bald nicht mehr Nahrung genug da oben fand und nun seine Wurzeln aussendete, solche sich zu suchen. Tiefer und tiefer senkten sich dieselbe an der Felswand hernieder, nur schwach sich an sie heftend. Weiter und weiter drang die Wurzel vorwärts, endlich erreichte sie den feuchten Grund des Thales, und hier erst fand sie ihr Ziel. Gewaltigen Tauen vergleichbar, hängen die starken Wurzeln an den Felswänden herab oder sie verflechten sich zu einem Netz, welches ganze Stellen der Wand überzieht und überall Schößlinge treibt, welche nach und nach zu neuen Bäumen werden.

Die Armuth an Dammerde bestimmt das Gepräge der hiesigen Pflanzenwelt. Große, gewaltige Bäume giebt es nur im Grunde des Thales, nahe dem Bächlein, an oder in dessen Bette. Die Wände sind zwar üppig begrünt, aber doch nur von kleinen, zwerg- aber nicht krüppelhaften Bäumen bestanden. An den Wänden wuchert namentlich die Akazie empor, und nur an den günstigsten Stellen treten andere Bäume zwischen sie herein; im Thalgrunde dagegen erheben sich die prächtigen Tamarinden mit ihren blaugrünlich schimmernden Kronen; die Kigelien mit dem herrlichen Laubgewölbe, aus welchem die gewaltigen, gurkenartigen, an langen Stielen aufgehängten Früchte hervorschimmern, der Baobab oder die Adansonie, die Mimosen, welche hier zu hohen, schönen Bäumen geworden sind, ein unserer Ulme täuschend ähnlicher, mir unbekannter Baum und

viele andere, über das sie umlagernde Dickicht der Sträucher und aus den Lauben und Gewölben, welche die Schlingpflanzen bilden. Blumen aller Art, Gräser, Cacteen und Euphorbien, schmarotzende Loranthen und andere Pflanzen ohne Zahl bemächtigen sich des von den Bäumen selbst nicht in Besitz genommenen Erdreichs und verleihen den Wänden auf große Strecken hin schmückende Farben.

Je höher man im Thale aufwärts steigt, um so kräftiger und reicher erscheint die Pflanzenwelt. Von etwa 4000 Fuß über dem Meer an tritt die Sykomore, bald darauf der Oelbaum und mit ihm die prächtige Kronleuchtereuphorbie auf. Erstere bildet hier und da einen Wald oder Hain für sich; aber auch wenn dies nicht der Fall, verleiht sie dem Gebirge ein besonderes Gepräge. Sie ist hier größer und gewaltiger als in dem wasserreichen Nilthal, sie giebt einer ganzen Welt von Schlingpflanzen Obdach und Nahrung. Einzelne dieser Bäume erscheinen gewissermaßen nur als Träger der Schlinggewächse, welche einen förmlichen Mantel um sie geschlagen und einen großen Theil ihrer Krone geradezu erstickt haben; ich erinnere mich namentlich des einen Baumes, welcher seine dürren Aeste wie entsagend hier und da durch das dicke Gelaube einer Winde streckte, die ihn so dicht umhüllte, daß man nur eine einzige, ununterbrochene, von ihr gebildete Blätterwand vor sich sah. An der obern Grenze der Sykomoren kommen die Kronleuchtereuphorbien zur Herrschaft. Es sind Cacteen, welche zu Bäumen geworden sind, aber zu Bäumen, deren Regelmäßigkeit, deren wunderbarer Bau Jedermann zur Verwunderung hinreißen muß. Sie heben sich licht ab von dem dunklen Gelände und verleihen der Landschaft einen prächtigen Schmuck. Auch die Oelbäume tragen wesentlich dazu bei, diesem Gürtel einen gewissen Charakter zu verleihen. Wie Jedermann weiß, welcher Oelpflanzungen sah, gehören diese Sinnbilder des Friedens zu den langweiligsten Pflanzen, welche es geben kann; hier oben aber, inmitten des großartigsten Reichthums der Pflanzenwelt, kommen sie nie so zur Herrschaft, daß ihr Anblick unangenehm werden könnte, und vervollständigen dafür die so mannichfaltigen Schattirungen des Gelaubes. Ihr ungewisses Graugrün sticht prächtig ab von den auf große große Strecken hin durch die blühende Aloë rothgelb erscheinenden Wänden, von den Blättern und Blüten mancher Schlingpflanzen oder von dem dunklen Gelaube anderer Bäume.

Einem Laien in der Pflanzenkunde, wie ich es bin, ist es unmöglich, auf den Reichthum und die Pracht der Pflanzenwelt weiter einzugehen; in dem Vorstehenden ist übrigens auch das Gepräge des Gebirges in seinen Hauptzügen gezeichnet. —

Bald nach unserer Ankunft im Thale schallte uns hoch von oben herab ein sonderbarer Ruf entgegen. Er rührte von Thieren her, welche ich auch hier zum ersten Male kennen lernte, von den Hamadriaspavianen nämlich, welche in ungeheuren Schaaren diese Gebirge bewohnen, und so gut als ausschließlich auf Felsen leben. Wie auf dem Kamme des Gebirges liegende Felsblöcke sahen die großen, graubemäntelten Thiere aus, welche jene wie Gebell klingenden Laute von sich gegeben hatten, und erst als wir näher kamen, wurde es unter ihnen lebendig. Grunzend, quiekend, kreischend, schreiend und bellend, kurz einen Lärm hervorrufend, als ob ein Rudel Wildschweine durch das Dickicht bräche, bewegten sich die Affen von einer Seite des Berges zu der andern, und als wir um eine Thalbiegung kamen, sahen wir an einer senkrechten Wand des Berges hier auf schmalen Gesimsen eine ununterbrochene Reihe von mindestens 120 Stück Pavianen wie eine Guirlande an den Felsen angehängt. Unsere Schüsse scheuchten sie in eine wilde Flucht: — doch ich habe von den Affen an einem andern Orte schon genugsam geredet. — (S. 168).

Von nun an fehlte es uns, den Thierfreunden, nie mehr an Unterhaltung. Das Thal von Mensa wußte überall etwas Neues zu bieten und verstand es, die Aufmerksamkeit hundertfach zu fesseln. Aber auch jeder andere Reisende würde von ihm zufriedengestellt werden. Ich brauche mich bei den landschaftlichen Schönheiten des Chor von Mensa nicht aufzuhalten, der freundliche Leser, welcher sich ein Alpenthal in die Tropenwelt gerückt denkt, vermag dieses sich vorzustellen, und unsere schöne Abbildung zeigt die Pflanzenwelt, welche das Gepräge der Landschaft bestimmt, ungleich treuer, als ich sie beschreiben könnte. Dafür muß ich erwähnen, daß der Weg im Thale, für Kameele wenigstens, ein außerordentlich schwieriger war.

Die Maulthiere kletterten leicht an den verschiedenen Felsabsätzgen empor, welche den Weg unterbrachen, oder schritten ohne Besinnen wiederholt durch das Bächlein hindurch, welches die Mitte des Thales einnahm; den Kameelen aber verursachten alle diese Uebergänge das größte Unbehagen und Angst und Sorgen ohne Maß und Ziel. Sie waren es auch, welche die Reise unnöthig aufhielten. Mit dem Maulthier ist man im Stande, den ganzen Chor in einem Tage zu durchreiten, mit Kameelen aber braucht man mindestens drei Tage, auch wenn die Thiere nur mit dem halben Gewichte, welches sie tragen können, belastet werden. Sie geberden sich an jeder nur einigermaßen ungünstigen Stelle geradezu wie verzweifelt, schreien laut auf, weigern sich vorwärts zu gehen, lassen sich weder durch gute Worte, noch durch Schlagen und Schelten bedeuten, und ärgern den Reisenden fast ebenso wie den Treiber. Man darf froh sein, wenn man mit ihnen während des ganzen langen Tages eine Strecke überwindet, welche der schnell und federnd dahingehende Abyssinier in drei bis vier Stunden zurücklegt. Die Unbrauchbarkeit der Kameele ist wohl auch der Hauptgrund, daß die Mensa andere Thiere zum Lasttragen gewöhnt haben, ihre Ochsen nämlich, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

Der Chor von Mensa gehört so recht eigentlich zum Besitzthum der Bewohnerschaft des auf der Hochebene gelegenen Dorfes. Ungefähr in der Mitte seiner Länge breitet er sich zu einem von ziemlich hohen Bergen umgebenen Kessel aus, in dessen Grunde man Felder angelegt hat. Diese Stelle heißt Laba. An der einen Bergeswand erheben sich blendendweiß erscheinende runde Kegel: sie bilden Merksteine von dem Wechsel und Wandel des Lebens der Gebirgsbewohner; denn sie sind nichts Anderes als die Grabstätten Derer, welche hier unten ihre Laufbahn beschlossen.

Diese Grabhügel sind Abyssinien ganz eigenthümlich; in den übrigen Theilen Afrikas findet man sie nicht. In weitem Kreise um das Grab herum schichtet man eine andere senkrechte Ringmauer auf; den von ihr umschlossenen Raum füllt man mit großen und kleinen Steinen aus, schichtet diese in einem Haufen hoch auf und überlegt sie endlich mit blendenden Quarzstücken, welche man von weit und breit her zusammenträgt. Die tropische Erzeugungsfähigkeit sorgt bald für grüne Umrankung und Umlaubung, und dann heben sich diese Gräber um so heller von dem dunkeln Hintergrunde ab. Die Gräber selbst sind ein eigenthümlicher Beweis einer Gefühlstiefe, welche man sonst bei den Mensa wahrlich nicht vermuthet; sie sind den Wohnungen der Lebenden gegenüber stattliche Gebäude zu nennen, sie zeigen, wie sehr auch diese rohen Gebirgsvölker Afrikas ihre Todten verehren. Der Lebendige begnügt sich mit einer erbärm-

lichen Hütte aus Reisern, über dem Leichnam des Gestorbenen erhebt sich ein Gebäude! —

In dem obern Theile des Thales von Mensa wird der Weg steiniger und schwieriger zu begehen. Hier und da windet er sich schon im Zickzack an den Bergwänden empor. Das Thal selbst ist auf große Strecken hin ein Wirrsal von Felsblöcken, zwischen denen sich große Bäume erheben und zum förmlichen Walde einen. Der Weg selbst dankt nur den auf- und niederkletternden Rinderherden seine Entstehung. Diese sind es, welche ihn austreten; der Mensch giebt sich keine Mühe, den Rindern nachzuhelfen. Wie die Steine herabrollten vom Gebirge, bleiben sie liegen; man überläßt es den Thieren, sich zwischen ihnen einen Pfad zu wählen, so gut oder so schlecht sie können. Alle im Gebirge geborenen Rinder sind an solche Pfade gewöhnt, und die Menschen klettern, leicht wie sie, an den Wänden hinauf und hernieder. Wirklich halsbrechende Pfade giebt es in diesem Theile des Gebirges nicht, doch muß man immer vorsichtig

Robert Kretschmer v. d. Lebewesen. Richard ILLNER

Mantel-Pavian.

Hochebene von Mensa.

reiten, zumal da, wo der Weg auf Strecken hin über glatte Felsblöcke hinwegführt, und wiederholt wird man genöthigt abzusteigen und das widerstrebende Maulthier am Zügel nachzuführen. Wie entsetzlich solche Wege den Kameelen werden, vermag sich nur Der auszumalen, welcher diese edlen Geschöpfe in unangenehmen Lagen ihres Lebens beobachtet hat.

Der letzte Theil des Weges kommt nur zuweilen in den Chor herab. Er zieht sich an den Bergwänden hin, weil das enge Felsenthal den hier wohnenden Menschen unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Nahe bei Mensa breitet es sich mehr und mehr aus, steigt aber noch fortwährend bedeutend. Indem man um einen vorspringenden Berg sich windet, gelangt man zu einer sanft geneigten des südlichen Gehänges bedecken und nur der Aloe und anderm niedern Gestrüpp Raum lassen; der andere Theil, welcher durch die ganze Breite der Hochebene von jenem getrennt ist, wird durch einen von Norden her vorspringenden Berg verdeckt.

Das Dorf Mensa liegt ungefähr 5000 Fuß über dem Meere, jedenfalls nicht niedriger; denn die Kolqualeuphorbie, welche nach Ansicht vieler Botaniker unter 5000 Fuß über dem Meere nicht vorkommt, zieht sich von Mensa aus allseitig noch tief in die Thäler hinab. Zwischen beiden Dörfern breitet sich eine freie, nur in der Mitte von einem seichten Regenbette durchzogene Ebene aus, auf welcher man außer niederm Gestrüpp und einigen hohen Sykomoren weder Baum- noch Graswuchs bemerken kann; denn blos

Die Gräber der Mensa.

Ebene, welche an der tiefsten Stelle von hohen Sykomoren und einem schier undurchdringlichen Buschwalde bedeckt ist. Unter diesen Sykomoren begegnet man den ersten Dorfbewohnern: denn in dem Schatten dieser Bäume kommt das Wässerchen zu Tage, welchem man bisher entgegenging. Von hier aus hat man nur noch wenige Minuten bis zu einem Felsenwalle zu gehen, welcher quer durch das Thal sich hindurchzieht; ihn übersteigt man, und vor sich hat man die breite Hochebene, auf welcher das Dorf liegt. (Siehe die Abbildung). Einige Gräber ganz im Vordergrunde, aber ohne jene kegelförmigen Quarzhaufen auf ihnen, sind die ersten Gebäude, welche man gewahrt; vom Dorfe selbst sieht man noch Nichts. Der eine südliche Theil liegt hinter mächtigen Steinblöcken versteckt, welche eine große Strecke während der großen Regenzeit wird diese Ebene zum Feld umgewandelt. Die unmittelbare Umgebung des Dorfes ist überhaupt öde und arm, und auch in den Bergen ist das Holz in der nächsten Nähe des Dorfes abgehauen oder wenigstens sehr gelichtet; die Berge selbst sind ohnehin gerade hier sehr pflanzenarm. Nichtsdestoweniger besitzt die Landschaft ihre großen Schönheiten. Allseitig schließen hohe Berge die Hochebene ein; mehrere von ihnen recken kühngezackte Gipfel stolz in die Wolken, und die diesen Gipfeln eigenthümliche lichtrothe Färbung des Granits sticht lebendig ab von dem Dunkel der tieferen Bergwände, von den mit üppigem Pflanzenwuchs erfüllten Schluchten und von den mit dem Dufte der Ferne überhauchten Gebirgen weiter hinten. Mitten aus der Hochebene erhebt sich zudem ein

einzeln stehender, gewaltiger Felsblock von sonderbarer Bildung, welcher gar wesentlich dazu beiträgt, die landschaftlichen Reize dieser Ebene zu erhöhen.

Unser Führer, ein deutscher Kaufmann aus Massaua, geleitete uns in eine der Hütten, deren Besitzerin, ein uraltes Mütterchen, er von früherher kannte. Dort brachten wir unser weniges Gepäck unter, und diese Hütte betrachteten wir als unsere Wohnung für die nächsten Tage. Mensa gefiel mir so ausnehmend, daß ich beschloß, hier für die herzogliche Jagdgesellschaft Hütten erbauen zu lassen, so gut oder richtiger so schlecht dies den guten Leuten von Mensa möglich war. Ein Laienbruder, welcher zu der in Abyssinien thätigen Mission gehörte, Pater Filippini, leistete uns wesentliche Dienste. Er war nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen der Mensaleute vollkommen bekannt, sondern auch in dem edlen Waidwerk wohlerfahren, und somit ganz geeignet, uns in jeder Hinsicht nützlich zu sein.

Unser erster Aufenthalt währte nur wenige Tage, kaum lange genug, um die nothwendigsten Vorbereitungen für den spätern Aufenthalt zu treffen, und nur der Güte des Paters verdankten wir es, daß wir überhaupt in wenigen Tagen diese Prüfungsreise als beendet ansehen konnten.

Wir zogen auf demselben Wege, den wir gekommen, wiederum nach Umkullu zurück, benutzten die uns bis zur Ankunft des Herzogs übrig bleibende Zeit zu verschiedenen Jagden, und traten dann gewissermaßen als Führer der Jagdgesellschaft zum zweiten Male die Reise nach den Bergen an.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier eine Reisebeschreibung zu geben; ich will vielmehr versuchen, das, was ich über Land und Leute beobachten konnte, zusammenzustellen. Deshalb brauche ich nur zu erwähnen, daß wir nach fünftägiger Reise Anfangs April zum zweiten Male in Mensa eintrafen und nunmehr unsere Jagden und Arbeiten eigentlich begannen. Die erwähnten Strohhäuser für die Jagdgesellschaft waren inzwischen Dank der Güte unseres Freundes Filippini fertig geworden, und somit fanden wir die erwünschte Unterkunft in unmittelbarer Nähe des Dorfes und hatten dabei den Vortheil, manchen Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche solcher Aufenthalt stets im Gefolge zu haben pflegt. Belästigt wurden wir freilich immer noch genug; aber gerade diese Belästigungen dienten dazu, uns Land und Leute in gewisser Hinsicht kennen zu lehren.

Schilderungen aus Venedig.

Erster Artikel.

Die ersten Eindrücke. — Markusplatz und Piazzetta. — Mondscheinnächte. — Gondelfahrten. — Kanäle, Paläste, Ruinen. — Lorbeer und Cypresse. — Wird dem Verfall abzuhelfen sein? — Ein Stegreifdichter auf dem slawonischen Uferstaden. — Die Granitsäulen an der Piazetta. — Der Uhrthurm. — Eine Rundschau vom Campanile herab. — Das Malerische und Schöne einer unregelmäßigen Architektur gegenüber dem modernen Kasernenstyl. — Die Markuskirche. — Die Kunstschätze. — Eine Fahrt in der Kühle. — Der kleine Kanal Bernardo. — Die Treppe im Malteserhof. —

Wer zum ersten Male die Lagunenstadt betritt, wird zum Schwärmer. Mag er auch sonst von kaltem Gemüthe, ein Mann der ruhigen Prosa des Verstandes sein, so ausgedörrt wie nur möglich, — in Venedig packt ihn eine poetische Anwandlung, neue Eindrücke durchbeben ihn, er staunt, bewundert und weiß sich anfangs gar nicht zurecht zu finden. Ist er aber ein klassisch gebildeter Mann, kennt er die Geschichte und hat er Verständniß für die Kunst, dann überwältigt ihn ein ganz eigenes Traumleben, das nur allmälig schwindet. Man hat so manche Schilderungen über die vormalige Königin der Adria gelesen, die Abbildungen ihrer Kunstwerke gesehen, und doch kommt Einem Alles neu vor, die Ueberraschungen wollen kein Ende nehmen, der Zauber haftet lange. Venedig ist gleichsam die Eingangspforte zu Italien, aber schon dort spürt man den verlockenden Hang und Drang nach dem Süden, welcher von je die Menschen aus dem Norden ergriff und sie packte wie Sirenengesang.

Ich habe Briefe vor mir liegen, die ich im September 1853 in die Heimath schrieb und seit jener Zeit nicht wieder in den Händen hatte. Sie rufen alte Erinnerungen wach und schildern die frischen Eindrücke während der ersten Tage meines Aufenthalts. Venedig überwältigt auch Leute, die schon viele Städte Europas gesehen haben. Bruchstücke aus den Briefen, abgerissene Stellen, welche die Stimmung kennzeichnen, mögen hier eine Stelle finden.

— — Es ist Pracht und Herrlichkeit bei allem Verfall, bei allem italienischen Schmutz, monumentale historische Größe. Ueber dem Ganzen liegt die stille Weihe einer Elegie; die Größe ist längst verschwunden, aber Alles gemahnt daran, daß sie einst gewaltig war.

Ich lebe sprungweise in Empfindungen, in Anregungen aus einer Feenwelt. Da wohne ich am Großen Kanal, den ich auf eine weite Strecke hin überblicke. Mir gegenüber liegen die Kirche San Giorgio Maggiore, das Zollhaus und die prächtige Kirche Santa Maria della Salute, welche sich gestern Nacht im Mondschein wunderbar magisch mit ihrer prächtigen Kuppel vom blauen Himmel abhob.

Auf dem Kanal ein ununterbrochenes Hingleiten von Gondeln. Eben fährt eine vorüber, in welcher zwei Kapuziner sitzen; eine andere begegnet ihnen, die auch einen Ordensbruder trägt. Sie halten still. Die Mönche scherzen, lachen, gestikuliren; ehe sie sich trennen, reichen sie einander die Tabaksdose und rufen einander noch dies und jenes zu, so weit die Stimme reicht. Diese Mönche haben offenbar eine sehr behagliche Lebens- und Weltverdauung; sauber sind sie gerade nicht, aber mir doch lieber als geleckte Mucker mit gescheiteltem Haar, schwarzem Frack und weißer Halsbinde.

Aber wie kann ich nur in Venedig an solche trübselige Augenverdreher denken; es ist wirklich Schade, denn solche Figuren verderben alle Poesie.

— Der Lloyddampfer Roma brachte uns von Triest in sechsthalb Stunden hierher. Die Adria war nicht un-

ruhig und nicht tückisch; nie habe ich eine glattere Seefahrt gehabt. Allmälig tauchte die Stadt aus den Lagunen auf; vor dem Dogenpalaste rasselten die Ankerketten, die Roma stand still, Gondeln und Barken umschwärmten sie. Der Himmel war heiter, das Wetter wie an einem schönen Junitag im Rheingau.

— Der erste Gang war nach dem Markusplatze, und wir blieben dort bis Mitternacht; es bannte uns fest; das süße Nichtsthun der Italiener kam auch über uns; wir schlenderten umher wie neapolitanische Lazzaroni, im Sonnenschein und im Mondlicht.

Und wie sahen wir gleich am ersten Abend diesen unvergleichlichen Markusplatz! Gegen neun Uhr ging hinter dem Campanile, dem freistehenden Glockenthurme, der volle Mond auf, versilberte die Kuppeln der Markuskirche und den ganzen Platz, der abgeschlossen ist wie ein Saal. Wir gehen auf den kleinen Platz, die Piazzetta, um dem Gewühl zu entrinnen, und dort bescheint der Mond den Dogenpalast und seine volle Scheibe spiegelt sich und flimmert im Kanal. Magisches Licht ist ausgegossen über diese steinernen Monumente. Diese Ruhe that uns wohl. Wir gingen auf die Brücke, welche zum Molo dei Schiavoni führt, und sahen im Halbdunkel die Seufzerbrücke. Dann schlenderten wir wieder auf den Markusplatz, erfrischten uns mit Eis und traten nach elf Uhr unsere Rückwanderung an. Der erste Tag in Venedig war wunderschön, voll ungetrübten Genusses, von heiliger, reiner Weihe, ungestörter Wonne und von zauberhaftem Eindruck auf das Gemüth.

— Aus jedem Stein und jeder Säule quillt gleichsam ein Stück Geschichte heraus. Alles ist mir neu, aber wenig ist mir fremd.

Als wir heimkamen, hatten wir noch einen entzückenden Genuß. Ich sagte schon, daß unserer Wohnung gegenüber die Salute-Kirche liegt. Der Mond versilberte den breiten Kanal und die Kirche mit ihren Marmorkuppeln. Es war ein prächtiger Anblick! Als ich mich eben niedergelegt hatte, stimmte ein Gondolier am Traghetto (der Fähre), an welcher unser Haus steht, einen leisen Gesang an, bei dessen Tönen ich einschlief.

— — Ich begreife, weshalb so viel von venetianischen Mondschein-Nächten erzählt und geschrieben wird. Ich habe sie so wunderschön erlebt, wie nur die kühnste Einbildungskraft sie wünschen oder ersinnen mag. Es macht einen bewältigenden Eindruck, wenn man sieht, wie die Scheibe hinter der Hauptkuppel der Markuskirche steht und den Knopf versilbert wie mit einer Gloriole, einem milden Diadem. Dann rückte sie weiter hinter den Campanile und fiel auf den von Gasflammen blinkenden Platz, welchen eine bunte Menschenmenge füllte. An zehn Stellen hörte ich Guitarrenklang, Geigenspiel, Gesang, und jeder „Künstler" fand willige Hörer aus allen Klassen und Ständen. Ich nahm Platz vor dem deutschen Kaffeehause. Neben mir stand eine Gruppe von „Griechen", aber sie hatten slawische Gesichter oder große Albanesernasen, hinter ihnen bärtige Italiener mit rothen Kappen, die Arbeitsjacke nachlässig, und eben deshalb malerisch, über die Schulter geworfen. Jeder Bänkelsänger hatte ein aufmerksames Publikum, das gleichsam mitspielt und ein sehr lebhaftes Geberdenspiel zeigt.

Vor dem Dogenpalast.

Der Markusplatz ist Abends wie ein Feensaal; die Gassen westlich von ihm, gleichen schmalen, engen Korridoren, sie sind ein von Lichtmassen flimmernder Bazar.

— Ich fahre dreimal an jedem Tage, früh am Morgen, Nachmittags, wenn Alles still und öde ist, und am Abend, auf den Kanälen, um zu verschiedenen Stunden auch verschiedene Eindrücke in mich aufzunehmen. Wie viel Pracht und Größe ist hier gewesen! Aber nun trägt Alles den ohnehin macht, dann erreichen sie allerdings ihren Zweck. Die Namen so vieler Paläste erinnern an große Familien, deren heutige Träger jedoch für sich keinen Ruhm in Anspruch zu nehmen haben. Venedigs Größe erwuchs auf der Grundlage des Handels; die Edelleute waren zugleich Krieger und Kaufleute; heute sind sie weder das Eine noch das Andere, und Oesterreich thut doch alles Mögliche, um den Verkehr zu heben. Warum ist Triest so rührig und

Scala antica.

Stempel des Verfalles an sich; die alten Venetianer sind dahin, die heutigen Nobili ohne Energie und deshalb sind sie verkommen. Palast liegt neben Palast, aber wie viele sind halbe Ruinen! Wahrhaftig, mir liegt nichts so fern, als ein System Metternich's zu loben; wir Deutschen wissen ja am Besten, wie abscheulich es war. Aber es durfte doch die Venetianer nicht hindern, Glasscheiben in die leeren Fenster zu setzen oder herabhängende Läden wenigstens festzunageln. Wollen die Nobili durch den Verfall den romantischen und elegischen Eindruck erhöhen, welchen Venedig weshalb Venedig nicht? Mein Gondolier klagte mir, daß er manchen Tag keinen Centesimo verdiene. Ich sagte ihm, in Triest erhalte der Arbeiter drei Centesimi Tagelohn; weshalb nicht ein paar hundert spärlich erwerbende Gondoliere hinübergingen, um zu erwerben und zu sparen; es würden noch Barkenführer im Ueberfluß in Venedig bleiben. Der Mann entgegnete, es würde sich keiner entschließen, aus Venedig fortzugehen.

— — Ich glaube, es war Goethe, der einmal sagte: Man sollte eigentlich nur in Italien leben, nur in Italien

sollten Menschen wohnen. Aber es bleibt doch gut, daß dem nicht so ist, daß wir außer diesem „Schooßkinde der Natur" auch unsern kräftigen, dauerbaren Norden haben. Ich bin empfänglich für all das Schöne hier, aber ich danke doch dem Himmel, daß ich ein Deutscher bin. Für Viele ist dieses Italien eine wundervolle, verlockende Sirene; sie umwickelt und umschlingt den ganzen Menschen, auch den innern; Gesang, Wein, Weiber, blauer Himmel, milde Lüfte, das farbige, bunte Leben — Alles bestrickt so verführerisch. Ich kann mich lebhaft in die Seelenstimmung eines Kleinstädters versetzen, der von alle dem zum ersten Male berührt wird; empfängt doch auch der Viel- und Weitgereis'te so ganz eigenthümliche Eindrücke! Das ist Alles so leicht, wiegt sich gleichsam hin und her, und das Nichtsthun und Hindämmern hat manchen Reiz. Es wird Einem so wohl dabei.

Die Lorbeeren und Cypressen in den kleinen Gärten der Paläste erscheinen wie Symbole der Trauer über den Verfall, über welchen die Bewohner der „Meereskönigin" sich selber anzuklagen haben. Die heutigen Venetianer sind, ich habe es schon gesagt, ohne Spannkraft. Es fragt sich, ob ihre Stadt auch dann wieder emporblühen werde, wenn einst die Eisenbahn aus Tirol und aus Deutschland überhaupt bis hierher führt. Die Bahn, welche Oesterreich durch die Lagunen gebaut hat, gereicht ihm zur Ehre und ist ein Werk, der alten Römer würdig. Der Welthandel hat eine andere Richtung genommen, seine Hauptaxe ist atlantisch; Weltstapelplatz wird Venedig nie wieder, aber durch die Dampfschifffahrt kann es sich wieder heben, wenn die Venetianer fleißig und unternehmend werden. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand. Mir sagte ein Nobile: „Wir sind wie eine trauernde Wittwe." Ich entgegnete: „Da müssen Sie einen starken Mann heirathen!" — „Aber wen denn?" — „Den Fleiß, den Unternehmungsgeist; geben Sie der Vergangenheit den Abschied und erkennen Sie die Bedürfnisse der Gegenwart." — Der Mann sah mich groß an. Solch ein deutscher Rath kam ihm gewiß seltsam vor.

Aber freilich, bei dem Hindämmern erwirbt man nicht die Mittel, die Paläste der Vorfahren anständig zu erhalten. Einer der schönsten gehört der Taglioni, ein anderer den Vestris, und so trinken nun Tänzer Champagnerwein in den Sälen, in welchen einst Dandolo oder Mocenigo oder Giustiniani bei Cyperwein an der Tafel saßen.

Für den Reisenden hat aber gerade dieses Bild des Verfalls einen eigenthümlichen Reiz. Diese Denkmäler mahnen gerade durch ihre Trümmerhaftigkeit an die Vergänglichkeit der Dinge, und unwillkürlich ziehen elegische Gefühle durch unsere Brust. Und das ist die rechte Stimmung, wenn man durch Venedig fährt, namentlich in den ersten Nachmittagsstunden, wenn Alles still ist und Siesta gehalten wird. Dann hört man nur das Plätschern der Ruder und zuweilen auch ein Glockengeläut. Um diese Zeit ist Venedig wie im Halbschlafe; man führt selber ein Traum- und Dämmerleben.

— — Die Stegreifdichter, so sagt man mir, werden seltener in Italien. Ich habe einen aus der alten Schule Abends an der Riva dei Schiavoni gehört, da er aber im venetianischen Dialekt sang, nicht viel von seinen Worten verstanden. Groß wird der Verlust nicht gewesen sein, aber interessant waren die lebendige Ausdrucksweise, das heftige Spiel der Geberden, die Armbewegung, die Abstufung im Tone. Der Eindruck wird vervollständigt durch das, was zum Improvisator gehört, ich meine die Staffage eines italienischen Publikums, das mit Spannung dem Vortrage folgt und gleichsam mitspielt. Die Gruppen nahmen sich eigenthümlich aus bei Mondschein und Gasflamme; sie standen vor einem Kaffeehause, das vorzugsweise von Leuten aus der Levante besucht wird. Ich sah Gondoliere mit Kappen und Schärpen theils von rother, theils von grüner Farbe; Griechen mit dem rothen Fes, Albanesen in ihren sackweiten, bis auf die Kniee herabfallenden Fustanellen, Türken mit Turban und Pelzrock, dalmatinische Matrosen in hellbrauner grober Wollkleidung, und unter diesen fand ich einige Prachtexemplare von wahren Banditengesichtern. Daneben Damen von der leichtfertigen Gattung, von denen manche sich durch schwarze Tracht und Trauerflor interessant zu machen suchen; in einiger Entfernung Geigentöne und Guitarrenklang, und diese Scenen auf dem glatten Pflaster am Meeresufer, bei Mond- und Sternenschein, der sich im Meere wiederspiegelt, — das Alles zusammen macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf den Menschen aus dem Norden. —

Eine der vortrefflichsten Schilderungen Venedigs hat Adalbert von Beaumont geliefert. Auch er fand die ersten Eindrücke „feenhaft", die Paläste schienen ihm wie für Neptun, Venus und deren Hofstaat geschaffen. Der Zufall hat zeigen wollen, wie das Schöne und Malerische eine vollendete Vereinigung hervorbringen können. Aus Allem haucht und duftet Poesie hervor, wie aus Blumen der Wohlgeruch. Venedig ist gleichsam eine Königin der Künste zwischen Himmel und Wasser und verdankt der Erde nichts. Ich wollte, sagt Beaumont, ein paar Monate in Venedig bleiben und verweilte dort drei Jahre. Venedig ist Königin des Meeres, wie Kairo eine „Königin der Nächte".

Ich fuhr von der Eisenbahn auf dem schwimmenden Omnibus der ganzen Länge des in Schlangenwindung durch Venedig ziehenden Großen Kanals bis an die Piazzetta. Dort stieg ich aus. Wenige Schritte von der Marmortreppe ragen die beiden Granitsäulen empor, welche der Doge Michieli aus dem Morgenlande hergebracht hat. Der Lombarde Niccolo Barattieri errichtete sie an der Stelle, welche sie noch einnehmen, im Jahre 1150. Auf der einen steht der geflügelte Löwe des heiligen Markus, auf der andern der heilige Theodor mit dem Strahlenkranz auf dem Haupt und dem Krokodil unter den Füßen. Zwischen diesen Säulen durften in früheren Zeiten nur Edelleute hindurchgehen; aber dieses Vorrecht ist längst beseitigt.

Wir sind nun auf der Piazzetta. Zur Rechten streckt sich die Riva dei Schiavoni lang am Kanale hin; links liegt die Zecca, das Münzgebäude, ein Werk Sansovino's. Gegenüber sehen wir den Dogenpalast, mit seinem röthlichen Marmorgemäuer und den offenen Bogengängen. Weiterhin St. Markus, die „unsterbliche Basilika", die so reich ist an herrlichen Mosaiken und schimmerndem Golde. Und ihr gegenüber steht der Campanile, der riesige Glockenthurm, der aber seine Umgebungen nicht im Mindesten drückt. Im Hintergrunde des Platzes gewahrt man den Uhrthurm, der eigentlich weniger Thurm ist, sondern eher Mittelstück eines großen Hauses. Sein Untergeschoß bildet zugleich den Eingang oder das offene Thor zur Merceria, der Kaufmannsstraße, die man als Bazar bezeichnen kann; die Südseite bildet den östlichen Schluß der alten Prokuratien, welche ein Viereck des Markusplatzes einschließen. Das große Zifferblatt zeigt die 24 Stunden der alten italienischen Tagesrechnung. Die Vorderseite des vierten Stockes ist mit dem Löwen geschmückt; auf der flachen Thurmdecke stehen zwei große Mohren aus Erz und schlagen auf der gewaltigen, zwischen ihnen hängenden Glocke die Stunden an. Von dort oben hat man die schönste Aussicht auf den Markusplatz und die Piazzetta. Rechts der Platz mit den römisch-griechischen Hallen der Prokuratien und des Atriums, links die orientalische Hauptseite der Markuskirche; weiterhin die

luftige Spitzbogenreihe des Dogenpalastes und seine freie, kühne Ecke; vorn die Piazzetta in ihrer Längenausdehnung; zwischen den beiden oben erwähnten Säulen hindurch, über die Gondeln und die Lagunen hinweg, die Kirche auf Giorgio Maggiore.

Aber wir besteigen den *Campanile* ohne Anstrengung; ein Pferd könnte hinaufgehen, so bequem kommt man hinauf. Dieser Glockenthurm steht da wie ein steinerner Mast des großen Marmorschiffes Venedig, das in dieser ruhigen Lagune liegt. Von dort herab gewinnen wir einen Blick über das wunderbare Ensemble von Palästen, Wasser, Himmel und Bergen, Schiffen, Barken und Menschen. Vom Markusplatze gehen die Menschenwogen aus und strömen dorthin zurück; er ist das Herz, in welchem alle Adern dieser wunder-

Vom Campanile aus halten wir eine Rundschau. Wir sehen einen Gürtel von Felsen und Sand. Da ist zuerst der Lido, dann gewahren wir Malamocco, Palestrina, die Murazzi und weiterhin dicht am Festlande Chioggia. Zwischen diesen Punkten läuft ein gewaltiger Damm; diese Inseln bilden die Schutzwehr für Venedig sowohl gegen die Meereswogen, wie gegen feindliche Schiffe. Nur drei wohlbefestigte Fahrstraßen führen zum Hafen, der im Uebrigen geschlossen ist wie ein See. Weiterhin, vorgeschobenen Wachtposten vergleichbar, sehen wir die Insel San Lazzaro, wo die Armenier ihr Kloster haben, San Cervolo und andere Inseln.

Zu unseren Füßen breitet sich der Markusplatz aus. Die Mannichfaltigkeit des Baustyls dort, wie auf so vielen

Markuskirche.

baren Stadt zusammenlaufen. Man übersieht den ganzen *Canal grande*, welcher die Stadt in zwei große Hälften scheidet; durch die berühmte *Rialtobrücke* stehen sie mit einander in Verbindung. Den Horizont bildet das Meer. Unter uns liegen Hunderte von Palästen und unzählige Kirchen.

Dieses Venedig, das sich aus dem Wogen emporhebt, hat vierthalbhundert Brücken und ein paar tausend Gassen und Gäßchen. Der Fremde hat Mühe, sich in diesen Irrgewinden zurecht zu finden. In seinen glänzenden Tagen zählte Venedig mehr als zweimalhunderttausend Einwohner; jetzt nicht viel über die Hälfte. Denn, wie gesagt, es ist im Verfall, aber es bleibt doch immer die Stadt der Dogen; es ist nicht mehr reich, seine Bewohner bethätigen kein frisches Leben, aber es ist schön und fesselnd.

anderen Punkten der Stadt, ist *ganz geeignet, unseren neumodischen Baumeistern die Ueberzeugung aufzudringen, daß ihr unglückseliges System absoluter Regelmäßigkeit geradezu die Kunst todtschlägt.* Hier steht kaum etwas in regelrechtem Winkel, kein Monument gleicht dem andern, und doch welchen Eindruck macht das Ganze! Man vergleiche damit unsern neumodischen Kasernenstyl, der geradezu abscheulich ist. Der Uhrthurm steht in den alten Prokuratien, mit deren Baustyl er nicht die geringste Uebereinstimmung hat; der kleine Löwenhof unterbricht den Winkel des Platzes; der Dom ist byzantinisch, aber seine Säulen, Kuppeln, Kapitäle und Farben sind ganz und gar mannichfaltig. Wie viele alte Tempel Griechenlands und Asiens haben die Stoffe hergeben müssen zu diesem Gebäude, das doch eine so ergreifende und so

malerische Wirkung auf den Beschauer macht! An den Fuß des Campanile lehnt sich, wie der Zwerg an einen Riesen, die Logietta, eine kleine Kirche im Renaissancestyl, von rosenrothem Marmor und Erz, fein und kokett, ein wahres Bijou. Dann macht der Markusplatz eine Biegung und wir sind auf der Piazzetta. Venedig ist einem Museum von Kostbarkeiten vergleichbar.

Hier fehlt alles Das, was unsere Architekten als Einheit im Plan, als Symmetrie bezeichnen, und doch bildet dieses Ganze mit dem Baustyl aus ganz verschiedenen Zeiten und Ländern eine wundervolle, architektonische Gesammtheit. Wer möchte wohl den Markusplatz „regelmäßig" haben, im Sinne des Kartenhaus- und Kasernenstyls, der kann etwas Anderes als gerade Linien und gräßliche Langweile kennt?

Gottlob, die Markuskirche ist gründlich unregelmäßig. Wir finden an der Vorderseite Säulen von asiatischem Porphyr und afrikanischem Marmor in sehr verschiedenen Farben, Gestalten und Größen. Sie erinnern an die Eroberung von Konstantinopel, Athen, Ephesus und andere Städte der Levante. Sie erzählen uns beredt ein Stück venetianischer Geschichte aus den Tagen des Glanzes, und für den Kunstforscher ist Venedig eine heilige Stadt, und eine Pilgerfahrt zu ihr bringt reichlichen Lohn.

Als der Doge Pietro Orseolo die Basilika bauen lassen wollte, verschrieb er aus dem Oriente Künstler und Arbeiter. Jedes Fahrzeug der venetianischen Flotte, das aus dem Mittelmeere heimfuhr, mußte Steine zum Bau des Heiligthums herbeischaffen. Diese Kirche sollte noch stattlicher werden, als jene der heiligen Sophia in Konstantinopel. Der Eine brachte aus Korinth, der Andere aus Rhodus, der Dritte aus einer andern Stadt Marmorsäulen und Kapitäler; Schnitzwerke aus Elfenbein, Mosaiken, Lampen, Reliquienschreine, Schmuck und allerlei Kirchengeräth kam aus allen Himmelsgegenden. Im zehnten und elften Jahrhundert erhoben sich die Mauern, Gewölbe und Säulen. Nun umgiebt ein gewölbter Gang von 128 Bogen die Kirche, welche 220 Fuß

Der kleine Bernardo-Kanal.

lang ist und einen Umfang von 950 Fuß hat. Die St. Markus-Kathedrale ist in der That eine kosmopolitische Zusammenhäufung und gekrönt mit Kuppeln, welche vielmehr an jene von Kairo, Damaskus und Ispahan, als an die platteren von Byzanz erinnern.

Die Republik hat viele Kriege geführt, manche Bündnisse und Verträge geschlossen, und dabei immer ihr Venedig bedacht. Der Löwe des heiligen Markus hat ein Schwert in der Tatze und sich immer sehr gern den Löwenantheil gesichert; er nahm, was er bekommen konnte, von griechischen, römischen oder mohammedanischen Kunstwerken. Viele erwarb Venedig auch auf friedlichem Wege durch den Handel. Eine Thür aus der Sophienkirche bildet noch jetzt das rechte Eingangsthor zur St. Markus-Kathedrale; auch die Palla d'oro am Hauptaltar gehörte einer byzantinischen Kirche an; Säulen von Serpentinstein rc. kamen vom Tempel aus Jerusalem, aus Sidon, Tyrus, Ptolemais, kurz, die ganze Levante steuerte freiwillig oder gezwungen bei. Ganz außerordentliche Beiträge lieferte Konstantinopel nach der Eroberung durch die Franken und Venetianer im Jahre 1204. Die letzteren hatten nicht weniger als fünfhundert Galeeren ausgerüstet. Der große Doge Dandolo befehligte ein Heer von vierzigtausend Mann, und die Blüte der europäischen Ritterschaft machte den Zug mit. Er selbst pflanzte das Banner des heiligen Markus in Konstantinopel auf. Während der Plünderung dieser Stadt wurden allerdings manche kostbare Schätze der Kunst zerstört, aber man rettete doch Vieles, und Manches davon kam der Markuskirche zu Gute und ist bis auf unsere Tage gekommen. Gegenwärtig läßt die österreichische Regierung bedeutende Ausbesserungen in derselben vornehmen; sie waren dringend nöthig geworden.

Doch wir verlassen die Kirche, gehen auf die Piazzetta und steigen in ein offenes Boot, eine Barke. Es ist spät am Nachmittage, die Luft nicht mehr drückend heiß, und Hunderte von Leuten fahren spazieren, fresco, wie man es nennt; man will Kühle einathmen, nachdem die Siesta vorüber ist. Nun herrscht Leben und Regsamkeit auf dem Kanal, und ein schöner Herbstabend steht in Aussicht; auch scheint der Mond, der, es muß wiederholt werden, in Venedig eine so große Rolle spielt. Wer die Stadt nicht bei Mondschein gesehen hat, entbehrt einen wahren Hochgenuß. Die Lichtwirkung ist oft magisch. Hier fällt ein heller Streifen durch eine enge Gasse oder unter einer Brücke hindurch und versilbert das Wasser; dort liegt der Schein auf einem Balkon und die Fenster glitzern; eine Kirche ist wie mit Licht übergossen und neben ihr liegt Dunkel in den engen Gassen, in welche kein Strahl fällt. Die Fenstersäulen und Verzierungen an manchen Palästen treten fast in Tageshelle hervor, und die arabischen Paläste, wie Cà d'oro, Loredan und Michieli, nehmen sich wunderbar prächtig aus. Der Gondelführer erzählt, und die Chronik hat es auch behauptet, daß ein Michieli bei der Belagerung von Tyrus nicht weniger als elfhundert Sarazenen mit eigener Hand den Kopf vom Rumpfe säbelte. Der Gondolier glaubt steif und fest an diese Heldenthat. Da sind die Palazzi Pisani, Tiepolo, Manfrini und so manche andere, welche durch ihre imposante Masse wirken; sie liegen im Halbdunkel, Bergen vergleichbar.

Wir lassen den Gondolier in Nebenkanäle ablenken, und gelangen zum Kanal Bernardo neben dem Campo San Paulo; er hat Licht genug und unser Bild stellt ihn ganz genau dar. Weiterhin kommen wir vor das große Fenicetheater, dann unter die Paterniansbrücke und landen an der Straße della Vida oder delle Locande. Nun sind wir an dem Ziele, welches wir uns für heute vorgesteckt hatten, nämlich bei dem Corte del Maltese, dem Malteserhof. Er ist berühmt wegen seiner herrlichen Treppe, der sogenannten Scala antica. Sie gehört zum Palaste der Patrizierfamilie Minelli und wird mit Recht für ein wahres Prachtwerk gehalten. Man werfe einen Blick auf unsere Abbildung. Wie leicht und malerisch erscheint der Bau; ein Rundbogen, luftig und schmuck anzuschauen, ist neben und über dem andern, das Ganze thurmartig. Die Treppe ist im Style des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt, wie man sagt, von einem der berühmten Baumeister Lombardi, welcher eine Art von Nachbildung des schiefen Thurms von Pisa dem Palast anschließen wollte. Aber sie unterscheidet sich von diesem dadurch, daß die Basis der Bogen, welche die Säulen tragen, nicht horizontal liegt, sondern, wie die Bogen selbst, mit Treppenstufen allmälig aufsteigt. Das Ganze ist aus istrischem Marmor ausgeführt und zugleich stark und zierlich. Den Mittelpunkt der Spirale bildet eine aus achtzig runden Schichten bestehende Säule; diese runden Schichten sind aber nichts weiter als das innere Ende jeder Stufe, deren äußeres Ende auf den Bogen und Säulen ruht. Der Thurm hat sieben Stockwerke; das erste wird von sieben Säulen getragen, die fünf anderen haben deren acht und das oberste hat vierzehn, zusammen sechszig Säulen und einhundert und zwölf Stufen, die eine Länge von etwa sieben Fuß haben. Die Höhe des Ganzen beträgt zwei und zwanzig und einen halben Meter. Treppe und Palast stehen in jedem Stockwerke vermittelst Galerien im Renaissancestyl in Verbindung.

Aus Bayard Taylor's Reise in Lappland.

Erster Artikel.

In Muoniovara. — Ein finnisches Dampfbad. — Einübung im Schlittenfahren mit Rennthieren. — Finnische Charakterköpfe und allerlei Typen. — Fahrt über schneebedeckte Einöden. — Kälte und Nordlicht. — In Palajoki und Suontajärvi. — Lippajärvi. — Die Wasserscheide. — Lappländische Wohnungen. — Ankunft in Kautokeino. —

Unser lieber nordamerikanischer Freund Bayard Taylor ist in der That ein „Weltfahrer"; er hat, gleich weiland Ida Pfeiffer oder dem in dieser Beziehung nicht minder zähen Friedrich Gerstäcker, die „Laufkrankheit".

Binnen anderthalb Jahrzehnten hat Taylor ungeheure Räume durchmessen, und vieler Menschen Länder gesehen und Sitten erkundet. Als junger Mann war er Einer der ersten, welche den Zug über die weiten Prairien wagten und in das damals neue Gold-

land Kalifornien vordrangen. Von diesem lieferte er eine treffliche Beschreibung. Ein paar Jahre später finden wir ihn auf dem Ocean; er besucht die Lien kien (Lutschu=)Inseln, die Häfen Chinas und Japan. In diesem letztern befreite er einen amerikanischen Steuermann, den strammen Braisted, welcher seitdem von Taylor unzertrennlich und gleichsam dessen Schatten ist; denn er begleitet ihn überall hin. Taylor machte in Ostafrika eine Fahrt auf dem Nil bis über Chartum hinaus, er hat Bäder genommen in Alexandria wie in der heiligen Ganga Stromfluten, im Rhein, im Hudson, im Mississippi, unter allen Klimaten. Am liebsten verweilte er immer in Deutschland, welchem er einen nicht geringen Theil seiner gediegenen Bildung verdankt. Auch fließt mancher deutsche Blutstropfen in den Adern dieses Reisenden, der besonders das grüne, idyllische Thüringen liebt. Er spricht unsere Sprache so geläufig wie wir selber, und hat eine Eigenschaft, welche bei den Yankees sonst nicht zu finden ist, — Gemüth und Gemüthlichkeit.

Vor einigen Jahren überraschte uns unser Freund mit einem Werke, das einen Theil seiner Reisen im Norden schildert. Es führt den Titel: Northern Travel. Summer and Winter Pictures of Sweden, Lapland and Norway. Ein reiner Zufall trägt die Schuld, daß wir damals das Werk nur flüchtig durchblätterten, und ebenso wollte ein Zufall, daß wir jüngst dasselbe näher betrachteten. Einige Mittheilungen werden den Lesern des Globus gewiß willkommen sein.

Bayard Taylor hat einen klaren Blick und eine ebenso feine als scharfe Beobachtungsgabe. Ein Mann, der so viel gesehen wie er, lernt den Kern von der Schale unterscheiden. Dabei erzählt er anspruchslos und anmuthig, er ist zugleich unterhaltend und belehrend. Wir wollen ihm auf einigen Streifzügen durch Lappland folgen, welche er in den ersten Monaten des Jahres 1857 unternahm.

* * *

In Muniovara trat uns ein hübscher, schlanker Mann entgegen, den wir an der ganz grauen Kleidung sogleich als reisenden Engländer erkannten. Es war der englische Naturforscher Wolley; er freute sich, von uns in seiner Muttersprache angeredet zu werden, und verschaffte uns sogleich in dem Hause eines norwegischen Zimmermanns eine Wohnung, in der wir uns gegen die grimmige Kälte sehr wohl geborgen fühlten.

Man kann sich kaum eine unwirthlichere Gegend denken, als jene, in der wir uns hier befanden; so weit unser Auge in dem dämmerigen Zwielicht reichte, sahen wir nichts als weiße Hügel und verkrüppelte Fichten, dazwischen die zerstreuten schwarzen Hütten des Orts und hie und da wohl einen neben Rennthieren schweigend hinziehenden Menschen.

Das Haus des Zimmermanns war aus behauenen Fichtenbalken aufgeführt, die Ritzen waren dicht mit Moos verstopft und ein eiserner Ofen in unserm Zimmer verbreitete eine angenehme Wärme. Betten und Hausgeräthe waren im besten Zustande und selbst ein kleiner Teppich fehlte nicht. Der Zimmermann, Herr Knoblock, sprach etwas deutsch; seine hübsche blühende Tochter, ein blondes Nordlandmädchen, brachte uns, nach schwedischer Sitte, früh den Kaffee, als wir noch im Bette lagen. Lappland erschien uns fast als ein Sybaris, gegenüber dem, was wir erwartet hatten.

Auf den Rath des Herrn Wolley machten wir uns mit einem finnischen Dampfbade bekannt. Das Badehaus war nur klein, aus Holz aufgeführt und ohne Fenster. Ein finnisches Dienstmädchen setzte es für uns in Stand und führte uns hinein. Ein heißer Dampf, fast wie im Innern orientalischer Bäder, schlug uns entgegen. In der Mitte stand ein Pfeiler von erhitzten Steinen, auf denen abgebrochene Birkenreiser einen angenehmen Geruch verbreiteten, und ein großer Zuber mit Wasser. Auf dem Fußboden lag Stroh und unter dem Dache zog sich ein mit weichem Heu bedecktes Gerüst hin, auf dem man dem vollen Dampfstrom ausgesetzt war. Einige Bänke und Stühle für die Kleider vervollständigten die Einrichtung.

Das Bademädchen trat ein und Herr Wolley begann sich zu entkleiden, indem er uns bemerkte, daß das Mädchen uns reiben und durchkneten werde. Es ist dies nur als Zeichen der reinen Sitten der hiesigen Bevölkerung aufzunehmen, bei der man eine falsche Scham nicht kennt. Die ärmeren Familien gehen hier in ihre Badezimmer zusammen, und Vater, Mutter und Kinder reiben sich gegenseitig den Rücken. Wir legten uns nun entkleidet auf das mit Heu bedeckte Gerüst; das Mädchen goß Wasser auf die heißen Steine, welches verdunstete und uns in einen starken Schweiß versetzte. Dann peitschte sie uns ziemlich stark mit Birkenruthen vom Kopfe bis zu den Füßen. Als wir genug gerieben und halb zerkocht waren, stiegen wir herab, wurden mit Seife abgewaschen und mit heißem Wasser übergossen. Die Finnen gehen während des Bades noch oft in's Freie hinaus und wälzen sich zur Erfrischung im Schnee umher. Ich wagte es, nackt hinauszutreten und einen Augenblick die kalte Luft auf meine erhitzte Haut wirken zu lassen, obwohl das Thermometer auf Null (nach Fahrenheit) stand.

Wir beschlossen auf den Rath des Herrn Wolley, uns im Fahren mit Rennthieren zu üben. Denn über die Gebirge, welche zwischen uns und unserm nächsten Ziel, Kautokeino in Norwegen, lagen, kommt man nur mit Rennthieren fort. Ich zog den landesüblichen „Poesk" aus Rennthierfell und meine russischen Pelzstiefeln an und setzte mich in den „Pulk". Diese Pulks lassen sich am besten mit einem Kahne vergleichen; sie sind vorne zugeschärft, hinten viereckig, ungefähr fünf Fuß lang, einen Fuß tief und anderthalb Fuß breit. Man sitzt darin aufrecht und streckt die Füße vor sich hin. Das Geschirr des Rennthieres besteht nur aus einem ledernen Riemen, der um den Hals gelegt wird, von welchem aus ein Seil, unter dem Bauche durch, bis zur Spitze des Pulks geht. Der einfache Zügel ist am linken Horne des Thieres befestigt und geht über den Rücken hinüber zur rechten Hand des Kutschirenden.

Ich setzte mich in den Pulk und erwartete das Zeichen zur Abfahrt. Mein Rennthier war stark und saus'te mit mir wie der Wind den schneeigen Hügel hinab. Der Athem verging mir, der Pulk schleuderte von der einen Seite zur andern und in der nächsten Minute lag ich draußen im Schnee. Das Rennthier, welches mit dem Zügel an meinem Arme befestigt war, stand still und glotzte mich dumm an. Ich begann den Versuch von neuem, obgleich mir das Gesicht von dem unfreiwilligen Schneebad, mit einer starken Eiskruste überzogen war. Doch war der Erfolg der nämliche, und als ich endlich wieder etwas zu mir kam und hinter mich blickte, sah ich den starken Körper Braisted's wie einen Schneemann erscheinen; er hatte sich eben von seinem dritten Umwerfen erhoben. Zuletzt bekam ich einige Uebung im Fahren mit dem Rennthierpulk: ich konnte das Gleichgewicht halten und schoß in dem grauen arktischen Zwielichte geräuschlos über den Schnee hin. So bekam ich den ersten ordentlichen Begriff vom arktischen Reisen und dachte an Mügge's „Afraja" und Alles, was sich an die Poesie des Nordens knüpfte.

Meine freie Zeit benutzte ich, um einige typische Finnen und Lappen zu zeichnen, und Herr Wolley war mir behilflich, charakteristische Leute zum Sitzen zu bewegen. Ein alter Finne, Namens Niemi, versprach zu kommen, wurde dann aber mißtrauisch und wir mußten wiederholt nach ihm schicken. „Ich kenne die Reisenden," sagte er, „sie sammeln die Schädel der Leute und nehmen sie mit heim. Sie sind meist so reich, daß sie alle Richter bestechen; wer weiß, ob sie nicht auch meinen Schädel wollen?" Endlich entschloß er sich doch nach vielem Zureden, sich zeichnen zu lassen. Er war dreiundsiebenzig Jahre alt, sah aber wie ein angehender Sechziger aus; das Haar war stark und schwarz, das Gesicht geröthet. Die buschigen Augenbrauen waren rabenschwarz, die Augen groß und tiefliegend, die Nase dick und hervorragend und die Winkel des großen Mundes herabgezogen, was ihm einen

melancholischen Ausdruck gab. Er hielt ganz still während ich ihn zeichnete, und das wohlgetroffene Bild erkannte sofort Jeder. Als ich fertig war, gab ich ihm ein Geldstück. Er war sehr erfreut darüber und sagte zu dem Zimmermann Knoblock: „Sie sind nicht alle gleich schlecht, diese Reisenden; vielleicht sammeln sie auch keine Schädel."

Bald nachdem er gegangen war, kam ein altes Lappenweib, Elsa, in ihrem Rennthierpulk angefahren. Sie war in ihrer vollständigen Landeskleidung: einem blauen Rocke mit weiten, scharlachroth verbrämten Aermeln und trug eine sonderbare birnförmig gestaltete Mütze. Sie setzte sich auf ein Fell nieder und drehte Rennthiersehnen, die sie mit der flachen Hand rollte, während ich sie zeichnete. Da es dunkel wurde, war ich genöthigt, bei Kerzenlicht zu zeichnen, und als ich die Kerze näher hielt um ihre Gesichtszüge besser zu erkennen, rief sie aus: „Sieh mich an, o Menschensohn!" Sie behauptete, daß ich überirdische Kräfte besäße, da ich so weit hergekommen sei und ein Bild von ihr auf Papier machen könne. Als ich ihr einen Reichsthaler gab, war sie hocherfreut und sagte: „Was! ich habe Kaffee und Tabak bekommen und erhalte nun noch baares Geld! Tausend Dank, o Menschensohn!"

Nachdem wir uns einige Tage in Muoniovara aufgehalten hatten, kamen sieben Rennthiere an, welche wir gemiethet hatten, um uns weiter nach Norden zu führen; wir hatten uns mit „Poesks" aus Rennthierfell versehen, so wie sie die Lappen tragen. Unsere Handschuhe waren gleichfalls aus Rennthierfell, und um den Hals hatten wir Boas aus Eichhörnchenpelz.

Am 15. Januar 1857 brachen wir von Muoniovara auf. Da wir das unfruchtbare, rauhe Tafelland durchreisen mußten, welches die Wasserscheide zwischen dem Bottnischen Busen und dem Nordischen Meere bildet, so hatten wir uns auf drei Tage mit Nahrung versehen. Als Dolmetscher begleitete uns der Sohn des Zimmermanns. Unsere Fahrt ging vor Sonnenaufgang durch das herrlich beleuchtete Thal des Muonio; der Schnee erschien überall in bleicher, safrangelber Farbe, die Wälder auf den Hügeln leuchteten wie Opale und die entfernte Bergkette von Palastyntre glühte in rosigem Lichte mit sapphirblauen Schatten. Diese nordischen Beleuchtungen machen einen so erhabenen Eindruck, daß keine Feder, kein Pinsel hinreicht, sie genügend zu beschreiben. Bei Muonioniska fuhren wir über den bis zum Boden ausgefrorenen Strom auf das russische Ufer hinüber. Der Weg war gut, doch mein Rennthier faul und wollte nicht recht vorwärts, so daß ich häufig aussteigen und es durchpeitschen mußte. Ich vertauschte es daher bald mit einem andern, das zwar kleiner war, aber feuriger ausgriff. Unser Führer war ein hübscher blauäugiger Finne, mit weißem, rothgefärbten Gesicht. Er hieß Isaak, ward aber meist nur „langer Isaak", Pitka Isaak, genannt. Wir hatten alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; unser kleiner Dolmetscher war uns aber beinahe unbezahlbar.

Die Kälte ward während unserer Fahrt immer empfindlicher und das Quecksilber sank bis 33 Grad unter Null (Fahrenheit). Ich mußte das ganze Gesicht bis auf die Augen in der Boa verstecken und die Füße und Zehen fortwährend bewegen, damit sie nicht erfrören. Die Nacht war still, nichts belebte die einförmige Gegend; überall, wo sich der Blick hinwandte, traf er auf Schnee, Oede und Tod. Für alle diese Unbequemlichkeiten entschädigte uns ein herrliches Nordlicht, das gerade im Norden vor uns stand und seinen Schein auf unsern schneeigen Pfad warf. Aus einem großen Bogen schossen gelbe Strahlen in das Firmament hinein, die aber gleich wieder zurückzuckten, wie der Hammer Thors auch nach geschehenem Wurfe wieder in die Hand zurückkehrt.

In Palajoki kamen wir hungrig und halb erfroren an, doch war auch dort unsere Aufnahme nicht die beste; denn in dem Zimmer, das man uns anwies, fanden wir eine zolldicke Eiskruste auf den Fensterscheiben und der Wind pfiff durch die Ritzen des Balkenwerks. Unsere Lebensmittel waren steinhart gefroren, das Fleisch hatte sich in rothen finnländischen Granit und das Brod in Glimmerschiefer verwandelt. Die Wirthin begann sogleich diese Sachen aufzuthauen, während ich bei dem Schein einer Kienholzfackel das Bild eines schwarzhaarigen, olivenbraunen, dicknasigen und dicklippigen Burschen zeichnete, der sich Erik Johann Sombasi nannte. Als wir unsere aufgethauten Speisen verzehrt hatten, bereitete uns die Wirthin in einer Ecke des Gemachs ein Lager aus Rennthierfellen und die ganze Einwohnerschaft des Hauses blieb neugierig bei uns stehen, um unserm Entkleiden beizuwohnen, was wir denn auch sofort, ohne uns Zwang anzuthun, in ächt finnischer Weise vollbrachten.

Fischerhütten in Lappland.

Als wir am Morgen weiter fuhren, schneite und stürmte es heftig; die Landschaft blieb im Ganzen dieselbe und als wir auf dem Palajok, einem Nebenflusse des Muonio, hinfuhren, war die Temperatur der Luft beinahe warm zu nennen, nämlich 8 Grad unter Null (Fahrenheit)! In dem kleinen Flecken Suontajärvi fütterten wir unsere Rennthiere. Wir traten in eine Hütte, in welcher wir ein junges hübsches Weib mit einem Säugling fanden. Das Feuer am Heerde war erloschen und der Wind strich durch die Fugen des Gebäudes. Der lange Isaak und das Weib begrüßten sich, indem sie, nach finnischer Weise, den rechten Arm einer dem andern um den Leib legten, denn der Händedruck gilt nur als ein Zeichen des Dankes für eine erwiesene Gunst.

Der Weg führte uns Nachmittags durch eine Wildniß, die mit Seen bedeckt war, und über schneebedeckte Marschen, auf denen hier und da verkrüppelte Birken standen. Als der Weg unter dem Schnee gänzlich verschwand, wußten ihn die Rennthiere selbst mit erstaunlicher Leichtigkeit wieder aufzufinden, so daß wir uns in dieser Beziehung fest auf sie verlassen konnten. Ich hatte wieder mein Rennthier gewechselt und ein sehr wildes, kräftiges Exemplar vor meinem Pulk; sobald ich es in Trab setzte, rannte es über Braisted's Pulk hin, warf mich dann selbst um und verursachte in unserer Karavane noch allerlei Störung und Unfug, so daß ich das Fahren mit Rennthieren herzlich satt bekam.

Vor uns lag der elende Weiler Lippajärvi, an der westlichen Seite des kahlen Lippivaragebirges, dem höchsten Punkte Lapplands in dieser Gegend (über 1900 Fuß Meereshöhe). Selten habe ich ein so armseliges, gottverlassenes Dorf wie dieses gesehen. Einige wenige schwarze Hütten und eine endlose Schneewüste — das war Alles. Nachdem wir in einer Art von Stationshaus etwas genossen und ausgeruht hatten, fuhren wir um Mitternacht weiter. Ein dicker Nebel bedeckte die Gegend und wir konnten nur wenig vom Pfad erkennen. Alles lag in einer Todtenstille und nur das Knirschen der Pulks auf dem Schnee war zu vernehmen; so glichen wir einer Geisterkarawane. Daß und wie

meine Führer den Weg fanden, war mir unbegreiflich, denn nirgends war ein hervorragender Gegenstand zu erblicken, der als Landmarke dienen konnte. Wir befanden uns nun auf der Wasserscheide zwischen dem Bottnischen Busen und dem Nordischen Meere, etwa 1400 Fuß Meereshöhe; die Birken waren zu kleinen Sträuchern zusammengeschrumpft.

Unangenehm ward ich durch die Nachricht überrascht, daß in dieser Wildniß unsere Führer den Weg verloren hatten. Bald fuhren wir nun in dieser, bald in jener Richtung, doch ohne Resultat. Fort ging die wilde Jagd über kahle Felsenmassen, Birkendickichte und ungeheure Schneehügel. Auf dem unebenen Boden ward mein Pulk hin und her geworfen und ich mit ihm, so arg wie es mir nur einmal im Leben erging, als ich nämlich in einem Kutter über die Korallenriffe von Lu-Tschu fuhr.

Nachdem wir ziemlich lange Zeit umhergeirrt waren, schlug Hundegebell an unser Ohr. Wir folgten dem willkommenen Klang, erreichten einen steilen Bergrücken, auf dem uns eine ganze Meute Hunde empfing, und sahen im Hintergrund, den schwarzen Kegel eines Lappenzeltes. Der lange Isaak weckte die Bewohner, und Kindergeschrei bewies uns bald, daß hier Leben und Liebe wohne. Wir erhielten einen Führer. Während dieser mit meinen Leuten unterhandelte, schritt ich, fortwährend von den wolfartigen Hunden angebellt, mitten in das Dorf hinein. In allen diesen kegelförmigen Hütten ward es lebendig, die Leute zündeten Späne an und aus der obern Oeffnung der Kegelhütten drang der Lichtschein hervor, so daß es plötzlich uns vorkam, als befänden wir uns inmitten einer Gruppe feuerspeiender Berge.

Die Lappen gestatteten uns bereitwillig bei ihnen einzutreten. Wir lüfteten die Vorhangthür aus Rennthierfell und stolperten über einige Hunde in das Innere der Hütte. Zwei Frauen, gerade so wie die Männer in Poesks gekleidet, unterhielten auf den Steinen in der Mitte des Zeltes ein Feuer; doch war die innere Luft gerade so kalt, wie die draußen. Das verbrannte Birkenholz gab einen so starken Qualm von sich, daß wir nach einer halben Stunde kaum noch sehen und athmen konnten. Die Frauenzimmer schienen dadurch nicht belästigt zu werden, doch bemerkte ich, daß sie sehr entzündete Augen hatten. Nach einiger Zeit traten noch zwei starke junge Mädchen, von etwa 17 Jahren, und ein zweijähriges Kind ein; letzteres trug auch schon eine vollständige Rennthierkleidung. Alle zeigten sich friedlich und zuvorkommend gegen uns, doch war an eine Unterhaltung nicht zu denken. Diese Frauenzimmer fand ich nicht so klein und häßlich, wie man sich die Lappen gewöhnlich vorstellt. Die Grundfarbe ihres Gesichts war *lohbraun*, doch waren ihre Wangen geröthet und die Augen dunkelgraublau. Ihre Sprache klang angenehm. Abgesehen von all' dem Pittoresken, was mich umgab, fühlte ich mich doch sehr unbehaglich; denn auf der einen Seite ward ich fast gebraten, während mich auf der andern fror; dazu schmerzten mir Augen und Lunge von dem starken Rauch. Als die Weiber einige Hunde fortgejagt hatten und ich mich niederlegen konnte, ward meine Lage etwas erträglicher. Wie aber eine ganze Familie und eine große Menge Hunde in diesen, nur acht Fuß im Durchmesser haltenden Zelten unterkommen kann, ist mir heute noch ein Räthsel.

Als unser neuer Führer mit seinen Rennthieren bereit war, ging es im Nebel über Stock und Stein vorwärts. Nachdem wir wiederum zwei Stunden weidlich durchgerüttelt waren, erklärte auch der Lappe, den Weg verloren zu haben. Er bat uns, auf ihn zu warten, indem er vorangehen und den Weg suchen wolle. Nach einer peinvollen Viertelstunde hörten wir ihn endlich in ziemlicher Entfernung schreien; wir folgten seiner Stimme und er brachte

Ein Lagerdorf in Lappland.

uns nun nach Eitajärvi in Norwegen. Wir hatten fast zwanzig Stunden gefastet und konnten kaum erwarten, bis unser Brot aufgethaut und der Kaffee gekocht war. Am Nachmittage fuhren wir auf einem zugefrorenen Strome nördlich weiter. Um fünf Uhr erreichten wir Siepe, ein aus etwa sechs Hütten bestehendes Dorf, das zwei norwegische Meilen von unserm Reiseziele Kautokeino entfernt liegt. Der lange Isaak wollte hier übernachten, doch wir widersetzten uns. Die größte Hütte war schmutzig und mit einem unangenehmen Geruch erfüllt. In einem Winkel lagen zwei von Wölfen zerrissene Rennthierkälber. Wir rauchten unsere Pfeifen, während unsere Rennthiere ihr Moos verzehrten; ein starker, blondhaariger Lappe diente uns als Führer nach Kautokeino Nach drei Stunden erblickten wir Licht, das uns die hölzernen Hütten von Kautokeino anzeigte. Seit wir Lippajärni verlassen, hatten wir 60 englische Meilen, 13 bis 14 deutsche, zurückgelegt, durch Schnee und Wildnisse, ohne die Rennthiere gewechselt zu haben.

Wir waren nun in Kautokeino.

Das Vordringen Rußlands nach Inner-Asien.

(Aus Karl Andree's Geographie des Welthandels).

Unter den kleinen Nachrichten dieser Nummer des Globus findet der Leser eine kurze Notiz, die anscheinend von geringer Bedeutung sein könnte. Die russische Regierung hat eine Poststraße von einem Punkt am Ural nach dem Jaxartes eröffnet, also nach den alten Transoxiana, wo die nordische Macht nun schon längst festen Fuß gewonnen hat und Nachbarin der Chanate Ost-Turkistans geworden ist. Der Jaxartes ist schon von russischen Dampfern bis in das Gebiet von Chokand hinauf befahren worden, und das Vordringen nach Innerasien erfährt seit Jahren keine Unterbrechung.

Die Handelsbeziehungen Rußlands zu jenen Regionen habe ich in meiner Geographie des Welthandels, in der eben ausgegebenen Lieferung, welche den Karawanenverkehr in Asien darstellt, eingehend erörtert, und ich entlehne ihr die folgenden Bemerkungen, aus welchen hervorgeht, daß die Notiz über Eröffnung jener Poststraße von Belang ist. Das Vordringen der Russen in Ostasien wird gelegentlich im Globus eingehend geschildert werden.

„Wir können Semipalatinsk als die mittlere Einbruchstation nach dem innern Asien bezeichnen, denn von ihr aus ziehen die Karawanen recht in das Herz dieses Kontinentes; die östliche ist Kiachta, südlich vom Baïkalsee; die westliche, nach Europa hin, Orenburg in der Uralregion. Als die russische Macht gegen Südosten hin immer weiter vordrang und mit den Völkern Turans in lebhaftere Berührung kam, entstand das Bedürfniß, zunächst die Grenze gegen Einfälle der Kirgisen und der Turkestaner zu sichern, sodann auch für den Verkehr Mittelpunkte zu schaffen. Deshalb zog man in weitem Bogen eine Militärlinie von Gurjew an der Mündung des Ural- oder Jaik-Flusses in das Kaspische Meer bis an den Altaï, und baute eine Menge von Burgen, die allmälig immer weiter nach Süden hin vorgeschoben wurden, um namentlich die Kirgisen und Turkomanen im Zaume zu halten. Die Besatzung bilden Kosacken, ein muthiges, unternehmendes, auch zum Handelsbetrieb aufgelegtes Geschlecht, das auf einer Strecke von mehr als dritthalb hundert deutschen Meilen diese asiatische Grenze bewacht. Man baute aber auch Städte, Häfen im Steppenoceane, damit die Schiffe der Wüste, welche diesen „trockenen Ocean" durchfurchen, sicher einlaufen könnten, und unter diesen Steppenhäfen ist das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründete Orenburg bei weitem der wichtigste Platz. Er liegt am Nordsaum der kaspisch-uralischen Steppe, westlich vom Gebirge Ural und dem gleichnamigen Flusse, und zog bald Karawanen aus Chiwa und Buchara an.

Mit einer ganz bewundernswürdigen Zähigkeit verfolgt man von Seiten Rußlands den Plan, immer weiter nach Innerasien vorzudringen und den Handel desselben zu kontroliren. Diese Ausdauer, begünstigt durch die Schwäche der chinesischen Regierung, wird von glänzendem Erfolge begleitet. Die russische Grenze ist bis nach Korea hin vorgerückt worden; die Kalkas-Mongolen haben sich unterworfen und im Westen sind nun die Kirgisen durchaus abhängig. Rußland ist bis an das Himmelsgebirge (Thian schan, Mustag) vorgerückt und die ganze Dsungarei liegt vor ihm offen.

Sievers war schon 1793 bis zum Tarbagataigebirge vorgedrungen: Putimstef kam 1811 als Handelsdolmetscher bis nach Kuldscha und Tschugutschak, den beiden bedeutendsten Städten der Dsungarei; der Kaufmann Bulenińof ging 1821 von Semipalatinsk nach Kaschgar. Im Jahre 1831 gründeten die Russen den Ort Ayagus oder Serginpol, an dem Flusse Ayagus, welcher von Osten her in den Balkasch-See fließt. So gewannen sie festen Fuß und nun unterwarf sich ihnen ein Theil der großen Kirgisenhorde. Der Astronom Fedoroff gelangte an die Mündung der Lepsa in den Balkasch-See, besuchte das Westufer des Dsaisan-Sees, und in den Jahren 1840 bis 1842 drangen Schrenk und Karelin bis in die gebirgigen Theile der Dsungarei. Der Erstere überschritt auch den Alatau und die chinesische Grenze und gelangte bis Tschugutschack.

Die Russen besetzten dann den fruchtbaren Theil der Dsungarei, welcher als Land der sieben Ströme bezeichnet wird, und bauten 1846 am Fuße des dsungarischen Alatau die Stadt Kopal am obern Kisil Agadsch. Seitdem entstand ein lebhafter Handelsverkehr über die chinesische Grenze hinüber mit Kuldscha und Tschugutschack, aber er war anfangs Schleichhandel, weil die chinesischen Behörden den regelrechten Verkehr unter allerlei Vorwänden verboten hatten. Die Russen traten jedoch fest auf; Oberst Kowalefsky unternahm 1851 eine Expedition nach Kuldscha und erzwang die Erlaubniß zur Anlage russischer Faktoreien in beiden Städten. Auch schloß er einen Handelsvertrag am 6. August 1851; es ist aber für die russische Politik bezeichnend, daß derselbe erst im März 1861 amtlich bekannt gemacht wurde. Bald nach Kowalefsky's Expedition nahm General Hasford, Gouverneur von Westsibirien, das ganze Land zwischen dem Fluß Ili und dem Alatau im Besitz, 1854, und gründete am Fuße dieses Gebirges in dem fruchtbaren Almatythale die befestigte Ortschaft Wernoïe. Dann unterwarf sich abermals ein Sultan der großen Kirgisenhorde; die Russen mischten sich in die Streitigkeiten der verschiedenen Stämme und das neue, in Besitz genommene Land bildet nun die Provinz Semipalatinsk. Sie drangen bis an das Himmelsgebirge vor; durch die Reisen Semenof's, 1857, und Welichanof's wurden diese neuen Regionen genauer bekannt. Der Letztere wanderte kühn bis nach Kaschgar. Ein ausgezeichneter Sinologe, Sacharof, welcher längere Zeit der russischen geistlichen Mission in Peking beigegeben war, ist zum Konsul in

Kuldscha ernannt worden. Weninkof und Golubef erforschten 1859 die Region am Issi kul. So hat sich Rußland als Keil bis tief nach Innerasien hineingedrängt. In Kaschgar errichtete es eine Faktorei. Wernoïe (43° 15′ N. 76° 59′ 30″ O. von Greenwich) liegt fast im Mittelpunkte von Asien und ist mit der Stadt Kopal durch Kosackendörfer verbunden. — Le pays des sept rivières et la contrée transilienne, par C. de Sabir, im pariser Bulletin de la société de Géographie. 1861. II. 335 ff. Eine Karte vom russisch-chinesischen Grenzgebiet am Balkasch-See und Issi kul enthalten die Mittheilungen aus J. Perthes geographischer Anstalt, vom Jahre 1858.

Dem Czar ist demnach nun auch ein Theil der Dsungarei unterworfen, und russische Reisende sind schon bis Kaschgar vorgedrungen. Die Erfolge im unabhängigen Turkistan sind nicht minder belangreich. Rußland ist durch die Herrschaft über die Wolgamündungen, über das Kaspische Meer und über den Aral-See darauf hingewiesen, auf Persien und die große Bucharei einen vorwiegenden Einfluß zu üben. In den Aral-See fallen der Oxus und der Jaxartes, die zugleich Alpen-, Steppen- und Wüstenströme sind. Ihnen entlang oder über sie hinweg laufen die großen Handelswege zu den verschiedenen Stapelplätzen; deshalb haben die asiatischen Großmächte zu allen Zeiten hohen Werth auf den Besitz dieser Regionen gelegt.

Rußland versuchte schon 1717 in Chiwa, dem Oasenland am untern Oxus, festen Fuß zu gewinnen; im Jahre 1731 bemühte es sich einen direkten Handel mit Buchara zu eröffnen, und baute die Stadt Orenburg, welche sofort den Karawanenverkehr von Chiwa und Buchara an sich zog, während jener von Kaschgar, über Taschkend, sich nach dem 1734 erbauten Troïtzk wandte. Rußland trat in engere Beziehung zu den Kirgisen, ließ den obern Lauf des Irtysch befahren, und legte der Grenze entlang eine Anzahl von Militärposten an, welche zugleich Stationen für den Handel sind, und diesem Schutz gewähren. Sie reichen von der Mündung des Uralflusses nach Osten hin bis Omsk in Sibirien und weiter bis nach Ust Kamenogorsk. Auch an der Mündung des Jaxartes, welchen, wie bemerkt, Dampfer während der letzten Jahre versuchsweise bis in die Nähe von Chokand befahren haben, und auf den Inseln im Aral-See sind Festungen gebaut worden. Die russische Grenze ist von Attock, dem wichtigen Uebergangspunkt am Indus, nur noch dreihundert Wegstunden entfernt. Rußland kontrolirt den gesammten Handel, welchen Turkistan mit dem Norden treibt; es ist nun zum großen Theil Herr des innerasiatischen Verkehrs. Alle Waaren, welche Inner-Asien vom Norden her bezieht, müssen nothwendig durch russisches Gebiet gehen. Der Czar hat viele turkomanische Häuptlinge durch Geschenke sich geneigt gemacht; die Chane der Kirgisen haben ihm Treue gelobt, und seit 1854 ist das Chanat Chiwa im Grunde ein Vasallenstaat Rußlands geworden. Beim Chan residirt ein russischer Gesandter, die chiwenzischen Reiterschaaren werden, vertragsmäßig, von russischen Oberoffizieren befehligt. Rußland hat in der Stadt Urgendsch Kasernen gebaut, und der Chan erhält alljährlich zehntausend Tomans in Gold von seinem Freund und Verbündeten in St. Petersburg. Auch mit dem Chan von Buchara ist ein Freundschaftsvertrag geschlossen worden.

Rußland hat an der Ostseite des Kaspischen Sees, auf der Halbinsel Mangyschlak, etwas südlich vom Kap Karagan, die Festung Nowo Petrowsk gebaut; sie liegt nur 80 deutsche Meilen vom Aral-See entfernt, und die zwischen beiden Punkten umherziehenden Turkomanenstämme sind durch Jahresspenden in russisches Interesse gezogen worden. Nowo Petrowsk steht in direktem Karawanenverkehr mit Chiwa; die Kameele werden hart am Hafen entladen, und von diesem beträgt die Entfernung nach Astrachan, wohin Dampfer gehen, nur 40 deutsche Meilen. Iwanin, welcher 1846 die Halbinsel Mangyschlak näher erforschte, bemerkt: „Es steht zu hoffen, daß der Handel des mittlern Asiens, Afghanistans und des östlichen Persiens seinen natürlichen Weg über Chiwa, Neu Petrowsk, Astrachan und auf der Wolga nach Nischni Nowgorod gehen werde.“ (Druckschriften der russischen geographischen Gesellschaft. Weimar 1849. S. 605.

Diese Annahme kann sich in vollem Umfange verwirklichen, sobald Rußland die Wolgabahn vollendet, welche von großartiger Bedeutung für den Verkehr werden muß. Ich will hier gleich darauf hinweisen, daß die Engländer ihr durch eine Euphratbahn ein Paroli bieten wollen. In Astrachan ist freilich noch immer kein Aufschwung zu bemerken, und die dortigen Kaufleute scheinen von der Wichtigkeit, welche diese Stadt durch ihre Weltlage haben könnte und ohne Zweifel einst gewinnen wird, kaum eine Ahnung zu haben. In der Russischen Revue, von Wilhelm Wolffsohn, Leipzig 1862, Heft I, S. 97 ff. wird das in einem Aufsatz über Astrachan als Handelsstadt ausdrücklich hervorgehoben.

Ein scharfblickender Kaufmann, Pitschugin (Nordische Biene, 6. April 1848), jubelte, als Rußland endlich am Aral-See festen Fuß gewonnen hatte. Im Jahre 1841 führten die Russen den ersten Krapp aus Buchara und Chiwa ein, 1847 holte die Aralische Handelsgesellschaft davon schon 20,000 Pud, und auf ihren Antrieb wurde der Anbau dieses Färbestoffes beträchtlich ausgedehnt. Auch Indigo kommt über Buchara und Taschkend. Pitschugin ruft aus: „Auf dem Amu können wir bis vor die Thore von Afghanistan gelangen; dort liegt das reiche Feld des Handels, wohin die russischen Kaufleute in Zukunft streben müssen. Dazu bedarf es weiter nichts, als daß wir uns rühren; dort ist uns nicht nur der Indigo zur Hand, sondern sein Heimathland selbst, Indien. Schon jetzt ist die halbe Arbeit gethan; ich habe unternehmende Genossen gefunden, und unsere Waarentransporte gehen nun in großem Maaßstabe nicht nur nach Chiwa, Buchara und Taschkend, sondern auch nach Chokand, und von dort wollen wir Transporte nach Samarkand und Kaschgar senden. Die Engländer sparen kein Geld, und dringen mit ihrer gewöhnlichen Rührigkeit nach Mittelasien vor; wir finden auf jenen Märkten viele englische Waaren, namentlich Zitze. Unsere Handelsagenten berichten mir, daß sie sich bemühen, über Kaschgar nach China vorzudringen; auch haben sie direkte Pläne auf Buchara. Wenn der Handel Englands über so ungeheure Land- und Meeresstrecken dringt, was hindert uns, die wir doch viel näher sind, in die Nachbarschaft Indiens zu gelangen?“

Als Murawieff von seiner Reise nach Chiwa, 1819, zurückkam, schrieb er, daß man den Waarenzug aus Hochasien und selbst aus Indien über Chiwa und Astrachan lenken, und so einen Handelszug vom Indus und Amu Darja (Oxus) nach Rußland herstellen könne. „Sobald wir Herren von Chiwa sind, werden andere Staaten ohne Weiteres von uns abhängig: wir wandeln dann Chiwa in eine Schildwacht um, welche den Verkehr gegen die Steppenvölker schützt.“ Nach 1854 ist diese Hoffnung zur Wahrheit geworden.

Seit Katharina der Zweiten ist Rußland auch in den kaukasischen Regionen unablässig vorgedrungen; es erwarb durch glückliche Kriege und Verträge von 1774 bis 1829 die Krim, den Kaukasus, die ganze Ostküste des schwarzen Meeres, Mingrelien, Imerethi, Guriel, Georgien, Persisch-Armenien mit Eriwan, die Araxesgrenze, und im Süden derselben einen Theil von Mogan und Talysch.

Eine Abrundung finden diese Eroberungen erst, wenn auch Türkisch-Armenien und die kleinasiatische Südküste des Schwarzen Meeres, westlich bis zum Kisil-Irmak oder vielmehr bis und mit Sinope, in russischem Besitze sich befinden.

Rußlands Handelspolitik in Asien war von Anfang an weitsehend und klug berechnet; seine Machtentfaltung ist großartig, und großartig sind auch seine Erfolge.

Der Streit über den Gorilla und Du Chaillu.

Derselbe hat bekanntlich in England viele Leute in Bewegung gesetzt und wir haben über die Phasen desselben im Globus mehrmals Notizen gegeben. So lebhaft war die Theilnahme, daß einige Männer sich entschlossen, nach dem äquatorialen Afrika an den Gabunstrom zu reisen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was in Du Chaillu's Darstellung Wahrheit und was Dichtung sei. Winwood Reede und ein „berühmter indischer Jäger, der alte Schekarry," schifften nach dem Gabun, wo sie im Frühjahr 1862 ankamen. Nach fünf Monaten gab Reede ein Urtheil ab, datirt Loanda (portugiesische Hafenstadt in Südwestafrika) vom 7. September; es ist im Athenäum vom 22. November gedruckt und besagt im Wesentlichen Folgendes: —

Ich bin, nach fünfmonatlichem Verweilen im Lande, in der Lage, zu behaupten, daß Herr Du Chaillu weder Leoparden, noch Büffel oder Löwen geschossen hat; — daß der Gorilla nicht auf seine Brust einpaukt, als wäre sie eine Trommel; — daß der Kulukamba nicht den Schrei Kulu oder einen derartigen Ruf vernehmen läßt; — daß ein junger Gorilla in der Gefangenschaft nicht wild sich benimmt, — und daß Herr Du Chaillu, welcher behauptet, am 1. Juni 1859 in Camma arg vom Fieber heimgesucht worden zu sein, sich am Gabun und zwar im besten Wohlsein aufhielt.

Mongilomba, der gar kein eingeborener Jäger ist, und den ich drei Monate als meinen Koch und Gehülfen bei naturwissenschaftlichen Sammlungen in meinem Dienste gehabt habe, dupirte Herrn R. B. Walker, als er diesem gegenüber behauptete, Herr Du Chaillu habe zwei Gorillas getödtet.

Die nachfolgenden Thatsachen über den Gorilla habe ich erkundet bei den Balengi am Muni, bei den Schekany und Fan's am Gabun, bei den Kommi Bakëlë rc. am Fernando Vaz; an diesen Strömen habe ich, jedoch ohne Erfolg, Jagd auf die Gorillas gemacht, habe nur Leute ausgeforscht, die wirklich Jäger waren, und lege nur Gewicht auf Dinge, die mir auch anderweit bestätigt wurden.

Das Ergebniß stellt sich folgendermaßen heraus. Nur in den dichtesten Wäldern hält sich der Gorilla auf; er nährt sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, und da, wo eine gewisse Art Gras wächst, darf man sicher annehmen, daß er sich in der Nähe befinde. Mittags und Abends kommt er in die Pflanzungen der Dörfer, um Bananen zu essen. Gelegentlich läßt er einen wilden Schrei hören, der bei Zornesausbrüchen zu einer Art von Gebell wird. Etia hat mir diesen Ruf vorgemacht. Bei Tage geht der Gorilla, wie ich selber bezeugen kann, denn ich bin ihm stundenweit auf seinen Spuren nachgekrochen, auf allen Vieren, und manchmal steigt er auf die Bäume. Bei Nacht wählt er sich einen großen Baum aus, um auf demselben zu schlafen. Er ist ungemein vorsichtig und scharf von Geruch. Das trächtige Weib baut sich (gerade wie das des Kulukamba und Tschimpanse) ein Nest, welches nach der Geburt verlassen wird. Ich habe mehrere solcher Nester gesehen; sie sind Lager von trockenen Stecken und kleinen, von den Bäumen abgerissenen Zweigen.

Was die Wildheit des Gorilla anbelangt, so wird er auf seinen Feind losgehen, wenn dieser ihn verwundet oder verfehlt hat. Diesen Angriff macht er auf allen Vieren, aber die Eingeborenen, die selber flink wie Affen sind, weichen ihm gewöhnlich aus. Etia, dessen linke Hand sehr verstümmelt war, sagte mir, daß der Gorilla ihm sein Handgelenk mit dem Hinterfuße packte und seine Hand, als wäre sie ein Bananenbüschel, nach dem Munde zu führte.

Zweierlei steht fest: man fürchtet den Gorilla weniger als den Leoparden, und die Geschichte von dem Manne, der in Camma von einem Gorilla getödtet worden sein soll, ist vollständig erfunden. Man erzählt wohl von einem solchen Vorfall, aber seit Menschengedenken hat ein solcher sich nicht ereignet.

Die Angabe, daß der Gorilla eine Stellung nehme, als ob er boxen wolle, und auf seine Brust poche, als wäre sie eine Trommel, rührt von Quengueza her, ist aber einstimmig in Abrede gestellt worden von allen Jägern, vom Muni im Norden bis zum Fernando Vaz im Süden. So gab ein alter Wilder in einem obscuren afrikanischen Dorf eine Lüge zum Besten, welche dann die Runde durch ganz Europa gemacht hat.

Das Apingi-Land, die Ultima Thule von Du Chaillu's Erforschung, liegt vom Gumbi (Ngumbi) nur vier Tagereisen (zu Fuß) entfernt, in südlicher Richtung. Aber am Rembo hat er eine längere Wanderung gemacht.

Seine Schilderung der Fan's (Pa fauh), welche er mit Herrn Mackay aus Korisko besuchte, ist sehr gut. Als ich den Gabun bis zu dessen Stromschnellen in der Sierra del Cristal befuhr, kam ich eine Strecke weit in ihr Land hinein. Ich fand in ihnen friedliche, gastfreie Menschen; aber sie sind unbestreitbar Kannibalen; das hat mir einer von ihnen selber zugestanden. Selbst den Bericht über ihren Hang, menschliche Leichen zu fressen, fand ich wenigstens in Einem Falle bestätigt, und zwar durch eine Aussage, deren Glaubwürdigkeit ich nicht in Zweifel ziehen kann.

Du Chaillu's Buch ist ein seltsames Gemisch von Wahrheit und Dichtung; es wurde verfaßt nach Du Chaillu's Notizen von einem in der literarischen Welt Neu-Yorks wohlbekannten Manne. Was Herrn Du Chaillu anbetrifft, so verlangt von mir die Gerechtigkeit, zu bekennen, daß ich aus denselben Quellen, aus welchen ich Beweise für seine falschen Behauptungen erhielt, auch erfuhr, er sei ein vortrefflicher Schütze, habe großen Muth und Ausdauer, manche Entbehrungen und vielerlei Mißgeschick erduldet, wovon er nichts erzählt. Sein Charakter als Kaufmann sei ungerechter Weise angefochten worden; seine Leistungen für die Naturwissenschaften seien von großem Belang, und während seines Aufenthalts in Afrika hat er sich die Achtung sowohl der Eingeborenen wie auch der Missionare erworben. Es möge mir gestattet sein, mein Bedauern auszusprechen, daß er aus thöriger Eitelkeit oder, weil er sich übel berathen ließ, falsche Blumen in den Lorbeer gewunden hat, welchen er im Uebrigen so wohl und mit großen Anstrengungen erworben. —

Das ist die Ansicht Winwood Reede's, und sie hat vielleicht Einiges richtige getroffen. Aus Du Chaillu's Buche gaben wir, Globus I, S. 43 bis 52, einen größern Auszug, welcher ausführliche Mittheilungen über den Gorilla und die Fan-Kannibalen enthält. Wir verweisen den Leser auf jenen Bericht.

Wir hatten zu jener Zeit schon eine Abbildung eines Abenteuers, welches Du Chaillu in den Urwäldern am Gabun erlebt hat, legten sie jedoch zurück, weil sie uns gar zu sehr an ein Sensationsbild im Geschmacke der Yankees gemahnte. Der äquatoriale afrikanische Wald ist übrigens als Vegetationsbild recht gut, und deswegen möge das Bild jetzt veröffentlicht werden. Abenteuer mit Schlangen gehören nicht zu den Seltenheiten, aber wir möchten doch nicht behaupten, daß das Dargestellte photographische Genauigkeit habe.

Du Chaillu hat übrigens, wie wir eben finden, auf Reede's Bericht, in der Times, eine öffentliche Antwort ertheilt:

„Was wollen, schreibt er, fünf Monate bedeuten, wenn es sich darum handelt, die ungeheuren von mir durchwanderten Strecken zu erforschen, Flüsse hinaufzufahren, über Gebirge zu steigen, mit vielen Stämmen genau bekannt zu werden, ihre verschiedenen Mundarten zu lernen, manchen lieben Tag mit ihnen zu palavern rc.? Wie mag ein Mann, der so wenige Erfahrungen hat, auch nur wagen, Widerspruch zu erheben gegen das, was

ich erlebte! Wir erfahren nicht, ob Herr Reede je zuvor in einem tropischen Klima, namentlich in West-Afrika, gewesen sei; ob und wie lange er das Fieber gehabt oder durch welch ein Wunder er von demselben verschont geblieben. Wir haben keinen einzigen Beweis dafür, daß er als Jäger so tüchtig sei, um über andere Jäger ein Urtheil zu fällen. Wie kann und darf er nun aber in Abrede stellen, was ich wirklich gehört, gethan und erlebt habe?

Herr Reede sagt, daß er selber Jagd auf den Gorilla gemacht habe; „stets ohne Erfolg", und ich will ihm sagen weshalb. Die alten afrikanischen Jäger nehmen einen Mann in die Gegenden, wo der Gorilla hauſt, nur dann mit, wenn er Nervenstärke und Geschick bethätigt; Herr Reede war nicht lange genug bei diesen Leuten, um ihnen die Ueberzeugung beizubringen, ob er diese Eigenschaften besitze. Er vernahm, daß ich ein guter Schütze sei und die Zuneigung der Eingeborenen erworben habe rc. Nun, daraus würde, und für Rum und Tabak eine große Liebhaberei hat. Nie ist Mongilomba auf der Jagd bei mir gewesen; er hatte nur mein Depot zu bewachen, von welchem ich manchmal hundert Miles entfernt war; seine Aussage hat demnach nicht den geringsten Werth.

Reede's Angabe, daß ich am Gabun mich aufgehalten, während ich an meinem Buche geschrieben, ich hätte mich gerade zu jener Zeit am Kamma aufgehalten, gründet sich auf eine Notiz in meinem Buche, welche ich in den späteren Auflagen verbessert habe; sie beruhte auf einer flüchtig niedergeschriebenen Stelle.

Ich habe einundzwanzig Gerippe und Felle vom Gorilla nach Europa gebracht, wo man dergleichen noch nicht hatte. Man behauptete, ich hätte sie von den Eingeborenen gekauft, und von diesen würde man noch mehrere bekommen können. Nun will jedes Museum und jeder Schausteller dergleichen gern

Du Chaillu in einem Urwald im äquatorialen Westafrika.

erklärt sich wohl mein Erfolg, während Herr R. stundenlang und vergeblich hinter den Gorillas „herkroch".

Er behauptet nicht, daß er jemals einen Gorilla gesehen, bemängelt aber meine Schilderung des Thieres und seiner Gewohnheiten. Ich will in Bezug darauf nur bemerken, wie viele Gelegenheit zum Beobachten ich gehabt habe, und überlasse die Bestätigung meiner Angaben der Zukunft. Mongilomba, der „gar kein eingeborner Jäger sei", wird in meinem Buche nur zweimal erwähnt und ich habe ihn gar nicht für einen Jäger ausgegeben; er war ein vierzehnjähriger Knabe, der mich auf einer Strecke Weges begleitete und zwar zu demselben Zwecke, für welchen Herr Reede ihn bei sich hatte; dieser hatte ihm freilich keine Gorillahäute zum Aufbewahren anzuvertrauen. Aber wenn auch Mongilomba zugegen gewesen wäre, als ich Gorillas schoß, so sollte es mich dennoch gar nicht Wunder nehmen, wenn er oder irgend ein anderer Afrikaner an seiner Stelle Angaben gemacht hätte, wie sie der ihn Ausfragende eben haben wollte, namentlich da er nicht besorgte, daß er mir wieder unter die Augen kommen

kaufen, aber seit 18 Monaten ist noch keine einzige Gorillhaut aus Afrika herüber gebracht worden. Wie kommt es denn, daß ich allein vollständige Exemplare erhielt und noch dazu in solcher Menge, und daß inzwischen Niemand einen Gorilla gekauft, geschossen oder auch nur gesehen hat? Nicht einmal Herr Reede mit seinem Jäger, der „fünf Monate im Lande" gewesen! —

So Du Chaillu. Er bietet dann seinen Gegnern eine Wette an. Sie sollen 2000 Pfund Sterling in einer Bank niederlegen, er werde 1000 Pfund Sterling dagegen deponiren; „dann will ich nach dem Gorillalande gehen, und wenn ich nicht binnen zwei Jahren (denn ich setze diese lange Zeit wegen des Fiebers oder anderer Möglichkeitsfälle) ein halbes Dutzend Gorillas schieße und deren Gerippe und Felle (diese präservirt mit einem Mittel, welches die Herren mir einzuhändigen haben) liefern, dann will ich meiner eintausend Pfund Sterling verlustig gehen. Andrerseits nehme ich die 2000 Pfund als Ersatz für meine Kosten in Anspruch, und es soll mich sehr freuen, wenn der unerschrockenste meiner Gegner das Wagniß in meiner Gesellschaft mitmachen will."

Der Gorillatödter erklärt zum Schlusse, daß er weiter nichts auf die gegen ihn gerichteten Angriffe zu erwiedern habe. —

Wir wollen hier gleich eine Notiz über die Fan anschließen. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 18. November wurde eine Mittheilung Burton's über diesen Volksstamm verlesen. Der unermüdliche Forscher (er ist Konsul auf Fernando Po), war einen Tag, am 13. April 1862, in dem Handelsdorfe Mayyan gewesen, in Begleitung eines Herrn Tippit von der Baraka-Faktorei. Burton schildert den über alle Beschreibung entsetzlichen Lärm in jenem Dorfe und die Fans. Sie seien, sagt er, sanft von Ansehen und hätten kein krauses Haar, wie doch sonst die übrigen Küstenneger. Auch Burton bestätigt ihren Kannibalismus, will aber wissen, daß nur die im Krieg Erschlagenen verzehrt würden, und diese nur von den Männern und insgeheim; „auch habe man nie ein Glied von einem Menschen in den Dörfern gesehen." —

Da Burton nur einen einzigen Tag bei den Fans war, so kann seine Aussage gegenüber Denen, welche der vortreffliche Wilson in seinem Buch über Westafrika giebt, und dem Zeugnisse Reede's, in vorliegendem Fall auch jenem Du Chaillu's gegenüber, unserer Meinung nach nicht in's Gewicht fallen, außer in dem, was zur Bestätigung der Aussagen jener drei Männer dient.

Enthüllungen über den südafrikanischen Reisenden David Livingstone.

Wir haben wahrlich eine große Achtung vor dem Muthe, der Zähigkeit und Ausdauer dieses Mannes. Er hat der Wissenschaft ein großes, früher unbekanntes Gebiet erschlossen; ihm zuerst von allen Europäern gelang es, Afrika im Süden des Erdgleichers in der ganzen Breite des Festlandes zu durchwandern, und auf dieser Reise von den Mündungen des Sambesi im Osten bis nach San Paulo de Loanda im Westen hat Livingstone, von neun und zwanzig tödtlichen Fieberanfällen heimgesucht, einem mörderischen Klima Trotz geboten. Noch mehr. Alle Beschwerden und Entbehrungen hinderten ihn nicht, auch später seine Entdeckungsreisen fortzusetzen; er war an der Mündung des Rufuma, und hat vom Sambesi aus den Nyassa-See erreicht, über welchen er werthvolle, wenn auch jetzt noch unvollständige Nachrichten gab. Also alle Achtung vor dem Muthe dieses Mannes.

Aber er hat auf der andern Seite auch große Mängel. Offenbar fehlt es ihm an Menschenkenntniß und klarer, ruhiger Erwägung. Sein Urtheilsvermögen ist nicht eben stark, und deshalb hat er sich und Alle, die ihm glaubten, sehr oft getäuscht. Die Makololo, von welchen er sehr große Erwartungen rege machte, haben sich nachträglich als Wilde von gewöhnlichem Schlage gezeigt; auch sie sind Barbaren, an denen die Civilisationsbestrebungen bankerott werden. Und Livingstone war gewiß nicht der Mann, ihnen „Gesittung" beizubringen, und daß sie ihn mehr als einmal gründlich zum Besten gehabt haben, geht aus seinem größern Reisewerke deutlich genug hervor. Auch waren die Mittel, welche der reisende Missionar anwandte, die Barbaren für sein puritanisches Christenthum zu gewinnen, oft von seltsamer und verschrobener Art.

Er selber erzählt das ganz naiv, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, welche Mißgriffe er beging. Auf seinem Zuge durch Afrika kam er nach Schinte's Stadt (12° 37′ 35″ S. Br., 22° 47′ Ö. L.). Dort wohnt das schwarze Volk der Balonda, und der Häuptling Schinte nahm den weißen Mann sehr zuvorkommend auf. Auf welche Weise suchte nun der Missionar dem Wilden und dessen Leuten einen Begriff von europäischer Civilisation und Neigung zum Christenthum beizubringen? Livingstone führte eine Laterna magica bei sich, und zeigte ihm zuerst den Abraham, wie er bereit ist, seinen Sohn Isaak als Opfer abzuschlachten, um seinem Jehova gefällig zu sein. Darin lag, einfach gesagt, eine wahre Barbarei, denn der alte Patriarch mit grauem Barte, der sein Messer aufhebt, um seinen eigenen Knaben zu schlachten und dadurch, wie er meinte, seinem Gotte wohlgefällig zu werden, und der in der Laterna magica ungeheure Dimensionen annahm, erschreckte die Neger und erinnerte sie sofort an Menschenopfer. Livingstone erzählt nun recht ausführlich, wie die Schwarzen sich vor den Gestalten, welche lebensgroß erschienen, gefürchtet hätten, als sie das lange Messer sahen, mit welchem Isaak hingemordet werden sollte. Die Balondamänner hätten gemeint, so behauptet der Missionär, jener Mensch mit dem Messer gleiche doch mehr einem Gott, als die Figuren aus Holz und Thon, welche bei den Balonda verehrt werden! Dann erzählte ihnen Livingstone: jener Messermann sei der Erste seines Stammes, welchem Gott die Bibel gegeben habe, und unter den Kindern des Messermannes sei der Heiland jung geworden!

Aber die armen Negerfrauen — Livingstone erzählt es selber, ohne auch nur zu ahnen, daß er einen Mißgriff gemacht oder eine Barbarei sich zu Schulden kommen ließ — vernahmen das Alles mit Staunen und Schrecken. Dann ließ er sie in die Laterna magica schauen, und Abraham schien das Messer nicht gegen seinen Knaben, sondern, in Folge optischer Wirkung, gegen die armen schwarzen Weiber zu zücken. Entsetzt schrieen sie: „Mutter, Mutter!" rannten fort, stürzten und durch einander und waren fortan nicht zu bewegen, näher zu kommen! (Livingstone, Journal, von S. 273 an; er erzählt dort ausführlich seine Erlebnisse in Schinte's Stadt.)

Ein Mann, der solche Mißgriffe macht, hat kein gesundes Urtheil. Livingstone bethätigt aber diesen Mangel auch, wenn er auf das Steckenpferd der Engländer: afrikanische Baumwolle, kommt. Er füttert seine britischen Landsleute unablässig mit Baumwollen- und, was nicht fehlen darf, wenn es sich um ein zahlendes englisches Publikum handelt, mit Missions-Hoffnungen, und das thut er schon seit langer Zeit. Daß er es auf Täuschung Anderer abgesehen habe, glauben wir nicht, aber daß er sich selber und Andere seither immer getäuscht hat, unterliegt keinem Zweifel. Noch im Anfange des Jahres 1862 schrieb er vom Sambesi aus: „Sobald wir einen Dampfer auf dem Nyassa-See haben, dann gewinnen wir Zugang zu einem Gebiete von 300,000 Quadratmeilen, das Baumwolle erzeugt, und dann werden wir auch, durch Entwickelung eines ehrlichen Handelszweiges, dem Sklavenhandel die Wurzel abschneiden." (Globus II, S. 381.)

Wir unsererseits haben, wie aufmerksame Leser wissen, mehrmals mit Entschiedenheit hervorgehoben, daß Livingstone sich irre. Nun kommt aus Afrika selbst die Bestätigung, daß er im Irrthum gewesen. Das „Baumwollenparadies" ist in der von Livingstone geschilderten Art nicht vorhanden. Nicht minder hat er sich getäuscht über den angeblich friedlichen Sinn der Schwarzen in der Gegend am Nyassa-See und am Flusse Schire, und über die Gesundheitsverhältnisse jener Region; gerade die Punkte, welche er als gesund schilderte, haben sich als mörderisch erwiesen.

Vor wenigen Monaten brachten wir im Globus (II, Nr. 24, S. 380 ff.) einen Aufsatz: „Livingstone auf dem Nyassa-See; Missionen und Baumwolle", und theilten einen Brief Livingstone's an Heinrich Barth mit; wir vervollständigten die

darin enthaltenen Nachrichten durch Mittheilungen, welche in den Blättern der Kapstadt veröffentlicht wurden, und durch die ein eigenthümliches Streiflicht auf Livingstone fällt. Wir müssen die Leser bitten, jenen Aufsatz einmal wieder anzusehen; das Folgende wird ihnen dann im Ganzen wie im Einzelnen besser verständlich sein. Wir heben hervor, daß die „friedlichen" Ajawas den Geistlichen Proctor und andere Missionäre ermordet hatten, daß Bischof Mackenzie und dessen Gehülfe Burrup dem Fieber erlagen, daß das ganze Land weit und breit in Verwirrung war, daß Livingstone sich in Waffenkampf mit den Schwarzen einließ, aber den Bischof tadelte, daß dieser ein Gleiches gethan. Inzwischen haben wir später (Globus III, S. 32) gemeldet, daß auch Livingstone's Frau dem afrikanischen Fieber erlegen sei.

Jetzt finden alle die hier erwähnten Dinge eine Erläuterung, welche einen Einblick in die Wirren jener Gegend und über Livingstone's Verfahren giebt; wir erhalten Nachrichten, über die er selber nur sehr mangelhaft nach Europa geschrieben hat. Er selber ist Presbyterianer; die Missionäre, welche am Nyassa eine Station gründen wollten, sind oder waren Anhänger der anglikanischen Hochkirche aus Cambridge und Oxford, von wo aus sie auch ihre Geldmittel erhalten. Livingstone scheint mit ihnen nicht auf dem besten Fuße gestanden zu haben.

Nun liegt ein ausführliches Schreiben des Missionars H. Rowley an Herrn Glover, einen Geistlichen in Kapstadt, vor, in welchem berichtet wird, weshalb und unter welchen Umständen die anglikanischen Missionäre sich von Magomera nach Chibisa's Dorfe, das am Schire-Flusse liegt, zurückzogen. Wir werden aus dem langen Schreiben, welches wir in der Times vom 26. November finden, hier alles Wesentliche mittheilen. —

Bozinja (Chibisa's Village, am rechten Ufer des Schire), 7. Mai 1862. Sie werden schon erfahren haben, lieber Herr Glover, daß wir während unserer ersten Reise nach dem Gebirgslande dieser Gegend, welche wir unter Dr. Livingstone's Führung unternahmen, mit einigen Sklavenhändlern zusammentrafen und deren Sklaven befreiten, und daß, während wir ihnen die Sklaven abnahmen, ein verzweifeltes Gefecht mit einer Abtheilung Ajawa stattfand. Diese waren in das Gebiet der Mangandscha (— das zu beiden Seiten des Schire liegt —) eingedrungen, zerstörten dort Dörfer, mordeten Leute und machten Gefangene. Die Mangandscha hatten so große Furcht vor den Ajawa, daß die Gegend südlich von Zomba ganz menschenleer war; die Leute flüchteten zu Hunderten. Livingstone wollte denselben Vertrauen einflößen und rieth uns, Magomera zum Ort unserer Niederlassung zu wählen. Das geschah, sofort aber wurden wir von Seiten einer Menge von Mangandscha-Häuptlingen behelligt, welche in uns drangen, auch gegen andere Abtheilungen der Ajawa zu marschiren, welche eben so große Verwüstungen anrichteten, als jene, welche auf Livingstone's Befehl angegriffen worden waren. Ich sage mit Absicht „auf Livingstone's Befehl (direction, Anleitung) angegriffen", weil er, wie ich glaube, uns wegen dessen tadelt, was wir später thaten. Und doch war dieses nur eine Erfüllung seines Programms, eine unvermeidliche Folge seines Rathes und seiner eigenen Handlungen.

Von dem Augenblicke, da Livingstone anfing, die Sklaven zu befreien, war sein ganzes Verfahren das des Angreifens. Er machte förmlich Jagd auf Sklavenhändler nach allen Richtungen hin, und wenn er hörte, daß die Ajawa Gefangene gemacht hatten, um sie an die Sklavenhändler zu verkaufen, dann zog er mit Vorbedacht aus, um sie aufzusuchen und ihnen, nöthigenfalls mit offenbarer Gewalt, die Gefangenen abzunehmen.

Als er mit ihnen zusammentraf, fand er sie allerdings weit stärker, als er vermuthet, und würde sich wohl zurückgezogen haben, wenn sie nicht zuerst Feuer auf ihn gegeben hätten. Hätte er aber den Rückzug angetreten, so würde er es aus Klugheit, nicht aus Princip, gethan haben; denn als er umherzog, um jene Leute aufzusuchen, drangen seine Begleiter in alle Dörfer, wo sie jene vermutheten, feuerten ihre Flinten ab und machten jede Art von kriegerischen Demonstrationen. Die Worte, welche er vor seinem Weggange von Magomera zu den dort versammelten Häuptlingen sprach, enthielten nichts von einer rein defensiven Politik, welche er jetzt, glaube ich, für sich in Anspruch nimmt. Von sich und uns redend sprach er (— zu den Wilden —): Ihr habt uns bisher nur als kämpfende Männer gesehen, aber wir wünschen nicht, daß ihr uns in solchem Charakter kennen sollt. Meine Brüder, welche zu Magomera bleiben werden (— die anglikanischen Missionäre —), wünschen euch über den großen Gott zu belehren, der unser Aller guter Vater ist. Sie werden aus Magomera eine feste Burg machen, in welcher Alle, die sich fürchten, eine Zuflucht finden können. Ich glaube nicht, daß die Ajawa euch wieder beunruhigen; nachdem wir ihnen eine Lektion gegeben, werden sie sich wohl ruhig verhalten; sollten sie es aber wieder so machen wie bisher, dann werde ich bald wieder hier sein und wir müssen wieder einmal bei ihnen nachsehen.

Wir, so fährt Rowley fort, wurden zu dem Glauben verleitet, daß die Ajawa muthwilligerweise und in böswilliger Absicht ihr eigenes Land verlassen hätten, daß ihr einziges Trachten dahin gehe, Sklaven zu fangen, um diese an die portugiesischen Händler zu verkaufen, von denen sie angeblich aufgestachelt worden seien, und daß sie bei alledem mit teuflischer Grausamkeit zu Werke gingen. In der Hauptsache war das auch ganz richtig, aber mit Ausnahme einer wichtigen Angabe, der nämlich, daß sie ihr eigenes Land aus freien Stücken muthwillig verlassen hätten. Wir kamen erst nach einiger Zeit dahinter, wie es sich mit dieser Sache verhielt; da wir aber die eigentlichen Thatsachen nicht kannten und über andere Fakta uns nicht minder in Unkunde befanden, so glaubten wir, wir seien im Rechte und hätten nur eine Handlung der Gerechtigkeit geübt, gleich passend für Laien wie für Geistliche, indem wir den Mangandscha Beistand leisteten. Diese hatten uns freundlich aufgenommen, gingen auf die Bedingungen ein, welche wir ihnen stellten, wollten den Sklavenhandel in ihrem Lande ausrotten, und so thaten wir, was wir konnten, mit Waffengewalt, um sie von jener Bande grausamer Menschen zu befreien. Wir glaubten daß, wenn dieses Letztere erreicht wäre, die Mangandscha Selbstvertrauen und Unabhängigkeit wieder gewinnen würden, daß Frieden zurückkehre und die Mission festen Fuß im Lande gewinnen könnte.

Mit solchen Ideen und Gefühlen führten wir die Mangandscha (— in den Kampf —) gegen die Ajawa, bei Chirombo und Chikela. Aber unsere Annahmen verwirklichten sich nicht. Wir erfuhren nämlich bald, daß der Krieg zwischen den Mangandscha und den Ajawa weit mehr vom Charakter einer Stammesfehde an sich hatte, als wir geglaubt, und daß jene Ajawa, welche sich im Lande (— der Mangandscha —) befanden, durch die Gewalt unwiderstehlicher Verhältnisse gezwungen worden waren, ihre eigene Heimath zu verlassen; wir überzeugten uns ferner, daß sehr viele von ihnen friedlich lebten und daß sie weiter keine Schuld hatten, als da zu wohnen, wo sie sich befanden.

Bis zu dem Tage, an welchem wir Magomera verließen, hatten wir unabläßig Besuche von Häuptlingen aus allen Richtungen. Sie alle drangen in uns, gegen die Ajawa zu marschiren, und alle ohne Ausnahme erklärten, daß die Ajawa sich der Grausamkeiten schuldig gemacht, wegen deren wir gegen sie gezogen waren. Aber sie sagten die Wahrheit nicht; wir konnten für keine einzige Aussage einen Beweis beigebracht erhalten. Es versteht sich von selbst, daß wir es abschlugen, abermals in den Krieg zu ziehen. Da nun die Ajawa vor uns eben so große Furcht zu haben schienen, wie die Mangandscha vor ihnen (— den Ajawa —), so hofften wir, daß unsere Anwesenheit im Lande zum Frieden beitragen werde. Und das würde auch wohl so gekommen sein ohne das Betragen, welches sich die Mangandscha

während der letztverflossenen fünf Monate erlaubten. Sie sind unfähig, sich im Kriege zu vertheidigen, aber trotzdem befolgen sie doch in Friedenszeiten eine Politik aufreizender Herausforderung. Wir ermittelten, daß sie während der Regenzeit manche Ajawa, welche in vereinzelten Dörfern lebten, gefangen wegschleppten oder ermordeten, und daß sie, unter Mißbrauch unseres Namens, noch andere Missethaten verübt hatten. Ein solches Verfahren hatte jene Folgen, die nicht ausbleiben konnten; nun ist Krieg überall im Lande und die Mangandscha zittern und beben.

Die unmittelbare Ursache des Krieges ist folgende: Unweit von Magomera wohnte ein Ajawahäuptling, Namens Kempama. Er war mit einer Anzahl seiner Landsleute seit drei Jahren im Lande, bestellte den Acker, und benahm sich, was selbst die Mangandscha nicht in Abrede stellten, friedlich. Nur ein gewisser Barwi, Mangandschahäuptling, welchem ursprünglich das Land gehörte, sprach gegen ihn, und ging uns wiederholt an, jenen Kempama zu vertreiben. Dazu gaben wir uns jedoch nicht her und bewiesen ihm, daß seine Anschuldigungen gegen Kempama falsch seien. Barwi ist ein verdorbener Mensch; er that alles, um Kempama zu reizen; vielleicht dachte er, daß, wenn eine Fehde zum Ausbruch käme, wir ihm helfen würden, trotzdem wir ihm jede Aussicht auf dergleichen benommen hatten. Endlich wurde Kempama's Bruder durch einen der Leute Barwi's ermordet. Als Rache dafür verbrannte Kempama das Dorf des Mörders. Von da an lagen uns die Mangandscha Tag und Nacht in den Ohren, wir möchten in den Krieg ziehen, aber wir wiesen sie immer zurück.

Die Ajawa verfahren mit mehr Bedacht als die Mangandscha, und nach jener That Kempama's ergriffen sie alle gleich die Offensive. Barwi, Mongazi und einige andere Häuptlinge zogen gegen Kempama, der sie auf's Haupt schlug, Barwi's Dorf und noch sechs andere Dörfer verbrannte, welche eine Stunde bis anderthalb Stunden Wegs um Magomera herum lagen, er machte viele Gefangene und erklärte, da einmal von Seiten der Mangandscha der Krieg angefangen worden sei, so solle auch Krieg sein.

In unserer Nachbarschaft, zwischen uns und den Ajawa, lagen keine Dörfer. Die Ajawa bekamen fortwährend Zuzug von ihren Landsleuten und von verrätherischen Mangandscha. Barwi's eigner Bruder half daran, jenen zu verderben. Unter den Ajawa ist viel Clanschaft. Wir gingen nicht gegen alle, aber alle, mit wenigen Ausnahmen, betrachteten uns als ihre Feinde. Nun erwogen wir, was wir zu thun hätten, und dreierlei Wege konnten eingeschlagen werden. Erstens: wir konnten ohne Weiteres einen Angriff gegen die Ajawa unternehmen. Zweitens: wir konnten in Magomera abwarten, bis man uns angriff. Drittens: wir konnten Magomera verlassen und uns in einer friedlichern Gegend niederlassen.

Wir hatten bereits den Entschluß gefaßt, die Ajawa nicht wieder anzugreifen; mit gutem Gewissen hätten wir das auch nicht gekonnt, nachdem wir nun wußten, wie es sich mit ihnen und mit den Mangandscha wirklich verhielt. In Magomera wollten wir um so weniger bleiben, da wir erfuhren, daß die Ajawa uns angreifen wollten, wenn sie die dazu erforderlichen Verstärkungen erhalten hätten. So beschlossen wir denn unsern Abzug, und nun sind wir hier mit allen unseren Leuten und eifrig darüber aus, Hütten zu bauen. Wir sind hier fern von jenen Völkern, in einer angenehmen und, ich hoffe, auch gesunden Lage, auf Sandsteinboden, fünfzig Fuß über den Strome (— dem Schire —). Mit Gottes Beistand können wir dann wohl im Fortgange der Zeit wieder in's Bergland vordringen. Von Magomera hätten wir übrigens doch fortziehen müssen, denn es ist ein Pestloch; nur durch Gottes Gnade sind wir dem Schicksal entgangen, welches den Missionären in Linyanti (— wohin sie auf Livingstone's Antrieb gegangen waren —) zu Theil wurden. Wir haben mehr als fünfzig unserer Leute durch Dyssenterie, Geschwüre und Mangel an Nahrung verloren, denn während der letzten drei Monate hatten wir als Heimsuchungen zugleich Krieg, Hungersnoth und Pestilenz. Unser eigenes Befinden war aus Mangel an Mehl und anderer geeigneter Nahrung ganz erbärmlich. Ich meinerseits bin zweimal durch Dyssenterie dem Tode nahe gewesen, befinde mich aber jetzt wieder ganz wohl. Meine Brüder (— die übrigen Missionäre —) litten wiederholt am Fieber und Diarrhöe. Wir mußten zwei Drittel der mitgebrachten Vorräthe in der Vega, dem Proviantschiffe, zu Johanna zurücklassen, denn der Pionier (— Livingstone's Dampfer —) war nicht geeignet, sie aufzunehmen. Dadurch litten wir viel.

Das Bergland ist nicht, in dem Sinne wie man immer von ihm behauptet hat, geeignet zur Produktion der Baumwolle, und selbst wenn es dazu geeignet wäre, würde es nicht rentiren, von dort Baumwolle auszuführen; schon die Transportkosten allein würden viel zu hoch sein.

Livingstone war im Irrthum, als er behauptete, daß nur dreißig Miles Landtransport zwischen dem schiffbaren Theile des Ruo und dem Schirwa lägen. Man kann keinen Punkt des Sees vom Schire oder vom Ruo aus erreichen, ohne einen Weg von 100 Miles über sehr schwieriges Gelände zu machen, und Wagentransport ist dort ganz unmöglich.

Livingstone ließ sich durch eine Luftspiegelung täuschen und war gar nicht am See, als er obige Behauptung folgern zu können glaubte. —

So lautet der Brief Rowley's, der auf uns den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht. Ein Blatt in der Kapstadt, der Cape Argus, bemerkt, daß Livingstone die Missionäre wegen des Conflikts verdeckt table; er schrieb „daß der Kampf mit den Ajawa sie in eine falsche Lage gebracht habe; auch table er sie, daß sie Magomera verlassen hätten, um eine fernere Collision zu vermeiden.“ Livingstone schrieb an Sir Thomas Maclear unterm 21. Juni 1862: „Ich bedaure, daß die Missionäre zurückgegangen sind, aber unter den obwaltenden Umständen war das vielleicht wohlgethan. Ihnen fehlte ein energisches Haupt. Herr Proctor ist ein guter verständiger Mann mit gehöriger Festigkeit, aber der Kampf mit den Ajawa brachte sie alle in eine falsche Lage. Ich glaube aber, daß sie dabei Recht thaten, und es ist von großer Wichtigkeit, daß ihr Gewissen alles billigt, was sie thaten.“

Gegenüber den Thatsachen, welche Rowley anführt, sind das nichtssagende Redensarten; man sieht, daß Livingstone, um deutsch zu reden, um den Brei herumgeht.

Wir unsererseits wollen keinen Stein auf den muthigen Entdecker werfen, aber daß sein Verfahren, gelind ausgedrückt, oft eben so unverständig war, wie seine Urtheile und Rathschläge, das liegt klar genug vor. Er steckt in ähnlichen Täuschungen wie viele andere Missionäre, und giebt der ruhigen Prosa des gesunden Menschenverstandes nicht allemal das ihr gebührende Recht. Die Thatsachen reden.

Livingstone veranlaßte die gläubigen Gemüther in England, Missionäre nach Südafrika in Gegenden zu senden, wo angeblich gesunde Punkte seien. Diese bethörten Leute sind weggestorben wie die Fliegen.

Er stellte eine Bekehrung von Barbaren in Aussicht, die nichts von Bekehrung wissen wollten.

Er stellte Schwarze als friedliche Menschen dar, welche sich dann als blutgierige, wilde Barbaren erwiesen.

Er zeigte den Engländern ein Baumwollenparadies von 300,000 Quadratmeilen, und dasselbe ist ein Nebelbild.

Höchst unklugerweise mischte er sich in die Stammesstreitigkeiten der Barbaren. Indem er gewaltsam Sklaven befreien wollte, vergoß er Blut, und beging, wir können keinen andern Ausdruck anwenden, eine pseudophilanthropische Donquixoterie, durch welche er, wie die Thatsachen beweisen, den Hauptzweck, die Sache der Mission zu fördern, nicht blos gefährdete, sondern vereitelte. Gewiß wäre es ein Segen, wenn dem abscheulichen

Sklavenhandel und Sklavenraub eine Ende gemacht würde. Aber Livingstone kennt genug von Afrika, um zu wissen, daß er am allerwenigsten jenen Gräueln steuern könnte, und daß gar nichts damit genützt war, wenn er ein paar hundert Sklaven aus der Gewalt der Ajawa befreite. Diese Leute, Ajawas wie Mangandschas, werden ihn gar nicht verstanden oder begriffen haben. Will Livingstone einen Kreuzzug gegen ganz Afrika unternehmen? Soweit Afrika schwarz ist, finden wir Sklaverei und Sklavenraub überall. Ausrotten kann man die eine oder andere erst, wenn der europäische Einfluß überwiegend geworden ist; was man früher thut, ist verlorene Mühe. Kraftstücke, wie Livingstone gegen die Ajawa zum Besten gab, mögen in der Londoner Exeterhalle bei Leuten gelten, die viel auf Phrasen geben und wenig auf Thatsachen, Naturgesetze oder gesunden Menschenverstand, aber was dergleichen in der Praxis für Folgen hat, ergiebt sich aus Rowley's Briefe. Es ist nun abzuwarten, was Livingstone gegen denselben wird einwenden können.

*) Wir finden, nachdem das Obige schon gesetzt war, in der Times vom 28. November von einem „Mitgliede des Generalcomité" ein Schreiben, welches Herrn Livingstone in Bezug auf das Verfahren gegen die Ajawa in Schutz nimmt, aber zugiebt, daß die erste Kollision mit den Negern „unter Livingstone's Auspicien" stattgefunden habe. Wir gehen auf die Kontroverse nicht weiter ein, da ohne Zweifel Livingstone selber gelegentlich auf Rowley's Brief erläuternd eingehen muß, alsdann kommen wir auf den Gegenstand zurück. A.

Die Arbeiten an dem Kanal auf der Landenge von Suez.

Unsere Leser wissen, daß wir dem großen Werk einen gedeihlichen Fortgang und ein glückliches Ende wünschen, denn jeder neue Verbindungsweg, welcher im Interesse des Verkehrs eröffnet wird, ist ein Vortheil für die Welt. Namentlich würde es ein für große Seeschiffe fahrbarer Kanal sein, welcher das Mittelmeer und den Indischen Ocean mit einander in Verbindung brächte. Wir gehören nicht im Mindesten zu den Gegnern des Suezkanals, aber das ruhmredige Aufpuffen, welches seit nun sechs Jahren kein Ende nehmen will, hat uns vom Anfang an höchlich mißfallen. Auch haben wir schon im Jahre 1856 unseren Bedenken Ausdruck gegeben und sie motivirt; einige derselben stellten wir im Globus (Nr. 2.) zusammen. Noch heute finden wir auch nicht den geringsten Anlaß, nur ein einziges Bedenken oder einen Zweifel an der planmäßigen Ausführung des Werks, an der Möglichkeit einer Vollendung, wie sie von den Franzosen projektirt ist, fallen zu lassen.

Eben jetzt ruft man von Paris aus wieder einmal Triumph. Wir haben das Journal de l'Isthme de Suez regelmäßig gelesen und folgten den Erörterungen dieses Blattes. Nun äußert dasselbe in seiner Nr. 153: „Kein verständiger Mensch kann jetzt noch die Ausführbarkeit des Kanals bezweifeln von dem Tag an, da er zwischen Port Saïd (am Mittelmeer) und Timsah hergestellt ist. Auf diesem Theile der Linie ist früher noch nie ein Kanal gegraben worden; diese Strecke war die einzige, in deren Betreff man noch Bedenklichkeiten erheben konnte. Von Timsah nach Suez war schon in früheren Jahrhunderten zu vier verschiedenen Malen ein Kanal gegraben (— und eben so oft wieder aufgegeben! —). Nun aber können wir ohne Furcht behaupten, daß das Problem materiell und souverän gelöst ist, weil nun die Verbindung vom Meer aus bis Timsah reicht. Weiter hinaus bleibt nur noch das zu thun übrig, was schon die Alten mit ungleich geringeren Hülfsmitteln fertig gebracht haben."

Wir sehen in diesen Aeußerungen lediglich Redensarten, die auf keinen „verständigen Menschen" Eindruck machen werden. Inzwischen ist die vielbesprochene Schwelle El Gisr durchbrochen worden, das Wasser des Mittelmeeres kommt bis Timsah. Der Durchbruch ist aber nur ein provisorischer Graben, 12 Metres, etwa 40 Fuß, breit und 2.1 Meter tief. Der Kanal selbst soll aber 56 Metres Breite und 8 Metres Wassertiefe haben. Die ganze Länge des Suezkanals beträgt ungefähr 150 Kilometres; der provisorische Durchstich ist 68 K. lang. Auf der übrigen Strecke führen 48 K. durch die Bitterseen und andere Bodensenkungen, die unter dem Meeresniveau liegen. Ein weiterer Durchstich würde eine Länge von 34 K. haben müssen, um einen Wasserstrom von geringer Tiefe aus dem Rothen Meer in das Mittelmeer, ohne Schleusen, zu leiten.

Nach dem hier Gesagten hat der provisorische Graben nur ein Achtzehntel des Wasserdurchschnittes, welchen der vollendete Kanal haben soll. Der See von Mensaleh ist nur 2 Metres tief; siebenzehn Achtzehntel des vollendeten Kanaldurchschnittes auf der ganzen Linie müssen noch ausgehoben werden. Bis jetzt ist etwa ein Siebenzigstel von der gesammten zu bewegenden Erdmasse gefördert worden.

Der französische Schiffskapitän Roussin, welcher jüngst die Linie besichtigte, bemerkt, daß der Vicekönig Saïd Pascha etwa 25,000 Fellahs zu den Arbeiten zwinge; jeder Stamm, jedes Dorf muß ein Kontingent stellen, das etwa einen Monat lang am Kanal schaffen muß; der Arbeiter kann dabei monatlich 8 bis 10 Francs verdienen. Diese arabisch-ägyptischen Bauern sind nicht zu bewegen, sich europäischer Werkzeuge zu bedienen; sie arbeiten mit den Händen und kleinen Mulden. Den provisorischen Kanal hofft man bis zu Ende des Jahres 1863 zu vollenden; er wird dann von Port Saïd bis Suez reichen, kann aber für den Kanal selber nichts beweisen; denn daß man einen Wassergraben durch die Landenge ziehen könne, ist von keiner Seite bezweifelt worden, wohl aber, daß ein großer Schiffskanal mit guten Häfen an den Endpunkten herzustellen sei. Und wäre ein solcher möglich, so würden ein paar Jahrzehnte erforderlich sein, bevor er fertig hergestellt wäre. Der provisorische Kanal wird für die große Schifffahrt ohne alle Bedeutung sein.

Während die Pariser Berichte gerade jetzt so große Hoffnungen rege machen, lauten Mittheilungen aus Alexandria vom 17. November ganz entgegengesetzt. Der Gegenstand ist so wichtig, daß wir das Wesentliche mittheilen wollen. Der Times z. B. schreibt man, daß das ganze Kanalprojekt seinem Ende nahe, gerade jetzt, wo so viel Aufhebens davon gemacht worden, daß man das Wasser aus dem Mittelmeer, oder, richtiger gesagt, aus dem Mensaleh-See in das Becken des Timsah-Sees geleitet hat.

Die Herstellung des Grabens, der „Rigole", welcher die Verbindungsrinne für die Leitung des Wassers bis in die Mitte des Isthmus bildet, ist im vorigen Sommer mit großem Eifer betrieben worden, aber es sei dabei hauptsächlich auf die Erregung von Sensation in Europa abgesehen. Dieser Graben hat die Hälfte des Kapitals der Kanalgesellschaft verschlungen; er ist nichts weiter als ein Graben von geringer Breite und hat im größern Theile seines Laufes kaum zwölf Zoll Wasser. Es gehörte eine starke Einbildungskraft dazu, darin einen erfolgreichen Schritt zur Ueberwindung der vielen Schwierigkeiten zu sehen, welche die Gesellschaft zu beseitigen hat. Selbst wenn man von der sehr wichtigen Frage über die Einfahrten zum maritimen Kanal absieht, bleibt feststehen, daß die „Rigole" nur einen geringen Theil von der Hälfte

der Arbeit ausmacht, welche noch auf dem Isthmus selbst zu beschaffen ist.

Am Mittelländischen Meere soll Port Saïd in einen brauchbaren Hafen für Seeschiffe umgewandelt werden; aber die Schwierigkeiten, welche gerade dabei sehr groß erscheinen, sind so weit von einer Lösung entfernt wie je zuvor. Der Vicekönig (— welcher von der französischen Gesellschaft bewogen wurde, sich mit vielen Millionen bei dem Kanalprojekt zu betheiligen, und der jetzt bedenklich zu werden scheint —) hat den englischen Wasserbaumeister Hawkshaw kommen lassen, um die für Anlage des projektirten Hafens ausgewählte Oertlichkeit zu untersuchen und Bericht zu erstatten.

Ein anderer schwieriger Punkt besteht darin, eine feste Grundlage für die Ufer des projektirten Kanals zu schaffen, welcher durch den Mensaleh-See hindurchgeführt werden soll. Der Boden dieses Sees besteht aus Schlamm, der auf einem, wie behauptet wird, hinlänglich steifen Thon ruht. Dagegen erfährt man, daß diese Thonlage nicht sehr dick sei, und daß sie obendrein weggeschafft werden müsse, um einem Kanal, welcher große Seeschiffe tragen soll, die erforderliche Tiefe zu geben. Nun liegt aber unter dem Thon ein Bett dünnen, halbflüssigen Schlammes, der gar keine Festigkeit darbietet. Dort sind demnach sehr viele gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden.

Die beim Kanalprojekt betheiligten Franzosen haben gerade unter ihren Landsleuten selber die schärfsten Kritiker gefunden, und eben jetzt hat ein französischer Ingenieur, welcher bei den Kanalarbeiten betheiligt war, in Alexandria manche Enthüllungen durch den Druck veröffentlicht.

Zunächst erwähnt er der Steinbrüche von Mex, welche in der Nähe von Alexandria liegen, und weis't nach, daß die Berechnungen der Kompagnie unrichtig seien. Sie behauptete wiederholt, daß das Ausbrechen der Steine und der Transport der letzteren nach Port Saïd sich geringer stelle als die ursprüngliche Berechnung von 14½ Francs für den Kubikmeter, während dieselben sich auf 48 Francs 61 Centimes belaufen haben, wenn sie in den Booten der Kompagnie transportirt werden; die Unterhaltung dieser Boote erfordere jährlich an 30,000 Pfund Sterling. Während der letztverflossenen zwei Jahre habe man nur etwa 50,000 Kubikmeter Steine gebrochen und nach Port Saïd geschafft; dort seien aber 995,000 Kubikmeter erforderlich! Wie lange Zeit wird demnach verfließen, ehe man die zum Bau der Hafendämme erforderlichen Steine nach Port Saïd schafft?

Ueber den Süßwasserkanal, der aus dem Nil zum maritimen Kanale führt, stellt der Ingenieur die amtlichen Berichte der Kompagnie zusammen und weis't nach, daß sie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. An Ort und Stelle habe man die Berichte der Pariser Blätter mit dem größten Erstaunen gelesen. Wir erfahren, daß es den Beamten der Kompagnie streng verboten ist, den Zeitungen oder Privatleuten auch nur die geringste Mittheilung über den Fortgang der Arbeiten zu machen.

Einige Arbeiten, die zu wiederholten Malen als fertig und vollendet geschildert wurden, sind noch nicht einmal ernstlich in Angriff genommen worden. Das amtliche Blatt der Kompagnie (— das Journal de l'Isthme de Suez ist gemeint, welches der Redaktion des Globus regelmäßig zukommt, und aus welchem wir dann und wann Auszüge geben —), behauptet, daß der Süßwasserkanal, dessen Herstellung ursprünglich auf 9, ja von Einigen auf 18 Millionen Francs veranschlagt worden sei, nur 2 Millionen kosten werde. Aber der jetzt vorhandene Süßwasserkanal, 26 Miles lang und 40 Fuß breit, ist gar nicht der ursprünglich projektirte (— wir glauben von Talabot projektirte —) und kann wegen der ganzen Art und Weise, wie man ihn angelegt hat, zu dem erforderlichen Zwecke gar nicht benutzt werden. Ohnehin ist er in einem viel zu niedrigen Niveau ausgegraben und kann deshalb nicht bis nach Suez fortgeführt werden. Man hat also nicht nur nichts erspart, sondern wird diesen Süßwasserkanal höchst wahrscheinlich ganz aufgeben müssen. Wenn die Kompagnie überhaupt ihren Plan noch ferner ausführen will, dann wird es nöthig sein, einen neuen Süßwasserkanal zu graben, der von einem höhern Niveau bei Kairo ausgeht, dessen Herstellung aber nicht unter 500,000 Pf. Sterling erfordern würde. —

So lautet der Bericht aus Alexandria. Auf jeden Fall steht die Vollendung des Suezkanals noch in sehr weitem Felde. Schon vor Jahren haben wir*) unsererseits darauf hingewiesen, daß die größten Schwierigkeiten nicht etwa darin lägen, einen Kanal von einem Meere bis zum andern zu graben, sondern an den Meeren, aus schlechten unsicheren Rheden, praktikable und sichere Häfen zu schaffen. Darauf ist, so weit das Technische in Betracht kommt, der Schwerpunkt zu legen.

Die Times knüpft an jenen Bericht einige Bemerkungen. Es führt, sagt sie, mehr als ein Weg nach Indien, und jener über den Isthmus von Suez ist keineswegs der beste. Wenn der Kanal wirklich vollendet wird, dann kann es sich wohl treffen, daß er schon einen Monat nach seiner Eröffnung keinen Mitbewerb bestehen kann. Heutzutage ist nicht ferner das Meer die sicherste Straße, denn es gilt der Grundsatz in der Verkehrsbewegung, daß man überall, wo es sich irgend thun läßt, den Dampfer verläßt, um auf die Eisenbahn überzugehen. Wenn auch die Landenge in Aegypten durchstochen würde, so wäre doch die moderne Ungeduld und Hast nicht damit einverstanden, den großen Winkel des Rothen Meeres und der arabischen Halbinsel zu machen. — Die Times weis't dann auf eine Euphratbahn hin, welche wir unsererseits schon 1857 in ihrer Bedeutung zu würdigen versucht haben.**) Eine Linie, die man von London nach Bombay zieht, läuft den Euphrat entlang. Durch Benutzung des Suezkanals erspart man nichts, wenn die Seereise an der Küste von Syrien endigt. „Nun sagt Herr von Lesseps vielleicht: die Euphratbahn schwebe in den Wolken. Ganz gut, aber wo ist denn sein Kanal? Wenn, beiläufig bemerkt, dieser nicht zu Stande kommt, so ist alles darauf verwandte Geld weggeworfen, und dieses und die auf den Kanal verwandte Arbeit hätten nützlichere Dienste leisten können." —

*) Geographische Wanderungen, von Karl Andree, Dresden 1859, II. S. 121 ff., in dem Aufsatze über den Suezkanal und dessen Bedeutung. Wir schrieben denselben im Jahre 1856, und er erschien zuerst in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung.

**) Geographische Wanderungen II. S. 162 ff.

Kleine Nachrichten.

Forschungsreise auf dem Niger. Während der Löwentödter Gerard seine Streifzüge in Westafrika wagen will, hat der französische Kapitän Magnan eine Schiffsexpedition auf dem Niger projektirt. Wir machten wiederholt im Globus darauf aufmerksam, wie viel Gewicht die französische Regierung darauf legt, von ihrem Senegambien aus nach dem obern Niger, bis Timbuktu hin, eine Handelsstraße zu eröffnen, und daß sie nicht minder sich bemühe, von Algerien aus durch die große Wüste bis eben dahin, überhaupt nach Nigritien hin, sich Verkehrswege zu sichern. Nun soll ein Versuch gemacht werden, den Plan von einer dritten Seite her in Angriff zu nehmen, und es gereicht der französischen Regierung zum Lobe, daß sie dem Kapitän Magnan drei Dampfer

zur Verfügung stellt, welche sie ausdrücklich zu diesem Behufe hat bauen lassen. Zwei sind Boote mit Schaufelrädern, und eins derselben kann auseinandergenommen werden, im Fall es nöthig wäre, dasselbe über Wasserfälle hinwegzubringen; der dritte Dampfer hat eine Schraube; alle drei sind mit plattem Boden gebaut und gehen beladen nicht tiefer als vierthalb Fuß. Magnan will drei Niederlagen oder Faktoreien errichten: die erste im Nigerdelta, die zweite bei Timbuktu, die dritte noch weiter oben bei Bammaku. Von diesem letztern Orte hat allerdings die Verbindung mit Senegambien keine Schwierigkeiten mehr; unsicherer wird der beabsichtigte Karawanenverkehr nach Algier sein, beide aber sind in Aussicht genommen, nicht minder eine regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Niger.

Alexander Ziegler über die deutschen Expeditionen in Afrika. Schwerlich hat ein anderer Privatmann mit größerm Eifer und günstigerm Erfolge Zeit, Mühe und Geld darauf verwandt, diesen Unternehmungen förderlich zu sein. Er war dabei ebenso unverdrossen und unermüdlich, wie in Bezug auf die Schillerstiftung. Wir wissen bestimmt, daß durch ihn Tausende von Thalern für die afrikanischen Expeditionen zusammengebracht worden sind, und auch jetzt ist seine Wärme nicht im mindesten erkaltet. Von Ziegler's „Geschichte deutscher Nationalunternehmungen" befindet sich jetzt die siebente Auflage unter der Presse. Unser Freund hatte die Gefälligkeit, uns einen Aushängebogen zur Verfügung zu stellen, welcher die letzten Nachrichten über die afrikanischen Expeditionen zusammenfaßt. Wir heben aus demselben das Nachfolgende heraus. —

Was Herrn v. Heuglin betrifft, der bekanntlich, anstatt von Massaua nach Chartum u. s. w. zu gehen, mit Dr. Steudner und Schubert die instruktionswidrige Reise nach Abessinien eingeschlagen hatte, so ist derselbe von Gondar wo (er am 23. Januar 1862 ankam), Adoa, Djenda in Abessinien nach Chartum zurückgekehrt. Mag man über Heuglin außerdem urtheilen wie man will, so viel steht fest, daß er ein vorzüglich befähigter Reisender ist, daß er sammt seinen Begleitern sehr interessante und werthvolle Berichte sowie Sammlungen eingesendet und sich um die Länder- und Völkerkunde Afrikas sehr verdient gemacht hat. Leider sind die letzten von ihm seit Monaten gesammelten Bälge und Pflanzen auf der Reise nach Doka durch einen heftigen Regen so durchnäßt worden, daß fast alle Sammlungen weggeworfen werden mußten.

Martin Ludwig Hansal war bekanntlich mit den in den Bogosländern gesammelten naturhistorischen Sammlungen schon am 23. Oktober 1861 von Keren nach Chartum aufgebrochen, wo er auch am 1. December angekommen ist. Diese Sammlungen sind, auf's Beste erhalten, bereits in Gotha angelangt, und von da an ihre Bestimmungsorte: Stuttgart, Bern u. s. w. abgegangen.

In Bezug auf die deutsche Westexpedition ist zu bemerken, daß Munzinger und Kinzelbach über Kassela am 9. März in Chartum und am 20. April in l'Obeid (El Obeid), der Hauptstadt von Kordofan, angekommen waren, um von hier durch Darfur nach Wadai vorzudringen. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte daselbst waren diese wackeren Männer leider genöthigt, die Rückreise nach Chartum (Ankunft 9. Juli) und Deutschland anzutreten, woselbst auch Kinzelbach glücklich angelangt ist, während Munzinger auf dem weitern Wege über Sauakin zurückkehren wollte. Der Entschluß zur Rückreise war gefaßt worden, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß es ihnen unmöglich sei, durch Darfur nach Wadai vorzudringen, ohne ihr Leben in die äußerste Gefahr zu bringen. Der Sultan von Darfur hatte ihnen am 10. Juli auf das Gesuch, sein Land zu passiren, ein diplomatisches Antwortschreiben gesandt, wonach den beiden Reisenden zwar gestattet wurde, nach Darfur zu kommen, jedoch mit der Hinweisung, daß der Sultan für sein Volk nicht einstehen könne. Dann war noch die Bedingung ausdrücklich beigefügt worden, daß sie sich dafür verbürgten, es werde, im Falle sie dort stürben, deshalb kein Verdacht und keine Anklage gegen den Sultan erhoben werden. Da hiernach die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Todes der Reisenden denn doch gar zu stark in den Vordergrund gestellt wurde, jeder irgend möglichen Anklage aber im Voraus begegnet werden sollte, so schien es den Reisenden gerathener, ihre Rückkehr anzutreten. Und wahrlich — dem Verdienste seine Krone — diese Männer haben ehrlich geleistet, was überhaupt bei ihrem gefahrvollen und so schwer zu erreichendem Ziele von menschlicher Anstrengung, Umsicht und Energie erwartet werden konnte. —

Wir lassen die Muthmaßungen und Erörterungen, ob Eduard Vogel noch am Leben sei oder nicht, bei Seite, theilen aber mit, was Alexander Ziegler über Herrn von Beurmann bemerkt. Er schreibt:

Während gegenwärtig die „Ost-Expedition" zum Abschluß gekommen ist, hat Herr von Beurmann (West-Expedition) seine schwierige Aufgabe mit großer Energie und Umsicht verfolgt. Derselbe ist ohne Zaudern von Bengasi am 13. Januar 1862 über Udschila, Dschalo, Maradeh, Sella, Fugga, Temissa nach Mursuk vorgedrungen, nachdem er sich genöthigt gesehen hat, seinen frühern Plan, von Dschalo direkt über Kebabo und Wadschanga nach Wara vorzudringen, aufzugeben. Am 15. April hat Hr. v. Beurmann Mursuk, die Hauptstadt von Fessan, erreicht und vom letzten Tagemarsche (s. A. Petermann „Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 8, S. 77) noch folgenden Umstand wörtlich erwähnt: „Ich selbst — so schreibt Herr v. Beurmann — hatte kaum das Dorf (Hadj, Hadjil, $2^1/_2$ Stunde östlich von Mursuk gelegen) verlassen, als ein Reiter auf mich zugesprengt kam, der sich mir auf Italienisch als den Diener des Herrn Duveyrier (des sehr tüchtigen französischen Reisenden, der im vorigen Jahre jene Gegend besucht hat) vorstellte und mich einlud, in das Haus desselben zu ziehen, das früher das Konsulatsgebäude gewesen."

Nach den neuesten Nachrichten ist Hr. v. Beurmann (dessen schöner Plan, von Mursuk nach Waschanga zu gehen nach, in den letzten Tagen des Juli eingegangenen Nachrichten an der Habgier des Sultans der Tebu und an den zu geringen Mitteln des Reisenden ebenfalls gescheitert war) am 28. Juli in Gesellschaft einer von einem ihm befreundeten Araber geführten Karawane von Mursuk nach dem Sudan (Kukana in Bornu) aufgebrochen, um von da, nach Wadai vorzudringen. Seitdem haben sich wiederum Gerüchte verbreitet, daß er unterwegs ausgeraubt, wenn nicht ermordet worden sei. Diese Gerüchte, so weit sie mit den Aussagen eines mysteriösen Menschen in Verbindung stehen, der sich als Araber unter dem Namen Sliman, als Italiener als Franceseo Silemi beim englischen Vicekonsul in Benghasi mit der Vorspiegelung eingeführt hat, daß er eine briefliche Empfehlung oder Mittheilung von dem Reisenden von Beurmann habe, diese Gerüchte sind von Dr. Barth auf ihren richtigen Standpunkt zurückgeführt worden. Barth zeigt nämlich, daß jener Gauner wahrscheinlich nur in der Absicht, ein Sümmchen für sich erschwindeln, Mittheilungen über den ihm vielleicht bekannt gewordenen Hrn. von Beurmann gemacht hat und auch hat machen können. — Dieser Sliman, der wirklich mit dem Reisenden in naher Berührung gestanden haben kann, hat nämlich vor dem Viecekonsul in Benghasi (dem er sich als einen wegen Mordes aus Konstantinopel verbannten Italiener zu erkennen gegeben, der zur Strafe in Ketten bis Wadai (!) geschickt worden sei, von wo aus er Bagirmi u. s. w. besucht habe), nicht nur ausgesagt, daß er in Bagirmi vor Jahren einen christlichen Gefangenen (!) gesehen, sondern daß auch Beurmann (der ihm vergeblich 400 Dollars geboten, um von ihm über Bornu nach Wadai geleitet zu werden) zur Zeit schon in Wadai angelangt sein würde, wenn er nicht, was ihm wahrscheinlicher sei, auf dem Wege ermordet worden. Zu gleicher Zeit aber hat ein Einwohner aus Sella, welchen Ort Beurmann auf seiner Reise nach Mursuk passirt ist, in Bengasi ausgesagt, daß jener Sliman ein ganz verlogener Mensch sei, der den Herrn von Beurmann wohl in das Innere geführt und ihn dort beraubt, wenn nicht ermordet haben könne.

In welcher Beziehung dieser Bewohner von Sella zu Sliman steht, ob er nur dessen Spießgesell bei dieser Gaunerei ist u. s. w., können wir ebensowenig wissen, als den Anlaß der Trennung dieser Kumpane von Herrn von Beurmann. Wir brauchen aber nicht gleich das Schlimmste anzunehmen; denn so viel steht fest: ist Sliman wirklich von Beurmann's Mörder, so wäre er gewiß nicht nach wenigen Tagen nach Mursuk zurückgekehrt und später nach Benghasi gegangen, wo der Reisende längere Zeit mit den angesehensten Männern aus Regierungs- und Kaufmannskreisen verkehrt hatte. Aus den weiteren Aussagen Sliman's geht übrigens evident hervor, daß er ein grober Lügner und Schwindler ist und daß das Gerücht von dem Unglück, welches v. Beurmann betroffen habe (wie Dr. Barth in der Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin am 15. Nov. 1862 scharfsinnig nachgewiesen hat) bei der Kürze der Zeit unmöglich aus dem Innern bis an die Küste und nach Europa gelangt sein kann.

Wir sehen daher mit Zuversicht der nächsten Nachricht entgegen, und halten unsere seit Jahren rastlos verfolgte Aufgabe, Beiträge für die deutschen Expeditionen zu sammeln, in Bezug auf v. Beurmann für noch nicht erledigt. Deshalb wiederholen wir hiermit die Bitte daß, wer es irgend vermag, diesen braven Mann, der todesmuthig sein junges hoffnungsreiches Leben zur Aufhellung der Schicksale unseres verschollenen deutschen Landsmannes einsetzte, und somit das Höchste, sein Leben, der Wissenschaft zum Opfer zu bringen bereit ist, auch fernerhin unterstützen wolle, damit derselbe rüstig denjenigen Ort erreichen kann, wo unbedingte Gewißheit über Eduard Vogel erlangt wird, oder damit er, falls diesem schwierigen Vordringen sich unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen sollten, wohlbehalten in die deutsche Heimat zurückkehren könne,

nicht aber elendiglich zu Grunde gehe. Wer ein so warmes Herz für nationale Ehre gezeigt, sein Leben so todesmuthig in die Schanze geschlagen hat, wie es der junge Lieutenant v. Beurmann gethan, der hat ein Recht, sich mit einem großen Feldherrn auf gleiche Stufe zu stellen und den Dank des Vaterlandes zu beanspruchen. —

(In dem Augenblicke, da dieser Bogen in die Presse gehoben wurde, erfahren wir, daß Herr von Beurmann glücklich zu Kukana in Bornu angekommen sei. — A.—)

Kolonisirung von Nord-Australien. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß die Australier große Erwartungen von den jüngst von Landsborough, Burke und Mac Kinlay entdeckten Regionen im Nordosten hegen. Jetzt lesen wir, daß bereits von verschiedenen Seiten her Ansiedler in Menge mit Familie und Vieh dorthin aufgebrochen sind, selbst aus Victoria und Neusüdwales. Da man aber zu dem vermeintlichen Gelobten Lande nur durch weite Wüstenstrecken gelangt, so hat man der Regierung vorgeschlagen, zwischen Menindie und dem Coopers Creek eine ganze Linie von Brunnen zu graben, so daß die Karawanen an jedem Abend Wasser fänden. An Plänen zur Kolonisaton im Norden ist kein Mangel, entschieden wurde jedoch noch nichts. Inzwischen sind aber schon Privatleute auf eigene Hand dorthin gezogen, manche haben freilich ihre Voreiligkeit mit dem Tode gebüßt; sie sind vor Durst verschmachtet, und andere wurden von den Eingeborenen ermordet.

Die Lokalregierung hat sich bereit erklärt, einen Theil der Kosten zur Gründung einer Niederlassung am Kap York, unweit der Torresstraße, zu tragen und zwar unter folgenden Bedingungen: — Der Gouverneur von Queensland hat Ort und Stelle auszuwählen. Die Centralregierung stellt eine Abtheilung Seesoldaten und ein Fahrzeug zum Schutz der Kolonie für die ersten drei Jahre. (— Sie hat sich dazu bereit erklärt —.) Zwischen der neuen Niederlassung und Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, soll eine Verbindung auf dem Seeweg unterhalten und zu diesem Zweck in Port Denison ein Kohlendepot angelegt werden. Auch giebt die Regierung 1500 Pfund Sterling zur Errichtung der nöthigen Gebäude. Die Kolonie Queensland stellt einen Landkommissarius und die Krone einen Polizeibeamten.

Fortschritt der Ansiedelungen auf Neu-Kaledonien. Frankreich weiß den Werth dieser Insel vollkommen zu würdigen und macht Anstrengungen, dieselbe zu heben. Die Zeit wird lehren, ob die Franzosen dort die bekannte Thatsache Lügen strafen, daß sie auf das Kolonisiren sich nicht verstehen. An gutem Willen fehlt es nicht, und die neuesten Vorgänge liefern wieder den Beweis dafür. Gouverneur ist der bekannte Seefahrer, Kapitän Guillain. Im vorigen Sommer brachten zwei Kauffahrer aus Sydney nach Port de France, wo der Kern der Niederlassungen sich befindet, eine Anzahl von Einwanderern und eine Anzahl Anderer wurde demnächst erwartet. An der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens kann man nicht zweifeln; mehrere Arten von Zuckerrohr sind auf der Insel einheimisch und dienen den Eingeborenen, welche fast den ganzen Tag über Zuckerrohr kauen, zur Nahrung. Neu-Kaledonien kann für die Erzeugung von Zucker wichtig werden, und wird für diese Waare in Australien stets einen nahen und sichern Absatzmarkt haben. Ob auch der Weinstock so gut gedeihen werde, ist wohl noch die Frage.

Am 14. August kam die Kriegsfregatte Isis aus Frankreich nach Port de France. Sie hatte am Bord 233 Gendarmen, Artilleristen, Soldaten, Matrosen und Militärsträflinge, daneben auch mehrere Handwerker. Sie brachte auch vielerlei Sämereien, Pflanzen und Thiere. Vom Kap hatte sie Constantia-Reben und etwa ein Dutzend Schafe und Böcke mit Fettschwänzen geholt; von Reunion brachte sie Feldhühner, Wachteln, fünfzig Landschildkröten, zwei Axis (indische Hirsche) und mancherlei Pflanzen mit. Man will eine Musterplantage anlegen.

Japanische Kolonisation. Die Regierung des japanischen Kaisers will verhindern, daß die in der Nähe ihres Reiches liegenden kleinen Eilande, welche sich etwa zu europäischen Ansiedelungen eignen, nicht in die Hände der Fremden fallen. Deshalb hat sie im Jahre 1862 die bisher wenig beachtete Insel Ogasawara, „welche südlich von unserm Reiche liegt,“ in Besitz genommen und, was bemerkenswerth erscheint, weil es neu ist, den Staaten, mit welchen Japan Verträge abgeschlossen, über diesen Schritt amtliche Mittheilungen gemacht. In derselben sagt sie, daß die Fahrt nach jener Insel in der letzten Zeit gehemmt worden sei, aber jetzt „haben wir den Midsuno Tsikugono Kami, Gouverneur unserer ausländischen Angelegenheiten, und den Metsuke (Aufseher) Hatstoli Ki Asi, dorthin gesandt und unsere Beamten dort eingesetzt, um die Kolonisirung wieder zu bewerkstelligen. Und von nun an sollen nicht nur Brennholz, Wasser und Lebensmittel, sondern auch Steinkohlen und andere nothwendige Artikel auf der Insel vorhanden sein, um für den Gebrauch der Schiffe zu dienen, welche künftighin in der Nähe der Insel fahren.“

Einwanderung in die La Plata-Staaten. Nach mehrjährigem Bürgerkrieg ist endlich seit August die Ruhe in der Argentinischen Conföderation wieder hergestellt und General Mitre einstimmig zum Präsidenten erwählt worden. Die Nachrichten vom Anfang Oktobers melden, daß die Silberminen in der Provinz San Juan einen reichen Ertrag geben. Die Regierung begreift, daß sie das Land nur dann rasch emporbringen kann, wenn sie fleißige Einwanderer in dasselbe zieht, und die kläglichen Verhältnisse in der Yankee-Union werden wahrscheinlich dazu beitragen, einen Theil der Auswanderungslustigen von Nordamerika abzulenken. In den Plataländern finden sie jedenfalls ein ebenso gesundes Klima und gar keinen Steuerdruck, der von nun an in der Nordunion eine große Rolle spielen wird. Wir lesen im Börsenberichte der Times vom 24. November, daß der Kongreß von Buenos-Ayres ein Gesetz gegeben hat, demgemäß jedem Ansiedler, welcher den Acker bebauen will, eine Strecke Landes verabfolgt werden soll. Ein Frankfurter Handelshaus, Werner und Kompagnie, habe mit der Regierung einen Vertrag über die Ansiedelung von zehntausend Familien aus Deutschland abgeschlossen, dessen nähere Bestimmungen wir noch nicht kennen. Solchen Ansiedlern, welche Baumwolle bauen wollen, werden Ländereien am Rio Salado zur Verfügung gestellt. Der Bericht sagt, in jener Region sei die Baumwollenstaude einheimisch.

Die Mormonen im Utah-Gebiete. Sie haben im Oktober eine große Ackerbau- und Gewerbeausstellung in Great Salt Lake City gehalten, über welche die dort anwesenden „Heiden“ in nicht geringes Erstaunen geriethen, während die „Heiligen“ nicht ohne Stolz auf die Ergebnisse ihrer Betriebsamkeit hinblickten. Sie lieferten den Beweis, was fleißige Menschen aus einer Wüstenei zu machen vermögen. Allerdings hat ihr Gebiet manche fruchtbare Strecken, und diese geben überall, wo Bewässerung angewandt werden kann, reichen Ertrag. Das ausgestellte Obst war, von den Trauben abgesehen, so gut wie jenes in Kalifornien, die Getreidearten ließen nichts zu wünschen übrig, und die Weizenernte war so reichlich ausgefallen, daß sie für die Gesammtbewohner am Utah auf zwei Jahre ausreicht und obendrein auch die durchziehenden Auswanderer vollauf versorgt werden können. Sehr zufrieden sind die Mormonen mit ihrem Tabak und Hanf; auch Proben von Baumwolle und Baumwollenzeugen waren auf der Ausstellung. Sie zählen eine große Menge kräftiger Handwerker unter sich, die aus allen nördlichen Ländern Europas gekommen sind, insbesondere haben sie tüchtige Maschinenbauer. Die Ausstellung dauerte zehn Tage. Das Volk ist mit Brigham Young's Regierung durchaus zufrieden und bewies das in einer für die Mormonen charakteristischen Weise. Man faßte nämlich den Beschluß, daß Young die Leitung über die gesammten Arbeitsverhältnisse haben solle, damit eine richtige Ausgleichung in der Arbeit stattfinde und die Hülfsquellen methodisch entwickelt würden. Bisher hat jeder Einwanderer auf eigene Hand und nach Gutdünken Ackerbau getrieben, und so kam es, daß an manchen Getreidearten Ueberfluß war, während es an anderen fehlte. Künftig soll Young sagen, wer Baumwolle oder Flachs, Weizen &c. bauen solle.

Sklavenhandel an der Ostküste von Afrika. Trotz dem Vertrage, welchen die Engländer mit dem Imam von Sansibar abgeschlossen haben, nimmt dieser schwarze Handel in jenen Gegenden ununterbrochenen Fortgang. Nicht mit Unrecht machte man ihnen bisher den Vorwurf, daß sie zwar an der westafrikanischen Küste eine beträchtliche Anzahl von Kreuzern unterhielten, aber die östliche Seite vernachlässigten. Wie viel Arbeit es dort giebt, geht aus der Thatsache hervor, daß die Dampfslup Ariel binnen zwölf Monaten nicht weniger als 26 arabische Dhaus aufgebracht hat. Einige dieser Schiffe hatten 54, 82, einige sogar bis zu 100 Sklaven an Bord. Der Kapitän des Ariel brachte unter anderen auch eine Dhau auf, welche in der Einfahrt zum Hafen von Sansibar Sklaven geladen hatte, und diese Frechheit wurde noch dadurch gesteigert, daß der arabische Schiffsführer einen Paß vom Sultan von Sansibar vorzeigte. Dieser hatte übrigens dem Kreuzer Ermächtigung gegeben, verdächtige Schiffe in seinen Gewässern zu durchsuchen; in dem hier erwähnten Falle erklärte er, der Sklavenschiffer habe keinen Anspruch auf seinen Schutz, weil er den mit Großbritannien abgeschlossenen Vertrag verletzt und gegen ein Regierungsverbot sich verfehlt habe. Sein Schiff wurde in öffentlicher Gerichtssitzung als gute Prise erklärt; die Negersklaven

brachte man nach den Seychellen und die Schiffsbemannung wurde auf mehrere aussegelnde Fahrzeuge vertheilt. Aus einem längern Bericht ersehen wir, daß der Ariel Fahrzeuge bis in die vom Sultan abhängigen Häfen verfolgte; eine Sklavendhau zum Beispiel suchte Schutz in der Nähe Brawas; die Mannschaft rettete sich an's Land und ließ etwa 100 Sklaven auf dem Schiffe, das in die Brandung trieb. Es war unmöglich für die Engländer, dasselbe zu erreichen: an der Küste standen drohend Schaaren bewaffneter Eingeborenen. Diese Somal bemächtigten sich dann der Sklaven, welche von den Engländern nicht gerettet werden konnten. Eine andere Dhau flüchtete in den Hafen von Mombasa und feuerte auf die Boote des Ariel, die auch vom Land aus beschossen wurden, aber am Ende den Sklavenhändler doch wegnahmen. Er war zu Sûr (Sohar) am persischen Meerbusen ausgerüstet worden. — Wahrscheinlich sieht der Imam von Sansibar den Sklavenschiffen durch die Finger; den Sklavenhandel selbst kann er ohnehin nicht verbieten, weil derselbe auf das Engste mit den Begriffen der Neger wie der ostafrikanischen Negroïden und nicht minder mit jenen der Somal, Gallavölker und Araber verwachsen ist. Der Sultan hätte gar keine Macht, einem solchen Verbote Kraft zu geben. Englische Kreuzer werden den abscheulichen Handel wohl stören und für die Unternehmer gefahrvoller machen, aber ein Ende nimmt er darum nicht. Uebrigens wird kaum ein einziger von allen Sklaven, welche den Negerschiffen entrissen werden, seine Heimath wiedersehen; denn die meisten kommen weit aus dem Innern. Indem die englischen Kreuzer die schwarze Ladung wegnehmen, haben sie ihrerseits den Profit, daß ihre Besitzungen „schwarze Lehrlinge" als Arbeiter bekommen, an welchen es fehlt. Der befreite Neger muß eine bestimmte Reihe von Jahren gegen einen gewissen Lohn arbeiten. Das ist für ihn immerhin ein Glück und ein Gewinn, denn er wird auf immer der Barbarei entzogen, und indem man ihn zur Arbeit zwingt, wird er aus einem unnützen Wilden, welcher er in seiner Heimath ist, ein mehr oder weniger nützliches Individuum.

Die normannischen Inseln im Kanal sind jüngst von Ansted und Latham ausführlich geschildert worden. Wir erfahren, daß in diesem „Kanal-Paradiese" das Leben jetzt beinahe eben so kostspielig ist wie in London, und bei weitem nicht mehr so ruhig und abgeschieden, wie noch vor zehn oder fünfzehn Jahren.

Die Eingeborenen auf Jersey lieben die Esche nicht, und haben das Sprichwort: Un fou dans un lignage et un frêne dans un héritage, est un de trop. — Seetang wird als Dünger und als Brennstoff verwandt, und als Vraic bezeichnet: daher das normannische Varech als Benennung für die Algen, und davon das englische Wreck. Das letztere bedeutet (s. N. J. Thomas Englisch-deutsches Wörterbuch, Bremen 1856) nicht blos ein Wrack, ein gescheitertes Schiff, sondern auch sogenannte Seetriften, d. h. allerlei im Meere herumtreibende Dinge, und insbesondere, Wrack geschrieben, den Seetang, Fucus. — Auf den Kanalinseln, wo der letztere von so großer Wichtigkeit ist, hat man in Bezug auf die Eigenthumsverhältnisse an demselben manche eigenthümliche Bestimmungen. An einem Feuer von Vraic sitzt man behaglich, und Schinken, welche man über demselben räuchert, werden sehr geschätzt.

Die berühmten Guernsey-Lilien kamen ursprünglich aus Japan, und zwar mit einem holländischen Fahrzeuge, das an der Insel strandete. Die sogenannten Chaumontel-Birnen erreichen eine mächtige Größe. Bei Laporte auf Guernsey wurde 1849 eine solche ausgestellt, welche 6½ Zoll lang, 38 Unzen schwer war und 14½ Zoll im Umfange hielt. Im Jahre 1861 nahm man in Bailiffs-Croß, gleichfalls auf Guernsey, vier Birnen von einem Baume, die zusammen achthalb Pfund wogen.

Noch ein Telegraph durch Nordamerika. Die Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft in London haben beschlossen, von Canada aus eine Telegraphenverbindung durch die ganze Breite des Gebiets der Kompagnie bis nach Britisch-Columbia, an den goldreichen Fraserstrom und demnach an die Küsten des Großen Oceans zu bauen. Die Arbeiten sollen unverweilt in Angriff genommen werden.

Eine Poststraße vom Ural nach Innerasien. Die russische Regierung sorgt unablässig für die Ausdehnung des Verkehrs mit Innerasien und hat dabei namentlich auch die Gegenden am Jaxartes in's Auge gefaßt. So meldete im November die zu Astrachan erscheinende Gouvernementszeitung, daß die Reise auf der unlängst eröffneten Poststraße von Orsk am Ural nach der Festung Kapaly am Syr-Darja (Jaxartes) nur vier bis fünf Tage dauere. Die Strecke beträgt 738 Werst, also mehr als einhundert deutsche Meilen! Früher bedurfte man nahe an zwei Monate, um dieselbe zurückzulegen.

Vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Zwischen Kapstadt einerseits und den angebauten Bezirken von Malmesbury, La Perle, Stellenbosch und Wellington andererseits, liegt eine ziemlich große Strecke Landes noch ganz wüst. Man ließ sie unbeachtet, weil sie sehr sandig ist; jetzt hat man aber ermittelt, daß unter einer dünnen Sanddecke ein ungemein fruchtbarer Humus liegt, von welchem man im Jahre drei Ernten erzielen kann. Der Anbau hat nun begonnen.

Merkwürdig ist der Umstand, daß aus der Kapkolonie eine nicht unbeträchtliche Auswanderung nach Neuseeland begonnen hat. Wahrscheinlich haben die Goldentdeckungen dazu den Anstoß gegeben.

Der Reisende C. J. Andersson ist von seiner jüngsten Wanderung nach dem Lande der Damara wieder heimgekommen, und hat einige dieser Wilden mitgebracht. Er hat auch einen kürzern Weg nach dem Damaraland entdeckt.

Kanal oder Eisenbahn durch die hinterindische Halbinsel. Schiffe, welche aus dem Bengalischen Meerbusen nach Hinterindien und China fahren, nehmen den Weg durch die Straße von Malakka; derselbe würde aber vermittelst eines Kanals durch die schmale Halbinsel wesentlich abgekürzt werden. Davon ist seit Jahren schon oft die Rede gewesen, es scheint aber, als ob man gegenwärtig die Ausführung des Planes anbahnen wolle. Kanäle erfordern indessen viel Geld und Zeit; deshalb erheben sich Stimmen dafür, eine Eisenbahn über die Landenge von Kran zu legen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sie den schmalsten Theil des Isthmus bildet. Ihr höchster Punkt liegt nur 75 englische Fuß über dem Meeresspiegel; auf der westlichen Seite mündet der Fluß Packschang, auf der östlichen dringt der Meerbusen von Siam tief in's Land ein. Diese Gegend ist vor Kurzem durch Kapitän Fraser und den Ingenieur Forlong näher erforscht worden. Diesen zufolge ist sie gesund; bei den Einwohnern herrscht kein Kastenvorurtheil. Einer Eisenbahn stehen keine Hindernisse entgegen, sie würde den Weg, im Vergleich zu jenem durch die Malakka-Straße, um etwa 200 deutsche Meilen abkürzen.

Italienische Häfen. Kraft des neuen italienischen Zollreglements, welches mit dem 1. Januar 1863 in's Leben tritt, werden die Häfen von Ankona, Livorno und Messina aufhören Freihäfen zu sein.

Die Schifffahrt Genuas und die Handelsbewegung dieses Platzes sind im Zunehmen. Im Jahre 1861 belief sich die Hafenbewegung auf 8993 Schiffe mit einem Gehalt von 1,985,710 Tonnen; der einheimische Handel wurde vermittelt von 7242 Fahrzeugen mit 1,068,726 Tonnen. Dabei ist freilich jeder Kahn mitgerechnet, so oft er ein- und auslief. Aber Genua ist im Aufschwunge; namentlich hat die Dampfschifffahrt in den letzten Jahren bedeutend zugenommen; neue Dampferlinien, nach Spanien, den Niederlanden und Holland, sind eröffnet worden. Der Einfuhrhandel steigt durch die vermehrte und erleichterte Verbindung mit dem Hinterlande. Wir wollen hinzufügen, daß die Schiffe wegen Mangels an Rückfracht zum größten Theile wieder in Ballast versegeln müssen.

Das Sorgho-Zuckerrohr ist in Amerika schnell in Aufnahme gekommen. Wir fanden darüber folgende Notiz in der zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Westlichen Post" vom December 1861:

Chinesisches Sorgho-Zuckerrohr, das in Missouri und Illinois noch so wenig Eroberungen gemacht und Hoffnungen erregt hat, ist für Iowa nahe daran, ein Stapelartikel zu werden. In allen Counties, wo man einen Versuch damit machte, gerieth es über alle Erwartungen gut. Man berechnet jetzt schon, daß das Jahr über durch die Sorghum-Zucht dem Staate nicht weniger als 1 Million Dollars an Einfuhr erspart wird. Eine Million Dollars in dieser Weise erspart, ist aber gleich zwei Millionen, welche der Staat aus dem Zuckerrohr geerntet hat. Dabei steht man in Iowa immer noch auf dem Versuchsstadium. Es dürfte daher nach dem bisherigen Gelingen das nächste Jahr wohl der doppelte Betrag in Zuckerrohr angelegt werden. Der aus dem Zuckerrohr in Iowa erzielte Syrup kostet durchschnittlich 50 bis 60 Cents per Gallone.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Schilderungen aus Venedig.

Zweiter Artikel.

Der Dogenpalast. — Charakter der Bauart. — Die Seufzerbrücke und die Hinrichtungen im Kanal Orfano. — Das Arsenal. — Betrachtungen über den Verfall von Venedigs Handelsgröße. — Der Umschwung im Verkehr. — Palazzo Foscari. — Die letzten der Familie Foscari. — Wohnhäuser berühmter Männer. —

Aus der Taufkapelle der Markuskirche gelangt man unmittelbar unter die schöne Porta della Carta, ein Meisterwerk Bartolommeo's aus dem Jahre 1439. So berühren sich die Kirche, in welcher Gott verehrt wird, und der Palast, in welchem die Gerechtigkeit wohnen sollte, unmittelbar, und das war auch völlig entsprechend der geheimnißvollen Regierung, in welcher der Rath der Zehn und die drei Staatsinquisitoren ihre unabänderlichen Urtheile fällten. Diese galten für unfehlbar; eine Berufung war nicht möglich. Die Kirche hat ihre Kapellen, der Palast seine Gefängnisse; der Richter hatte den Henker zur Hand. Und der Herzog, welcher in diesem Palaste thronte, war umgeben zugleich von aller Pracht der Künste und allem Luxus des Wohllebens, aber auch von allen Schrecknissen, welche unzertrennlich sind von Tortur, Marterwerkzeugen, geheimer Angeberei, einer erbarmungslosen Polizei, unterirdischen Kerkern, in welchen jede Hoffnung begraben war und in die kein Lichtstrahl fiel.

Im Palazzo Foscari.

Dieser Palazzo ducale, der Dogenpalast, macht auf den Beschauer einen zugleich großartigen und anmuthenden Eindruck. Die Mauern erinnern an eine Festung oder Burg; die in spärlicher Menge angebrachten Fenster sind eng und lassen nichts vom Innern ahnen; das Ganze hat etwas von einem morgenländischen Seraï. Die eine Seite

des Vierecks liegt der Kirche gegenüber, die zweite stößt an die Piazzetta, die dritte auf das Meer, die vierte ist nur durch einen schmalen Kanal von den Kerkergebäuden getrennt und mit ihnen durch die zwischen Himmel und Erde geschlagene Seufzerbrücke verbunden.

Der Palast hat ein Gepräge, das zugleich an drei Welttheile gemahnt: an Europa, Asien und Afrika. Wir sehen zunächst eine Reihe von Spitzbogengängen, mit Säulen, die keine Basis, aber gewaltige Kapitäle haben. Der Bogengang dient als Stütze für eine zweite Kolonnade, deren durchbrochener Fries wieder die aus rosenrothem und weißem Marmor aufgeführte Palastmauer trägt. Dieser so zu sagen lichte und offene Theil, auf welchem das Volle und Massive ruht, bildet zu dem letztern einen um so mehr wirksamen Gegensatz, da das Licht, wenn es auf die massiven Theile fällt, die Söller, die Bogen und Verzierungen nur noch viel schlanker erscheinen läßt. An diesem wunderbaren Bauwerke wird das Massive vom Leeren und Luftigen getragen. Es scheint fast, als habe Calendario, der dieses Meisterwerk schuf, einen Versuch machen wollen, alle Gesetze der Statik unbeachtet zu lassen, denn er gab den gewaltigen Massen, welche den Winkel, die Ecke des Palastes bilden, weiter nichts zum Stützpunkt als eine einzelne Säule. Die Söller sowohl wie die Skulpturen an den beiden großen Fenstern, welche nach der Piazzetta und nach der Riva hinausgehen, sind Arbeiten Sansovino's.

Diese Steine sind in der That sprechende Denkmäler und erinnern an alle berühmten Namen Venedigs, der Dogen sowohl wie großer Künstler: Falieri, Morosini, Foscari, Sansovino, Vittoria, Tintoretto, Paul Veronese.

Der innere Hofraum entspricht der Großartigkeit der Außenseite nicht; dort rennen alle möglichen und ganz verschiedenen Style, arabisch und gothisch, Renaissance und Zopf, wirr gegeneinander. Die, nach zwei kolossalen Standbildern des Neptun und Mars, sogenannte Riesentreppe tritt in den viereckigen Hofraum hinaus, gleich einer an die Wand gelehnten Leiter, und führt zu einer offenen Galerie, in welcher auch die Scala d'oro, die goldene Treppe, ausläuft und vermittelst deren man zu den großen Sälen gelangt. Dort aber findet man einen wahren Schatz von Herrlichkeiten beisammen: Stukkaturen von Vittoria, Gemälde von Paul Veronese, antike Marmorwerke, Thüren, Karnieße und Decken von geschnitztem und vergoldetem Cedernholz, Mosaiken von kostbarem Gestein, prächtiges Gegitter, großartige Herde, herrliche Rahmen. Das Alles ist dort beisammen, nicht wie in unseren Sammlungen und Museen, die oft den Eindruck machen, als wäre man in einem Spital untergegangener Civilisationen; sondern die Künstler alle haben genau gewußt, was sie wollten, was paßte und ziemlich oder hierher gehörig war, damit ein harmonischer Eindruck aus dem Ganzen hervorquelle. Darum empfindet der Beschauer auch keine Ermüdung; nirgends ist etwas überladen.

Solch einen Eindruck des Ruhigen und Harmonischen macht denn auch, bei aller Großartigkeit, der Saal der Ambassadoren mit seinen fünf herrlichen Bildern von Tintoretto und Paul Veronese und dem herrlichen Herde, der nicht weniger als zehntausend Goldthaler kostete. Scamozzi hat ihn nach Titian's Zeichnungen gearbeitet. Die beiden Säulen aus Verdantik, welche die Eingangsthür zum Rathssaale stützen, sollen, der Sage zufolge, aus Salomon's Tempel herrühren.

Ein anderer Saal ist von Antonio da Ponte und Compagna unter Paul Veronese's Leitung verziert worden. Dort sieht man noch den Sitz des Dogen mit niedergedrückten Kissen und zu beiden Seiten die Sitze der Senatoren. An diesen Saal stößt jener, in welchem der Rath der Fünfhundert sich versammelte; an dem prachtvollen Plafond haben die größten Maler und Bildhauer gearbeitet. Damals trieb man die Kunst noch nicht als ein Abstraktes, nicht die Kunst lediglich der Kunst wegen, wie man sich heutzutage ausdrückt, sondern sie sollte einen Zweck haben, sollte geeignete Anwendung finden. Der Künstler spielte nicht den vornehmen Mann, der manche nützliche Dinge als unter seiner Würde erachtet. Jene großen, unübertroffenen italienischen Künstler gingen in die Werkstätten, in denen Stoffe, Waffen, Juwelierfachen, Glaswaaren, Hausgeräthe und dergleichen mehr gearbeitet wurden, gaben guten Rath, vermittelten den Arbeitern das Verständniß der Kunst und überwachten mit lebhaftem Interesse solche Werke und solche Arbeiter, bei denen es sich der Mühe verlohnte. So wirkte ihr Talent ersprießlich auch in weiteren Kreisen, und was hat die Kunst dabei gewonnen!

Aus diesem Prachtsaale kommt man auf die Seufzerbrücke. „Wer sie betrat, ließ jede Hoffnung schwinden!" Man kann sich keinen schärfern Gegensatz denken. Diese Brücke führte in die Staatsgefängnisse, also — denn das ist gleichbedeutend — in den Tod. Da, wo sie beginnt, liegt auch der Sitzungssaal der Staatsinquisitoren; eine mit Polstern ausgekleidete Thür trennte die Richter von den Henkern. In jenem Zimmer, an welches sich so viele gräßliche und entsetzliche Erinnerungen knüpfen, saßen die drei Männer, in deren Händen das Geschick Aller lag, welche der Republik angehörten. Der Rath der Zehn hielt seine Sitzungen nur bei Nacht; seine Mitglieder hatten Masken vor dem Gesicht; Alles war geheim, die Richter selbst sollten einander nicht kennen.

Die Seufzerbrücke aber, mit ihren kleinen Fenstern von gegittertem Marmor, erfüllte die Venetianer mit größerm Schrecken, als jetzt ein Blutgerüst auf freiem Platze vermöchte. Manchmal sah man Abends oder in später Nacht, daß rother Lichtschein durch die Fensteröffnungen fiel. Wer diesen Schein des Todes gewahrte, dem zog ein kalter Schauder durch die Glieder und er bebte bis in Mark und Bein hinein. Und wenn eine Barke mit rothem Licht in den engen Kanal hineinfuhr, dann eilte jede andere Gondel rasch von dannen, und keine hätte gewagt, der geheimnißvollen Barke zu folgen. Verloren, dem Tode geweiht war der Mann, welcher jene Brücke überschritten hatte; die kleine Pforte unter derselben, kaum über Wasserhöhe, wurde geöffnet. Man nahm den Unglücklichen heraus, legte ihn die Leichenbarke und warf ein Bahrtuch über ihn. Noch einmal sah er den Himmel, an welchem Sterne blinkten; er athmete nicht mehr den Moderdunst des feuchten Kerkers, sondern die frische Seeluft; noch einmal sog er den Blumenduft aus den Gärten ein, welchen ein leiser Wind über das Wasser hinfächelte; er hörte das Plätschern der Wellen, den Schlag der Ruder; aus der Ferne tönte ein dumpfes Geräusch vom Markusplatze zu ihm hinüber, er vernahm den Klang der Geigen oder Mandolinen; aber allmälig verschwand das Alles. Die Todtenbarke mit ihrem rothen Flammenzeichen und ihren maskirten Ruderern fuhr langsam weiter, über die Giudecca hinaus, in der Richtung nach Poveglia hin in den Kanal Orfano hinein. Dort sind Wasser und Schlamm tief; dort übergab man das Opfer der Flut. Den Fischern war verboten, in diesem Kanale Netze auszuwerfen, und die Polizei trug Sorge, daß dem Befehle gehorsamt wurde. Die Todtenbarke hielt bei einem der vielen Pfähle an, welche die Fahrbahn in dieser nassen Wüste bezeichnen. Auf einem dieser Absteckpfähle befindet sich auch heute noch ein Schrein mit einer Madonna, und dort unterhalten die Gondoliere ein Lämpchen. Vor diesem

Schrein sprach der dem Tode Verfallene sein letztes Gebet. Die Henkersknechte banden ihm Steine an den Hals und versenkten ihn; der Oberhenker schrieb beim Leuchten der rothen Flamme die Einzelnheiten der Hinrichtung in ein Buch. Die Venetianer waren „Christen" und „civilisirte Leute".

Der Saal, in welchem der Große Rath seine Sitzungen hielt, ist der größte in der Welt, 154 Fuß lang, 75 breit und 45 hoch. Gegenwärtig werden kostbare Bücherschätze in ihm aufbewahrt. Auf der einen Seite befindet sich die berühmte Glorie des Paradieses von Tintoretto, der auf diesem Gemälde mehr als zehntausend Figuren zusammengedrängt hat. Das ist ein Kraftstück, welches über die wahre Kunst hinausgeht. Das Karnies wird von Porträts der Dogen eingenommen. Der fünfzigste Rahmen ist ohne Bild, hat aber die Inschrift: „Hier ist die Stelle für Marino Falieri, der seiner Verbrechen wegen enthauptet wurde."

Scala d'oro im Dogenpalast.

An dem schönen Fenster des Balkons, einem Werke des Tullius Lombardo, stand die Gemahlin des Dogen, umgeben von ihrem Hofstaate, wenn am Himmelfahrtstage (der Senza) der Doge auf dem Bucentauro seine Vermählung mit dem Adriatischen Meere feierte. Gegen Mittag wurde das Schiff von den berühmten Arsenalloti aus dem Arsenale hinausgerudert. Dieser Bucentauro war vergoldet, das Takelwerk umwand man mit Blumen, sein Spiegel trug ein Standbild der Gerechtigkeit. Wenn der Doge am Ufer vor dem Palazzo ducale eingestiegen war, fuhr der Bucentauro weiter bis zum Lido, wo das eigentliche Meer beginnt. Er trug den goldenen Herzogsmantel und die gehörnte Dogenmütze (Corno ducale), und warf dann, als Symbol der Vermählung mit dem Ocean, einen Ring, dessen Edelstein ein Sapphir war, in die Fluten. Während der Feierlichkeit donnerten die Kanonen vom Arsenal bis zum Lido; dann wurde der Bucentauro, welchem alle Gondeln der Signoria folgten, wieder nach dem Palaste zurück-

Seufzerbrücke.

gerudert. Abends wurde das Schiff glänzend beleuchtet und am andern Tage wieder in's Arsenal unter sein Schutzdach zurückgebracht.

Dieses Arsenal, die Darsena, war einst weltberühmt, und erinnert an die Seemacht der Venetianer in den besten Tagen der Republik. Es nimmt eine Fläche von zwei italienischen Miglien ein, und das ungeheure Magazin wird durch Bastionen und mächtige Mauern geschützt. Dort war in gewaltiger Menge Bedarf und Vorrath für den Land- und Seekrieg aufgespeichert; auf den Werften baute man die größten Schiffe, welche das Mittelalter kannte, wenn man einzelne große Kriegsfahrzeuge der deutschen Hansa ausnimmt (— diese brachte zuerst Kanonen auf die Schiffe; die übrigen Völker machten uns Deutschen das erst nach —); von dort stachen sie auch vollständig ausgerüstet und mit dem Ruf: „Es lebe Sanct Markus!“ in See, und fuhren zwar nicht „bis an's Ende der Welt“, aber bis in die fernsten Häfen des Mittelländischen Meeres. Venedigs Macht war durch die Kriegsflotte bedingt. Schon seit 558 spielte diese Republik eine wichtige Rolle auf dem Meere; siebenzig Jahre vor Karl dem Großen hatte es Arsenale, geschickte Schiffsbaumeister und große Fahrzeuge; mit Hülfe derselben eroberten die Venetianer das stark befestigte Ravenna. Im neunten Jahrhundert hatten sie Dreimaster, welche man früher nicht kannte, und machten sich in Dalmatien, im byzantinischen Reiche und bei den Saracenen gefürchtet. Dann waren sie Jahrhunderte lang die erste Handelsmacht in Europa. Sie hatten dreihundert Kriegsschiffe und sechs und dreißigtausend Seeleute. —

Palazzo Ferro.

* * *

Man nimmt gewöhnlich an, daß Venedigs Uebermacht und Handelsgröße in Verfall gerathen seien in Folge der Entdeckung Amerikas und seit der Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen. Auch

Alfred von Beaumont schließt sich dieser Ansicht an. Gewiß waren beide Thatsachen von großem Einfluß auf die Blüte der italienischen Handelsstaaten überhaupt, aber sie allein erklären den Verfall nicht. Manche politische Verhältnisse, insbesondere auch die aristokratische Verknöcherung Venedigs, fallen dabei schwer in's Gewicht. Es kamen auch noch andere Verhältnisse hinzu, die gewöhnlich übersehen werden, welche aber für die Handelsgeschichte von Bedeutung sind. Ich will darüber einige Andeutungen geben.

Im Mittelalter waren es vorzugsweise die Venetianer, von welchen Europa mit den Erzeugnissen Indiens, überhaupt des fernen Orients, versorgt wurde. Aber sie waren nur Zwischenhändler und konnten auch nichts anderes sein, weil ihre Seefahrten nicht über das Mittelmeer hinausreichten, und alle indischen Waaren an die Küsten desselben auf weitem Landwege oder über das Rothe Meer zu den mediterraneischen Häfen gebracht wurden. Die Venetianer waren außer Stande, diese Güter aus den Erzeugungsländern selbst abzuholen; in und am Mittelmeere hatten sie eroberte Besitzungen, aber eigentliche Kolonien besaßen sie nirgends. Als Handelsleute waren sie Aufkäufer; es lag gar nicht in ihrer Macht, den Handel zu lenken und zu leiten, ihm seine Bahnen vorzuschreiben. Sobald Verhältnisse eintraten, welche die Venetianer nicht beherrschen konnten, mußte ihre Uebermacht schwinden. Und so geschah es auch.

Schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts und bis weit in die Zeiten der Kreuzzüge hinein waren die Saracenen vorherrschende Seemacht von den Küsten Syriens und Aegyptens bis zur Straße von Gibraltar. Sie geboten entschieden im südlichen Mittelmeere. Venedig hatte im Adriatischen Meere keinen Nebenbuhler und überflügelte außerhalb desselben auch die Genuesen; es hielt ferner Stand gegen die Araber, mit welchen es Verträge abschloß. Nur durch diese war es ihm möglich, indische Erzeugnisse zu kaufen, und es verkehrte mit den Mohammedanern, allen päpstlichen Verboten und Bannbullen zum Trotz. Der Handel mit den Ungläubigen trug nicht wenig dazu bei, in die venetianische Gewerbsamkeit Schwung zu bringen und den Reichthum der Stadt zu befördern. Die Venetianer führten den Arabern, namentlich jenen in Syrien und Aegypten, Damaste, Zeuge überhaupt, Goldfäden, Glasperlen, weiße Sklaven, Kupfer und Messing, Zinnober und viele andere Waaren zu, welche dann von den Arabern über das Morgenland und bis nach Indien hin vertheilt wurden. Zwar unterlag der Verkehr im Oriente schwerem Zolldruck, und alle Bestrebungen der Venetianer konnten denselben nur theilweise mindern; aber Venedig schlug diese Zölle auf die Waaren, welche das übrige Europa um den Betrag jener Abgaben theurer bezahlen mußte.

Ohne diesen Zolldruck und ohne das geradezu widersinnige und barbarische Verfahren der Türken, welche seit 1526 im Besitz Aegyptens waren, hätte der Waarenzug aus Indien über das Rothe Meer noch eine geraume Zeit einen großen Theil der frühern Bedeutung sich bewahren können. Er wurde aber lahm gelegt durch die stupide Blödsichtigkeit der Osmanen, die nicht einmal ihren eignen Vortheil verstanden.

Die Venetianer begriffen sehr wohl, was für sie auf dem Spiele stand, und überwachten schon in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit Eifersucht alle Schritte der Portugiesen, welche sich regten und einen Antheil am indischen Handel für sich haben wollten. Sie trachteten dahin, die indischen Waaren ohne Vermittelung der Araber oder Venetianer zu beziehen. Aus diesem Grunde machte Columbus seine bekannten Vorschläge gerade dem portugiesischen Hofe. Der große Genuese dachte ja nicht daran, auf westlichem Wege neue Länder zu entdecken; er wollte nur auf einer direkten Meeresbahn nach den Gewürzländern Ostasiens fahren. In Lissabon begriff man ihn nicht; man gedachte die Vortheile auf anderm Wege gewinnen zu können, und deshalb sandte König Johann 1487 zwei portugiesische Edelleute, welche der arabischen Zunge mächtig waren, in die „Sarazenenländer", um Bericht über dieselben zu erstatten. Beide kamen bis Aden; von dort ging der eine nach Abyssinien, um hier den vielbesprochenen Priester Johann zu suchen, der andere gelangte nach Indien und verweilte auch eine Zeit lang zu Ormûs im persischen Meerbusen. Ein paar Jahre später umsegelte dann Vasco da Gama die Südspitze von Afrika und fand den Seeweg nach Indien.

Seit jener Zeit kämpften Portugiesen und Mohammedaner um den Besitz des indischen Handels; Jene folgten Diesen bis in den hinterindischen Archipelagus und kamen bis zu den Molukken, der klassischen Heimat der werthvollen Gewürze. Bei ihrem östlichen Handel leistete ihnen das Silber, welches aus dem fast gleichzeitig entdeckten Amerika schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts durch die Spanier in großer Menge nach Europa kam, erheblichen Vortheil. Wo die Portugiesen nicht rauben konnten, und das thaten sie am liebsten, dort mußten sie baar zahlen.

Die christlichen Venetianer hatten inzwischen gemeinschaftliche Sache gemacht mit den Mohammedanern gegen die christlichen Portugiesen, denn die Handelseifersucht kannte keine Bedenken. Sie lieferten den „Sarazenen" Kriegsbedarf und gossen ihnen, sogar in Indien, Kanonen. Als man in der Lagunenstadt erfuhr, daß die Portugiesen zur See nach Indien gefahren seien und von dort Schiffsladungen mit Gewürz heimgebracht hätten, sahen kluge Staatsmänner die Gefahr und riethen zu kräftigem Einschreiten. Im Senate wurde entwickelt, daß der Weg über das Rothe Meer den Wettbewerb mit dem atlantischen Seewege wohl bestehen und daß man auch in Zukunft die Waaren billiger liefern könne, als die Portugiesen es vermöchten, vorausgesetzt, daß der mohammedanische Zoll wegfalle. Ja, man dachte an die Wiederherstellung des alten Kanals, welcher einst aus dem Nil zum Rothen Meere geführt habe. Diese Ansichten waren für jene Zeit vollkommen richtig, denn bei der Unvollkommenheit der damaligen Seefahrkunst dauerte eine Seereise nach Ostindien sechs bis acht Monate; eine Hin- und Rückfahrt nahm allemal über ein Jahr in Anspruch. Damals war allerdings der Weg über das Rothe Meer der kürzere; jetzt, bei vervollkommneter Schifffahrt, ist er es nicht mehr.

Den Venetianern blieben zwei Auswege, um sich nach wie vor ihren Hauptantheil am indischen Handel zu sichern. Der eine bestand darin, Aegypten für sich zu erobern, aber dazu fehlte es ihnen an Macht; der Halbmond des Islam glänzte gerade in jener Zeit am hellsten, und schon der Gedanke, dem türkischen Sultan das von ihm eben erworbene mohammedanische Aegypten wegzunehmen, galt für verwegen.

Aber nichts hinderte die Venetianer, dasselbe zu thun, was von Seiten der Portugiesen geschah. Sie waren nicht minder erfahrene Seefahrer wie diese; weshalb fuhren sie nicht auch direkt nach Indien? Zwar hatten sie vom innern Winkel des Adriatischen Meeres aus einen weitern Weg als die Portugiesen von Lissabon, einem atlantischen Hafen, aus, aber der größere Aufwand an Zeit

wäre gedeckt worden durch Ersparung des ägyptischen Zolles. Diese Erwägung leuchtete gerade den Portugiesen so sehr ein, sie erwarteten mit solcher Bestimmtheit ein Vorangehen Venedigs in diesem Sinne, daß König Emanuel sich geneigt erklärte, die Venetianer mit einigen Galeeren beim indischen Gewürzhandel zu betheiligen und ihnen Privilegien zu verleihen. Aber der alte Geist lebte nicht mehr in Venedig, der Blick reichte nicht über das Mittelmeer hinaus, das doch von nun an, dem gewaltigen Ocean gegenüber, wie eine „Pfütze" war; in der Signoria waltete die irrige Ansicht vor, daß der neue Handelsweg nicht von langer Dauer sein könne; auch wollte man den türkischen Sultan nicht erzürnen, ihm nicht die Zölle in Aegypten entziehen, nicht einen Krieg mit dem übermächtigen Padischah sich aufbürden. Man war kleinmüthig geworden in Venedig. Als sich dann zeigte, daß die Portugiesen von Jahr zu Jahr mehr Gewürze aus Indien nach Europa brachten, daß der neue Weg nicht wieder verlassen wurde, da erst, aber zu spät, schlug man den Portugiesen vor, alle indischen Gewürze für einen bestimmten Preis von ihnen zu kaufen. Man meinte auch bei völlig veränderter Weltlage das alte Monopol bewahren zu können. Aber Portugal gab eine ablehnende Antwort; der Sultan beschränkte den Handel in Aegypten, um sein Konstantinopel zum Hauptausfuhrhafen zu erheben; Venedig wurde in die großen europäischen Kriege verwickelt; Kaiser Karl der Fünfte legte auf alle venetianischen Waaren, die in sein ausgedehntes Reich eingingen, doppelte Zölle, und die einst so stolze Lagunenstadt wurde von einem Schlage nach dem andern betroffen. Der alte Glanz war dahin, das politische Siechthum fraß immer tiefer. Als große, mächtige, einheitliche Staaten sich bildeten, konnte eine Macht, die eine einzige Stadt zur Grundlage hatte und deren Gebiet über weite Räume zerstreut war, nur noch wenig gelten, und nichts ist kläglicher als das Erlöschen dieser einst so gewaltigen, aber einer völligen Erstarrung anheimgefallenen Adelsrepublik am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Das geschlossene große Goldene Buch konnte Venedig nicht retten.

Nun gilt von der Dogenstadt, was der Dichter (Alfred Meißner) so schön ausdrückt:

„Der Weg zu ihren Thoren, er ist im Meer verloren,
Durch ihre Gassen fluthet und ebbt die salzige See;
Das Frühlicht, das mit Trauern auf ihren Marmormauern
Sich täglich neu verblutet, weint Thränen ihrem Weh.

Die Klöster und die Dome, wie Schlösser für Phantome,
Die trauernden Paläste auf Inseln ringsumher,
Die Gassen und die Brücken, wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreste, *wie prachtvoll und wie leer!*

Veröden und verwildern, — du Moos an Marmorbildern,
Du blasses Phosphorschimmern, wo eine Leiche ruht!
Meerried auf allen Stufen, Wehlaut in jedem Rufen,
Ein stillverhaltnes Wimmern, geht durch die ganze Fluth."

„Die Stadt in den Lagunen, sie ist ein Traum von Stein."

* * *

Betrachten wir uns einen der berühmtesten Prachtpaläste, den *Palazzo Foscari* am Großen Kanal. Gerade er giebt ein recht anschauliches Bild des Verfalls von Venedig, an dem, wir wiederholen es, die Venetianer selber Schuld sind. Was hilft es denn jetzt, wenn ein Enthusiast in einem „Italienischen Wanderbuch" ausruft, daß „die Erinnerung an vergangene Größe lebe", — sie ist vergangen, und im Staatsleben Venedigs war wahrlich nichts, das ein Wiederaufleben wünschenswerth erscheinen lassen könnte. Was todt, ist todt. Was hilft es auch, wenn „der Nobile, welcher seinen Ursprung aus Heldengeschlechtern herleitet, durch die blaue Lagune fährt?" Er, dieser moderne Nobile, thut nichts; er lebt vom Schweiße der Bauern, die ihm den halben Ernteertrag geben müssen. Und was soll die hohle Redensart: „Der Löwe von San Marco ist nicht todt, er schläft nur!" Ein solches Umherwerfen mit Phrasen, die keinen Sinn und keinen Inhalt haben, macht keinen guten Eindruck. Die Thatsachen sind unbarmherzig, und das ist auch die Geschichte, welche über das alte Venedig längst hinweggeschritten ist.

Doch der Palazzo Foscari. Die Familie Giustiniani ließ ihn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem berühmten Baumeister Bartolommeo Buono aufführen. Ihr gehörte auch ein daneben liegender großer Palast, dessen Erbauung in dieselbe Zeit fällt. Den erstern verkaufte Bernardo Giustiniani 1428 an den Senat, welcher mit dem schönen Palaste den Markgrafen von Mantua ein Geschenk machte. Einige Zeit nachher kam er wieder in den Besitz des Staates, welcher ihn an den Dogen *Francesco Foscari* verkaufte. Dieser ließ noch ein Geschoß aufsetzen und seitdem trägt das Gebäude den Namen, welchen es noch jetzt führt.

Der Palast besteht aus einer Flur zu ebener Erde und drei Geschossen. Die Galerien der beiden ersteren haben Balkone von weißem Marmor und Fenster mit dem Kleeblatte, ganz in dem halb saracenischen, halb gothischen Style; gerade in Venedig bilden beide ein sehr ansprechendes Ganze. Der Palast gewährt einen imposanten Anblick und übergipfelt die umliegenden Gebäude; sie treten vor ihm in den Hintergrund. Bei aller Massenhaftigkeit machen doch die Einzelnheiten den Eindruck des Zierlichen. Palazzo Foscari ist ein Prachtwerk mit seinen zwei und vierzig Fenstern und Thüren an der Vorderseite, seinen Säulen von rothem, weißem und schwarzem Marmor, den schön gemeißelten Kapitälen, den kleinen Säulen und den Löwen an den Balkonen.

Aber er fällt buchstäblich in Trümmer. Ganz genau passen die Verse Alfred Meißner's:

Es gähnen die Portale
Am mächtigen Kanale.
In's schweigende Gewässer
Fällt langsam Stein auf Stein.

Thüren und Glasfenster sind herausgerissen worden, der Wind zieht durch den Palast, Regen dringt ein, Ratten wimmeln in Schaaren, Alles trägt den Stempel der Verwüstung, so sehr, daß man meinen könnte, im Innern habe vor Jahren einmal eine Feuersbrunst gewüthet. Wo sind nun Pracht und Luxus in diesem Palaste, dessen Decken und Wände von *Paris Bordone* gemalt waren, in welchem *Titian* sechs Jahre gearbeitet hatte, und der Werke von *Tintoretto* und *Paul Veronese* besaß! Sie sind fort, aber die prächtigen Stukkaturarbeiten Vittoria's an Kaminen, Thüren und Plafonds, diese sind noch vorhanden.

Alles ist wüst und öde im Palazzo Foscari. Beaumont schildert den Eindruck, welchen man empfängt, wenn man ihn durchwandert; ich kann bezeugen, daß seine Empfindungen wahr sind, sie übermannten mehr oder weniger Jeden. Ich war, schreibt er, allein, als ich dieses Gebäude zum ersten Male betrat. Seit dem frühen Morgen war ich durch das labyrinthische Gewirr der vielen engen Gassen geschlendert, hatte mich auch einige Male verirrt. Aber darauf kam mir wenig an, denn überall sah ich Neues und Interessantes, besonders in den Hofräumen. Da stand ich plötzlich vor einem eisernen Gitterthore, dessen Gewölbe-

bogen mit seinen Wappen und Skulpturen sich vortrefflich ausnahm. Diese Thür führte, was in Venedig selten ist, auf einen weiten Hofraum, der auf zwei Seiten hohe, mit Zinnen versehene Mauern hatte. So war der Eingang zum Palazzo Foscari von der Landseite, von der Straße her.

Ich fand alle Thüren offen und ging unter das Atrio, die Eingangshalle, welche sich bis an den Kanal verlängert. Gewöhnlich findet man in den öden Hallen der Paläste einige Gondoliere, welche Schatten suchen. Hier war Alles bot sich mir zum Cicerone an; er kenne, sagte er, jeden Winkel des Palastes, und das war allerdings der Fall. Sein Vater hatte dem Nicolo Foscari als Gondolier gedient; mein Cicerone hatte in diesem Palaste das Licht der Welt erblickt. Es lebten, wie ich zu meiner Ueberraschung erfuhr, noch jetzt Foscari.

Der Gondolier erbot sich, mir die Familienpapiere zu zeigen, führte mich in einen leeren Saal, öffnete einen Wandschrank und zeigte mir in der That Urkunden des Hauses.

GIRARDET. LALY.

Hofraum im Palazzo Salviato.

Verfall, aber unendlich malerisch und herrlich der Ausblick auf den Kanal. Auf der Treppe zur Rechten stieg ich zur ersten Galerie hinauf, deren eines Ende nach dem Hofe, das andere auf den Kanal hinausgeht. Dort lehnte ich mich an das Balkongemäuer und war im Sinnen und im Betrachten wie verloren, als mich ein zerlumpter Gondolier anredete, ein großer, plumper Gesell mit boshaftem verschwommenem Blick und rothem Haar, so recht ein Typus der Banditen, der Bravi, welche in Romanen und Melodramen uns idealisirt geschildert werden. Dieser Mensch

Ein kurzer Ueberblick der Familiengeschichte dieses edeln Hauses wird den Lesern willkommen sein. Die älteste sichere Urkunde ist vom Jahre 1297. Die Familie stammt aus Mestre, kam aber schon im neunten Jahrhundert nach Venedig, und mehrere Angehörige derselben bekleideten das Tribunenamt. Im Jahre 1122, zur Zeit des Dogen Domenico Michiel, wurden Giovanni und Guglielmo Foscari in den Rath der Edeln aufgenommen; 1211 machten drei Foscari den Flottenzug nach Kandia mit. Der erste Patrizier in der Familie war Philipp, dessen 1297 erwähnt

Großer Saal im Dogenpalast.

wird, als Gradenigo Doge war. Damals wurde das „Goldene Buch“ geschlossen, in welchem die zur venetianischen Aristokratie oder vielmehr Oligarchie gehörenden Familien verzeichnet standen. Zu diesen zählten nun auch die Foscari. Der letzte Senator aus der Familie war Francesco. Er hatte zwei Söhne, Nikolaus und Philipp. Der Erstere war 1732 geboren. Er bekleidete die Stelle eines venetianischen Gesandten in St. Petersburg, und verausgabte als solcher einen großen Theil seines Vermögens; denn ein vornehmer Patrizier ließ sich seine der Republik geleisteten Dienste von dieser nicht bezahlen. Im Jahre 1792 wurde er zum Bailli in Konstantinopel ernannt, kümmerte sich wenig um Geschäfte und starb sehr arm am 11. August 1811.

Sein Bruder Philipp, über dessen Ableben wir nichts Näheres wissen, hatte zwei Söhne und drei Töchter. Die Familie war nach und nach in dürftige Umstände gerathen; sie besaß weiter nichts mehr als den Palast und einige mit Handfesten schwer belastete Ländereien. Nun theilten jene fünf Kinder den Palast unter sich, und um ihr Leben zu fristen, verkauften sie die Ahnenbilder, die Gemälde von Titian, Giorgione und Paul Veronese, die Prachttapeten, die Bilderrahmen und kostbaren Schnitzarbeiten, welche für Meisterwerke Brustolon's galten. Alles wurde aus Rand und Band gerissen, und die Juden des Ghetto machten gute Geschäfte.

Der Erlös aus allen diesen Herrlichkeiten war gering; im Getümmel der napoleonischen Kriege dachten wenige Privatleute an das Auskaufen von Kunstsachen, und in Venedig war zu jener Zeit das Geld so rar, daß die Foscari aus dem Verkauf jener Gegenstände sich nur mit Mühe das Leben fristen konnten. Die Abkömmlinge der stolzen Dogenfamilie sanken bis auf die tiefste Stufe der Verkommenheit hinab; einige wurden fahrende Komödianten, andere verkauften ihre Reize für Geld, noch andere sind ausgewandert und im Palaste blieben nur zwei Töchter zurück. Sie waren so arm, daß sie keine Männer fanden, und zu rechtschaffen, um ehrlos zu werden.

Sie also blieben in dem Palaste, der nun verödet war; sie schritten durch die Säle, in welchen ihre Vorfahren Könige als Gäste und Verwandte der Familie beherbergt hatten. Da ist zum Beispiel das Gemach, welches König Heinrich der Dritte von Frankreich, nachdem er heimlich sein polnisches Königreich verlassen hatte, sieben Monate lang bewohnte. Eine lateinische Inschrift, welche an diesen Aufenthalt erinnert, steht noch über dem Kamin. In dem nach der linken Seite hin gegenüber liegenden Saale wohnte König Kasimir von Polen mit seiner Gemahlin.

Ich durchwanderte, tief bewegt von so manchen geschichtlichen Erinnerungen, die verschiedenen Ruinen. Da führte mein rothhaariger Gondolier mich auf einer, vormals geheimen, Treppe vor eine Thür, welche kein Schloß hatte; statt desselben diente ein Strick. „Wir wollen hineingehen“, sagte er; „Sie können sich überzeugen, daß der Palazzo doch noch nicht ganz verlassen ist; es sind noch Foscari hier.“ Ich trat in einen kleinen Saal, dessen zierliches Schnitzwerk durch den Rauch einer ärmlichen Küche geschwärzt war; an den Wänden hingen noch Fetzen von Seidentapeten herab; in den Wänden sah ich noch die Rahmen, aus denen man die Bilder ohne große Schonung herausgenommen hatte. Zerbrochene Töpfe standen und lagen umher, an Nägeln hingen ein paar Kasserole, und das Zimmergeräth bestand aus ein paar wackeligen Stühlen und Tischen. In einem Nebengemache sah es noch schlimmer aus, weil dort einige Spuren früherer Pracht übrig waren und einen schreienden Gegensatz zu dem Elende bildeten. Jammer und Alter hatten sogar den Sinn für Reinlichkeit und Schicklichkeit getödtet. An der Wand hing ein Bild König Christian's des Vierten von Dänemark, der einst hier gewohnt hat. Die Juden des Ghetto wollten dieses Bild nicht kaufen, denn aus der Arbeit eines unbekannten dänischen Malers war kein Geld herauszuschlagen.

Und welch ein Dunst und übler Geruch in diesem Zimmer! Statt des Bettes lag eine alte Matratze auf ein paar Brettern; und es preßte mir das Herz zusammen, als eine alte, schwarzgekleidete Frau auf mich zutrat und mich begrüßte. Das war die Letzte der Foscari!

In einem Winkel saß ihre kranke Schwester, welche gleich ihr die Siebenzig schon längst überschritten hatte. Jene Gräfin Foscari machte trotz der Lumpen, in welche sie gekleidet war, dennoch den Eindruck einer vornehmen Dame. Sie sprach von dem Mißgeschick ihrer Familie; da fiel ein Sonnenstrahl in's Fenster hinein auf die arme alte Foscari. Die älteste der beiden Schwestern starb bald nachher; der überlebenden nahm sich eine fremde, edelgesinnte Frau, keine Italienerin, an, und sie gab mir Gelegenheit, das Elend der Armen zu mildern.

Ein paar Jahre später führte mich der Zufall in eine der vielen Calle, engen Gassen, hinter dem Palazzo Foscari, und es fiel mir auf, daß ich dort ungewöhnlich viele Leute traf. Bald nachher erschien die Gräfin Foscari. Sie verließ an jenem Tage den Palast ihrer Ahnen; die Gläubiger hatten ihn subhastiren lassen. Die alte Dame vergoß Thränen, und bald nachher ist sie gestorben. —

(— Den Palazzo Foscari hat dann die österreichische Regierung angekauft und vor gänzlichem Verfalle bewahrt; sie verlegte die Kriegsschule dorthin und hat ihn wieder in wohnlichen Stand gesetzt. Sie konnte zwar die alte Pracht nicht wieder herstellen, und diese hätte ja auch unter ganz veränderten Umständen keinen Sinn gehabt, aber sie ließ ihn im Innern wie im Aeußern ordentlich herrichten. —)

So viel vom Palazzo Foscari. Wir wollen noch einige andere geschichtlich denkwürdige Gebäude betrachten, und fahren in einen Canaletto ein, in welchem wir die Thürme der Kirchen del Carmine und dei Frari erblicken. Neben der Brücke dei Romboli oder della Donna onesta, am Eingange zur Via di Ca Cent'anni steht das Haus, in welchem 1707 der Dichter Goldoni zur Welt kam. Die oligarchische Republik war undankbar gegen den ausgezeichneten Mann; die Nobili bekümmerten sich überhaupt nicht viel um Dichter und Schriftsteller. Die Casa Goldoni ist, beiläufig bemerkt, ein allerliebstes Muster eines venetianischen Bürgerhauses.

Fast auf Schritt und Tritt werden geschichtliche Erinnerungen in uns wachgerufen, in jedem kleinen Kanal und Gäßchen, in jedem Atrio oder Cortile; der Künstler und der Forscher findet überall seine Rechnung. Da sieht man eine Skulptur, welche sofort die Meisterhand verräth, Standbilder der Venus und des Neptun von vortrefflicher Arbeit. Wir fahren weiter und gelangen an das Haus des berühmten Reisenden Marco Polo. In der Contrada San Canciano, an der Stelle, welche man jetzt als Biri grando bezeichnet, steht noch ein Theil von Titian's Hause; an der Calle della pieta erblicken wir die Büste Alessandro Vittoria's, welcher die goldene Treppe und die schönsten Säle im Dogenpalaste baute. Auf dem Campo silvestre wohnte Giorgio Barbarelli, der Giorgione, welcher sein Haus mit herrlichen Freskobildern geschmückt hatte; jetzt sind sie verblaßt. Unweit der Kirche del Carmine liegt das Haus des Mohren Othello, der aber kein schwarzer, dickwulstiger Neger war, denn einen solchen hätte eine Desdemona nicht lieben können, das wäre eine widerwärtige Verirrung des

Geschmacks und des Instinktes einer edeln weißen Jungfrau gewesen, sondern ein Maure aus Nordafrika, ein Mann aus arabischem Blute mit bräunlicher Hautfarbe.

Wer in Venedig nur die Kirchen und Museen und ein paar berühmte Paläste besucht, und das thun die meisten Fremden, erhält nur einen schwachen Eindruck und Begriff von dem eigentlichen Charakter dieser wunderbaren Stadt. Wer sich den vollen Genuß verschaffen will, muß längere Zeit verweilen und alle Gassen und Kanäle durchstreifen; er wird dann auf manche verborgene Schätze treffen, von welchen die Reisehandbücher nichts erzählen. Aber Verfall ist Alles, und was an Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit vorhanden, ist vorzugsweise das Werk der deutschen Regierung, welche das einst herrenlose Venedig als Entschädigung für den weiland zum deutschen Reiche gehörenden Burgundischen Kreis erhielt. Wir haben nicht gehört, daß andere Großmächte Eroberungen herausgegeben hätten; wie kann man Oesterreich zumuthen, Venetiens sich zu entäußern, das ihm als Aequivalent für das heutige Belgien abgetreten wurde? Was aus dem Versuch, eine Republik Venedig herzustellen, werden kann, hat sich in den Jahren 1848 und 1849 gezeigt. Und aus dem napoleonischen Vasallenstaate der sich Königreich nennt, kehren die Venetianer, welche dorthin gewandert waren, in Masse zurück nach der Lagunenstadt.

Casa Goldoni.

Verschwunden sind die Tage, als, gleich lebendiger Sage,
Venedig lichtumflossen, gelebt in Ruhmesglanz.
Als Dandolo, der Blinde, hertrieb mit gutem Winde,
Mit seinen eh'rnen Rossen, vom Sturme auf Byzanz.

Venedig, nachtgeborgen, für dich giebt's keinen Morgen.
Stirb mit verhülltem Haupte, entthronte Königin!

Im Rothen Meer und im Busen von Aden.

Die Bedeutung der Regionen am Rothen Meer und am Indischen Ocean. — Rivalität der Engländer und Franzosen. — Besitznahme wichtiger Punkte. — Die Streifzüge Heinrich Lambert's. — Die Hafenplätze Zeyla, Tadschurra, Mokka und Hodeïda. — Aden. — Eine abessinische Karawane. — Die eingeborenen Häuptlinge an der Küste. — Ein türkischer Pascha. — Lambert's Ermordung bei den Muschasch-Inseln. —

Mehrfach haben wir darauf hingewiesen, welche Wichtigkeit die Regionen am Indischen Ocean durch den Aufschwung des Verkehrs in unseren Tagen gewinnen. Der Arabische Golf, dessen nördliches Ende durch eine Eisenbahn mit Alexandria in Verbindung steht, ist eine vielbefahrene Post- und Handelsstraße und wird regelmäßig von Dampfern beschifft. Dergleichen gehen auch im Persischen Meerbusen und auf dem Schat el Arab bis Basra, zuweilen auch den Tigris hinauf bis Bagdad. Die Leitung eines Telegraphendrahtes am Euphrat hin, dem Gestade Beludschistans entlang, bis Karratschi unweit der Mündung des Indus, ist gesichert, und dieses Verkehrsmittel soll im Laufe des Jahres 1863 dem öffentlichen Gebrauch übergeben werden. Bei Karratschi laufen die indischen Drähte zusammen, welche die ganze Halbinsel durchziehen und bis zu den Reishäfen in Britisch-Barma gehen. Auf dem Indus und dem Setledsch fahren Dampfer bis in das Herz des Pendschab hinein, auf dem Ganges bis Allahabad, und von Madras zieht sich eine Eisenbahn gerade durch die indische Halbinsel bis an die westliche Küste. Der Handel Europas mit der ostafrikanischen Küste, namentlich mit Sansibar, steigert sich von Jahr zu Jahr, und Madagaskar fängt an in den Vorderdrund zu treten. In Abessinien ist es, bis auf Weiteres, dem kühnen christlichen Krieger Theodoros gelungen, ein äthiopisches Kaiserreich wieder aufzurichten, und so sicher fühlt er sich, daß er im Herbst 1862 in das Niederland hinabzog, um Takka, eine jetzt der ägyptischen Herrschaft unterworfene Region, zu erobern; auch hat er Absichten auf die Provinz Sennár.

Die Handelshäfen am Rothen Meere stehen unter der Oberherrlichkeit des Sultans der Osmanen, welcher Paschas einsetzt. Auch die Häfen an der Westseite des Meerbusens von Aden sind ihm unterworfen, aber an den Gestaden Afrikas wie Arabiens sind die Türken verhaßt und man trägt ihr Joch nur mit Widerwillen. Thatsächlich herrschen in jenen Gegenden die Engländer vor; ihr planmäßiges Verfahren zeigt, welchen Werth sie darauf legen, gerade dort einen vorwaltenden Einfluß sich zu bewahren und denselben immer mehr auszudehnen. Sie wissen sehr wohl, daß am Arabischen Meere der Schlüssel zu Indien liegt, und diesen wollen sie nicht aus der Hand geben, sondern bewachen ihn mit eifersüchtigen Augen. Einen wichtigen Punkt nach dem andern nahmen sie in Besitz; zuerst 1841 Aden, das sie zu einem „Gibraltar des Ostens“ umschufen; von dort aus beherrschen sie die arabischen Meere und den Indischen Ocean. Als der Suezkanal auf's Tapet kam, eigneten sie sich sofort die Insel Perim an; sie liegt in der Bab el Mandeb, und ihre Geschütze bestreichen die Fahrbahn, welche den Ein- und Ausgang zum Rothen Meere bildet. An der afrikanischen Seite besetzten sie die Dahlak-Inseln, welche dem Hafen Massawa gegenüber liegen; durch diesen verkehrt Nord-Abessinien mit dem Rothen Meer. Aus Süd-Abessinien kommen Karawanen nach den beiden Häfen Zeila (Selah) und Tadschurra; um diese zu kontroliren und den Handel auf der Küstenstrecke, welche die Danakil und die Somalbeduinen inne haben, zu überwachen, besetzten sie auch die Muschasch-Inseln. Solchergestalt haben sie die wichtigsten Punkte vorweggenommen.

Aber Frankreich arbeitet mit Eifer dahin, im Südosten eine Rolle zu spielen. Die Verbindungen mit Madagaskar, wo man sich die Diego-Suarez-Bay abtreten läßt, und die Besitznahme der Komoro-Inseln sind nur einzelne Glieder einer langen Kette. Seit länger als zwanzig Jahren sind katholische Sendboten am Werke, den französischen Einfluß zu fördern; auf ihren Antrieb wurden 1839 aus dem abessinischen Königreich Tigre die protestantischen Missionäre verjagt, welche von England aus dorthin geschickt worden waren. Die Napoleonische Politik arbeitet dem Kaiser Theodor entgegen, welcher den Engländern freundlich gesinnt ist. König Ludwig Philipp kaufte einem Häuptling in der Samchara den Hafen von Aïd ab, und später nahmen die Franzosen eine Zeitlang auch die Bay von Hamsila (Amphila) in Besitz. Beides hatte damals keine Folgen, aber man verlor in Paris jene Region nicht aus den Augen. Jetzt eben lesen wir in der November-Nummer der „Nouvelles Annales des voyages“, daß Frankreich einem Häuptling der Danakil den Hafen Obok für 50,000 Francs abgekauft habe. Dieser Punkt liegt unter dem 12. Grade nördlicher Breite, an der Nordseite der Bucht

Die Bucht von Amphila.

von Tadschurra, zwischen dieser Stadt und Ras- (d. h. Kap) Bir, und hat guten Ankergrund.

Diese Notiz erinnerte uns an die Fahrten und Abenteuer eines gewissen Heinrich Lambert, der fünf Jahre lang, von 1855 bis 1859, die Häfen im Rothen Meere und am Busen von Aden besuchte, Erkundigungen einzog, mit den Häuptlingen Verbindungen anknüpfte, die Eifersucht der Engländer erregte und zuletzt bei den Muschasch-Inseln am 4. Juni 1859 ermordet wurde. Im vorigen Sommer ist in Paris (Le Tour du Monde, Nr. 135) sein Tagebuch, vielleicht nicht ganz vollständig, veröffentlicht worden. Unternehmende Männer solcher Art, mit etwas abenteuerlichem Anfluge, die für ihren eigenen Vortheil zunächst, dann aber auch zu Gunsten ihres Vaterlandes arbeiten, sind nicht selten wohnten, vermissen wir jede großartige Auffassung auch maritimer Verhältnisse; man nimmt dann und wann eine Art von Anlauf, bleibt aber, wie immer, im Halben stecken und leistet wenig.

Heinrich Lambert war ein Vorläufer für den französischen Einfluß, ein Bruder jenes Joseph Lambert, welcher auf Madagaskar eine Verschwörung gegen die alte Königin Ranovalo anzettelte. Er und Laborde hatten Ida Pfeiffer in dieselbe verwickelt; wir haben in unseren Schilderungen über Madagaskar ausführlicher davon gesprochen. Nun kommt zu Tage, daß der Kronprinz Rakoto, der jetzige Radama der Zweite, der „Idealist", in jene Angelegenheit verwickelt war. Ida Pfeiffer ist elend an den Folgen des Madagaskarfiebers gestorben; aber Laborde ist bei dem

Tadschurra.

wichtige Vorläufer und bahnen ernsthafte Dinge an. Leuten dieser Art verdankt England viel, Frankreich nicht minder. Wir Deutschen aber, obwohl unser Seeverkehr unendlich mehr ausgedehnt ist als jener der Franzosen, haben leider keine Regierung, in welcher eine großartige Auffassung oceanischer Verhältnisse zu finden wäre; wo sie ist, in den beiden Hansestädten, fehlt die Macht. An kühnen, unternehmenden Leuten haben wir geradezu Ueberfluß, aber sie dienen und nützen anderen Völkern, weil man sie bei uns nicht zu verwenden weiß. In Wien freilich hat man seit Bruck's Wirksamkeit ein solches Verständniß, aber es liegt in der Sache selber, daß Oesterreich hauptsächlich die Levante in's Auge faßt, und dort sind seine Leistungen auch aller Ehren werth. Auch der an Ergebnissen reichen Fahrt der Novara um die Erde müssen wir mit Ruhm und Anerkennung erwähnen. In Berlin, wo Humboldt und Ritter Narrenspiele, welches jetzt auf Madagaskar aufgeführt wird, zum „Herzog von Emirene" ernannt worden. Joseph Lambert war Radama's Gesandter in Paris und arbeitet auf der afrikanischen Insel für den Napoleonischen Einfluß.

Wir erwähnen aller dieser Dinge, damit der Leser sehe, um welcherlei Dinge es sich hier handle und welcherlei Verflechtungen sie haben. Heinrich Lambert's Tagebuch gewährt einen Einblick in die zerrütteten Verhältnisse jener halbbarbarischen Länder, welche, wir wiederholen es, gerade jetzt von Wichtigkeit sind. Wir wollen aus diesem Tagebuche Einiges herausheben, und dasselbe aus anderen Quellen, namentlich aus Burton's Reise nach Härrär, ergänzen, um ein lebhafter gefärbtes Bild zu geben.

Joseph Lambert war Pflanzer auf der englischen Insel Mauritius, ehe er auf Madagaskar eine Rolle spielte. Er wollte eine Dampfschifffahrt nach Aden einrichten und schickte

seinen Bruder Heinrich dorthin, um allerlei Einleitungen zu treffen. Dieser war früher Freiwilliger in der Marine gewesen, 1850 zu seinem Bruder nach Mauritius gegangen, hatte für denselben Zucker in Australien verkauft, sich in den neuentdeckten Goldgegenden umgesehen, und hatte Erfahrungen genug eingesammelt. Abgesehen von der Dampfschifffahrt, sollte er auch für seinen Bruder Joseph Handelsverbindungen in den verschiedenen Häfen am Rothen Meer und am Golf von Aden anknüpfen, und der „freien Einwanderung" nach der französischen Insel Réunion, das heißt dem Sklavenhandel unter neuer Gestalt, ein Augenmerk zuwenden.

In den letzten Monaten des Jahres 1855 begann er seine Kreuz- und Querzüge, landete in Aden und miethete dort ein arabisches Fahrzeug, in welchem er nach Zeyla segelte. Dort knüpfte er Verbindung mit dem Häuptling an, welcher von dem türkischen Pascha von Hodeïda (einem arabischen Hafen etwas südlich vom 15. Breitengrad) abhängt. Die Einwohnerzahl beträgt nicht viel über dreitausend Köpfe; sie sind Araber, Somali und indische Banianen. Lambert bestätigt, was wir aus Burton's Beschreibung wissen, daß nämlich der Häuptling selbst über die Umgebung der Stadt nichts zu gebieten hat, denn die Nomadenhäuptlinge erkennen seine Autorität nicht an, und er hat große Noth, sich der Isa-Somali zu erwehren. Von Zeyla fuhr Lambert nach Tadschurra, das auf der andern Seite der Bucht liegt, etwa dreitausend Seelen zählt und dessen Häuptling damals vom Pascha von Hodeïda unabhängig war. Er nannte sich Mohammed Mohammed, gab sich für einen Abkömmling des Propheten aus und haßte die Türken.

Nach Burton hat Zeyla nahe an 4000 Einwohner, ein Dutzend steinerne Häuser, die weiß angetüncht sind, und einige hundert Arisch, das heißt Hütten. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden und die offene Rhede bei Nordwind den Schiffen sehr gefährlich; bei West- und Südstürmen können sie gar nicht ankern. Dieser kleine Ort hat nicht weniger als sechs Moscheen, ist nicht so ungesund wie Aden, beherrscht den benachbarten Hafenplatz Tadschurra und bildet den Küstenplatz für Härrär und das südliche Abessinien. Karawanen von dort kommen mit Elfenbein, Sklaven, Häuten, Honig, Antilopenhörnern und Gummi; die Küste liefert Schwämme, Korallen und kleine Perlen; aus dem Innern kommt eine vortreffliche Sorte Kaffee. Als Burton die Brunnen in der Umgegend besuchen wollte, gab der Gouverneur ihm vier mit Luntengewehren bewaffnete Araber mit, denn ein solches Geleit war nöthig, um ihn vor einem Ueberfalle der Beduinen zu sichern.

Lambert segelte von Tadschurra nach Mokka, das einst ein berühmter Handelsplatz war, jetzt aber immer mehr sinkt und den Wettbewerb von Aden nicht bestehen kann. Doch zeugt noch Manches von früherm Wohlstande, z. B. dreistöckige Häuser, von denen aber jetzt viele unbewohnt sind und nach und nach zusammenfallen. Lambert schätzt die Einwohnerzahl auf nur etwa fünfzehnhundert Köpfe. Von Mokka ging er nach Hodeïda, besuchte den Mahmud Pascha, welcher über das Küstenland gebietet, so weit es überhaupt den Türken gehorchen will, und fand eine gastliche Aufnahme. Die Stadt gewährt mit ihren Häusern aus Holz und Stroh keinen angenehmen Eindruck, hat aber ungefähr zehntausend Einwohner: Araber, Türken, Somali und Abessinier; der Handelsverkehr ist lebhaft. Der Pascha befehligt eine Besatzung von etwa tausend Soldaten, welche damals seit dreizehn Monaten keinen Sold bekommen hatten; drei Kompagnien waren deshalb desertirt. Dann schiffte Lambert nach der abessinischen Küste hinüber und besuchte Massawa, wo er sich ungefähr einen Monat aufhielt; einen Ausflug in's Innere durfte er nicht wagen, weil die Danakil dem türkischen Pascha Krieg erklärt hatten.

Wir können dem Reisenden nicht auf allen seinen Kreuz- und Querzügen folgen; er war unablässig in großer Thätigkeit, bald in dem einen, bald in dem andern Hafenplatz, und beobachtete gut. In Aden bewunderte er die großartigen Cisternen, welche schon zu König Salomo's Zeiten vorhanden, später vernachlässigt, jetzt aber von den Engländern wiederhergestellt und vergrößert worden sind. Die Festungswerke sind nun uneinnehmbar; Aden beherrscht, wie wir schon bemerkten, das Arabische Meer. Es war zur Zeit der Besitznahme ein armseliger Flecken mit höchstens anderthalb tausend Einwohnern, jetzt zählt es etwa vierzigtausend, die eine ethnologische Musterkarte bilden, denn man findet, außer Europäern, Araber, Somali, indische Kaufleute und Parsis, Juden aus Sana 2c. Für die Dampfer der großen englischen Peninsular and Oriental Company ist in Aden eine Hauptkohlenniederlage.

Lambert ging wieder nach Zeyla, beredete dort mit dem Häuptling seine Pläne, und der Mann versprach ihm Schutz und Förderung. Burton hat ihn geschildert. Er hieß Scharmarkay ben Ali Saleh, hatten ziemlich helle Hautfarbe, denn sein Großvater war ein aus Abessinien hergebrachter Sklav, trieb früher das Gewerbe eines Schiffskapitäns, rettete 1825 einigen englischen Seefahrern das Leben und wurde durch britischen Einfluß Häuptling eines Stammes und später Statthalter von Zeyla. In jungen Jahren ging er als tapferer Krieger immer mit vier Speeren bewaffnet in den Kampf, verlor ein Auge und trug sich noch als Greis mit dem Gedanken an Eroberung der ganzen umliegenden Küste. Aber der Pascha setzte ihn ab, weil er eine Karawane geplündert habe. Er zog sich mit der Habe, welche er erpreßt hatte, nach Aden zu seinen Freunden, den Engländern, zurück, nahm aber bald, wie wir weiter unten erzählen, ein klägliches Ende.

In Tadschurra machte der alte Mohammed Mohammed dem Reisenden vertrauliche Mittheilungen. Vor einigen Monaten sei ein englisches Kriegsschiff aus Aden angelangt; es hatte einen höhern Offizier an Bord, welcher dem Häuptling einschärfte, keinem Franzosen, der etwa nach Tadschurra komme, Schutz angedeihen zu lassen!

Eben damals ging eine Karawane von Tadschurra nach Schoa und den abessinischen Gallagegenden ab; sie wollte vier Monate ausbleiben, und rechnete für den Hinweg nach Schoa etwa vierzig Tage. Jedes Kameel war mit ungefähr drei Centnern beladen. Die Fracht bestand in Zeugen aus Seide, Wolle und Baumwolle, Fayence-, Krystall- und Glaswaaren, Quincaillerien, Metallwaaren, Salz und Luntengewehren für die Elephantenjagd. Die Rückfracht besteht in Vieh, Kaffee, Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Häuten und Fellen, Talg, Getreide, Gummi, Wachs, Zibeth, Kusso (das bekannte Mittel gegen den Bandwurm) und Sklaven, die noch immer in großer Menge angebracht werden. Lambert, der in Rücksicht auf die „freie Auswanderung" dieser Waare besondere Aufmerksamkeit zuwandte, meint, auf genaue Erkundigungen gestützt, daß aus den Häfen des Rothen Meeres, aus jenen am Golf von Aden, am Persischen Meerbusen und der ostafrikanischen Küste südlich bis Kiloa, alljährlich immer noch etwa vierzigtausend Sklaven exportirt werden. Jene Tadschurra-Karawane wollte ungefähr eintausend Stück aus Abessinien mitbringen, wo, beiläufig bemerkt, Kaiser Theodor jetzt den Sklavenhandel verboten hat. Sie hatte den Schutz der Isa-Somali erkauft, denn ohne diesen hätte sie die Reise nach dem innern Lande gar nicht wagen dürfen.

Lambert besuchte Oboc, „einen vortrefflichen, durchaus geschützten Ankerplatz". Das Land dort gehört den Danakil, einem nomadischen Hirtenvolke. Er war der erste Europäer, welchen diese Leute sahen. „Sie betrachteten mich wie ein überirdisches Wesen, und die Frauen wollten anfangs mir gar nicht nahe kommen, so sehr fürchteten sie sich. Ich ließ aber im Dorf einige Geschenke austheilen und nun wurden die Leute zahm. Sie bedauerten meine Abreise sehr." Aber er hatte diesen Punkt in's Auge gefaßt und kam schon nach einigen Monaten wieder nach Oboc, wo man ihn abermals freundlich aufnahm, besuchte wiederholt Tadschurra und Zeyla, und wurde in letzterm Orte mit einer Ehrensalve empfangen; Abends führten die Beduinen Kriegsspiele auf und geriethen dabei unter sich in blutige Händel.

„Der Erfolg, welchen ich auf meinen verschiedenen Reisen gehabt, hat die Eifersucht der Engländer erregt; sie wollen in dem Arabischen Meere Niemand anders dulden und dort ausschließlich herrschen. Sie verboten den Häuptlingen, mich freundlich aufzunehmen, und überwachten mich und meinen Diener auf das Genaueste."

Lambert war inzwischen zum französischen Konsularagenten in Aden ernannt worden, und hatte auch die schon oben erwähnte Bucht von Amphila besucht, welche ganz eigenthümliche Felsbildungen zeigt.

Inzwischen ereigneten sich in jenen Gegenden allerlei Veränderungen. Der bisherige Pascha von Hodeïda, Mahmud, mit welchem Lambert auf freundlichem Fuße stand, war abberufen und durch einen andern Türken Namens Achmet ersetzt worden, welcher sich als einen Gegner der Franzosen zeigte. In Zeyla wurden die Zolleinnahmen verpachtet. Bewerber waren Scharmarkay und Abu Bekr Ibrahim, Häuptling der Eingeborenen von Tadschurra und Lambert's Freund. Der Erstere bot dem Pascha eintausend Thaler, der letztere fünfhundert mehr, und ihm wurde der Pacht zugeschlagen. Lambert versprach ihm, wie er auch dem Scharmarkay gethan, behülflich zu sein beim Bergen von allerlei Gegenständen von der französischen Kriegskorvette Caïman, welche einst vor Zeyla Schiffbruch gelitten. Abu Bekr brachte auch etwas vom Kupferbeschlag an's Licht. Davon nahm Scharmarkay Anlaß, seinen Nebenbuhler des Diebstahls anzuklagen, und zwar beim Pascha. Er bot diesem jetzt zweitausend Thaler für den Zollpacht und ließ den Abu Bekr in Eisen legen. Nachdem dieser acht Monate gefangen gesessen, gab er dem Pascha ein Lösegeld von 5000 Thalern, etwa 20,000 Francs. Achmet nahm das Geld und theilte es mit Scharmarkay.

So ungefähr steht es mit der „türkischen Wirthschaft" in jenen Gegenden. Nun aber nahm Lambert sich seines Freundes an. Am 5. Februar 1858 erschien eine französische Kriegsbrigg, Kommandant Mequet, in Aden, um das Rothe Meer zu befahren. Lambert ging als Dolmetscher an Bord, erzählte jenen Vorfall, Mequet fuhr nach Hodeïda und zwang den Pascha zur Herausgabe der 20,000 Francs. So mischten sich die Franzosen ganz unbefugt in jene Händel. „Der dankbare Abu Bekr bot nun dem Kommandanten seine Dienste an und erklärte sich bereit, den Hafen Tadschurra an Frankreich abzutreten. Die Pariser Regierung fand indessen es nicht geeignet, auf den Antrag einzugehen."

Inzwischen war Joseph Lambert auf Madagaskar bankerott geworden, weil die Dampferlinie nicht rentirte, und seinem Plane, „freie Einwanderer" nach Mauritius und Réunion zu schaffen, insbesondere von Seiten Englands Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Auch Heinrich Lambert verlor sein Vermögen und wollte nach Europa zurückreisen; ohnehin war seine Gesundheit geschwächt. Zuvor wollte er aber noch eine Angelegenheit in Hodeïda abwickeln, und das wurde verhängnißvoll.

Lambert hatte ein Schiff nach Zeyla gesandt, das von seinem Feinde Scharmarkay mit Beschlag belegt wurde; die Bemannung zerstreute sich, die Ladung war verloren. Nun stellte der Schiffspatron eine Entschädigungsklage gegen den Franzosen an, dieser wurde gegen Scharmarkay klagbar, der vom Pascha von Hodeïda abhing; dort wollte Lambert darauf dringen, daß der Missethäter abgesetzt werde und ihm 800 Thaler Entschädigung zahle. Ende Mai 1859 fuhr er von Aden ab, in der arabischen Barke Natschery; der Nakoda, Schiffsführer, hieß Abdul Ahy und war vom Stamme der Isa-Somali. Lambert wurde insgeheim gewarnt, er solle ja nicht abreisen, denn ein Unglück bedrohe ihn. Aber er fuhr dennoch am 30. Mai ab, um seine Klage in Hodeïda zu betreiben. Der Pascha nahm ihn freundlich auf und versprach, Scharmarkay solle Alles bezahlen; ja er gab dem Franzosen einen Säbel, welchen derselbe zum Zeichen der Belohnung dem Abu Bekr Ibrahim überreichen möge, denn dieser Letztere solle fortan an Scharmarkay's Stelle Dota, d. h. Gouverneur von Zeyla, sein.

Am 3. Juni fuhr Lambert aus dem Rothen Meere nach Tadschurra ab, und war am folgenden Tage bei den Muschasch-Inseln; dort legte der Nakoda sein Schiff in einem engen Kanale zwischen zwei Eilanden vor Anker; er wollte an dem Tage aus irgend einem Grunde von dort nicht nach Tadschurra fahren, wohin er doch sehr bequem hätte kommen können. Darüber gerieth Lambert mit ihm in einen heftigen Zank. —

So weit reicht Lambert's Tagebuch. Seit jenem 4. Juni sah man ihn nicht mehr; ein Gerücht wollte wissen,

A. de BAR SARGENT SC.

Zeyla.

die Barke Natschery habe am 5. Juni am Kap Dschibutil unfern den Muschasch-Inseln Schiffbruch gelitten, und in demselben sei Lambert mit seinen beiden Dienern ertrunken. Ein Theil der Mannschaft habe sich auf das Festland gerettet. Diese Einzelnheiten wurden durch eine Untersuchung, welche Playfair, Vicegouverneur von Aden, an Ort und Stelle vornehmen ließ, bestätigt.

Die Sache verhielt sich aber anders. Abu Bekr Ibrahim, welchem man den Säbel von Seiten des Paschas überbrachte, nahm denselben nicht an und schrieb an Joseph Lambert nach Mauritius, er wisse, daß Heinrich Lambert ermordet worden sei. Dini nämlich, ein Vetter Abu Bekr's, hatte auf der bei Kap Dschibutil an den Strand getriebenen Barke Blutspuren gesehen und einen Matrosen gefragt, was das bedeute. Die Antwort lautete: „Wir haben Hühner geschlachtet." Aber es wurde entgegnet, daß eine so große Blutmenge nicht von Hühnern herrühren könne. Darauf gestand der Matrose ein, Lambert sei ermordet worden und die Thäter hätten sich in die Berge geflüchtet.

Inzwischen hatte auch Achmet Pascha einen Kawassen abgeschickt, um einen nähern Einblick in die oben erwähnten Entschädigungsansprüche Lambert's zu gewinnen. Dieser sah auch Blutspuren und entdeckte die Kleider des Ermordeten, welche man versteckt hatte. Diesen Kawaß setzte Achmet, dem solche Aussagen nicht paßten, ab und verbannte ihn nach Dschidda, wo er jedoch seine Aussage auf dem französischen Konsulate wiederholte. Joseph Lambert aber verlangte in Paris Genugthuung für den Mord. Die Regierung that ihre Schuldigkeit und gab sofort dem Schiffskapitän Fleuriot de l'Angle Befehl, die Sache zu betreiben. Er besuchte alle oben genannten Häfen, hatte aber einen harten Stand gegen die planmäßige Trägheit der englischen Behörden, welche es mit den Türken hielten, und gegen die verschlagene List der Araber, welche ihn in die Irre führen wollten. Sechs volle Monate trödelte sich die Angelegenheit hin und her. Endlich gelang es ihm, Abdul Ahy, welcher der Hauptschuldige war, an Bord zu bringen; er hatte sich in's Land zu seinem Stamme, den Issa-Somali, geflüchtet. Man versprach ihm die Freiheit, wenn er Alles beichte, und gab ihm dafür das Ehrenwort. Am 8. Juli 1861 kam er auf das vor Zeyla liegende Schiff Somme; er war von allen Notabeln Zeylas und etwa einhundert Somalhäuptlingen begleitet. Der ganze Auftritt war malerisch: der Kapitän und die Offiziere waren in voller Uniform, die Somal in ihrer Wüstentracht; Abu Bekr trug einen kostbaren Turban von Kaschmirzeug, welches ihm der Ermordete vor zwei Jahren „als Geschenk im Namen Frankreichs verehrt hatte." Auch der Richter, Kadi, von Zeyla war zugegen. Dann sagte Abdul Ahy, anfangs zitternd, aus, er habe bei der Abfahrt von Aden noch nicht an den Mord gedacht, aber in Hodeïda eine Barke aus Zeyla getroffen; der Nakoda brachte zwei Agenten Scharmarkay's: Ali bar Omar Tur und Mohammed Nassan Robly, und sie hatten einen Brief an Anat Bel Fakil, Exbankier Scharmarkay's; dieser Letztere öffnete das Schreiben, welches den Tod Lamberts forderte, und sandte dasselbe an Achmet Pascha. Dieser zeigte sich einverstanden. Anat bewog den

Vor der Bucht von Aden.

Ali Bar und den Mohammed, sich mit dem Schiffsführer Abdul Ahy in's Einvernehmen zu setzen, und diese waren gegen ihn gleich freigebig mit Versprechungen und Drohungen; sie schworen ihm den Tod, wenn er nicht seine Hand biete. Er willigte ein, wenn man ihm einen schriftlichen Befehl ausfertigen wolle. Das geschah; er wurde mit Scharmarkay's Siegel bekräftigt; letzteres hatte Ahy Bar mit aus Zeyla gebracht. —

Als nun das Schiff, wie oben berichtet, zwischen den Muschafch-Inseln lag, nahm Lambert sein Abendbrot und legte sich schlafen. „Da gingen wir auf ihn zu, um ihn mit Knütteln todt zu schlagen. Er sprang auf und versetzte mir einen Schlag gegen die Brust, so, daß ich weiter nichts mehr machen konnte und zwei Monate lang Blut spie. Aber die Schiffsleute warfen sich auf ihn und er wurde getödtet. Das Blut strömte aus seinem Munde auf Deck und Waaren. Der Leiche banden wir Steine an die Füße und versenkten sie in's Meer. Die beiden Diener Lambert's wurden gleichfalls ermordet, das Schiff ließen wir auf den Strand treiben. Ich bin jedoch in der ganzen Sache nur der gehorsame Diener des Pascha gewesen; ich mußte meinem Herrn Folge leisten. Ich wurde mit dem Tode bedroht, falls ich Lambert nicht ermordete. Aus Furcht gab ich nach; ich war der Arm zur That, nicht die Seele."

Diese Aussagen erwiesen sich als durchaus der Wahrheit getreu. Abdul Ahy wurde, dem ihm gegebenen Ehrenworte gemäß, entlassen; aber die Anderen sollten nach Europa gebracht werden, um in Konstantinopel von der Pforte bestraft zu werden. Scharmarkay starb an Bord der Somme vor Dschidda an einer Pulsadergeschwulst. Der Bösewicht gestand ein; er sagte: er wolle europäische Kleider anlegen, das heißt: mit Türken und Arabern nichts mehr zu schaffen haben. Wenn aber ein Muselmann den Turban ablegt, dann gesteht er damit ganz von selbst ein, daß er ein schweres Verbrechen begangen habe. Noch zwei andere Schuldige starben unterwegs; einer der Matrosen verendete im Spitale zu Brest an der Schwindsucht; die übrigen brachte man nach Konstantinopel.

Dolmetscher Ismael aus Aden.

Aber zwei Männer, Ismael, ein getreuer Dolmetscher Lamberts, und Dini, ein Vetter Abu Bekr Ibrahim's (der jetzt Gouverneur von Zeyla ist, und also Scharmarkay's Stelle einnimmt), wurden im November 1861 nach Paris gebracht, wo sie bis in den März 1862 blieben. Sie wurden mit Freundlichkeit und Geschenken überhäuft, man zeigte ihnen alle Wunder einer großen europäischen Hauptstadt, auf den Bällen wurden sie von den Damen ausgezeichnet und waren eine Zeitlang Löwen des Tages.

Briefe über Polen.

Mitgetheilt von **Dr. J. Caro.***)

IV.

Die polnischen Juden und ihre Stellung.

Man kann von der polnischen Städtebevölkerung nicht gut reden, ohne der Juden besondere Erwähnung zu thun. Einerseits geben sie den Städten oder manchen Stadttheilen ein eigenes Gepräge, andererseits sind sie ein geschichtlicher Faktor von einschneidender Bedeutung. Ihre Seelenzahl beläuft sich in dem heute russischen Polen, auf ungefähr 600,000, beinahe ebenso viel, als das fanatische Königspaar Ferdinand und Isabella, um die Zeit der Entdeckung Amerikas, aus Spanien vertrieben. Doch wie ganz anders stellen sich die polnischen Juden heute dar, jenen gegenüber, die, gehetzt von der Inquisition, getreten von einem fanatischen und unwissenden Volke, dennoch mit einem sichtlichen Adel der Seele und der Erscheinung selbst die Scheiterhaufen bestiegen.

Massenhafte Verfolgungen der Juden weis't die Geschichte Polen's nicht auf; im Gegentheil, es werden die Schaaren der aus dem Westen herüberströmenden Söhne Jakob's mit jener Gastlichkeit aufgenommen, die den Polen eigen ist. Aber Schlimmeres wüthet gegen sie in diesem Lande, als Mord und Scheiterhaufen: es ist die Vernichtung der Ehre, mindestens nach außen hin. Diese sittliche Verstümmelung zertrümmert die edleren Beziehungen zu dem Allgemeinen, zum Staate, zur Gesellschaft, und die ganze Fülle menschlicher oder, wie man gewöhnlicher sagt, humaner Empfindung drängt sich in die innersten Kreise zusammen. In der Familie, in der mehr noch von der Gemeinschaft der Leiden, als von der Gemeinsamkeit des Zwecks oder der Idee fest umschlossenen Gemeinde, muß man das sittliche Vermögen aufsuchen, das diesen Volksstamm, trotz der Schicksale, welche kein Analogon in der Weltgeschichte haben, über den Sturmfluten erhalten hat. Aus der Familie und der Gemeinde heraus entwickelt sich auch weiterhin ihre Kulturwirkung, gerade wie bei den Deutschen, deren Kulturmission auch vom Staate schon lange nicht mehr getragen wird.

Deutsche Schriftsteller, sobald sie über Juden und polnische Juden insbesondere reden, werden in der Regel zu lauter Juvenalen.**) Wie wohlfeil ist da der kleine Witz über die langen Röcke, über die langen Schläfenlocken, über den ungeschorenen Bart, und besonders über das barbarische — Gemauschel. Aber mir ist es noch nicht vorgekommen, daß das nationale Gewissen Einem von ihnen zugerufen hätte: Der Jargon der polnischen Juden ist weder ein Erbtheil des Mausche — noch des Judas, sondern es ist Deutsch, ein Denkmal deutscher Geschichte, so gut wie die Spitzbogenfenster und aufstrebenden Thürmchen der Nürnberger Häuser und Kirchen. Doch wir wollen der Reihe nach verfahren.

Auf dem siebenten und achten Felde der Gnesener Kathedralthüren, welche zwischen 1117 und 1180 angefertigt wurden, und welche Scenen aus dem Leben des Bischofs Adalbert nach den Lebensbeschreibungen des Johann Canaparius und des Bischofs Bruno enthalten, sind zwei Darstellungen angebracht, welche ein Zeugniß für die Anwesenheit der Juden zu den Zeiten des heiligen Adalbert in Polen ablegen. Allein sowohl dieses als andere Anzeichen deuten doch nur auf kleine Häuflein hin, die sich später in den russischen Steppen und in der tatarischen Horde verloren haben müssen. Größere Einwanderungen fanden nach der Angabe des böhmischen Chronisten Cosmas von Prag um die Zeit der Kreuzzüge statt, als der furor teutonicus eine Richtung genommen hatte, die von der religiösen Versenkung des Mittelalters vorgeschrieben war. Damals zerstreuten sich die deutschen Juden, gehetzt von den deutschen Rittern, über alle Theile der damals bekannten Welt, und trugen Reminiscenzen deutscher Nationalität und besonders deutsche Sprache an Orte, wohin selbst der keine Entfernung vom Mutterlande scheuende deutsche Kolonist nicht gedrungen war. Daher kam es, daß fast alle Juden des Abendlandes, vom Fuße des Kaukasus an bis zu den silbernen Fluten des Tweed und Clyde, durch deutsche Mundart sich verständigten, deutsch sprachen, und sogar (mindestens die Frauen) deutsch beteten.

Keiner Nationalität nämlich haben sich die Juden innerlich so sehr assimilirt, als der deutschen, trotz einem doch wiederum beispiellosen Antagonismus der beiden Racen, welche in ihrer Vermischung eine geistig und körperlich ungemein bevorzugte Art ergeben, wie mir der Herr Herausgeber des Globus, welcher, wie ich weiß, in dieser Beziehung eingehende Beobachtungen angestellt hat, wohl bezeugen wird.*) Doch das nur beiher. So aber haben wir es uns zu erklären, daß fast alle Juden Polens deutsch sprechen. Erst in neuester Zeit, seit dem Aufkommen des „Nationalitätenprinzips", machen manche Juden in Polen rührende und rührige Anstrengungen, um sich die Landessprache als Verkehrssprache anzueignen, und sie haben es zum Theil, namentlich in den großen Städten, schon dahin gebracht, daß sie eine Vergessenheit der deutschen Sprache affektiren können!!

Das Uebergewicht der polnischen Juden im Verkehr und Handel beruht meist auf ihrer höhern Bildung. Bildung bei polnischen Juden? Ja doch, Bildung! Jeder polnische Jude kann lesen und schreiben, was bekanntlich nicht jeder polnische Edelmann kann, und von den polnischen Bauern nur die allerwenigsten verstehen. Sie lesen und schreiben nicht polnisch, nicht deutsch, sondern nur hebräisch, aber das ist nur eine bloße Form; sie schreiben deutsch mit hebräischen Lettern. Ich habe von einem polnischen Juden Glossen zu Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", in hebräischen Lettern geschrieben, gesehen, die im Deutschen abgedruckt zu werden verdient hätten. O noch mehr! In Galizien kam ich spät Abends in ein Dorf. Es regnete draußen und war so stockfinster, daß ich meine kleine Hand-

---

*) Von Herrn Dr. J. Caro wird demnächst in der Heeren-Ukert'schen Sammlung eine Geschichte Polens erscheinen; sie bildet die Fortsetzung jener, welche Professor Röpell in Breslau begonnen, von welcher derselbe aber nur einen Band geliefert hat. Herr Caro hat im vorigen Jahre viele polnische Archive durchforscht, und schon 1861 eine sehr werthvolle Monographie veröffentlicht: „Das Interregnum Polens im Jahre 1857, und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski. Nach den Quellen bearbeitet. Gotha 1861."

**) Natürlich nehme ich meinen hochverehrten Freund Bogumil Golz aus.

*) Die Sache hat ihre volle Richtigkeit. Seit manchem Jahre habe ich derselben Aufmerksamkeit zugewandt und gefunden, daß die Erzeugnisse aus Mischehen zwischen jüdischen und deutschen Leuten in überwiegender Mehrzahl ganz vortreffliche Menschenexemplare bilden. Diese Blutmischung thut gut; es muß eine Art von innerer Wahlverwandtschaft, von geistiger Affinität vorhanden sein. Das germanische Element gewinnt physisch wie psychisch bald die Oberhand, der semitische Typus tritt zurück. Unter den sehr vielen Mischehen dieser Art, welche ich zu beobachten Gelegenheit nahm, habe ich keine unglückichen gefunden, wohl aber viele, in jeder Beziehung exemplarische. Es ist als ob bei den Produkten jüdisch-deutscher Mischehen die guten Eigenschaften der beiden Typen vorwiegend zur Geltung kämen; bei denen aus slawisch-jüdischen Verbindungen, die übrigens weit seltener vorkommen, habe ich ein solches Vorschlagen der guten Eigenschaften an den Mischlingen nicht wahrnehmen können. A.

laterne vorn an die Deichsel des Wagens hängen lassen mußte. Im ganzen Dorfe waren die Lichter bereits ausgelöscht, nur in einem Hause glänzten die Fenster noch in die dunkle Nacht hinaus. Dort fuhren wir vor. Darin wohnte der „Randar" (Arrendator), der einen Schank hielt. Ein Rembrandt'sches Bild! Auf dem Kamin prasselten einige „Scheit" Kiefernholz. Auf dem Schenktische brannte ein dünnes, gezogenes Unschlittlicht, daneben stand eine Flasche und ein Branntweingläschen. Um den Tisch herum saßen fünf Bauern in ihren blauen Kitteln. Oben stand, gegen das Licht gewendet, der Arrendator, eine hohe, dünne Gestalt mit brennend rothen Haaren; in den Händen hielt er ein Buch, aus welchem er den Bauern vorlas — nein, vortrug, bald polnisch, bald in dem jüdisch-deutschen Jargon; mit lebhaften Geberden begleitet er seine Rede, und jeder Satz aus dem Buche giebt ihm Veranlassung zu weitläufigen Auseinandersetzungen. Was ist das für ein Buch? „Die Erzählung von der schönen Genovefa!" — ein deutsches Volksbuch.

Ueberhaupt ist der Verkehr zwischen polnischen Juden und Bauern, wenn nicht die Geistlichkeit verhetzend und fanatisirend dazwischen tritt, von einer rührend naiven Humanität. Der Jude ist des Bauern Rathgeber in schwierigen Verhältnissen, sein Arzt in Krankheitsfällen, sein Advokat in Prozessen, sein Wohlthäter in der Armuth, sein Leihhaus im Falle der Geldverlegenheit. Wenn die Schuld auf das Bauerngut eingeschrieben ist, dann nimmt der Jude fast gar keine Geldzinsen; der Bauer bringt sie freiwillig — bald einen Scheffel Weizen, bald ein Viertel Roggen, eine Gans, ein Huhn, eine Ente, eine Mandel Eier, einen Sack Kartoffeln u. dgl. Wenn der Bauer zu Markte geht, hat er fast immer Etwas im Korbe: „dla zyda" (für den Juden). So naiv gemüthlich redet er auch mit ihm; sie duzen sich und der Bauer nennt ihn stets: „Herr Jude-Schneider" oder „Herr Jude-Schuster" oder „Herr Jude-Kaufmann". Auch der Edelmann verkehrt freundlich mit dem Juden, besonders wenn er Geld braucht, aber immer in der Art, wie man, wenn man bei Laune ist, mit einem possirlichen Hunde freundlich thut. Er trinkt mit ihm, er fährt mit ihm, er handelt mit ihm, aber bricht die Laune hervor, so läßt er ihn — obgleich der Jude vielleicht graue Haare hat — mit Kränkung aller Menschenwürde „Mah josis" tanzen, d. h. Affensprünge machen.

So ist des Juden Stellung nach Außen hin. Nicht so, wie Heine sagt: „Hund mit hündischen Gedanken", sondern manchmal erfüllt von adeligen Gefühlen, getragen von rein menschlichen Gedanken der Treue, Liebe und Menschlichkeit — aber behandelt wie ein Hund.

In der Familie aber und in der Gemeinde ist er ein Bürger — in des Wortes verwegenster Konsequenz. Sein ganzes Streben, sein ganzes Dichten und Trachten, seine Haltung, sein Haus, sein Anzug, die Erziehung, die er seinen Kindern giebt, beruht auf einem einzigen Prinzip, das sich in dem Worte „bekowed" (in Ehren) ausspricht. Er hat ganz eigenthümliche Begriffe von der Ehre. Wie beim bekannten „Krautjunker" besteht ihm der Inhalt der Ehre nicht gerade in allerstrengster und unzweideutiger Moral, sondern in einer Anzahl willkürlich begrenzter Begriffe, die bei jenem, dem Junker, in falsch verstandener historischer Stabilität, bei dem polnischen Juden in eben so falsch aufgefaßter religiöser Stabilität ihren Grund haben. Dem polnischen Juden gilt als besondere Ehrlosigkeit jede Verletzung der Keuschheit, jede Bestrafung durch die öffentliche Gewalt, jeder brüske Bruch mit der herkömmlichen Form der Religionsübung — aber auch die Unwissenheit und die Armuth. Die letztere schändet nicht gerade, aber sie läßt doch nicht zu, daß man „bekowed" leben kann. Reich, gelehrt und geachtet, oder besser geehrt zu sein, darin liegt der höchste Ehrgeiz des polnischen Juden.

Sehen wir uns sein Haus an. Ein Zimmer, „die Putzstube", ist gewiß mit irgendwelchen Luxusgegenständen geschmückt. Sollte er auch das ganze Jahr auf harter Pritsche schlafen; in der „Putzstub" muß ein Kanapee oder ein türkisches Sopha (Ottomane) stehen. An den Fenstern hängen stets Gardinen. Im Winter ist das Zimmer fast immer überheizt, in der Mitte hängt ein Kronleuchter von Glas oder Bronze, auf dem am Freitag Abend die Lichter angezündet werden. In einer Ecke summt den ganzen Tag der „Samowar" (eine überaus praktische, russische Theemaschine), denn bei der angebornen Mäßigkeit der Juden im Trinken ist der massenhafte Genuß des Thees zumeist das Reizmittel, womit sie sich gegen das Landesklima in Harmonie setzen. Dafür ist ihre Küche reichhaltiger und nur wegen unerträglich scharfer Würzung nicht schmackhaft. Unvergleichlich gut kochen sie alle Arten von Fischen.

Die vielbesprochene Kleidung der Juden in Polen, die aus einem langen Rocke (Chlat), bald mit bald ohne Taille, einer pelzverbrämten Mütze und einem seidenen Leibgürtel besteht, ist nichts weniger als specifisch-jüdischen Ursprungs, sondern ist eben nur den Juden der Slawenländer eigen und ihnen mit den Slawen gemeinsam. Die eigenthümliche Haar- und Barttour beruht auf buchstäblicher Befolgung des Verbotes im 3. Buche Moses Kap. 21, V. 5. (— „Er soll auch keine Platte machen auf seinem Haupte, noch seinen Bart abscheeren und an ihrem Leibe kein Mahl pfetzen". —)

Nur in manchen Städten Polens wohnen die Juden in abgesonderten Vierteln; in den meisten, namentlich kleineren, hausen sie unter ihren christlichen Mitbürgern. Wenn die Uebung der Ceremonien ein Heraustreten aus den Räumen des Hauses fordert, sind sie unbekümmert darum, ob die Seltsamkeit den Spott der Christen herausruft. Sie verstecken ihre religiöse Uebung nicht, ja zeigen dieselbe bisweilen mit einem gewissen Selbstbewußtsein. Namentlich wird die augenfällige Laubhütte am Laubhüttenfeste gern gezeigt. Seltsam genug sieht dann die Judenstraße aus. Aus Brettern werden vor dem Hause vier Wände zusammengezimmert und statt des Daches eine Menge Baumäste mit lebendigem Laub aufgethürmt. Im Innern werden die Wände mit seidenen, leinenen oder damastenen Decken behängt. Schnüre, auf denen zahllose Roßkastanien aufgezogen sind, schmücken die Wandkanten, und Blumen- oder Laubgewinde ziehen sich an der Decke bis in die Mitte hin, wo ein großer Kürbiß hängt, dessen Samengehäuse sorgfältig ausgeleert ist. In dem Kürbißfleische sind passende Inschriften ausgeschnitten und ein Licht, das im Innern angezündet wird, läßt die Buchstaben transparent erscheinen. In dieser Hütte ist mit weißem Linnen der Tisch gedeckt und ein Paar silberne oder blankgescheuerte Messingleuchter stehen in der Mitte. Ist das Mahl, ob reichlich ob kärglich, gehalten, dann singt der polnische Jude seine eigenthümlichen Synagogengesänge, die halb in jenen slawisch-elegischen Molltonarten, halb in den phrygischen und lydischen Weisen der altersgrauen Anfänge der Musik erklingen. Unbewußt knüpft er die Jahrtausende an einander; in dem gesummten Liede ruht seine von Druck und Qual ermüdete Seele; hier ist er kein Hund, keines Menschen Knecht, hier fühlt er sich so gut wie alle Anderen, besser noch, mehr noch — — ein Kind des allmächtigen Vaters im Himmel.

Und nachhaltig ist die Wirkung solcher sittlichen Augenblicke. Kein Volk der Erde kann sich gleicher Wohlthätigkeit rühmen, als die polnischen Juden. Freilich geben sie unvernünftig, unüberlegt. Sie erziehen förmlich die Bettler und schaffen der Arbeitsscheu und der Bettelei eine bedenkliche Zuversicht. Das Vertrauen auf ihre gutherzige Unterstützung ist so groß, daß leider eine beträchtliche Anzahl von Individuen darauf allein ihre Lebenshoffnungen bauen. Ich kenne Leute, die mehr als die Hälfte ihres Einkommens Jahr aus Jahr ein — an arme Leute — (ich kann es bei der Unvernunft ihrer Vertheilung nicht anders nennen) vergeuden. Keine Gemeinde ist ohne ein Krankenhaus, keine ohne ein Lehrhaus, dessen Besucher auf Unkosten der Gemeinde erhalten werden. Nie appellirt man an die Wohlthätigkeit der Juden umsonst. Daß sie keinen Unterschied der Konfessionen dabei machen, ist bekannt.

Es ist bei so vielen vortrefflichen Eigenschaften, zu denen noch eine außerordentliche geistige Rührigkeit und ein scharfer Verstand kommen, ungemein beklagenswerth, daß die polnischen Juden so wenig den Forderungen der Gesellschaft, die sie umgiebt, sich akkomodiren. Es mag zum Theil wahr sein, daß die Gesellschaft auch eigentlich keine Forderungen an sie stellt, weil eine gewisse — nennen wir das Kind mit dem rechten Namen — Unflätigkeit sie abstößt, eine äußerliche und wohl auch innerliche Unsauberkeit. Allein es ist dabei schwer zu unterscheiden, was Ursache und was Wirkung ist. Es ist seiner Zeit wenig besser in Deutschland gewesen, und doch ist in so kurzer Zeit ein so großer Prozeß der Civilisation vor sich gegangen. Freilich bringt das deutsche Volk andere Fonds zu solchen Missionen mit sich, als das polnische. Aber wo es Menschen giebt, die der Liebe und der Freude fähig sind, da ist die Hoffnung wohlbegründet, daß sie auch das Gute und das Schöne in gleicher Weise einst erfassen werden.

Selten freilich wird dem polnischen Juden Freude zu Theil. Die einzigen Freuden, die er hat, beziehen sich auf die Familie. In ihren Gemeindefesten lastet noch der Schmerz einer staatlichen und bürgerlichen Unterdrückung, deren Verschwinden kaum in unseren Tagen erst begonnen hat. Nur einmal im Jahre wird die Freude so laut, daß sie bis zur Straße hinausschallt — am Tage der Thorafreude. Frauen umkränzen die Gesetzrollen im Lehrhause mit Blumengewinden; Matronen werfen den Knaben und Mädchen Bonbons, Mandeln und Rosinen zu; unter den Männern kreis't der Becher und Lieder erschallen im Chor. Der Rabbiner nimmt die Thora in die Hand, das ganze Häuflein ordnet sich zum bunten Zuge. Ueber dem Rabbi wird ein Baldachin getragen; vor- und nebenan ziehen die Aeltesten der Gemeinde. So geht's über die Straße weg. Die Buben spotten hinterdrein, und bisweilen wirft die Bosheit auch wohl gar einen Stein dazwischen. Was gilts? wo die Freude herrscht, da ist für Haß kein Raum. Und Freude, wirkliche Freude herrscht. Greise warden zu Kindern, sie springen so rüstig vor ihrem Kleinod her, die langen Röcke flattern im Winde, weit geöffnet sind die Pforten der lichterstrahlenden Synagoge, jener Synagoge, die, gleich der Kirche, gleich der Moschee, gleich jedem Gottes- oder Götterhaus, eine Trösterin ist gegen den Ungestüm des Schmerzes wie der Freude.

Aus Bayard Taylor's Reise in Lappland.

Zweiter Artikel.

Aufenthalt in Kantokeino. — Die Strenge eines lappländischen Winters. — Die Muckerversuche unter den Lappen. — Fanatismus und Mordthaten. —

Während meines Aufenthalts in Dresden hatte mir mein Freund Alexander Ziegler einen Empfehlungsbrief des Hammerfester Kaufmanns Berger an seinen Haushälter in Kantokeino verschafft. Schon in Muoniovara aber hatte ich erfahren, daß Herr Berger sich gegenwärtig in Kantokeino selbst aufhalte, so daß ich ihm dort nur seinen eigenen Brief zu übergeben brauchte. Wir kamen indeß so spät an, daß ich im Gasthause zu übernachten beschloß. Das einzige Zimmer desselben war aber ganz vollgestopft von Lappen; dazu gesellte sich der erstickende Rauch von Birkenreisig, den ich bereits kennen gelernt hatte. Ehe ich mich dieser erstickenden Atmosphäre aussetzen wollte, beschloß ich, lieber unter meinem Pulk im Schnee liegen zu bleiben. Der lange Isaak aber führte uns zum Hause des „Länsmanns“ oder Bürgermeisters, wo wir anklopften. Hier trat uns Herr Berger selbst entgegen und redete uns in fließendem Englisch an. Sogleich wurden wir in ein hübsch eingerichtetes Zimmer geführt, vor uns stand eine reichbesetzte Tafel, und als wir uns in dem schneeweißen Leinenzeuge der Betten ausstreckten, waren alle Leiden der Reise vergessen und wir priesen die Civilisation, die sich bis hierher erstreckte.

Der Länsmann sprach ziemlich gut englisch. Außer ihm und Herrn Berger bestand die civilisirte Bevölkerung Kantokeinos noch aus einem Studenten der Theologie, der die lappische Sprache lernte, und dem Pastor Hvoslef. Der Ort wird vom nordischen Eismeere durch das unbewohnte Kiölengebirg und von den finnischen Niederlassungen am Muonio durch das öde Tafelland getrennt, welches wir so eben durchreis't hatten. Als Mittelpunkt eines Landstriches, in dem die Lappen während des Sommers mit ihren Rennthierheerden umherziehen, ist Kantokeino doch ein Platz von einiger Wichtigkeit, besonders für den Handel und die Kultivirung der Lappländer. Die erste Kirche ward unter Karl XI. im Jahre 1660 hier erbaut. Später siedelten sich auch einige Finnen an, doch vermischten sie sich allmälig mit den Lappen, so daß man augenblicklich wenig unvermischtes reines Blut hier findet. Zu bemerken ist, daß die Norweger fälschlicherweise die Lappen Finnen und die Finnen Quänen nennen.

Kantokeino liegt in einem flachen Becken, das sich nach Nordost öffnet. Obgleich es nur 835 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, kommt doch kein Gewächs in der unfruchtbaren Gegend fort und blos schwarze Hütten unterbrechen die Schneeeinöde. Nur mit der größten Schwierigkeit kamen einigemal Kartoffeln zur Reise; die frühen Herbstfröste tödten alles Pflanzenleben. Außer Rennthierfleisch, Milch und Käse bringt die Gegend nichts hervor. Das Getreide wird aus einer Entfernung von 112 engl. Meilen, aus Altensfjord, geholt. Da die Wege nur im Winter fahrbar sind, so kommt Alles gefroren an. Die Kartoffeln sind so hart wie Kieselsteine, Zucker und Salz werden felsenfest und selbst der Wein erstarrt. So bewahrt man die Lebensmittel bis zum Gebrauch auf, wo man sie dann schnell am Feuer aufthaut. Der Geschmack leidet dabei wenig, und ich aß an der Tafel des Länsmanns Kartoffeln, Kohl und eingemachtes Obst, denen man es nicht anmerkte, daß sie gefroren gewesen waren.

Früher war der Ort im Sommer ganz verlassen, und nur im Winter besucht. Seit einigen Jahren jedoch hat sich die ständige Einwohnerschaft vermehrt und während des ganzen Jahres wird Kirche gehalten. Der Winter ist die rechte Jahreszeit, in der man die Lappen in ihrem charakteristischen Thun und Treiben studiren muß; dann befinden sich etwa achthundert derselben hier, während im Sommer ihre Zahl unter hundert sinkt. Viele Familien, besonders jene, in deren Adern auch finnisches Blut fließt, leben in Holzhütten, die mit einem Herde und ein oder zwei Fenstern versehen sind; die meisten aber bewohnen Erdhütten, welche großen Maulwurfshügeln gleichen; sie sind mit Schnee überdeckt und man würde sie nicht für menschliche Wohnstätten halten, wenn der aufsteigende Rauch sie nicht als solche verriethe. Zu beiden Seiten des Flusses stehen die Vorrathshäuschen der Lappen, in denen sie ihre Geräthe während ihrer Sommerwanderungen aufbewahren; jene

sind auf Birkenpfählen errichtet, um die Ratten und Mäuse vom Eindringen abzuhalten. Die Kirche steht auf einer kleinen Erhöhung und der Belfried oder Glockenthurm abseits allein, wie es in Schweden gebräuchlich ist.

Am andern Morgen um 10 Uhr war es schon so hell genug, daß ich lesen konnte. Der südliche Himmel glich einer Flut von goldenem und orangegelbem Licht und war hier und da mit einigen rothen Wölkchen betüpfelt. Wir gingen in die Kirche, um dem lappischen Gottesdienste beizuwohnen. Da Pastor Hvoslef krank war, so las der lappische Schulmeister nur einige Gebete in der ungeheizten Kirche. Man erwärmt diese deshalb nicht, weil die alten Rennthierkleider und der gefrorene Schmutz der Lappen aufthauen und einen schrecklichen Geruch verbreiten würden. Gewöhnlich ist die Kälte draußen und die Temperatur im Innern der Kirche dieselbe, und der gefrorene Athem des Schulmeisters fiel wie eine frostige Wolke von dem Manne herab, so daß dieser zeitweilig nicht zu sehen war. Pastor Hvoslef versicherte mich, bei einer Kälte von 35 Grad unter Null (Fahrenheit) gepredigt zu haben. „Dann, erzählte er mir, froren mir die Worte vor dem Munde und fielen wie ein Schneeschauer auf die Häupter der Andächtigen." Er mußte mir recht geben, daß bei einer solchen Kälte die Andacht mit einfröre, da Jedermann an den Schutz seines Körpers denke. —

Der Himmel hatte sich unterdessen immer mehr aufgehellt. Die Orangefarbe ging in Rosa über und die schneebedeckten weißen Hügel hoben sich gegen den karminrothen Streifen am Horizonte scharf ab. Etwa um halb elf Uhr schoß ein lichter rother Streifen auf, der allmälig in eine feurige Flamme überging, welche sich langsam westwärts bewegte, so daß wir jeden Augenblick das Auftauchen der Sonnenscheibe erwarteten. Als die Uhr des Länsmanns gerade Mittag zeigte, war der Glanz der Flammensäule am stärksten. Bald aber wurde er schwächer; die Farben des Firmaments begannen in derselben Ordnung, wie sie sich eingestellt hatten, zu verschwinden. Die Sonnenscheibe erschien uns nicht und wir hatten einen Tag ohne Sonne gesehen.

Ich ging in das Haus des Schulmeisters, um eine Skizze von Kautokeino aufzunehmen, doch die Fensterscheiben waren so dick überfroren, daß ich nicht hindurchsehen konnte und genöthigt war, im Freien mit bloßen Händen zu arbeiten. Dann brachten wir den Nachmittag beim Länsmann zu. Fortwährend kamen Lappen, um uns anzustaunen, da sie gehört hatten, wir seien aus Amerika. Durch Herrn Berger ließen sie sich über unsere Religion und Gesetze unterrichten. Nicht wenig waren sie erstaunt, daß sie die drei norwegischen Einwohner des Ortes ohne Schwierigkeit mit uns sprechen hörten. Der einarmige Schulmeister des Dorfes, Lars Kaino, kam zu mir und bot mir Bezahlung an, wenn ich ihn abzeichnen wollte. Ungläubig willigte er ein, als ich ihn umsonst zu zeichnen versprach, unter der Bedingung, daß auch sein Weib mit portraitirt werde. Am nächsten Morgen erschien er in seinen Festtagskleidern, die von blauem Tuch und mit Roth und Gelb besetzt waren. Furchtsam begleitete ihn sein etwa 25 Jahre altes Weib; sie hatte ein flaches rundes Gesicht und schlug während der ganzen Sitzung ihre Augen nicht auf. Lars erhielt einen halben Dollar von mir, und als dies bekannt wurde, stürmten alle Lappen von Kautokeino und sogar aus entfernteren Gegenden auf mich ein, damit ich sie abbilden solle. Doch das kurze Tageslicht erlaubte mir nicht viel zu zeichnen, und außerdem fanden sich hier wenige Lappen von reinem, unvermischtem Blute.

Ich hatte jetzt schon genug Lappen gesehen, um meine Vorurtheile über sie aufzugeben und sie beurtheilen zu können. Die Verwandtschaft mit der finnischen Race wird sowohl durch die Sprache als die Gesichtszüge der Lappen angezeigt; doch konnte ich mongolische Spuren an ihnen nicht wahrnehmen. Sie sind fetter und auch hübscher als die nordischen Ausläufer dieser Rasse und gleichen den Eskimos in nichts als in ihrer rohen, schmutzigen Lebensweise. Den Unterschied zwischen Lappen und Finnen findet Leopold von Buch im Gebrauche der Dampfbäder bei Letzteren und dem Abscheu vor dem Wasser der Ersteren.

Obgleich alle Lappen zum Christenthum bekehrt sind und keiner heirathen darf, bevor er nicht lesen kann, so ist doch an die Stelle des alten Aberglaubens in mancher Beziehung nur eine neue Form desselben getreten. Die Mäßigkeitsvereine haben unter ihnen viel Gutes gewirkt und mit der Sittlichkeit steht es im Allgemeinen so wie in Schweden und Norwegen überhaupt. Der Gebrauch, mit den Gästen das Ehebett zu theilen, ist, wenn er je existirte, gänzlich verschwunden. Aber Diebstahl ist nicht selten; von schwereren Verbrechen hört man nichts.

Seitdem das Heidenthum bei den Lappen dem Christenthum Platz gemacht hat, ist die Romantik verschwunden. Die Zeiten der Zauberer, welche silberne Grotten in den Kiölengebirgen entdeckten, sind vorüber; Alles hat hier einen frommen und gewöhnlichen Anstrich genommen; die unbedeutenden Reste der Volkspoesie haben sich verloren, und statt der Gesänge, welche man an die Geister der Winde, Wolken und Berge richtete, behaupten lappische Mucker, vom heiligen Geiste besessen zu sein. Jedenfalls wäre es für einen Reisenden interessanter, einen Hexensabbath als ein Muckerkonventikel in Lappland zu beschreiben. —

Ich bemerkte oben, daß bei den Lappen ein Aberglauben an die Stelle des andern getreten sei; als Beleg können Excesse dienen, die in Kautokeino 1853 stattfanden. Durch die Predigten des Lastadius und anderer Missionäre brach unter den Lappen eine muckerische Seuche aus, die sich in der Form von Verzückungen, Visionen und Besessensein offenbarte. Die ganze Gegend ward davon angesteckt und viele Ruhestörungen waren die Folge. Es war nichts Ungewöhnliches, daß ein Lappe mitten im Gottesdienste erklärte, vom heiligen Geiste besessen zu sein, und verlangte, daß man seine Erweckungen anhören solle. Der frühere Länsmann sperrte die meisten Ruhestörer ein; dieses reizte die Fanatiker so, daß sie eine förmliche Verschwörung anzettelten, welche in den Sommermonaten weiter ausgebrütet wurde.

Was nun folgte, erzähle ich nach dem Berichte, den ich aus Pastor Hvoslef's eignem Munde habe. Eines Morgens früh im Oktober, als die Lappen von ihren Sommerwanderungen heimgekehrt waren, ward Hvoslef von der Frau eines Kaufmanns aus dem Schlafe aufgeschreckt; sie berichtete mit Entsetzen, daß man ihren Mann ermordet habe. Der Pastor ging mit und fand den Mann todt auf der Hausflur liegen; unterdessen stürmte eine Bande von etwa dreißig Lappen, darunter die meisten der vom heiligen Geist erleuchteten, das Haus des Länsmanns, den sie mit ihren Messern und Keulen ermordeten. Dann banden sie den Pastor Hvoslef und seine Frau, peitschten beide mit Ruthen und erklärten, sie tödten zu wollen, wenn sie die göttliche Sendung ihres Propheten nicht anerkennen würden. — Durch Zuzug anderer vernünftig gebliebener Lappen ward Hvoslef aus seiner mißlichen Lage befreit und die Verräther wurden gefangen genommen. Die Haupträdelsführer wurden hingerichtet, die anderen hatten im Gefängnisse zu Christiania zu büßen. Seitdem hat sich die Muckerei unter den Lappen etwas gelegt, doch im Geheimen dauert sie noch fort.

Als ich den Pastor Hvoslef, einen ächten Ehrenmann, besuchte, fand ich in seinem Hause etwas, was ich nicht im Herzen Lapplands erwartet hätte, nämlich ein Piano. Frau Hvoslef spielte uns allerlei beliebte Sachen, und als sie endlich den „Yankee Doodle" begann, erscholl so etwas wie ein indianischer Kriegsruf aus Braisted's erstauntem Munde. Das hatten wir Amerikaner hier nicht erwartet.

Die Sklavenjagden der Europäer am Weißen Nil.

Vor einiger Zeit entwarfen wir eine Schilderung der sudanesischen Hauptstadt Chartum (Globus II, Nr. 24), und des elenden „Abschaums", aus welchem fast alle dort wohnenden Europäer bestehen. Wir finden jetzt wieder Beweise für das dort Gesagte und wollen sie mittheilen. Sie gewähren einen Einblick in die entsetzliche Niederträchtigkeit und Verwilderung, welche in den Regionen am Weißen Nil im Schwange geht.

Ein Reisender, welcher jüngst Abessinien durchwanderte, James W. Baker, schreibt aus Chartum vom 20. September 1862 Folgendes:

Aegypten und der Sudan werden mit Sklaven versorgt, welche alljährlich zu Tausenden bei den Stämmen am Weißen Nil geraubt sind.

Das Hauptquartier, von welchen in jedem Jahre die Expeditionen ausziehen, ist hier in Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan, am Zusammenflusse des Weißen und des Blauen Nils. Hier residirt ein ägyptischer Generalgouverneur, hier haben England, Frankreich und Oesterreich Konsuln. Die schwarze Bevölkerung der Stadt besteht aus dem Abschaume des Menschengeschlechts, und dieser Abschaum wird von den weißen Kaufleuten bei den Raubzügen auf dem Weißen Nil verwandt. Die Kaufleute sind Europäer, Syrer, Türken und Araber.

Der Weiße Nil liefert an Erzeugnissen vorzugsweise nur Sklaven und Elfenbein. In früheren Jahren tauschte man Elfenbein vorzugsweise gegen Glasperlen, kupferne Ringe und Lanzenspitzen ein, aber durch Konkurrenz sind die schwarzen Stämme mit diesen Artikeln dermaßen überschwemmt worden, daß diese sehr wohlfeil geworden sind, das Elfenbein hingegen im Preise stieg. So bildet jetzt fast allein nur Rindvieh das Tauschmittel in diesem Handel. Nun kann man von Chartum aus das Vieh nicht so weit stromauf bringen, die Kaufleute sind Flußpiraten geworden und treiben ihr Geschäft in folgender Art.

Der Kaufmann sendet von Chartum aus eine Partie von 80 bis etwa 200 bewaffneten Leuten in Segelschiffen aus. Diese sind reichlich versorgt mit Schießbedarf, mit kupfernen Ringen, Glasperlen und dergleichen; damit werden diejenigen Eingeborenen bezahlt, welche das Elfenbein von den Stationen (die oft weit landein liegen) nach den Schiffen bringen.

Sobald diese Kauffahrer oder, richtiger gesagt, Strompiraten, in eine Gegend kommen, wo der eingeborene Stamm viel Rindvieh besitzt, gehen sie an's Land, umzingeln ein Dorf, schießen auf die Einwohner, stecken die Hütten in Brand, tödten die Männer und treiben Vieh, Weiber und Kinder fort. Nun haben sie Vieh als Zahlmittel; die menschliche Beute wird mit Stricken zusammengebunden und nach den Schiffen getrieben. Inzwischen sind ein paar tausend Häupter Rindvieh geraubt, und mit diesen zieht eine starke Abtheilung Bewaffneter nach dem Innern zu solchen Stämmen, welche viel Elfenbein liegen haben. Ist solch ein Stamm schwach, dann macht man nicht viel Umstände mit ihm und nimmt ihm seine Habe fort; ist er stark, dann beginnt man den Tauschhandel und schafft das dadurch erworbene Elfenbein nach den Schiffen.

Aber durch diesen Tauschhandel ist nun der Vorrath an Rindvieh erschöpft. Was sollen die Piraten dann anfangen? Sie wissen Rath zu schaffen, denn sie schließen einen Bund mit irgend einem andern Stamme, welcher mit jenem, der eben sein Elfenbein gegen Vieh vertauscht hatte, in Feindschaft steht. Mit jenem zweiten ziehen die Strompiraten gegen den erstern und nehmen ihm alles Vieh wieder ab. Die eine Hälfte bekommt der neue Verbündete für seinen Beistand; die zweite Hälfte erhält er auch, muß aber dafür Elfenbein geben.

So hat der Strompirat schon zwei Ladungen Elfenbein umsonst, aber nun mangelt es ihm abermals an dem unentbehrlichen Zahl- und Tauschmittel. Er muß wieder Rindvieh haben, schließt also eine neue Allianz mit irgend einem andern Stamm und beraubt seinen letzten Verbündeten. Solchergestalt bekommt er nicht selten durch wiederholten Raub das gestohlene Vieh drei bis vier Mal in seine Hände und bezahlt damit ebenso oftmals Elfenbein, das neben den geraubten Sklaven in den Schiffen geborgen wird.

Nachdem diese Razzias einen guten Ertrag gegeben haben, fahren die Schiffe nach den befestigten Faktoreien, deren diese Piraten-Kaufleute manche in verschiedenen Gegenden besitzen. Sobald Sklaven und Elfenbein dort geborgen sind, segeln die Schiffe wieder fort, um einen neuen Raubzug zu machen, und wenn sie solchergestalt volle Ladung haben, fahren sie nach Chartum zurück. Die Mannschaft erhält den Betrag ihres Soldes in Sklaven ausgezahlt, und zwar in der Weise, daß ihr nur etwa der dritte Theil des Marktwerthes, welchen ein Sklave hat, angerechnet wird; dadurch stachelt man ihre Lust an. Die Sklaven werden losgeschlagen, sobald sich eine passende Gelegenheit darbietet; man legt ihnen Handschellen an, giebt ihnen um den Hals eine Stange, und sie müssen in langer Reihe, zusammengefesselt, gehen.

Die Scheußlichkeiten, welche diese von den Chartumer Kaufleuten ausgeschickten Banditen verüben, spotten aller Beschreibung. Jetzt will ich aber nur die Thatsache selber feststellen und hier nicht auf Einzelnheiten eingehen. Diese Chartumer Halunken sind auf das Menschenjagen so versessen, daß ich mir keine Leute zur Fahrt nach Süden verschaffen kann. Ein Engländer, den sie als einen Gegner dieses Sklavenraubes und Sklavenhandels kennen, bekommt keine Leute. Ich muß bemerken, daß in einigen Fällen auch die britische Flagge auf dem Weißen Nil Sklavenladungen deckt. —

So lautet das Schreiben Baker's, welches wir in der Times fanden. Gleichzeitig lasen wir aber auch einen Brief Lejean's aus Chartum an die Redaktion von Ed. Charton's Le Tour du Monde. Er ist ohne Datum; wir wollen denselben mittheilen, weil Baker's Angaben dadurch bestätigt und vervollständigt werden.

Also Lejean schreibt: — Ich bin in Chartum, wo man mich zu allen Henkern wünscht. Das thut auch der alte T. (— wahrscheinlich Thibault gemeint —), der ganz und gar zum Sudanesen geworden ist. Dieser Feindschaft kann ich entgegenstellen meinen amtlichen Charakter (— L. ist, wie wir früher im Globus mitgetheilt haben, französischer Vicekonsul zu Massawa —), meine Verachtung, welche ich vor jenen Leuten hege, die Theilnahme ausgezeichneter Männer, welche sich auf der Durchreise hier aufhalten, namentlich jene Heuglin's, der eine glänzende Reise in Abessinien gemacht hat, und jene der rechtlichen Leute von der europäischen Kolonie, z. B. der Brüder Poncet und Bolognesi's.

Betrübende Nachrichten! Die Hetzjagd auf Sklaven verzehnfacht die Verbrechen. Jüngst ist eine Landstrecke, etwa so groß wie zwei Drittheile von Belgien, dadurch vollständig zur Einöde geworden.

Mohammed Her und der (arabische) Stamm der Abu Rôf sind über die Denka-Neger hergefallen, die in dem Viereck des Winkels wohnten, welchen das Land zwischen dem Sobat und dem Weißen Nil bildet, und haben keinen einzigen Denka verschont. Als ich an jenem Lande vorüberkam, war es mit Dörfern bedeckt; jetzt ist es eine Wüstenei. Das „Menschenvieh" war dort in so großer Menge vorhanden, daß auf den Antheil selbst des geringsten Matrosen sechszig Denka-Neger als Prise kamen.

Vor wenigen Tagen hat sich nun auch hier von Chartum aus

ein Gum*) auf Kameelen im Bewegung gesetzt, um in der Gegend oberhalb des Denka-Landes die Sache zu wiederholen.

Der Sudan wird auf diese Art regelmäßig gleichsam abgetrieben oder abgeholzt, förmlich nach Quadraten! Aber wie könnt ihr guten Neger euch nur beklagen? Europa könnte euch freilich mit einem einzigen Worte retten, aber ihr wohnt weit, seid nur Negerpack und der Abolitionismus datirt schon von Anno 1820; er ist verjährt. Europa liest die Lobeserhebungen auf Saïd Pascha, oder was die Blätter über die kurhessische Angelegenheit sagen, die freilich auch arg genug ist.

Indeß, England schläft nicht. Petherick, der früher auch nicht sauber war (obwohl seine Gegner übertrieben haben), hat Alles durch ein kräftiges Eingreifen wieder gut gemacht. Er hat englische Unterthanen, welche des Sklavenhandels angeschuldigt worden sind, in Eisen legen lassen, seinen eigenen Stellvertreter nicht ausgenommen, und sie sind von ihm nach Kairo geschickt worden, wo ihrer die gesetzliche Strafe harrt.

Dazu gehörte Muth, und manche Leute glauben, daß man deshalb Petherick ermorden werde. Er ist nun in Gondokoro; die Piraten, welche mit dem Stellvertreter unter einer Decke steckten, sind im Aufstand, und Petherick hat von hier aus 120 Mann Verstärkung verlangt. Der panische Schrecken ist in Folge jenes Durchgreifens so stark, daß alle Europäer, mit Ausnahme der beiden Poncet, welche niemals Sklavenhandel getrieben (?), den Weißen Strom verlassen haben. Petherick hat ein mittelmäßiges Buch geschrieben, aber eine große That gethan. — —

Was die beiden Poncet betrifft, so wollen wir bemerken, daß sie, anderen Angaben zufolge, nicht viel besser sind, als die übrigen Chartumer Handelsleute. Wir haben früher ausführlich erzählt, daß diese beiden Leute an Vaudey's Zügen betheiligt waren. Lejean ist also wohl für sie wie für Bolognesi parteiisch. Interessant ist aber der Schluß seines Briefes: —

*) Ein Raubkriegszug heißt Ghaswa; der Anführer desselben wird als Aguid, d. h. Edler, bezeichnet; seine Schaar, das Aufgebot, welches er mit sich führt, heißt Gum. A.

Kaiser Theodor (von Abessinien) hat erklärt, daß er gegen Chartum ziehen wolle, und bereits, nach biblischer Art, dem Häuptlinge der Abu Haras angekündigt, daß dieser ihm sein Zelt bereite. Theodor hat die Uello-Gallas bezwungen und will im Oktober an der (sudanesischen, ägyptischen) Grenze sein. Möge Gott ihm beistehen! Er schafft, überall wohin er kommt, den Sklavenhandel ab, und wenn er den Sudan erobert, so kann dieser nur dabei gewinnen.

Chartum muß einmal gehörig ausfegt werden! —

Nachdem wir das Obige geschrieben, lasen wir einen Bericht über die Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 24. November. Eine Mittheilung des englischen Generalkonsuls Saunders in Alexandria meldet, daß Petherick oben am Weißen Nil sich in einer sehr bedenklichen Lage befand; indessen hatte die ägyptische Regierung ihrem Gouverneur des Sudan Befehl ertheilt, Herrn Petherick Beistand zu leisten. Der Bericht erwähnt, daß Speke und Grant auf manche unerwartete Schwierigkeiten gestoßen seien, durch welche ihr Vordringen verzögert wurde. Uebrigens seien gerade jetzt drei englische Damen von Chartum aus den Weißen Nil hinaufgefahren, und sie könnten möglicherweise die ersten Europäer sein, welche Speke begegnen. Ein Verwandter dieser Damen bemerkte, es sei ursprünglich ihre Absicht gewesen, einige Zeit in Chartum zu verweilen (— allerdings ein höchst wunderlicher Plan für europäische Frauen —), da sie aber keine passende Wohnung gefunden, so hätten sie einen vom Bruder des Vicekönigs zurückgelassenen Dampfer gemiethet, um mit demselben bis Gondokoro hinauf zu fahren.

Briefe dieser Damen bestätigen Alles, was wir oben aus Baker's Berichte mitgetheilt haben, und daß der Sklavenhandel in der schamlosesten Weise im Schwange gehe. Die weißen Frauen haben mehrere Neger freigekauft; als sie den Werth von etwa zehn Pfund Sterling gezahlt hatten, gab ihnen der Sklavenhändler zwei beinahe verhungerte alte Frauen freiwillig mit in den Kauf. Sie waren vom Stamme der Denka.

Eine Trappenjagd in Persien.

Wir haben in einer frühern Nummer eine Jagd auf Hasen und Gazellen geschildert; jetzt wollen wir die Jäger auf einer Trappenjagd begleiten, welche nicht minder reich an Aufregungen ist und dem europäischen Waidmanne viel Neues und Ueberraschendes darbietet. Wir folgen demselben Reisenden, welchem wir die früheren Mittheilungen entlehnten. —

In Teheran trafen wir den Wali (Unterstatthalter) von Kurdistan, welcher in seine Provinz heimkehrte und uns einlud, ihn auf einigen Jagdzügen in der Ebene von Weramin zu begleiten. Auf diesen Antrag gingen wir mit Freuden ein, und unser Abzug aus Teheran geschah mit allem Pomp und Ceremoniell, welche durch das Herkommen ein- für allemal vorgeschrieben sind.

Der Zug wurde von zwei Reitern eröffnet. Der eine (welchen unser Bild in seiner ganzen Stattlichkeit zeigt), trug am Sattelbaum eine kleine Trommel; wenn dieselbe gerührt wird, wissen Menschen und Thiere, daß sie sich versammeln sollen. Das ist ein alter kurdischer Brauch.

Dann folgte der Wali; neben ihm ritten wir Drei, seine europäischen Gäste. Hinter uns kamen fünf Falkeniere, jeder mit einem Vogel auf der Faust, fünf Reiter, deren jeder zwei Windhunde an der Leine führte, dann folgten Büchsen- und Pfeifenträger und zuletzt ein Abdar, dem als Sattel ein Teppich diente, welcher später als Tisch und Tischtuch benutzt wurde. In zwei großen Reisetaschen aus schönem Teppichzeuge führte er allerlei Geräthe bei sich, welche er bei Zubereitung der Speisen nicht entbehren konnte; in einem köcherartigem Gehäuse stak ein Sonnenschirm; an einer Kette hing eine Schale von Kokosnuß, mit welcher unterwegs Wasser geschöpft ward, und an seinem Gürtel baumelten ein Dutzend kleine, mit allerlei Gewürz angefüllte Lederfäcke. Auf dem Rücken hängt, einem halben Panzer vergleichbar, ein mächtiges Kaffeebrett.

Eine zweite Abtheilung des Zuges bestand aus einer Anzahl von Maulthieren, welche mit allerlei nothwendigen Sachen beladen waren. Sie verließen uns aber bald, um nach der Stelle zu gelangen, wo das erste Nachtlager gehalten werden sollte. Ich für meine Person hatte einen Diener, der ein Handpferd und drei Hunde führte.

So zogen wir in die Wüste hinaus. Unsere Hauptabsicht war, Gazellen zu jagen, es verstand sich aber von selbst, daß wir nicht verschmähten, was sich anderweitig auf dem Wege darbot. Unsere Reiter belustigten sich, um die Einförmigkeit des Zuges zu unterbrechen, dann und wann mit Scheingefechten; sie führten eine sogenannte Fantasia auf. Die Falken waren stolz und verhielten sich ruhig, die Hunde bellten oder heulten und zerrten in ihrer Unge-

duld an den Leinen, die Pferde ließen an Munterkeit nichts zu wünschen übrig. Auch war das Wetter schön, und wir Alle befanden uns in heiterer Stimmung. Aber unsere Ungeduld mußten wir zügeln, bis wir in die eigentliche Jagdregion gelangten, die etwa zwanzig Reisestunden entfernt lag.

Am ersten Tage kamen wir nach Weramin und an dessen Ruinen vorüber. Die Hunde des Wali überholten einen armen Hasen und rissen ihn in Stücke; mein Reitknecht, dessen Hunde sehr flink waren, erbeutete einen Fuchs. Am Abend wurde in Weramin dem Wali eine Ehre angethan. Drei Musikanten erschienen, breiteten einen Teppich aus und begannen zu spielen und Lieder zu ihrer Musik zu singen. (Unser Bild zeigt die Gruppe.) Das Tamburin war obligat. Die Pausen wurden mit Erzählungen ausgefüllt. Wir fragten den einen Spielmann, wie er darüber denke, daß jetzt so manche Europäer nach Persien kämen, um dort abendländische Wissenschaften und Künste zu verbreiten? Der Mann entgegnete: das sei gewiß sehr zweckmäßig, weil Allah wolle, daß die Menschen etwas lernen; es habe aber mit der Sache doch einen Haken. „Ein Weiser hat erzählt, was einst einem Raben widerfuhr: der Rabe nämlich war seit langer Zeit eifersüchtig auf ein Feldhuhn, das so zierlichen Schritt und Gang hatte. Nun wollte er eben so hübsch gehen, mußte aber nach vielen Versuchen und langen Bemühungen darauf verzichten; er hatte seine eigene Natur beeinträchtigt und obendrein seinen Zweck nicht erreicht; er konnte am Ende nicht einmal mehr so gut gehen wie früher; selbst das hatte er verlernt." —

In diesem persischen Gleichnisse liegt hoher Sinn. Man kann die europäische Kultur nicht mit Erfolg verpfropfen, wie das unser abendländischer Civilisationsdünkel thun zu können wähnt. Unser Philosoph Fichte hat das schon vor länger als einem halben Jahrhundert sehr gut hervorgehoben. —

Doch wir wenden uns wieder zu den Reisenden. Sie zogen am andern Morgen von Weramin aus auf die Trappenjagd. Der Hubara, eine kleine Trappenart, ist in jener Gegend sehr häufig. Sobald der Jäger eines Vogels ansichtig wird, nimmt der Falkenier dem Falken die Haube ab und übergiebt ihn dem Herrn, welcher ihn auf seine, mit einem Lederhandschuh bewehrte Faust nimmt. Der Falke hat gefastet; er wittert seine Beute vielleicht schon, bevor noch der Jäger dieselbe erblickt; er starrt nach einer Richtung hin, bewegt den Hals, und der Reiter läßt sein Pferd langsam gehen, bis er selber den Hubara sieht. Dann öffnet er die Finger und läßt den Falken frei, welcher nun wie ein Pfeil dahinschießt. Anfangs fliegt er in horizontaler Richtung, bald aber steigt er in die Luft, um seines Opfers sicher zu sein. Es kommt selten vor, daß ein Hubara ihm nicht zur Beute wird. Er schlägt in den Trappen seine Fänge und dieser stürzt mit ihm zu Boden, wehrt sich aber tapfer, so gut und so lange er kann. Allein der Falke läßt ihn nicht los und sitzt am Ende stolz und triumphirend auf seinem Schlachtopfer, das er gern zerfleischen möchte. Inzwischen sind nun die Jäger herbeigeeilt, um das zu verhindern. Sie finden den Raubvogel in einer Art von wilder Wuth; er rupft dem Hubara Federn aus und hackt in das Fleisch mit unbeschreiblicher Gier hinein. Er soll und darf sich aber nicht vollfressen, weil er dann vorerst nicht weiter zur Jagd gebraucht werden kann; tauglich ist er dazu nur, wenn ihn recht gehungert hat. Aber während der kurzen Zeit, in welcher er den Vogel als seinen Fraß betrachtet und einzelne herausgehackte Fleischklumpen verschlingt, schlägt er heftig mit seinen langen Flügeln und streift den Boden. Dann kommt es vor, daß er sich Federn abbricht und auf lange Zeit unbrauchbar wird. Das wollen aber die Jäger verhindern und deshalb springen sie so rasch als möglich nur herbei. Der Falkenier springt vom Pferde, klemmt den Falken zwischen seine Kniee, verhindert ihn mit den

CARBONNEAU — Duhousset

Persische Musikanten.

Kurdischer Jäger.

Schwingen den Boden zu peitschen und hält ein Stück Fleisch hin, um ihn vom Trappen abzulenken." Er darf ihn aber nur allmälig von diesem hinwegziehen.

Ich habe vier Trappen auf solche Art jagen sehen; ein fünfter gehörte einer größern Art an, widerstand dem ersten Anpralle des Raubthiers, brachte diesem eine Wunde bei und entrann. Der kleine Hubara ist ein sehr hübscher Vogel, mit graugelbem, braun durchsprenkeltem Gefieder, einem Busch auf dem Kopf und einer ausgefranzten Halskrause von langen, weißen, schwarz zugespitzten Federn; sein Hals ist lang, sein Schnabel gleicht einem Nagel, die stelzenartigen Beine haben drei Zehen.

Es wurde schon bemerkt, daß der Falkenträger einen starken Handschuh nöthig habe, denn die Fänge des Falken sind mächtig und scharf. Die Haube ist gewöhnlich von brennender Farbe und zuweilen werthvoll geschmückt. Unser Bild zeigt, in welcher Weise sie dem Falken aufgesetzt wird. Ein auf die Gazellenjagd abgerichteter Falke hatte eine solche Haube, an welcher die Oeffnungen für die Augen am Rande mit Perlen besetzt waren. Das Raubthier gewöhnt sich übrigens sehr gut an den Menschen; unterwegs unterhält sich der Träger mit ihm und muntert ihn an, bevor er ihn auf seine Beute losläßt. Nach dem Kampfe schmeichelt er ihm, feuchtet ihm den Schnabel an und glättet ihm die Federn an den Schwingen und am Schwanze.

Manchmal verliert der Falke das Wild aus den Augen; dann ist es Aufgabe der Jäger, ihn durch allerlei Zuruf wieder auf die rechte Spur zu lenken. Wenn er etwa auf einen Baum sich setzt, wird er heruntergeholt, indem man ihm einen Adlerfittig zuwirft, welcher an einem Bindfaden befestigt ist. Hilft das noch nicht, so hält man ihm ein Stück frischen Fleisches vor; dann kommt er, weil ihn hungert.

Die Sandwichsinseln und die Walfischfänger in der Südsee.

Die Zahl dieser letzteren hat sich seit einigen Jahren vermindert, weil der Fang nicht ergiebig ausfiel, und dadurch sind die Interessen der Sandwichs-Inseln (Hawaii-Gruppe) empfindlich berührt worden. Die Schiffer betrachteten die Inselgruppe als einen Sammelplatz und Erfrischungspunkt, wo sie neu sich ausrüsteten, und wir erinnern uns, gelesen zu haben, daß im Hafen von Honolulu auf der Insel Oahu einst nicht weniger als 89 Walfischfahrer beisammen lagen. Die Ausrüstung solcher Schiffe griff in das ganze Verkehrsleben der Inseln ein, ja bestimmte dasselbe. Nun ist durch die plötzliche Verminderung und das theilweise Ausbleiben dieser Flotte ein Stillstand eingetreten, der aber wohlthätige Folgen haben wird. Man hat nämlich angefangen dem Ackerbau und der Viehzucht eine größere Ausdehnung zu geben, und dadurch werden die wirthschaftlichen Verhältnisse selbständig. Besonders hebt sich der Zuckerbau, für welchen die Hawaii-Inseln trefflich geeignet sind. Während sie 1860 erst 1,444,271 Pfund Zucker ausführten, betrug der Export 1861 schon 2,562,498 Pfund, also über eine Million Pfund mehr. Beträchtlich ist auch die Zunahme der Ausfuhr von Wolle, welche von 70,000 auf 119,000 Pfund stieg. Auf allen Inseln werden neue Zuckerpflanzungen angelegt. Im Jahre 1861 hat man auch mit dem Reisbau begonnen; der Reis giebt in jedem Jahre zwei Ernten, und die Waare ist vorzüglich. Auch Baumwolle gedeiht. Nicht unbedeutend ist die Ausfuhr von Tripang (Biche de Mer), welcher den Chinesen für eine Leckerei gilt, gleich dem Fungus, von welchem 1861 nahe an 100,000 Pfund exportirt wurden. Er wächst auf den Bäumen der Urwälder Hawaiis. Wichtig ist auch der Anbau des Kaffees, aber jahrelang war derselbe von einer Plage heimgesucht: Insekten überzogen die Bäume und nahmen ihnen alle Kraft. Der Kaffee von den Sandwichs-Inseln ist sehr gut. Andere Ausfuhrartikel sind Salz, Hörner und Kokusnußöl, das von Fannings-Eiland kommt.

Mit Kalifornien und Oregon wird von Honolulu nach San Francisco eine regelmäßige Packetschifffahrt unterhalten. Viele von dem letztern Hafen nach China und Japan bestimmte Schiffe laufen Honolulu an, um Wasser und Lebensmittel oder Fracht einzunehmen. Die Fahrzeuge der zwischen China und Kalifornien projektirten Dampferlinie werden bei Honolulu einen Hauptanhalte- und Kohlenplatz haben. Nach dem Amur besteht von Honolulu aus eine, jetzt noch nicht ganz regelmäßige, Verbindung. Die von San Francisco nach dem Amur bestimmten Schiffe laufen dort an und bringen aus Asien eine große Menge von gesalzenem Lachs mit. Die russisch-amerikanische Kompagnie will von ihrer Hauptniederlassung Sitka (Neu-Archangel) aus regelmäßige Eissendungen nach Honolulu, von 1863 an, machen.

Ein Bericht des preußischen Konsulats zu Honolulu bemerkt, daß auf den Inseln der Mangel an Arbeitskräften immer mehr fühlbar werde, und sagt: „Es ist eine erwiesene Thatsache, daß die Hawaiische Rasse im Aussterben begriffen ist."

Diese Thatsache läßt sich leider nicht in Abrede stellen; wir haben darüber schon vor mehreren Jahren Betrachtungen angestellt. Wir sagten in einer Abhandlung über das Erwachen der Südsee Folgendes: —

„In der Südsee wirkt der Contakt zwischen dem weißen und dunkelgefärbten Menschen, sei er braun oder schwarz, nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborene; auch auf Neuseeland, das kaum noch hunderttausend Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf der Hawaii-Gruppe ist sie seit Cook's Tagen um vier Fünftel zusammengeschwunden; auf Tahiti zeigt sich dasselbe und auf den übrigen Inseln beobachtet man dieselbe Erscheinung."

„In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen, und doch tritt es schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein."

„Die Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils wird es ihnen nur bis zu einem gewissen Grade verständlich."

„Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke, und die Bemühungen der Missionäre, dieses Gift von ihnen fern zu halten, können immer nur bis zu einem gewissen Grade von Erfolg sein."

„Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern, und vervielfältigt sie aus ihnen selbst heraus, zuerst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich,

meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß aus den reinen, nicht hybriden, Schlägen holen. Aber in der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor dem weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie."

„Das braune Menschenelement, der Urtypus wie der Mischling, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eins der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise."

„Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation. Die Zukunft der Südsee ist dem weißen Menschen und seinem Verkehr gesichert. (Geographische Wanderungen, von Karl Andree, Dresden 1859, Theil II, S. 319 ff.)

Verpflanzung der Fieberrinde aus Südamerika nach Ostindien.

Der Bedarf an Fieberrinde ist ungeheuer. In den letzten Jahren sind allein in England durchschnittlich 4,200,000 Pfund eingeführt worden. Die amerikanischen Chinchona-Wälder Neu-Granadas, Ecuadors, Perus und Bolivias können kaum genug liefern, und jetzt kommen etwa 3 Millionen Pfund zur Ausfuhr. Man fragt ängstlich, wie lange sie überhaupt noch einen auch nur mäßigen Bedarf von diesem nun unentbehrlichen Arzneimittel werden liefern können. Die Chinchonapflanzen bilden nicht etwa ganze Wälder, sondern stehen vereinzelt, und beim Sammeln der Rinde nehmen die Indianer nicht die mindeste Rücksicht. Der hohe Preis der Waare veranlaßt die Leute, dieselbe auch in den abgelegensten Gegenden aufzusuchen. Mancher Cascarillero (Rindensammler) hat dabei in den Wildnissen sein Leben eingebüßt.

Aber es steht zu befürchten, daß auch diese fern im Innern von Peru und Bolivia liegenden Gegenden in nicht gar langer Zeit erschöpft sein werden, und dort die heilsame Pflanze ausgehe, wie der Moa auf Neu-Seeland oder der Vogel Dodo-Dronte auf der Insel Mauritius. Die Cascarilla ist das einzige sichere, ganz specifische Mittel gegen manche Arten von Fieber, und die Aerzte kennen keinen Ersatz. Was für ein maßloses Unglück, wenn die Chinchona ausginge! (S. übrigens S. 221.)

Die spanische Kolonialverwaltung war schlecht und auf Plusmacherei gestellt. Aber auch selbst in Bezug auf diese zeigte sie sich kurzsichtig. Schon vor länger als hundert Jahren machte Ulloa darauf aufmerksam, daß die Schonung der Cascarilla geboten sei; Jussieu, Ruiz, Pavon, Alexander von Humboldt wiederholten eindringlich diese Mahnung, die Wälder, in welchen die Pflanze sich findet, unter besondere Obhut zu nehmen. Die spanische Krone achtete nicht darauf, und die elenden Regierungen der sogenannten Republiken Peru und Bolivia dachten bis auf den heutigen Tag nicht daran, einen Schutz zu gewähren, der doch so dringend nöthig ist.

Das Quinin wird nun mit Gold aufgewogen; der Verbrauch steigt. Eben jetzt, während des Krieges in Nordamerika, ist der Bedarf größer als je, und England verausgabt allein für seine Armee in Indien jährlich vierzigtausend Pfund Sterling, um die Apotheken mit Quinin zu versorgen. Nun ist klar geworden, daß gegenüber der, man kann wohl sagen, verbrecherischen Sorglosigkeit der südamerikanischen Regierungen etwas Durchgreifendes geschehen mußte, um der Welt ein so wichtiges Arzneimittel auch für die Folgezeit zu erhalten; man durfte nicht mehr, wie seither, der Natur Alles allein überlassen. In Deutschland, Holland und England haben seit langer Zeit Männer der Wissenschaft darauf gedrungen, die Chinchona nach Ost- und Westindien zu verpflanzen, aber auch die europäischen Regierungen waren lange Zeit für einen so zweckmäßigen Rath nicht zugängig und hatten taube Ohren.

Endlich, im Jahre 1852, machte die niederländische Regierung einen Anfang und ließ Chinchonapflanzen nach Java bringen. Unglücklicherweise war aber die Art, welche man bekommen hatte, eine der am wenigsten werthvollen, nämlich die Chinchona Pahudiana, und die Versuche mit anderen Arten wollten anfangs nicht gedeihen. Allmälig stellten sich jedoch bessere Ergebnisse heraus; auch die englisch-indische Regierung wurde aufmerksam und beauftragte einen tüchtigen Mann, Clements R. Markham, Chinchonapflanzen aus Peru zu holen und dieselben nach Indien zu übersiedeln.

Markham hat sich seines Auftrags glänzend entledigt, und in seinen „Travels in Peru and India, while superintending the Collection of Chinchona plants and seeds in South America, and their introduction into India", ausführlich erzählt, welchen Mühseligkeiten und Gefahren er sich unterzog, um seinen Auftrag auszuführen. Wir haben das vor Kurzem in London erschienene Buch noch nicht erhalten, finden aber im Athenäum eine Besprechung desselben, welcher wir die nachfolgenden Notizen entlehnen.

Markham hatte durch sein Werk: „Cuzco und Lima" seine gründliche Kunde über die Verhältnisse von Peru und Bolivia gezeigt; er spricht nicht blos spanisch, sondern, was von viel größerm Belang war, auch das Quechua, diese altperuanische Sprache, welche von den Indianern geredet wird.

Am 2. März 1861 landete er in Islay, welches die Leser des Globus jüngst kennen gelernt haben (S. 129 ff.) und zog von dort so rasch als nur möglich nach dem Innern. Ueber seine eigentlichen Absichten durfte er nicht das Mindeste verlauten lassen, denn die peruanische Regierung war voll Argwohn und wollte keine Chinchonapflanzen oder Samen aus dem Lande lassen. Schon dem deutschen Botaniker Haßkarl, welcher im Auftrage der niederländischen Regierung nach Peru gekommen war, hatte sie alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Deshalb mußte Markham doppelt vorsichtig sein. Glücklich gelangte er über Arequipa und Puno nach Crucera am östlichen Abhange der Andes, recht eigentlich in das Herz der Chinchona-Region, bevor noch irgend ein Verdacht rege geworden war.

In Sandia traf er Vorbereitungen zu einer Wanderung in die Urwälder und kaufte Lebensmittel an, weil er weiterhin dergleichen nicht mehr haben konnte. Seine Begleitung bestand aus vier Indianern, von denen aber einer bald fortlief, dem Gärtner Weir und einem Mestizen. Nun gelangte er in eine Gegend, deren großartige Scenerie ihn entzückte, allein die Pfade waren schlecht und gefährlich, denn sie führten bald an fürchterlichen Abgründen hin, bald über steile Höhen und sehr oft mußten Flüsse durchwatet werden. Endlich gelangte Markham bis an die äußerste Grenze der Gesittung, in das Thal von Tampobata, wo ein alter freundlicher Bolivianer, Don Juan de la Cruz Gironda, eine Niederlassung hatte. Nun befand sich der Reisende im Mittelpunkte der Region, in welcher die werthvolle Chinchona Calisaya steht. Der Pflanzenwuchs war ungemein üppig in diesem heißfeuchten Thal. Im Januar und Februar regnet es dort unaufhörlich und die Sonne kommt gar nicht zum Vorschein; März, April, Oktober, November und December sind nicht viel besser, und das ganze Jahr hat nur drei trockene Monate.

Markham fand einen Cascarillero Namens Martinez, mit

welchem er in der Quechuasprache verkehrte; dieser begleitete ihn in die Wälder, welche nie zuvor ein Europäer betreten hatte, in denen Bären und Jaguare hausen, und wo Markham, so lange seine Lebensmittel ausreichten, eifrig Pflanzen sammelte. Er erzählt Folgendes.

Die Wurzeln breiteten sich auf dem Gestein aus, einem metamorphischen Thonschiefer, ohne Fossilien, etwas glimmer- und eisenhaltig; er wird durch das Wachsthum der Pflanzen leicht in dünne Platten zerbrochen. An diesem Standorte war die Chinchona Calisaya häufiger als an allen anderen Stellen, welche ich gesehen hatte. Oben auf der Kette hatten sich zwei Bären sorgsam ein behagliches Lager bereitet. Von dort hatten wir eine weite Ausschau über die Windungen, welche der Fluß machte und die waldbedeckten Berge an seinem jenseitigen Ufer. Auf diesen Bergen bemerkten wir ein paar lange, kahle Stellen, fürchterliche Erdfälle, welche im Walde keineswegs selten vorkommen. Dann stürzen gewaltige Felsmassen, mächtige Bäume und Gesträuche mit gewaltigem Krachen herab. Ich bemerkte eine sehr schöne weiße Stephanotis, die über das Gestein kroch. Nach einem sehr anstrengenden aber gelungenen Tagewerke kehrten wir am Abend bei heftigem Regen nach unserm Lager zurück, wo freilich inzwischen die Lebensmittel ausgegangen waren. Am 7. Mai suchten wir noch einige Brotkrumen aus den Säcken zusammen, dann aber starrte uns die Hungersnoth an und wir mußten sofort den Rückweg antreten. Die Pflanzen wurden sorgfältig in Moos verpackt und in zwei Matten gelegt. So hatte ich etwa zweihundert Chinchona-Pflanzen. Es war keine leichte Arbeit, diese fünfthalb Fuß im Umfang haltenden Mattenbündel auf so schlüpfrigen und gefährlichen Pfaden zu tragen; Herr Weir fiel dabei einmal in einen Fluß. —

Bei Gironda fand Markham nur spärliche Vorräthe, was ihn jedoch weniger kümmerte, als ein Brief des Alcalden der Ortschaft Quiaca, der ihm verbot, Pflanzen oder Sämereien mitzunehmen, „denn das werde des Landes Ruin sein.“ Gironda besorgte für seine Person Unannehmlichkeiten und rieth seinem Gaste, die ganze Sammlung von Pflanzen, welche nun 529 Stück betrugen, wegzuwerfen. Diesen freundlichen Rath befolgte Markham natürlich nicht, machte sich aber so rasch als möglich aus dem Staube, weil inzwischen das Volk gegen ihn aufgewiegelt worden war.

Markham nahm seine Zuflucht zur List. Er sandte den Gärtner Weir nach Crucera, während er selber mit den Pflanzen über die eisigen Höhen der Cordillera entfloh. Ein Beamter, Don Manuel Martel, hatte in Crucera aufgepaßt und war wüthend, daß seine Beute ihm entgangen war. Markham erreichte glücklich den Hafenplatz Islay am 1. Juni, und verpackte dort seinen kostbaren Schatz so sorgfältig als möglich in Ward'sche Kisten. Die Zollbeamten in Islay erklärten indessen, es sei nicht erlaubt, Chinchonapflanzen auszuführen, und so mußte erst noch von der Regierung in Lima ein Befehl erwirkt werden, welcher die Verladung und Wegführung gestattete. Zu guter Letzt sollte noch ein Bubenstück ausgeführt werden; denn von peruanischer Seite wurde ein Mann gedungen, heimlicher Weise bei Nachtzeit Löcher in die Kisten zu bohren, heißes Wasser hinein zu gießen und auf solche Weise die Pflanzen zu tödten. Glücklicherweise wurde der Anschlag vereitelt und Markham segelte ab. —

Wir wundern uns, weshalb man nicht der erbärmlichen peruanischen Regierung ohne Weiteres gesagt hat: „Du wirst durch Deine klägliche Nachlässigkeit großes Unheil über die Welt bringen; diese bedarf des Quinin, wir wollen Chinchonapflanzen haben; wir werden Leute schicken, um sie zu holen, und wenn du ihnen Hindernisse in den Weg legst, so bombardiren wir dir deine Häfen.“ Das sieht scheinbar gewaltthätig aus, wäre aber in diesem Falle durchaus gerechtfertigt, und eine bloße Drohung wäre sicherlich genug gewesen, um selbst peruanische Kreolen zu Verstande zu bringen.

Die indische Regierung machte einen Fehler durch übel angebrachte Knauserei. Markham hatte ihr dringend gerathen, an der südamerikanischen Küste einen Dampfer bereit zu halten, damit er sofort die Pflanzen nach Indien so rasch als möglich bringen könne. Aber ein Dampfer war nicht da. Die Pflanzen gingen also aus Peru über Panama nach England und von dort mit der Ueberlandpost durch Aegypten, über das Rothe Meer, nach Indien!!

Markham hat nun auch Pflanzen und Samen von einigen seiner Agenten, Spruce und Prittchett, welche in anderen Gegenden für ihn thätig waren und von der niederländischen Regierung erhalten worden. Nun hat er Chinchonapflanzungen in Indien auf drei verschiedenen Punkten angelegt: auf Ceylon, in der Nilgheris und bei Darschiling am Himalaya. Er hat die Oertlichkeiten selber ausgewählt und giebt auch in dieser Hinsicht ausführliche Erläuterungen, welchen eine Aufzählung der in Indien einheimischen Pflanzen, die gegen Fieber angewandt werden, beigefügt ist.

* * *

Wir wollen einige Bemerkungen hersetzen. Die Fieberrinde, welche oft ganz unrichtig als Chinarinde bezeichnet wird, erhielt den Namen Chinchona nach der durch dieses Mittel von einer Krankheit geheilten Gemahlin des spanischen Vicekönigs von Peru, 1638, des Grafen Chinchon. Die Indianer kannten die Heilkraft der Rinde; sie wurde aber den Spaniern lange verheimlicht. Chinchon nahm 1640 eine Quantität dieser Rinde nach Europa mit, und von nun an wurde sie ein officinelles Mittel gegen das Fieber. Man bezeichnete es lange Zeit als Pulver der Gräfin, auch wohl Jesuitenpulver, weil die Jesuiten 1649 eine große Menge nach Rom geschickt hatten. Kardinal Lugo vertheilte viel davon an die Armen; die Reichen wogen das „Kardinalpulver“ mit Gold auf. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kostete die Dosis Chinchonapulver einen Louisd'or. Die protestantischen Aerzte sträubten sich lange gegen die Anwendung eines katholischen Pulvers!

Diesen letztern Punkt hat Humboldt in seinen „Ansichten der Natur“ II, S. 372 hervorgehoben. Das Städtchen Loxa, sagt er, hat der wirksamsten aller Fieberrinden den Namen gegeben: Quina oder Cascarilla fina de Loxa. Sie ist das köstliche Erzeugniß des Baumes Chinchona Condaminea; er wurde früher in der irrigen Voraussetzung, als käme alle China des Handels von einer und derselben Baumart, Chinchona officinalis genannt.

Sebastian Badus behauptete, sie sei schon 1632 nach Alcala de Henares, oder 1640 nach Madrid gebracht worden.

Die vortrefflichste China von Loxa wächst zwei bis drei Meilen südöstlich von der Stadt auf Glimmerschiefer und Gneiß, in den Höhen zwischen 5400 und 7200 Fuß. Man schlägt den Baum während der ersten Blütezeit, das heißt im vierten oder siebenten Jahre, je nachdem er aus einem kräftigen Wurzelsprößling oder aus Samen entstanden ist. Humboldt bemerkt: „Mit Erstaunen vernahmen wir, daß zur Zeit meiner Reise jährlich um Loxa auf königliche Rechnung nur 110 Centner Fieberrinde von der C. condaminea durch die China-Sammler (Cascarilleros oder China-Jäger, Cazadores de Quina), eingebracht wurden. Nichts von diesem herrlichen Produkte kam damals in den Handel, sondern der ganze Vorrath wurde über den Südseehafen Payta um das Kap Horn nach Cadiz für den Gebrauch des Hofes geschickt. Um diese geringe Zahl von 11,000 spanischen Pfunden abzuliefern, fällte man jährlich acht- bis neunhundert Chinabäume. Die älteren und dickeren Stämme wurden immer seltener; aber die Ueppigkeit des Wuchses ist so groß, daß die jüngeren, jetzt benutzten, bei kaum 6 Zoll Durchmesser oft schon 50 bis 60 Fuß Höhe erreichen. Der schöne Baum, mit 5 Zoll langen und 2 Zoll breiten Blättern geschmückt, strebt immer, wo er im wilden Dickicht steht, sich über die Nachbarbäume zu erheben. Das höhere

Laub verbreitet, vom Winde stark bewegt, einen sonderbaren, in großer Ferne erkennbaren röthlichen Schimmer. Die mittlere Temperatur in den Gebüschen von C. condaminea oscellirt zwischen $12\frac{1}{2}$ und 15° R., das ist ungefähr die mittlere Jahrestemperatur von Florenz und der Insel Madeira." —

Auch Pöppig hat in seinem berühmten Reisewerke manche Nachrichten über die Cascarilla. Er weis't nach, daß die Aufsuchung und der Handel mit dieser Fieberrinde die Ursache zu Ansiedelungen in den wilden Bergen von Chinchao und Cuchero gab. Diese „Sorten von Huanuco" kamen etwa 1785 zuerst in den Handel und Unternehmer aus Biscaya verdienten daran große Summen; aber gewissenlose Spekulanten ließen sich schon damals Verfälschungen zu Schulden kommen, indem sie die ächten Rinden aus der Gegend von Huanuco mit anderen geringeren vermischten, z. B. mit solchen aus Bolivia. Die großen Grundbesitzer theilten die Cascarillaforsten in Schläge, welche abgetrieben wurden. Pöppig klagte, vor nun dreißig Jahren, über das „Raubgewerbe". Bei einiger Vorsicht, meint er, würden die verschiedenen Chinchonabäume nie ausgerottet werden, wie Manche, aus Unbekanntschaft mit ihren Eigenthümlichkeiten, wohl fürchteten. Man habe blos die Vorsicht zu beobachten, den Stamm möglichst nahe an der Wurzel abzuhauen; dann könne man des Nachwuchses sicher sein. Um Cuchero, in einer milden Gegend, kann man die jungen Stämme schon nach sechs Jahren fällen; in kälteren Gegenden, in der der Puna benachbarten Region der Cejawälder, wo eine sehr wirksame Rinde wächst, sind zwanzig Jahre erforderlich.

Kleine Nachrichten.

Burton und Du Chaillu. Konsul Burton ist aus Fernando Po auf einige Zeit nach Europa zurückgekommen und erhebt seine Stimme in der vielbesprochenen Gorillasache in der Times vom 23. December. In manchen Dingen, sagt er, bin ich mit Du Chaillu nicht einverstanden, aber es läßt sich noch darüber streiten, ob das Recht auf meiner oder seiner Seite sei. Ich will nur Folgendes bemerken. Ich verweilte drei Wochen in der Gegend am Gabun, ging während dieser Zeit bis zum Kap Lopez und erforschte den südöstlichen Arm des Stromes weiter aufwärts als irgend ein Reisender vor mir gethan. Nun muß ich eingestehen, daß ich seitdem eine höhere Meinung von Du Chaillu bekam, als ich bis dahin gehabt. Die Mpongue (Eingeborene) nennen ihn Mpolo, d. h. den dicken Mann, und rühmen ihn als einen ausgezeichneten Jäger. Kein Mensch, ein neidischer Europäer etwa ausgenommen, zweifelt daran, daß er Gorillas geschossen habe. Das will doch etwas sagen, denn wir drei Engländer: Levison, Winwood Reade und meine Wenigkeit, wir haben keine geschossen. —

Ein Ersatzmittel für die Chinarinde. An einer andern Stelle haben wir erzählt, wie große Mühe man sich gegeben hat, die Chinchona-Pflanze aus Peru nach Indien zu verpflanzen. Jetzt lesen wir, daß gerade in diesem letztern Lande ein Ersatzmittel bekannt geworden sei. Die Pariser Akklimatisations-Gesellschaft hat nämlich einen Kasten mit Samen von Caesalpina Bonducella aus Indien erhalten; in dem Begleitschreiben sagt Dr. Hager, daß diese Pflanze als ein Specificum gegen intermittirende Fieber betrachtet werde. In Bengalen nennt man sie Natha: sie ist eine kleine kriechende Pflanze, bildet eine Nuß mit sehr bitterm Kern und dieser besitze die Eigenschaften der Chinchonarinde (China, Quinin, Cascarilla) in sehr hohem Grade. Nur habe sie außerdem noch die gute Eigenschaft, daß sie öffnend wirke, und das ist für tropische Gegenden, wo die Leber so stark afficirt wird, ein großer Vorzug. Man zerquetscht eine Nuß, setzt drei oder vier Pfefferkörner hinzu und nimmt davon täglich vier bis fünf Mal mit Scheretta-Thee (einem Aufguß von Gentiana cherayita), und dieses Mittel hat sich, wie der Bericht meldet, so wirksam erwiesen, daß die europäischen Aerzte in Indien wahrscheinlich bald die Chinarinde ganz bei Seite lassen werden. Scheretta ist eine Art Gentiane, welche auf den Bergen am Ganges wächs't und auf allen Bazaren Bengalens verkauft wird. Ihre fiebervertreibende Kraft ist weit stärker als jene unserer europäischen Gentiana lutea. Von den indischen Aerzten wird sie auch als stärkendes Mittel angewandt, und als Pulver, vermischt mit Gewürzen, in Kastoröl gegeben; äußerlich wendet man sie gegen Wasserbruch an; auf Amboïa innerlich gegen die Würmer, die Wurzel gegen Magenschwäche. In Aegypten werden die Nüsse als Amulete am Halse getragen. Diese Nüsse werden von den Meeresströmungen weithin getragen, z. B. an die Küsten von Schottland, wo man sie als Molukka-Bohnen bezeichnet. Man meint, daß die Pflanze in Algerien und Südfrankreich gedeihen könne.

Neue Gespinnst-Pflanzen. Diese fangen an eine große Rolle in der deutschen Industrie zu spielen. Die Rhea oder das chinesische Grastuch aus Ostindien ist verwendbar für die Papierfabrikation und zu Tauwerk. Für die europäische Seilerei dürfte auch die Faser der Bananen von Bedeutung werden. Die größte Beachtung verdient die brasilianische Seiden-Baumwolle; dieselbe wird aus dem Flaum der Samenknospen verschiedener Bäume und Sträucher gewonnen; sie ist zuweilen gelblich, sieht der Baumwolle sehr ähnlich und ist für die Papierfabrikation, dann für Schießbaumwolle jedenfalls ganz geeignet, obschon zum Verspinnen manchmal zu spröde. Die Tropenländer bringen eine unermeßliche Menge von dieser Seidenbaumwolle hervor.

Eine amerikanische Pflanze, die Agave americana (Aloë), liefert ein ausgezeichnetes Surrogat für Roßhaar und Schweinsborsten und kommt in der Bürstenfabrikation und bei der Polsterung von Möbeln immer mehr in Aufnahme. Zum Behufe der industriellen Verwerthung dieses neuen Rohstoffes hat sich in England eine Aktien-Gesellschaft gebildet. Seit fünf oder sechs Jahren verwenden die englischen Hutmacher und Papierfabrikanten ein spanisches Binsengras, Esparta oder Alfa genannt; es wird massenhaft aus Spanien eingeführt. Die Franzosen haben ebenfalls ein aus dem Pflanzenreiche gewonnenes „Roßhaar", sie nennen es „crin végétal" und bereiten es aus dem Baste der in Algerien heimischen Chamaerops humilis. In derselben französischen Kolonie weiß man den Bast der zwei Pflanzen Alfa und Diss zu mannigfaltigen industriellen Zwecken, als Dachdeckung, Packleinwand, Säcke, Matten u. s. w. zu verwenden; auch findet der Bast der Alfa großen Absatz in den Papiermühlen des Mutterlandes.

Ferner verarbeiten die Franzosen den Bast einer Species von Lecythis zu Hülsen von Cigaretten. In der französischen Kolonie Réunion werden jährlich nicht weniger als 3,000,000 Zucker- und Kaffeesäcke aus den Blättern einer Species des Schraubenbaumes verfertigt; die alten Säcke wandern in Frankreich nach der Papiermühle.

Die englischen Papierfabrikanten importiren ein ähnliches Material, nämlich die Zuckersäcke aus Manila. Die Neapolitaner fangen an, aus den Fasern einer Pflanze (Coronille emerus) gute Zwirne und Tuche herzustellen; sie haben ferner gelernt, aus den Zweigen der Weide ein wunderbar schönes Geflecht zu verfertigen, welches dem feinsten Strohgeflecht ähnlich sieht. Die Spanier brachten in London einen sogenannten Palmenhanf zur Ausstellung, der aus der Gegend von Karthagena und Almeria von dem dort vorkommenden Palmenbaume gewonnen wird.

Besonders reich an Surrogaten für Baumwolle, Flachs und Hanf ist Ostindien. Doch sind dieselben für jetzt von untergeordneter Bedeutung, da es hauptsächlich darauf ankommt, die Produktion der echten Baumwolle dort in Aufschwung zu bringen. Man schätzt die gegenwärtige Baumwollernte Ostindiens auf jährliche 3000 Millionen Pfund, wovon jedoch ein großer Theil im Inlande selbst verarbeitet wird. Die Flocke ist gröber und kürzer als die amerikanische und würde eine sehr verbesserte Bearbeitungsmethode erheischen, wenn sie die amerikanische ersetzen soll. Die Engländer sind bereits energisch an's Werk gegangen, um den Rohstoff, ohne welche ihre Industrie nicht leben kann, auf eigenem Boden zu erzielen. „König Baumwolle" bleibt allgewaltig, wie er war; aber er soll fortan nicht mehr als Geißel für politisches Wohlverhalten in den Händen der Yankees sich befinden, sondern sein Domicil an den Ufern des Indus und Ganges aufschlagen. Die Eröffnung des Suezkanals würde die Baumwoll-Sendungen aus Ostindien sehr beschleunigen, aber nicht wohlfeiler machen.

Oesterreich besitzt keine von den bisher erwähnten Surrogat-

Gespinnstpflanzen. In Preußen erzeugt man aus den Fasern der Tannen- oder Fichtennadel ein Material, welches unter dem Namen Waldwolle zur Füllung von Matratzen verwendet selbst zu Stoffen verwebt wird. Durch den eigenthümlichen Geruch dieser Wolle sollen die Betten von Insekten verschont bleiben. Auch verdient die Bearbeitung der Weiden-, Pappel- und Lindenhölzer Erwähnung, obschon dieselben keinen eigentlichen Faserstoff liefern. Man verarbeitet dieselben in Böhmen zu Geflechten und verfertigt daraus allerlei Bekleidungsstücke, als Hüte, Kappen, Beinkleider, Röcke, die recht hübsch aussehen und sehr billig sind.

Außereuropäische Thiere nach unserm Erdtheil übersiedelt. Die Londoner Akklimatisations- (Eingewöhnungs-) Gesellschaft hat neulich wieder eine Summe von 150 Pfund Sterling bewilligt, um australische Thiere nach England zu verpflanzen. Sie will jetzt einige Wonga-Wonga und Tauben mit broncefarbigen Schwingen kommen lassen; sodann auch Wombats und Stockfische vom Murray. Der bekannte Thierübersiedler Wilson zu Melbourne in Australien will der Londoner Gesellschaft alle Maschinen und Vorrichtungen, welche sich für solche Thierreisen zweckmäßig erwiesen haben, willig überlassen. Von Berlin erhalten die Londoner Fische, insbesondere den Zander (Lucio perca), und die Australier wollen sich im Frühjahr 1863 eine Ladung unserer Sperlinge aus der Gegend von Leipzig kommen lassen. Dr. Schlegel in Altenburg hat sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß diese Jahreszeit unzweckmäßig sei, und daß es besser gewesen wäre, die Sperlinge im Herbste, nach der Brutzeit, fortzuschicken. Die chinesischen Schafe bewähren sich in England sehr gut. Lord Powerscourt theilt mit, daß ein Schaf gleichzeitig vier Lämmer bekommen habe. Puter aus Honduras, welche im September angekommen sind, haben 20 Eier gelegt; neun davon sind ausgekommen, und sieben Junge leben. Aus Algier hat man eine Menge von Pflanzen und Sämereien gebracht und hat diese vertheilt. Die Dioscorea Batatas ist in fettem, leichtem Boden gut gediehen. Auch mit dem Sorgho-Zuckerrohr will man in England Versuche machen.

Rennthiere in der Schweiz. Im Kanton Graubünden, im Ober-Engadin, wo theilweise das Klima jenem des nördlichen Finnland ähnelt und wo isländisches Moos, die Hauptnahrung der Rennthiere, in Menge wächst, gedenkt man die letzteren einzuführen. Ein Norweger aus Tromsö hat dazu seine Mitwirkung angeboten.

Bergwerks- und Hütten-Betrieb in Preußen. Die Ergebnisse desselben haben sich im Jahre 1861 quantitativ beträchtlich vermehrt, und in einigen Landestheilen trug die Vollendung wichtiger Schienenwege wesentlich zur Belebung des Bergbaues bei. Das gilt insbesondere von der Verbindung der Eisenerzreviere von Siegen und Wetzlar mit dem Rhein und der Ruhr. Die Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinen-Wesen im preußischen Staate bringt über Betrieb und Ertrag ausführliche Mittheilungen, denen wir einige Angaben entlehnen.

Die Zahl der Bergwerke betrug 2690, das Quantum ihrer Erzeugung 83,908,892 Tonnen und 10,520,175 Centner, zusammen in einem Werthe von 31,353,523 Thalern. In diesen Werken waren 116,524 Arbeiter beschäftigt; deren Frauen und Kinder betrugen an Zahl 208,190 Köpfe.

Sehr bedeutend ist die Steinkohlenförderung: 452 Werke lieferten 58,896,261 Tonnen im Werthe von 21,808,326 Thalern; sie beschäftigten 68,229 Arbeiter.

Die Zahl der Braunkohlenwerke betrug 431; die Förderung 22,137,159 Tonnen, Werth 3,038,997 Thaler, 10,744 Arbeiter.

An Eisenerzen wurden in 1137 Werken 2,875,472 Tonnen im Werthe von 1,727,696 Thalern gefördert; 13,440 Arbeiter.

Zinkerze in 83 Werken 6,573,637 Centner, Werth 1,430,749 Thaler, 7501 Arbeiter.

Der Werth sämmtlicher Hüttenprodukte, welche in 1374 Hütten producirt wurden, betrug 67,095,518 Thaler; das Gewicht 20,487,955 Centner; dazu noch 8 Pfund Gold und 38,317 Pfund Silber. Zusammen 60,724 Arbeiter.

Auf die Hohofenproduktion kommen 8,986,777 Centner, Werth 13,964,922 Thaler.

Die Produktion von Rohzink betrug 1,171,445 Centner; der Kupferhüttenbetrieb lieferte 45,468 Centner im Werthe von 1,450,395 Thalern.

Die Salinen lieferten in 3 Steinsalzwerken 609,215 Centner und 47,233 Kali-(Abraum-)Salze im Werthe von 119,549 Thalern; Siedesalz in 18 Werken, 2,269,568 Centner, Werth 1,452,317 Thaler.

Schließlich wollen wir hervorheben, daß Preußen 12 Gußstahl-Werke hat, welche 209,920 Centner im Produktionswerthe von 2,810,200 Thalern lieferten.

Kohlen in Großbritannien. Den jüngsten Zusammenstellungen zufolge sind 1861 nicht weniger als 83,635,214 Tons (zu 20 Centnern) Steinkohlen in Großbritannien und Irland gefördert worden. Davon kamen auf:

	Gruben.	Tons.
Durham und Northumberland	271.	19,144,965.
Cumberland	28.	1,255,644.
Yorkshire	397.	9,374,600.
Derbyshire und Nottinghamshire	180.	5,116,319.
Leicestershire	11.	740,000.
Warwickshire	16.	670,000.
Staffordshire und Worcestershire	580.	7,253,750.
Lancashire	373.	12,195,500.
Cheshire	39.	801,570.
Shropshire	66.	829,750.
Glocestershire, Somersetshire und Devonshire	112.	6,514,025.
Wales	398.	8,561,021.
Schottland	424.	11,081,000.
Irland	46.	123,070.

Die Kohlenerzeugung hat in den letzten acht Jahren sehr bedeutend zugenommen. Man hatte an Gruben (Collieries):

1854	2,397 Gruben	64,661,401	Tons
1856	2,829 „	66,645,450	„
1859	2,949 „	71,979,765	„
1861	3,052 „	83,635,214	„

Von dieser ungeheuern Menge wurden 1861 exportirt nur 7,560,758 Tons Kohle; alles Uebrige wurde im Lande selbst verbraucht.

Von der Ausfuhr kommen auf: Frankreich 1,436,160; Dänemark 542,567; Hamburg 514,427; Preußen 439,096; Italien 417,629; Spanien und die Kanarischen Inseln 403,238; Amerika, atlantische Häfen, 349,931; Rußland, nördliche Häfen, 342,513; nichtenglisches Westindien 262,932; Holland 262,932; Schweden 214,004; Britisch-Indien 199,069; Türkei 174,686; britisches Nordamerika 165,824; Brasilien 157,281; Norwegen 135,221; Britisch-Westindien 127,768; Malta 115,731; Portugal, Azoren und Madeira 108,794; Hannover 100,312. Länder mit weniger als 100,000 Tonnen finden wir in der Tabelle nicht aufgeführt.

Man sieht, daß nächst Frankreich Deutschland der wichtigste Abnehmer ist, mit 1,053,835. Aber es wird in den englischen Tabellen nicht als Gesammtheit aufgeführt. Es ist immer das alte Lied und der alte Jammer, so lange wir nicht unsere schwarzrothgoldene Flagge haben. Diese ist das Caeterum censeo!

Erzeugung von Eisenerz in Großbritannien und Irland 1861. Die Zusammenstellungen ergeben, daß dieselbe sich auf die Ziffer von 7,215,518 Tons im Werthe von 2,302,371 Pfd. St. belief. Auf Schottland kommen 1,975,000, auf Irland nur 165 Tons; alles Uebrige entfällt auf England, wo auf das North Riding von Yorkshire allein 1,130,000, auf Staffordshire 1,250,000 Tons kommen.

Transport von Mineralien auf den britischen Eisenbahnen. Derselbe belief sich 1861 auf die ungeheure Ziffer von 63,604,334 Tons, jede zu 20 Centnern, und trug den Eisenbahngesellschaften eine Frachtsumme von 5,194,193 Pfund Sterling ein! Am beträchtlichsten war dieser Verkehr auf der Nordost-Bahn mit 6,979,524 Tons.

Zur Statistik der britischen Finanzverwaltung. Dem neuesten Blaubuche zufolge betrugen die Einnahmen des Vereinigten Königreichs, nach Abzug der Erhebungskosten, 1861: 63,905,884 (gegen 67,458,093 in 1860); davon kamen auf Zölle 22,765,338; Accise 17,266,586; Stempel 8,307,287; Einkommensteuer 6,687,750 Pfd. Sterling. Der Rest vertheilte sich auf Grund- und Aufwandsteuer, Post (1,351,669), Domänen und verschiedene kleine Einnahmen.

Die Ausgaben: 66,120,092 (gegen 68,069,231 in 1860). Davon entfallen auf die permanente Staatsschuld 23,710,327; Annuitäten 1,843,876, also zusammen 25,554,203; dazu für die schwebende Schuld 536,057, so daß die Zinsen für die Staatsschuld insgesammt sich auf 26,090,260 Pfd. Sterling belaufen.

Die Civilliste und die Civilverwaltung erfordern 11,712,491; das Landheer 15,709,299; die Flotte 12,608,042,

zusammen 28,317,341 Pfd. St., also für Schulden und Armee eine Summe von mehr als 50,000,000 Pfd. Sterling!

Die Staatsschuld betrug 799,949,807 Pfd. St., wovon 15,529,800 auf die schwebende kommen.

Der wirkliche Gesammtwerth der Ein- und Ausfuhr des Vereinigten Königreichs stellte sich:

	1854	1861	
Einfuhr	152,289,053	. . 217,351,881	Pfd. St.
Ausfuhr . . .	115,821,092	. . 160,809,430	„ „
Also Ein- und Ausfuhr zusammen:	268,210,145	. . 378,161,311	„ „

Man sieht, wie beträchtlich die Zunahme ist. Von der Ausfuhr waren 18,636,366 Pfd. St. ausländische und Kolonialprodukte; das Uebrige englische Erzeugnisse.

Zur Statistik des britischen Kolonialreiches. Den jüngsten amtlichen Nachweisungen des englischen Kolonialamtes zufolge beträgt der Flächenraum der 51 oder 52 Kolonien 3,319,640 Geviertmiles.

Von diesen kommen 933,722 auf Indien, 1,587,434 auf Australien und 523,162 auf Nordamerika.

Die Volksmenge in sämmtlichen Kolonien stellte sich nach den jüngsten Zählungen auf 144,499,761 Seelen, sie ist also ungefähr fünfmal so beträchtlich als jene der Vereinigten Königreiche. Auf Britisch-Indien allein entfallen 135,634,244 Köpfe.

In den Kolonien mit gemäßigtem Klima hat sich binnen zwanzig Jahren die Volksmenge mehr als verdreifacht. Sie betrug nämlich in Britisch-Amerika, Australien und Südafrika im Jahre 1838 erst 1,575,615 Seelen, und im Anfange des Jahres 1859 schon 4,920,790.

In den tropischen Kolonien, welche nur sehr schwachen Zuwachs erhalten, waltete ein ganz anderes Verhältniß ob. Westindien, die Westküste von Afrika, Ceylon, Mauritius, Hongkong, St. Helena und Bermuda hatten 1838 eine Volksmenge von zusammen 2,283,606 Seelen und zwanzig Jahre später 3,227,851.

Die Einfuhren in die erste Klasse von Kolonien betrugen 8,801,415 Pfd. Sterling; nach zwanzig Jahren hatten sie sich vervierfacht, in der zweiten Klasse dagegen kaum verdoppelt.

Die Ausfuhren steigerten sich bei der ersten Klasse um das Sechsfache, bei der letztern nur um 20 Procent. Bei Ceylon und Mauritius war das Verhältniß allerdings günstiger, denn diese Inseln haben indische Arbeiter, aber Westindien blieb in Folge der Negeremancipation um so mehr zurück.

Die amtlichen Nachweise beziehen sich zumeist auf das Jahr 1860. In demselben betrug die Einfuhr an Waaren und edlen Metallen nach Indien 40,622,103 Pfd. Sterling, die Ausfuhr an Waaren aus Indien nur 28,889,210 Pfd. Sterling.

Die nordamerikanischen Kolonien führten ein für 11,985,155 und exportirten für 10,993,722 Pfd. Sterling.

	Einfuhren.	Ausfuhren.	
Westindien:	5,339,528	5,696,485	Pfd. Sterling;
Australien:	27,780,449	21,982,286	„ „
Ceylon:	3,551,239	2,550,586	„ „
Mauritius:	2,769,209	2,259,640	„ „
Kapkolonie:	2,665,902	2,080,398	„ „

Von Interesse ist Budget der Einnahmen und Ausgaben in den verschiedenen Kolonien.

1860.	Einnahmen.	Ausgaben.	
Indien	39,705,822	. . 44,622,269	Pfd. St.
Nordamerik. Kolonien	8,466,717	. . 7,995,747	„ „
Westindien	1,005,085	. . 1,065,085	„ „
Australien	6,053,246	. . 5,773,290	„ „
Ceylon	767,101	. . 705,440	„ „
Mauritius	553,419	. . 500,854	„ „
Kapkolonie	742,771	. . 729,690	„ „

Demnach beliefen sich die Einnahmen der Kolonien, abgesehen von Neu-Seeland, über welches keine genauen Angaben vorlagen, auf 57,938,314, die Ausgaben auf 62,013,411 Pfd. St.

		1860.	
Die Staatsschuld	Indiens betrug:	98,107,460	Pfd. St.
„ „	Canadas „	12,144,264	„ „
„ „	Westindiens „	1,578,026	„ „
„ „	Neusüdwales „	3,830,230	„ „
„ „	Victoria „	5,118,160	„ „
„ „	Südaustralien „	870,100	„ „

Kolonialverhältnisse Algeriens. Die im Jahre 1861 veranstaltete Volkszählung ergab Folgendes: Die Bevölkerung innerhalb des sogenannten Kolonisationsbezirkes oder Civilterritoriums — mit Ausschluß der außerhalb desselben lebenden Stämme der Eingeborenen, welche von den Beamten des Arabischen Bureaus regiert werden — betrug 592,745 Seelen. Davon kamen auf die Provinzen: Algier 197,048, Oran 109,464, Konstantine 286,233. Die Zahl der Europäer ist auch jetzt, nachdem seit der Besitznahme mehr als dreißig Jahre verflossen sind, noch sehr gering, denn unter jenen 592,745 Seelen sind nur 112,229 Franzosen, und davon besteht ein sehr beträchtlicher Theil aus deutschredenden Elsässern und Lothringern; Europäer aus anderen Ländern sind 80,517 vorhanden. So wenig Anziehungskraft hat für die eigentlichen Franzosen eine Kolonie, welche ihnen gleichsam vor der Thür liegt. Die Zahl der Juden betrug 28,097, jene der Mohammedaner 358,760. Der Rest der Ziffer kommt auf Eingeborene, welche sich zeitweilig im Civilterritorium aufhielten. Uebrigens hat die europäische Bevölkerung seit 1856 doch um 33,494 Seelen zugenommen.

Die einheimische Bevölkerung, welche außerhalb des Civilterritoriums auf dem „Militärgebiete" wohnt, ist auf 2,400,000 Köpfe veranschlagt worden. Es sind Araber, Mauren, Kabylen, Mosabiten und Neger.

Große Mühe giebt sich die Regierung, den Ackerbau unter den Arabern einzubürgern oder zu beleben; sie hat ihnen namentlich einen einfachen aber sehr zweckmäßigen Pflug gegeben. Der Anbau des Weins und der Baumwolle nimmt zu; bei Belizane in Oran sind Versuche mit dem Anbau des Zuckerrohrs gelungen. Von Tabak wurden mehr als 4 Millionen Pfund ausgeführt, Baumwolle aber nur 8797 Kilogramme; also ist der Anfang schwach. Einen in ihrer Art nicht unbedeutenden Exportartikel bilden frische Gemüse während der Wintermonate.

Den Baumwollenbau will man, wie es scheint, ernstlich in Angriff nehmen, und zu diesem Zwecke hat sich, wie wir so eben lesen, in Paris eine große Kompagnie gebildet. Die Ernte von 1862 entsprach aber nicht den Erwartungen, denn der Bezirk von Oran lieferte kaum 1000 Ballen, während man auf das Doppelte gerechnet hatte. Eine englische Kompagnie, welche Baumwolle in Thale der Tafna bauen wollte, hat sich zurückgezogen und sucht nun Ländereien im südlichen Italien. Wir wollen beiläufig bemerken, daß man auch im Rhonedelta Versuche mit dem Anbau der Baumwolle macht. Algeriens Gesammtertrag stellte sich 1862 auf nur 1,220,000 Kilogramme.

Die Zahl der angekommenen Schiffe betrug 1797 mit 168,106 Tonnen Gehalt. Zu Gunsten der französischen Schifffahrt bestehen Differentialabgaben.

Etwa 8000 Deutsche leben in Algerien. Jene in Oran kamen durch eine schlechte Ernte in große Bedrängniß.

Bunte Musterkarte der Einwanderung in Nord-Amerika. Ueber die Einwanderung selbst haben wir neulich Ziffern mitgetheilt; wir tragen jetzt einige Angaben über die Herkunftsländer nach.

Aus dem Vereinigten Königreich Großbritannien kamen von 1851 bis 1861 nicht weniger als 1,338,093 Köpfe. Davon aus England 247,125, aus Schottland 38,331 und aus Irland 748,740; aus Wales 6319, und dazu noch 297,578 „aus Großbritannien und Irland im Allgemeinen". Man sieht, wie sehr das irische Element vorschlägt und stärker ist als das „angelsächsische."

Aus Deutschland kamen 907,780 Köpfe. Etwa 50,000 davon sind jetzt als Kanonenfutter im Kriege geblieben, und die Yankeeblätter sagen, die „deutschen Miethlinge" seien sehr nützlich zu verwenden.

Aus „Preußen" kamen 43,887 Seelen. Wir erlauben uns, diese „Preußen" den Deutschen zuzuzählen; auch erkennen sie in Nordamerika nur die schwarz-roth-goldene Flagge an, und singen dort „Ich bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben."

Aus der Schweiz kamen 25,011; aus Frankreich 76,358, zumeist Lothringer und Elsässer, die sich drüben sofort ganz naturgemäß den Deutschen anschließen.

Die Yankee-Union hat demnach binnen zehn Jahren ungefähr 1,050,000 deutschredende Menschen durch Einwanderung erhalten.

Aus Britisch-Nordamerika kamen 59,309; Norwegen und Schweden 20,931, Dänemark 3745, fast lauter Mormonen.

Spanien lieferte 9298, Westindien 10,660; Italien 7012, China 41,397, Belgien 4738.

Die Musterkarte ist bunt genug. Zu den Obigen kommen noch 25,538 Einwanderer, deren Nationalität nicht festgestellt worden ist.

Volkszahl in Württemberg. Nach dem durch das königlich statistisch-topographische Bureau in Stuttgart entworfenen neuen Hof- und Staatshandbuche zählt Württemberg, was die am 3. December 1861 anwesende Bevölkerung betrifft, 16 Städte von mehr als 5000 Seelen in nachstehender Abstufung: Stuttgart 56,103, und mit den zur Stadt gehörigen 3 Weilern 61,314, Ulm

22,736, Eßlingen 15,059, Heilbronn 14,333, Reutlingen 13,449, Ludwigsburg 11,201, Tübingen 8709, Gmünd 8298, Kannstadt 7414, Hall 6862, Ravensburg 6817, Göppingen 6762, Tuttlingen 6397, Rottenburg 5996, Biberach 5723, Kirchheim 5478, Freudenstadt 5291. Im ganzen Lande betrug nach der am genannten Tage vorgenommenen Zählung die Summe der ortsanwesenden Bevölkerung 1,720,708 und die der ortsangehörigen Bevölkerung 1,822,920 Seelen.

Volkszahl von Städten in Preußen. Der Generalübersicht des statistischen Bureaus zufolge sind, nach Berlin mit 547,571 Seelen, die volkreichsten Städte des Königreichs Preußen: Breslau mit 145,589, Köln mit 120,568, Königsberg mit 94,579, Danzig mit 82,765, Magdeburg mit 67,607, Stettin mit 64,431, Aachen mit 59,941, Elberfeld mit 56,307, Posen mit 51,232 und Krefeld mit 50,584 Einwohnern. In den 1000 Städten wohnen 5,625,852, auf dem Lande, das in 332 Kreise eingetheilt ist, 12,865,368 Seelen. Auf der Quadratmeile leben in Preußen gegenwärtig durchschnittlich etwa 3625 Köpfe.

Volksmenge von St. Petersburg. Dieselbe betrug nach der neuesten Zählung 586,293 Seelen, wovon nur 212,649 weiblichen Geschlechts.

Gent in Ostflandern zählt 54 Baumwoll-Spinn- und Webereien mit etwa 600,000 Spindeln und 7000 Webstühlen, welche zusammen ein Kapital von 35½ Mill. Francs repräsentiren. Zahl der Spinner 10,000, Weber 6000.

Die Bevölkerung der Stadt betrug 120,140 Seelen im Jahre 1861, jene der Provinz Ostflandern 804,894, Westflandern 634,918. Für ganz Belgien 1830: 4,064,235; sie war 1861 gestiegen auf 4,782,256 Seelen.

Die Volksmenge von Paris belief sich im December 1862 auf 1,616,141 Köpfe. Sie verzehrte 2,850,082 Hektoliter an geistigen Getränken; an 1) Rinds-, Kalbs- und Hammelfleisch von Thieren, welche in den städtischen Schlachthäusern geschlachtet wurden, 88,049,684 Kilogramme; 2) Schweinefleisch 10,153,888 Kilogramme. Dazu kamen von 1) noch 14,740,545 K. und von 2) noch 6,546,486 Kilogramme. Bei allen diesen Ziffern sind Herz, Leber rc. nicht mitgerechnet. Der Fischverbrauch betrug 10,862,745 Francs, jener der Austern 2,214,444, des Geflügels und Wildprets 20,730,391, der Butter 23,992,729, der Eier 11,727,462 Francs. Dazu kommen etwa 10½ Kilogramme Salz und 7,931,246 Kilogramme Eis. Diese Ziffern gelten für das Jahr 1861.

Die Jonischen Inseln hatten 1860 eine Bevölkerung von 232,426 Seelen, zumeist sogenannte Inselgriechen. Sie producirten in dem genannten Jahre 69,553 Fässer Olivenöl im Werthe von 50 bis 55 Schilling, 30,250,897 Pfund Korinthen und 148,539 Fässer Wein im Werthe von 11 bis 21 Schilling. Zum Getreidebau eignen sich die Eilande nicht, sie erzeugten nur 67,580 Bushels Weizen; Korinthen bilden das Hauptprodukt. Die Viehzucht ist unbedeutend. Die Einnahmen betrugen 140,855 Pfd. St., die Ausgaben 151,187 Pfd. St. Für die ersteren bildet der Ausgangszoll auf Oel die Hauptquelle, denn er betrug in jenem Jahr etwa 80,000 Pfund; auch Korinthen zahlen eine Exportabgabe.

Schifffahrtsbewegung von Trapezunt. Im Jahre 1861 haben im Hafen von Trapezunt 45 österreichische Dampfschiffe und 5 Segelschiffe verkehrt. Die Tonnenlast derselben betrug 30,063, der Werth der zugeführten Güter 8,440,000, jener der zur Rückfracht verladenen 4,513,000 Gulden. Der Verkehr Oesterreichs in Trapezunt steht hiernach nur gegen jenen der Türkei zurück, welcher 41 Dampfer und 52 Segelschiffe mit 31,927 Tonnen umfaßte. Frankreich mit 48 Dampfern und 1 Segelschiff von 20,949 Tonnen, dann Rußland mit 23 Dampfern und 9 Segelschiffen mit 14,067 Tonnen erscheinen noch mit erheblichen Ziffern, außerdem nahmen nur England mit 4 Dampfern, dann Griechenland, Italien und die Jonischen Inseln mit wenigen Segelschiffen am Handel von Trapezunt Antheil.

Kalifornien deckt jetzt seinen Bedarf an Südfrüchten namentlich an Feigen und Rosinen selber. Die Ausfuhr in diesen Artikeln hat begonnen.

Am Boisé-Fluß in Oregon sind sehr ergiebige Goldgruben entdeckt worden.

Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Der zu Prag erscheinende „Tagesbote aus Böhmen", ein Blatt, das sich um die deutsche Sache in jenem Lande entschiedene Verdienste erwirbt und dem wir unsere volle Anerkennung zollen, enthält eine Reihenfolge von Aufsätzen über „die Deutschen fern vom Heimatlande". Es weht ein frischer, gesunder, patriotischer Geist durch dieselben, und wir entlehnen ihnen Folgendes:

Die meisten der 800,000 in Ungarn seit langer Zeit angesiedelten Deutschen haben sich in letzter Zeit durch ein unselbständiges Kokettiren mit dem Magyarenthum unvortheilhaft bemerkbar gemacht. Freilich trug hierzu die Ungunst geographischer, geschichtlicher und politischer Verhältnisse Vieles mit bei. In der Zips wohnen 54,000 Deutsche, am dichtesten im Popprader Bezirke. Hauptsächlich kamen sie als Bergleute, bildeten den Bund der 24 Städte und führten deutsche Gemeindeverfassung und deutsches Städtewesen ein. Doch schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert stirbt das Deutschthum theilweise dort ab; in den zerstreuten Orten wird es allmälig durch das Slawenthum nach einem natürlichen Gesetze aufgeschlürft und unter den Spießbürgern der protestantischen Städte greift das Magyaronenthum Platz. Man trägt dort Kalpak und Sporen, kann zwar häufig nicht magyarisch sprechen, verleugnet aber gern die Muttersprache und schimpft die abgetretenen Beamten „deutsche Hunde". Gut deutsch geblieben sind die gewerbsfleißigen, wohlhabenden Metzenseifner, ein Theil des Kaschauer Bürgerthums, die Krikehajer und die Deutschen in der Marmarosch; letztere wohnen zwar nur in Dörfern, zeichnen sich aber, wie übrigens die deutschen Ackerwirthe in Ungarn überhaupt, durch Fleiß und Kenntnisse vortheilhaft vor allen Nachbarn aus.

Viele Grabstätten deutschen Lebens weist uns das Land westlich der Donau, wo die „schwäbischen Kolonien", die zum Theil unter Maria Theresia angelegt wurden, meist ohne allen nationalen Halt sind. Wir übergehen die Winzer der Ofener Gegend und die Deutschen in der Militärgrenze, um uns einem erfreulichern Bilde: dem Sachsenthum in Siebenbürgen, zuzuwenden.

> Siebenbürgen, Land des Segens,
> Land der Fülle, Land der Kraft!
> Mit dem Gürtel der Karpathen,
> Mit den glänzend grünen Saaten,
> Land voll Geld und Rebensaft!

So singt der Transsylvane, wenn er „draußen im Reiche" auf einer deutschen Hochschule studirt. Dort, bei seinen Stammesgenossen, erzählt der Sachse von der Liebe und Treue, die sein Volk dem Mutterlande bewahrt; mit rührender Sorgfalt erhält man, obgleich hundert Meilen getrennt, die Beziehungen zu der Urheimat. Mit Freude erfüllt es jeden Deutschen, der nach Siebenbürgen kommt, wenn er sieht, was dort seine Stammesgenossen geschaffen haben. Feste Steinhäuser, weiß getüncht von Außen und reinlich von Innen, unterscheiden gleich vortheilhaft die sächsischen Dörfer von denen ihrer magyarischen und rumänischen Nachbarn. Als die „Sachsen" von Geisa I. in jene Länder als Kolonisten (Bergleute, Winzer rc.) gerufen wurden, nannte der Stiftungsbrief jene Gegenden ein „Desertum", die jetzt die bestkultivirten in Siebenbürgen sind. Nach so langer Zeit, trotz der weiten Entfernung vom Stamme, haben sie doch ihr nationales Bewußtsein und die Empfänglichkeit für geistiges Streben und Leben und die rege Beachtung aller intellektuellen Strömungen im Mutterlande bewahrt. Sie sind geblieben, was sie bei ihrem Eintritt in das Land waren: deutsche Männer. Alle unser Deutschland jetzt bewegenden Ideen, die Sänger-, Turner- und Schützenvereine, haben bei ihnen auch Eingang gefunden, und die sächsischen Städte Bistritz, Mediasch, Schäßburg, Hermannstadt und Kronstadt haben ein blühendes Vereinsleben aufzuweisen. Man feierte in Mediasch am 5. August dieses Jahres ein großes Verbrüderungsfest aller sächsischen Vereine; Turner, Schützen und Sänger aller Orte nahmen daran Theil, ebenso der siebenbürgisch-sächsische Landwirthschaftsverein, die Gustav-Adolph-Stiftung und der Verein für siebenbürgische Landeskunde. Obgleich nur etwa 250,000 Seelen, so braucht man doch nicht für ein Untergehen der sächsischen Nation besorgt zu sein. Bis zum letzten Blutstropfen hält der Sachse an seinem Deutschthum fest; das bewies im Jahre 1848 der evangelische Prediger Stephan Ludwig Roth, der, ein Opfer seiner deutschen Ueberzeugung, von den Magyaren kriegsrechtlich gemordet ward.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Tarsus in Cilicien, die Stadt des Apostels Paulus.

Sagen aus dem Alterthum. — Geschichtliches. — Antonius und Kleopatra. — Die Rhede von Merdin. — Der Fluß Cydnus. — Die Christen in Tarsus. — Eine griechische Hochzeit. — Eigenthümliche Bräuche. — Eine armenische Taufe. — Ruinen und Alterthümer bei Tarsus. — Die Nekropolis und das Grabmal Sardanapals. — Pompejopolis. Solöcismen. — Anamur und Celenderis. — Adana und Mopsveste. — Waffentanz der Turkomanen. — Tumlo Kalessi und die aleische Ebene. —

„Ich bin ein jüdischer Mann, geboren zu Tarsen in Cilicia, und erzogen in dieser Stadt zu den Füßen Gamaliel's, gelehret mit allem Fleiß in dem väterlichen Gesetz."

So schreibt Paulus in der Apostelgeschichte. Seine Vaterstadt, die reichste und wichtigste im alten Cilicien, war im Alterthum hochberühmt. Als Erbauer wird von der morgenländischen Sage Sardanapal bezeichnet; die Griechen ihrerseits wollten wissen, sie sei gegründet worden von Triptolemos, als er die Io suchte; in der Nähe habe er den Huf der in eine Kuh verwandelten Io gefunden. Noch andere sagen, jener Huf habe dem Pegasus angehört, auf welchem bis zu dieser Stätte hin Bellerophon geritten sei.

Man bezeichnete sie als Tarsus, Stadt des Hufes. Auf jeden Fall beweisen die Sagen, daß sie in ein hohes Alter hinauf reicht. Als die Perser in Vorderasien herrschten, war Tarsus Residenz eines vom Großkönig abhängigen Fürstengeschlechts. Unter dem jüngern Cyrus wurde die Stadt von dessen griechischen Soldaten ausgeplündert, aber nach und nach erholte sie sich, wurde auch durch ihre Universität berühmt und war in den Tagen der Römer wieder zu Glanz und Wohlstand herangewachsen. Während der Bürgerkriege zwischen Julius Cäsar und Pompejus segelte Antonius nach der Schlacht bei Philippi, gen Tarsus, wo Kleopatra seiner harrte. Die Königin Aegyptens, damals fünf und zwanzig Jahr alt, prangte gerade in der

Der Fluß Pyramus bei Missis.

ganzen Fülle ihrer bezaubernden Schönheit und Anmuth. Den Besieger des Brutus und Cassius empfing sie als Venus geschmückt; sie fuhr in einem vergoldeten Schiffe; die Segel waren purpurfarben, die Ruder mit Silber eingelegt. Nachlässig lag sie auf schwellenden Polstern, umgeben von Knaben als Amoretten und von Mädchen als Nereïden. Antonius, von den Reizen Kleopatra's überwältigt, wurde Sklave der Aegypterin.

Während der Kaiserzeit gingen die guten Tage von Tarsus zu Ende. Die Stadt litt durch die Ueberfälle isaurischer Bergräuber. Aber ihre Lage war so günstig, daß sie unter den Byzantinern langsam wieder empor kam. Dann erschienen die Kreuzfahrer aus dem Abendlande und fanden sie als eine immerhin noch ansehnliche Stadt. Unweit derselben fand unser Kaiser Rothbart seinen Tod. Im elften Jahrhundert waren Armenier, aus ihrer Heimath am Ararat verdrängt, nach Cilicien gekommen, hatten die Festungen der Byzantiner erobert und ein Reich gegründet, das bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand; dann unterlag es den Muselmännern. Von den armenischen Königen Ciliciens leitet jener Prinz Leo, welcher in unseren Tagen oft von sich reden gemacht hat, seine Abkunft her. Der gänzliche Verfall kam mit der Türkenherrschaft, und nun hat Tarsus längst keinen Hafen mehr; es ist heute ohne Bedeutung.

Aber der klassische Boden bleibt. Welch eine Reihe von Wechselfällen und Umwandlungen von den Tagen Bellerophon's und Sardanapal's bis heute, wo im issischen Meerbusen Dampfer fahren!

Schon früher haben wir (Globus Nr. 21) einen Bericht über Cilicien mitgetheilt, den wir jetzt vervollständigen. Wir folgen dabei demselben Reisenden, Langlois, welchen wir auch damals begleiteten. Wir heben hervor, daß Cilicien, eine der wichtigsten Landschaften Kleinasiens, auf allen Seiten vom Taurusgebirge umschlossen sei; nur die Südseite wird vom Mittelländischen Meere bespült. Diese bildet nun eine zum großen Theil versumpfte Ebene, aber im Alterthum war dieser etwa fünfzig deutsche Meilen lange Küstenrand, von Pamphylien im Westen bis zur Grenze Syriens im Osten, mit Städten gleichsam übersäet, zumeist griechischen Kolonien. Auch das Land war stark bevölkert; heute zählt es nur zwei Städte, die nicht völlig unbedeutend sind: Tarsus und Adana, und hat sicherlich nicht viel über 100,000 Einwohner. Herrscher ist der osmanische Sultan; die Landbevölkerung besteht zumeist aus nomadischen Turkomanen; in den Städten findet man Ueberreste der alten Bevölkerung: Griechen, Armenier, Syrer, Araber, Yuruks und Zigeuner.

Als Hafen für Tarsus dient jetzt die Rhede von Merdin; der Name ist türkisch und bedeutet Myrthen. Dieser kleine Flecken wird zumeist von Turkomanen bewohnt, aber neben den Hütten derselben stehen auch europäische Gebäude, z. B. ein Zollhaus, Magazine, ein Lazareth und ein sogenannter Palast, der aber weiter nichts ist als Haus des Gouverneurs, Wohnung des Hafenmeisters und außerdem noch Kaserne. Auch ist er nur einstöckig; aber der Fremde betrachtet ihn nicht ohne Interesse, weil die Bausteine aus den Ruinen des alten Pompejopolis genommen worden sind. Ueber den Häusern der europäischen Konsuln wehen an Sonntagen die Landesflaggen derselben. Das Quarantainelazareth ist in türkischem, das heißt abscheulichem, Zustand, hat feuchte, dumpfe Zellen und keine Fensterscheiben; der Dolmetscher, welchen Langlois als ganz gesunden Mann mitgebracht hatte, bekam in demselben ein perniciöses Fieber, an welchem er schon nach einigen Tagen starb.

Tarsus selbst steht inmitten einer großen Ebene, welche der Mesarlyk Tschaï, der Cydnus der Alten, durchströmt, ist von Bäumen und Gärten umgeben und gleicht einer grünen Oase. Sie zählt ungefähr siebentausend Einwohner, unter denen sich, von den Konsuln abgesehen, nur wenige Europäer befinden. Ein Haus gleicht so ziemlich dem andern; die Gebäude stehen so dicht neben einander, daß die Dachterrassen sich fast berühren. Größere Bauwerke sind nur in geringer Zahl vorhanden; dahin gehören einige Moscheen, ein paar Chane, d. h. Einkehrhäuser, und ein Bazar. In den engen, schmutzigen Straßen herrscht Gedränge; die Karawanenkameele drängen sich mit Mühe

E. GRANDSIRE — J. GAUCHARD

Das eiserne Thor bei Tarsus.

hindurch, und fast immer ist auf der einen oder andern Stelle die Cirkulation gehemmt.

Das Schönste an Tarsus sind die Ruinen in der Umgegend: das Grabmal des Sardanapalus, die römische Wasserleitung und die Nekropolis. Diese letztere besteht aus einem Hügel, der eine reiche Ausbeute an Alterthümern, namentlich an Terracotten, gewährt.

Den wohlhabendsten Theil der Einwohnerschaft bilden die Christen, nämlich Griechen und Armenier. Die Türken sind träg wie überall, treiben keinen Handel, lassen ihre Aecker von Bauern, Fellahs, bestellen und leben vom Ertrage der Felder. Langlois möge schildern, wie es sich mit den Griechen verhält; er lernte sie näher kennen und wurde in die Familienkreise eingeführt. Einem Türken kann das nicht begegnen, weil die Damen dann von der Gesellschaft fern bleiben müßten.

Ein sehr wohlhabender griechischer Kaufmann lud den Fremden zur Hochzeit seiner Tochter ein. Der Bruder der Braut überbrachte ihm eine Wachskerze, welche unsere Einladungskarten ersetzt. Am anberaumten Tage war die gesammte christliche Bevölkerung der Stadt auf den Beinen: die Männer trugen neue Kleider, die Frauen ihre besten Turbane und Mieder, die mit Edelsteinen besetzt waren, und Diener feuerten vom frühen Morgen an Flintenschüsse unter den Fenstern der Braut ab.

Ich begab mich, sagt Langlois, zunächst in das Haus des Bräutigams, den seine Freunde nach Möglichkeit herausgeputzt hatten; er erwartete den Vater der Braut, welcher ihn zum Hause der letztern geleiten sollte. Wer kam, wünschte Glück und überreichte dem Bräutigam ein Geschenk, etwa seidene Tücher, einen Fes aus Stambul, gestickte Schuhe, Hühner, Früchte oder auch baares Geld. Zuletzt kam der Vater und der Zug setzte sich in Bewegung. Vor dem Hause der Braut blieb er stehen; der Vater ging hinein, erschien aber bald am Fenster und richtete nun an den Bräutigam folgende Fragen:

Wer bist Du und was willst Du?

— Mein Herr, ich bin Dein Sklav und bitte Dich ergebenst, daß Du mir Deine Tochter zum Weibe gebest.

Welche Mitgift bringst Du?

— Zehn Brokatröcke aus Aleppo, Zeuge aus Damaskus, Halsbänder, goldene Armbänder ꝛc.

Tritt ein und bringe Deine Freunde mit.

Die Hausthür wurde geöffnet und Alle strömten rasch in das Haus. Dort begann ein orientalisches Orchester seine allerdings nicht harmonische Musik; gleichzeitig stimmten die Weiber in den Frauengemächern einen Gesang an und draußen knallten die Flintenschüsse. Ich fand die Tische mit den reichen Gaben bedeckt, welche der Bräutigam aufgezählt hatte, und bemerkte unter Anderm auch reich mit Silber verzierte Wasserpfeifen (Narghile), Tassen aus Japan, zierliche Filigranarbeiten, allerlei Vasen, Teppiche und was sonst noch zum Haus- und Zimmergeräth wohlhabender Asiaten gehört.

Das Alles wurde genau besichtigt und die Gäste stritten in einer uns Europäern undelikat erscheinenden Weise laut hin und her über den Geldwerth der verschiedenen Gegenstände. Unterdessen hatten die Diener in einem großen Saale die Speisen aufgetragen, namentlich gebratene Schöpse, ganze Pyramiden von Reis und vielerlei Zuckersachen. Die Gäste griffen tapfer zu und die Hämmel wurden in der Art zerlegt, daß Jeder sich ein beliebiges Stück heruntersäbelte. Wer trinken wollte, schöpfte Wasser aus einem silbernen Kübel.

Nach der Mahlzeit griff Jeder zur Tabakspfeife und man trank Kaffee. Allmälig brach die Dunkelheit herein und dann gab der Ceremonienmeister das Zeichen zum Aufbruche, denn man mußte nach der Kirche.

Die Braut hatte sich bisher noch gar nicht blicken lassen; jetzt aber war für sie der Augenblick gekommen, sich dem Bräutigam und den Gästen vorzustellen. Aus dem Nebengemache vernahmen wir Schluchzen; gleich nachher wurde der Vorhang zurückgeschlagen und ein ganz in Schleier verhülltes weibliches Wesen, von zwei Frauen geleitet, trat vor. Das war die Braut, und sie wurde mit lautem Zurufe begrüßt. Darauf spielte die Musik, welche den Zug eröffnete, und dieser begab sich nach der griechischen Kirche. Das Flintengeknall nahm kein Ende. Die Kirche strahlte in hellem Glanz, aber der Zug durfte erst hinein, nachdem der Bräutigam dem Bischofe dieselben Fragen be-

Grabmal des Sardanapal bei Tarsus.

antwortet hatte, welche schon früher der Brautvater an ihn gerichtet hatte. Dann trat das Brautpaar vor den Altar. Der Bischof zerbrach ein Brot in mehrere Stücke, reichte einige derselben dem Bräutigam und der Braut und warf die übrigen unter die Umstehenden. Damit war das Zeichen zu einer allgemeinen Verwirrung gegeben. Jeder bückte sich, um etwas zu erhaschen, drängte den Andern zurück, es gab ein förmliches Handgemenge und die Leute knufften und schlugen einander, während der Prälat über Alle seinen Segen sprach. Ich verstand diesen skandalösen Auftritt nicht und wollte mich einmengen; man sagte mir aber, daß diese Art der Brotvertheilung ein sehr alter Brauch im Morgenlande sei; wer bei dieser Gelegenheit ein Stück Brot erhascht, lebt des Glaubens, daß er sich noch im Laufe des Jahres verheirathen werde.

Auch nach Beendigung der religiösen Feierlichkeit und während des Zuges nach Hause blieb die Braut immer noch verschleiert. Im Brautgemache nahm sie dann auf einem erhöhten Sitze Platz und der Gesang begann von Neuem. Und nun erst wurde ihr Gatte eingeführt. Mit der Spitze eines krummen Säbels hob er den Schleier in die Höhe; die Gäste brachen in hellen Jubel aus, während die Braut laut weinte und dann in Ohnmacht fiel. Das Letztere darf niemals fehlen, es ist einmal so vorgeschrieben und herkömmlich. Aber sie erholte sich recht bald und dann wurde gegessen und tapfer gezecht, bis Manche einen starken Rausch hatten. —

Das war eine griechische Hochzeit; betrachten wir uns nun eine armenische Taufe.

Der Reisende und sein Dolmetscher.

Der Chawadscha Mapseli, ein reicher Armenier, mit welchem ich näher bekannt geworden war, bat mich, unter Aufwendung aller orientalischen Redeblumen, zum Pathen bei seinem neugeborenen Knaben. Insbesondere legte er Gewicht darauf, daß die Dame, welche Gevatterin sein solle, ein wahrer Ausbund von Schönheit sei. Ich gab nach.

„Welche Namen soll Dein Pathchen haben?" fragte mich Mapseli. Bei den Armeniern giebt nicht der Vater, sondern der Gevatter den Namen, und wir kamen überein, den jungen Mapseli Oglu zu taufen als Martyros Garabed Asdu-adsadur, zu deutsch: Märtyrer, Vorläufer, Gottgesandt.

Ich übersandte am Tauftage der Gevatterin nicht etwa ein paar Handschuhe, denn das ist nicht Brauch im Orient, sondern einen persischen Gürtel und einen Ring, und ging dann mit einigen anderen Eingeladenen in Mapseli's Haus, wo schon Alles für die Taufe hergerichtet war. Beim Eintreten wurde ich von den Dienern mit Wohlgerüchen übergossen und in verschiedenen Gefäßen brannte Myrrhe. Ich mußte einen Trunk zum Willkommen genießen, und fand in den Gemächern schon eine zahlreiche Versammlung. Mapseli gab mir einen Kuß über den andern und reichte mir das Kind, welches ich meinerseits zu küssen hatte. Bald nachher erschien die Gevatterin; diese durfte ich aber nicht küssen.

Nachdem Alle auf Diwanen Platz genommen, trugen die Diener einen Tisch herbei, stellten ein Becken darauf und füllten dasselbe mit Wein. Der armenische Bischof, Ogannes, erschien mit einigen Geistlichen; jeder Gast nahm eine Kerze,

küßte dem Prälaten ehrerbietig die Hand und dieser sprach nun ein Gebet.

Ich stand zur Rechten des Bischofs, meine Gevatterin, Sidi Miriam, zur Linken. Der Prälat gab mir eine Kerze und raunte mir in's Ohr, jedesmal, wenn er mich leise anstoße, solle ich Amen antworten.

Man brachte den Knaben, welchem der Bischof mit sachkundiger Hand alle Bekleidung abnahm. Nachdem er jedes einzelne Stück gesegnet hatte, tauchte er den Täufling dreimal in jenes mit Wein gefüllte Becken, und richtete dann die Frage an mich, ob es mein Wille sei, daß mein Pathe in der christlichen Religion, gemäß den Satzungen der Gregorianischen Kirche, erzogen werden solle? Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet und bat den Geistlichen, sie so zu stellen, daß ich sie als römischer Katholik mit gutem Gewissen beantworten könne; übrigens sei ich von vorn herein mit Allem einverstanden, was er in Bezug auf die Religion des Knaben für angemessen erachte.

Der Prälat entgegnete: „Es handelt sich hier lediglich um eine Förmlichkeit; Du brauchst nur ja zu sagen; alle Verantwortlichkeit wird von der Gevatterin übernommen."

Damit waren alle Bedenken aus dem Wege geräumt: der Prälat nahm seinen Hirtenstab, zeigte mit demselben nach allen vier Himmelsgegenden, sprach laut die Namen des Kindes und erklärte, daß dasselbe fortan zu den Christen der armenischen Kirche gehöre.

Die kirchliche Feier war vorüber, das Festmahl begann. Auch hier trug man gebratene Lämmer, Reis, Süßigkeiten und Komthurwein in Menge auf. Die Frauen mußten warten, bis wir Männer gegessen hatten. — —

Es ist schon bemerkt worden, daß die Umgebung von Tarsus eine reiche Fundgrube für Alterthümer darbietet. In dem Tumulus, welchen die Türken als Gööslük Kalak bezeichnen, sind viele antiquarische Schätze verborgen. Langlois kam denselben durch einen bloßen Zufall auf die Spur. Ein Knabe, von welchem er einige alte Münzen gekauft hatte, brachte ihm eines Tages mehrere sehr hübsche Thonstatuetten, welche er auf dem Wege zu jenem Tumulus beim Dorfe Giaur Koï und vor dem Kandschi-(Frauen-)Thore bei Tarsus selbst gefunden hatte. Er ging mit dem Knaben zu der Fundstätte und gewahrte, zu seiner freudigen Ueberraschung, an den Abhängen des Hügels viele Bruchstücke, welche mit jenen Statuetten Aehnlichkeit hatten. Es war mir, sagt er, wie ein Traum; vor mir lag ein wahres Bergwerk von Alterthümern fast zu Tage. Ich bewog den Knaben durch ein Geldgeschenk, reinen Mund zu halten, kaufte dem Eigenthümer Grund und Boden ab, und begann sofort mit den Nachgrabungen. Die Ergebnisse übertrafen meine Erwartung; tagtäglich kamen ganze Massen von Figuren und Bruchstücke von Gefäßen zum Vorschein, und zwar in solcher Menge, daß ich ein ganzes Kauffahrteischiff damit hätte beladen können. Eine nicht unbeträchtliche Menge habe ich nach Europa geschickt, obwohl der Gouverneur von Tarsus mir alle möglichen Hindernisse in den Weg legte. Fernere Nachgrabungen werden aber wohl noch ganz andere Erzeugnisse der tarsiotischen Keramik an's Licht bringen.

J. GAUCHARD. E. G.

Lajazzo am Golf von Alexandrette.

Diese Nekropole von Tarsus liegt unweit von dem Stadtgarten, in welchem sich das sogenannte Sardanapalsgrab befindet. Es ist ein großes Bauwerk aus Puddingstein, 115 Meter lang, 45 Meter breit und ungefähr 8 Meter hoch. Die alten Schriftsteller berichten, daß Alexander von Macedonien einige Tage vor der Schlacht von Issus mit seinem Heer an diesem Denkmale vorbeimarschirt sei. Es bildet ein längliches Viereck; im Innern befinden sich zwei massive Würfel, gleichfalls aus Puddingstein, von welchem man mit dem Hammer, trotz aller Anstrengungen, nichts abschlagen kann. Langlois legte ganz geheim eine Pulvermine, aber auch mit ihr richtete er nichts aus, und so bleibt es denn bis auf den heutigen Tag im Dunkel, was sich in diesem Denkmal eigentlich befindet.

Der Reisende unternahm Ausflüge auch in die weitere Umgegend, und sie waren im Allgemeinen recht lohnend. Er besuchte zum Beispiel die Ruinen von Pompejopolis, welche am Meere, zwei Stunden von Mersin, sechs Stunden von Tarsus nach Westen entfernt liegen. Vom alten Theater ist Manches noch leidlich erhalten, die von Pompejus errichteten Mauern stehen noch. Inmitten der alten Stadt, deren Boden nun von Schutt und Gestrüpp bedeckt ist, erheben sich, zwei Reihen bildend, vierzig Säulen, die noch ihre Kapitäle haben. Die durch sie gebildete Straße, der Dromos, führte zu dem, jetzt von Sand verschütteten Hauptthore. —

Pompejopolis war die Vaterstadt des komischen Dichters Philemon, des Stoikers Chrysippus und des Dichters Aratus, dessen astronomisches Lehrgedicht bis auf unsere Tage gekommen ist. Auch sein Grabmal steht noch. Wir wollen hinzufügen, daß die Stadt vor den Römerzeiten den Namen Solö führte. Sie war von Rhodos aus gegründet worden, die Bewohner sprachen aber das Griechische so fehlerhaft, daß man schon im Alterthum einen Sprachfehler als Solöcismus bezeichnete. Pompejus fand jenes Solö von Einwohnern beinahe völlig verlassen, siedelte einen Theil der von ihm gefangen genommenen cilicischen Seeräuber dort an und gab ihm seinen Namen.

Von Pompejopolis führen zwei Wege in den Taurus und nach Selefke, über Lamas und Corycus; ein dritter geht östlich über Mersin nach Tarsus und Adana. Wir haben Lamas, Selefke, Kalo Korakesium, Corycus, Lampron und Anazarbus schon früher (Globus Nr. 21) geschildert, und wollen hier nur hervorheben, was noch von bemerkenswerthen Alterthümern in den verschiedenen Städten vorhanden ist. Die Ruinen von Corycus gewähren einen imposanten Anblick. Eine Burg steht am Meeresufer, eine andere auf einem Eilande. Beide sind von Feudalbaronen, Vasallen der Krone Armenien, gebaut worden und jetzt unbewohnt.

Die Straße nach Selefke (Seleucia) führt dem Meer entlang, aber manchmal über steile Höhen; die ganze Gegend ist verödet; auf einer achttägigen Wanderung traf Langlois Menschen nur in Lamas. Er kam nach dem Kap Anamur, dem südlichsten Vorgebirge Kleinasiens, das von einem weit vorspringenden Ausläufer des Taurus gebildet wird und einst die äußerste Grenze der armenischen Besitzungen bildete. Als der Reisende an einem Herbsttage dort war, zeigte sein Thermometer 38 Grad C. im Schatten! Der Herbst ist in Cilicien, namentlich an der Küste, wo die Nordwinde nicht zu spüren sind, ungemein heiß, gleich den Sommermonaten, und der Winter ist überall sehr kalt. Das Land hat ein excessives Klima; die hohen schneebedeckten Gipfel des Gebirges kann man vom Meer aus zu Pferd in achtzehn bis zwanzig Stunden erreichen, und in den Bergen liegt der Schnee manchmal sechs Ellen hoch.

In der Stadt Anamur, dem alten Anemurium, sieht man noch Trümmer einer Wasserleitung, halbverfallene Mauern und zwei Theater. Das eine, noch ziemlich wohl erhalten, scheint einst ein Dach gehabt zu haben. Die Nekropolis besteht aus kleinen, von einander getrennten Gebäuden, deren jedes in zwei Gemächer getheilt ist. Die innere Kammer hat allemal mehrere Leichengewölbe oder Zellen; dort wurden die Todten beigesetzt, während das äußere Gemach als Opferzimmer diente. Anemurium muß eine bedeutende Stadt gewesen sein; jetzt wohnen in dem Orte Turkomanen. Auf dem Hügel steht eine Burg, deren im Mittelalter mehrfach erwähnt wird; am Fuße desselben strömt ein Fluß, wahrscheinlich ist er der Arymagdos des Ptolemäus.

E. GRANDSIRE

Die Ruinen von Corycus.

Zwischen Anamur und Celenderis, einer zwölf Wegstunden entfernten Stadt am Meere, liegen die Ruinen von Nagidus und von Arsinoë, die nichts Besonderes darbieten, und weiter östlich die Trümmer von Melaria.

Die Ruinen von Celenderis sind wichtig; sie liegen an einer kleinen Bucht und nehmen eine Länge von einer halben Wegstunde ein. Man sieht namentlich eine Wasserleitung und kleine Bauwerke, die sehr fest gewölbt sind; jedes derselben schließt einen schönen Sarkophag ein; griechische Inschriften besagen, wer dort begraben liegt.

Die ganze Strecke zwischen Anamur und Tarsus, und noch weiter östlich bis Adana, ist dürr und verödet; an manchen Stellen führt der Weg durch gefährliche Moräste. Von Tarsus ab findet man keinen Wasserlauf, keine Quelle in diesem ausgedörrten Lande, in welchem die Turkomanen nur am Rande der Sümpfe spärliche Weide für ihr Vieh finden. Diese Nomaden bereiten Zeltgerippe aus diesem Schilf und überdecken sie mit Filz. Solche bewegliche Hütten geben den Leuten einigen Schutz gegen die brennende Hitze; aber die Turkomanen verlassen immer so früh als möglich im Jahre die ungesunde Ebene und ziehen in die Gebirgsthäler, wo die Luft und namentlich das kühle Wasser so zuträglich ist, daß im Lande behauptet wird, es heile alle Krankheiten.

Betrachten wir uns nun noch Adana, eine Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern, am Sehun tschaï, dem Sarus der Alten. Er entspringt im Taurus und fließt unweit der Mündung des Cydnus in's Meer. Vermittelst überdeckter Kanäle hat man Wasser von ihm in die Stadt geleitet, und dort speis't es die Brunnen und die Bäder. Adana hat diese letzteren in Menge, dann auch noch viele Moscheen, Chane und einen Bazar. Als Langlois sich dort aufhielt, wurde der Pascha von den turkomanischen Häuptlingen stark bedrängt; die Nomaden erkennen nur die Beys ihres eigenen Stammes als Oberhaupt an, und diese suchen so unabhängig als immer möglich zu bleiben, während der Pascha sie unter sein Joch zu beugen sucht. Vor allen Dingen möchte er sie zu einem seßhaften Leben zwingen, aber dagegen sträuben sie sich. Deshalb ist unablässiger Streit, der manchmal in offene Fehde ausbricht. Gewöhnlich mußten die Türken nachgeben, und wenn der Sultan dem Namen nach Herr ist, so bleiben in der Sache selbst die Turkomanen unabhängig.

Man gelangt in vier Stunden von Adana nach Missis,

Säulen von Pompejopolis.

Grabmal des Aratus.

Tumlo Kalessi.

dem Mopsveste der Alten. Diese von dem berühmten Seher Mopsos gegründete Stadt ist jetzt ein elender Ort, in dessen Umgegend der Turkomanenstamm der Farsak Oglu umherzieht. Jene Leute sind weit und breit berühmt, weil sie mit dem Säbel vortrefflich umzugehen wissen, und sich auf das Werfen mit dem Dscherid (der Scheibe) vortrefflich verstehen. Bei ihnen war Langlois Zeuge eines eigenthümlichen Auftrittes. Der Häuptling hatte den Reisenden gastlich aufgenommen und ließ vor ihm einen Waffentanz aufführen. Dieser ist zugleich Spiel und kriegerische Uebung. Die Männer versammeln sich, selbst die Frauen kommen aus den Zelten herbei. Es war beinahe dunkel; ein Feuer, welches man mit Strauchwerk unterhielt, gab die Beleuchtung.

„Ein zum Kriege gerüsteter Turkomane trat vor, kam bis nahe an uns heran und that einige Schritte nach dem Takte, während zwei andere ein Tamburin schlugen und Flöte bliesen, anfangs in langsamen, dann in immer rascheren Akkorden. Der Krieger wurde lebhafter; er sah im Geist einen Feind; diesem bietet er durch Geberde und Worte Trotz, fordert ihn heraus, stürzt gegen ihn ein, schwingt seinen Säbel, weicht ein wenig zurück, greift abermals an und erhebt ein Siegesgeschrei. Nun tritt ein zweiter Tänzer auf und begrüßt jenen mit dem Säbel; gleich nachher erscheint ein dritter und alle zusammen beginnen dann einen wahrhaft schrecklichen Tanz. Die Damascenerklingen der Drei, welche nahe bei einander stehen, pfeifen durch die Luft; ein Fehltritt, ein Ausgleiten, ein Fehlhieb, und sie wären Kinder des Todes; aber Tamburin und Flöten ertönen in immer rascheren Weisen, die Klingen schwirren und funkeln immer mehr, das Kriegsgeschrei wird heftiger, diese drei Männer brüllen und springen wie Tiger. Plötzlich halten sie an, stehen wie gebannt fest; zuletzt kommen sie langsamen Schrittes auf den Aga zu, knieen vor ihm nieder, beugen das Haupt bis zur Erde und legen, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, ihre Damascenerklingen auf den Kopf. Der Aga spricht freundliche Worte und heißt sie aufstehen; inzwischen sind aber schon andere Tänzer angetreten und dasselbe Schauspiel wird wiederholt."

Von diesem Turkomanenlager war Missis nur etwa eine Stunde entfernt. Es ist ein armseliger Ort mit verfallenen Hütten und eingestürzten Moscheen und Minareten. Oestlich fließt der Pyramus, über welchen die Römer eine Brücke geschlagen haben. Neben einer in Trümmer liegenden byzantinischen Burg liegt eine Nekropolis, in welcher Langlois viele griechische Inschriften fand.

Turkomanenhäuptling; armenischer Bischof; cilicische Christen.

Unweit von Missis nach Norden hin liegen, zu beiden Seiten des Pyramus, zwei Burgen. Die eine, Tumlo Kalessi, war zur Zeit der armenischen Herrschaft von Bedeutung; im Jahre 1212 gab König Leo der Zweite diese Burg, welche damals Amud (Adamodana) hieß, den Rittern des deutschen Ordens. Die Schenkungsbulle befindet sich im Archive zu Berlin.

Die Straße von Missis nach Aias fand der Reisende unsicher. Ein Räuberhauptmann, Stephan Oglu der Bucklige, trieb dort sein Unwesen; er brach oft mit seinen dreißig Banditen aus den Schluchten des Giaur Dagh hervor, um Karawanen zu plündern. Von Aias ging Langlois nach

Tarsus zurück, er machte aber einen Umweg, weil er eine von Europäern noch nicht durchwanderte Gegend erforschen wollte, die einst berühmte aleïsche Ebene. Jetzt ist sie zum großen Theile versumpft und hat sogar einige Salzseen, an welchen die Büffel eine Zuflucht finden. Im Alterthum ward sie als ergiebig gepriesen, noch im Mittelalter rühmte man ihre Fruchtbarkeit; nun ist sie wüst und öde. Auf den Ruinen von Mallus steht ein Turkomanendorf; mohammedanische Nomaden ziehen umher, wo einst, „nachdem er den Himmlischen Allen verhaßt war", einsam umherirrte Bellerophon,

— sein Herz verzehrend in Kummer,
Durch die aleische Flur, der Sterblichen Pfade vermeidend.

Die Kolonie Queensland in Nordost-Australien.

Erster Artikel.

Geographische Uebersicht. — Volksmenge und Städte. — Auch hier ein Goldfieber. — Kolonialregierung. — Bodenverhältnisse und Pflanzenwuchs. — Grasbrände. — Der Grasbaum. — Höhenzüge als Grenzscheiden. — Wälder. — Undurchdringliche Scrubs und Moräste. — Flüsse, Creeks, Wasserlöcher und Gullies. — Wie man Reisenden den Weg zeigt. — Klimatische Verhältnisse. — Ueberschwemmungen, Luftspiegelung, Sonnenbrand und Wirbelwinde. — Nachtheilige Einwirkungen des Klimas. — Die einheimische Augenkrankheit. —

Britisch-Columbia an der Nordwestküste von Amerika und Queensland im nordöstlichen Australien sind die jüngsten organisirten Kolonien Großbritanniens, und beide werden im Fortgange der Zeit von großer Bedeutung werden. Die eine hat sechs Monat im Jahre Winter, die andere reicht bis über den Wendekreis des Steinbocks und ist wesentlich tropisch; jene ist ein Gold-, Holz- und Fisch-Land, diese möchte man vorzugsweise zu einer Baumwollenregion machen. Beide haben eine günstige Weltlage am Großen Ocean.

Queensland ist erst im December 1859 eine selbständige Kolonie geworden; bis dahin bildete ihr Gebiet einen Theil von Neusüdwales, den Moreton-Bay-Distrikt. Diese Bucht liegt unter 27 Grad S. Br. und wurde 1770 von Cook entdeckt, aber der Fluß Brisbane, an welchem die gleichnamige Hauptstadt der neuen Kolonie liegt, erst 1823 von Oxley, welcher aus Sydney in diese Gegend geschickt worden war, um eine geeignete Stelle zur Anlage einer Sträflingsniederlassung aufzusuchen. Eine solche wurde bald nachher an der Moreton-Bay gegründet, aber schon 1842 wieder aufgehoben, weil von da an nur freie Kolonisten sich im Distrikte niederlassen durften. Squatters kamen in Menge herbei und brachten Vieh mit, das sich auf den ausgedehnten Weidegründen rasch vermehrte und gut gedieh.

Schon im April 1860 reichten die Ansiedelungen dieser Viehhirten bis zum Broad Sund, 22° S. Br., und 1861 bereits ein paar Grade weiter nach Norden hin, bis an den Fluß Burdekin, dessen Mündung man bisher nicht gekannt hatte. Ueber die Grenzlinie geriethen Neusüdwales und Queensland in Streit; die britische Regierung wollte sie dem 30. Breitegrad entlang ziehen, in Sydney setzte man aber durch, daß sie etwas weiter nach Norden hinausgerückt wurde. Sie beginnt nun bei Point Danger, 28° 8′ S. Br., läuft von da nach Westen der Bergkette entlang bis zur Great Dividing Range und folgt derselben bis zum 29°; von dort zieht eine niedrigere Hügelkette westlich bis zum Flusse Dumaresk oder Severn; die Linie folgt dem Laufe desselben bis zum Flusse Macintyre, und diesem entlang bis sie den 29°. S. Br. wieder erreicht, und dann auf diesem parallel nach Westen hin bis zum 141.° Ö. Länge und weiter nach Norden hin bis an's Meer.

Innerhalb dieser Begrenzung hat Queensland einen Flächenraum von mehr als 550,000 englischen Geviertmeilen. Wir haben im Globus die Resultate der neuesten Entdeckungen von Burke, Landsborough und Mac Kinlay mitgetheilt, und hervorgehoben, daß Squatters in Menge nach den früher noch nicht erforschten Gegenden gezogen oder noch unterwegs sind. An manchen fruchtbaren, mehr oder weniger gut bewässerten und zur Viehzucht geeigneten Strecken fehlt es offenbar in jenem Nordosten Australiens nicht, und man meint, daß das Klima auf den Hochebenen und im Gebirge für die Schafzucht nicht zu heiß sein werde. Man hofft auch, wie schon bemerkt, Baumwolle, sodann Zucker und Reis bauen zu können.

Die Kolonisten von Queensland geben sich jetzt große Mühe Ansiedler anzuziehen, und heben natürlich die wirklichen oder angeblichen Vorzüge ganz besonders hervor, während sie die Schattenseiten verschweigen oder zu mildern suchen. Das thut z. B. auch Westgarth.*) Der größte Theil, wenn nicht das Ganze, liege ja jenseit der Region mit ungewissem Klima, das südlich von Queensland große Extreme von Hitze und Kälte darbiete und von Dürre und heißen Winden viel zu leiden habe. Durch tropische Regengüsse sei Nordaustralien in günstigeren Verhältnissen als Central- und Süd-Australien; von diesen Regen werde ganz Queensland befruchtet; die jährliche Regenmenge betrage doppelt so viel als im Süden. In Brisbane, 27° 5′ S. Br., betrug die Regenmenge in dem mit dem 30. September abschließenden Jahre 55½ Zoll; es regnete an 131 Tagen, am meisten in den Monaten Februar, März, April und August. Das Klima, so sagt Westgarth weiter, ist heiß, aber gesund, und für die Leibesbeschaffenheit der Europäer geeignet; das gilt besonders von den südlichen, gemäßigteren Strecken, und hat sich auch an den Kolonisten durchaus bewährt. (?) Die mittlere Jahrestemperatur war, Morgens 9 Uhr beobachtet, 68° F. (etwa 20° C.) Für die einzelnen Monate ergaben sich: Oktober 69,7; November 74,9; December 77,8; Januar 79,2; Februar 76,9; März 75,8; April 70,2; Mai 60,8; Juni 54,5; Juli 55; August 58; September 62° F.—

*) Australia, its rise, progress and present condition by William Westgarth. Edinburgh 1861. S. 36 ff.

Die Zahlen mögen ganz richtig sein, aber Westgarth's Angaben über die Gesundheit und den gemäßigten Charakter des Klimas sind falsch. Das soll weiter unten nachgewiesen werden; und wir legen Gewicht darauf, weil Deutschland ein Interesse daran hat, die Verhältnisse jener Kolonie kennen zu lernen. Denn bereits sind einige Schiffsladungen deutscher Auswanderer nach Queensland geschafft worden, und ganz kürzlich wurde uns mitgetheilt, daß man sich bemühe, noch Tausende derselben dorthin zu schaffen.

Im Jahre 1851 lebten im heutigen Queensland 8575 Seelen, 1856 schon 17,082 auf 174,600 Quadratmiles; am 31. December 1860 schon 28,056, wovon 16,817 männlich, 11,239 weiblich. Die beiden wichtigsten Städte waren Brisbane mit etwa 7000 und Ipswich mit 4500 Einwohnern. Schon im Jahre 1858 hatte die Kolonie an viertehalb Millionen Schafe, 450,000 Häupter Rindvieh und 50,000 Pferde. Den wichtigsten Exportartikel bildet Wolle, wovon in dem mit dem 30. September 1860 abschließenden Jahre 4,826,500 Pfund im Werthe von 422,319 Pfd. Sterling ausgeführt wurde; Talg für 34,120 Pfd. Sterling. Die Kolonialeinnahmen betrugen 178,589 Pfd. Sterling.

Auch Queensland ist vom Goldfieber nicht verschont geblieben und hat Vortheil von demselben gehabt. Im August 1858 verbreitete sich die Nachricht, daß am Flusse Fitzroy, der unter etwa 23½° S. Br. in die Keppel-Bay mündet, Gold gefunden worden sei. Jene Gegend war damals noch fast ganz unbekannt, jetzt aber strömten aus Sydney und selbst aus Melbourne und anderen Häfen Victorias solche Massen von Abenteurern herbei, daß deren im Oktober schon etwa sechstausend an Ort und Stelle waren. In der That war Gold vorhanden, etwa 70 Miles von der Mündung des Fitzroy, an einer Stelle, welche Canuna heißt. Bald aber entstand große Noth, es fehlte an Lebensmitteln, Tausende zogen wieder ab und Andere, welche zu Schiffe von Sydney gekommen waren, gingen gar nicht an's Land, als sie den Sachverhalt erfuhren. Nun hatten aber die zurückgekehrten Goldgräber keine Gelegenheit wieder heimzufahren und mußten im Lande bleiben. Sie gründeten die Ortschaft Rockhampton, 30 Miles von der Mündung des Fitzroy, welche jetzt schon eine wichtige Station bildet und ohne Zweifel künftig zu großer Bedeutung gelangt.

Queensland wurde am 1. December 1859 selbständig; die Verfassung war schon am 6. Juni durch Geheimraths-beschluß genehmigt worden. Das erste Parlament versammelte sich am 29. Mai 1860. Die Assembly, das Unterhaus, besteht aus 26 vom Volke gewählten Abgeordneten; die 15 Mitglieder des Oberhauses (Council) werden von der Krone ernannt. Es stellte vor Allem fest, daß keine Religionsgenossenschaft auf Geldbeihülfe von Staatswegen zu rechnen habe, und beseitigte damit verständigerweise eine Streitfrage, welche den anderen australischen Kolonien seit langer Zeit viel zu schaffen macht. Der geringste Verkaufspreis für den Acre Landes beträgt ein Pfund Sterling; das Land wird im Aufstrich verkauft und muß sofort baar bezahlt werden. Die Einwanderung solcher Leute, welche auf ihre eigenen Kosten nach Queensland kommen, wird durch Prämien begünstigt.

Die obigen Angaben, welche wir dem Buche Westgarth's entlehnt haben, können wir aus einer vortrefflichen Quelle vervollständigen. Ein Schweizer, Eduard Marcet, der seit längerer Zeit in der Kolonie, im Distrikte Burnett, wohnt, hat über dieselbe einen sehr eingehenden und interessanten Bericht erstattet, der einen klaren Einblick in die Verhältnisse gewährt. Wir halten die Schilderung für durchaus unbefangen und der Wahrheit gemäß.*)

Das erste mit deportirten Verbrechern beladene Schiff kam 1834 nach der Moretonbay. Es fand dort einen geräumigen Hafen, einen breiten Strom und fruchtbaren Boden. Die Gegend gehörte, wie schon früher gesagt wurde, zur Kolonie Neusüdwales und stand seit 1821 unter dem Generallieutenant Brisbane. Sie blieb etwa bis 1840 Strafkolonie.

Die neue Kolonie hat einen größern Flächeninhalt als irgend eine andere in Australien, und reicht nach Norden hin bis an die Torresstraße. Im Fortgange der Zeit wird sie Land abgeben müssen, aus welchem sich dann wieder eine selbständige Kolonie bildet. Gegenwärtig mag sie etwa 30,000 weiße Einwohner zählen. Jeder Bezirk hat seine besondere Gerichtsbarkeit und Polizei. Die Leute auf dem Lande, die Squatters, wohnen im „Busch", das heißt den bewaldeten Gegenden, und treiben Viehzucht. Fast alle alten Ansiedler kamen als arme Leute, viele auch als Verbrecher in die Kolonie; wohlhabende Leute erschienen erst später. Von jenen Ersteren sind manche sehr reich geworden.

Die sittlichen Zustände lassen auch jetzt noch Vieles zu wünschen übrig. In einzelnen Gegenden treiben sich noch Räuber, die berüchtigten Bushrangers, umher, und an Dieben fehlt es nirgends; ebenso nicht an Trunkenbolden, Spielern und Gaunern. Alle Sekten sind vertreten, auch die Juden, welche Hausirhandel treiben und im Busch von einer Station zur andern gehen. Die Irländer sind zumeist Katholiken, die Deutschen Lutheraner. Von diesen sind viele Schäfer, andere leben in den Städten als Tabakshändler, Uhrmacher und Handwerker. Sie sind sehr thätig und betriebsam. Auch Chinesen sind schon nach Queensland gekommen.

Von eigentlichem Ackerbau ist noch wenig die Rede; das muß man zum Theil auf die Eigenthümlichkeit des Klimas schreiben, das von einem Extrem in's andere überschlägt und die Produkte europäischer Vegetation verbrennt oder ersäuft. Weizen zum Beispiel kann nicht gedeihen, die Sonne verdorrt ihn oder er verfault durch Regen. Dasselbe ist mit den Gemüsen der Fall, namentlich auch mit der Kartoffel; nur die Weintrauben machen eine Ausnahme. Sieben regenlose Monate sind gar keine Seltenheit, und noch häufiger sind wochenlang anhaltende Platzregen. Aber für tropische Erzeugnisse ist das Klima wohl geeignet. Baumwolle gedeiht, es fragt sich aber, ob sie unter den seitherigen Verhältnissen Nutzen abwirft, denn der Tagelohn für einen Arbeiter, dem man auch Wohnung und Kost geben muß, stellt sich auf zehn Francs, das sind 2 Thaler 10 Silbergroschen. Chinesische Kulis arbeiten allerdings für billigern Lohn. Mais kommt fast überall fort, auch Reis und Zucker kann auf einzelnen Punkten gedeihen.

Der Boden ist in vielen Gegenden ungemein fruchtbar; Alles treibt, aber nicht Alles reift. Der Pflanzenwuchs erscheint sehr mannichfaltig. Allgemein tritt der Gumbaum auf (ein Eucalyptus aus der Familie der Myrtaceen); der „Apfelbaum", welcher einigermaßen an unsern europäischen erinnert; der Eisenrindenbaum (auch ein Eucalyptus), dessen Rinde ungemein hart ist. Bei allen diesen Bäumen und noch sehr vielen anderen finden wir die Eigenthümlichkeit, daß die Blätter klein sind und der Sonne nicht ihre breite Seite zukehren, sondern die

*) Notice sur la province de Queensland, Australie septentrionale. Par Edouard Marcet (20 mars 1861). Mémoires de la société de Géographie de Genève, 1861. Tome II. p. 23—84.

Schneide, so daß sie eine eigenthümliche Art von Schatten werfen. In einer Gegend, wo die Hitze fast so stark ist wie im tropischen Afrika, wünscht man aber mehr Baumschatten. Der Stamm ist öfters sehr lang und die Aeste treten gewöhnlich erst in der Mitte der Gesammthöhe auf. Der Gumbaum verliert „im Winter" nicht seine Blätter, wohl aber die Rinde, welche in Fetzen oder Lappen abfällt; dann sieht der Stamm kreideweiß aus. Im Allgemeinen ist das Grün bei weitem nicht so lebhaft wie bei den europäischen Bäumen, und bei manchen sehen die Blätter wie mit Weiß überpudert aus.

Grasartige Pflanzen und Kräuter sind in Menge vorhanden. Ein Ansiedler fand an einer einzigen Stelle nicht weniger als zwei und dreißig ganz verschiedene, und viele sind wissenschaftlich noch gar nicht bekannt. Manche bleiben das ganze Jahr hindurch kurz und frisch, andere erreichen eine Höhe von sechs bis sieben Fuß und verdorren im Sommer. Dann steckt man sie in Brand und wählt dazu einen Tag, an welchem der Wind stark weht. Solch ein Gras- und Krautbrand gewährt bei Nacht einen großartigen Anblick und hält sehr wohl einen Vergleich mit den nordamerikanischen Prairiebränden aus.

Die Gräser sind verschieden je nach der Beschaffenheit der Bäume, welche an Ort und Stelle wachsen. Da, wo der Gumbaum vorwaltet, treten allemal dieselben Gräser auf; beim Eisenrindenbaum sind sie in Formen und Eigenschaften verschieden. Darin liegt ein Fingerzeig für die Viehzüchter, denn sie können daraus abnehmen, welche Gegenden sich am besten für die Schafzucht eignen. Uebrigens ist der Pflanzenwuchs in Queensland je nach den Breitengraden verschieden und in der Nähe des Wendekreises ein anderer als weiter nach Süden hin. Stuart fand dort eine Art Feigenbaum, einen andern, welcher mit dem Orangenbaum Aehnlichkeit hat, und eine Palme, welche aber „keine Datteln trägt". Am meisten fiel ihm der sogenannte Bohnenbaum auf, dessen Körner große Aehnlichkeit mit Bohnen haben; er ist auch dichter belaubt als alle anderen und giebt deshalb mehr Schatten. Die Blätter stehen paarweise, die Rinde ist glatt und aschenfarbig; das Holz fühlt sich angenehm an und ist nicht einmal so dicht wie Korkholz. Er hat so zarte Wurzeln, daß man dieselben mit einem gewöhnlichen Messer durchschneiden kann, wird vierzig bis fünfzig Fuß hoch und hat vier Fuß Durchmesser. Stuart fand ihn zuerst unter 24° S. Br., und weiter nach Norden hin trat er in viel größerer Menge auf.

Auffallend ist der große Mangel an wilden Blumen. Abgesehen von einem Baume, dessen gelbe Blüten einen starken Vanillegeruch haben, findet man bei anderen, welche man dann und wann sieht, gar keinen Duft. An Europa erinnert nur eine gelbe Blume, welche unserm Löwenzahn ähnelt; sie verwelkt aber, sobald der Sommer eintritt.

In dem außertropischen Queensland ist der Grasbaum, eine Art Xantorrhöa, besonders auffallend. Er bildet einen kleinen walzenartigen Stamm von fünf bis sieben Fuß Höhe und einem auf dieser Länge sich fast gleichbleibenden Durchmesser von sechs Zoll. Von diesem kleinen Stamme, der eine rauhe harzige Rinde hat, hängen von oben lange, büschelartig geschlossene, grasartige Blätter herab; sie sind etwa dritthalb Fuß lang, fallen in anmuthiger Biegung nach abwärts, etwa so wie bei der Trauerweide. Diese Blätter sind an ihrer Basis breit und verjüngen sich allmälig bis zu einer ganz scharfen Spitze. Aus dem Centrum des Hauptstammes und der Mitte dieses Büschels von Grasblättern wächst ein Stiel oder Schaft kerzengerade bis zu acht und zehn Fuß Höhe empor und trägt die Blumen. Dieser Schaft ist walzenartig, hat überall einen Durchmesser von anderthalb Zoll und ist, gleich dem Stamme, aus welchem er sich erhebt, ganz kahl. Dieser seltsame Baum kommt nur an gewissen Stellen vor, dort aber tritt er in sehr großer Menge gesellschaftlich auf. Vereinzelte Exemplare bemerkte man bisher nicht; bis zu einem oder zwei Grad südlich vom Wendekreise des Krebses ist er sehr gemein.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bodenbeschaffenheit von Queensland.

Das Gelände ist in hohem Grad ungleichartig. Der Wanderer findet bald ausgedehnte, ganz flache Ebenen, deren Ende er nicht absieht; sie sind mit hohem, leicht zerbrechlichem Grase bestanden. Dann kommt er an Hügelreihen, die vortrefflich bewaldet sind. Bei den Ansiedlern heißen sie Ranges, und sie dienen als Grenzscheiden für die verschiedenen Distrikte. Man trifft ferner ungeheure Urwälder von unbekannter Ausdehnung, die vielleicht bis zu einer großen Wüstenei sich erstrecken, für deren Vorhandensein im Innern manche Gründe zu sprechen scheinen; wahrscheinlich ist sie aber nicht ohne Menschen. (— Diese Annahme einer großen, zusammenhängenden Centralwüste ist durch die neuesten Entdeckungen bekanntlich nicht bestätigt worden —). Reisende wollen da, wo sie am Rande der vermeintlichen Wüste zu sein glaubten, kupferfarbige Leute gesehen haben, die etwas civilisirt und einigermaßen den Menschen mongolischen Schlages ähnlich seien; sie hätten durch Zeichen angedeutet, daß ein weiteres Vordringen mit großer Gefahr verbunden sei. Die Reisenden kehrten dann auch um.

Marcet wirft die Frage auf: „Könnte man etwa annehmen, daß eine chinesische Kolonie nach Australien eingewandert sei, und zwar zu einer Zeit, da Europa diesen Erdtheil noch nicht kannte, und daß diese nach und nach, in Folge der Einwirkung moralischer und physischer Ursachen, auf den niedrigen Standpunkt herabgesunken sei, auf dem wir sie nun finden?" *).

Queensland ist, die große Ebene abgerechnet, als ein ungeheurer Wald zu betrachten, in welchem, je nach den Oertlichkeiten, die eine oder andere Baumgattung vorherrscht. In einigen Gegenden stehen die Bäume weit zerstreut, in anderen stehen sie dichter, und auf manchen Strecken in solcher Menge und so dicht, daß sie eine für weiße Leute fast undurchdringliche Masse bilden. Diese Dickichte, von den Engländern Scrubs genannt, werden allemal von einer einzigen Baumart gebildet; die Stämme sind im Allgemeinen dünn, sehr schlank, haben viel Gezweig und am Ende desselben sehr dichtes Blattwerk. Nicht selten haben solche Scrubs eine große Ausdehnung; sie dienen den Eingeborenen und wilden Thieren zum Schlupfwinkel. Manche sehen von fern aus wie eine schwarze Masse und sind undurchdringlich wie eine Mauer. Wer hineingehen will, muß sich mit der Axt den Weg bahnen und läuft Gefahr, sich zu verirren und das Leben zu verlieren.

---

*) Diese Muthmaßung hat nicht die allergeringste Wahrscheinlichkeit für sich. Einmal sind die Chinesen nicht kupferfarbig, sondern weizengelb. Sodann sind sie ungemein zähe Leute, welche von ihrer Eigenthümlichkeit nichts aufgeben. Am allerwenigsten hätten sie in einem zur Agrikultur geeigneten Lande den Ackerbau vergessen oder verlernt; sie wären unter allen Umständen den ganz rohen und wilden Eingeborenen überlegen gewesen, und hätten sich von diesen sicherlich nicht in eine Wüstenei drängen lassen, sondern wären am Meere geblieben. Mit der Annahme von Kolonien aus fernen Gegenden und in unbekannten Zeiten wird noch immer viel zu viel Mißbrauch getrieben, am meisten aber in Bezug auf das vorcolumbische Amerika. Der Wissenschaft wird damit rein gar nichts genützt. A.

Queensland hat keine so hohen Gebirge wie Neusüdwales. An vielen Stellen ist der Boden sandig, an anderen mit stehenden Lachen, Morästen, überdeckt, sogenannten Swamps. —

Australien hat nur ein paar beträchtliche Ströme und auch Queensland ist hydrographisch mangelhaft gegliedert. Ueber die neuerdings von Reisenden im Norden besuchten Flüsse haben wir noch kein recht übersichtliches Gesammtbild; wir wollen also hier nur die schon seit einiger Zeit bekannten erwähnen, zunächst den Brisbane, welcher in die Moretonbay mündet Er strömt in gewundenem Laufe von Osten nach Westen, hat eine Länge von ungefähr 50 Wegstunden und da, wo er am breitesten ist, ungefähr 150 Fuß. Zwanzig Stunden von der Mündung aufwärts wird er schon ein ganz schmaler Kanal, und er ist eigentlich nur etwa 16 Stunden weit schiffbar. Sein Bett ist tief, die Strömung so ungemein schwach, daß er beinahe keine andere hat als jene, welche von Ebbe und Flut bewirkt wird; diese Gezeiten aber reichen wohl 36 Stunden weit landein, und bis dahin ist auch das Flußwasser brakig, also ungenießbar. Der Brisbane hat wenig oder gar keine eigentlichen Zuflüsse, und nimmt nur dann und wann ein Bächlein auf. Weiter nach Norden hin sind die Flüsse Fitzroy, Connor und Isaacs die bedeutendsten, aber der letztgenannte bildet doch im Sommer nur eine Reihenfolge von Wasserlöchern.

Manche Gefließe Australiens haben einen, man kann sagen, eigensinnigen Lauf; statt nach dem Meere hin zu strömen, nehmen sie ihre Richtung nach dem Innern hin und verlieren sich entweder im Sand, oder man möchte sagen, in einem verfaulten Erdreich. Aus dieser Eigenthümlichkeit hat man früher einen Schluß auf das Vorhandensein eines großen Binnensees ziehen wollen. In vielen Gegenden zeigt Australien statt der eigentlichen Flüsse eine eigenthümliche Art von Wasserläufen, welche man als Creeks bezeichnet. Auch in Queensland sind diese Creeks sehr verschieden an Länge, Größe und Tiefe. Einige sind bis zu zwölf Wegstunden lang und 20 bis 30 Fuß tief. Der breiteste, welchen Marcet gesehen, hatte 70 Fuß Breite; die meisten sind aber nur klein und haben kein Wasser mehr, wenn ein paar Monate lang kein Regen gefallen ist. Aber in manchen erhält sich das Wasser, ohne daß ein Zufluß aus Quellen wahrzunehmen ist, auch zur Zeit der größten Hitze so rein und frisch wie in strömenden Gefließen. Am häufigsten findet man die Creeks in bewaldeten Gegenden mit unebenem Gelände, aber in der Ebene kann man tagelang reisen, ohne auch nur einen einzigen anzutreffen. Nach Norden scheinen sie häufiger vorzukommen; sie bestehen in manchen Gegenden nur aus einer Reihenfolge von Wasserlöchern, Waterholes, und diese liegen oftmals im Bett eines alten sehr großen Flusses. Man trifft fast überall in Australien unzweideutige Spuren früherer großer Ströme, die vielleicht manchen großen Flüssen Amerikas nichts nachgaben; sie sind aber in Folge irgend einer großen Erderschütterung verschwunden.

Außer den Creeks und Waterholes giebt es auch noch sogenannte Gullies. (— Der englische Name Gully bezeichnet eine durch Wasserströme im Boden entstandene Vertiefung, einen Kolk, eine Rinne oder Gosse; auch einen Ablauf. —) Sie sind Verästelungen der Creeks, denen sie in der Regenzeit Wasser zuführen, gewöhnlich nur schmal, nicht tief und liegen oft ganz trocken. Ein Gully verhält sich zum Creek, wie bei Höhenzügen eine Ridge zur Range, und beide sind für Leute, die im Busche wandern, nützliche Wegweiser. Wenn Jemand nach der Richtung fragt, welche er einzuschlagen habe, dann sagt man ihm etwa: „Gehe eine Stunde lang geradezu der Sonne entgegen; dann wird sie da oder da stehen; laß sie etwas zur Rechten. Eine Stunde von hier kommst Du an ein Gully, das trocken ist. Geh an demselben abwärts, halt Dich dicht ihm entlang, denn sonst geräthst Du in einen Morast. Nachdem Du etwas über zwei Stunden gegangen bist, wirst Du an einen Creek kommen. Vermeide dann den Scrub, welcher Dir zur Rechten liegt, laß denselben im Rücken liegen und geh dem Creek entlang, bis Du an einer kleinen, steinigen Ridge bist. Dazu gebrauchst Du etwa drei Stunden. Geh um die Ridge herum, dann hast Du die Kudarah-Range vor Dir. Es wird inzwischen dunkel geworden sein, der Mond scheint nicht; also behalte den Abendstern im Auge, der da steht. Halte Dich dann ein wenig rechts. Wenn Du in dieser Richtung drei Miles zurückgelegt hast, dann kommst Du auf die andere Seite der Range und findest am Fuße derselben zwei große Wasserlöcher. Dort mußt Du Dich nach links hinwenden und findest in einer Entfernung von etwa zwölfhundert Schritten die Station. Geh oder reite jedoch langsam, sonst kannst Du in ein Wasserloch fallen. Nicht wahr, Du hast mich verstanden?" — Gewöhnlich erreicht aber ein Reisender nach einer so „klaren Auseinandersetzung" die Station nicht, sondern muß irgendwo im Busch übernachten.

„Das Klima von Queensland bietet einige interessante Erscheinungen dar. Der „Winter" beginnt zu Ende des Aprilmonats; dann läßt die Gluthitze der Sommersonne etwas nach. Durch sie war Alles erschöpft und gelb geworden; nun erwacht die Natur aus dem Sommerschlaf und das Grün tritt auf. Pferde und Schafe waren schon des trockenen Grases überdrüssig und magerten sichtlich ab; jetzt freuen sie sich wieder des frischen Futters. Denn reichlich herabströmender Regen erquickt die Erde, die Vögel sind munterer, die vierfüßigen Thiere aufgeweckter, auch der Mensch fühlt sich wie neugeboren, nachdem die gewaltige Hitze ihn erschöpft und entnervt hatte. Aber die Freude währt nicht lange, denn nach Verlauf von zwei Monaten befinden wir uns mitten im Winter. Juli und August sind die kältesten Monate, und gegen Kälte ist man, nach der langen drückenden Hitze, ungemein empfindlich. Nachts fröstelt uns unter drei wollenen Decken, am Tage fällt der Thermometer nicht niedriger wie zu Genf im Juni oder Juli; man reitet ohne Rock und Weste aus. Aber sofort nach Sonnenuntergang stellt sich in schroffer Weise die Kälte ein, der Thermometer fällt rasch von 19 bis 20° R. bis auf Null, und Nachts bekommt das Wasser in den Hütten eine Eiskruste. Das gilt insbesondere von der Gegend, in welcher ich mich aufhalte; sie liegt etwa dreißig gute Wegstunden südlich vom Wendekreise des Steinbocks. Merkwürdigerweise habe ich außerhalb meiner Hütte niemals Eis bemerkt, und ich kann mir diese Anomalie nicht erklären. Schnee fällt niemals, immer Regen."

Der Winter dauert gewöhnlich bis zu Ende des August und er ist in jeder Hinsicht dem Sommer vorzuziehen. Dann kommt der Frühling oder, wenn man will, Herbst; nun ist der Pflanzenwuchs am kräftigsten und man hält Ernte. Aber bald stellt sich der entsetzliche Sommer ein und sofort wird die ganze Natur krank. Die Sonne gleicht einem brennenden Herde, und die Hitze ist geradezu unerträglich, wenn nicht etwa ein Luftzug geht. Man ist daran gewöhnt, sich so viel als irgend möglich gegen Sonnenstiche zu schützen, aber sie kommen trotzdem sehr oft vor und verursachen nicht selten plötzlichen Tod. Selbst Schwindel tritt ein und Athembeklemmung, welche den Menschen zu ersticken droht. Auch ereignen sich Fälle, daß Menschen in Folge von Einwirkung der Sonne irrsinnig werden. Marcet erzählt

Folgendes. Ein gesunder, kräftiger Mann war aus Sydney gekommen und befand sich erst seit ein paar Tagen in den nördlichen Distrikten. Ich war an einem heißen Januartage mit ihm in den Busch geritten; plötzlich stieg er vom Pferde und warf sich in's Gras unter einen Gumbaum. Auf meine Frage, ob er müde sei, fragte er mich, wo er sich befinde, ob etwa in George Street zu Sydney. Er hatte Alles vergessen, was seit Wochen mit ihm vorgegangen war. Nach etwa fünf Minuten kam er wieder zum Bewußtsein. —

Im Sommer stellt sich fast an jedem Tage ein Sturm ein, manchmal hat man sogar zwei oder drei Orkane. Das Klima von Queensland ist ein extremes. Wir haben entweder große Dürre, oder das Land steht buchstäblich unter Wasser. Die „Ueberflutungen", Floods, treten regelmäßig in jedem Jahre ein, namentlich bei Anbeginn der Regenzeit. Es braucht gar nicht lange zu regnen, ein paar Tage genügen zu einer Ueberschwemmung. Dann füllen sich die Creeks, bekommen eine reißende Strömung, als wären sie Gießbäche, treten über ihre Ufer und das Land gleicht weit und breit einem See. In Neusüdwales sind sie noch viel schrecklicher als in Queensland und richten auch größern Schaden an, weil dort der Ackerbau ausgedehnter ist. Mehr oder weniger Vieh ertrinkt allemal in Queensland, aber gewöhnlich bleiben die Wohnungen verschont. Dann und wann ertrinken Menschen beim Reiten oder Schwimmen durch die Creeks.

Während des heißen Sommers sind auf den Ebenen die Luftspiegelungen häufig: sie gleichen denen in der Sahara. Auch Wirbelwinde fehlen nicht. Bei ruhiger Luft fängt plötzlich das Gras an sich zu bewegen, eine manchmal 150 Fuß hohe Säule von Staub wirbelt heran, führt zuweilen große Stücke Holz mit sich, dreht sich fortwährend um sich selbst, nimmt eine mehr oder weniger pyramidale Gestalt an, treibt in rasender Eile weiter und verliert sich später im Luftraum. Die Gegenden, über welche sie hinwegfegte, gleichen einem frischgepflügten Acker. Solche Wirbelsäulen stellten sich nur an den allerheißesten Sommertagen ein. Sie können gefährlich werden und reißen zuweilen Menschen und Schafe eine Strecke weit in die Luft. Manchmal bewegt sich die Luftsäule auch in horizontaler Richtung, aber man kann ihr aus dem Wege gehen.

Australien hat keine Epidemien, welche, wie z. B. das gelbe Fieber, in anderen heißen Ländern so große Verheerungen anrichten. In den Städten erscheint dann und wann die Cholera, aber im Allgemeinen nicht sehr bösartig. Aber Queensland hat gefährliche Fieber, deren Heilung lange Zeit erfordet. Am häufigsten kommt ein Tertianfieber mit Zittern vor; es läßt eine Schwäche zurück, die nur langsam verschwindet, bei Manchen erst, wenn sie wieder in Europa sind.

Das Klima von Queensland übt eine sehr nachtheilige Wirkung auf das Nervensystem. Mit vierzig Jahren ist der Mensch alt, die Haare werden weiß oder fallen aus, die Hände zittern und auch der Stärkste leidet an rheumatischen Schmerzen. Der Eine klagt über Rückenweh, der Andere über unaufhörlichen Kopfschmerz, ein Dritter über Leibweh, ein Vierter wird die Augenentzündung nicht los. Alle diese Krankheiten und Unbequemlichkeiten rühren her vom Klima, von dem beschwerlichen Leben im Busch und von der Nahrung. Die letztere besteht unabänderlich aus gesalzenem Rind- oder Hammelfleisch und Brot; dazu trinkt man Thee. Gemüse versteht ohnehin kein Engländer zu kochen, und Kartoffeln sind erst neuerdings in's Land gekommen. Das Leben im Busch bringt Anstrengungen aller Art mit sich: oft muß der Reiter tagelang hinter dem Rindvieh herjagen, das halb wild geworden ist, schläft Nachts unter freiem Himmel, wird früh vom kalten Thau aufgeweckt und hat oft wochenlang keine eigentliche Ruhezeit. Das wirkt auf den Körper ein.

Das, was die Engländer als Blight bezeichnen, ist eine eigenthümliche Augenkrankheit. Man behauptet, daß sie nur in Australien vorkomme, wo fast Jeder von ihr heimgesucht wird. Anfangs stellt sich ein leichter Schmerz ein, etwa so, als ob ein Sandkorn in's Auge gekommen wäre; in den nächsten Tagen verschlimmert sich das Uebel rasch, eine scharfe Entzündung kommt hinzu, ergreift die Augenlider, schließt dieselben fast hermetisch, sie schwellen an, werden hart und der Kranke kann gar nicht mehr sehen. Aus den Augenwinkeln dringt eine weiße, halbflüssige Materie. Die Entzündung erstreckt sich zuweilen auch auf Stirn, Nase und Mund; bei Mareet ergriff sie sogar die Brust. Sie verursacht heftigen Schmerz: es ist dem Kranken, als ob er kleine Glasscherben im Auge habe. Acht Tage hatte er gar keinen Schlaf und phantasirte. Dann öffnen sich die Augenlider plötzlich und es strömt viel Wasser heraus; die Entzündung läßt allmälig nach, aber statt ihrer stellt sich ein unabläßiger Reiz ein, der zwar nicht so äußerst schmerzhaft ist, aber doch etliche Wochen anhält. Man muß einen Schleier vor den Augen tragen. Bei Manchen läßt die Krankheit ein schwaches Gesicht zurück; weder Jung noch Alt, Arm oder Reich, Städter oder Landmann bleibt von ihr verschont; aber nur in der heißen Jahreszeit tritt sie auf. In Australien meinen Manche, sie rühre von dem Gift einer kleinen blauen Fliege her, welche den Leuten in's Auge kommt; das ist aber unwahrscheinlich; ohne Zweifel sind Hitze und Sonnenbrand die Hauptursachen. Manche bekommen sie mehr als einmal, und man kennt noch kein wirksames Heilmittel.

Brustkranken ist das Klima von Queensland durchaus zuträglich; alle verspüren Linderung und manche genesen völlig.

Bemerkungen über Britisch-Ostindien.

Es ist offenbar, daß nach der großen Rebellion Indien in vieler Beziehung große Fortschritte gemacht hat. Die Regierung sah wohl ein, wie viele Fehler begangen waren, und bemühte sich, ein besseres System an die Stelle des alten zu setzen. Jetzt hat die indische Regierung statistische Angaben zusammenstellen und bekannt machen lassen, welche einen Einblick in die gegenwärtigen Verhältnisse eröffnen. Sie umfassen zwei „regulirte" Provinzen, nämlich Madras und Bombay, und zwei „nicht regulirte", das Pendschab und Barma. Bald werden aber alle Provinzen „regulirt" sein, denn der größte Theil des indischen Reiches hat nun dieselben Gesetze über Kriminalwesen, Polizei, Abgaben und Civilproceß. Die nicht regulirten haben noch keine Legislaturen und werden mit absoluter Gewalt vom Generalstatthalter regiert; dort ist ein patriarchalischer Despotismus, der für viele noch wenig

civilisirte Stämme bis auf Weiteres sich am besten zu eignen scheint.

Bengalen, mit etwa 40 Millionen Einwohnern, hatte 1861 eine **Einnahme** von 14,132,350 Pfd. Sterling, während die **Ausgabe** nur 4,903,410 Pfd. St. betrug, und rechnet man die Manufakturkosten für die beiden **Monopolwaaren Opium und Salz** ab, so stellen sich die Ausgaben auf kaum 3 Millionen. Diese Provinz liefert demnach einen Ueberschuß von 9¼ Millionen. Mehr als ein Drittel des Einkommens fließt aus der **Landtaxe**, welche binnen zwei Jahren von 3,758,970 auf 4,130,700 Pfd. St. gestiegen ist; die Zölle lieferten 2,732,322 Pfd. St. Der **Salzverbrauch** ist binnen zwanzig Jahren um 64 Procent gestiegen, und beträgt jetzt 320,000 Tons. Die Arbeitslöhne sind gegen früher um das Doppelte gestiegen. Das **Opium** gewährte 1845 eine Einnahme von 2,206,120 und 1860 von 3,317,605 Pfd. St., 1861 aber noch nicht volle dritthalb Millionen, weil den Producenten jetzt von der Regierung ein höherer Preis gezahlt wird. Auf **Erziehungskosten** werden leider nur 80,000 Pfd. St. verwandt; der Staat zahlt also kaum einen halben Penny auf den Kopf; und unter Aufsicht der Regierung standen nur 879 Schulen mit 52,895 Schülern. Das ist sehr wenig unter 40 Millionen Seelen; direkt von der Regierung hingen nur 244 Schulen mit 19,396 Schülern ab. Für das **Justizwesen** betrugen die Ausgaben 532,360, für die **Polizei** 397,000 Pfd. St. Die Regierung verausgabte für **öffentliche Arbeiten** 533,600 Pfd. St., die Lokalverwaltungen etwa 94,000 Pfd. St.

Die Präsidentschaft **Madras** hat 22½ Millionen Seelen und einen Flächenraum, der nur ein Drittel so beträchtlich ist als jener von Bengalen. In Madras herrscht bei der Besteuerung das **Reiotwarry-System**, demgemäß jeder Bauer seine Abgaben direkt an die Regierung zahlt. Das ist, sagt ein Correspondent der Times, allezeit ein Mühlstein am Halse von Madras gewesen, hat den Aufschwung an Volksmenge, Verkehr und Einnahme zurückgehalten, denn dieses System legte faktisch die Verwaltung, insoweit der Bauer (Reiot) mit ihr in Berührung kam, in die Hände von Eingeborenen, welche ihren Einfluß benutzten, um den Bauer zu drücken. *)

Das britische System der Besteuerung der Bodenkultur ist, beiläufig bemerkt, weit günstiger als das der einheimischen Regierungen; die Abgabe ist auf den Reinertrag gelegt und nach indischen Begriffen nicht allzudrückend. Andere Abgaben hat dann der Bauer nicht.

Was die Präsidentschaft Madras anbelangt, so ist die Abgabe nach und nach vermindert und so viel neues Land in Anbau genommen worden, daß die Landtaxe seit 1857 sich um eine halbe Million vermehrt hat. Die Gesammteinnahme betrug 6,083,883 Pfd. St. in 1861; davon kommen 68 Procent auf die Landtaxe (doppelt so viel wie in Bengalen), 5½ auf Accise, 14⅕ auf Salz, 3½ auf Zölle, 5 auf Stempel und 2⅔ Procent auf die Einkommensteuer. Von der Gesammteinnahme wurden 10 Procent auf öffentliche Arbeiten verwandt.

Die nicht regulirten Provinzen sind Gebiete, die erst in späterer Zeit erworben wurden; sie bedürfen einer starken Militärbesatzung, das neue Regierungssystem verwächst nur sehr allmälig mit den Landesbewohnern, und die Ausgaben sind beträchtlicher als die Einnahmen.

Das **Pendschab** lieferte eine Einnahme von 3,047,083 Pfd. St. und hätte, wenn blos die Civilverwaltung und deren Ausgaben in Betracht kämen, einen Ueberschuß von 1,400,318. Aber das Pendschab ist eine Grenzprovinz und hat deshalb eine starke Militärbesatzung. Die Landtaxe liefert mehr als die Hälfte der Gesammteinnahme, nämlich 1,822,065 Pfd. St. In 1982 Schulen sind 52,840 Schüler vorhanden, für welche die indische Reichsregierung beinahe 22,000 Pfd. St. verausgabt. Die Volksmenge beträgt etwa 15 Millionen Seelen auf 100,406 englischen Geviertmeilen.

In **Barma** kam England in Berührung mit Völkern vom sogenannten indochinesischem Stamm und von buddhistischer Religion. Es besitzt an der Ostküste des bengalischen Meerbusens die drei Provinzen **Arrakan**, **Tennasserim** und **Pegu**, welche eine Längenstrecke von etwa 900 Miles haben. Der König von Barma ist auf allen Seiten eingeschlossen, den Engländern fehlt für ihre Besitzungen eine geeignete Grenze; die jetzt vorhandene, vielfach unbestimmte, wird durch barmanische Räuberschaaren unsicher gemacht, „**und der Tag, an welchem ganz Barma britische Besitzung wird, ist vielleicht nicht mehr fern.**“

Auf diesen Punkt haben wir im Globus schon mehrfach hingewiesen; die Engländer gieren jetzt förmlich nach dem Besitze von Barma, und der indische Korrespondent der Times (8. December) sagt in dieser Beziehung mit trockener Unverschämtheit: „Es ist wirklich ein glorioses Land durch seinen Reis und seine Hölzer, Steinöl und andere Produkte, welche allesammt über die drei Häfen Akyab, Rangun und Maulmein exportirt worden, jetzt schon im Werthe von 6 Millionen Pfd. Sterling jährlich.“ Dieses schöne Land hat, soweit es jetzt britisch ist, kaum zwei Millionen Einwohner, und nur 1,608,108 Acres sind bebaut. „Aber trotzdem hat unsere Regierung solche Erfolge gehabt, daß wir eine Million Pfd. St. Einkommen erheben; das Volk dort ist zwar schwerer besteuert als anderswo unsere Unterthanen, aber es ist so wohlhabend, daß es davon nichts verspürt!“

„Nächst dem Pendschab macht Britisch-Barma, unter unseren neu erworbenen Provinzen, die meisten Fortschritte; dann folgt Scinde, nachher kommen die Centralprovinzen, welche für den Baumwollenbau so geeignet sind; die letzteren wurden acht Jahre lang ziemlich vernachlässigt; jetzt widmet man ihnen sorgfältige Berücksichtigung.“

Britisch-Barma hat mehr **englische Ansiedler** an der Küste als irgend eine andere Region Indiens; auch wandern

---

*) Die Sache wird für die meisten Leser einer Erläuterung bedürfen. Indien ist recht wesentlich ein **Bauernland**; aber im Bodenbesitze sind durch die vielen Kriege und inneren Bewegungen große Veränderungen vorgegangen und Vieles ist unbestimmt geworden. Das Wort **Reiot** ist eigentlich arabisch und bedeutet **Unterthan**. In Indien bezeichnet es zunächst eine steuerzahlende Person, dann einen Landbauer im Allgemeinen; dann auch einen Mann, der in Abhängigkeit von einem Grundherrn steht. Seit den ältesten Zeiten haben in Indien alle Regierungen ihre Haupteinnahme aus Grund und Boden bezogen; nach sehr alten Gesetzen ist die regierende Gewalt zur Erhebung eines gewissen Antheils von dem Ertrage, welchen der Bauer erntet, berechtigt, und sie erhebt diesen in Geld oder Produkten. Der Reiot hat ihn immer willig entrichtet, obwohl er in Kriegszeiten manchmal den sechsten Theil des Ertrages ausmachte. Der regierende Herr giebt Erlaubniß zur Bebauung des Landes, denn nach Hindugesetzen ist es sein Eigenthum; Privatländereien haben nur an der Malabarküste existirt. Der Inder erkennt das Recht des Fürsten auf das vom Bauer bestellte Land **in der Theorie** an, betrachtet aber **in der Praxis** sich selber als den eigentlichen Besitzer, so lange er dem Fürsten den gebührenden Antheil entrichtet. Als die Mohammedaner Herrscher wurden, erniedrigte ihr Zwangsgesetz den Bauer zum Taglöhner: außer dem Saatkorn und der zum Unterhalt seiner Familie nothwendigen Nahrung mußte er den **ganzen** Ertrag dem Fürsten übertassen! Erst der Mogul Akbar der Große regelte das Verhältniß und verordnete, daß die Abgabe an den Fürsten den dritten Theil der Ernte im Geldwerth betragen solle. Für die **bäuerlichen Verhältnisse** in Indien ist es charakteristisch, daß der Landbesitz mehr ein **Eigenthum ganzer Dorfgemeinden** als einzelner Individuen ist. Diese Dorfgemeinden sind in sich wie kleine Republiken; sie haben sich erhalten, wenn alles Andere verschwunden ist. — Wir verweisen gern auf ein Werk, das vom einem fleißigen und umsichtigen Gelehrten, Professor **Karl Böttger** in Dessau, geschrieben worden ist, und das die inneren Verhältnisse Indiens übersichtlich schildert. Wir meinen die „**Kulturgeschichte Indiens**, enthaltend Schilderungen des Kastenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharakters, der Erziehung und Mission, der Kunst und Wissenschaft, der Regierung und Verwaltung, der Produkte, des Handels und der Finanzen, des Landbaues und der Reiots.“ Hr. Böttger hat dabei auch Manches aus dem Nachlasse Leopold von **Orlich's** benutzen können. Der Abschnitt über Landbau, Pachtsystem und Reiots steht S. 337 bis 366. A.

Chinesen in großer Anzahl ein, die Schans strömen über die Grenze, nicht minder viele Barmanen, welche dem Druck entfliehen wollen.

Am 1. November 1862 waren vier Jahre seit dem „Tode" der ostindischen Kompagnie verflossen, und an demselben Tage hat die Regierung in Calcutta die ersten Rupien mit neuem Gepräge ausgegeben. Der Name Kompagnie ist nun für immer abgeschafft.

Die Times knüpft an die von ihrem Correspondenten mitgetheilten Ziffern einige Betrachtungen und bemerkt sehr richtig, daß das Anwachsen der englischen Macht in Indien in der That als ein Mirakel betrachtet werden könne. Vor achtzig Jahren bestand dieses indische Reich aus einer Anhäufung asiatischer Staaten, welche dem Namen nach unter der Herrschaft des Großmoguls sich befanden. Die Engländer besaßen nur kleine Handelsniederlassungen an der Seeküste. Der Großmogul war schwach geworden; seine Provinzen waren zum Theil in der Gewalt unabhängiger Stämme oder erblicher Statthalter, und mit den Ersteren mußten die Engländer furchtbare Kriege führen. Alle Eroberer, welche nach Indien eindrangen, kamen von Nordwesten her durch das Pendschab und setzten sich dann im Duab, zwischen der Yamuna und dem Ganges fest, wo Agra und Delhi Hauptstädte wurden; von dort aus unterhielt man die Verbindung mit Lahore. Die Engländer dagegen drangen nicht von Norden her in's Land, sondern von Calcutta und Madras; jetzt aber, wo sie auch im Norden herrschen, hat das Pendschab eine hervorragende Wichtigkeit erhalten, und die Stadt Simla ist ein Punkt von Bedeutung geworden.

Als die Herrschaft des Großmogul zu Ende ging, blieben zwei große unabhängige Mächte übrig und zwei erbliche Statthalter, die zu Souveränen geworden waren; ein Dritter, der Subadar von Bengalen, war von Calcutta aus schon bezwungen worden, und die Engländer besaßen nun ein Land vom Umfang eines europäischen Königreichs. Jenseit der Grenze dieses Bengalen lag Audh, ein nicht unbeträchtliches Königreich; aber man ließ es fast unbeachtet, und es ist erst vor wenigen Jahren einverleibt worden. Ein anderer großer Statthalter, der Nizam von Haiderabad im Dekan, ist Herrscher bis auf diesen Tag geblieben, aber dem englischen Einflusse kann er sich nicht entziehen. Dagegen wurden Kriege geführt mit Hayder Ali von Maïssur und dessen Sohn Tippu Sahib im Süden und mit den Maharatten im Nordwesten. Beide Gegner wurden nach langen und gewaltigen Kämpfen niedergeschlagen. Bevor die Engländer Seringapatam erstürmt hatten, war Madras für sie der wichtigste Punkt; nach Tippu's Falle wurde es für die britische Politik verhältnißmäßig unbedeutend. Großmächtig aber wurde England erst, nachdem es zwanzig Jahre später die Maharatten bezwungen und nun in ungefährdetem Besitze der Centralgegenden sich befand.

Seitdem verging fast kein Jahr ohne neue Eroberungen und Einverleibungen; ununterbrochen ist „assimilirt" worden. Man nahm die unabhängigen kleinen Staaten erst unter „Protektion", nachher wurden sie unter einem beliebigen Vorwand, an welchem es nie gefehlt hat, einverleibt; man konfiscirte Herrscher und Länder. Mit der Eroberung von Scinde bekam England den Indus, mit Tennasserim die Ostküste des Bengalischen Meerbusens.

Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt im Pendschab; dort sind die wichtigsten Päße, und sie werden sorgfältig bewacht; der Generalstatthalter hält zuweilen Hof in Simla, das man als Klein-Calcutta bezeichnet.

Seit 1857 hat das frühere System einige Aenderungen erfahren. „Wir wünschen keine neuen Einverleibungen, wenn wir dieselben umgehen können, auch liegt eigentlich kein Anreiz zu weiterer Ausdehnung vor, ausgenommen in Barma. Auf die Eroberung dieses Landes wird spekulirt, weil sie wohl zur Nothwendigkeit werden könnte und und jedenfalls Gewinn bringen würde".

Wohin soll man gefährliche Verbrecher transportiren? Das Camerones-Gebirge an der westafrikanischen Küste.

Diese Frage muß auch vom geographischen Standpunkt aus erörtert werden. Australien zeigt, von welcher Wichtigkeit sie für eine Kolonie werden kann.

Der Staat hat ganz entschieden ein Recht, gemeingefährliche Verbrecher, systematische Sünder und Taugenichtse, welche sich als unverbesserlich erwiesen haben und weder Person noch Eigenthum achten, unschädlich zu machen. Er richtet sie hin, sperrt sie ein oder deportirt sie. Die Todesstrafe wird in unseren Tagen seltener vollzogen als früher; im Gefängniß ist der Verbrecher unschädlich, so lange er in Haft bleibt; aber die Gesellschaft hat keine Garantie, daß er nach seiner Entlassung nicht wieder von vorn anfängt. Es giebt nicht viele Beispiele, daß rohe Verbrecher von Profession sich wirklich gebessert hätten. Das System, diese gefährlichen Subjekte fortzuschaffen, in neue Länder zu bringen, wo sie zu ernster Arbeit gezwungen waren und die Aussicht hatten, Eigenthum zu erwerben, war ohne Zweifel ganz richtig, und es spricht nicht gegen die Sache selbst, daß in der Anwendung, Ausführung und Methode manche Fehler begangen worden sind.

England, welches allein unter allen Seemächten das Deportirungs-System in großem Maßstab angewandt hat, sah sich im Jahre 1852 genöthigt, dasselbe vorerst fallen zu lassen. Als in Australien die Zahl der freien Ansiedler mehr und mehr anwuchs, wollten die Kolonisten eine fernere Zufuhr von Verbrechern nicht mehr dulden, und sie hatten vollkommen Recht. Freie und rechtschaffene Arbeiter waren nun in genügender Menge zu haben, und die „Convicts" bildeten immerhin einen zweideutigen Theil der Gesellschaft. Nur allein Westaustralien willigte ein, auch ferner Verbrecher, aber nur in so geringer Anzahl, aufzunehmen, daß sie den rechtschaffenen Leuten nicht gefährlich werden konnten. Das Mutterland gab aber das System nur ungern auf; es hatte den Plan, von nun an die zur Deportation Verurtheilten nach der südafrikanischen Kapkolonie zu bringen; aber diese gerieth darüber geradezu in Aufruhr und drohte mit einer Revolution, wenn der Plan zwangsweise durchgeführt werden sollte. Die Ansiedler verweigerten ein paar mit Verbrechern beladenen Schiffen geradezu das Landen, und die Regierung mußte nachgeben.

Seitdem blieb keine andere Wahl, als die Verbrecher in Europa in Haft zu behalten. Aber bei sehr vielen wurde die Dauer der letztern verkürzt, namentlich für solche Individuen, welche sich im Gefängnisse wirklich oder scheinbar gut betrugen. Das Parlament genehmigte 1853, daß die Regierungsbeamten solchen Leuten Urlaubsscheine ausstellen durften. Mit solchen wurden sie entlassen. Die falsche Philanthropie, welche eine so große und schädliche Rolle spielt, errang auf Kosten der Sicherheit rechtschaffener Leute einen großen Sieg. Man hörte nicht auf den sehr richtigen Einwand des alten Palmerston, welcher hervorhob, daß

ein Urlaubsschein in einer dünn bevölkerten Kolonie etwas ganz Anderes sei, als in einer von Millionen Menschen bewohnten Hauptstadt. Man warf eine große Menge von Verbrechern auf das Pflaster, und die Zahl der vom Oktober 1853 bis dahin 1862 aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecher beläuft sich in England und Wales auf die ungeheure Ziffer von etwa 123,000 Individuen! Sehr viele wurden sofort rückfällig; die Beaufsichtigung ist schwer und theilweise unmöglich und die öffentliche Sicherheit wurde in einer beispiellosen Art gefährdet. Das sogenannte Garrotiren, das Knebeln, Berauben und Ermorden von Leuten am hellen Tage wurde etwas Gewöhnliches, und nun ist man gezwungen, das Deportationssystem, welches man niemals hätte aufgeben sollen, wieder einzuführen.

Jetzt steht die Frage auf dem Punkte, welche uns hier im Globus berührt. Wohin soll man die gemeingefährlichen Leute bringen? Das geographische Element muß entscheiden. Australien will keine Verbrecher mehr; die westliche Kolonie, am Schwanflusse, mit der Hauptstadt Perth, nimmt, wie schon gesagt, nur bedingungsweise eine geringe Anzahl auf. Nun sind andere Vorschläge auf's Tapet gebracht worden.

Zunächst Queensland, das wir an einer andern Stelle unseres Blattes schildern. Man hält manche Strecken in Nordaustralien für geeignet; aber die Queenslander werden sicherlich ihre Einwilligung verweigern; ohnehin füllt sich Nordaustralien schon jetzt mit Viehzüchtern. Wir meinen, daß man in London auf jenen Plan wird verzichten müssen.

Von anderer Seite sind die Maluinen, welche von den Engländern Falklands-Inseln genannt werden, als eine passende Oertlichkeit bezeichnet worden. Wir glauben mit Unrecht. Diese Inseln sind zwar reich an Torf, aber ohne allen Baumwuchs, das Klima ist sehr feucht, und die Verbrecher würden vielfach Gelegenheit haben, von dort zu entrinnen. Denn bei den Maluinen laufen alljährlich viele Walfischfahrer an, deren Bemannung nicht selten aus Schiffsleuten sehr anrüchiger Art besteht. Auch die den Falklands-Inseln gegenüber liegende Küste von Patagonien wurde in Vorschlag gebracht, aber diese gehört den Engländern nicht; die Argentinische Konföderation betrachtet dieselbe als ihren Besitz. Ohnehin würden dort die Verbrecher leicht zu entfliehen vermögen, und in Vereinigung mit den Indianerhorden des innern Patagoniens viel Unheil anrichten können. Ein Protest der Argentiner würde bestimmt nicht ausbleiben.

Die Südsee-Inseln hat man noch nicht in Betracht gezogen, und England ist, obwohl die Zahl seiner Kolonien ein halbes Hundert übersteigt, in nicht geringer Verlegenheit, um eine geeignete Oertlichkeit für die Deportirten ausfindig zu machen. Denn auch Labrador würde schwerlich dem Zweck entsprechen.

Nun tritt ein vielfach erfahrener Mann mit einer Ansicht hervor, die manches Einleuchtende hat. Wir meinen den berühmten Reisenden Kapitän Richard Burton, den unsere Leser kennen. Er ist Konsul auf der spanischen Insel Fernando Po und für die Biafra-Bay, das heißt die äquatorialen Küstengegenden von Westafrika, und verweilt gegenwärtig in London. Wir wollen den wesentlichen Inhalt seines Vorschlages mittheilen.

Schon 1856 hatte der um die Entdeckungsfahrten auf dem Niger vielfach verdiente Mac Gregor Laird darauf hingewiesen, daß das Camerones-Gebirge mit der Amboise-Bay als eine geeignete Oertlichkeit zur Ansiedelung von Sträflingen sich empfehle. Schwarze Arbeiter müßten vom Seehafen aus nach dem Hochland eine Straße bauen. Aus dem Gebirge könnten die Verbrecher nicht entrinnen, weil das ungesunde Klima im Tieflande ihnen das ganz von selbst verbieten würde. Das Hochland ist unbewohnt, die Deportirten wären dort förmlich isolirt; an Beschäftigung wäre kein Mangel: sie müßten Holz fällen, Wege anlegen und den Ackerbau treiben, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen. Wer im Hochlande bleibt, ist seines Lebens sicher; wer in's Niederland flüchtet, rennt dem Tod in die Arme. Die Sträflinge können Negerinnen zu Weibern nehmen.

Burton erklärt, daß er mit diesen Ansichten Laird's unbedingt einverstanden sei. Er habe die Weihnachtszeit von 1861 im Camerones-Gebirge zugebracht. Ueber diese Berge bemerkt er Folgendes: Sie steigen im Hintergrunde der Biafra-Bay empor, etwa unter 4° 25′ S. Br., 300 Miles vom Aequator. Sie sind nicht, wie man bisher annahm, eine isolirt aufsteigende Bergmasse, sondern, wie Burton meint, gleichsam der Strebepfeiler einer großen Sierra, welche, durch die von der See her mit unbewaffneten Augen sichtbaren Rumbi- und Qua-Hügel verbunden, in nordöstlicher Richtung vielleicht bis zum Berg Atlantika hinzieht, der uns durch Heinrich Barth bekannt geworden ist; er liegt südlich vom Binue in Adamaua. Dieser Camerones-Stütz- oder Strebe-Pfeiler mag ungefähr 500 Geviertmiles haben, abwechselnd Busch und Wald, Grasland und unfruchtbarem Boden. Läuft aber das Gebirge bis zum Atlantika, so ist der Raum wenigstens fünfzig Mal beträchtlicher.

Vor allen Dingen müßte man für die Deportirten, welche man an die Amboise-Bay bringt, eine Gesundheitsstation herstellen, denn die Küstengegend ist geradezu giftig.

Das Schiff Prometheus, Kapitän Bedingfield, lag 1861 eine Zeitlang vor dem Hafen Lagos (— an der Nordseite des Aequators, an der Küste von Yoruba und jetzt von den Engländern in Besitz genommen —) und verlor von einhundert Weißen nicht weniger als vierundachtzig Todte und völlig Invalide.

Im Bonny-Flusse (— Nigerdelta —) starben von 280 Mann binnen 78 Tagen nicht weniger als 134!

Das Schiff Osprey hatte 17 Leute Bemannung; alle starben, nur allein der Kapitän blieb übrig.

In diesen Fällen richtete das gelbe Fieber die Verwüstung an, das im Neu-Calabarflusse fort und fort wüthet, während es im Bonny einem eben so gefährlichen Typhus gewichen ist.

Auf Fernando Po starben von 231 Weißen binnen zwei Monaten 76.

„Also ist eine Gesundheitsstation dringend nöthig; eine Reise nach England allein hilft nichts. Als ich jüngst im afrikanischen Dampfer Athenian heimkehrte, stellte sich heraus, daß alle Passagiere, welche aus den Küstenhäfen an Bord gekommen waren, trotz großer Fürsorge eines trefflichen Arztes, krank wurden. Ein Officier, welcher in Afrika selbst das Fieber niemals gehabt hatte, bekam dasselbe am Bord."

Man muß mehrere Stationen anlegen. Die erste an der Amboise-Bay auf der Insel Mondori, einem etwa 200 Fuß hohen Felsen am Eingange zur Bucht, wo frische Seeluft weht; in Clarence Town auf Fernando Po geht dagegen der Wind über ausgedehnte Sümpfe und wirkt schädlich.

Es ist nicht gut gethan, Fieberkranke plötzlich aus dem Tieflande bis in sehr hochliegende Gegenden zu schaffen; deshalb muß die zweite Station auf dem Berge Henry, 1500 Fuß über dem Meer, angelegt werden; er liegt etwa anderthalb Miles von der Missionsniederlassung. Die dritte wäre 7000 Fuß über dem Meere zu bauen; dort ist Grasland, aber auch Wald, und durch den sogenannten Schwarzen Krater gegen die Nordostwinde geschützt. Bis dahin kann man im Zickzack einen Fahrweg anlegen; höher als 7000 Fuß braucht man der Gesundheit halber nicht zu gehen. Oberhalb des Schwarzen Kraters wächst Gras und Klee; das Gestein ist Lava; Schnee kann man für das ganze Jahr aufspeichern, und wer Kälte genießen will, kann nach Sakers Camp gehen, wo bei Tagesanbruch der Thermometer unter Null steht, die Decken gefrieren und der Spitzberg mit Reif bedeckt ist.

Sträflingen, welche sich ordentlich betragen, sollte man erlauben, schwarze Frauen zu heirathen. Entfliehen könnte Keiner; wenn man den Eingeborenen eine Flasche Rum gäbe, würden sie ganz

gewiß die Wiedereinlieferung des Entwichenen bewerkstelligen. Das Tiefland hat ein geradezu mörderisches Klima, und die Küste ist so gefährlich, daß nicht selten auch die Neger, die doch wahre Amphibien sind, im Meere zu Schaden kommen. Bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß ist das Land gut bevölkert, und Buschrangers, wie in Australien, könnten in Westafrika nicht auskommen.

An der Amboise-Bay fänden die von den Spaniern aus Fernando Po vertriebenen protestantischen Missionäre, welche in Amboise und am Cameronesflusse Niederlassungen haben, ein geeignetes Feld für ihre Wirksamkeit unter den Sträflingen. In der Bay müßte zur Ueberwachung ein abgetakeltes Schiff liegen, mit Soldaten von schwarzen westindischen Regimentern als Besatzung.

„Ich kann diesen Plan mit gutem Gewissen empfehlen; auf keinen Fall könnte die Ausführung Jemanden Schaden bringen, und kostspielig wäre er auch nicht." Dann wirft Burton einen scharfen Seitenblick auf die, welche sich durch Livingstone's Phantastereien haben bethören lassen. Die Ansicht, welche wir unsererseits darüber geäußert haben (Globus Nr. 30, S. 185), entspricht jener, welche Burton ausspricht. Er sagt:

„Seither hat man jährlich 5000 Pfund Sterling für den riesigen Humbug, den Sambesi-Fluß, vergeudet. Aber heute ist wohl endlich Jedermann überzeugt, daß die in Aussicht gestellte Entwickelung der dortigen Hülfsquellen lediglich der Traum eines Sanguinikers war. Weil man aber in jener Gegend noch immer auf große geographische Ergebnisse wartet, so möge meinethalben der Sambesi-Fuß sein halbes Salair fortbekommen, die andere Hälfte sollte man aber auf Amboise-Bay verwenden."

„Da werden Einige schreien, es sei doch recht grausam, die armen Garotters nach einem solchen Klima zu transportiren! Aber Denen ist zu antworten: Wenn jenes Klima für mich und andere Leute, die keine Verbrecher sind, gut genug ist, dann werden sich auch die mit Urlaubsscheinen versehenen Garotters nicht über dasselbe beklagen dürfen!"

Neue Nachrichten aus Tibet. Das Vordringen der katholischen Missionäre in das Gebiet des Dalaï Lama.

Preiswürdiger Eifer der Lazaristen. — Die früheren Versuche, in's Innere von Tibet zu gelangen. — Thominé Desmazure's Reise aus dem westlichen China nach Kiaombo. — Unfreundlicher Empfang zu Kiang Ka in der tibetanischen Provinz Kam. — Großartige Gebirgslandschaft. — Das unabhängige Fürstenthum Tscha ya. — Aufenthalt in Kiaombo. — Hindernisse der Weiterreise nach Hlassa. — Durand's Nachrichten über die Rebellion im westlichen China. — Nationalgarden. — Grausamkeiten. — Ta tsien lu, die Eingangspforte nach Tibet. — Die Stationen zur Rast. — In Li thang. — Buddhistische Klöster und verschiedene Arten von Gebetmaschinen. — In Bathang. — Die Hochebene von Tiang Ka. —

Die französischen Missionäre vom Lazaristenorden, welche so lange Zeit dem Bekehrungswerk in China obliegen, haben sich vorgenommen, nach Hlassa, der Hauptstadt von Tibet, vorzudringen, und dort ihr Evangelium zu predigen. Im Angesichte des Buddha-La, jenes Vatikans, in welchem der asiatische Papst, der Dalaï Lama, wohnt, wollen sie die Lehre und den Glauben der römisch-katholischen Christenheit verkünden. Dabei bewähren sie einen Muth und eine Ausdauer, welche über alles Lob erhaben sind. Wir, von unsem Standpunkt aus, folgen mit Theilnahme den Bemühungen dieser tapferen Männer, weil sie uns wichtige Kunde über bisher wenig bekannte Regionen geben, in denen sie die geographischen Pioniere sind, und wir erfahren in der That viel Interessantes durch sie.

Schon vor beinahe einem Jahre (Globus Nr. 13, S. 24 ff.) schilderten wir die Bemühungen der Missionäre, nach Tibet vorzudringen. Der jetzt verstorbene Abbé Huc war der erste Europäer gewesen, welcher von Osten her Hlassa, 1846, erreicht hatte. Er war von Peking aus durch die Mongolei bis an den Kuku Nor gezogen, hatte das Bajan Charat- und dann das Tantla-Gebirge überschritten und sein Ziel erreicht. Im März 1846 wurde er jedoch aus Hlassa verwiesen, aber nicht etwa durch Unduldsamkeit der buddhistischen Geistlichen, sondern durch den chinesischen Regierungsbevollmächtigten, der ihn auf der großen Straße zurücktransportiren ließ. Huc's Beschreibung seiner Reise ist im höchsten Grade ansprechend, lehrreich und von spannendem Interesse; sie führt uns ganz und gar ein in das mongolische und tibetanische Leben und Treiben, und namentlich lernen wir durch sie die Verhältnisse des buddhistischen Klosterlebens mit einer geradezu plastischen Anschaulichkeit kennen*).

Huc hatte die Bahn gebrochen; die Möglichkeit, bis Hlassa zu gelangen und dort zu predigen, war bewiesen, und seitdem haben die Brüder vom Orden des heiligen Lazarus jenen buddhistischen Kernpunkt nicht mehr aus den Augen verloren. Wir verweisen auf unsere frühere Schilderung, in welcher wir zeigten, wie Abbé Krick dreimal von Süden her, namentlich am Bramaputra aufwärts, den Versuch wagte, nach Tibet zu gelangen, und daß er 1851, sammt seinem Gefährten Boury, durch den wilden Stamm der Mischemi ermordet wurde. Wir zeigten, wie Bernard und Desgodins 1857 vom Setledsch aus, also einige Hundert deutsche Meilen weiter nach Westen hin, durch die Ketten des Himalayagebirges ein ähnliches Ziel, aber vergeblich, verfolgten; daß der Erstere bald nachher in Indien starb, der Andere nach China ging, um von dort aus (wie wir jetzt erfahren) mit besserm Erfolge über die tibetanische Grenze zu gehen. In dieser Gegend war Renou seit 1851 thätig gewesen und, als Kaufmann verkleidet, nach Lithang gekommen, also nach einer wichtigen Grenzstadt im östlichen Tibet. Er sowohl, wie der nach ihm kommende Missionär Fage, wurde freundlich aufgenommen, und gründete im kleinen Königreiche A ten tse, auf tibetanischem Boden, im Thale von Bonga, eine Erziehungsanstalt, welche anfangs gedieh, aber 1858 von Räubern überfallen und ausgeplündert wurde. Renou entrann mit genauer Noth dem Tode und ging bis auf Weiteres nach Bathang, einer wichtigen tibetanischen Grenzstadt.

Bis so weit haben wir früher die Erlebnisse dieser Missionäre erzählt, und wir erwähnen in aller Kürze dieser Umstände, weil sie zum Verständnisse der folgenden Mittheilungen nöthig sind. Wir finden nun in den zu Lyon erscheinenden „Annales de la propagation de la foi, Nr. 204", eine Reihenfolge ausführlicher Berichte über die Fortschritte der Missionäre in Osttibet; diese sind bereits auf halbem Wege nach Hlassa, und allem Anscheine zufolge werden am Ende ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden.

Thominé Desmazures, Bischof von Sinope und apostolischer Vikar von Tibet, schreibt aus Kiaombo (— es ist das

*) Ich habe das Werk in einer deutschen Bearbeitung herausgegeben: „Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Tale Lama. Von Huc und Gabet." Leipzig 1855. A.

Tsiambo unserer Karten gemeint —) vom 27. (29?) Oktober 1861 einen ausführlichen Bericht. Wir wollen den Missionär selber sprechen lassen. —

Da wären wir nun endlich in Tibet, und unter Gottes Hülfe hoffe ich, daß wir dieses Land niemals wieder verlassen werden. Aber es hat viel Anstrengung und Geld gekostet, bis wir hierher gelangten. Im vorigen Jahre schickte ich christliche Kaufleute voraus, um mir den Weg bis Hlassa zu ebnen, wohin ich in diesem Jahre inkognito zu gehen gedachte, wie das seither die nach China eindringenden Missionäre gethan hatten. Aber kaiserliche Pässe von französischen und chinesischen Bevollmächtigten gewährten uns großen Nutzen, denn solche Dokumente stehen hier in höchstem Ansehen. Wir mußten nun als französische Missionäre auftreten und als officielle Personen reisen. Ich sandte Herrn Fage nach Tscheutu zum Statthalter der chinesischen Provinz Su tschuen, um die nöthigen Einführungsschreiben zu besorgen. —

Am 15. April brach ich mit Herrn Desgodins nach Ta tsian lu auf; dort wollten wir Missionäre (Fage, Goutelle und Durand) zusammentreffen und dann gemeinschaftlich in's Innere von Tibet reisen. Als Bedeckung gegen die Räuber gab man uns eine Ehrenwache von chinesischen Soldaten und Eingeborenen mit, und am 7. Mai 1861 verließen wir die Stadt Ta tsian lu. Ein christlicher Offizier trug die französische Flagge vor der Karawane her; an seiner Mütze hatte er den Mandarinenknopf.

Unsere Reise war nicht so beschwerlich wie vormals jene von Huc und Gabet. Freilich fiel uns, trotz der vorgerückten Jahreszeit, manchmal Schnee auf den Kopf und während der Nacht war es sehr kalt; das Eis auf den Bergen war jedoch geschmolzen und der Weg nicht mehr gefährlich. Ueberall wurden wir wie Personen von Rang aufgenommen, aber es fehlte uns doch manchmal an geeigneten Nahrungsmitteln. In den weit von einander entfernt liegenden Wohnstätten, die als Stationen dienen, gab es weder Milch oder Butter, noch Fleisch, und ich kam zu Kiang Ka in einem so kläglichen Zustande der Erschöpfung an, daß ich mein Ende nahe glaubte. Das war am 4. Juni 1861. In diesem Flecken ist ein Schen Pi oder chinesischer Hauptmann, auch wohnt hier der tibetanische Gouverneur der Provinz Kam.

In Kiang Ka fanden wir Herrn Renou, den muthigen Sendboten, welcher die Mission Bonga in einer wilden Thalschlucht gründete. Jetzt wohnte er seit zwanzig Monaten in Kiang Ka und verlangte nachdrücklich Schutz für die von ihm in Bonga gegründete Waisenanstalt (Globus II, S. 26), welche man ihm jedoch verweigerte. Schon im Jahre 1849 begann er seine Versuche, in Tibet einzudringen.

Zwei Meilen vor Kiang Ka meldete uns ein Bote, daß der Kong kuang, das heißt die Wohnung für reisende Mandarinen, dergleichen man seither immer für uns in Bereitschaft gehalten, uns verweigert werden solle. Der chinesische Hauptmann habe das Volk aufgewiegelt, um uns zur Rückkehr zu zwingen. Wir aber gingen bei entsetzlichem Regen weiter, wurden nicht ehrenvoll empfangen und zogen gerades Wegs nach Renou's Wohnung.

Zwei volle Monate blieben wir in Kiang Ka. Renou besorgte alle Verhandlungen mit den Mandarinen und dem tibetanischen Gouverneur, die uns feindlich gesinnt blieben. Sie ließen die kaiserlichen Dokumente unbeachtet, kümmerten sich nicht um die Bestimmungen des mit Frankreich abgeschlossenen Friedensvertrags und eben so wenig um Befehle des Gouverneurs von Su tschuen. Unter diesen Umständen beschlossen wir, nach Tscha mon to und Hlassa aufzubrechen, um unsere Sache den Mandarinen vorzutragen, welche Vorgesetzte des widerspenstigen Hauptmanns waren. Ich ordnete an, daß Renou nach Hlassa gehen solle, stellte mich und Desgodins unter seine Leitung und am 5. August brachen wir auf. Fage, Goutelle und Durand blieben vorerst in Kiang Ka; sie sollten von dort nach Bonga zurückkehren, sobald wir unsererseits den gebührenden und nöthigen Schutz für die dortige Station ausgewirkt haben würden.

Die zweite Abtheilung der Reise war noch günstiger als die erste. Zwar fanden wir die Berge viel steiler, aber die Eismassen, welche in der Winterzeit dort liegen und auf denen man oft auf großen Strecken hinabrutschen muß, waren nun in grüne Matten verwandelt und mit Blumen gleichsam übersäet. Viele kleine Pfützen und Lachen, welche von geschmolzenem Schnee herrührten, bewiesen, daß jetzt, im Monat August, der Winter kaum gewichen war. Aber nun erschien Alles grün und blühend; wilde Enten von gelber Farbe waren so wenig scheu, daß wir ihnen bis auf wenige Schritte nahen konnten; hoch über uns kreisten Adler. Das Gebirge bot eigenthümliche geologische Verhältnisse dar: großartige, schauerliche Landschaften wechselten mit lieblichen Gegenden, und auf diesen Hochebenen, welche zu den höchsten der Erde gehören, hatten wir eine fast tropische Sonne. Die Eingeborenen gaben uns gern Schafe, Ochsenfleisch, Käse, Butter und andere Nahrungsmittel in Ueberfluß; Alles traf zusammen, um unsere Reise so lehrreich und angenehm als möglich zu machen. Aber ich war leider krank, und Renou auch; er hatte Fieber mit häufigem Erbrechen.

Wir besuchten die großen Lamaklöster von Ly tang, Pa tang, Tscha ya und Kiaombo; wir sahen den großen Leichenstein, auf welchem die Tibetaner die Menschenleichen legen, damit sie von den Geiern gefressen werden. Während diese ihr Mahl halten, sind die Lamas und die Leidtragenden beisammen, trinken Thee, scherzen und belustigen sich, bis die Geier alles Fleisch aufgefressen haben. Dann zerbricht man auch noch die Knochen, damit das Begräbniß vollständig sei.

Renou war in Kiang Ka mit tibetanischen Häuptlingen bekannt geworden, und deshalb fanden wir einen freundlichen Empfang. Die Leute kamen uns festlich entgegen, machten uns mit ihren Freunden und Verwandten bekannt, und wir lernten durch sie auch andere Häuptinge kennen. Während unserer sechstägigen Wanderung im Fürstenthum Tscha ya, das unabhängig ist und wo die chinesischen Mandarinen die Erlaubniß zum Durchreisen mit Geld erkaufen müssen, fanden wir überall nur freundliche Aufnahme und Wohlwollen. So weit ging dasselbe, daß der lebende Buddha in dem Lamakloster, welches Beherrscherin des Landes ist, mich bat, dort französische Missionäre zu stationiren. Der Gouverneur von Tscha ya hatte unterwegs an allen Stationen die Ulas bereit, das heißt Lastthiere, welche die Bewohner im Frohndienste stellen müssen, und gab uns nicht nur ein Geleit von Soldaten, sondern auch einen Dolmetscher. So ging Alles vortrefflich von Statten, ausgenommen daß wir am Tage vor unserm Einzug in Tscha mon to oder Kiaombo (Tschiambo) bei starkem Regen auf schlechten Wegen in Lebensgefahr geriethen. Der Pfad war abschüssig, schmal und schlüpfrig und wir Alle stiegen von unseren Pferden; nur allein der Soldat, welcher unsern Zug eröffnete, blieb zu Roß. Dieser kecke Reiter hatte manches hundert Mal Regierungsdepeschen befördert, war daran gewöhnt, steile Wege hinan und hinab zu galoppiren, und betrachtete es als einen Ehrenpunkt, auch jetzt noch im Sattel zu bleiben. Aber zweimal strauchelte sein Pferd, glücklicherweise nicht an den gefährlichsten Stellen, und am Ende mußte er doch auch absteigen. Aber was sollte ich Kranker beginnen? Jedermann sagte mir, daß ich mit zitternden Beinen und wankendem Gange mehr Lebensgefahr ausstünde als auf meinem Maulthier, und nun nahm ein Mann, der selber Mühe genug hatte, sich auf den Füßen zu erhalten, mein Thier beim Zaume, während ein anderer den Schweif hielt. So ging es fort; aber Desgodins, der dicht hinter mir schritt, sagte mir nachher, daß er jeden Augenblick meinen Sturz in die Tiefe befürchtet habe und bereit gewesen sei, mir die Absolution zu ertheilen.

Die Gefahr ging indessen glücklich vorüber und am 19. August zogen wir in Kiaombo ein. Dort war 1849 Renou angehalten und zum Rücktransport nach Kanton verurtheilt worden; nun aber, im Jahre 1861, hatten die Dinge eine ganz andere Wendung ge-

nommen. Der Militärmandarin mit der ganzen Besatzung und der Civilmandarin mit seinen Beamten standen am Thor, empfingen uns feierlich und geleiteten uns in ein Zelt, wo Thee für uns bereit gehalten wurde. Nachdem wir diesen getrunken, führte man uns in eine für uns hergerichtete Wohnung. Dort wurden uns ausgesuchte Speisen aufgetragen; die Mönche des großen Lamaklosters schickten einen ganzen gebratenen Hammel, der in Figura gebraten war und auf allen Vieren stand; dazu kam noch ein halber Ochse, den man auf einer Tragbahre herbeischleppte, und einige Säcke mit Reis, Mehl und einer Hülle und Fülle von Eßwaaren verschiedener Art.

Zehn Tage lang ging das so fort; wir wurden mit Achtung und Auszeichnung behandelt. Am 27. August trafen wir Vorkehrungen zur Weiterreise für den folgenden Tag. Dann aber kam der freundliche Civilmadarin und berichtete, daß am Mittag beim Tschang tschu bo (dem Prokurator des großen Lamaklosters) Briefe von den Vorstehern der drei größten Lamaklöster aus Hlassa eingetroffen seien, welche böse Nachrichten für uns enthielten. Angedroht wurden Krieg, Vernichtung und schreckliche Strafen allen Häuptlingen und Klöstern, wenn irgend ein Mensch sich unterstehen werde, englischen oder französischen Reisenden, welche nach Hlassa gehen wollten, Brennstoffe, Wasser oder Lebensmittel zu verabfolgen oder ihnen anderweit behülflich zu sein. Diese Drohung erregte großen Schreck im Lamakloster zu Kiaomdo, aber der Tschang tschu bo blieb uns trotzdem freundlich gesinnt. Allein die Ulas für den nächsten Tag verweigerte er, falls nicht die chinesischen Mandarinen alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen würden. Das konnten sie aber um so weniger, da sie nur über ein paar hundert Soldaten verfügten. So mußten wir denn in Kiaomdo bleiben, und das war, wie sich bald zeigte, für uns ein wahres Glück.

Unser Protest gegen eine solche Verletzung des Rechts und der Verträge wurde von unserm wohlwollenden Mandarin nach Hlassa und Tschen tu übermittelt. Am 30. August brachte ein Eilbote von Seiten der Repräsentanten des chinesischen Kaisers in Tibet einen amtlichen Erlaß, demzufolge man uns gut behandeln und in aller Sicherheit nach Hlassa geleiten solle. Aber in Anbetracht der Aufregung, welche dort unter den Lamas herrschte, hielten wir es doch für gerathen, die Antwort auf unsern Protest abzuwarten; sie sollte binnen drei Wochen einlaufen. Während unseres Aufenthalts in Kiaomdo sind wir, ich wiederhole es, von den Mandarinen wie vom Volke mit der größten Freundlichkeit behandelt worden.

Anders erging es unseren Brüdern, welche wir in Kiang Ka zurückgelassen. Jene Drohbriefe waren durch den eingeborenen Gouverneur jener Stadt veranlaßt worden; er war unser Gegner und hatte, bevor wir noch gen Kiaomdo aufbrachen, einen Kourier nach Hlassa geschickt, um die dortigen Lamas gegen uns einzunehmen. Dann verbot er den Leuten, den Missionären irgend etwas zu geben oder zu verkaufen; „sie sollen zurückreisen oder Hungers sterben", sagte er. Trotzdem brachten manche Leute insgeheim Eßwaaren; wurde aber einer dabei ertappt, dann bekam er Stockprügel. Durchziehende Soldaten nahmen sich unserer Brüder an, und durch solche Leute erfuhren wir in Kiaomdo, wie traurig es ihnen ging. Sie waren förmlich im Blockadezustand, aber Fage erklärte in seiner und seiner Kollegen Namen dem Tschen pi, daß sie ihren Posten nicht verlassen würden; sie hätten Papiere des Kaisers von China und Frankreich, würden im Nothfall ihre Maulthiere schlachten und verzehren, und wenn sie dann nichts mehr zu essen hätten, vor seine Thür kommen, um dort zu sterben. In ihrer höchsten Noth nahm sich dann ein Häuptling aus der Umgegend ihrer an, und ein junger Tibetaner leistete ihnen wichtige Dienste. Späterhin kamen auch Briefe aus Peking und Tschen tu (vom Minister des Auswärtigen und vom Gouverneur der Provinz Su tschuen) mit dem ausdrücklichen Befehle, die sieben namentlich aufgeführten Missionäre gut zu behandeln und überall so aufzunehmen, wie es sich gebühre. Dem Mandarin wurde mit Absetzung gedroht, wenn er seine Schuldigkeit nicht thue. Das Alles wirkte gut; unsere Brüder wurden frei. —

Unsere Hoffnungen sind jetzt nicht etwa geringer; unser Aufenthalt hier ist nur zeitweilig und Alles scheint darauf hinzudeuten, daß wir ungehindert werden nach Hlassa gehen können. Unser Verweilen hier kann von Nutzen sein, denn Kiaomdo ist einer der wichtigsten Punkte in Tibet für die Verbindungen mit den verschiedenen Fürstenthümern der Provinz Kâm, mit dem Kuku Noor in der Mongolei und den chinesischen Provinzen Su tschuen und Yün nan. Mehrere eingeborene Häuptlinge haben von Tscha ya Missionäre verlangt; in Kiang Ka haben wir Freunde unter Soldaten und Volk; in der Nähe von Bonga will ein ganzes Dorf zum Christenthum übertreten, in drei anderen bereitet sich Aehnliches vor, und überall spricht man gut von uns. Selbst aus Dschaschi Lumbo, einer nur acht Tagereisen von Hlassa entfernten Stadt, haben wir Einladungen erhalten. —

So weit Thominé Desmazures. Sein Bericht gewährt einen Einblick in die Verhältnisse der chinesisch-tibetanischen Grenzgegenden, über welche wir noch so wenig eingehende Kunde haben. So viel scheint sicher, daß die Missionäre zäh bleiben und nicht eher ruhen, als bis sie im Angesichte des buddhistischen Vatikans unter den Augen des Dalaï Lama ihr Kreuz aufgepflanzt und ihre Predigten gehalten haben. Sie können sich dabei auf die Verträge stützen. Sie werfen Sauerteig in jene Gegenden, durch welchen im Fortgange der Zeit große Veränderungen in Ost- und Central-Asien bewirkt werden können. Dort sind viele Zustände, die sich überlebt haben, und Alles zeigt, daß auch in jenen Regionen eine gewaltige Gährung in den Geistern herrscht. Eine solche ist aber unumgänglich nöthig und trat auch allezeit ein, wenn eine große geschichtliche Umwandlung, eine neue Phase der Entwickelung sich anbahnte.

Sehen wir nun, wie es den Lazaristen in Kiang Ka erging. Durand schildert ihre Erlebnisse in einem Briefe vom 9. Juni 1861; er lobt das Benehmen der kaiserlichen Beamten und vergleicht die früheren Zustände mit den jetzigen. Auf der Wanderung aus China nach Tibet, bei welcher er, wegen der Rebellen im Westen, einen Umweg machen mußte, wurde er oft von Nationalgardisten geleitet, unter denen er Christen fand. Diese waren ihm sehr nützlich, denn, sagte er, jeder Unbekannte galt für einen Rebellen, und jeder Bürger nahm sich das Recht, einem andern den Kopf abzuschneiden. Auf einer Station erfuhr ich, daß man einige Tage vor meiner Ankunft ein paar Reisende enthauptet hatte; gleichzeitig wurden achtzehn Männer verhaftet, denen ganz dasselbe geschah. Einmal wurden unsere Kisten auf dem Marktplatz einer Stadt geöffnet. Als die Leute unsere Bücher und Kirchengeräthe sahen, riefen sie: „Das sind auch Rebellen!" Da trat aber eine Christin hervor und setzte ihnen auseinander, daß wir keine Rebellen, sondern „Meister der christlichen Religion" seien. Man ließ uns dann unbehelligt, hätte uns aber doch gern was am Zeuge geflickt. Ein Mann wies auf mich und sagte: „Diese lange Nase verkündet nichts Gutes." Ein Anderer fügte hinzu: „Der rothe Bart und die Katzenaugen auch nicht."

Wir kamen einmal durch eine Gebirgsschlucht, wo die Soldaten der kleinen Festung unsere Koffer öffneten, um sich zu überzeugen, ob wir wirklich keine Banditen seien. Auf einer Strecke von hundert Meilen hatten wir fast an jedem Tage eine ähnliche Scheererei, fanden aber zum Glück überall Christen, die uns von einer Station zur andern begleiteten und sich bei den Nationalgarden für uns verbürgten.

Ich erhielt den Auftrag, die Bezirke von Min schan und Ja tschen zu bereisen, wohin seit zwei Jahren keine Missionäre gekommen waren. Dort wütheten eben die Rebellen mit Feuer und Schwert. Ich war ganz allein. Unterwegs sah ich manche niedergebrannte Ortschaften und Spuren der Verwüstung; die Banditen waren unbarmherzig und grausam; fast jede Familie hatte durch

sie gelitten, denn sie ermordeten die Männer, und so fand ich Frauen und Kinder verlassen, die Häuser geplündert, die Dörfer als Brandhaufen, Städte zerstört; an und auf der Landstraße lagen Leichen in Menge und die Raben hatten vollauf zu fressen. Ueberall Verwüstung, Schrecken und Flucht dort im Westen Chinas. Drei Monate lang durchzogen die Rebellen meinen Sprengel und zerstörten, was sie bei ihren früheren Verwüstungen etwa verschont hatten. Die, welche jetzt die Provinz Su tschuen verheeren, sind in zwei Banden getheilt. Die eine steht unter dem Oberbefehl eines Mohammedaners, Namens Lau ta tschuen, die andere unter dem Befehl eines Gastwirthes, der Ly tuan tata heißt. Nachdem sie erst, jede auf eigene Faust, im Süden und Westen der Provinz arg gewirthschaftet hatten, vereinigten sie sich, gemeinschaftlich einen Angriff gegen die Hauptstadt (Tschiang tu) zu unternehmen; sie zitterte vor diesen Banditen. Als ich meinen Sprengel bereis'te, wüthete dort der Mohammedaner an der Spitze von etwa zwölftausend Mann. Ich konnte ihnen glücklicher Weise ausweichen, traf aber aller Orten mit den Tuan schan, das heißt den Nationalgarden, zusammen. Diese Miliz war theils mit, theils ohne Erlaubniß der Behörden organisirt worden, und auch sie ließ sich unerhörte Grausamkeiten zu Schulden kommen.

Vor jedem Posten wurde man nach Namen, Stand und Geburtsort gefragt. Dann sprach der Kommandant: — Kennt Einer von Euch diesen Menschen? — Nein. — Der Angehaltene spricht: Aber ich wohne in der und der Stadt, habe da oder dort ein Geschäft. — Das half gewöhnlich nichts, der Kommandant machte kurzen Proceß und sprach: — Ganz gut, Du bist ein Rebell. Schlagt ihm den Kopf herunter! — Manchmal nahm man sich nicht einmal die Mühe, Fragen an einen Mann zu richten, nahm Alles, was er hatte, und hieb ihn dann auf dem Flecke nieder.

Wir hatten im Thale Ten tiku eine Schule, in welcher die Kinder lateinisch lernten. Ein Rebellentrupp kam und schleppte mehrere Zöglinge fort, sie entwischten aber sofort. Der eine Knabe mußte aus Ermüdung hinter den übrigen zurückbleiben, setzte sich auf einen Stein am Wege und ruhte aus. Da kamen Nationalgardisten, die ihn ohne Weiteres todtschlugen! Diese Chinesen sind eben so feig als barbarisch, den Schwächeren gegenüber grausam, und niederträchtig vor dem Feinde. Wenn sie einen Mann oder ein Kind ermordet haben, laufen sie fort.

Unter solchen Leuten mußte ich lange Zeit Tag und Nacht wandern. Erst nach etwa drei Monaten zogen die Rebellen weiter gen Osten und nun konnten wir doch einigermaßen aufathmen; auch schickte mir Thominé einen Missionär, der vor Kurzem eingetroffen war, Herr Biet. Mit diesem brach ich gen Tibet auf, obwohl ich in Folge großer Beschwerden mich krank fühlte. Mandarinen, welche uns begegneten, stiegen vom Pferd, um uns zu begrüßen, denn vor unserer Karawane ließen wir eine französische Fahne hertragen, auf welcher mit großen Buchstaben stand: „Frankreich und Tibet." Wir waren gleichsam amtliche Personen und deshalb auch von Zollabgaben frei. Wir waren Ta dschên, „große Leute".

Wir kamen nach Ta tsien lu, einer Grenzstadt in einer dürren Thalschlucht, wo schon die halbe Bevölkerung tibetanisch ist, und mit Recht bezeichnet man sie als die Eingangspforte nach Tibet. Einige Tage nach uns kam Thominé; er zog im vollen bischöflichen Ornat ein, mit dem Kreuz auf der Brust; die Mandarinen begrüßten ihn und gaben ihm ein glänzendes Bankett. Man feuerte uns zu Ehren Kanonen ab, schlug die Tamtams und wollte sie die ganze Nacht durch Ehrengarden vor unserer Thür schlagen lassen; aber das verbaten wir uns doch, denn wir hätten dann nicht schlafen können. Ich kam in besondere Gunst, weil ich im Stande war, dem Militärmandarinen eine alte Uhr wieder herzustellen.

Nachdem wir in Ta tsien lu eine möglichst starke Karawane zusammengebracht hatten, um nöthigenfalls Räubern Widerstand leisten zu können, zogen wir am 1. Mai in der Richtung nach Hlassa ab. Diese Karawane bestand aus etwa einhundert Maulthieren und Grunzochsen (Yaks), sechszig Männern zu Fuß und zu Pferde und einem Soldatengeleite, welches die Mandarinen uns mitgaben. In Tibet muß man in möglichst großer Zahl reisen, sonst wird man ausgeplündert durch Diebesbanden oder durch die Kia pas, einen Stamm von Räubern, welche zu Pferd vom Gebirge herabsprengen. Wir waren deshalb allemal ganz besonders auf der Hut, wenn wir an Schluchten vorüberkamen.

Wir zogen desselben Wegs, welchen Huc 1846 auf seiner Rückreise von Hlassa nach China genommen hat. Wir sahen, gleich ihm, tiefe Thalschluchten, hohe, oft dürre Berggipfel, dann und wann dichte Wälder an den Abhängen. Das Ganze machte einen merkwürdig-fremdartigen Eindruck. Durchschnittlich wurden neun bis zehn starke Wegstunden zurückgelegt und Abends in einem Kung kuan eingekehrt. Diese Kung kuan sind Stationen zur Rast, welche auf der Straße nach Hlassa in den eben angegebenen Entfernungen auseinander liegen. In den kleineren stehen als Wachtposten gewöhnlich nur drei Soldaten, in den wichtigeren manchmal zwanzig. Weiter trifft man auf der öden Strecke keine Menschenwohnungen, ausgenommen dann und wann, aber nur sehr selten, eine tibetanische Hütte. Diese Stationen sind ursprünglich für die reisenden Mandarinen und Postboten errichtet worden, jetzt aber zumeist im Verfall und ohne alle Bequemlichkeiten. Morgens früh wurde aufgebrochen, um etwa elf Uhr Halt gemacht, ein Feuer angezündet, und die Tsam pa genossen, das heißt Schrot von gerösteter Gerste mit Thee und Butter; dann ging es wieder vorwärts, bis die Karawane eine Station erreichte.

So gelangten wir, immer bergauf und bergab, auf die Hochebene, auf welcher Li thang liegt, ein Ort, den wir nach achtzehn Reisetagen erreichten und den ich weder als Stadt noch als Dorf bezeichnen kann. Er liegt in einer weiten, unbebauten Ebene, wo man weder Feld noch Baum sieht; aber ich bemerkte viele Adler und Raben. Oberhalb des Ortes liegt an einem Hügel ein Lamakloster, das sehr regelmäßig gebaut ist und einer Stadt gleicht. Alle Häuser sind roth angestrichen und über das Ganze ragen drei vergoldete Kuppeln empor.

Ich habe dieses Kloster besucht. In den rothen Häusern haben die Mönche ihre Privatwohnungen, die am Tage fast alle verschlossen sind. Aus dem großen Saal unter der Hauptkuppel drang Geschrei und Gemurmel zu mir. Ich trat näher und gewahrte in einem Hofraum eine Gruppe von Männern, die sich niedergekauert hatten und eine rothe Schärpe trugen. Es waren betende Lamas. Im Innern sah ich hinter einem zurückgeschlagenen Vorhange das Heiligthum; es wird durch mehrere Reihen von Säulen in verschiedene Abtheilungen gesondert. Dort versammeln sich die Mönche zu gemeinschaftlichem Gebet. Die Wände sind mit verschiedenen Farben bemalt und im Hintergrund ist eine Statue Buddha's. Man führte mich eine Treppe hinauf zum Obergeschoß, wo man uns Thee mit Butter vorsetzte. Ein Oberlama führte eine lebhafte Unterhaltung und ließ dabei die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Ein Dunst von übelriechender Butter fiel uns sehr lästig wir mußten aber gute Miene zum bösen Spiele machen und noch eine Treppe hinaufsteigen, um einem lebendigen Buddha vorgestellt zu werden. Er hatte ein hübsches Zimmer und wir fanden seine Bibliothek in bester Ordnung. Als wir dann nach dem lebendigen Gotte selber fragten, lautete die Antwort, er sei kürzlich gestorben, aber vor ein paar Tagen sei er in Li thang selber auf's Neue zur Welt gekommen. Bekanntlich glauben die Tibetaner an eine Seelenwanderung.

Die große Kuppel ist mit vergoldetem Kupfer bedeckt; an allen vier Ecken hängt eine Glocke, welche der Wind hin und her bewegt, so daß der Klöppel anschlägt. Das ist dann eben so gut, als ob ein Gebet gesprochen würde. Auf einer Terrasse stand eine

Reihenfolge von Walzen, die mit Gebetformeln beschrieben sind und sich um ihre Achse drehen. Solch eine Gebetmaschine heißt Korlo: sie dreht sich, sobald ein Luftzug geht; auch giebt es Wassergebetmaschinen, Tschu kor, welche, wie Mühlräder, von Bächen getrieben werden; andere werden mit der Hand gedreht. In allen Häusern und Dörfern und an den Wegen findet man solche Korlo; der Tibetaner hat dadurch den Vortheil, daß er betet, ohne sich dabei irgend zu strapaziren. Denn man hat die jedenfalls sehr bequeme Ueberzeugung, daß irgend ein beliebiger Gegenstand, auf welchem ein Gebet geschrieben steht, allemal dieses Gebet an seine Adressen befördere, sobald es, gleichviel auf welche Weise, in Bewegung gesetzt wird. Tibet ist aber ein sehr windiges Land, und so nimmt diese Art von mechanischem Beten gar kein Ende.

Jenseits Li thang wateten wir, obwohl Maimonat war, durch Schnee, der Wind wehte so eisig kalt, als wären wir mitten im Winter, und auf dem sehr hohen Plateau war die Luft sehr dünn. Uebrigens stieß uns bis Pa tang (Bathang) nichts Bemerkenswerthes auf; dort aber blieben wir ein paar Tage, um uns zu erholen und neue Vorräthe einzunehmen. Die Umgegend ist nicht unfruchtbar, denn es gedeihen Weizen und andere Getreidearten; auch fanden wir in diesem engen tiefen Thale das Wetter sehr heiß.

Bei unserm Abzuge ließ der Mandarin drei Kanonenschüsse abfeuern, und nun wanderten wir zwei Tage lang am Kin scha kiang (dem obern Yang tse kiang) hin und befanden uns am 2. Juni auf der Hochebene von Tiang Ka. Dieser Ort ist ein Flecken etwa wie Pa tang und Li thang; China hat dort einen Militärmandarin und Tibet einen bürgerlichen Beamten. Auf dieser Höhe gewöhnten sich unsere Lungen nur sehr schwer an die dünne Luft. —

So lautet der Bericht Gabriel Durand's; aus dem interessanten Schreiben Desgodin's werden wir später Einiges nachtragen.

In der Campagna der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul.

Von Karl von Koseritz.

I.

Pelotas, im März 1862.

Nur die Bewohner der Campagna können dem Fremden einen wahren Begriff der Söhne dieser „heldenmüthigen Provinz" geben; in den Städten und an den Küsten, wo die französische Civilisation mit ihren Cylinderhüten, Glanzstiefeln und Glacéhandschuhen die Hauptrolle spielt und der niedrig-merkantilische Geist der portugiesischen Einwanderung vorherrscht, sieht man nichts von jenem edlen und ritterlichen, wenn auch etwas ungezähmten Elemente, welches die Söhne der Provinz Rio Grande von allen anderen brasilianischen Stämmen höchst vortheilhaft unterscheidet. Der Reisende, der nur den trägen, sensuellen Sohn des Nordens von Brasilien kennt, würde eine schwere Ungerechtigkeit begehen, wenn er den Rio-Grandenser jenem vergleichen wollte.

Der chevalereske Geist der ritterlichen spanischen Nation, welche zuerst die Provinz von europäischer Seite bevölkerte, hat sich in derselben in seinem Grundtone vielleicht bedeutend mehr erhalten, wie im eigentlichen Spanien, und in seinen ehemaligen Kolonien des Südens, wo die fortwährende Oscillation des Parteikampfes viele gute Eigenschaften erstickt und Leidenschaften und Laster in ungewöhnlich hohem Grad entwickelt hat.

Der Rio-Grandenser Menschenschlag gehört in physischer Beziehung zu den schönsten der Erde. Kräftige Figuren, ausdrucksvolle und regelmäßig schöne Gesichtszüge, schönes Bein, herrliches Haar und üppiger Bart, zu einem Ganzen vereinigt, welches die kräftigende Lebensweise in Feld und Wald zu einem wahren Typus von männlicher Schönheit ausbildet, geben den Rio-Grandensern einen der ersten Plätze unter den schönen Menschenschlägen der Welt. Und beim schönen Geschlechte zeigen sich diese Vorzüge, hauptsächlich im Innern des Landes in noch größerm Maßstabe.

Bei einer verhältnißmäßig ungemein zahlreichen weiblichen Bevölkerung (denn man trifft durchschnittlich in jedem Hause fünf bis sechs junge Mädchen) ist mir, während eines jahrelangen Aufenthaltes im Innern von Rio Grande, selten oder nie ein wirklich häßlicher oder unästhetischer Typus vorgekommen, wie es deren so viele daheim in Europa giebt. Die Töchter der Provinz sind im Durchschnitt alle schön zu nennen; die griechischen und römischen Profile sind unter ihnen vorherrschend; herrlich üppiges und seidenweiches Rabenhaar (nur selten mit bräunlichen oder blonden Nuancen), blendend weißer oder leicht brünetter Teint, blühende schwarze oder schmachtende braune Augen, hohe Stirnen, kühn gebogene Augenbrauen, frische Farbe, lieblicher Mund und rundes Kinn bilden den Grundtypus ihrer Physiognomien. Dazu kommt eine graziöse Gestalt, gerundete Büste, schlanke Taille, herrliche Arme und unendlich kleine und zierliche Hände und Füße. Nun wird der Leser eine Vorstellung von Dem haben, was das schöne Geschlecht Rio Grandes wirklich ist. Wenn man nun zu diesen physischen Vorzügen noch eine angeborene Grazie und Eleganz, ein gewisses instinktmäßiges Savoir vivre, wie es allen Spanierinnen und ihren Abkömmlingen eigen ist, und ihr ungezwungenes zuthuliches Wesen rechnet, so müssen wir gestehen, daß die wahre Rio-Grandenserin, in allen Klassen der Gesellschaft, unleugbare äußere Vorzüge besitzt. Im Innern des Landes, in ärmlichen Strohhütten, fern von aller Civilisation, ohne nur lesen und schreiben zu können, finden wir Rio-Grandenser Mädchen von distinguirtem Aeußern und Benehmen und einer gewissen angeborenen Grazie und Eleganz, von der man sich daheim kaum eine Vorstellung machen kann. Und wie so einfach, lieblich und engelsgut und brav sind fast alle diese Töchter der Provinz! O, wer, wie ich, lange Jahre hindurch in trautem Umgange mit den hiesigen Familien gelebt hat, der weiß den sittlich hohen Werth dieser einfachen, graziösen und wirklich guten Naturkinder hoch anzuschlagen. Das Feuer der Leidenschaft glüht natürlich in den Tiefen ihres schwarzen Auges, denn sie können und sollen ihre südliche Geburt nicht verleugnen. Ihre Liebe ist glühend wie die Strahlen der Sonne Brasiliens, aber auch fest und unveränderlich, wie jene in ihrer ewigen Bahn. Nordische Anhänglichkeit und Treue, mit südlicher Leidenschaft, mehr Positivität und weniger Schwärmerei vermischt, bilden den Grundzug ihres Charakters in Bezug auf die Liebe. Treue Gattinnen, tüchtige Hausfrauen und liebevolle Mütter, so zeigen sich die Rio-Grandenserinnen im Allgemeinen, und wenn zu diesen Vorzügen sich nicht die südliche Eifersucht in hohem Grade gesellte, so möchten sie wohl schwer ihres Gleichen suchen unter anderen Völkern. Doch die Eifersucht ist die Tarantel, die fast alle sticht — nur muß man, um gerecht zu sein, selbst abgesehen vom Feuer des südlichen

Temperaments, zugeben, daß die Männer ihnen im Allgemeinen genügende Ursache dazu geben. Denn bei dem Sieden ihres südlichen Blutes, ihrer ungezwungen freien Existenz und lebenskräftigen Konstitution schlagen sie nur zu oft über die Stränge und autorisiren so hinreichend die Othello-Wuth ihrer theuren Ehehälften, die, weniger an Verstellung gewöhnt als unsere feinerzogenen Damen, die nagende Eifersucht nicht, wie hier, zu verheucheln wissen unter der Eisdecke eines kalten und berechneten Wesens — nein, glühend wie ihre Liebe ist auch ihre Eifersucht, und wenn sie jene nicht zu verstecken suchen hinter ceremoniösen Maximen, so zeigen sie auch diese frei und offen. Und ich möchte nicht entscheiden, auf welcher Seite im Grunde der Vortheil liegt. Doch lassen wir für den Augenblick die Frauen, auf die wir noch zurückkommen werden, und wenden uns wieder zu den Männern.

Ritterlich, muthig und von wahrhaft großartigem Charakter ist der Rio-Grandenser. Aufgewachsen im kräftigenden Treiben des Camplebens, von Kindheit auf zu Pferde, stets Waffen tragend und an eine fortwährende Lebensgefahr bei seinem Arbeiten mit dem wilden Vieh (denn durchgängig ist der Mann Viehzüchter) gewöhnt, ist er muthig, kaltblütig in der Gefahr, tapfer wie sein treuer Stahl, freimüthig, gastfreundschaftlich und edeldenkend. Unübertreffliche Reiter, wahre Centauren, wie sie Garibaldi, der unter ihnen seine ersten Waffenthaten verrichtete und sich bei ihnen zum Helden heranbildete, noch heute in seinen Briefen und Selbstbiographien nennt, ist das Pferd und die mit demselben verknüpfte Arbeit des Ueberwachens, des Zusammentreibens und nach den Städten Transportirens des wilden Rindviehes ihre Hauptbeschäftigung.

Millionen von Ochsen und Kühen weiden auf den Ländereien in der Provinz, auf denen sie im Urzustande leben, mit Ausnahme von wenigen zahmen Kühen und Ochsen zum Hausgebrauch. Allwöchentlich ein oder zwei Mal werden sie nun im sogenannten Rodeio (Rundritt) zu Tausenden von 10 bis 12 Reitern, Peons oder Knechten, und Fazendeiros, meist Negern und Indianern, zusammengetrieben nach irgend einem freien Platze. Dort nun sieht man oberflächlich nach (natürlich von weitem), ob eines oder das andere der Thiere irgendwelche Wunden (die oft vorkommen und leicht Würmer erzeugen) hat, und diese werden sodann mit dem Lasso gefangen und ihre Wunden mit Merkur kurirt. Sodann bezeichnet der Fazendeiro (Herr der Estancia) eine oder zwei Kühe, die zum wöchentlichen Gebrauch geschlachtet werden sollen, und während die Peones diese vor sich her nach dem Hause treiben, läßt man den Rest wieder frei in Wiese und Wald sich zerstreuen, wo sie oft 6 bis 8 Legoas, zu einer Estanzia gehörig, bedecken. Beim Hause angekommen, fängt einer der Peons das zu tödtende Thier mit dem Lasso, und während dieses sich in wüthenden Sprüngen gegen die ungewohnten Fesseln bäumt, haut ihm ein anderer mit seinem langen, breiten und haarscharfen Messer die Sehnen der Hinterläufe durch. Hierdurch der Bewegung beraubt, sinkt der brüllende Stier nach hinten zusammen, und während der Lasso, ihm die mächtigen Hörner umschlingend, diese unschädlich macht, nähert sich ihm der Peon mit seinen scharfschneidigen Messer und gräbt es in die Brusthöhle hinein, wo es das Herz erreicht. Nun beginnt das Blut zu strömen und in einigen Minuten sinkt das mächtige Thier zusammen und verendet. Kaum ist es todt, so machen sich drei oder vier Peons mit Messern über dasselbe, und im Nu haben sie es des Felles entkleidet, welches zum Trocknen mit kleinen Pfählen auf der Erde ausgespannt wird; in weniger als 20 Minuten ist das mächtige Thier in Stücke zerlegt und am Feuer prasselt schon auf dem hölzernen Bratspieße der saftige Rippenbraten.

Im Herbst werden die einjährigen Kälber zusammengetrieben und im Coral, der großen Stein- oder Holzverzäunung vor dem Hause, wird ihnen mit dem glühenden Eisen die Marke ihres Besitzers aufgedrückt, welches dann ein Fest für Freunde und Nachbarn ist. Während der Sommermonate ziehen nun die Viehkäufer von den großen Salzfleischfabriken von Pelotas, die mit ihrem Produkte ganz Brasilien und Havana versehen (in Konkurrenz mit denen der Laplata-Staaten), durch die ganze Provinz und kaufen das fette Vieh der Fazendeiros zum Durchschnittspreise von 8 bis 12 spanischen Thalern auf. Wenn sie auf diese Weise eine „Viehtruppe“ von 2 bis 3000 Stück zusammengebracht haben, so lassen sie dieselbe von einem Capataz (Verwalter) und 15 bis 20 Peons, je nach der Größe der Truppe, hunderte von Meilen weit nach Pelotas treiben, wo je eine solcher Fabriken jährlich über 20,000 Stück Vieh tödtet und verarbeitet. In einer andern Skizze werde ich einmal eine solche bluttriefende Fabrik beschreiben; doch jetzt kehren wir zu den Truppen zurück.

Es ist gewiß ein höchst romantischer Anblick, eine solche Truppe die breite Heerstraße hinab vom Gebirge herunterkommen zu sehen, ein Anblick, den ich mit dem Fernrohre von meinem Hause aus fast täglich genieße. Denke sich der Leser nun 2 oder 3000 Stück wilden Viehes, welches in einer unabsehbaren Menge die Landstraße bedeckt. Vorweg gehen 80 bis 90 Pferde, zum Dienst der Peons, von der Leitstute geführt, und nun folgt jene unendliche Viehmasse, die jetzt langsam, sodann im Trabe, später in Sprüngen, von 20 Reitern im malerischen Landkostüm umschwärmt wird, die unter fortwährendem Zurufe das Vieh inmitten des Weges halten. Des Nachts macht man auf irgend einem freien und baumlosen Weideplatze Halt; hier läßt man das Vieh grasen, und während die eine Hälfte der Leute abwechselnd, um das lodernde Feuer herumgelagert, sich dem Schlaf ergiebt, umschwärmt die andere das Vieh und zwingt es so, auf demselben Orte zu bleiben. Und am nächsten Morgen geht die Reise weiter; möge es donnern und regnen, möge die Unbill des Wetters noch so arg sein, die Truppe marschirt immer weiter. O, es ist eine mühevolle Arbeit, welche nur die daran gewöhnten Söhne der Provinz aushalten können; 20 und 30 Tage lang zu Pferde, bei Regen und bei Sonnenschein, stets aufmerksam und bereit, dem fliehenden Stiere den Lasso über den Kopf zu werfen, mit drei, höchstens vier Stunden Schlaf per Nacht, ohne ein einziges Mal ein anderes Obdach als den freien Himmel, eine andere Nahrung, als das nur halb am Spieße gebratene Fleisch eines frisch getödteten Stückes Vieh mit einer Hand voll dumpfigen Mandiokmehls zu haben! Und dies alles für zwei oder drei spanische Thaler per Tag, welche die Peons verdienen. Und wie oft läuft ihr Leben Gefahr! Es ist ein schöner Anblick, aber eine gefährliche Sache, wenn eine solche Truppe, auf irgend einen Grund hin, auseinander sprengt. Mit einem Male stieben diese Tausende von wilden Ochsen und Kühen nach allen Seiten hin auseinander; in rasendem Laufe stürzen sie sich die Berge hinab, in die Wälder hinein, und nur mit unendlicher Mühe und oft mit Verlust von vielen Hunderten Stück Vieh bringen die Leute die Truppe mit tagelanger Arbeit wieder zusammen. Oft habe ich solchen Auftritten beigewohnt und ich weiß nicht, ob mich in jenem Augenblicke die Großartigkeit des Anblicks oder der seltene Muth der Peons mehr frappirte, denn diese befinden sich hierbei in der größten Lebensgefahr.

Auch ist es ein schöner Anblick, wenn eine solche Truppe einen Fluß (die ja alle hier im Lande keine Brücken haben) schwimmend passirt, von den Peons umschwärmt, die neben ihren Pferden, immer schwimmend, um das Vieh zusammen zu halten, sich neben demselben fortbewegen.

Doch genug von dem hauptsächlichen Betriebe der Provinz, der Viehzucht; kehren wir zu den Bewohnern derselben zurück.

Die größte Rolle im Leben des Rio-Grandensers spielt jedenfalls **das Pferd**; er liebt sein Lieblingspferd mit demselben Feuer wie der Araber seine Racenstute. Der hiesige Pferdeschlag ist nicht gerade schön, doch stark und gut gebaut, und bei einer sorgfältigen Pflege und Kreuzung der Racen würde er jedenfalls sehr gut werden. Die Menge der Pferde ist unendlich; Stuten haben gar keinen Werth, und man findet es lächerlich, sie zu reiten; diejenigen,

welche nicht zur Zucht angewendet werden, läßt man wild laufen oder verkauft sie für einen spanischen Thaler im Durchschnittspreis an Fabriken, die ihr Fell und Fett verwenden. Diese Stutentruppen werden auf ähnliche Weise wie die Rindertruppen gemacht und geführt, und auch sie bieten einen schönen Anblick dar, da ja das Pferd in der Freiheit und im Urzustande viel graziöser wie das Rind ist. Doch hier, wo man, selbst in den Straßen der Stadt, fortwährend freie Pferde herumlaufen sieht, fällt das nicht auf. Hengste (cavallos inteiros) giebt es auch sehr wenige, da man alle diejenigen, die nicht zur Produktion für die Stutereien (manadas) bestimmt sind, schneidet.

Das Pferd ist nun, wie schon gesagt, das Hauptelement des Rio-Grandenser Camplebens. Ein solcher Campmann würde mit ungläubigem Lächeln sagen hören, daß man eine halbe Meile zu Fuße gehen kann, er, der nicht hundert Schritte weit geht, ohne zu Pferde zu steigen, und der sich nicht denken kann, daß Gott die Füße zu etwas Anderm geschaffen, als unendlich große Sporen daran zu hängen und diese dem Pferde in die Rippen zu stoßen. Vom Morgen früh bis Abends spät steht das gesattelte Pferd unter dem wilden Feigen- oder Sinamon-Baume vor dem Hause; am nächsten Morgen kommt ein anderes und so geht es fort Jahr aus Jahr ein; Männer, Frauen und Kinder, Alles reitet und, um eine Zehntel-Meile nach dem Hause eines Nachbars zu kommen, sattelt die Familie acht oder zehn Pferde, und hinterdrein folgen noch die unterschiedlichen jüngeren Sprößlinge des Hauses und der Sklaven von drei bis sechs Jahren, auf ungesattelten Pferden, die sie häufig mit Trensen, aus der ersten besten Schlingpflanze fabricirt, reiten; denn vom dritten Jahre an besteigen die Kinder bereits ungesattelte Pferde und vom sechsten an würde es so ein angehender Gaucho unter seiner Würde finden, nicht sein eigenes Sattelzeug zu besitzen.

Chartum.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.***)

I.

Die Geschichte des Sudahn beginnt erst in unseren Zeiten; alles Vorhergeschehene ist durch das Blut von Tausenden der Habgier und Rache Geopferten ausgewischt worden. Nur die Ueberlieferung zieht sich noch wie ein goldener Faden durch dieses trübe Blutmeer hindurch und giebt Kunde von den glücklicheren Tagen unter der Herrschaft der eingeborenen Könige aus dem Stamme der Fungi; sie berichtet von jenen Zeiten, wo auf der Insel Argo in Nubien noch tausend Schöpfräder kreis'ten, wo dort noch ein eigner König Gericht hielt, wo das Volk der Scheikie und das zu Berber und Halfai, wo die Eingeborenen von Sennaar, Rosseeres und Fassokl noch Häuptlinge wählten und sie mit der königlichen Würde bekleideten, wo Kordofahn noch unter dem milden Scepter Dar-el-Fuhr's stand; sie erzählt von schwarzen Frauen, die einst schwere goldene Ringe in Nasen und Ohren, an Händen und Füßen trugen; sie giebt Kunde von einer Vergangenheit, in welcher auch der dunkle Mensch in seiner Heimat sich seines Lebens freuen durfte.

Dies ist anders geworden. Ostsudahn wird jetzt von den Türken beherrscht und ist, wie man, frech genug, zu sagen wagt, der „Civilisation" zugänglich geworden. Die Erinnerung an die alten Tage des Glückes dunkelt nur noch im Gedächtniß Weniger; seit dem Jahre 1820 aber lebt die Geschichte in Aller Munde. Auf jene Jahre müssen wir einen Blick werfen, ehe wir uns mit den schwarzen Bewohnern des Sudahn und ihrer Hauptstadt bekannt machen.

Mohammed-Ali's Herrschaft in Egypten schien mit der Niedermetzelung der Mamelucken erst neu gegründet, aber auch gesichert zu sein. Vollkommene Ruhe gab es jedoch noch nicht im Lande; es erhob sich vielmehr ein Kampf des Muthes, der Rache und Verzweiflung gegen unverhältnißmäßige Uebermacht, schändlichen Verrath und gemeine Treulosigkeit. Die Häuptlinge der Mamelucken waren gefallen, meuchlings gemordet unbesiegt: aber noch lebte ihre tapfere Kriegerschaar. Aus ihrer Mitte wählte sich diese neue Führer, und, zu schwach, den siegreichen Heeren des Emporkömmlings sich zu widersetzen, zogen sich die Krieger nach Nubien zurück, in der Absicht, dort ein neues, von ihnen beherrschtes Reich zu gründen. Mohammed-Ali's Truppen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Ibrihm, Saïs und andere Festungen der Mamelucken wurden belagert und erobert, obgleich die Belagerten den Siegern nur ihre Leichen überließen. Weiter und weiter zogen die Verfolgten sich zurück nach dem Innern Afrikas, und das siegreiche Vordringen der Türken und Egypter führte diese zur Eroberung von Ländern, nach deren Besitz der egyptische Bonaparte früher nie gestrebt hatte. Aber dieses Vordringen wurde auch die Quelle namenlosen Elends für mehrere Völkerschaften, welche sich bis dahin ihrer Freiheit und des damit verbundenen Glücks zu erfreuen gehabt hatten.

Bis zum letzten Augenblicke hatten die Mamelucken für ihre Unabhängigkeit gekämpft und die Nubier, in deren Land sie geflüchtet waren, mit in diese Kämpfe verwickelt, ohne daß dieselben wußten, wie sie zum Kriege kamen. Sie mußten sich mit den Fremdlingen verbünden, denn deren Feind drohte auch ihnen. Aber der neue Bund brachte ihnen keinen Segen. Weiter und weiter drangen die egyptischen Truppen vor. Von den schwächlichen Barabra konnten sie nicht aufgehalten werden: der Adel Nubien's, die tapferen, sieggewohnten und siegesstolzen Scheikie, mußten sich dem heranwogenden Heere entgegenwerfen. Auch sie, die immer Siegenden, sollten besiegt werden.

Im Jahre 1820 stellten sich die Scheikie dem egyptischen Heere beim Dorfe Korti gegenüber. „Blutfeld" heißt noch heute die Ebene, wo die braunen Männer gegen die Fremdlinge stritten, und lebhaft noch gedenken die Nachkommen des Unglücks ihrer Väter. Ein tapferes und heldenmüthiges, aber ungeregeltes, nur mit Schwert und Lanze bewaffnetes Kriegsvolk trat Kriegern gegenüber, deren Waffe das Jenen noch unbekannte Feuerrohr war.

Mit ihren Kindern waren die Frauen den Männern nachgezogen in die Schlacht, um sie durch gellenden Schlachtruf zum Kampfe anzufeuern oder im frommen Gebete den Sieg für sie zu erflehen; auf ihren Armen hoben sie die Kinder empor, sinnbildlich andeutend, daß die Schlacht gekämpft werde für Haus und Herd, für Weib und Familie.

Der Kampf begann. Tod und Verderben schleuderten die Geschütze der Egypter in die tapferen Reihen der Nubier, furchtbar

*) Herr Dr. Brehm, jetzt Direktor des zoologischen Gartens in Hamburg, kennt den ägyptischen Sudan und insbesondere Chartum aus eigener Anschauung. Er verweilte längere Zeit in dieser Stadt, welche jetzt auch in Verbindung mit den Entdeckungsreisen in den Gegenden am obern Nil so häufig genannt wird. Wir haben derselben schon öfter erwähnt, glauben aber, daß die ausführliche Schilderung des Herrn Brehm unseren Lesern willkommen sein werde. Wir wollen beiläufig bemerken, daß der Schluß von Brehm's „Vierzehn Tage in Mensa" in einer der nächsten Nummern folgen wird. Die Holzschnitte sind nicht rechtzeitig fertig geworden. A.

Geräthschaften und Waffen der Eingeborenen am Weißen Nil und am Bahr el Gasal. *)

dröhnte der Donner; eine jener Schreckensscenen wiederholte sich, wie sie ungebildete, halbwilde Völker schon oft erlebt: die armen Nubier mußten zum ersten Male die furchtbare Gewalt des Feuergewehrs erfahren. Wohl erreichten die Tapferen die Geschütze, wohl hieben sie die Mannschaft zusammen und richteten dann ihre Schwertstreiche auf die metallenen Rohre, weil sie in den Geschützen belebte Wesen, todbrohende Ungeheuer zu sehen vermeinten; wohl stritten sie mit einem Muthe, welcher der Freiheit würdig gewesen wäre: nicht die ruhmvollste Tapferkeit, sondern die Uebermacht der Waffen entschied den Sieg. Von namenlosem Entsetzen erfaßt, rottenweise niedergeworfen durch die eisernen und bleiernen Todesboten, ergriffen die braunen Männer die Flucht.

Das Wehegeschrei der Frauen übertönte das Kampfgebrüll; Verzweiflung erfaßte auch sie: aber ihr stolzes Herz beugte sich nicht vor dem tückischen Ueberwinder. Krampfhaft drückten sie das Theuerste, was ihnen geblieben, ihre Kinder, an's Herz, und zu Hunderten stürzten sie sich in die Wogen des Stromes, ruhmvollen Tod schmachvoller Knechtschaft vorziehend.

Den Uebrigbleibenden war die Flucht verwehrt. Zur rechten und linken Seite des Flusses starrten ihnen öde und dürre Wüsten entgegen; ihnen boten diese keinen Zufluchtsort: die Wüste selbst hätte sich gegen sie verschworen, hätte ihnen den Tod gebracht, vor dem sie sich flüchten gewollt; sie wären verschmachtet in der Oede, wenn sie ihr Vaterland verlassen hätten. Deshalb blieben sie an der Stätte ihrer Kindheit, und die stolzen Freien beugten den Nacken unter das Joch der Unterdrücker.

Nur noch einmal entflammte ihr Heldenfeuer; noch einmal erhob sich das edle Volk zur letzten Gegenwehr. Der kühne Melik, El-Nimmr, d. h. Tiger, genannt, versammelte sein Volk. Ismael-Pascha, des alten Mohammed-Ali Sohn, war mit seinen Soldaten im Oktober des Jahres 1822 auf vielen Schiffen vor Schendi, der Hauptstadt des kleinen, gleichnamigen Königreichs, erschienen. Er verlangte von Nimmr eine größere Menge von Sklaven und mehr Gold, als je in dem Besitz des Häuptlings und aller seiner Unterthanen gewesen war; innerhalb dreier Tage sollte die Kriegssteuer entrichtet werden — bei Todesstrafe. Der König sah sein Verderben vor Augen und beschloß das Aeußerste zu versuchen. Vertraute Boten sandte er aus nach allen Seiten, und wacker arbeiteten die Boten. Sie bliesen den unter der Asche glimmenden Funken der Empörung an zur hellen vernichtenden Flamme, während der König selbst seinem Unterdrücker gegenüber die tiefste Unterwerfung heuchelte.

„Nicht auf dem schlechten Schiffe, o König, bleibe; nimm bei mir Wohnung! Beziehe mein Haus; ich und die Meinen sind ja, wie Du weißt, Deine Sklaven. Harre geduldig, damit Dein Wille geschehe; es soll weder Dir Etwas mangeln, noch Deinen Leuten Etwas abgehen."

Und der Türke achtet wirklich des gleißnerischen Wortes, verläßt das sichere Boot im Strom und bezieht die geräumige und kühle, nach der Sitte des Landes aus Stroh erbaute Wohnung, einen wahren Palast, eine kleine Strohstadt.

Der Abend des letzten Tages bricht herein und haucht seine wohlthuende Kühle über Stadt und Land. Im letzten Schimmer der Sonne sitzen der Pascha und seine Getreuen beim Mahle. Vor der Serieba oder Strohmauer tönt die Tarabuka. Gegenseitig schleudern die geschmeidigen, braunen Bursche scharfe Lanzen auf einander; aber geschickt fangen sie die Wehr mit ihren Schilden auf. Der Pascha wirft zuweilen einen Blick auf das Getümmel und ergötzt sich an dem Geschick der Spielenden. Diese wollen ihre ganze Gewandtheit zeigen. Ihre Bewegungen werden rascher, ihre Augen feuriger, ihr Kampfesgang wird wilder, grollender: sie kämpfen scheinbar mit Erbitterung. Immer drohender werden ihre Spiele, immer heftiger dringen sie auf einander ein. Dumpf tönt die Trommel dazu, sie anfeuernd, wie zur Zeit wirklichen Kampfes. Plötzlich hört man die Tarabuka in allen übrigen Theilen der Stadt; man hört sie von Medemme, man hört sie in den benachbarten Dörfern, man hört sie von Ort zu Ort, im ganzen kleinen Reich. Ein gellendes Geheul durchzittert die Luft. Die scheinbar Feindlichen haben sich geeinigt, den wirklichen Feind zu bekämpfen. Nicht mehr fliegen ihre Lanzen von Schild zu Schild, sondern in das Innere des Strohpalastes, in die Brust der Weißen, die noch vor wenig Augenblicken so behaglich zugeschaut. Frauen, das einfache Tuch um die Lenden geschürzt, Asche auf dem Haupte, die welken, schlaffen Brüste an den Körper festgebunden, eilen herbei, Flammenbrände schwingend, und im Nu steht der ganze Palast, die schön eingerichtete kleine Königsstadt, in Flammen. Was Waffen tragen kann, trägt sie. Weiber stehen, ihr Geschlecht vergessend, in den Reihen der Männer, Kinder und Greise fechten mit der Kraft der Männer. Um die brennende Hütte, welche den Pascha und fünfzig seiner Offiziere einschließt, beginnt der Vernichtungskampf. Wer herausflieht, wird niedergestochen, die Bleibenden frißt das Feuer; Keiner entkommt. Schendi und Medemme sind in einer Nacht von den Feinden befreit, und heute noch tragen die übriggebliebenen Mauern des festen Schlosses von Medemme die Zeugnisse jener Nacht zur Schau: dunkle, große Blutflecken, — heute noch sichtbar, weil das Sonnenland Nubien keinen Regen hat, der sie verwaschen sollte.

Nur wenige von den Kriegern des Paschas entkamen dem Blutbade und brachten dem gerade in Kordofahn weilenden Mohammed-Bei-el-Defterdahr die grauenvolle Nachricht. Dieser verdiente sich nunmehr den Namen, welchen er noch heute trägt: er wurde wirklich „El-Djelahd", d. h. der Henker Sudahns. Obgleich sich die Nubier mit aller Macht rüsteten, konnten sie doch den Feuerwaffen nicht widerstehen; sie wurden nochmals geschlagen, und alle Grausamkeit, welche in der Seele eines Menschen Platz finden kann, trat jetzt in scheußlichen Thaten zu Tage.

Die Greuelthaten, welche dieser Henker eines ganzen Volkes verübte, spotten der Beschreibung. Mohammed-Bei vernichtete die Blüte der streitbaren Mannschaft Nubiens und mordete die Greise, Frauen und Kinder des unglücklichen Volkes.

Nunmehr war die Unterjochung eine vollendete Thatsache. Ganze Völker hörten auf Völker zu sein. Ueber die fruchtbaren Felder jagte der Glutwind der Wüste seinen vernichtenden Flugsand; die Häuser der Gemordeten verfielen, die Städte verödeten, und auf den Trümmerhaufen des früheren Wohlstandes erwuchs ein sklavisches Geschlecht.

Der Wütherich hatte jeder Leidenschaft fröhnen können, hatte Alles erreicht — nur Eines nicht! Der stolze König Nimmr war ihm entgangen! Wohl bot er Alles auf, List und Bestechung, Gewalt und gleißnerische Milde: der durch die grenzenlose Verehrung eines Volks geheiligte König spottete des Würgers. Ihn schützte die Liebe seiner Getreuen. Allerdings fand sich ein Schurke unter diesen, der Schwiegervater des Tigerkönigs selbst: — aber die eigene Tochter stach dem zum Mord ihres Gatten gedungenen Vater das Messer durch's Herz. Nimmr erlag der Last des Alters; er starb als Heiliger.

Nach dem letzten Blutbad ohne Ende gab es nur noch eine türkisch-egyptische Provinz Nubien mehr.

Unaufhaltsam drang der Eroberer weiter; der frühere Vernichtungskrieg war zu einem Raubzuge geworden. Es galt nicht mehr, Völker zu bekriegen: es galt nur noch, sie zu bestehlen. Gold

---

*) 1. Ein tragbarer Stuhl zum Sitzen. — 2. Kopfbedeckung aus Kaurimuscheln. — 3. Kopfbedeckung aus Strohgeflecht. — 4. Ein Rahad, Gürtelschurz für junge Mädchen. — 5. Schild von Holz und von Leder. — 6 und 7. Tabakspfeifen und Bogen; einige mit feinem, andere mit dickem Leder übersponnen. — 8. Pfeile. — 9. Lanzen von Bambusstäben. — 10. Köcher; zwei derselben sind von Pantherfell. — 11. Armband. — 12. Ein Molod, besondere Art von Spaten. — 13. Ein Trombasch, Hansäbel mit mehreren Spitzen, zweischneidig. — 14. Kalebasse. — 15. Nugasa, Kriegstrommel. — 16. Mörser und Stößel zum Maisstampfen. — 17. Gasas, Kalebasse und Burnna, Gefäß aus schwarzem oder rothem Thon. — 18. Eine Tabaka, Strohdecke, mit welcher man Gefäße zudeckt, die Getreide, Milch ꝛc. enthalten.

und Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern waren es, welche lockten; mit solcher Münze bezahlte man den Krieger. Die Königreiche Halfai und Sennaar waren bald unterjocht und noch schneller ausgeplündert; weiter im Süden winkte die Goldernte. Aber es war für jetzt nicht rathsam, auch bis dahin vorzudringen. Man mußte den Truppen, welche ohnehin schon zu weit von ihrer Heimat entfernt waren, einen festen Punkt errichten. Die Wahl desselben war äußerst glücklich.

Da, wo der muntere Gebirgsstrom, der Bahhr-el-Asrakh, seine langsamen Fluten mit den trüben Wässern des Weißen Flusses vermischt, lag ein kleines Dorf: Chartum. Aus ihm ist die Hauptstadt der Königreiche des Sudahn hervorgegangen. Im Jahre 1823 erbaute man die ersten Strohhütten für die Soldaten oberhalb des eigentlichen Dorfes und wegen des guten Trinkwassers dicht am Ufer des Blauen Flusses. Häufige Brände, welche den größten Theil der Strohhütten mehrmals in Asche legten, zwangen zum Baue von Lehmgebäuden. Man errichtete eine Wohnung für den Befehlshaber der Truppen und zahlreiche Gefängnisse zur Bändigung der noch widerspenstigen Eingeborenen. Dann gründete man eine Moschee und endlich eine Kaufhalle in der Nähe des Gotteshauses. Um diese Gebäude herum hat sich das heutige Chartum aufgebaut.

Seine außerordentlich günstige Lage am Vereinigungspunkte zweier Weltstraßen hat der Stadt einen gewissen Wohlstand verliehen. Seitdem die nunmehr zu Sklaven gewordenen Sudahnesen faule Ruhe den früheren Kämpfen vorziehen, hat der Handel die ihm nöthige Sicherheit erhalten können und in Chartum sich einen Mittelpunkt geschaffen, von welchem aus ungeheure Strecken durchzogen und im Sinne des Kaufmanns beherrscht werden.

Chartum beweist durch seine heutige Gestalt noch deutlich daß die Willkür einzelner seiner Einwohner die Straßen und Häuser schuf, und daß der ordnende Sinn, welcher die Anlage einer neuen Stadt gesitteter Völker kennzeichnet, im Sudahn gänzlich fehlt. Von einer Regelmäßigkeit der Anlage ist keine Rede. Zwar münden mehrere Straßen auf dem Vereinigungspunkte des Gesammtlebens, dem Bajar, aus, allein sie sind nur deshalb zu Hauptstraßen geworden, weil andere fehlen. Gleich hinter dem Markte verändern sie ihre Richtung oder verzweigen sich in so viele Gäßchen und Winkel, daß man deutlich sieht, wie nur der Zufall ihnen eine Bestimmung gegeben hat. Die Stadt wächst ziemlich bedeutend nach zwei Seiten hin, aber immer in derselben Weise.

Wenn man sich Chartum vom Weißen Flusse aus nähert, nimmt es sich nicht eben vortheilhaft aus. Während der trockenen Jahreszeit und dem durch sie bedingten niederen Wasserstande der Ströme kann man sich zu Schiffe nur auf dem Blauen Flusse der Stadt nähern. Bei weitem der größere Theil der Ankommenden aber langt, anstatt auf einem Boot im Strom, auf dem Rücken des Wüstenschiffes an und endet seine eigentliche Reise dann gewöhnlich am linken Ufer des weißen Flusses, von welchem aus er sich und sein Gepäck erst überschiffen lassen muß. Der letztgenannte Strom bespült nur während seines höchsten Standes einen Damm, welchen man zum Schutz gegen seine Fluten gezogen hat; während der eigentlichen Reisezeit ist er eine gute Sechstelmeile von der Stadt entfernt, und in seinem früher schlammigen Bett erhebt jetzt die Durrah ihre hohen rohrartigen Halme. Durch diese Felder zieht man auf staubigem Wege dahin und gelangt nun auf eine öde, schmutzige und staubige Ebene, aus welcher die graue Stadt sich emporhebt. Die Umschau gewährt hier ein sehr trauriges Bild. Nur die frischen Gärten am untern Ende der Stadt und hart an dem Ufer des Blauen Stromes erfrischen das Auge. Nach dem Innern des Landes zu schweift der Blick über eine dürftige Steppe mit spärlichem Baumwuchs; nach Süden hin gewahrt man einige wegen der sie umstehenden Mimosen freundlich erscheinende Dörfchen: sonst sieht man blos Sand und den Spiegel des Flusses; denn die Wälder, welche früher bis nach unten reichten, sind bereits niedergeschlagen. Die Stadt Chartum selbst erscheint als eine einförmig graue Häusermasse ohne jede Abwechselung, über welche sich da und dort ein Minaret kaum erhebt. Neuerdings haben der Pascha und einige Europäer größere Wohnungen errichtet; aber auch diese sind verhältnißmäßig dürftig und arm, falls man nicht den innerafrikanischen Maßstab zu Grunde legt.

Ungleich freundlicher sieht die Stadt vom linken Ufer des Blauen Flusses aus. Dort blickt man zunächst auf den Strom mit seinen Barken, deren Menge von Jahr zu Jahr wächst, sieht auf die Gärten und zwischen die Häuser, welche um so malerischer erscheinen, je baufälliger sie sind.

Die Straßen Chartums ähneln sich sämmtlich. Während der trockenen Jahreszeit sind sie staubig und sandig, während der Regenzeit eine ununterbrochene Reihe von Pfützen und Kothhaufen. Der in ihnen zu jeder Jahreszeit herrschende Gestank und ihre Hitze sind über alle Begriffe erhaben. Von den Häusern sieht man gewöhnlich nur die Thüren; alles Uebrige ist hinter hohen Lehmmauern versteckt. Als Ausnahme sind diejenigen Gebäude zu betrachten, bei denen einige ohne alle Regel und Gleichmäßigkeit angelegte Fensteröffnungen nach außen münden. Das anziehendste Bild gewähren die Wege und Straßen während der Regenzeit. Jede Gasse wird nach einem der heftigen tropischen Gewittergüsse zu einem Bache, jede Straße zu einem Flusse, jeder freie Platz zu einem See. Ein solches Ereigniß begeistert natürlich die eingeborene-Jugend, welche der strömende Regen länger, als ihr lieb war, in das Innere des Hauses bannte. Sofort nach dem Aufhören der letzten Regentropfen wirft sie die wenigen Lumpen von sich, welche, bei den größeren wenigstens, die Scham nothdürftig decken, stürzt auf die Straßen und Plätze hinaus und stürzt sich jubelnd und frohlockend in das Wasser, einem sich suhlenden Rudel von Schwarzwild vergleichbar. Dem Nordländer gewährt dann jede Straße ein überaus seltsames und deshalb ungemein fesselndes Bild.

Mit Ausnahme der Amtswohnung des Statthalters und einiger wenigen anderen Gebäuden sind alle Häuser Chartums sogenannte Taukha, d. h. einstöckige, aus Lehmmauern bestehende Baulichkeiten mit plattem Dache. Jede größere Wohnung bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze, zumal wenn sie einem Türken, Kopten oder Araber gehört, welchem die Sitte gebietet, den weiblichen Theil seiner Hausgenossen vor Aller Augen zu verbergen. Die Wohnungen der Vornehmen sind selbstverständlich höher und größer als die der gemeinen Leute, haben auch eine ziemlich große Zahl von sogenannten Zimmern, besitzen Ställe und andere Räume, unterscheiden sich aber in der Bauart wenig oder nicht von den Erdhütten, in denen die Aermsten hausen.

Der Bau einer solchen Wohnung ist ungemein einfach. Man braucht den nöthigen Baustoff nicht von weither zu holen. Der, welcher Raum vor dem Hause hat, gräbt einfach dort ein Loch aus, formt die schlammige Erde, welche er demselben entnimmt, zu Ziegeln, trocknet diese in der Sonne und beginnt dann aus ihnen die Mauern aufzuschichten. Soll die Wohnung eine größere werden und aus mehreren Zimmern bestehen, so zeichnet man den Plan zu ihr gleich auf der Baustelle selbst vor und schichtet nun eine Ziegelreihe nach der andern auf. Als Verbindungsmittel dient ein zäher Schlamm, welchen man entweder dem Flußufer entnimmt, oder aus dem Straßenstaube sich bereitet. Das Haus selbst wird pyramidal erbaut, um ihm einen bessern Halt zu verleihen. Thüren und Fenster sind eigentlich nichts Anderes als Löcher; denn nur die wenigsten, d. h. die Vornehmen, vergittern jene mit einem engen Netzwerk aus feinen Holzstäben und hängen vor diese wirkliche Flügel. Bei weitem das kostspieligste ist und bleibt das Dach. Es ruht zuerst auf einer Unterlage von ziemlich starken Mimosenbalken, sodann auf dicht an einander gereihten, über den Balken liegenden Stäben und endlich aus doppelt über einander gebreiteten Matten aus Palmenblättern. Die Bedachung selbst wird durch eine mehrere Zoll dicke, festgestampfte, möglichst geglättete Lehmschicht überdeckt. Als Ueberzug an der Stelle unseres Kalkes dient ein Gemisch von Straßenstaub, Wasser und Rindermist; damit werden auch die Mauern des Hauses von außen bestrichen. Das Dach ist wenig

geneigt und auf der untern Seite mit Traufrinnen versehen; die Mauern des Hauses selbst überragen es allseitig um ungefähr einen Fuß. Im Innern des Raumes stampft man die Bodendecke fest und ebnet sie nach Bedürfniß des mehr oder weniger auf Ordnung sehenden Hausherrn; etwaige Bänke werden gleich aus denselben Bausteinen mit aufgemauert.

Ein solches Haus kostet so wenig Geld, daß Jedermann es sich erbauen kann; dem Aermern helfen seine Nachbarn, der Wohlhabendere dingt sich Werkleute, welche für zwei bis drei Groschen unseres Geldes ihr Tagewerk verrichten.

Der Fremde oder Reisende, welcher nach Chartum kommt, ist froh, wenn er unter den Tankhas eine findet, die wenigstens nicht alle Nachtheile solcher Wohnungen besitzt. Selbstverständlich bekommt der Neuangekommene allemal die schlechteste Wohnung, weil die besseren bereits in den Besitz der Kundigeren übergegangen sind. Der Hausherr bietet seinem Abmiether Nichts als die vier nackten Wände und etwa eine Bank; alles Uebrige muß der Miether schaffen, und wenn dieser nun ein unpraktischer Gesell ist und nicht schon in Egypten sich für solche Fälle vorbereitet hat, kommt er oft recht schlecht weg oder muß theures Geld zahlen, um die unwohnliche Behausung sich wohnlich zu gestalten.

Die erste Arbeit, welche der neue Miethsmann zu übernehmen hat, besteht darin, sein Haus von dem inwohnenden Ungeziefer zu säubern. Alle dunklen Orte beherbergen, zumal während der Regenzeit, Hornissen, große Spinnen, Skorpione, Eidechsen, namentlich Gekos und sehr häufig auch Vipern. Auf der Reise bis Chartum hat man sich schon so an dergleichen Gewürm gewöhnt, daß man niemals die nöthigen Vorsichtsmaßregeln vergißt; allein es ist doch unangenehm, sich in solcher Gesellschaft zu wissen, und man untersucht und säubert deshalb jedes neue Haus mit großer Sorgfalt.

Nur die Gekos, jene nächtlich lebenden Eidechsen mit Klebefingern, vertreibt man nicht, vorausgesetzt daß man nur irgend welche Kunde von der Natur und ihren Erzeugnissen besitzt. Die unschuldige Lebendigkeit dieser Thiere erfreut, der freundliche Ruf „Geck, Geck," den man Nachts vernimmt, erheitert, und die eifrige Kerbthierjagd, welche diese zwar häßlich aussehenden, aber doch recht netten Thiere betreiben, nützt so augenscheinlich, daß man sich gar bald mit ihnen befreundet. Am unangenehmsten werden nächst den Skorpionen die fliegenden Kerbthiere. Das summt und schwirrt zu allen Oeffnungen herein! Bei Tage sammelt sich eine Schaar gieriger Fliegen um den Hausbewohner, Nachts summen die blutdürstigen Mücken herein. Wespen und Hornissen betrachten die Wohnung als ihr Haus und treiben sich so ungescheut in ihr herum, als wären sie die rechtmäßigen Besitzer. Kein Fleischstück, keine Frucht kann der Koch vor ihnen bewahren; sie erscheinen bei ihm, wie am Tische seines Gebieters. Höchst ungemüthlich sind auch die Termiten. In jedem dunklen Raume finden sie sich gewiß, und wehe dann dem Gegenstande, welcher nicht aus Eisen oder Stahl gemacht worden ist! Sie zernagen ihn in einer einzigen Nacht, die Kiste, welche die nothwendigen Bedürfnisse enthält, wie die schwer errungenen Sammlungen des Reisenden, das Kleidungsstück wie den Gewehrschaft. Gegen sie hilft nur öfteres Sprengen mit Wasser und das Hohlstellen aller Gegenstände; denn ehe sie ihr Zerstörungswerk beginnen, bauen sie sich Röhren aus Erde, und diese können sie nur dort bequem anbringen, wo der zur Vernichtung erkorene Gegenstand mit der Erde selbst in Verbindung steht.

Die Häuser haben noch andere Mängel. Man bewohnt Chartum gezwungen eigentlich nur während der Regenzeit; die übrige Zeit des Jahres lebt man so viel als möglich außerhalb der Stadt, in der Strohhütte eines benachbarten Dorfes, im Zelte, auf Reisen. Die Regenzeit vereinigt die Menschen, wie unser Winter, obgleich sie den Frühling über das Land bringt. Chartum hat während derselben stets bedeutend mehr Einwohner, wenigstens Weiße, als sonst.

Vom Senegal nach Timbuktu.

Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, wie großen Werth — und mit vollem Rechte — die Franzosen darauf legen, eine Verbindung zwischen Senegambien und den Regionen am obern Niger in's Leben zu rufen. Jüngst erwähnten wir auch, daß sie eine Dampferlinie von den Mündungen dieses Stromes bis zum obern Laufe herzustellen sich anschicken. Unsere Leser wissen ferner, welchen Reiseplan der „Löwentödter" Gerard in's Werk setzen will. Nun erhalten wir Kunde über eine eigenthümliche, offenbar sehr wohl ausgedachte Expedition, welche schon im Jahre 1860 in aller Stille in's Werk gesetzt worden war. Der ausgezeichnete Gouverneur von Senegambien, Oberst Faidherbe (der von seinem Posten abberufen worden ist), gab einem Lieutenant der senegambischen Spahis, Aliun Sai, einem Mohammedaner, den Auftrag, von St. Louis, der Hauptstadt von Senegambien, nach Timbuktu zu reisen und von dort nach Algerien zu gehen.

Dieser Aliun Sai ist nun im Spätherbst nach St. Louis zurückgekommen und hat interessante Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse am obern Niger mitgetheilt. Er fand diese Länder in allgemeiner Zerrüttung.

Al Hadsch Omar, ein wilder Fanatiker, welchen die Franzosen in den Jahren 1854 bis 1859 aus den Senegalgegenden mit Waffengewalt vertrieben, ist jetzt Herr und Gebieter im westlichen Theile des centralen Sudan. Er hat Ahmadu, den Scheich der Fulbe, welcher die Landstrecke zwischen Djenne und Timbuktu besaß, mit Verrath umsponnen und dann ermorden lassen.

Den Lebenslauf dieses wilden Fanatikers Omar haben wir im Globus Nr. 7, S. 198 ff., ausführlich geschildert, und wollen deshalb hier nur einige Punkte hervorheben. Ein schwarzer Marabu aus dem senegambischen Futa kam 1854 von einer Pilgerfahrt nach Mekka in seine Heimat zurück, war nun ein Hadschi, Pilger, und sein Ehrgeiz trieb ihn, eine große Rolle zu spielen, etwa in der Weise, wie zu Anfang unsers Jahrhunderts Scheich Danfodio, welcher von der Stadt Sokotu aus das große Reich der Fulbe gründete. Also warb Omar Verbündete, bewaffnete seine Sklaven und begann den heiligen Krieg gegen alle Ungläubigen, Heiden wie Christen, zu predigen; in der Linken hielt er den Koran, in der Rechten das Schwert, und versprach seinen Anhängern, außer dem Paradies in jener Welt, alle Habe seiner Feinde. Nach Verlauf einiger Monate waren ihm nahe an zwanzigtausend beutelustige Fanatiker zugeströmt. Sie plünderten zunächst die ganze Landschaft Bambuk aus, zogen dann an den obern Senegal und den obern Niger und bedrohten hier die Stadt Sego, wo das Volk (die Bamanas) bisher seinen uralten Fetischdienst gegen die Usurpationen des Islam aufrecht erhalten hat. Hier wurde Omar zurückgeworfen, zog dann gen Nordwesten nach Kaarta, benutzte dort innere Zwistigkeiten, schlachtete mit heiliger Unparteilichkeit Leute aller Parteien ab, verwandelte das Land in eine Wüstenei, und that mit der Landschaft Kasson ein Gleiches, obwohl dort Mohammedaner wohnten. Aber diese begingen das Verbrechen, nicht an Omar's göttliche Sendung zu glauben.

Mit Beute beladen wollte er nach dem senegambischen Futa zurückkehren, und diese Region sollte den Kernpunkt seiner Macht bilden. Auf diesem Zuge traf er mit Europäern zusammen. Oberst Faidherbe hatte weit oberhalb Bakel am Senegal das Fort Medine gebaut, wohin sich viele Leute aus Kaarta und Kasson geflüchtet hatten. Unter den Kanonen der Burg war von ihnen ein Dorf gebaut worden. Dieses wollte Omar vernichten. Wir haben erzählt, daß er durch die Franzosen eine empfindliche Niederlage erlitt Er mußte sich zurückziehen, und man hörte seit 1859 längere Zeit nichts von ihm. „Vorläufig ist er so ziemlich verschollen und den Europäern nicht mehr gefährlich." So schrieben wir vor länger als einem Jahre.

Nun hat Aliun Sai neue Kunde gebracht. Omar ließ sich nicht entmuthigen, sondern er ist nach Osten hin gezogen. Dort muß er Siege errungen haben, denn der Spahi-Lieutenant meldet, daß der Fanatiker das ganze Land am obern Niger erobert habe und auch Herr von Timbuktu sei. Diese Nachricht ist, in Hinblick auf die Schilderungen, welche Heinrich Barth über die ganz eigenthümlichen Verhältnisse jener Handelsstadt entworfen, in hohem Grad interessant. Omar hat drei seiner Söhne zu Königen ernannt. Der eine beherrscht Timbuktu, der andere Djenne, der dritte Kaarta.

Die Reiche, welche im mohammedanischen Sudan von Zeit zu Zeit entstehen, nehmen anfangs einen großen Anlauf; die Gründer erobern weit und breit viel Land und erfüllen die Völker mit Schrecken. Aber die Herrlichkeit dauert kaum ein paar Generationen; das Zerfallen geht eben so rasch vorwärts, wie vorher die Eroberung, denn von einer Staatsbildung ist keine Rede; der Schwarze hat keinen Begriff davon, und er kennt nur Zwang. Solche zusammeneroberte sogenannte Reiche sind nichts als rohe Aggregate und Konglomerate, ohne staatlichen Kitt, und zerbröckeln bald. Wir haben an dem Fulbereiche wieder den Beweis dafür. Die Fellata eroberten rasch alles Land bis Bornu und zum Binue, aber wir finden auch bei ihnen Alles in völliger Zerrüttung. Die Franzosen blicken jetzt mit einer gewissen Besorgniß auf Omar, und wenn er sich nun mit verstärkter Macht wieder nach Westen wendet, dann kann er ihnen allerdings manche Verlegenheit bereiten, aber für den Besitz Senegambiens brauchen sie Nichts zu fürchten.

Aliun Sai wurde von den Leuten Omar's gefangen genommen. In Timbuktu selbst blieb er unbehelligt, als er aber diese Stadt verlassen hatte und nach Walata ziehen wollte, wurde er am zweiten Tage seiner Wanderung verhaftet. Drei und zwanzig Tage blieb er in ihrer Gewalt; dann gelang es ihm, seinen Peinigern zu entrinnen. Er fand bei nomadischen Mauren eine Zuflucht, und sie geleiteten ihn nach dem französischen Militärposten Bakel am Senegal.

Die Civilisationskomödie auf Madagaskar und Napoleonische Annexionen. Bedeutung des Hafens Diego Suarez.

König Radama der Zweite, der Idealist, welchen unsere Leser kennen, hat die Freundschaft des Kaisers der Franzosen ebenso wenig umsonst, wie der italienische König-Ehrenmann. Dieser mußte Nizza und Savoyen als Preis dafür zahlen, daß er Vasall seines Nachbars wurde und sich ohne Erlaubniß desselben nicht rühren kann; jener hat Freundschaftsversicherungen und einen schönen Krönungsmantel aus Paris erhalten, und andere Quincaillerien, Tand verschiedener Art dazu; aber diese Geschenke kosten viel: der Idealist von Antananarivo hat dem Praktikus von Paris den schönsten Hafen Madagaskars abtreten müssen, nämlich die Diego Suarez Bay, von welcher aus man den Kanal von Mosambik beherrscht und die gewissermaßen als ein Aden für jene Region des Indischen Oceans bezeichnet werden kann.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Radama brannte vor Eifer, sich in europäischer Weise krönen zu lassen, und seine französischen Ceremonienmeister und Hofleute entwarfen das Programm ganz nach Napoleonischem Zuschnitte. Zehn Jahre früher hat Exkaiser Faustin Soulouque auf Haïti eine ähnliche Krönungskomödie gespielt und gleichfalls Herzoge, Grafen und Barone in Menge fabricirt. Auf Madagaskar fand die Feierlichkeit am 22. September statt. Radama ist Heide; aber die Missionäre, deren Berichte unsere Leser kennen, veranstalteten mit allem möglichen Pomp der römischen Kirche ein feierliches Hochamt und weiheten die Krone, ein Geschenk des Kaisers Napoleon. Dem braunhäutigen Idealisten wurde ein prachtvoller Königsmantel über die Schultern gehängt, gleichfalls ein Geschenk des Pariser Freundes; die braune Königin war ihrerseits auch nicht leer ausgegangen, denn Kaiserin Eugenie, welche sich bekanntlich auf neue Kleider versteht, hatte ihrer „vielgeliebten Schwester" auf Madagaskar eine pompöse Robe und obendrein einen Krönungsmantel verehrt.

So war Alles in bester Ordnung. Radama, in Krone und Mantel stolzirend, begab sich auf das „Marsfeld", denn was wäre ein König aller Malgaschen und Howas ohne ein Marsfeld? Paris hat ein solches; also darf es in Antananarivo nicht fehlen. Gekrönt wurde Radama mit der christlich eingesegneten Krone auf dem heiligen Steine, der bei den madegassischen Heiden in großen Ehren steht. Auf diesem heidnischen Denkmale war der Thron aufgeschlagen. Programmgemäß jubelte das Volk, es hatte kindische Freude an einem glänzenden Pariser Feuerwerk; Hof und Diplomatie waren zum königlichen Souper „befohlen". Man sieht, es fehlt gar nichts an der „Civilisation".

Aber, wie schon gesagt, nichts umsonst. Der Moniteur giebt eine Beschreibung der Krönungsfeier in dem bekannten Styl, und bemerkt, „daß ein allen Nationen gleich günstiger Handelsvertrag auf breitester Grundlage abgeschlossen worden sei". Wie hübsch das klingt! Wie uneigennützig! Der Moniteur, um die Uneigennützigkeit in's volle Licht zu stellen, sagt weiter: „Man hat es vermieden, die Frage einer Gebietsabtretung zu berühren; sie hätte ernste Schwierigkeiten hervorrufen können." Freilich behauptete trotzdem ein der Pariser Regierung nahestehendes Blatt, daß der Kaiser sich den Hafen Diego Suarez habe abtreten lassen. Die Sache ist auch ganz richtig.

Zwischen dem 22. September und dem 4. Oktober, an welchem Napoleons Bevollmächtigter, Schiffskapitän Dupré, Antananarivo verließ, hat man den Gegenstand bereinigt. Man meldet nämlich von Réunion, der bekannten französischen Kolonie im Indischen Ocean, daß Dupré „den Text eines Vertrages mitgebracht habe, kraft dessen König Radama dem Kaiser Napoleon den Hafen Diego Suarez abtritt."

Die Sache ist also in „uneigennütziger Weise" abgethan. Jener Hafen ist einer der besten in der Welt, und wir wollen Einiges über ihn bemerken.

Den äußersten Norden Madagaskars bildet die Provinz Ankara; den nördlichsten Punkt der Insel bildet Kap Ambre, 12° 12′ südl. Breite. Die Gebirge sind mit prächtigen Wäldern bedeckt, der Boden ist fruchtbar und gut bewässert. Aber die Bewohner, die Antankars, vernachlässigten den Ackerbau, als sie unter die Herrschaft der Howas geriethen, und seitdem ist auch die

Viehzucht in Verfall gerathen. Früher wurden alljährlich zwanzig- bis dreißigtausend Ochsen von dort ausgeführt; dann aber monopolisirten die Howas diesen Handel, und derselbe kam in Verfall. Als europäische Besitzung könnte diese Provinz viel Zucker, Reis und Baumwolle liefern.

Die Küsten von Ankara bieten der Schifffahrt große Vortheile dar. Südöstlich vom Kap Ambre liegt die Diego Suarez-Bay, welche von Guillain genau untersucht und in seinem großen Werke beschrieben worden ist*).

Auch Leguevel de Lacombe hat sie schon in den Tagen des Königs Ludwig Philipp, 1833 erforscht, und mit seiner Ansicht, daß sie einen der schönsten Häfen in der Welt bilde, stimmt der englische Seemann Lloyd überein.**) Der Hafen gilt für einen der gesundesten: „er hat an Räumlichkeit und gutem Ankergrund in der Welt seines Gleichen nicht"; an gutem Trinkwasser ist Ueberfluß, da mehrere Flüsse, z. B. der Makes oder Onghe Varcikes und der Caïmans oder Onghe Voneyes in die Bay einmünden. Die Wälder der Umgegend sind reich an Schiffbauholz. Davon überzeugte sich schon Kapitän Owen, welcher 1824 die Bay aufnahm, und 1833 Garnier, welcher die französische Fregatte La Nièvre befehligte.

Die geräumige Bucht bildet mehrere Häfen, von denen einer immer besser ist als der andere, aber alle sind ausgezeichnet. Die Einfahrt zur Bay ist etwa 2400 Meter lang und 2000 Meter breit; an einer Stelle wird sie jedoch durch eine Sandbank um etwa die Hälfte verengt. Fast in der Mitte der Einfahrt, am Ende der Sandbank, liegt eine Insel, das Mondeiland oder Nossi Volane, welche sich in einer Länge von 600 Meter dem Ufer parallel hinzieht; sobald man sie befestigt und an den Ufern Batterien aufwirft, kann man den Hafen sperren und ihn uneinnehmbar machen Außerdem müßte man Batterien auf einer andern kleinen Insel, Nossi Langour, welche weiter im Innern liegt, aufwerfen. Die Tiefe der Einfahrt wechselt zwischen 20 und 30 Fäden und bietet also auch den größten Schiffen kein Hinderniß dar.

Das Innere der Diego Suarez-Bay besteht aus fünf großen Rheden. Diese sind, von Norden her angefangen, die Bucht du Tonnerre oder Douvouch-Varats, 20 bis 25 Faden tief; die Bay des Cailloux blancs oder Douvoneh Vatu Futschi, welche weiter in's Land hineinreicht, aber weniger tief ist; sie hat jedoch mehrere kleine Buchten, welche sich vortrefflich als Ankergrund für kleinere Fahrzeuge eignen. Nach Süden hin liegt die Bay der Grabesinsel, dann folgt die große Anse du Bivouac. Sie bespülen die Nordseite einer Erdzunge, welche sich etwa 8000 Meter weit in die große Diego Suarez-Bay hinein erstreckt, während ihre Breite von 1500 bis zu 5500 Meter anwächst. Diese Landzunge ist ziemlich hoch und beherrscht dieselbe; man könnte sie mit leichter Mühe befestigen, und hier müßte man die erste europäische Niederlassung gründen. Im Süden derselben liegt eine runde Rhede, der Nièvre-Hafen, mit 10 bis 15 Faden Tiefe. Die Einfahrt wäre leicht zu vertheidigen. Am Südufer des Nièvre-Hafens münden die oben erwähnten Flüsse. Nahe der Ausfahrt aus dem Nièvre-Hafen auf dem Vorgebirge Tenre Hanga haben die Howas neben einem Dorf ein kleines Fort angelegt, das aber gar nichts besagen will.

Oestlich vom Hafen Nièvre liegt die fünfte Abtheilung der Diego Suarez-Bay; sie heißt bei den Eingeborenen Douvoneh Vafa oder Franzosenbay und hat 10 bis 13 Faden Tiefe.

In der großen Bay Diego Suarez, diese in ihrer Gesammtheit genommen, wird das Centrum von einem herrlichen Becken gebildet, das zehn Kilometer lang und sieben breit ist; die Tiefe beträgt 15 bis 30 Faden. Sie hat vortrefflichen Ankergrund und große Aehnlichkeit mit der Bucht von Sebastopol. Sie würde einen prächtigen Kriegs- und Handelshafen bilden. Man müßte einige tausend Schwarze aus dem französischen Senegambien dorthin schaffen, eine französische Niederlassung gründen, und diese würde bald den Mittelpunkt für einen ausgedehnten Handel bilden. Schiffe von der afrikanischen Küste, von den Comoro-Inseln, den Amiranten, Seychellen, Réunion und Mauritius würden sich dort einfinden. — So weit Barbier.

Man sieht, die Diego Suarez-Bay ist wohl so viel werth wie Krone und Krönungsmantel, welche man einem braunen Idealisten schenkt.

*) Documents sur l'histoire et la géographie de la partie occidentale de Madagascar, in der zweiten Abtheilung. Ihm folgt V. A. Barbier du Bocage in seinem Buche: Madagascar, possession française depuis 1642, das ohne Jahreszahl vor etwa drei Jahren in Paris erschien. Damals hegte man schon Pläne auf Madagaskar, und faßte namentlich auch die Diego Suarez Bay in's Auge, von welcher Barbier eine Specialkarte giebt. In dem Obigen folge ich den Angaben, welche er von S. 101 an mittheilt. A.

**) Lloyd bezeichnet die Diego Suarez-Bay als Britisch Sound und fügt hinzu, daß sie von den Landeseingeborenen Mahazeba genannt werde. Er sagt, sie sei one of the finest harbours in the world, about 170 leagues from the capital Tananarivo. Besides being very healthy, it is advantageously situated at the conflux of several rivers, which afford excellent communication for trade with Antsianaka and Iboine, where cattle are plentiful. — Memoir on Madagascar, by J. A. Lloyd. Journal of the royal geographical society of London, 1850. Part I, p. 55. A.

Die Telegraphenverbindung nach Indien.

Eine Telegraphenverbindung nach Indien, welche möglichst gegen Störungen gesichert ist, erscheint für England als eine Lebensfrage, und einer solchen gegenüber kommt es nicht in Anschlag, ob die Kosten sich auf einige hunderttausend Thaler mehr oder weniger belaufen. Wir bemerkten schon in dem Aufsatz über die Gegenden am Rothen Meer und am Busen von Aden, daß jene Linie im Laufe des Jahres 1863 hergestellt werden solle; jetzt haben wir speciellere Angaben.

Die Erfahrung hat herausgestellt, daß ein unterseeischer Telegraph seinen Dienst um so zuverlässiger verrichtet, je kürzer die Strecken sind. Je mehr Zwischenstationen auf festem Boden, um so besser. Deshalb will auch die eine der beiden Kompagnien, welche Europa mit Nordamerika zu verbinden gedenken, das Telegraphentau von Schottland aus nach den Faröern, Island, Grönland und Labrador legen, also auf einem weiten Umwege. Die andere Gesellschaft gedenkt ein Tau in ununterbrochener Linie quer durch den Atlantischen Ocean, zwischen Irland und Neufundland, zu versenken; sie wird demnach ein früher theilweise mißlungenes Unternehmen von neuem wagen, glaubt aber durch sorgfältige Anfertigung der Drähte und unter Benutzung mancher neueren Erfahrungen nun den Zweck zu erreichen.

Das Ministerium für die indischen Angelegenheiten trachtet dahin, daß künftig Nachrichten aus Rangun in Britisch-Barma, aus Arrakan und aus ganz Indien binnen zwölf Stunden nach London gelangen! Die Telegraphenversuche am Rothen Meere sind aus vielen Ursachen, auf welche wir hier nicht näher eingehen können, mißlungen. Seit zwei Jahren hat nun ein erfahrener Ingenieur, Oberst Patrick Stewart, welchem zwei andere Sachverständige zur Seite stehen, alle Gegenden, welche mehr oder weniger geeignet erscheinen, genau erforscht. Zunächst hat er sich für Benutzung der Strecke entschieden, auf welcher die türkische Regierung bereits einen Draht

gezogen hat. Zwischen Konstantinopel und Bagdad am Tigris wird seit einiger Zeit der Telegraph regelmäßig benutzt und Störungen im Betriebe sind nicht vorgekommen. Diese Linie zieht sich durch Kleinasien, von Scutari am Bosporus östlich bis Diarbekir und Mosul in Assyrien, von dort gen Süden bis zur Stadt der Chalifen.

Zwischen Bagdad und dem Persischen Meerbusen streifen Beduinenstämme umher, welche aber schon seit Jahren sich den Engländern nicht feindlich gesinnt zeigen, weil die Häuptlinge durch das englische Consulat zu Basra manchmal Geschenke erhalten; aber sie sind den Türken gram und wollen sich dem Joche des Sultans nicht unterwerfen. Es handelt sich nun darum, diese Beduinen zu gewinnen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Häuptlinge als Beschützer des Telegraphen auftreten, wenn man sie dafür bezahlt. Man glaubt zu diesem Zwecke mit einer Jahresausgabe von etwa eintausend Pfund Sterling auszureichen. Das festländische Ende des Telegraphen würde etwas oberhalb der Mündung des Schat el Arab (so heißt der Strom nach Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris) in der aufblühenden Handelsstadt Mohammera zu liegen kommen.

Man will aber, um recht sicher zu gehen, noch eine zweite Linie auf dem Lande herstellen, nämlich von Bagdad durch Persien, über Ispahan und Schiras bis Bender Abuschähr am Persischen Golf. Die Verbindung würde also auch dann nicht gestört, wenn jene Beduinen dieselbe einmal unterbrächen.

Von der Mündung des Schat el Arab soll das unterseeische Tau in drei Abtheilungen bis zur indischen Küste gelegt werden. Die gesammte Länge beträgt zwar nur 1100 Miles, aber man will auch in dieser Beziehung das Sichere vorziehen. Die erste Strecke soll vom Schat el Arab bis Bender (d. h. Hafen) Abuschähr (das die Engländer unrichtig Busheer schreiben) unter dem Wasser hin laufen; Entfernung 170 Miles, in einer Meerestiefe von 20 bis 25 Faden, zu 6 Fuß. Die zweite Strecke reicht von Abuschähr bis Kap Mussendom, einem öden Felsenvorgebirge an der Küste von Ost-Arabien; Länge 440 Miles, Tiefe 30 bis 35 Faden. Die dritte Strecke geht von Kap Mussendom querüber bis Guaddel, einem kleinen Ort an der Küste von Mekrân, unweit der Grenze des Gebiets von Mekrân. Von Guaddel an der Küste hin bis Karratschi, unweit der Mündung des Indus, hat man schon jetzt einen Theil der Linie fertig.

Auf dem Lande sind selbst in jenen orientalischen Gebieten die Schwierigkeiten der Anlage verhältnißmäßig gering; jene für den unterseeischen Theil erscheinen größer; die Ingenieure treffen aber alle nur irgend möglichen Vorkehrungen, um den Erfolg zu sichern. Der Konduktor von Kupfer ist stärker als man ihn seither genommen, und besteht aus vier vereinigten Drahtsegmenten; er bekommt vier Ueberzüge von Gatta pertscha und Chatterton's „Compound"; diese werden mit einem Zeug umwunden, über dasselbe kommt eine Lage von getheertem Hanf und nachher erst der eigentliche „Schutz" von zwölf spiralförmig gewundenen Eisendrähten, die galvanisirt und derart hergerichtet sind, daß sie nicht rosten können; denn auch sie werden noch mit zwei Ueberzügen von getheertem Hanf versehen und endlich mit zwei anderen von einer Patentcomposition, welche ein Herr Latimer Clark erfunden hat. Sie besteht aus Erdpech, schwedischem Theer und gepulvertem Kies; diese Mischung wird heiß aufgetragen, ist sehr biegsam, läßt gar kein Wasser durch und kann von Seethieren nicht beschädigt werden.

Die Schiffe, welche das Tau an Ort und Stelle bringen, werden in der zweiten Hälfte des Juni von Europa abfahren und die Ingenieure ihre Arbeiten in den Monaten November und December vollenden; dann ist die beste Jahreszeit und man hofft binnen drei Wochen Alles hergerichtet zu haben. Die Kosten des unterseeischen Theiles sind auf 2,100,000 Thaler veranschlagt worden.

Wir wollen bemerken, daß man in Australien ernsthaft darüber aus ist, einen Anschluß der dortigen Telegraphen an jene von Hinterasien herzustellen. Schwierigkeiten, welche nicht schon anderwärts überwunden wären, sind nicht vorhanden, die Seestrecken, in welchen das Tau gelegt werden muß, alle nur sehr kurz, weil die verschiedenen Inseln nicht weit von einander entfernt sind. Es gehen vielleicht noch einige Jahre hin, ehe dieses Unternehmen in Angriff genommen wird; daß aber Europa und Australien durch Telegraphen mit einander in Verbindung kommen, ehe unser Jahrzehnt abläuft, unterliegt keinem Zweifel.

Kleine Nachrichten.

Ein Brief des Reisenden Schubert aus Chartum. Dieser muthige Mann, ein Gärtner, wißbegierig und durchdrungen von Eifer für die Wissenschaft, konnte dem Triebe nicht widerstehen, sich der Henglin'schen Expedition anzuschließen, und scheute dafür keine Geldopfer. Es ist billig, daß man ihm eben so viel Theilnahme bezeige, als anderen Afrikareisenden. Ein Brief von Schubert an den jüngst verstorbenen Schuldirektor Vogel in Leipzig, welcher in der Deutschen Allgemeinen Zeitung durch Hrn. H. Lange zum Abdruck gelangte, möge hier eine Stelle finden. —

Herr Schubert, aus Neuschönefeld bei Leipzig, schloß sich bekanntermaßen der Expedition unter Henglin an und erreichte am 7. Juli 1862 Chartum. Vom Fieber hart mitgenommen, war er genöthigt, einen Monat dort liegen zu bleiben. Während der Krankheit hatte er sich vorgenommen, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, doch mit der wiederkehrenden Gesundheit erwachte gleichzeitig auch die Lust, weiter zu gehen. Durch den österreichischen Konsul, Herrn Dr. Natterer, hörte er von Munzinger's Reise nach El Obed. Herrn Munzinger nachzureisen war ihm nicht möglich, auch kehrten die Herren Munzinger und Kinzelbach, wie bekannt, am 29. Juli wieder nach Chartum zurück. Herr Schubert war inzwischen mit einem deutschen Kaufmanne, Herrn Glanschnik, bekannt geworden, der zwanzig Tagereisen oberhalb des Nabo-Gasal eine Niederlassung besitzt, wo er einen Tauschhandel mit Salz gegen Kupfer treibt. Diesen beschloß er zu begleiten, um dann von El Hofrah, bis wohin er zu kammen gedenkt, nach Wadai vordringen zu können. Doch hören wir selbst, wie er sich zu dieser Reise vorbereitet und was er noch weiter mitzutheilen hat. Herr Schubert schreibt:

Zu dieser Reise verwendete ich mein mir aus Aegypten noch übrig gebliebenes Geld, welches aus 160 Maria-Theresiathalern bestand. Mein Aufenthalt in Alexandrien und Kairo hatte mich viel gekostet, und an eine Entschädigung aus der Expeditionskasse war nicht zu denken; erstens war meine Betheiligung an der Expedition vom Comité nicht angenommen, und zweitens besaß Herr von Henglin nicht mehr viel, als wir aus Aegypten fortgingen. Ich kaufte mir für 20 Thaler Kupfer, aus dem ich Handringe machen ließ (man braucht diese vom Bache Gasal ab zum Lohn für Träger, da weder Kameele, noch Pferde oder Esel zu haben sind), ferner 1 Centner kleine weiße Glasperlen für 30 Thlr. und ½ Ctr. diverse Sorten für 12 Thlr., desgleichen 30,000 kleine Muscheln für 6 Thlr., Pulver, Blei und Schrot für 13 Thlr., Alaun, Arsenik und Seife zum Präpariren für 8 Thlr., Papier zum Pflanzentrocknen und -Einpacken für 5 Thlr., Kochgeschirr und etwas Proviant für 16 Thlr., Geschenke und Kleinigkeiten für die Könige oder Häuptlinge für 26 Thlr. Einem Diener, den ich mir für die Reise annahm, zahlte ich sechs Monate Lohn (9 Thlr.) voraus, und mein Aufenthalt während der vier Monate in Chartum hat mich 14 Thlr. gekostet. Herr von Henglin und Dr. Steudner lebten hier billiger als ich, sie nahmen die Gastfreundschaft der Europäer in Anspruch und gingen stets hinaus zu Tische; ich konnte dies nicht, da ich der französischen Sprache nicht mächtig war, trennte mich deshalb auch bald nach unserer Ankunft in Chartum von ihnen und zog in ein Haus, welches im Garten der Mission dicht am Flusse steht; dort wohnte auch Herr Glanschnik. Wir machten unsere Küche zusammen, und ich lebte hier besser als im Logis bei Herrn von Henglin; denn dort hatte man oft viel zu leiden. Eine Doppelflinte und Revolver

hatte ich mir von Europa mitgenommen, eine andere kaufte ich mir noch von Herrn von Heuglin für 25 Fl., welche ich ihm aber noch schulde; desgleichen kaufte ich mir noch einen Elephantenstutzen von Dr. Natterer für 50 Thlr., Letzterm gab ich eine Anweisung nach Leipzig. Einen Sextanten und einen Azimuthalkompaß werde ich in der hiesigen Mission geliehen bekommen, und so trete ich wohlausgerüstet meine Weiterreise an, welche am 3. Nov. erfolgen soll. Es waren bei der Expedition wohl alle diese Effekten; doch waren diese für mich nicht zugänglich. Lobend erwähne ich noch hier der Mission, welche mir viele Sachen für ganz geringe Preise verkaufte und sehr freundschaftlich gegen mich war.

Ein hier angekommener Kaufmann, welcher von Bornu, Wadai und Darfur kam, erzählte mir, daß Abd-el-Wahed (Dr. Vogel) in Wara gewesen ist, von dem dasigen Sultan gut aufgenommen worden, mit dessen Vezier aber in Streit gerathen sei, welcher fein Pferd, einen Schimmel, hätte haben wollen. Dr. Vogel habe diesen aber nicht verschenken wollen; bei einem Ausgange des Dr. Vogel nach den in der Nähe von Wara gelegenen Hügeln, welche er erstiegen, sei er auf Befehl des Veziers von den dort wohnenden Negern ermordet worden. Der Sultan sei darüber sehr böse gewesen und habe Gericht gehalten; auch wäre fein Reisesack, mehrere Instrumente und etwas Geld noch in seinen Händen. Der Aussage dieses Mannes möchte ich Glauben schenken, es trafen seine angegebenen Entfernungen genau zu; er hatte den Süden ganz durchreis't und sagte mir, er habe auch Abd-el-Kerim gekannt; wer dies ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich Dr. Barth. Herr Heuglin geht mit dem jetzt nach Chartum gekommenen Musa-Pascha, dessen guter Freund er ist, auf einen Kriegszug nach dem obern Sennaar und der abyssinischen Grenze. Dr. Steudner erwartet noch Gelder von Europa; er will von Dongola durch die Große Wüste nach Wadai gehen. Herr Munzinger ging nach Keren zurück, Herr Hansal ist gegenwärtig als Kaufmann hier, und wir Beide pflegten und wachten abwechselnd bei dem zum Tode darniederliegenden Dr. Natterer; er hatte Fieber und Dysenterie, ist aber seit vier Tagen auf dem Wege der Besserung. So wird die wohlausgerüstete deutsche Expedition, die viel ausrichten konnte, nach allen Enden zerstreut. Ich werde, wie ich Ihnen, lieber Herr Doktor, bei meinem Abschiede sagte, so lange mein Ziel verfolgen, als ich kann; wenn der Himmel nur immer Gesundheit giebt, so hoffe ich es auch zu erreichen. Auch glaube ich noch gute Ausbente machen zu können nach den Aussagen der Leute, welche schon oben waren und mir auch einen Stamm der Njam-Njam als Menschenfresser bezeichneten. Wenn ich wieder nach Europa zurückkehren will, wo werde ich wohl mein Reisegeld hernehmen? Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß mir das Comité in Gotha dies schicken wird, oder soll auch ich das büßen, was der Chef verschuldet, und mich nach der Heimat durchbetteln?

Aus der Kapkolonie. In einigen Gegenden haben die Ansiedler beschlossen, Kameele einzuführen, von denen sie mehr Nutzen erwarten als von den Ochsen, welche seither ausschließlich als Transportthiere benutzt wurden. In der That eignet sich auch das Schiff der Wüste vortrefflich für die trockenen, sandigen Gegenden, und es ist nur zu verwundern, daß man so lange gezögert hat, sich desselben zu bedienen.

In den westlichen Theilen des Kaplandes hat im verflossenen Jahre die große Dürre arge Verheerungen angerichtet; Schafe und Rindvieh starben täglich zu Hunderten, ja zu Tausenden hinweg, die Landleute verarmten, und zur Hungersnoth kamen dann noch die Blattern.

Port Elizabeth, eine neue Stadt, gedeiht gut; die Bürger haben schon den Grundstein zu einem Museum gelegt; sie wollen eine Bildungsanstalt haben. Dieser Hafen scheint viel Anziehungskraft für die Juden zu haben, sie kamen in Menge dorthin und bauen jetzt eine Synagoge.

Während eine Auswanderung vom Kap nach Neuseeland begonnen hat, kömmt eben jetzt eine zweite in Gang: in der östlichen Provinz nämlich schicken sich viele Leute an, nach Madagaskar überzusiedeln, das ja den Weißen jetzt eröffnet ist. Sie werden aber Mühe haben, dort ein gesundes Klima zu finden. Inzwischen will man eine regelmäßige Fahrt von Dampfern zwischen Port Natal und Mauritius in Gang bringen; sie sollen Madagaskar berühren.

Vor einiger Zeit berichteten wir, daß die Griquas unter Anführung ihres Häuptlings Adam Kock sich im Nomans-Lande niederlassen wollten. Damit waren die Besitzer desselben, Kaffernstämme, nicht einverstanden. Sie steckten das ganze Land in Brand, als die Griquas sich nahten; auf ungeheuren Strecken war Alles ein gewaltiges Flammenmeer.

Aus Westindien. Da man sich auf die Arbeit der freien Neger auf Jamaica gar nicht verlassen kann, so will man dort die Verträge mit den Kulis (Chinesen) verlängern und künftig nicht mehr auf drei, sondern auf fünf Jahre abschließen.

Die Regierung der Yankee-Union, welche ihre angebliche Negerfreundlichkeit dadurch bethätigen will, daß sie die Schwarzen aus dem Lande schaffen möchte, hat der britischen Regierung den Vorschlag gethan, solche Neger nach Westindien zu schaffen; die letztere hat sich indeß noch nicht darauf eingelassen, während die Pflanzer auf Jamaica eine solche Einwanderung wünschen, aber von solchen Negern, die aus den Sklavenstaaten kommen, weil diese sich auf den Feldbau verstehen und an Arbeit gewöhnt sind.

Neger aus den Nordstaaten sind nirgends willkommen; auch in Liberia bestätigt sich, daß dort die am wenigsten trägen Leute, manchmal sogar nicht unfleißige, aus den Sklavenstaaten stammen.

Jamaica erhielt 1861 an Einwanderern 3162, wovon nur 513 weiblichen Geschlechts.

Auf Santa Lucia muß man die Polizeimannschaft vermehren, weil die englische Regierung keine Garnison auf der Insel hält. Aber im gesetzgebenden Rath wurde hervorgehoben, „daß es in der Kolonie an Leuten fehle, aus welchen man eine zuverlässige Polizeimannschaft bilden könne, eine solche nämlich, welche im Falle der Noth Leben und Eigenthum schützen könne." Man will die Regierung um Truppen bitten; die Neger verwildern nämlich immer mehr.

Wir haben neulich den Negeraufstand auf St. Vincent geschildert; jetzt sind mehr als 300 von den Ruhestörern vor Gericht gestellt worden.

Auf der Insel Grenada ist vor etwa sechs Jahren die Kultur der Kakaobohne eingeführt worden und liefert gute Ergebnisse.

Aus Südamerika. Die Regierung von Chile läßt gegenwärtig durch Sachverständige den Hauptstrom im südlichen Theile des Landes, nämlich den Bio-bio, und dessen Zuflüsse Vesgaro und Renareo untersuchen; sie sollen der Schifffahrt eröffnet, die Uferlandschaften sollen dem Ackerbau übergeben werden.

Die Südeisenbahn wird von Santiago bis San Fernando, also auf einer Strecke von etwa 120 Miles, befahren.

In Peru führt man jetzt Arbeiter von den Südseeinseln ein. Die Regierung hatte zu diesem Zweck eine Gesellschaft privilegirt. Nun haben aber Frankreich und der König von Hawaii dagegen protestirt, während die peruanische Regierung sich auf den Wortlaut der Staatsverfassung beruft und freie Einwanderer nicht zurückweisen will.

Ein Vetter der Seeschlange. Die letztere taucht alle Jahr ein paar Mal aus den Tiefen des Oceans empor, bald hier bald dort, sie wird aber niemals eingefangen, obwohl sie durch Hunderte von Zeitungen schwimmt. Ist ein großes, mehr oder weniger schlangenartiges Seethier vorhanden oder nicht? Die Frage wurde fast lächerlich, seitdem so viele geradezu fabelhafte Berichte zum Vorschein kamen. Es giebt aber doch auch ernste Naturforscher, welche die Möglichkeit nicht rundweg ableugnen. Wir haben, sagen sie, so manche wunderbare Entdeckungen erlebt, daß eine Prüfung sich wohl verlohnt. Die gigantischen Ungeheuer der Vorwelt können ja sehr wohl einige Nachzügler im Ocean zurückgelassen haben.

Nun enthält ein ernsthaftes Blatt, das „Journal du Havre", Angaben, welche allerdings Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Die Zeitung „Phare de la Loire" meldete jüngst, daß man auf einer Insel in den Mündungen des Amazonenstroms den Leichnam eines sonderbaren beschuppten Thieres gefunden habe. Dasselbe war 35 Meter, also etwa 110 Fuß, lang, hatte einen 4 bis 5 Meter langen Kopf, der an jenen eines Kayman erinnerte (wir können also sagen, einen Krokodilskopf), und statt der Vorderpfoten Schwimmflossen. Es mußte schon seit einigen Tagen todt sein, denn die Haifische hatten an dem bereits in Fäulniß übergehenden Fleische gefressen. Ein Stück vom Rückenwirbel ist nach Nantes gebracht worden, und ist so groß, daß man sich desselben bedienen kann, als hätte man einen Stuhl.

Diese Entdeckung wurde im September 1862 gemacht. Nun trifft es sich, daß ein anderer Bericht, der aber aus ganz anderer Quelle kommt, die vorstehenden Angaben ergänzen kann. Wir erfahren durch denselben, wie es kam, daß jenes Thier in der Salinas-Bay an den Strand trieb.

Kapitän Tombarel nämlich, vom Schiffe Commerce de Paris, besuchte in den letzten Tagen des Septembermonats in Rio de Janeiro den Kommandeur der brasilischen Fregatte Constitution. Bei diesem Manne, Secondino de Gomenso, traf er zusammen mit dem Kommandanten Barros, welcher die Kanonierschaluppe Belmonte befehligt. Diese Seeleute sprachen

über allerlei, was ihnen während ihrer letzten Fahrten begegnet sei. Barros war eben aus dem Amazonenstrome zurückgekommen und erzählte einen eigenthümlichen Vorfall. Er befand sich in der Deltamündung des Riesenstromes zwischen den Inseln und hatte mit einigen andern Officieren ein Boot bestiegen, um am Lande zu jagen. Während der Fahrt bemerkten sie, daß ein eigenthümlicher Gegenstand, unweit vom Land, aus der Flut hervortauchte. Von weitem gesehen, glich derselbe dem Gallion eines Schiffes. Barros ließ stärker rudern, kam näher und bald überzeugten sich die Brasilianer, daß jener Gegenstand der kolossale Kopf eines großen Thieres sei. Sie jagten demselben vermittelst einer Miniebüchse eine Kugel in den Kopf, der sofort unter dem Wasser verschwand. Das Meer gerieth an jener Stelle in heftige Bewegung.

Man nimmt nun an, daß zwischen dem Berichte Tombarel's und der Erzählung des Kommandeurs Barros ein Zusammenhang vorhanden sei. Der Zeitpunkt trifft zu; denn Tombarel kam ein paar Tage später an die Salinas-Bay als Barros, dessen Offiziere jenen kolossalen Kopf mit einer Kugel begrüßt hatten. —

Auffallend bleibt nur, daß der französische Kapitän weiter nichts als ein Stück Rückenwirbel von einem mehr als 50 Ellen langen Seeungeheuer mitgebracht hat. Die große Bedeutung eines solchen Thieres mußte doch ein Schiffskapitän wohl kennen; ebenso konnte er wissen, daß ihm die Knochen in Europa einen hohen Geldpreis eingebracht hätten. Man sieht, auch bei dieser „Seeschlange" ist Manches wieder unklar. Es fragt sich nun, was die Naturforscher zu dem Stück Wirbelbein sagen, dessen man sich als Stuhl bedienen kann.

Die Insel Wangerooge vor der Küste von Oldenburg, einst ein berühmtes Seebad, wird bald von der Erde verschwunden sein. Die Sturmfluten reißen alljährlich mehr Land fort, und jene, welche in der Nacht vom 18. auf den 19. December 1862 wütheten, haben wieder großen Schaden gethan. Die Insel war in Gefahr, von der Springflut völlig verschlungen zu werden. Kein früherer Orkan, und es sind deren so viele über das unglückliche Eiland hinweggegangen, war so entsetzlich wie dieser. Unter den Bewohnern, welche sich auch nach den früheren Unfällen nicht hatten entschließen können, ihre Heimat zu verlassen, herrschte entsetzliche Verzweiflung. Augenzeugen berichten, daß die Meereswogen in wildem, heulendem Gedränge über die ganze Insel hinwegfluteten; von den wenigen Häusern, welche bis jetzt noch verschont geblieben waren, verschwanden sechs, auch jenes, in welchem Gottesdienst gehalten wurde, rasch in den Wellen. Durch die Mitte des Landes, welches von älteren Sturmfluten noch nicht weggeschwemmt worden war, raf'te jetzt das Meer, indem es sich einen Weg hindurchbahnte und eine tiefe Furche in den Boden riß. Nun hat das wilde Element künftig noch mehr Zugang, und Wangerooge ist ohne Rettung dem völligen Untergange geweiht. Die Stadt Bremen hat bis jetzt auf dieser oldenburgischen Insel einen Leuchtthurm unterhalten und demselben so viele Festigkeit gegeben, als irgend möglich war. Er ist stehen geblieben und das Werk hat also den Meister gelobt.

Ein Orkan auf den Seychellen. Als wir jüngst vom Salomons-Baum und dessen Doppelnuß sprachen, gaben wir eine Schilderung dieser Inseln und bemerkten, daß dieselben außerhalb der Region der Meeresorkane lägen. Diese Thatsache ist im Allgemeinen auch ganz richtig, und die Bewohner bauen deshalb in dem ohnehin warmen Klima ihre Wohnungen nur sehr leicht auf. Aber in den Naturerscheinungen kommen auch Ausnahmen vor, und zu diesen gehört ein entsetzlicher Orkan, welcher am 11. Oktober 1862 über die Seychellen hereinbrach. Er kam mit furchtbaren Regengüssen, welche auf Mahe, der Hauptinsel, große Massen von einem Berg ablös'ten und dem Flusse, welcher durch Port Victoria strömt, einen andern Lauf gaben. Dadurch wurden viele Häuser hinweggerissen, andere stürzten ein, und nicht weniger als 67 Menschen fielen dem Orkan zum Opfer. Die Noth war groß, zum Glück aber der englische Kriegsdampfer Orestes an Ort und Stelle. Der Kapitän ließ Nahrungsmittel an's Land schaffen und durch seine Mannschaft den Schutt aus den Straßen hinwegräumen.

Haifische als Wetterpropheten. Seit zwei Jahren haben sich an den irischen und britischen Küsten und selbst im Kanale nicht selten Haifische blicken lassen, sehr gefährliche und unwillkommene Gäste, welche früher nur selten beobachtet wurden. Einige Naturforscher verkündeten deshalb für das westliche Europa milde Winter, und sie haben sich nicht geirrt. Die Haifische kommen nämlich von Westen her im Wasser des Golfstromes, das ja bekanntlich viel wärmer ist als jenes des Oceans, in welchem der Golfstrom gleichsam einen besondern Fluß bildet. Ihm verdankt unser nordwestliches Europa sein gelindes Klima. Aber da der Golfstrom und dessen Temperatur sich gleich bleiben, so fragt es sich denn doch, ob die Haifische mit den milderen Wintern etwas zu schaffen haben; Dove in Berlin wird wohl eine rationellere Erklärung geben.

Die Sulinamündung. Nach den amtlichen Mittheilungen der „Europäischen Donauschifffahrts-Commission" sind durch die Sulina-Mündungen aus verschiedenen Häfen der untern Donau in das schwarze Meer eingelaufen:

		Segelschiffe		Tonnen		Dampfschiffe		Tonnen
	1857	1597	von	288,503	und	141	von	47,377,
dagegen	1860	3288	„	564.336	„	203	„	72,420.

Im Jahre 1861 hat zwar bei den Segelschiffen eine Abnahme stattgefunden, während bei den Dampfschiffen im Tonnengehalt eine Zunahme sich gezeigt hat; immerhin ist aber die Vermehrung des Schifffahrtsverkehrs auf der untern Donau seit den letzten Jahren eine sehr bedeutende und stetig zunehmende. Die österreichische Flagge hat an diesem Verkehr einen ansehnlichen Antheil, da der Tonnengehalt der österreichischen Segel- und Dampfschiffe beinahe den fünften Theil des Tonnenhaltes sämmtlicher Fahrzenge ausmachte. Ueberholt wurde dieselbe nur von der griechischen Flagge, auf die 30 Procent des Tonnengehaltes kamen, während die türkische und englische 13 Procent, die sardinische 10 Procent und alle übrigen zusammen nur 14 Procent in Anspruch nehmen.

Die Bleigruben Großbritanniens haben im Jahre 1861 eine Ausbeute von 65,634 Tonnen ergeben; Geldwerth 1,445,255 Pfd. St. England hat 224 Bleigruben, Wales 147, die Insel Man 5, Schottland und Irland haben je 7, zusammen 390 Gruben.

Mineralschätze in Canada. Zu dem Erdöl sind in der jüngsten Zeit neue Funde gekommen; nämlich bei Sussex Steinkohlen; bei Alma im County Albert eine Kupfergrube; bei Lower Prince William, im County York, eine Antimonium-Grube, die erste in Amerika, wo man seither kein Spießglanz gefunden hatte; endlich bei Saint Irenée, unweit der Malbay am Nordufer des St. Lorenz, County Charlevoix, Kupfer und Eisen. Die drei erstgenannten Oertlichkeiten liegen in Obercanada.

Eisenbahn zwischen Smyrna und Ephesus. Sie ist im verflossenen Spätjahre, 15. September, eröffnet, und wenn heute Paulus einen Brief an die Epheser schreiben wollte, so könnte er ihn durch den Telegraphen befördern lassen, denn ein solcher läuft neben der Eisenbahn her. Die Einweihung geschah durch einen Derwisch, der arabische Gebete sprach. Dann wurde auf den Ruinen des berühmten Tempels der Diana ein Gastmahl gehalten, und Araber, Türken und Europäer zechten in Eintracht und Heiterkeit.

Die Stadt Chicago in Illinois, einer der wichtigsten Getreidehäfen Nordamerikas, hatte im December 1862 eine Bevölkerung von 137,030 Seelen. Während der letztverflossenen zwei Jahre betrug der Zuwachs 27,768 Köpfe.

Anwachs der Volksmenge in Australien. Die nachstehenden Ziffern thun dar, in welcher Weise die Bevölkerung von Neusüdwales zugenommen hat. Sie betrug 1836: 77,096 Seelen; 1841: 114,765; 1846: 154,534; 1851: 186,243; 1856: 266,189; 1861: 349,060 Seelen. Nächst der Hauptstadt Sydney zählten die meisten Bewohner die Städte Maitland 6096, und Paramatta 5429 Seelen.

Volksmenge auf Neuseeland. Nach der Zählung von 1861 betrug die europäische Bevölkerung der beiden großen Inseln 102,014 Seelen, und mit Hinzurechnung der englischen Soldaten 109,308 Köpfe. Dazu kommen noch die Insel Stewart mit 53 und die Insel Chatham mit 46 Seelen. Die Hauptstadt der Gruppe Auckland hatte 7989; Dunedin, der jetzt so oft genannte Hafenplatz in der goldreichen Provinz Otago, schon 6523 Seelen. Einen Bericht über die Anzahl der Eingeborenen, der Maoris, finden wir nicht; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß ihre Zahl schon jetzt weit geringer ist als jene der weißen Ansiedler.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Das Reisen in Spanien. — Von Perpignan über den Col de Pertus. — Nach Junquera und Gerona. — Die spanischen Nachtwächter. — Schlechte Wege. — Norias zur Bewässerung der Felder. — Ein Dorfpfarrer. — Auf der Eisenbahn von Tordera nach Barcelona. — Bedeutung der Hauptstadt Cataloniens. — Kunstwerke. — Die Straßen. — Der Dom. — Zur Charakteristik der Bettler. — Die Todtenstadt von Barcelona und die Grabstätten. — Maurer als Leichenbestatter. — Die Richtstätte. — Eine Hinrichtung vermittelst der Garrote. — Bänkelsängerlied auf einen Mörder. — Tanz im Freien. — Die Rambla. — Das Gebäude der Inquisition. —

In unseren Tagen ist eine Reise nach Spanien und im Lande selbst mit geringen Schwierigkeiten verbunden. In allen Häfen der pyrenäischen Halbinsel legen Dampfer an, durch die Pyrenäen führen wohlangelegte und gut erhaltene Fahrstraßen, und schon nach Verlauf weniger Jahre wird Spanien von einem Eisenbahnnetze überspannt sein. Die Zeit ist nicht fern, da man von Dresden nach Madrid in drei oder vier Tagen gelangen kann. und flach gemacht, wie in den meisten übrigen Gegenden unseres Erdtheils. Die Reise dorthin ist dankbar in vieler Beziehung; mit Interesse betrachtet man den stämmigen aragonischen Bauer, den kräftigen Catalonier, den gebräunten, nur spärlich bekleideten Valencianer, den Andalusier mit den feurigen Augen und den Castilianer, der auch dann noch eine stolze Haltung bewahrt, wenn er in das allerdürftigste Gewand gekleidet ist.

Eisenbahn bei Barcelona.

Alle Länder Europas, vom Nordkap bis zur Straße von Messina, werden von Touristen durchzogen; mehr oder weniger verschont blieben bis jetzt nur die sarmatische Ebene, welche allerdings wenig Anziehendes bietet, und die europäischen Provinzen der Türkei. Die iberische Halbinsel ist bereits an die Reihe gekommen, und die Zahl der fremden Reisenden vermehrt sich mit jedem Jahr. Und es verlohnt sich, namentlich für den Nordeuropäer, in der That, „das schöne Land des Weins und der Gesänge", den klassischen Boden des Fandango, des Bolero und der Castagnetten zu besuchen. Dort ist Vieles neu und auffallend; in Spanien, dem „gemilderten Afrika", treten uns manche Eigenthümlichkeiten entgegen, und das Volk ist noch nicht so abgeschliffen

Bis an den nördlichen Fuß der Pyrenäen, bis Perpignan, führt die Eisenbahn. Diese Stadt ist schon halb catalonisch und die Ortsmundart gleichfalls; ohnehin gehört das Roussillon erst seit 1642 zu Frankreich; bis dahin war diese Landschaft eine spanische Provinz.

In Perpignan besteigt man den Postwagen, der aber noch gar nichts Spanisches an sich trägt; er hat völlig die mitteleuropäische Prosa, wird von einem bürgerlich gekleideten Schirrmeister geführt und von sechs Pferden gezogen. Also noch kein Mayoral in andalusischer Tracht, kein Zagal, kein Dutzendgespann von Maulthieren mit glänzenden Aparejos. Aber zu beiden Seiten der Straße stehen Aloëpflanzen, vor deren Spitzen man sich wohl hüten

muß, und bald erblickt man den schneebedeckten Gipfel des Canigou, welcher die übrigen weiß und rosenroth gefärbten Berge überragt.

Bald hat man die Ebene hinter sich, kommt durch das kleine Dorf Boulou und über den Col de Pertus, einen steilen Gebirgspaß, auf welchem viele Korkeichen stehen. Dieser Col bildet seit den ältesten Zeiten den natürlichen Uebergang in den östlichen Pyrenäen; Pompejus und Cäsar haben ihn überschritten, die Gothen sind über ihn nach

Der Col de Pertus.

Spanien, die Araber von dort nach Frankreich gezogen. Ludwig der Vierzehnte ließ in demselben die Burg Bellegarde bauen, welche den Paß beherrscht.

Die erste Ortschaft auf spanischem Boden ist Junquera; dort muß man den Paß visiren und das Gepäck von den Carabineros, so heißen die Zollbeamten, untersuchen lassen. Dann kann man sich auf „catalonischem Boden“ frei bewegen. Die Catalonier wollen keine Spanier sein und sind es auch nicht; sie reden ihre eigene Mundart, zum großen Verdrusse der Madrider Regierung, welche gern alle in derselben gedruckten Bücher vertilgen möchte. Dieser Dialekt ähnelt dem Limousinischen des Mittelalters, und noch heute wird in ihm gedichtet. Unter allen Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel sind die Catalonier bei weitem die betriebsamsten, und das Sprichwort sagt, daß sie aus den Steinen Brot herausholen können:

Dicen que los Catalanes
De las piedras secan panes.

Hinter Junquera ist das Land ein Wald von Oelbäumen, bis in die Gegend von Figueras, das etwa viertehalb deutsche Meilen nach Süden hin liegt. Diese Stadt gilt für eine der stärksten Festungen des Landes, für den „Schlüssel von Spanien“, ist aber trotzdem mehrfach genommen worden. Dort bekommt man bereits einen Vorgeschmack von spanischer Küche im Posthause, Parador de las Diligencias. Gut ist sie nicht. Spanien hat manche große Männer hervorgebracht, aber keinen einzigen berühmten Koch.

Die nächste Stadt ist Gerona, gleichfalls Festung und schon oftmals belagert. Man hat in Betreff beider Plätze die Bemerkung geäußert, daß sie für Spanien eigentlich von keinem Nutzen seien und ihm nur im Frieden gehören, denn in den Kriegen mit Frankreich sind sie fast immer von dieser letztern Macht eingenommen worden. Gerona bietet übrigens manche Merkwürdigkeiten dar, zum Beispiel in den engen und krummen Gassen allerlei wunderliches Schnitzwerk an den Häusern. Der Dom liegt auf einer Anhöhe, und an der Puerta de los Apostoles stehen die zwölf Sendboten, nicht als steinerne Figuren, sondern sie sind aus Terracotta verfertigt und zwar Anno 1458.

Die Post kommt zu Gerona in der Nacht an, und der Reisende vernimmt hier zum ersten Male den melancholischen Ruf oder Gesang der Serenos, gut deutsch ausgedrückt Nachtwächter. Da schreiten sie einher, diese würdigen Männer, angethan mit einem steingrauen Mantel, mit Pike, Laterne und Säbel, wachen, daß kein Schaden geschicht, loben Gott den Herrn und rufen die Stunden ab. Freilich Rattern, die noch jetzt in manchen kleinen Städten Deutschlands schnarren, haben sie nicht, doch ihr Ruf und Gesang erinnern an jenen unserer biederen Nachtwächter. Aber der spanische Name Sereno klingt hübscher, und auf der andern Seite der Pyrenäen sind ja die Nächte zumeist heiter; also mag der Ausdruck passen. Der Gesang beginnt gewöhnlich mit: Alabado sea Dios, Gelobt sei Gott; daß aber auch die heilige Jungfrau nicht vergessen wird, versteht sich von selbst. In Andalusien hat sie sogar den Vorrang.

Auf dem Col de Pertus.

Der Nachtwächterordnung gemäß versammeln sich die Serenos, ehe sie ihre Rundgänge antreten, vor dem Rathhause, dem Ayuntamiento, und von dort aus geht jeder in sein Stadtviertel. Der Sereno ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft; er sieht, gerade wie bei uns, genau zu, ob die Thüren wohl verschlossen sind; in dringenden Fällen läßt er sich herbei, die Comadre, zu

deutsch die Hebamme, oder den Arzt, oder den Geistlichen zu holen; auch wird behauptet, daß er für Geld und gute Worte den Vermittler zwischen liebenden Seelen abgebe. Daß er Fremde, welche sich in den Straßen verirrt haben, zurechtweis't, gehört eigentlich mit zu seinen Obliegenheiten.

Doch der Postwagen ist angeschirrt, wir müssen einsteigen. Wir haben Plätze für die Imperiale belegt. Aber Himmel! dort oben sitzen catalonische Bauersleute, und zwar nicht weniger als sieben Mann auf den vier Sitzen, in einen Thunfisch hinein, steckte die Kerze in das Loch, und so konnten die Leute doch sehen, wo sie waren.

Weiterhin wurde der Weg *noch* schlechter und die Stöße kamen immer derber. Da hielt plötzlich der Wagen an. Was war das? Weiter nichts, als daß ein Bach eben so stark angeschwollen war, daß ein Durchfahren nicht räthlich erschien, und da man nie daran gedacht hatte, eine Brücke zu bauen, so mußte eben still gehalten werden, bis sich das Wasser etwas verlaufen hatte. Dadurch gewannen

Auf dem Col de Pertus. Korkeiche.

bärtige, verwegene Kerle, die sich aber doch am Ende herbeilassen, herabzusteigen und im Wagen selber Platz zu nehmen, unter und zwischen einem Dutzend mächtig großer Thunfische, die aus der kleinen Hafenstadt Palamos gebracht worden waren. Ueberhaupt merkten wir, daß wir uns auf spanischem Boden befanden, denn die Landstraße war abscheulich und das Rütteln entsetzlich. Wir erbarmten uns der Bauern und reichten ihnen ein Wachslicht in den Wagen hinab. Da zog der eine flugs sein Messer, rannte dasselbe wir Reisenden Muße, uns die Gegend zu betrachten; ohnehin war es nun Tag geworden. Die Felder prangten in üppigem Grün, Dank den *Norias*, vermittelst deren man das Land bewässert. Sie sind besonders häufig in Catalonien und Valencia; Spanien verdankt die „Anaura", woraus Noria geworden ist, den Arabern. Unser Bild zeigt, wie eine solche sehr primitive Vorkehrung beschaffen ist.

In einem benachbarten Dorfe machten wir Bekanntschaft mit dem Pfarrer, einem wohlgenährten Manne, dem

offenbar eine behagliche Weltverdauung nicht fehlte. Er hatte eben Gottesdienst gehalten, — wir hatten Sonntag, — war im Gespräch mit mehreren Leuten aus der Gemeinde und rauchte gemüthlich seine Purocigarre. Niemand nimmt Anstoß daran, daß ein Geistlicher auf der Straße Tabak raucht; es ist eben Landessitte, und er steckt sich ganz unbefangen seine Cigarrette bei der Kirchenlampe an. In den spanischen Kolonien, namentlich in den südamerikanischen Republiken, ist es ebenso.

Nachtwächter in Catalonien.

Nach Verlauf von etlichen Stunden war das Wasser nur noch etwa anderthalb Ellen hoch, und die Durchfahrt konnte gewagt werden. Freilich wurden die Bauern und die Thunfische dabei naß, aber zum Glücke war Tordera nahe, und bis dahin die Eisenbahn, welche Barcelona und Perpignan verbinden wird, schon vollendet. Also wurde der Post mit leichtem Herzen Lebewohl gesagt.

Der Frühzug stand bereit; viele Landleute hatten sich mit Früchten und Gemüsen eingefunden und wollten sie nach Barcelona auf den Markt bringen. Nach und nach füllten sich die Wägen, aber der Zug ging nicht ab, wiewohl die anberaumte Zeit längst vorüber war. Die Reisenden hatten Gelegenheit vollauf, die Insassen der dritten Klasse zu betrachten. Der Anblick war bunt und malerisch. Da saßen catalonische Bauern, bekleidet mit Hosen von Sammtmanchester, gestreiftem Gürtel und kurzer Jacke, zwischen Bergen von Melonen und anderen Früchten. Einige hatten sich in ihren Mantel gehüllt und schliefen, andere schmauchten ihre Papiercigarre; das Ganze bot ein frappantes Gemälde dar.

Die Bahn nach Barcelona läuft fast immer am Meere hin und die Landschaft erinnert an jene zwischen Neapel und Castellamare. Zur Linken liegt das blaue Meer, zahlreiche Fischerbarken mit schimmernden Segeln wiegen sich, Möven vergleichbar, auf der blinkenden Flut; zur Rechten weidet sich das Auge an dem dunkeln Grün der Johannisbrot- und Orangenbäume, und auch an Abwechselung fehlt

es nicht. Denn zwischen Tordera und Barcelona liegen nicht weniger als fünfzehn Dörfer und einige Städte, zum Beispiel das gewerbreiche Matara, aus dessen Feueressen Rauchmassen emporwirbelten. Die Straße hat zu beiden Seiten eine Einfassung von Cactus und die Bahn folgt den Windungen des Ufers; sie liegt fast in gleichem Spiegel mit dem Meere, und wenn dieses hoch geht, dann sieht es so aus, als ob die Schienen vom Wasser überflutet wären und die Wägen im Oceane dahin rollten.

Endlich sind wir in Barcelona. Der unsterbliche Dichter des Don Quixote bezeichnete diese Stadt als einen Ursitz feiner Sitte, ein Asyl der Fremden, als Spital der Armen, Heimat tapferer Männer, Zuflucht der Gekränkten, als einen Ort, der einzig dastehe durch Lage und Schönheit. Und in der That ist Barcelona eine merkwürdige und sehenswerthe Stadt. Sie liegt am Fuße des Mont Juich (Judenberges), der die Citadelle bildet und hoch über alle Kirchthürme emporragt.

Die Bedeutung Barcelonas ist in der neuern Zeit wieder gewachsen. Im Mittelalter war es eine der bedeutendsten Städte Europas und wetteiferte als Handelsplatz mit Venedig und Genua, und auch die Kunst ging nicht leer aus. Denn die Bildhauer von Barcelona waren im fünfzehnten Jahrhundert berühmt, und noch jetzt sind von ihnen manche schöne Arbeiten in Stein, Erz und Eisen vorhanden, und namentlich die letzteren sind bemerkenswerth. Sie rühren her von den Rejeros, einer Zunft von Künstlern, welche hauptsächlich eiserne Gitter für Kirchen und Klöster lieferten; die Arbeit an denselben ist manchmal so schmuck und fein, daß man glauben könnte, sie sei von Goldschmieden verfertigt worden.

Gegenwärtig zählt die Stadt mehr als 120,000 Einwohner und ist zugleich der wichtigste Handelshafen und die bedeutendste Fabrikstadt des Königreichs. Statt der Galeeren, welche Sancho Pansa für Ungeheuer hielt, liegen nun Dampfer auf dem Wasser; der biedere Knappe würde diese Rauchschiffe für Werke des Zauberers Merlin halten. Die rührige Thätigkeit erinnert an jene von Marseille; man sieht auf den ersten Blick, daß man sich in einer Weltstadt befindet, in welcher Menschen aus allen Erdtheilen zusammenströmen. Aber manche Stadttheile haben doch ein eigenthümliches Gepräge sich bewahrt, und zu diesen gehört die Calle de la Plateria, die Goldschmiedestraße. Eine solche findet man fast in allen Städten Spaniens, und es verlohnt sich schon der Mühe, einen Blick in die Läden zu werfen. Man trifft in denselben mancherlei Gold- und Silberschmuck, oft sehr plump und schwer, denn das entspricht der Liebhaberei namentlich des Landvolkes; die Formen sind zumeist ganz eigenthümlich, man möchte sagen halbbarbarisch, aber für uns Leute aus den großen Städten Nordeuropas haben sie etwas Originales, z. B. die mächtig großen Ohrringe. Diese sind manchmal so schwer, daß der Ohrlappen allein sie nicht tragen kann; deshalb muß als Nebenträger eine Kordel über dem Ohre befestigt werden. Die Ringe haben gewöhnlich rothe oder grüne Steine; Statuetten der Madonna von Montserrat, welche bei den Cataloniern in hohem Ansehen steht, sieht man zu Hunderten und Tausenden.

Eine Noria.

Die Kirchen Barcelonas reichen zum Theil in das früheste Mittelalter hinein; manche haben einen, man könnte sagen zierlichen Styl, und unterscheiden sich in vielen Dingen wesentlich von unseren nordischen Kirchen. Auffallend erscheint für uns die gemischte Anwendung von Erz und Stein, welche nicht selten ungemein glückliche Wirkungen hervorbringt, z. B. an einer großen Engelsgestalt aus dem fünfzehnten Jahrhundert; das Standbild ist von Stein, die Flügel sind von Bronce. Die Domkirche, von den Cataloniern Se-u genannt, hat keine Facade, aber das Innere ist wunderschön. Das hohe Gewölbe wird von schlanken Pfeilern getragen und die gemalten Glasfenster geben ein,

man möchte sagen, geheimnißvolles Licht, und unter dem Chor brennen in eine Krypte viele Kerzen zu Ehren der Schutzheiligen.

Esta es la Eulalia, la de Barcelona,
De la rica ciudad la rica joya.

Diese heilige Eulalia gilt also für ein reiches Juwel der reichen Stadt. Wir müssen hervorheben, daß die Orgelpfeifen im Dome von Barcelona nicht, wie in unseren Kirchen, senkrecht stehen, sondern wagerecht liegen; so sehen sie aus wie übereinander gestapelte Kanonen- und Flintenläufe. An dem Untersatze, welcher die Orgel trägt, fanden wir einen ungeheuern Saracenenkopf mit einem gewaltigen rothen Barte. Derartige Mohrenköpfe sind, beiläufig bemerkt, in den spanischen Kirchen überhaupt keine Seltenheit.

In dem zur Domkirche gehörenden Kloster sind mehrere Kapellen mit wunderschönen Rejas, das heißt den oben erwähnten Eisengittern. Im Klosterhofe beschatten hundertjährige Orangenbäume einen herrlich gearbeiteten Springbrunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er wird als Fuente de los Ocas, Gänsefontaine, bezeichnet, weil das Wasser aus dem Schnabel von ehernen Gänsen hervorspringt. Wir sahen uns völlig in's Mittelalter versetzt, und obendrein war der Mirakelhof mit Bettlern, Landstreichern und Lumpengesindel angefüllt, malerischem Volke, desgleichen wir im übrigen Europa längst nicht mehr sehen.

In Spanien ist die Bettelei ein Handwerk, ein Gewerbe wie jedes andere. Der Mann, welcher sich diesem Nahrungszweige zugewandt hat, fühlt sich in seiner Würde; ja man kann ihn stolz nennen. Er hüllt sich mit Anstand in seinen zerlumpten Mantel, und es ist nicht selten, daß solch ein Mann ein alter Soldat, ein Guerillero aus dem Unabhängigkeitskriege ist, oder und zwar noch öfter aus den Zeiten der karlistischen Kämpfe. Gewöhnlich ist er mit einem langen Stocke bewaffnet, dessen er allerdings sehr nothwendig bedarf, um die Hunde abzuwehren; denn diese leben auch in Spanien auf gespanntem Fuße mit den Bettlern. Wer sein Gewerbe richtig versteht, treibt dasselbe als Philosoph, als Künstler. In vielen Familien erbt es vom Vater auf den Sohn; der Knabe prägt sich die Lehren und Weisungen, welche der Vater ihm einschärft, wohl ein, und Erfahrung macht den Meister. Der Künstler weiß genau, an welchen Stellen er sich zu gewissen Tagen einzufinden habe, um gute Geschäfte zu machen, mit welchen Redensarten er die Leute je nach Stand, Alter oder Geschlecht anreden müsse; er legt Tonwechsel in seine Bitten, beobachtet da, wo er gute Wirkung erwartet, ein beredtes Schweigen mit dem Mund und läßt nur Augen und Mienen sprechen. Aber manchmal schreit er auch aus voller Lunge und brüllt wie ein reißendes Thier. Aber zudringlich wird der Gewerbsverständige nie; er kennt das spanische Sprichwort, daß ein unverschämter Bettler nüchtern nach Hause kommt.

Durch einen Gießbach.

Die spanischen Kirchen haben keine Stühle, sind aber mit dicken Matten belegt.

Was wir Kirchhof oder Leichenacker nennen, paßt nicht für die Begräbnißstätten in den größeren Städten Spaniens und namentlich nicht für Barcelona. Hier würde man Blumen oder einen Grashalm vergeblich suchen; Alles ist Stein und Marmor. Man denke sich lange, parallel laufende Gänge, denen zu beiden Seiten entlang eine hohe Mauer läuft. Diese hat lange Reihen regelmäßig angebrachter Fachlöcher oder Nischen, in mehreren Geschossen übereinander, etwa in der Weise wie Taubenschläge auf unseren Landgütern. Jedes Fach ist für einen Sarg bestimmt, und beim Begräbniß, — doch kann von „begraben" keine Rede sein, — verfährt man in folgender Weise.

Im Zollhause zu Junquera.

Eine Leiche wird angesagt, nicht beim Todtengräber, denn einen solchen kennt man nicht, sondern bei den Maurern, weil diesen es obliegt, dem Menschen, welcher aus dieser Welt geschieden, seine letzte Ruhestätte anzuweisen. Die Todtenstadt in Barcelona bildet eine Menge von Gassen und bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Gräber der Reichen sind mit Marmorplatten belegt und tragen den Namen des Verstorbenen. Die Plätze werden gekauft, gerade so wie bei uns. Wenn aber nach Ablauf einer gewissen Zeit die Familie den Preis nicht bezahlt, dann nimmt man die Leiche heraus, bringt sie in die sogenannten Zangas und wirft sie dort in eine Grube, wo sie mit anderen verbrannt wird.

Leichenzüge sind in Spanien nicht gebräuchlich; nur die Familienglieder und die allernächsten Freunde gehen mit

Bettler im Klosterhofe der Kathedrale zu Barcelona.

Ein Begräbniß in Barcelona.

zur Begräbnißstätte und sehen, wie der Sarg beigesetzt wird. Wir waren, sagt Davillier, bei einer solchen Scene zugegen. Die Maurer schoben eine plumpe Doppelleiter heran, vermittelst welcher sie zu den höchsten Geschossen gelangen können, vor eine der Oeffnungen. Dort reichte der Sepulturero, der Leichenträger, ihnen den mit künstlichen Blumen geschmückten Sarg, in welchem ein Kind lag. Die Verwandten standen dabei und trösteten die weinende Mutter. Die Maurer aber rauchten ihre Cigarren, verrichteten ihre Obliegenheit ganz handwerksmäßig, schoben den Sarg hinein und verschlossen die Oeffnung mit Ziegelsteinen und Mörtel.

Wir nahmen uns den Sepulturero zum Führer, und er zeigte uns den Leichensaal, in welchem die Verstorbenen vier und zwanzig Stunden liegen bleiben, ehe man sie in den Sarg bringt. Um den Arm des Verstorbenen ist ein Bindfaden geknüpft, der mit einer kleinen Glocke in Verbindung steht. So wird kein Scheintodter in Gefahr kommen, lebendig begraben zu werden, denn Tag und Nacht ist ein Wächter neben der Glocke. Seit Menschengedenken ist übrigens kein Scheintodter bemerkt worden.

Vom Kirchhofe zur Richtstätte ist nicht weit. Nun traf es sich, daß während unserer Anwesenheit ein Verbrecher in die andere Welt befördert werden sollte. Das geschieht nicht, wie in anderen „civilisirten" Ländern, durch Galgen, Rad, Schwert, Guillotine, Pulver und Blei, sondern vermittelst der Garrote, einer Erwürgungsmaschine, welche unter allen Umständen ihren Dienst ganz zuverlässig verrichtet.

Solch eine Erwürgung von Rechtswegen bildet allemal eine wichtige Begebenheit. Die Ciegos, das heißt die blinden Leute, welche, wie wir sagen würden, „Schriften, gedruckt in diesem Jahre" verkaufen, schreien in den Straßen den Lebenslauf des Verbrechers aus und verkündigen das Programm der Hinrichtung. Insgemein wird diese außerhalb einer Vorstadt auf freiem Felde vollzogen. Nun bemerkt man überall ein unruhiges, hastiges Treiben: auf den öffentlichen Plätzen steht Wagen an Wagen; alle füllen sich, fahren rasch hinaus, bringen die Neugierigen an Ort und Stelle und kommen in vollem Trabe zurück, um eine neue Ladung einzunehmen. Tausende gehen zu Fuß hinaus, und der Richtplatz gleicht einem Jahrmarkt, auf dem viel gegessen und getrunken wird, und wo — es ist überall so! — Personen weiblichen Geschlechts die Mehrheit bilden.

Der arme Sünder hat oft eine weite Strecke zurückzulegen. Man zieht ihm einen gelben Kittel über und setzt ihn auf einen Esel. In Spanien ist Gelb Farbe der Trauer. Nun hatte Francisco Vilaró, ein ohnehin übel beleumundetes Individuum, den Alcalden, das heißt Schulzen, seines Dorfes ermordet. Er hielt sich nur mit Mühe auf dem Esel fest; zwei nebenher gehende Priester, die ihm ein Gebetbuch in die Hand gegeben hatten, mußten ihn unterstützen. Vilaró blickte bald auf das Buch, bald auf die Menge; sein Auge war verschwommen. Mitglieder der Reuebrüderschaft gingen in langer Reihe vor und hinter dem Delinquenten. Einige trugen Kerzen, andere Christusbilder, noch andere hatten Fähnchen in der Hand, aber alle sangen Sterbelieder. Diese Reuebrüder verhüllen das Haupt mit einer Kapuze, in welcher zwei Löcher für die Augen angebracht sind. Ihr Gesang klingt dumpf und schauerlich. Wir dachten unwillkürlich an die Tage, als die Inquisition noch in Blüte stand.

Vilaró war nun an Ort und Stelle. Auf dem hohen Blutgerüste stand eine Bank, deren Hinterlehne ein dicker Pfahl ist. Der Henker, wie ein gewöhnlicher Taglöhner gekleidet, wies dem Sünder den Platz an, band ihm Leib und Hände am Pfahle fest und legte ihm um den Hals ein eisernes Band, das vermittelst einer Vorrichtung durch eine Schraube enger gemacht werden kann. Sobald der Henker die letztere dreht, findet die Erwürgung in einem Augenblicke statt.

Jetzt wurde Alles still. Der Priester gab dem Delinquenten ein Crucifix in die geknebelten Hände und erlaubte ihm, die Menge anzureden. Er bat den lieben Gott und die Menschen um Verzeihung und sagte, man möge sich an ihm ein Beispiel nehmen. Der Henker stand inzwischen hinter dem Pfahle bereit; nun hob er die Hände empor, ein Zittern durchbebte die Menge. Dreimal drehte er am Schraubenstock, und bei jedem Male machte er das Zeichen des Kreuzes. Die Weiber schrieen: Ach, der Arme! Vilaró's Kopf nickte nach der Brust hinab, blieb dann unbeweglich, die Zunge quoll aus dem Munde hervor und das Gesicht wurde blau. Die Menge zerstreute sich langsam, aber der Hingerichtete mußte noch einige Stunden ausgestellt bleiben; Soldaten zu Roß und zu Fuß bildeten ein Viereck um das Gerüst.

Vilaró's Missethaten waren in ein Bänkelsängerlied gebracht und dieses wurde als Flugblatt verkauft. Merkwürdig, daß diese Art von Volkspoesie überall dasselbe Gepräge trägt. Aus der „Moritthat" bei Barcelona wollen wir Einiges mittheilen. Das Blatt führt den Titel: „Ermordung des Alcalden von Ripollet." Darin heißt es:

„Der Mensch, der einen Mord begeht, und macht den andern todt, der ist nichtswürdig für und für, Mitleid verdient er nicht.

Nun seht hier den Verbrecher an, Francisco Vilaró, einen Bauersmann aus Ripollet, einen schlechten Kerl und Lump.

Wenn irgendwo ein Huhn war weg, dann sah man gar nicht nach; man wußte ja schon allemal, der Vilaró hat's gediebt.

Sein Feld, das ließ er außer Acht, bestellt es niemals nicht; er bummelt lieber auf die Jagd, das macht ihm mehr Plaisir.

Da kam der vierte September heran. Der schlechte Kerl der Vilaró, der nur auf Mord und Tücke sann, stand Morgens auf schon früh.

Die Kirchenuhr zu Ripollet, die schlug gerade halb sechs, da ging der Alcalde Jose Cot, auf einem schattigen Weg.

Nun hört man plötzlich einen Knall, der Alcalde schreit O weh! Und weiter hat er nichts gesagt, denn im Umsehn war er todt!

Denkt nur, neun Kugeln waren ihm, gefahren in den Leib. Der Mörder beging mit Vorbedacht seine gräßliche Missethat.

Da kam aber die Gendarmerie (im Spanischen: mozos de la escuadra, eine Miliz in Catalonien und Valencia, welche aufgeboten wird, wenn es sich darum handelt, gefährliche Verbrecher einzufangen), die liebt er gar nicht sehr; sie nahm ihm seine Flinte weg, und band ihm Hand und Fuß.

Für achtzig Thaler Sündengeld, die Juan Bordas ihm gelobt, weil er den Alcalden hassen thät, beging Vilaró den Mord.

Zehn Thaler Handgeld gab Bordas ihm, als Abschlagszahlung gleich; ein Schuft betrog den andern Schuft, denn fünfe waren falsch.

Nach Barcelona bringt man die zwei, und confrontiret sie; das Leugnen half dem Bordas nicht; er mußte eingestehn.

Hinrichtung vermittelst der Garrote.

An einen Pfahl band man ihn fest, legt um den Hals einen Reif. So hört er dann sein Urtheil an: Bagno auf Lebenszeit.

Der Vilaro, der schlechte Kerl, der ist nun garrotirt. Er wurde sechszig Jahre alt. Das hat er für den Mord!"

Diese Flugblätter sind gewöhnlich mit Holzschnitten von klassischer Naivetät verziert. In einigen kleinen Städten bildet die Verfertigung solcher Gedichte und der dazu gehörenden Holzschnitte einen lohnenden Erwerbszweig (wie bei uns in Deutschland z. B. in Ruppin) für manche Leute, z. B. für Manresa in Catalonien und Carmona in Andalusien. Diese Fabriken liefern aber auch Heiligenlegenden, Romanzen, Tanz-, Trau- und Sterbelieder, überhaupt sogenannte Pliegos. Alle sind einzig in ihrer Art. —

Das menschliche Leben bewegt sich in Gegensätzen, und so fügte der Zufall, daß wir auf dem Wege von der Tuch war vorne durch einen silbernen Ring gezogen. Diese Leute waren Fabrikarbeiter und Weber; auch die Volksmusiker waren Handwerker.

Die elegante Bevölkerung von Barcelona kann man sich in aller Muße auf der Rambla betrachten, denn diese breite, von Bäumen beschattete Straße bildet ihren Lieblingsspaziergang. Man kann sie etwa mit den Berliner Linden oder dem Corso italienischer Städte vergleichen, und das Gedränge ist oft so groß, daß die Damen nicht einmal mit dem Fächer spielen können. Dort findet man die vornehme Señora in Seide und Spitzen, und den Fischer, der, seine rothe oder braune Gorra auf dem Kopfe, die Jacke über der Schulter trägt und den modisch gekleideten Stutzer mit seinen Elbogen zur Seite drängt.

Unweit der Rambla liegt das Gerichtsgebäude. Es stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert; im Patio, dem innern Hofraum, stehen uralte Orangenbäume, welche

Die Rambla in Barcelona.

Todtenstadt an eine Stelle kamen, wo Ball im Freien gehalten wurde. Auf den Rasenplätzen vor der Festung belustigten sich catalonische Matrosen mit dem Bolaspiel; weiterhin liegen die elysäischen Felder, ein schattiger Wandelgang am Ende der Stadt. Wir hörten Musik und traten in einen Saal, in welchem elegant gekleidete Paare tanzten; aber wir waren nicht nach Barcelona gekommen, um einen Ball anzusehen, wie man ihn in jeder europäischen Stadt haben kann, und eilten wieder in's Freie. Unter einem schattigen Baume schlürften wir mit Behagen Orchata de Chufas, den mit Nuß durchwürzten Schnee. Unter den auf- und abwandelnden Frauen hatten manche eine höchst anmuthige Haltung; der Corpiño oder schwarze Spenser, der kurze Rock und ein rothseidenes, um den Kopf gewundenes Tuch, — das Alles stand ihnen vortrefflich; nicht minder die einfache natürliche Blume, welche den Haarputz bildete. Die Herren trugen den Marsille, die kurze catalonische Jacke, und das leicht um den Hals geschlungene beinahe bis an die Höhe der Dächer reichen. Unter einer Galerie sehen wir die Tische der Advokaten, welche ihre Angelegenheiten mit ihren Clienten im Freien abmachen.

Man zeigte uns die Gefängnisse der Inquisition. Das Gebäude ist finster, äußerst massiv und hat nur kleine Fenster. Das gräßliche Tribunal hat in Barcelona manches Opfer gefordert; Folter und Mord gingen, natürlich immer im Namen der „Religion der Liebe", lustig im Schwange, und dieser schauderhafte Frevel zog sich durch Jahrhunderte! Außerhalb der Stadt, auf dem Prado de San Sebastian, ist der Quemadero, der „Verbrennungsplatz", auf welchem die Ketzer „zur größern Ehre Gottes" den Flammentod sterben mußten.

Das Inquisitionsgebäude paßte völlig für seine scheußlichen Zwecke. Der Musterinquisitor, Torquemada, jener geistliche Mörder, welcher alle Anderen seines Gelichters überragte, muß sich in demselben recht wohl befunden haben. Kein anderer Mensch kann sich rühmen, mehr Ketzer

Inquisitionsgefängniß in Barcelona.

verbrannt zu haben. Das war im sechszehnten Seculum. Aber hundert Jahr später hatte die heilige Inquisition von ihrem grimmigen Eifer noch nicht das Mindeste eingebüßt. Ein Holländer, welcher 1667 eine Reise durch Spanien machte, hat eine lebhafte Schilderung entworfen. Dieser Mann, Aarsens van Sommerdyke, schreibt:

„Dem Angeklagten wird sein Ankläger nicht namhaft gemacht. Man nimmt ihn fest, bringt ihn auf die Folter; er wird verurtheilt und dann verbrannt. Gelegenheit, sich zu vertheidigen oder zu verantworten, wird ihm nicht gegeben. Als ich darüber meinen Tadel aussprach, wußten die Leute mir weiter nichts zu entgegnen, als: man könne in Spanien kein schöneres Schauspiel sehen, als ein Auta da Fe der Inquisition. Denn so bezeichnen sie die Hinrichtung eines armen Sünders, und sie betrachten dieselbe ungefähr mit denselben Augen wie ein Stiergefecht. Häufig werden Leute von der Inquisition verhaftet, denen weiter nichts zur Last fällt, als daß man in ihnen heimliche Mohammedaner oder Juden wittert, sie des Morismus oder Judaismus für verdächtig hält. Solchen Verdächtigen setzt man die Coroca auf den Kopf, eine hohe, spitze Mütze von gelbem oder rothem Papier, und deshalb nennt man diese Unglücklichen Encorocados. So führt man sie durch die Straßen; die Inquisitoren und ihre Beamten gehen voran, und der Zug begiebt sich nach der Dominikanerkirche, wo eine lange Predigt gehalten wird. Manche Verdächtige, welche man für rückfällig hält, werden öffentlich ausgepeitscht; andere bekommen den San Benito, eine Art Stola, welche sie am Halse tragen müssen. Die Namen solcher Sünder werden aufgeschrieben und an den Kirchenwänden befestigt. Neben jedem Namen macht man ein Andreaskreuz, und von solchen sind die meisten Kirchen Spaniens voll."

So schreibt der Holländer, und solche Kreuze sieht man auch jetzt noch, obwohl der Inquisition längst ihr Handwerk gelegt ist. Diese Zeichen einer fanatischen Barbarei sind noch nicht völlig verwischt worden, aber sie gehören jetzt der Geschichte an.

Auf die Inquisition passen die Verse aus Goethe's Braut von Korinth:

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!

Die Kolonie Queensland in Nordost-Australien.

Zweiter Artikel.

Die schwarzen Eingeborenen und ihr Mangel an Kulturwerth. — Körperbau und Lebensweise. — Kannibalismus; Beweise für dessen Vorhandensein. — Hochzeitsgebräuche. — Gespensterglaube. — Der Tingre Mani. — Der Hund in hohen Ehren. — Hordenleben; alte Frauen als Inhaberinnen der höchsten Gewalt. — Die weißen Ansiedler. — Jagd auf wilde Menschen. — Die Squatters. — Das Parlament. —

Wer die Eingeborenen Neuhollands näher beobachtet hat, wird nicht daran zweifeln, daß sie in Bezug auf Intelligenz eine ungemein niedrige Stufe einnehmen. Der Sinn der Perfektibilität mangelt ihnen ganz und gar, und sie können nichts Anderes werden, als was sie einmal sind; von der Fähigkeit, sich zu entwickeln und auf eine höhere Stufe zu gelangen, kann gar keine Rede sein. Noch heute sind sie genau so wie damals, als die ersten Europäer ihr Land betraten. Man hat große Mühe, zu glauben, daß die weißen und schwarzen Menschen einem und demselben Genus angehören. So roh und wild sind die Eingeborenen von Queensland und Neusüdwales, aber im Innern des Inselkontinentes giebt es Stämme, die etwas weniger wild erscheinen.

Es ist nicht richtig, wenn man sagt, daß die Australier mißgestaltet seien. Marcet erklärt ausdrücklich, daß die, welche er beobachten konnte, sehr wohlgestaltet waren; sie hatten einen schlanken, zartgebauten Leib und breite Schultern, und allerdings etwas längere Arme als wir Europäer; aber das kommt ihnen beim Klettern auf die Bäume sehr zu statten. Wohlbeleibte Leute sind selten, und das erklärt sich leicht aus der armseligen Lebensweise, welche der Australier „im Busche" führt. Auch ist es, wie wir später sehen werden, gar nicht gut, wenn einer recht dick und hübsch fett ist. Die Frauen sind im Allgemeinen nicht übel gewachsen und haben festeres Fleisch als die afrikanischen Negerinnen; unser Gewährsmann sah Australierinnen mit so schön geformten Beinen und Armen, daß jede Europäerin sie darum wohl hätte beneiden können. Die Beobachtung hat keine Schwierigkeiten, da beide Geschlechter fast immer ganz unbekleidet gehen. Die Haut ist nicht ganz so schwarz wie beim Neger, die Lippen sind weniger wulstig, das Haar ist nicht so kurz und auch weniger gekräuselt, das Auge nicht so groß, aber sehr lebhaft; die Stirn tritt mehr zurück. Aber auch bei ihnen, wie bei den Negern, dünstet die Haut einen höchst widerwärtigen Geruch aus. Wenn Marcet die Ansicht äußert, daß derselbe von Unreinlichkeit und von der Nahrung herrühre, so ist er offenbar im Unrecht; diese Ausdünstung ist eine Raceneigenthümlichkeit.

Diese Australier haben, wie schon angedeutet wurde, gar keine Vorstellung von Verbesserung oder Fortschritt; sie denken nicht daran, sich zu bekleiden, bessere Wohnung oder gesundere und kräftigere Nahrung zu verschaffen, und fühlen nicht einmal das Bedürfniß nach dergleichen. Durch Kälte und Regen leiden sie sehr, und doch gehen sie nackt; sie leiden fast immer an Unverdaulichkeit und genießen doch nur rohes, hartes und ungesundes Fleisch. Den Rheumatismus werden sie nicht los, schlafen aber trotzdem auf der feuchten Erde, ohne andere Bedeckung als ein Stück Baumrinde oder Blätter. Und doch sehen sie es täglich vor Augen, wie die Europäer leben; aber das kümmert sie nicht, selbst das Streben zum Nachahmen so handgreiflicher Dinge geht ihnen ab. Es ist unbestreitbar: sie haben einen äußerst geringen oder vielmehr gar keinen Kulturwerth, und die Theoretiker, welche von einer unbedingten Perfektibilität aller Menschen träumen, werden auch bei diesen Australiern

mit ihren, aller Ethnologie Hohn sprechenden Phantasien bankerott.

Die Nahrung besteht aus dem Fleische des Opossums, des Bandicut (einer Abart des Kängeru), der großen Eidechsen, welche vier bis fünf Fuß lang werden, und Schlangen; auch Gewürm wird nicht verschmäht. Früchte oder Gemüse haben sie nicht, wohl aber dann und wann wilden Honig. Von eigentlicher Zubereitung des Fleisches ist keine Rede; höchstens wirft man das ganze Thier auf die Kohlen und zieht ihm nicht einmal immer das Fell ab. Schon nach wenigen Minuten wird das Fleisch vom Feuer genommen und verzehrt.

Auch in Queensland, wie in anderen Gegenden Australiens, hat der Eingeborene nicht einmal eine Hütte; zum Schutze gegen das Wetter stellt er nur Stücken Rinde gegen Bäume oder Pfähle. Solch eine Wohnung, wenn der Ausdruck statthaft wäre, heißt Gonia, und jedes Paar hat eine solche. Vor der Gonia machen sie ein Feuer an, das die ganze Nacht hindurch brennt; Beide strecken sich der Länge nach auf der Erde aus, einander in den Armen haltend, denn Ehepaare gehen mit einander sehr zärtlich um. Die Frauen werden nicht etwa hart behandelt; der Mann allein geht auf die Jagd und besorgt Leibesnahrung für Frau und Kinder.

Marcet widerlegt die Theoretiker, welche behaupten, daß in Australien kein Kannibalismus vorhanden sei. „Ich weiß nicht", schreibt er, „ob jene Leute überhaupt Australien mit eigenen Augen angesehen haben, oder in dem Theile von Queensland gewesen sind, wo ich diese Zeilen auf's Papier werfe (— im Burnett-Distrikte —). Wären sie aber dort gewesen, so hätten sie die Augen schließen und die Ohren sich verkleben müssen, um nichts zu sehen und zu hören. Der Kannibalismus existirt überall in der Kolonie Queensland, sowohl in den Gegenden, wo schon weiße Leute wohnen, wie in den entlegenen Waldstrecken. Ich habe persönlich Beweise für die Thatsachen, und weiß wohl, was ich behaupte. Eben jetzt, vor zehn Tagen (10. März 1861) wurde, kaum dreihundert Schritte weit von der Hütte entfernt, in welcher ich jetzt schreibe, in einem Lager der Eingeborenen ein fünfjähriges Kind getödtet und aufgefressen. Zwei Monate vorher war mit einem andern Kinde dasselbe geschehen. Ich erzähle das nicht etwa nach Hörensagen, sondern ich sah die Spuren des scheußlichen Mahles auf der Lagerstätte, und zwei von mir befragte Eingeborene, mit welchen ich an demselben Tage verkehrte, gaben zu, daß sie mitgegessen hätten. Ich fragte in ihrer Sprache: „Piccanini budgerri patta?", das heißt: Schmecken Kinder gut? Sie antworteten sogleich, schnalzten wohlgefällig mit der Zunge an den Gaumen und sprachen: „Jo ai cobong budgerri!" Ja, sehr gut. Ich benutzte die günstige Gelegenheit, um noch allerlei von diesen Wilden zu erfahren, und sie erzählten mir, daß nicht alles Fleisch gegessen werde, sondern nur das Dickbein vom Schenkel bis zum Knie; das Beste sei die Hand, alles Uebrige ist für die Hunde. Menschenfleisch, sagten sie mir weiter, munde roh weit besser als geröstet. Auf meine Frage, wer denn vorzugsweise als Opfer zum Verzehren auserfehen werde, äußerten sie, daß man am liebsten die halbschlächtigen Kinder wähle, die zum Vater einen europäischen Schafhirten, zur Mutter eine Australierin haben. Man läßt das Kind heranwachsen, wenn aber die Zeit gekommen ist, schlägt die eigene Mutter dasselbe mit einer Keule todt und verzehrt das erste Stück. Man hat mich versichert, daß das Verzehren von Menschenfleisch keineswegs selten vorkomme, aber die europäischen Ansiedler erfahren nicht alle Fälle."

Aber der Kannibalismus ist nicht etwa allein darauf beschränkt; er blüht auch, wenn die Frucht Bugnia reif ist, nämlich im Januar.*) Dann versammeln sich alle Angehörigen eines Stammes, um sich an diesen Früchten eine Güte zu thun, und mehrere Tage lang genießen sie gar nichts Anderes, überfüllen sich den Magen und werden so träg, daß sie nicht auf die Jagd gehen mögen. Nebenher veranstalten sie ein Festmahl in folgender Weise. Die älteste Frau der Horde wählt die beiden hübschesten und fleischigsten Mädchen aus; sie sind zum Opfer bestimmt, man schlägt sie aber todt, wenn sie schlafen. Auch die meisten

*) Marcet meint die Bunya Bunya, Araucaria Bidwelli. Sie ist die schönste unter den Araucarien Australiens; ihre weit ausgebreiteten Zweige sind dicht mit lanzenförmigen Blättern bestanden, welche in eine scharfe Spitze auslaufen. Diese Araucarie wird dann und wann bis 130 Fuß hoch, und hat dann einen Umfang von 25 Fuß. Bei Sydney, wohin man sie als Zierbaum verpflanzt hat, giebt es, nach G. Bennett, Exemplare von 60 Fuß Höhe. Dieser Gewährsmann sah 90 Miles nordwestlich von der Moreton-Bay prächtige Bunya-Bunyawälder. Die Zapfen sind von „enormer Größe" und mit eßbarem Samen gefüllt, welchen die Eingeborenen gern genießen. „In der Zeit vom Januar bis März versammeln sie sich zu Hunderten, um sich daran eine Güte zu thun. Die Nüsse sind süß und haben einen mandelartigen Geschmack. Man sagt, daß der Baum alle drei Jahre eine sehr ergiebige Ernte trage, und in der Zwischenzeit ausruhe. Man findet diese Araucarie häufig in den Gebirgszügen zwischen den Flüssen Brisbane und Burnett; unter dem 27.° S. Br. wächst sie sehr dicht auf einer 39 Miles langen, 12 Miles breiten Landstrecke, welche man auch als das Bunya-Land bezeichnet, und die Regierung hat einen Befehl erlassen, daß man diese Wälder schonen solle, weil sie den schwarzen Eingeborenen eine werthvolle Speise gewähren. Ich maß Zapfen von 9 Zoll Länge und 5 Zoll im Durchmesser; sie stehen gerade auf den höchsten Zweigen. Jeder Stamm besitzt seine besondere Gruppe von Bäumen, und jeder Familie ist in einer solchen Gruppe eine bestimmte Anzahl von Bäumen angewiesen, welche von einer Generation auf die andere erben. Versuche der einen Horde, sich die Frucht der Bäume, welche einer andern angehören, anzueignen, führt zum Kriege. Der Bunya-Bunya-Baum ist das einzige vererbliche Eigenthum, welches die Eingebornen kennen!" (Gatherings of a naturalist in Australasia etc. By George Bennett, London 1860 p. 325.) Ich will hinzufügen, daß auf der andern Seite des Großen Weltmeers, zu beiden Seiten der patagonischen Andes, namentlich auch bei den Araucanern im südlichen Chile, die dortigen Araucarien den patagonischen Stämmen in ähnlicher Weise ein Hauptnahrungsmittel liefern. So ziehen z. B. die südlichen Patagonier (die zur Gruppe der Inaken gehörenden Horden), als Jägervölker stets auf der Wanderung begriffen, weil sie in einer bestimmten Gegend nur so lange verweilen können, als dieselbe ihnen Ausbeute gewährt, in jedem Jahr einmal bis an die Quellen des Rio Negro, um dort Aepfel und Kerne der Araucaria einzusammeln. Die chilenische Araucarie wächst auf den Cordilleren von Süd-Chile und hat ihren nördlichsten Standpunkt in der Breite von Concepcion; ihre südliche Grenze ist noch nicht ermittelt worden, aber an der Magellans-Straße fehlt sie. Sie ist von Pöppig, Reise durch Chile, I, S. 403, beschrieben worden.

Die kugelrunden Früchte erreichen die Größe eines Menschenkopfes und sitzen an den Enden der Zweige; jede Frucht enthält zwei- bis dreihundert Samenkerne, doppelt so groß wie Mandeln und sehr wohlschmeckend. Nicht selten findet man zwanzig bis dreißig solcher Früchte auf einem Baume, die zu Ende des März reif sind, zerfallen und dann ihre Kerne ausstreuen. Sie spielen in dem rohen Haushalte der patagonischen Indianer eine noch wichtigere Rolle als bei den Australiern. Die Zeit der Ernte ist auch für jene eine Art Fastnachtszeit; und der Ueberfluß an Araucarienmandeln ist so groß, daß dieselben für manche Stämme fast die einzige vegetabilische Nahrung bilden. Pöppig meint, daß Araucarienwälder nur auf der Westseite der südchilenischen Cordilleren vorkämen; aber d'Orbigny's Wahrnehmungen sprechen dagegen. Zur Erntezeit finden sich die südlichen Patagonier am obern Rio Negro ein, bringen Pelzwerk und namentlich Guanacofelle, und so bildet sich in der Wildniß eine Art von Messe oder Markt, es geht ein auf Austausch begründeter Handelsverkehr vor sich, der nun seit ein paar Jahrhunderten regelmäßig um dieselbe Zeit und an derselben Stelle stattfindet, falls nicht etwa gerade Krieg ist. A.

Kriegsgefangenen, gleichviel ob Schwarze oder Weiße, werden verzehrt.

„Unsere Begriffe von gut oder böse sind diesen Australiern durchaus fremd. Sie kennen keine größere Freude, als einen Weißen zu bestehlen oder zu ermorden, natürlich wenn sie es ungestraft thun können. Ganz besonders haben sie es auf die europäischen Frauen abgesehen, denn sie begnügen sich nicht mit ihren Gins, d. h. schwarzen Weibern, sondern tragen starkes Verlangen nach den white Marys, wie sie sich ausdrücken. Nachdem eine solche Unglückliche die entsetzlichen Umarmungen dieser Kannibalen hat ausstehen müssen, wird sie getödtet. Wir haben leider noch oft solche Vorfälle zu beklagen."

„Der wilde Australier bindet sich an nichts, nur allein sein Wort hält er; bei dem, was er verspricht, hat es auch sein Bewenden. Nie wird er einem Weißen, von dem er einmal betrogen worden ist, wieder Glauben schenken, wird ihm auch keine Dienstleistung verrichten; ebenso vergißt er es nie, wenn jener ihm Wort gehalten; alsdann traut er ihm. Aber von Dankbarkeit und Erkenntlichkeit hat er keine Vorstellung; je mehr man ihm giebt, um so mehr fordert er, und jeder Eingeborene ist in der Nähe der Stationen gefährlich, weil er seine Habgier nicht bezähmen kann und Verbrechen begeht, um sie zu befriedigen."

So viel man weiß, leben die Angehörigen einer und derselben Horde mit einander in gutem Einvernehmen. Sie schweifen, etwa fünfundzwanzig bis dreißig Köpfe stark, im Land umher und halten sich am liebsten in der Nähe der Creeks auf. Jedes Paar lebt für sich und ledige Leute sind selten. Durchgängig bewahrt die Frau dem Manne treue Anhänglichkeit, und das wird ihr auch nicht eben schwer, da ein Australier ungefähr ebenso ist wie der andere.

Die australischen Hochzeitsgebräuche würden europäischen Damen nicht angenehm sein. Der Bräutigam überfällt bei Nacht die Gonia, in welcher seine Geliebte schläft, walkt sie und ihre Eltern mit Knüttelschlägen herzhaft durch und schleppt die ohnmächtige Braut hinweg. Sobald sie sich wieder erholt, ist sie des Mannes Frau und ihm sehr ergeben und zugethan. Der Mann seinerseits hat manchen Strauß zu bestehen; denn er muß sein Eigenthumsrecht an die Frau gegen alle jungen Wilden der Horde, welche noch kein Weib haben, mit den Waffen vertheidigen, und dabei geht es nicht selten wild und hart genug her.

In Sitten und Gebräuchen findet man bei den verschiedenen Horden allerlei Abweichungen; wild und barbarisch ist freilich Alles. Aber der Todte wird überall unter lautem Klagegeheul betrauert. Das Schreien währt zwei Tage; die nächsten Angehörigen zerreißen oder zerschneiden sich das Fleisch an Armen und Beinen mit scharfen Steinen dermaßen, daß das Blut in Strömen herabfließt.

„Gegenwärtig darf man als ausgemacht annehmen, daß die Eingeborenen Australiens keine Gottheit anbeten, und von dem, was wir als Religion bezeichnen, auch nicht den entferntesten Begriff haben." Aber sie nehmen doch an, daß es einen bösen Geist gebe, und es scheint beinahe, als ob sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben.

In dieser Beziehung erzählt Marcet Folgendes. In der Nähe unserer Station treibt sich seit einigen Tagen eine Bande von Eingeborenen umher: ein schon sehr alter Mann, ein altes hinfälliges Weib, zwei junge Frauen und ein Mann von etwa vierzig Jahren. Um uns so ungelegene Nachbarn vom Halse zu schaffen, griffen wir zu einer List. Als am Abend der Mond hinter Wolken stand, hingen wir einem unserer Leute ein weißes Laken um, das ihn vom Kopfe bis zum Fuß einhüllte. So angethan ging er langsam auf das Feuer zu, um welches die Wilden sich gelagert hatten; sie waren eben daran, einzuschlafen. Unser Mann fing an zu brummen; die Wilden blicken auf und sehen, wer die weiße Gestalt über das Gras langsam hinschreitet. Das Geschrei, welches sie nun erhoben, war geradezu fürchterlich; sie sprangen auf, die Männer warfen ein paar Speere nach dem Phantom, verfehlten aber das Ziel, und gleichzeitig riefen die Weiber meinen Namen. Ich stellte mich, als wisse ich nichts von Allem, was vorging; wir stürzten mit unsern Flinten bewaffnet aus der Hütte und riefen: „Schwarze Leute, seid nur ruhig! Haben die Myalls euch überfallen?" Diese Myalls waren eine feindliche Horde. Die Schwarzen aber schrieen: „Devil, Devil! Tingre Mani!" das heißt: „Der Teufel, der Teufel, das Gespenst!" Alle fünf fielen auf die Knie, umklammerten unsere Beine und baten uns, ja nicht fortzugehen. Wenn wir, sagten sie, nicht dablieben, müßten sie sterben; sie hätten den bösen Geist gesehen; und dabei jammerten und heulten sie ganz entsetzlich, sie zitterten wie Espenlaub und konnten vor Thränen und Schluchzen kaum reden. Auf meine Erkundigungen nach dem bösen Geiste, vor welchem sie eine so große Furcht hatten, wurde mir entgegnet, daß derselbe ein großer Häuptling des feindlichen Stammes der Myall sei, der vor vielen Monaten gestorben und nun in der Gestalt eines Weißen wieder auferstanden sei. Er trachte nun dahin, sie zu schädigen, und wenn es ihm gelinge, Einem von ihnen über das Gesicht hinzuhauchen, dann müsse der Letztere sterben. Das Gespenst muß sich aber sehr selten blicken lassen, denn nur der alte Mann, welcher es schon einmal gesehen haben wollte, wußte davon zu erzählen.

Am andern Morgen waren die Wilden abgezogen, und bald verbreitete sich weit und breit die Kunde, daß der Tingre Mani sich auf unserer Station habe blicken lassen, und wir blieben fortan von unwillkommenen Gästen verschont. Uebrigens gilt das Feuer als eine Art von Talisman gegen den Tingre Mani und steht schon deshalb in hohen Ehren. Die Eingeborenen machen auch bei der größten Hitze ein Feuer an und tragen auch auf ihren Wanderzügen gern einen Feuerbrand mit sich.

Die Wilden in Queensland halten so große Stücke auf den Hund, daß sie im Nothfalle junge Hunde von ihren Frauen säugen lassen. Der Tod eines Hundes wird nicht minder betrauert, wie jener eines Häuptlings oder Freundes. Mit der obersten Autorität verhält es sich ganz eigenthümlich; die höchste Gewalt ist nämlich bei dem ältesten Weibe der Horde. Dieses hat Macht über Leben und Tod und giebt den Kriegern, welche gegen den Feind ausziehen, Befehle.

Die verschiedenen Horden oder Stämme leben immer in Feindschaft mit einander, und meistentheils entsteht der Hader der Frauen wegen, welche hinüber und herüber geraubt werden. Die Gefechte sind manchmal hartnäckig und kosten Blut. Als Waffen dienen der Bumerang, die Lanze und die Keule, welche als Nolla Nolla bezeichnet wird. Manche Wilde haben auch kleine Streitäxte von Eisen, welche sie von den Weißen bekommen; sodann verfertigen sie sich selber solche Waffen aus Knochen oder Stein. Der Bumerang, eine Schleuderwaffe in der Gestalt eines Halbmondes, von Holz, auf beiden Seiten spitz und etwa zwei Fuß lang, wird von den Wilden mit überraschender Genauigkeit auf weite Strecken hin geworfen und die Nolla Nolla mit einer geradezu wunderbaren Gewandtheit geschwungen.

In Queensland sind alle Eingeborenen gefährlich. In Bezug auf Intelligenz stehen sie, wie schon bemerkt, ungemein niedrig, ihre Habgier ist nicht zu beschreiben; sie bestehlen oder tödten ihre Wohlthäter gerade so wohl wie

ihre Feinde. Es ist mehrfach vorgekommen, daß die weißen Bewohner der Stationen, von welchen die Wilden mit Nahrung versorgt und gut behandelt worden waren, überfallen und ermordet wurden. Zuerst wurden die Männer getödtet, dann erst die Frauen, nach Mißhandlungen, gegen deren Schilderungen sich die Feder sträubt. Einen Europäer, der Feuerwaffen trägt, greifen sie nicht an; vor den letzteren haben sie eine heillose Furcht, und vor einem weißen Reiter, der eine Flinte trägt, nehmen fünfzig Australier das Hasenpanier, als wäre er der Tingre Mani selber.

Die Ansiedler beobachten keine Schonung gegen die Eingeborenen. Sobald ein von Mord begleiteter Diebstahl sich ereignet hat, werden alle Wilden in der Gegend niedergemacht; die berittene Polizei und die Squatters schießen jeden nieder, der ihnen begegnet, und die Jagd auf wilde Menschen dauert oft mehrere Tage lang. In dem neuen Lande nördlich vom Wendekreise des Krebses und manchmal auch im Süden desselben, wartet man nicht allemal, bis sie ein Verbrechen begangen haben, sondern rottet sie ohne Weiteres aus. Denn es gilt für einen unbestrittenen Satz, daß das Leben der weißen Leute und die Ehre ihrer Frauen nicht eher ungefährdet sein werde, als bis alle Wilden verschwunden sind. Man hält es keineswegs für ein Verbrechen, Barbaren zu tödten, welche selber auf nichts als Mord sinnen, etwa wie der Tiger auf seine Beute. Die englischen Gesetze freilich setzen Todesstrafe auf die Ermordung eines Eingeborenen, falls dieselbe ohne genügenden Grund stattgefunden habe, und vor ein paar Jahren sind auch drei Europäer wegen Uebertretung des Gesetzes gehangen worden.

Die eingeborene Bevölkerung von ganz Australien beträgt schwerlich mehr als einige hunderttausend Köpfe; wie viel davon auf die Kolonie Queensland kommen, ist noch nicht ermittelt worden. Aber diese schwarzen Leute schmelzen rasch zusammen, und die Anzahl der Todesfälle übersteigt bei weitem jene der Geburten. Mancherlei Ursachen wirken zusammen, um die Ziffer der Wilden zu vermindern; dahin gehören die unablässigen Fehden, welche sie gegen einander führen, die Krankheiten, welche in Folge dürftiger und schlechter Nahrung entstehen, die Ausschweifungen der Mädchen vor der Verheirathung und die Abwesenheit jedes mütterlichen Instinktes; denn die Aeltern lassen höchstens zwei Kinder am Leben und ersticken die übrigen sofort bei der Geburt. Auch erreichen diese Wilden nur selten ein hohes Alter; Wenige überschreiten das fünfzigste oder sechszigste Jahr. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß diese Barbaren verschwinden, und die europäischen Ansiedler werden sich gewiß nicht darüber grämen. —

Ueber diese letzteren entlehnen wir unserm Gewährsmanne folgende Bemerkungen. In der Volksvertretung von Queensland, sagt er, haben die Squatters (hier gleichbedeutend mit Viehzüchtern) noch das Uebergewicht. Die „Squattokratie" ist mächtig. Im Allgemeinen sind diese Leute dem Fortschritt und den liberalen Ideen sehr abgeneigt, denn sie besorgen davon eine Schmälerung ihrer besonderen Interessen. Die Schaf- und Rindviehzüchter bilden demnach die konservative Partei und sind als solche dem Ackerbau und dessen Ausdehnung abgeneigt. Im März 1861 war alles damals bekannte Land in ihrem Besitz, und es konnte nicht fehlen, daß sie durch ihre jährlich an Zahl ungemein anwachsenden Heerden reich wurden. Sie wollten von ihren Weidegründen dem Ackerbau wo möglich gar nichts überlassen. —

Das ist im Verlaufe der beiden letzten Jahre doch schon anders geworden; es ist auch Feld genug für den Ackerbau vorhanden und eben (Mitte Januars 1863) lesen wir, daß in London die ersten zwanzig Ballen Baumwolle aus Queensland angelangt sind.

Die Städtebewohner sind liberal oder radikal, und wollen von den Squatters so viel Geld als möglich erwerben. Die Volksvertretung hat übrigens im Allgemeinen sehr verständige Gesetze gegeben und die Frage über Ländereien und Grundbesitz zweckmäßig geregelt. Die Abgeordneten halten keine langen Reden, thun aber ihre Schuldigkeit, und machen keine unnütze Opposition, weil sie sich überzeugt haben, daß die Kolonialregierung wohlmeinend und mit Umsicht verfährt.

Brisbane hat keinen guten Hafen; die Moreton-Bay ist nicht tief und die Einfahrt selbst für mittelgroße Schiffe nur bei hoher Flut thunlich. Fünfzehn Stunden westlich von Brisbane, da wo der Strom schon eng wird, liegt Ipswich, das 1861 etwa 3000 Einwohner zählte und einen lebhaften Handel mit dem Innern trieb.

Queensland wird ohne Zweifel in Folge der neuen Entdeckungen im Innern und der Einwanderung in nicht gar langer Zeit eine wichtige Kolonie werden, besonders dann, wenn es gelingt, dem Baumwollenbau eine große Ausdehnung zu geben.

Chartum.

Mitgetheilt von **Dr. Alfred Brehm.**

II.

Um nun die Mängel einer Wohnung Chartums zu begreifen, müssen wir uns einen Regentag vorstellen, so gut wir dies vermögen.

Eine Todtenstille in der Stadt kündet den Anzug des Wetters. Die Verkaufshallen auf dem Markte, die öffentlichen Amtssäle und Schreibstuben der Regierung werden geschlossen, Jedermann zieht sich in seine Behausung zurück; selbst die sonst so lauten, streitsüchtigen Hunde schleichen mit eingezogenem Schwanz einem stillen Plätzchen zu. Der Gesang der Vögel, jede Stimme ist verstummt; sie selbst haben sich im dichtesten Laubwerke der Gärten verborgen. In der Ferne ballt sich eine dunkle, flammende Wolke zusammen. Sie erscheint wie das Feuerzeichen über einer brennenden Stadt oder einem meilenweit in Flammen stehenden Walde; Dunkelroth und Braun, Fahlgelb und Grau, Tiefblau und Purpur, Brandroth und Schwarz gattet und vereint sich in allen Schattirungen zu einem furchtbar anzuschauenden Ganzen. Je kräftiger die Farben dieser Wolke werden, um so dunkler wird der Himmel. Von fern her vernimmt man ein pfeifendes und sausendes Geräusch. In der Stadt selbst ist noch Alles tonlos; nur die Hitze und der Luftdruck mehren sich: die Schwüle wird unerträglich und beengend. Immer kleiner wird der Gesichtskreis. Die Wolke schreitet wie eine wan-

delnde Mauer dahin und hüllt nach und nach alles Sichtbare in ihren düstern Schleier.

Plötzlich bewegen sich die Zweige der nächsten Bäume mit Heftigkeit; der Wind hat sie erreicht. Zuerst sind es mehrere einzelne Stöße; aber diese Stöße vermehren sich und gehen in einem gleichmäßigen Wehen auf. Dieses erwächst in wenig Minuten zum heftigsten Winde, der Wind zum Sturme, der Sturm zum Orkan. Mit einer beispiellosen Gewalt braus't dieser dahin. Sein Toben ist so groß, daß man das ausgesprochene Wort nicht tönen hört. Jeder Laut wird von einem nicht zu beschreibenden Getöse unterbrochen, von einem Pfeifen und Sausen, Heulen und Rauschen übertönt, verschlungen. Die Bäume biegen sich wie schlanke Gerten; die Palmenwipfel neigen sich fast bis auf die Erde herab; in den Kronen der Mimosen wüthet es, wie wenn der Novembersturm durch Eichenwipfel jagt. Tausende von Blättern werden losgerissen und mit fortgeschlendert, die Stämme ächzen, krachen und brechen. Ganze Kronen rollen sausend im Wirbel dahin. Es ist als ob die Elemente mit einander kämpfen wollten. Selbst die Grundfesten der Erde möchte der Orkan erschüttern. In den Ritzen und Spalten, welche die glühende Sonne während der Monate der Glut in das verdorrte schlammige Land einriß, wühlt der Sturm, nimmt dort den Sand und Staub heraus, bildet aus ihm eben jene Wolke und führt diese nun durch das Land, schleudert den Sand und den Staub mit Macht an Mauern und Wände, durch Thür- und Fensteröffnungen hindurch, in das Innere der Gebäude hinein und belegt damit alle Gegenstände liniendick. Im Hause selbst wird es so finster, wie während der Nacht.

Da auf einmal übertäuben prasselnde Donnerschläge das Tosen der Windsbraut. Noch kann man keine Blitze sehen, — die Staubwolken sind zu dicht: — aber immer lauter und vernehmlicher dröhnt das Rollen des Donners durch das allgemeine Tonwirrsal hindurch. Jetzt rauscht es sonderbar dazwischen: es ist, wie wenn der Hagel Deutschlands Gauen verwüstet. Und doch ist es nur der Regen, welcher zur Erde strömt. Bald hat er den Staub niedergeschlagen, und trotz des herabflutenden Wassers wird es hell und freundlich; der Orkan ermattet, der Sturm schweigt endlich. Noch rollt der Donner; aber jetzt sieht auch das Auge die Blitze, welche ohne Unterlaß der Gewitterwolke entflammen, und ununterbrochen rauscht der Regen.

Man fühlt sich überaus wohl und behaglich; denn man gedenkt jener angstvollen Stunden, welche man im Freien verbracht, überrascht von solchem Unwetter, unfähig sich zu bergen. Die Taukha wandelt sich, Dank diesem behaglichen Gefühl, zu dem wohnlichsten Raume der Erde um. Da plötzlich tropft es verdächtig von der Mitte der Decke herab; das Tropfen wird zum Guß: — und mit einem Male bricht eine Wasserflut von oben herein. Der heftige Regen hatte den Ueberzug des Daches und die Schlammdecke aufgewühlt, mit ihm die Traufrinne verstopft, einen Teich auf dem Dache gebildet, und dieser ergießt jetzt seine Fluten unaufhaltsam in das Zimmer herein, auf das mühsam erschwungene Bett, auf den Tisch, auf die Kisten mit den kostbaren Schätzen, wühlt unten ein tiefes Loch in den Fußboden, bildet einen zweiten Teich im Zimmer, und angstvoll steht der Reisende in einer Ecke und schaut der Verwüstung zu!

Wir übertreiben nicht; denn wir haben, so gut es die stumpfe Feder vermochte, einen Tag aus unserem eigenen Leben zu schildern versucht. —

Chartum ist arm an öffentlichen Gebäuden. Die Moschee und die Kaufhalle, die Amtswohnung des Statthalters und des Befehlshabers der Provinz sind bereits genannt worden; fügen wir ihnen nun noch die Kasernen, welche die Negersoldaten beherbergen, das Arsenal und das Lazareth hinzu, so haben wir sie alle aufgezählt. Sie zu beschreiben ist unnöthig; sie sind eben nichts Anderes als Tankhas in etwas großartigerem Styl. Eben so zwecklos würde es sein, über die Gärten zu reden; denn die Felder bieten für den Europäer weit mehr des Beachtenswerthen als jene. Werfen wir deshalb lieber noch einen flüchtigen Blick auf die eigentlichen Eingeborenen Chartums und ihr Leben.

Die Sudahnesen sind ein Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften. Sie bilden gewissermaßen ein Uebergangsglied von den dunklen Aethiopiern zu den eigentlichen Negern, und wirklich sind sie als eine Mischlingsrasse zwischen beiden zu betrachten. Mehrere dunkelfarbige Araberstämme, welche von der jenseitigen Küste des Rothen Meeres herübergekommen sein mögen, haben ebenfalls Antheil an diesem Volke gehabt und ihm vor allem die Sprache verliehen.

Es ist eigenthümlich, daß man, um nach dem eigentlichen Sudahn zu kommen, überall Länder durchreisen muß, in welchen die arabische Sprache nicht Landessprache ist, sondern nur als die edlere und reichere von den Gebildeten gesprochen und verstanden wird. Von Norden her muß man erst Nubien durchreis't haben, wo die Sprache der Barabra herrscht, ehe man nach Sudahn gelangt; von Osten her bekommt man es erst mit Abyssiniern zu thun, bevor man zu den arabisch redenden Sudahnesen kommt. Nach Westen hin dehnt sich das Gebiet der arabischen Sprache auch nur bis zur Grenze Fuhrs und nach Süden hin nicht über die türkisch-egyptischen Besitzungen hinaus, am Weißen Flusse nicht über den dreizehnten Grad, am Blauen nicht über den elften. Die Vermischung verschiedener Völkerschaften zeigt sich recht deutlich in Chartum selbst. Außer den Weißen, zu denen wir die Türken, Griechen und übrigen Europäer, die Juden und Egypter zu rechnen haben, finden wir in Chartum ansässig: die eigentlichen Landeseingeborenen oder Nachkommen der alten Fungi, Araber und Aethiopier, sodann Nubier, Abyssinier, sowohl tigrisch als amharisch redend, Gallas und die Vertreter oder bezüglich Nachkommen von vier oder fünf Negervölkern, als z. B. Dahr-Fuhri, Schilluk, Tinkha, Takhale, Fassokle und andere. In ihren Sitten und Gebräuchen ähneln sich diese Leute fast sämmtlich und auch hinsichtlich des Leibesbaues und der Gesichtsbildung sind sie sich ziemlich gleich, mit alleiniger Ausnahme der Neger, welche noch durchaus ihr eigenthümliches Gepräge bewahrt haben.

Alle Sudahnesen sind durchgehends wohlgebaute Menschen. Sie sind mittelhoch oder groß, kräftig und im Stande, bedeutende Leibesanstrengungen zu ertragen. Die Männer sind, mit Ausnahme der Hassanïe, schöner als die Frauen; letztere gelten in vielen Städten, z. B. gerade in Chartum, als häßlich — der Europäer würde sie abschreckend häßlich nennen. Ihr Schädel zeigt noch nicht das Gepräge des Negerschädels; er ist noch rund, die Stirn hoch, die Nase noch ziemlich vorstehend, die Lippe wenig aufgeworfen, die Backenknochen nicht besonders vortretend. Ihr Leib hat weder die unförmliche Breite einiger Negerstämme, noch die grauenvolle Hagerkeit anderer; ihre Glieder sind kräftig und voll, Hände und Füße verhältnißmäßig klein, bei den Frauen sogar äußerst zierlich. Die Färbung der Haut ist ein dunkleres oder helleres Braun, vom Lichtbronzebraun an bis zum dunkelsten Chokoladenbraun, ja selbst bis zum Schwarz der Neger; die Haut ist sammtig und namentlich bei Frauen von einer überraschenden Weiche und einem ganz eigenthümlichen Glanze, welcher durch die wiederholten Einreibungen mit Fett noch besonders erhöht wird.

Die Kleidung ist einfach. Kurze, ziemlich weite Unterbeinkleider, ein 12 bis 16 Fuß langes und 4 Fuß breites baumwollenes Umschlagetuch mit hochrothen oder indigoblauen Streifen, Sandalen und ein dicht auf dem Kopf aufliegendes weißes Mützchen aus doppeltem Baumwollenzeuge bildet die Kleidung der Männer. Am linken Oberarme trägt Jeder noch ein kurzes Messer und oft auch mehrere Lederrollen, welche geschriebene Amulets in sich bergen. Viele tragen auch noch um den Hals eine an langen Lederschnüren befestigte Brieftasche. Die Haare scheeren sich die Sudahnesen, welche die Städte bewohnen, regelmäßig ab, während die Nomaden der Steppe sie zu einer sonderbaren Perrücke aufputzen, zu welcher der Hamadryaspavian als Vorbild gesessen hat. In diesem krausigen, reich mit Butter gesalbten Gelock stecken zwei

sorgfältig geglättete, schön verzierte Holznadeln, bestimmt, die zahlreiche Einwohnerschaft des edlen Hauptes in Ruhe zu halten. Als bezeichnendes Merkmal für den Sudahnesen mag auch noch die Lanze gelten, welche Jedermann als unentbehrliches Geräth in der Hand trägt oder bezüglich trug; denn in neuerer Zeit ist ihnen die Waffe von den Türken verboten worden in Folge häufigen Mißbrauchs, zu dem der jäh auflodernde Zorn unsere Leute hinriß.

Die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung den Rahad, jene aus mehreren hundert feinen Lederstreifen bestehende Schürze, welche mit Quasten und zur Bezeichnung der Jungfräulichkeit mit Muscheln verziert wird, ein Kleidungsstück, welches die wohlgebauten, dunklen, geschmeidigen Körper außerordentlich ziert. Am Tage der Verheirathung vertauschen sie den zierlichen Rahad mit einer baumwollenen Schürze und werfen über den Obertheil ihres Körpers ein langes, aber gazeartig gewebtes Umschlagetuch; die Füße bekleiden sie mit zierlichen Sandalen; um den Hals hängen sie sich Amulete. Die Nase wird mit großen messingenen oder silbernen Ringen verziert; die Lippen werden blau, die Hände mit Hennah roth gefärbt; das Haar putzen besondere Künstlerinnen sorgfältig auf. Man flicht das krause Gelock zuerst in mehr als hundert dünne Zöpfchen, stärkt diese mit einer Auflösung von arabischem Gummi und vereinigt oder gruppirt sie dann zu mehr oder minder künstlichen Terrassen. Als Haarsalbe dient ganz einfach ein Gemisch von Schaffett, Rindstalg und Butter, welches die Wohlhabenderen noch mit wohlriechenden Stoffen versetzen. Diese Salbe wird so dick aufgetragen, daß erst die Sonnenhitze sie schmelzen muß. Auch den Körper reiben sich beide Geschlechter mit einer Salbe ein, welche sie Delkha nennen. Sie ist so ziemlich auf gleiche Weise wie die Haarsalbe zusammengesetzt, schützt die Haut vor dem Brüchigwerden und erhält sie gelind und geschmeidig. In vornehmen Häusern des Sudahn war es früher allgemeiner Gebrauch, jedem geehrten Gaste durch eine schöne Sklavin vor dem Schlafengehen seinen Leib mit Delkha einreiben zu lassen. Diese Fettung des Körpers hat neben ihren unverkennbaren Vortheilen, wenigstens in unseren Augen oder bezüglich Nasen, unverkennbare Nachtheile: sie wird bald ranzig und steigert den unangenehmen Geruch, welchen alle dunkle Völkerschaften von Haus aus haben, zuweilen in's Unerträgliche. —

Charakter und Sitten der Sudahnesen haben seit der Unterjochung des Landes viel von ihrem eigenthümlichen Gepräge verloren; vollständig umgewandelt aber sind sie deshalb noch nicht. Der Charakter der Sudahnesen unserer Tage ist der aller halbwilden, aber doch durch eine für ihre Umstände ganz vortreffliche Glaubenslehre schon einigermaßen veredelten Völkerschaften. Wenn man die Licht- und Schattenseiten ihres Wesens mit einander vergleicht, kann man nicht lange über sie in Zweifel bleiben. Im Grunde genommen sind die Sudahnesen kerngute Menschen. Sie sind gastlich und zuvorkommend gegen den Fremden und bei aller ihrer Armuth immer bereit, einen Dürftigen zu beschenken, oder einen Hungrigen zu erquicken; sie sind ehrlich, halten das einmal gegebene Wort, bewahren ein ihnen anvertrautes Pfand besser als ihr Eigenthum; sie achten ihre Eltern und lieben ihre Kinder; sie ehren jede Meinung und lassen den Fremden glauben, reden und handeln, was und wie er will; sie sind nicht tückisch, nicht hinterlistig. Aber — die Sudahnesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu, liederlich; sie sind heftig, leicht reizbar: kurz, sie vereinigen die sonderbarsten Gegensätze in sich. Genügsam wie wenig andere Menschen, sind sie wiederum sehr ausschweifend; treu in der einen Hinsicht, sind sie untreu in einer andern. Wollten wir sie nach unseren Ansichten beurtheilen, wir müßten sie für sittlich äußerst tiefstehende Menschen erklären. Aber wir thäten Unrecht, wenn wir sie für sittenlos hielten.

Die Sudahnesen thun das Gute, weil sie von ihren Vorfahren her gewohnt sind, es zu thun, und üben das Böse, ohne eigentlich zu wissen, daß es böse ist. Ihre Begriffe von gut und böse sind ganz andere als die unsrigen. Sie entschuldigen nicht nur einen Betrug, einen Diebstahl, einen Mord, sondern sie halten ihn sogar für eine des Mannes würdige That. Jemanden zu belügen oder zu betrügen, erscheint ihnen ein Sieg der geistigen Ueberlegenheit über die Beschränktheit des Andern, ein Mord Nichts als die Befriedigung ihrer Rache oder unter Umständen auch eines Bedürfnisses. Vor der türkischen Herrschaft war die Blutrache unter ihnen üblich, und Mord und Todtschlag kamen alle Tage vor. Die Betheiligten fochten ihre Streitigkeiten unter sich selbst aus; ihre Könige bekümmerten sich wenig oder nicht um die Fehden ihrer Unterthanen. Erst unter der türkischen Herrschaft haben sie erkennen gelernt, daß Mord und Todtschlag verschiedene Dinge sind. Der Sudahnese hielt früher den Tod seines Feindes entweder für eine gerechte, wohlverdiente Strafe, oder aber für eine mit dem Raube bedingte Nothwendigkeit, welche er leicht entschuldigen zu können glaubte. Himmel und Hölle haben jenen Leuten nie den Kummer gemacht, wie uns, und eigentliche Reue über ein Verbrechen kommt bei ihnen kaum oder nicht vor. Mohammedaner dem Namen nach, kennen sie kaum die Gesetze des Islam, und glauben genug zu thun, wenn sie einigen Formeln genügen, ganz so, wie unsere Mucker auch thun, nur daß bei diesen der große Unterschied stattfindet, daß sie die Bedeutung ihres Glaubens vollständig erkannt und verstanden haben.

Die schlechten Eigenschaften der Sudahnesen sind zumeist auf Rechnung ihrer Heimat, auf die Einwirkung ihres Klimas zu setzen. Daß der braune Mann faul ist, liegt in seinen Verhältnissen: er arbeitet nur, wenn er muß. Aber er braucht so wenig und sein Vaterland ist so gesegnet mit Fruchtbarkeit und Erzeugungskraft, daß er das Wenige ohne Mühe erringt. Der Sudahnese ist liederlich, weil sein Besitzthum niemals so groß ist, daß der Verlust desselben ihn unglücklich machen könnte, weil es ihm ohne besondere Mühe rasch wieder gelingt, sich ein neues Besitzthum zu erwerben. Er ist sinnlich, weil das Klima, die Pracht der Tropen alle seine Sinne erregt; er ist ausschweifend, weil er dem augenblicklichen Genusse fröhnt, ohne schlimme Folgen desselben für möglich zu halten, oder, wenn sie wirklich eintreten, an die Ursache zu glauben. Dazu erlaubt ihm seine Glaubenslehre, sein Leben nach seiner Art und Weise zu genießen; denn in dem Ausspruche, welchen jeder Mohammedaner auf der Lippe und im Herzen trägt: „Gott ist barmherzig!" liegt eine Entschuldigung jedes Fehls. Den furchtbaren Gott, welchen die Starrgläubigen unserer Zeit den Schwachsinnigen unseres Volkes vormalen, kennen die Mohammedaner nicht: sie kennen nur einen Gott unendlicher Milde, Gnade und Barmherzigkeit. Sie meinen, daß dem reuigen Sünder auch dann noch die Pforten des Paradieses erschlossen werden, wenn die Reue im Augenblicke vor dem Sterben über ihn kommt, wenn er noch vor dem Ende bezeugt, daß er ein gläubiger Mohammedaner ist; — warum soll er sich also mit Arbeit quälen, warum mit Bußübungen: er lebt sich und seinen Freuden.

Während des Tages arbeitet der Sudahnese nur höchst wenig. Auf weichem Lagergestell liegt er in seiner Behausung und pflegt der Ruhe. Nach Sonnenuntergang beginnt das wahre Leben im Dorfe wie in der Stadt. Hier oder dort tönt die Tarabuka; im Halbkreise geschaart umsteht das junge Volk eine der Töchter des Landes und läßt sich von Terpsichore begeistern. Der ältere Mann folgt diesem verlockenden Rufe nur zeitweilig; behaglich hingestreckt, fast unbekleidet liegt er auf seinem Ankareb, eben jenem Lagergestell, und schöpft mit einer Kürbisschale sich seinen Labetrunk aus einem großen, runden, bauchigen Topfe, welcher fest in den Sand eingerieben worden ist, damit er nur steht. Dieser Topf, Burma genannt, wird mit einem angenehm säuerlich schmeckenden, äußerst geistigen Getränke gefüllt, welches entfernte Aehnlichkeit mit unserm Biere hat. Das Wohlbehagen des guten Mannes erreicht den höchsten Grad, wenn ein schönes Weib ihm die Schale füllt und er außer in der Merisa auch in den dunklen Augen seiner Hebe sich berauschen darf. Was kümmert er sich dann

um Arbeit und Mühsal der Erde, was um die Schönheit der Natur, das Leuchten der Sterne in der klaren Tropennacht, was um Allah und seinen Propheten?! Gott ist barmherzig! — er vergiebt dem Sünder, und deshalb kümmert ihn der Wahn, Sünde zu thun, nicht im Geringsten.

Genußsucht und Leichtfertigkeit ist die gemeinsame Eigenschaft aller Sudahnesen: — schließen ja doch die wegen ihrer Schönheit berühmten Frauen der Hassanîe vor ihrer Heirath einen ganz besondern und sicherlich merkwürdigen Vertrag mit dem Manne ihrer Wahl; verlangen sie doch von ihm, daß er ihnen jeden dritten Tag ohne Widerrede gestatte, ihren „Keif" oder ihr Wohlbehagen nach eignem Belieben sich zu suchen. Zwei Drittel und ein Drittel (Diltêin wu dilt) heißt dieser Vertrag, und unter jenen Stämmen ist er allgemein im Gebrauch.

So leichtfertig, freidenkend und duldsam in Glaubenssachen der Sudahnese aber auch ist, so abergläubisch zeigt er sich. Zauberer und Hexen, Menschen, welche Nachts in Hyänengestalt umherlaufen oder bei Tage in ein Nilpferd sich verwandeln, Orakelsprüche von Wahrsagerinnen, gute und böse Geister, Gespenster, der Teufel und seine höllischen Gesellen und dergleichen Bilder eines krankhaften Wahns spuken arg in dem Kopfe des braunen Natursohnes herum und lassen ihn oft genug die lächerlichsten Handlungen begehen. Er ist eben von Charakter ein Kind, welches sich bald fürchtet, wo es keine Ursache hätte, bald knabenhaft seines Muthes sich brüstet. Er ist ein Kind, welches dem Augenblicke lebt und von seinen wechselnden Eindrücken sich zu Diesem oder Jenem hinreißen läßt. Ein grenzenloser Leichtsinn und der rasch auflodernde Jähzorn sind die Ursachen seiner Laster, und Mangel an Bildung ist der Grund seiner Schwäche.

Aber dieser nach unseren Begriffen lasterhafte und schwache Halbwilde ist ein viel besserer Mensch, als derjenige Sudahnese, welcher durch Reisen oder sonstwie mit gebildeteren Völkern zusammen kam; denn von diesen bringt er keineswegs die Tugenden und Vorzüge, sondern regelmäßig die Laster und das Bewußtsein derselben mit nach Hause.

So eigenthümlich, wie der Charakter unserer Leute es ist, sind auch ihre Sitten. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir dieselben genauer schildern wollten. Nur einen Blick auf die eigenthümlichsten Gebräuche wollen wir hier werfen. Die Sudahnesen sind Mohammedaner und üben somit die Gebräuche aus, welche der Islam ihnen vorschreibt; aber der Glaube greift bei diesen Menschen keineswegs so in das Leben ein, wie bei anderen seiner Bekenner. Die Sudahnesen gehen ihren eigenen Weg und haben sich uralte, zum Theil heidnische Gebräuche noch treu bewahrt. Die Beschneidung der Knaben ist unter ihnen üblich; aber sie beschneiden auch die Mädchen und zwar in geradezu fürchterlicher Weise.

Mit dem fünfzehnten Jahre verheirathet sich der Knabe, mit dem dreizehnten das Mädchen; denn die Unsitte der Egypter, ihre Mädchen schon im zarten Kindesalter und lange vor der Mannbarkeit zu verehelichen, kennt der Sudahnese nicht. Wie in den anderen mohammedanischen Ländern, muß der Bräutigam seinem Schwiegervater einen Brautschatz zahlen, welcher entweder in Geld oder in Vieh bestehen kann. Fordert ein Vater zu viel für seine Tochter, so greift die Regierung ein und vereinigt das junge Liebespärchen gegen den Willen der beiden Eltern. Selten ehelicht der Mann mehr als eine Frau; doch hat fast jeder eine oder mehrere Sklavinnen nebenbei. Die Frau ist unter allen Umständen das Lastthier im Hause, der Mann der unbedingte Gewaltherrscher. Deshalb kommt es auch oft genug vor, daß eine Frau ihrem Eheherrn entflieht und zu ihren Angehörigen zurückkehrt, ganze Familien hierdurch oft in langwierige Streitigkeiten verwickelnd. Die bloßen Worte: „So wahr der Herr lebt, Weib, ich habe mich von dir geschieden," genügen, um ein Ehebündniß aufzulösen, doch darf der Mann nach mohammedanischem Brauche dieselbe Frau später wieder zu sich nehmen.

Ein schwer Erkrankter wird von sämmtlichen Familienmitgliedern besucht und durch das beständige Vorbeten des Glaubensbekenntnisses gepeinigt. Antwortet er auf die Worte: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott giebt außer Gott und ich bezeuge, daß Mohammed Gottes Prophet ist," so ist Jedermann überzeugt, daß er als guter Muselmann stirbt. Den Tod eines Familiengliedes kündet der weibliche Theil des Hauses der ganzen Nachbarschaft durch gellendes Geheul und noch heute streut sich die Klagende Asche und Staub auf das Haupt. Dann sammeln sich die Nachbarn zur Todtenklage, und diese währt bis zu dem wenige Stunden nach dem Tode folgenden Begräbnisse fort. Abscheulich sind die Beileidsbezeugungen; die Heuchelei tritt hier noch viel deutlicher zu Tage, als bei uns zuweilen unter ähnlichen Umständen.

Das tägliche Leben des Sudahnesen zeichnet sich auch durch mancherlei merkwürdige Bräuche aus. Die gegenseitige Begrüßung erfordert eine Reihe Komplimente ohne Ende. Dann geleitet der Wirth seinen Gast in die Hütte, kauert sich mit ihm auf die eigenen Fersen nieder und läßt sobald als möglich einen großen Topf mit der so beliebten Merisa bringen, schlachtet wohl auch eine Ziege oder, wenn er es vermag, ein Schaf zu Ehren des Gastes und veranstaltet, wenn es irgend angeht, einen großen Tanz vor der Hütte. Selbst Fremde werden mit warmem Jubel in jeder Hütte aufgenommen; denn der Tag, welcher einen Gast bringt, gilt als Fest.

Die Nahrung der Sudahnesen ist überaus einfach. Für gewöhnlich besteht sie nur aus einem Mehlbrei, welcher mit Zwiebeln und mancherlei, aber meist schlechtem Gemüse vermengt wird. Das Brod wird in dünnen Scheiben auf heißen Thon- oder Eisenplatten geröstet, aber niemals durchgebacken. Die Durah d. h. die Negerhirse und der Dochhen oder das Senfkorn der Bibel sind die üblichen Getreidearten; sie werden in Wasser eingequellt und dann von Sklavinnen oder von der Hausfrau auf Steinen zerrieben. Aus diesem Getreide bereitet man auch die geistigen Getränke. —

Viel ließe sich noch erzählen von diesen Leuten, ihrem Wesen, ihren Sitten, viel von dem Leben der Europäer, Manches von dem Handel, welchen Chartum betreibt, Grauenvolles von den Slavenjagden, welche von Chartum ausgehen und hier zum Abschlusse kommen 2c.: — doch dafür ist hier nicht der Ort. Es genügte uns, Chartum und seine eigentlichen Bewohner zu skizziren, und, mag das Bild auch ein noch so mangelhaftes sein, seine Farben sind der Natur entlehnt, treu und wahr.

Die Kabeljauinsel St. Pierre.*)

Von den großen Besitzungen der Franzosen in Nordamerika sind diesem Volke nur zwei kleine, aber durch ihre Lage wichtige Inseln übrig geblieben: Miquelon und St. Pierre. Sie liegen am Eingange des Lorenzbusens, nicht weit von Canada, Neuschottland und Neufundland entfernt. Graf Gobineau lief Ende April 1860 mit dem kleinen Kriegsdampfer Gassendi von Brest aus, segelte an den Azoren vorüber und erreichte nach einer Fahrt von zwanzig Tagen St. Pierre.

Die Insel bietet bei der Annäherung einen keineswegs freundlichen Anblick; sie ist von einer schäumenden Brandung umtos't

*) Voyage à Terre Neuve par le Comte A. de Gobineau. Paris 1861.

und erhebt sich, trüb und grau, wie das sie umgebende Meer selbst, gefärbt, nur wenig mit ihrer Felsenmasse über dasselbe. Die Annäherung ist nicht ohne Gefahr; denn während drei Viertheilen des Jahres sieht man das von gefährlichen Klippen umsäumte Eiland wegen starker Regengüsse kaum und viele Schiffe scheitern kurz vor der Landung. Um diese Gefahr so viel als möglich zu verringern, wird deshalb während dieser Zeit dort alle halbe Stunden eine Kanone gelös't, wodurch die sich nahenden Fahrzeuge gewarnt werden.

Wir trafen, sagt Gobineau, beim Landen gerade heiteres Wetter, und das mit drei Mann besetzte Lootsenboot kam uns schnell entgegen. Der Oberlootse war ein alter wettergepeitschter Seemann, der schon vier Söhne auf diesem wilden Meere verloren hatte und doch alle Tage wieder auf dasselbe hinausfuhr. Als wir auf der Rhede Anker geworfen hatten, konnten wir St. Pierre mit einem Blick überschauen. Die Häuser, welche uns gegenüber lagen, waren beinahe alle einstöckige, schwarze und verwitterte Holzgebäude, nur die Wohnung des Gouverneurs war etwas größer, doch noch immer sehr einfach ausgestattet. Dieser letzteren gegenüber liegt ein Binnenhafen, in den sich die Schiffe flüchten, wenn die Rhede wegen stürmischen Wetters unsicher wird. Zu beiden Seiten der zerstreuten Hütten befindet sich ein aus Kieseln künstlich aufgeführter Damm, auf dem man den Kabeljau trocknet. Wir sind nämlich hier ganz im Reiche dieses Fisches; ihm gehört lebend das Meer, todt das Land, ja sogar die Luft, die er mit seinem gerade nicht angenehmen Geruch erfüllt.

Das Land bietet ungemein wenig Anziehendes dar; die häßlichen, felsigen Berge sind mit einer röthlichen, trockenen Vegetationsdecke überzogen, und wo man auch den Fuß hinsetzt, überall trifft man auf wildes, zerklüftetes Gestein. Einige kriechende Krummhölzer auf den Bergen, die mit Moos und Flechten überkrustet sind, nennt man hier einen „Wald". Wenn die Natur bei der Erschaffung St. Pierres ein recht häßliches Land hervorbringen wollte, so hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Und wir waren noch während der Sommermonate hier! Im Winter wird die Existenz außerordentlich traurig. Dicke Nebel umlagern dauernd die Insel, Eisschollen verhindern den Zugang zum Hafen, und der Schnee bedeckt in dicken Lagen die Erde. Eigenthümlich aber ist der feine, trockene Schneestaub, der sich unter Wirbelwinden einstellt. Durch die feinsten Ritzen, die kleinsten Löcher an Thüren oder Fenstern dringt er in die Gebäude und bildet ein Schneehäufchen. Wenn dieser Schneestaub fällt, ist die ganze Luft wie mit fein vertheiltem Eis erfüllt; man kann keinen Schritt weit sehen, da er in die Augen eindringt; man ist wie geblendet, verliert die schneebedeckten Wege und läuft Gefahr, in den Stürmen umzukommen, wie dies auch bereits einigen Leuten geschehen ist.

Diese Unwirthlichkeit des Landes und weil man im Winter nicht fischen kann, sind der Grund, warum St. Pierre nur eine schwache bleibende Bevölkerung aufzuweisen hat, die fast nur aus Beamten und einigen hundert eingeborenen Seeleuten besteht. Diese letzteren sind fast alle Normannen und Basken, doch haben sie sich vielfach unter einander vermischt, so daß der ursprüngliche Typus nicht mehr zu erkennen ist.

Außer einigen Gemüsen wächst in den mühsam unterhaltenen Gärten der Insel fast nichts und alle Lebensmittel werden aus der Fremde zugeführt. Das Mehl kommt aus den Vereinigten Staaten, das Rindvieh aus Neu-Schottland, die Hammel von Neufundland, von wo man auch das Holz zum Häuserbau bezieht.

Gegen Ende des Winters gewinnt aber Rhede und Hafen von St. Pierre ein anderes Ansehen. Der Schneestaub hört auf zu fallen, die gegen denselben verrammelten Häuser werden geöffnet und zahlreiche Gasthöfe verschiedenen Ranges stecken ihre Schilder aus. Auf der Rhede wird es lebhaft von fremden Schiffen, welche aus fast allen französischen Seestädten, von Bayonne bis Dünkirchen, eine bunte Bevölkerung bringen, durch welche die Zahl der Einwohner bis auf zehn- oder fünfzehntausend erhöht wird. Es sind dies die Kabeljaufischer, ein eigenthümlicher, ausdauernder Menschenschlag, die sich schon durch ihre äußere Erscheinung und malerische Tracht auszeichnen. Die Stiefeln reichen bis zu den Schenkeln hinauf, den Rücken bedeckt ein Mantelkragen von Wolle oder Leinwand, die Jacken sind roth und blau oder roth und weiß, die Farbe der Beinkleider ist gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, und der Hals steckt in einer ungeheuer großen Binde oder ist mit allerlei Tüchern und Lappen umwickelt. Auf dem Kopfe hat der Kabeljaufischer einen mächtig großen Hut oder eine blaue Wollenmütze, welche über die Ohren gezogen wird. Die Hände dieser Leute sind etwa so groß wie eine Futterschwinge, ihr Gesicht ist lederbraun und gewöhnlich mit einem vierzehn Tage alten Barte verziert. Zum Beschluß gleichsam überzieht diesen ganzen Menschen eine Schicht von Fischthran, die ihn schon von weitem durch den Geruch kenntlich macht. Uebrigens befinden sich diese Leute hier sehr wohl, und wenn sie nicht beim Fischfange beschäftigt sind, so schlendern sie, die Hände in den Hosentaschen, in ihrem schwankenden Matrosenschritte und die Pfeife im Munde, von einem Wirthshause in's andere.

Der Köder, mit dem man den Kabeljau fängt, ist entweder frisch oder gesalzen; doch scheint dieser Fisch, wenn man ihm beide Arten vorwirft, die frische Lockspeise vorzuziehen. Den Köder liefert der „Capelin", ein kleiner Fisch, der im Frühjahre, verfolgt von den Kabeljauen, an die Küsten von Neufundland kommt und hier in Masse gefangen wird. Wie wichtig dieser Fischfang ist, kann man daraus ersehen, daß jährlich für eine Million Francs allein von diesen Fischen nach St. Pierre verhandelt wird.

Wenn die Fischergoeletten mit Köder versehen sind, dann steuern sie in nordöstlicher Richtung nach den Fischbänken. Sobald der Kapitän seinen Platz zum Fischen gewählt hat legt er auf diesem stürmischen und tiefen Meere die Segel bei, und verweilt mehrere Wochen, ohne sich von der Stelle zu rühren. Die langen Fischleinen, von welchen sich wagerecht kleinere, mit Angelhaken und Köder versehene abzweigen, werden ausgeworfen und schwimmen im Meere herum. Fortwährend werden sie aufgezogen, die gefangenen Fische abgenommen und der Köder wird erneuert. Dem Kabeljau schneidet man den Kopf ab, öffnet ihn, weidet ihn aus und reißt ihn in zwei Stücke, welche aufgestapelt und eingesalzen werden.

Diese Arbeit dauert Tag und Nacht fort, so lange es überhaupt Fische zu fangen giebt. Die mit Blut und Fischthran bespritzten Matrosen haben keinen Augenblick Ruhe. Ihre Nahrung besteht bei all' der Anstrengung, welche sie aushalten, nur aus den Fischen, welche sie fangen; geistige Getränke sind wenig an Bord. Ist die Bank, auf welcher das Schiff vor Anker liegt, gerade nicht fischreich, so wagen sich die Matrosen zu dreien und vieren in kleinen Nachen weiter auf das Meer hinaus und werfen dort ihre Fangleinen aus. Oft ereignet es sich dann bei stürmischem Meere, daß sie sammt ihren kleinen Fahrzeugen zu Grunde gehen. Dafür sind aber auch diese kühnen Fischer, die den Tod fortwährend vor Augen haben, äußerst abgehärtete Seeleute. Für all' ihre Mühe und Aufopferung haben sie freilich nur geringen Lohn. Sie werden meist in Frankreich auf Rechnung der Schiffsrheder, welche den Fischfang betreiben, angeworben, und erhalten außer dem kärglichen Sold kaum die Kleider und Nahrungsmittel während der Campagne bezahlt. Trotzdem geht aus Gewohnheit und Liebe zum Abenteuern der Vater, der Sohn und wieder der Enkel als Fischer auf die Kabeljaubänke.

In der Campagna der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul.

Von Karl von Koseritz.

II.

Da das Pferd dem Rio-Grandenser Manne unentbehrlicher ist als Bett, Tisch und Stuhl, die oft in Camphäusern gar nicht existiren, so ist es natürlich, daß auf die Ausschmückung desselben viel gegeben wird. Wenige nur werden unter den Rio-Grandensern sein, die, trotz der größten Armuth, nicht etwas Silber, zum wenigsten ein paar silberne Röhren über den Steigbügeln haben. Die Pferde reicherer Leute starren von Silber: die Köpfe des Sattelbocks, die Ecken der Satteldecken, die Zügel, das Gebiß, die Halfter, das ganze Kopfgeschirr, der Schwanzriem, der handbreite Brustgürtel, die Steigbügel, die oft ellenlangen Röhren über den Steigbügeln, sowie die drei bis neun Pfund schweren Sporen mit riesigen Rädern und Griff, Scheide und Bandelier des Säbels sind oft von massivem Silber, sodaß so ein Pferd für sich höchstens 100, oft nicht einmal 8 spanische Thaler werth, wohl über 4 bis 5000 Milreis Silber trägt. Für die Frauen, die größtentheils auf europäischen Damensätteln reiten, existirt derselbe Luxus im Zaumzeug, und der Schuh des Sattels ist oft von Silber. Das Rio-Grandenser Sattelzeug ist nicht nur sehr bequem und vortheilhaft für die Pferde, welche es nie aufreibt, sondern auch höchst praktisch, da es bei Tage als Reitzeug und des Nachts als Bett dient. Die Unterlage bildet eine grobe wollene Decke; über ihr liegt ein großes Stück ungegerbten Kuhfelles, über diesem eine gewirkte rothe, vierdoppelt zusammengeschlagene, feine wollene Decke mit Pitscheln, die wieder von einer großen Decke von gegerbtem Sohlenleder, mit vielen eingepreßten Figuren künstlich verziert, bedeckt wird. Auf dieser nun liegt der Sattelbock, dem ungarischen ähnlich, jedoch weniger hoch nach hinten und vorn, dessen Ränder gewöhnlich mit Silber beschlagen sind. Dieser Bock wird mittelst eines spannenbreiten Gurts von Pferdehaut festgehalten, über dem sodann einige weiße Schaffelle und eine langhaarige, künstlich bereitete schwarze wollene Decke zu liegen kommt, und endlich eine kleine gestickte Oberdecke, die wieder von einem gestickten Gurte gehalten wird. Der Lasso hängt hinten am Sattelkopfe; die Bolas (Wurfkugeln) liegen unter den Schaffellen des Sitzes; um den Hals des Pferdes liegt der lange, aus ungegerbtem Kuhfelle verfertigte Riemen (Marador), der zum Anbinden des Pferdes bestimmt ist; unter dem Zaumzeuge sieht man noch den künstlich gearbeiteten Halfter und die daran hängende Manéa, zwei durch einen Ring verbundene Riemen, die man um die Vorderfüße des Pferdes schnallt, damit es beim Stehenbleiben vor der Thür nicht fliehen kann. Am andern Sattelkopfe hängt noch gewöhnlich ein kunstreich geschnitztes und tätowirtes Trinkhorn, aus dem Horn eines Ochsen gemacht, und in der Hand trägt der Reiter die aus einer Pferdehaut geflochtene und fast immer mit Silber verzierte Peitsche, weit kürzer als unsere Reitpeitschen. Und nun der Reiter selbst, in seiner malerischen Landestracht! Den Stiefel schmücken jene riesigen, oft vier Pfund schweren, silbernen oder eisernen Sporen, mit Rädern von zwei bis vier Zoll Durchmesser; auf diese herab fällt die weiße, mit Stickerei verzierte Unterhose. Ein großes viereckiges Tuch von greller Farbe, meist roth oder blau, das Chiripá, ist durch die Beine hindurch geschlungen, deren freie Bewegung durch kein enges Beinkleid gehindert wird. Das Chiripá wird, an der Taille vom Tirador, einem spannenbreiten, schön gestickten Gürtel von rothem Tuch oder Leder, vorn von vier großen silbernen Knöpfen zusammengehalten und mit Geldtaschen versehen. In diesem Gürtel steckt das lange Messer mit silbernem Griff und Scheide; über ihm der Pistolengurt mit Patronenbehälter, in dem die treue Begleiterin des Rio-Grandensers, seine doppelläufige Pistole, steckt, und unter ihm hält das Bandelier den Säbel mit silberner oder neusilberner Scheide, der die Flanke des Pferdes schlägt. Ein weißes Hemd, ohne Weste, die die freie Brust beengen würde, ist von einer kurzen Jacke oder Nationalgardenrock (denn alle Rio-Grandenser sind aktive Nationalgardisten und tragen fast immer Uniform) bedeckt; ein Halstuch ist in nur leichtem Knoten um den nervigen Hals geschlungen, und über diesem Allem flattert der leichte Sommerponcho von meist grellen Farben, und giebt der Tracht ein malerisches Ansehen, während über dem Sattelkopfe der große Tuchponcho, für Regen und Kälte bestimmt, hängt. Ein solcher Poncho ist eine Art fast ganz runden Mantels mit einem Loch und Kragen in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird, und der von silbernen Ketten am Halse zusammengehalten ist. Die Tuchponchos sind gewöhnlich mit rothem Wollenzeuge gefüttert und meist blau, die anderen jedoch von leichtem Stoff und schönen Farben und mit Goldborten verbrämt, wenn sie von Offizieren getragen werden. Auf dem lockigen Rabenhaare trägt der Reiter seinen leichten Chile-Strohhut, vom Sturmriem mit goldener Quaste unter dem Kinn festgehalten, und so fliegt er, fürwahr eine romantische, malerische Erscheinung, auf seinem wilden Rosse, mit den er zusammengewachsen zu sein scheint, durch Berg und Thal dahin.

Daß die Rio-Grandenser, die Kosaken Brasiliens, so wie sie ihr Roß nie verlassen, auch die Waffen nicht ablegen, brauchen wir nicht zu wiederholen; Messer und Pistole begleiten sie stets, selbst im Haus, und auf Reisen fehlt auch der Säbel, so wie im Kriegsdienste die Lanze, die sie mit besonderer Geschicklichkeit handhaben, nie.

Tapfer wie die Löwen, muthig wie alle wahren Naturkinder, fehlt ihnen auch der edle männliche Stolz nicht, den ihnen das Bewußtsein, als freier Mann stets Waffen zu tragen, einathmet. Gutmüthig, gastfreundschaftlich und zuthulich im gewöhnlichen Leben, ist der Rio-Grandenser ein Löwe, wenn man ihn beleidigt, und große Reunionen von vielen Individuen bei öffentlichen Festen, Wettrennen 2c. laufen selten ohne Streitigkeiten und Blutvergießen ab. Und nun wollen wir noch den Rio-Grandenser im Familieneben und die schönste, edelste Seite seines Charakters, die ritterliche Gastfreundschaft, betrachten.

Die Häuser, selbst die reichsten, sind einfach in der Campagne von Rio Grande; und selten trifft man ein Herrenhaus, wenngleich es solche giebt, auf großen Estancias. Mit Ziegeln gedeckte Häuser werden jetzt häufiger, doch für die ärmere Klasse der Bewohner sind die mit Stroh gedeckten Häuser die gewöhnlichen. Auf Holzstützen, mit verflochtenen und von Lehm bedeckten Zweigen verbunden, ruht das Strohdach. In der Mitte ist ein Saal mit einer Thür vorn und einer andern nach dem Hofe, auf der einen Seite das Zimmer der Eltern, auf der andern das der Töchter, — da haben wir das gewöhnliche Camphaus mit einem oder zwei kleinen Fenstern. Vorn liegt der Coral, hinten die Küche und neben ihr ein Zimmer für die Söhne des Hauses und ein anderes für Gäste, denn dieses darf selbst im ärmsten Hause nicht fehlen; an das Haus schließt sich das Gehöft an, in dem gepflanzt wird, und der Portreiro (eine geschlossene große Wiese, in der Pferde weiden können). Quellwasser und ein guter Waschplatz sind Hauptbedingungen bei der Wahl eines solchen Wohnplatzes. Und diese ärmliche Hütte ist für den ermüdeten Reisenden ein wahres Paradies, wo er schöne gastfreundliche Feen findet. Man langt an zu jeder Stunde des Tages und des Abends und bittet um Erlaubniß abzusteigen. Der freundliche Herr des Hauses in Hemdsärmeln

und Mützchen, empfängt uns mit einem kräftigen Handdruck und dem herkömmlichen: Como tem passade? Der Neger oder die Söhne, oder wenn Beides mangelt, der Hausherr satteln unser Pferd ab, geben ihm Mais und lassen es in den Portreiro laufen. Währenddem sind wir eingetreten, wo wir von den hübschen und freundlichen Töchtern des Hauses empfangen sind, die uns in der hohlen Schale (cuïa) den bittern Maté oder Paraguaythee bieten, der von Hand in Hand geht und, der Indianer-Friedenspfeife gleich, von Allen der Reihe nach mit einer silbernen Röhre geschlürft wird. Man bittet den Fremden, seine Waffen abzulegen, es sich bequem zu machen; während eine Tochter in die Küche geht, das Abendmahl für den späten Gast bereiten zu lassen, bringt die andere Pantoffeln, um die Stiefeln ausziehen zu können, und noch eine andere bietet ihm die Viola (eine Art Guitarre mit klimpernden Drahtsaiten) an, und wenn er dieselbe, Unkenntniß halber, ausschlägt, so nimmt sie selbst das Instrument und singt mit anmuthiger und wohltönender Stimme dem Fremden zur Unterhaltung volksthümliche Lieder vor. Der Vater, die Mutter und die Söhne machen die Unterhaltung allgemein; man sucht aus Küche und Speisekammer das Beste hervor, um es dem Reisenden, den man nie gesehen hat und nie wieder sehen wird, vorzusetzen; alle Mitglieder der Familie scheinen nur auf der Welt zu sein, um ihm angenehm zu sein. Nach dem reichlichen Abendessen, an dem die Familie Theil nimmt, räumt man ihm das beste Bett ein; am andern Morgen ladet man ihn ein, noch dazubleiben, und wenn er es ausschlägt, so läßt man ihn nicht ziehen, ohne ihn zum Frühstück genöthigt zu haben, und auf sein bereits gesatteltes Pferd steigend nimmt er Abschied und würde die Leute tödtlich beleidigen, wenn er ihnen anders was als seinen Dank böte.

Das ist die Gastfreundschaft der armen Rio-Grandenser; daß die der reichen ebenso herzlich und noch viel großartiger ist, brauchen wir nicht hinzuzufügen.

Diese patriarchalische Gastfreundschaft, verbunden mit dem offenen ritterlichen Wesen der Rio-Grandenser, ist der hauptsächliche Reiz des Camplebens, und welches Volk thut es ihm gleich in dieser Beziehung? Keins auf der ganzen weiten Erde.

Das Hausgeräth, selbst in reicheren Häusern, ist arm und wenig. Ein Tisch, einige Bänke, ein großer Wasserbehälter und einige Koffer machen das Meublement das Wohnzimmers aus; an den Wänden hängen Zaumzeuge, Jagdflinten und die klassische Viola, mit hübschen Bändern geschmückt. In dem Schlafzimmer einige einfache selbstgezimmerte Bettstellen, mit Stroh oder Wollmatratzen, reinlichen Betttüchern und wollenen Decken; an der Wand in armen Häusern einige Heiligenbilder ohne Rahmen, in vornehmen ein kleines Oratorium mit Figuren von Heiligen, vermischt mit allerhand Flaschen und Büscheln medicinischer Kräuter, die da hängen, das ist Alles, was man sieht. Bei all' der Aermlichkeit jedoch herrscht überall eine unendliche Reinlichkeit, denn diese ist die conditio sine qua non des brasilianischen Haushalts; ich glaube nicht, daß es noch irgendwo in der Welt(?!) ein so skrupulös reinliches Volk giebt. Die Nahrung kann arm sein, ist aber immer sauber bereitet und wohlschmeckend. Das Fleisch, frisch oder gesalzen, mit den klassischen schwarzen Bohnen, ist das Hauptgericht. Selbst in reichen Häusern ist die Nahrung in der Campagne einfach. Des Morgens früh Maté mit Brot und hiesigem etwas sehr trockenem Käse; um 10 bis 11 Uhr Frühstück mit gekochtem Fleisch, schwarzen Bohnen mit Speck und Xarque (gesalzenem Fleisch) und Cluisca (d. h der Hülle entledigte und in Wasser gekochte Maiskörner) mit Milch; sodann Kaffee. Um 4 oder 5 Uhr kommt das Mittags- oder eher Abendbrot mit denselben Bestandtheilen, und am Abend trinkt man wieder Maté oder Kaffee. Kommt ein Fremder, so schlachtet man ein Huhn und kocht es mit Reis, oder schmort Linguiza, eine Art von Wurst, recht wohlschmeckend, mit Eiern. Und so lebt der Reiche wie der Arme in der Campagne. Fleisch fehlt nie, und Bohnen und Mais erntet Jeder so viel wie er braucht, aber auch nicht mehr. Dies ist der Grund der so oft gerügten Faulheit der Rio-Grandenser, und man mag nicht unrecht haben. Die Behandlung des Viehes macht, wie wir oben bewiesen haben, wenig Arbeit; ein Tag per Woche ist hierzu hinreichend, selbst auf großen Estancias. Um Bohnen, Weizen und Mais für seinen Hausbedarf zu pflanzen und zwei Mal im Jahre zu ernten, sind wenige Wochen Arbeit hinreichend, und da der Rio-Grandenser grundsätzlich nicht mehr als das, was er gerade braucht, pflanzt, so bleibt er den größten Theil des Jahres müssig, reitet auf Besuch, bekommt solchen, raucht seine Strohcigarre, trinkt Maté, schaukelt sich in seiner Hängematte und klimpert auf der Viola, oder spielt Solo oder Hazardspiele, denn Spieler sind fast alle diese freien Söhne der Natur.*)

Daraus muß man aber nicht abnehmen, daß der Rio-Grandenser nicht fix arbeiten könne, — oh nein, wenn es noth thut, so arbeitet er eben so tüchtig wie jedweder Andere. Die reiche üppige Natur seines Landes giebt ihm fast ohne Arbeit Alles, was er braucht, und da seine Ansprüche an's Leben sehr bescheiden sind und er im Allgemeinen von uneigennützigem und indolentem Charakter ist, sucht er nur eben das Nothwendige zu haben, und zieht es vor, den Rest der Zeit seinen Neigungen nach in Ruhe und Unterhaltung zuzubringen.

Sein Ackerbau sieht seinem Leben ähnlich. Im Frühjahre wirft er mit der Hacke oder einem groben, von Ochsen gezogenen Pflug etwas Land um, oder haut mit der Axt im Wald eine Strecke Bäume nieder und brennt die kleinen Auswüchse ab, um das so bereitete Feld mit Mais, Bohnen, Weizen, großen süßen Kartoffeln, Kürbissen und Wassermelonen zu besäen. Nach der Saat überläßt er Gott den Erfolg und bekümmert sich bis zur Ernte nicht wieder darum; höchstens schießt er einige wilde Schweine oder Catoritas und Papageien, die ihm dieselbe verheeren wollen. Aber die üppige, fruchtbare Natur seines Landes ist so wunderreich, daß er auch nichts weiter zu thun braucht, um zu leben.

Die Frauen besorgen den Haushalt, nähen, waschen, sticken und bereiten sehr delikate Backwerke; die Rio-Grandenserinnen der Campagne sind arbeitsam, nähen alle sehr gut, machen viele feine Arbeit (crochet, curo, durchbrochene Stickerei, picado 2c.) und zeichnen sich vor Allem durch ihre natürliche und einfache Eleganz, gute Manieren und große Reinlichkeit aus.

Zweierlei sind die hauptsächlichsten Vergnügungen der Campagne: der Ball und die Wettrennen. Die Bälle finden oft in den verschiedenen Häusern statt. Fünf bis zehn Familien kommen dort zusammen; man schlachtet ein Stück Vieh, kauft Wein und Branntwein, bereitet einiges Backwerk und eingemachte Früchte, was die Frauen ausgezeichnet verstehen, und einer der Chevaliers galants nimmt die Viola, auf der er den klassischen Fandango mit seinen Variationen, als anú, tatú 2c. klimpert, und nun beginnt der allgemeine und höchst graziöse Nationaltanz, einer Quadrille nicht unähnlich, doch mit gewissen charakteristischen, dem spanischen Bolero entlehnten Figuren.

Ein solcher Fandango, von den jungen schönen Männern und den üppigen, reizenden, jungen Mädchen der Provinz ausgeführt, ist ein gar schöner Ablick — da strahlen alle Blicke Lust und Vergnügen; die Wangen glühen, die Busen fliegen und die einfachen, ungekünstelten Kinder der Natur verbergen den Reiz des Tanzes nicht unter der ceremoniösen Kälte unseres Kontretanzes. Hier ist Alles Lust, Anmuth und Freiheit. So tanzen die jungen Leute Nächte hindurch, während die Alten sich am Spieltische vergnügen und die Frauen plaudern.

Die Wettrennen finden oft statt und die Wetten sind bedeutend, oft von 3 bis 400 Unzen Gold, ohne die Nebenwetten zu rechnen. Dieselbe finden ohne Hindernisse und auf einem ebenen Plane von unabsehbarer Länge, je nach der Kraft der Pferde, statt. Die zum

*) Bei aller „Ritterlichkeit" sind die Riograndenser Viehhirten doch nur Halbbarbaren und ohne Kulturwerth; sie stecken träg im Naturalismus und sind geistig durchaus unfruchtbar. A.

Rennen bestimmten Pferde werden vorher einige Tage hindurch vorbereitet und durch wenig Nahrung leichtfüßig gemacht. Von zwei ausgezeichneten Reitern, in Hemdsärmeln und mit einem Tuch um den Kopf gewunden, werden sie ohne Sattel, ja ohne Decke bestiegen, und nun fliegen diese kühnen Reiter in rasendem Galopp dahin, wobei sie noch suchen, einer den andern vom Pferde zu werfen, was erlaubt ist und worin gerade die wahre Kunst des Wettrennens besteht. Daß es hierbei nicht ohne Schaden und oft genug mit dem Verluste des Lebens abgeht, brauche ich nicht zu sagen, das versteht sich von selbst. Solchen Wettrennen wohnen stets viele Männer, Frauen und Kinder bei, und wie es natürlich ist, folgen dem Hauptrennen noch viele andere kleine, so daß das Fest oft mehrere Tage lang dauert.

Und hiermit wollen wir für heute der Campagne von Rio Grande mit ihren trefflichen, ritterlichen Bewohnern und reizenden Töchtern Adieu sagen.

Ethnologische Beiträge.

I.

Wir werden unter dieser Ueberschrift in zwangloser Weise eine Reihe von Mittheilungen über ethnologische und anthropologische Gegenstände bringen. Die Ethnologie wird immer wichtiger und gestaltet sich nach und nach zu einer Wissenschaft, welche die Bande bloßer Empirie abstreift und für welche bereits viele neue Gesichtspunkte und Grundlagen gewonnen worden sind. An einem andern Orte haben wir geäußert, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß die Völkerkunde weit mehr als bis jetzt der Fall gewesen, zur Grundlage auch der Staatswissenschaft werden müsse. Durch sie werden sich in der Politik, im Staatsleben der Völker, manche Ausgleichungen erzielen lassen, nach welchen man bis jetzt vergeblich gesucht hat. Die Ethnologie mit ihren Lehren ist eine unerbittliche Feindin der Phrase und der abstrakten Allgemeinheiten.

Sie zieht die anthropologische Anlage, die wesentliche und innere Anlage und Naturbegabung der verschiedenen großen Menschenstämme, Gruppen und Familien, genau in Erwägung und faßt deren physische und psychische Begabung in's Auge. Der Ethnolog begreift die verschiedenen Civilisationen und Kulturen in ihrem eigentlichen Wesen, in ihrer Berechtigung; er versteht, von Innen heraus, den Gang ihrer Entwickelung, der allemal durch eine tiefe anthropologische und ethnische Anlage bedingt wird. Der Ethnolog weiß ferner, daß der Grad der Kulturfähigkeit und Kulturmöglichkeit nicht etwa allerwärts und bei allen Gruppen und Familien dieselbe ist, sondern daß er uns von Anbeginn der Geschichte in einer großen Menge von Abstufungen entgegentritt, die nicht ein Ergebniß des Zufalles sind; denn die verschiedenen großen Gruppen der „Menschheit" haben sehr verschiedene Kulturwerthe, und es kommt darauf an, deren Wesen und Eigenart zu verstehen. Mit abstrakten Formeln, mit dem „Mensch ist Mensch; ein Mensch ist so gut wie der andere", überhaupt mit Allgemeinheiten wird nichts erklärt.

Als Thatsache steht fest, daß die verschiedenen großen Gruppen in ihrem innern und vielfach auch in ihrem äußern Wesen sich gleich bleiben und im Fortgange von Jahrhunderten und Jahrtausenden nur schwache Modifikationen erfahren. Sie bilden Gegensätze, welche durch die „Civilisation" nicht beseitigt werden können, weil dieselbe innere, ein- und angeborene Anlagen zu beseitigen unvermögend ist. Das eigentliche Grundwesen, die psychische Anlage und Begabung kann sie nicht umgestalten; die Civilisation ist ohnmächtig gegenüber Dem, was von der Natur einmal als immanent gegeben ist und was dieselbe permanent behauptet und behaupten will. Die Natur ist beharrlich und läßt sich keinen Zwang anthun. Es ist nicht etwa Zufall, daß durch Mischung verschiedener Rassen sich keine konstanten Mischlingsvarietälen bilden lassen; nicht Zufall, daß die verschiedenen großen „Rassen" nicht zu einer allen Menschen gemeinsamen Urform werden wollen oder können, und daß tief im Innersten liegende Anziehungen und Abstoßungen vorhanden sind, die sich niemals beseitigen oder völlig besiegen lassen.

Diese Umstände sind von uns schon mehrfach im Globus angedeutet worden und werden gelegentlich eine weitere Erörterung finden. Wir beginnen nun unsere Beiträge, indem wir die Ansichten mittheilen, welche ein ausgezeichneter Mann, J. Crawfurd, Vorsitzender der Londoner ethnologischen Gesellschaft, in der Januarsitzung dieses Gelehrtenvereins aussprach. Er redete „Ueber die Mischung der Rassen und wie weit dieselbe von Einfluß auf Fortschritt und Civilisation ist."

Er erörterte die Verhältnisse Afrikas. Der schmale Streifen fruchtbaren Landes zwischen der großen Wüste und dem Atlasgebirge, von welchem manche Gefließe herabkommen, hat fruchtbaren Boden und manche Aehnlichkeit mit dem südlichsten Europa. Die ursprünglichen Bewohner haben im Vergleich zu anderen Afrikanern eine helle Hautfarbe und reden eine Sprache, die von allen anderen verschieden ist. Man bezeichnet diese Menschen als Berbern oder Kabaylen. Diese Rasse ist ganz offenbar eine besondere, eigenartige, von anderen verschiedene, aber im Allgemeinen mehr europäisch als afrikanisch. Trotz des Klimas und fruchtbaren Bodens haben die Menschen der Berberrasse, also Libyer, Numider und Mauritanier(?), sich niemals so weit zur Civilisation und Kraft erhoben, daß sie es bis zur Bildung eines einheitlichen, mächtigen Staates gebracht hätten. Sie konnten weder ihre Unabhängigkeit behaupten, noch Fremden die Ansiedelung verwehren. Seit dreißig Jahrhunderten findet bei ihnen eine Vermischung mit Völkern anderer Abstammung statt; sie geschah mit Phöniziern und Griechen, welche dort Kolonien hatten; mit Römern, welche 600 Jahre lang Beherrscher Nordafrikas waren; mit Vandalen, also Menschen germanischer Abkunft, welche ein Jahrhundert lang in einem Theile Nordafrikas geboten; mit Byzantinern und endlich mit Arabern, die nun seit etwa 700 Jahren im Lande sind. Dazu sind noch Türken und Franzosen gekommen.

Die Einwirkung des arabischen Elements ist am stärksten gewesen und am tiefsten eingedrungen. In den meisten offenen, zugängigen und fruchtbarsten Landestheilen ist die arabische Zunge vorwaltend geworden; wir finden in den Städten und auf dem platten Land eine Mischlingsbevölkerung, zu welcher auch die aus Spanien vertriebenen Mauren einen starken Beitrag geliefert haben. Aber man darf annehmen, daß, trotz aller dieser fremden Zuthaten, das Element der Ureingebornen noch heute vorherrscht, und daß die Bewohner der Berberei nicht gerade wesentlich von den alten Numidern und Mauritaniern abweichen. Sicher bleibt, daß von griechischem, italienischem und germanischem Blute keine Spuren mehr vorhanden sind (— höchstens die blauen Augen bei

einzelnen Kabaylen —); es ist im berberischen und arabischen verschwommen.

Ein Umstand verdient hervorgehoben zu werden. Auf der pyrenäischen Halbinsel vermischte sich das Blut der Araber mit dem spanischen, und dort erreichten sie einen höhern Grad von Civilisation, als in ihrem eigenen oder in irgend einem fremden Lande. In Afrika dagegen, wo sie sich mit berberisch-mauritanischem Blute vermischten, sind sie Halbbarbaren. Das Letztere ist nicht die Folge des Bodens oder Klimas; denn Südspanien und Nordafrika weichen in dieser Beziehung nicht sehr weit von einander ab.

In Aegypten haben einheimisches und fremdes Blut sich ausgedehnter und in größerer Menge mit einander gemischt, als sonst irgendwo. Die ältesten Urbewohner bildeten einen besondern Schlag, der in physischer und geistiger Hinsicht von allen anderen sich unterschied, auch von den benachbarten Phöniziern und Arabern. Begünstigt durch die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes, erreichten die Aegypter schon in sehr früher Zeit eine hohe materielle Civilisation. Thomas Buckle wollte diese frühe Civilisation der Aegypter daraus herleiten, daß ihr Land Datteln hervorbringe. Das ist aber eine wilde, durchaus grundlose Annahme; denn die Thatsache steht fest, daß kein vorzugsweise von Früchten und Wurzeln und von mehlhaltigem Marke der Bäume sich nährendes Volk jemals eine auch nur mäßige Civilisationsstufe erreicht habe. Kein Volk, welchem Getreide fehlte, hat die Schreibekunst erfunden. In den gemäßigten Regionen der alten Welt steht Weizen in erster Reihe, in den heißen Gegenden Asiens der Reis, in Amerika der Mais.

Die Civilisation der Aegypter war von schwächlichem Wesen, ihre Regierung ganz despotisch, ihr Aberglaube von so verächtlicher Art, daß die doch sonst ziemlich toleranten Römer ihn nicht duldeten. Die Aegypter vergeudeten ihre Energie im Erbauen gewaltiger Gräber und Tempel für namenlose Könige und vergötterte Ochsen. Ihnen fehlte der Muth, sich selbst zu vertheidigen, und ihr Reichthum zog fremde Eroberer herbei. Die Aegypter ihrerseits unterjochten nur arme Völker in ihrer Nachbarschaft, und selbst ein so wenig zahlreiches Volk wie die Juden konnten ihnen Trotz bieten und aus der Knechtschaft entrinnen, sobald sie einen tüchtigen Führer bekamen.

In Folge der mannichfachen Eroberungen fand eine große Blutvermischung statt. Den Ueberlieferungen der Aegypter zufolge wurden sie von Nomadenvölkern bezwungen und regiert, etwa wie die Chinesen von den Tataren. Späterhin kamen die Perser, etwa 100 Jahre, dann auf ungefähr 300 Jahre Griechen, nachher folgte, unter verschiedenen Gestalten, die römische Herrschaft 700 Jahre lang. Griechen und Römer unterwarfen Aegypten mit geringerer Mühe als in unseren Tagen die Engländer Hindustan, und sie regierten Aegypten in ähnlicher Weise, wie die Engländer Indien regieren. Auch die Araber wurden mit leichter Mühe Herren des Landes; Aegypten lag gleichsam vor ihrer Thür, und mohammedanische Fanatiker spielten in Aegypten etwa eine Rolle wie die sächsischen Eroberer in Britannien. Sie vermischten sich mit den Landesbewohnern und verschafften ihrer Sprache und ihren Einrichtung Geltung.

Die Herrschaft der Araber dauert eigentlich heute noch, denn jene der Türken und Mamelucken ist eigentlich nur als eine Modification derselben zu betrachten. Sie ist nun etwa 1200 Jahre alt. Die Masse des Volkes im heutigen Aegypten ist unwissend und geknechtet, aber kräftig und arbeitsam. Die Fellahs, das Produkt der Mischungen, sind schwarzhaarige Leute mit gelber Hautfarbe und geistig wie leiblich wohl nicht sehr von den Unterthanen der alten Pharaonen verschieden (?); arabische Zukömmlinge haben wohl allezeit in Aegypten gelebt. Die Kopten, deren Anzahl nicht beträchlich ist, haben die Religion, welche sie in den Römerzeiten annahmen, und sprechen die nun allerdings vielfach verderbte und veränderte Sprache ihrer altägyptischen Vorfahren.

Die Neger. Bei Menschenstämmen, die auf einer niedrigen Entwickelungsstufe sich befinden, scheint eine Antipathie vorhanden zu sein, sich mit anderen Racen zu vermischen, ähnlich wie bei niederen Thieren, welche in wildem Zustande sich nicht einmal mit sehr nahe verwandten Species vermischen, während sie das in gezähmtem Zustande allerdings thun. Hottentotten und Kaffern vermischen sich nicht mit einander; auch giebt es, wie Crawfurd meint, keine Kreuzung zwischen Kaffern und Negern, Somali oder Galla. Es ist wahrscheinlich, daß unter der weit verbreiteten Menschengruppe, welche man als jene der Neger bezeichnet, mindestens eben so große Verschiedenheiten stattfinden, wie unter den Europäern. In Afrika selbst halten sich die verschiedenen Stämme ziemlich entfernt von einander; wenn aber die Neger nach anderen Ländern übersiedelt werden, z. B. nach Amerika, dann vermischen sie sich, und es entsteht eine Masse, in welcher die früheren Individualitäten nicht mehr heraus zu kennen sind.

Die Araber haben sich vielfach mit Negern vermischt. Vermittelst des Monsuns hat die Schifffahrt von Arabien nach Ostafrika keine Schwierigkeiten, und arabische Ansiedelungen auf dieser ostafrikanischen Küste reichen in eine sehr hohe Zeit hinauf. Seit dem Anbeginne des Islam wurden sie zahlreicher. Alljährlich fahren mit dem Nordostmonsun Tausende von Arabern hinüber; ein Theil kehrt mit dem Südwestmonsun wieder zurück, aber viele bleiben auch in Afrika. Die Nachkommen derselben sind zwar auch, nachdem Mischung mit Negern stattgefunden hat, immer noch kenntlich, aber die Mehrheit der Schwarzen, unter welchen sie leben, übt einen bedeutenden Einfluß; denn diese Mischlinge lassen allmälig die arabische Sprache fallen und bedienen sich im Verkehr einer afrikanischen (— zumeist reden sie das Suaheli —). Etwas Aehnliches sehen wir in Persien und Indien; in dem erstern Lande ist, trotz der Eroberung durch Araber, die Sprache der Letzteren eben so wenig herrschend geworden, wie das Persische in Indien.

Der arabische Einfluß hat auf die Neger in Afrika einen wohlthätigen Einfluß geübt; da, wo er sich zeigt, sind die Schwarzen einigermaßen vermenschlicht worden. Wo der Mohammedanismus zur Geltung kommt, verschwinden wenigstens Menschenopfer und Kannibalismus, welche in Westafrika so allgemein im Schwange gehen. Arabisches Blut ist das einzige, welches in Afrika einen merklichen Einfluß auf die Negervölker gehabt hat; aber er erstreckt sich doch immer nur auf einen geringen Theil der Neger. Die weitaus überwiegende Masse derselben befindet sich auch heute noch in demselben Zustande äußerster Barbarei, durch welchen sie sich von Anbeginn kennzeichnet. Ein Neger ist Sklav des Andern, Alle sind Sklaven jedes beliebigen Fremden, welcher Macht genug besitzt, sie zu unterwerfen. —

An diese Bemerkungen Crawfurd's knüpften sich in der ethnologischen Gesellschaft eine lebhafte Erörterung. Dr. Sandwirth sprach über die Einwirkungen des Klimas; er machte die offenbar sehr richtige Bemerkung, daß den verschiedenen großen Menschengruppen auch verschiedene Klimate entsprächen, in denen allein sie ganz und völlig ihrer Anlage und Beschaffenheit gemäß gediehen. Wenn sie aus den für sie geeigneten Klimaten in andere Klimate versetzt werden, so findet bei ihnen nicht etwa eine dem erstern entsprechende Umwandlung statt, sie gewöhnen sich nicht etwa in dasselbe ein. Es giebt eben Klimate, in denen Menschengruppen, welche ursprünglich anderen Klimaten angehören, nicht gedeihen und in welchen sie auf die Dauer sich nicht halten können. „Die Engländer in Indien liefern den Beweis dafür, daß eine Rasse ausstirbt, wenn sie in ein ganz verschiedenes Klima kammt; es giebt keine Enkel von Engländern, welche Generationen lang in Indien gewohnt haben."

Wir haben im Globus mehrfach Andeutungen über diesen Satz gegeben und ihn in die Formel gefaßt, daß der Mensch kein

Kosmopolit sei. Sandwirth's Bemerkungen gelten aber nicht von ganz Indien, z. B. nicht von den höher gelegenen Gegenden, also nicht von den Nilgherris oder den Vorbergen des Himalaya, wohl aber von der bengalischen Tiefebene. Sandwirth hätte noch hervorheben können, daß in Bengalen die dort gezeugten englischen Kinder selten über zehn Jahre alt werden; man bringt sie deshalb, wenn sie sieben oder acht Jahre alt sind, nach Europa oder in eine gebirgige Gegend; erst wenn die Periode des Mannbarwerdens überstanden ist, können sie ohne Gefahr in die heiße Region zurückkehren. Wir geben einen weitern Beleg. In den südafrikanischen Besitzungen Portugals, sowohl in Angola und Benguela an der Westküste, wie in Mosambik an der Ostküste, giebt es kein Beispiel von einer portugiesischen Familie, welche sich auch nur bis auf die dritte Generation gebracht hätte.

Für vollkommen richtig halten wir auch die Bemerkung des Herrn Christie: „Aus den Blutvermischungen der großen Rassen kommt durchgängig ein verschlechtertes Produkt hervor. Es giebt bestimmte Zonen, welche bestimmten Menschengruppen von der Natur angewiesen sind."

Dr. Siemens hob Folgendes hervor: Die Frauen üben einen großen Einfluß. Wenn Eroberer in ein Land kommen und einheimische Frauen heirathen, dann lernen die Kinder vorzugsweise die Sprache der Mutter und nehmen Landessitten an. Bringen aber Eroberer und Einwanderer ihre Frauen mit, dann bewahren sie ihre Sprache und Civilisation.

Der alte Jahn hat das einmal mit der Formel ausgedrückt: „Es muttert sich bei Kindern viel mehr als daß es sich vatert."

Oeffentliche Zustände in den Ländern am La Plata-Strom.

Allgemeine Verhältnisse in den argentinischen Republiken. — Kein Fortschritt. — Zur Kennzeichnung der Verhältnisse im Innern. — Gauchowirthschaft. — Die Kämpfe mit den Indianern. —

Buenos Ayres, 10. December 1862.*)

Die argentinischen Republiken wären so recht dazu geeignet, eines der glücklichsten Länder der Erde zu werden, aber sie sind noch immer weit entfernt davon. Die gütige Natur hat ihnen nichts versagt, die Menschen verstehen jedoch diese Vortheile und diesen reichen Segen nicht zu benutzen. Fast alle ehemals spanischen Kolonien schleppen das Unglück mit sich herum; es ist als sei ihnen dasselbe an die Fersen mit ehernen Klammern geheftet. Hier in den Regionen am La Plata haben sie nun Meeresküste, schiffbare Riesenströme, auf denen man tausend Stunden landeinwärts fahren kann, fruchtbaren Boden, gesundes Klima, politische Unabhängigkeit, und mit allen diesen Geschenken Gottes wissen sie rein gar nichts anzufangen. An einzelnen gebildeten und trefflichen Leuten ist kein Mangel; diese begreifen auch recht wohl, wo es fehlt und worin die Ursache des vielen Jammers liegt; sie mühen sich ab, zu helfen und zu bessern, so viel sie ihrerseits können, aber sie haben eine Riesenarbeit vor sich. Wie wollen sie der allgemeinen Verwilderung steuern, wie die Rohheit der Gauchos bändigen, die Eifersüchtelei zwischen den verschiedenen Provinzen niederhalten, dem Ehrgeize herrschsüchtiger Soldaten Schranken setzen?

Aus dem großen Bürgerkriege sind wir vorerst und bis auf Weiteres heraus. Buenos Ayres hat gesiegt und hier am Orte bemerkt man nicht viel von den zerrütteten Verhältnissen, von denen das Innere heimgesucht wird. Ich will Ihren Lesern einige Schilderungen geben, welche ein Schlaglicht auf die Zustände werfen. Während die ganze Welt fortschreitet, sind unsere Provinzen mehr und mehr zurückgekommen. Die Schuld fällt lediglich auf das Volk selbst, auf die Gauchowirthschaft, welche nicht genug bekommen kann an Bürgerkriegen und Provinzialfehden, und damit den wilden Indianern Thor und Thür öffnet. Diese unbändigen Reiter sind eben jetzt eine ärgere Geißel als je zuvor; allemal, wenn die Weißen sich untereinander zerfleischen, kommen die Wilden oben auf und haben freien und weiten Spielraum. —

Heute ist das Land weit und breit verwüstet. Die kleinen Ortschaften auf dem platten Lande sind verheert und ausgeraubt, zum Theil auch ausgemordet worden, und zwar eben sowohl durch Weiße wie durch Braune. Antrieb und Aufschwung sucht man vergeblich. Jetzt, bei der europäischen Baumwollennoth, haben wir eine Cottonmanie, und Jeder möchte Baumwolle bauen. Auch ist es Thatsache, daß weite Landstrecken sich ganz ausgezeichnet dazu eignen, daß man keine faulen Neger braucht, sondern daß weiße Leute in diesem glücklichen Klima, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, Baumwolle bauen können. Haben sie es früher doch schon mit Erfolg gethan. Einst blühte der Baumwollenbau in der Provinz Catamarca und lieferte den Bedarf für das ganze Land; jetzt sind Gutsbesitzer von dort hierher gekommen, um sich Samen zu holen, denn in Catamarca ist keine Baumwollenstaude mehr; man weiß nicht einmal, wie sie aussieht!

In der Stadt Córdova befand sich einst eine Universität, die berühmteste in ganz Südamerika; sie ist so verfallen, daß ich sie nicht einmal mit einem deutschen Untergymnasium vergleichen möchte.

Santa Fé, eine vormals so wichtige Stadt, fällt fast in Trümmer. Die trägen Bewohner haben keine Uferkaien gebaut, und so ist es gekommen, daß der Rio Salado Straßen und Kirchen unterwühlt und in seine Fluten hineingerissen hat. Während die Santafecinos sich in den grimmigen Bürgerkrieg gemischt hatten, stürmten die wilden Indianer aus dem Gran Chaco heran und ritten, mordend und plündernd, bis auf den Marktplatz der Stadt.

Mendozá ist seit dem Erdbeben ein Trümmerhaufen; man hat auf der alten Stelle hölzerne Häuser aufgeführt; aber von Aufblühen der Stadt kann keine Rede mehr sein, denn ihre Lage befindet sich recht eigentlich in einem Erdbebenfocus.

Rosario, der Hafen oberhalb unserer Stadt, gleichfalls am rechten Ufer des Stromes, sollte während der Trennung zwischen Buenos Ayres und den übrigen Provinzen durch künstliche Mittel, z. B. Differentialzölle, zu einem großen Handelsplatze hinaufgeschraubt werden. Nun ist es in seine frühere Unbedeutendheit zurückversunken, wie Paraná (La Bajada del Parana), die Hauptstadt der Conföderation während der Trennung; man hat neulich Parana mit den Ruinen von Balbek in Syrien verglichen.

Aber wir haben doch „Fortschritt"; er ist freilich von ganz eigenthümlicher Art. In der Erdbebenstadt Mendoza hat sich ein Club del Progreso gebildet; dem Programm gemäß läuft sein Hauptzweck darauf hinaus — Bälle zu geben! Die dort erscheinende Zeitung „Tupungato" füllt ihre Spalten mit Beschreibung von Tanzvergnügungen, die in Mayppu, in Mendoza und an anderen Orten abgehalten werden. Als man am 19. November eben sich lustig im Reigen drehte, kam wieder einmal ein Erdstoß, der heftigste seit dem großen Erdbeben. Aber man gewöhnt sich

*) Besten Dank! Mir schon am 21. Januar zugekommen. Ich bitte um fernere Mittheilungen. A.

an Alles, der Ball nahm trotzdem seinen Fortgang. Ein wirklicher Fortschritt wäre es aber, wenn der Plan eines Herrn Sauze, eine regelmäßige Postverbindung mit Chile über den Uspallata-Paß herzustellen, nicht blos Projekt bliebe. Mendoza soll dafür den Ausgangspunkt bilden.

In den oberen Provinzen sieht es noch ganz besonders unruhig aus. In der Stadt Catamarca treibt sich eine Bande verwegener Gesellen umher. Neulich machten sie sich das Vergnügen, eine Menge Kugeln in den Gouverneurspalast zu schießen, während Seine Excellenz eben bei Tische saß. Als die Nationalgarde aufgerufen wurde, entfernten sich die Missethäter und zogen auf das flache Land. Von Seiten des Gouverneurs ist ihnen kund gethan worden, daß man sie im Betretungsfalle „lynchen" werde. Dieses Yankeewort hat sich hier zu Lande eingebürgert. In Cordova treiben sich auch Gauchobanden umher, rauben, bringen den Ertrag ihrer Plünderungen in die Stadt zum Verkauf, und Niemand wagt sie anzutasten. Es ist gewiß recht löblich, daß man in Cordova ein topographisches Bureau einrichtet, aber die öffentliche Sicherheit ist doch noch werthvoller.

In La Rioja sieht es auch unruhig aus. Die Leute dort haben den Commissarius der Bundesregierung beim Kragen genommen und eingesperrt; sie sagen, er sei ein Verschwörer.

In der Provinz San Juan sucht alle Welt nach neuen Silbergruben, und das ist wenigstens harmlos; eben so die Cottonmanie in Santiago del Estero, wo man endlich daran denkt, einmal ernstlich zu probiren, ob der Rio Dulce schiffbar sei. Dreihundert Jahre vergingen, ehe Spanier und Gauchos auch nur daran dachten, einen Kahn auf den Rio Salado zu bringen; da kamen 1856 die Nordamerikaner, und siehe da, sie dampften diesen Strom drittehalbhundert Stunden weit hinauf. Die Fremden erst mußten erscheinen, um eine so treffliche Wasserstraße, welche bis hoch in die inneren Provinzen hineinführt, zu entdecken. Ueberhaupt ist Alles, was wirklich für Fortschritt gelten kann, hier zu Lande von Fremden angeregt und durchgeführt worden.

Hätten unsere Argentiner nur den hundertsten Theil von Blut und Energie, welche sie in den unaufhörlichen Bürgerkriegen vergeudeten, daran gesetzt, die Indianer zu Paaren zu treiben, so wären diese Söhne der Wildniß längst entweder völlig ausgerottet, oder doch derart gezüchtigt und zurückgedrängt, daß sie nicht mehr lästig fallen könnten. Jetzt aber sind die braunen Männer der Pampas eine wahre Geißel für das ganze Land. Durch sie ist die sichere Verbindung zwischen den einzelnen Provinzen unterbrochen; jeder Indianer ist der geschworene Todfeind des Weißen, und bis jetzt hat man diese wilden Stämme nicht mit Erfolg züchtigen können. Sie sind die Beduinen von Südamerika. Sie stürmen über unsere Grenzen herein, treiben Viehherden weg und morden, wo sie können. Wir in unserer Provinz Buenos Ayres haben allerdings eine Grenzlinie gezogen, einen bewaffneten Kordon, aber die Grenze ist zu weit ausgedehnt und die braunen Reiter durchbrechen die Linie, ohne daß es bemerkt wird. Doch ist hier der Nachtheil verhältnißmäßig gering; aber nach dem Innern hin ist ihnen Alles preisgegeben. Ich will Ihnen einige Beispiele anführen, an denen Sie abnehmen können, wie die Verhältnisse stehen. Größere Dörfer sind hier überhaupt nicht vorhanden, wohl aber viele Estancias, Viehgehöfte, welche weit zerstreut liegen. Diese sind das Raubziel der berittenen Indianerhorden, und gegenwärtig liegen alle Estancias auf einer der wichtigsten Landstraßen, an jener von Rosario nach Cordova, völlig in Trümmern. In der Provinz Santa Fé steht es eben so schlimm; sie wird von Indianern durchzogen; ich sagte schon oben, daß dieselben bis in die Stadt gestreift sind.

Fast noch schlimmer als die Indianer der Pampas sind jene des Gran Chaco. Sie treiben es so arg, daß endlich in der Mitte des vorigen Monats der Krieg mit ihnen aufgenommen werden mußte. Oberst Martiniano Charras rückte vom Grenzfort Libertad mit etwa zweihundert Mann Truppen gegen sie aus. Er legte in nördlicher Richtung binnen neun Tagen eine Strecke von etwa 70 Leguas (nördlich von Santa Fé) zurück, fand einen verlassenen Lagerplatz und zog dann drei Tage lang nach Westen hin bis an den Arroyo Sarnoso, wo er auf einige Chaco-Indianer traf. Durch diese wurden die übrigen gewarnt, und man mußte deshalb die Hoffnung, sie unvermuthet zu überfallen, aufgeben. Die Truppen drangen indeß weiter vor, erblickten nach einiger Zeit ein Lagerfeuer und kamen zu einer verlassenen Hütte, denn die Wilden hatten sich in einen Wald zurückgezogen. Charras machte einige Beute, kam in's Handgemenge mit den Indianern, nahm einige gefangen und verfolgte die anderen bis an den Chicharon, wo er sich einer Anzahl von Weibern und Kindern bemächtigte. Ein Gleiches geschah bei der Laguna del Perro, wo es ihm gelang, den Sohn des gefürchteten Kaziken Xaver einzufangen. Am 1. December, nachdem die Haupthorde ihm überall ausgewichen war, zog er gen Süden, um eine Bande, welche in Santa Fé Raubzüge machte, zu überfallen. Das gelang. Sie bestand aus 30 Mann, von denen 19 erschlagen wurden. Am folgenden Tag überraschte er wieder 70 Indianer, bevor dieselben zu Pferde steigen konnten, und nun entstand ein Gemetzel, das volle anderthalb Stunden dauerte. Nicht weniger als 31 Wilde wurden erschossen oder niedergehauen, nachdem sie sich mit wahrer Verzweiflung gewehrt hatten.

Der Kazike Xaver forderte den Obersten zum Zweikampf und Charras nahm denselben an. Der Kazike fiel, von einer Kugel durchbohrt. Einem zweiten Kaziken geschah dasselbe. Der Streifzug des Obersten Charras hatte folgende Resultate: 53 indianische Krieger wurden getödtet, 35 Weiber und Kinder gefangen, 418 Pferde, 210 Schafe, 28 Häupter Rindvieh erbeutet; dazu noch Häute, Straußfedern und 45 Lanzen.

Aber die Raubzüge werden fortdauern, so lange das Land nicht stärker bevölkert ist; jetzt haben sie in der dünnen, weit zerstreuten Bevölkerung gleichsam eine Prämie, und nachdem eine Horde gezüchtigt worden ist, erscheint eine andere. Eben, nachdem Charras seinen Zug unternommen hatte, erschien in der Nähe von Rosario eine Schaar von 300 indianischen Kriegern, tödtete zwölf Weiße und trieb die Heerden fort; die Miliz weigerte sich, die Wilden zu verfolgen; bei Santa Fé hatten sie kurz vorher 22 Weiße ermordet. Nun endlich ist der Gouverneur Cullen aufgebrochen, um sie zu verfolgen.

Sobald wir Eisenbahnen bis Santa Fé und Cordova bekommen, und diese eine dichtere Bevölkerung nach sich ziehen, werden diese Dinge sich ändern. Die wahnsinnigen, rein zwecklosen Bürgerkriege müssen auch endlich einmal aufhören, und die Einwanderung aus Europa wird stärker werden; dann wird es auch möglich sein, die Indianer unschädlich zu machen.

Mit unserer Dampfschifffahrt, welche weithin Leben und Regsamkeit verbreitet, geht es gut vorwärts. Wir haben gegen Süden hin Dampfer nach Bahia Blanca und Patagones; wöchentlich einige Male Verbindung mit Montevideo und ebenso mit Colonia, die beide am jenseitigen Ufer des La Plata liegen. Ebenso fahren Stromdampfer den La Plata und den Paraguay aufwärts nach Rosario, Parana, Santa Fé, nach Asuncion in Paraguay, und sogar bis in das Herz von Brasilien hinein, nämlich bis Cuyabá in der Provinz Matto grosso. Eine Stromlänge solcher Art hat ganz Europa nicht aufzuweisen, selbst Wolga und Donau verschwinden dagegen.

Was könnte aus diesem Lande werden, wenn auch nur 100,000 Deutsche in demselben angesiedelt wären; wenn eine Million von Denen, welche nach Nordamerika, z. B. an den Mississippi gegangen sind, hier in diesen La Plata-Regionen eine neue Heimat gesucht hätten?

— v. v. —

Die Ipecacuanha in Matto-Grosso.

Für den Handel mit dieser wichtigen Arzneipflanze, Cephaelis Ipecacuanha, bildet die kleine Stadt Villa Maria in der brasilianischen Provinz Matto-Grosso einen Hauptmittelpunkt. Sie liegt am obern Paraguayflusse, und schien eine Zeitlang von großer Bedeutung werden zu wollen. Aber die Regierung that nichts für sie, die Bewohner selbst wußten die Vortheile der Lage nicht nach Gebühr zu benutzen, und der einzige direkte Verbindungsweg zum Meere blieb ihnen überdies verschlossen, indem Paraguay und die atlantischen Staaten die Schifffahrt auf dem untern Theile des Stromes nicht erlaubten. So blieb Villa Maria ein unbedeutender Ort, der jetzt etwa sechshundert Bewohner zählt, und mit den zu ihm gehörigen noch kleineren Ortschaften und Wäldern kaum achthundert, von denen viele Sklaven sind.

Die Ipecacuanha wächst in großer Menge an den Ufern des obern Paraguay, des Rio Vermelho, des Seputuba und des Cabaçal. Die Ernte wird gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit vorgenommen, und fällt somit in die Monate von März bis September. Manchmal geschieht sie aber auch zur Regenzeit, weil sich dann die Wurzeln leichter ausziehen lassen. Häufig kommen Nachen aus der Stadt Cuyaba, fahren den gleichnamigen Strom hinab und rudern dann in den Paraguay hinein, um Ipecacuanha zu holen, von welcher jährlich Tausende von Arrobas (zu 25 Pfund) aus dieser Gegend verführt werden. Im Jahre 1814 schickte die Regierung den Dezembargador Jose Francisco Leal in den Distrikt Villa Maria und an den Rio Cabaçal, um Gold zu suchen. Er fand zwar nicht so viel von diesem edeln Metall als man erwartet hatte, wohl aber eine überraschende Menge Ipecacuanha. Doch vergingen mehrere Jahre, ehe man diese wichtige Entdeckung irgendwie nutzbar machte. Erst 1830 sammelte ein Kaufmann, Jose da Costa Leite, zwei Arroben, schickte sie nach Rio de Janeiro und erhielt 1600 Reis für das Pfund. Das war ein hoher Preis, der die Spekulation reizte, und man beutete nun die Ipecacuanha stark aus, bis 1837. Dann fiel sie allmälig im Preise, weil sie in zu großer Menge auf den Markt geworfen wurde; man rechnet von 1830 bis 1837 nicht weniger als 25,000 Arroben. Von da bis 1844 war wieder ein Stillstand; nachher begann die Ausbeute abermals stärker zu werden. Die Waare stand nun in Rio 850 bis 900 Reis, und dieser Preis gilt für so vortheilhaft, daß alle Theile Nutzen bei demselben haben. Da die Ipecacuanha erst mit ihrem sechszehnten Jahre (??) voll ausgewachsen ist — wenigstens behaupten das die Landesbewohner — und die Ueberfüllung des Marktes große Nachtheile brachte, so ist wohl anzunehmen, daß ferner nicht so starke Preisschwankungen eintreten werden.

Die Pflanze wächst in feuchten ebenen Wäldern, welche sandigen Boden haben, und läßt sich leicht erkennen, da man sie von allen übrigen auf den ersten Blick unterscheiden kann. Der Strich, wo man sie am häufigsten findet, mißt etwa zwölf Wegstunden von Norden nach Süden, und erstreckt sich dreißig Stunden weit nach Westen, von Villa Maria aus. Die Nachen der Ipecacuanhasucher nehmen außer den eigentlichen Antheilhabern der Partie noch eine Anzahl gemietheter Leute mit, welche monatlich 6000 bis 7000 Reis, das ist etwa zehn bis zwölf Gulden rheinisch, erhalten. Sie heißen, wie alle um Lohn gedungenen Leute im Lande, Camarados. Ferner schließen sich der Expedition zwei sogenannte Praticos an, welche mit den Standorten der Ipecacuanha gut vertraut sind und etwas höhern Lohn erhalten. Sobald der Nachen die rechte Stelle erreicht hat, steigt der Pratico mit einigen Camarados an's Land, bahnt einen Weg (eine Picada) durch das Waldgestrüpp, der oft länger als eine Stunde ist, und nachher werden mehrere Neben- und Seitenpfade angelegt. Durchschnittlich muß ein Arbeiter täglich zwölf Pfund sammeln, die sich nach dem Trocknen auf etwa fünf Pfund reduciren. Er kann es aber auch bis auf dreißig Pfund bringen. An sich ist die Arbeit nicht beschwerlich, aber die ungeheure Masse von lästigen Insekten aller Art werden dort zu einer wahren Qual. Der Unternehmer der Expedition verdient insgemein 4000 Reis auf jeden Tag und jeden Arbeiter. Daß Mangel an Ipecacuanha eintreten werde, ist nicht wohl anzunehmen, da auch kleine Wurzelfasern neue Pflanzen treiben.

Im Juli 1845 besuchte der Reisende Weddell die Ipecacuanhawälder. Ein Poaieiro, d. h. ein Mann, der mit dieser Arzneipflanze handelte, hatte sich erboten, ihn zu begleiten. Zum Steuermann seines Kanots hatte er einen Mulatten und zwei Chiquitosindianer, welche ruderten. Der Nachen bestand in einem ausgehöhlten Baumstamm. Aus dem Paraguay wurde in den Cabaçalfluß gesteuert. Weddell litt entsetzlich von den Stichen der Carrapatos, wovon es in den Wäldern wimmelt; dieses Insekt ist so klein, daß man es mit bloßen Augen kaum gewahren kann, bringt durch Kleider und Nähte, und man kann sich nur dadurch vor ihm schützen, daß man den ganzen Körper mit Tabakssaft einreibt. In den Wäldern treiben sich Jaguare in Menge umher, der Fluß wimmelt von Kaymans, und die Chiquitos machten sich ein Vergnügen daraus, ihnen mit einem großen Haken das Rückgrat zu zerschmettern.. Am Ufer finden sich Cabiais ein; sie sind größer wie ein Eber, treiben sich in Rudeln von acht bis zehn Stück umher und rennen in's Dickicht, sobald ein Feind ihnen nahe kommt.

Am 3. Juli fuhr Weddell in den Rio Vermelho und war am Abend an einer Stelle, die als Porto de Burno bezeichnet wird. Dort halten die Poaieiros an, weil in der Nähe die Wälder beginnen, in welchen die Ipecacuanha wächst. Der Vermelho ist dort kaum dreißig Fuß breit, fließt aber sehr schnell und hat häufig wegen der hineingestürzten Baumstämme ein unsicheres Fahrwasser. Am andern Morgen ging der Reisende in den Wald, der aus Acuris-Palmen und Uana-assus (Attalea compta) bestand; aber er war dermaßen mit Gestrüpp und Schlingpflanzen verwachsen, „daß man sich darin fing, wie die Spinne in einem Netze." Doch liegt dieser Wald noch zu tief, als daß die Ipecacuanha darin gedeihen könnte; zur Regenzeit steht er unter Wasser. Wo aber das Land ein wenig höher und trockener liegt, wächst die weiche Palmitopalme schlank empor; neben ihr die Bacaba (Oenocarpus bacaba), die Buriti (Mauritia vinifera) und Catisar (Iriarta exorhoza) mit den merkwürdigen Wurzeln, welche der Stamm wohl bis zu sechs Fuß Höhe in die Luft treibt und welche schräglaufend dem Baume gleichsam als Stütze dienen.

Dort auf festem Boden, welcher die Moräste ausschließt, im Schatten dieser Bäume wächst die Ipecacuanha am liebsten; sie ist ein kleiner Strauch mit einfachem, unten nacktem Stamme, die blaßgrünen Blätter wachsen meist oben an der Pflanze. Die „Poaia" steht selten vereinzelt, sondern meist mit mehreren anderen ihresgleichen dicht bei einander; sie bildet gleichsam Büschel, Sträuße, welche man im Lande als Reboleiros bezeichnet. Der Poaieiro faßt die Pflanze mit der einen Hand, wo möglich den ganzen Büschel auf einmal, schiebt mit der andern einen harten spitzen Stock, den Saracoa, unter und hebt so das Ganze auf einmal heraus. Es kommt besonders darauf an, daß die Wurzeln nicht gebrochen werden. Nachdem er seine Beute von der anhaftenden Erde gereinigt hat, wirft er sie in einen Sack (Embora), den er an seiner Seite hängen hat, und geht zu einem andern Büschel. Während der Regenzeit lassen sich die Wurzeln am leichtesten ausheben. Bei Einbruch der Dunkelheit finden sich die am Tage im Walde zerstreuten Arbeiter auf ihrem Sammelplatze ein und liefern den Ertrag an ihren „Intendanten" ab, der ihn wägt und

Alles auf lederne Häute ausbreitet. Oft ist die Wurzel schon nach einigen Tagen trocken, denn man legt die Wurzeln an die Sonne und bewahrt sie Nachts vor Thau. Wird sie noch etwas feucht verpackt, so bricht sie nachher nicht so gut und sieht auch nicht so röthlich und harzig aus, wie sie eigentlich sein muß.

Uebrigens wird zu allen Jahreszeiten Ipecacuanha gesammelt, doch in der Regenzeit weniger als in den trockenen Monaten. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Poaia sich auch aus den kleinsten Wurzelfasern wieder fortpflanzt; die Poaieiros wissen das sehr wohl und lassen immer einige kleine Wurzeln zurück, die sie mit Erde bedecken. Aber an solchen Stellen kann erst nach drei oder vier Jahren wieder gesammelt werden.

Kleine Nachrichten.

F. Kanitz über die Länder der europäischen Türkei. Nur Wenige kennen die vielfach interessanten Länder des illyrischen Dreiecks so gründlich wie dieser ausgezeichnete Künstler. Seit einer Reihe von Jahren hat er dieselben in Bezug auf Geographie, Völkerkunde, Naturbeschaffenheit und besonders auf Kunst, namentlich Architektur, gründlich durchforscht, und auch während seiner Wanderungen im vorigen Jahre abermals eine ungemein reiche Ausbeute nach Wien heimgebracht.

Seine vortrefflichen Zeichnungen, welche die Natur und das Volksleben der slawischen Bewohner der europäischen Türkei erläutern, sind aus der Illustrirten Zeitung weltbekannt geworden und erfreuen sich der allgemeinen Anerkennung. Der Globus wird demnächst eine Reihenfolge von Illustrationen des Herrn Kanitz über Montenegro, die Herzegowina, Dalmatien, Serbien und Bulgarien mit reichhaltigem Text bringen, welchen das Interesse der Leser nicht fehlen wird.

Kanitz verließ auf seiner jüngsten Wanderung, ausgerüstet mit allen Vorstudien und einer von ihm nach englischen und russischen Quellen ausgearbeiteten Routenkarte, im Juni 1862 Wien, um, zur Ergänzung seiner früheren Reisen, diesmal Bulgarien zu erforschen, und namentlich von Tirnova aus im Zickzack durch die hohen Balkanpässe über Kazan, Osmanbazar und Varna nach dem Schwarzen Meere vorzudringen. Der Balkan war seither vorzugsweise in militärisch-politischen Absichten erforscht worden; dagegen war er in Bezug auf ethnographische und archäologische Verhältnisse weniger untersucht worden. Kanitz versprach sich also von seiner jedenfalls mühseligen Wanderung eine reiche Ausbeute. Leider konnte er seinen Reiseplan nicht nach Wunsch durchführen, weil die bekannten Belgrader Vorfälle auch in den tiefen Schluchten des Hämus Wiederhall fanden. Er gab den dringenden Vorstellungen des türkischen Gouverneurs von Widdin nach und beschränkte sich darauf, den nördlichen Theil Bulgariens, zwischen Donau, Timok und dem serbischen Gebirge zu durchforschen. Er besuchte das Omblathal mit seinen prachtvollen Hochebenen, die Feste Belgradschick, die Grenzkaraula Vrtschka Tschuka, die Ruinen von Kula, und sammelte über die von ihm besuchten, vielfach zerstreuten Tataren-Ansiedelungen interessante Angaben. Wir werden über das Alles im Globus Berichte und Illustrationen von Herrn Kanitz mittheilen, und bemerken hier, daß von ihm früher erschienen: Römische Funde in Serbien, veröffentlicht von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. — Itinéraires d'un voyage en Servie; relevés par M. Kanitz, en 1860. Paris. — Serbiens byzantinische Monumente, gedruckt in der k. k. Staatsdruckerei. — Demnächst wird Herr K. ein ethnographisches Werk: „Neu-Serbien" veröffentlichen und die von ihm gezeichneten serbischen Gebirgsprofile erscheinen lassen.

In der Januarsitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Wiener Akademie legte Herr Kanitz eine Karte vor, welche die geographischen Resultate seiner sechsmonatlichen Reisen im Fürstenthum Serbien enthält.

Nach einer kurzen Darstellung der Schwierigkeiten, mit welchen die Kartographie in der Türkei zu kämpfen hat (es fehlt nämlich in einem großen Theile derselben an trigonometrischen Aufnahmen und genauen Höhenmessungen), beleuchtete er die verdienstvollen Arbeiten von Viquesnel, Boué, Hahn, Zach u. A., und ging dann speziell zur Kiepert'schen Karte Serbiens über. Diese Karte zeigt große geographische Irrthümer, auch die Ortsnamen sind oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Diese Fehler fallen aber der Mangelhaftigkeit der von Kiepert benützten Daten, nicht dem fleißigen deutschen Kartographen zur Last.

Die Kanitz'sche Karte berichtigt eine große Zahl Angaben in orographischer, hydrographischer und topographischer Beziehung. So z. B. das wichtige Defilé der serbischen Morava zwischen dem Kablar und Ootschar, die Lage des 6000 Fuß hohen Koparnik, das Gebiet des Ibar und der Raschka, die Quellen des großen Timok u. s. w.

Mit Hülfe des Kompasses und der von günstig gelegenen Orientirungspunkten aufgenommenen Gebirgsprofile, welche letztere Viquesnel in seinem Kartenwerke: „La Turquie de l'Europe" veröffentlichte, hat Herr Kanitz auch viele Gebirge, z. B. die Triglavkette am Ibar, den Povlen, Maglen, Beloga, Mossinje, Delapatschka, Kobassitza, dann mehrere neue Straßen und Verbindungswege, die beiden auf serbischem Boden liegenden Forts Mala Zvornik am Drin und Elisabeth-Fort bei Orsova, ferner hunderte von Orten und den Zusammenfluß der serbischen und bulgarischen Morava bei Stalatsch zum ersten Male eingetragen.

Die Karte zeigt auch fünfundvierzig Punkte, an welchen von Kanitz oder vor ihm archäologische Funde gemacht worden sind, und ergänzt seine Abhandlung: „Die römischen Funde in Serbien."

Der Reisende schließt seinen Vortrag mit dem Wunsche, daß die zahlreichen, werthvollen geographischen Arbeiten der letzten Jahre recht bald in einer neuen Karte der Türkei verwerthet werden möchten, und glaubt, daß diese Arbeit zunächst von Oesterreich erwartet werden dürfte, dessen Grenzen mit den türkischen von Castel Lastua am Adriatischen Meere bis zum Save-Einflusse in die Donau zusammenfallen. Oesterreich, so nahe an den Schicksalen der Türkei interessirt, sei nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, an den großen civilisatorischen Aufgaben mitzuarbeiten, die von viel entfernteren Staaten in den ihm stammverwandten Donauländern mit Eifer verfolgt werden.

Heinrich Barth's Wanderung in den Süd-Donauländern. Auch dieser berühmte Reisende hat im vorigen Sommer einen Theil der Süd-Donauländer durchwandert. In der Novembersitzung der Geographischen Gesellschaft zu Berlin gab er eine Uebersicht seiner Streifzüge. Nachdem er Beobachtungen in den Central-Karpathen und den siebenbürgischen Karpathen angestellt, ging er durch die Walachei nach Rustschuk, überstieg den Balkan und verweilte eine Zeitlang in Filippopel. Von dort wandte er sich nach Basardschik, besuchte das in einer malerischen Thalschlucht liegende Kloster Rilo, welches nicht weniger als 108 Mönche zählt, und bestieg am 21. September den Berg Rilo, dessen Höhe er auf etwa 8500 Fuß schätzt. Vom Gipfel desselben erblickte er den Perin Dagh, einen der höchsten Berge der europäischen Türkei. Von Rilo ging Barth gen Südwesten nach dem Vardar und dem Paß von Demir Kapu, durch welchen dieser Fluß strömt; dann gelangt er nach Monastir, schlug die Richtung nach Osten ein, gen Thessalien, bestieg auch den Olymp, die Kuppe des heiligen Elias, welcher aber nicht den höchsten Gipfel bildet, und wanderte nach dem Kloster des heiligen Dyonisius hinab. Nachdem er dort ausgeruht, ging er über Pydna nach Thessalonich, und trat dann die Heimreise an, auf welcher er Athen und Syra berührte.

Die geographische Gesellschaft zu St. Petersburg, welche sich um die Förderung der Wissenschaft große Verdienste erwirbt, hat vorigen December ihre Jahressitzung gehalten. Dieselbe wurde vom Generaladjutanten Lütke eröffnet.

Zuerst verlas Besobrasow, Sekretär der geographischen Gesellschaft, den interessanten Bericht über die Leistungen dieser gelehrten Korporation für das Jahr 1862. Zunächst wurden die wissenschaftlichen Expeditionen erwähnt, welche unter dem

Schutze der Gesellschaft unternommen worden sind und die ganze Bedeutsamkeit ihrer Arbeiten zu Tage treten lassen.

In dem entfernten Ostsibirien, an der Mündung des Amur, hat die Expedition, welche unter der Leitung des Herrn Schmidt steht, kostbare Daten gesammelt, durch welche die Wissenschaft binnen Kurzem bereichert werden soll. Dieselben werden die Karte von Sibirien nicht nur verbessern, sondern vollständig verändern, indem sie die Richtung der hauptsächlichsten Gebirgszüge feststellen, welche den nordöstlichen Theil Asiens in der Nähe des Oceans durchziehen. Sie werden außerdem ein ungeheures Material an ethnographischen, geschichtlichen und anderen Nachrichten über diese bisher so wenig bekannte Gegend liefern.

Im Süden von Rußland hat Herr v. Baer in Folge einer Einladung der Gesellschaft die Ursachen der angeblichen Senkung des Wasserspiegels des Asowschen Meeres untersucht. Die Forschungen dieses ausgezeichneten Gelehrten scheinen vollständig die Befürchtungen über diesen Gegenstand, welcher die Schifffahrt und unsern auswärtigen Handel so nahe betrifft, beseitigt zu haben.

Auf den Grenzen Chinas hat die Gesellschaft von der Gelegenheit Nutzen gezogen, welche ihr das Ministerium des Auswärtigen gewährte, um durch Vermittelung der Grenz-Demarkations-Kommission geographische Nachrichten zu sammeln.

Endlich geht die Gesellschaft damit um, eine Reihe von wissenschaftlichen Reisen in das europäische Rußland unternehmen zu lassen, um die statistischen, ethnographischen, industriellen und ökonomischen Verhältnisse systematisch zu erforschen. Als ein Beginn zur Ausführung dieses Planes erscheint die Reise, welche Herr Besobrasow im Jahre 1862 in die Ukraine unternommen hat. Im Jahre 1863 soll eine Expedition, für welche das Unterrichtsministerium eine Summe von 10,000 Rubel beigesteuert hat, in die westlichen Provinzen abgehen, wo die Erscheinungen, welche durch die Verschiedenheit der Rassen herbeigeführt werden, ein besonderes wissenschaftliches Interesse bieten.

Von den anderen Arbeiten der geographischen Gesellschaft müssen die Herausgabe einer General-Karte Rußlands, das Erscheinen der ersten Lieferung eines geographischen Wörterbuchs, dessen Redaktion Herrn Ssemenow anvertraut ist, und die Memoiren der Gesellschaft erwähnt werden.

Nach dem Verlesen des Berichts wurde zur Vertheilung der durch die geographische Gesellschaft für wissenschaftliche Arbeiten ausgesetzten Preise geschritten. Große Medaillen erhielten Herr Struve für seine Arbeiten bei Messung des Meridianbogens und Herr Dahl, Verfasser eines Volkswörterbuchs.

Drei kleine Medaillen wurden den Herren Danilewski, Verfasser einer Arbeit über die Fischereien des Kaspischen Meeres, Bessonow und Tutikow bewilligt. Die Herren Podgorski, Gehülfe des Sekretärs der Gesellschaft, der ihr schon 16 Jahre seine Dienste gewidmet hat, Garelin, Mann und Babadjanow erhielten silberne Medaillen, während den Herren Diminski, Orlowski und Golischew bronzene zuerkannt wurden.

Eigenthümlichkeiten in der Normandie. Ein ungenannter Engländer hat über das Leben und Treiben der Bewohner dieser französischen Landschaft ein interessantes Buch veröffentlicht. Wir erfahren aus demselben, daß eingesalzene Schnecken ein sehr beliebtes und kräftigendes Nahrungsmittel bilden. Warum auch nicht? Der Geschmack ist verschieden; die Zigeuner ziehen unsern Schweinigel allen anderen Delikatessen vor, die Chinesen lieben Rattenfleisch und manchen nordamerikanischen Indianern ist ein gerösteter Hund lieber als ein saftiges Hinterviertel vom Büffel.— In der Normandie sammeln die Kinder Rosenkäfer, welche man den Enten vorwirft. Diese müssen aber nebenher anderes Futter haben, sonst hat das Fleisch einen unangenehmen Geschmack. — Den Aalfang betreibt man auch mit Hunden. Der Engländer sah an der Bucht von Cancale eine alte Frau mit Korb und Hacke. Ihr weißer Hund hatte einen Fuchskopf, stehende Ohren, langes Haar und einen zweimal gewundenen Schwanz, und dieser letztern Eigenthümlichkeit wegen nennt man einen solchen Hund Trompette. Die Frau rief: „Geh und suche!“ Der Hund schnobert, findet ein Loch im Sande, kratzt und heult. Die Frau kommt herbei, hilft mit der Hacke nach, findet einen Aal und wirft ihn in den Korb. — Seeraben werden durch Küchenkünste derart hergerichtet, daß sie wie Schnepfen schmecken.

Aus Neuseeland und Australien. Die neuseeländischen Goldfelder geben fortwährend einen guten Ertrag. Im Hafen Dunedin kamen mit einer Eskorte, welche einen Ertrag von vierzehn Tagen ablieferte, Mitte Novembers 1862 nicht weniger als 15,505 Unzen Gold an. Viele Arbeiter kommen aber nach Australien zurück, wo am Jordan und im Gipps-Lande (dem südöstlichen Theile der Kolonie Victoria) neue Goldfelder entdeckt worden sind.

In Queensland nimmt Alles einen rüstigen Fortgang. Im nördlichen Theile, unweit von Port Denison, waren im Oktober Goldfelder und Kupfergruben gefunden worden; Wolle kam im beträchtlicher Menge zur Verschiffung; die Baumwolle stand gut; aber man klagte über Dürre, diese große Plage Australiens. Die Eingewöhnungsgesellschaft hat chinesische Schafe eingeführt. — Die Zahl der Dampfer, welche die Verbindung mit Neusüdwales vermitteln, ist vermehrt worden. — Zwischen dem 31. Oktober und 3. November waren vier Schiffe eingelaufen, welche zusammen 1509 europäische Einwanderer brachten.

Die Frage über Gründung einer Kolonie an der Nordspitze Australiens ist nun entschieden worden. Man hat dazu Port Albany auf der Albany-Insel bestimmt, welche dicht bei Kap York liegt. Die Stadt soll Somerset heißen, und in Brisbane hat sich sofort eine Kompagnie gebildet, welche Ansiedler dorthin schaffen und von Port Albany aus eine regelmäßige Ausfuhr australischer Pferde nach Indien betreiben will.

Der Rio San Francisco ist zwar kein so bedeutender Fluß wie der Amazonas (Maranhon), seine Wichtigkeit liegt aber darin, daß er die Gold- und Edelsteingruben von Minas Geraes mit dem Meere verbindet, und bei dem Mangel zu jeder Jahreszeit praktikabler Landstraßen aus Pernambuco, Bahia, Sergipe und Minas Geraes nach Rio de Janeiro, die Produkte dieser Provinzen mit der Hauptstadt verbindet. Vor der Hand ist für Brasilien noch immer das Meer die Haupt-Verkehrsstraße; darum ist jeder Weg so wichtig, der aus dem Innern zum Meere führt und die Regierung erfüllt nur eine ihrer wichtigsten Aufgaben, wenn sie gerade diese Lebensadern des Verkehrs genau durchforschen, für Verbesserungen vorbereiten und dadurch die Verbindungen der einzelnen Theile des ungeheuren Landes unter einander erleichtern läßt.

Der San Francisco entspringt auf der Westseite der im Süden von Minas Geraes liegenden Gebirge, fließt von dort bis zum 10. Grade S. Br. nördlich, also fast in gleicher Richtung mit der Ostküste des Landes, wendet sich dann schwach nach Osten und ergießt seine Wassermasse nach einem fast 300 Meilen langen Laufe bei San Antonio in's Atlantische Meer. Er trennt nacheinander die Provinzen Minas Geraes und Pernambuco von Bahia, und kurz vor seiner Mündung auch die kleinen Provinzen Sergipe und Alagoas als Grenzscheide. Seine Zuflüsse sind zahllos, seine Schnellen und Fälle, namentlich der Cachoeira de Paulo-Affonso, welchen der Kaiser auf seiner letzten Reise nach den Nordprovinzen besucht, berühmt.

Die Schifffahrt auf dem San Francisco bietet bedeutende Schwierigkeiten dar, die bis jetzt nur in der ureigenen Weise des Landes überwunden werden. Das Strombett zeigt eine fast fortlaufende Kette von Inseln, zwischen welchen hindurch sich das Boot und die Barke die Fahrstraße zu suchen hat. Von beiden Seiten sind die Zuflüsse außerordentlich zahlreich an Flüssen wie Bächen (Riachos) und dadurch ein regelmäßiges Fortschreiten in der Steigerung der Wassermasse veranlaßt, die indessen nicht in gleichem Maße die Fahrbarkeit bedingt. Diese aber muß erreicht werden, wenn man das so fruchtbare Innere des ganzen San Francisco-Stromgebietes erschließen will.

Die brasilianische Regierung hat in den Jahren 1852 bis 1854 den San Francisco durch den Civilingenieur Halfeld erforschen lassen, und zwar in dessen Laufe von dem Wasserfalle bei Pirapora und dem Zuflusse des Rio das Velhas bis zur Mündung in den Atlantischen Ocean, nördlich von Rio de Janeiro, unter dem 10.° S. Br. Sie hat diese Flußaufnahme veröffentlichen lassen, und in der von einem Deutschen, Eduard Rensburg, geleiteten kaiserlichen lithographischen Anstalt sind die Pläne und Karten gedruckt worden. Die Gesammtergebnisse sind in einem „Prachtwerk“ enthalten, das 1860 zu Rio erschien. Wir wollen nicht unterlassen, die Meinung auszusprechen, daß wir eine gewisse Barbarei darin finden, wenn solche Werke mit einem ganz unnützen Luxus gedruckt und dadurch so vertheuert werden, daß sie Hunderte von Thalern kosten, also für Privatleute und für die meisten öffentlichen Bibliotheken unzugänglich werden. Der Wissenschaft ist an einer solchen „Pracht“ gar nichts gelegen, und solche „Prachtwerke“ sind halbwegs unnütz. So hat man jüngst zur tausendjährigen Feier des russischen Reiches ein großes ethnographisches Werk in St. Petersburg gedruckt, das nur zwei hundert Thaler kostet, in großem Folioformat erschien und sich so unbequem liest, daß man sich unwillig abwendet. Die Bilder möchte man immerhin luxuriös ausstatten, wenn man will, aber die Texte sollte man in handlicherm Format geben, etwa wie bei dem großen Werke der Gebrüder Schlagintweit, obwohl auch an diesem der Luxus zu tadeln bleibt. Aber die Quartbände lassen

sich doch wenigstens lesen, und gelesen zu werden ist ja der Zweck eines Buches.

Bankerotte in England und Wales. Die Zahl derselben hat im Jahre 1862 sich auf die Ziffer von 9308 belaufen. Davon kommen 4104 auf London.

Geldertrag der Eisenbahnen in Großbritannien. Er betrug 1862 die Summe von 28,198,282 Pfund Sterling, und die befahrenen Strecken hatten zusammen eine Länge von 10,084 Miles.

Eine Bibelübersetzung in chinesischer Sprache ist von Albert Culbertson am 27. März 1862 zu Schanghai vollendet worden. Bisher waren noch nicht sämmtliche Bücher des Alten und Neuen Testamentes in die Sprache des Blumenreiches der Mitte übersetzt worden.

Dampfer zwischen China und Californien fahren jetzt regelmäßig, und zwar von Hongkong aus. Sie laufen bei Schanghai und in einem japanischen Hafen an. Das erste Schiff dieser Linie, die Scotland, traf am 23. December 1862 in San Francisco ein und hatte 1000 Tonnen Frachtgüter, zumeist Thee. Die Nordamerikaner haben sich auch hier wieder von den Engländern den Rang ablaufen lassen.

Aus Californien. Zu San Sacramento ist am 8. Januar unter großen Festlichkeiten mit dem Bau der californischen Abtheilung der großen Pacific-Eisenbahn begonnen worden. Für das Geld, welches in einem von fanatischen und stellenjagenden Yankees heraufbeschworenen Kriege bis jetzt schon vergeudet worden ist, hätten sechs Eisenbahnen von Mississippi bis zum Stillen Weltmeere gebaut werden können.

An Edelmetallen erhielt San Francisco im Jahre 1860 folgende Zufuhren: Aus Washoe etwa 6 Millionen; aus Oregon und dem Territorium Washington 3 Millionen; aus Britisch-Columbia 1½ Millionen; aus verschiedenen anderen nichtcalifornischen Gegenden 1,900,000; aus Californien selbst 36 Millionen, zusammen etwa 40,000,000 Dollars.

Das chinesische Zuckersorgho in Nordamerika fängt an unter den Ackerbauerzeugnissen eine immer wichtigere Rolle zu spielen. Wir erwähnten jüngst, wie beträchtlich die Ernte von dieser Getreideart im Staate Jowa ist. Jetzt lesen wir, daß im Staate Ohio 1862 nicht weniger als 15 Millionen Gallonen Syrup aus Sorgho gewonnen worden seien, halten aber diese Angabe für sehr übertrieben. Am 6. Januar ist zu Columbus in Ohio eine „Staats-Sorgho-Convention" abgehalten worden; das Programm, welches zu derselben einlud, meldet, daß von etwa 10,000 Ackerbauern 10 Millionen Gallonen Sorghosyrup geliefert worden seien (also schon 5 Millionen) weniger und daß die Gallone durchschnittlich mit einem halben Dollar bezahlt werde. Wichtig ist das Sorgho für die Papierfabrikation. Im Staat Illinois sind zwei Papiermühlen, welche nur Sorgho verarbeiten, und eine Zeitung, die Chicago Tribune, wird auf Sorghopapier gedruckt. In Ohio bereitet man aus Sorghokörnern ein Mehl, das jenem aus Buchweizen vorgezogen wird.

Einwanderung in Neu-York 1862. Nach dem amtlichen Berichte kamen an 105,385 (gegen 68,311 in 1861; 108,682 in 1860; 85,602 in 1859, und 84,226 in 1858) Köpfe. Von denen 1862 waren 76,306 Ausländer. Von 1847 bis Ende 1862 sind im Neu-Yorker Hafen nicht weniger als 2,811,916 ausländische Passagiere angekommen.

Die Herkunft der Einwanderer von 1862 war folgende: Irland 32,217, England 7975, Schottland 692, Wales 1062; Deutschland Gott Lob nur 20,740. Dänemark 1689 (meist Mormonen); Schweiz 1254; Frankreich 1188; Schweden 663; Italien 487; Holland 456; Belgien 195; Westindien 156; Spanien 124; Südamerika 92; Neuschottland 67; Polen 50; Rußland 46; Sardinien 39; Canada 33; Norwegen 22; China 15; Portugal 13; Mexiko 13; Sicilien 9; Griechenland 6; Türkei 3; Ostindien 1.

Aus Großbritannien sind während der leitverflossenen 15 Jahre eingewandert 1,586,188 Köpfe, wovon 1,165,035 aus Irland. Daraus erklärt sich, daß so Vieles im öffentlichen Leben und Treiben des Yankeelandes verwildert und an das smaragdgrüne Eiland erinnert.

Die Kohlenzufuhr in London betrug 1862 nicht weniger als 4,977,251 Tons und 2 Centner; sie war aber 1861 noch beträchtlicher gewesen, nämlich 5,227,774 Tons 17 Centner. Wie bedeutend der Kohlentransport für die Schifffahrt ist, ergiebt sich daraus, daß 1862 nicht weniger als 10,521 Kohlenfahrzeuge in London einliefen; sie brachten 3,442,402 Tonnen. Davon kamen aus Newcastle 3235 mit 1,180,534, aus Sunderland 2575 mit 1,024,475 Tonnen.

Die Volksmenge Algeriens, über welche wir neulich einige Angaben brachten, ist nach der jüngsten Zählung von 1862 auf 3,062,124 Köpfe gestiegen; das wären 470,769 mehr als 1856. Da aber eine solche Zunahme in sechs Jahren geradezu unmöglich ist, so muß die frühere Zählung in hohem Grade mangelhaft gewesen sein. Die Ziffer der seit 1856 eingewanderten Europäer beträgt nur 33,444 Köpfe.

Volksmenge im australischen Victoria. Sie ist trotz der starken Auswanderung nach den Goldgegenden von Neuseeland im Anwachsen. Die Zählung vom 30. September 1862 ergiebt eine Ziffer von 549,901 Köpfe, wovon 322,984 männlich und 226,917 weiblich.

Die Zufuhr von chinesischem Thee nach Europa ist im Jahre 1862 beträchtlicher gewesen als je zuvor. Dazu trug wesentlich der Umstand bei, daß Rußland jetzt auch in seinen Seehäfen die Einfuhr gestattet, während dieselbe früher verboten war. Es erhebt seit April 1861 von dem auf dem Seeweg eingeführten schwarzen Thee einen Zoll von zehn Silbergroschen, und hat in neun Monaten, bis zum Schlusse des Jahres, zwischen zehn und elf Millionen Pfund auf diesem Wege bezogen. Früher bezog es nur Karawanenthee.

Die chinesische Theeausfuhr wird, soweit Europa in Frage kommt, beinahe völlig durch England vermittelt, von wo die Vorräthe sich über andere Länder vertheilen. Während dasselbe 1861 die allerdings schon sehr beträchtliche Menge von 92,750,000 Pfund importirte, ist diese Ziffer im Jahre 1862 angewachsen auf 106,500,000 Pfund, wovon beinahe 79 Millionen Pfund auf den einheimischen Verbrauch von Großbritannien und Irland kommen.

Einfuhr von Gold und Silber in England.

	1861	1862
Gold . . .	12,650,735 Pfd. St.	20,412,941 Pfd. St.
Silber . .	6,497,526 „ „	10,104,725 „ „

Der Gesammtimport von edlen Metallen betrug demnach im Jahre 1861 nur 19,148,261, und 1862 die gewaltige Ziffer von 30,517,666 Pfd. St. Die Ausfuhren betrugen 1861: 20,158,728, und 1862: 27,607,498 Pfd. St.

Von den letzteren geht der größere Theil nach Asien, insbesondere nach Indien und China, die vorzugsweise Silber verschlingen, von welchem sie wenig oder nichts wieder herausgeben. Im ersten Halbjahre 1862 gingen z. B. aus England nach Bombay für 4,070,248 Pfd. St. an Gold und Silber, von letzterm nicht weniger als 3,693,765 Pfd. St.; nach Madras 268,000, Calcutta 458,000, Singapore 161,000, Pinang 27,000, Hongkong 794,000, Schanghai 547,000 Pfd. St. Ueber Marseille gingen in jenen sechs Monaten auch für 2,497,075 Pfd. St. nach Indien und China.

Die Hauptstadt von Barma ist nicht mehr Amerapura, sondern das etwas nördlicher liegende Mandelay. Dort haben die Engländer am 10. November 1862 einen Handelsvertrag mit dem König abgeschlossen, welcher ihnen das Recht giebt, einen Bevollmächtigten am barmanischen Hofe zu halten.

Das nordamerikanische Steinöl, über welches wir ausführliche Mittheilungen gebracht haben, war im Jahre 1860 ein im Welthandel ganz unbekannter Artikel, hat aber rasch eine solche Bedeutung gewonnen, daß schon im Laufe des Jahres 1862 nicht weniger als neun Millionen Gallonen nach Europa verschifft worden sind.

Fruchtbarkeit in Kalifornien. Daß dieses Land Früchte von riesigem Wuchse, z. B. ellenlange Möhren, liefert, ist bekannt. Im Oktober sandte ein Leser der Zeitung Alta California dem Herausgeber zum Geschenk drei Kartoffeln, welche einen Sack füllten. Jede derselben wog nicht weniger als zwanzig Pfund. Diese Angabe ist kein Yankeehumbug.

Der letzte Großmogul ist in den ersten Tagen des Novembers 1862, als Gefangener der Engländer, zu Rangun in Britisch-Barma gestorben, in einer hölzernen Hütte. Dieser weiland König

von Delhi, Mohammed Bahader Chan, wurde neunzig Jahre alt. So kläglich ist der Nachfolger Timur's, Baber's und Akbar des Großen ausgegangen. Das großmüthige England zahlte ihm eine monatliche Pension von einem Pfund Sterling, und eben so viel bekommt jedes seiner nachgelassenen Kinder!

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Im Jahre 1857 schickte die englisch-ostindische Regierung eine Gesandtschaft nach Afghanistan, an deren Spitze Major Lumden stand. Ein Bericht von dem ihr beigegebenen Arzte, Dr. Bellow, ist kürzlich in London erschienen. Er erzählt Folgendes: Wir kamen nach Kandahar. Einige Tage vor uns war dort ein Europäer eingetroffen; zuletzt hatte er sich in Herat aufgehalten. Seiner ausdrücklichen Erklärung zufolge war er kein Engländer, aber der Kronprinz hielt ihn offenbar für einen englischen Spion, und wurde in seinem allerdings unbegründetem Verdachte nur noch bestärkt, als der Fremde darauf drang, daß man ihn nach Bombay weiter reisen lassen solle. Der Mann sollte uns persönlich gegenüber gestellt werden, und vermittelst einer Unterhaltung in persischer Sprache (— von den Engländern scheint also keiner Deutsch verstanden zu haben!! —) erfuhren wir Folgendes: Er nannte sich Friedrich Wilhelm Yapurt (— dieser Name ist sichtlich unrichtig —), war 47 Jahre alt, aus Berlin gebürtig und hatte seine Vaterstadt vor etwa fünf und zwanzig Jahren verlassen. Ungefähr zwanzig Jahre lang trieb er sich in verschiedenen Ländern der Türkei umher, war auch im nördlichen Arabien, war reisender Arzt und sammelte Pflanzen. Nachdem er sich in Konstantinopel, Kairo, Aleppo, Jerusalem, Erzerum, Bagdad und vielen Städten Kleinasiens aufgehalten, war er nach Persien gegangen, hatte in Teheran als Schuhmacher seinen Lebensunterhalt erworben und unter anderm auch für den Obersten Rawlinson gearbeitet. Nun hatte er vor einem Jahre Teheran verlassen, um über Herat und Kandahar nach Bombay zu wandern. In Herat wurde er für verdächtig gehalten und eingesperrt, sehr grausam behandelt, mit Halsabschneiden bedroht, am Ende aber doch freigelassen, aber nackt und bloß, denn alle seine Habe wurde ihm innebehalten. Er ging zu Fuß nach Kandahar und litt unterwegs große Beschwerden, namentlich durch Kälte; die Zehen am rechten Fuße waren durch Frost verloren gegangen. Späterhin ließ ihn Dost Mohammed nach Kabul bringen, und wir konnten seitdem nichts mehr über ihn in Erfahrung bringen. Die Sipahis unserer Garde zuckten aber die Schulter und äußerten: Möge Gott ihn in seinen Schutz nehmen! — Er wird also wohl ein Opfer des Verdachts geworden sein.

Ein englisches Urtheil über Livingstone. Vor Kurzem erhielten wir eine Zuschrift von einem würdigen Gelehrten, der uns die Frage stellte, ob wir im Globus Nr. 30, S. 185 nicht ein allzuscharfes Urtheil über den Reisenden und Missionär Livingstone ausgesprochen hätten. Wir selber können uns der Antwort überheben, wenn wir ein englisches Blatt reden lassen, dessen Urtheil genau auf dasselbe hinausläuft, was wir früher gesagt haben.

Livingstone hat in einem Briefe, welcher in der Londoner geographischen Gesellschaft vorgelesen wurde, eingeräumt, daß es mit den von ihm so vielgerühmten Aussichten seiner Ostafrikanischen Mission nichts sei. Daran knüpft nun der „Examiner“ folgende Bemerkungen:

Er versprach uns Baumwolle, Zucker und Indigo, also Gegenstände, welche ein Wilder niemals producirt; wir haben natürlich weder Baumwolle, noch Zucker oder Indigo bekommen.

Er versprach uns Handelsverkehr, aber von einem solchen ist keine Rede, obwohl ein Konsul mit 500 Pfund Sterling Gehalt angestellt wurde.

Er versprach uns Bekehrungen zum Christenthum; aber er hat Niemand bekehrt.

Er sagte uns, das Klima sei gesund; aber ein Bischof und mehrere unserer vorzüglichsten Missionäre sind in den ungesunden Sumpfgegenden der Sambesi-Region umgekommen.

Mit einem Worte, die Tausende, welche von den Universitäten und von Seiten der Regierung bewilligt und verausgabt wurden, führten zu den unglücklichsten Resultaten. Es ist ohne Zweifel ein arger Mißgriff, die Gründung einer Mission und Kolonie zu versuchen unter Wilden, die weit abgelegen im Innern wohnen. Es war ein großer Fehler, die projektirte Kolonie in dem Gebiet einer andern europäischen Macht anlegen zu wollen. Denn Dr. Livingstone befand sich in Gegenden, welche seit Jahrhunderten portugiesisches Territorium gewesen sind. Das begriff er endlich.

Dann setzte er seine Hoffnungen auf den Rufuma, welcher die Grenze des portugiesischen Gebiets bildet, und in seinem Briefe beschreibt er eine Reise, welche er stromaufwärts gemacht hat. Seine Mittheilungen sind lehrreich.

Die Mündung des Rufuma liegt etwa 10 Grad südlich vom Aequator. Dr. Livingstone gebrauchte einen ganzen Monat, um in Kähnen eine Strecke von 150 Miles zurückzulegen; er machte also an jedem Tage etwa zwei Wegstunden. Dann kam er an Katarakten, über welche er nicht hinwegkonnte; seiner Annahme zufolge befand er sich damals noch etwa drei Tagereisen vom Nyassa-See entfernt und von der Stelle, welche er für Eröffnung eines Handelsverkehrs für zweckmäßig hält. Aber das sind Meinungen, denen jede sichere Unterlage fehlt. Er sagt nichts von einem Hafen an der Mündung des Stromes. Diese ist drei Viertel-Miles breit, aber nur für Boote fahrbar, welche nicht tiefer als 18 Zoll im Wasser gehen, und auch dieses nicht einmal das ganze Jahr hindurch.

Nachdem die Fahrt mit unbeladenen Booten einen Monat lang gedauert hat, ist Livingstone noch drei Tagereisen entfernt von dem See der Verheißung. Aber der Weg dorthin ist ungebahnt, die ganze Strecke mit Wald und Gebüsch bedeckt.

Das Land am Rufuma beschreibt Livingstone als grau; hin und wieder sieht man einen grünen Baum, und dann und wann in den Wäldern einen angebauten Fleck. Die ganze Gegend nahm sich wenig versprechend aus; aber, sagt er, es sei gerade Winterzeit gewesen. Doch haben wir niemals gehört, daß unter dem zehnten Breitengrade ein sehr erheblicher Unterschied zwischen Sommer und Winter stattfindet. Und was die Landesbewohner anbelangt, so erzählt der gelehrte, hochwürdige Herr Folgendes: „Durch das Gebiet einiger Stämme kamen wir unangefochten hindurch, aber eine andere Rotte dieser Strompiraten folgte uns, bis wir uns in einer engen Durchfahrt unter einem hohen Ufer befanden, und dann schossen sie mit Pfeilen auf uns. Wir hielten an, unterhandelten und gaben ihnen um des lieben Friedens wegen 30 Yards Calico. Während dieser Zeit befanden wir uns nur 40 Yards weit von einer Partie, welche Musketen und Bogen hatte und auf dem hohen Ufer stand. Wir fuhren weiter und hielten jene Leute für friedlich, dann aber bekamen wir eine Ladung aus Musketen, Kugeln und Pfeile, entflohen aber nicht, sondern erwiderten das Feuer. Da nahmen sie Reißaus.“

Hier, so sagt der Examiner, spielt unser Missionär, gerade so wie er es am Schire gethan, die Rolle Mohammed's, doch ohne solchen Erfolg. Wir fragen aber, aus welchem Grunde Dr. Livingstone die Leute, welche ihn angriffen, als Strompiraten bezeichnet? Uns scheinen sie ganz einfach Landeseinwohner zu sein, ungastlich, feindselig gesinnt, raubsüchtig und gar nicht geneigt sich zum Christenthum bekehren zu lassen.

Der Reisende will eine Art von Industrie bei ihnen angetroffen haben und äußert, sie hätten viel Getreide in den Wäldern aufgespeichert gehabt. Aber wie konnte er das wissen, da er gar nicht in die Wälder gekommen ist und mit den Leuten selbst nur in feindliche Berührung gerieth? Er behauptet ferner von einem Volke, von welchem er nur wenig sah und wenig erfuhr, es baue eine große Menge ölhaltiger Pflanzen. Die ganze Angabe wird wohl darauf hinauslaufen, daß er dann und wann ein Fleckchen Landes gesehen hat, das mit Sesam bestellt war, dessen Bau wenig Mühe kostet und der unter allen ölhaltigen Pflanzen den geringsten Ertrag an Oel giebt.

Er sagt ferner: „Man treibt viel Handel, denn die Kähne bringen Reis und tauschen dafür Salz ein; auch sahen wir nirgends größere Ebenholzbäume als am Rufuma.“ Wer hat aber jemals gehört, daß man viel Handel auf Kähnen treibt. Das Ebenholz ist kein wichtiger Handelsartikel; Großbritannien führt jährlich davon nur für etwa 20,000 Pfund Sterling ein. Wenn auch Ostafrika den ganzen Betrag liefern könnte (es liefert aber bis jetzt gar nichts davon), so wäre das Ebenholz noch keine Mission und kein Konsulat werth. Es ist tadelswerth, daß man über so winzige Dinge so große Worte macht. Dr. Livingstone ist ohne Frage ein Reisender von Talent, Unternehmungsgeist und vortrefflicher Leibesbeschaffenheit, aber es ist nun offenbar genug, daß bei ihm Eifer und Einbildungskraft weit stärker sind als sein Urtheil. Wir gelangen nun zu der Annahme, man werde ein auf seinen Rath und Antrieb begonnenes, aber aussichts- und hoffnungsloses Unternehmen jetzt endlich fallen lassen. —

Der Leser sieht, daß man in England jetzt sich genau so ausspricht und ganz dasselbe Urtheil fällt, wie wir schon längst im Globus. Daß auch ein Mann wie Richard Burton Livingstone's Pläne, welche im Sambesi-Lande verwirklicht werden sollten, einen großen Schwindel genannt hat, ist von uns schon vor einem Monat hervorgehoben worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Zweiter Artikel.*)

Das Dorf Mensa. — Die Hütten und die Kirche. — Der Berathungsbaum. — Eine tausendjährige Sykomore. — Die Leute in Mensa. — Die Frauen. — Ackerbau und Viehzucht. — Das Herdenleben im innern Südostafrika. — Rinderherden und Tränken. — Wanderzüge. — Schafe mit Fettschwänzen. — Milchgenuß. — Tabak. —

Das Dorf Mensa besteht aus ungefähr hundert Hütten. In dem südlichen Theile der Ortschaft liegt die größere Menge der Wohnungen; der nördliche Theil enthält deren kaum über dreißig. Die Hütten sind schlechter, als man sie sonst wo im Innern Afrikas findet.

Alle Völkerschaften, welche innerhalb des Regengürtels der afrikanischen Wendekreisländer leben, sind durch die Regenzeit belehrt worden, sich Wohnungen zu erbauen, welche wirklichen Schutz gewähren. Die Hütte des ägyptischen Fellah ist ein elender Bau aus Nilschlamm, oft nur zur Nothdurft mit Maisstroh überdeckt; die Wohnung der Nubier ist gewöhnlich ein würfelförmiger Bau aus Durrahstroh, mit niedriger Thür, ohne Fenster. Diese Bauart genügt für die regenlosen Länder des untern Nilgebiets, in den regenreichen Tropen ist sie durch eine bessere verdrängt worden. Dort wohnt man im Tokhul, der in ganz Mittelafrika weit verbreiteten, gewöhnlichen Behausung. Sie ist ganz geeignet, allen Unbilden des Wetters Trotz zu bieten. Auf einer kreisrunden Hecke aus Pfahlwerk und Durrahstroh erhebt sich aus denselben Stoffen ein kegelförmig gestaltetes Dach, welches vollkommen wasserdicht ist. Dornengezäun umhegt es zum Schutze gegen Raubthiere oder auch gegen die freßwüthigen Kameele, welche sonst die Hütte bis auf das Pfahlwerk verspeisen würden; Straußeneier schmücken die Spitze. Manche der freien Negerstämme zieren es noch außerdem in mannigfach verschiedener Weise. Die Hassanie, ein Hirtenvolk am Weißen Nil, hausen in zierlichen, über dem Boden auf Pfahlwerk ruhenden Hütten, deren Dach und Wände aus gut geflochtenen und geschmackvoll ausgeputzten Matten, welche ebenfalls dem Regen widerstehen, gebildet werden. Und selbst die Zelte der Wanderhirten sind wasserdicht. Die Mensa scheinen von einer ihrer Heimath entsprechenden Wohnung keinen Begriff

Bewohnerinnen von Mensa.

*) Vergleiche Globus Nr. 30 S. 161 bis 171; der dritte und letzte Artikel folgt in der nächsten Nummer.

zu haben. Formen- und Farbensinn gehen ihnen gänzlich ab; Bequemlichkeit ist ein Wort, dessen Sinn sie gar nicht verstehen.

Alle Behausungen der Mensa sind backofenartige Hütten aus wirr durch- und übereinandergeworfenem Reisig. Biegsame, ziemlich starke Schößlinge bilden ein Gerüst, über welches man Reisholz schichtet. Niemals giebt man sich Mühe, den erbärmlichen Bau so zu dichten, daß er als Schutz gegen das Wetter angesehen werden kann. Der Rauch findet freien Abzug, der Regen ungehinderten Zugang. Eine kleine, niedrige Thür führt in's Innere des hohlen Reiserhaufens. Hier gewahrt man dieselbe Unfertigkeit wie außen. Anstatt des weichen, federnden Ankharéb, einer ganz vortrefflichen, über den Boden erhöhten Lagerstätte aus Holz- und Flechtwerk, sieht man einen elenden Schlafplatz: aneinander gereihte Stäbe, welche auf Querhölzern ruhen, die ihrerseits wieder von oben gegabelten Pfählen getragen werden. Diese Bettstätte ist in der Regel mit einer Hütte in der Hütte, mit einem laubenähnlichen Bau aus Reisern, überdacht, nicht aber überdichtet, denn der Regen durchnäßt auch den hier Schlafenden, als ob er gar keine Bedachung über sich habe.

Außer einigen irdenen Töpfen, dem unentbehrlichen Reibstein, auf welchem das Getreide zerkleinert wird, einem großen topfartigen Getreidespeicher aus lufttrockenem Schlamm, einer Axt, welche wegen ihrer Unbrauchbarkeit geradezu die Lachlust herausfordert, und einigen Schläuchen und Ledersäcken sieht man keine Geräthschaften im Innern der Hütte.

Ungleich besser sind diejenigen Wohnungen in Mensa, bei deren Bau die Natur selbst mit thätig war: Höhlungen unter und Klüfte zwischen den großen Blöcken in der Nähe des Dorfes, welche eben nur überdacht oder umkleidet zu werden brauchten.

Eine niedere Dornenhecke pflegt die Wohnungen einer Familie oder mehrere Hütten zugleich zu umschließen. Gewöhnlich ist ein Platz innerhalb der Umzäunung zu einem Gärtchen hergerichtet. In ihm baut man ausschließlich Tabak; denn dieses edle Kraut rauchen und kauen beide Geschlechter unserer Gebirgsbewohner leidenschaftlich gern.

Mensa besitzt nur Ein öffentliches Gebäude, die Kirche. Sie ist eine Hütte von etwas anderer Bauart, obwohl sie das Gepräge der hier üblichen Baukunst nicht im Geringsten verleugnet. Ihre Lage ist anmuthig. Sie liegt beinahe versteckt zwischen Grabhügeln, deren blendend weiße Kegel auf weithin schimmern. Das Innere des Gotteshauses betrat ich nicht, weil der Zugang nur Sonntags gestattet ist und ich an den verschiedenen Sonntagen krank oder sonstwie verhindert war.

Weit wichtigere Orte als die Kirche sind einige Bäume im Dorfe, unter denen vom Morgen bis zum Abend wenigstens Einige der edlen Bewohner des Dorfes anzutreffen sind, scheinbar in ernsten Geschäften. In der That werden unter diesen Bäumen die der Gesammtheit wichtigen Dinge berathen, und sie sind somit gewissermaßen mit unseren Rath- und Gerichtshäusern zu vergleichen. Zwischen beiden Theilen der Ortschaft steht eine tausendjährige Sykomore, in deren Schatten das ganze herzogliche Lager mitsammt den 40 Kameelen, 20 Maulthieren und dem an diesen Thieren hängenden Troß Platz gefunden haben würde. Ich erwählte deshalb vor allen anderen Orten den Platz unter der Sykomore zu unserm Lager, und bat meinen rasch gewonnenen Freund Fillipini, dort die bereits erwähnten Strohhäuser aufrichten zu lassen. Unser Vorhaben wurde jedoch verhindert. In feierlichem Zuge erschienen die Alten des Dorfes, um uns zu bitten, diesen Baum nicht zu verunheiligen. So lange Mensa gestanden, habe er zu Versammlungen des ganzen Stammes seinen freundlichen Schatten geboten, und jeder Mensa sähe ihn als einen heiligen Ort an. Die Leute sprachen so ernst und würdig, und ich kannte von meiner ersten Reise her die Ehrfurcht der Innerafrikaner vor derartigen Bäumen und bezüglich die Folgen einer Verletzung solcher Ehrfurcht so gut, daß ich nach einigen vermittelnden Worten ohne Weiteres von meinem Vorhaben abstand. Es beleidigte mich auch nicht im Geringsten, als ich später sehen mußte, daß unter demselben Baume die pöbelhafte Jugend des Dorfes sich herumflegelte, oder Rinderherden Mittagsruhe hielten, denn ich hatte es sehr wohl verstanden, daß nur wir, Heiden oder Ketzer in den Augen der Mensa, den Baum verunheiligt haben würden.

Noch weit wichtiger als die Berathungsbäume sind, ist ein Ort in der Nähe des Dorfes: die Stelle unterhalb des letzten Felsenwalles im Thale, auf welcher das oben erwähnte Wässerchen zu Tage tritt. Es ist ein ganz reizender Ort. Das Gebirge entfaltet neben und um ihn seine ganze Pracht. Das nie versiechende Wasser hat tropische Fülle in's Leben gerufen und erhalten. Ein fast oder ganz undurchdringliches Dickicht umgiebt das Bett des Bächleins. Hohe Bäume, namentlich Sykomoren, verleihen ihm einen ewigen Schatten. Nur wenige Lichtstrahlen stehlen sich zwischen den Zweigen dieser Bäume hindurch bis zum Wasser. Das Licht blitzt und glitzert in den Kronen der Bäume, spielt mit den an den äußersten Zweigen schwankenden Webervogelnestern. Morgens und Abends klingen tausend und andere tausende von Vogelstimmen in das heimliche Dunkel hinein. Den heisern Ruf der Glanzdrossel, welche ihr Prachtgefieder im Strahl der Sonne spiegelt, übertönt der Flötenruf des Würgers, das dumpfe Heulen der Helmvögel, das Ruckſen, Girren der Tauben. Zwergantilopen und Frankolinhühner schleichen durch's Gebüsch; Abends kommt der stolze Agaseen (eine mehr als hirschgroße Antilope), Nachts Pardel und Löwe hierher zur Tränke. Aber das Thierleben ist nicht das, was ich hier schon schildern will: auch der Mensch belebt diese heimliche, fort und fort segenspendende Stelle, welche seine Ansiedelung oben auf der Höhe erst möglich macht, von Morgen bis zum Abend. Hierher zieht der Mensa namentlich in den Früh- und Abendstunden in langen Reihen. Das schattige Bett des Wässerchens ist der allgemeine Brunnen, der Wasch- und Badeplatz, die Tränkstelle der Herden. Höchst sonderbare Auftritte, Stellungen, Lagen sieht man hier. Zimperliche Leute finden Gelegenheit zum Erröthen; denn manche Blöße wird hier offenbar. —

Ich weiß nicht mit Bestimmtheit anzugeben, zu welchem größern Volksstamme die Mensa eigentlich gezählt werden müssen. Der Sprache nach rechnet man sie zu den Tigré; doch sind die Sprachforscher darüber noch nicht ganz einig. Mich hat es von jeher ziemlich gleichgültig gelassen, von woher ein Volk oder Mensch stammt; ich betrachte mir das eine wie den andern, wie es oder er ist. Das habe ich denn auch diesmal gethan.

Die Mensa sind schöne, wohlgebaute und wohlgebildete Menschen von licht- bis dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge ähneln denen der Kaukasier mehr als denen der eigentlichen Neger. Das Haar ist etwas gekräuselt, nicht aber wollig; der Bart ist schwach. Blendendweiß sind die Zähne. Die Männer sind durchgängig schöner als die Weiber.

Beide Geschlechter kleiden sich höchst einfach. Die Männer tragen kurze Beinkleider, welche durch einen Gurt festgehalten werden, und ein langes Tuch, welches um die

Mensaer in ihren Wohnungen.

Schultern geworfen wird und Nachts als Decke dient. Häufig ist dieses Tuch das einzige Kleidungsstück; es wird dann wie ein Schurz um die Lenden geschlagen. Sandalen tragen nicht Alle; denn Viele laufen barfuß. Die Knaben gehen bis in's fünfte, sechste Jahr fast oder ganz nackt und lassen sich auch das Haupthaar bis auf eine Stirnlocke abscheren. Aeltere Männer putzen sich das edle Haupt in derselbe Weise, wie der *Hamadryaspavian* sich trägt. Sie krämpen den mittlern Theil aufwärts und flechten das Uebrige ringsum in hunderte von kleinen Zöpfchen. Eine oder zwei lange, geglättete Holznadeln stecken in dem krausen Gelock und dienen dazu, die Ruhe und Ordnung unter der zahlreichen Bewohnerschaft des Filzes herzustellen. Am linken Oberarme wird regelmäßig ein kurzes Dolchmesser befestigt. — Die Frauen sind nach denselben Grundsätzen, aber doch sehr verschieden gekleidet. So lange das Mädchen unverheirathet ist, umhüllt es die Schenkel mit dem *Rahhad*, einer Schürze, welche aus vielen hundert schmalen Federstreifen besteht, schert sich das Haar theilweise, oder flechtet es in langherabhängende dünne Zöpfchen, und schmückt sich die Handgelenke und die Knöchel mit silbernen Spangen oder wenigstens mit Ketten aus Glasperlen, zuweilen auch die Nase — wie die Ohren — mit silbernen Ringen. Am Tage der Verheirathung zerschneidet der Ehemann den Rahhad und giebt seiner Gattin dafür ein etwas reicheres Umschlagetuch, als er selbst trägt, und ein Paar Sandalen. Später wird das Tuch oft mit einem weich gegerbten, viereckig zugeschnittenen Rindsleder vertauscht, welches so um den Leib geschlagen wird, daß die Enden vorn übereinander liegen. Die Haut ist steif, liegt schlecht an und sieht häßlich aus. Einzelne Frauen, wohl nur die der Reicheren, sind besser und anständiger gekleidet; sie verhüllen sich auch das Gesicht mit ihrem Tuche oder mit einem Schleier, wenn sie einen fremden Mann gewahren; sie haben von den Frauen der Türken und Araber Einiges angenommen. — Ob die Frauen sich Lippen und Augenwimpern färben, wie die Sudahnesinnen es thun, weiß ich nicht; ich habe nichts Derartiges beobachtet.

Trotz der Höhe ihres Gebirges sind die Mensa ächte Kinder der Tropen. Sie wachsen auf, wie wassergesättigte Pflanzen unter der Sonne der Gleicherländer aufschießen. Die Mädchen sind mit dem zwölften bis vierzehnten Jahre erwachsen. Bereits im Alter von zehn bis elf Jahren beginnt sich ihre Büste zu entwickeln; im Alter von 13 Jahren sind sie zur vollendeten Jungfrau gereift. Aber ihre Blütezeit welkt rasch dahin. Schon mit dem dreißigsten Lenz ihres Lebens sind ihre Reize verblichen, und der leider auch jetzt noch entblößte Busen hat mit dem des dreizehnjährigen Mädchens keine Aehnlichkeit mehr. Mit dem 35. Lebensjahre rückt das Weib in die Zahl der Altgewordenen ein. Der Mann reift später, erhält sich dafür aber auch seine Vollkraft bis in's 40. und 45. Jahr. Im Ganzen scheint das Völkchen ein gesundes und hohes Alter zu erreichen. Greise von 60 bis 70 Jahren sollen keine Seltenheit sein.

Die Mensa sind vorzugsweise Viehzüchter, ihr ganzes Leben hängt von dem ihrer Herden ab. Getreidebau betreiben sie nur der höchsten Nothdurft halber und keineswegs in besonderm Umfange. Einige Stellen unten im Thale sind zu Feldern umgewandelt worden, und auf ihnen baut man während der kleinen Regenzeit Getreide, nämlich *Durrah* oder Kafferhirse; mit Beginn der großen Regenzeit wird die Hochebene in unmittelbarer Nähe des Dorfes bestellt. Man reißt mit einem überaus einfachen Pfluge Furchen in den Boden und streut in diese Durrahkörner ein; nachher läßt man die Natur das Weitere besorgen und bekümmert sich erst dann wieder um die Saat, wenn die Pflanze bereits den Kreislauf ihres Lebens durchgemacht und ihre schweren Halme der brechenden Hand entgegenneigt. Nur die Vögel des Himmels machen den Leuten oft recht zu schaffen. Vor allen sind es die *Webervögel*, welche in unzähligen Scharen in der reifenden Frucht einfallen und nach Art unserer *Sperlinge* ihren Zoll erheben. Zur Verscheuchung dieser Gäste müssen eigene Wachen ausgestellt werden. Schlimmer noch ist es, wenn sich *Affen* in der Nähe der Felder zeigen. Sie verlangen die angestrengteste Wachsamkeit und gar nicht selten ernst-

Ackerpflug.

Waldvegetation in Mensa.

haften Kampf, wenn ihr boshaftes Treiben vereitelt und dem Greuel ihrer Verwüstungen Einhalt gethan werden soll. Die Affen würden in der That, ließe man sie gewähren, alle Hoffnungen auf die Ernte vernichten.

Gleichwohl will alle Arbeit, welche der Feldbau verursacht, wenig bedeuten gegen die Mühe und Aufmerksamkeit, welche die Viehzucht beansprucht. Wie bei den Nomaden des Innern dreht sich die ganze Wissenschaft des Lebens unserer Leute einzig und allein um die Erhaltung und Vermehrung der Herden. Den Umgang mit Vieh lernt der Mensa von Jugend auf. Schon als Knabe folgt er dem Vater oder dem ältern Bruder auf seinen Zügen mit der Herde, und als Jüngling bekommt er diese unter eigene Obhut. Der Mensa hält sich um so verständiger, je besser er mit Vieh umzugehen versteht, und er achtet sich um so glücklicher, je zahlreicher seine Herde ist. Die Zahl seiner Rinder bedingt seinen Wohlstand und seine Stellung im Staat oder richtiger im Volke.

* * *

Es scheint mir geboten, hier einmal von der mir gestellten Aufgabe abzuschweifen, um dem mit den innerafrikanischen Verhältnissen weniger vertrauten Leser überhaupt einen Begriff von dem Herden- und Hirtenleben jener Länder zu geben. Die Verhältnisse sind hier so ganz anders, als bei uns zu Lande, daß sie wohl eine allgemeine Berücksichtigung verdienen.

Innerafrika ist überaus reich an Hausthieren, und zwar an Rindern, an Ziegen und an Schafen. Die Rinder stehen bei allen Volksstämmen des Innern in höchster Achtung. Ein Sudahnese z. B. nimmt es gar nicht übel, wenn man ihm den Ehrentitel „Ochse“ giebt; „denn“, sagt er, „der Ochse ist ein kräftiges, starkes und nützliches Thier, und ein Mensch, welcher die gleichen Eigenschaften besitzt, ist rühmenswerth.“ Bei den festansitzenden Innerafrikanern kommt die Rinderzucht jedoch nirgends zur vollständigsten Entwicklung. Sie bedingt ein Wanderleben der Leute, und ein solches führen alle Stämme, welche im wirklichen Sinne Viehhirten sind. Ein solches führen auch die Mensa.

Als der Ostsudahn durch die Türken unterjocht wurde, sahen diese zu ihrem höchsten Erstaunen ungeheure Herden der nützlichen Hausthiere von einem Orte der Steppe zum andern ziehen. Sie beschlossen sofort, solchen Reichthum in der ersprießlichsten Weise zu nützen. In Folge der nach Egypten gesandten Berichte kam Mohammed-Ali auf den Gedanken, den vollen Bedarf an Zugthieren und Schlachtvieh aus dem Ostsudahn zu entnehmen. Man erhob also Tribut von den Nomadenstämmen und führte jahrelang nach einander zahlreiche Herden von Ostsudahn nach Egypten aus. Die Zahl der auf diese Weise dem Lande entzogenen Rinder kann keiner Schätzung unterliegen; doch wird man nicht irren, wenn man sie auf mindestens eine Million anschlägt. Auf dem weiten und beschwerlichen Wege längs des Nils gewahrt man heute noch in allen unfruchtbaren Gegenden Nubiens Marksteine jener Zeit, die Gerippe der aus Mangel an Nahrung und in Folge der Anstrengung gestürzten Rinder. Zuweilen bedecken sie den genommenen Weg meilenweit, so daß man nach ihnen sich richten kann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Knochen von mehr als 10,000 Rindern im Sande der Nubischen Wüste bleichen. Demungeachtet übersteigt die Anzahl der Rinder, welche die Bewohner Ostsudahns besitzen, alle Vorstellungen. Die größten unserer Rittergutsbesitzer und Viehzüchter erscheinen in diesem Punkt arm gegenüber einem der unbemittelteren Sudahnesen.

Nahe dem Dorfe Melbes in Kordasahn tieft sich die Steppe zu einem weitem Kessel ein, in dessen Grunde man Brunnen an Brunnen angelegt hat, einzig und allein zu dem Zwecke, die täglich hier während der Mittagszeit zusammenströmenden Herden zu tränken. In diesem Kessel habe ich mehr als einen Monat lang vom frühen Morgen an bis zum späten Abend und während der ganzen Nacht hindurch ein kaum zu beschreibendes Gewühl von Menschen und Herden beobachtet. Neben jedem Brunnen hatte man 6 bis 8 flache Tränkteiche aufgebaut, große, natürliche Tröge, welche mit thoniger Erde eingedämmt sind. Diese Tröge wurden alltäglich gefüllt und von den zur Tränke kommenden Herden vollständig wieder geleert. In den Mittagsstunden sah man Nichts als eine ununterbrochene Masse von eifrig sich hin- und herdrängenden Thieren, zwischen denen hier und da eine dunkle Mannesgestalt hervorragte. Die dann versammelten Rinder erschienen als eine braune, wogende Masse, über welche sich ein Wald von Hornspitzen erhob. Von den dazwischen hin- und hergehenden Männern war oft keine Spur mehr zu entdecken; das Braun wurde die einzige hervortretende Farbe. Der ganze Tränkplatz glich einem Stall, in welchem seit Monaten kein Reinigungswerkzeug in Bewegung gesetzt wurde. Ungeachtet der dörrenden Sonne lag der Koth überall mehr als fußtief auf dem Boden; nur die Tränkteiche wurden sorgfältig rein gehalten. Unmöglich erscheint es mir, die Menge der Rinder, welche hier versammelt waren, zu schätzen: ich bezweifle aber, daß hier täglich ihrer weniger als 60,000 Stück zusammen kamen.

Einen so großen Reichthum besitzen die Mensa nicht; ihre Herden sind jedoch immer noch höchst ansehnlich, und manche von den Leuten, welche in einer der beschriebenen erbärmlichen Hütten herrschen, nennen 5 bis 6000 Rinder ihr Eigenthum.

Das Rind der Mensa gehört zu der Art und Rasse, welcher die Naturforscher den Namen „afrikanischer Buckelochse“ gegeben haben. Es ist ein schönes, wohlgebautes, kräftiges Thier, besonders durch die gewaltigen, weitgestellten Hörner ausgezeichnet, und unter den afrikanischen Rindern genau Dasselbe, was die Schweizerkühe unter unseren Rassen: ein Geschöpf, bei welchem das Gebirgsleben alle Fähigkeiten geweckt und zur höchstmöglichen Stufe ausgebildet hat. Der Sanga, wie dieser Ochse genannt wird, ist ein äußerst geschicktes, gewandtes und bewegliches, dennoch aber höchst gutmüthiges, lenksames Thier, welches Jedermann gefallen muß. Aber dem Fremden gegenüber zeigt es sich ängstlich; so lange es die gewohnten Gestalten seiner Hirten um sich hat, ist es das ruhigste und beste Rind, welches ich überhaupt kenne.

Eine zahlreiche Viehherde der Mensa gewährt einen wirklich prachtvollen Anblick, man mag ihr begegnen wo man will. Wenn die Rinder weiden, klettern sie zerstreut auf den Berghängen umher, leichtfüßigen Antilopen vergleichbar; wenn es aber zur Tränke geht, oder wenn die Herde nach der vielleicht gerade nahrungsreichen Samchara hinabgetrieben wird, zieht sie im dichtgedrängten Zuge dahin, nicht selten Viertelstunden lang das enge Thal erfüllend. Einer der stattlichsten Mensa im vollen Waffenschmucke schreitet lockend und rufend den Rindern voraus; ihm folgen die lasttragenden Ochsen, bepackt mit den obengenannten Lederschläuchen, mit biegsamen Stäben, welche zum Aufbau der Hütte, zur Herstellung des Bettes und sonstwie verwendet werden, mit Lederhäuten, Töpfen u. dergl., oder beritten von der Frau des Herdenbesitzers, welche auf

dem Rücken des Ochsen die regelmäßige Wanderung zurückzulegen pflegt. Hinter diesem Stärksten und Bevorzugtesten der Herde folgen die übrigen Rinder in buntem Gewimmel, und hier und da wandelt zwischen ihnen eine der dunklen Mannesgestalten dahin, so recht in der Mitte der Herde, als bester Beweis von dem innigen, brüderlichen Verhältniß, welches zwischen Hirt und Herde stattfindet. Den langen Zug beschließen die jüngeren männlichen Glieder des Herdenbesitzers. Hunderte von Vögeln umschwärmen die wandernde Herde, namentlich der Madenhacker und während des Winters die Schafstelze sind regelmäßige Gäste dabei. Die ersteren klettern wie Spechte auf den Thieren hin und her, oder an ihnen auf und nieder, hängen sich unten am Bauche an, klettern am Hals empor, setzen sich auf dem Kopf, auf der Firste des Rückens nieder, lesen überall die Kerfe auf, welche die Rinder belästigen, und werden als nützliche Schmarozer von diesen gern geduldet. Die letzteren laufen zierlichen Ganges neben der Herde einher, ohne sich auf dem Rücken der Thiere niederzulassen, fliegen, wenn ihnen die Rinder zu schnell voraneilten, behend ihnen nach, setzen sich auf den nächsten Bäumen nieder, und die Männchen singen dann flugs ihren lieblichen Gesang von da oben herunter und eilen wiederum den inzwischen weitertrabenden Gastgebern nach. Auch der Gebirgs- oder der Wüstenrabe halten sich gern bei den Rindern, und diese sind so von den guten Diensten der Vögel überzeugt, daß sie auch ihnen ohne Weiteres die Gastfreundschaft gewähren.

Zwei Mal im Jahre wandern die Mensa von der Höhe ihres Gebirges zur Tiefe der Samchara hernieder, und von dort wiederum nach oben empor, ziehen also vier Mal im Jahre von einem Orte zum andern. Dies geschieht, um die Weide allüberall bestmöglichst auszunützen. Nach dem ersten Regengusse kleidet sich die tiefere Samchara in ein frischgrünes Gewand; in allen Niederungen deckt dann ein zartes, saftiges Gras den Boden, und im Schatten der Gebüsche schießen nahrungsreiche Kräuter auf. Diese und der Grasteppich bilden die Weide, welche die Mensa jetzt aufsuchen. Das nöthige Gepäck wird den stärksten Ochsen aufgeladen, und in langen Reihen ziehen die Herden vom Gebirge hernieder, eine nach der andern. Unten in der Ebene sammeln sich die Besitzer an den gewohnten Plätzen, bessern den schon vor Jahren gebildeten Dornenzaun aus oder erbauen sich eine neue Seriba, errichten innerhalb derselben ihre Hütten und führen von hier aus ihr Vieh nach den Weideplätzen. Mit der zunehmenden Dürre ziehen sie sich mehr und mehr gegen das Gebirge hin, in welchem es noch regnet, wenn unten schon längst Alles verdorrte, weiden erst in den fernliegenden Thälern und rücken allgemach höher und höher zu ihrem Dorf empor. Auch im Gebirge haben sie ihre feststehenden Seribas oder wenigstens bestimmte Hirtenplätze. Wenn man eine der Bergspitzen ersteigt, sieht man überall diese Plätze grün heraufschimmern. Sie sind stets so gewählt, daß das Vieh in der nächsten Nähe Weide findet und Nachts ein möglichst bequemes Lager hat. Man hat alle Gebüsche niedergeschlagen oder weggebrannt und so eine Ebene geschaffen, welche durch den reichlich hier aufgespeicherten Dünger zu besonderer Fruchtbarkeit befähigt wird und nach dem Abzuge der Herden mit üppigem Grase sich dicht bedeckt. Während der trockenen Zeit halten sich die Herden stets im Gebirge auf, und je mehr die Dürre überhand nimmt, um so höher steigen sie in ihren Bergen empor. Der erste Regen, welcher fällt, ist jedes Mal das Zeichen zum Niedergange, der letzte das zum Emporsteigen.

Die Mensa hüten ohne Hunde. Ihre Rinder sind so gut gezogen, daß sie jedem Rufe Folge leisten. Von Jugend auf gewöhnt, mit ihrem Hirten in innigster Gemeinschaft zu leben, erkennen sie diesen willig als ihren Führer an und folgen ihm auf Schritt und Tritt. Der Hirt seinerseits thut Alles, um das Freundschaftsverhältniß zur Vollkommenheit zu bringen. Er lenkt seine Herde mit guten Worten, und denkt niemals daran, ein störriges Stück durch Härte zu zwingen. Eine Schleuder, wie die spanischen Hirten sie tragen, oder eine Peitsche, wie die unsrigen sie führen, sind ihm unbekannte Dinge.

Mit Tagesanbruch verläßt der Mann rufend und lockend die Seriba und hinter ihm folgt die blökende Herde. Bis gegen Mittag hin durchzieht der Hirt mit seinen Thieren gemächlich ein bestimmtes Gebiet, dann geht er der Tränke zu. Hier verweilen die durstigen Rinder mehrere Stunden, lagern sich, um wiederzukäuen, und zeigen dann durch erneute Freßlust die Zeit des Aufbruchs an. Die übrigen Nachmittagsstunden sind wieder der Weide gewidmet, und mit Sonnenuntergang trifft die ganze Herde bei der Seriba ein. Innerhalb dieser sieht man jetzt unzählige Feuer, vor jeder Hütte eins, dazu bestimmt, runde, glatte Steine möglichst zu erhitzen. Beim Eintreffen der Herden haben diese Steine bereits den nöthigen Grad von Wärme erlangt, und nun faßt jede Melkerin einen derselben vermittelst zweier Holzstäbe, wirft ihn in ein geflochtenes Gefäß, und eilt den milchgebenden Kühen zu. Der Stein erhitzt die ohnehin warme Milch beinahe bis zum Siedepunkte, giebt ihr aber zugleich einen räucherigen, dem Neuling unausstehlichen Geschmack. In den Augen der Mensa freilich gilt lauwarme oder kalte und ungeräucherte Milch nur halb so viel als die nach ihrer Art besonders wohlschmeckende, heiße und räucherige, und zudem glauben sie, daß nur so abgekochte Milch sich längere Zeit frisch erhalte.

Nach dem Melken thun sich die Rinder im Innern der Seriba nieder, und fünf bis sechs Feuer, welche die ganze Nacht hindurch unterhalten werden, und die jetzt zur Geltung kommenden Hunde schützen sie hinlänglich vor etwaigen Angriffen der Raubthiere. Mich hat es Wunder genommen, die Mensa so wenig über den Schaden klagen zu hören, welchen der Löwe allen innerafrikanischen Viehzüchtern anthut. Im Ostsudahn ist der Zoll, welchen der König der Wildniß erhebt, ein sehr empfindlicher; denn der Löwe bethätigt dort fast allnächtlich seine beiden arabischen Namen: Saba, der Würger der Herden, oder Assed, der Aufruhr-Erregende. Er wandert den Nomaden nach, wohin sie sich auch wenden mögen, zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt wiederum mit ihnen zu den wasserreichen Niederungen zurück; er ist den Herden überall auf den Fersen. In den Bogosländern fürchtet man den Leopard, welcher das Großvieh in Ruhe läßt und nur das Kleinvieh angreift, ungleich mehr als den Löwen. Die Seribas der Mensa sind im Vergleich zu den Umzäunungen der Sudahnesen dürftig und schlecht, und gleichwohl klagen die Mensa nicht über das gewaltige Raubthier. Die Hyänen dagegen, welche allnächtlich die Hirten in ebenso großer Anzahl umschleichen, als sie in der Nähe der Dörfer sich einfinden, fürchtet Niemand. Die Mensa kennen ihre Feigheit so gut, daß sie die widerlichen Räuber höchstens verachten.

Bei Gelegenheit der Herden muß ich noch einer Thierordnung gedenken, welche regelmäßig in deren Nähe sich einfindet, der Fledermäuse nämlich. Heuglin's hübsche Beobachtung, daß diese Thiere den Herden überall nachfolgen, fand ich vollkommen bestätigt. Die Fledermäuse wandern den Herden nach wie die Schakale dem Löwen; aber dies geschieht keineswegs in der bösen Absicht, in

welcher die Blattnasen Amerikas Pferde und Maulthiere verfolgen, sondern der Kerbthiere, namentlich der Fliegen halber, welche jede Herde in Unmassen umschwärmen und den Fledermäusen Nachts gute Jagd versprechen. Ehe die Herden in der Nähe des Dorfes angekommen waren, sah man nur selten Abends eine Fledermaus; an demselben Abend aber, wo die Herden zum ersten Mal in einer Seriba in der Nähe des Dorfes lagerten, tummelten sich Hunderte von Flatterthieren in der Luft herum. —

Außer den Rindern halten die Mensa auch Ziegen und Schafe, jedoch nur in geringer Zahl. Das Kleinvieh gehört in ganz Mittelafrika zu den beliebtesten Hausthieren. In Kordofahn und am Weißen Flusse begegnet man äußerst zahlreichen Herden, in den Urwäldern, an den Flüssen nicht minder; auch in der Samchara trifft man mit ziemlich starken Ziegenherden zusammen. Im bunten Gedränge belebt das neckische Volk die dunklen Hügel, vertheilt sich weit über die dürren Ebenen, umlagert alle Brunnen und umblökt jede Hütte. Familien nomadisiren der Ziege zu Gefallen; kleine Zeltdörfer entstehen und vergehen ihretwegen. Nicht so ist es in Mensa. Hier wendet man dem Rind alle Kräfte zu und hält das Schaf und die Ziege nur nebenbei. Blos der Arme, welcher es noch nicht zu einer Rinderherde gebracht hat, oder der in Mensa ansässige Weiße züchtet Ziegen und Schafe, der ächte Mensa ist viel zu stolz dazu. Und daher kommt es denn auch, daß man der Ziege zu Gefallen nicht wandernd umherzieht, wie des Rindes wegen. Für das Kleinvieh erbaut man neben der Wohnung einen Stall, welcher nur dadurch von der Hütte des Gebirgsbewohners sich unterscheidet, daß er fester und schöner gebaut ist als diese — des Leoparden wegen, welcher recht wohl weiß, was der Stall beherbergt. Ungeachtet dieser Vernachlässigung wird die Ziege beinahe ebenso vielfach benutzt, als das Rind. Man trinkt ihre Milch, ißt ihr Fleisch und verwendet endlich ihr Fell zu allerhand Schläuchen, Kleidungsstücken, z. B. dem früher erwähnten Nahhad oder der Jungfernschürze u. s. w.

Rinderhirt in Mensa.

Es ist natürlich, daß das ganze übrige Leben der Mensa mit der Viehzucht zusammenhängt. Die Nahrung unserer Leute ist weniger als bei den übrigen Innerafrikanern eine pflanzliche, vielmehr eine größtentheils thierische. Zwar wird selbstverständlich das Getreide nicht umsonst gebaut, sondern, wie im Innern von ganz Afrika, nachdem man es gemahlen, zu dünnen, schliffigen Kuchen gebacken oder zu einem Nahrungsbrei gekocht; allein Brot wie Brei bilden durchaus nicht das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Mensa. Dieses ist die Milch. Sie genießen die Greise wie die Kinder, und zwar in einer Menge, wie nirgends anderswo. Tage-, ja wochenlang besteht die Nahrung unserer Leute nur aus Milch und Durrahbrot, beziiglich Durrahbrei, und wenn das Getreide fehlen sollte,

macht es dem Mensa durchaus Nichts aus; dann trinkt er Milch allein. Sein Leibesbau beweis't, daß solche Nahrung als eine höchst ersprießliche betrachtet werden muß; der Mensa steht an Größe, Kraft und Gewandtheit nur wenig afrikanischen Völkerschaften nach.

Neben der Milch genießt der Mensa auch das Fleisch seiner Hausthiere. In einem so wildreichen Lande, wie es die Bogosländer sind, hat es für einen Menschen nicht eben große Schwierigkeiten, sich durch die Jagd zu ernähren oder durch sie wenigstens einen guten Theil seines Lebensunterhalts zu gewinnen. Der Mensa ist jedoch nichts weniger als ein Jäger, und sein sogenannter Glaube, oder richtiger Aberglaube, trägt nur dazu bei, ihm die Jagd zu verleiten. Man darf von vornherein annehmen, daß der Mensa dem Vernünftigen ungleich weniger zugängig ist, als dem Unvernünftigen; seine Unvernunft geht aber weiter, als man meinen möchte.

Von allen den Thieren, welche die Heimat dieser Christen beherbergt, genügen nur wenige den Ansprüchen und Ansichten der Mensa. Das Wildschwein Abyssiniens trägt sein saftiges Wildpret ungefährdet durch den Wald im Mensagebiete — denn es gilt als unrein; der Hase darf sich ohne Sorgen sein Lager in unmittelbarer Nähe des Dorfes graben — denn er hat gespaltene Zehen, und ist also unrein; der Klippschliefer, dessen Fleisch die Beduinen Arabiens als leckere Speise betrachten, theilt denselben Fehler, welchen der Fuß des Hasen besitzt. Nur die Antilopen und die Frankolinhühner finden Gnade vor dem Blödsinne der wackern Christen, und würden von ihnen gegessen werden, wenn — sie sich so leicht erlangen ließen, als jene wohl wünschen mögen.

So bleibt dem biedern Gebirgsbewohner nur seine Herde übrig, wenn er seine Lust nach Fleisch befriedigen will. Bei festlichen Gelegenheiten stirbt eines der auserwählten Rinder den Tod zu Gunsten des menschlichen Magens. Der vergleichende Beobachter kommt in Verlegenheit, wenn er bestimmen will, wer eigentlich den guten Mensa bei Zurichtung ihrer Fleischspeisen Unterricht ertheilt hat. Ein bedeutender Einfluß der Hyäne oder des Geiers ist nicht zu verkennen. Das Thier wird nach mohammedanischer Weise geschlachtet, d. h. durch Zerschneiden der Halsschlagadern getödtet, und es fragt sich noch sehr, ob die mir unverständlich gebliebenen Worte, welche beim Abstechen ausgestoßen worden, nicht dieselben sind, welche die Bekenner des Islam ausrufen. Sobald die letzten Zuckungen des Thieres vorüber sind, enthäutet man es, wirft es aus und benutzt dann gleich die Haut als Schlachtmulde. Das Fleisch wird sorgsam von den Knochen abgeschält und zerstückelt, sodann zertrümmert man auch das Knochengerüst. Ein großes Feuer wurde bei Beginn der Schlächterei angezündet, auf ihm macht man inzwischen Steine glühend, und mit ihnen bildet man endlich einen Rost, auf welchem die Fleischstücken gebraten werden. Gierigen Auges stieren die Geiermenschen in die leuchtende Glut; endlich ist das

Fettschwanzschafe.

Fleisch einigermaßen gar geworden. Jetzt machen die edlen Mensa ihren Lehrmeistern, Hyäne und Geier, Ehre. Sie essen nicht etwa, sondern sie fressen echt vieh-, bezüglich raubthiermäßig. Die Knochen werden mittlerweile auch in's Feuer geschoben und, wenn ihr Mark gekocht ist, gierig ausgesaugt. Das ganze Mahl hat etwas so Abscheuliches, daß ich meiner Feder eine weitere Beschreibung nicht zumuthen will. —

Die geistigen Getränke der Sudahnesen, Bilbil und Merisa, Gebräue aus Durrah und Dochenmalz, sind den Mensa unbekannt. Dafür ist unter ihnen eine Art Meth oder Honigwein, Tetsch genannt, ganz allgemein in Gebrauch. Der Tetsch schmeckt angenehm, gilt für gesund und ist somit ein empfehlenswerthes Ersatzmittel anderer geistigen Getränke. Er wird bereitet, indem man Honig mit Wasser verdünnt und dann in einem großen Topfe, welcher innerhalb der Hütten, und zwar in unmittelbarer Nähe der Feuerstätte, zur Gährung bringt, darauf mit der Blüte einer mir unbekannten Pflanze hopft und dann sich klären läßt.

Mit diesem Getränk gipfelt sich die bei Bereitung von Nahrungsmitteln in Frage kommende chemische Wissenschaft unserer Gebirgsleute.

Außer den eigentlichen Nahrungsmitteln scheint der Genuß des Tabaks allen Mensa Bedürfniß zu sein. Die Innerafrikaner rauchen und kauen leidenschaftlich gern die Blätter dieses edlen Krautes. Ihnen ist der Tabak dasselbe, was das Salz einem Wiederkäuer. Der Mensa meint, ohne Tabak nicht leben zu können. Aber er versteht es nicht, die achtbare Pflanze zu würdigen, versteht es auch nicht, sie zu behandeln. Grün noch, im vollen Safte, werden die Blätter abgepflückt, sofort auf Steinen zermahlen, in Kuchen geformt und endlich an der Sonne getrocknet. Diese Kuchen haben freilich den einen Vortheil, daß der Tabak in ihnen den kleinstmöglichen Raum einnimmt, aber die Bereitung derselben verdirbt den Tabak so, daß er für Europäer gänzlich ungenießbar wird, daß selbst der Mensa ihn nur aus einer Wasserpfeife rauchen kann. Unser Mann verlangt freilich etwas starke Reize seiner Sinne. Ihm behagt fein Knäller mindestens ebenso, als einem gebildeten Gaumen die echte Regalia. Ohne Pfeife sieht man den Mensa selten, so ungefüg dieselbe auch ist. Er führt seine Wasserpfeife auf allen seinen Zügen mit sich; sie geht, wie bei den Indianern, von Mund zu Mund; ohne sie wird kein wichtiges Geschäft begonnen, keins vollendet.

Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer.*)

Charakter der Indianersprache. — Bilderschrift statt des mangelnden Alphabets. — Symbolische Figuren. — Die Sippen und ihr Sinnbild: Totem. — Religiöse Vorstellungen. — Geister und Geisterglaube. — Opfer, Fasten und Träume. — Zauberer, Wahrsager und Propheten. — Anwendung der Bilderschrift. — Die Leichenpfähle. — Medawin, die Gabe und Kunst durch Zauber zu heilen; Jesukawin, die Kunst des Weissagens. — Das Wabino. — Die Jahreszeit der Festlichkeiten. — Ein Wabino-Gesang und dessen Bilderschrift. —

Die Indianer Nordamerikas hatten vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Ahnung von einem Alphabet. Der rothe Mann erkannte das Sinnbild seines Stammes an der rohen Abbildung irgend eines Thieres, welche auf die glatte Fläche eines Steines oder ein Stück Birkenrinde gezeichnet war. Die Bedeutung solcher Figurenzeichnungen verstand er so gut, wie der weiße Mann den Inhalt eines Briefes. Diese Schriftgemälde finden wir verbreitet bei allen Stämmen, sie ahmen sichtbare Gegenstände nach, oder stellen Phantasiegebilde dar.

Die Sprache dieser Völker ist vorzugsweise materialistisch, ungemein reichhaltig für alles Sichtbare und Handgreifliche, und dieser Umstand trägt wesentlich dazu bei, der Rede des Indianers malerischen Glanz und pomphafte Fülle zu verleihen. Aber keine Sprache nordamerikanischer Indianer hat Ausdrücke für unsere Begriffe: Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit oder Frömmigkeit. Nicht greif- oder nicht sichtbare Dinge umschreibt der Indianer; Glück bezeichnet er durch Glanz oder wolkenlosen Himmel; Frieden stiften nennt er: einen Waldbaum pflanzen, oder: die Streitaxt begraben; Schmerz oder Betrübniß mit: die Stacheln der Cactuspflanze sind durch meine Mokassins gedrungen. Die Sprache ist überhaupt reich an Metaphern und Allegorien.

Die Bilderschrift der Azteken im alten Mexiko war bekanntlich sehr umfassend ausgebildet und entwickelt; aber wir gehen hier nicht darauf ein und wollen nur bemerken, daß auch mehrere Völker Südamerikas, z. B. jene auf dem Hochlande von Neu-Granada und Quito und die alten Peruaner, eine solche kannten. Bei den Letzteren bedeutet, in der Quechua-Sprache, das Wort Quelccanni zugleich Schreiben und Malen. Die Natchez am untern Mississippi malten symbolische Figuren auf ihre Leichengewänder; die mehr nördlich wohnenden Stämme hatten konventionelle Zeichen und Malereien für das ihnen mangelnde Alphabet. Sie zeichnen oder malen mit verschiedenen Farben die Figuren, nicht oft auf Steinflächen, häufig an Baumstämme, am liebsten auf Birkenrinde, welche auch den Vorzug hat, daß sie zusammengerollt werden kann. Diese Bilderschrift war zur Zeit der Entdeckung bei allen Völkergruppen von der Halbinsel Florida bis zur Hudsonsbay vorhanden; aber

---

*) The Indian in his Wigwam, or characteristics of the red race of America. From original notes and manuscripts. By Henry Rowe Schoolcraft. New York 1848. p. 206—229; p. 291—303.

Algic researches, comprising inquiries respecting the mental characteristics of the North American Indians. By H. R. Schoolcraft. New York 1839. Zwei Bände, an vielen Stellen.

Sodann desselben Verfassers großes, auf Kosten des Kongresses gedrucktes Werk Historical and statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian Tribes of North America. Philadelphia 1851. 4. Vol. I. Der ausführliche Abschnitt Indian Pictography, p. 333 ff. Diesem mit großer Pracht gedruckten Werke sind unsere bildlichen Darstellungen entnommen.

Ich habe schon 1851 über die Bilderschrift oder Schriftgemälde Mittheilungen gegeben in: Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, von Karl Andree. Braunschweig 1853. Zweite Auflage, S. 237 ff.

zumeist bedienten sich derselben die Völker algonkinischen Stammes. Zu diesen gehören unter anderen die Mikmaks in Neuschottland und am St. Lorenz, die Mohikaner, Delawaren, Susquehannoks; die Krihs im Süden des Athabaska-Sees, die Ottawas in Canada und Michigan, die Odschibwäs, welche vom östlichen Ende des Obern Sees bis zum nördlichen Red River wohnen; die Miamis, die Sahk- und Fuchs-Indianer; endlich auch die Schahnis, die Schwarzfüße am Obern Saskatschewanflusse und auch die Schayennes.

Von großer Bedeutung für das ganze Leben und Wesen der Indianer und zugleich für das Verständniß ihrer Bilderschrift sind die Familien- und Stammverhältnisse. Jedes Volk theilt sich in Stämme; jeder Stamm in Sippen (welche die Schotten mit ihren heimischen Clans vergleichen) und diese in Familien.

Jede Sippe hat ihren besondern Namen und ihr eigenes Sinnbild. Dieses wird allemal einem Thier entlehnt; bei den Algonkinern heißt es ein Totem und bezeichnet die Blutsverwandtschaft, die Familienbande. Wir können den Totem als eine Art von heraldischem Symbol bezeichnen; der Indianer kann an einem solchen den Stammbaum nachweisen, und setzt allemal den Totem auf den Grabpfosten (Adschidatik) des Verstorbenen.

Die Bilderschrift der Indianer ist ideographisch; sie besteht aus Zeichen, mit welchen man ganze Ideen und Sentenzen ausdrückt; die Begriffe sind durch Uebereinkommen festgestellt, und die Bilder geben Anhaltepunkte für das Gedächtniß. Man entlehnt die Zeichen allen Naturreichen, auch von Erde, Wasser und Luft. Dabei ist aber wohl zu beobachten, daß der Indianer diesen materiellen Zeichen etwas Geistiges unterlegt. Der rothe Mann ist in seiner Weise durch und durch religiös, die Religion durchdringt und bestimmt sein ganzes Leben, ist mit ihm durch und durch verflochten. Der Indianer denkt und thut nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höhern Macht bewußt zu sein; er beginnt Krieg, schließt Frieden, geht auf die Jagd nur erst, nachdem er gottesdienstliche Feierlichkeiten vorgenommen hat, und diese geben sogar seinen Spielen und seinen Belustigungen ein eigenthümliches Gepräge. Die Religion selbst ist ein ganz seltsames Gemisch von Glaubensmeinungen, Lehren, Aberglauben und Gebräuchen, für welche ein Europäer nur mit großer Mühe ein Verständniß gewinnt. Uebrigens wollen wir hervorheben, daß der Indianer sich das höchste Wesen nur in Verbindung mit Zeit und Raum vorstellt; ein unendliches und ewiges Wesen kann er sich nicht wohl denken. Sein Großer Geist ist belebt und beseelt; er hat seine Emanationen und demgemäß ist in jeder Kraft eine Gottheit thätig. Ein äußerst feiner Polytheismus durchzieht alle Vorstellungen des Indianers. In dem Schießgewehr, das Feuer giebt, steckt ein Geist; im Räderwerk einer Uhr, im Kompas, im Diamant, in einem Insekt ist ein Geist. Jede verborgene Thätigkeit, jeder geheimnißvolle Einfluß wird personificirt; ein Gott wohnt in der Sonne, im Mond, im ganzen Himmelszelt, der Lufthimmel ist von Geistern belebt; mit anderen Worten, die Gottheit zerfällt in eine unendliche Menge von Bruchtheilen. Der Indianer verehrt nur Das, was außer ihm ist; im Vogel und Fisch, im Bären und Büffel verehrt er Geister, aber nicht im Menschen; er kennt deshalb nicht Priester, die zu Göttern erhoben werden. Er verehrt lediglich was er nicht ergründen kann und was ihm geheimnißvoll erscheint.

Die unabhängigen Geister sind theils böse, theils wohlwollend, üben auf den Menschen großen Einfluß und müssen gewonnen, versöhnt oder vertrieben werden. Die ganze sichtbare und unsichtbare Welt ist belebt;. Erde und Himmel, von der Sonne bis zum Wurme, sind mit einer thätigen, belebten Intelligenz erfüllt; aber den allezeit sichtbaren Himmelskörpern, deren Einfluß auf Erde und Menschen von ununterbrochener Dauer ist, wird die meiste Beachtung geschenkt. Manito, Monedo ist nicht etwa, was bei den Christen: Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, bedeutet, sondern einfach ein Geist, das unbekannte, aber wirksame Göttliche, das der Indianer sich geneigt machen will. Deshalb betet er zu demselben und bringt Opfer dar; als solches ist z. B. der in's Feuer geworfene Tabak zu betrachten, denn der Tabak ist eine geheiligte Pflanze.

Durch Fasten und Träume gewinnt der Odschibwä sich einen besondern Schutzgeist, erwirbt er sich einen Gott. Er schwärzt sein Gesicht, zieht sich in eine einsame Hütte zurück, fastet und betet, bis ihm sein Schutzgeist sichtbar wird, etwa in der Gestalt einer Thierhaut, einer Feder, eines Steines &c. Den auf solche Art ihm offenbarten Fetisch trägt er bei sich, nicht als den Geist selber, sondern als Zeichen der Gunst, als ein Pfand für die Nähe des Beschützers, im Krieg und auf der Jagd.

Bis auf einen gewissen Punkt kann der Mensch die Kräfte der Natur sich unterwerfen und dienstbar machen. Das weiß auch der Indianer. Der eine versteht solch eine Bewältigung der Naturkräfte besser als der andere, oder giebt das doch vor. Er tritt dann als Zauberer auf, und dergleichen findet man in allen Stämmen. Aber er verfährt auf eigene Hand, gehört nicht etwa einem Priesterstand an, welcher überhaupt nicht vorhanden ist, und hat mit den gottesdienstlichen Gebräuchen und den Opfern des Stammes nichts zu schaffen. Manchmal ist er nebenbei auch Wahrsager und Prophet (Jossakid) und legt sich die Gabe der Weissagung bei. Die Zauberer üben großen Einfluß, und Schoolcraft wurde durch einen dieser Panaus, einen Ottawa, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte, in alle Geheimnisse eingeweiht. Er erfuhr, was es mit den drei Geheimbünden, welche im Leben der algonkinischen Völker eine wichtige Rolle spielen, für eine Bewandtniß habe, und gewann einen tiefen Einblick in jene „drei abergläubigen Bräuche", nämlich in das Meta, Jisukan und Wabino. Der erstere bezieht sich auf die Heilung von Krankheiten durch Zauberformeln, der zweite auf das Wahrsagen; die dritte „Teufelei" ist erst vor etlichen Menschenaltern unter den Pottawatomis durch einen mondsüchtigen Mann aufgebracht worden, und wir werden weiter unten davon reden.

Als jener zum Christenthum bekehrte Zauberer, Namens Tschusko, sich zu Offenbarungen und zur Einweihung verhelfen wollte, fastete er stark, damit er lebhafte Träume bekomme. In diesen sah er eine Schildkröte, einen Schwan, einen Specht und noch andere Gestalten, die er auf Baumrinde gezeichnet hat. (S. 300.) Diese wurden seine selber Schutzgeister und waren behülflich, wenn er in seiner Hütte zauberte. Sie glich einer zugespitzten, oben offenen Pyramide; die Pfosten waren mit Häuten umzogen. Der Zauberer findet nur Glauben, wenn eine solche Hütte sich wie durch übernatürliche Kraft heftig bewegt und hin- und herschwankt, sobald der Pauau seine Zauberklapper rührt. Dann ist ihm der Geist, dessen er bedarf, um Wirkungen hervorzubringen, gegenwärtig; er kann seine Beschwörungen beginnen und orakelhafte Antworten ertheilen. Tschusko heilte Kranke mit wirksamen Arzneien, mit einem weißen und grünen Stäbchen, zwei kleinen steinernen Bildern und durch Saugen an einzelnen Theilen des siechen Körpers, in dessen

Inneres er, seinem Ausdrucke zufolge, durch das Fleisch blickte. Er war fest überzeugt, daß eine höhere Kraft in ihm wirksam gewesen sei; nachdem er Christ geworden war, meinte er, sie sei ihm damals vom „Teufel“ verliehen worden.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, wird der Leser wohl überzeugt sein, daß der Indianer an seine pictographischen Darstellungen glaubt. Sie sind verschiedener Art. Mit dem Ausdruck Kekeewin*) (Kikinin) bezeichnet man die bildliche Darstellung solcher Dinge, welche jeder Angehörige des Stammes versteht. Dagegen sind Kekeenowin Lehren der Medas oder Priester und der Jossakeed (Dschossakihds), das heißt der Propheten. Die Kunde solcher Kekeenowin ist beschränkt auf Männer, welche das System der Zauberheilung kennen.

Die erstere Art besteht, wie gesagt, aus allgemein verständlichen Zeichen, wie man sie auf Begräbnißstätten, Jagd- und Reisezügen anwendet. Sie kommt auch bei den

I. Kekeewin. 1. Gewöhnliche, allgemein verständliche Zeichen, z. B. für Reisewanderungen. — 2. Adjidatigwun: Zeichen für Grabdenkmäler.

II. Kekeenowin. 1. Medáwin, Medicin. — 2. Das kleinere Jesukawin, Geisterbeschwörung. — 3. Wabino, für Gesänge bei Lustbarkeiten und Orgien. — 4. Keossawin, Jagd. — 5. Das höhere Jesukawin, Prophetie. — 6. Nundobewunewun, Krieg. — 7. Sageawin, Liebe. — 8. Muzzinabikon, geschichtliche Erinnerung.

Wir wollen einige dieser Schriftgemälde erläutern und mit den Adjitatigwun, den „Todtenpfählen“, beginnen. Der Name kommt von dem Zeitwort adjidj, umkehren, umwenden, und das Wort soll andeuten, daß der Totem der eingescharrten Person umgekehrt, auf den Kopf gestellt ist. Dadurch deutet man an, daß er in die Erde zurückgekehrt sei. Atig bedeutet einen Baum, Pfahl, Stock, Brett; wun bezeichnet den Pluralis.

Schutzgeister des Zauberers Tschusko.

Muzzinabiks, den Schriftzeichen auf Steinen, vor. Manche Figuren sind beiden Systemen gemeinsam; aber die Sinnbilder für die Nugamoons, das heißt der Gesänge, welche nach den Bildern (als Gedächtnißbehelfen) bei Heilungen, beim Wabino, in Kriegs- und Jagdgesängen angewandt werden, sind nur den Eingeweihten verständlich. Wer sie erlernt, muß dem Lehrer eine Entschädigung zahlen, ein Honorar für jeden Gesang. Als Lehrbuch dienen Zeichnungen auf Birkenrinde, die geheim gehalten werden müssen, wie die Lehre selbst.

Die Bilderschrift findet Anwendung in folgender Weise:

*) Es ist ein wahrer Jammer, daß Schoolcraft keinen Begriff von phonetischer Schreibart hat. Durch diesen Mangel wird Vieles in seinen sonst so verdienstvollen Leistungen widerwärtig und geradezu unbrauchbar. Er hat keinen Begriff vom Wiedergeben eines reinen Vokales. Das ist schon arg genug bei den Engländern, aber doppelt arg bei den Yankees. Uns bleibt nichts übrig, als die indianischen Namen so wiederzugeben, wie wir sie eben finden. S. schreibt die Namen nicht einmal gleichmäßig, sondern bald so bald anders.

Der Indianer hat große Hochachtung vor dem Todten und betrauert den Abgeschiedenen aufrichtig. Noch jetzt stehen die früheren Besitzer Canadas, die Franzosen, in gutem Andenken, weil sie niemals die Ruhestätten der Verstorbenen verletzt haben. Diese Leichenäcker liegen oft in sehr malerischer Gegend, zum Beispiel auf einem Hügel im Thale. Man giebt dem Todten seine werthvollsten Sachen mit in's Grab und bezeichnet dasselbe durch einen Erdaufwurf. Der Verstorbene wird mit seinen besten Kleidern angethan, dann mit Häuten und Birkenrinde umwickelt und wo möglich in einen hölzernen Sarg gethan. Bei den Sioux und den westlichen Odschibwäs legt man ihn auf ein Gerüst oder in einen Baum, läßt ihn dort, bis das Fleisch vergangen ist, sammelt dann die Knochen, begräbt sie und bezeichnet die Stelle mit einem Leichenpfahl, am liebsten von Cedernholz, der am Kopfende steht. Dieser Adjidatig enthält die symbolischen oder repräsentativen Zeichen, also namentlich seinen Totem, die Bezeichnung, wie viele Kriegszüge er mitgemacht und wie viele Schädelhäute er den Feinden abgezogen hat. Bei Häuptlingen fügt man wohl auch eine Kriegsfahne hinzu; bei großen Kriegern hängt

man über dem Grabe die von ihnen erbeuteten Skalps auf und schmückt den Leichenpfahl mit Federn vom Adler, vom schwalbenschwänzigen Falken oder irgend einem andern Raubvogel. Aber das steht in Verbindung mit religiösen Bräuchen; ebenso auch der Umstand, daß man auf dem Grab ein Feuer anzündet.

Unsere Abbildung zeigt zwei Leichenpfähle. Jener zur Linken ist der Adjidatig des berühmten Kriegers und Häuptlings Waboschig, der 1793 am Obern See starb. Er gehörte zur Sippe des Addik, das heißt des Rennthiers. Dieses ist sein Totem, es steht auf dem Grabpfahle, aber umgekehrt, zum Zeichen, daß der Mann todt sei. Sein Personenname, „der Weiße Fischer", ist nicht mit angebracht. Die sieben Querstriche zur Linken bedeuten, daß er Anführer in sieben Kriegszügen war. Die drei kleinen Striche unter dem Totem zeigen an, daß er drei Wunden in Schlachten erhalten hatte. Unter diesen drei kleinen Strichen ist der Kopf eines Moosethiers (des ameri-

Grabpfähle
der Odschibwäs. der Dakota's.

kanischen Elennthiers); diese Figur will besagen, daß der Krieger einst einen verzweifelten Kampf mit einem solchen bestanden habe. Die Streitaxt deutet an, er sei im Kriege von großem Einfluß gewesen; die neun Querstriche zur Rechten belehren uns, daß er neun Feinde erschlagen hat. Er war ein Odschibwä-Indianer.

Der Leichenpfahl zur Rechten steht über dem Grab eines Kriegers der Dakota, das heißt der Sioux, welche mit den Odschibwäs seit Jahrhunderten in unversöhnlicher Erbfehde liegen. Schoolcraft fand denselben bei Fort Snelling am Mississippi, sieben Miles oberhalb der Einmündung des St. Petersflusses, im heutigen Staate Minnesota. Die Figuren besagen, daß der Krieger sieben Männer, fünf Frauen und vier Kinder erschlagen habe.

Schon oben sagten wir, daß das Medawin, die Kunst durch Zauber Krankheiten zu heilen, und das Jesukawin oder die Prophetengabe eine große Bedeutung im Leben der Indianer habe. Beide reichen in ein hohes Alterthum hinauf, sind ungemein weit verbreitet und das Volk glaubt daran. Wer die Bilderschrift deuten will, muß von diesen Einrichtungen Kunde besitzen, weil sehr viele Figuren sich auf dieselben beziehen.

Meda (sprich Midä) bedeutet die Heilkraft, welche sich durch Anwendung eines thierischen oder mineralischen Gegenstandes äußert, etwa durch kleine Metallstückchen, Knochen, Federn und dergleichen, welche in dem sogenannten Medicinbeutel, Gushkepetagun, aufbewahrt werden. Diese gelten als Gegenstände, welche einen geheimnißvollen Einfluß vermitteln. Der Midawinini, welcher die Heilung vornimmt, ist ein Zauberer und verschieden von dem Muschkekewinini, welcher als Arzt in gewöhnlichem Sinne betrachtet werden kann, weil er nur trockene oder flüssige Arzneien anwendet, Blut abzapft, vermittelst eines auf die Haut gesetzten Thierhornes schröpft und, gleich einem Wundarzte, Geschwüre öffnet. Der Midawinini hat seinen Namen von Mida, das hier ein geheimnißvolles Princip bedeutet; er ist nicht Doktor, sondern Zauberer, wendet nicht Arzneien an, sondern magische Mittel. Die Leute, welche sich darauf verstehen, bilden Gesellschaften oder Verbrüderungen, in welche Jeder aufgenommen werden kann, der nachweis't, daß er seine Sache verstehe.

Die Kunst des Weissagens, Jesukawin, wird von einzelnen Leuten ausgeübt, welche die Begabung dazu in sich verspüren. Ein solcher Mann, der Jossakeed, sagt Dinge vorher, wendet sich auch an die Geister, wie der Medawinini, und bedient sich zum Hervorlocken der geheimnißvollen Kräfte gleichfalls der Knochen, ausgestopfter Vögel und dergleichen. Beide schlagen die Zaubertrommel, aber Gesänge und Beschwörungen sind verschieden. Der Jossakeed wendet sich ausschließlich und allein an den Großen Geist, und bei seinem Geschäft geht Alles sehr feierlich zu; das Volk benimmt sich ehrfürchtig dabei.

Das Wabino hält man für eine Art Seitenstück zum Medawin, es gilt für eine Art Korruption desselben, besteht in einer Art von nächtlichen Festlichkeiten und ist neuern Ursprungs. In die Wabinogesänge spielt auch die Liebe hinein, was beim Medawin und Jesukawin nicht der Fall ist. Die Wabinomysterien werden immer bei Nacht, nie bei

Tage gefeiert, und Gaukeleien mit Feuer spielen eine Rolle. Man hört manchmal Nachts den Ton der Trommel und Gesänge aus weiter Ferne. Der Ausdruck Wabino kommt her von Wabin, Morgenlicht; die Feierlichkeiten dauern bis zu Tagesanbruch.

Die indianischen Jägernomaden leben in Fülle und Freuden, nachdem die Winter- und Frühlingsjagden vorüber sind. Dann feiern sie gleichsam einen Fasching. Der Mann kommt aus den Wäldern mit seiner Beute zurück und vertauscht Pelzwerk und Ahornzucker gegen Manufakturwaaren und allerlei andere Sachen, deren er sonst bedarf. Er hat nun ruhige Tage, denn auf die Pelzjagd geht er nicht; die Felle sind mit Eintritt der warmen Jahreszeit nichts werth und die Thiere werden geschont. Im Frühjahr, etwa gegen den ersten Juni, sind die Wälder im Norden des 42. Breitegrades verödet; die verschiedenen Jägerhorden ziehen nach den verschiedenen Forts der Hudsonsbay-Gesellschaft oder nach den Städten an der Grenze, an Flüsse und Seen. Die jungen Leute spielen Ball und führen Tänze auf, die älteren berathschlagen über öffentliche Angelegenheiten; die Medas, Wabinos und Jossakeeds zeigen ihre Künste, ein Fest folgt dem andern, so lange die Mittel vorhalten. Es liegt in der Natur des indianischen Jagdnomaden, daß er das Vergangene vergißt, an die Zukunft nicht denkt; er freut sich nun des warmen, milden Wetters, hat nichts zu thun, vergeudet was er besitzt und wird ausgelassen. Wenn aber der Herbst in's Land gekommen ist, muß er wieder in den Wald ziehen und jagen; bald kommt auch der Winter mit Eis und Schnee.

Schon weiter oben deuteten wir an, daß die Männer, welchen den Geheimbünden angehören, sich bestreben, Gewalt über die geheimen Naturkräfte, über die Geister, zu gewinnen; sie wollen die Gunst der guten Geister erwerben, damit diese ihnen auf der Jagd und im Kriege nützen, oder ihnen bei Heilung von Kranken behülflich seien; sie bringen Opfer, singen oder sprechen Beschwörungsformeln, rufen auch die übelwollenden Geister an, damit diese ihnen im gesellschaftlichen Verkehr und in den Leidenschaften freien Spielraum lassen.

Wir wollen einen Wabino-Gesang mittheilen, der auf eine Holztafel geschnitten ist, und welchen wir in natürlicher Größe wiedergeben. Er gewährt einen sehr klaren Begriff von der Pictographie der Odschibwäindianer und zeigt, wie diese Bilderschrift dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt. Ein in die Mysterien des Wabino eingeweihter Mann singt ihn.

Figur 1 malt einen Einleitungsgesang. Das Bild stellt eine, zu nächtlichem Tanz hergerichtete Hütte dar; sie ist mit sieben Kreuzen bezeichnet, welche Leichen bedeuten, und mit Zauberknochen und Federn darüber geschmückt. Der Indianer nimmt an, daß diese Hütte sich bewegen und fortkriechen könne. Der Besitzer desselben ladet Gäste ein und singt:

Wabino (Wabino)
Pi mo da (er kriecht)
Ni wi gi wam (mein Wigwam)
Wabino, pimoda, ni wigiwam.
Hi, auh, ha. Nhuh i wä, uhuh i wä,
Ha, ha! Huh, huh, huh!

Das heißt: „Meine Hütte kriecht (bewegt sich) durch die Gewalt des Wabino“.

Figur 2. Ein Indianer hält eine Schlange in der Hand. Es wird angenommen, daß er sie vermittelst einer Zauberkraft unter der Erde gefangen habe, und nun zeigt er sie im Triumph, um zu beweisen, wie geschickt er sei. Die Worte lauten:*)

„Unter der Erde hervor habe ich sie genommen“.

Zwischen 2 und 3 befindet sich auf der pictographischen Tafel ein Strich, der eine Pause bedeutet. Nach derselben singen alle Anwesenden, die Musik hebt an und es wird wieder getanzt.

Figur 3. Ein sitzender Indianer, das Haupt mit Federn geschmückt, hält einen Trommelschlägel in der Hand und singt:

„Ich bin auch ein Wabino; ich bin auch ein Wabino“.

Figur 4. Ein Geist, der auf der Hälfte des Himmels tanzt. Die Hörner bezeichnen entweder einen Geist oder einen Wabino, der vom Geist erfüllt ist (wie bei Figur 2).

„Ich lasse den Wabino tanzen“.

Figur 5. Ein mit Federn verzierter Zauberknochen. Er ist ein Symbol, welcher die Macht und Fähigkeit, wie mit Federn durch die Luft zu fliegen, andeutet:

„Der Himmel, der Himmel, ich segle auf ihm“.

Figur 6. Eine große Schlange, genannt Kitschi Kinabik, die immer, wie auch hier, mit Hörnern dargestellt wird. Sie ist das Symbol des Lebens.

„Ich bin ein Wabinogeist. Dies ist mein Werk!“

Figur 7. Ein Jäger mit Bogen und Pfeil. Indem er sich von Zauberkraft durchdrungen glaubt, vermeint er Thiere aus großer Entfernung sehen zu können und sie in seinen Pfad zu bannen, damit er im Stande sei, sie zu erlegen.

„Ich arbeite mit zwei Leibern“.

Figur 8. Eine schwarze Eule, die selten vorkommt.

„Die Eule, die Eule, die große schwarze Eule“.

Figur 9. Ein Wolf, der auf dem Himmel steht. Er sucht eine Jagdbeute. Die Figur ist ein Sinnbild der Wachsamkeit.

„Laß mich danach jagen“.

Figur 10. Flammen.

„Brennende Flammen, brennende Flammen“.

Figur 11. Ein noch nicht ausgewachsenes Kind vor der Geburt, das nur auf einer Seite einen Flügel hat.

„Mein kleines Kind, mein kleines Kind, du dauerst mich“.

Figur 12. Ein von einem Dämon belebter Baum.

„Wenn ich stehe, drehe ich mich rundum“.

Figur 13. Ein Mädchen, das die Bewerbungen Vieler abgewiesen hat. Ein verschmähter Liebhaber verschafft sich eine mystische Medicin und wirft ihr dieselbe auf Brust und Füße. Darüber schläft sie ein, er nimmt sie gefangen und entführt sie in die Wälder.

Der Chor stimmt einen Triumphgesang an. Pause.

Figur 14. Ein Wabinogeist in den Lüften, mit Flügeln und Schwanz wie ein Vogel. Er ist mächtig auf Erden und im Himmel.

„Wabino, laß uns stehen“.

Figur 15. Ein Symbol des Mondes, das einen großen Wabinogeist darstellt. Seine Macht als Geist wird durch die Hörner angedeutet; die Strahlen hängen wie ein Bart herab. Das Symbol ist dunkel. Der Sänger singt bei dieser Figur:

„Ich habe es gemacht mit meinem Rücken“.

Figur 16. Ein Wabinoknochen, verziert wie bei 1 und 5.

„Ich habe gemacht, daß er um sein Leben kämpfen mußte“.

---

*) Wir lassen den indianischen Text weg.

grün

carmin roth

blau

braun

chamois

gelb

Pictographie eines Wabino-Gesanges.

Figur 17. Ein Baum mit Menschenfüßen; ist ein Symbol der Gewalt, welche der Wabino über das Pflanzenreich hat.

„Ich tanze, bis der Morgen kommt".

Figur 18. Ein Zauberknochen; er soll andeuten, daß der Sänger übernatürliche Kräfte besitze.

„Tanzt in der Runde".

Figur 19. Ein Trommelschlägel; er bedeutet einen Mann, welcher dem andern in der Wabinokunst hilft.

„Und auch ich, mein Sohn".

Figur 20. Ein Wabino mit einem Horn und einem Trommelschlägel in der rechten Hand. Bedeutet ein neu eingeweihtes Mitglied.

„Ich besorge, dieser da sei ein Wabino".

Figur 21. Ein Mann ohne Kopf, der oben auf der Erde steht. Ein Symbol wunderthätiger Macht. Mit Anspielung auf Figur 1 wird gesungen:

„Ich bewirke, daß dein Leib gehe".

Figur 22. Ein Baum, der bis zum Himmelsbogen reicht.

„Ich male meinen Baum bis in den Himmel".

Figur 23. Eine Art menschlicher Gestalt mit Hörnern und einer Keule, die Figur eines Wabino.

„Ich wünsche einen Sohn".

Figur 24. Der schwalbenschwänzige Falke, welcher vorzugsweise von Schlangen lebt; er ist ein Sinnbild der Stärke im Kriege.

„Mein Wabino-Himmel!"

Diese Worte werden viermal wiederholt. Dann Pause. Die Tänzer ruhen ein wenig aus; nachher beginnen sie wieder.

Figur 25. Ein Obermeister in der Wabino-Genossenschaft mit einem umgekehrten Horn und nur einem Arme. Dadurch soll angedeutet werden, wie groß trotzdem seine Gewalt sei. Das Herz zeigt, daß er sich auch auf den Meda verstehe.

„Mein Leib ist ein großer Wabino".

Figur 26. Ein Vogel von böser Vorbedeutung.

„Meines Sohnes Knochen, der gehende Knochen".

Figur 27. Ein menschlicher Körper mit Kopf und Flügeln vom Vogel.

„Sie werden in die Höhe fliegen, mein Freund".

Figur 28. Ein Mississai, Puter; Symbol des Rühmens, welches der Sänger für sich in Anspruch nimmt.

„Den Puter gebrauche ich".

Figur 29. Ein Wolf, hier Symbol des Aufspürens.

„Ich habe einen Wolf, eine Wolfshaut".

Figur 30. Fliegende Eidechse. Die angebliche Kraft des Aufspürens wird in Zweifel gezogen.

„Dort ist kein Geist, dort ist kein Geist; Wabino-Geist!"

Figur 31. Ein Wabino-Geist, der fliegen kann.

„Großer Wabino, großer Wabino, ich mache den Wabino."

Längere Pause in Tanz und Gesang.

Figur 32. Eine Tabakspfeife, die bei den Wabinofeierlichkeiten benutzt wird. Sie ist ein Sinnbild des Friedens und der Sänger raucht sie, um sich guten Erfolg zu sichern.

„Was siehst du, Meda, mein Geisterbruder?"

Figur 33 und 34. Symbol des Mondes mit Strahlen rc.

„In der Nacht komme ich und füge Dir Schaden zu".

Figur 35. Ein Wabino. Offenbar ein Symbol der Sonne.

„Ich sitze im Osten".

Figur 36. Eine Art von Drache, ein Ungeheuer. Bezeichnet große Gewalt über Leben und Tod.

„Mit meinem Körper, Bruder, werde dich ich niederschlagen."

Figur 37. Ein Wolf mit einem bezauberten Herzen; damit soll die Zaubergewalt des Meda angedeutet werden.

„Renne, laufe Wolf, dein Leib gehört mir".

Figur 38. Ein Zauberknochen, das Symbol der Zauberkunst. —

Das ist ein Wabinogesang. Uns kommt das Ganze widersinnig vor, ohne allen Zusammenhang, aber der Indianer, der Eingeweihte, legt kabbalistischen Sinn hinein. Für uns geben die Figuren keinen Schlüssel zu den Worten, aus welchen der Gesang besteht, höchstens könnten sie eine gewisse Ideenverbindung hervorrufen. Die Worte müssen also von den Indianern dem Gedächtniß eingeprägt worden sein, ehe sie nach den Bildern gesprochen oder gesungen werden können.

Uebrigens zeigt ein Blick auf die Bilder, wie verschieden diese echten indianischen Pictographien von denen sind, welche vor etwa einem Jahre der Abbé Domenech für dergleichen ausgab, als er das „Schmierbuch eines deutschen Hinterwäldlerjungen in Canada" für indianische Bilderschrift ausgab und daran tiefsinnige Erörterungen knüpfte. Er belud dadurch sich mit unsterblicher Lächerlichkeit, und nicht minder that es der französische Minister Walewski, welcher aus dem Kommentar zu jenem „Schmierbuche" die Folgerung zog, daß Frankreich in Bezug auf die ernste Wissenschaft und den Scharfsinn seiner Gelehrten „an der Spitze der Civilisation und des Menschengeschlechts" marschire.

Wir werden demnächst noch eine echte Pictographie mittheilen, einen Liebesgesang der Odschibwäs.

Die ehemaligen Sitze der Slawen in Deutschland.

Berührung zwischen Slawen und Germanen an der Weichsel. — Die Wenden in Oesterreich, Steiermark rc. — Die Ausbreitung der Tschechen. — Die Polen in Schlesien und Pommern. — Die Polaben in Nordostdeutschland. Lutizer, Bodrizer und Serben. — Ausrottung des Slawenthums und Germanisirung des Nordostens. — Zerstreute slawische Ansiedelungen im Innern Deutschlands, der Schweiz, Hollands und Englands.

Durch die gesammte slawische Welt geht ein Drängen und Treiben, welches in hohem Grade die Aufmerksamkeit Deutschlands verdient. Die Slawen sind es müde geworden, ihre bisherige mehr passive Rolle fortzuspielen, und trachten danach, Theil an den großen Kulturbestrebungen des europäischen Westens zu nehmen. In Folge dessen widmet auch seit einiger Zeit die deutsche Presse dieser Bewegung mehr Aufmerksamkeit und vermittelt uns die Kenntniß dieser bisher nicht genugsam beachteten Völker.*)

Sie haben im Globus schon zu wiederholten Malen die Slawen, insbesondere die uns zunächst wohnenden, zum Gegen-

*) Vergleiche: Die westslawischen Völker, ihre Stellung in Europa und ihre Bestrebungen. Leipzig, 1859.

stand Ihrer Betrachtungen gemacht. Sie schilderten unsere polnischen Nachbarn, brachten Mittheilungen über die unter uns wohnenden Wenden, und ich werde, wenn Sie es gestatten, demnächst in Briefen aus Böhmen die mit uns in nächster Beziehung stehenden Tschechen und ihr Verhältniß zum Deutschthum darstellen.

Bei den Berührungen, welche zwischen Deutschen und Slawen von jeher an der germanischen Ostgrenze stattfanden, und bei den wechselseitigen Ueberflutungen des einen Volkes durch das andere in den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel, ist es jedenfalls von Interesse, Nachrichten über jene Slawen zu bringen, welche einst den ursprünglich deutschen Nordosten Jahrhunderte lang besiedelten, dann aber diesen, in Folge deutscher Rückströmung, durch Schwert und Pflug an die Germanen verloren. Jene seit beinahe tausend Jahren thätige Rückströmung der deutschen Stämme ist noch heute in vollem Gange, und kämpft jetzt gegen die westlichen Vorposten des Slawenthums in Posen und Böhmen an.

Manche ausgezeichnete deutsche Forscher, wie Thunmann, Gebhardi, Schlözer, Leutsch, Wersebe, Kannegießer, Giesebrecht, Zeuss u. A. haben sich mit dem innerhalb der deutschen Grenzen jetzt verschwundenen Slawenthum beschäftigt; naturgemäß brachte aber erst ein Slawe, der berühmte auf deutschen Hochschulen gebildete Slowake Schafarik, einigermaßen Abschluß in diesen bis dahin etwas dunkeln Theil der Geschichte. Seine Slawischen Alterthümer*) sind ein Werk, das sich den Arbeiten eines Jakob Grimm an die Seite stellen kann; es verbreitet in überraschender Weise Licht über den Osten Europas und dient uns auch im Folgenden vielfach zum Führer.

Bekannt ist, daß die slawischen Völker noch jetzt den größten Theil Europas einnehmen und an Bevölkerungszahl keiner andern Völkergruppe dieses Erdtheils nachstehen. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß sie vor tausend Jahren einen noch viel ausgedehntern Raum in Europa inne hatten; denn fast die Hälfte der jetzigen deutschen Länder, namentlich Ostdeutschland, sodann das ganze heutige Ungarn vor der Eroberung durch die Magyaren, endlich viele heutzutage von den Türken beherrschten Landstriche auf der thrakischen Halbinsel waren von ihnen besetzt; ihre Hauptwohnsitze hatten sie aber in den von den genannten Ländern nach Osten zu liegenden ausgedehnten Ebenen jenseits der Weichsel und in den Karpathen.

Die Scheide zwischen der germanischen und slawischen Welt ist von Anfang der historischen Zeit zwischen Oder und Weichsel zu suchen; hier waren Völker beiderlei Stammes angesessen und mit einander im Verkehr. Dies gilt namentlich von den einst dort wohnenden Gothen, und auch die den Sprachen beider Völker wechselseitig entlehnten Wörter können dafür einen Beweis liefern. So z. B. heißt im Slawischen chljeb Brot, im Gothischen klaibs, woher denn wieder unser hochdeutsches Wort Laib in „Laib Brot" stammt. Ebenso fand auch eine Wechselwirkung mit den skandinavischen Sprachen statt; als Beleg mag dienen, daß der Name des Elennthieres sich am besten von dem slawischen Worte für Hirsch, jelen, ableiten läßt.

Vier große slawische Völkerschaften kamen zunächst mit den Deutschen in Berührung und besetzten deutsche Lande, wurden aber im Fortgange der Zeit zum großen Theil wieder aus denselben vertrieben. Im Süden griffen weit in das heutige deutsche Gebiet die Slowenen oder Winden ein; eine bedeutendere Ausdehnung kam einst auch den Tschechen zu, und fast ganz Norddeutschland, namentlich die heutigen preußischen Lande, waren von den Polen und Polaben, d. h. Anwohner der Elbe (Labe), besetzt. Die letzteren sind bis auf die wenigen Wenden in der Lausitz gänzlich verschwunden.

Nach dem Abzuge der Langobarden nach Italien nahmen in den Jahren 592 bis 595 Slawen des korutanischen Stammes (Slowenen oder Winden) die Gegenden des heutigen Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain ein und bildeten so, wiewohl vielfach mit Awaren gemischt, eine slawische Grenzmark gegen die deutschen fränkisch-bayerischen Lande. Aber die Franken gewannen jene Landstriche zurück, die ackerbautreibenden Slawen geriethen in Leibeigenschaft und verschwanden schon im zwölften Jahrhundert gänzlich. Nach ihnen hat aber noch die windische Mark den Namen, und der Name Steiermark schreibt sich von dem slawischen Flußnamen Schtyra her. Das ganze Pusterthal (vom slawischen Bystrien) war einst von Slawen bewohnt. In Salzburg und Bayern reichten die slawischen Niederlassungen bis zur Salza und zum Inn; auch das Pinzschgau, das Ziller- und Wupperthal waren slawisch, so daß das gesammte dort von Slawen besetzte Land 150 Quadratmeilen betrug. Unter der Gewalt der Deutschen verloren diese Slawen sehr bald ihre Sprache, aber die Kennzeichen ihrer Herkunft erhielten sich noch lange. Die Stadt Graz (Hradec) zeigt noch durch ihren Namen ihren slawischen Ursprung, ebenso beweisen viele andere slawische Ortsnamen die vormalige Anwesenheit der Slawen in jenen Gegenden, besonders die mit Windisch zusammengesetzten, wie Windischmatrei, Windischgräz u. A.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts nahmen die Tschechen das einst von den deutschen Markomannen besetzte Böhmen ein; aber sie fanden es nicht menschenleer und nahmen es mit gewaffneter Hand; „denn kein Volk, am wenigsten das deutsche, sagt Schafarik, überläßt seine Sitze und Städte freiwillig den Feinden." Die Sitze der Tschechen in Böhmen fallen in jener Zeit mit den natürlichen Grenzen dieses Landes zusammen, ja sie reichten noch über dieselben hinaus; denn im Osten hielten sie das Glazische besetzt und im Westen gehörte Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreuth und Bernau zu ihrem Lande. Heutzutage nehmen diese Slawen aber nur etwa die Hälfte des Raumes ein, welchen sie einst inne gehabt; wir werden später eingehend erörtern, wie es kam, daß die Deutschen ihren alten Boden wiedergewannen.

Als gegen Ende des vierten Jahrhunderts die deutschen Völker der Wandalen, Sciren, Buren, Burgunder, Gepiden, Heruler, Turcilinger und Langobarden von der Oder und Ostsee nach Süden und Westen hin aufbrachen, rückten die kriegerischen Weichselslawen in deren verlassene Sitze ein. Diese Weichselslawen waren ein Theil des großen Lechen- oder Polenstammes (der Name Pole kommt vom Worte pole = Feld, so daß Polen Bewohner von Feldern, Ebenen sind). Sie nahmen von deutschen Landschaften zunächst Schlesien und Pommern ein. In Schlesien, welches nach den deutschen Silingern benannt ist, führen heute noch manche Städte, Flüsse und Berge aus dem Slawischen abgeleitete Namen; so heißt Breslau eigentlich Wroclaw und der Zobtenberg hat seine Benennung von den dort gefeierten Sobotky der alten Slawen. Ausgenommen einen Theil Oberschlesiens und einige Striche an den Grenzen, ist Schlesien schon längst wieder ganz dem Deutschthum gewonnen.

Pommern bedeutet Land der Meeranwohner; es war seiner ganzen Ausdehnung nach von Polen bewohnt, die aber fast gleichzeitig mit dem Falle des polabischen Slawenthums (siehe weiter unten) den Deutschen Platz machen mußten. Nur die Kaschuben in Hinterpommern sind von diesen alten Slawen übergeblieben.

Die Deutschen bezeichneten von jeher und wo immer sie mit den Slawen zusammentrafen, diese als Wenden oder Winden, ebenso wie wir die keltischen und romanischen Völker Wälsche nennen. Jetzt ist in der Schrift der Ausdruck „Slawe" gebräuchlicher geworden, aber der gemeine Mann hält an dem Worte „Wende" fest und bezeichnet speciell mit ihm die noch jetzt in der Lausitz lebenden Sorben, sowie die in den Elblanden ausgerotteten Slawen. Diese letzteren waren einst ein etliche Millionen Seelen zählendes Volk, das nun bis auf die kümmerlichen Reste in den Lausitzen

*) Slowanské starožitnosti sepsal P. J. Šafařík. Praze, 1837. (Auch deutsch von Wuttke und Mosig v. Aehrenfeld. Leipzig, 1843.) Für uns kommen besonders §§ 43 und 44 in Betracht.

gänzlich verschwunden ist. Schafarik begreift sie unter dem allgemeinen Namen Polaben, d. h. Elbanwohner, von dem slawischen Worte Labe = Elbe. Das Land der Polaben hatte folgende Grenzen: Im Norden die Ostsee, von der östlichen Odermündung bis in die Gegend des heutigen Kiel in Holstein, mit Einschluß der Inseln Wolin, Rügen und Femern (hierher scheinen auch die Südbornholmer zu gehören. Globus II, 349); im Osten scheiden Oder und Bober die Polaben von den polnischen, im Süden und Südwesten das Riesengebirge und das Erzgebirge von den tschechischen Slawen; die westliche Grenze wird gebildet von einer Scheidelinie, die vom Fichtelgebirge an den Saalquellen beginnt, im Bette dieses Flusses bis zur Einmündung desselben in die Elbe fortgeht, sodann dem Laufe der Elbe bis dahin folgt, wo die Steckenitz mit derselben zusammenfließt und von da an der Steckenitz, Trawe, am Plöner- und Schwerinersee bis zur obern Eider in der Nähe von Kiel dergestalt fortläuft, daß die Wohnsitze der Deutschen und Slawen an beiden Seiten dieser Linie bisweilen ineinander greifen, so daß die Slawen namentlich an der Jeezel in Lüneburg, in dem Thüringer Gau Winidon, am Main und an der Rednitz, an der obern Naab, Kaub und am Regen in größerer Menge saßen, während sie zerstreut bis zum Rheine hin wohnten.

Die Hauptvölker innerhalb dieses Länderraumes waren folgende: Die Lutizer oder Welaten, nördlich über den Serben, zwischen der Oder, der Ostsee und der Elbe. Die Bodrizer oder Obotriten, westlich von den vorigen in Mecklenburg und Holstein, und die Sorben in der Lausitz und Sachsen östlich von der Saale.

In diesen Sitzen und in dieser Lage finden wir die verschiedenen Stämme der polabischen Slawen zu Anfang des neunten Jahrhunderts, als bei Gelegenheit der Vernichtungskriege Karl's des Großen und seiner Nachfolger gegen dieselben die Geschichte etwas mehr Licht zu verbreiten beginnt. Am natürlichsten und wahrscheinlichsten kann man diese Slawen für eine Ausbreitung der Weichselslawen ansehen, die, aus denselben Gründen wie jene, in verschiedenen Zeiträumen vom zweiten bis sechsten Jahrhundert in unser Vaterland einrückten. Wir finden sie dort in völliger Unabhängigkeit unter der Herrschaft eingeborener Fürsten, aber fortwährend in langwierigen und blutigen Kämpfen mit den Deutschen begriffen, welche dem slawischen Andrange Grenzen setzten und die verlorenen Lande zurückeroberten.

Die Lutizer zerfielen in mehrere kleine Stämme, deren einer die Insel Rügen, slawisch Rana, besetzt hielt. Die Hauptstadt Oreokunda, jetzt Arkona, auf der Halbinsel Witow, mit Swantawit's Heiligthume, ward 1168 von den Dänen zerstört. Andere Städte waren Gora, jetzt Bergen, und Koreniza, jetzt Garz. Auf Wolin wohnten die Woliner, deren Hauptstadt Wineta oder Julin nach Adam's von Bremen Schilderung einst eine prächtige, reiche Stadt war, die mit dem Norden Handel trieb. Viele norddeutsche Sagen klingen noch von ihr, wie von Arkona und den Heiligthümern auf Rügen, nach, doch ist dabei zu bemerken, daß dies alles dem slawischen, nicht dem germanischen Alterthum angehört. An der Peene wohnten die Trschespenjaner, an der Tolense (Doleniea = Thalfluß) die Dolenzer. Ein Hauptstamm der Lutizer waren die Ukraner, welche der heutigen Uckermark den Namen gaben; unter ihren Städten blühte die alte Burg Pozdiwlk, jetzt Pasewalk. An der Havel hatten die Stodoraner oder Hawelaner, an der Spree die Spreewaner, an der Dosse die Doschaner ihren Sitz; die Hauptstadt der letztern war Wysoka (zu deutsch Hochstadt), jetzt Wittstock.

Westlich von den Lutizern, zwischen der Ostsee und der Elbe, von der Warnow und Stepenitz bis zur Trave, wohnte der zwar weniger zahlreiche, jedoch ebenso berühmte und kriegerische Volksstamm der Bodrizer, von den Deutschen Obotriten genannt. Die Wagrier, eine Abtheilung derselben waren im östlichen Holstein angesessen; ihre Hauptorte waren Bukowee (Lübeck), Stargard (alte Burg, Oldenburg), Utin (Eutin) u. s. w. Die Insel Femern hielten sie gleichfalls besetzt und zu Adam's von Bremen Zeit war dort eine Hauptstation der slawischen Seeräuber. Die Hauptstadt der Polabzer war Ratibor, jetzt Ratzeburg, die der Glinjaner Potlustin (Puttlitz). Sie erstreckten sich weit in die Priegnitz hinein bis Lenzen (Leutschin).

Von besonderm Interesse für uns Deutsche ist der bodrizische Stamm der Drewanen (d. i. Holzbewohner), weil er inmitten der Germanen am längsten sich seine slawische Nationalität bewahrte. Die Drewaner hatten das Gebiet des Flüßchens Jeezel, das von der linken Seite her in die Elbe mündet, inne. Diese Gegend wird noch bis heute der „wendische Distrikt" genannt und in ihm liegen die Städte Lüchow, Dannenberg, Hitzacker, Wustrow (slawisch Ostrow, d. i. Insel) und Bergen (slawisch Gora). Wir besitzen noch aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in drewanischer Sprache niedergeschriebene Gebete, welche beweisen, daß diese mit der lausitzischen nahe verwandt war. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts starben dort die letzten Leute, welche noch wendisch redeten. Aber noch heutzutage unterscheiden sich diese vormaligen Wenden in Hinsicht auf Charakter, Tracht, Lebensweise, Dialekt, Sitten und Gebräuche so scharf von ihren germanischen Nachbarn, daß ein aufmerksamer Beobachter sehr bald den Slawenabkömmling unter Hunderten von rein niedersächsischen Bauern herausfinden wird. Während bei den Deutschen vor der gleichmachenden Kultur allmälig eine alte Sitte nach der andern verschwindet, halten diese Wenden mit großer Pietät an den Gebräuchen ihrer Vorfahren fest. In neuester Zeit hat Eduard Ziehen in anmuthigen Erzählungen*) diese germanisirten Slawen geschildert, aus denen wir hier Einiges mittheilen.

Als Karl der Große die Sachsen besiegt hatte, siedelte er viele derselben nach Franken (z. B. Sachsenhausen) und Flandern über und rief in die von ihnen verlassenen Gaue an der Ilmenau und in der Altmark im Jahre 804 eben jene Drewaner. Ein Dorf derselben erkennt man auf den ersten Blick an seiner Bauart. Diese ist eine doppelte. Die Häuser der von Wenden gegründeten Dörfer liegen hufeisenförmig um einen freien Platz herum, so daß der Ort gewöhnlich nur eine einzige Einfahrt hat. Die Gebäude kehren sämmtlich die Giebelseite nach diesem freien Platz und die Scheunen, Stallungen und Hofräume befinden sich hinter denselben. Bei den wendischen Dörfern aber, die deutsche Namen führen, also wohl ursprünglich von Deutschen angelegt wurden, liegen die Nebengebäude nach der Straße hinzu und die Häuser zu beiden Seiten derselben. Die wendischen Bauernhäuser unterscheiden sich durch ihre eigenthümliche Bauart und Einrichtung in mehrfacher Beziehung von den deutschen Häusern. Während bei diesen Ständer und Riegel nur dazu da sind, um dem Mauerwerk Festigkeit zu verleihen, sieht man auf der nach dem freien Platze hin gekehrten Giebelseite der wendischen Wohnhäuser eine wahre Mosaikarbeit von rothen Backsteinen und schmalem Ständer- und Riegelholz, welches eine Unzahl kleiner Fächer bildet, die das sauber mit Kalk ausgestrichene Mauerwerk ausfüllt.**) Die Dächer sind mit Stroh gedeckt. An der Giebelseite befindet das sich quergetheilte Eingangsthor (vergl. Globus III, 117); über diesem sind buntgemalte und mit Bibelsprüchen geschmückte Balken. Auf dem Giebel aber prangt ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne.***) Das Innere der Häuser

---

*) Wendische Weiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben. Leipzig 1854. Vergleiche besonders die Vorrede.

**) Gerade wie im „Alten Land", einer Marsch bei Hamburg, die aber von Flamländern besiedelt ward. Allmer's Marschenbuch S. 292.

***) Dieser Zinnaufsatz kann als höchst charakteristisch für die wendischen Häuser gelten. An ihrer Stelle haben die Niedersachsen die alten Pferdeköpfe aus Holz geschnitzt. Das Pferd war den alten Sachsen heilig; eine Erinnerung daran bewahrt jetzt noch das springende Roß im braunschweigischen und hannoverschen Wappen. Ueber die Pferdeköpfe an den Bauerhäusern vergl. Peez in Westermann's Illustr. Monatsschrift 1858 und Allmers, Marschenbuch. -A—ee.

weicht nicht sehr von den niedersächsischen ab; wie bei diesem sind Diele, Stallungen und Kammern unter einem Dache vereinigt.

Die Tracht der jungen Mädchen bietet dagegen einiges Besondere. Die Röcke und Mieder sind von heller Farbe; die ebenfalls hellfarbigen Schürzen haben eine beträchtliche Breite, so daß sie fast den ganzen Rock umschließen. Das feine Halstuch verstehen die Wendinnen in eine Unzahl bauschiger Falten „zusammenzuspendeln", wenn man es auseinander gefaltet erblickt. Die Mütze ist mit grellrothen seidenen Bändern geschmückt und mit allerlei Goldstickerei verziert. Große mächtige silberne oder goldene Ohrringe hängen bis auf die Halskrause herab.

Von der wendischen Sprache haben sich nur noch die Ortsnamen und einzelne Wörter im Munde des Volks erhalten, deren eigentliche Bedeutung das letztere nicht einmal mehr kennt. Die heutigen Wenden reden niedersächsisch (plattdeutsch), wie es im Osten und Norden der Elbe gesprochen wird; doch ist bezeichnend für sie, daß sie das h im Beginn eines Wortes nicht aussprechen können und statt Herz, Hahn, Hund immer 'erz, 'ahn, 'und sagen. —

Den dritten Hauptstamm der polabischen Slawen bildeten die Sorben. Sie saßen vom Bober über die Elbe bis zur Saale und zum Fichtelgebirge. Von den Unterstämmen derselben wollen wir die Lusitschaner in der Niederlausitz erwähnen. Ihr Gau hatte ohne Zweifel von dem Worte luh, Aue, Niederung, seinen Namen und klingt noch in dem Worte Lausitz fort. In der Oberlausitz wohnten die Miltschaner. Ueber diesen beiden Slawenstämmen hat ein besonders günstiges Geschick gewaltet, denn sie sind allein von allen Polaben übrig geblieben und die heutigen Wenden in der Lausitz sind ihre Nachkommen (Globus II, 245). Die anderen zum serbischen Stamme gehörigen Völkerschaften sind alle untergegangen, wie z. B. die Glomatscher, deren Städte Glomaci (Lommatsch), Cirin (Zehren), Doblin (Döbeln) und Mogelini (Mügeln) waren; ferner die Schkudizi, welche bei Schkeuditz wohnten.

Einen so bedeutenden Raum nahmen einst die Slawen in unserm Deutschland ein. Heute sind kaum schwache Spuren von ihnen übrig geblieben; da, wo einst die Laute einer dem Tschechischen und Polnischen verwandten Slawenmundart erklangen, wohnen heute rein deutsche Leute; in der einst slawischen Priegnitz ward ein deutscher Kernmann, Friedrich Ludwig Jahn, und auf Rügen, wo die Opferaltäre slawischer Götzen rauchten, der Patriot Ernst Moritz Arndt geboren. Wie kam es, daß dort slawische Art von Grund aus verschwand? Die Geschichte vielleicht des längsten und blutigsten Krieges, der je geführt ward, giebt uns darüber Aufschluß. Wir wollen kurz einige Daten aus derselben erwähnen. Es handelte sich in diesem vielhundertjährigen Kampfe um die Ausrottung eines Volks durch das andere. Als Deckmantel aber mußte das Christenthum dienen.

Die germanischen Völker hatten sich allmälig von der für sie so folgeschweren Zeit der Völkerwanderung erholt. Karl der Große stand an ihrer Spitze; ihm waren im Norden schon die Sachsen unterlegen und jetzt begann auch für die Polaben eine stürmische Periode. Der Kaiser bediente sich jeglichen Mittels, um die Slawen in Güte oder Gewalt zu unterwerfen und in den ehemals deutschen Ländern das Christenthum zu verbreiten, wobei ihm die inneren Zwiste der Slawen zu Hilfe kamen. Das Theilen und Herrschen ward fortan ein Grundsatz der deutschen Politik gegenüber den Slawen, und während der ganzen Zeit dieser erbitterten Kämpfe sehen wir das eine oder andere polabische Volk auf Seite der Deutschen gegen seine Stammesgenossen in Waffen. Doch konnte Karl der Große die Polaben nicht gänzlich unterwerfen; er errichtete Burgen und Grenzfesten in ihrem Lande, wurde auch als Oberherr von ihnen anerkannt und erhielt Tribut. Aber zu Hause lebten die Slawen nach ihren einheimischen Gesetzen unter eingeborenen Fürsten und warteten nur auf die nächste Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln. Auch mit der Einführung des Christenthums war Karl nicht so glücklich gewesen, wie bei den Sachsen. Die Polaben blieben ihren nationalen Göttern treu.

Mit der Herrschaft des sächsischen Hauses in Deutschland wich das Glück von den Slawen. Heinrich I. eröffnete in seiner thatkräftigen Weise den Krieg gegen sie und unterwarf viele Stämme; sein Sohn Otto I. trat ganz in seine Fußtapfen. Unter Beiden machte das Christenthum schon bedeutende Fortschritte. Zu Oldenburg in Wagrien, in Havelberg (946), in Brandenburg (949), dann in Magdeburg, Merseburg, Zeitz und Meißen (968) wurden Bisthümer zur Bekehrung der Slawen angelegt und überall feste Burgen und Marken errichtet, in die man deutsche Ansiedler zog. Vor Allem aber wüthete Markgraf Gero, diese „Geißel der Slawen", mit dem Schwert, und selbst mit unedeln, verrätherischen Mitteln gegen die Polaben.

Unter Otto's Nachfolgern dauerten die Kriege mit wechselseitigem Erfolge fort. Oft standen die kaum unterworfenen Slawen auf und verjagten und ermordeten die Deutschen und Christen. Aber ihre Kraft war gebrochen. Auch die Dänen kämpften gegen sie, und als endlich der Dänenkönig Waldemar die Insel Rügen, den letzten Zufluchtsort der heidnischen Slawen, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts eroberte und den Tempel zu Arkona bis auf den Grund zerstörte, stand der Verdeutschung der Slawen zwischen Elbe, Oder und Ostsee nichts mehr entgegen; sie ward mit ungewöhnlicher Raschheit betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Unaufhörlich errichtete man in den polabischen Ländern deutsche Burgen und besetzte ganze Gaue mit deutschem Volke. Im Meißner Lande wirkte besonders Konrad von Wettin gegen die Slawen; er hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er in jenen Länderstrichen durch das Schwert, wie durch böse Künste und List die Slawen zum größten Theil ausrottete (1124 bis 1137). Die Lausitzer Sorben hatten ein besseres Schicksal; da sie zeitweilig zur böhmischen Krone gehörten, konnten sie sich ihre Nationalität retten.

So ist der ursprünglich deutsche, dann slawische Nordosten unseres Vaterlandes wieder deutsch geworden. Der Grundtypus der Bevölkerung bleibt, ganz abgesehen von der Sprache, der deutsche, wenn auch eine slawische Beimischung sich keineswegs verkennen läßt; das beweisen allein schon die vielen slawischen Eigennamen, wohin in erster Linie die sich auf ow, in und itz endigenden zu rechnen sind.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über die zerstreut im Innern Deutschlands angesessenen Slawen zu sagen. Die vorherrschende Neigung der Slawen zum Ackerbau bereitete ihnen oft selbst bei ihren Gegnern eine freundliche Aufnahme. Man zog sie heran, um durch die Kriege menschenleer gewordene oder wüste Gegenden urbar zu machen. So berief zu Anfang des achten Jahrhunderts der „heilige" Bonifacius zahlreiches slavisches Volk in die Gegend von Fulda, an den obern Main, in das Würzburgische, Bambergische, Baireuthische, in Gegenden, die nach Ausrottung der Wälder in fruchtbares Ackerland verwandelt wurden und noch lange „windische" hießen. Der „heilige" Mann nennt diese heidnischen Slawen ein foedissimum et deterrimum genus hominum, verschweigt aber auch ihre Tugenden nicht und lobt besonders die Treue der slawischen Frauen. Viele dieser Ansiedelungen bewahrten bis in's vierzehnte Jahrhundert ihre Nationalität. — Auch an der obern Unstrut und an der Wipper, in der Nähe des Städtchens Ebrich, war ein eigener slawischer Gau, Winidon genannt. An der Rednitz in Franken hatten die Poradnitschaner ihre Niederlassungen, die in den Urkunden des Mittelalters nicht selten terra slavorum genannt werden. Ihre Germanisirung gelang erst im zwölften Jahrhundert, doch soll sich dort noch die Spur des Slaventhums in Gestalt und Sitte, in Sprache und Tracht erkennen lassen.

Zu den am weitesten westlich gelegenen Kolonien der Slawen gehören die im Kanton Wallis im Thale Anniviers, sechs Stunden von Sitten gelegenen. Das Volk nennt diese Slawen, welche noch heute einen verdorbenen slawischen Dialekt reden, (?) Hunnen. Die Namen dortiger Städte und Feldmarken lassen sich nur auf slawische zurückführen; so bedeutet Granges = Gradec, Crimenza = Kremenica, Luc = Luka u. s. w.

Erwiesen ist auch, daß in der Mitte des sechsten Jahrhunderts in der Gegend von Utrecht in Holland eine slawische Ansiedelung bestand; vielleicht ist sie von solchen Slawen gegründet worden, die an der Ostsee wohnten und zu Schiffe nach den Niederlanden kamen. Getrennt von ihren Stammgenossen und überall von feindlichen Völkern umgeben, behaupteten sie aber ihre Nationalität nicht lange. Von ihnen sind nur einige slawische Ortsnamen und einige Worte im Altholländischen übrig geblieben. Von dieser slawischen Kolonie leitet denn auch Schafarik eine Niederlassung in England ab, die in Wiltshire (Weletenheim) ihren Sitz nahm und durch die der Name der Stadt Wilton, sowie mehrere slawische Wörter und Ausdrücke in der englischen Sprache erklärt werden.*) Richard A.

*) Also im angelsächsischen Königreiche Wessex. Auch in England hat man neuerdings wieder auf die Sache hingewiesen, z. B. D. Mackintosh in seinen Results of Ethnological Observations made during the last ten years in England and Wales. Er hebt hervor, daß es in Portsmouth (also in Hampshire, wo auch Winchester liegt) und der Umgegend sehr schwer sei, die Bewohner nach ihrer Abstammung zu klassifizieren. Zwischen Southampton und Salisbury sei der sächsische Typus vorherrschend, und man trinke dort noch allgemein das altsächsische Getränk, den Meth. Dann fährt er fort: „Im mittlern und nördlichen Hampshire hat das Volk im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe, welche sich sehr von jener unterscheiden, die man in anderen Theilen Englands antrifft. Man hat mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, diese Leute seien Wenden oder ein belgischer Stamm von wendischer Abkunft. But wheter this opinion has arisen from the old name of Winchester, Venta Belgarum, or has had a better foundation, I shall not pretend to say.

Mackintosh's in vieler Beziehung interessanter Aufsatz steht in den Transactions of the Ethnological society of London. Vol. I. New Series, 1861. S. 211 bis 221, die Stelle S. 215. A—ee.

Die französischen Eroberungen in Cochinchina.

Klimatische Verhältnisse. — Einheimische Krankheiten. — Schilderung des annamitischen Volkes. — Die französische Provinz. — Die Hauptstadt Saïgong. —

Wir haben mehrfach über diese „Annexion" gesprochen und brauchen hier die Bedeutung derselben nicht zu erörtern. Man hat das Land am untern Me kong dem Kaiser von Annam abgezwungen; die jüngsten Nachrichten aus dem östlichen Asien melden indessen, daß die Annamiten zwar besiegt, aber noch keineswegs zur Ruhe gebracht worden sind. Doch ist es keine Frage, daß sie am Ende der Ueberlegenheit der europäischen Waffen sich fügen werden.

Die Eroberung hat aber auch ihre Schattenseiten, und diese wollen wir nach dem Berichte Bineteau's schildern; weil dieser einen Einblick in die Verhältnisse gewährt. Er ist datirt aus Saïgong, der Hauptstadt der neuen französischen „Kolonie", vom 11. September 1862.

Das französische Cochinchina ist eine von zahllosen Stromarmen und Flußabzweigungen durchschnittene Ebene, mit tiefliegendem sumpfigem Boden, in welchem man überall eine Elle bis drei Fuß tief unter der Erdoberfläche Wasser findet; das Klima ist außerordentlich heiß, aber dabei herrscht das ganze Jahr hindurch bei Tag und Nacht eine ungemein starke Feuchtigkeit. Diese ist Ursache der großen Fruchtbarkeit, aber auch die Quelle vieler Krankheiten. Unter diesen ist den Europäern ganz besonders nachtheilig die Dysenterie, und die Franzosen haben daran sehr viele Soldaten verloren. Man darf sich den Sonnenstrahlen nicht aussetzen, weil der Sonnenstich meist verhängnißvoll wird; die Cholera ist einheimisch, richtet aber keine bedeutenden Verheerungen an. Häufig sind perniciöse und intermittirende Fieber, Krämpfe und trockene Koliken, alles Folgen der schädlichen Sumpfausdünstungen; Blutmangel und Schwindsucht kommen häufig vor; Wunden heilen nur schwer; einfache Mückenstiche haben zuweilen böse Folgen. Ein Europäer, der sich einigermaßen gegen die Einwirkungen dieses höchst ungesunden Klimas schützen will, muß außerordentlich mäßig leben und sehr vorsichtig sein. Ist aber die Krankheit einmal da, dann verläuft sie ungemein rasch. Man darf nur wenig essen und trinken; selbst der häufige Genuß von Kaffee ist nicht ohne Gefahr; geistige Getränke sind geradezu Gift; am zuträglichsten ist ein schwacher Theeaufguß, welcher auch das gewöhnliche Getränk der Landeseingeborenen bildet.

Alles Flußwasser ist unrein durch zersetzte Pflanzen, und auch das Brunnenwasser darf man nicht rein trinken. Der Himmel ist zumeist bewölkt, die Hitze drückend, die Atmosphäre erschlaffend, namentlich in den Mittagsstunden. Fast alle Tage kommt ein Gewitter, und in der Zeit, da der Monsun wechselt, sind die Stürme und Orkane fürchterlich.

Die trockene Jahreszeit beginnt kurz nach dem Nordost-Monsun und währt vom December bis März; die Regenzeit folgt auf den Südwest-Monsun und dauert vom Mai bis Oktober. Die Nächte sind durchgängig heiter und ruhig.

Die Annamiten, kleine, hagere Menschen, haben eine ziemlich stark gebräunte Haut, straffes, plattes Haar, spärlichen Bartwuchs, dünne Stimme, ein stupides Aussehen; sie sind verkommene Geschöpfe, beide Geschlechter abschreckend häßlich und über alle Beschreibung unsauber; sie verbreiten einen ekelhaften Geruch von Kokosöl und kauen unabläßig Betel. Es jammert Einen, diese unglücklichen, oft von unheilbaren Krankheiten heimgesuchten Geschöpfe zu sehen; man darf ihnen schon wegen ihres vielen Ungeziefers nicht nahe kommen. Ihre Sitten sind äußerst schlecht, die Frauen eben so schamlos als häßlich; die Tracht ähnelt einigermaßen der bekannten chinesischen, aber den Kopfputz haben die Männer etwa so wie die Malayen. Die kleinen Kinder laufen bis zum fünften Jahr unbekleidet umher; man scheert ihnen das Haupthaar ab und läßt nur einen kleinen Büschel oben auf dem Kopfe stehen.

Diese Menschen wohnen in armseligen Hütten, die zumeist auf Bambuspfählen über dem Wasser stehen; Viele haben keine anderen Wohnungen als Sampu's, lange Boote, die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen. Ueber dieses Boot spannen sie eine Matte, gehen selten an's Land und treiben das ganze Jahr hindurch Fischfang.

Der Annamit ist schwach und dabei feig und grausam; er stiehlt gern und ist dem Seeraub ergeben. Vor den Europäern fürchtet er sich sehr, und ein paar Soldaten können die Bewohner einer ganzen Dorfschaft in die Flucht jagen. In Kriegszeiten bauen sie nicht ohne einiges Geschick Festungswerke, hinter denen sie sich vertheidigen, so gut es eben gehen will; im offenen Felde

können sie aber gar nichts ausrichten. Ihre Bewaffnung, Lanzen und Luntenflinten, ist schlecht; mit Feuerwaffen wissen sie nicht umzugehen. Gefährlich sind sie nur, wenn sie in überlegener Menge in einem Hinterhalte liegen; Gefangene werden mit empörender Grausamkeit gequält.

Zu Ehren und Würden gelangen nur Männer, welche wissenschaftliche Prüfungen bestanden haben. Die Sprache der Annamiten ist wesentlich von jener der Chinesen verschieden; beide Völker verstehen einander nicht, bedienen sich aber derselben Schriftzeichen. In religiöser Beziehung herrscht große Gleichgültigkeit; die Mehrzahl bekennt sich zum Buddhismus; die katholischen Missionäre haben Proselyten gemacht.

Alle tropischen Gewächse gedeihen vortrefflich; europäische Gemüse und Obstarten kommen nicht fort. Im Innern trifft man Elephanten und sehr viele Tiger, im Sumpflande mächtige wilde Büffel, in den höheren Ebenen von Kambodscha auch eine kleinere Art Rindvieh mit einem Höcker; Ziegen und Schafe sind selten. Pferdezucht ist unbekannt; die Franzosen beziehen ihren Bedarf an Rossen aus Manila. Krokodile findet man in allen Gewässern, Schlangen sind häufig; dazu kommen Skorpione, Kakerlaken, große Spinnen-Eidechsen; in den Wohnungen bilden die Ratten eine arge Plage und die Stechmücken werden nicht minder lästig; ebenso die weißen, rothen und schwarzen Ameisen, welche Alles, was nicht von Metall ist, auffressen, und vor denen man kaum etwas sichern kann.

Die Annamiten verstehen sich auf die Bearbeitung der edlen Metalle; sie verfertigen daraus Ringe, Hals- und Armbänder für die Frauen und Barren, welche als Geld umlaufen. Diese sind höchst selten von Gold, meist von Silber, und haben einen veränderlichen Werth. Im gewöhnlichen Verkehr hat man die bekannnten Sapeken, runde Zinkstücke mit einem viereckigen Loch in der Mitte. Man zieht sie auf, so daß sie einen Strang bilden, und 600 Stück gelten einen Franc und acht Centimes. In den französischen Besitzungen hat der mexikanische Dollar Zwangscours und gilt 5 Francs und 37 Centimes.

Frankreich hat gegenwärtig inne die Provinzen Ghia dinh (Saïgong), Bien hoa („Landesgrenze"), Myt ho („Beglücktes Land") und die Inselgruppe von Pulo Condor, wo eine Niederlassung für Sträflinge angelegt worden ist. Den Hauptplatz bildet die Ansiedelung bei Saïgong; diese annamitische Stadt selbst wurde während des Krieges durch die Spanier und Franzosen zerstört, und von der vormaligen Hauptstadt Niedercochinchinas ist weiter nichts übrig geblieben, als eine in Trümmern liegende Citadelle und da und dort ein verfallenes Haus.

Saïgong liegt 60 Kilometer vom Meere, am rechten Ufer eines großen Stromes, der in den Gebirgen von Laos entspringt und mit zwei Hauptmündungen, unweit vom Kap St. Jacques, in's chinesische Meer fällt. Die Schifffahrt nach Saïgong hinauf ist wegen der vielen Sandbänke schwierig; die Franzosen haben im August 1862 einen Leuchtthurm errichtet. Der Fluß von Saïgong steht übrigens vermittelst zweier großer Abzweigungen mit einer der Mündungen des Stromes von Kambodscha, nämlich dem Mekong, in Verbindung; er ist breit, tief und die größten Schiffe können bis Saïgong gelangen. Die neue Stadt, welche die Franzosen bauen, nimmt einen großen Flächenraum ein. Sie wird begrenzt im Norden vom Arroyo (d. h. Stromkanal) de l'Avalanche, im Süden vom chinesischen Arroyo, im Osten vom Saïgongflusse und im Westen von der Gräberebene, einem großen annamatischen Leichenacker. Am Uferstaden liegen zumeist Magazine, dort haben auch die chinesischen Kaufleute ihre Läden. Westlich von der Stadt liegt ein vorgeschobener Posten, der einst eine Pagode war, und anderthalb Stunden von Saïgong am chinesischen Arroyo die nur von Chinesen bewohnte Stadt Scholen, mit 15,000 Seelen; sie treiben einen ausgedehnten Handel, vorzüglich mit Reis. Unweit derselben liegt der Posten Caymaï und das Spital von Scho kuan.

Die Regierung ist militärisch. Die Provinz Ghia dinh zerfällt in drei Präfekturen, Phu's, und von diesen jede wieder in drei Unterpräfekturen, Huyen's. Jede hat einen Inspektor der „eingeborenen Angelegenheiten". Die eingeborenen Beamten müssen die dreifarbige Schärpe tragen.

Der Frieden zwischen den Franzosen und dem Könige Tü Düc wurde am 5. Juni 1862 abgeschlossen. Ihm zufolge wurden die vier oben genannten Provinzen abgetreten, und der König hat außerdem eine beträchtliche Kriegsentschädigung zu zahlen; bis das Letztere geschehen, behalten die Franzosen die Provinz Vinh liong im Besitz.

Einwanderung von Chinesen darf nur allein in der Stadt Saïgong stattfinden; die Franzosen bestimmen, wo und in welchen Dörfern dieselben sich niederlassen sollen. Außerhalb des für jede Citadelle gezogenen Rayons dürfen Europäer keine Gebäude aufführen, nicht einmal provisorisch.

Der Besitz von Cochinchina kann werthvoll werden, wird aber manche Opfer, namentlich an Menschenleben, erfordern.

Ein Sturmgewitter in Queensland.

Die Sommerhitze im nordöstlichen Australien, insbesondere in den Gegenden des Wendekreises, ist ungemein drückend, wird aber dann und wann durch gewaltige Krisen unterbrochen. Es ist dann, als ob die Natur selber sich gegen eine so fürchterliche Hitze auflehne und alle ihre latenten Kräfte zusammenraffe, um vermittelst derselben eine Ausgleichung herbeizuführen.

Während der Sommerzeit stellt durchgängig an jedem Tag ein Gewitter sich ein, manchmal hat man deren aber auch zwei oder drei. Wenn aber, was zuweilen vorkommt, die Hitze beträchtlich die mittlere Temperatur der wärmsten Tage übersteigt, dann bleibt ein Orkan (Hurrikan) nicht aus. Glücklicherweise sind diese gewaltigen Naturkrisen nicht allzuhäufig, aber ausgemacht bleibt, daß diese Sturmgewitter im nordöstlichen Australien zu den heftigsten auf Erden gehören.

Der Schweizer Marcet, welchen unsere Leser aus seinen Schilderungen der Kolonie Queensland kennen, hat in sehr lebhafter Weise einen Orkan geschildert, welchen er selbst erlebte. Ich war, sagt er, an einem Novembertage bei Sonnenaufgang fortgeritten, um den „Busch" zu besuchen. Schon um sieben Uhr war die Hitze ungemein stark, der Himmel unbewölkt und die Sonne schoß ihre feurigen Strahlen auf die Erde herab. Um elf Uhr war die Atmosphäre beinahe erstickend; ich mußte mehrmals vom Pferde steigen, um ein wenig im Schatten auszuruhen, aber leider nur in einem Schatten wie Australien ihn bieten kann, unter einem Gumbaume. Meinen Pferden erging es wie mir selber; sie keuchten und waren ganz hin. Mehrmals wandelte mich ein Schwindel an und mein Bewußtsein schwand auf Augenblicke; mein Kopf war schwer und eingenommen und die Grelle des Lichtes blendete mein Auge. Es war mir, als sei die ganze Luft verderbt worden und als habe sie ihre Fähigkeit eingebüßt, die Lunge aufzuschwellen. Kein Vogel ließ einen Laut vernehmen; es war, als ob die ganze Natur niedergedrückt sei und keuche. Nur ein ein-

ziges lebendiges Wesen, das ich sah, schien sich wohl zu befinden, und das war eine etwa zwei Ellen lange, braune Schlange. Sie lag gemächlich in der Sonne an einem Wasserloch und schien sich in der Glut ganz vortrefflich zu befinden. Daß ich ihr sehr gern weit auswich, versteht sich von selbst, denn ihr Biß ist giftig und wäre an einen solchen Tag unbedingt tödtlich gewesen.

Ich ritt langsam weiter. Es war inzwischen Mittag geworden, aber die Atmosphäre war nicht mehr Luft, sondern geradezu Feuer. Ich konnte kaum noch athmen und spürte wohl, daß ich eine solche Temperatur nicht lange mehr aushalten könne. Aber was sollte geschehen? Ich befand mich mindestens fünf Wegstunden von jeder Wohnung entfernt.

Da stieg etwas Dunkles am Himmel auf, eine kleine schwarze Wolke, welche anfangs nicht von der Stelle rücken wollte. Eine Zeitlang blieb sie ganz allein, dann aber bildeten sich in anderen Gegenden des Horizonts und gleich nachher auf allen Seiten ähnliche Wolken, die anfingen sich zu bewegen, bald rasch und immer rascher liefen und von den Luftströmungen nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte getrieben wurden. Nach wenigen Minuten hatten sich diese düsteren Wolken zu einer rabenschwarzen Masse zusammengeballt, und der Himmel sah nun aus wie der Indische Ocean bei Sturmwetter.

Das Gewölk zog höher, es rückte vor die Sonne, und jetzt lagerte sich Finsterniß über die Erde. Und welch eine Düsterniß! Da begann der Donner zu rollen, der Wiederhall murmelte durch die Wälder und wurde nach und nach heftiger. Der Orkan braus'te heran. Bald sah ich auch den ersten Blitz, er zerriß das Gewölk und in demselben Augenblicke erzitterte und erbebte Alles. Ich glitt vom Pferde herab und überließ das Thier seinem Instinkt.

Nun vernahm ich ein seltsames Geräusch; das Werk der Zerstörung hatte in meiner unmittelbaren Nähe begonnen. Eine Windsbraut, über alle Beschreibung furchtbar, warf Alles nieder, was in ihrem Wege lag; sie schuf Trümmer und Verwüstung. Nach allen Seiten hin flogen Aeste umher, Waldriesen wurden mit den Wurzeln ausgerissen, oder gebrochen, als seien sie dünne Stecken; das Rauschen und Krachen war entsetzlich. Mir schien als würde der ganze Wald niedergelegt wie ein Getreidefeld. Es war etwa zwei Uhr Nachmittags und die Finsterniß wie in einer ganz dunkeln, mondlosen Nacht. Ich war betäubt und überwältigt von einem so gewaltigen Ereigniß; ich erbebte durch Mark und Bein, ich legte mich nieder. Und seltsam genug, auf der Anhöhe, wo ich mich gerade befand, war der Wind kaum zu spüren.

Schon glaubte ich mich sicher, aber bald wurde auch diese Stelle vom Wirbel gepackt und jetzt krachten in meiner unmittelbarer Nähe die Riesenbäume. Ich warf mich nun der Länge nach zu Boden, mit dem Gesicht nach unten, und schloß die Augen. Es war, als läge ein entsetzliches Alpdrücken auf mir. Da vernahm ich ein plötzliches Krachen dicht hinter mir und blickte auf; ein Riesenbaum war mit den Wurzeln ausgehoben worden, schwankte hin und her, riß einen Nachbar um und beide stürzten nieder. Ich lag unter ihnen. Der Boden erzitterte so, wie es wohl bei einem Erdbeben der Fall sein mag, und ich war unter einer Masse von Schutt und Zweigen wie begraben.

In dem grauenvollen Unwetter trat eine ganz kurze Pause ein. Dann aber prasselte ein gewaltiger Hagel herab; die Körner waren so dick wie Taubeneier, peitschten auf mich ein und bald rann mir das Blut vom Leibe. Der Hagelsturm dauerte nicht lange; ihm folgte ein entsetzlicher Regenguß, der geradezu in Strömen herabfiel und binnen wenigen Minuten das Land unter Wasser setzte.

Der Orkan war vorüber gebraus't, ich hörte sein Brüllen und Toben nur noch aus der Ferne, und nach einiger Zeit fiel kein Tropfen mehr. Nun gingen auch die Wolken auseinander, die Sonnenstrahlen kamen zum Vorschein und ich sah einen ganz herrlichen Regenbogen. Alles war so überraschend und bewältigend, daß ich unwillkürlich auf die Knie fiel; eine wahrhaft andächtige Stimmung war über mich gekommen. Gott ist groß!

Als ich dann um mich blickte, wurde mir klar, daß ich meine Rettung nur einem glücklichen Zufalle, fast möchte ich sagen, einem Wunder verdankte. Der Boden war mit Aesten und Zweigen völlig überdeckt, die Vertiefungen standen unter Wasser, mit dem auch die Wurzellöcher der ausgerissenen Bäume angefüllt waren. Meine Pferde standen in der Nähe, über und über naß, aber nicht schwer beschädigt. Nun stieg ich wieder in den Sattel, die Luft hatte sich abgekühlt und ich athmete freier.

Gegen Abend erreichte ich die Station, wo man mir Glück wünschte, daß ich mit dem Leben und mit heiler Haut davon gekommen sei. Einen so entsetzlichen Orkan hatte man seit vielen Jahren in Queensland nicht erlebt. Ich aber war nun damit zufrieden, ein so gewaltiges Naturschauspiel kennen gelernt zu haben, aber an einem Mal ist es genug!

Gebräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen in Schweden.

Das Kirchspiel Danmark bei Upsala. — Hammarby, einst Landgut und botanischer Garten Linné's. — Die Bauern. — Kronbräute. — Thronhimmel der Bräute. — Essen, Trinken und Tanzen. — Seifengeld für Neugeborne. —

Stockholm, 6. Februar 1863.

Ueberall werden Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse, besonders die zuerst genannten, in Schweden noch nach alterthümlicher Weise mit vielen Umständen und großem Gepränge gefeiert, obgleich aus den Städten immer mehr die neuen, in allen Ländern üblichen, einfacheren, mit weniger Umständen verbundenen Sitten unaufhaltsam auch in den Landdistrikten Anerkennung finden und die alten gänzlich zu verdrängen drohen, so wie dieses auch mit den alten Kleidertrachten geschieht. Obgleich diese Gebräuche in den verschiedenen Theilen des großen Schwedenlandes in manchen Stücken von einander abweichen, so stimmen sie doch wiederum in anderen mit einander überein, weshalb wir uns darauf beschränken wollen, dieselben in einem einzelnen Kirchspiele, Danmark, zu beschreiben, weil dieses so ziemlich in der Mitte des Landes liegt. Voran schicken wir eine kurze Schilderung dieses Kirchspiels in geschichtlicher, topographischer und ethnographischer Hinsicht.

Der dänische König Hendrik Skateler überfiel, um seinen Sohn Magnus Hendriksson, dessen Mutter eine Tochter des Sveakönigs Ragvald Knaphöfde war, auf den schwedischen Thron zu setzen, am 18. Mai des Jahres 1160 den schwedischen König Erik IX. oder den Heiligen bei Upsala, nahm ihn nach einer tapfern Gegenwehr gefangen und ließ ihn sogleich enthaupten. Bald aber sammelten sich die Schweden und rächten den Tod ihres geliebten Königs (der darauf als Schwedens Schutzheiliger verehrt wurde), indem sie die Dänen schlugen und von der gemachten Beute eine schöne, geräumige, massive Kirche aufführten, die davon den Namen Danmark (d. i. Dänemark) erhielt. Sie ist im Ganzen noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden, obgleich nun die hohe Thurmspitze und vier kleinere Thürme, die 1699 vom Blitze getroffen wurden, nicht wieder hergestellt worden sind. Diese Kirche liegt etwas über eine deutsche Meile in südöstlicher Richtung von Upsala entfernt, in der Mitte des Kirchspiels, welches seit 1635 die

Präbende eines Professors der Theologie an der Universität in Upsala ist, der dort einen Pfarrhof besitzt und Einkünfte bezieht, zunächst aber von einem daselbst wohnenden Kaplan verwaltet wird.

Das Kirchspiel ist beinahe eine deutsche (0,48 schwedische) Q.-M. groß und gehört der großen, fruchtbaren und getreidereichen upländischen Ebene an. Von Alterthümern sind mehrere (17) Runensteine und Geschlechtshügel (die den deutschen Hünengräbern ähnlich sind) vorhanden. Unter den wenigen größeren Gütern ist Hammarby deshalb sehr merkwürdig, weil es 1758 bis 1778 in dem Besitze des großen Botanikers Karl von Linné war, welcher hier einen botanischen Garten anlegte, seine Sammlungen hatte, während der langen Universitätsferien dort wohnte, in einem noch jetzt vorhandenen massiven Gebäude vertrauteren Schülern, die ihm hieher folgten und sich auch benachbarten Bauerhöfen in Kost gaben, Vorlesungen hielt (Katheder, Tische und Bänke sind noch an ihren alten Plätzen), Besuche von Reisenden annahm, welche aus allen Theilen Europas zu dem „König der Blumen" hinströmten und der hier auch 1778 in einem Alter von fast 71 Jahren verschied. Seine Witwe starb hier ebenfalls, 94 Jahre alt, und seine Tochter Louise (1839) in der Nähe, auf Hubby, in einem Alter von 90 Jahren.

Die Bewohner, deren Zahl 1860 auf 1053 stieg, gehören größtentheils dem Bauernstand an, zeichnen sich aus durch Sittlichkeit, Gastfreiheit und Freigebigkeit, sowie durch eine gewisse Selbständigkeit, die sich zu befreien strebt von jedem Bande, das sie in irgend eine Abhängigkeit versetzt oder ihrer Freiheit Fesseln anlegt, daher sie auch stets die ihnen obliegenden Auflagen an dem bestimmten Tag entrichten, ohne daß man daraus auf eine größere Wohlhabenheit als bei ihren Nachbarn zu schließen berechtigt ist, obgleich man sie im Allgemeinen wohlhabend nennen kann. Ihre Kleidertracht ist einfach und reinlich, nähert sich jedoch schon schon sehr der städtischen; die alte Nationaltracht verschwindet immer mehr.

Die Heirathen werden hier theils nach vorhergegangenen förmlichen Verlobungen, theils ohne solche abgeschlossen. Nachdem die Kontrahenten sich mit einander verständigt und die Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder erhalten haben, begeben sie sich mit einander in die Stadt und kaufen gegenseitige Brautgeschenke, die in Ring und Kleidern, bisweilen auch in Silberstücken bestehen. An den Tagen des zweiten und dritten Aufgebots nimmt die Braut von ihren unverheiratheten Jugendfreundinnen Geschenke an. An dem Abende vor der Hochzeit, dem Junggesellenabende (Svennquäll), muß der Bräutigam, wie es heißt, sich von allen Mädchen lostanzen; da ist in seinem Hofe eine eben so große Zurüstung wie in dem der Braut. Am Hochzeitstage versammeln sich bei ihm früh Morgens nebst dem Geistlichen alle diejenigen, welche er seinerseits zur Hochzeit eingeladen hat. Nach eingenommenem Frühstück reis't man nach dem Brauthof, um sich dort wiederum zu Tische zu setzen; je größer das Gefolge des Bräutigams ist, für um so ehrenhafter wird es angesehen. Unterwegs hört man Töne von Klarinetten und Violinen; man hat also Gelegenheit, die Geschicklichkeit der Spielleute zu bewundern, welche zu gleicher Zeit ihre Pferde lenken und dennoch ihre Instrumente zu behandeln verstehen. Bei jedem Gitterthore, durch welches der Weg führt, streut der Bräutigam mit freigebiger Hand Kupfergeld für die öffnenden Kinder aus. Seine Eltern bleiben zu Hause, um diejenigen zu bewirthen, welche nur zu dem Ausreitungsfest eingeladen sind, und begeben sich erst am folgenden Tage nach dem Hofe der Braut. Die Hochzeiten werden gewöhnlich an einem Sonntagsnachmittag im Herbst oder während der Weihnachtszeit, die in Schweden 20 Tage oder bis zum 13. Januar dauert, gefeiert. Ist die Braut eine Kronbraut, d. h. eine unbescholtene Jungfrau, die das Recht hat, außer dem Kranz eine Krone zu tragen, so wird sie in dem nächsten Hofe des Dorfes gekleidet, wohin sich unter Musik der Geistliche mit dem Bräutigam und allen Gästen begiebt, um dort die Trauung zu vollziehen, was nunmehr nie in der Kirche geschieht, wie ehemals und noch jetzt an vielen Orten.

Sobald die Braut vernimmt, daß der Bräutigam im Anzuge sei, beeilt sie sich, unbemerkt von ihm, ihren Auserwählten durch die Fenstergardine oder eine Ritze in der Thüre zu sehen, ehe er sie erblickt hat, sonst würde sie ein so unglückliches Ereigniß niemals vergessen und die Ehe könnte nicht glücklich werden. Nach vollendeter Trauung, bei welcher ein kostbarer Thronhimmel (Brudpell) oder jetzt gewöhnlich ein Shawl von vier jungen unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts über dem Brautpaare gehalten wird, so wie nach den Glückwünschen, die jeder Einzelne dem Paare darbringen muß, kehrt der Geistliche mit den Neuvermählten in das Hochzeitshaus zurück und setzt sich mit ihnen zu Tische zur Rechten des Bräutigams. Hier müssen sie aber wohl eine halbe Stunde auf die Ankunft der Gäste warten, welche von den Wirthen auf dem Hof aufgesucht und gleichsam mit Gewalt an den Tisch gebracht werden müssen.

Die Gesundheit des Brautpaars wird bei Tisch unter Musik gewöhnlich in Wein oder Punsch getrunken. Von dem Bräutigam und den Gästen wird für die Braut eingesammelt, und Geschenke der Eltern werden an das Brautpaar abgegeben. Die Mahlzeit wird mit einem einsegnenden Gebete von dem Geistlichen begonnen und mit Gesang und Danksagung beendigt. Darauf wird der Tanz von dem Geistlichen und der Braut eröffnet und dann fortgesetzt bis gegen 2 oder 3 Uhr in der Nacht, da der Braut die Krone „abgetanzt" wird, indem sie mit verbundenen Augen, umtanzt von allen anwesenden Mädchen, die Krone einer derselben aufsetzt, welche dann dem herrschenden Glauben zufolge zuerst Braut werden wird, und hiermit fährt sie fort mit allen. Darauf wird sie auf einen Stuhl gesetzt, hoch emporgehoben und trinkt nun unter Hurrahrufen den Abschiedstoast aller Mädchen und „die zukünftige Gesundheit aller Ehefrauen" (d. h. die Gesundheit aller künftigen Frauen). Jetzt wird die Braut von den Frauen beansprucht, die Mädchen aber wollen sie nicht von sich lassen, sondern suchen sie so lange wie möglich festzuhalten; endlich aber geben sie nach, die Frauen nehmen die Braut unter sich auf, und nun hebt der Tanz von Neuem an.

Ebenso geht es zu mit dem Bräutigamstanze; nur ist dieser etwas hurtiger und lebhafter, und wenn die verheiratheten Männer den Bräutigam von den Junggesellen hinwegführen wollen, ist der Kampf oft so heftig, daß dem Bräutigam dabei die Kleider zerrissen werden und er selbst nicht ohne einige Schrammen davon kommt. Darauf entfernt sich das Brautpaar, kehrt aber bald zurück in den achtbaren Kleidern eines jungen Ehemanns und einer jungen Ehefrau, begleitet von den Brautjungfern und Brautführern, welche taktmäßig nach der Musik die brennenden Lichter schwenken, die sie zur Ehre des jungen Paares tragen. Jetzt muß dieses die Gäste mit „der Speise der jungen Ehefrau" traktiren, welche in Aepfeln, Konfekt, Gebäck und Syrupsbranntwein besteht. Hierauf beginnt der Ehetanz, und wenn dieser beendigt ist, setzt man sich ordentlich zu Tische, um Abendbrot zu speisen, womit man etwa gegen sechs Uhr Morgens zu Ende ist. Jetzt wird Alles still: die jungen Ehegatten verfügen sich in das Brautgemach, die verheiratheten Gäste in angrenzende Zimmer oder benachbarte Bauerhöfe, die jungen Leute aber, Jünglinge und Mädchen um einander in bunter Reihe, legen sich in dem großen Tanzzimmer auf ein ausgebreitetes Strohlager, um von den großen Strapazen auszuruhen.

Um die Mittagszeit kommt wiederum Leben und Bewegung in die Gesellschaft. Zuerst ist das junge Paar in Ordnung und kommt zu allen Gästen mit Frühstück an's Bett. Wenn diese sich wieder in dem Hochzeithause gesammelt haben, so beginnt von neuem der Tanz, der bis vier oder fünf Uhr Nachmittags fortdauert; dann setzt man sich zu Tische, um das „Bratenfett" zu verzehren. Jetzt treten zwei abenteuerlich angekleidete Masken, eine

Manns- und eine Frauensperson, herein, jede derselben reicht den Gästen einen Klingbeutel hin, in welchen diese ein wenig Kleingeld opfern müssen, das der Köchin gegeben wird; das komische Paar aber sucht dann noch durch allerlei lustige Schnurren und Schwänke die Gäste zu unterhalten, und je besser es ihm gelingt, die Lachmuskeln der Zuhörer in Bewegung zu setzen, um so besser hat es seine Rolle gespielt. Nach beendigter Mahlzeit hebt der Tanz von Neuem an und dauert nun die ganze Nacht hindurch. Am dritten Tage brechen einige von den Gästen auf und kehren nach Hause zurück; doch ist die Hochzeit keineswegs schon zu Ende: die junge Frau muß noch alle Mädchen bewirthen, die ihr beim Aufgebot Geschenke gegeben haben und nicht zur Hochzeit geladen gewesen sind. Für diese ist wiederum Gastmahl und Tanz.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts geschahen die Trauungen immer in der Kirche beim Gottesdienste. Damals kamen die Gäste mit dem Bräutigam an der Spitze angeritten und verübten trotz der bestehenden Verbote vielen Lärm und manchen Unfug in der Kirche. Die Braut fuhr in einem verdeckten Wagen; auf dem Rückwege saß der Bräutigam neben ihr, und die Fahrt ging so langsam, daß das ganze, paarweise reitende Gefolge vor ihnen den Hochzeithof erreichte, dort einen Imbiß nehmen, dann wieder umkehren und seinen Platz hinter dem Wagen einnehmen konnte, ehe dieser das Ziel erreichte.

Kindtaufen sind jetzt nie mehr in der Kirche, sondern immer bei dem Pastor oder auch zu Hause. Ehemals ritten die Gevattern mit dem Kinde nach der Kirche an einem Sonn- oder Festtage, das Kind wurde vor dem Gottesdienste getauft, und die Jungfer-Gevatterin brachte darauf dasselbe der Mutter zurück. Jetzt sind die Kindtaufen gewöhnlich an dem Nachmittag eines Wochentages. Der Geistliche erhält das Kind von der verheiratheten Gevatterin, giebt dasselbe nach verrichteter Taufe der Jungfrau-Gevatterin, und diese bringt es der Mutter wieder. Das sogenante „Seifengeld" (Tvålpenningar) für den Neugeborenen wird nicht, wie in anderen Kirchspielen, eingesammelt, sondern nach beendigter Mahlzeit geht jeder zu der Mutter, dankt für die Bewirthung und drückt ihr dabei einen Bankzettel in die Hand. Bei größeren Kindtaufen kann die Abgabe recht bedeutend sein. Am folgenden Morgen kehren die Gäste zum Frühstück zurück.

Die Begräbnisse geben den Hochzeiten an Zurüstungen kaum nach. Ist das Haus ein wohlhabendes, so wird der Verstorbene an einem Sonntagsvormittagsmorgen begraben. Der Geistliche reis't nebst den Gästen nach dem Hofe des Verstorbenen und begiebt sich von dort so früh mit der Leiche hinweg, daß der Gottesdienst nicht aufgehalten wird. Während zum Gottesdienst eingeläutet wird, trägt man die Leiche auf einer Bahre zum Grabe. Der Sarg ist immer an dem Kopf- und Fußende mit blanken Platten und einem Kreuz auf dem Deckel, bisweilen auch mit Sternen an den Seiten und mit versilberten Füßen geziert. Nach Beendigung des Gottesdienstes werden Personalien über den Verstorbenen gehalten, und an dem Denkmale, das späterhin über dem Grabe errichtet wird, werden das Kreuz und die Platten angebracht, auf welchen der Name, der Geburts- und Todestag, sowie etwa ein Liedervers stehen. Nach beendigtem Gottesdienste reis't man zurück in das Trauerhaus und nimmt dort das Mittagsessen ein. Selten sieht man da den Witwer oder die Witwe bei Tische, und so lange die Trauerzeit dauert, stehen die Leidtragenden in der Kirche nicht auf, wenn das Glaubensbekenntniß oder das Evangelium gelesen wird. Die Weiber sehen nicht einmal auf, sondern sitzen zur Bezeichnung ihrer tiefen Trauer mit bedeckten und niedergebeugten Gesichtern in ihrer Kirchenbank.

C. F. Fr.

H. Stern's Reise zu den Falaschas oder abyssinischen Juden.

Zwangsheirathen für Kinder im ägyptischen Sudan. — König Theodoros von Abyssinien. — Was ist guter Ton an der Tafel vornehmer Abyssinier? — Die Dörfer der Falaschas. — Sitten, Charakter und Abneigung gegen den Handel. —

Im Lande Habesch, namentlich im südwestlichen Theile, leben Juden, über welche unsere Kunde seither nichts weniger als vollständig war. Nun haben wir eingehende Nachrichten erhalten. Die englische Gesellschaft, welche sich die Bekehrung der Kinder Israel zur Aufgabe gemacht hat, sendet Glaubensboten in alle Welt aus und benutzt als solche vorzugsweise jüdische Gelehrte, welche zum Christenthum übergetreten sind. Das empfiehlt sich schon deshalb, weil solche Leute das Wesen ihrer früheren Religionsgenossen weit besser verstehen als Missionäre, die in christlichen Vorstellungen aufgewachsen sind.

Zu diesen Judensendboten gehört der Reverend H. Stern, der, wie manche Andere seines Berufes, von deutscher Abstammung ist. Er hat jüngst in englischer Sprache „Wanderungen unter den Falaschas in Abyssinien" herausgegeben. Das Buch selbst ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen; wir finden aber Auszüge aus demselben in Nr. 1837 des „Athenäum", denen wir Einiges entlehnen.

Stern fuhr von Bulak bei Kairo den Nil hinauf bis Korosko, zog durch die Wüste nach Chartum, und von da auf dem Blauen Nil nach Abyssinien zu den Falaschas. Er verließ den Strom bei Abu Haras und schlug die Richtung nach Osten ein. In der Stadt Gedáref (— dem berühmten Gummimarkte —) fand er Alles in größter Aufregung. Die Regierung hatte eben ein Gebot veröffentlicht, demgemäß alle über vierzehn Jahre alte Knaben und alle über neun Jahre alte Mädchen sich binnen vierzehn Tagen verheirathen mußten. Alle, welche dieser Verordnung nicht nachkamen, sollten ausgepeitscht und obendrein mit Geldbußen belegt werden! Es ist begreiflich, daß die Kinder sich lieber verheiratheten, als sich auspeitschen ließen, und in Gedaref wimmelte es von Brautpaaren.

Das türkisch-ägyptische Regiment lastet schwer auf diesen Gegenden. Weiterhin nach Osten, jenseit der abyssinischen Grenze, sah es sehr unruhig aus. König Theodoros war mit einer stattlichen Reiterschaar vom Gebirgslande herabgekommen, um einen Aufstand zu unterdrücken. Das Lager dieses muthigen Herrschers von Aethiopien stand in einem Thale; der Missionär stellte sich vor, wurde freundlich aufgenommen und bekam Erlaubniß, unter den Falaschas zu predigen und zu bekehren so viel ihm beliebe.

Wir haben im Globus mehr als einmal dieses merkwürdigen Mannes erwähnt, der in Aethiopien wie ein Meteor aufgestiegen ist und danach strebt, das alte äthiopische Reich wieder aufzurichten. Ganz kürzlich, im Spätjahr 1862, hat er den Krieg gegen den Pascha von Chartum begonnen; er will den Aegyptern die wichtige Landschaft Takka wegnehmen. Herr von Heuglin, der mit ihm aus früheren Zeiten her befreundet ist, war bei ihm, und wir werden wohl später einmal sehr ausführliche Nachrichten über Theodoros erhalten.

Der Judenmissionär Stern war aber schon vor Ausbruch

dieses Krieges in Abyssinien. Er meint, daß Theodoros auch verwerfliche Mittel nicht verschmäht habe, um den Thron zu erlangen. Als in der Provinz Godjam eine Rebellion ausbrach, verwüstete er weit und breit das Land und ließ eine große Anzahl von Menschen martern und niederhauen. Als dann ein Jahr später seine Gemahlin starb, erblickte er darin eine Strafe des Himmels für die abscheulichen Grausamkeiten, welche er verübt, und legte öffentlich ein Gelübde ab, daß er nie wieder von seiner Leidenschaft sich beherrschen lassen wolle.

Am Hoflager begegnete dem Missionär etwas Unangenehmes; er gab entsetzlichen Anstoß. Sitten, Geschmack und Begriffe von Anstand und Schicklichkeit sind eben in verschiedenen Ländern verschieden.

Der König hatte den Fremden zur Tafel geladen. Die Mahlzeit bestand, weil gerade Fasttag war, einfach aus Teffkuchen und Meth. „Da machte ich einen Verstoß gegen die Sitten des vornehmen Lebens. Nach abyssinischen Begriffen muß jeder Mann von aristokratischer Abkunft ein feines Gewand (Schama) mit dunkelrothem Randbesatz tragen, und beim Essen schmatzen wie ein Schwein. Davon wußte ich leider nichts; ich aß so, wie wir in Europa es für schicklich halten, aber das trug mir den Tadel der Gesellschaft ein; die Leute raunten sich allerlei in's Ohr. Endlich fiel mir die Sache auf und ich fragte den Engländer Bell (— welcher ein hohes Kriegsamt bei Theodoros bekleidete —), ob ich etwas Unangemessenes gethan habe. Bell entgegnete: Gewiß haben Sie das. Ihr Betragen ist so ungentlemanly, daß alle Gäste glauben müssen, Sie seien ein Mensch ohne alle Erziehung und Bildung, und gar nicht gewohnt, sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen. — Nun, wodurch habe ich denn eine so schmeichelhafte Meinung verdient? — Einfach durch die Art und Weise, wie Sie essen. Wenn Sie ein Gentleman wären, so würden Sie das bei Tafel beweisen; Sie müssen recht laut und derb schmatzen und Keiner wird bezweifeln, daß Sie ein Mann von Stande seien. Da Sie aber nicht schmatzen und die Speisen lautlos kauen, so glaubt hier Jeder, daß Sie ein armer Tropf seien. — Ich erklärte dann den abyssinischen Aristokraten, daß bei mir zu Land, in Europa, eine andere Sitte herrsche, und damit brachte ich die Dinge wieder in das richtige Geleise."

Der Missionär klagt, daß er in Abyssinien viel Schmutz und Unsittlichkeit gefunden habe. Theodoros selbst wurde von den im Land anwesenden Europäern wegen seiner Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Sittenreinheit sehr gelobt, aber seine Unterthanen seien unzuverlässig, hinterlistig, sittenlos.

Stern besuchte den Abuna, den Patriarchen der abyssinischen Kirche, der Anfangs etwas zurückhaltend war, zuletzt aber nichts gegen die Mission unter den Juden einzuwenden hatte. Am Tage Mariä Empfängniß war feierlicher Tanz, den wir aber nach unseren Begriffen nicht als eigentlichen Tanz bezeichnen würden; er ist mehr eine Art von gymnastischer Uebung.

Die Mission wurde zu Genda begründet, das recht eigentlich im Mittelpunkte der Falaschastämme liegt. Das Wort bedeutet Verbannte und mit denselben werden die Juden in Abyssinien allgemein bezeichnet. Sie haben sich einen in das hohe Alter hinaufreichenden Stammbaum zurecht gemacht, und wollen zur Zeit der Königin von Saba nach Aethiopien gekommen sein. Von Menilek, dem Sohne, welchen diese mit Salomo gezeugt, leiten sie die abyssinischen Könige ab. Die Falaschas waren einst unabhängig, standen unter Königen, welche alle Gideon hießen, und unter Königinnen, welche stets Judith benannt wurden. Jetzt sind sie in fünf abyssinischen Provinzen zerstreut und man erkennt ihre Dörfer auf den ersten Blick. Auf der Spitze des Tempels ist nämlich allemal ein rother Topf angebracht.

Die Falaschas rühmen sich, unmittelbar von Abraham, Isaak und Jakob abzustammen und ihr altjüdisches Blut rein erhalten zu haben. Mischheirathen mit anderen Stämmen sind durchaus verboten; ja es gilt schon für Sünde, das Haus eines Andersgläubigen zu betreten; wer eine solche begeht, muß sich einer Reinigung unterwerfen und ganz frische Kleider anlegen; dann erst darf er wieder in sein Haus gehen. Diese Ausschließlichkeit hat übrigens gute Folgen gehabt, denn sie bewahrte die Falaschas vor der Ausschweifung und Sittenlosigkeit, welche sonst in Abyssinien allgemein sind. Jedermann gesteht ein, daß die Falaschas, Frauen wie Männer, die zehn Gebote streng befolgen. Heirathen in früher Jugend sind bei ihnen nicht gestattet, da Männer erst zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten, Mädchen zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre sich vermählen. Ehescheidungen sind nicht gestattet; Vielweiberei ist nicht erlaubt; Frauen und Mädchen gehen unverschleiert frei umher. Die Tempel haben drei Abtheilungen, der Eingang liegt nach Osten hin.

Barbarisch ist eine Sitte, welche mit überstrengen Begriffen von Reinigung zusammenhängt. Neben jedem Dorfe befindet sich eine „unreine Hütte". Dorthin schafft man die Kranken, deren Tod für unabwendbar gilt; sie liegen dort verlassen; kein Verwandter darf bei ihnen sein; nur Menschen, welche für unrein gelten, dürfen sich um solche kümmern. Merkwürdig erscheint die Thatsache, daß diese abyssinischen Juden dem Handel äußerst abgeneigt sind und ihn geradezu verachten. Stern schreibt:

„Diese Falaschas sind von exemplarischer Sittlichkeit, ungemein sauber, sehr andächtig und glaubensstreng und dabei sehr fleißig und thätig. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht und auch einige Handwerke: man findet z. B. unter ihnen Weber, Töpfer und Schmiede. Der Handel gilt ihnen für unverträglich mit dem mosaischen Glauben und man findet unter dieser Viertelmillion Menschen nicht einen einzigen Kaufmann."

Es kann bei Leuten, welche so abgeschlossen leben, nicht befremden, daß sie alle anderen Religionen verabscheuen; ohnehin sind sie zumeist von Götzendienern umgeben und die christliche abyssinische Kirche hat, in ihrem Verfall, auch nichts Anlockendes. Stern seinerseits wußte es dahin zu bringen, daß man ihn höflich aufnahm und er sich in Genda niederlassen konnte. Natürlich giebt er sich, wie alle Missionäre, großen Bekehrungshoffnungen für die Zukunft hin.

Ethnologische Beiträge.

II.

Resultate der Rassenmischung in Central-Amerika.

Der nordamerikanische Reisende und Alterthumsforscher E. G. Squier, welchem wir ein vortreffliches Werk über die indianischen Alterthümer im Mississippithale verdanken, erörtert in einem andern Buche*) die Vermischung der verschiedenen Rassen in den central-amerikanischen Staaten. Sie hat gerade in diesen in sehr ausgedehnter Weise stattgefunden. Seine Beobachtungen und Forschungen laufen im Wesentlichen auf die nachstehenden Ergebnisse hinaus.

*) Notes on Central America, particularly the states of Honduras and San Salvador; their geography, topography, climate, population, resources, productions etc. and the proposed interoceanic railway, by E. G. Squier, New-York, 1855. Remarks on population p. 33 seqq.

Central-Amerika, also die Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica, ist unter allen ehemals spanischen Kolonien verhältnißmäßig am stärksten bevölkert. Die Einwohnerzahl wächst andauernd und rasch, aber das aus der Fremde hinzugebrachte Element, das weiße europäische, ist im Abnehmen begriffen, und der ganze Zug der Dinge arbeitet darauf hin, daß es in der eingeborenen Rasse, in den Indianern mehr oder weniger schnell aufgehe.

Gleich den meisten Republiken des spanischen Amerika (nur Chile und jene am La Plata bilden bis auf einen gewissen Grad Ausnahmen) giebt Central-Amerika einen deutlichen und sichern Beleg für die Gesetze, welche durch das Studium der Anthropologie und Ethnologie seit etwa einem halben Jahrhundert ermittelt worden sind. Diese Gesetze sind von großer Bedeutung auch für den Staatsmann und den Volkswirth; er darf sie nicht unbeachtet lassen, wenn er sich befähigen will, ein richtiges und sicheres Urtheil zu fällen. Durch die Vervielfältigung und Beschleunigung des Verkehrs sind die verschiedenen Menschenstämme (Rassen) in häufige Berührungen gebracht worden, und deshalb ist die Frage zu deren Erörterung wir uns wenden, nach Squier, dessen Ansichten wir für sehr wohl begründet halten, nicht blos für die Wissenschaft von Bedeutung geworden, sondern auch für das praktische Leben.

Die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung zwischen den verschiedenfarbigen Familien der Menschheit wahrgenommen werden und sich in allen Lebensverhältnissen geltend machen, sind nicht Ergebnisse des Zufalls und der Einwirkung äußerer Umstände, sondern liegen in der tiefinnersten Ureigenthümlichkeit dieser verschiedenen Rassen; sie sind radikal, permanent, immanent.

Eine Blutvermischung zwischen verschiedenen Menschenrassen, welche durch die Natur selbst auf immer und ewig von einander getrennt sind, eine Amalgamirung zwischen höheren und niederen Rassen, ergiebt nie etwas Harmonisches, sondern hat allemal schlechte Folgen.

Dafür spricht und sprach stets und überall die Erfahrung; die Geschichte liefert Zeugnisse und Belege. Als ausgemacht stellt sich Folgendes heraus:

Eine Rasse geht in der andern auf, wird von ihr absorbirt in allen Fällen, wo eine Vermischung zwischen zwei verschiedenen Rassen stattfindet und wo das fehlt, was der Unkundige als Vorurtheil, als „Vorurtheil der Hautfarbe" bezeichnet. Dieses vermeintliche Vorurtheil ist aber ein sehr richtiger und werthvoller natürlicher Instinkt, und dieser ist noch überall von der Natur selbst gerächt worden, wann und wo man ihm zuwider handelte. Die Aufschlürfung und Zersetzung geht um so rascher von statten, je mehr der Typus zweier, auf solche Weise mit einander gemischter Rassen ein annähernder ist und je nachdem der eine oder andere überwiegt. Die Natur verewigt keine menschlichen Halbschlächtigkeiten; das ist ihr ganz und gar zuwider, sie vertilgt dieselben und erlaubt zum Beispiel keine permanente Rasse von Mulatten. (— Auf diesen Punkt werden wir gelegentlich näher eingehen, denn er ist sehr wichtig. —)

Verletzungen und Beeinträchtigungen der Rassenunterschiede und jenes Instinkts, der darauf gerichtet ist, die höheren Rassen in ihrer Reinheit und Unverletzlichkeit zu bewahren, führen allemal zu unheilvollen Resultaten und wirken nachtheilig auf die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften und Begriffe derjenigen Völker, welche die weisen Fingerzeige der Natur und ihre Gesetze außer Acht lassen. Das heißt: Die Menschen, welche solchen Vermischungen ihren Ursprung verdanken, haben im Allgemeinen in ihrer leiblichen, geistigen und sittlichen Beschaffenheit Mängel, welche sehr häufig in einem solchen Grade hervortreten, daß sie gegenüber den reinen Rassen einen höchst ungünstigen Gegensatz bilden.

Diese Mängel zeigen sich insbesondere auch in Allem, was sich auf Staats- und Regierungsverhältnisse bezieht. Die anarchischen Zustände in fast allen südamerikanischen Republiken, wo die unbedingte Gleichberechtigung aller Rassen und Mischungen in's Leben getreten ist und wo sie alle sich unbehindert in ihrer Weise bewegen können, zeugen dafür. In Mexiko, Central-Amerika und Südamerika ist das Volk durch die uneingeschränkte Rassenvermischung demoralisirt worden. Die höheren Typen, weil an Zahl gering, werden überall von den niedrigeren zersetzt und aufgeschlürft. Der Kampf der Barbarei gegen die höhere Civilisation ruht keinen Augenblick und die Resultate liegen zu Tage. Es giebt unter der Gesellschaft, wenn von einer solchen dort die Rede sein kann, keinen innern Zusammenhang, keine Durchdringung der verschiedenen Bestandtheile, keine Sympathien des einen zum andern. Alles ist Gegensatz.

In Mexiko sind von acht Millionen Einwohnern des Landes kaum eine Million Weiße, in Central-Amerika unter zwei Millionen noch nicht zweimalhunderttausend. Es wäre gewagt, die Behauptung aufzustellen, daß Südsee-Insulaner oder amerikanische Indianer befähigt seien, sich mit den Grundsätzen zu durchdringen, von welchen unsere höheren bürgerlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen bedingt werden. Weder Instinkt noch Gewohnheiten und Anlagen dieser Rassen sind mit der Entwickelung solcher Organisationen verträglich, und auch eine sorgfältige Erziehung, welche ohnehin bei den Massen ihre Schwierigkeiten fände, würde nicht im Stande sein, ihnen ein solches Verständniß dafür beizubringen, daß sie zur praktischen Ausübung befähigt wären. Auf den Sandwichs-Inseln sehen wir allerdings eine konstitutionelle Monarchie, aber Regierung und Verwaltung sind in den Händen weißer Leute, welche auch die Verfassung entworfen haben und als die eigentlichen Herrscher betrachtet werden müssen. Die Ansichten der Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten, in den sogenannten Indianerterritorien, entsprechen höchstens dem sogenannten patriarchalischen System; wo dort Fortschritt vorhanden ist, rührt er von Männern her, die zu drei Viertheilen europäisches Blut in den Adern haben und den Weißen folgen.

In den meisten spanischen Republiken hat die Gleichstellung der Indianer mit den weißen Menschen sowohl in politischer wie gesellschaftlicher Beziehung nur endlose Anarchie in's Leben gerufen; überall ist der Staatskörper mit Auflösung bedroht. In Guatemala und Yucatan hat diese Gleichstellung einen grausamen, höchst blutigen Kastenkrieg, einen Rassenkampf, im Gefolge gehabt; auf Jamaica ist seit der Emancipation ein großer Theil der Neger völlig verwildert.

Die Weißen haben sehr recht und thun sehr wohl daran, wenn sie unerbittlich sich weigern, ihr Blut zu verschlechtern. Die Verständigen unter ihnen wollen die geistigen Anlagen nicht schwächen, die Hautfarbe nicht dunkler machen.

Die Bevölkerung von Central-Amerika beläuft sich auf etwa zwei Millionen Seelen, etwas mehr oder weniger, da die Zählungen nicht speciell und keineswegs genau sind. Annähernd trifft jedoch obige Ziffer zu.

Interessant ist das gegenseitige Zahlenverhältniß von Weißen, unvermischten Indianern und Mischlingen; diese letzteren bezeichnet man als Ladinos. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß, wie wir schon oben andeuteten, in Central-Amerika die Weißen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl abnehmen, die reinen Indianer rasch zunehmen und die Ladinos sich mehr und mehr dem indianischen Typus annähern.

Der Erzbischof von Guatemala, Pelacz, nahm für 1837 eine Gesammtbevölkerung von 1,390,513 Seelen an, und davon waren: Weiße 89,979; Ladinos 619,167; reine Indianer 687,367; demgemäß kommt ein Weißer auf sechszehn Mischlinge und

Indianer. Seit jener Zeit haben sich die Verhältnisse derart gestaltet, daß jetzt 1 zu 20 das Richtige ist.

Im Staate Nicaragua waren 1823 von 174,213 Seelen: Indianer zwei Fünftel; Ladinos auch zwei Fünftel, und weniger als ein Fünftel Weiße. Don Miguel Sarabia bemerkte schon damals: „Die Zahl der Weißen nimmt ab; das ist allgemeine Tendenz bei ihnen."

Für den Staat Guatemala stellt Crowe folgendes Verhältniß fest: Indianer $^{3}/_{5}$; Weiße $^{1}/_{40}$; Neger $^{1}/_{50}$; Ladinos ein Viertel; Mulatten $^{1}/_{80}$; Sambos, das heißt Mischlinge von Negern und Indianern, $^{1}/_{100}$.

Squier nimmt an: Weiße 100,000; Neger 10,000; Mischlinge 800,000; Indianer 1,109,000.

So viel über Central-Amerika. Demnächst will ich Angaben über die Rassenverhältnisse in anderen Staaten der westlichen Erdhalbe mittheilen. A.

König Mongkut von Siam und das Leichenbegängniß eines christlichen Bischofs.

Der gute König Mongkut, Beherrscher des Reiches Siam, das in Hinterindien zwischen Barma und Cochinchina mitten inne liegt, ist eine im höchsten Grade merkwürdige Erscheinung. Der Orient hat eine solche nie zuvor gesehen.*) Auf dem goldenen Throne zu Bangkok sitzt er als ein unumschränkter Despot; aber der ehemalige buddhistische Mönch ist ein philosophischer Monarch, in religiösen Dingen duldsam in höchstem Grad, ein Mann, welcher seinen Tacitus und Horaz in der Ursprache lies't, englisch geläufig redet und schreibt und mit der europäischen Literatur wohl bekannt ist. Katholiken und Protestanten, Europäer und Amerikaner, welche er allesammt mit zuvorkommender Güte und gleicher Gerechtigkeit behandelt, sind des Lobes voll über diesen „herrlichen Heiden", den „ruhmreichen Monarchen", wie ein katholischer Missionär ihn nennt.

Mongkut ist sich immer gleich geblieben und hat neuerdings wieder bewiesen, daß er Verdienste ohne Unterschied der Herkunft oder der kirchlichen Meinungen eines Menschen zu ehren weiß. Wir wollen den Hergang nach den Mittheilungen des apostolischen Provikars Clemenceau erzählen.

Seit länger als dreißig Jahren sind katholische Missionäre in Siam eifrig am Werk, um Buddhisten zu bekehren. Während sie in Cochinchina (Annam) verfolgt wurden, fanden sie hier eine gastliche und zuvorkommende Aufnahme. Unter ihnen nahm Paillegoix, ein auch in wissenschaftlicher Beziehung sehr hervorragender Mann, entschieden den ersten Platz ein. Am 18. Juni 1862 ist er in Bangkok gestorben. Dieser gelehrte Mann war es, welcher eine Korrespondenz zwischen König Mongkut und dem römischen Papste vermittelte; der Buddhist bezeichnete den Oberhirten der katholischen Christenheit als „die erste Majestät der Welt".

Paillegoix war schon im Jahre 1830 nach Siam gekommen, gründete eine Lehranstalt, befand sich von 1831 bis 1834 im Lande Laos, bekam dort das gefährliche, auch in seinen Nachwirkungen höchst lästige Waldfieber und mußte nach Singapore gehen, um seine Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen. Dann ging er wieder nach Bangkok, wo er den Bau zweier Kirchen leitete, zum Coadjutor des Bischofs und später selber zum Bischof von Mallos ernannt wurde; auch war er apostolischer Vikar. Unter ihm erreichte die Zahl der katholischen Stationen dreizehn; allein in der Hauptstadt Bangkok sind sechs katholische Kirchen; eine ist zu Juthia, eine andere zu Schantabun, in neun oder zehn Provinzen befinden sich Kapellen. Paillegoix hat viele siamesische Handschriften gesammelt und selber in der siamesischen Sprache, welcher er vollkommen Meister war, geistliche und wissenschaftliche Bücher geschrieben. Wir heben hervor: seine Siamesische Grammatik in lateinischer Sprache; ein lateinisch-siamesisches Wörterbuch, beide in der Druckerei der Mission zu Bangkok gedruckt. In Paris erschien von ihm ein Siamesisch-lateinisch-französisch-englisches Wörterbuch. Sehr werthvoll ist auch seine in französischer Sprache verfaßte „Beschreibung des Königreichs Thaï oder Siam", welche wir bei unserer frühern Darstellung (Nr. 5) benutzt haben. Sie ist ungemein werthvoll; weit besser als das oberflächliche Buch des Sir John Bowring, welcher jenem Vieles entlehnt hat. Doch dies nur beiläufig.

*) Wir verweisen auf Band I, S. 140 ff. des Globus, wo wir ein lebenswahres Gleichbild Mongkut's und eine eingehende Schilderung dieses seltenen Mannes gegeben haben.

Paillegoix war im Jahre 1835 mit Mongkut bekannt geworden. Damals wohnte der Prinz in einer Pagode unweit von der katholischen Kirche; er war Talapoine, buddhistischer Priester in einem Kloster. Der regierende König, Mongkut's Bruder, war gegen den letztern mißtrauisch, und dieser suchte und fand Ruhe im Kloster. Damals führte er den Namen Tschao fa yaï, studirte das Pali, die heilige Sprache der Buddhisten, und das Sanskrit. Dann erwachte in ihm der Wunsch, mit der Literatur des Abendlandes bekannt zu werden, und er nahm zuerst bei einem eingeborenen katholischen Priester Unterricht im Lateinischen. Bald nachher wurde er mit Paillegoix bekannt, der schon damals geläufig Siamesisch sprach und nun Lehrer und bald auch Freund des fürstlichen Talapoinen wurde. Mongkut lernte rasch; der Katholik und der Buddhist, beide geistlichen Standes, erörterten oft religiöse Gegenstände, und Mongkut gab willig zu, daß der Buddhismus viel Fabelhaftes enthalte. Aber er mochte nicht Christ werden, sondern hat selber ein religiöses System aufgestellt, das er für seine Siamesen angemessen erachtet. Dem Könige mißfiel der freundschaftliche Verkehr Tschao fa yaï's mit dem abendländischen Geistlichen und er rief jenen aus der Pagode ab, um ihn in ein anderes, weitab in der äußersten Vorstadt gelegenes Kloster zu schicken. Der Talapoine verabschiedete sich vom Papisten, und Beide kamen überein, ihre Verbindungen aufzugeben und bessere Zeiten abzuwarten. Diese erschienen, als Mongkut den Thron bestieg, und der König hat seinem frühern Lehrer bis zu dessen Tod eine treue Freundschaft bewahrt.

Er bewies sie auch, als Paillegoix gestorben war. Der edle Priester und gelehrte Mann, dessen wir unsererseits ganz besonders erwähnen, weil er sich Verdienste um die Länder- und Völkerkunde erworben, war allgemein beliebt. Als sein Ableben bekannt wurde, flaggten alle Konsulate zum Zeichen der Trauer am halben Mast. Mongkut schrieb sofort an die Missionäre, daß er seine Freundschaft durch Erhöhung der Leichenfeierlichkeiten seinerseits zu beweisen wünsche, und fügte zart bei: „so viel die Bräuche der christlichen Religion dergleichen statthaft erscheinen lassen." Der Verstorbene sei ihm ein wahrer Freund gewesen, und durch Paillegoix sei zwischen ihm und Seiner Heiligkeit Papst Pius, dieser „höchsten Majestät der Welt" ein Briefwechsel vermittelt worden. Auch die Prinzen und hohen Mandarinen bezeigten ihre Theilnahme.

Die Feierlichkeiten fanden mit allem üblichen Pomp statt. Die Leiche wurde in einen doppelten Sarg gelegt und auf das

beleuchtete Trauergerüst gestellt. Drei Tage dauerte die Feierlichkeit; sie begann am ersten Juli. Achtzig Christen aus Annam trugen den Sarg, der auf ein bewegliches Gerüst gestellt wurde. Diese asiatischen Bekehrten waren mit weißen Beinkleidern und weißem Turban bekleidet; das ist so Brauch in ihrem Heimatland. Ein Führer derselben Nation eröffnete den Zug und schlug dabei mit zwei Stäben gegeneinander. Den bischöflichen Ornat trugen die siamesischen Zöglinge der Missionsanstalt.

Die Himmelfahrtskirche liegt im südlichen Theile von Bangkok, die Empfängnißkirche im nördlichen. In beiden waren prächtige Katafalke errichtet. In der letztern sollte Bischof Pallegoix beigesetzt werden, und dorthinging, von der erstern aus, der Zug. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt mehr als zwei Wegstunden und zwar auf dem Strome, welcher die Hauptverkehrsstraße von Bangkok bildet. Es handelte sich demnach um einen Begräbnißzug zu Wasser.

Mongkut ließ drei Palastdschonken ausschmücken, deren jede von fünfzig bis sechszig Männern gerudert wurde. Auf die größte dieser Barken sollte der Sarg gebracht werden, und der König hatte dazu einen hohen Thronhimmel herrichten lassen; die beiden anderen Barken bildeten das Gefolge. Auch der erste Minister stellte zwei Galeeren, jede mit vierzig Ruderern, und diese sollten den Zug eröffnen. Alle Ruderer waren gleichmäßig gekleidet; jene in den königlichen Barken saßen, die in den anderen ruderten im Stehen. Mongkut ließ zwei Geschütze vor der Empfängnißkirche auffahren, und als der Sarg beigesetzt wurde, fünfzehn Schüsse geben.

Dieser Leichenzug bot einen großartigen und für einen Europäer in jeder Hinsicht überraschenden Anblick dar. Auf seiner Wasserfahrt mußte er am königlichen Palaste vorüber, und der König kam an die Schiffsländе hinab, um seinem Freunde noch einen Beweis aufrichtiger Theilnahme zu geben.

Alle in Bangkok anwesende Europäer und viele eingeborene Christen hatten sich in der Himmelfahrtskirche versammelt. Als der Sarg hinausgetragen wurde, präsentirten die Soldaten, welche der König aufgestellt hatte, gingen dann zu beiden Seiten des Zuges und die Regimentsmusik spielte einen Trauermarsch. Das war am ersten Juli.

Am folgenden Tage fand die große Procession auf dem Flusse statt. Schon in aller Frühe waren die Geistlichen, Konsuln, die Europäer überhaupt und die Christen in der Kirche versammelt, auch hatten sich viele buddhistische Mandarinen eingefunden. Nach Vollziehung der Kirchengebräuche wurde der Sarg an's Ufer getragen, wo alle Barken bereit lagen. Nun fuhren sie stromauf, voran ein großes, von achtzig Annamiten gerudertes Boot; auf diesem befand sich die Regimentsmusik und spielte Trauermärsche. Dann folgten zwei prachtvoll aufgeschmückte Barken, jede mit vierzig Ruderern; sie fuhren neben einander, und hinter ihnen, gleichen Strich haltend, die übrigen Fahrzeuge, welche den Zug bildeten, zunächst die Barken der verschiedenen religiösen Brüderschaften und der Priester, deren jeder sein besonderes Schiff hatte. Nun erst kamen die drei königlichen Dschonken; auf der, welche den Sarg enthielt, wehte eine schwarze Fahne; die Ruderer, lauter Siamesen, waren in Trauer gekleidet. Das übrige Gefolge bestand aus einer großen Menge anderer Barken, voran jene der Konsuln und vornehmen Mandarinen. An beiden Stromufern stand eine unzählige Menschenmenge. Nie zuvor hatte man in Bangkok solch ein eigenthümliches Schauspiel gesehen.

Auf dem königlichen Palaste wehte die Reichsflagge am halben Mast. Als dort der Zug in Sicht kam, verließ Mongkut, begleitet von der königlichen Familie, seine Gemächer, stieg hinab und ging auf einen für ihn bereit liegenden Dampfer, um von dort den Zug in der Nähe zu betrachten. Als die Barken der Missionäre an ihm vorüber kamen, nahmen die Ruderer ihre Hüte ab und wollten, nach Landessitte niederknieen, aber der König wehrte das durch Zeichen ab und erwiederte freundlich die Grüße der Geistlichen. Er gab einem christlichen Mandarinen eine mit Geld gefüllte Börse, um den Armen Almosen zu spenden.

So gelangte der Zug nach der Empfängnißkirche, wo der Sarg am andern Tage beigesetzt wurde.

Interessant ist ein Brief, welchen Mongkut am 9. Juli 1862 an die Missionäre schrieb. Sie hatten ihm zum Andenken einen Ring übersandt, welchen der Verstorbene getragen. Der König dankt dafür und schreibt: „Der hochwürdige Bischof von Mallos ist acht und zwanzig Jahre lang mein guter, inniger und aufrichtiger Freund gewesen. Der Inhalt Ihres Schreibens und das Geschenk haben mir große Freude gemacht. Diesen geweihten Ring, — ich habe ihn gleich wieder erkannt — trug der Selige, als er mich zum ersten Male besuchte; er hat ihn späterhin mir gezeigt. Er trug ihn am Finger, wenn er den Segen sprach über das christliche Volk. Mit Vergnügen vernehme ich den Wunsch, welchen Sie mir ausdrücken: daß dieses Erinnerungszeichen an meinen intimen, seligen Freund auch für mich eine Quelle des Segens sein möge."

Wir wollen hinzufügen, daß König Mongkut der einzige Monarch in Asien ist, der niemals mit den Europäern in irgend welche Irrungen gerieth. Unsere abendländischen Brüder sind bekanntlich daran gewöhnt, gegen „heidnische" Potentaten sehr übermüthig und aufdringlich sich zu benehmen, und das pflegen sie dann „Civilisation" zu nennen. Aber ein Mann wie Mongkut, der Verstand hat und alle Verpflichtungen, welche er eingeht, redlich erfüllt, imponirt doch sowohl den Kaufleuten, welche vermeinen, die ganze Welt sei nur des Handels wegen da, wie den Diplomaten, welche sich gar zu gern etwas zu thun machen, auch sehr häufig dann, wenn das sehr vom Uebel ist.

Kleine Nachrichten.

Der Flächeninhalt der Schweiz endlich genau bestimmt. Nach einer an uns gelangten Mittheilung des Hrn. Berlepsch in Zürich (für Schweizerische Landeskunde gegenwärtig eine der ersten Autoritäten) kann endlich einmal der Flächeninhalt der Schweiz und ihrer einzelnen Kantone definitiv festgestellt worden. Bisher variirten die Größeangaben dieses kleinen Ländchens um einige hundert (!) Quadrat-Meilen. Neben in seiner Handelsgeographie und mit ihm Hoffmann und Cannabich geben 696 Q.-M., Picot in seiner Statistik 716 Q.-M. (eine gegenwärtig noch in vielen geographischen Handbüchern festgehaltene Zahl), Franscini in seiner Statistica della Svizzera 732 Q.-M. und Gerold Meyer v. Knonau in seiner Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft gar 873 3/5 Q.-M. an. Durch die auf Kosten der Eidgenossenschaft angestellten Vermessungen für das vortreffliche Düfour'sche Kartenwerk gelangte man nach und nach zu genaueren Zahlen, und abermalige neue Berechnungen des eidgenössischen topographischen Bureaus in Genf ergeben jetzt, nachdem sämmtliche Meßtischblätter vollständig vorliegen, endlich die für die Zukunft allein gültige und wahre Größe des Areals der Schweiz auf 41,418 Q.-Kilometer oder 752 2/10 Q.-Meilen an.

Es ergiebt sich aus der genauen Uebersicht (welche in Hrn. Berlepsch' Reisehandbuch für die Schweiz pr. 1863 demnächst veröffentlicht wird), daß Graubünden mit 130,48 Q.-M. (7185 Q.-Kilom.) der größte und Zug mit 4,34 Q.-M. (239 Q.-K.) der kleinste Freistaat der Schweiz ist (NB. wenn man die beiden Halbkantone Basel und Appenzell nicht trennt, in welchem Fall allerdings die Inneren Rhoden von Appenzell mit 2,88 Q.-M. und das Gebiet von Basel-Stadt mit 0,67 Q.-M. oder 37 Kilom. noch kleiner sind). Der zweitgrößte Kanton ist Bern mit 125,11 Q.-M. In diesem kommen auf den Kilometer 68 Einwohner, während Zürich deren auf gleichem Flächenraum 154 und Appenzell Außer-Rhoden gar 185 nachweis't, eine der dichtesten Bevölkerungen von ganz Europa.

Es wäre zu wünschen, daß obige nunmehr definitive Zahlen aus dem Globus in alle geographischen Kompendien übergingen,, um endlich eine übereinstimmende Angabe herzustellen.

Zur Negerfrage. In Cairo, Staat Illinois, haben die Yankees ein Depot errichtet, in welchem flüchtige Sklaven oder solche Neger, welche man ihren Herren raubt, untergebracht werden. Man bekümmert sich aber wenig um diese Nigger, nachdem man sie „befreit" hat. Im Yankeelande bedeutet das so viel, als diese armen, verführten und betrogenen Schwarzen dem kläglichsten Elende preisgeben. Die Depotgebäude sind schmutzig, und es wimmelt in ihnen von Ratten derart, daß die Schwarzen lieber im kalten Winter im Freien blieben, Tag und Nacht. Im December kam eine alte. Negerfrau nach Cairo und ging Abends in ein Depot. Am andern Morgen fand man, daß sie von den Ratten überwältigt und bei lebendigem Leibe zu mehr als der Hälfte aufgefressen worden war. Philanthropie!

Die tiefe Abneigung der Weißen gegen den Neger tritt auch in Canada sehr stark hervor. Die abolitionistischen Yankees haben seit etwa zehn Jahren eine große philanthropische Diebsvereinigung gebildet, welche sich als Unterirdische Eisenbahn-Gesellschaft bezeichnet. Die Mitglieder gaben Geld, damit ihre Agenten in den Sklavenstaaten Neger zur Flucht beredeten. Diese Sklaven wurden dann nach Canada geschafft und dort von den edlen Menschenfreunden nicht weiter beachtet. Man hatte sie ihren Herren gestohlen, das war genug für diese Art von Philanthropie; in Canada konnten sie dann sterben und verderben, waren sie doch nun „frei". Canada protestirte gegen solche Geschenke und sah mit Schrecken, daß ihm nach und nach etwa 40,000 solcher schwarzen Proletarier in's Land geworfen wurden. Mehrere Schiffsladungen hat es auf Kolonialkosten fort und nach Westindien geschafft. Die ihm unwillkommenen und aufgezwungenen, von ihren „Befreiern" im Stiche gelassenen Neger haben in Canada Kinder gezeugt, und es fragt sich nun, in welcher Weise denselben Schulunterricht ertheilt werden soll, ob in Gemeinschaft mit weißen Kindern oder nicht. Ein zu Montreal erscheinendes Blatt, der „Commercial Advertiser", erörtert diese Frage und bemerkt, daß die oberste Schulbehörde sich gegen diese Gemeinschaft erklärt habe. Unter den Gründen für diese Entscheidung finden wir auch den, „daß eine solche Gemeinschaft für die Weißen widerwärtig und für die Schwarzen von keinem Nutzen sei." Die Neger hielten dann eine Indignationsversammlung und erklärten den Bericht für „disreputabel und unheilig". Das genannte Blatt schreibt: „In jenen Theilen von Westcanada, in welchen sich eine zahlreiche Negerbevölkerung findet, herrscht eine sehr starke und wir glauben natürliche und erklärliche Abneigung gegen jene Schulgemeinschaft. Es wäre reine Ziererei und Unwahrheit, in Abrede zu stellen, daß der Neger, so wie wir ihn kennen, einer degradirten Rasse angehört und intellectuell wie moralisch tief unter dem Weißen steht. Diese Inferiorität hat bei den Schwarzen Gewohnheiten und Sitten im Gefolge, welche eine Gemeinschaft zwischen weißen und schwarzen Kindern für die ersteren durchaus unstatthaft erscheinen läßt. Die weißen Eltern haben ganz recht, wenn sie ihre Kinder nicht mit den schwarzen in eine und dieselbe Schule gehen lassen wollen. Die Natur hat zwischen beiden Rassen eine Grenzscheide gezogen, welche nicht plötzlich (— überhaupt nicht —) übersprungen werden kann. Diese Scheidung wird nicht allein durch die Hautfarbe bewirkt, diese bildet nur einen geringen Theil des Negroismus, gegen welchen der Sinn des Europäers sich empört." —

So das canadische Blatt. Uns fällt dabei dabei ein anderer Umstand ein. Vor etwa zwölf Jahren kaufte Pater Ignaz Knoblecher in seiner Missionsstation zu Gondokoro am obern Weißen Nil eine Anzahl von schwarzen Sklavenkindern frei und schickte dieselben nach Oesterreich. Die Negermädchen wurden, irren wir nicht in Klagenfurt, in einem Nonnenkloster untergebracht, und mit Liebe und Sorgfalt erzogen. Ein aufrichtig philanthropischer, hochgestellter Mann in Oesterreich erzählte uns 1853 mit großer Befriedigung, wie „charmant" die kleinen schwarzen Mädchen sich anließen, und daß sie eben so gut begriffen und eben so rasch lernten wie die weißen Mädchen, mit denen sie gleichzeitig unterrichtet würden. Wir unsererseits machten gegen eine solche Gemeinschaft manche ethnologische und moralische Bedenken geltend, denen aber unser Freund entgegenstellte: „daß schwarze Menschen gerade so gut und ganz derselben geistigen Entwicklung fähig seien, als weiße." Wir entgegneten, es sei ein Erfahrungssatz, daß Negerkinder mit den weißen gleichen Schritt halten könnten bis zu der Periode, wo der Knabe zum Jüngling wird; diese tritt beim Neger um mehrere Jahre früher ein als bei uns Europäern. Nach derselben bleibt der Neger stationär, der Weiße aber fängt dann erst recht an, sich zu entwickeln. Nach Jahren sahen wir unsern Freund auf dem statistischen Kongresse zu Wien wieder und fragten nach den „charmanten Negerkindern". Der Verlauf war genau so gewesen, wie wir befürchtet. Als die schwarzen Mädchen in den Uebergängen zur Jungfrau waren, hatten sich in sittlicher Beziehung so arge Uebelstände und so große moralische Nachtheile für die weißen Mädchen herausgestellt, daß man die Gemeinschaft rasch aufhob.

Mader's Bemerkungen über die Otschi-Neger an der Sklavenküste von Guinea. Auf dem Akuapem-Gebirge in Mittel-Westafrika (Guineaküste) und den Thalgründen, welche diese Gebirge durchschneiden, lebt der Stamm der Otschi-Neger. In diesem vormals dänischen, aber 1850 an England abgetretenen Gebiet arbeiten Baseler Missionäre. Ussu und Akropong sind ihre Stationen. Letztere ist zugleich Hauptort des genannten Stammes, und hier arbeitete eine Reihe von Jahren hindurch der Missionär Mader, welcher neulich Mittheilungen über die religiösen Anschauungen dieses Volkes machte. Ueber die Fetische und die Gestirne bemerkt er Folgendes:

Das Wort Obosom für Fetisch ist eine Zusammensetzung aus obo = Stein und som = dienen, bedeutet also Steindienst. Der Otschi-Neger bezeichnet mit diesem Worte überhaupt jeden Stein, den er sich zu seinem Gott erwählt und welchem er göttliche Ehre erweis't. Der Stein nimmt bei den Otschis eine wichtige Stelle ein, und alle ursprünglichen Fetische sind bei ihm Steine. Von diesen — den Hauptfetischen — verschieden sind die Fetische der Fetischpropheten, welche erst später in Aufnahme kamen. Nach der Ansicht dieses Volkes sind die Fetische Geister und dem gewöhnlichen Auge unsichtbar; nur der Fetischprophet kann sie sehen; mancher aber meint, er erblicke sie nicht vollständig. Sie erscheinen nicht immer in derselben Gestalt und Kleidung, sondern wechseln sehr oft; sie werden sichtbar als Könige, Minister u. s. w., oft auch als Bettelleute und tödten in letzterer Stellung einen Jeden, der ihnen keine Gabe darreicht. Der Otschi-Neger erweis't daher dem Fremden Gutes, weil derselbe möglicherweise ein Fetisch sein könnte. Die Lebensweise der Fetische gleicht vollkommen jener der Menschen, auch ihre Beschäftigung ist dieselbe.

Ein Dieb, welchen der Bestohlene bei einem Fetisch verflucht, stirbt an demselben Tage, welchen man für das Eintreffen des Fluches bestimmt hat. Kommt dagegen der Dieb dem Bestohlenen zuvor und verflucht ihn ebenfalls, so kann auch dieser sehr leicht getödtet werden. Eine Frau, welche untreu geworden ist und die That nicht einräumen will, stirbt, sobald man ihr bei einem Fetisch flucht. Ein Mann, von welchem das Glück gewichen ist, muß einem Fetisch Opfer bringen, und dieser sagt ihm dann, wer die Schuld daran trage, und belehrt ihn zugleich darüber, was er seinem Feinde thun soll. Alles, was er demselben anwünscht, geschieht sofort, und von da ab stellt sich wieder Glück bei ihm ein. Ein kinderloses Weib verschreibt sich einem Fetisch zum Eigenthum, wenn er ihr Kinder geben wolle. Tritt dieser Fall ein, so ist das Kind ein Fetischkind und gehört dem Fetisch.

Es giebt Fetische, welche tödten, und solche, die das Leben erhalten, z. B. der Fetisch Dafikyi im Voltastrome bei Akwam. Hexen werden nicht getödtet, weil sie bei Nacht die Lichtträger der Fetische sind.

Die Fetische, als Kinder Gottes, führen die Aufsicht über die Menschen. Wer sich durch schlechte Aufführung ihre Ungnade zugezogen, wird getödtet. Zu diesem Zwecke verwandeln sich die Fetische in reißende Thiere oder Bäume und bringen ihn um's Leben. Die Europäer gelten für die Brüder der Fetische, weil die Hautfarbe einiger Fetische weiß sei. Die Fetische spielen zugleich die Rolle der Vermittler zwischen dem höchsten Wesen mit den Menschen.

Die Sterne, der Mond und die Sonne sind bevorzugte Diener Gottes, weshalb er ihnen auch einen Lichtglanz verliehen hat, besonders der Sonne. Diese schaut vermittelst ihres hohen Lichtglanzes voll Güte und Wohlwollen herab auf die Erde, weicht

von ihrer Bahn nicht ab und erscheint daher auch alle Morgen regelmäßig wieder. Obwohl ihr Lichtglanz sehr stark ist, so verübt sie doch keine solche Gewaltthätigkeit wie der Mond bei Nacht. Dafür erscheint dieser auch nicht jeden Tag, sondern nur alle dreißig Tage weniger zwei. Der Mond ist ein Mörder, weil er die kleine Todtentrommel mit sich führt. Beim Tode eines Königs wird nämlich die Todtentrommel geschlagen, und die Mondflecken sind nach der Ansicht des Otschi-Negers die Todtentrommel. Wenn der Mond dieselbe schlägt, dann sterben viele Menschen; geht er voll auf, so erscheinen mit ihm die verschiedenartigsten Krankheiten, und deshalb leidet das höchste Wesen nicht, daß er alle Tage voll sei, weil sonst alle Bewohner der Erde sterben würden. Wegen seiner großen Geschicklichkeit im Trommelschlagen behält ihn aber Gott noch. Der Mond ist der Oberste unter den Trommelschlägern des Himmels und ruft als solcher durch das Schlagen der Trommel die Himmelsbewohner zusammen, löst auch die Versammlung durch Trommelschlag wieder auf. Die Sterne stiften Kindersegen.

Richard Burton über Westafrika. Der vortreffliche Reisende ist wieder nach Fernando Po zurückgefahren, nachdem er in der Times noch einmal sich sehr verständig über den „schwarzen Erdtheil" ausgesprochen hat. Unsere Leser kennen seine Ansichten über die Gründung einer Strafkolonie auf dem Camerones-gebirge (Globus Nr. 32 S. 239); Burton hat dieselbe wiederholt scharf betont. Er schildert, daß Afrika jetzt noch völlig wild sei; aber es liege in der Hand der Europäer, sich in hochgelegenen und gesunden Gegenden anzusiedeln. Die Besitzungen an der Küste, Faktoreien wie Sierra Leone und Bulama, seien in dieser Beziehung nur von geringem Werth. In den zweckmäßig gelegenen Oertlichkeiten müßten, sagte er, deportirte Sträflinge, als Vorläufer rechtschaffener Kolonisten und mit Hülfe von Negern, die schwersten Arbeiten verrichten. Dann fährt Burton fort:

„Man hat mich gefragt, was aus dem Mulattengeschlecht werden solle, welches durch Vermischung der weißen Deportirten mit schwarzen afrikanischen Frauen entstehen würde. Meine Antwort ist: ein solches Mulattengeschlecht kann und wird nicht permanent sein. Ich kann an diesem Orte nicht in eine anthropologische Untersuchung eingehen, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß ein Mulatte in der That ein Quasi-Maulthier ist, dessen Abkömmlinge durchgängig unfruchtbar sind. Sie erlöschen und verschwinden, wenn sie nicht Blut aus einem der beiden unvermischten Typen erhalten, und dann erfolgt ein Rückschlag zu einem dieser reinen Typen."

Wir halten diese Ansicht Burton's für durchaus richtig und werden unsererseits in den Ethnologischen Beiträgen gelegentlich Beweise dafür beibringen. Mischlinge, welche Produkte ganz verschiedener Rassen sind, werden von der Natur nicht über die dritte, höchstens vierte Generation fortgepflanzt. —

Baumwolle, — denn wer kann jetzt in England Etwas über fremde Erdtheile sagen, ohne der Baumwolle zu erwähnen, — kann, wenn Arbeitskräfte vorhanden sind und geleitet werden, am Niger und in den Bimbiabergen in jeder beliebigen Menge gebaut werden. Man sollte die Deportirten dafür benutzen. An der Meeresküste selbst darf man keine weißen Menschen ansiedeln; aber in der Camerونesgegend steigt das Gelbe Fieber nicht über 500 Fuß Meereshöhe; andere Fieber gehen nicht über 2500 Fuß und tropische Krankheiten überhaupt bleiben unter 7000 Fuß Meereshöhe.

Mason's und Dixon's Linie. So bezeichnet man bekanntlich sehr oft die Grenzlinie, welche in der seitherigen Union in Nordamerika die nichtsklavenhaltenden Staaten von den sklavenhaltenden trennt. Im gemeinen Leben nennt man die letztere auch wohl kurzweg Dixie.

Woher kommt diese Benennung? Der Gegensatz zwischen Norden und Süden ist nicht erst von gestern, sondern stellte sich schon heraus, bevor die Union überhaupt gebildet wurde. Man zog eine Linie zwischen den protestantischen Pennsylvaniern und dem damals vorzugsweise katholischen Maryland. Lord Baltimore, Gründer der letztern Kolonie, und Wilhelm Penn waren in Streit über Grenzansprüche zwischen den beiden damaligen Provinzen; dieser dauerte von 1683 an etwa achtzig Jahre lang und wurde manchmal, ohnehin durch religiöse Abneigungen noch verbittert, sehr heftig. Endlich wurden Feldmesser ernannt, damit man doch einmal über die Grenzgegend in's Klare komme. Sie begannen mit ihren Arbeiten am Kap Henlopen, Delaware-Bay, und sollten von dort eine Linie gerade nach Westen hin ziehen bis zu einem Punkte, welcher mittewegs zwischen jenem Kap und der Küste der Chesapeake-Bay liegt. Von diesem „Mittelpunkte" sollte die Linie nördlich gehen und dann geradeaus westlich bis an die Westgrenze beider Provinzen. Die Feldmesser vollendeten die Arbeit, aber beide Theile waren mit derselben nicht zufrieden, weil jeder sich beeinträchtigt glaubte. Sie veranlaßten, daß zwei englische Mathematiker, Charles Mason und Jeremiah Dixon, eine neue Vermessung vornahmen; diese war nach drei Jahren (1767) vollendet. Es ergab sich, daß die Arbeit jener Feldmesser ganz richtig war.

Die Linie zog durch das frühere Gebiet der Leni-Lenape's (Delaware-Indianer), welche sich außerordentlich beunruhigt fühlten, als sie die Mathematiker sahen, welche Nachts durch lange Röhren nach den Sternen guckten und mit langen Ketten Grund und Boden vermaßen. Als die Linie einen durch Urwald ziehenden Kriegspfad der Indianer erreichte, erklärten diese, daß sie weiteren Aufnahmen des Landes mit bewaffneter Hand Widerstand leisten würden. Die Geometer kehrten dann nach Philadelphia zurück.

Am Ende jeder fünften Meile wurden, der Grenzlinie entlang, Steine gesetzt; sie waren auf der einen Seite mit dem Wappen Lord Baltimore's, auf der andern mit jenem der Familie Penn bezeichnet. Außerdem setzte man in Entfernungen von je einer Meile kleinere Steine, welche mit M. (Maryland) und P. (Pennsylvanien) bezeichnet waren. Diese Steine ließ man aus England kommen!

An diese Grenzlinie knüpfte das Volk allerlei Aberglauben. Da, wo die schnurgerade nach Westen laufende Abtheilung derselben beginnt, lag die Ortschaft Newcastle, und um dielbe herum war ein zwölf Miles im Umfang haltender Kreis vermessen worden, eine Art von neutralem Ausgangspunkte. Dort sollte es nicht ganz geheuer sein, es war gleichsam behexter Grund und Boden. Die Wappenzeichen auf den Fünfmeilen-Steinen sahen auch so geheimnißvoll aus; es ging dabei gewiß nicht mit rechten Dingen zu, und noch heute steht der „Sterngucker-Stein" am Anfange der Linie, wo die Feldmesser astronomische Beobachtungen gemacht haben. Unter demselben vermuthete man einen Schatz und er wurde einmal heimlich aufgenommen, weil unermeßliche Goldsummen eines Kapitän Kid dort vergraben sein sollten. Ein im Land umherziehender Schwindler, welcher sich für einen „Geist" ausgab, datirte 1797 seine Orakel aus: „Dreizehn Miles von Newcastle, Delaware."

So verhält es sich mit der Masons- und Dixons-Linie. Sie sollte eine „Friedenslinie" sein. Die Deutschen und Quäker in Pennsyvanien verkauften, als die Einwanderung stärker wurde und sie nun keiner Sklaven mehr bedurften, weil weiße Arbeit billiger war, ihre Neger um theures Geld an ihre südlichen Nachbarn, zu welchen des heißern Klimas wegen weit weniger Emigranten kamen, und wurden — „Abolitionisten". Das kostete sie nichts.

Neue Staaten in Nordamerika. Während die bisherige Union der Vereinigten Staaten auseinandergefallen und keine Aussicht vorhanden ist, daß sie in der alten Weise wieder hergestellt werden könne, schicken mehrere „Territorien" sich an, als Staaten in den Nordbund einzutreten. Der Anschluß an diesen wird durch die geographische Lage dieser Gebiete bedingt. Ein Territorium, das wünscht, als Staat aufgenommen zu werden, hat diese Absicht dem Kongresse zu melden, welcher das Gesuch einem Ausschusse zur Begutachtung überweist. Ein solcher hat nun entschieden, daß der Aufnahme der bisherigen Gebiete Nevada, Colorado, Nebraska und Utah kein Hinderniß im Wege stehe, vorausgesetzt, daß in Utah, dem Mormonenstaate, die Vielweiberei abgeschafft werde. Dazu werden die Mormonen sich auf keinen Fall verstehen, und der Washingtoner Kongreß hat ohnehin kein verfassungsmäßiges Recht, ein solches Verbot zu erlassen.

Die Staatengruppe am Stillen Ocean wird durch Nevada vermehrt werden; dieser Staat liegt östlich von der Sierra Nevada, und zu ihm gehören auch die höchst ergiebigen Silbergruben von Washoe. Die übrigen Staaten der Gruppe sind Californien und Oregon. Der nördliche Theil des letztern ist als Territorium Washington abgezweigt worden; dieses wird aber spätestens binnen drei Jahren die hinlängliche Einwohnerzahl haben, um einen Staat zu bilden. Diese „pacifische Gruppe" ist offenbar dazu bestimmt, künftig einen selbständigen Staatenbund zu bilden; in jener Gegend liegt eine große Zukunft.

Colorado liegt an und in den Rocky Mountains, da wo die Prairien an's Hochgebirge stoßen; es ist die Region der Goldgruben am Pikes Pik.

Die Gebiete Arizona, Idaho und Neosho sind noch schwach besiedelt und werden erst nach Verlauf längerer Zeit sich zu Staaten bilden können.

Britisch-Columbia und die Insel Vancouver. Diese junge Kolonie an der Nordwestküste Amerikas nimmt einen ungemein raschen Aufschwung, und der Hafenplatz Victoria auf der Insel Vancouver hat sich binnen zwei Jahren zu einer mächtigen Stadt emporgeschwungen. Früher lief dort alljährlich ein einziges Schiff ein; es brachte die Waarensendung der Hudsonsbay-Kompagnie aus Europa und fuhr mit Pelzwerk beladen wieder zurück. Jetzt hat die Stadt drei große Gasthöfe und eine Menge von Kosthäusern; an den Werften liegen die Schiffe drei Reihen tief. Die vielen schon vorhandenen Magazine sind mit englischen Gütern gefüllt und im December 1862 waren mehrere Dutzend neuer Waarenhäuser im Bau. Victoria ist Hauptsammelpunkt für die „Miners“ und Alles, was mit diesen Goldgräbern zusammenhängt; es wird aber auch als Handelsstadt einst eine ähnliche Rolle spielen wie San Francisco in Californien, ein Mittelpunkt sein, von welchem aus die Handelswaaren nach Norden hin sich bis zu dem russischen Sitka und nach Westen hin bis zu den Sandwichsinseln vertheilen. Die Einwanderung strömt in großen Zügen herbei, und viele Ansiedler wenden sich dem Betriebe von Gewerben zu. Eine mit beträchtlichen Geldmitteln arbeitende Gesellschaft betreibt das Räuchern des Lachses und des Härings in großem Maßstab, und hat mit dem Export dieses Fabrikats begonnen. Nach dem drei Miles entfernt liegenden Esquimalt, das einen ganz vortrefflichen Hafen hat, soll im Laufe dieses Jahres eine Eisenbahn gebaut werden; die Umgegend ist von Ackerbauern in Besitz genommen worden, und die Stadt selbst, in welcher sich bereits zwei Lagerbierbrauereien befinden, wird mit Gas beleuchtet. Die Deutschen haben ihren Turnverein und ihre Liedertafel; eine Handelsbank, eine Seeassekuranz sind im Entstehen, am Schauspielhause wird fleißig gebaut; auch besteht ein Jockeyklub. Für das Schulwesen sind sehr beträchtliche Summen ausgeworfen worden.

Unter den Ausfuhrwaaren ist bis jetzt noch das Pelzwerk von Bedeutung gewesen, aber das Monopol, welches die Hudsonsbay-Kompagnie besaß, ist 1859 abgeschafft und der Pelzhandel freigegeben worden. Durch die Konkurrenz vieler Käufer wurde es den Indianern möglich, höhere Preise als früher für das Pelzwerk zu erzielen; aber sie bekommen nun Branntwein so viel sie wollen, was zur Zeit des Monopols nicht der Fall war. Ein betrunkener Indianer ist im höchsten Grad unbändig, und seit einigen Jahren sind die Fehden unter den wilden Jägerstämmen so häufig und blutig geworden, daß diese Söhne des Waldes, durch das Feuerwasser bethört, sich gegenseitig ausrotten. Auch die Pelzthiere werden immer seltener. Die Hudsonsbay-Kompagnie schonte dieselben, namentlich die Weibchen, welche trächtig waren; jetzt aber wird daran nicht mehr gedacht.

Außer dem Pelzwerke kommen noch Häute, Fischthran und Gold zur Ausfuhr; in New-Westminster, der Hauptstadt von Britisch-Columbia, ist eine Münze, die aber in Victoria weit besser am Platze wäre. Es ist ein Fehler, daß Columbia und Vancouver zwei besondere Kolonien bilden; man hätte sie von vornherein vereinigen sollen.

Vancouver ist reich an Bau- und Nutzhölzern, die in Menge zur Ausfuhr gelangen, aber seinen Hauptschatz bilden Steinkohlen, die um 10 Procent leichter sind als jene aus Wales, aber sich für alle Zwecke, auch für Dampfmaschinen, vortrefflich eignen. Victoria allein verbraucht monatlich schon 7000 Tons Kohlen.

Eine Ansicht über Polen. Es ist richtig, daß bei dem gegenwärtigen Aufstand in Polen manche Insurgenten auch ein communistisches Programm verwirklichen möchten. In Hinblick darauf äußert ein Berliner Blatt Folgendes.

Die Polen müssen es uns Deutschen schon zu gute halten, wenn wir mißtrauisch gegen sie werden. Die Ereignisse jenseits der Grenze zeigen, daß die Besorgniß vor einem Versuche, die Bartholomäusnacht oder die Sicilianische Vesper zu wiederholen, nicht ganz ohne Grund ist. Die Leidenschaften des gemeinen Mannes sind offenbar auf das Höchste angestachelt. Er soll der Erbe des beseitigten Deutschen oder Juden werden. Der Landmann empfängt, wenn dies nahe goldene Zeitalter hereingebrochen, die heilige polnische Erde wieder, welche der deutsche Nachbar für schweres Geld gekauft hat. Die schönsten Häuser in den Städten werden auch neue Herren bekommen, und der polnische Glaube wird der alleinherrschende in dem heiligen polnischen Lande sein. Der von den Deutschen bedrohte Papst (!) wird sicher in Rom weilen können. Gott verzeihe es Denen, die solche Tollheiten kolportiren! Der gemeine Mann glaubt Alles, was ihm von gewisser Seite mitgetheilt wird. Er weiß von der Vergangenheit nichts mehr. Die Alten, welche „die gute polnische Zeit“ selbst mit erlebt haben, sind stumpf oder todt. Die jetzige Generation weiß von der alten Zeit nichts mehr, als man für zweckmäßig hält, ihr mitzutheilen. Man sage nicht, der polnische Bauer sei durch Schaden klug geworden. Er ist seiner Natur nach sehr harmlos; er hat sogar viele gute Eigenschaften und würde Niemand zu nahe treten, wenn er nicht aufgehetzt wird; aber das geschieht eben reichlich. Schlimmer ist das Proletariat der kleinen Städte, meistens aus verkommenen Handwerkern bestehend. Es ist zu Allem fähig, hat gar Nichts zu verlieren, im Gegentheil hofft es auf Beute. Es giebt genug verständige Polen, die das einsehen; ihre Stimme aber wird im entscheidenden Moment verhallen. Neulich zankte sich ein Proletarier mit einem Juden auf der Straße. Drohend streckt Ersterer ihm die Fäuste entgegen und ruft ihm zu: Warte nur noch kurze Zeit, dann wirst Du was erleben! Der Jude lief erschreckt fort.

Frauen und Nadelarbeit. Diese sind in den meisten Ländern unzertrennlich von einander, aber in Abyssinien wird die Nadel von der Frau verachtet. Der Missionär H. Stern bemerkt, daß die Abyssinierinnen, trotz ihrer großen Vorliebe für gestickte Kleider, nie eine Nadel in die Hand nehmen; sie wissen mit einer solchen gar nicht umzugehen. Jeder Stich wird von Männern gemacht. „Es ist mir immer komisch vorgekommen, wenn ich einen Mann von riesenhaftem Wuchs und mit gewaltigem Vollbart da sitzen und was das Zeug halten wollte, nähen sah, während Mädchen und Frauen alle Verrichtungen besorgten, welche bei uns Sache der Stallknechte sind. Mehrmals versuchte ich in dieser Beziehung eine Aenderung einzuführen; das erregte aber einen großen Unwillen und ich mußte die Sache fallen lassen. Auch das Kleiderwaschen ist lediglich Angelegenheit der Männer. Freilich haben die Abyssinier eine große Abneigung gegen reines Leinen und gegen ein sauberes Gesicht; wenn aber einmal das Gewand (die Schama) gereinigt werden soll, dann geschieht es von stämmigen Kerlen, die hinter dem Pfluge besser am Platze wären. Die Frauen holen Holz und Wasser, säubern die Ställe, bereiten Brot und kochen.“

Seidenbau in den La Plata-Ländern. Bisher hat Europa den größten Theil seiner ausländischen Seidenzufuhr aus China bezogen, und dieselbe ist in den letzten Jahren durchschnittlich auf 70,000 Ballen und mehr gestiegen. Zu nicht geringem Theil muß sie baar bezahlt werden, und dadurch ist der regelmäßige Abzug des Silbers beträchtlich vermehrt worden. Nun zeigt sich aber vielfach in Südeuropa das Bestreben, die Seidenzucht auszudehnen, und ein Gleiches ist der Fall mit Uruguay und Paraguay in Südamerika. In der Umgegend von Montevideo, wo viele tausende von Italienern wohnen, haben die Versuche ein ungemein günstiges Ergebniß geliefert, und die erste Sendung von Cocons, etwa 70 Pfund schwer, ist im December nach Paris gelangt. In Uruguay gedeiht die, jetzt auch in unseren Gärten sehr häufige Ricinuspflanze vortrefflich; sie wird binnen wenigen Monaten ein paar Ellen hoch und hat viele acht bis zwölf Zoll breite Blätter. Diese letzteren sind das beste Futter für eine Seidenwurmart, welche man aus zwei Varietäten züchtet. Die eine ist der Ricinuspflanze eigenthümlich, die andere ist Ailanthus glandulosa, welche gleichfalls in europäischen Gärten vorkommt. In dem günstigen Klima jener südamerikanischen Gegenden hat man in einem Jahre nicht weniger als sechs Seidenernten gemacht. Ein Seidenzüchter aus Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, bemerkt, daß er von einem Acre Landes etwa zwei Millionen Cocons gewinne, welche ungefähr acht Centner Seide geben. Daß gleichzeitig mit der Seidenzucht in den La Plata-Ländern auch der Baumwollenbau große Aufmerksamkeit erregt, ist von uns schon früher im Globus erwähnt worden.

Akklimatisirte Thiere in Australien. Wir finden über diesen mehrfach von uns erwähnten Gegenstand einige neue Angaben. Weiße Schwäne, welche als ein Geschenk der Königin Victoria nach Neuseeland gekommen sind, gedeihen und haben gebrütet. Von einem Paar canadischer Gänse entflog ein Thier; das andere vermischte sich mit den gewöhnlichen Gänsen und es ist eine sehr hübsche Kreuzung herausgekommen. Taucher kommen sehr gut vorwärts. Das Alles gilt von North Shore Lake auf Neuseeland. — In Victoria erwartet man Rehe, Hasen, Feldhühner, Krähen und Sperlinge aus Europa; Hirsche, Kaschmirziegen und schwarze Feldhühner kamen aus Indien; afrikanische Strauße, Fasanen, Hühner und Antilopen vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Zu Mimmi in Neusüdwales befinden sich die vor einigen Jahren eingeführten Angoraziegen sehr wohl; sie liefern viel Wolle, und ihr Fleisch wird dem allerbesten Hammelfleische gleichgestellt. Sie lammen jährlich zweimal und bekommen gewöhnlich zwei Lämmer.

Die Kaffeeausfuhr Brasiliens hat im Jahre 1862 sich auf 1,485,220 Säcke gestellt, gegen 2,069,627 im Vorjahre. Während nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1861 exportirt wurden 741,152 Säcke, gingen wegen des Krieges im verflossenen Jahre dorthin nur 385,479 Säcke. Deutschland bezieht direkt nicht viel brasilianischen Kaffee, der bei uns nicht beliebt ist; Hamburg und Altona erhielten 21,879, Bremen bekam 15,362 Säcke. Die wichtigsten Abnehmer für den Brasilkaffee sind die V. Staaten und die Häfen am Mittelländischen Meer. Im Durchschnitt kommen jährlich zwei Millionen Säcke zur Ausfuhr.

Baumwolle in Queensland. Wir haben derselben mehrfach erwähnt; die Kolonisten hegen offenbar große Hoffnungen und geben sich alle Mühe, englische Kapitalien in ihr Land zu ziehen. Ein Herr Herbert, Sekretär der Kolonie, hielt im Januar zu Manchester einen Vortrag, in welchem er die Dinge in ein sehr günstiges Licht stellte. Als besonders geeignet schilderte er einen etwa 60 Miles breiten Landstreifen an dem Seehafen und an den schiffbaren Flüssen, nämlich den Brisbane-Distrikt, die Flüsse Mary, Fitzroy und die Keppelbay unter dem Wendekreise des Steinbocks; ferner die Gegend bei Port Denison und das Land an der Edgecumbebay. Er rühmte das Klima als ungemein gesund; nach dem, was wir aus Marcet's Schilderungen mitgetheilt haben, werden die Leser des Globus in dieser Beziehung einige Zweifel hegen.

Sir Charles Nicholson hob hervor, daß der Baumwollenbau in Queensland vorerst etwas Künstliches an sich trage. Einmal seien die Preise gegenwärtig ganz beispiellos hoch; die Legislatur der Kolonie zahle eine Prämie von 5 bis 10 Pence für das Pfund, und gebe Baumwollenbauern Land unentgeltlich. Unter solchen Umständen könnten weiße Arbeiter bei den jetzigen hohen Löhnen, nämlich 1⅔ bis 3 Thaler per Tag, den Bau betreiben. Aber man thue am besten, asiatische Kulis dafür zu verwenden. In Queensland wird die Baumwollenstaude perennirend und trägt sechs bis sieben Jahre. Aber das Gedeihen hängt vorzugsweise von den Arbeiterverhältnissen ab. Daß man auf die Dauer 5 bis 15 Schillinge Tagelohn bezahlen könne, ist undenkbar. Die Einführung von Kulis erscheint demnach als eine Lebensfrage.

Von der Arbeit freier Neger will man nichts wissen; die Erfahrung hat gelehrt, daß man sich auf dieselbe gar nicht verlassen kann, wohl aber auf jene der Malabaren und Chinesen.

Ostindische Baumwolle. Im Jahre 1862 wurden davon 697,862 Ballen nach England gebracht; 1861 nur 356,495; 1860 nur 168,263 Ballen. In 1859 177,398; 1858 319,574 Ballen. Man hofft 1863 die Ausfuhr ostindischer Baumwolle auf eine Million Ballen zu bringen. In Ostindien hat ein solcher nur 375 Pfund, in Nordamerika 445 bis 450 Pfund.

Die Eisenbahn von Calcutta nach Benares ist im December 1862 ihrer ganzen Länge nach eröffnet worden. Die Strecke von 540 Miles wird in 25 Stunden zurückgelegt, und der Fahrpreis beträgt in der ersten Klasse 5 Pfd. St. 5 Schill. 3 Pence, in der zweiten die Hälfte. Zwischen Benares und Allahabad ist die Bahn noch nicht vollendet, und man bedient sich der Postwägen; aber bei Allahabad beginnt der Schienenweg wieder und geht über Kahnpur (Cawnpore) nach Agra. Auf der Benaresbahn sind sogenannte Schlafwägen nach amerikanischem Muster angebracht.

In den Eisenbahnen von Großbritannien und Irland war bis zu Ende des Jahres 1861 das ungeheure Kapital von 362,327,338 Pfd. Sterling angelegt worden. Die bei weitem größte Anzahl der Schienenwege befinden sich im Besitz von zwölf großen Kompagnien; das Kapital einer derselben, der „Great Western", beträgt 28,184,474 Pfund Sterling!

Unterseeischer Telegraph zwischen Sardinien und Sicilien. Derselbe ist zu Ende des Jahres 1862 gelegt worden. Unweit von Cagliari, bei Porto Giunco, etwas nördlich vom Cavallo-Leuchtthurm, am Kap Carbonaro liegt der sardinische Ausgangspunkt; jener auf Sicilien bei einem alten Saracenenthurm, dem Torre Nubia, anderthalb Miles von Trapani und 12 Miles von Marsala entfernt.

Deutsche Kaufleute in St. Petersburg. Die Waareneinfuhr dieses Hafens betrug im Jahre 1862 den Werth von 80,754,391 Silberrubeln, die Ausfuhr, mit Einschluß des baaren Geldes, 60,657,399 Rubel. Die bedeutendsten Importeure waren Müller und Hauff mit 5,396,750 Silberrubel, Katharine Hoff und Comp. 3,572,500 R.; J. E. Güntzberg mit 2,968,863, L. Knoop u. Comp. mit 2,521,800 R. Unter den großen Importhäusern befindet sich nur ein russisches, Gebrüder Elipejeff, mit 4,233,232 R. Die eben erwähnten deutschen Häuser stehen auch in den Exportlisten voran, und zu ihnen kommt noch Wyneken und Compagnie mit 2,436,216 Silberrubel.

Wieder ein neuer Webestoff. Die Baumwollennoth macht erfinderisch. Jüngst gaben wir im Globus eine Uebersicht von Webestoffen, welche in unseren Tagen eine erhöhte Bedeutung gewonnen haben; es scheint nun, als ob abermals ein neuer hinzukommen solle. Wir finden in einem Neuyorker Blatte folgende Angabe. — Herr H. Hawson hielt im Franklin-Institute zu Philadelphia einen Vortrag, in welchem er nachwies, wie nützlich und vielseitig die Faser des Hibiscus Moscheutos oder H. palustris verwandt werden könne. Dieser „amerikanische Dschute" eigne sich zur Verfertigung von Papier, Stricken, Geweben und dergleichen mehr. Die Pflanze ist in den nördlichen Staaten einheimisch und wächst in großer Menge in den feuchten Niederungen der Staaten Neu-York, Pennsylvanien und Neu-Jersey, würde aber auch in vielen anderen Gegenden gedeihen. Die Amerikaner haben aus den Fasern bereits Seile und Taue verfertigt, und da die Proben so gut ausgefallen sind, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, so hat eine Kompagnie ein Patent genommen, um die „Hibiscusfaser-Fabrikation" im Großen zu treiben.

Wir wollen eine Bemerkung über den wichtigen Webestoff Dschute (Jute, wie die Engländer schreiben) hinzufügen. In Indien nennt man ihn Paht. Er besteht aus zwei Arten Corchorus, nämlich C. capsularis und C. olitorius. Schon vor länger als einem halben Jahrhundert machte der berühmte Botaniker Roxburgh dringend auf den großen Nutzen dieser Faser aufmerksam, aber die Fabrikanten hatten damals das Baumwollenfieber und kümmerten sich nicht um die Rathschläge des Mannes der Wissenschaft. Das in Indien aus Dschute verfertigte Garn und die Proben von daraus gewebten Zeugen fanden keine Beachtung; erst nach 1840 kam das Dschute allmälig in Aufnahme, und ist nun für Handel und Fabrikation von großer Wichtigkeit geworden.

In Ostindien bezeichnet man die Gewebe aus Corchorus capsularis als Ghunala paht, jene aus dem C. olitarius als Banghi paht, macht aber im Uebrigen keinen besondern Unterschied zwischen beiden, weil sie gleich zäh sind. Am meisten wird die Pflanze in Bengalen gebaut, man findet sie aber auch in Annam, Siam und Südchina, wo sie gleichfalls in ausgedehnter Weise benutzt wird. In Indien bestimmt man nur die besten Fasern zur Ausfuhr, der Rest wird im Lande selbst verarbeitet. Der Verbrauch ist dort ungemein beträchtlich. Ein großer Theil der Säcke zum Verpacken von Reis und Zucker, die sogenannten Gunny-Säcke, werden aus Dschute verfertigt. Nachdem sie in Europa ihres Inhalts entledigt sind, schickt man sie nach Nordamerika, wo sie zum Verpacken der Baumwolle verwandt werden und dann sich über die ganze Erde verbreiten. Die ärmeren Bewohner Indiens tragen Kleider aus Dschute, welche aus Megili, einem von den Frauen gewebten Zeuge, verfertigt werden.

Großbritannien bezieht gegenwärtig im Jahr etwa 80 bis 100 Millionen Pfund Dschute.

Rindfleisch aus Spitzbergen. Im vorigen Herbst wurde zu Tromsöe in Norwegen bei einem festlichen Mittagsmahle frisches Rindfleisch auf die Tafel gesetzt, das ganz vortrefflich war und von allen Gästen gelobt wurde. An dieses Gericht knüpfte sich ein geographisches Interesse. Ein norwegisches Fahrzeug, das im Sommer 1862 Spitzbergen besuchte, fand dort mehrere Zinnbüchsen, welche der Nordpolfahrer Sir John Parry schon vor sechs und dreißig Jahren niedergelegt hatte. Der Inhalt war unter dem Eis unverdorben geblieben.

Parry machte bekanntlich 1827 den mißlungenen Versuch, von Spitzbergen aus zu Schlitten bis an den Nordpol vorzudringen; er meinte, bis dorthin zusammenhängende Strecken glatten Eises zu finden. Parry's Schiff, Hekla, war im Juni 1827 bei Spitzbergen. Der Reisende bestieg ein Boot, fuhr vierzig Stunden weit in offener ruhiger See nach Norden hin, fand aber kein glattes Eis, kam bis 82° 45′ 5″ nördlicher Breite und mußte dann umkehren.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vierzehn Tage in Mensa.

Mitgetheilt von Dr. A. E. Brehm.

Dritter und letzter Artikel.

Die Oberherrschaft des Kaisers von Abyssinien. — Tribut an die Türken. — Der Scheich. — Erfolglosigkeit der christlichen Missionsbemühungen und Ausbreitung des Mohammedanismus in Afrika. — Vorstellungen der Mensa über das Christenthum. — Häusliches und eheliches Leben. — Stellung der Frauen. — Tanz und Musik. — Mangel an Gastfreundschaft. — Das Thierleben. — Affen, Katzenthiere, Schakal, Hyäne, Honigdachs, Zebra-Mangusta, Hasen, Eichhörner. — Antilopenarten. — Der Elephant. — Klippschliefer und Warzenschwein. — Die Vögel. —

Ueber das öffentliche und häusliche Leben der Mensa kann ich leider nur sehr wenig berichten: die paar Tage, welche wir im Gebirge verlebten, reichten zu umfassenden Beobachtungen über diesen Gegenstand nicht aus. Was ich erfuhr und bemerkte, ist Folgendes: Die Mensa und Bogos werden seitens der Abyssinier als ein dem Kaiser Theodor unterworfener Volksstamm angesehen, während die einen wie die anderen keinen eigentlichen Herrn über sich erkennen wollen. In der That ist das Abhängigkeitsverhältniß der Mensa mehr ein scheinbares als wirkliches. Sie sind dem Kaiser von Abyssinien so lange unterthan, als Soldaten desselben in ihren Dörfern selbst oder wenigstens in unmittelbarer Nähe von Mensa und Keeren liegen. Der Vicekönig oder Statthalter von Hamasseen unternimmt alljährlich einen oder auch zwei Züge mit Heeresmacht, um einen gewissen Tribut einzufordern. Diese Zollerhebung artet aber regelmäßig in einen Raubzug aus, und deshalb ist es auch ganz gewöhnlich, daß bei Ankunft der Sol-

Ein Konzert in Mensa.

daten die Bewohnerschaft von Mensa sowohl als von Keeren mit ihrer beweglichen Habe auswandert und ihren werthen Stammesgenossen eben nur die leeren Hütten überläßt. Alle Gebirge im Mensa- oder Bogoslande erleichtern eine solche Flucht vor den Unterdrückern in jeder Hinsicht; es wird den Soldaten gradezu unmöglich, den Herdenbesitzern zu folgen, und diese kehren, wenn der Hunger ihre Feinde wieder wegtrieb, unbesorgt nach ihrem Dorfe zurück. Als Unterthanen des Kaisers von Abyssinien kann man demnach die Mensa keineswegs betrachten.

Das Verhältniß, welches zwischen unseren Leuten und den Türken stattfindet, ist von den eben geschilderten Zuständen kaum verschieden. Die türkische Herrschaft, welcher sich die Bewohner der Samchara unterwerfen mußten, macht sich den Mensa bemerklich, sobald sie in die Tiefebene mit ihren Herden hinabkommen. Dann unternimmt der Naib oder eingeborene Fürst des Landes auf Befehl des türkischen Pascha einen Streifzug, fordert von ihnen eine gewisse Anzahl von Rindern und kehrt mit diesen nach Massaua zurück. Die Beherrschung der Hirten endet mit dem Tage der Rückkehr nach ihrem Gebirg.

Ich bin nicht ganz darüber klar geworden, wie weit sich die Mensa dem von ihnen selbst erwählten Oberhaupte, dem Schëich, unterordnen; nur das eine kann man mit Bestimmtheit sagen: dieser Schëich oder Häuptling ist der reichste Herdenbesitzer und genießt schon als solcher ein verhältnißmäßig bedeutendes Ansehen. Während unseres Aufenthalts hatten wir wiederholt Gelegenheit zu bemerken, daß seinen Anordnungen Folge geleistet wurde; wie weit aber diese Unterwürfigkeit geht, ist eine Frage, welche ich nicht zu beantworten vermag.

In einem eigenthümlichen Verhältnisse stehen die Seelenhirten der Mensa zu ihren Schafen. Schon seit einigen zwanzig Jahren hatte sich eine katholische Mission, welche theils in Umkullu, theils in Keeren und Mensa haus't, angelegen sein lassen, den christlichen Gebirgsbewohnern einen Begriff des Christenthums beizubringen. Ihre Bemühungen sind zeitweilig von großem Erfolge gekrönt gewesen; zeitweilig, sage ich, d. h. so lange die Mission Geschenke der verschiedensten Art, namentlich Schnaps und Wein, zu verabreichen hatte. Je mehr aber der Vorrath an diesen beliebten Getränken abnahm, um so lauer wurden auch die Christen, und in den Zeiten der Dürre benahmen sie sich regelmäßig so, als wären sie niemals Christen gewesen. Es geht hier eben wie fast überall, wo christliche Missionäre wirken: sie gewinnen in kurzer Zeit eine Menge Leute, welche sich dazu verstehen, einige Gebräuche des Christenthums nachzuäffen! Daß man sich in der Lehre wie in der Ausübung auf Aeußerlichkeiten beschränkt, versteht sich ganz von selbst. Die Sendboten des Glaubens sind vollkommen befriedigt, wenn der dem Teufel Abgerungene sich herbeiläßt, „Jesus Christus" und „Jungfrau Maria" zu rufen, wiederholt Kreuze zu schlagen und am Sonntag Morgen in der Nähe der Kirche oder in dieser selbst zu heulen. Ich habe nicht erfahren, daß die Missionäre Abyssiniens sich dieselben Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen ließen, wie die katholische Mission im Ostsudahn, welche sogar zu betrüglichen Taufhandlungen und dergleichen sich herabwürdigte; soviel aber ist gewiß, daß der ganze Einfluß, welchen die Mission auf die Mensa und Bogos bisher gehabt hat, gleich Null zu setzen ist; — man müßte denn einen politischen Einfluß, welcher nicht abzusprechen ist, mit in Rechnung bringen wollen. Es verdient endlich einmal gesagt zu werden, daß die christlichen Missionen in Afrika in Glaubenssachen eben nichts Anderes bewirken, als überspannten oder glaubenskranken Europäern und Europäerinnen eine gewisse Genugthuung zu geben. Die Mission mag für die Europäer ihr Gutes haben; unter den Eingeborenen Afrikas erobert sie sich nur dem Namen nach einen gewissen Boden. Nicht die Sendboten des Glaubens sind es, welche die Bildung Europas nach fremden Erdtheilen tragen, sondern die Sendboten des Handels! Diesen Satz erachte ich nach meinen Erfahrungen als eine unumstößliche Wahrheit. *)

Eine Mission, welche seit mehr als zwanzig Jahren unter ursprünglich christlichen Völkerschaften gewirkt hat, müßte, so sollte man glauben, ganze Länder dem Christenthum unterworfen haben. Dies aber ist keineswegs der Fall; im Gegentheil, — das Christenthum verliert in den Mensa- und Bogosländern von Jahr zu Jahr an Bekennern und zwar zu Gunsten des Islam, welcher unaufhaltsam über das Innere Afrikas sich ausbreitet und schon jetzt überall in Abyssinien seine Anhänger hat. Ein Volksstamm, wie die Mensa es sind, wird die hohe Idee der Menschlichkeit, welche im Christenthum begründet ist, niemals erfassen können und sich zu den Gebräuchen des Islam weit mehr hingezogen fühlen, als zu den ihm unverständlichen Dogmen des Christenthums. Das mohammedanische Paradies ist weit verlockender als der nüchterne christliche Himmel, und die allgemeine Milde des Islam läßt manche Härten vergessen. Dazu kommt nun freilich noch, daß die Missionäre des Islam die Hölle weit weniger berücksichtigen, als die christlichen Glaubenssendboten Dies zu thun pflegen. Derjenige, welcher mit mohammedanischen und christlichen Missionären verkehrt hat, bleibt selten lange in Zweifel, wem er den Vorzug zu geben hat. Mit dem Stückchen christlichen Himmels, welchen der eine Missionär und zwar Leuten in Aussicht stellt, deren Anschauungen die eines Kindes sind, ist die Hölle mit ihrer ganzen Teufelei regelmäßig so innig verschmolzen, daß der Naturſohn sich angsterfüllt von einem Glauben abwendet, welcher weit mehr androht, als er verspricht. Die Drohung ist wohlverständlich; das Versprochene erfordert, wenn es begriffen sein soll, schon einen sehr gebildeten Geist. Ganz anders geht der Missionär des Islam, der schlichte braune Kaufmann, welcher mit seinen Waaren von Ort zu Ort pilgert, zu Werke. Seine Lehre ist das arabische Wort „Allah kerihm" — Gott ist barmherzig — und er verlangt durchaus Nichts weiter, als daß derjenige, welchen er für seinen Glauben zu gewinnen wünscht, dieses Wort und dann

---

*) Der Herausgeber des Globus kann sicherlich nicht in den Verdacht kommen, die übertriebenen Erwartungen zu theilen, welche man über die Missionen in fremden Erdtheilen so eifrig dem europäischen, geldzahlenden Publikum einzuflößen sucht. Wir haben häufig Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, wie Vieles dabei Humbug ist und wie äußerst geringfügig die Resultate gegenüber den „Hoffnungen" sind. Aber obigem Satze des Herrn Verfassers möchten wir doch die Thatsache beifügen, daß Missionäre wie Ignaz Knoblecher und Angelo Vinco am obern Weißen Nil doch ganz anders und unendlich würdiger die Bildung Europas vertreten haben, als das habgierige Gesindel der europäischen Elfenbeinhändler und Sklavenräuber in Chartum, die Herr Dr. Brehm selber mehr als einmal in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit vortrefflich geschildert hat. Ein anderer deutscher Reisender entwarf neulich in einem Privatbrief an uns eine Charakteristik dieser Kaufleute, welche er aus eigener Anschauung kennt, und bezeichnete jene Bande am Nil als einen „Rattenkönig von Halunken". Die oben im Text folgenden Bemerkungen Dr. Brehm's fließen übrigens aus Wahrnehmungen und eigenen Anschauungen, und wir wollen betonen, daß wir mündlich und schriftlich von anderen afrikanischen Reisenden Mittheilungen in demselben Sinn erhalten haben. Die Berichte unbefangener Beobachter lauten eben anders als jene in den Missionsblättern. A.

das einfache Glaubensbekenntniß: „Es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet" gläubig ausspreche: damit eröffnet er ihm alle Pforten des Himmels.

Gerade in den Bogosländern kann man den Verfall des Christenthums leicht wahrnehmen. Alle Bogos und Mensa waren ursprünglich Christen; gegenwärtig sehen sich bereits ein Viertel dieser Leute als Bekenner des Islam an.

Ein Mensa oder Bogos, welcher mit Mohammedanern ißt, glaubt sein Christenthum unwiderruflich verloren zu haben. Dies klingt im allerhöchsten Grad auffallend, ist aber buchstäblich wahr und nimmt auch Den nicht Wunder, welcher erfuhr, in was denn eigentlich das Christenthum unserer Leute besteht.

Selbst den Geistlichen des Dorfes, mit welchem ich tagelang verkehrte, fragte man vergeblich nach irgend einem vernünftigen Glaubenssatze des Christenthums. Nach seiner Ansicht haben die Christen „drei Götter, von denen der eine Sohn des anderen und zugleich der eines Weibes ist, welches Jungfrau blieb, nachdem sie den Gott geboren". Ueber den dritten Gott wußte der gute Mann gar keine Rechenschaft zu geben. Die großen Feste des Christenthums konnte er nur theilweise erklären; von der Lebensgeschichte unseres Glaubenslehrers hatte er einige dunkle Vorstellungen. Das Eine aber wußte er genau: daß derjenige dem Teufel unrettbar verfallen sein müsse, welcher von einem Thiere gegessen, dessen Kehle von der Hand oder mit dem Messer eines Mohammedaners durchschnitten wurde! Die umwohnenden Mohammedaner wissen auch Nichts von ihrem Glauben; in diesem einen Punkte sind sie aber genau derselben Meinung wie die Christen. Man kann wahrhaftig sagen, daß sich das ganze Christenthum der Mensa darauf beschränkt, Speisen zu vermeiden, welche von mohammedanischer Hand irgendwie zubereitet worden sind. Während unserer Reise mußten wir stets den christlichen Eingeborenen ein besonderes Schaf geben oder einem von ihnen erlegten Wilde die Kehle durchschneiden lassen, wenn wir wollten, daß sie von der Fleischkost äßen. Geradezu lächerlich ist, daß die guten Bogos nur sich für die wahren Christen ansehen und Europäer z. B. kaum anerkennen wollen. Wir Alle wurden von den Mensa als mindestens ebenso arge Ketzer betrachtet, wie z. B. die Mohammedaner.

In ihrem ehelichen und häuslichen Leben unterscheiden sich die Mensa kaum oder nicht von den umwohnenden Innerafrikanern. Auch unter ihnen muß der Heirathslustige einen Brautschatz zahlen, welchen der Vater seiner Braut einstreicht. Wie im ganzen Sudahn, verheirathen sich nur Erwachsene. Die Unsitte der Egypter, Mädchen von 6 bis 8 Jahren zu verheirathen, findet unter den braunen Leuten nicht statt. Unter vierzehn Jahren wird sich selten ein Mädchen verehelichen; in diesem Alter ist es aber, wie bereits bemerkt, vollständig erwachsen. Schon Mädchen von zwölf Jahren, welche noch in den Rahhad sich kleiden, beweisen durch ihre ganze Erscheinung und zumal durch die üppige, untadelhaft gebaute Büste, daß sie heirathsfähig geworden sind.

Abweichend von manchen sudahnesischen Volksstämmen, scheinen die Mensa verhältnißmäßig keusch zu leben. Es giebt zwar in ihrem Dorf auch viele feile Dirnen, welche den Fremden in höchst zudringlicher Weise lästig fallen; allein diese Dirnen werden von den Mensa ebenso verachtet, als es bei uns zu Lande unter gleichen Umständen der Fall ist. Vor der Verheirathung halten die Mädchen streng auf ihren guten Ruf und müssen Dies thun, weil die Sitte den Vater berechtigt, seine Tochter umzubringen, wenn sich ergiebt, daß sie vor ihrer Verheirathung Hymens Freuden sich hingab. Gleichwohl kommt es und keineswegs selten vor, daß die alte gute Sitte arg verletzt wird; dann pflegen die sündigen Mädchen zu einer Thuya, welche ringsum auf den Bergen ziemlich häufig wächst, ihre Zuflucht zu nehmen; denn ein gewisses Verbrechen, das keiner nähern Bezeichnung bedarf, gilt bei den Mensa, wie überall im Innern Afrikas, durchaus nicht als ein solches.

Die Frau ist auch unter den Mensa die Sklavin ihres Eheherrn; ihr liegen alle häuslichen Geschäfte ob. Der Mann bekümmert sich einzig und allein um seine Viehzucht und läßt sich höchstens herbei, die biegsamen Ruthen zu schneiden, welche zum Aufbau der Hütte verwendet werden. Der Aufbau der Wohnung selbst ist ebenfalls Sache der Frau. Ein Mann wird es als große Schande betrachten, wenn er sich zu irgend einem häuslichen Dienste herbeiließe; Wasser oder Brennholz herbeischaffen, gilt als eine schmachvolle Entwürdigung. Selbst Knaben nehmen an diesen Geschäften nicht Theil; sie lassen sich höchstens herbei, die nach Holz oder Wasser ausgehenden Mädchen zu begleiten. Man sieht Mädchen von sechs Jahren, welche kaum den schweren Wasserschlauch schleppen können, mühsam unter der verhältnißmäßigen Last einherkeuchen; sie könnten aber erliegen, ohne daß ein Mann sich hergäbe, ihnen zu helfen. Der Mann verläßt, wenn er in Mensa anwesend ist und Nichts mit dem Viehhüten zu thun hat, am Morgen seine Hütte, mit der Pfeife oder wenigstens mit einem plattgeschälten, an dem einen Ende krummgebogenen Stock in der Hand, und wendet sich einem der Versammlungsplätze im Dorfe zu. Hier verweilt er einen guten Theil des Tages, auf den weißen Steinen sitzend oder unter Umständen der Länge lang auf der Erde liegend. Bei Gelegenheit dieser Versammlung werden die nothwendigen Geschäfte abgesprochen und zugleich manche andere Dinge erledigt. So sieht man hier den Barbier und Haarkräusler, d. h. irgend einen beliebigen jungen Mann, in Thätigkeit, um einem seiner Freunde das krause Haargelock aufzulockern, zu flechten, zu kräuseln und einzufetten oder unter Umständen abzuscheeren; man bemerkt einen oder den andern, welcher die Nadel handhabt u. s. w. Müßige Knaben umstehen regelmäßig diese Männergruppen, führen gelegentlich eine kleine Balgerei aus und tummeln sich überhaupt mit aller Ungezwungenheit vor den Alten umher, ohne durch diese irgendwie behelligt zu werden. Nirgends in ganz Innerafrika habe ich so bengelhafte Knaben gefunden, als in Mensa; hier wachsen die Kinder auf wie wilde Thiere.

Mit Sonnenuntergang sammeln sich die nun aus dem Joch entronnenen Mädchen auf den öffentlichen Plätzen, und nunmehr pflegt ein sonderbarer Tanz zu beginnen. Drei bis sechs Mädchen stellen sich in einen Kreis zusammen, mit den Gesichtern gegen einander und springen unter eintönigem Geschrei abwechselnd von dem einen Bein auf das andere, stundenlang, ohne Unterbrechung. Die jüngeren Burschen des Dorfes stehen dicht hinter ihnen, in einem zweiten Kreise, und abwechselnd faßt einer nach dem andern eines der tanzenden Mägdlein bei der Schulter und bemüht sich, ihr bei dem wechselseitigen Sich-Erheben und Niedersenken behülflich zu sein. Die übrigen verherrlichen durch Sprünge und eigenthümliche Schwenkungen ihrer Spazierstöcke den Tanz, brüllen auch nach Leibeskräften mit. Dieses Vergnügen währt bis in die tiefe Nacht, jedoch nur wenn der Mond scheint, denn während der dunklen Nächte wagen sich die Mensa nicht aus ihren Hütten heraus, unzweifelhaft aus Furcht vor den Raubthieren, welche allnächtlich das Dorf umschleichen.

An gewissen Festtagen hört man auch noch eine andere

Musik; dann geben nämlich die Flötenbläser ihre Künste zum Besten. Die abyssinischen Flöten sind hohle Röhren mit verschiedenen kleinen Schalllöchern, welche aber nicht, wie unsere Flöten, seitlich angesetzt, sondern nach Art der Mundorgeln geblasen werden. In Mensa hörte man am Ostermorgen drei dieser Künstler eine Musik aufführen, bei welcher der Einfluß einer blökenden Kuhherde nicht zu verkennen war. Ich will durchaus nicht behaupten, daß die Musik unangenehm gewesen wäre, aber sie hatte ein unnennbares Etwas an sich, welches ganz unzweifelhaft an Schalmeienklang, kurz an Hirtengedudel erinnerte. Während des Spielens führten die Tonkünstler zugleich noch einen sonderbaren Tanz auf und gaben somit auch dem Auge Beschäftigung. Diese Musik ist den Mensa ganz eigenthümlich; doch giebt es auch einzelne Künstler unter ihnen, welche das bevorzugte Tonwerkzeug der Samcharaleute zu handhaben verstehen. Dieses Werkzeug ist eine Fidel im Urzustande, d. h. eine roh und grob zusammengebaute Geige mit einer Saite, welche letztere aus mehreren Pferdehaaren besteht. Man bearbeitet sie mit einem entsprechend einfachen Bogen und bringt damit ein Gerassel hervor, welches entfernt an Töne erinnert. Eine Handtrommel mit Schellen unterstützt gewöhnlich diesen Tonunfug auf das Wirksamste. —

Kronleuchterbaum (Euphorbie).

Es wollte mir scheinen, daß die Mensa nicht eben große Freunde der Fremden sind. In ganz Innerafrika ist die Gastlichkeit der Grundzug aller Volksstämme; unter der mohammedanischen Bevölkerung wenigstens wird das schöne Wort des Propheten überall beherzigt: „Der Gast, welcher zu deinem Dache eingeht, ist ein Geschenk des Himmels; als solches halte ihn!“ Die Mensa scheinen eine Ausnahme zu machen; mir wenigstens kam es vor, als wüßten sie nicht, was Gastfreundschaft zu bedeuten habe. Keiner von uns kann sich rühmen, besonderer Freundlichkeit theilhaftig geworden zu sein. Der Geistliche des Ortes machte gewissermaßen eine Ausnahme; aber diese Ausnahme war auch nur auf Eigennutz begründet. Geradezu abscheulich benahm sich der Schéich. Hätte der Naib der Samchara dem Herzoge nicht das Geleit gegeben und überall vermittelt und geschlichtet: wir hätten höchst wahrscheinlich mit der pöbelhaften Gesellschaft noch Streit bekommen. In ihren Forderungen waren die Mensa unverschämt; unaufgefordert brachten sie gar Nichts, und Das, was wir brauchten, mußten wir theuer genug bezahlen. Im Ostsuhdan findet sich in jedem Dorfe ein besonderes Haus, welches jedem Fremden bereitwillig zur Wohnung gegeben wird: in Mensa mußten wir uns die Hütten erst bauen und das Holz dazu verhältnißmäßig sehr theuer bezahlen. Alle Sudahnesen bemühen sich, soviel als

möglich, den Fremden zu erheitern, zu vergnügen; manche Völkerschaften sind geradezu erfinderisch, wenn es gilt, ihrem Gaste sich angenehm zu zeigen: die Mensa haben uns nur belästigt. Da war Nichts in unserm Besitz, welches von ihnen nicht gewünscht oder richtiger beansprucht worden wäre! Es hätte Noth gethan, daß ich den Mädchen die Knöpfe von meinem Hemd oder von den Beinkleidern abgeschnitten hätte, um sie zu befriedigen; verlangt haben sie Alles, was ich an mir trug, vom Scheitel bis zur Zehe. Selbst die Riemen an der Jagdtasche waren Gegenstand ihrer Wünsche. Dinge, mit denen sie entschieden Nichts anzufangen wußten, wie z. B. Zündhütchen, wurden mit

Zwergböckchen und Frankolinhuhn.

ziemlichem Ungestüm gefordert. Eine schreiende Rotte von ungezogenen Jungen und Trupps von nicht weniger lauten Mädchen umlagerten unsere Wohnstätte vom Morgen bis zum Abend, und Nachts schlichen sich feile Dirnen durch und um das Lager. Man hatte eigentlich niemals Ruhe vor dem zudringlichen Volk, und ich, meinerseits, habe wiederholt bedauert, daß die Behendigkeit und Gewandtheit der Knaben meinen Wünschen, einen oder den andern einmal tüchtig abzuprügeln, spottete. Blos wenn wir Nachts auf ihren Tanzplätzen erschienen, waren sie freundlich und zuvorkommend. Dann führte man uns auch wohl bis in den engern Kreis und legte unsere Hände auf die Schultern der Mädchen, mit der Aufforderung, deren Tanz zu unterstützen, und wenn wir Dies thaten, belohnte uns stets ein Beifallsgebrüll. Auch auf der Jagd waren einige behülflich; im Ganzen aber muß ich bei meiner nicht günstigen Meinung beharren.

Nach Vorstehendem wird es wohl schwerlich einem meiner Leser noch wunderlich vorkommen, wenn ich ihm versichere, daß mich die Thiere des Mensagebietes von der zweiten Ordnung an weit mehr anzogen, als die Menschen. Ganz Habesch ist für den Thierkundigen ein Eden. Er findet tagtäglich etwas Neues für seinen Geist; er findet aber auch genug für sein Herz. Wenig Erdstriche mag es geben, in denen, so wie hier, das Auffallende, Gewaltige mit dem Anmuthigen, Lieblichen sich paart. Der massige Elephant oder das wüste Warzenschwein theilt mit dem lieblichen Paradiesfliegenfänger (Muscipeta) dasselbe Vaterland; der Donner aus des Löwen Brust übertönt Nachts das gemüthliche Spinnen des Ziegenmelkers; in den Büschen, über denen mächtige aber ekelhafte Geier kreisen, treiben sich schmucke Zwergböckchen und nette, sangeskundige Sänger umher. Dem beobachtenden Auge wird ein unendlicher, unbeschreiblicher Reichthum an Gestalten und Farben offenbar; das Ohr lauscht bald mit Entzücken, bald wieder mit Grauen den Tönen, welche das Leben des Waldes wecken bei Tag und bei Nacht. Ich halte es zur Vervollständigung meiner Skizze für unerläßlich, dieser Thierwelt auch hier flüchtig zu gedenken: ausführlich habe ich sie in einem besondern Werkchen behandelt, welches unter dem Titel: „Beiträge zur Kunde einiger Wirbelthiere von Habesch“ als wissenschaft-

licher Anhang zum Reisewerke des Herzogs demnächst erscheinen wird.

Namentlich die beiden ersten Klassen des Thierreichs, die Säugethiere und Vögel, sind zahlreich vorhanden. Fast jede Ordnung ist vertreten. Längs der Bergwände ziehen in langen Reihen die Paviane dahin, ohne Unterlaß versuchend, wie sie das Besitzthum des Menschen zu schädigen vermögen, den Männern ein Gegenstand des Abscheus, den Frauen ein solcher des Entsetzens: — denn mehr von ihnen verlieren ihr Leben durch die Paviane als durch den Löwen oder den Leoparden! Sie, die armen, lasttragenden Sklavinnen, kommen beim Holzholen oft genug mit den unzüchtigen Geschöpfen zusammen, erregen deren wildeste Begierden, werden von den Scheusalen angefallen und, wenn sie sich zu wehren versuchen, furchtbar gemißhandelt, ja oft sofort getödtet. Ich habe Erzählungen über solche Angriffe von so verschiedener Seite und aus so glaubwürdigem Munde vernommen, daß ich an ihrer Wahrheit nicht wohl mehr zweifeln kann. Ungleich harmloser als diese widerlichsten aller Affen sind ihre Verwandten, die Meerkatzen. Sie haben zwar auch den besten Willen, allerlei Unfug anzustiften, sind aber viel zu schwach, als daß sie schaden könnten. In leichtfertiger Behäbigkeit verbringen sie ihr Dasein. Sie wissen aus Allem noch Nutzen für sich zu ziehen, verstehen es meisterhaft, jede Gabe, welche die Natur ihnen bietet, auszubeuten. Ein grenzenloser Leichtsinn hilft ihnen über so manchen Schreck, so manches Ungemach hinweg, und ihr erfinderischer Geist ist nie um einen Ausweg verlegen, wenn Noth an den Mann kommt. Sie beleben alle dicht mit hohen Bäumen bestandenen Thalstellen und erheitern durch ihre Gauklerkünste den Reisenden. Dennoch theilen auch sie seitens der Eingeborenen die Mißachtung, welche auf ihrem Geschlechte ruht. Bei den wenig thierfreundlichen Mensa sieht man niemals eine Meerkatze in der Gefangenschaft: die Leute sind viel zu denkfaul, als daß sie den Humor des Affen würdigen könnten.

Die Bogosländer beherbergen mehrere Mitglieder der Katzenfamilie; doch verdienen hier nur Löwe und Leopard Beachtung. Der erstere ist nicht selten, der letztere gemein. Zu gewissen Zeiten vergeht im Dorfe Mensa keine Nacht, ohne daß man die Stimme des Königs der Thiere vernimmt. Gleichwohl fürchtet man den ungestümen Gast verhältnißmäßig wenig. Sein Jagdgebiet ist so reich, daß der Hunger nur selten übermächtig wird und ihn die Scheu vor dem Menschen und seinem Treiben vergessen läßt. Während meines ersten Aufenthaltes in Mensa umschlich er mehrere Nächte das Dorf und meldete in gewöhnlicher Weise sein Vorhandensein, ohne jedoch in die Gehege einzufallen. Weit gefährlicher und deshalb gefürchteter ist der Leopard. Mit der Gewandtheit dieses vollendetsten aller Raubmörder geht seine beispiellose Frechheit Hand in Hand. Er scheut den Menschen gar nicht, und kaum das allen Raubthieren so entsetzliche Feuer; er kommt dreist bis in die Hütten herein und raubt und mordet vor den Augen der Leute, ja, er achtet nicht einmal das Geschrei oder die nach ihm geschleuderte Lanze. In Zeit von drei Monaten hat er aus dem einzigen Dorfe Mensa acht Kinder weggetragen, der ungezählten Ziegen und Schafe nicht zu gedenken. Pater Filipini hat während seines Aufenthaltes in den Bogosländern ein paar Dutzend Leoparden getödtet! Diese Zahlen beweisen mehr als lange Beschreibungen. — Man begegnet dem Leoparden gar nicht selten auch bei Tage; wir trafen ihn ein paar Mal an, und einer büßte seine Frechheit mit dem Leben, als er am hellen, lichten Mittage einem von d'Ablaing und mir angeschossenen Hamadryaspavian den Garaus machen wollte, und zwar vor unseren Augen.

Auch die Hunde sind im Gebiete der Mensa durch mehrere Mitglieder vertreten. Der Kabern, ein Wolf, ist bei Mensa ziemlich selten, um so häufiger aber das Mittelglied zwischen Isegrim und Reinecke, der Schakal. Er umlungert das Dorf bei Tag und bei Nacht; ihn spürt, hört, sieht und erlegt man fast bei jeder länger währenden Jagd. Neugierig schaute er in den Nachmittagsstunden in unser Lager und gewissermaßen in das Rohr eines der Jäger unserer Reisegesellschaft hinein — natürlich zu seinem Verderben. — Als Erzfeind des jungen Kleinviehs und diebischer Hüttenbesucher wird er arg gehaßt. Doch hat er wenigstens in einer Hinsicht sein Gutes: er heult weniger als sein nördlicher Verwandter. — Mit Einbruch der Nacht gesellt sich ihm die gefleckte Hyäne, das gemeinste Raubthier jener Gegenden, zu und kündet durch langgezogene Klagetöne ihren lebhaften Wunsch nach irgendwelcher Nahrung an, um den ewig bellenden Magen zu befriedigen. Auch sie wird von den Eingeborenen arg gehaßt, obgleich sie nicht gerade einen erheblichen Schaden zufügt, sondern durch ihren unersättlichen Hunger, welcher auch die schmuzigsten Auswurfsstoffe des menschlichen Leibes für genußfähig erklärt, eher nützlich wird.

An der Stelle Grimbart's, des echt mönchischen Einsiedlers und Gutschmeckers, schleicht ein eigenthümlicher Gesell durch den Wald von Mensa, der Honigdachs oder Ratel nämlich, ein in jeder Hinsicht merkwürdiges Thier, welches der kleinen Jagd mit Eifer obliegt, unangegriffen ruhig seine Straße zieht, angegriffen aber seine Stinkdrüsen noch besser und wirksamer als sein starkes Gebiß zu gebrauchen und mit ihnen männiglich sich vom Leibe zu halten weiß. Als arger Stänker theilt er die Mißachtung der bis jetzt Genannten.

Behend und gewandt treibt ein anderes kleines Raubthier, die gestreifte oder Zebra-Mangusta, ihre Jagd nach Marderart, nur daß sie auch bei Tage ihren Geschäften fleißig nachgeht. Sie wird zur wahren Augenweide für jeden Thierfreund; denn ihr geistiges Wesen ist ebenso anziehend, als ihre leiblichen Begabungen es sind. Kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, Kerbthiere, Würmer und Früchte aller Art bilden ihre Nahrung; weil sie aber dem ebenfalls nach den Eiern der wilden Hühner verlangenden Mensa oft in das Gehege kommt, hat auch sie sich die Freundschaft des edlen Weltbeherrschers verscherzt. Dafür hat sie sich andere Freunde gesucht: sie lebt nämlich mit den Klippschliefern und gewissen Eidechsen in innigen Verhältnissen.

Die übrigen kleinen Räuber darf ich übergehen; sie sind weniger fähig, die allgemeine Beachtung auf sich zu ziehen. Dagegen muß ich wohl einiger Nager Erwähnung thun: zunächst, wie billig, des Verwandten unseres Lampe, eines langlöffeligen, durch allzugroße Vernachlässigung gänzlich verwandelten Hasen, welcher dem nordischen Jäger wegen seiner beispiellosen Dummheit und Dreistigkeit geradezu widerwärtig wird. Sein Fußbau gewährt ihm, wie ich schon oben bemerkte, die wünschenswertheste Sicherheit, welcher ein grasfressendes, also genießbares Thier sich freuen kann. Der Mensa straft das ihm als unrein erscheinende Geschöpf einfach mit Verachtung und bekümmert sich nicht im Geringsten um sein Thun und Treiben. In Folge dessen hat der Hase verlernt, seinen gefährlichsten Feind zu fürchten, und geht ihm kaum mehr aus dem Wege. Er würde zur Landplage werden, wenn das Raubgezücht ebenso alberne Ansichten hätte, wie der Mensch. — Unter den übrigen Nagern macht sich hauptsächlich noch einer bemerklich: ein Erdeichhorn (Xerus), welches sich mitten im Dorfe, zumal zwischen den Gräbern, paarweise angesiedelt hat und bei Tage

in reger Thätigkeit ist. Das Baumeichhorn, welches einzeln im Walde sich findet, hat mit jenem, wie mit dem unsern, hinsichtlich seines Wesens keine Aehnlichkeit, es ist ein langweiliges, träges Geschöpf.

Höchst anziehende Thiere sind die Wiederkäuer, welche bei Mensa leben, zumal die Antilopen. Namentlich drei Arten finden sich: der Algaseen oder Agaseen (Kudu der Südafrikaner — Slepsiceros Kudu), der Klippspringer (Oreotragus saltatrix) und das Zwergböckchen (Cephalophus Hemprichiana). Keines dieser Thiere ähnelt dem andern. Der Agaseen, ein überaus stolzes Geschöpf, zieht rudelweise nach Art unseres Edelwildes längs der Bergwände dahin und kommt nicht selten bis dicht an Mensa heran, obwohl er unter allen Umständen dem Menschen aus dem Wege geht. Der Klippspringer, in Mensa „Sassa" genannt, bewohnt alle Bergkämme rings um das Dorf herum und stellt sich gegen Abend den in Mensa Weilenden oft genug zur Schau, indem er einen der auf dem Kamme liegenden Felsblöcke besteigt und dort halbe Stunden lang regungslos verharrt, wie eine in Erz gegossene Bildsäule. Ihn trifft man bei jedem längern Jagdausfluge im Gebirge an; und wenn man auch keineswegs immer so glücklich ist, sich dem wunderbar behenden Gebirgskinde bis auf Schußweite zu nähern, hat man doch stets seiner Augen Lust an dem über alle Beschreibung gewandten Bergsteiger, dessen Läufe aus federndem Stahl geschmiedet zu sein scheinen und dessen Kühnheit und Sicherheit im Sprunge zu wahrer Begeisterung hinreißt. Der Agaseen fesselt durch seinen Adel, der Klippspringer durch seine Gewandtheit, der Zwergbock durch seine Anmuth. Die beigegebene Abbildung entspricht leider der Wirklichkeit nicht. Sie läßt das zierliche Wesen plump und groß erscheinen, groß trotz des als Maßstab hinzugezeichneten Frankolinhuhnes. Das Zwergböckchen ist, was sein Name sagt, — ein Zwerg unter den Antilopen; es ist kaum größer, als ein frischgesetztes Rehkälbchen. Dabei aber ist es ebenmäßig gebaut vom Wirbel bis zum Huf. Streng paarweise — eine seltene Ausnahme unter Säugethieren! — lebt es häufig in allen Buschwäldern von ganz Habesch und so auch in unserm Gebiete. Sein Leben ist ein Idyll: es fesselt Jedermann, und ich kann nur bedauern, daß ich es hier nicht ausführlich schildern darf.

Die Ordnung der Vielhufer ist auffallend reich vertreten. In Familien oder Herden von funfzehn bis über hundert Stücken durchzieht der afrikanische Elephant das Gebirge. Noch fehlt dem Menschen, seinem einzigen gefährlichen Feinde, die furchtbare Feuerwaffe, und deshalb darf sich der Riese des Waldes noch seines Lebens freuen. Die reiche Natur bietet ihm Alles, was er bedarf, in Fülle; und wenn oben in der Höhe die Nahrung knapp wird, wenn die Wasser sich unter der Thalsohle bergen und der zwei Male im Jahr eintretende Frühling, d. h. die Regenzeit, noch fern ist, zieht sich das gewaltige Thier nach der Niederung des immer wasserhaltigen Ain-Saba zurück, und findet dort Das, was oben ihm zu mangeln anfing. So wandern die Elephantenherden viermal jährlich an Mensa vorüber, zweimal nach unten und zweimal nach oben. Bis hoch in's Gebirge hinauf steigen sie empor; Steilungen, welche einem Pferde unersteiglich sind, werden von ihnen ohne Mühe überwunden; denn wie ein berechnender Straßenbaumeister gehen sie zu Werke: bedächtig und verständig wählen sie ihre Wege. Ich entdeckte ihre Losung schon bei meinem ersten Besuch im Gebirge und fand bei unserm Zuge frische Fährten auf, stieß aber bei der Gesellschaft auf Unglauben: Niemand wollte es für möglich halten, daß Elephanten im Hochgebirg leben, an den steilen Bergwänden hin sich bewegen könnten! Erst später überzeugte man sich durch glückliche Jagd des Herzogs von der Wahrheit meiner Mittheilungen.

Ein zwerghafter Verwandter dieses Riesen, der murmelthierähnliche Klippschliefer, ist häufig überall, wo es zerklüftete Felsenwände giebt, auch ganz in der Nähe der Ortschaft. Nirgends kann man diese anziehenden Geschöpfe mit so großer Leichtigkeit beobachten als hier, wo man so recht mitten unten ihnen lebt. Sie verlangen eine längere Beobachtung; denn ihr Leben bietet dem Kundigen einen außerordentlich reichen Stoff dazu.

Erwähne ich nur noch des Warzenschweins, dieses Ungeheuers in seiner Familie, welches wegen seiner gewaltigen Hauer ebenso sehr an ein Nilpferd oder an den Elefanten wie an ein Schwein erinnert, so habe ich die hervorragenden Gestalten der ersten Klasse wenigstens genannt. Ausführlicheres mag man in dem schon bezeichneten Buche nachlesen.

Flüchtiger noch als die Säugethiere muß ich die Vögel hier behandeln. Die Bogosländer sind so reich an diesen „Luftgestalten der Thierwelt", daß es selbst dem Laien schwer fallen muß, aus der Menge der prachtvoll gefärbten, eigenthümlich gestalteten oder hinsichtlich ihres Lebens merkwürdigen Geschöpfe die prächtigsten oder merkwürdigsten herauszusuchen — um wie vielmehr dem Forscher, welcher jeden einzelnen Vogel schön, merkwürdig oder anziehend findet! Es ist eine Lust und Freude, in solchem Lande zu sammeln, zu forschen, zu beobachten! Der Neuling staunt und schwelgt — falls er überhaupt Sinn und Verstand hat für die Natur und ihr Leben. Anfänglich ist ein ruhiges Belauschen, ein verständiges Forschen unmöglich. Der ewige Wechsel der Eindrücke beschäftigt alle Sinne, und man muß wenigstens an einige Gestalten schon gewöhnt sein, wenn man andere, neue erfassen will. Mein erster, fünfjähriger Aufenthalt in Afrika kam mir zu Statten: ich brachte den Ueberblick der Thierwelt schon mit mir in dies Paradies des Forschers. Aber doch eilte die Zeit mir mit Windesflügeln davon, und von der ganzen, großen Herrlichkeit ist mir nur Weniges geblieben! Davon nun gebe ich hier einige kleine Bruchstücke.

Die edle Zunft der Raubvögel ist in solch beutereichem Gebiete zahlreich vorhanden. Ueber den hohen Gebirgen kreisen fast ebenso viele Geier und Adler, als über den Urwäldern der Niederungen. Der unreinliche Mensch giebt den Schmutzgeiern tagtäglich neue Nahrung und damit neue Beschäftigung; deshalb vermißt man diese wohlthätigen Vögel an keinem Orte. Sie folgen den Herden, wie den Handelszügen; sie umschweben allmorgentlich die Kothplätze in der Nähe des Dorfes und schauen begierig, aber doch vergnüglich dem Menschen zu, wenn dieser sich anschickt, ihnen Arbeit und Nahrung zu geben. Ihre großen Verwandten, die Aasgeier, erscheinen erst dann, wenn irgend welches Aas sie herbeiruft. In ungemessenen Höhen, in solchen, wohin das menschliche Auge ihnen nicht zu folgen vermag, ziehen sie dahin: aber ihr Auge beherrscht Gebiete, welche deutsche „Länder" an Flächeninhalt übertreffen, und ihre mächtigen Schwingen tragen sie rasch durch Meilen dahin nach dem Orte, auf welchem ein todtwundes Wild sein Sterbebett fand oder ein Stück der reichen Viehherden sein letztes Röcheln ausstößt. Daher sind sie nirgends und überall; sie sind da, wo kein Auge sie bemerkte, zur Stelle, sobald der Schlächter einem Thiere die Kehle durchschnitt, sobald der Jäger sein Messer zieht, ein von ihm erlegtes Wild auszuweiden. Drei Arten vornehmlich leben hier: der Schopf- und der Ohrengeier und ein langhälsiger

Aasvogel, den ich zu Ehren des großen Forschers *Rüppell* benannt habe.

Aus der Adlerfamilie finden sich einige beachtenswerthe Arten. Der *Raubadler* hat hauptsächlich den so gemeinen Hasen den Krieg erklärt; der farbenprächtige, die Bläue mehr durchspielende als durchfliegende *Gaukler* strebt dem giftigen Gewürm mit Muth und Eifer nach und hat deshalb sich allgemeine Achtung erworben. *Hevai-Semai* (Himmelsaffe) nennen ihn die Abyssinier; in diesem Namen liegt seine Beschreibung. Er ist der wunderbarste Flügelkünstler in seiner Familie.

Klippschliefer.

Seltener gewahrt man einen der stolzen *Edelfalken*, welche hier stets gute Jagd halten; viel häufiger schon begegnet man einem *Sperber* oder dem *Singhabicht* jener Gegenden, welcher freilich nur dem Namen nach ein Sänger, in Wahrheit vielmehr ein stiller, langweiliger Gesell ist, der sich schlecht und recht durch's Leben schlägt. — Gemein, wie überall in ganz Nordost-Afrika, ist der *Schmarotzermilan*, jener dreiste, unverschämte Bettler, ein „Abu-Said“ in Vogelgestalt, welcher den Menschen ebenso arg belästigt, wie seine edlen Gewerbsgenossen. Ihn braucht man nicht aufzusuchen, er kommt aus freien Stücken bis

auf, ja bis in das Zelt und in die Hütte, um zu betteln und zu stehlen.

Auch die Nacht hat ihre Räuber. Ein Uhu und eine Ohreule sind nirgends gerade selten im Wald und kommen, so versteckt sie auch leben, doch oft genug vor das Auge des Reisenden; denn auch in Afrika hassen die Vögel des Lichts jene tückischen, scheinheiligen Schleicher, jene Pfaffen der Vogelwelt, welche die Augen verdrehen, daß unsere Mucker ihre Freude daran haben können, und dabei in aller Stille morden und würgen. Ihr schauerliches Geheul durchtönt auch hier den Wald — aber die Dichtung hat sich solcher Töne noch nicht bemächtigt: kein Mensch weiß hier von der wilden Jagd Etwas zu erzählen.

Freundlicher sind andere Nachtstimmen aus Vogelmunde, welche man in den tieferen Gebirgsthälern allabendlich vernimmt: die spinnenden Laute, welche die Nacht-

Der Elephant.

schwalben oder Ziegenmelker hören lassen. Solche Nachtmusik hat etwas ungemein Angenehmes; man freut sich, wenn man sie hört. Das Gebirg ist übrigens arm an diesen Vögeln, welche in allen unter niederen Breiten gelegenen Ländern häufig sind; dies nimmt Den aber nicht Wunder, welcher die ungewöhnlich kalten Nächte jener Höhen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat.

Dagegen sind die Tagschwalben um so häufigere Erscheinungen. Unter den vielen einheimischen Arten, welche über den Nordländer dahin eilen, sieht dieser zu seiner innigen Freude auch die lieben Bekannten aus der Heimat, welche hier vorüber- und weiter nach Süden hin ziehen, wenn der Winter die freundlichen Thiere aus dem eigenen Vaterlande vertrieb.

Nicht eben häufig sind jene, den Schwalben in so vieler Hinsicht ähnelnden Vögel, die Bienenfresser: prächtige und liebenswürdige Geschöpfe, deren ganzes Wesen und Sein anziehend erscheint; — wie gern möchte ich sie ausführlicher beschreiben, wären diese Blätter dazu die rechte Stelle!

Einige andere hierauf folgende Prachtvögel muß ich übergehen, weil ihre Aufzählung nur den Forscher angeht: dagegen darf ich die Kolibris unseres Gebiets, die Honigsauger nämlich, nicht unerwähnt lassen. Sie gehören zu den häufigsten Vögeln des Mensalandes; sie sind die lebendigen, in aller Farbenpracht der Wendekreisländer schimmernden Blumen, welche die spendende Natur den köstlichen „todten“ Blüten beigab, als hätte sie ihre Schönheit erhöhen sollen. Nur wer diese lieblichen Geschöpfe mit selbsteigenen Augen sah, lebend, schwebend, von Blüte zu Blüte gaukelnd, scheinbar den Wohlgeruch der Blumen mit deren Süßigkeit einschlürfend, in Wirklichkeit aber sie von den verderbendrohenden Kerfen säubernd — nur der kann sich ein getreues Bild von diesen Zaubergestalten ausmalen und in die tiefinnerste Seele einprägen. An solchen Thieren erlahmt die Hand, welche die beschreibende Feder führen soll; vor solchem Leben verstummt das Wort.

Sie, die Lieblichen und Stimmbegabten, mögen uns zu den eigentlichen Sängern führen. Habesch, die afrikanische Schweiz, ist ein Wunderland: es ist eine Alpenwelt, unter die Tropen gerückt. Diese Alpenwelt hat ihren Klang, ihren Sang sich erhalten. Neben den vielen Schreiern lassen gar viele tüchtige Sänger ihre frischfröhlichen, ton- und klangreichen Lieder vernehmen — und wenn auch der Sänger König und Königin, Sprosser und Nachtigall, fehlen: sie werden wenigstens nicht unwürdig vertreten. Die Buschschlüpfer und Schmätzer, ächte Grasmücken und Drosslinge, Stelzen und Fliegenfänger jubeln ihre Gesänge, unter denen es gar manches prächtige Lied giebt, laut und schmetternd weit hinaus in die herrliche Welt und sie erquicken damit das Herz des fühlenden Menschen. Aber auch viele bekannte Klänge werden hier laut. Manche liebe Freunde aus der Heimat nehmen hier Herberge aus der Winterszeit, und andere, wie das schmucke Kind unserer Gebirgsbäche, die gelbe Stelze, haben sich sogar bleibend hier angesiedelt. In solcher Gesellschaft geht dem Nordländer so recht das Herz auf: denn die liebe Heimat ist gar ein eigen Ding, und ihre Laute, Klänge und Lieder sind eine Sprache, die man verstehen, nachreden muß, im innersten Herzen. Ueber den heimischen Liedern vergißt man die Zaubertöne selbst dieser Fremde, vergißt man den glockenreinen Flötenruf des äthiopischen Würgers, das bauchrednerische Gemurmel der Narina, — des Wundervogels, welcher zu Ehren und Gedenken eines Hottentottenmädchens seinen Namen trägt —, vergißt man das laute Geschwätz der Weißköpfe, das Kollern des Pisangfressers, das dumpfe Geheul der Helmvögel und alle die hundert anderen Laute, Töne, Klänge, welche hier laut werden.

Einige Kegelschnäbler verdienen ebenfalls Beachtung. Ein sehr kurzschwänziger Rabe ist dem Gebirg eigenthümlich; er zeigt sich, sobald man in das erste Thal eingetreten ist, anstatt des weißbrüstigen Verwandten, welcher die tieferen Ebenen bewohnt. Aber er ist ein vollständiger Rabe in Geist und Wesen und daher einer ausführlichen Schilderung nicht bedürftig. Die Glanzdrosseln sind bezeichnender für unser Gebiet. Sie verstehen den Wald zu beleben. Ihr kreischender Schrei verhallt zwar unter all' den Stimmen des Waldes; das metallisch schimmernde Sammetgefieder aber läßt die regsamen Vögel bald bemerklich werden. Dieses Gefieder ist in seiner Art vollendet zu nennen. Die blendende Sonne spiegelt auf ihm sich wieder und blitzt helle Streiflichter durch das Gezweige, als ob sie von einer polirten Stahlfläche zurückgeworfen würden. Der ganze Urwald schillert zudem in den prächtigsten Metallfarben: es ist eine Lust, die ganze Zauberei, welche das Licht auf solchem Gefieder auszuüben versteht, anzuschauen. Ein anderer, zu derselben Zunft gehöriger Vogel, der Madenhacker, gehört, wie sie, zum Bilde der Landschaft. Er ist der zwar eigennützige aber treue Freund aller größeren Säugethiere, deren Leib ihm Nahrung geben muß. Wie ein Specht an den Bäumen, klettert er an Rindern, Pferden, Maulthieren, Elephanten herum, oben auf dem Rücken, unter dem Bauche dahin, am Halse, am Kopfe hin und wieder, an den Beinen auf und nieder, das Thier mag stehen, liegen oder sich bewegen. Der Anblick eines so von Schmarotzern belästigten Thieres hat etwas höchst Ueberraschendes.

Unter den Finken machen sich die Webervögel zumeist bemerklich. Sie verleihen den Bäumen ein ganz eigenthümliches Gepräge. Eine einzige Mimose muß einer zahlreichen Ansiedelung dieser geselligen Thiere Raum geben. An jedem ihrer Zweige fast hängt eins jener zierlichen, flaschenförmigen Nester, schaukelnd im Winde, und jedes dieser Nester hat seine Bewohner, jedes beherbergt eine Familie oder mindestens ein treuverbundenes Paar. Das schwatzt und schwirrt und spinnt ohne Ende! Einige kommen, andere gehen; diese singen sich zärtliche Liebeslieder, jene äzen die hungrige Brut. Der Baum wird zum Mittelpunkte des regsten Lebens. Die Webervögel sind so anziehende Gesellen, daß man ihretwegen die anderen Finken fast übersieht. Und doch finden sich unter diesen noch sehr beachtungswerthe Geschöpfe. Mit Staunen folgt das Auge einem fliegenden Männchen der Paradieswittwe, welches seinen wohl dreimal körperlangen, schweren Schwanz mühsam durch die Lüfte schleppt; mit Lust beobachtet man das Leben und Treiben der Zwerge in dieser Familie, welche unter dem Namen „Bengalafinken“ auch bei uns zu Lande wohlbekannt geworden sind, weil jeder Vogelhändler sie in seinen Käfigen eingekerkert zeigt.

Eine ganz sonderbare Sippschaft bewohnt die allerdichtesten, jedem andern Geschöpf geradezu undurchdringlichen Hecken, Lauben und Gebüsche. Es sind die Mäusevögel (Colius) — wirkliche Mäuse unter den Vögeln! — äußerst merkwürdig gestaltete und durch ihr Leben sehr auffallende Thiere. In kleinen Gesellschaften oder Familien von sechs bis acht Stücken fliegen sie von einem jener Rankengehege zum andern, schlüpfen in die Dichtung, winden sich kriechend zwischen den engsten Verschlingungen durch, pflücken sich Knospen, Blätter und Früchte zur Nahrung und erscheinen nach längerer Zeit auf der entgegengesetzten Seite des Gebüsches, um nach einem andern, eben so dichten zu spähen, welchem sie dann auch, einer nach dem andern,

schwirrend und schwebend zufliegen. Ihre Stimme hört man nur, wenn sie fliegen; sie sind aber auch dann verhältnißmäßig ruhig.

Ganz das Gegentheil muß man von den Pisangfressern sagen. Sie verursachen einen Heidenlärm, und verstehen es, die auffallendsten Laute herauszustoßen. Am meisten ähneln sie hierin noch einem polternden und kollernden Birkhahn. Man bemerkt sie bald; denn sie lieben es, sich zu zeigen, und die großen Vögel fallen auf weithin in's Auge. Die ihnen entfernt verwandten Helmvögel (Corythaix) sind stillere, jedoch keineswegs weniger auffallende Geschöpfe. Sie leben familienweise auf den Hochbäumen des Waldes, fliegen nach Heherart von einer Stelle zur andern und entfalten dabei die volle, sonst ganz versteckte Pracht ihrer Schwingen. Ihre Stimme ist ein dumpfes Heulen.

Mehrere Arten der Nashornvögel bewohnen mit ihnen dieselben Orte. Der Hornrabe ist ziemlich selten; seine kleineren Verwandten dagegen machen sich überall bemerklich. Sie sind die Wächter des Waldes. Dem Leoparden verleiden sie oft seine Jagd, dem Uhu verbittern sie das Leben. Jedes gefährliche oder auffallende Thier wird sicher rechtzeitig von ihnen erspäht und sofort der ganzen Thierwelt angekündigt. Eine Rotte schreilustiger Vögel sammelt sich um sie und schreit mit; der ganze Wald kommt in Aufruhr. Aufmerksam prüft das Zwergböckchen oder der Algaseen seine Umgebung; denn selbst die Säugethiere achten der Warnung. Der Räuber verliert durch diese Wächter oft genug eine Beute, deren er sich schon sicher wähnte.

Ueber die Ordnung der Klettervögel ist wenig zu berichten. Die Papageien gehören nicht zu den häufigen Vögeln dieses Theiles des Gebirges, obgleich die Kolqualeuphorbie — deren getreues Bild wir nachträglich hier geben (S. 324) — der eigentliche Wohnbaum eines prächtigen Zwergpapageis ist. Die Bartvögel kommen nur einzeln vor und sind still, bis auf einen, den Perlvogel, welcher mit seinem Weibchen im Verein einen lustigen Gesang vorträgt; die Spechte treten nur in kleinen Arten auf, und die Kukuke sind auch nicht häufig.

Dagegen ist das Gebirge reich an Tauben von verschiedenen Größen und Färbungen. Sie beleben den Wald aller Orten, die niedersten Gebüsche ebensowohl, wie die Kronen der höchsten Bäume. Man sieht sie paarweise und in Flügen von Hunderten. Dem Forscher bieten sie reichen Stoff zur Beobachtung.

Auch die Hühner sind sehr häufig. Unsere Wachtel nimmt zur Winterszeit auch im Bogoslande Herberge und schwirrt oft genug vor dem Jäger auf. Das Perlhuhn bewohnt in zahlreichen Ketten alle sonnigen Gehänge, und die Frankoline, zumal eine große, schöne Art, ist gemein. Sie leben paarweise, und nur so lange ihre Brut noch nicht selbständig ist in Ketten. Ihr lauter Ruf übertönt in den Morgen- und Abendstunden alle übrigen Stimmen des Waldes.

Sogar einige Lauf- und Sumpfvögel hausen im Gebirge. Auf der Hochebene bei Mensa vernimmt man allnächtlich den lauten Ruf des Dickfuß; an dem Wässerchen im Thale lebt ein Zwergreiher und der so merkwürdige Schattenvogel (Scopus), dessen großes Nest

Robert Kretschmer n. d. Natur. — G. Illner

Helmvogel und Hornrabe.

man überall im Thal auf den starkästigen Mimosen sieht. Selbst Schwimmvögel verirren sich zur Regenzeit in die für sie sonst so unwirthlichen Höhen.

Die Klasse der Lurche ist zwar verhältnißmäßig arm an Arten, aber doch noch zahlreich genug. Buntfarbige, im Strahl der Sonne in allen Farben schillernde Eidechsen beleben alle Felswände, alle Halden, und zwar in ganz anderer Weise als in unserm Norden; denn die Glut der Sonne verleiht ihnen eine unglaubliche Regsamkeit. Dorneidechsen bewohnen mit Klippschliefer und Manguste dieselben Felsen, und Gekos, Eidechsen mit Klebefingern, die dunklen Ritzen und Spalten im Gestein. Schlangen scheinen selten zu sein; doch erlegte ich mehrere, unter ihnen eine über sechs Fuß lange, mir unbekannte Art mit Achtung einflößenden Gifthaken. Eine Wasserschildkröte findet sich in den Tümpeln des Bächleins und eine Landschildkröte im Walde. Sonst habe ich nur noch Frösche und Kröten bemerkt.

Von den übrigen Klassen des Thierreichs muß ich schweigen. Ich könnte nur wenige Namen nennen — und das will ich nicht. Daß sie, vor allen anderen die Kerbthiere, in entsprechender Anzahl sich finden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. —

Agaseen.

Vorstehende Schilderung will nichts anderes sein, als eine flüchtige Skizze. Sie ist ein Schattenbild der Wirklichkeit, aber die Umrisse sind treu gezeichnet. Dies ist der einzige Werth, den meine Mittheilungen haben mögen. Jedenfalls lassen sie Eins mehr errathen als erkennen: die erhebende Pracht und den unendlichen Reichthum dieses erst seit wenig Jahren unserer Kenntniß erschlossenen Gebirgslandes.

Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer.

Liebes- und Kriegsgesänge.

Wir haben in der vorigen Nummer das Wesen der indianischen Schriftgemälde dargestellt, und dasselbe an einem Wabino-Gesange erläutert. Heute wollen wir die Erläuterung von Kriegs- und Liebesgesängen folgen lassen.

Die ersteren fallen unter die Abtheilung, welche als Nundobunewin, Krieg, bezeichnet wird. Die Bilderzeichen sind auch hier Hülfsmittel für das Gedächtniß, und die Gesänge werden von den Kriegern angestimmt, bevor sie ausziehen, um den Feind aufzusuchen. Die Figuren, welche unsere Tafel und in derselben Größe so wiedergiebt, wie sie auf den Tafeln oder auf der Birkenrinde stehen, gehören dem Kekinowin an, „dem höchsten Grade der Symbolik", wie unser Gewährsmann Schoolcraft sich ausdrückt.

Zunächst wollen wir die untere Abtheilung erklären;

die Tafel muß von der Linken zur Rechten gelesen werden. Sie stellt einen zusammenhängenden Gesang dar, welchen ein einzelner Krieger oder auch der Chor mit ihm singt.

Die erste Figur stellt die *Sonne* dar. Sie bedeutet hier nicht blos den Urquell des Lichtes und die Grundbedingung aller Erkenntniß für den Menschen, sondern in diesem Fall ist sie vorzugsweise ein *Sinnbild der Wachsamkeit*. Der Krieger singt:

Ich stehe auf; ich erhebe mich.

Die folgende Figur stellt ihn selber dar. Indem er

roth blau ocker gelb

Kriegs- und Liebesgesänge der Odschibwäs.

mit der einen Hand auf die Erde hin zeigt und mit der andern nach Oben weis't, deutet er an, daß er große Macht und Geschicklichkeit besitze. Er singt:

Ich nehme den Himmel, ich nehme die Erde.

In der dritten Figur erscheint er, der Krieger und Sänger, unter dem Symbol des Mondes; damit will er sagen, daß die Nacht, in der man unbemerkt bleibt, sich am besten für kriegerische Unternehmungen eigne. Er singt stolz und mit gehobenem Gefühl:

Ich gehe durch den Himmelsraum.

In der letzten Figur personificirt er die Venus, die „Frau im Osten", den Morgenstern; er ruft denselben an, als einen Zeugen seiner Tapferkeit und kriegerischen List.

Die Frau im Osten ruft.

Im Odschibwätexte lautet der Gesang:

1. Tsche be mo ak sa aun.
2. Ma mo yah na geezhik
   Me mo yah, na ahkee
   Ma mo yah na.
3. Bai no sa yah na, geezhigong
   Bai no sa ya na.
4. Wa bun ong tuz-ze kwai
   Ne wan ween, ne go ho ga.

Wenn man diese Verse ihres symbolischen Charakters entkleidet, lauten sie folgendermaßen.

1. Ich stehe auf, um den Kriegspfad zu suchen.
2. Vor mir liegen Erde und Himmel.
3. Ich gehe bei Tag und bei Nacht
4. Und der Hesperus ist mein Führer.

Die oberste Abtheilung unserer Tafel enthält gleichfalls einen Kriegsgesang. Die erste Figur stellt einen gewandten, schnellfüßigen Krieger dar. Damit er als solcher gekennzeichnet sei, hat er Flügel. Er singt:

Ich möchte die Flügel des schnellsten Vogels haben.

Zweite Figur. Der Krieger steht unter dem Morgenstern, der gleichsam seine Schildwacht bildet und andeutet, daß er für diese Nacht nun sein Unternehmen beendet habe.

Jeden Tag blicke ich nach dir; den halben Tag singe ich meinen Gesang.

Dritte Figur. Er steht mit seiner Kriegskeule und der Klapper unter dem Himmel, welcher sich über ihm wölbt, und singt:

Ich werfe meinen Körper hinweg.

Vierte Figur. Der Adler, als Sinnbild des Gemetzels, umschreitet den Himmel.

Die Vögel fliegen in der Luft.

Fünfte Figur. Der Krieger nimmt an, er sei im Gefecht erschlagen worden und singt:

Ich preise mich glücklich, unter den Erschlagenen zu sein.

Sechste Figur. Er tröstet sich mit dem Gedanken, daß hoher Nachruhm ihm nicht fehlen könne, und dieser Gedanke wird symbolisch durch einen Himmelsgeist ausgedrückt:

Die Geister in der Höhe wiederholen meinen Namen.

In unsere Begriffe und in unsere Sprache übertragen, würde der Gesang lauten:

Ich wünsche mir die Schnelligkeit eines Vogels, um auf den Feind herabzustürzen.
Nach dem Morgenstern blicke ich, der meine Schritte leitet.
Meinen Leib weihe ich dem Kampfe.
Ich schöpfe Muth aus dem Flug des Adlers.
Es ist mir recht, wenn ich unter den in der Schlacht Gefallenen bin.
Dann wird mein Name mit Ruhm genannt werden.

Einen solchen Sinn legt der indianische Krieger in die rhapsodischen Worte, die uns kahl, mager und ohne Zusammenhang erscheinen, und dabei wird er warm und aufgeregt, wie unsere europäischen Krieger bei ihren Gesängen, muthersüllt und voll von Thatenlust. Die symbolischen Bilderfiguren bilden den Schlüssel für die Nuga moon un, die Gesänge, und die hier mitgetheilten Proben zeigen, in welcher Weise man sich dieser mnemonischen Symbole bedient.

Die Symbole für Liebesgesänge (Sageawin) lernen wir aus der mittlern Abtheilung der Tafel kennen.

Figur eins stellt einen Menschen dar, welcher glaubt, daß er Zauberkraft besitze, um das andere Geschlecht zu bezaubern. Er hält sich für einen Monedo, göttlichen Geist, stellt sich im Gemälde als solchen dar und singt:

Mein Gemälde macht mich zu einem Gott.

In Figur zwei führt er diesen Gedanken weiter aus; er bethätigt seine Zaubergewalt, indem er sich als Musiker zeigt, welcher die Zaubertrommel schlägt:

Höre die Töne meiner Stimme, meines Gesanges; es ist meine Stimme!

In Figur drei sehen wir schon die Wirkungen seiner Zauberkraft; er sitzt in einer heimlichen Hütte.

Ich verberge mich und sitze doch neben ihr.

Figur vier deutet an, daß er die Geliebte für sich gewonnen habe; beide haben nur einen Arm, sind ganz vereinigt. Er singt dabei:

Ich kann sie verlegen machen, denn ich höre Alles, was sie von mir sagt.

In Figur fünf befindet er sich auf einer Insel, und singt:

Wäre sie auch auf einer fernen Insel; ich könnte machen, daß sie zu mir herüber schwämme.

Figur sechs. Die Geliebte schläft. Er rühmt sich seiner Zaubergewalt, welche es ihm möglich machte, ihr Herz für sich zu gewinnen:

Wenn sie auch noch so weit, selbst auf der andern Seite der Erde, entfernt wäre.

Figur sieben. Ein Herz.

Ich spreche zu deinem Herzen.

Dieser Nugaumon würde in unserer Sprache folgendermaßen lauten:

Meine Gestalt und meine Person machen mich groß.
Höre die Stimme meines Gesanges; es ist meine Stimme.
Ich kann mich in geheimnißvoller Weise unsichtbar machen.
Alle deine Gedanken sind mir bekannt. Erröthe!
Und wenn du auch auf einer weit entfernten Insel wärest, ich könnte dich zu mir herüber locken,
Ja, wenn du auch auf der andern Seite der Erde wärest;
Ich spreche zu deinem offen vor mir liegenden Herzen.

Ethnologische Beiträge.

III.

Indianer und Mischlinge in Bolivia, Peru und in den La Plata-Ländern.

In Ländern, wo verschiedene Rassen neben einander leben und außerdem noch Mischlinge in großer Zahl vorhanden sind, fehlt unter den Menschen der innere Zusammenhang, die gegenseitige Uebereinstimmung, das gleichartige Denken, Fühlen und Streben. Ohne diese und bei völligem Mangel von Wahlverwandtschaft und von Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, ist aber eine wohlgeordnete Gesellschaft unmöglich. Wo aber eine solche fehlt, können auch die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse nicht gesund sein.

Die Menschenklassen durchdringen dort einander nicht, sondern liegen als gegenseitig fremdartige Schichten neben einander, und die Elemente der Abstoßung und Abneigung sind unter ihnen weit mehr vorwiegend als jene der Anziehung. Die Mischlinge ihrerseits bilden nicht, wie der Unkundige vielleicht denken könnte, ein verbindendes Glied, einen Uebergang, sondern stehen schroff von den Urtypen geschieden, aus deren Vermischung sie entsprossen sind. Der Mulatte sieht vornehm auf den Vollblutneger herab, welcher seinerseits jenen haßt, weil dieser sich, der Beimischung weißen Blutes halber, für vornehmer hält. Bei den Weißen gilt der Mulatte nie und nirgends für voll, und eheliche Verbindungen zwischen Weißen und Mulatten bilden selbst in Westindien ungemein seltene Ausnahmen. Schon der Umstand, daß diese Mischlinge in unendlich überwiegender Menge Erzeugnisse illegitimer Verbindungen sind, hängt der ganzen Klasse eine gewisse Makel an. Wahrscheinlich giebt es z. B. in ganz Nordamerika nicht eine einzige Ehe zwischen einem Mulatten und einer weißen Frau. Der Mulatte seinerseits hält sich im Allgemeinen für zu vornehm, eine Negerin zu heirathen; er blickt stolz auf den „Nigger" herab. Zwischen beiden liegt eine weite, unausfüllbare Kluft, und wir sehen das am deutlichsten und in grauenhafter Weise auf Haïti, in dessen Geschichte es sich, seitdem diese Insel unabhängig geworden ist, vorzugsweise um den Gegensatz und die erbitterte Feindschaft zwischen Schwarzen und Gelben handelt. Sie hat zu Rassenkriegen geführt, welche mit entsetzlicher Barbarei geführt wurden. Gegenwärtig herrscht Waffenstillstand, aber das Feuer glimmt fortwährend unter der Asche.

In den ehemals spanischen Kolonien Amerikas zerklüftet sich die Bevölkerung in vier verschiedene Klassen. Zwei derselben sind aus der Fremde dorthin gekommen: die Europäer, Weißen, und die Afrikaner, Schwarzen. Die Indianer, Braunen, sind Ureingeborene. Dazu kommen die Mischlinge in so mannigfachen Abstufungen, daß man zum Beispiel in Peru dieselben nach Dutzenden zählt und für die meisten derselben eine besondere Namensbezeichnung hat. Wir kommen auf Peru, das auch in ethnologischer Beziehung ein sehr interessantes Land ist, gelegentlich näher zurück; hier wollen wir einige Bemerkungen und Angaben über jenen Theil des alten Inkareiches geben, welcher als Hochperu oder Bolivia eine selbständige Republik bildet.

Nach der Zählung von 1846 hatte Bolivia 1,373,896 Einwohner. Davon hatten sich 659,398 für Weiße ausgegeben. Bekanntlich will der Mischling in allen Ländern so viel als möglich für einen Weißen gelten, vor allen Dingen aber möchte es der halbschlächtige Mensch in Amerika. Wer einen brasilianischen Mulatten einen Mulatten nennen wollte, würde ihn tödtlich beleidigen und müßte auf einen Messerstich gefaßt sein; wer ihn aber als Senhor Branco, d. h. Weißer Herr, anredet, darf eines freundlichen Entgegenkommens sicher sein.

In Bolivia sind unter den „Weißen", deren Ziffer die Volkszählung ergab, alle Mestizen, das heißt die Mischlinge von Weißen und Indianern, in ihren sehr verschiedenen Abstufungen begriffen, und man bezeichnet sie dort als Cholos. Die Zahl der Neger ist in jenem Hochlande sehr unbedeutend.

Wie bedeutend das Uebergewicht der Indianer in Bolivia ist, ergiebt sich aus den Ziffern. Die Zahl der Vollblutindianer betrug 714,498. Von den angeblich Weißen, 659,398, dürfen wir auf die Mischlinge dreist 400,000 rechnen, so daß für die Weißen etwa eine Viertel-Million Seelen übrig bleiben. Das ist aber eine vollauf reichliche Annahme, und man darf selbst bei diesen nicht einmal eine genaue Blutprobe vornehmen; man würde dabei sehr häufig die Spuren indianischer Zuthat herauserkennen. Dergleichen Prüfungen sind unbeliebt in den Creolenrepubliken. Selbst in Chile, wo doch die indianische Beimischung am allerschwächsten ist, hat man bei der Volkszählung sich wohl gehütet, diesen Punkt hervorzuheben. Perez Rosales übergeht in seinem trefflichen Werk über Chile denselben vollständig. Jedermann möchte eben für einen Weißen gelten.

Die wirklichen Weißen leben in Bolivia zumeist in den Städten; auf dem Land ist geradezu Alles indianisch, aber die Vertheilung der Rassen in den einzelnen Provinzen in hohem Grad ungleich. In der Provinz Beni kommen 37 Indianer auf einen „Weißen", in Oruro 10 auf 1, in La Paz 4 auf 1, in Atacama $2\frac{1}{2}$ auf 1, in Potosi $\frac{1}{2}$ auf 1, Chuquisaca 1 auf 3, Santa Cruz 1 auf 2, Cochabamba 1 auf 5, Tarija 1 auf 21 Seelen. Wohl zu merken, daß hier unter den Weißen alle Cholos begriffen sind; die ächten Weißen gehören, außerhalb der Städte, namentlich der großen, zu den Seltenheiten.

Dieses indianische Volk steht aller europäischen Civilisation durchaus fern; die Weißen, die „Creolen", schweben mit dem, was sie von solcher Civilisation bisher noch bewahrt haben, geradezu in der Luft, sie hängen gleichsam über einem Abgrunde von Barbarei. Denn durch sie ist die eigenartige Entwickelung der Indianer, die wir unter den Inkas finden, völlig gebrochen worden. Allerlei Fremdartiges, Europäisches ist ihnen zugebracht, aber bloß äußerlich und auch nur theilweise gleichsam aufgehängt worden; das Innere ist davon durchaus unberührt geblieben. Und noch bis auf diesen Tag wurzeln tief in dem braunen Volk allerlei, zumeist unklare Ueberlieferungen aus den Tagen vor der Eroberung; Gebräuche, Glaubensvorstellungen und Vorurtheile haben sich mit ungeschwächter Kraft vererbt, und was man in Peru bei den Indianern als „Christenthum" findet, würden wir in Europa schwerlich als solches gelten lassen.

Mit Vergnügen las ich vor einigen Jahren sehr verständig geschriebene Bemerkungen über die Ackerbauverhältnisse Bolivias, welche ein französischer Reisender, Leon Favre Clavaroz (in der Revue Contemperaine) mittheilt. Er schildert die Mestizen und das indianische Landvolk sehr anschaulich. Unter Umständen, meint er, würden die Cholos, welche bisher eigentlich nur Werkzeuge in der Hand der Weißen gewesen sind, gemeinschaftliche Sache mit den Indianern machen; diese aber stehen in offen ausgesprochenem Gegensatze zu den Weißen und machen aus ihrer tief im Innern wurzelnden Feindschaft und aus ihrem Ingrimm kein Hehl.

Die Weißen in den Provinzen Beni, Oruro und La Paz schweben in steter Furcht, von den Indianern ausgemordet zu werden. Die Indianer wurden von den weißen Eroberern als eine besondere Kaste betrachtet, und die Gebräuche und Anschauungen der Vorfahren gingen von einem Geschlecht auf das

andere über. Der bei weitem zahlreichste Theil der Indianer blieb den politischen Bewegungen fern und wurde von keiner geistigen Strömung berührt. Nie hat ein Indianer sich als einen Spanier betrachtet. Der eben genannte Reisende bemerkt: „Die Bewohner von La Paz können Einem sagen, von welchem fieberhaften Schrecken sie jedesmal ergriffen werden, wenn bei irgend einer Bewegung der erbliche Haß aufflammt, welchen die Kupferfarbigen gegen die Weißen hegen. Die Asche des Aufstandes von 1781, als Tupac Amaru (Nachkomme der Inkas), sich gegen die Spanier erhob, ist noch nicht abgekühlt. Was sollte werden und was wird geschehen, wenn einmal ein Funke bis in die verborgene Masse geheimer Hoffnungen und Rachewünsche fällt? Man fürchtet einen socialen Krieg, ein zweites St. Domingo in Bolivia. Es giebt nur ein einziges Mittel, einem solchen vorzubeugen: massenhafte Einwanderung aus Europa."

So äußert sich Claivaroz. Aber die Weißen in fast allen Creolenrepubliken haben beinahe den Instinkt zur Selbstrettung verloren. Sie wüthen gegen einander in Bürgerkriegen, schlachten sich gegenseitig ab, vermindern ihre Zahl und geben den anderen Farben die Waffe in die Hand. Bisher haben sich, wie ich schon hervorhob, die Cholos als Werkzeuge der Weißen benutzen lassen, aber die neuesten Bewegungen in Bolivia zeigen, daß sie ihrerseits der untergeordneten Rolle müde sind.

Nun stehen die Dinge etwa so: Die Indianer, als „Kinder der Sonne", hoffen noch immer, in dumpfem und unklarem Hinbrüten, auf eine Wiederkehr der Inkas. Christen sind sie nur dem Namen nach und insoweit sie die Gebräuche der katholischen Kirche beobachten; daneben geht das alte Heidenthum fort. Noch heute beten sie zu Pachacamac, ohne eine genaue Vorstellung von dem alten Gotte zu haben, der ihnen aber näher steht als jener, welchen die christlichen Priester ihnen verkündigen und den sie wie eine fremdartige Pflanze betrachten. Ganz öffentlich, ohne Scheu vor dem Pfarrer, bringen sie der Erde Trankopfer dar; die Erde ist ihnen „Mutter" und wird mit Chicha (dem gegohrenen Getränk aus Mais) besprengt.

Im Uebrigen lebt der Quechua- oder Aymara-Indianer ohne jeden höhern Antrieb dahin, führt ein vegetatives Dasein, kaut Coca und zahlt Steuern. Die „Cholada" dagegen, die Gesammtheit der Mestizen, trachtet nach Ansehen, Stellung und Gewalt im Staate; sie fühlt sich, will nicht nur völlige Gleichstellung mit den Weißen in gesellschaftlicher Beziehung, sondern möchte auch herrschen.

Einwanderung aus Europa bekommt Bolivia nicht; die Zahl der Weißen ist auch dort im Abnehmen, und die höhere Gesittung, so viel von ihr vorhanden ist, verschwindet in demselben Maße, als das weiße Element sich verringert. —

Von der Buntscheckigkeit der Bevölkerung könnte ich aus Tschudi und anderen Schriftstellern schon jetzt eine lange Reihe von Belegen geben, ich will aber hier nur ein Beispiel mittheilen. Ein sehr ruhiger und vortrefflicher Beobachter, welcher den ethnologischen Verhältnissen eine ganz besondere Sorgfalt zuwendet, Dr. Karl von Scherzer in Wien, war mit der österreichischen Fregatte Novara im Hafen von Callao und verweilte einige Zeit in der Hauptstadt Perus, Lima. Von dort machte er einen Ritt, um einen in Ruinen liegenden Pachacamac-Tempel zu besuchen. Dieser liegt in der Nähe von Caxamarquilla. Unterwegs kam unser Landsmann an einen Rancho, ein einsam liegendes Gehöft, und fand dort vierzehn Männer in süßem Nichtsthun. Was für Leute waren das? Scherzer giebt Antwort: „Von diesen vierzehn Individuen gehörte kein einziges derselben Rasse an; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen! Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Mestizen, Mulatten, Zambos (d. h. Mischlinge von Negern und Indianern) ꝛc." Er knüpft an diese Thatsache folgende Bemerkungen: „Für den genauern Beobachter, sagt er, ist eine solche Erscheinung von tiefer Bedeutung. Sie gestattet uns einen Einblick in die Ursachen, welche den höhern socialen, geistigen und politischen Aufschwung Chiles im Vergleiche zu dem niedern Kulturzustande Perus veranlassen. Man trifft in Peru überhaupt eher fünfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man einem Vollblutweißen begegnet. In Chile dagegen, und das ist ein großer Vorzug, welchen diese Republik voraus hat, muß man tief in's Innere des Landes dringen, ehe man mit den Indianern in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung ganz fehlt. In den Küstenstädten Chiles leben fast ausschließlich Weiße."

Da Herr von Scherzer Chiles erwähnt, so will ich die Angaben hinzufügen, welche vor einigen Jahren ein in Valdivia, Südchile, ansässiger Deutscher über die dortigen Indianer machte. An den Vollblütigen, sagt er, bemerke man die sogenannte Callama, das heißt einen schwarzen Hautflecken oberhalb der letzten Rückenwirbel. Bei Leuten von unvermischtem Blut und bei den Mestizen, namentlich bei diesen Mischlingen, trete er durch die hellere Hautfarbe sehr hervor; im dritten Grade werde diese Callama schwächer, im fünften Grade verschwinde sie aber ganz. Das entspräche also den Beobachtungen, welche man an den Quarterons und Quinterons im tropischen Amerika und überhaupt machen kann, nur daß man dort den Mischungsgrad an der Luna (dem weißen halben Mond) an den Nägeln erkennt.

Ueber die chilenischen Mestizen fällt der Deutsche in Valdivia ein scharfes Urtheil; dasselbe belegt den Satz, daß die Mischlinge schlechter sind als die beiderseitigen reinen Typen.

„Im Verkehr sind die reinen Indianer bei Weitem den Mestizen vorzuziehen. Diese vereinigen in sich die Laster beider Nationen. Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und geistiger Indolenz, sodann Feigheit, sind die Hauptzüge des erbärmlichen Charakters der letzteren."

Ich will zum Schluß eine Stelle aus Darwin's Reise (I. S. 90) anführen. Im Süden der argentinischen Provinz Buenos Ayres, am patagonischen Rio Colorado, traf er im Jahre 1833, in der Nähe von Bahia blanca, auf Schaaren von Soldaten, mit welchen Don Manuel Rosas Krieg gegen die Indianer führte. Die Buntscheckigkeit dieser Soldaten fiel ihm sofort auf: „Eine so abscheuliche, banditenartige Armee ist wohl nie zuvor irgendwo beisammen gewesen. Die überwiegende Zahl bestand aus Leuten von gemischtem Blut; es waren Blendlinge von Negern, Indianern und Spaniern. Ich weiß den eigenthümlichen Grund nicht, warum Leute von solcher Abkunft so äußerst selten einen guten Gesichtsausdruck haben." A.

Ueber zwei mächtige, unter den Augen der Menschen, dem Innern der Erde entstiegene Feuerberge.

Erster Artikel.

Daß zuweilen Inseln sich aus dem Grunde des Meeres erheben, bald um die einmal eingenommene Stätte zu behaupten, bald um nach einiger Zeit sich wieder in die Fluten, denen sie entstiegen, hinabzusinken; daß ferner, selbst mitten auf dem Festlande, der Boden unter unseren Füßen erbebt, auch wohl hin und wieder sich spaltet oder gar einsinkt, ist eine bekannte Sache und

eine allgemeine Erfahrung. Daß aber sogar Berge, die in einigen Fällen eine Höhe von mehreren tausend Fuß erreichten, wenn auch nicht plötzlich, aber doch innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Zeit unter den Augen der Menschen sich erheben konnten und in dieser Lage bis auf unsere Zeit verharrten, dürfte wohl nicht allen unseren Lesern bekannt sein. Jedenfalls gehören solche Ereignisse mit zu den denkwürdigsten und überraschendsten, welche das Gebiet der Geologie aufzuweisen hat, und wohl nur wenige andere Phänomene dürften geeignet sein, ein gleiches Interesse zu erregen. Ueberdies sind sie außerordentlich selten, und so lange die Geschichte besteht, finden wir auf ihren Tafeln nur vier solcher Fälle verzeichnet, die sämmtlich auf vulkanischem Gelände stattfanden und von denen sich einer schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung ereignete. Zwei dieser staunenswerthen Begebenheiten trugen sich in Europa, die beiden anderen in Amerika zu. Diese beiden letzteren wollen wir zum besondern Gegenstand unserer Betrachtungen machen, hinsichtlich der beiden ersteren uns aber kürzer fassen.

Das älteste bekannte Phänomen dieser Art fällt in die Zeit vor Chr. Geb., wahrscheinlich in die Jahre 277 bis 274, und fand auf dem klassischen Boden Griechenlands, nämlich auf der Halbinsel Methone oder, wie sie jetzt heißt, Methana am Hermionischen Meerbusen statt. Ovid in seinen Metamorphosen und Pausanias in seiner Geographie erzählen bereits von vulkanischen Erscheinungen in dieser Gegend, doch ist es zweifelhaft, ob sie von einem und demselben Ereignisse reden. Ovid's Schilderung einer angeblich schon im Mythenalter erfolgten Bildung eines Berges bei Trözene auf der genannten Halbinsel ist bekannt; Pausanias erzählt von einem vulkanischen Ausbruche, der hier zur Zeit des Antigonus, des Sohnes des Königs Demetrius, um die vorhin angegebene Zeit sich zugetragen habe, aber aus ihren Beschreibungen läßt sich die Lokalität nicht mehr genau ermitteln. Als zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes eine französische Armee nach dem Peloponnes geschickt wurde, und Ibrahim Pascha aus dem Lande vertrieb, waren derselben auch mehrere Naturforscher, unter ihnen Virlet als Geolog, beigegeben, um Griechenland in naturhistorischer Beziehung näher zu untersuchen. Nach diesem Gelehrten hat die Südspitze der Halbinsel Methone ein höchst unwirthliches Ansehen; ein sehr steil abfallendes, wie verbrannt aussehendes Vorgebirge erhebt sich aus der See mehr als 2200 Fuß hoch und besteht bald aus rothen, schon zerfetzten, bald aus dunkelblauen, flüssig gewesenen, vulkanischen Felsarten, welche den hier auftretenden Kalk gehoben und umgewandelt haben, so daß er wie gebrannt, zerfressen, porös und nach allen Richtungen zerborsten erscheint. Bisweilen hat er in Folge dieser Umwandlung auch ein faseriges oder erdiges Ansehen erhalten. Aus diesen Kalkmassen treten warme Quellen hervor, welche von Leidenden mit vielem Erfolg besucht werden, besonders bei rheumatischen und gichtischen Beschwerden. Die Stelle, an welcher jene Katastrophe sich zutrug, konnte auch Virlet nicht näher bezeichnen, obwohl er angiebt, daß es wahrscheinlich derjenige Ort sei, der heute zu Tage Kaimeni-petra, d. h. verbrannter Fels, heiße und der wegen der daselbst vorkommenden dunkeln, verschlackten Gebirgsmassen diesen Namen erhalten habe. Pausanias nennt den fraglichen Ort Methone und sagt, er gehöre zur Halbinsel Trözene; es seien hier in einer Entfernung von etwa 30 Stadien warme Quellen aus dem Boden hervorgebrochen, welche zu seiner Zeit noch vorhanden gewesen wären. Zugleich sei die Erde durch einen feurigen Ausbruch zu einer Höhe von sieben Stadien — nahe an 4000 Fuß — emporgetrieben worden; diese Stelle konnte theils wegen der daselbst herrschenden Hitze, theils wegen des Schwefeldampfes, der sich überall hin verbreitete, gar nicht betreten werden. Während der Nacht leuchtete sie weit umher und die innere Gährung erhitzte sie so sehr, daß das Meer fünf Stadien weit kochte und auf 20 Stadien hin ganz trübe erschien. Während dieses Vorgangs sollen sich auch in demselben thurmhohe Massen von Felstrümmern gebildet haben.

Das zweite Ereigniß dieser Art trug sich auf der italienischen Halbinsel in der Nähe von Neapel bei Puzzuoli im Jahre 1538 zu. Nach vorausgegangenen zweijährigen Erdbeben erfolgte hier ein spaltenartiges Ausbrechen des Bodens, verbunden mit dem Austreten von Feuer und Dampf, so wie mit der Bildung eines unergründlichen Schlundes, aus welchem sieben Tage und Nächte hindurch ungeheure Quantitäten von Asche, Lava und andere Gesteinstrümmer emporgeschleudert wurden, die theilweise in den Krater wieder hinabfielen, größtentheils aber rund um denselben sich absetzten und so zu der Entstehung eines hügelartigen Berges die nächste Veranlassung gaben, dessen Höhe nahe an 500 Fuß und dessen Umfang an seiner Basis beinahe 8000 Fuß betrug. Er erhielt den bezeichnenden Namen Monte nuovo oder Monte di Cinere und führt denselben auch noch jetzt. Obwohl nun dies Ereigniß durchaus keinem Zweifel unterliegt, so herrschen doch über die Art und Weise der Bildung dieser neuentstandenen Berge bis auf den heutigen Tag unter den Geologen verschiedene Ansichten, die noch ihrer Lösung entgegensehen. Manche halten nämlich den Monte nuovo nicht für das Produkt einer Aufschüttung loser, aus dem Krater hervorgetriebener Trümmergesteine, sondern für einen sogenannten Erhebungskrater, d. h. für das Produkt vulkanischer Kräfte, welche die Erdrinde an einer solchen Stelle, die den geringsten Widerstand leistete, erhoben und zuletzt durchbrochen haben, ohne daß damit ein Erguß von Lava und analogen Substanzen verbunden gewesen wäre.

Weit großartiger gestalteten sich die Verhältnisse, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach vorausgegangenem heftigen Erdbeben im spanischen Amerika zwei vulkanische Berge, man kann wohl sagen, plötzlich dem Schooße der Erde entstiegen, eine bedeutende Höhe erlangten und in derselben bis auf unsere Tage sich erhalten haben. Der eine derselben liegt in Mexiko und heißt Jorullo, der andere dagegen mehr südlich im Staate San Salvador und führt den Namen Isaleo. Dieser letztere ist erst in der neuesten Zeit bekannter geworden.

Der Jorullo.

Er liegt unter 18° 53′ 30″ nördl. Breite und 2° 26′ 10″ westl. Länge von der Hauptstadt Mexiko und kann von ihr aus in sechs Tagereisen erreicht werden. Man kennt die Zeit seiner Entstehung ziemlich genau; sie fällt nämlich in die Nacht vom 28. auf den 29. Septbr. des Jahres 1759, so daß also das Alter dieses Berges nur etwa ein Jahrhundert beträgt. Glücklicherweise sind uns Berichte von Leuten erhalten worden, welche Augenzeugen waren von der Bildung dieses Vulkans, dessen Höhe 1149 Fuß über dem Meeresspiegel betragen soll, wie Burkart angiebt. Als dieser Reisende behufs bergmännischer Versuche und Arbeiten sich längere Zeit in Mexiko aufhielt, gelangte er durch einen glücklichen Zufall in den Besitz eines beim Sekretariat der Verwaltung des Bisthums von Michoacan aufbewahrten, in Guacana am 19. Oktbr. 1759 geschriebenen Briefes, worin der Augenzeuge der Erscheinung Folgendes sagt: Schon lange vor dem Ausbruche des Vulkans von Jorullo, der am 29. Septbr. 1759 des Morgens um 3 Uhr erfolgte, und zwar vom 29. Juni desselben Jahres an, wurden die Bewohner der Umgegend durch heftige Erdbeben erschreckt. Gegen zwei Uhr am Nachmittage des erstgenannten Tages war die dem Vulkan nahe gelegene Meierei des Jorullo schon ganz zu Grunde gerichtet; die von dem Berge ausgeworfene große Menge von Sand, Asche und Wasser zerstörte alle Häuser, Bäume und Zuckerpflanzungen und es blieb uns nur noch der Trost, daß kein Menschenleben dabei zu Grunde ging. Auch in dem Bergwerksorte Yuguaran hatten die wiederholten Erdstöße Schrecken unter den Bewohnern verbreitet, denn die Zahl derselben belief sich auf 47 in einem Tage, die 10 bis 12, welche man in den darauf folgenden Tagen verspürte, nicht mitgerechnet; sie waren so heftig und schrecklich, daß man glaubte, es flösse irgend ein reißender Strom unter der Erde, doch

verspürte man sie am Jorullo selbst noch weit heftiger. In dem diesem Berge am nächst gelegenen Dorfe Guacana ereignete sich dasselbe, und es fiel und fällt hier noch so viele Asche, daß sie alle Felder bedeckt und die Fruchtfluren zerstört, ohne daß eine Aehre gerettet werden kann; das Vieh starb aus Mangel an Futter und Wasser, oder hat sich verloren, ohne daß die Eigenthümer wissen, wohin es geflohen. Durch den Vulkan tritt so viel Wasser aus dem Gebirge, daß der bei dem Jorullo entspringende, früher nur wenig wasserreiche Bach Guanaca jetzt nicht zu durchwaten ist und das Dorf zu überschwemmen droht; gegen 8 Uhr Abends beginnt er anzuschwellen, wächst dann bis gegen 10 Uhr Morgens des folgenden Tages und nimmt nun wieder ab. Dies Wasser ist aber so schmutzig und stinkend, daß die Thiere, welche es getrunken, davon gestorben sind. Seitdem der Vulkan in Ausbruch gerathen, sehen wir so schmutzig aus, als wären wir aus einem Grabe von Asche und Staub erstanden, und die Asche fällt in solcher Menge, daß alle Bäume geknickt werden, und die Kirche, das Hospital und die Häuser unter ihrem Gewichte einzustürzen drohen. Die Dunkelheit ist undurchdringlich und wird nur von den Blitzstrahlen unterbrochen; die Erdstöße, zwar weniger stark als im Anfange, hören noch nicht auf, sie haben Seuchen im Gefolge, welche sich weit verbreiten u. s. w.

Clavigero erzählt in seiner Geschichte von Mexiko, daß der Jorullo (der bei ihm auch unter dem Namen Joruyo vorkommt) vor dem Jahre 1759 nur ein kleiner Hügel gewesen sei, auf welchem eine Zuckermühle stand, aber am 29. September d. J. erfolgte während eines starken Erdbebens ein Ausbruch von Feuer und glühenden Steinen, wodurch jene Mühle und das Dorf Guacana zerstört wurden. In Folge dessen bildeten sich drei hohe Berge, deren Umfang nach dem Berichte des D. Juan Manuel de Bustamente, des damaligen Gouverneurs der Provinz Michoacan, worin der Jorullo liegt, aus eigener Anschauung etwa 6 Meilen betragen habe. Die Asche sei bei dem Ausbruche des Vulkans bis nach der Stadt Queretaro geschleudert und zwar in solcher Menge, daß es in der 60 Meilen davon entfernten Stadt Morelia nöthig geworden sei zwei bis drei Mal täglich die Höfe reinigen zu lassen.

Ungeachtet der Jorullo, wie wir bereits bemerkt, gerade nicht weit von der Landeshauptstadt entfernt ist, so wurde er doch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts von keinem einzigen wissenschaftlich gebildeten Reisenden besucht. Erst von dieser Zeit an erhielten wir nähere Kunde über ihn, und zwar sind es vorzugsweise Deutsche, welche sich in dieser Beziehung unvergängliches Verdienst erwarben.

Als nämlich die spanische Regierung zur Hebung des mexikanischen Bergbaues deutsche Bergleute in Sold genommen und darauf in jenes Land geschickt hatte, haben mehrere derselben, unter ihnen besonders Schmidt, den Jorullo besucht und ihren Bericht darüber in deutschen Zeitschriften (namentlich in der Bergbaukunde) veröffentlicht. Nach einer dieser Erzählungen liegt der Berg etwa 30 Meilen von Valladolid gegen Süden entfernt und ist auf einer Fläche entstanden, auf welcher mehrere Zucker-Plantagen angelegt waren. Man verspürte Anfangs ein gewaltiges Erdbeben, welches die Bewohner dieser Gegend zur Flucht veranlaßte; hierauf öffnete sich die Erde und warf so viele Steine und Asche aus, daß viele Meilen weit sich Niemand dieser Stelle nähern konnte. Die Hauptverwüstung erfolgte indeß in einem Umkreise von 1 — 1½ Meilen. In den ersten vier Jahren waren die fortwährenden Ausbrüche des Vulkans sehr heftig, nachher aber — und wie es scheint bis zum Jahre 1778 — ließen sie an ihrer Stärke nach. Jetzt raucht dieser Vulkan nur noch; zur Regenzeit verspürt man auch einige leichte Erderschütterungen. Der Berg hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, seine Höhe beträgt an der Morgenseite 5 — 600 Fuß, mit einem Verflächen von 45 Graden, an der Süd- und Abendseite ist er etwas höher. Wenn man hinaufkommt, passirt man eine Art Fläche voller Spalten, die einen Schuh und darüber breit sind, aus denen Rauch und Dampf emporsteigt; diese Fläche bildet rundumher den Kranz des Kraters, dessen Schlund ganz eingerollt und mit senkrechten oder überhängenden Felswänden umgeben ist. Die Weitung des Kraters beträgt von Süd nach Nord 800 und von Ost nach West 400 Fuß. Man findet hier keine eigentlichen Laven, sondern halb geschmolzene Steine, die mit verschiedenen Salzen zusammengebacken sind. Gegen Abend hin findet man noch an mehreren Orten brennende Stellen, und am Ende der Verwüstung, welche man das „üble Land" (Mal-pays) nennt, trifft man außerdem viele siedend heiße Quellen an. —

Ein Anderer unserer deutschen Bergleute berichtet nach der Erzählung einer glaubwürdigen Person, die damals auf dem Landgute wohnte, welches durch den vulkanischen Ausbruch außerordentlich litt, Folgendes: Am 27. Juli im Jahre 1759 verspürte man auf dem Landgute (Hacienda) Jorullo und in der Umgegend ein Erdbeben, verbunden mit einem Getöse, welches mit dem auf einem Kanonenschuß folgenden Wiederhall Aehnlichkeit hatte. Es schien wie aus einer großen Höhle zu kommen und wiederholte sich mit den Erschütterungen alle 4 Stunden. Beides zusammen hielt etwa einen Monat an, dann aber wurden die Erdbeben häufiger und das Getöse so schrecklich, daß man glauben sollte, es wären alle benachbarten Berge zusammengestürzt; zugleich hatte es den Anschein, als wenn der ganze Erdboden gehoben würde. Auf solche Weise ging es fort, aber zuletzt so heftig und wiederholt, daß in jeder Minute 4, 6 und 8 Schläge gehört wurden, gerade als wenn zwei Kriegsschiffe sich gegenseitig beschießen. Endlich zerplatzte der Vulkan am 29. September früh um halb 4 Uhr und dabei wurde auch der Berg von S. Francisco mitten durch gespalten und auseinander getheilt. Die Erdbeben mit dem unterirdischen Donner hatten 3 Monate und 5 Tage gedauert; sie wurden alle Tage heftiger und zuletzt hielt das Getöse ununterbrochen bis zum völligen Ausbruche des Vulkans an. In der vom Gute Jorullo 20 Meilen entfernten Stadt Pasquaro waren die Erderschütterungen auch bemerkbar, jedoch nur schwach und ohne ein Geräusch dabei zu vernehmen. —

A. von Humboldt war der erste wissenschaftliche Reisende, welcher im Jahre 1803 in Begleitung seines Freundes Bonpland den Jorullo besuchte und die an ihm und die in seiner nächsten Umgebung vorkommenden Erscheinungen einer umfassenden und sorgfältigen Untersuchung unterwarf. Es könne — so meint er — selbst für denjenigen Beobachter, welcher mit dem Anblicke von Ländern, die durch vulkanisches Feuer verwüstet sind, weniger vertraut ist, nicht im Mindesten zweifelhaft bleiben, daß der ganze Boden des früher erwähnten Mal-pays, welcher einen Flächenraum von 1,800,000 Q.-Toisen einnehme, durch den unterirdischen vulkanischen Proceß in die Höhe gehoben worden sei. Da wo dieser emporgehobene Boden mit der Ebene (playa) des Jorullo zusammenhängt — welche letztere keine Aenderung irgend einer Art erlitten hat — findet man nämlich, im Osten von San Isidoro, einen senkrechten, 28 bis 30 Fuß hohen Abfall des Erdreichs. Die schwarzen, thonigen Lagen, aus welchen das Mal-pays besteht, erscheinen hier wie zerbrochen und lassen in einem Durchschnitte von Nordost nach Südwest horizontale, wellenförmig gebogene Schichtungsklüfte wahrnehmen. Jenseits dieses senkrechten Abfalles oder stufenweisen Absatzes steigt man über einen blasenartig gewölbten Boden nach der Schlucht oder gangartigen Kluft, welcher mehrere vulkanische Hügel oder Berge entstiegen sind, von denen einer, und zwar der größte, der eigentliche Jorullo (el volcan grande) zu Humboldt's Zeit noch entzündet war. Die Wölbung des Bodens beträgt hier an einigen Stellen 78, an anderen 90 Toisen, d. h. der Fuß des Jorullo oder vielmehr der mittlere Theil der Ebene des Mal-pays, wo der große Vulkan plötzlich emporsteigt, ist ungefähr 10 Fuß höher als der Rand des Mal-pays beim ersten senkrechten Falle. Dieses Terrain bezeichnen die

Eingeborenen mit dem Namen tierra hueca, d. h. hohler Grund. Diese Ansicht findet ihre Bestätigung in dem Getöse, welches der Huftritt von Pferden veranlaßt, in der Menge hier vorhandener Spalten, im stellenweisen Einsinken des Bodens, besonders aber in dem höchst merkwürdigen plötzlichen Verschwinden der im Jorullo-Thale befindlichen Flüsse Cuitimba und San Pedro, welche ostwärts vom Vulkan unsichtbar werden und am westlichen Rande des Mal-pays in der Gestalt heißer Quellen von 52° C. wieder zum Vorschein kommen. Die Oberfläche des Bodens zeigt sich nur mit wenig vulkanischer Asche bedeckt und das Rund-Erhabene des Mal-pays kann keineswegs als durch Aufhäufungen von Schlacken oder durch Auswürfe eines Kraters verursacht gelten, wie in späterer Zeit mehrere Gegner der Humboldt'schen Ansichten, besonders C. Schleiden, behauptet haben. Aus diesem aufgetriebenen Boden sind im September des Jahres 1759 mehrere Tausend kleiner basaltischer Kegel hervorgetreten, welche man in der Umgegend Hornos, Hornitos (Oefen) nennt. Sie liegen alle einzeln zerstreut, so daß man, um zu dem Fuße des großen Vulkans zu gelangen, gleichsam kleine gewundene Straßen zu durchwandern hat. Diese Hornitos sind kaum 6 bis 10 Fuß hoch; zu Humboldt's Zeit brach etwas unterhalb ihrer Spitze Rauch hervor, welcher etwa bis zu 50 Fuß Höhe sichtbar blieb. Im Jahre 1780 war ihre Wärme noch so beträchtlich, daß man Cigarren, an Stangen befestigt und 2 bis 3 Zoll tief in eine der Seitenöffnungen gebracht, anzünden konnte. Diese Kegel bestanden aus Basaltsphäroiden; letztere waren häufig abgeplattet und hatten 8 Zoll bis 3 Fuß im Durchmesser; eine thonige Masse, mit verschiedenartig gewundenen Schichten, umhüllt in der Regel jene Sphäroide. Ihr Kern ist dichter und frischer als die denselben umschließenden Lagen, deren Zahl öfters 25 bis 30 beträgt. Die ganze Masse der Basalte, stets durchzogen von heißen gesäuerten Dämpfen, ist in hohem Grade zersetzt, so daß sie oft nur aus einem schwarzen, eisenschüssigen Thon besteht. Bringt man das Ohr in die Nähe eines dieser Hornitos, so vernimmt man ein dumpfes Getöse, wie wenn ein unterirdischer Wasserfall sich unter ihnen bewege; vielleicht wird dasselbe durch die im Mal-pays sich verlierenden Wasser des Rio Cuitimba und San Pedro hervorgebracht. Diese Sphäroide sind also zu basaltischen Hügeln aufgethürmt, die, bei Menschengedenken, aus der Erde emporgetrieben wurden, folglich nicht als Streifen alter Lavaströme, oder als Erzeugniß zersetzter, gegliederter Basaltsäulen, noch als zufällige Aufhäufung von Auswürfen eines fern liegenden Kraters angesehen werden können. Wahrscheinlich ist es die Macht der elastischen Dämpfe, welche mit jenen Hornitos in Blasengestalt die gewölbte Ebene des Mal-pays bedeckt hat, so wie die Oberfläche einer zähen Flüssigkeit durch in ihr enthaltene, aber zu entweichen strebende Gase mit Blasen besetzt erscheint. Die die Hornitos überziehende Hülle ist so wenig fest, daß sie unter den Füßen eines Maulthieres zusammenbricht, wenn man es zum Besteigen dieser Kegel antreibt.

Als Burkart 24 Jahre nach A. von Humboldt den Jorullo besuchte, hatte sich Manches in den unmittelbaren Umgebungen des Vulkans so sehr geändert, daß die frühere Beschreibung nur noch sehr wenig auf ihn paßte, namentlich hatten seine Ausbrüche gänzlich aufgehört. Der Jorullo liegt nach Burkart in einem Thale, welches eine Legua im Durchmesser haben mag. Gegen Norden ist dasselbe von einer hohen Bergkette begrenzt, in welcher sich mehrere abgestumpfte, konische Bergformen bemerklich machen; gegen Osten durchziehen die gleichzeitig mit dem Jorullo gebildeten Feuerberge das Thal, dasselbe hier unter rechtem Winkel begrenzend und seine beiden Abhänge mit einander verbindend. Etwa $2^1/_2$ Leguas nordwestlich vom Vulkan, springt die nördliche Bergkette fast rechtwinkelig in das Thal hinein, so daß es beim ersten Anblick scheint, als befände man sich in einem gänzlich geschlossenen Kessel. Dieses Thal wurde vor dem Ausbruche des Jorullo von den beiden, bereits früher erwähnten Bächen durchströmt und bewäffert, welche an dem Cerro Santa Ines entsprangen und ihren Lauf von Ost nach West nahmen. Aber in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1759 verschwanden sie plötzlich und es traten dagegen $2^1/_2$ Leguas westlich vom Vulkan mehrere heiße Quellen hervor, welche das von hier aus enger werdende Thal durchfließen und, nachdem sie mehrere andere kleine Bäche aufgenommen haben, hinter dem Dorf Aguacana sich in den Rio del Marquez ergießen. Diese Quellen sind außerordentlich reich mit Schwefelwasserstoff imprägnirt, welches sich auch fortwährend aus ihnen entbindet; ihre Temperatur fand Burkart bei 30° Luftwärme gleich 38° C. Vergleicht man hiermit die Angabe von A. von Humboldt, so erhält man eine Differenz von 14,7 Grad um welche sich das Wasser abgekühlt hat, wahrscheinlich weil der unterirdische vulkanische Proceß nicht mehr seine frühere Intensität besitzt.

Von der Playa de Jorullo liegt der Hauptvulkan (el volcan grande) in gleicher Richtung, fast 2 Leguas entfernt; die Lavaergüsse und die Bodenerhebungen, welche mit dem Ausbruch im Jahre 1759 verbunden waren, haben sich bis in die Nähe der Meierei des Jorullo erstreckt. Gleich Humboldt fand auch Burkart den Boden auf dieser westlichen Seite in einer Entfernung von $1^1/_2$ bis 2 Leguas um den Vulkan herum senkrecht in die Höhe gehoben. Durch dieses Emporheben ist eine 30 bis 35 Fuß hohe, senkrecht begrenzte Erhöhung um den Vulkan entstanden, welche nur an wenigen Punkten den Zugang zu demselben gestattet. Von dem äußern Rande dieser Erhebung nach dem Hauptvulkan hin steigt der Boden nur sanft an, und aus dem Quecksilberstande des Barometers ergiebt sich eine Höhe von 2806 Fuß über dem Meere für diese Ebene. Hinsichtlich der Hornitos, welche einst dieselbe in so großer Menge bedeckten, bemerkt Burkart, daß eine große Zahl derselben gänzlich verschwunden waren, viele andere ihre Form sehr geändert hatten, was er theils den, in dieser südlichen Zone eigenthümlichen, äußerst heftigen Regengüssen, theils der kräftigen, täglich sich mehr ausbreitenden Vegetation zuzuschreiben geneigt ist. Nur wenige dieser Kegel zeigten noch eine höhere Temperatur als die der Luft, und fast gar keine mehr stießen wässerige Dämpfe aus. Nahe dem Rande der emporgehobenen Bodenfläche, bestanden die kleinen Kegel größtentheils aus basaltischen porösen Laven, näher dem Hauptvulkan aus einem Konglomerat basaltischer Lava, nur schwach und ohne sichtliche Bindemasse mit einander verbunden. Dies Konglomerat, wahrscheinlich bei den Eruptionen im Jahre 1759 durch eingeschlossene Gase oder wässerige Dämpfe emporgetrieben, setzt die Kegel in concentrisch-schaligen Schichten zusammen. Durch die unausgesetzte Einwirkung der Atmosphärilien ist bei den meisten derselben die Kegelform verschwunden, während sie sich bei den basaltischen noch erhalten hat. Nur die sonderbaren Zeichnungen auf dem Boden von concentrischen, langgezogenen, 8 bis 10 Zoll von einander abstehenden Ringen lassen noch auf das frühere Vorhandensein der ersteren schließen. Doch auch diese ihre letzte Spur wird wahrscheinlich in wenigen Jahren nicht mehr sichtbar sein, da schon jetzt mächtige Lagen vulkanischen Sandes, durch Regengüsse von den steilen Abhängen des Vulkans heruntergeführt, diese concentrischen Zeichnungen an vielen Punkten bedecken.

Was nun den eigentlichen Jorullo und die ihm zur Seite liegenden Vulkane betrifft, so sind sie, wie A. von Humboldt meint, auf einer großen Spalte hervorgetreten. Der Fuß dieser Berge erhebt sich 160, ihre Gipfel aber 4 bis 500 Meter über die sie umgebende Ebene. Der mittlere unter ihnen war damals noch entzündet und in Thätigkeit begriffen; nach Norden hin hatte sich aus ihm eine ungeheure Masse basaltischer Lava, welche Bruchstücke von granitischen Syenit-Gesteinen umhüllte, ergossen. Um in den Krater des Jorullo zu gelangen, sah sich Humboldt genöthigt, mehrere Spalten zu überschreiten, aus denen schwefeligsaure Dämpfe hervordrangen und deren Temperatur 85° betrug, während in der Tiefe des Kraters die Luft eine Temperatur von 47°, an einigen

Stellen sogar von 58 bis 60° zeigte. Die Lava des Jorullo war von basaltartiger Beschaffenheit, dicht im Innern, schwammig an der Oberfläche, dabei sehr feinkörnig, keine Hornblende, wohl aber Olivin und außerdem noch kleine Krystalle glasigen Feldspaths umschließend.

Der polnische Bauer.

Allgemeine Zustände. — Branntwein. — Quacksalberei und Aberglaube. —

Aus dem Kreise Pleschen, Provinz Posen, im Februar..

Im Globus fand ich in den Briefen über Polen manche sehr zutreffende Bemerkungen über den polnischen Bauer. Da ich in der Lage bin, denselben hier in meiner Gegend seit vielen Jahren genau beobachten zu können, so glaube ich, Ihnen einige Bemerkungen über den großpolnischen Bauer senden zu dürfen. Diese Volksklasse ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen von erhöhter Wichtigkeit; der kleine Adel will ihn für seine Zwecke gewinnen, wirft kommunistische Dinge in ihn hinein, die Geistlichkeit sucht ihn zu fanatisiren; er wird von verschiedenen Seiten her aufgerührt. Sehen wir, welch ein Mann dieser Bauer ist.

Ein Sprüchwort sagt: „Polen ist der Bauern Hölle", und nicht mit Unrecht, wenn man sich in die Zeit zurückversetzt denkt, wo der Edelmann über Person, Zeit und Arbeitskraft des Bauern verfügen durfte. Der Bauer lebte in einem halbwilden Zustand; als Sklave seines Herrn mußte er die Befehle desselben blindlings befolgen, und Ungehorsam oder etwaige Freiheitsgelüste wurden durch starke Auflagen von Peitschenhieben vertrieben. Für seine Familie zu sorgen fand er wenig Zeit, da sowohl der Edelmann und dessen Beamte seine Zeit völlig in Anspruch nahmen und als Lohn ihn noch obendrein mit Stockhieben traktirten. Seine Wohnung glich vollkommen der eines Wilden, nur etwa mit dem Unterschiede, daß in jene des Letztern Licht und frische Luft ungehindert eindringen kann, während in die Wohnung des Erstern weder Licht noch frische Luft kam; ein pestartiger Geruch strömte jedem Eintretenden entgegen. Gewöhnlich theilte der Mensch den engen Raum seiner Hütte noch mit den Hausthieren.

Doch dieser Zustand hörte durch deutsche Einflüsse auf. Der Bauer fing an ein Anderer zu werden, als er frei wurde. Der Ertrag seiner Arbeit gehörte nun ihm, kam ihm und seiner Familie zu gute. Nach und nach erhob er sich etwas aus dem gesunkenen Zustande. Wer vor 30 und 40 Jahren im Posenschen die polnischen Dörfer und ihre Bewohner gesehen hat und sieht sie heute wieder, erstaunt über den unverkennbaren Fortschritt. Zwar fehlt noch sehr, sehr viel, wenn die Ländereien dem polnischen Bauer einen Ertrag gewähren sollen, wie dies bei den Deutschen der Fall ist. Seine Ackerwerkzeuge sind noch immer höchst einfach, er kann daher auch nur unvollkommene Arbeit mit ihnen liefern. Bei Bewirthschaftung der Ländereien ist das Dreifeldersystem allgemein. Aber so viel auch jetzt noch mangelt, es ist doch immerhin schon ein Fortschritt gethan, und Zeit und Belehrungen und deutsche Beispiele werden wohl auch ferner dazu beitragen, daß es weiter vorwärts gehe. Manche Wohnung hat einen freundlichern Anstrich gewonnen, manchmal ist sie sogar schon von einer Obstbaumpflanzung umgeben. Die berüchtigte „polnische Wirthschaft" hat sich schon in Manchem geändert, seitdem deutsche Einflüsse und Rechtssicherheit vorhanden sind.

Der Körperbau des Bauern ist kräftiger Natur, obwohl er sich mit den einfachsten Speisen begnügt. Kartoffeln, Erbsen und Sauerkraut sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Oft genießt man die Speisen ohne jegliche Würze, selbst ohne Beigabe von Fett. Fleisch ist ein Leckerbissen und kommt selten auf den Tisch. Während der Fastenzeit fettet man die Speisen nicht mit Speck oder Butter, sondern mit Lein- oder Rüböl. Bei dürftiger Nahrung verrichtet der Bauer doch anstrengende Arbeiten mit frohem Muthe. Freilich bedarf er dazu eines Hebels: — des **Branntweins**, dem er fröhnt, als wäre er ein nordamerikanischer Indianer.

Der Branntwein ist das krebsartige Geschwür, woran fast der ganze Bauernstand leidet. Ohne dieses unglückliche Getränk scheint ihm die Welt öde und leer, sein Dasein ein elendes. Der Branntwein trägt zu nicht geringem Theile die Schuld, daß die Ländereien des Bauern so mangelhaft bestellt werden. Der Wohlstand wird daher auch nicht eher fest gegründet sein, als bis er diesem Laster entsagt. Ob er das aber thut?? Tausende von Wirthschaften sind schon dem Götzen Feuerwasser zum Opfer gefallen. Hier nur ein Beispiel. Ein Bauer in meiner Nähe besaß eine schöne, große Wirthschaft in blühendem Zustande. Der Viehstand war vortrefflich und Alles wäre recht gut gegangen ohne den Branntwein. Trank der Bauer tüchtig, so stand ihm seine Ehehälfte im Trinken nicht nach, und kaum waren ein paar Jahre in's Land gegangen, da mußte er seiner Väter Wirthschaft verlassen und eine kleinere annehmen. Nach einem Jahre war jedoch auch diese dem Götzen zum Opfer gefallen. Jetzt dient der Mann als Knecht.

Wenn der Bauer bei dem Besuche der Kirche, des Marktes oder des Kruges einmal in's Trinken kommt, und das thut er fast durchgängig, dann ist auch sehr selten an ein Maßhalten zu denken. Ununterbrochen gießt man Branntwein hinab. Die Stimmung des Trinkers wird eine äußerst heitere. Kaum ertönt ein Dudelsack oder eine elende Fiedel, so beginnt auch schon der Fuß den Boden zu stampfen; die Melodien oder Tänze begleitet er sogleich mit seinem Gesang und tanzt dabei, den ersten Besten packend, in der Stube umher. Das Gelage dauert fort, bis endlich des Schnapses Kraft sich zeigt und der Bauer sanft oder unsanft unter den Tisch oder bei seinem Heimgang in einen Graben oder auch mitten in den Weg fällt, wo er dann seinen Rausch ausschläft. Vor einiger Zeit ging in einer finstern Nacht das Rad eines Wagens einem solchen Trunkenbold über den Kopf, und dieser Fall steht nicht vereinzelt da, sondern kommt häufig vor.

Doch nicht immer verläuft es so ruhig bei den Gelagen. Oft gerathen die erhitzten Köpfe aneinander. Stuhlbeine, Stöcke, Steine und Messer bilden furchtbare Waffen in der Bauern Händen, und ohne blutige Köpfe geht es niemals ab. Es kommt auch häufig vor, daß Leute zu Krüppeln geschlagen werden, oder gar todt auf dem Platze bleiben. Nicht selten nehmen die Frauen am Kampfe thätigen Antheil und machen den Gegnern ihrer Männer nicht wenig zu schaffen, indem sie diesen die Haare zerzausen und das Gesicht zerkratzen. Eine Vorstellung von dem Toben, dem Geschrei und Lärmen kann sich nur Der machen, der einer solchen polnischen Prügelei schon zugesehen hat,

Die kleidsame **Nationaltracht** ist schon fast gänzlich verschwunden. Ein Theil des Volkes schwelgt noch immer in Hoffnung des wiederherzustellenden Königreichs Polen und giebt sich Täuschungen hin, die zu erfüllen nur Göttern möglich wäre. Die

Bauern werden von der Geistlichkeit aufgeregt, welche einen großen Einfluß auf sie ausübt; andere hoffen durch Wiederherstellung des neuen Königreiches ihre zerrütteten Finanzen zu verbessern, oder ein kleines Hauswesen mit einem größern zu vertauschen. Aber der klügere Theil gedenkt der Zeiten, wo der Bauer auf ein Strohgebund gelegt und ihm die Autorität des Edelmanns sehr handgreiflich klar gemacht wurde.

Der polnische Bauer ist im höchsten Grad abergläubig. Er glaubt an gute und böse Tage, und wird an letzteren niemals Getreide säen, weil es ihm sonst mißrathen würde; auch unternimmt er an solchen Tagen kein wichtiges Geschäft, weil er das Fehlschlagen desselben befürchtet. Am Sonnabend würde er um keinen Preis Dünger auf's Feld fahren; der Hagel würde unfehlbar seine Felder verwüsten. Beim Säen gebraucht er bei jeder Getreideart besondere Mittel. Bei Weizen und Hirse nimmt er entweder Erde vom Kirchhofe oder auch einen Knochen und thut ihn in das Getreide, damit die Sperlinge den Samen nicht auffressen und zur Zeit der Ernte das Feld nicht verwüsten. Die Sperlinge besuchen freilich trotzdem das Weizen- oder Hirsefeld, und dann „verbannt" er sie auf irgend einen Baum oder in einen Strauch. Er nimmt zu diesem Behufe neun Körner Weizen oder Hirse, geht vor Sonnenaufgang auf das bestimmte Feld und spricht an jeder der vier Ecken drei Mal: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Darauf geht er auf einen Baum oder Strauch zu, zerkaut diese neun Körner und wirft sie bei dem Verbannungsorte rückwärts über den Kopf.

Am Weihnachtsabende giebt jeder Bauer dem Vieh Häring, Hagebutte, Honig, Striezel und Brot ein; ebenso umbindet er jeden Obstbaum mit einem Strohseile, damit derselbe reichlich Frucht trage. Es kommt vor, daß eine Kuh lange nicht rindert; dann nimmt er ein Mützchen von einem Kinde, das noch nicht sechs Wochen alt ist, wäscht dasselbe und giebt das Wasser der Kuh zu trinken. Beim Kalben einer Kuh achtet er darauf, ob es blökt. Wenn dies der Fall ist, setzt er es nicht ab, weil es doch „eingehen" würde. In die erste Suppe, welche diese Kuh erhält, legt er eine Scheere und einen Kamm, damit sie gut fressen soll und ihr die Milch nicht „abgenommen" werden könne. Ebenso giebt man einem Schwein in die erste Suppe Exkremente von einem Hunde, damit es gut fressen soll. Beim „Absetzen" eines Kalbes nimmt sowohl der Bauer als seine Frau ein Stückchen Brot in den Mund, welches sie zerkauen, damit das Kalb leicht fressen lerne.

Aehnlicher Mittel giebt es so viele, daß um sie alle aufzuschreiben ein Foliant nöthig wäre.

Ein Bauer, welcher selbst erkankt, oder in dessen Familie sich Jemand unwohl befindet, nimmt nicht etwa seine Zuflucht zu einem Arzte, denn dieser kann ihm nach seiner Meinung doch nichts nützen; nein, er geht zum ersten besten alten Weib oder Manne, welche in dem Rufe stehen, sie könnten „gut versprechen". Nun wird die betreffende Krankheit „versprochen" und man quacksalbert.

Damit der Leser sich einen Begriff von dieser Heilmethode mache, theile ich statt Hunderter nur zwei „Versprechungen" mit.

1. Bei allen Krankheiten anzuwenden.

Komm in mein Herz, o mein Gott, als ein hochgewünschtes Gut. Zwar wirst du in mir nicht finden Würdigung deiner Hoheit, doch aber weil du aus Nichts Alles machst, so mache dir einen Thron in mir, auf welchem dir beliebt zu bleiben.

Komm mein Heiland, der du bist gegeißelt worden mit sechstausend und sechshundert und sechsundsechszig Streichen, daß kein Fleck ohne Wunden übrig war: ich küsse Hände und Füße und dein Herz noch vielmehr; wenn du, mein Jesu, mit dem Speer das Herz aufschließen wirst, wirst du mich, so hart ich bin, auch aufschließen. Ich sehe dein Haupt mit Dornen gekrönt, die Augen vom Wachen trübe, die Wangen mit Malstreichen zerschlagen, die Achsel durch Schwere des Kreuzes eröffnet zur Heiligung meiner armen Seele.

In die sechstausend, sechshundert und sechsundsechszig Streiche 1. verberg ich, 2. versenk ich, 3. verschließ ich alle Krankheit.

Heilige Dreifaltigkeit, sei gelobt und gebenedeiet. Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, durch deinen Namen versegne ich dieser Person alle Krankheit. ††† Amen.

2. Bei einer Augenkrankheit.

Maria ging über Berg und über Thal, trug drei Blumen in ihrer Hand. Die eine war Gott Vater, die andere Gott Sohn, und die dritte war Gott heiliger Geist, die Blume uns Wehethat vom Auge reißt.

Gott grüße dich, du gnadenreiche Morgen-, Mittag- und Abendsonne und Mond; nehmt diese Krankheit davon; nehmt sie, um Mitternacht, da soll sie sein fortgebracht. ††† Amen.

Weitere Nachrichten aus Tibet. Desgodin's Reisen und seine Besuche in den Lamaklöstern. — Ueber den Dalaï Lama.

Des Lazaristen Desgodin Schilderung der tibetanischen Hochebenen. — Heerden; der Yak und der Dzos. — Spärlicher Ackerbau. — Gastliche Aufnahme und Festlichkeiten in Tsiambo. — Besuche in den Lamaklöstern. — Ein fleischgewordener Gott. — Der Lamaismus und die lamaische Hierarchie. — Päpste und Kardinäle. — Wahl des Dalaï Lama. — Hofränke. — Drei Päpste nach einander vergiftet. — Der Nomichan. — Aufstand der Mönche des Klosters Sera bei Hlassa. —

Wir wollen unsern frühern Bericht über die Reisen muthiger Lazaristen, welche von dem westlichen China aus nach Tibet hineingedrungen sind, vervollständigen und nehmen unsere Schilderungen da auf, wo wir S. 245 abbrachen. Wir erzählten die Erlebnisse, welche Thomine Desmazures und Durand in den Städten Kiaombo und Kiang ka gehabt, und wie man von der tibetanischen Hauptstadt aus ihrem weitern Vordringen Hindernisse in den Weg legte. Diese Mittheilungen werden durch einen Brief des Missionärs Desgodins vervollständigt; derselbe ist datirt aus Tscha mon to oder Tsiambo vom 26. August 1861, und wir wollen den wesentlichen Inhalt wiedergeben.

Die Missionäre blieben etwa zwei Monate in Kiang ka und verhandelten hin und her mit den chinesischen und tibetanischen Mandarinen. Sie drangen darauf, ihre Reise nach Hlassa fortzusetzen, konnten aber nichts ausrichten. Endlich trennten sie sich in zwei Partien. Fage, Goutelle und Durand blieben in Kiang ka, um gelegentlich nach der früher von uns erwähnten Missionsstation Bonga zu gehen, während Thomine, Renou und Desgodins am 5. August abreis'ten und die Richtung nach Hlassa einschlugen. Seit einem Monate hatte es fast ununterbrochen geregnet; jetzt wurde aber der Himmel klar und die Wanderung durch Gegenden, welche so viel Neues darboten, war sehr angenehm. Sie führte

über eine Reihenfolge von Thälern oder eigentlich gewaltigen Hochebenen, deren mittlere Erhebung über der Meeresfläche mindestens zehn- bis zwölftausend Fuß beträgt. In allen Thälern strömen große Bäche und manchmal auch beträchtliche Flüsse, welche in größere Wasserläufe einmünden. Unter diesen sind der Kin scha kiang und der Lan tsang kiang die bedeutendsten. Zwischen diesen beiden laufen, als trennende Schranke, sehr hohe Gebirgsketten von Nord nach Südost; der erstgenannte Strom durchzieht China und bildet in seinem untern Laufe den Yang tse kiang; der andere fällt unweit von Saïgong in's cochinchinesische Meer; er wäre demnach der Me kong. Die höchsten Gipfel jener Gebirge sind stets mit Schnee bedeckt, und selbst im August führte der Weg manchmal über Strecken, wo noch Schnee lag. Sie bildeten einen eigenthümlichen Gegensatz zu den Frühlingsblumen und zu dem fast reifen Getreide an den Bergabhängen. Auf kleinem Raume waren gleichsam alle Jahreszeiten vereinigt.

Die Thäler bilden sehr ausgedehnte Weidegründe, auf welchen zahlreiche Heerden von Yaks (— Grunzochsen, tangutischen Büffeln —) weiden; außerdem auch viele Dzos, das heißt Hornvieh, welches aus einer Kreuzung vom Yak und dem gewöhnlichen Rindviehschlag entsteht, und dann auch manche Heerde dieses letztern. Auch Pferde, Maulthiere, Schafe und Ziegen sieht man in unzähliger Menge auf diesen Bergweiden. Die Heerden bilden den Reichthum des Landes; Yaks und Dzos dienen als Lastthiere, geben den Bewohnern eine saftige Nahrung und aus dem langen Haar dieser Thiere verfertigt man Seile und Decken. Das tibetanische Pferd ist hübsch und zierlich gebaut, dabei kräftig und klettert an den Bergen hinauf und hinab wie eine Ziege. Jedermann ist in diesen Gegenden beritten. Das Vließ der Schafe und Ziegen ist beinahe seidenweich, verdient durchaus seinen guten Ruf, und das Fleisch dieser Wollthiere schmeckt vortrefflich.

Der Ackerbau will in dieser Region der Viehzüchter nicht viel bedeuten. Bei den Dörfern findet man allerdings einige Ackerstrecken mit Weizen, Gerste, Fin ko (einer Abart von Gerste) und Buchweizen bestellt; kleine Gärten sieht man nur dann und wann, und sie gehören allemal einem Chinesen, der wohl auch etwas Gemüse zieht, das aber nicht gut ist, weil der Winter zu früh eintritt und die Pflanzen zu ordentlichem Ausreifen kaum Zeit haben. Auf dem Wege nach Hlassa sind überhaupt Dörfer in sehr geringer Menge vorhanden; nur allein in der Gegend von Tscha ya ist das Land weniger dünn bevölkert.

Die Region jenseits Kiang ka wird von den Chinesen als sehr barbarisch verschrieen, weil die Bewohner sich einigermaßen unabhängig erhalten haben und den durchreisenden Mandarinen so viel als irgend möglich abpressen. Gegen uns, sagt Desgodins, waren sie äußerst gefällig; sie schienen zu begreifen, daß wir gekommen seien, um ihnen Gutes zu erweisen, nicht aber um sie „aufzufressen". Die Häuptlinge, sonst ein Schrecken aller Reisenden, machten uns freundschaftliche Besuche und brachten Geschenke; die letzteren konnten wir freilich nicht erwiedern, denn wir hatten nichts zu geben. Das war allerdings ein Uebelstand, denn in Tibet muß man bei jedem Besuch erst eine Kata, ein feines Seidentuch, überreichen und obendrein irgend ein Geschenk beifügen.

Ueberall nahm man uns vortrefflich auf, und hier in Tsiambo zogen wir gewissermaßen im Triumph ein. Die fünf Mandarinen und die Soldaten, alle in Staatskleidern, empfingen uns vor der Stadt unter Zelten; man reichte uns Thee, geleitete uns zum Kong kuan, der für uns hergerichteten Ehrenwohnung, und bald erschienen auch andere Beamte, um uns die Aufwartung zu machen. An Ehrenmahlzeiten fehlte es gleichfalls nicht, und die gegenseitigen Besuche wollen kein Ende nehmen. Wie sich doch die Zeiten geändert haben! Vor wenigen Jahren noch tödtete man die Missionäre, oder führte sie als Gefangene nach Canton (— Herrn Huc —); jetzt werden sie mit einer Höflichkeit ohne Gleichen, und obendrein von den Mandarinen, in ihre Missionen eingeführt. Dieses Mirakel in der chinesischen Politik verdanken wir den englisch-französischen Waffen und den Verträgen. Auch haben sich manche hohe Würdenträger in Peking günstig für uns ausgesprochen und das ist auf andere Beamte nicht ohne gute Wirkung geblieben. Manche Mandarinen haben uns sogar gebeten, daß wir an höherer Stelle unsern Einfluß zu ihren Gunsten geltend machen möchten. Wir wollen diese günstigen Umstände benutzen, uns in Hlassa selbst festzusetzen, und dort für Tibetaner und Chinesen Schulen eröffnen, namentlich aber uns verlassener Kinder annehmen.

Aber wir werden auf viele und große Schwierigkeiten stoßen. In der Stadt Hlassa allein leben mehr als zwanzigtausend buddhistische Geistliche, Lama's, deren religiöser und politischer Einfluß gewaltig ist. Es scheint, als ob diese Bonzenarmee vor unseren geringen Personen sich sehr fürchte; denn als sie Nachricht bekamen, daß wir im Anzuge seien, verlangten sie vom chinesischen Gouverneur, daß er uns das Predigen verbieten möge. Wir wissen noch nicht, welche Wendung diese Sache nehmen wird; vielleicht verweis't der Gouverneur die Bonzen auf den Inhalt des Friedensvertrags. Wir unsererseits vertrauen auf Gott und die Wahrheit, denn sonst wäre es doch wohl etwas leichtsinnig, mit dem Kopfe gegen den ganzen Lamaismus anzurennen, und Hlassa ist die feste Burg desselben.

Aber nicht alle Lamas sind so schlimm. Wir haben zwei ihrer großen und prächtigen Klöster besucht und hatten uns der allerbesten Aufnahme zu erfreuen. Die Leute sprachen viel von Europa und dessen Herrlichkeiten, über Philosophie, Theologie, Astronomie, Mechanik, Botanik und dergleichen mehr. Sie wunderten sich auch, daß ausländische Barbaren, wie wir, über wissenschaftliche Gegenstände Rede und Antwort geben konnten und sogar allerlei wußten, was ihnen neu war. Die meisten sind aber ungebildete Leute. Unter den Oberlamas in Tscha ya lernte ich einen Mann mit heiterm, blühenden Gesichte kennen; sein Blick war lebhaft und seine Unterhaltung lebendig und geistvoll. Er betrachtete mit großem Interesse unsere naturwissenschaftlichen Abbildungen und hatte Freude an unserm Fernrohr und dem Mikroskop. Er war ein lebender Buddha, ein fleischgewordener Gott, aber ich behandelte ihn wie einen simpeln Sterblichen. Er war von uns dermaßen erbaut, daß er den Wunsch aussprach, in Tscha ya möchte eine Mission gegründet werden.

Wir haben schon drei große Lamaserien gesehen. Die in Lytang zählt drei- bis viertausend Lamas, jene in Tscha ya wohl an die neunhundert und die hier in Tsiambo ungefähr dreizehnhundert. Die Lamas bleiben aber nicht allzeit in ihren Klöstern; manche besuchen Familien und beten dort, andere machen Wallfahrten und betteln unterwegs, noch andere treiben Handel auf eigene Rechnung oder für das Kloster. Frömmigkeit und Studien nehmen nicht gerade viel Zeit in Anspruch. —

(— Das pflegt in den europäischen Lamaserien, z. B. in Italien, Spanien und noch anderen Ländern sich oft ebenso zu verhalten wie in Tibet. — Aber der christliche Mönch Desgodins, der immer den Ausdruck Lamaserie gebraucht, obwohl er ebenso gut auch Kloster sagen könnte, ruft salbungsvoll aus: „Welch ein Gegensatz zu unseren christlichen Klöstern, wo Alles so ernst zugeht, so wohl geregelt, so fromm, so nützlich ist. Ohne Frage, der Teufel, dieser Nachäffer der Gottheit, deren Rechte er usurpirt, hat hier in Tibet unsere Mönchseinrichtungen nachahmen wollen, aber er ist damit nicht zurecht gekommen, sondern er hat nur einen kläglichen Nachdruck zu Stande gebracht!" —)

Der muthige Lazarist bemerkt weiter, daß er schon unterwegs mit Bekehrungen den Anfang gemacht habe. Vier junge Männer erboten sich, mit nach Hlassa zu gehen; sie wollten eine Pilgerfahrt dorthin unternehmen und lernten nun den römischen Katechismus. In Hlassa wollten die Lazaristen einige von Renou in tibetanischer Sprache verfaßte Andachtsbücher drucken. Freilich kam es vor allen Dingen darauf an, erst einmal nach der Hauptstadt der buddhistischen Welt zu gelangen. Von Tsiambo dorthin hat man fünf und zwanzig große Stationen zurückzulegen, zusammen 250 Lieues, also reichlich 130 deutsche Meilen. Die Reisenden gebrauchen

dazu gewöhnlich 35 bis 40 Tage und der Weg ist ungemein beschwerlich. Zur Winterszeit erfrieren Manche oder stürzen in die Abgründe, aber im Sommer ist keine Gefahr.

„Wir werden durch Gegenden kommen, welche an Höhe dem Himalaya wohl nicht nachstehen. Aber die Gestaltung beider Gebirgsketten ist sehr verschieden. Im Himalaya sind die verschiedenen Ketten durch ungeheure und sehr tiefe Schluchten getrennt, und das ganze Gebirge bietet einen ungemein großartigen Anblick dar, aber hier in Tibet ist das ganze Land sehr hoch; die Ebenen, welche zwischen den Gebirgen liegen und Thäler bilden, erscheinen als Wellen eines mächtigen Plateaus und der Blick ist fast immer begrenzt. Das Gestein liegt überall geschichtet, aber in unendlich mannigfaltiger Art, bald senkrecht, bald wagerecht, geneigt, gebrochen oder gekrümmt, und dazwischen laufen Lagen von verschieden gefärbter Erde. Sehr häufig ist ein schwarzer Marmor mit weißem Geäder und ein gelblicher Kalkstein. Wälder sieht man fast gar nicht, und der Mangel an Holz ist so groß, daß man als Brennstoff den Viehdünger benutzt, die sogenannten Argols; die Tibetaner haben dafür den Ausdruck Kieh ua. Dagegen sind die Weiden sehr reich an duftenden Gewächsen und Arzneipflanzen."

* * *

Wir wollen den obigen Bemerkungen des Lazaristen Desgodins Einiges hinzufügen und zunächst hervorheben, daß Karl Friedrich Köppen's Buch: „Die lamaische Hierarchie und Kirche", Berlin 1859 (bei Ferdinand Schneider) seinen Gegenstand in ganz ausgezeichneter Weise behandelt. Es ist ein Werk, welches seinem Verfasser und der deutschen Wissenschaft Ehre macht, und bildet in gewisser Beziehung eine Fortsetzung und Ergänzung von Köppen's nicht minder sorgfältig gearbeitetem Werke: „Die Religion des Buddha". Der Abschnitt über die lamaische Hierarchie und Kirche läßt nichts zu wünschen übrig und gewährt auch in das Klosterleben einen tiefen Einblick Köppen hebt hervor, daß der Lamaismus an sich und in seinem Ursprunge nichts weiter sei, als ein korrumpirter, durch Siwaismus verunstalteter Buddhismus, über welchen er auch in seiner religösen Theorie kaum hinausgekommen sei; auch habe er nichts wesentlich Neues geschaffen. Seine Dogmatik und Moral, seine Kosmologie und Metaphysik sind buddhistisch; seine Profan-Mythologie, Dämonologie und Magie, so weit diese letztere für kanonisch gelte, seien theils buddhistisch, theils siwaïtisch. Der Lamaismus sei der buddhistische Katholicismus. Die Fortentwickelung und Vollendung der priesterlichen Gewalt in sich und den Laien gegenüber, und die damit verbundene Ausbildung einer äußern, sichtbaren, Länder und Völker beherrschenden Kirche und eines Kirchenstaates, sei der wesentliche Charakterzug, durch welchen sich der eine vom ältern Christenthum, der andere vom indischen Buddhismus unterscheide. —

Die Spitze des hierarchischen Systems bilden die beiden souveränen, sich gleich dem Phönix stets verjüngenden, unsterblichen, unfehlbaren, nach der Meinung der Gläubigen geradezu allwissenden und allmächtigen Großlamen. Der eine wohnt auf Potala (— das ist richtiger als Buddha la, wie Huc schreibt —) bei Hlassa; er ist der sogenannte Dalaï Lama; der andere wohnt in b Kra schiss Lhun po (Tschaschilumbo), und ist der Pan tschhen (Rembudschi). Beide sind nicht blos Oberhäupter der Geistlichkeit und Kirche, sondern zugleich weltliche Herrscher Tibets, jeder in seinem Theile. Bei übrigens gleicher geistlicher Autorität hat der Dalaï Lama ein viel größeres Gebiet und also auch eine größere politische Macht als der Pan tschhen. Beide waren, als Jünger und Nachfolger Tsongkhapa's, ursprünglich nur Oberpriester der von diesem gestifteten gelbmützigen Tugendsekte, dGe tuggs pa, und wurden höchstens als solche von den älteren rothmützigen Sekten anerkannt, deren Häupter lange Zeit denselben Rang in Anspruch nahmen. Aber nun sind, wahrscheinlich durch Einfluß der chinesischen Regierung, die obersten Bischöfe der Rothmützen, z. B. auch in Ladakh und Butan, in eine gewisse Abhängigkeit von den gelbmützigen Päpsten gebracht worden.

Die zweite Rangklasse der lamaischen Hierarchie besteht aus den sogenannten Chutuktus. Der Name ist mongolisch und bedeutet ehrwürdig. Sie entsprechen etwa den Kardinälen und Erzbischöfen, deren Verrichtungen ihnen auch, je nach Zeit und Umständen, obliegen. Auch sie gelten für wiedergeborene Heilige. Sie bilden das geistliche Konsistorium, sind Stellvertreter des Dalaï Lama, auch oberste Seelenhirten und Aufseher in den Sprengeln der lamaischen Kirche; im eigentlichen Tibet ist aber auch die ganze Civilverwaltung in ihren Händen. Es giebt auch weibliche Bischöfe, Chutuktissinnen.

Die Chutuktus haben mit dem Dalaï Lama und dem Pan tschhen Lama das Prädikat Rin po tschhe (Rembudschi), d. h. Kleinod, gemein; auf sie folgen im Range die simpeln Wiedergeborenen, die Chubilghane, deren Anzahl sehr groß ist. In der Mongolei und im Schneelande Tibet rühmen sich zahlreiche Klöster eines inkarnirten Abtes, eines lebenden Buddha, und ein solcher war auch jener, von welchem weiter oben der katholische Mönch Desgodins spricht. Jedes lamaische Kloster trachtet darnach, einen lebendigen Heiligen zu besitzen, etwa so wie im Abendlande jedes einen todten Heiligen oder Reliquien von einem solchen zu besitzen wünscht. Die päpstliche Centralgewalt in Hlassa kommt, namentlich bei den Mongolen, derartigen Wünschen gern entgegen.

Ueber die Lebendigwerdung Buddha's in vielen verschiedenen Personen entschied früher allein die päpstliche Hierarchie zu Hlassa; seit einigen Menschenaltern reden aber, aus politischen Gründen, die chinesischen Behörden ein Wort hinein und bezeichnen die Individuen, in denen Gott Fleisch geworden sei.

Die Wahl des Dalaï Lama findet in folgender Weise statt. Wenn die Seele des Papstes der buddhistischen Welt die körperliche Hülle abgestreift hat, dann müssen die Namen sämmtlicher, um die Zeit seines Todes in Tibet geborenen männlichen Kinder in das Tempelkloster b La brang zu Hlassa eingesandt werden. Namentlich haben solche Eltern, die da glauben, in ihren Familien eine Inkarnation (einen fleischgewordenen Gott) zu besitzen, besondere Mittheilungen zu machen. Die Wahl darf dann erst vorgenommen werden, wenn unter den bezeichneten Kindern drei wirkliche, wahrhaftige, unzweifelhafte Chubilghane aufgefunden worden sind, das heißt, bis man drei Kandidaten aufgestellt hat, welche auch der chinesischen Regierung, also der Schutzmacht, völlig genehm sind. Nur die Namen dieser drei Kinder werden auf goldene Wahlzettel geschrieben und in eine goldene Urne gethan, welche der chinesische Kaiser Khian lung zu diesem Behuf im Jahre 1792 nach Hlassa geschickt hat. Nun tritt das Kardinalkollegium zum Conclave zusammen, bleibt unter Fasten und Gebeten sechs Tage in geistlicher Zurückgezogenheit; am siebenten zieht der Dekan das Loos, und der Säugling oder Knabe, dessen Name aus der Urne hervorgeht, wird dann Dalaï Lama. Die beiden anderen Kandidaten erhalten jeder ein Schmerzensgeld von 500 Silberunzen. —

An Ränken fehlt es in Hlassa nicht, und eben so wenig an Unruhen. Abbé Huc erzählt, wie wild es 1844 im lamaischen Rom herging. Der Dalaï Lama, das geistliche Oberhaupt der buddhistischen Welt, war damals ein neunjähriger Knabe; seine drei Vorgänger waren alle eines gewaltsamen Todes gestorben, bevor sie das Alter der Volljährigkeit, nämlich das zwanzigste Jahr, erreicht hatten. Darüber war die Bevölkerung in Trauer und Bestürzung; sie vermuthete, daß dabei grauenvolle Missethaten im Spiele seien; man erzählte auf den Straßen und in den Klöstern die Einzelnheiten, welche sich bei jeder dieser drei Mordthaten zugetragen hatten. Der eine sei erwürgt, der zweite von der Decke seines Schlafgemachs erschlagen, der dritte vergiftet worden. Allgemein wurde der Nominchan als Thäter

bezeichnet, d. h. der „Glaubenskönig". Er ist gleichsam Vicekönig, Premierminister, und leitet die weltlichen Geschäfte; er war gleichsam Vormund des unmündigen Dalaï Lama. Seine Stelle ist also einflußreich. Der damalige Inhaber stammte aus einer fürstlichen Familie in Sifan (Tangut), war sehr ehrgeizig und hatte die nicht weniger als fünfzehntausend Köpfe zählende Mönchsbevölkerung des Klosters Sera, das ganz in der Nähe von Hlassa liegt, durch Ertheilung von Privilegien und Geldspenden ganz für sich gewonnen. Diese Lamaarmee war also dem Nominchan völlig ergeben, und die übrigen Minister (es sind deren vier und sie heißen Kalons) konnten dem Verbrecher nichts anhaben. Die Mönche erklärten den Bösewicht, welcher drei Päpste ermordet hatte, für einen Heiligen ersten Ranges.

Die Minister und Kardinäle nahmen zur List ihre Zuflucht, und verständigten sich auch mit dem zweiten Papst, dem Pantschhen Rembudschi von Dschaschilumbo. Die Kardinäle bezeichneten einen Knaben als eventuellen Papst und der Nominchan bewies demselben scheinbar große Ehrfurcht. Die Feinde des Mörders schickten 1844 insgeheim eine Gesandtschaft nach Peking und ließen Eröffnungen am kaiserlichen Hofe machen. Dieser nahm sich der Sache an und fertigte einen klugen Diplomaten, den aus der Zeit des ersten englischen Opiumkrieges bekannten Ki schan, nach Hlassa ab. Dort verständigte sich dieser schlaue Mandschu mit den Gegnern des Nominchan, verhaftete denselben und nahm auch dessen nächste Vertraute gefangen. Um von denselben Geständnisse zu erlangen, ließ er ihnen lange Bambusnadeln unter die Fingernägel schlagen, denn „durch dieses Mittel wurde die Wahrheit vom Irrthum abgesondert und das Verfahren des Nominchan zu Tage gelegt". So lautet der chinesische Bericht. Der Nominchan sollte auf die Folter gebracht werden, gestand aber im Voraus sein Verbrechen ein: einen Papst habe er vergiftet, den zweiten erstickt, den dritten erwürgt.

Der Bericht ging nach Peking ab. Drei Monate später war ganz Hlassa in einer ungeheuern Aufregung, denn am Palast des Nominchan und in der Hauptstraße der Stadt war auf gelbem Papier ein mit einem Rande von geflügelten Drachen umgebenes Edict Seiner Majestät angeheftet. In demselben schilderte der Kaiser die Thaten des Verbrechers, welcher auf ewige Zeiten nach der Mandschurei verbannt wurde. Das war allerdings für einen dreifachen Mörder eine gelinde Strafe.

Aber die Mönche des Klosters Sera, welche ihren Privilegien und Geld spendenden Beschützer verloren, wurden grimmig und wüthend. Die geistliche Armee verließ Gebetbücher und Gebetmühlen und griff zu irdischen Waffen. Die wildgewordenen Bonzen stürmten nach der Hauptstadt; durch dichte Staubwolken tönte ihr Geschrei. Das Volk rief: „Die Lamas von Sera kommen!" und diese wälzten sich wie eine Lawine nach dem Palaste des chinesischen Diplomaten. „Nieder mit Ki schan, Tod den Chinesen!" war ihr Schlachtruf. Aber Ki schan hatte sich vorsichtig entfernt. Dann theilten die Bonzen sich in mehrere Haufen; es kam zum Blutvergießen und ein tibetanischer Staatsminister wurde in Stücke zerrissen. Das Gefängniß des Nominchan wurde erbrochen und die Bonzen wollten den Befreiten im Triumphe nach dem Kloster Sera tragen. Aber dessen weigerte er sich, weil dadurch seine Lage nur verschlimmert werden könne; er wolle dem kaiserlichen Erlaß Folge geben.

Als die Nacht hereinbrach, zogen dann die Mönche, welche selbst von ihrem bisherigen Beschützer nur mit Mühe beruhigt werden konnten, nach ihrem Kloster zurück, drohten jedoch, am folgenden Tage wieder zu kommen. Als sie diesen Plan verwirklichen wollten, wurden sie von tibetanischen und chinesischen Soldaten angegriffen und die Bläser der Meermuschel gaben das Zeichen zum Angriffe.

Da entfiel den geistlichen Ruhestörern der Muth. Sie warfen die Waffen weg, flüchteten in ihre Klosterzellen, holten die Gebetbücher wieder hervor und sangen bald nachher im Tempel wie gewöhnlich ihren Chorgesang, — als ob gar nichts vorgefallen wäre!

Die geographische Gruppirung der keltischen Völker.

Ein sehr gründlicher Gelehrter, Dr. H. Brandes in Leipzig, hat die Streitfrage über die alten Kelten in einem vortrefflichen Werke zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Dasselbe führt den Titel: „Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten. Leipzig 1857."

Die Kelten, ein im Alterthum weit über Europa verbreiteter mächtiger Völkerstamm, leben heute nur noch als Bruchstücke und Trümmer im äußersten Nordwesten Europas und sind auf wenige Millionen zusammengeschmolzen. Wir finden sie in Frankreich, den britischen Inseln, in der Schweiz, in Belgien, im südlichen Deutschland, vielleicht im nördlichen Spanien; sodann in Oberitalien und als Eroberer auch in Kleinasien (Galatien).

Unter den Gelehrten erhob sich die Frage: ob etwa Germanen und Kelten ein und dasselbe Volk seien? Manche verfochten diese Behauptung und führten als Beleg Sätze aus Schriftstellern des Alterthums an, in welchen germanische Stämme als keltische Leute bezeichnet werden.

Aber deutsche Gelehrte, z. B. auch J. Grimm, F. Bopp, Pott ꝛc. wiesen nach: daß Kelten und Germanen allerdings Zweige des großen indo-europäischen Völkerstammes, und wohl mit einander verwandt, aber nicht identisch seien.

Dagegen erhob sich Professor Holtzmann in Heidelberg. Er suchte 1855 in seinem Werke „Kelten und Germanen" folgende Behauptungen nachzuweisen.

1. Die jetzigen Kelten sind keine Nachkommen der alten Kelten, sondern der nichtkeltischen Briten des Alterthums.

2. Kelten und Germanen sind einerlei.

Die Frage galt wieder als eine offene; Holtzmann's Ansichten fanden da und dort Zustimmung; deshalb nahm Brandes die Untersuchung von Neuem auf und führte sie mit ebenso gediegener Gelehrsamkeit als lichtvoller Klarheit in dem oben genannten Werke zu Ende. Jüngst hat er in einer Sitzung des Vereins von Freunden der Erdkunde zu Leipzig die Ergebnisse seiner Forschungen vorgetragen und in dem Ersten Jahresberichte desselben dieselben veröffentlicht.

Er weist nach, daß die Briten allerdings von den Alten als Kelten anerkannt werden und daß die heutigen Kelten unbestreitbar Nachkommen der alten Kelten sind. Damit warf er Holtzmann's Hypothesen über den Haufen. Auch stellt sich als unwiderlegbar heraus, daß Germanen und Kelten, als besondere Völkerzweige, nebeneinander zu stellen sind; sie sind verwandt, aber nicht identisch.

Brandes faßt seine Forschungen in folgender Weise zusammen:

Die meisten Länder, welche ehemals von Kelten bewohnt gewesen, sind von germanischen und romanischen Völkern in Besitz genommen worden. Die Kelten theilen sich noch heute, wie schon im Alterthum, in zwei Hauptäste, deren Sprachen sich wesentlich dadurch unterscheiden, daß die des ältern *gadhelischen Astes* auf der Stufe der Gaumenlaute da stehen, wo der *jüngere kymrische* Ast Lippenlaute hat. Daß der *gadhelische* Ast der ältere sein müsse, ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß er am weitesten nordwestlich wohnt, also auf der nach Westen gehenden Wanderung der indoeuropäischen Völker in dieser Richtung die Spitze gebildet haben dürfte. Heutigen Tages gehören diesem Ast an die Sprachen der *eigentlichen Iren*, der *Gälen in Hochschottland* und der *Bewohner der Insel Man*. Schon in alten Zeiten scheinen sie durch die nachdrängenden *Kymren* fast genau auf dieselben Grenzen beschränkt worden zu sein, die sie jetzt noch inne haben. Bereits römische Schriftsteller unterscheiden auf der britischen Hauptinsel zwei verschiedene Bevölkerungen, unter denen die südlichere mit den Galliern des Festlandes als nahe verwandt charakterisirt wird: die Sprache dieses südlichen Gebietes müßte sich demnach durch Lippenlaute kennzeichnen, im Gegensatze zu den Gaumenlauten des Nordens; und es ist daher wohl zulässig, als *Sprachgrenze beider Aeste* — mindestens schon um 688 unserer Zeitrechnung — den *Severnswall* anzunehmen, in dessen nächster Nähe Nennius einen Ort erwähnt, den das nördlich angrenzende Volk Cenail, die Angeln dagegen Peneltun nannten. Tûn (Zaun) bezeichnet bei den Angelsachsen häufig ein kleines Oertchen oder Dörfchen; beseitigt man diese angelsächsische Anhängesilbe, so stehen einander Cenail und Penel gegenüber, also zwei für die beiden keltischen Sprachäste charakteristische Formen eines und desselben Ortsnamens, wie das an Sprachgrenzen nicht selten vorkommt.

Die *Gadhelen* haben den Stürmen der Zeit ungleich kräftigern Widerstand geleistet, als die im Alterthume weit zahlreicheren *Kymren*. Diese sind *jetzt auf Wales und die Bretagne beschränkt*, und auf englischem Boden läßt sich ihr allmäliges Zusammenschwinden einigermaßen historisch verfolgen. Noch in Shakespeare's Zeit sprach ein Theil des Volkes in Devonshire einen kymrischen Dialekt, und um 1768 lebte von den Kymren von Cornwallis nur noch eine Fischerfrau, Dolli Pentraeth, welche sich des ihr angestammten cornischen Dialektes zu bedienen verstand, der seitdem ebenfalls ausgestorben ist.

Die Sachsen, Jüten und Angeln drangen in Britannien von Osten nach Westen vor, so daß die schon stark romanisirten Kymren, welche sie vorfanden, entweder sich unterwarfen oder westwärts zurückwichen. Ein Theil ging damals nach Gallien hinüber; aber diese fanden dort eingeborene Stammverwandte, welche ebenfalls ihre Volksthümlichkeit im Kampfe gegen das Römerthum sich zum Theil erhalten hatten, am reinsten in der *Bretagne*, welche den eindringenden Römern und Germanen am entferntesten lag und den *kymrischen Galliern am längsten als Rückzugs- und Sammelpunkt gedient hatte*.

Es versteht sich von selbst, daß ein so zahlreiches, über so große Räume verbreitetes Volk, wie die Gallier, in größere und kleinere Massen gespalten erscheinen mußte; darauf wirken mit Nothwendigkeit die verschiedenartigen klimatischen und örtlichen Verhältnisse, so wie die mannigfaltigen Einflüsse ein, welche die verschiedenen Theile eines Volkes von Seiten verschiedener (friedlich oder gewaltsam eingreifender) Nationen erfahren. Schon vor Beginn der römischen Besitzergreifungen in Gallien hatten z. B. der Handelsbetrieb der Griechen im Süden und das allmälige Vordringen der Germanen im Norden als ändernde Momente auf die Gallier eingewirkt. Schon Cäsar bemerkte eine merkbare Ungleichartigkeit innerhalb des gallischen Volksthums, welche nicht etwa politischer, sondern entschieden *ethnographischer* Natur war. Sein ethnographisches System läßt sich so darstellen:

Britanni — Galli — Germani
Aquitani — Celtae — Belgae
Britanni Belgici — Galli in Germanici.

Daß die Südbriten den belgischen Galliern nahe verwandt waren, bezeugt er ausdrücklich, während er die ethnographische Stellung der Nordbriten dahingestellt sein läßt. (Caes. bell. Gall. V, 12.) Die Nordbriten trieben wenig Ackerbau, meist Viehzucht; die Südbriten bauten ihre Aecker, und bewohnten Häuser, welche den gallischen ähnlich waren u. s. w. In ganz ähnlicher Weise unterscheidet er die Gallier des Festlandes in Belgae, Aquitani und Celtae, die in Sprache, Staatseinrichtungen und Gesetzen von einander abwichen. Die echtesten und ungemischtesten Gallier waren offenbar die *Celtae*, welche vorzugsweise den Namen Galli von den Römern erhielten, und mit Nachbarvölkern am wenigsten in Berührung gekommen waren. Die *Aquitani* dagegen bildeten von gallischer Seite her den *Uebergang zu den benachbarten Iberern* auf der pyrenäischen Halbinsel, wo von iberischer Seite die *Keltiberer* diesen Uebergang vermittelten.

Die *Belgae* endlich wohnten im Norden Galliens und an der germanischen Grenze entlang, und aus Cäsar's verschiedenen Angaben ergiebt sich für sie eine dreifache ethnographische Gliederung: es gab einen Distrikt Belgium, das Gebiet echter Kelten jenes Namens, von wo aus die Besitznahme des südlichen Britannien erfolgt war, ferner eine Reihe von Gebieten, deren keltisch-belgische Bevölkerung germanische Zumischung erfahren hatte, ohne daß die Volksnamen dadurch alterirt worden wären, endlich am weitesten östlich einige Völkchen, die sich zu Belgien rechneten, in denen eine solche Zumischung aber in solchem Grade stattgefunden haben mochte, daß man sie geradezu Germani zu nennen pflegte. Gewicht darauf ist zu legen, daß diese belgischen Germanen am Niederrhein wohnten, — ein Beweis, daß der *Hauptstoß* der wandernden Germanen auf die ihnen vorausgehenden Kelten ebenda im Norden erfolgt sein mußte. Allem Anscheine nach besetzten die einwandernden Germanen den nördlichen Theil ihres jetzigen Vaterlandes zuerst, und noch Jahrhunderte nach dieser Einwanderung wohnten an der obern Donau Völker, welche man mindestens theilweise zu den Kelten zu zählen berechtigt ist. Der Eroberungszüge der Gallier nach Oberitalien und Galatien in Kleinasien ist oben gedacht worden.

Betrachtet man nun die *geographische Gruppirung der keltischen Völker*, und zieht dabei ihre relative Reinheit oder Gemischtheit mit anderen ethnographischen Elementen in Rechnung, so ist ein Rückschluß auf die vermuthliche Richtung ihrer Einwanderung wohl gestattet. Die *Einwanderung der Kelten* in Europa ging, wie die der übrigen europäischen Nordvölker, nördlich am Schwarzen Meere vorüber; von da scheinen sie an der Donau aufwärts gezogen zu sein, und noch im dritten Jahrhundert v. Chr. waren es wahrscheinlich solche Donaukelten, welche zum Theil Hellas in Schrecken setzten, zum Theil nach Kleinasien hinübergingen. Die *Keltenvölker in Süddeutschland*, deren noch Tacitus im J. 98 n. Chr. gedenkt, sind dann als sitzengebliebene Ueberreste der westwärts weiterziehenden keltischen Hauptmasse anzusehen. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß nachträglich, wie Cäsar berichtet, eine erobernde Schaar wieder von Gallien nach Germanien gezogen sein mag.

Fast alle kymrischen Kelten erlagen den Römern und wurden in Oberitalien völlig, im südlichen Gallien größtentheils, im nördlichen Gallien und im südlichen Britannien in geringerm Grade

romanisirt. Wo aber das Römerthum das keltische Volksthum nicht zerstört hatte, geschah es durch die erobernden Germanen, so daß die Kymren nur noch in unbedeutenden Resten fortleben.

Dattelpalmen und Datteln.

Wir können die Dattelpalme gewissermaßen als einen Baum des Arabers bezeichnen, denn er legt auf ihn mehr Gewicht als auf irgend einen andern. Es gilt für ein Verbrechen, ihn vor der Zeit zu fällen; der Islam schärft dieses Gebot ein, und als der Chalif Abu Bekr seine Feldherren auf Eroberung aussandte, schärfte er ihnen streng ein, die Fruchtbäume zu schonen. Ganz dieselbe Weisung hatte schon Moses seinen Israeliten gegeben.

Der Dattelbaum ist die Zierde der Oasen, über denen oft eine wunderbare Pracht und Frische liegt, und im Gegensatze zur Wüste gewinnen sie einen noch erhöhten Reiz. Unter den Datteln, welche etwa eine Klafter weit auseinanderstehen, wachsen Aprikosen, Pfirsiche, Granatbäume mit schönrothen Blüten, Orangen mit der goldgelben Frucht, die Henneh mit ihren rothen Kügelchen. Von einer Dattelpalme zur andern schlingen sich Rebengewinde; alle anbaufähigen Stellen tragen Mais oder Gerste, Klee und Tabak, und das Ganze bildet herrliche Gärten, welche bei den Arabern Beda heißen. Die Dörfer liegen gewöhnlich am Rande der Oase, damit kein fruchtbarer, der Bewässerung fähiger Fleck Erde unangebaut wäre. In solchen Datteloasen herrscht eine wunderbar reine Atmosphäre; die Wüste ist beinahe ohne allen Dunst; die Sonne gießt über die ganze Bodenfläche einen wunderbaren Glanz aus, Alles, wohin Licht fällt, spiegelt in wunderbarer Helle, und was im Schatten bleibt, hebt sich scharf ab und bildet auf der Oberfläche der Wüste eben so viele dunkle Gegenstände. Aber gerade dieser unvermittelte Gegensatz zwischen Licht und Schatten hat etwas Hartes, nimmt der Landschaft Anmuth und Harmonie. Befremdend großartig ist Alles, aber auch schroff und wild.

Doch wir wenden uns zum Dattelbaume, welcher das Brot für viele Millionen Menschen bildet und an den sich ein nicht geringes Stück Halbkultur knüpft. Seine geographische Verbreitung ist ungemein ausgedehnt; die Region reicht zu beiden Seiten des Wendekreises vom Atlantischen Ocean an der afrikanischen Küste bis zum untern Indus, zwischen dem 12. und 37. Grade nördlicher Breite. Auf dieser weiten Strecke ist der Dattelbaum den Landesbewohnern so nützlich wie der Bambus in Ostasien, wie die Kokospalme in der Aequatorialregion; er giebt dem Menschen Nahrung, Kleidung, Obdach und Hausgeräth. In Nordafrika bezeichnet man einen breiten Gürtel Landes, der sich von Marokko bis an den Nil zieht, als das Dattelland, Belad el Dscherid. Dasselbe umfaßt namentlich die Oasen Tafilelt, Wargla, Tuggurt, Nefta, jene in Tripolis, sodann Siwah und Audschila. Oestlich vom Rothen Meere gedeihen die Datteln in Arabien und jene von Medina sind hochberühmt; sie werden mit jenen verglichen, welche im südlichen Tunesien wachsen.

Wir sagten eben, wie mannigfach der Dattelbaum benutzt werde. Die Blattstiele, Dscherid, benutzt der Mensch zu Latten, zur Verfertigung von Fenstern, Thüren und Sitzen; aus den Fasern bereitet er Stricke und grobes Zeug zu Säcken; aus den Blättern, Saf, macht er Besen, Matten, Kissen, Fächer, Körbchen, Kopfbedeckungen, Eimer; die Blüten des männlichen Baumes genießt man, als Reizmittel, mit Citronensaft; die Hülle der Blüte, Kemamim, wird als Arznei benutzt, das netzartige Gewebe über den Wurzeln, Lifa, liefert Stoff zu Stricken und zum Ausstopfen der Kameelsättel; man verflicht dasselbe mit Kameelhaaren und es liefert dann ein Zeug zur Zeltbedeckung; auch bereitet man aus der Lifa Lunten zum Abfeuern der Luntengewehre. Der frische Saft, el Ma, ist süß und heißt Dattelmilch; gegohren giebt er den Dattelwein und abgezogen den Dattelbranntwein. Aus dem Holze macht man Dachbalken, Bretter, Pfähle, Thürpfosten, Barken, Ackergeräth, Röhren zur Wasserleitung und noch mancherlei Hausgeräth.

Der Leser wird begreifen, daß ein so nützlicher Baum von den Menschen hochgeschätzt wird; ohnehin bildet die Dattel eine wichtige Handelswaare.

Im Allgemeinen überschreitet die Dattel nicht gern den 33. Grad nördlicher Breite; doch ist sie durch die Araber nach einzelnen Gegenden Spaniens und des europäischen Mittelmeergestades verpflanzt worden, ferner nach dem portugiesischen Algarve. Auch Sicilien, Syrien und einige Striche Kleinasiens haben Dattelbäume; es ist aber schwer, genau zu bestimmen, bis wie weit nach Norden hin die Früchte reif werden.

Die Römer hielten anfangs Palästina für die Heimat der Datteln, aber dort wird die Frucht nicht reif (z. B. an der Küste nicht einmal bei Jaffa). Als sie das Land bezwungen hatten, stellten sie das eroberte Judäa als ein trauerndes Weib dar, das unter einem Palmbaume sitzt. Aber am Nil, am Euphrat und Tigris sahen die Legionen doch ganz andere, doppelt so hohe Dattelbäume. Die Frucht will hoch über der Erde stehen, verlangt viel Sonne und freie Luft. Erst ist sie grün, dann wird sie bernsteingelb, nachher goldgelb oder karmoisinroth; sie ist gleichsam ein von der Sonne gebackenes Brot, das auf die Erde herabfällt und ohne Mühe eingesammelt wird. Im Oktober oder November findet die Ernte statt; ein Mann steigt auf den Baum und wirft die Früchte auf die unten ausgebreiteten Matten herab, wo man sie aufsammelt. Die frische Dattel gilt für die beste; die trockene wird ausgekernt, eine Zeitlang der Sonne ausgesetzt und läßt sich dann sehr gut aufbewahren. Sie schwitzt einen Theil ihres reichen Zuckergehaltes aus, den Dattelhonig. Die getrockneten Früchte benutzt man zu allerlei Teig und Gebäck; mit Mehl durchknetet, geben sie ein gesundes, wohlschmeckendes Brot, Bsissa.

Diese Bsissa ist für den Reisenden in der Wüste, was der aus Büffelfleisch bereitete Pemmican für die nordamerikanischen Pelzländer, denn in gepreßtem Zustande hält sich dieses Nahrungsmittel wohl zehn oder zwölf Jahre lang, und die Karawanen haben von demselben stets Vorrath bei sich. Die Bereitung erfordert keine Schwierigkeiten; man bürstet jede Dattel mit einem kleinen Besen rein, damit kein Sand haften bleibe, macht mit einem scharfen Stein oder Messer einen Einschnitt, nimmt den Kern heraus, wirft die Früchte in ein viereckiges Holzgefäß, legt ein Brett darüber, belastet dieses mit Steinen, und durch das Pressen entsteht dann der Dattelbrotkuchen.

Im Spätherbst, zur Erntezeit, herrscht drei Monate lang ein reges, frohes Leben überall, wo Datteln stehen. In oder neben den Hainen entstehen Zeltdörfer, die Kinder namentlich essen sich rund und dick, und der Reisende sieht, wie sie, nach reichlicher Mahlzeit, gruppenweis im Schatten liegen und schlafen; der edle Baum, welcher Kühlung gewährt, rauscht ihnen zu Häupten, und dann und wann fällt durch die vom Luftzuge bewegten Blätter ein Sonnenstrahl auf diese kleinen Araber, welche, mit ihren bunten Lumpen bekleidet und die rothe Kappe auf dem Kopfe, ein malerisches Bild gewähren.

Im arabischen Nedschd trifft der Reisende dann und wann auf salzige Pfützen oder Wasserläufe, welche durch die sandige Fläche

oder gewundene Thalniederungen ziehen. Dort findet er sicherlich Palmengruppen, weil diese Bäume salzgeschwängerten Boden lieben. Auf solchen Stellen werden sie sehr hoch und geben treffliche Frucht. Gerade in so öden Gegenden gewährt die Dattel eine hohe Wohlthat. Wenn man bei einer geradezu feurigen Atmosphäre, manchmal in einer Hitze von 170 Grad F., gewandert ist, und gelangt an einen Palmenwald, so scheint es dem Menschen, als wäre er in's Paradies versetzt. Er lebt wieder auf, kann frei athmen; die Kühle giebt ihm neue Kraft und er bekommt wieder Neigung etwas zu essen. Das Kameel kniet sofort im Schatten nieder und giebt sein Wohlbehagen durch tiefes Grunzen zu erkennen. Vielleicht trifft es sich, daß Datteln auf dem grünbewachsenen Boden liegen und Labung gewähren. Jetzt wird der kleine tragbare Herd, der nur zehn Zoll hoch und sechs Zoll breit ist, hervorgezogen und über ein Feuer aus Mimosenholz gestellt; bald siedet das Wasser und der würzige Kaffee verbreitet seinen belebenden Duft. Man schlürft ihn mit Wonne ein, genießt etwas Brot und Datteln. Das ist ein bescheidenes, aber gesundes Mahl, wie es für die Wüste paßt. Nachdem man sich gesättigt, streckt man sich unter der Dattelpalme behaglich aus, raucht Dscheblitabak, ächtes Kraut vom Libanon, und fühlt sich unaussprechlich wohl. Bald aber wandelt uns der Schlummer an, unsere Augenlider fallen zu, das Pfeifenrohr entgleitet der Hand, und während eines erquickenden Schlafes gaukelt uns ein Traum Bilder aus der nordischen Heimat vor.

Doch wir überspringen Arabien und wenden uns nach dem Mündungsstrome des Euphrat und Tigris, dem Schat el Arab, der sein Wasser in den Persischen Meerbusen wälzt. Je näher dem Ocean zu, um so weiter weichen die Ufer des Stromes zurück. Auf der Seite zur Rechten gewahren wir ausgedehnte Schlammflächen, ein Erzeugniß des Westwindes, der in jener Gegend vorherrscht und unabläßig gewaltige Staubwolken in's Meer jagt. Dieser Staub wird allmälig das Meer und den ganzen Golf ausfüllen; nur der Schat el Arab wird übrig bleiben und die Niederung durchströmen, wie der Nil sein Deltaland. War doch auch das untere Nilthal einst ein Golf des Mittelländischen Meeres, und wir sehen die deutlichen Anzeichen dafür jetzt einhundert deutsche Meilen oberhalb der heutigen Küste. Wie viele Jahrtausende mögen verflossen sein, seitdem das Salzwasser aus der Gegend zurückgewichen ist, wo wir heute die Ruinen von Theben finden! Nach eben so vielen Jahrtausenden wird der Persische Meerbusen ein grünes Thal bilden, übersäet mit Städten und Dörfern und Hainen von Dattelpalmen. Am Rande dieses Golfes gedeihen diese überall bis nach Maskat in Ostarabien.

Der Baum ist ungemein malerisch, weit mehr als die Abbildungen glauben machen; denn auf den Gemälden fehlt das Leben, der Duft, der Orient. Die junge Dattelpalme wächst ähnlich wie eine Aloe aus dem Boden hervor und ist dicht mit Blättern bewachsen, die nahe über der Wurzel lang sind und höher hinauf kürzer werden, so daß der junge Baum wie ein Obelisk aussieht. Ein Hain junger Dattelpalmen, die noch nicht beschnitten worden sind, also etwa im sechsten oder siebenten Jahre, sieht geradezu reizend aus. Dann aber werden die unteren Blätter entfernt; der Stamm schießt nun rasch in die Höhe und gipfelt in einem Alter von fünfzig Jahren bis 120 Fuß. Dann ist er in seiner Vollkraft, bewahrt sich diese noch ein Jahrhundert lang, fängt nachher an weniger Früchte zu tragen; wenn er aber zweihundert Jahre lang die Hitze ertragen hat, wird er zwar unfruchtbar, aber er stirbt noch nicht ab. Er ist immer noch ein schöner Baum, der das Auge erfreut. Sein Tod erfolgt erst, wenn er sechshundert Jahre alt ist; in Indien soll es aber tausendjährige Dattelpalmen geben. So sagen Viele; wir aber schenken den Angaben eines sorgfältigen Beobachters, des Grafen d'Escayrac, Glauben. Er bemerkt in seinen Schilderungen, welche sich auf das Belad el Dscherid beziehen: „Die Dattelpalme kann 200 bis 250 Jahre erreichen; doch sieht man nur selten Bäume, die über 80 Jahre alt sind. Wenn sie absterben wollen oder sollen, zapft man ihnen im Frühjahr unterhalb der Blätter am Stamme an drei Stellen den Saft ab und fängt diesen in Gefäßen auf, die an jedem Morgen geleert werden. Dieses Abzapfen kann etwa drei Monate lang fortgesetzt werden. Man nennt im Dattellande diese Flüssigkeit Lagmi und ihr Geschmack ähnelt der Kokosmilch oder auch dem Palmwein, und in den Oasen wird eine große Menge davon verbraucht; an jedem Morgen wird er von Kindern feilgeboten, sie rufen: Lagmi mlihah ia Lakmi! Nach 24 Stunden geht er in Gährung über."

Die Araber, ein Volk, das poetischen Ausdruck liebt, haben viele Gleichnisse, welche sich auf die Dattelpalme beziehen. Da sitzt der Beduine auf einem altersgrauen Stamme, welchen der Wind zu Boden geworfen hat; er stellt Betrachtungen an und vergleicht ihn mit dem Schicksale des großen arabischen Volkes. Einst war dasselbe ein Schrecken der Welt; bald nach dem Ableben des Propheten stürmten die Chalifen mit dem Schwerte des Glaubens bewaffnet weit und breit über die Länder hin, eroberten große Reiche, erwarben hohen Ruhm, und was ist übrig geblieben? Der Araber füttert sein Kameel, verkauft Datteln und die ungläubigen Männer aus dem Abendlande sind vorgedrungen bis in die Nähe von Mohammed's Grab!

Es giebt mehr als sechszig verschiedene Arten des Dattelbaums, deren Früchte in Bezug auf ihre Gestalt sehr wesentlich von einander abweichen. Bei manchen Arten ist sie länglich oder abgerundet, oval, walzenförmig ꝛc. Die guten Datteln sind durchsichtig; die ägyptischen, mit Ausnahme der langen gelblichen Art von Rosette, werden genossen, wenn sie roth sind. Insgemein hat die Dattel die Gestalt ihres Kerns, nach welchem man auf jene der Frucht schließen kann.

Die vorzüglichste Art des Dattelbaums ist der Degleh, welchen man in Belad el Dscherid baut; er wird bis zu achtzig Fuß hoch, trägt sehr reichlich und hat acht bis zehn Fruchtbüschel, deren jeder zwölf bis zwanzig Pfund schwer wird. Nicht minder ausgezeichnet ist die Monachir, welche aber nicht häufig ist und im Handel gar nicht vorkommt; sie wächst in den Oasen Nefta und Tozer, und was an Früchten gewonnen wird, geht nach Tunis an den Hof des Beys. Auch die Datteln von Tafilelt haben einen guten Ruf; die nubischen sind nicht so gut. Im Nillande zwischen Wady Halfa und Chartum sollen etwa eine Million Dattelpalmen stehen.

Die Dattel giebt nur Früchte, wo sie bewässert wird; da wo sie an dürren Orten steht, ist sicherlich einmal ein Wasserplatz gewesen. In Aegypten widmet man ihr nicht die gehörige Sorgfalt, weil man es an Bewässerung fehlen läßt; dagegen ist sie in Belad el Dscherid Gegenstand einer äußerst sorgfältigen Pflege. Man pflanzt die Bäume rautenförmig und führt ihnen an jedem Morgen das nöthige Wasser zu. Die Dattelpalme wird mehr aus Setzreisern als aus Samen gezogen. Der junge Baum, wenn weiblichen Geschlechts, giebt schon nach fünf Jahren die ersten Früchte; man hindert aber, um ihn nicht anzustrengen, die rasche Entwickelung.

In den Ländern, wo Datteln in Menge wachsen, wird der Erwerb der Leibesnahrung den Menschen eben so leicht, wie in Gegenden, wo sie vorzugsweise von Bananen und Kokosnüssen leben. Dort fehlt der Anreiz zum Fleiß und zur Arbeit, diesen Grundlagen einer höhern Gesittung, und die Dattelländer sind deshalb im Allgemeinen nicht über eine Halbcivilisation hinausgekommen.

Kleine Nachrichten.

Australische Entdeckungsreisende. Berichte aus Adelaide in Südaustralien melden, daß während der Weihnachtstage dort die in letzter Zeit so oft genannten Reisenden Howitt, Mac Kinlay und Stuart beisammen waren. Howitt hatte die Knochen von Burke und Wills in zwei Säcken bei sich und wollte dieselben nach Melbourne bringen. So hatte die Regierung der Kolonie Victoria befohlen! Die Ueberreste der verschmachteten Entdecker sollten in großem Schaugepränge, das man ihnen zu Ehren veranstalten wollte, durch die Straßen von Melbourne getragen und in dieser Stadt beigesetzt werden. Man wird ihnen ein Denkmal setzen.

Stuart, ein Hauptbahnbrecher für australische Entdeckungen, hat das ganze Festland bis zum Van-Diemens-Golf durchwandert. Dieser bespült einen Theil des Arnhems-Landes in Nordaustralien, 130 und 131° Ö. L. Stuart erreichte dort das Meer an einer Stelle, die 30 Miles östlich vom Kap Hotham liegt. Er hatte sechs Wochen nöthig, um sich mit seinem Leuten durch das dichte Gebüsch zu arbeiten, vor welchem er im November 1861 umkehren mußte. Im Norden desselben fand er schöne Flüsse und hübsches Land, das er für Ackerbau und Viehzucht geeignet hält; auch meint er, daß man dort Gold finden werde, denn darauf deutete Manches hin. Die Strecke gen Osten vom Van-Diemens-Golf bis zum Carpentaria-Golf legte er allein zurück; die Anstrengungen haben ihn aber so mitgenommen und erschöpft, daß er längere Zeit der Ruhe pflegen muß, um sich wieder zu erholen.

Die Kolonisten wissen die Verdienste der Reisenden zu würdigen. Landsborough ist in Melbourne mit einem werthvollen Silberservice beschenkt worden; das Parlament von Süd-Australien hat für Mac Kinlay eine Ehrensumme von tausend Pfund Sterling bewilligt, weil er mit Erfolg die Reise vom Golf St. Vincent im Süden bis zum Carpentaria-Busen im Norden glücklich zurückgelegt habe.

Die geographische Gesellschaft in London hat den Vorzug, daß sich ihr Sitz in der größten Weltstadt befindet, wo allezeit Leute aus allen Erdtheilen versammelt sind. In ihren Sitzungen findet man immer interessante Gäste und berühmte Reisende. In der Versammlung vom Februar waren unter anderen gegenwärtig: Der persische Gesandte Mirza Dschaffer Chan und ein anderer Orientale, Herr Mahmud Chan; der berühmte Hydrograph Kapitän Maury, welchem wir die von Professor Böttger in Dessau vortrefflich bearbeitete Physische Geographie des Meeres und die Sailing-Directions verdanken; Dr. Colenso, Bischof aus Natal in Südostafrika, gegen welchen jetzt die anglikanischen Orthodoxen Sturm laufen, weil er den Maßstab der Kritik an den Pentateuch gelegt hat; die Nordpolfahrer Back und Collinson; General Rawlinson, welcher sich seit vielen Jahren bemüht, die Keilschrift zu erläutern; Oberlieutenant Waugh, bekannt durch seine Vermessungen im Himalaya; der Löwentödter Gerard, Kapitän Pim; der ehemalige Konsul in Mosambik, Lyons Mac Leod, und unser Landsmann Barthold Seemann. Den Vorsitz führte Roderich Murchison. Er bemerkte, daß die Nachricht von Petherick's Tode noch nicht beglaubigt sei, und der Reisende vielleicht in einer der am obern Weißen Nil zerstreut liegenden Elfenbeinstationen eine Zuflucht gefunden habe. Aus einem Briefe Baker's, datirt Chartum den 12. December 1862, ergiebt sich, daß über Petherick keine zuverlässige Nachricht in jener Stadt eingetroffen war. — Eine Mittheilung von Dr. Baikie über die Länder am Niger wurde von dem ausgezeichneten südafrikanischen Reisenden Galton vorgelesen; Baikie empfiehlt die Gründung einer Handelsfaktorei am Einflusse des Tschadda in den Niger, gegen deren Zweckmäßigkeit der alte Crawfurd Einwendungen machte. — Am Schlusse wünschte Murchison dem Löwentödter, welcher nun seine gefährliche Wanderung nach Innerafrika angetreten hat, eine glückliche Reise.

Ludwig Krapf in Ostafrika. Unser Landsmann scheint den Plan aufgegeben zu haben, von der Ostküste bei Mombas nach dem Innern Afrikas bis Abessinien vorzudringen. Er ist wieder in Europa; ein aus Kornthal in Würtemberg vom 6. Januar 1863 datirter Brief ist in der Londoner Missionsgesellschaft vorgelesen worden. Wir erfahren daraus, daß Krapf in Kisuludini den Missionar Rebmann bei der Arbeit traf. Er unterrichtete eine „geringe Anzahl“ von Wanikas, um sie für die Taufe vorzubereiten. Krapf meinte, daß gegenwärtig bei den Wanika mehr auszurichten sei als früher. Wir hätten, sagt er, Hunderte und Tausende für alle Arten von Handarbeit haben können. Es hat sich Vieles seit 1839, wo ich sie zuerst besuchte, verändert. Die räuberischen Mafaïs haben den Wanika die Heerden genommen, und während der letztverflossenen drei Jahre sind sie von Hungersnoth heimgesucht worden. Gegenwärtig verlangen sie nicht mehr Geschenke, sondern Arbeit, und jeder europäische Lehrer kann sicher sein, mit offenen Armen aufgenommen zu werden. —

Man kann fragen: weshalb die Wanika erst Arbeit von Fremden verlangen und nicht für sich selber arbeiten? Es wird ja nichts sie hindern, dem Boden so viel abzugewinnen, wie sie gebrauchen und noch viel mehr, wenn sie fleißig sein wollen.

Deutsche Ansiedler an der Moskitoküste in Central-Amerika. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl unserer Landsleute hat, wegen des zerrüttenden Bürgerkrieges, den Vereinigten Staaten den Rücken gekehrt. Manche sind nach Canada gegangen, andere nach Costa Rica, einige auch nach der sogenannten Moskitoküste, welche zum Staate Nicaragua gehört. Sie befinden sich also in derselben Gegend, in welcher vor etwa sechszehn Jahren eine Berliner Kolonisationsgesellschaft, der allerdings jeder praktische Verstand abging, kläglich scheiterte.

Ueber die gegenwärtige Lage der Ansiedler finden wir ein Schreiben in der Neu-Yorker Staatszeitung aus Bluefields vom 10. December 1862. Die Bemerkung, daß die Fiebererscheinungen eine Folge des Umbrechens der Erde auf Waldlichtungen sei, ist ohne allen Zweifel richtig.

Der Ansiedler schreibt: — Wir haben hier in den letzten Monaten schlimme Zeiten durchgemacht — schlimm, wegen der vielen Krankheitsfälle. Fieber, die leicht bösartig wurden, indem sie einen typhösen Charakter annahmen, waren an der Tagesordnung. Es ist nicht anzunehmen, daß Akklimatisation Ursache des Krankseins war, denn die meisten Deutschen hatten schon ein Jahr am Rio Grande zugebracht; auch blieben die älteren farbigen Einwohner keineswegs verschont, sondern fast in jedem Hause waren Kranke zu finden. Trotzdem sind nur zwei Todesfälle vorgekommen: eine deutsche Frau und ein Eingeborener starben.

Da Bluefields den Ruf hat, der gesundeste Platz an der Küste zu sein, so ist es nur um so wahrscheinlicher, daß diese ungewöhnliche Kränklichkeit durch das Niederschlagen großer Strecken Urwaldes verursacht wurde. Ich erinnere mich dabei, daß in Friedrichsburg, einem der gesundesten Plätze in West-Texas, im ersten Jahre der Ansiedelung die Leute so sehr von Krankheiten befallen wurden, daß man die Leichen in Decken gewickelt oder in Säcke gesteckt auf den Todtenkarren warf. Auch dort wirkten die nämlichen Ursachen, die Miasmen, welche dem niedergehauenen Wald entstiegen, und der Mangel an geeigneten Lebensmitteln. Es kam zu der anhaltenden Kränklichkeit noch ein anderer Umstand, welcher die deutschen Ansiedler in Bluefields muthlos machte, nämlich die Vernichtung ihrer Feldfrüchte durch Vieh, das die gemeinschaftliche Fenz durchbrach. Es half nichts, daß dem Hauptfenzbrecher, einer Kuh, die Augen bedeckt wurden, sie brach dennoch durch, und hatte sie die Bresche einmal eröffnet, so fehlte es ihr natürlich nicht an Nachfolgern. Der Eigenthümer hat jetzt endlich den dringenden Vorstellungen der Betheiligten (d. h. Benachtheiligten) sowie des Magistrats in soweit nachgegeben, daß er seine Kuh zu Weihnachten schlachten will. Da er ein armer Mann ist, kann er den Schaden nicht ersetzen.

Soviel über die Ursachen der allgemeinen Muthlosigkeit.

Die Ankunft neuer Ansiedler aus Californien hat den Entmuthigten jetzt frischen Muth eingeflößt. Diese Leutchen ließen sich durch nichts irre machen, bauten sich auf ihrem Platze gleich ein Haus und machten sich frisch an die Arbeit. Da sie geklärtes Land kaufen konnten, so waren sie der schweren und zeitraubenden Arbeit des Waldklärens überhoben und konnten sogleich an's Graben und Bepflanzen gehen.

Bisher war nur ein einziges Haus auf dem von den Deutschen bearbeiteten Land errichtet; jetzt wollen sich die Meisten auf ihren Theil ein Haus setzen, indem sie den Vortheil erkennen, welchen eine beständige Beaufsichtigung des Landes, sowie die Gelegenheit, jedes trockene Stündchen und Viertelstündchen während eines Regentages zum Pflanzen zu benutzen, gewährt.

Die Aussicht, daß mehr Deutsche hierher kommen werden, spornt Alle zu neuer Thätigkeit an, denn mit den Negern und Mulatten (hier Kreolen genannt) ist nichts aufzustellen, sie lieben die Trägheit und den alten Schlendrian zu sehr.

Diejenigen Deutschen, welche von hier aus an den St. Juanfluß gingen, arbeiten dort noch für die Transit-Kompagnie. Daß zwei derselben gestorben sind, ist bei den Strapazen, welchen sie ausgesetzt waren, nicht zu verwundern. Da gegenwärtig der Tagelohn von der Kompagnie auf 1¼ Dollar ohne Beköstigung herabgesetzt worden ist, so haben einige Arbeiter in Greytown den Vorschlag des Herrn Wolf, frühern Mayors der Stadt, angenommen, sich in der Nähe seiner Plantage auf der Costaricaseite des Flusses niederzulassen. Wie ich höre, hat dieser Herr jedem Deutschen, der auf seiner Plantage Arbeit annehmen will, 20 Dollars per Monat geboten.

Die Nicaragua Transit-Kompagnie muß ihre Transportmittel noch nicht in gehörigen Stand gesetzt haben, denn die Passagiere mußten über den Isthmus, zwischen Del Sur und Virgin-Bay, theils auf Eseln reiten, theils zu Fuße gehen, da keine Wagen vorhanden waren. Ferner erwies sich das Dampfboot auf dem Fluß als unlenksam, weshalb die Maschinerie jetzt herausgenommen und einer Reparatur unterworfen wurde.

Eine Hauptschwierigkeit, die sich auf dieser Route darbietet, sind die Fälle des St. Juan, welche bei trockener Jahreszeit vom Dampfboot nicht passirt werden können, wodurch dann ein Umladen aller Effekten nöthig wird; Verlust von Zeit und Sachen ist aber die gewöhnliche Folge vielen Umladens. Hoffen wir, daß auch dies Hinderniß mit der Zeit durch menschliche Energie überwunden wird.

Bedeutung der Centralprovinzen Ostindiens. Ueber diese hat der oberste Verwaltungsbeamte, Temple, welcher sich die Hebung der ihm anvertrauten Gebiete eifrig angelegen sein läßt, einen sehr eingehenden Bericht erstattet; er äußert darin Folgendes:

Die Centralprovinzen sind die zweitbesten Baumwollfelder in Indien und werden fortwährend an Wichtigkeit zunehmen. Zur Hebung derselben wird die Schifffahrt auf dem Godavery eröffnet und eine Zweigbahn des von Bombay auslaufenden großen Peninsular-Schienenwegs binnen Jahresfrist bis zur Stadt Nagpur fortgeführt sein. Stellt man ein gleichseitiges Dreieck, mit einer Basis von 550 engl. Meilen von Ost nach West, in die Mitte einer Karte von Indien, so wird das ungefähr den Umfang dieser Provinzen darstellen. Mit einem Flächenraume von 150,000 engl. Q.-Meilen wird ihre Bevölkerung zu 9 Millionen Seelen geschätzt. Die im Süden der Nerbadda von Osten nach Westen streichenden Satpura-Berge scheiden das Land in zwei fast gleiche Hälften; die Gebirgs- und Waldbezirke sind reich an Eisen und Kohlen, wie in älteren Zeiten auch an Diamanten, und die darunter liegenden Ebenen sind das große Baumwollenland, das zum Theil der Godavery bewässert. Diese Provinzen, Gebirg und Ebene, sind so ziemlich in dem alten Gondwana enthalten. Die Gond waren gewiß in vorgeschichtlicher Zeit der schönste und mächtigste von den eingeborenen Stämmen Indiens. Große Architekturtrümmer zeugen noch für den Glanz ihrer Dynastien und die Größe der Hauptstädte ihrer vier Königreiche — Mandala, Deoghur, Kherla und Tschanda. In dem Maß als die (arischen) Hindu sich über die Halbinsel verbreiteten, zogen sich die Gond-Häuptlinge in die Gebirge zurück, und das Volk entartete zu Wilden, welche Menschenopfer darbrachten, während ihre Häuptlinge sich etwas darauf zu gut thun, durch Heirath mit ihren arischen Besiegern einiges Radschputenblut in ihre Adern zu bekommen. Die Mohammedaner folgten und machten Nagpur zu einer Dependenz ihres großen Vicekönigreichs Dekhan, und als das Mogulreich mit Aurengzeb's Tod im Jahre 1707 zusammenbrach, wurde Centralindien von Maharatten und Pindaris überzogen. Das Maharattenhaus Sindia nahm Sâgor, das Haus Bhonsla Nagpur als seinen Theil. Die Abkömmlinge der mohammedanischen Gondfürsten von Deoghur und der Hindufürsten von Tschanda existiren noch als britische Staatspensionäre, aber von den zwei anderen Gondkönigreichen sind alle Spuren verwischt. Die Bhonslafamilie besaß Berar so gut wie Nagpur, aber nach dem großen Maharattenkriege von 1803 gaben wir jene schöne Provinz dem Nizam von Heyderabad, und jetzt verwalten wir sie wieder als Unterpfand für die Bezahlung seines Militärkontingents.

Der Bericht schildert weiter das in Centralindien bestehende eigenthümliche Grundbesitzsystem. Es giebt da keine Dorfschaften, welche, als solche, Feld zusammenpachten und den Bodenzins direkt an den Staat entrichten, sondern es giebt nur einzelne Zemindare, mit denen der Staat, als der allgemeine Grundherr, einen Pachtvertrag abschließt, und an welchen dann die Bauern als deren Kleinpächter zinsen. Temple meint: das sei ein für die Zukunft günstiges Verhältniß, indem damit der Kern einer gebildetern Menschenklasse gegeben sei, woran es in jenen asiatischen Ländern regelmäßig so sehr fehle. Uebrigens ist nur etwa ein Siebentel des Landes angebaut, und der Grundzins beträgt durchschnittlich nicht über 1 Shilling per Morgen; doch der für Baumwollenland betrug für voriges Jahr 1½ bis 6 Shilling. Von der Führung der Eisenbahn durch das Land, mit entsprechenden Seitenwegen, der Schiffbarmachung des Godavery, der Hebung des Bewässerungssystems u. s. w. wird aber schon binnen wenigen Jahren eine völlige Umwälzung der dortigen Verhältnisse, und besonders für das fruchtbare Nagpur eine große Entwickelung erwartet. Bis jetzt erträgt diese Provinz ihre Verwaltungskosten noch nicht, da namentlich auf die dortigen Militärverhältnisse 380,000 Pf. St. jährlich verwendet werden, indem es von den zwei politisch gefährlichsten Klassen Indiens, den Mohammedanern und Maharatten des Dekhan, umgeben ist, unter denen Nana Sahib's Agenten fortwährend zu wühlen suchen. Auf Straßenbau werden dort in diesem Jahre 220,000 Pf. Sterl. oder ein Viertel des Provinzialeinkommens verwendet. Wenn erst die Peninsular-Eisenbahn fertig gebaut ist, werden 365 englische Meilen derselben durch die Centralprovinzen führen, und es ist im Plane, dann die nach Calcutta bestimmten europäischen Postfelleisen auf derselben von Bombay aus dahin zu befördern, und umgekehrt. —

Die beiden jetzt in Baumwollenkultur befindlichen Landstriche sind das Thal des Godavery und seiner Zuflüsse, und die vom Mahanaddi bewässerte Hochebene von Tschattisghur. In jenem waren 1861 281,214 englische Morgen mit Baumwolle bestellt und lieferten 19,361,388 Pfund Ertrag. Der Ertrag des andern Bezirks ist zu 36,750,000 Pfund Baumwolle veranschlagt, welche Schätzung Temple jedoch zu hoch findet. Hingunghat im Süden war bisher der große Baumwollenmarkt, mit dem aber Arvî im Norden und Deolî in der Mitte des Landes zu rivalisiren angefangen haben. . . Die hohen Preise, die jetzt für indische Baumwolle gezahlt werden, haben im Süden die nämliche Wirkung geäußert wie im Nordwesten: in Masulipatam (auf der Ostküste von Madras) waren Ende Septembers vorigen Jahres 74,229 Morgen mit Baumwolle bepflanzt, gegen 47,733 Morgen im Jahre 1861. Aber die eingeborenen Kattunweber sind, in Folge der starken Ausfuhr des Rohstoffs bei starker Einfuhr von Stückgut aus England, übel daran, und viele derselben haben die Webstühle verlassen, um Beschäftigung beim Eisenbahnbau zu suchen. Ein anderes sonderbares Ergebniß der Baumwollenkrisis ist, daß, während in einem Bezirke so viel Boden der Baumwollkultur zugewandt wurde, die Cerealien im Preise stiegen, was dann die Bewohner eines andern Bezirks veranlaßt hat, ihre bisherigen Baumwollfelder mit Korn zu besäen. In Folge dessen hat sich z. B. in Coimbator, am Fuße der Nilagheris oder Blauen Berge, das mit Baumwolle bestellte Feld von 43,640 auf 7169 Morgen vermindert.

Deutsche Weihnachtsfeier in Californien. Unsere am Stillen Weltmeere wohnenden Landsleute haben, gleich jenen in Australien, die Weihnachtsfeier sich bewahrt, und Alt wie Jung erfreuen sich an den von Lichtern strahlenden, mit allerlei Siebensachen behängten grünen Zweigen. An herrlichen Weihnachtsbäumen fehlt es nicht; auf dem Christmarkte zu San Francisco waren sie in reicher Auswahl vorhanden und zwar in mehr als dreißig Arten von immergrünen Nadelhölzern. Ein deutsches Blatt, der „San Francisco Demokrat", schreibt in einer gemüthlichen Anwandlung: „Froher Lärm durchzieht unsere Straßen; ein ganzer Wald von Tannen scheint über Nacht aufgeschossen zu sein, unsere milde Sonne fällt warm und hell auf die fröhliche Menschenmasse, Kinder ziehen lärmend mit Trommeln und Pfeifen daher. Und über alle breitet ein stiller Frieden seine segensreichen Schwingen, der Segen unseres überreichen Landes drückt sich in jeder Miene aus und verkündet, daß Ruhe und Frieden wenigstens ein stilles Plätzchen auf diesem Erdenrund, an den fernen Ufern des Großen Oceans, des Pacific, gefunden habe. Nicht düstere Tannen blos, die im kalten Vaterland allein das Grün des Winters bilden, machen unsere Stadt zum grünen Walde. Jener Segen der Natur, welcher unser Land aus seinem reichsten Füllhorn überschüttet, läßt einen Wald von Tannen, Cypressen und Lorbeer um uns aufschießen, der Mammuthbaum breitet stolz seine Aeste neben der Monterey-Cypresse, dem Rothholz, dem Lebensbaume, dem grünen Lorbeer mit seinen rothen Beeren, den immergrünen Eichen, und zwischen ihnen strecken schon Rosen ihre Knospen hervor; hier fürchten sie nicht Schnee und Eis, wie in Europa um diese Jahreszeit."

Leichenbegängniß eines Radscha in Ostindien. Dann und wann kommt jetzt ein indischer Fürst nach Europa, um die Wunderwerke unsers Erdtheils kennen zu lernen. Zu diesen wißbegierigen Hindus gehörte Nurindher Sing Bahadur, Radscha von Pattiala; er war 1856 in London und bewahrte den Engländern seine Treue

auch während des großen Sipahi-Aufstandes. Am 13. November 1862 spürte er, daß seine letzte Stunde herannahe. Da ließ er „Puranas" schreiben und diese in alle seine Städte schicken; sie befahlen die Freilassung von siebenhundert Gefangenen. Den Armen schenkte er hundert Stück Vieh, mehrere tausend Rupien, viel Getreide und Zuckerwerk. Nachdem er seine Seele ausgehaucht, wurde die Leiche aus dem Palaste getragen; unter lautem Schluchzen des versammelten Volkes brachte man sie auf den Scheiterhaufen und warf zweihundert kostbare Shawls über sie. Dieser Flammensarg bestand aus zwei Ladungen von duftendem Sandelholz, und über dasselbe wurde in reichlicher Fülle flüssige Butter und Kokosöl gegossen, nachher zündete man das Ganze an. Drei Tage lang ruhte alle Arbeit; alle Bazare waren geschlossen, dann wurde die Asche des Maharadscha an der Ganga heilige Stromflut getragen und dort von den Brahminen in Empfang genommen. Das Geleit war außerordentlich pomphaft; in demselben befanden sich ein Elephant, vier Pferde, ein Tragsessel 2c. Die Brahminen gingen nicht leer aus, denn sie bekamen ein Geschenk von einhundert Shawls.

Wir wollen hier beifügen, daß, trotz aller Verbote und Ueberwachungen von Seiten der Engländer, in Ostindien immer noch dann und wann Sattis vorkommen. Eine solche Wittwenverbrennung hat im Oktober zu Dschudpore stattgefunden. Die Angehörigen der Wittwe, welche darauf gedrungen hatte, sich zu verbrennen, wurden zur Verantwortung gezogen, weil sie dieses freiwillige Menschenopfer nicht verhindert hatten.

Was sind die höchsten Güter des Negers? T. J. Hutchinson, welcher als Konsul auf der Insel Fernando Po häufig Ausflüge in das Nigerdelta machte, und aus dessen neuestem Reisewerke wir vor längerer Zeit im Globus Mittheilungen gaben, hat in der ethnologischen Gesellschaft zu London einen Vortrag über die geistigen Züge der afrikanischen Stämme gehalten. Wir finden denselben im ersten Bande der Verhandlungen jenes Vereins und wollen einige bezeichnende Stellen hervorheben.

Unter den Negern an der westafrikanischen Küste herrscht eine eigenthümliche Vorstellung über die Erschaffung der Welt. Einige Stämme an der Goldküste glauben Folgendes: Als Gott die Welt in's Leben rief, schuf er ein Paar Schwarze und ein Paar Weiße. Die Schwarzen waren seine Lieblinge, und er stellte zur Auswahl für sie zweierlei Dinge hin, eine versiegelte Kiste und einen versiegelten Brief. Die Schwarzen, habgierig wie sie waren, nahmen die Kiste für sich und fanden darin nur werthloses Metall; den Weißen blieb also der Brief, und in diesem fanden sie Anweisungen zu nützlichen Dingen, z. B. darüber, wie man Schiffe bauen, Kleider verfertigen, Schießgewehr und Pulver machen und wie man Rum bereiten müsse.

Weiter erzählt Hutchinson Folgendes: Unter meinen Dienern auf Fernando Po war auch ein Mann von der Kru-Küste, welcher von seiner frühern Herrschaft den Namen Wilson bekommen hatte. Er war ein brauchbarer Schaluppenführer und wartete auch ganz leidlich bei Tisch auf. Einst erzählte er meiner Frau, daß er länger als zehn Jahre in der Missionsschule am Kap Palmas Unterricht im Christenthum erhalten habe. Sie fragte ihn, was er dort gelernt habe, und ob er auch wohl recht ordentlich etwas von Gott wisse?

Diese Frage brachte ihn in einige Verlegenheit und er antwortete nur mit einem nichtssagenden Grinsen. Als aber meine Frau die Frage sehr ernsthaft und eindringlich wiederholte, nahm er eine feierliche Miene an und sprach:

„Ich kenne Gott sehr wohl, er ist recht gut und hat zwei sehr schöne Dinge gemacht, die kein Mensch machen kann."

„Nur zwei?" sagte Frau Hutchinson, und fragte, was für Dinge denn das seien.

Wilson strich mit den Fingern durch sein Haar, blinzelte mit den Augen und entgegnete, diese beiden schönen Dinge, welche Gott geschaffen habe, seien der Schlaf und der Sonntag, an welchem man nicht zu arbeiten brauche. Im Negergebibber (es wird als Jabber von den Engländern bezeichnet) lautet seine Antwort: „Mammy, dem two ting God make be foine past what any man can make. One ting be Schleep, — foine, foine ting, mammy, no man fit to make dat; and other ting be Sunday, when no pusson have for work."

Nachdem dieser Neger zehn Jahre Unterricht in der Missionsschule erhalten hatte, wußte er also von Gott weiter nichts, als daß er die höchsten Güter der Faullenzer geschaffen habe: den Schlaf und einen arbeitslosen Wochentag!

Port Said, der Mittelmeerhafen am Suez-Kanal. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß es einen ungeheuern Aufwand an Geld und Kräften erfordern würde, um einen geräumigen und sichern Hafen für große Seeschiffe am Nordeingange zu dem projektirten Kanale herzustellen. Von gewichtigen Autoritäten wird das, im Hinblick auf die natürlichen Verhältnisse und namentlich auf die Meeresströmungen jener Gegend, entschieden bezweifelt. Inzwischen baut aber die Kompagnie Lesseps fort, und sie hat die zukünftige Stadt zu Ehren des nun verstorbenen Vicekönigs Port Said genannt. Um dort den in den Kanal einlaufenden Fahrzeugen Schutz zu gewähren, beabsichtigt sie die Errichtung eines Molo, Hafendammes, von 3000 Meter, sage eine halbe deutsche Meile, Länge. Er soll in nordöstlicher Richtung in das Meer hinaus gebaut werden. Natürlich muß er doppelt sein; damit nun das Wasser zwischen den beiden Mauerdämmen die nöthige Tiefe erhalte, muß man drei Millionen Kubikmeter Schlamm aus dem Meere herausbaggern. An den Beginn dieser Arbeit kann man aber erst denken, wenn die beiden riesigen Mauerdämme (vorausgesetzt, daß die Herstellung derselben auf dem Schlammboden des Meeres sich überhaupt thun lasse) vollendet sind.

Gegenwärtig hat man den einen Mauerdamm in Angriff genommen und ist damit 250 Meter weit in's Meer gekommen. Fünfzehnhundert Meter vom Ufer hat man eine künstliche Insel von 60 Meter Länge und 20 Meter Breite aufgeschüttet und will diese später mit der angefangenen Seemauer in Verbindung bringen. Jetzt werden bei ihr die Steine zum Bau abgeladen. Sie kommen aus den Steinbrüchen von Mex; im Ganzen sind 995,454 Kubikmeter erforderlich, davon aber kaum 50,000 angebracht worden. Es läßt sich unter diesen Umständen noch gar nicht absehen, wann die Hafenbauten, mit denen ohnehin erst ein, im Verhältniß zum Ganzen höchst unbedeutender Anfang gemacht worden ist, vollendet sein werden.

Port Said selbst besteht aus einer Anzahl von Häusern, welche von Beamten und Arbeitern bewohnt werden. Dazu kommen einige Handelsleute und Gastwirthe. Diesen auf solche Weise gleichsam künstlich entstandenen Ort giebt man in französischen Blättern für eine „aufblühende Handelsstadt" aus. In der Nähe ist ein Dorf, in welchem die beim Hafenbau beschäftigten arabischen Arbeiter wohnen.

Im Verhältnisse zu dem vorgesteckten Ziel und zu den gewaltigen Verheißungen ist noch sehr wenig geschehen. Und obendrein macht Vieles von dem, was man hergestellt hat, den Eindruck, als sei es nur in der Absicht gemacht worden, dem nicht näher eingeweihten Publikum schnell irgend etwas vorzuführen, das wie ein Resultat aussieht.

Said Pascha war durch die Franzosen finanziell tief in das Kanalprojekt verwickelt worden; von dem Nachfolger des Verstorbenen haben sie, wie es scheint, keine speciellen Begünstigungen zu erwarten; er will z. B. sich nicht dazu verstehen, die arabischen Bauern zur Zwangsarbeit am Kanal herzugeben.

Bedeutung der Handelsstadt Bombay. Dieser große Stapelplatz des nordwestlichen Indiens wird in Folge der Ausdehnung von Dampfschifffahrt und Eisenbahnen immer wichtiger und befindet sich in einer höhern Blüte wie je zuvor. Dazu trägt der amerikanische Bürgerkrieg in nicht geringem Maße bei, und wir ersehen auch daraus, wie die Solidarität des Handelsverkehrs in unseren Tagen den ganzen Erdball umspannt, aber auch welche Umwandlungen er hervorruft. Seitdem die amerikanische Baumwollennoth sich fühlbar machte, hat man in Bombay nicht weniger als neun große Baumwollenfabriken errichtet, und große Kapitalien werden dort in Mannfakturen angelegt. So wird dieser indische Platz auch eine Fabrikstadt und dort ragen die qualmenden Rauchfänge so hoch empor, wie in Manchester. Danebenher geht eine großartige Entwickelung des Handels, und Bombay arbeitet mit Erfolg darauf hin, das große Emporium, der Hauptstapelplatz im Osten zu werden. Dem Eisenbahnnetz Indiens wird eine Masche nach der andern hinzugefügt und bald wird dasselbe die ganze Halbinsel überspannen. Bombay bildet den westlichen Anfangspunkt und seine geographische Lage ist ungemein günstig. Es hat einen vortrefflichen Hafen und sobald der Schienenweg nach Kalkutta vollendet sein wird, kann es gar nicht fehlen, daß alle Reisende aus Europa, sammt den Posten, in Bombay landen. Man vermeidet dann eine lange Seefahrt und gewinnt Zeit und spart Geld.

Unter den Bewohnern der Stadt spielen die Parsis eine hervorragende Rolle durch ihre Betriebsamkeit und ihren Reichthum. Mehr als zweitausend Nichteuropäer, die Parsis voran, halten Equipagen und zahlen die Steuern dafür. Der Werth von Grund und Boden, namentlich aber jener der Häuser, ist binnen zwei Jahren um das Doppelte, in manchen Fällen um das Dreifache gestiegen. Wir werden demnächst im Globus ausführlich über Bombay und die Parsis reden.

Handelsbewegung Frankreichs im Jahre 1862. Den Bekanntmachungen der Zollbehörde zufolge betrug dieselbe, trotz der Baumwollenkrisis, in runder Summe 4 Milliarden und 316 Millionen Francs; im Jahre 1861 etwas mehr, nämlich 4368 Millionen, so daß sich ein Ausfall von etwa 50 Millionen herausstellt. — Die Einfuhr betrug 1862: 2127 Millionen, die Ausfuhr 2189 Millionen. Von den letzteren gingen für 601 Millionen nach England, von wo für 465 Millionen importirt wurden.

Handelsverkehr Rußlands. Die Berichte über das Jahr 1861 sind erst im Januar 1863 veröffentlicht worden. Die Gesammtausfuhren betrugen einen Werth von 177,179,985 Rubeln. Die wichtigsten Gegenstände desselben waren, in runden Summen: Getreide mit 13¾, Lein mit 12, Talg 11, Hanf 7¾, Leinsamen 5½ und Holz mit etwa 3 Millionen Rubeln. Von der Ausfuhr kommt auf die Ostseehäfen ein Werth von beinahe 68 Millionen, und auf die Häfen am Weißen Meere beinahe 7 Millionen. — Die Gesammteinfuhren stellen sich auf 167,111,131 R., wovon auf die baltischen Häfen 99,634,000 R. kommen. Die wichtigsten Gegenstände waren: rohe Baumwolle 19 Millionen, Färbestoffe 9⅓, Maschinen ꝛc. 6, Kaffee 3, Zucker 3, Wolle 4 Millionen. Was den Landhandel mit China betrifft, so wurden 162,518 Colli Blätterthee und 60,074 Colli Ziegelthee eingeführt. Nach China gingen für 4,800,000 Rubel Waaren; davon Wollengewebe für 2,100,000 Rubel, Baumwollenzeuge für 1,448,337 Rubel und für 607,728 Rubel Pelzwerk. Das Zollamt zu Kiachta ist nun aufgehoben und nach Irkutsk verlegt worden.

Die Schifffahrtsbewegung ergab 10,634 eingelaufene und 10,739 ausgelaufene Kauffahrer; von den ersteren fuhren 1956 unter britischer, 1834 unter russischer Flagge.

Frankfurt hatte am 3. Decbr. 1862 (auf ungefähr 1⅓ Quadratmeilen) 83,390 Einwohner, davon 71,462 in der Stadt, ungerechnet die Bundesgarnison von 3666 Mann. 1817 betrug die Einwohnerzahl 47,850, 1823 50,824, 1846 68,240, 1855 74,784.

Volkszahl von Griechenland. Dieselbe betrug nach der Zählung von 1861 im Ganzen 1,096,810 Seelen. Davon kamen 552,414 auf den Peloponnes, 318,535 auf das übrige Festland, „Hellas", und 225,861 auf die Inseln. Athen hatte 41,298 Einwohner und mit Hinzurechnung seines Hafenortes Piräens 47,723 Köpfe.

Die holländische Kauffahrteiflotte bestand am Ende des Jahres 1862 aus 476 Schiffen, welche für die Fahrt nach Ostindien geeignet sind. Sie hatten eine Trächtigkeit von 272 niederländischen Tonnen Register, gleich 143,983 Lasten. Dagegen bestand die Flotte zu Ende des Jahres 1857 aus 609 Schiffen mit 350,105 Tonnen Gehalt; es liegt also ein beträchtlicher Rückgang vor, und der Bau neuer Fahrzeuge ist nicht beträchtlich gewesen; im Jahre 1862 liefen nur sechs neue Schiffe vom Stapel, allerdings zumeist große Dreimaster.

Rotterdam nimmt in jedem Jahr einen größern Aufschwung. Die sehr günstige Lage trägt wesentlich dazu bei, aber der Handelsstand, unter dem sich sehr viele deutsche Firmen befinden, ist sehr umsichtig und rastlos. Allwöchentlich verlassen im Durchschnitt 27 Seedampfer den Hafen und eben so viele laufen ein; dazu kommen dann noch die inländischen Dampfschiffe und jene auf dem Rheine. Rotterdam ist bekanntlich ein Hauptmarkt für den Kaffee; von dieser Waare wurden 1862 in die holländischen Häfen angebracht 1,140,490 Ballen aus Ostindien und 69,200 aus Westindien.

Aus China. Gegen Ende des vorigen Jahres erschien eine russische Flotte an der chinesischen Küste, um die Gruppe der Tschu san Inseln (30° N. Br.) in Besitz zu nehmen. Der russische Hof hat die Umstände benutzt, sich dieselben vom chinesischen Hof abtreten zu lassen. Diese Eilande liegen den wichtigen Handelshäfen Ningpo und Schanghai gegenüber, und nun ist die Aufregung unter den Engländern in China groß. Tschu san war früher einmal an Großbritannien abgetreten, aber wieder aufgegeben worden; es nahm statt dessen Hongkong. Jetzt wird die Gruppe von russischen Seeoffizieren vermessen. Unangenehm ist den Engländern auch der Umstand, daß die Franzosen allen Ernstes mit dem Plan umgehen, wie in Cochinchina, so auch in China Territorialbesitz zu erwerben, und daß sie Ningpo zur Grundlage weiterer Operationen gewählt haben. Es ist ganz wahr, daß England sich durch die Allianz mit Frankreich und durch dessen Betheiligung am Kampfe gegen China einen Nebenbuhler herangezogen hat, der im fernen Ostasien ihm lästig werden kann.

Die Diego-Suarez-Bay in Nord-Madagaskar. Als wir neulich diesen wichtigen Hafen ausführlich im Globus schilderten, wiesen wir darauf hin, daß der Beherrscher der Franzosen sich denselben als Lohn für die Freundschaft ausbedingen werde, welche er dem König Radama zeigt. Der Pariser Moniteur stellte entschieden in Abrede, daß man es in Madagaskar auf Eigennutz und Gebietserwerbungen abgesehen habe. Nun aber lesen wir im Februarheft der „Revue du Monde Colonial", daß der bekannte Lambert, der Verschwörer gegen die Königin Ranovalona, im Namen Frankreichs von der Diego-Suarez-Bay Besitz genommen habe. Die genannte Revue sagt, jener „Diplomat", nämlich Lambert, habe sich dadurch einen Anspruch auf die Erkenntlichkeit Frankreichs erworben, und knüpft an die Besitznahme große Hoffnungen. Durch diese Bay, sagt sie, ist Madagaskar gleichsam das England Ostafrikas; durch dieselbe sichert sich die Macht, welche im Besitz derselben ist, fast den ganzen Küstenhandel zwischen dem Kap Guardafui und dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, nämlich der Küste Ajan, der Besitzungen des Imams von Sansibar, also von Malindi, Mombas, Sansibar, Kilwa, der portugiesischen Besitzungen von Sofala und Mosambik, ja bis nach der englischen Natalküste hinunter. Madagaskar gegenüber mündet der Sambesi, welchen wir durch Livingstone näher kennen gelernt haben; er bildet auch einen Handelsweg in's Innere von Ostafrika, und wer eine starke Position auf Madagaskar zu behaupten weiß, wird auch dort die Hauptvortheile ernten. Nach Osten hin wird diese Macht das Monopol des Handelsverkehrs zwischen der Großen Insel und den beiden Amiranteninseln Mauritius und Réunion haben, denn beide beziehen ihre Lebensmittel aus Madagaskar. Dazu kommt dann noch der Handel mit Europa, und daß die Insel sich zum Anbau der Baumwolle vorzüglich eignet; nicht minder jener von Indigo, Tabak, Zucker und Reis. Und, wohlgemerkt, in der Nähe der Diego-Suarez-Bay liegen in der Bucht von Bavatube, der französischen Besitzung Nossi be gegenüber, reiche, mit leichter Mühe zu bearbeitende Steinkohlenfelder. Für Frankreichs Machtstellung im Indischen Ocean ist jene Besitznahme ein großer Glücksfall. Die Bay wird ein Mittelpunkt ersten Ranges für den Handelsverkehr im Indischen Ocean werden. —

Das sind die Erwartungen, welche man in Frankreich hegt.

Westaustralien als Deportations-Kolonie. Wir erwähnen der Deportation von Verbrechern wiederholt, weil sie auch in geographischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit ist. Bekanntlich werden Verbrecher aus England nur noch nach Westaustralien, der Kolonie am Schwanflusse, geschickt, während alle anderen einen so zweideutigen Zuwachs an Bevölkerung mit Entschiedenheit abwehren. Dagegen verlangen die Westaustralier immer mehr deportirte Verbrecher, allerdings keine Garroters von Handwerk. Eine Anzahl angesehener Kolonisten, die sich in London befinden, haben dem Kolonialminister eine Denkschrift eingereicht, in welcher sie im Wesentlichen Folgendes betonen:

Westaustralien wird gern eine sehr beträchtliche Anzahl von Verbrechern aufnehmen. Die Erfahrungen, welche man bisher gemacht hat, sind durchaus zufriedenstellend. Die Verbrecher, völlig losgelöst von ihrer alten Verbindung und lasterhaftem Umgange, beginnen einen neuen Lebenswandel. Sie werden zur Arbeit angehalten, bauen Wege und Brücken; an Beschäftigung fehlt es nicht, und für Unterkommen, selbst für Gefängnisse, hat die Kolonie gesorgt. Der Unterhalt kostet ungleich weniger, als wenn man sie in englischen Gefängnissen eingesperrt hält. Sie können nicht entfliehen und also auch den Nachbarkolonien nicht gefährlich werden, denn Westaustralien ist von Wüsten, Buschwäldern und Meer umgeben. In dem 150 Miles langen, 60 Miles breiten Distrikt Toodgay hat man im Verlauf eines Jahres nur zwei Deportirte zu bestrafen gehabt; der eine hatte eine Fälschung begangen, der andere eine Kuh gestohlen. Manche Verbrecher sind schon Grundeigenthümer und ordentliche Leute geworden. In Summa: das bisherige System hat sich durchaus bewährt; Lebensmittel sind billig, das Klima ist gesund; Flucht ist unmöglich, und eine zwölfjährige Erfahrung hat durchaus günstige Ergebnisse geliefert. Also wünscht Westaustralien, wohin der Zug der freien Einwanderung bis jetzt nicht bedeutend war, mehr Deportirte, allerdings aber keine verhärteten Bösewichte.

Aus Neuseeland. Zwei neue Arten Apteryx. Neuseeland wird einst eine bedeutende Rolle im Großen Ocean spielen, denn alle natürlichen Bedingungen dafür sind gegeben. Die Einwande-

rung, nun auch durch die ergiebigen Goldfelder angelockt, wird in jedem Jahre beträchtlicher, und die Inseln, welche Georg Forster als eine Wildniß fand, werden Kulturland, zunächst an den Küsten. Daß die Umwandelung rasch von Statten geht, läßt sich durch eine Menge von Beispielen darthun.

Vor nun gerade zwölf Jahren landete das erste Schiff mit Einwanderern im Lyttelton-Hafen, Provinz Canterbury. Jetzt ist diese junge Kolonie mit Ortschaften gleichsam übersäet, hat ihren elektrischen Telegraphen, baut Schienenwege, sie hat ihren eigenen Bischof und einen naturwissenschaftlichen Verein, dessen Vorsitzender der Regierungsgeolog, Dr. Julius Haast, ist. Dieser Gelehrte sorgt dafür, daß das Museum der Gesellschaft eine möglichst vollständige Sammlung neuseeländischer Erzeugnisse aller Art erhalte; sie besitzt auch eine Eingewöhnungsanstalt für ausländische Pflanzen und nützliche Thiere.

Dr. Haast widmet der Ornithologie Neuseelands ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Vortrage hat er zwei neue Arten der Dinornis-Familie erwähnt; er sagt: „In den westlichen Gebirgen lebt eine Art von Kiwi, welche größer ist als der seither bekannte Dinornis; ich habe dieselbe vorläufig als Apteryx maxima bezeichnet; von den Eingeborenen wird sie Roa genannt. Lebende Exemplare dieses Vogels, der etwa so groß ist wie ein wachsener Hahn, konnte ich mir noch nicht verschaffen, wohl aber habe ich die Fußspuren desselben in frischgefallenem Schnee bemerkt und habe ihn auch bei Nacht rufen hören. Ein noch größerer Kiwi, Polapteryx ingens, soll, dem Hörensagen zufolge, in der großen Buchenwäldern an den Abhängen der neuseeländischen Alpen leben."

Die obenerwähnte Eisenbahn soll von Port Lyttelton nach Christchurch vermittelst eines Tunnels durch die Bankshalbinsel geführt werden, und die Kolonisten sind stolz darauf, daß sie ein so kostspieliges Werk aus eigenen Kosten bestreiten.

Von den Sandwichs-Inseln wird etwas Unerhörtes gemeldet. Am 8. November 1862 ist nämlich auf der Insel Maui Schnee gefallen! — In Honolulu war ein anglikanischer Bischof, Namens Stanley, angekommen, von dem sich auf ihre alten Tage König Kamehameha sammt seiner Gemahlin auf's Neue feierlich haben confirmiren lassen. Damit sind aber die methodistischen Missionäre nicht zufrieden, und ein Bericht aus Honolulu äußert in Bezug darauf Folgendes: „Den Missionären, deren Verdienst so schon alle Jahre schlechter wird, ist dieser Abbruch des Geschäfts natürlich ein Greuel und sie arbeiten mit Hand und Fuß dem neuen Bischof entgegen. Sie haben zu einem etwaigen Kirchenkampfe Zähigkeit und Fanatismus genug und werden mit der eisernen Nothwendigkeit der eigenen Existenz böse Gegner des Bischofs sein, der am Ende noch Hals über Kopf wieder zurück nach „Hold Hengland" geht. Jedenfalls scheint der Streit interessant zu werden."

Aus Canada. Man giebt sich in dieser Kolonie große Mühe, den Flachsbau in Aufnahme zu bringen und hat eine Anzahl Familien aus Belgien kommen lassen, welche sich auf die Verarbeitung des Flachses gut verstehen. — Der französische Theil der Bevölkerung, welcher bisher an Rührigkeit weit hinter den englischen und deutschen Canadiern zurückstand, rührt sich jetzt. In der neuen Stadt Avenir am Südufer des St. Lorenz erscheint jetzt ein landwirthschaftliches Blatt in französischer Sprache. — Aus den zerrütteten Vereinigten Staaten ist der Andrang nach Canada fortwährend sehr beträchtlich; diese Einwanderer entfliehen der Konskription und der Schuldenlast, mit welcher die Republik sich belastet.

Aussterben der Indianer in Britisch-Columbia. Die braunen Söhne des Waldes schmelzen hinweg, wie Eis vor der Sonne. Einem Berichte des Indianeraufsehers zu Victoria auf der Insel Vancouver zufolge beträgt die Zahl der Indianer in dieser Provinz nur noch 2165 Köpfe. Sie ziehen wie Landstreicher umher, und der Branntwein richtet unter ihnen das größte Unheil an. Es ist ein schlechter Trost für sie, daß man ihre Waffen, Geräthe, Kleider ꝛc. in einem Museum zu Victoria sammelt und ein Wörterbuch ihrer Sprache verfaßt. Sie verschwinden zugleich mit den Pelzthieren, und ehe zwanzig Jahre verflossen sind, werden sie alle beim Großen Geiste sein!

Die Lachsfischerei ist für viele Küstengegenden am nördlichen Atlantischen Ocean von großem Belang; aber der Ertrag derselben hat beträchtlich abgenommen, weil man in ganz widersinniger Weise die Lachse auch in den Monaten fängt, in welchen sie stromauf ziehen, um ihren Rogen abzulegen. Diese Zeit umfaßt die Monate von Anfang Oktobers bis Anfang Februars. Es ist um so mehr geboten, während derselben keine Lachse zu fangen, weil sie dann nicht blos weniger schmackhaft, sondern auch ungesund sind. In Großbritannien hat man deshalb ein zweckmäßiges Verbot erlassen; in der angegebenen Frist sollen keine Lachse gefangen werden, und jüngst ist ein Mann, welcher sich daran nicht gekehrt hat, mit einer Geldbuße von 54 Pfund Sterling belegt worden. In England hat sich ein Verein zum Schutz der Lachse gebildet; aus seinem neuesten Berichte geht hervor, daß in den oben genannten vier Monaten etwa 50 Tons, jede zu 2000 Pfund, Lachse nach Frankreich, namentlich für den Pariser Markt, verschifft werden, aber heimlich. Ein zehnpfündiger Lachs hat etwa 10,000 Eier; es ergiebt sich schon daraus, wie nachtheilig der Fang trächtiger Fische ist. Durch jenen Schmuggel gehen alljährlich wenigstens 60 Millionen Eier verloren. Jener Verein will nun auch seinerseits dafür sorgen, daß die Hegezeit streng innegehalten werde.

Eine Zeitung in der Maori-Sprache. Eine solche ist auf Neuseeland gegründet worden von Katalri, einem Häuptlinge der Maori. In der ersten Nummer schreibt er an die, welchen sie unter die Augen kommt: „Wenn ihr dieses Blatt in die Hand nehmt, dann seht zu, ob es euch zusagt; ist das der Fall, so zahlt drei Pence. Ich verfolge bei der Herausgabe den Zweck, meine Absichten allen Völkern der Welt kund zu geben. Deswegen habe ich auch auf das Blatt mit großen Buchstaben die drei Worte gesetzt: Glaube, Liebe und Gesetz." Für den Sohn eines Menschenfressers klingt das recht stolz und gar nicht so übel. Durch die Presse erfahren allerdings sämmtliche Kulturvölker Katalri's löbliche Absichten.

Eine englische Zeitung in Japan. Zu Yokuhama erscheint ein Japan Herald regelmäßig alle Wochen. Irren wir nicht, so erscheint auch zu Nagasaki von Zeit zu Zeit ein englisches Blatt. In China bestehen engl. Blätter schon seit einiger Zeit, nämlich in Schanghai und in Hongkong, wo deren vier bis fünf gedruckt werden.

Zur Geschichte der Civilisation. Vor mehreren Jahren beschloß die Legislatur des nordamerikanischen Staates Kentucky Folgendes:

„Der Aufseher des Zuchthauses soll für eine angemessene chemische Farbe sorgen, durch welche die Haut in der Weise schwarz gefärbt wird, daß die Farbe hält und nicht abgewaschen werden kann. Mit-sothaner Farbe soll die Nase eines jeden männlichen Züchtlings schwarz angestrichen werden, so oft es nöthig erscheint, bis vier Wochen vor seiner Entlassung aus dem Gefängnisse."

Ueber die Engländer äußert ein Italiener Guerrazzi: „So oft ich einen Engländer in Betrachtung unserer italienischen Sonne versunken sehe, wandelt mich allemal die Furcht an, daß er mit dem Gedanken umgehe, sie nach London fortzuschleppen und hinterher in kleinen Theilen als Talglichter zu verkaufen."

Arabisches Sprüchwort. Ein Baniane (indischer Kaufmann), ein Beludsche (Söldner aus Beludschistan) und ein Ziegenbock fressen den Busch auf, an welchen man sie bindet.

Klima im tropischen Afrika. Richard Burton äußert darüber: „Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen gewöhnen, als an das afrikanische Klima."

Ueber den italienischen Volkscharakter äußert Wilhelm von Lüdemann:

„Das Volk hat eine schöne Ursprünglichkeit, geistige Erwecktheit, Gefühl für Anmuth und Schönheit, natürliche Grazie, Anlage zum Besten.

Aber es hat nicht: Thatkraft, Selbstbeherrschung, Tiefe, Geist der Ordnung, nicht die Fähigkeit, seiner Erschlaffung im thätigen Leben Herr zu werden." Die Folge muß zeigen, in wie weit dieses Urtheil richtig ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Gustav Radde's Reisen in Ostsibirien.

Fortschritte der Entdeckungen in Sibirien. — Ausdehnung des Handelsverkehrs. — Gustav Radde. — Seine Wanderung um den Baïkal-See. — Schilderung der Buriäten und Tungusen. — Ethnologische Gegensätze. — Der See Dawatschanda. — Radde im sajanschen Gebirge. — Besteigung des Gletscherberges Munku Sardik. — Wanderungen am mittlern und obern Amur. — Das Bureja-Gebirge und dessen Vegetationsformen. —

Der ganze Norden Asiens, vom Ural bis zum Japanischen Meere, vom Arktischen Ocean bis zur Grenze des chinesischen Reiches, gehört dem Czar, welcher an der Newa thront. Noch vor dreihundert Jahren war dieses ungeheure Gebiet ein unbekanntes Land, über welches man in Europa nur dann und wann eine Wundermähr vernahm. Allmälig wurden aber die Nachrichten bestimmter. Räuberische und Abenteuer suchende Kosaken hatten das Uralgebirge überstiegen, Wälder und Steppen durchzogen und drangen immer weiter nach Osten vor. Vor zweihundert und zwanzig Jahren (1643) wurde von Pojarkow das Amurland entdeckt und bald darauf von Russen, vorerst dem Namen nach, in Besitz genommen. Dadurch kam der Herr des Moskowiterlandes in Berührung mit dem chinesischen Kaiser und Beide einigten sich durch den zu Nertschinsk 1689 abgeschlossenen Vertrag über die gegenseitige Grenze ihres Gebiets.

Ostsibirien wurde seitdem vielfach von den Russen durchzogen, aber nur von solchen, denen eine höhere Bildung fehlte. Die wissenschaftlichen Entdeckungen beginnen erst im achtzehnten Jahrhundert und sind bis auf den heutigen Tag vorzugsweise das Werk deutscher Gelehrten. Unter diesen nimmt Gustav Radde eine würdige Stellung ein.

Der Munku Sardik im östlichen Sajan-Gebirge, Sibirien.

Sehr richtig hat G. von Helmersen, ein Mann von hervorragendem Verdienste, neuerdings hervorgehoben, daß man das asiatische Rußland, insbesondere dessen östlichen Theil, als ein Kolonialland bezeichnen müsse. Vom Mutterland ist dasselbe allerdings nicht durch den Ocean, wohl aber durch einen sporadisch bewohnten

Kontinent von großartiger Ausdehnung geschieden. Dieses Kolonialland sieht sich mit seinem Verkehr nach Osten hin auf China, Japan, Amerika und auf das große Weltmeer hingewiesen.

Für jene Regionen erschien die Erweiterung der Verkehrsverhältnisse und die Sicherstellung der Handelsstraßen als eine Lebensfrage. In unseren Tagen gelang es der russischen Politik, das früher von Seiten Chinas streng festgehaltene System der Ausschließlichkeit zu brechen. Sie hat die Verlegenheiten, von welchen der Kaiser des Blumenreiches der Mitte seit längerer Zeit in so reichem Maße heimgesucht wird, klug benutzt, um viele alte Schranken niederzuwerfen, und damit wird auch für die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde eine freie Bahn mehr gewonnen.

Durch Verträge ist das große chinesische Reich für russische Unterthanen geöffnet; auf der Insel Sachalin im Japanischen Meere sind bereits russische Niederlassungen gegründet worden; die „Annexionen" erstrecken sich über das ganze Amurland und einen großen Theil des Gebietes am Ussuriflusse; China hat sogar die an trefflichen Häfen reiche Küste bis zur Grenze von Korea abgetreten. Diese Eroberungen sind von hohem Werthe.

Aber auch im mittlern Sibirien ist nach Süden hin Vieles erreicht worden, und wir haben das Vordringen der Russen in dieser Region vor einiger Zeit ausführlich im Globus geschildert (Band III, S. 181). Hier möge nur hervorgehoben werden, daß nun in Kuldscha am Ili und in Tschugutschack russische Faktoreien angelegt worden sind; ein Gleiches geschah im Gebiete von Kaschgar und zu Urga, wo auch ein russischer Resident wohnt. Ueberhaupt sind die Fortschritte seit 1849, als Graf Murawieff Generalgouverneur von Ostsibirien wurde, geradezu großartig. Die Schifffahrt auf dem Amur ist frei; man sah, daß das neuerworbene Land eine hervorragende Bedeutung gewinnen müsse, und nichts war erklärlicher, als der Wunsch und das Bedürfniß, dasselbe näher kennen zu lernen. Die geographische Gesellschaft zu St. Petersburg begriff vollkommen, worauf es ankam, und betrieb mit Eifer das große Werk der Erforschung, so viel an ihr lag. Zunächst sollte die Region von Irkutsk bis zum Jablonoi-Gebirge und südlich bis zur chinesischen Grenze erforscht werden. Die astronomisch-topographische Abtheilung leitete Schwarz, und er hat seine Aufgabe würdig gelöst; für Zoologie und Botanik hat Radde Ausgezeichnetes geleistet. Dieser unser deutscher Landsmann ist der Erste, welcher ein physikalisches Gesammt- und Uebersichtsbild des Amurlandes nebst Daurien gegeben hat. Er umwanderte 1855 den Baïkal-See, besuchte 1856 das russische Daurien (Nordostende der hohen Gobi) und das südlichste Apfelgebirge (Jablonoi Chrebet) mit dem Sochondo. In den Jahren 1857 und 1858 finden wir ihn am obern und mittlern Amurlauf und im Burnja- oder Kamni-Gebirge; endlich erforschte er 1859 das östlichste Sajan-Gebirge mit dem hohen Munku Sardik und dem Kosso Gol-Plateau, das Oka- und Irkutsystem, den Südwestwinkel des Baïkal-Sees, das Kamaragebirge. Alle diese Regionen schildert er mit lebendig gezeichneten Zügen; seine Darstellung ist frisch und einfach, sein Sinn vorurtheilsfrei und sein Blick scharf.*)

Wir begleiten den Reisenden zunächst an den Baïkal-See, dessen Wasserspiegel 1363 englische Fuß über dem Meere liegt.

Der Baïkal-See ist eine höchst interessante Erscheinung, ein Binnenwasser von mehr als 600 deutschen Geviertmeilen und einem Umfang von mehr als zweitausend Werste. Der erste Europäer, welcher der ganzen Uferentwickelung entlang gezogen, war unser deutscher Landsmann Georgi im Jahre 1772, und seitdem hatten andere Forscher immer nur einzelne Strecken der Küste besucht. Aber Radde vollbrachte 1855 dasselbe, was Georgi vor ihm gethan, und wir verdanken ihm werthvolle Mittheilungen über den „Heiligen See", dessen südwestliches Ende unter 50° 43′ 21″ N. Br. und 121° 29′ 48″ Ö. Länge liegt; das Nordostende unter 55° 50′ 20″ N. Br., 127° 27′ 4″ Ö. Länge. Der See ist von Gebirgen umschlossen, welche nirgends höher als 4000 Fuß über den Wasserspiegel emporreichen; von denselben strömt eine außerordentliche Menge von größeren und kleineren Gefließen in das Becken hinab. Die größte Insel heißt Olchon; die Wassertiefe ist beträchtlich; an manchen Stellen fand Radde mit einem 700 Fuß langen Senkblei keinen Grund.

Einen großartigen Eindruck machen die Nadelholzwälder, die in geradezu ungeheurer Ausdehnung die Regionen am Baïkal-See bedecken. Fichten und Lärchen walten vor, die sibirische Ceder ist nicht so häufig und steht nur auf den höchsten Bergen, Tannen findet man nur in geschützten Thälern. In diese dichten und düsteren Coniferenwälder dringt der Wind nur, wenn er scharf weht; sie bilden einen starken Gegensatz zu den Birken mit den weißen Stämmen und feinem Laube. Buchen und Eichen wachsen nicht in der Baïkalregion, deren Vegetationscharakter anfangs wegen ihres kolossal-einförmigen Charakters packt und überrascht, aber auch sehr bald ermüdet und eine melancholische Stimmung hervorruft. Hin und wieder wächst in einem wohlbewässerten Thalgrunde die Balsampappel, und an Strauchbäumen und Sträuchern ist die Flora sehr reich, besonders an Spiräen, die in neun Arten vorkommen.

Diese Wälder gewähren den Pelzjägern immer noch eine reiche Ausbeute. Diese stellen den Moschusthieren nach, dem sibirischen Eichhörnchen, dem Hirsch und dem Elenn, dem Bären, Luchse, Wolfe, dem Fjellfraß und dem Fuchs, am westlichen Ende des Sees auch dem Fischotter, und in manchen Waldstrecken fehlt der Zobel ebensowenig wie der Marder.

In ethnologischer Beziehung stellt sich bei den Anwohnern des Baïkal-Sees ein Gegensatz heraus. Die Buriäten gehören zum mongolischen Stamme, die Tungusen dagegen zum Mandschustamme, und beide Völker sind in ihren Neigungen, Anlagen und in ihrer geistigen-

*) „Berichte über Reisen im Süden von Ostsibirien; im Auftrage der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft ausgeführt in den Jahren 1855 bis inclusive 1859 von Gustav Radde." St. Petersburg, 1861. Das Werk ist auf Kosten der kaiserlichen Akademie herausgegeben, und enthält einen Atlas mit zwei Karten und elf Tafeln in Tondruck; den letzteren sind unsere Holzschnitte nachgebildet.

Radde trat seine Reisen sehr jung an; er ist 1831 in Danzig geboren, widmete sich mit Eifer den Naturwissenschaften und dem Studium der Erdkunde, unternahm schon 1852 eine Wanderung nach der Krim und verweilte zwei Jahre am Nordgestade des Pontus. Das war eine gute Vorbereitung für spätere Reisen.

Ich will hier bemerken, daß zu Ende des Jahres 1862 in St. Petersburg der erste Theil von Radde's Specialforschungen erschienen ist; derselbe behandelt die Säugethier-Fauna. Das Werk selbst habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen und kenne den Inhalt nur aus einer Besprechung der deutschen St. Petersburger Zeitung vom 9. November. Radde beschreibt 94 Säugethiere, schildert den Bären, dessen Sitten, Wanderungen und Abhängigkeit von Oertlichkeit und Nahrung; entwirft Charakterzeichnungen auch anderer pelztragenden Thiere, insbesondere des Zobels. Wir werden gelegentlich einige Mittheilungen aus diesem Werke bringen. A.

Entwickelung wesentlich von einander verschieden. Der Tunguse ist von Natur heiter, lebhaft, kühn und ein scharfer Beobachter, der Buriäte dagegen ohne geistige Regsamkeit, stumpfsinnig, gleichgültig, verschlossen, grob und furchtsam. Jener, ein unverzagter Jäger, im Düster der Coniferenwaldung geboren, stellt von früher Jugend an den wilden Thieren nach, dieser weidet seine Heerden und fängt Fische, und lebt in seinen unsauberen, verräucherten Jurten ein träges Dasein.

Radde fand Buriäten überall am westlichen Ufer des Sees, auch haben sie die Insel Olchon inne. Die Tungusen schweifen am nördlichen und östlichen Gestade umher und betrachten eine gewisse Landstrecke innerhalb von Grenzen, welche sie genau zu bezeichnen verstehen, als ihr ausschließliches Eigenthum, als ein Jagdgebiet, auf welches sie allein ein Anrecht haben. Der baïkalische Buriät wechselt nur zwei, höchstens drei Mal im Jahre seine Lagerstelle; er hat üppiges Wiesenland und treibt seine Herden von der Sommerweide nach einer andern Stelle, wo sie überwintern.

Der Buriät ist kräftig, obwohl sein Muskelsystem nicht stark entwickelt erscheint, selten hager und hat Anlage zum Fettwerden. Er hat schwarzes, struppiges Haar und größere Augen als der Tunguse; das Gesicht ist feist, die starken Jochbeine sind mit sehr entwickeltem Musculus zygomaticus überkleidet; Mund breit, Nase selten stark und gebogen, gewöhnlich stumpf, eingedrückt und in der Jugend oft aufgeworfen. Vorwaltend ist das phlegmatische Temperament. Der Buriät arbeitet nur, so viel der Hunger ihn dazu zwingt, und Weib und Kinder müssen sich der Wirthschaft mehr annehmen, als der Vater thut. Alle sind höchst maulfaul und störrig, wenig dienstfertig, selbst bei Aussicht auf guten Verdienst, und betrügen gern beim Tauschhandel; aber grober Diebstahl kommt nicht vor. Das geistige Leben ist bei ihnen so wenig rege, daß sie Waffen und Geräthe, welche ein Fremder ihnen zeigt, kaum beachten; dagegen lieben sie Tabak und berauschende Getränke mit Leidenschaft. Für die Wirkung geistiger Getränke haben sie eine höchst empfindliche Natur; denn obwohl ihr Darosjun, ein aus gesäuerter Milch bereiteter, nur zehn Procent Spiritus enthaltender Branntwein, sehr schwach ist, so genügt doch der Genuß von wenigen Schälchen desselben, um den Buriäten trunken zu machen, und er äußert dann einen übertriebenen Frohsinn. Ihre Nahrung besteht zumeist in Fleisch jeder Art, sie genießen sogar gefallenes Hausvieh, und Radde sah öfters, daß sie die Kadaver der von ihm abgebalgten Vögel, welche er vor ein paar Tagen weggeworfen hatte, am Feuer, ohne Zuthat von Salz, schwach rösteten und verzehrten. Auch die Eingeweide werden nicht verschmäht; die Därme vom Wild, kaum gereinigt, auf Stäbe gewickelt, am Feuer erhitzt und dann gegessen; das rohe Fett der Seehunde gilt für einen Leckerbissen, was, beiläufig bemerkt, auch bei den Tungusen der Fall ist. Der Buriät schneidet einen Streifen von der Fettmasse ab, packt das eine Ende mit den Zähnen, hebt das andere Ende mit der linken Hand in die Höhe und schneidet mit dem Messer einen Bissen ab, den er ohne Salz oder Brot verzehrt. Das letztere bereiten sie nicht selber, sondern tauschen es von den Russen ein; Getreidekörner zum Brei zerstampfen sie, denn Mühlen sind ihnen unbekannt; Ziegelthee wird mit Salz und Fett genossen, nicht mit Milch.

Mehrere Dorfschaften werden als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, auch etliche derselben mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet. Der Buriät lebt gern in größeren Gesellschaften bei einander. Die Wohnung, Jurte, ist im Grundrisse gewöhnlich sechseckig, niedrig und aus übereinander gelegten Balken gebaut, und hat vier bis fünf Faden im Durchmesser. Die Feuerstelle liegt in der Mitte, zwischen vier Pfosten, die ein Dach stützen, in welchem sich für den Abzug des Rauches eine Oeffnung befindet. Durch diese fällt auch das Licht ein. Der ganze Hausrath besteht aus einigen ausgehöhlten Stämmen zum Aufbewahren der Milchvorräthe, ein Paar Lederschläuchen, Beuteln und Quirlen, allerlei eisernen Werkzeugen und ein paar Anzügen aus Leder.

Die Buriäten auf der Insel Olchon haben große Schafherden und verkaufen Wolle; das Hornvieh ist unansehnlich; die Pferde sind genügsam, ein wenig magere Weide befriedigt sie; im Winter scharren sie sich ihr Futter unter dem Schnee hervor und dennoch traben sie den ganzen Tag unermüdlich. Die weiße Farbe ist vorherrschend, unter zehn Pferden findet man durchschnittlich sechs Schimmel. Die Buriäten reiten aber auch auf Rindvieh. Viele sind Fischer und betreiben den Fang des Omul-Lachses; Jagd ist für sie Nebensache.

In Betreff der religiösen Vorstellungen stecken sie völlig im Schamanenthum, verehren viele Plätze am See, namentlich Vorgebirge, einzelne Felsen, heiße Quellen und Höhen; diese gelten ihnen für Stätten, die von guten und bösen Geistern bewohnt sind, und sie opfern ihnen Häute, Bänder und Pferdehaare. Häusliche Opfer bestehen in Darbringung von gegohrener Milch und von Thierhäuten; die Götzenbilder stellen menschliche Figuren vor und sind aus dünnen Messingplatten geschnitten; sie verehren aber auch Steinarten.

Ganz anders sind die baïkalischen Tungusen. Bei ihnen ist die Stirn in der Regel hoch und frei, die Augen sind geschlitzt, die Augenbogen und Brauen zur Nasenwurzel sehr schräg geneigt, die Jochbeine wie bei den Buriäten; das Kinn ist stets spitz, der Bart fehlt gewöhnlich, die Hautfarbe ist gelbbräunlich. Sie lassen das Haar lang wachsen; die Männer flechten dasselbe zu einem dicken Zopfe zusammen, dessen Spitze einen Büschel loser Haare bildet. Der Knochenbau ist schwach, die Waden sind gering entwickelt. Temperament rein sanguinisch. Während der Buriät träge bleibt, hat der Tunguse von Natur Hang zur Geschäftigkeit und Liebe zur Unabhängigkeit. Nur wenn er arm ist, versteht er sich, und auch nur im Herbst, dazu, einem Russen zu dienen. Gewöhnlich verdingen sich blos Weiber und Mädchen zum Ausweiden der Fische; der Mann ist Jäger. Tungusische Mädchen singen bei der Arbeit, sind fröhlich und treiben ausgelassenen Scherz; die Männer zeigen sich dienstfertig, aufrichtig und sehr gesprächig. Der Urwald ist recht eigentlich die wahre Heimath aller Tungusen, in ihm sind sie wie zu Hause. Jeder Fels, jeder Baum ist ihnen bekannt, und dabei haben sie ein ganz bewundernswürdiges Ortsgedächtniß. Unermüdlich steigen sie bergan, bergab, durchdringen die Dickichte und springen in den unzugänglichen Morästen von einem Mooshügel zum andern. Auch sind sie genügsame und gute Menschen.

Zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sind sie vorzugsweise auf ein Thier und einen Baum angewiesen: auf das Rennthier und die weiße Birke; diese beiden bedingen den Wohlstand und die Eigenthümlichkeit der Lebensweise unter den Tungusen. Die Verwendung beider ist sehr umfangreich und geschieht bei manchen Stämmen mit großer Eleganz und Geschmack. Während der Buriät in Kleidung, an Sitte und Art recht plump ist, finden wir den Tungusen reinlich gekleidet, seine Jurte luftig, seine Bewegungen frei. Er versteht sich ausgezeichnet auf die Bearbeitung des Leders; das Fell wird von den Frauen geräuchert und mit dem Fette der Quappe eingeölt. Sie bereiten dauerhafte Kleider aus dem Felle der

Rennthiere und setzen die dünnen Fußhäute zu Decken zusammen. Korbförmige Kisten, welche den Rennthieren aufgeladen werden, verfertigt man aus Birkenrinde und überzieht sie mit feinen Häuten.

Der Tunguse wohnt in einem Haran, einem Gerüst von 15 bis 20 Stangen, welche man so gegen einander stellt, daß sie einen Kegel bilden; diesen bedeckt man mit gekochter Birkenrinde, Tischa. Die Gerüste bleiben stehen, wenn der Inhaber weiter wandert, denn in dem holzreichen Lande kann er überall mit geringer Mühe ein neues Gestell aufbauen.

Typen der Coniferenwälder am Amur.

Der wandernde Tunguse führt stets sieben Sachen bei sich: die Bärenlanze; eine Büchse mit Feuerschloß; einen Roßschweif zum Abwehren der Fliegen und Mücken; eine chinesische, aus Messing bereitete Tabakspfeife; ein dünnes Brett auf der Schulter, auf welches er Kleider legt, so daß er am Gehen nicht gehindert ist; eine Gabel zum Fischen und den Tschaus. Dieser ist ein kleiner, aus Birkenrinde genähter Kahn, etwa von drei Ellen Länge; zu demselben gehört eine Balancirstange und an jedem Ende derselben ist eine schmale Ruderfläche angebracht. Ein solches Fahrzeug kostet neu nur etwa zwei Rubel und leistet in Gegenden, wo Sümpfe und kleine Seen abwechseln, sehr wesentliche Dienste.

Radde erzählt folgenden Zug, welcher den Charakter der Tungusen bezeichnet. Ich traf, sagt er, im August zwei Familien am Ostufer des Baïkal, die einzigen Menschen, welche ich von der nördlichen Angara bis zur bargunisischen Bucht überhaupt gefunden habe. Sie ernährten sich nur von Seehunden und Hunger ertrugen sie sehr geduldig. Als der eine Jäger, ein alter Mann, der sich auch auf Schmiedearbeit verstand, spät Abends zurückkehrte und keine Beute mitbrachte, wollte er sich nach mühevoller Tagesarbeit hungrig schlafen legen und war so bescheiden, bei

uns nicht zu betteln. Ich theilte ihm von unseren geringen Vorräthen etwas mit und Tags darauf brachte er ein schönes Seehundsfell als Gegengeschenk. Den Tungusen am nördlichen Baïkal fehlen im Allgemeinen die Rennthiere; deshalb sind sie nicht im Stand, aus gesäuerter Milch Branntwein zu destilliren, obwohl ihnen derselbe bekannt und auch sehr beliebt ist. Trotz der Noth, welcher sie in den einsamen Waldungen namentlich zur Winterszeit ausgesetzt sind, lassen sie sich nicht bewegen, Dienste bei den Russen zu nehmen. Sie lieben, wie schon bemerkt, die Unabhängigkeit über Alles. Du wirst täglich Brot und Thee haben, so sagte ich meinem Führer, Du sollst nicht schwer arbeiten, komm mit mir in die Stadt; ich gebe Dir statt Deiner Jurte eine warme Stube und Du sollst einen guten Tag haben. Komm nur, was willst Du immer im Walde, die Zobel werden selten und es ist Zeit, daß Du Dir Dein Brot auf eine andere Art erwirbst. Aber mein Zureden wurde belacht, mein Vorschlag abgelehnt und als ich nach dem Grunde fragte, hieß es: „Unser Glaube gebietet uns, im Walde zu leben und zu sterben."

So sprach ein getaufter Tunguse! Manche haben sich taufen lassen und andere Namen angenommen; Radde überzeugte sich aber häufig, daß sie die russische Taufe nur als eine Formsache betrachten. „In Gegenwart von Russen lassen sie es sich angelegen sein, den Gebräuchen der Kirche zu genügen; sobald sie aber wandern und frei im Walde leben, schamanen sie." Das hat wohl seinen Grund theils in den von frühester Jugend her ihnen angewöhnten religiösen Vorurtheilen, theils aber auch in der unstäten Lebensweise und dem Mangel an russischen Kirchen in jener Gegend. „Ehrfurchtsvoll küßten die beiden Tungusen, mit denen ich später in die Wildniß zum Forellensee (Frölicha oder Dawatschanda) wanderte, dem russischen Priester die Hand und waren mit dem gottesdienstlichen Ceremoniell vertraut. Als wir aber in den Wäldern beisammen gingen, befragte ich den einen, was denn die thierähnlichen Zinnfiguren auf seinem Gürtel zu bedeuten hätten? Er erwiederte mir, es sei Glaubensgebrauch, dergleichen zu tragen, wenn man eine reiche Jagdbeute gemacht habe und für die Zukunft Glück haben wolle. — Aber Du bist doch getauft. — Ja, antwortete er ganz naiv, wir sind zwar getauft, haben aber außer Deinem Gotte noch unsere eigenen, denen wir eben so glauben, wie dem Evangelium. — Radde machte noch oft ähnliche Erfahrungen.

Bei den Tungusen, wie bei den Buriäten, hat das Weib eine sehr untergeordnete Stellung. Die Frau baut die Hütte auf, gerbt das Leder, näht die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Rennthiere oder nimmt sich der Viehheerden an, auch hilft sie obendrein manchmal bei der Jagd. Die Frau ist dem Mann unentbehrlich, ohne sie wäre er verloren. Radde traf am Ufer des Sees einen schwachen, drei und siebenzigjährigen Tungusen, der vor wenigen Monaten ein zwanzigjähriges Mädchen geheirathet hatte. Der Reisende fragte: Weshalb hast Du eine so junge Frau genommen? Die Antwort lautete: Es war keine andere zu haben und ohne Weib käme ich um, denn ich habe keine Verwandten, die mich ernähren könnten. —

Wir erwähnten oben des Forellensees. Er liegt unweit vom Ostende des Baïkal und Radde fand in den ersten Tagen des Augustmonats 1855 zwei Tungusen, welche ihn begleiten wollten. Sie sagten, der See gehöre ihnen. Der Reisende versah sich mit einem Vorrathe getrockneter Fische, denn er hatte zu Wasser und zu Land eine Strecke von etwa vierhundert Werst zurückzulegen und durfte jetzt nicht darauf rechnen, Menschen anzutreffen. Er fand

R. ILLNER. sc.

Der Frölicha- oder Dawatschanda-See.

aber an der nordöstlichen Ecke des Nordrandes zahlreiche, in dieser Jahreszeit verlassene, Fischerlager vertheilt. Vom Ufer des Baïkal bis zum Frölicha hat man eine Landwanderung von etwa achtzehn Werst zu machen. Der Weg führte dem Flüßchen Ajaja entlang über mächtige, wild durcheinander geworfene Felsmassen; die Lärche wurde selten und durch Pappeln, Espen, Birken und buschige Erlen ersetzt, auch trat die Zirbelkiefer ungemein kräftig auf, und an manchen Stellen waren die Gräser mannshoch. Aber selbst im Waldesdickicht waren Stechfliegen und Mücken eine große Plage, und der Arpuki, ein Wedel aus Roßschweifen, mußte oft gebraucht werden. Sehr häufig fand man Spuren von Bären.

Radde erreichte den Frölicha- oder Dawatschanda-See am Nordwestufer, und vor ihm breitete sich eine schöne und großartige Landschaft aus. Das östliche und südöstliche Gestade ist wild und ragt steil empor bis zu einem etwa 3000 Fuß hohen Bergrücken, dessen oberer Theil nackt daliegt. Ueberall sieht man viele Schneewassergerinne. Alle den See umgebenden Höhen zeigten im August gar keine Spur von Schnee oder gar Eis; deshalb ist die Annahme, daß der Dawatschanda in Schnee- und Eisgebirgen läge und ein Alpensee sei, ganz unrichtig. Sein Spiegel liegt nur etwa 400 Fuß höher als jener des Baïkal. Nach Aussage der Tungusen ist der See sehr tief, besonders in der Nähe des südöstlichen Ufers. Dort schnitten einst Fischer drei ihrer alten Birkenboote in schmale Streifen, banden diese aneinander und doch erreichten sie mit der langen Leine noch keinen Grund. Der tungusische Name Dawatschanda Amut bedeutet Forellensee. Radde fand die Temperatur des Wassers am flachen Strande + 14,6° R., jene der Luft + 16° Reaumur.

Folgen wir nun dem Reisenden in das östliche sajanische Gebirge, dessen höchsten Punkt, den Munku Sardik, er im Sommer 1858 erstieg. Nachdem er eine Strecke weit durch eine trockene Steppe gezogen war, überschritt er beim changinskischen Kosakenposten den Fluß Irkut. Wer den Berg besteigen will, muß sich ihm von der Südseite her nahen. Der Weg führt über zwei Gebirgszüge, das Obosaran oder Steingebirge und das höhere Nosor, oder, wie die Russen unrichtig sagen, Dosor, das zwar mit Lärchenbäumen bestanden ist, die aber am 22. Juni n. St. noch kein ausgewachsenes Laub hatten; der Schnee lag noch einen Fuß hoch! Auf der Höhe steht eine Jurte, wo Kosaken und solche Kaufleute übernachten, welche mit den mongolischen Urjändchen und Darchaten Handel treiben. An der Südseite des Nosor befindet sich ein Thal, auf dessen anderer Seite ein hoher Bergzug läuft, welcher die Grenze zwischen dem russischen und chinesischem Gebiete bildet. Auf ihm sind, zur Bezeichnung dieser Grenze, Majack's aufgethürmt, das heißt Steinhaufen, die man gewöhnlich auf kleinen Bodenerhöhungen findet, damit sie sogleich in's Auge fallen. Die Mongolen behaupten, daß wenigstens der südliche Theil des Munku Sardik ihnen gehöre.

Die Südseite des letztern, welche unser Bild zeigt, fällt zum Kosso Gol (Gol bedeutet See) ab, und von ihr ist er zugängig. Eine Menge von Bächen fließen dort hinab; sie werden vom Gletscher gespeist. Wenn man sich über der Baumgrenze befindet, welche dort 7240 Fuß hoch liegt und die Heidestrecken hinter sich hat, gelangt man an eine nackte Querrippe, und diese führt zum Gletscher hinan. Die Mongolen verfolgen mit ihren abgehärteten Gäulen den Rücken dieses Zuges wohl noch eine Wegstunde weit; die Pferde der Buriäten dagegen ermüden bald und jene der Russen noch viel früher. Radde wanderte zu Fuß und hielt sich immer auf der Mitte; der Blick zum Kosso Gol erweiterte sich mehr und mehr. Dann gelangte der Reisende zu einer Betstelle der Mongolen, welche durch eine Tafel bezeichnet war. Dort ist die Grenze der Phanerogamenpflanzen in 10,514 Fuß engl. Höhe; am 15. Juni 1858 lag dort noch in Eis umgewandelter Schnee.

Der fromme Mongole geht nicht gern höher als bis zur Eislage des Gebirges; er netzt Schläfe und Stirn mit dem heiligen Eiswasser, verneigt sich vor dem Geist und wirft, Gebete murmelnd, einige Tropfen Branntwein nach jeder der vier Himmelsgegenden hin. Der Anfang des Gletschers liegt 10,600 Fuß über dem Meer, und von dort herab schweift der Blick über ein weites, ödes, ächt mongolisches Landschaftsbild. Undeutlich tauchen unten die weißen Filzjurten der Lamas auf, welche am Ufer des Dalai (— so heißt bei den Mongolen jeder größere See und auch das Meer —) die klafterlange Tuba blasen und mit ernsten Mienen in den ungehefteten Blättern ihrer Bücher tibetanische Weisheit suchen. Nach oben hin, gen Süden, liegt die kahle, steinbeworfene Neigung des Munku Sardik mit einigen grünen Streifen von Alpenmatten; tiefer im Thal ist der Boden mit Wald bedeckt, und noch weiter abwärts gewahrt man das bunte Kleid einer subalpinen Flora bis gegen die nackten Ufer des Kosso Gol hin. Aus der Fläche des Sees und mit schmalen Dunststreifen umhüllt, taucht in zitternd weißer Linie die Insel Dalai Kai auf, d. h. „der Nabel des Sees". Nach Osten hin sieht man die letzten westlichen Ausläufer des südwestlichen Baïkalgebirges.

Aber der Reisende muß weiter, wenn er die Eishöhe des Munku Sardik erreichen will, um dessen scharf gezacktes Profil dünne Gewölke fliegen. Er schnallt die Fußeisen an, läßt einen seiner Begleiter, einen abergläubigen Buriäten, am heiligen Wasser und wandert dem Gletscher zu; er will die höchste, westliche, Schneekoppe erklimmen.

Radde fand anfangs nur dünne Eislagen und auf denselben viele verkommene oder schon todte Schmetterlinge; ein zarter Netzflügler scheint am Rande des Gletschers heimisch zu sein; er kletterte emsig am Eis umher und blieb gern am Wasser. Bald wird das Eis fester und zeigt verschiedene Färbungen. In 11,161 Fuß Höhe ruhte R. an einem Granitblock aus; dort wurde der Gletscher noch steiler, aber nach einiger Anstrengung wurde der Kamm des Munku Sardik erreicht. Er läuft genau in westöstlicher Richtung und ist sehr schmal, denn da wo Radde mit seinem Kosaken ihn erreichte, war er nur 1 bis 1½ Fuß breit, und Beide konnten sich nicht umdrehen, ohne einander zu berühren; sie blieben also ruhig liegen und betrachteten sich die Nordseite des Munku Sardik. „Aber ein Schauder machte den Kopf schwindeln, wenn das Auge hinabsah in den Schlund. Ein weit größerer und steilerer Gletscher beginnt von der Höhe des Kammes und dehnt sich wohl vier Werst in die Tiefe; seine Oberfläche beträgt wohl 16 bis 18 Werst." Am Fuße dieses Gletschers liegt ein kleiner, kreisförmiger See, der mit Eis bedeckt war.

Nun kam es darauf an, die letzte Höhe zu erklimmen. Der Kosak „beschäftigte sich mit Angst und Monumentenbauten und meinte, weiter könne er nicht mit; Schwindel und Herzklopfen trieben ihn zum Steinsetzerhandwerk. Er errichtete einen Steinhaufen, theils um die Minuten unseres Hierseins, theils auch um dem Munku-Geist zu opfern. So kletterte ich denn allein mit dem Barometer über die steile Ostseite des höchsten Zahnes hinweg, mir die festen Vorsprünge durcheinander und übereinander gethürmter Granite suchend und eine Steilwand von wohl 70 Fuß erklimmend. Als ich am Rande derselben war, dehnte sich

Typen der Laubholzwälder am mittlern Amur.

der sanfte Bogen der höchsten Schneekoppe vor mir aus." Aber die Höhe dieses Bogens konnte Radde nicht erreichen, weil der Schnee zu lose war. So blieb eine Bogenentfernung von etwa 150 Schritt und eine Vertikalhöhe von allerhöchstens 60 Fuß unerreicht. — Die absolute Höhe des Munku Sardik beträgt 11,452 englische Fuß.

Die Mongolen haben eine Sage über dieses Gebirge. Ihr zufolge soll ein Ritter, Namens Munku, einst dorthin gezogen sein, um ein Kaiserfräulein aufzusuchen, das im Innern des Gebirges an goldenem Tische vor einem goldenen Kelche sitzt. Aber der Ritter kam nie wieder. Andere erzählen von einem verwegenen sojotischen Jäger, Munku, der im Gebirge umgekommen sei. Die Mongolen nennen den Munku Sardik auch Munku Zassu, d. h. der Schnee-Munku. Sardik bedeutet so viel als ein Gebirge, das man nicht übersteigen kann, im Gegensatze zum Daban, einem Gebirge, welches sich überschreiten läßt. Uebrigens soll das Wort Munku auch ewig bedeuten, und Munku Zassu hieße demnach: ewiger Schnee.

Radde's Wanderungen am mittlern und obern Amur fallen, wie wir schon bemerkten, in die Jahre 1857 und 1858. Der Reisende hat von dieser Region eine sehr anschauliche Darstellung entworfen, und schildert namentlich das bisher noch wenig bekannte Bureja-Gebirge.

Der Amur durchsetzt in seiner letzten Hauptkrümmung, da wo er aus Nordwesten kommt, etwa im Meridian $148^{1}/_{2}$ östlich von Ferro einen bedeutenden Gebirgszug. Der Strom macht dort eine plötzliche Wendung gegen Süden und legt in dieser Richtung, zwischen 49 und 48° N. Br., eine Strecke von $18^{1}/_{2}$ deutschen Meilen mit raschem Gefälle zurück. Die Russen haben jenes Gebirge als Chingan oder Ginkan bezeichnet, aber dieser Name ist den Umwohnern gar nicht bekannt. In der officiellen Sprache der Mandschu heißt es Kamni, in der gelehrten Sprache der Chinesen gom me dschan, d. h. dreigezweigt. Aber Middendorff, Schrenck und Radde haben mit Recht den Namen Bureja-Gebirge gewählt, weil die Bureja der bedeutendste Fluß ist, welcher auf russischem Gebiet in diesem Gebirge entspringt.

Sehr eingehend schildert Radde die klimatischen Verhältnisse dieser Region; er hebt hervor, daß die Erscheinungen, welche Pflanzen- und Thierwelt am mittlern Amur bieten, anscheinend im allerfrappantesten Widerspruche mit den klimatischen Zuständen dieser Landstriche stehen. Wie will man, sagt er, das Vorkommen der Weinrebe nach den bis jetzt existirenden Annahmen in einem Landstrich erklären, in welchem während des Januars arktische Kälte herrscht, die bis 35° R. stieg? Und die Rebe steht keineswegs allein als ein solches Wunder da; denn eine gute Anzahl südlicher Baumformen und namentlich Beispiele aus der Insekten-

Lama aus dem Selengathale. Buriäte. Daure vom mittlern Sungari. Sojotenhäuptling. Buriätin. Birar Tunguse. Tunguse.

Prairie-Typen am mittlern Amur.

welt reihen sich aneinander und überraschen durch unerhörte Lebensfähigkeit. Für das Bureja-Gebirge sind charakteristisch: warme, sehr feuchte Sommer, aber nur ausnahmsweise schneereiche Winter, die starke Kälte bringen, eine ganz kurze Frühlingszeit und ein langanhaltender Herbst.

Dem mittlern Amur gehört ein eigenes, im übrigen Sibirien fehlendes Vegetationsreich an. Radde schildert die drei typischen Vegetationsformen am Amur, welche bald in stärkerer, bald in geringerer Klarheit sich überall ausgeprägt finden. Er geht vom Schiff an's Ufer, um in das Bureja-Gebirge hineinzuwandern, und dringt zunächst durch ein Weidengebüsch, das den angeschwemmten Boden in unglaublicher Dichtigkeit und Stärke bedeckt. Man kann oft nur hindurchdringen auf den Pfaden, welche von Hirschen, Ebern und Bären gebahnt worden sind; es sind die Wege, die zur Tränke führen. Man steigt oder klettert das steile Ufer hinan und gelangt bald auf eine Uferebene, welche sich durch hohen Graswuchs auszeichnet, dieser ist aber fast überall mit Schlingpflanzen durchwebt. Unsere Tafel: Prairientypus am mittlern Amur, giebt ein anschauliches Bild dieser Vegetation. Unter dem Alles versteckenden Pflanzenwuchse liegen alte todte Baumstämme, welche einst das Wasser dort abgesetzt hat. Möglicherweise trifft der Wanderer auf einen Tiger oder Bären; aber er hat einen treuen ostsibirischen Jagdhund, der keine andere Dressur erhielt, als jene, welche der Hunger giebt, der aber dort viel mehr nütz ist als sein gelehrter europäischer Kollege. Da steht eine Gruppe der 8 bis 9 Fuß hohen Kongula-Umbelle, um deren 2 bis 4 Zoll dicke, hohle Stengel sich Menispermum oder Convolvulus, üppige Vicien oder hochrankende Glossocomien winden. Ein Fernblick ist nicht möglich; denn 7 bis 8 Fuß hohe Artemisien (Beifuß) oder die noch höheren Rohrarten, deren starke Wurzeln tief eindringen, um die Feuchtigkeit zu suchen, engen das Auge ein. Man schreitet mit einer gewissen Aengstlichkeit und Unruhe weiter und achtet auf das leiseste Geräusch in diesem Labyrinthe von Pflanzen, die mehr als mannshoch sind. Nur langsam und mit sorgfältiger Auswahl der zugängigsten Lichtungen arbeitet man sich durch die erdrückende, dichte Vegetation.

Die Flora dieser Ebenen an der Bureja, sodann vom Ostende des Bureja-Gebirges an bis zum Ussuri verrieth gewissermaßen die Einförmigkeit einer Steppenvegetation, noch mehr aber da, wo die Uferebene sich allmälig hebt und ohne waldbildende Bestände ist. Jene hat, wie bemerkt, überall, wo zeitweise Ueberschwemmungen stattfanden, einen Prairientypus durch das Vorwalten von hohen Gräsern, Rohrarten, Umbellen und Artemisien. Nachher folgt das dichte Unterholz von Gesträuchen, namentlich pyramidenförmig aufschießendes Ginnalagebüsch. Dort brennt im Sommer die Sonne unerträglich, und nicht selten ist eine klafterlange Schlange, eine bunte Colubérart, die sich, wenn man sie angreift, zur Wehre setzt, indem sie das vordere Drittel ihres Körpers dem Feind entgegen schnellt. Sechs Fuß hohes Unterholz von Corylus heterophylla steht als scheidende Wand da zwischen dem Halbdunkel stiller Thalgründe und der scharfen Beleuchtung freigelegener Uferabhänge.

Nun muß der Wanderer einen tungusischen Lederkittel anlegen, denn dieser allein schützt einigermaßen vor Verletzungen. Bald aber erschließt sich eine neue Pflanzenwelt, deren dunkles Grün und saftstrotzende Blätter den Beweis liefern, daß Wasser im Ueberfluß vorhanden ist. Nur selten blickt der Himmel durch das Laubdach, welches aber in seiner Dichtigkeit sehr verschieden ist, je nachdem die großblätterige mandschurische Linde oder das Fiederblatt von Eschen und Phellodendron es bauten; am Boden stehen 2 bis 4 Fuß hohe Farrenwedeln, eine der typischen Pflanzenformen jener Thäler. Hier ist der Fuß etwas freier als in den Prairien der Ebene, aber das Auge ist doch auch auf die allernächste Umgebung angewiesen, weil die umfangreichen Unterhölzer mit zumeist großen und breiten Blättern jeden Fernblick verbieten. Am kühlen Wasser der Bäche wuchern fast krankhaft Chrysosplenien; neben der nordischen Eller steht der mandschurische Wallnußbaum; Ribesgebüsche mit kriechenden Aesten sind Nachbarn einer schönen Berberitzenart. Auch treten Araliaceen auf, die mit tausend spitzigen Stacheldornen bewaffnet sind und vor denen man sich wohl zu hüten hat. In Thälern, welche sich durch das Vorwalten südlicher Laubhölzer auszeichnen und in denen die einjährigen Kräuter gegen die artenreichen Holzpflanzen zurücktreten, findet man nicht ausschließlich gesellschaftlich lebende Gewächse. Man sieht schlanke, hellgrau-grüne Stämme von Ahorn neben alternden Lindenkolossen, den Korkbaum und einen Prunus mit leichtschülfernder, brauner, glatter Rinde und Birken.

Die moosbedeckten, morschen Windfälle, sagt Radde, wollen sorgfältig umgangen sein, und die hohen vieljährigen Wurzelstöcke der trichterförmigen Farrenkräuter sind hinderlicher als die Carexhügel in den Sümpfen. Da winkt uns, versteckt in einer Gruppe dünnstämmiger Corylus mandschurica, eine Lilie, die einzige Art ihrer Gattung. Eilig durchbrechen wir die nächsten Gebüsche, und schon strecken wir die Hand aus, um sie zu pflücken, — da malt sich plötzlich Entsetzen auf den Gesichtern der ganzen Gesellschaft, ein sicheres Zeichen warnt uns vor naher Gefahr. Weshalb kehrt unser Hund so ängstlich zu uns zurück? er, der stets vor uns das Revier erkundete? Warum schmiegt er sich jetzt so eng an seinen Herrn und winselt mit kläglicher Stimme. Wie hat sich sein Haar auf dem Rücken und am Halse vorwärts gesträubt?

Weil wir hier die Tigermutter mit ihren Jungen gestört haben. Wir hören in der Entfernung von wenigen Klaftern das leise Brüllen und Knurren des Herrenthiers. Das angestrengt spähende Auge durchdringt die dichtlaubigen Gebüsche, welche uns den Räuber verbergen, nicht; aber gottlob, dort vom Bache, wohin der Hirsch um Mitternacht zum Trinken kam und die Erde mit scharfem Hufe scharrte, sehen wir unsern mächtigen Feind uns einen Blick zuwerfen, den Jeder ruhig ertragen muß, wenn er gerettet sein will, und der nicht selten unerträglich lange dauert. Eine schlängelnde Bewegung mit dem Schweife macht der zögernden Unentschlossenheit des Tigers ein Ende, und langsamen Schrittes sucht er auf jenseitigem Bachufer sich ein anderes Lager. —

Der dritte Vegetationstypus, dem man im Bureja-Gebirge begnet, erinnert an den Norden. Er gehört allen Höhen der größeren Thäler und dem Innern des Gebirges an und wird durch das Vorwalten der Coniferen gekennzeichnet. Zwischen ihnen und den reinen Laubholzbeständen liegt eine Mischform beider; diese gewinnt an Eigenthümlichkeit, wo auf sanfteren Gebirgshöhen die Eiche vorwaltend wird und sich zu ihr auf der Nordseite einzelne Zapfenbäume gesellen.

Man tritt ein in das Düster mäßig hoher Zirbelkiefern. Anfangs erscheint diese Pinus cembra einzeln oder in kleinen Gruppen, aber wo ihr eigentliches Revier beginnt, verschwinden die Laubholzsträucher an den Abhängen. Die trockenen Nadeln bedecken den Boden und geben ihm eine ganz besondere Glätte. Oft wird der Boden von Wildschweinen durchwühlt, denn diese wählen vorzugsweise gern die Zirbelkiefernwälder zu ihrem Aufenthalte. Je weiter

man vordringt, um so dichter wird der Wald, um so stiller und dunkler. Die einzelnen Bäume werden kolossal. Nicht selten quillt aus einem vom Blitze getroffenen Stamm eine Fülle klaren Terpentins hervor und verbreitet einen angenehmen Harzgeruch. Windfälle sind häufig; oft ist der Orkan so mächtig, daß die weithinkriechende Wurzel den 80 Fuß hohen Baum nicht halten kann. Er reißt sie mit der daran haftenden Erde aus und es dauert lange, bis diese, nach und nach abbröckelnd, die ellentiefen Löcher wieder füllt. Radde fand manchmal sechs bis acht Bäume übereinander; die unteren, älteren und schon verfaulten bildeten eine nur schwache Stütze für das lastende Gewicht der anderen, welche rostartig über jenen lagen. Ein Fehltritt, und man stürzt in dieses Chaos todter Bäume.

Zur Zirbelkiefer gesellt sich tiefer landeinwärts die Abies obovata und verdrängt späterhin jene völlig. Im Innern des Bureja werden die Wälder immer dichter und oft bilden Junghölzer jener Abies eine Wand, durch welche man sich nur mit dem Beile Bahn machen kann. Niemals hat dort das verzehrende Element des Feuers eine Arbeit übernommen, welche für Menschenhände zu groß ist; die Urwälder des Bureja haben nie gebrannt. In diesen Waldeinöden streifen die rothen Alpenwölfe in Rudeln umher. An der Spitze befindet sich das kräftigste Männchen. Sie umzingeln ihre Beute, der sie von allen Seiten näher kommen; aber ehe sie über dieselbe herstürzen, lassen sie ein eigenthümlich zischendes Geräusch vernehmen.

Auf einem starken Aste der Tanne sitzt der Luchs und lauert auf seine Beute; hoch in den Bäumen, von Zweig zu Zweig wandernd, sucht der große Charsa-Marder ein Eichhornnest, dessen Bewohner er raubgierig mordet. In dem unzugänglichsten Dickicht aber und an klüftenreichen Abhängen hält sich der Zobel auf, und erst wenn eine tiefe Schneelage die Erde und theilweise die Bäume bedeckt, zieht dorthin der Wilde, um sich mit Ausdauer einer ermüdenden aber auch lohnenden Jagd zu widmen.

Von Barcelona nach Valencia.

Die Anmuthigkeiten einer Fahrt im spanischen Postwagen. — Erinnerung an die Tage der Räuberromantik. — Diligencia, Galera und allerlei andere Gefährte. — Der Mayoral, Zagal und Delantero. — Tortosa am Ebro; Vinaros und die Trümmer von Saguntum. — Valencia; maurischer Charakter der Stadt. — Die Leute aus dem Volk und ihre Trachten. — Bedeutung des Mantels. —

Eine Reise im Postwagen ist in Spanien zwar immer noch beschwerlich, aber die Gefahren sind verschwunden, soweit die Räuberromantik in Betracht kommt. Die Kavaliere vom Mondschein gehören zu den Seltenheiten, die Landstraßen sind sicher geworden. Noch vor einem Vierteljahrhundert war das freilich ganz anders; damals schwärmte es auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel von kecken Leuten, welche anderer Menschen Eigenthum als das ihrige betrachteten, und wer einen Postwagen bestieg, machte sich von vornherein auf ein „kleines Abenteuer“ gefaßt. Man erzählte ja so manche interessante Geschichte von bärtigen Männern, welche, tief in ihren Mantel gewickelt, hinter einem Felsen hervortraten und rasch wieder verschwanden; man sah im Mondschein ihre Dolche blitzen; zuweilen hörte man auch Kugeln pfeifen, wurde überfallen, setzte sich nicht zur Wehr und kam mit dem Leben davon.

Das war die gute alte Zeit! Die Postwägen wurden angehalten, und jeder Reisende hatte etwas Geld in eine besondere Tasche gesteckt, um schneller mit den Herren Räubern fertig zu werden! Wozu sollte man auch viele Umstände machen? Der Tribut mußte ja doch entrichtet werden! Für die Ritter von der Landstraße war das Handwerk ganz einträglich; sie hatten es in ein zweckmäßiges System gebracht und jede Bande nahm irgend eine Straße als ihr Eigenthum in Anspruch; die Räuber wollten sich gegenseitig keine Konkurrenz machen, und deshalb ging Alles in der besten Ordnung. Die Corsarios, so heißen die Postbeamten, welchen die Beförderung anvertraut ist, abonnirten bei den Herren Banditen, zahlten eine Summe, über welche beide Theile sich verständigten, und dann erfolgten keine Weiterungen; der Wagen passirte unbehelligt. Der Corsario seinerseits erhob dann von den Reisenden eine Versicherungsprämie und stand für Alles. Das nannte man eine komponirte Reise; wer sich aber nicht assekuriren wollte, sondern auf eigene Gefahr reis'te, unternahm eine simple Reise.

Man hat es schon oft erlebt, daß Räuber in ihren alten Tagen den Drang in sich verspüren, höchst tugendhafte Leute zu werden. Gewöhnlich keimt diese moralische Anwandlung in ihnen auf, wenn sie das Handwerk überdrüssig bekommen. Dann geben sie das Geschäft ab und suchen bei der Behörde um ein Indulto nach, (lassen sich amnestiren), und leben fortan in Ruhe und Gemächlichkeit von dem „Ersparten“. Vorher machen sie aber noch ein gutes Geschäft, indem sie ihr Anrecht und zugleich die Kundschaft an einen andern Bandolero verkaufen, welchem sie alle nöthige Auskunft über das Geschäft geben; auch kann der Nachfolger sich beim tugendhaften Vorgänger allezeit Raths erholen.

Aber, wie gesagt, diese schöne Zeit ist dahin. Man hört nichts mehr von den Sieben braven Burschen aus Ecija, bei denen die Zahl Sieben immer voll blieb, trotzdem diese Gesellschaft manchen Verlust durch Kugeln erlitt. Wo ist nun der gefürchtete Hauptmann Veneno, dessen Name: Gift, schon darauf hindeutet, daß er ein ganz furchtbarer Kerl gewesen? Auch der weiland berühmte Jose Maria, der Schrecken Andalusiens, ist verschollen, nicht minder Stephan der Brave, Estevan el Guapo. Die Landstraßen sind sicher geworden, und die Civiles sorgen dafür, daß das Räuberhandwerk nicht wieder emporkomme. Diese Männer bilden eine Art von Gendarmerie, sind tüchtig und zuverlässig, werden unter den verabschiedeten Soldaten ausgewählt und sorgen für die Sicherheit der Landstraßen. Sie gehen allezeit in parejas, das heißt zwei zu zwei, und sind beim Volke sehr beliebt, weil sie nützliche Dienste leisten. Zu den Sicherheitsbeamten ge-

Valencianer aus dem Volk.

hören auch die Peones camineros, die wir als Straßenwärter bezeichnen können. Sie tragen vor dem Hut eine große Messingplatte mit einer Inschrift, welche ihr Amt bezeichnet. Ihre Waffen sind theils friedlicher Art, nämlich Schaufel und Hacke, theils kriegerisch, denn der Straßenwärter hat auch eine Escopeta, ein kurzes Schießgewehr, um die Rateros in Respekt zu halten. Ein Ratero ist aber ein Strauchdieb gewöhnlichen Schlages, ein Dilettant im Diebs- und Raubhandwerke, das er auf eigene Faust ganz allein treibt, je nachdem sich eine günstige Gelegenheit darbietet. Der Peon caminero raucht den langen lieben Tag Cigarretten und liebt die Anstrengung nicht. Er trägt kleine Steine in einem Binsenkorbe nach solchen Stellen des Weges, welche Fahrlöcher haben, füllt aber diese nur zur Hälfte aus, damit er doch am andern Tag auch noch eine Beschäftigung habe.

Wir wollen unsern alten Bekannten Davillier, welcher uns interessante Schilderungen aus Barcelona gegeben hat (Globus III, S. 257 ff.), auf seiner Fahrt nach Valencia begleiten. Er wußte wohl, daß kein Bandolero ihn überfallen und ihm zurufen würde: Boco abajo! das heißt zu deutsch: Nieder mit dem Gesicht, platt auf die Erde gelegt! Er traf friedliche Bauern, welche ihm und seinem Begleiter, dem genialen Zeichner Doré, ein Vayan ustedes con Dios, Geleit euch Gott, zuwünschten. Also: Auf nach Valencia!

Der Weg führt von der Hauptstadt Cataloniens aus durch eine fruchtbare Ebene, welche der Llobregat bewässert. Die Alten bezeichneten ihn ganz richtig als Rubricatus, denn sein schlammiges Wasser hat eine röthliche Farbe. Vor unsern Postwagen hatte man zwölf Maulthiere gespannt, der Staub wirbelte hoch empor, belästigte jedoch uns, die wir auf der Imperiale saßen, weit weniger als die Insassen des Wagens. Wie sieht eine spanische Diligence aus? Sie ist ein schwerer, plumper, reichlich mit Eisen beschlagener Kasten, denn sie hat harte Püffe auszuhalten. Im Innern ist sie ähnlich eingerichtet wie die Diligence in anderen Ländern und hat zwei Coupés,

Delanteros, d. h. Postillione.

welche durch hölzerne Verschläge getrennt sind und deren oberer Theil schiebbar ist; die Reisenden können sich also nach Belieben mit einander unterhalten. Die Zahl der vorgespannten Pferde oder Maulthiere beträgt nie weniger als acht und nicht mehr als vierzehn; sie werden zu zweien neben einander gespannt, doch bleibt zwischen jedem Gespann ein sehr weiter Zwischenraum, und das Ganze bildet eine lange Reihe.

Die Diligencen in Spanien sind theuer; auf manchen Strecken kostet die spanische Meile zwei Pesetas, das heißt etwa sechszehn Silbergroschen, also drei- oder viermal mehr als ein Platz in der ersten Eisenbahnklasse. Die verschiedenen Kompagnien sind übereingekommen, die Preise nicht zu erniedrigen, und so ist das reisende Publikum ihrer Willkür preisgegeben. Wer sich von ihnen nicht schröpfen lassen will, hat kaum eine andere Wahl, als in einer Galera zu fahren; dann kommt er aber aus dem Regen in die Traufe. Der Preis für das Gepäck ist gleichfalls schauderhaft hoch. Der amerikanische Gesandte hatte aus Neu-York einen Wagen nach Cadiz geschickt und dafür 50 Piaster Fracht gezahlt; die Fracht von Cadiz nach Madrid kostete aber nicht weniger als 300 Piaster, sage 450 deutsche Thaler.

Das Personal, welches zu einer Diligencia gehört, besteht aus drei wichtigen Leuten. Ueberhaupt ist der Mayoral, also der Schaffner, Schirrmeister, Conducteur, gewöhnlich ein starkgewachsener Mann mit ausgewirktem, roth gefärbtem Gesicht und einem Backenbart in Gestalt von Coteletten. Er trägt ein Tuch über dem Kopf und setzt darauf noch einen Sombrero calañes, einen andalusischen Hut mit aufgeschlagener Krämpe und zweien Pompons von schwarzer Seide. Seine Marsilla ist eine kurze Jacke mit Hefteln und allerlei Stickereien, bis an den Elbogen roth und grün verziert; auf der Rückseite befindet sich in Gestalt eines Blumentopfes eine Stickerei, welche bis in die Nähe der Schultern hinaufreicht. Das Beinkleid hängt bis etwas über die Knie herab, ist von Wolltuch, mit Sammt besetzt, manchmal ist es aber auch von Schaffell und heißt dann Calzon de pellejo. Die Fußbekleidung besteht aus weißen Schuhen und Botines, einer auf der Wade offenen Lederbekleidung. Der Mayoral fühlt sich in seiner Würde und Wichtigkeit und herrscht als Tyrann nicht nur über seine Untergebenen, den Zagal und den Delantero, sondern auch über die Fahrgäste, welche er protzig behandelt; er ist in der Regel sehr kurz angebunden. Natürlich verlangt er ein Trinkgeld, als ob er ein Recht darauf hätte. Die Reisenden sind für ihn nur da, um diese Propina zu zahlen, und sie kommen nicht darum weg, selbst wenn ein Vuelco sich begeben hat, das heißt, der Postwagen umgestürzt ist. Das ereignet sich sehr häufig und dann dringt der Herr Mayoral erst recht auf die Propina, denn er hat für jeden Vuelco seiner Kompagnie zwölf Piaster Strafe zu zahlen, und diese sucht er dann von den Reisenden beizutreiben; sie sollen ihm dafür Geld geben, daß er sie in Gefahr gebracht hat, Hals und Beine zu brechen!

Nach dem Mayoral kommt der Zagal. Das Wort stammt aus dem Arabischen und bedeutet flink. In der That verbringt der Zagal seine halbe Lebenszeit damit, neben den Maulthieren herzulaufen und sie durch alle mögliche Mittel zum Laufen anzutreiben. Darin hat er es denn auch zu einer großen Fertigkeit gebracht; er rennt vom ersten Gespann bis zum letzten immer hin und her und prügelt mit seinem Stocke jedes Thier. Zuweilen läuft er voraus oder abseit, um kleine Kieselsteine aufzusammeln, welche er dann einem trägen Thier an's Ohr schleudert. Manchmal verfehlt er freilich sein Ziel und trifft ein anderes Thier, und nicht selten werden die Maulthiere, welche gerade am Ohre sehr kitzlich sind, ganz wild, so daß eine allgemeine Verwirrung im Gespanne nicht ausbleibt. Dagegen weiß dann der Zagal kein besseres Hilfsmittel, als eben wieder die Kieselsteine und Hiebe mit den Knütteln. Wer sich diese Dinge mit ansieht, fragt sicherlich, wie es überhaupt möglich sei, daß die spanischen Maulthiere eine so ungeheure Menge von Schlägen aushalten können. Ja, wenn sie nur vom Zagal allein Prügel bekämen, dann möchte es noch drum sein; aber es ist altherkömmlich, daß jeder beliebige Mensch, der an einem Maulthiere vorüber geht, demselben, gewissermaßen zum Zeitvertreib, einen Hieb mit Stock oder Peitsche versetzt. Eine solche Viehschinderei wird ganz in der Ordnung gefunden!

Labrador in Valencia.

An seiner Kleidung hat der Zagal nicht schwer zu tragen. Er wirft ein Tuch über den Kopf, zieht einen farbigen Kittel an, befestigt die Beinkleider von Sammtmanchester mit einer Raya, das heißt einem gestreiften Gürtel, und trägt am Fuße Alpargatas, Schuhe, die aus Hanf geflochten sind. Stets hat der Zagal auf dem Rücken einen kleinen biegsamen Stab, den er in den Gürtel steckt, wie der Hanswurst eine Pritsche.

Der Delantero heißt so, weil er immer voran sein muß; er sitzt auf dem vordersten Maulthiere, das zur Linken geht. Man nennt ihn auch wohl den zum Tode verurtheilten Mann, und er hat wirklich ungeheure Strapazen zu ertragen. In früheren Zeiten kam es nicht selten vor, daß er volle achtundvierzig Stunden und länger im Sattel blieb; man fuhr von Barcelona nach Madrid, ohne auch nur ein einziges Mal den Delantero zu wechseln; aber diese Hölle ist heutzutage in ein Fegefeuer umgewandelt worden. Gewöhnlich ist der Delantero ein Bursche von achtzehn bis zwanzig Jahren; er trägt, wie unser Bild zeigt, eine Montera, mützenartige Kopfbedeckung aus Lammfell, hat ein von der Sonne tiefgebräuntes Gesicht und sieht immer etwas wild aus.

So lange es Räuber gab, wurde die Diligence von Escopeteros geleitet, Gensdarmen, welche oben auf dem Wagen saßen und von dort herab spähten, ob verdächtige Leute in der Nähe seien.

Während der Fahrt machen sich Mayoral und Zagal unaufhörlich mit den Maulthieren zu schaffen und führen mit denselben eine sehr eigenthümliche Unterhaltung. Jedes hat seinen besondern Namen, wird mit Worten der Liebkosung oder mit Ausdrücken des Schimpfens und Fluchen überschüttet; manchmal läuft auch ein Witz mit unter, zum Beispiel: „Coronela, en llegando a casa, me haré una papalina con tu pellejo!“ das heißt: „Frau Oberstin, wenn

Ein „Vuelco.“

wir nach Hause kommen, werde ich mir eine Kappe aus deiner Haut verfertigen!" Das Zurufen nimmt auch während der Nacht kein Ende; der Mayoral murmelt halblaut, auch wenn er einschlummern will: Capitanana,... comisariooo... raa... puliaa,... bandolero... arre carboneraaa... und so fort, bis er völlig eingeschlafen ist. Dann fängt der Zagal seinerseits an.

Die kostspielige Diligencia ist so zu sagen ein aristokratisches Fuhrwerk, das nur auf den großen Hauptstraßen läuft, auf den Caminos reales oder Carreteros; man hat auch für eine solche Chaussee den arabischen Ausdruck Arrecife. Sie haben jetzt Meilensteine erhalten, auf welchen die Entfernung in Kilometres angegeben ist. Außer der Diligence hat man den Correo, Kurierwagen, der etwas schneller fährt, aber nur zwei oder drei Fahrgäste mitnimmt; gewöhnlich hängt er schlecht in Federn und manchmal hat er gar keine. Die Coche de colleras ist eine kleinere Diligence und nur mit einem halben Dutzend Maulthieren bespannt; sie legt im Tage selten mehr als zehn spanische Meilen zurück.

Da ist aber auch noch die Galera, und dieses Marterwerkzeug führt seinen Namen mit vollem Rechte. Sie ist ein langer Kasten, der auf vier Rädern läuft, besteht aus Korbgeflecht, das beinahe auf den Boden reicht, wird mit Reifen überspannt und mit Leinwand überdeckt, wie die Fuhrmannswägen. In diese Hölle packt man bunt durcheinander Menschen und Waaren. Solch eine Galera ist wie ein ambulantes Bagno, ein wahres Chaos; der Fahrgast muß immer die um und um gerüttelten Waarenballen, Fässer, Kisten und Kasten abwehren; der Mayoral kümmert sich nur um diese, denn er ist dafür verantwortlich; den Passagier beachtet er nicht, denn was kümmert es ihn, ob derselbe sich ein paar Rippen einrennt? Das ist ja nicht seine Sache. Der Zagal einer Galera hat es nicht so beschwerlich als jener der Diligencia; er hält beliebig an, läßt die Thiere aus einem großen eisernen Eimer trinken und balancirt an abschüssigen Stellen seine Galera mit einer langen Stange, damit sie nicht umstürze. Und weiter kein Wort von den Carros, die selten in Federn hängen, nur zwei Räder haben und selten Reisende mitnehmen. Die Tartana kommt nur in Valencia und Murcia vor.

Doch nun zur Reise selbst! Die Gegend zwischen Barcelona und Tarragona ist eine der am stärksten bevölkerten in Spanien. Man kommt auf dieser Strecke durch die beiden kleinen Städte Villafranca de Panades und Torredembarra; sie bieten aber keine Merkwürdigkeit dar. Von Tarragona selbst führt eine Zweigbahn nach Réus, einer Stadt mit bedeutenden Fabriken. In der Nähe steht in dem ungemein fruchtbaren Concathale das berühmte Cistercienserkloster Poblet, von welchem in der Geschichte der Könige von Aragonien so oft die Rede ist; auch weiß die Sage viel davon zu erzählen. Als noch die Araber Herren im Lande waren, lebte an jener Stelle ein frommer Einsiedler. Der Mohrenkönig wollte aber den Christen dort nicht dulden, sondern warf ihn in's Gefängniß; da kamen aber Engel vom Himmel, nahmen dem Eremiten die Ketten ab und befreiten ihn. Solch ein Wunder versetzte den Mohrenkönig in großes Erstaunen; er überhäufte den Einsiedler mit Schätzen, und auf dem Grabe des letztern ist späterhin das Kloster erbaut worden. Seit 1835 sind in Spanien die Klöster aufgehoben worden und auch Poblet ist nun längst von Mönchen verlassen.

G. Doré

Valencianischer Labrador.

Von Tarragona ab wird die Straße oft sehr uneben; dann und wann erlaubt eine Biegung einen Blick auf das tiefblaue Meer, auf welchem Fischerboote mit weißen Segeln sich schaukeln. Man kommt nach Tortosa am Ebro. Nach diesem Strom ist das alte Iberien benannt worden; er ist nebst dem Tajo der wichtigste Fluß der Halbinsel und hat gleich diesem und dem Guadalquivir gelbes, schlammiges Wasser. Tortosa liegt sehr malerisch; die Domkirche steht auf den Grundmauern einer Moschee und man findet auch arabische Inschriften. Das Hauptwunder der Stadt wird Gläubigen wie Freigeistern gegen ein Douceur gezeigt; es ist der echte, wirkliche und wahrhaftige Gürtel der Jungfrau

Verkäuferin auf dem Markte zu Valencia.

Maria, die „Cinta". Dieser Gürtel hat eine unzählige Menge von Wundern gethan, und 1822 brachte man diese Mirakel thuende Reliquie in großem Pomp nach Aranjuez; es war dort seine Bestimmung, die Niederkunft einer Prinzessin zu erleichtern.

Man kommt von Tortosa nach Amposta, läßt Puerto de los Alfaques zur Linken und gelangt nach Vinaroz, einem kleinen Hafenplatz, in dessen Umgegend ein Wein wächst, der dick und schwarz wie Tinte ist.

Nun beginnt das Königreich Valencia, und zwar schon etwas vor Vinaroz; die Cenia, ein kleiner Fluß, bildet die Grenze gegen Catalonien. Von nun an erinnert Vieles an die Zeiten der maurischen Herrschaft. Auf Anhöhen, welche einen weiten Ausblick über das Meer gewähren, erheben sich Atalayas, viereckige Thürme, einst Hochwarten; auch die Städtenamen Alcalá und Benicarlo gemahnen an die Araber. Spanien ist überhaupt ein „gemildertes Afrika"; im September war die Hitze ungemein drückend. Gleich auf der valencianischen Grenze erreicht die Aloe eine kolossale Höhe und Palmen treten häufig auf, nicht minder die Algarroben. Dieser Johannisbrotbaum wird sehr kräftig, hat dunkles Laub und bedeckt die Berge; Frauen und Kinder schlugen mit langen Stangen die Schoten herab, packten sie in Körbe und beluden Esel damit. Das Johannisbrot giebt ein treffliches Futter für das Vieh und dieses ist sehr darauf erpicht; überhaupt erscheint der Algarrobo namentlich für Südspanien sehr wichtig; einzelne Bäume geben bis zu 2400 Pfund Frucht im Jahre.

In Benicarlo hält die Diligencia an. Die Stadt ist berühmt durch ihren Wein, der zum Verschneiden anderer Weinsorten seit undenklichen Zeiten benutzt wird. Ein englischer Reisender des vorigen Jahrhunderts, Swinburne, hebt bereits hervor, daß ganze Ladungen von Benicarlo nach Cette und von dort auf dem Languedoc-Kanal nach Bordeaux gingen. Dort „verbesserte" man damit die Bordeauxweine; das „Schmieren" ist also schon alt.

Ueber Castellon de la Plana, wo Ribalta, ein ausgezeichneter Maler der valencianischen Schule, geboren wurde, gelangt man nach Murviedro, einem armseligen Orte mit einigen tausend Seelen. So wenig ist übrig geblieben von dem alten Saguntum, der treuen Bundesgenossin der Römer, welche die Stadt wieder aufbauten, nachdem sie von den Karthagern zerstört worden war. Später gehörte sie den Gothen, Arabern und dann den Spaniern, welche die Ruinen und alten Mauern zum Aufbau benutzten. Auch vom Theater sind nur noch, allerdings großartige, Trümmer übrig, in denen Eulen und Eidechsen wohnen. Sagunt war einst ein Seehafen, aber die neue Stadt liegt eine Meile vom Ufer entfernt, denn so weit ist das Meer zurückgewichen. Kaum erwähnenswerth sind die Spuren von einem Circus und einem Bacchustempel.

Der Reisende ist begierig, etwas von der „Stadt der dreihundert Kirchen" zu sehen. Bei Leuten, die von Barcelona aus vierzig wohlgezählte Stunden in einem spanischen Postwagen gesessen und Staub und Hitze ertragen haben, ist das erklärlich. Zuerst erblickt man einen von Palmen beschatteten majestätischen Bau, das Kloster San Miguel de los Reyes; auch dieses ist im sechszehnten Jahrhundert aus Sagunter Steinen gebaut worden. Nach einer Viertelstunde fährt man dann ein in „la muy noble, inclita, antigua, leal, insigne, magnifica, ilustre, sabia, coronada y jamás acabada de celebrar Ciudad Valencia del Cid", also in die sehr edle, berühmte, uralte, loyale, ausgezeichnete, prachtvolle, erlauchte, gelehrte, gekrönte und niemals genugsam gepriesene Stadt Valencia des Cid. Diesen bescheidenen Titel führt sie in den Chroniken; er ist zwar etwas lang, das darf aber in Spanien nicht befremden, denn fast alle Städte haben ihre pomphaften Epitheta. Valencia, das läßt sich nicht bestreiten, verdient den seinigen mehr als jede andere; sein blauer Himmel ist schon durch arabische Dichter besungen worden, und wo fände man in Europa ein herrlicheres Klima? Tropische Bäume gedeihen in freier Luft, im December pflückt man Veilchen und Primeln. Der Winter ist nur dem Namen nach bekannt, und ein Schriftsteller versichert, daß man in einem halben Jahrtausend nur zwei Beispiele von Reif und Nebel kenne.

Wer in Valencia einfährt, glaubt sich in eine maurische Stadt versetzt. Da stehen noch die Mauern und Thürme aus der arabischen Zeit, die Straßen sind eng und gewunden, die Häuser in morgenländischer Art mit Kalk geweißt, und einem Söllerausbau versehen. Auf diesen wird dann und wann eine bräunliche Valencianerin sichtbar, aber nur halb und halb, denn ein Theil der Schönen bleibt hinter den gestreiften Vorhängen oder den herabhängenden Matten, den Esteras, verborgen. Von einem Hause zum andern hat man Tendidos gespannt, große viereckige Stücken Leinwand.

Auch die Volkstracht erinnert noch lebhaft an die Tage der Maurenherrschaft. Jene der Bauern ist dem Klima durchaus angemessen und hebt in sehr vortheilhafter Weise die erzfarbene Haut; denn der Landmann von Valencia erscheint nicht minder gebräunt wie der asiatische Beduine. Um den Kopf schlingt er ein buntfarbiges Tuch, das oben spitz zuläuft und gewissermaßen an den Turban erinnert; manchmal stülpt er darüber einen Hut von Filz oder schwarzem Sammt mit aufgeschlagener Krämpe; dieser ist aber spitzer als der schon erwähnte andalusische Sombrero calañes. Einige Hüte haben einen unglaublichen Umfang. Das Hemd wird am Halse mit einem Doppelknopfe befestigt; eine Jacke trägt der Valencianer für gewöhnlich nicht, aber an Festtagen prunkt er in einer Jacke von blauem oder grünem Sammt; sie ist mit silbernen oder versilberten Knöpfen reichlich besetzt. Statt unserer Beinkleider hat er Zaraguelles de lienzo, sehr weite Hosen von weißer Leinwand; sie erinnern an die Fustanella der Albanesen und werden durch einen buntgestreiften Gürtel von Seide oder Wolle festgehalten. In den Strümpfen sind da, wo ein solcher Luxus überhaupt vorkommt, keine Fußtheile; sie werden gleichsam nur als Schienen betrachtet. Der Schuh besteht unabänderlich aus Alpargatas von geflochtenem und plattgeschlagenem Hanf. Diese Espardines werden über dem Knöchel vermittelst eines blauen Bandes befestigt und erinnern an den Kothurn der alten Tragödie.

Aber am wichtigsten ist der Mantel, ein langes Stück gestreiften Zeuges, ohne welchen der Valencianer überhaupt nicht zu denken ist. Ohne ihn geht er keinen Schritt außer dem Hause, er trägt ihn nachlässig um den Arm gewunden, oder über der Schulter, oder um die Brust drapirt und hält ihn hinten auf einem Stocke; die Arme sind unbekleidet, und die beiden Seiten des Mantels fallen in unzähligen Frangen herab. In Valencia werden Mäntel in großer Menge nach allen Theilen Spaniens versandt. Der Mantel ist nicht blos ein Kleidungsstück, sondern dient auch zum Tragen von allerlei Gegenständen; man schlägt die Ecken zusammen und bringt in diesem improvisirten Sacke allerlei Lebensmittel zu Markte. Wer zu Pferde steigt, klappt den Mantel vier- oder sechsmal zusammen und hat dann einen Sattel; wer bei Nacht unter freiem Himmel schläft, benutzt ihn als Decke oder Kopfkissen.

Auf dem Marktplatze kann man die valencianischen Labradores aus der Huerta, der üppigen Gartenebene, in allen ihren Eigenthümlichkeiten beobachten. Sie bringen Orangen, an denen sich noch Blätter befinden; Datteltrauben, die erst vor wenigen Stunden gepflückt wurden, und ungeheure goldfarbige Weintrauben, die ein wahrer Staat sind. Den Verkauf dieser köstlichen Früchte besorgen Frauen und Mädchen, oft sehr anmuthige Geschöpfe und zuweilen auch sehr hübsch. Ihr Haar ist wirklich rabenschwarz und bildet, wie unsere Tafel zeigt, einen hübschen Kopfputz; durch den Chignon ist hinten eine lange silberne, aber vergoldete Nadel gesteckt, der dicke Knopf an beiden Enden wird mit falschen Smaragden und vielen kleinen Perlen geschmückt. (Siehe die Abbildung auf S. 369). Es ist in der That ein Vergnügen, auf den valencianischen Märkten umherzuschlendern.

Ueber zwei mächtige, unter den Augen der Menschen, dem Innern der Erde entstiegene Feuerberge.

Zweiter Artikel.

Schon früher haben wir bemerkt, daß der Jorullo das Thal, in welchem er sich erhebt, fast unter einem rechten Winkel durchzieht. Gegen Osten ist er von einigen kleinen Bergen — Hügeln möchte man fast sagen — begrenzt, nach Westen hin aber liegt er beinahe ganz frei, indem sich hier nur eine kleine Bergzunge, fast $^3/_4$ Leguas thalabwärts von ihm und nach der Playa herunterzieht. Von seiner Basis nach dem Krater hin steigt man im Anfange nicht sehr steil, zuletzt aber fast unter einem Winkel von 40 bis 50° über lose liegende Lavastücken empor. **Burkart** fand den Kraterrand an manchen Stellen kaum 3 bis 4 Fuß breit; seine höchsten Punkte befinden sich in Nordwesten 4029 und in Nordosten 4004 Fuß über dem Meer, oder 1223 und 1198 Fuß über der Basis des Vulkans. Hat man den Rand des Kraters erstiegen, so erblickt man auf einmal den ganzen Kessel des Berges, der jetzt nur noch schwache Spuren von innerer Thätigkeit erkennen läßt. Außer dem größern Hauptkrater unterscheidet man noch mehrere kleinere, welche ihm zur Seite liegen. Bei einiger Aufmerksamkeit überzeugt man sich bald, daß die vulkanischen Ausbrüche aus einer Gangspalte erfolgten, welche fast einen rechten Winkel mit derjenigen Linie bildet, auf welcher fast sämmtliche mexikanische Vulkane gelegen sind. Die Spalte des am höchsten gelegenen Hauptkraters ist nicht nur die tiefste, sondern auch bei der größten Längenausdehnung die schmalste und engste. Sie scheint indeß, obgleich sich in ihr am längsten Zeichen innerer Thätigkeit zu erkennen gaben, sehr an Tiefe abgenommen zu haben, und zwar in Folge des Herabstürzens des zerklüfteten, zerborstenen, an ihren steilen Wänden anstehenden Gesteins. Als **Burkart** in diesen Kraterschlund hinabstieg, vernahm er überall die größte Ruhe und die tiefste Stille, kaum daß sie durch das Herabfallen einzelner Lavatrümmer unterbrochen wurde. Da wo die Spalte am tiefsten war, stemmten sich zusammengehäufte, lockere, vulkanische Gesteine jeder weitern Untersuchung entgegen; die Lufttemperatur war durch das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen von den nackten Felswänden nur wenig erhöht. Weiter aufwärts zu beiden Seiten der Spalte bemerkt man jedoch noch mehrere klaffende Spalten, deren Weite, bei einer Länge von 20 bis 100 Fuß, zwischen 1 und 3 Fuß schwankte; ihre Richtung wich nur selten von der der Hauptspalte ab. Bei 24° C. Lufttemperatur zeigten die hervorbrechenden Dämpfe 45 bis 54° C., während das Gestein in ihrer unmittelbaren Nähe noch so heiß war, daß man sich die Fußbedeckung daran verbrennen konnte. Die Wände dieser Spalten waren mit Schwefel von verschiedener Farbe bedeckt, welcher sich aus den emporsteigenden Dämpfen an den kälteren Stellen absetzte und daher auf eine weit höhere Temperatur im Innern, als die angegebene, schließen läßt.

Im Januar 1853 glückte es C. **Pieschel**, welcher als Sekretär der königl. preuß. Gesandtschaft in Mexiko beigegeben war, den Jorullo besuchen zu können. Indem er auf der nördlichen Seite des Vulkans stets in der Richtung nach Osten vordrang, gelangte er auf eine Ebene, welche südlich und östlich von einem ungefähr 60 Fuß hohen Lavastrome, nördlich von bewaldeten Basaltgebirgen und im Süden von einem aus vulkanischem Sande bestehenden Bergrücken eingeschlossen war. Von hier aus sich südwärts wendend, stieß er im Nordosten des Vulkans auf Lavamassen, welche theilweise von Gestrüpp und Gras bedeckt waren, theils eine nackte, kalte, schwarze Oberfläche zeigten. Nach Verlauf einiger Zeit gelangte er an den Fuß des eigentlichen Vulkans, dessen Kegel sich unter einem Winkel von 40 bis 45° erhob. Um den Rand des Kraters zu erreichen, bedurfte es noch eines $^3/_4$stündigen Steigens. Auf der nördlichen Seite des Kraters, vom obersten Rande einige 20 Schritte abwärts, wurde **Pieschel** durch die weiche Beschaffenheit des Bodens und die aus ihm hervorstrahlende Wärme auf höchst unerwartete Weise überrascht. Diese mit feinem Steingerölle bedeckten Stellen zeigten sich bei näherer Untersuchung heiß und zugleich feucht; die Führer meinten, es sei Wasser darunter, und fürchteten einzusinken. Auf der Oberfläche konnte man weiter nichts bemerken, als daß das lockere Gerölle durch die innere Hitze eine helle Farbe angenommen hatte. Der Rand des Kraters war auf der östlichen wie auf der südlichen Seite äußerst schmal und fiel nach Innen oft so steil ab, daß man aus Vorsicht einige Schritte auf dem äußern Rande abwärts gehen mußte, um nicht von der scharfen Felskante nach Innen hinabzurutschen. Der Krater hatte in der Richtung von SSO. nach NNW. eine oblonge Form und zeigte in Nordwest eine etwa 200 Schritte weite Oeffnung, aus der ein schwarzer Lavastrom nach Norden hin sich ergossen hatte und schichtweise um den Kraterkegel erkaltet war. Der ganze innere Kessel scheint in früherer Zeit mit Lava erfüllt gewesen zu sein, welche nach dem Entweichen der hebenden und spannenden Kräfte in sich zusammensank, in Folge dessen die Kraterwände, welche einst wahrscheinlich höher waren, nachzurutschen veranlaßt wurden, wie aus folgender Wahrnehmung hervorzugehen scheint. Es haben sich nämlich ganze Lavaschichten, welche einst in zähflüssigem Zustande sich befunden haben müssen, von dem Rande terrassenförmig an den inneren Seiten des Kraters abwärts bis zur Mitte angelegt, so daß das Ganze das Aussehen eines weiten Amphitheaters hat. Der Kraterrand hat auf diese Weise zwar an Höhe verloren, an Umfang dagegen gewonnen. Hierfür spricht auch noch der Umstand, daß man hier und da an den oberen Seiten des Kraters Bäume und Sträucher vegetiren sieht, welche offenbar mit dem Rande von der äußern

Seite hinabgeglitten sind, zumal da man außerdem in dem Krater selbst noch nicht die geringste Spur von Vegetation bemerkt. Wahrscheinlich wird es jedoch nicht mehr lange dauern, daß auch das ganze Innere desselben sich mit Vegetation bedeckt, wie man solches schon bei vielen der den Krater umlagernden Lavaströme bemerkt. Auch Pieschel's Begleiter erzählten, daß der Krater ehedem tiefer gewesen sei, als aber vor etwa sieben Jahren sich ein Erdbeben habe verspüren lassen, wäre vieles Gestein von den Wänden des Kessels herabgefallen und habe den Boden desselben erhöht. Pieschel schätzte seine Tiefe auf ungefähr 200 bis 250 Fuß. Durch das Innere des Kraters zog sich ein schwarzer, zerklüfteter Lavastrom; unterhalb desselben zeigte sich das Gestein noch sehr heiß und feucht, in Folge der aufsteigenden Dämpfe.

Auffallend war das eifrige Suchen und Sammeln des weißen, salzigen Niederschlags an dem innern Gestein, welchem sich Pieschel's Führer unterzogen; es ist dies vermuthlich ein Natronsalz, das ihnen als Surrogat des Kochsalzes dient. Sie thaten sehr geheimnißvoll mit der Verwendung und konnten, aus Furcht vielleicht, daß ihnen einst dieser Erwerb auf irgend eine Weise entzogen oder mit Steuern von Seiten des Gouvernements belegt werden möchte, sich kaum zu der Mittheilung entschließen, daß sie dasselbe, zu Kügelchen geformt, gegen Magenübel anwenden.

Die Lava im Innern des Kraters war von einer düstern, schwarzbraunen Farbe; auf ihrer Oberfläche fanden sich zwei weißliche Stellen mit einer kleinen runden Oeffnung, aus deren einer noch Dämpfe aufzusteigen schienen. Die Oeffnung hatte ungefähr einen Fuß im Durchmesser; das Gestein um sie herum zeigte eine weißgelbe Färbung.

Auf diese und die vorhin erwähnten Fumarolen scheint sich demnach die ganze jetzige vulkanische Thätigkeit des Jorullo zu beschränken. Von den so oft erwähnten Hornitos fand sich kaum noch eine Spur. Die Aussicht von diesem Berg ist wegen seiner unbedeutenden Höhe und wegen der ihn umgebenden Gebirgszüge keineswegs großartig; doch gewährt der Blick auf den Thalkessel, die sogenannte Playa de Jorullo, mit ihren Zuckerrohr-, Indigo- und Wassermelonen-Feldern, die sich im Nordwesten amphitheatralisch an dem mit Fächerpalmen, Eichen und Tannen bedeckten Gebirgsrücken, hinaufziehen und mit den beiden Ortschaften, den Haciendas Playa de Jorullo und Tejamanil, immerhin ein liebliches, ansprechendes Bild, an welches man sich jederzeit mit Freude erinnert.

Nach der Zeit, in welcher der Jorullo auf der mehrfach erwähnten Gangspalte dem Schooße der Erde entstiegen war, scheint er keine weiteren Ausbrüche gehabt zu haben. Ch. Lyell erzählt jedoch im ersten Bande seiner Grundzüge der Geologie, daß eine spätere Eruption im Jahre 1819 stattgefunden habe, wie ihm vom Kapitän Vetch mitgetheilt sei. Die Eruption wäre von heftigen Erdbeben begleitet gewesen und die dabei ausgeschleuderte Asche sei 140 englische Meilen weit, bis nach Guanaxuato, geflogen, woselbst sie sechs Zoll hoch auf den Straßen gelegen habe. Bei dieser Katastrophe sei auch der Thurm von Guadalaxara eingestürzt ꝛc. Hiergegen bemerkt jedoch Burkart, daß er zwei Monate an letztgenanntem Orte gelebt und mit unterrichteten Leuten über jene angebliche Eruption und den damit verbundenen Aschenfall gesprochen, nie aber etwas Zuverlässiges über jene Erscheinungen erfahren habe. Burkart hielt sich ferner drei Jahre in Tlalpuxahua auf, welches noch näher am Jorullo liegt als Guanaxuato, hat von dort aus Patzcuaro und Valladolid besucht, beide auf dem Wege von Guanaxuato nach dem Jorullo, doch an keinem dieser Orte von jenem Aschenfall gehört, weshalb er annimmt, daß die ganze Mittheilung auf einem Irrthume beruhe und Kapitän Vetch den Berg wahrscheinlich gar nicht besucht habe.

Der Isalco.

Er und der Jorullo scheinen die einzigen Feuerberge zu sein, welche seit der Entdeckung von Amerika sich auf diesem Kontinente erzeugt haben. Dunlop ist wohl der erste Reisende, welcher die Aufmerksamkeit der Geologen und Geographen auf dieses merkwürdige Ereigniß geleitet hat.

Was die Entstehung des Isalco betrifft, so besitzen wir darüber keine geschriebenen Dokumente; man ist einzig und allein auf die mündlichen Aussagen der ältesten Bewohner dieser Gegend beschränkt, welche die Erzählungen ihrer Väter noch in dem Gedächtniß bewahren. Diesen zufolge war der Isalco in ihrer Jugend ein mäßiger Hügel, dessen Höhe etwa 500 Fuß betrug und auf seiner Spitze mit einem weiten, feuerspeienden Schlunde versehen war. Squier, dessen Name noch jetzt in unseren Zeitschriften so oft erwähnt wird und der in Beziehung auf die Anlage von Eisenbahnen so häufig die centralamerikanischen Staaten bereis't hat, giebt den 23. Februar des Jahres 1770 als denjenigen Tag an, an welchem der neue Krater sich geöffnet, nachdem seit dem Ende des Jahres 1769 die Erde unaufhörlich gebebt habe. Dieser Angabe soll jedoch unserm Landsmanne Moriz Wagner zufolge, kein großes Vertrauen zu schenken sein. Als dieser ausgezeichnete Naturforscher sich vor mehreren Jahren im Staate San Salvador aufhielt und mit so vielem Erfolge sich der Untersuchung desselben in naturgeschichtlicher Beziehung unterzog, lernte er daselbst einen alten Indianer kennen, welcher im Jahre 1769 geboren war. Dieser hatte noch in seinen Kinderjahren den Isalco als einen niedrigen Berg gekannt, welcher damals einen größern Feuerschlund besaß als jetzt, und zu jener Zeit auch in stärkerm Aufruhr begriffen war. Sein Vater habe ihm oft erzählt, so sagte er, wie unweit eines andern Kegelberges, welchen man zuvor Isalco genannt und für einen erloschenen „Volcano" gehalten, die Erde sich mit furchtbarem Krachen geöffnet und aus dem Schlunde ungeheure Massen von glühenden Steinen ausgeworfen habe, während zu gleicher Zeit auch sehr viel Lava ausgeflossen sei. Von der plötzlichen Erhebung eines Berges wußte er nichts zu erzählen, vielmehr behauptete er entschieden, der Berg sei nach und nach aus der schiefen Ebene durch seine eigenen Laven- und Schlackenauswürfe groß und hoch geworden, obgleich solches nur langsam geschah. Als Knabe ging er oft mit seinen Kameraden aus Neugierde in die Nähe des Vulkans, um das schöne, jenem Krater entsteigende Feuerwerk zu betrachten. Wenn nun nach einem solchen Besuch eine längere Zeit verstrichen war, so schien ihm der Berg an Höhe zugenommen zu haben. Dies sei besonders nach drei größeren, zu verschiedener Zeit erfolgten Eruptionen der Fall gewesen. Die erste derselben fand noch in seinen Kinderjahren statt und hielt drei Monate an. Bei nächtlicher Zeit verbreitete sich über die ganze Gegend ein heller Schein, während die Lavaströme 2 Leguas nordöstlich in der Richtung von Santa Anna ihre Feuerglut verbreiteten. Etwa 30 Jahre später verheerte eine andere, noch stärkere Eruption die Gegend, bei welcher sich die Lavaströme 3 Leguas weit vom Fuße des Berges erstreckten. Damals flog die Asche bis nach dem Dorfe Isalco, dessen Einwohner zu dem in dieser Gegend seßhaften Stamme der Azcatlan-Indianer gehören, die sich frei von jeder Vermischung mit der kaukasischen Race erhalten haben, und Schwefel und andere vulkanische Produkte sammeln, um sie zu verkaufen. Der letzte große Ausbruch ereignete sich im Jahre 1802. Der Aschenregen bedeckte die Felder rund um den Vulkan bis auf eine Strecke von 2 Leguas, und die Detonationen waren so heftig, daß die Häuser der näher und ferner gelegenen Oerter Isalco und Sonsonate in ihren Grundvesten erschüttert wurden. Die Lava ergoß sich langsam in östlicher Richtung, legte durchschnittlich 60 Varas am Tage zurück und floß über drei Monate lang fort. Die von jenem Ausbruche herstammenden Lavafelder sind entweder noch jetzt ganz kahl oder nur mit winzigen kryptogamischen Pflanzen überzogen. Die Felder, welche von der vulkanischen Asche bedeckt wurden, konnte man erst nach fünf Jahren wieder besäen; sie brachten aber seitdem reichliche Ernten.

Im Allgemeinen ist so viel gewiß, daß der Isalco in den

ersten Jahren seiner Thätigkeit nur ein mäßiger Hügel war; seine dermalige Höhe wird aber sehr verschieden angegeben. Nach Squier beträgt sie 1500 bis 2000, nach M. Wagner 3200, nach Stephens sogar 6000 Fuß, was aber wohl zu hoch gegriffen sein dürfte. Die Höhe wird sich aber wahrscheinlich nur für einige Zeit ermitteln lassen, denn alle Angaben stimmen darin überein, daß der Berg bisher mit jedem Jahre an Höhe zugenommen habe.

Wie wir bereits sahen, so fällt die Entstehung des Isalco, nach Squier, in das Jahr 1770. Er erhob sich, seiner Ezählung zufolge, mitten in einer Ebene und bedeckt jetzt einen Raum, welchen ehedem ein schönes Landgut einnahm. Schon gegen das Ende des Jahres 1769 wurden die Bewohner dieses Gutes durch unterirdisches Getöse und Erderschütterungen in Schrecken gesetzt, deren Intensität sich stets steigerte. Endlich brach am 23. Februar 1770 etwa $1/2$ Meile von den Gutsgebäuden die Erde auf und Lava nebst vielen Rauch drang aus der Oeffnung hervor. In Folge dieses Umstandes ergriffen die in der Nähe wohnenden Leute die Flucht, mit Ausnahme der Vaqueros oder Hirten, welche täglich nach der Hacienda kamen und eine beständige Zunahme von Rauch meldeten. Der Lavaerguß wurde zeitweise unterbrochen, dafür aber wurden ungeheure Massen von Asche und Steinen ausgeworfen, welche rings um die entstandene Oeffnung einen immer größer werdenden Kegel bildeten. Dieser Proceß wiederholte sich eine geraume Zeit hindurch; seit vielen Jahren wirft aber der Vulkan keine Lava mehr aus, doch befindet er sich noch gegenwärtig in einem Zustande dauernder Eruption. Es erfolgen nämlich nach einer Zeit von 15 bis 16 Minuten Explosionen, verbunden mit einem Getöse, welches dem Abfeuern eines Artillerieparks gleicht, begleitet von dichtem Rauch und einer Wolke von Asche und Steinen, die nach allen Richtungen hin herabfallen und die Höhe des Kegels stets vermehren, so daß hierdurch dieselbe in den letzten 28 Jahren um ein Drittel zugenommen haben soll. Zu manchen Zeiten sind die Explosionen heftiger und die ausgeworfenen Massen umfangreicher; trotzdem sollen die Detonationen stets dieselbe Regelmäßigkeit wahrnehmen lassen. Bisweilen wird die vulkanische Asche bis zu der 12 Meilen entfernten Stadt Sonsonate fortgeschleudert. Nach Squier ist der Isalco, abweichend von der Entstehungsart des Jorullo, das Resultat lange Zeit fortgesetzter Aufschichtungen, und auf diese Weise sollen auch ihm zufolge die meisten Vulkane von Central-Amerika entstanden sein.

In Beziehung auf die neuere Entstehung des Berges erzählt auch Stephens in seinen Reise-Erlebnissen in Mittel-Amerika: der Pfarrer von Sonsonate, welcher noch in der Kraft der Jahre stand, habe ihm mitgetheilt, daß er sich noch sehr gut der Zeit besinnen könne, wo der Boden, auf welchem der Isalco jetzt stehe, sich von seiner ganzen Umgebung in Nichts unterschieden habe. Im Jahre 1798 habe er eine kleine Oeffnung entdeckt, welche kleine Steine u. dergl. auswarf. Späterhin habe der Berg von Jahr zu Jahr zugenommen, bis er zuletzt geworden, was er jetzt sei. Hiermit stimmen auch die Nachrichten überein, welche M. Wagner erhielt, als er in der Nähe des Isaleo sich aufhielt. Die ältesten Männer der jetzigen Generation kannten ihn schon als kleinen Hügel und sahen den Berg unter ihren Augen wachsen. Oft haben alte Leute die wunderbare Geschichte erzählt, wie mitten in einer grünenden Hochebene, wo einst eine kleine Haeienda gestanden, der Erdboden unter gewaltigem Beben sich geöffnet, Schlacken, Asche und Dampf mit furchtbarem Gebrülle aus dem offenen Schlunde weithin geschleudert wurden, während die Landschaft auf viele Leguas in die Runde, in Folge des heftigen Aschenregens, sich in dichte Finsterniß hüllte. Als die letztere indeß nach wenigen Tagen verschwand, erblickte man einen Hügel von mäßiger Höhe, welcher durch ausfließende Lavaströme und emporgeschleuderte Schlacken allmälig zu einem wahren Berg anwuchs. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wichen die heftigen Paroxismen der großen Ausbrüche jenem gewöhnlichen Spiel einer mäßigen, eruptiven Thätigkeit, wie ihn auch der Vulkan auf Stromboli — diese stets wahrnehmbare Leuchte des Mittelländischen Meeres, wie ihn die Schiffer nennen —, sodann auch viele Vulkane der Südsee-Inseln und selbst der Vesuv und Aetna mitunter noch jetzt zeigen.

Der Isalco ist von der Küste des Stillen Meeres nur eine einzige kleine Tagereise entfernt. Man erblickt das majestätische Spiel seines beständigen Feuerwerks bereits überaus schön aus der Umgegend des schon mehrfach genannten Städtchens Sonsonate, welches in mäßiger Entfernung von dem Vulkan im reichen Schimmer tropischer Pflanzenwelt unter Gruppen mächtiger Kokospalmen und Bhangobäumen eine der reizendsten Lagen unter allen Städten Central-Amerikas besitzt. Nordöstlich und ganz in der Nähe des Isaleo liegt der Cerro Chino, der ihn an Höhe um etwa 1000 Fuß übertrifft. Auch er ist vulkanischer Natur und war vielleicht in früherer Zeit noch thätig, doch besitzen wir hierüber weder schriftliche noch mündliche Ueberlieferungen.

Als M. Wagner sich dem Isaleo näherte, konnte er deutlich die von furchtbaren Detonationen begleiteten Schlackenausbrüche beobachten. Die stärksten dieser eruptiven Salven — gewöhnlich die fünften, nachdem vier schwächere ihnen vorausgegangen — schleuderten ihre Projektile bis zu einer Höhe von 800 bis 1000 Fuß. Als es dunkel wurde, erschienen diese Auswürflinge in förmlicher Glut; gegen 9 Uhr Abends erlangte das feurige Spiel den höchsten Punkt seiner Pracht.

Was die Gesteins-Beschaffenheit des Isalco betrifft, so gleichen die an ihm vorkommenden Laven denjenigen, welche der Vesuv und der Aetna in neuerer Zeit ergossen; sie sind vorzugsweise basaltisch und doleritisch, sehr schlackig und voller Blasenräume; mit wenigen krystallinischen Einschlüssen. In den Auswürflingen bemerkte M. Wagner viele Krystalle von glasigem Feldspath, Lenzit und Augit. Auf der halben Höhe des Kegels lag ein ungeheurer Felsblock, dessen Gewicht wenigstens 500 Centner betrug. Es war ein porphyrartiges Trachytgestein, dem Andesit der Cordilleren überaus ähnlich, erfüllt mit kleinen Krystallen von glasigem Feldspath. Allem Anscheine nach gehörte dieser Block einst zu dem kompakten Gesteine des Plateaugrundes, welches der Isalco durchbohrt und gesprengt hatte, als er seinen Krater öffnete. Bei einem der stärkeren Ausbrüche war er wahrscheinlich emporgeschleudert worden. Etwa 300 Fuß unterhalb des Gipfels traf Wagner wiederum einen ausgeworfenen Trachytblock an, ganz ähnlich dem vorigen. Als man sich 400 Fuß unterhalb des Kraterrandes befand, verspürte man schon eine bedeutende Erwärmung des Bodens, obgleich hier die Asche mehrere Fuß hoch lag. Zum Krater selbst konnte man nicht gelangen, doch erblickte Wagner von einem günstigen Standpunkt aus deutlich seinen nordöstlichen Rand. Dieser war überaus zerrissen und zackig, im Ganzen dunkel, stellenweise röthlich oder schwefelgelb gefärbt, wie die obern Wände des Volcano del Fuego in Guatemala. Seine Umrisse glichen aus der Ferne den Zinnen einer Burgruine. Südwestlich von diesem Krater ragte ein Aschenkegel empor, der sich im Innern des Isaleo selbst gebildet hatte, die Wände desselben an Höhe übertraf und sein ephemeres Dasein wahrscheinlich so lange behalten hat, bis eine stärkere Eruption ihn zerstörte. Von Vegetation fand sich auf dieser Höhe keine Spur mehr. Zu seiner großen Verwunderung erblickte M. Wagner hier noch mehrere Insekten, wie denn auch solche A. v. Humboldt bekanntlich noch 14,000 Fuß höher in der ewigen Schneeregion des Chimborasso entdeckt hat. An beiden Orten mögen sie durch Luftströmungen in diese unwirthlichen Regionen geführt worden sein.

Als M. Wagner in die Nähe des Gipfels des Vulkans gelangt war, hatte dieser letztere beinahe drei volle Stunden in seinem Schweigen verharrt; nur eine dünne, weißliche Dampfwolke wirbelte aus ihm empor. Da plötzlich erfolgte ein dumpfes, unterirdisches Dröhnen, verbunden mit einem starken Erzittern des

Kegels. Unter dem stärksten donnerartigen Gebrüll flog ein gewaltiger Regen von vielen tausend glühenden Schlacken in die Luft, von denen die meisten auf den südwestlichen Abhang des Gipfels, viele auch in den Krater zurückfielen. Einige von den größeren wurden auf die südwestliche Seite geschleudert und rollten krachend, gleich Lawinen, den steilen Abhang hinunter. In Folge der fast unaufhörlichen Eruptionen ist die Besteigung des Isaleo mit Lebensgefahr verbunden, und da M. Wagner ohne alle Begleitung war, so entschloß er sich zur Rückkehr.

Zur Zeit, als Stephens den Isaleo besuchte, fanden sich in seinem Krater drei Oeffnungen, von denen die eine unthätig war, während aus der zweiten ununterbrochen ein prächtig blaugefärbter Rauch aufstieg und aus dem ungeheuer tiefen Schlunde der dritten nach einem vorausgegangenen Knall ein hellblauer Dunst sich erhob und hierauf eine Masse dicken, schwarzen Qualms, der in ungeheuren Wogen wirbelnd sich aufwärts drängte, und in einer dunkeln majestätischen Säule aufstieg, die für einen Augenblick von einem weithin leuchtenden Blitze durchzuckt wurde. Wenn alsdann die Rauchsäule auseinander fuhr und zerstiebte, so wurde die Luft durch einen dichten Stein- und Aschenregen verdunkelt. Hierauf folgte eine augenblickliche Stille, dann ein neuer, mit einem lauten Donner verbundener Ausbruch. Alles dies wiederholte sich regelmäßig in einem Zwischenraume von fünf Minuten. Da der Isaleo fast nie ruht, sondern in steter, wenn auch in der Regel nur mäßiger Thätigkeit begriffen ist, so findet man auch nur die heftigeren unter seinen vielen Eruptionen erwähnt. Zu diesen gehörten die im Jahre 1798 erfolgte, so wie einige andere in den Jahren 1805 bis 1807. Die Ausbrüche waren in dieser Zeit äußerst heftig und hielten mehrere Tage hindurch an. Nach Thompson hatte er im Jahre 1825 eine Eruption, wodurch der Lauf des Rio Tequisquillo verändert und letzterer genöthigt wurde, zwei Leguas von Sonsonate sich in's Meer zu ergießen. Im Jahre 1836 befand sich der Berg, wie Galindo berichtet, wiederum in sehr großer Aufregung. Auch in dieser Gegend, so wie in vielen anderen, überhaupt in solchen, wo es Vulkane giebt, hat man die Bemerkung gemacht, daß diese Berge nicht so sehr zu fürchten sind, wenn sie feurige Ausbrüche haben, als vielmehr in dem Falle, wenn sie entweder gar nicht oder nur schwach rauchen. — Schließlich wollen wir noch bemerken, daß der Isaleo auch unter dem Namen Vulkan von Sonsonate oder von Trinidad vorkommt. L.

Schwedische Gebräuche bei feierlichen Gelegenheiten.

Weihnachtsfest. — Steffansskedet. — Wallborgsmesse. — Mittsommerwoche. — Hexenglaube. — Feste in Stockholm. —

Stockholm, Ende Februars.

Das fröhlichste Fest für den schwedischen Bauer ist das Weihnachtsfest (Jul), welches schon in der heidnischen Zeit das vornehmste unter den jährlichen Festen war; deshalb erinnern auch viele noch jetzt übliche Sitten und Gebräuche an das Heidenthum. Damals feierte man das Fest des wiederkehrenden Sonnenlichtes, und die feierlichen Gebräuche, welche damit verbunden waren, konnten leicht übergehen auf das christliche Fest, welches zur Erinnerung an das Auftreten des „göttlichen Lichtes in menschlicher Gestalt“ auf Erden eingesetzt ist.

Schon am Nachmittage vor dem Feste, an dem sogenannten Weihnachtsabend, hören alle Arbeiten auf, und in dem Hause des Bauern soll Alles rein und blank sein. Man zieht Festkleider an, das Vieh erhält besseres Futter als gewöhnlich, ja selbst für die Vögel wird auf einer Stange am Giebel des Hauses eine volle Garbe aufgesetzt, denn Alle sollen froh sein am Weihnachtsfeste. Der Fußboden im Zimmer wird mit Stroh bedeckt und auf dem Herd ein lustiges Feuer angezündet, um welches man sich sammelt, um zu plaudern und zu spielen. In den Städten und auf den größeren Gütern werden „Julklappar“, d. i. Weihnachtsgeschenke, ausgetheilt, und zwar vorzugsweise an Kinder, denn Weihnachten ist ja vorzugsweise ein Kinderfest; bei dem eigentlichen Bauer aber weiß man nichts von solchen Geschenken. Am späten Abend wird im Bauerhause der Tisch gedeckt, das Beste, was das Haus hergiebt, aufgetragen und vor jede Person ein brennendes Licht gesetzt. An manchen Orten ist oder war es Sitte, während der Nacht ein Licht brennen zu lassen und genau Acht zu geben, weil man glaubte, die Flamme würde sich in dem Augenblicke, da Christus geboren wurde, in zwei Theile zertheilen. Große aufgethürmte Haufen (Jolhögar) von feinerm Brote bilden die vornehmsten Zierden des Tisches, auch ist in manchen Provinzen die alte Sitte noch beibehalten, oben auf den Haufen ein mit Bildern von verschiedenen Ackergeräthen verziertes Brot zu legen. Dies ist der sogenannte Pflugkuchen, welcher bis zum Frühling verwahrt und draußen auf dem Acker von den Arbeitern gegessen wird.

Ein Hauptgericht ist der Weihnachtseber, eine Erinnerung an Frejr's Eber bei den heidnischen Vorfahren, oder wenigstens der Weihnachtsschinken. Ebenso unentbehrlich sind Stockfisch und Reisbrei, auf welchen letztern jeder „reimen“, d. h. ein paar gereimte Verse hersagen muß, ehe er davon essen darf. Nach beendigter Mahlzeit wird ein Weihnachtslied gesungen, und man verschließt sorgfältig die Thüren; denn in der Weihnachtsnacht feiern auch die Geister ihr Fest und schleichen sich gern bei den Menschen ein, um ihnen Schaden zuzufügen.

Noch jetzt werden unter dem Volke zahlreiche Sagen von dem Treiben der Geister in dieser Nacht erzählt: wie sie ihr Fest unter großen Steinen feiern, die auf goldenen Pfeilern ruhen, und wie sie einem etwa vorbeikommenden Wanderer sogleich ein bis an den Rand gefülltes Trinkhorn reichen. Doch mag er sich hüten, dasselbe zu leeren; ja, wenn nur ein Tropfen von dem darin enthaltenen Trank auf das Pferd fällt, wird augenblicklich das Haar versengt und bald erfolgt unausbleiblich der Tod. Auch die Verstorbenen pflegen in dieser Nacht wieder „um zu gehen“, ja wohl ihren Frühgottesdienst in der Kirche zu feiern, ehe die lebenden Christen ihren Gottesdienst beginnen. So wird erzählt, daß auf Ängsö, einer Insel im Mälar unweit Westerås, die Schloßfrau in der Weihnachtsnacht davon erwachte, daß sie die Töne der Orgel in der naheliegenden Kirche hörte, deren hell erleuchtete Fenster durch die dunkle Nacht schimmerten. In dem Glauben, sie hätte sich verschlafen und die Frühpredigt schon begonnen, weckte sie sogleich ihre Kammerjungfer, zog sich schnell an und eilte, begleitet von ihrer Dienerin, in die Kirche. Die Kirchthüren standen offen, die Weihnachtslichter brannten, die Orgel brauste und alle Bänke waren mit Kirchleuten angefüllt; aber alle in Leichenkleidern, und aus manchem Kopftuche sah ein Todtenkopf hervor. Erschrocken blickte die Frau um sich; da näherte sich ihr eine Gestalt, in welcher sie ein Dienstmädchen erkannte, das vor Kurzem gestorben war. „Was wollen die Lebendigen in der Frühpredigt der Todten?“ fragte dieses die bestürzte Frau und rieth ihr, sich eiligst zu entfernen. Doch zu beiden Seiten der Thür standen ihre beiden verstorbenen Gatten, und sie mußte, so schnell sie konnte, zwischen

ihnen hindurcheilen, ohne sich umzusehen, wenn sie noch länger zu leben wünschte und nicht für immer bei den Todten bleiben wollte. Die Frau befolgte den Rath und kam glücklich hinaus, obgleich die eine von den an der Thür stehenden Gestalten ihr den Schleier abriß, den man am folgenden Morgen auf dem Fußboden liegend fand und der noch heutiges Tages zum Andenken an diese Begebenheit an einem Pfeiler in der Kirche hängt. Als die Frau glücklich herausgekommen war, sah sie sich um nach ihrer lebendigen Dienerin, die mit ihr in die Kirche gegangen war; aber sie hörte nur einen herzzerreißenden Schrei — die Dienerin kam nicht zurück.

Doch die Frühpredigt für die Lebendigen auf dem Land ist wohl geeignet, dergleichen unheimliche Vorstellungen zu verwischen. Sobald der Hahn zum ersten Male gekräht hat, ist Alles lebendig und in Bewegung. An einem frischen, kalten Wintermorgen belebt die Scene sich noch mehr. Die Pferde werden aus dem Stalle geführt und vor die Schlitten gespannt, die Fahrenden in Decken und Felle eingepackt, und der hinten auf den Schlittenkufen stehende Knecht muntert seine schellenbehängten Renner mit lautem Zuruf zur Eile an, denn es gilt für eine Ehre, zuerst zur Kirche zu kommen, deren hell erleuchtete Fenster in der Ferne einladend blinken. Auch die Gräber auf dem Kirchhofe pflegen an diesem Morgen beleuchtet zu sein. Von allen Seiten eilen Fahrende und Gehende herbei, die Meisten mit Fackeln versehen, Alle fröhlich und vergnügt. Man wirft, sobald Alle vor der Kirche versammelt sind, die Fackeln auf einen Haufen, der während des ganzen Gottesdienstes munter knistert und flammt. Nach Beendigung des letztern gilt es, die Schnelligkeit der Pferde zu prüfen; denn Derjenige, welcher vor den Uebrigen aus der Frühpredigt am ersten Weihnachtstag aus der Kirche nach Hause kommt, wird auch unter allen Nachbarn zuerst mit dem Ackerbau und der Ernte im nächsten Jahre fertig werden. Jede Haushaltung verlebt dann diesen Festtag für sich, ohne Besuche zu machen oder anzunehmen.

Am zweiten Weihnachtstage pflegte man ehemals das s. g. „Staffansskedet“ zu reiten, und an manchen Orten geschieht das noch jetzt. Es ist ein Wettreiten, gewöhnlich nach einer Quelle in einem andern Kirchspiel oder einem Dorfe, um dort die Pferde zu tränken. Der Name erinnert an den heiligen Staffan (Stephanus), den Apostel von Helsingland und Patron der Pferde und Reiter, der auch darum in dem Volksliede „Staffan Stallknecht“ heißt. Auf diesem Ritte wird das Sankt-Staffans-lied gesungen, und die Reitenden erwarten in jedem Hof, an welchem sie vorbeikommen, eine Bewirthung; auch erlauben sie sich mancherlei Possen gegen Diejenigen, welche im Rufe des Geizes stehen oder gegen die man sonst etwas hat. Von dem zweiten Weihnachtstag an beginnen die allgemeineren Weihnachtsbelustigungen: man versammelt sich zu Tanz und Spiel, und von dem Tag und Nacht gedeckten Tische mag sich Jeder nach Belieben nehmen was er will, und Niemand soll „Weihnachten hinaustragen“, d. i. das Vergnügen stören. So dauert es zwanzig Tage, denn erst am Tage Knut, am 13. Januar, erreicht das Weihnachtsfest mit Tanz ein Ende, daher das allgemein gebräuchliche Sprichwort: „Am zwanzigsten Tage Knut wird Weihnachten ausgetanzt“, und darum wird auch auf dem Runenstabe dieser Tag durch ein umgekehrtes Trinkhorn bezeichnet. Kirchlich gefeiert werden, außer den eintreffenden Sonntagen, die beiden Weihnachtstage, der Neujahrstag und der heilige Dreikönigstag (Trettondagen, d. i. der dreizehnte Weihnachtstag), an welchem auch in allen Kirchen Frühpredigt (Ottesång) gehalten wird, was sonst auf dem Lande nicht mehr geschieht.

Außer Weihnachten wird auch die Wallborgsmesse oder die Nacht vom 30. April auf den 1. Mai mit Anzünden von Lustfeuern und Theertonnen, mit Schießen und reichlichem Trinken gefeiert, denn an diesem Abende soll man sich „Mark in die Knochen trinken“. Die Hexen aber, welche in Deutschland in dieser Nacht nach dem Blocksberge reiten, haben in Schweden schon am grünen Donnerstag ihre Reise nach dem Blåkulla angetreten, daher man auch am Osterabende zu schießen pflegt, weil diese Hexen dann von ihrer Fahrt zurückkehren. Dieser Aberglaube hat in Schweden eine bedeutende Rolle gespielt; besonders unter der Regierung Karls XI. (1660—1697) waren die Hexenprocesse häufig und überall in Schweden flammten die Scheiterhaufen.

Auch der Johannistag, den man hier Mittsommer (Midsommar) nennt, wird überall im Lande als ein Freudenfest gefeiert. Man errichtet am 23. Juni, Nachmittags, eine hohe, mit Laub, Blumen, Bändern und anderen Zierrathen errichtete Stange die man Maistange nennt, und tanzt um dieselbe die ganze Nacht hindurch; daher nennt man dieses auch die „Mittsommerwache“. Dieses geht natürlich in Schweden, wo die Abend- und Morgendämmerung sich ablösen, ohne daß eine Finsterniß eintritt. Außerdem werden auch alle Gitterthore verziert mit hohen Bogen von zusammengebundenen grünen Birkenreisern, durchflochten mit Blumen, auch schmückt man die Zimmer mit Laub und Kränzen. Das Letztere geschieht sogar hier in Stockholm; am 22. Juni kommen von allen Seiten, besonders von der Mälarseite, zahllose Boote mit Laub, Blumen und Kränzen, und hier wird dann der Laubmarkt gehalten. Es ist ein wahres Volksfest geworden, Tausende von Käufern, besonders Kinder, finden sich ein, um diese Schätze des Sommers einzuhandeln und wenigstens eine Erinnerung an den frischen Wald und die blühende Wiese nach Hause zu tragen, wodurch wenigstens für eine kurze Zeit das Auge einen Kontrast sieht gegen die hohen Häusermassen, zwischen denen man kaum einen Streifen blauen Himmels zu erblicken vermag.

Die Johannisnacht hat auch ihre mystische Bedeutung, denn in ihr muß das Mädchen, wenn sie von ihrem künftigen Gatten träumen will, neun verschiedene Blumen pflücken und unter ihr Kopfkissen legen; auch muß sich der Kranke mit dem Thau, der in der Nacht fällt, waschen; da wird er ganz gewiß seine Gesundheit wieder erlangen.

Natürlich sind die Gebräuche und Gewohnheiten in dem großen Lande Schweden nicht überall gleich, aber in den Hauptzügen einander wenigstens ähnlich. Stockholm ist am Johannistage wie ausgestorben; jeder, der irgend Bekannte auf dem Lande hat, eilt hinweg aus dem Dunstkreise der Stadt, und die Geistlichen predigen daher gewöhnlich vor leeren Wänden, obwohl der Tag ein hoher kirchlicher Feiertag ist. Am 1. Mai erwacht Stockholm von seinem langen Winterschlaf und man eilt hinaus in den Thiergarten, um den Frühling zu begrüßen. Zwar liegt manchmal noch hier und da etwas Schnee, zwar werden die Bäume vor dem 1. Juni nicht grün, zwar wird es am Abend oft empfindlich kalt; doch was schadet das: der Eine will seine neue Equipage und seine Pferde zeigen, der Andere will sehen und sich sehen lassen, Alle aber wollen vergnügt sein und „sich Mark in die Knochen trinken“; deshalb wimmelt der schöne Thiergarten von Menschen, und man wird nicht zu viel rechnen, wenn man behauptet, daß an diesem Nachmittage wenigstens 50,000 Leute sich dort bewegen. —

Ein anderes Volksfest der Stockholmer ist seit 1829 der 26. Juli geworden, an welchem Tage im Thiergarten die kolossale Büste des schwedischen Anakreon, Carl Michael Bellman, enthüllt wurde; seitdem wird dieser Tag des unsterblichen Dichters und Improvisators gefeiert. C. F. F.

Der Reichthum an Edelmetallen in Californien und Nevada.

Wir verdanken einem „Freunde des Globus" zu San Francisco die Mittheilung von Blättern und Ausschnitten aus Zeitungen, in denen wir manche interessante Angaben finden. Wir werden sie für unsere Zeitschrift benutzen, und geben heute einen Bericht über den in der That ungeheuern Reichthum an Edelmetallen und über die große Rührigkeit, welche in den Grubenrevieren Californiens und der angrenzenden Territorien herrscht. Diese Uebersicht ist zu Ende des Jahres 1862 entworfen worden. Der Leser wird sehen, wie in das californische Deutsch sich eine Menge von Fremdwörtern eingedrängt hat; wir wollen aber nichts daran ändern, weil die Sache selbst bezeichnend ist. In neuen Verhältnissen gewinnen auch neue Namen und Ausdrücke Bürgerrecht. So ist das nordamerikanische Englisch vom australischen Englisch und von jenem in Europa in mannigfacher Weise verschieden, und auch in unsere deutsche Sprache dringen viele fremde Wörter ein; sie gewinnt dadurch das Ansehen einer buntscheckigen Mosaik, aber daran läßt sich nichts ändern; die neuen Ausdrücke haben sich ihr Recht erobert und behaupten dasselbe. Hier ist der Bericht.

— Das Jahr 1862 war für die Miner-Bevölkerung wieder voll Aufregung. Diese letztere ist es in der That, welche eine große Anzahl unserer Miner in ihrem Wirkungskreis erhält. Unsere californischen Goldfelder und Quarzclaims sind zwar gleichmäßig ergiebig, wiewohl schon beinahe seit einem Decennium die Minen aufgehört haben, ein Schlaraffenland zu sein oder an Fortunatus' Glückssäckel zu erinnern. Kein Thier der Naturgeschichte hat in Californien mehr Verehrer als der Elephant, und so oft ihn auch schon Viele gesehen haben, so haben sie doch immer wieder eine große Sehnsucht nach demselben.

Die vollgepfropften Victoria-Steamer, deren Menschenfracht für die neuentdeckten Goldminen am Salmon River und im Cariboo Distrikt bestimmt waren, erinnerten sehr an die frühere Auswanderung nach Frazer River. Nicht weil man als Californier gegen Minen in Washington Territorium oder Britisch Columbia aus Selbstinteresse ein Vorurtheil hatte, sondern weil man die Nachtheile der klimatischen Verhältnisse und auch die Uebertreibungen kannte, wodurch Spekulanten eine Aufregung hervorzubringen und zu erhalten verstehen, erhoben sich der mahnenden Stimmen genug, so daß Die, welche in jenen Distrikten wirklich den Elephanten gesehen, Niemanden einen Vorwurf zu machen haben. Durch die Auswanderung haben zunächst Portland und Victoria, dann einige glückliche Kaufleute in neu entstandenen Minenplätzen gewonnen. In den nothwendigsten Verbrauchsartikeln werden unter allen Umständen gute Geschäfte an jenen Plätzen gemacht, wo die Wanderung ihren Centralpunkt findet.

Man kann nicht sagen, daß die Goldminen in jenen Distrikten Humbug sind, allein die Chancen sind für eine Masse von Menschen jedenfalls geringer, als in irgend einem Theile der californischen Minen. Die Summe des am Salmon River und in benachbarten Distrikten, sowie des in Cariboo herausgenommenen Goldes auch nur annäherungsweise anzugeben, ist nicht möglich. Man kann weder bei dem bei den hiesigen Assay-Offiecen deponirten Golde von dem Norden auf dessen Herkunft schließen, noch hat man Anhaltspunkte für die Ermittelung alles gewonnenen Goldes. Bekanntlich wird in Minen-Angelegenheiten bedeutend viel gelogen, und wie man von Münchhauseniaden und Jäger-Latein spricht, so ist man auf's Vollständigste berechtigt, von Miner-Latein zu reden. Einzelne Wenige haben am Salmon River ihr Glück gemacht; die Meisten, welche mit großen Erwartungen von hier abgereis't sind, sind aber ärmer an Geld, reicher an Erfahrung zurückgekehrt. In Cariboo, wo das Gold nur in einzelnen, an Größe sehr wechselnden Adern vorkommt, stellt sich das Verhältniß der getäuschten zu den glücklichen Minern noch ungünstiger, als in dem Salmon-River-Distrikt heraus. Zur Winterszeit bleiben nur sehr Wenige in jenen Minen, da Kälte und Schnee nicht blos die Minenarbeiten unmöglich, sondern den Aufenthalt sogar gefährlich machen. Nur vier Monate im Jahre eignen sich überhaupt zur Bearbeitung jener nördlichen Golddistrikte.

Kurz nach der Aufregung, welche die Miner nach dem Norden gelockt, tauchte die Nachricht von neu entdeckten Minen am Coloradofluß auf, gleichsam um auszudrücken, daß der Elephant nicht blos im kalten Norden sein Fortkommen findet, sondern auch im heißen Süden gedeiht. Nur von Los Angeles und anderen Gegenden unseres südlichen Staates brach man nach den Minen auf. Hier bei uns ging die Aufregung ziemlich spurlos vorüber. Die Berichte über den Reichthum jener Colorado-Minen waren anfangs sehr widersprechend. Die Mittheilungen von Lieutenant Mowry aus Arizona scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen. Er besuchte die Mohave- oder Là Paz-Golddistrikte. Die Placers liegen ungefähr sechs Meilen von der Stadt La Paz zurück und erstrecken sich weithin gegen den Gila und Rio Grande. Die Placers liegen hier und da zerstreut, oft reichhaltig mit grobem Golde; aber während man beinahe überall die „Color" finden kann, sind bezahlende Claims weder zahlreich noch ausgedehnt.

Ungefähr zweihundert Miner waren nach den „Chimney Peak" Minen an dem Flusse, ungefähr 50 Meilen abwärts, gegangen, wo anfangs November ein ziemlich bedeutender Betrag von feinem Golde herausgenommen worden ist. Ravinen sollen in dem Umkreise von fünf Meilen prospektirt worden sein und Arbeiter von 3 Dollars bis 2 Unzen per Tag gewonnen haben. Ein Mann soll 25 Dollars, ein anderer 90 Dollars aus einer Pfanne gewaschen haben; jedoch muß man bedenken, daß der Münchhausen überall seine Rolle spielt, also auch am Colorado. Das Wasser ist spärlich und wird eigentlich nur zum Trinken benutzt und deshalb zu zwei Bits per Gallone verkauft. Der ganze Fluß enthält Gold, aber die Chancen, einen guten Claim zu bekommen, sind so gering, daß es für einen nördlichen Miner nicht lohnt, einen aufzusuchen. Für Mexikaner, welche billig leben und das Trockenwaschen ordentlich verstehen, mag die Coloradogegend wohl tauglich sein.

Weit wichtiger erscheinen in jener Gegend die Silber- und Goldquarz-Adern zu sein. Eine Anzahl derselben sind geöffnet und man hat deren Bearbeitung in allem Ernste begonnen. Hermann Ehrenberg, der Pionier von Arizona, welcher vor einiger Zeit auch den Washoe-Distrikt besucht hat, hegt die sanguinischsten Erwartungen von dem zu erwartenden Silberertrage, bei dessen Verschiffung freilich größere Erleichterungen geboten sein würden, als für das Ore (Erz) des Washoe-Distrikts. Es ist jetzt Mode geworden, sich um die Entdeckung neuer Silberadern zu bekümmern, deshalb wird sich auch bald herausstellen, was vom Colorado zu erwarten ist.

Der Bearbeitung von Silberminen und der Entdeckung von neuen ist in den letzten Jahren der größte Fleiß gewidmet worden. Die Claims oder Shares in denselben sind Marktartikel und einem Cours unterworfen. Viele haben ansehnliche Summen gewonnen blos auf die Anzeichen hin, daß eine Silberader vorhanden sei. Zur Gewinnung von Silber, d. h. zur Bearbeitung von Claims, ist ein Kapital erforderlich, weshalb im Gegensatze zu den Goldminen die Silberdistrikte nach und nach in die Hände der Kapitalisten fallen müssen. Die Aussicht aber, durch Entdeckung neuer Silberadern rascher, sicherer und auf leichtere Weise Geld zu verdienen, hat die den Minern eigene Liebhaberei zum Prospektiren zur höchsten Potenz gebracht, und Jedermann nimmt daher besonderes Interesse an Silberentdeckungen und Silberspekulationen. Im ganzen Staate jagt man dem Silber

nach, da man über dessen Ausbreitung noch nicht ganz im Klaren ist und man überall die Möglichkeit annimmt, daß Silber vorhanden sein kann.

Die zuerst entdeckten Distrikte in der Washoe-Gegend, Nevada Territorium, haben erstaunliche Resultate geliefert, eben so wichtig ist der Esmeralda Distrikt in Californien. Nach dem Ergebniß der in Washoe bearbeiteten Claims ist anzunehmen, daß der Werth des in Californien gewonnenen Silbers in ein paar Jahren den des in Californien gewonnenen Goldes übersteigen wird. Es sind nach der Silberentdeckung rasch Ansiedelungen entstanden, welche sich zu ziemlich respektablen Minenstädten ausgebildet haben, trotzdem daß das rauhe Klima und die dort zusammengewürfelte rohe Menschheit durchaus nicht besonders einladend waren. Aber die Bevölkerung hat keinen Zweifel über die großartige Zukunft jener Silbergegend und das überwindet so manche Mängel, welche in Bezug auf Comfort fühlbar sind.

Im Nevada Territorium wechseln die Jahreszeiten nicht so regelmäßig ab als in Californien. Die Regenmenge ist daher im Durchschnitt nicht so groß, als auf dieser Seite der Sierra Nevada, und fällt überhaupt unregelmäßiger. Der Wind spielt eine Hauptrolle. Er erhebt sich alle drei bis vier Tage zu einer solchen Heftigkeit, daß man ihn eigentlich immer Sturm nennen könnte. Die vorkommenden Schneestürme sind häufig der Art, daß man sich in Californien keinen Begriff davon machen kann. Zu Anfang des Jahres 1862 hat das Territorium, ebenso wie viele Gegenden in Californien, auch bedeutend durch Ueberschwemmung zu leiden gehabt, wodurch die Berechnungen in Bezug auf den Silbergewinn ziemlich gestört wurden. Mehr als zwei Drittheile der Quarzmühlen waren unbrauchbar gemacht worden. Aber dieselbe Flut, welche die Mühlen zum Stillstande gebracht hatte, hatte auch die Wege zerstört, so daß es unmöglich war, außer zu den extravagantesten Preisen, Holz und Erz zu transportiren, so wie Maschinentheile, welche zur Reparatur nothwendig waren, von San Francisco zu beziehen. Aber von allen diesen Verlusten hat man sich rasch wieder während des Sommers erholt und die Arbeit geht vorwärts mit derselben Energie wie früher, und auch die Geschäfte des Washoe-Distriktes blühen. Die Preise für die Bedürfnisse des Lebensunterhalts sind enorm wegen der hohen Fracht, allein es stehen Verdienst und Kosten in einem ziemlich guten Verhältniß, wenigstens in keinem Mißverhältniß.

Die Bearbeitung der Claims in Virginia City ist von Anfang an nicht eine durchweg richtige gewesen und die Erfahrungen mußten theuer bezahlt werden. Da aber die Compagnien über hinlängliche Mittel verfügen, so hatten sie den Vortheil, daß sie in ihren Operationen nicht gehemmt waren. Bei so reichen Claims wie Mexican, Ophir, Central, California und Gould & Curry kamen überhaupt die Kosten des ersten Angriffs wenig in Betracht, da die Ergiebigkeit der Claims so bedeutend ist, daß sie sogar die zuerst gehegten Erwartungen im Laufe der Zeit bei weitem übertraf. Täglich werden neue Entdeckungen gemacht, und je mehr deren vorkommen, desto mehr steigern sich noch die Ansprüche an die Reichhaltigkeit des Minendistrikts jenseits der Sierra Nevada. In Spring Valley, zwei Meilen von Drytown, sind in der letzten Zeit über zwölf neue Minen eröffnet worden, welche eine große Ausdehnung haben und von 70 bis 85 Dollars per Tonne realisiren. Das meiste des gewonnenen Erzes wird sofort am Ausgange des Tunnels für 30 Dollars per Tonne verkauft.

Die Daney Compagnie z. B., welche täglich von 20 bis 25 Tonnen ohne große Kosten bringt, verkauft alles Erz für 30 Dollars per Tonne an Ort und Stelle. Ihr Tunnel ist von 10 bis 18 Fuß weit in leicht zu entnehmendem guten Erz, welches sich so leicht bricht, daß acht Mann täglich 20 Tonnen zu Tage fördern. Die Erzlager im Territorium sind hinreichend, Bevölkerungen reich zu machen, und die Spekulanten kommen jetzt schon beinahe in einige Verlegenheit, wenn sie an die Frage denken, wie alle die Menschen beschafft werden können, welche zur Ausbeutung der Schätze nothwendig sind.

Der Coso Silber-Minendistrikt, von welchem in neuerer Zeit viel die Rede ist, liegt in Tulare County, östlich der Sierra Nevada, ungefähr 120 Meilen von Visalia. Die gegenwärtige Straße von Visalia nach Coso geht über Kern River und Walker's Paß und ist ihrer ganzen Länge nach durch Farmer angesiedelt, welche für ihre Produkte jetzt schon in Coso einen guten Markt finden. Die Werke der Willow Springs Compagnie liegen in der Mitte des Coso-Distrikts. Diese Gesellschaft ist in ihren Arbeiten weiter vorgeschritten, als irgend eine andere. Sie hat die ersten Mühlen und andere substantielle Werke für die Bearbeitung ihrer Claims gebaut. Sie besitzt drei Minen, welche ungefähr zwei Meilen von der Mühle entlegen sind. Hinlängliches Wasser und Holz sind in unmittelbarer Nähe. Auch besitzt die Gesellschaft einen Granit-Steinbruch, in welchem die Blöcke von der Natur schon so gestaltet sind, daß sie mit nur geringer Beihülfe des Meißels als ausgezeichnetes Baumaterial dienen können. Die neu errichteten Mühlen sind im Stande, täglich acht oder zehn Tonnen Gold und Silber zu verarbeiten.

Vier und eine halbe Meile von hier, östlich, liegt die Lotta Mühle von Wadleigh & Holcombe in San Francisco, welche die Verarbeitung des Erzes der Josephine Compagnie kontraktlich übernommen haben. Sechs Meilen westlich befinden sich die Werke der Coso Silberminen-Compagnie, welche sieben reiche Adern besitzen und im Begriffe sind, an den Coso Springs, vier Meilen von den Minen der Gesellschaft entfernt, eine Mühle zu errichten. Ein Ueberfluß an Holz ist in der Nachbarschaft. An die Minen der Coso Compagnie stoßen die der Owens Lake Gesellschaft, welche sich vor zwei Jahren in San Jose organisirt hat. Diese Minen sind reich und die Arbeiten sind bedeutend vorgeschritten. Drei Viertelmeilen südlich von Willow Springs gelangt man zu der berühmten Rough & Ready Silberader, deren Reichhaltigkeit auf ungefähr 700 Dollars per Tonne festgestellt ist. Gegenwärtig wird hier nicht gearbeitet. Zehn Meilen südlich von Willow Springs befinden sich die Great Eastern, Great Western und Tennessee Adern, deren Eigenthümer nächstes Frühjahr eine Mühle zu bauen beabsichtigen.

In Büchsenschußweite der Werke der Willow Springs Compagnie sind mehrere ausgedehnte Claims im Besitze verschiedener Parteien, welche gerade so viel daran arbeiten, um solche halten und sie dann bei erster Gelegenheit an einen Kapitalisten in San Francisco zu einem bedeutenden Preise verkaufen zu können. Zwanzig Meilen nördlich von hier ist die Mühle der Union Compagnie, welche ihr eigenes Erz von der renommirten Ader „Eclipse" bearbeitet. Diese Gesellschaft besitzt mehrere reiche Minen und ihre Arbeiten zeugen von einer guten Verwaltung. Die Ida Compagnie, zwei Meilen entfernt, besitzt gegenwärtig die beste Mühle in dem ganzen Distrikt und bearbeitet das Erz der Ida-Ader auf Gold und Silber. Im nächsten Januar hofft die Compagnie ihre Operationen in einem ausgedehnten Maßstabe zu beginnen. Alle die genannten Gesellschaften sind in San Francisco organisirt und haben da ihre Office. Die Shares sind meistens in den Händen von San Francisco Leuten. Von diesen Minen geht eine gute Straße nach Los Angeles, 180 Meilen, über welche die ganze schwere Fracht gebracht wird. Der Weg ist eben und war den letzten Winter über fahrbar.

Südlich an Coso angrenzend liegt der Argus Distrikt, welcher zwar klein ist, aber viele Gold- und Silberadern enthält, von denen die Apollo und Pajaro als die reichsten bekannt sind. An den Argus grenzt der Slate Range Distrikt, welcher dem erstern an Reichhaltigkeit nichts nachgiebt. Der Charakter der Coso-Gegend ist rauh und öde, vielleicht ist kein Acker kulturbares Land in dem ganzen Distrikte. Von großer Wichtigkeit für die Miner in diesem Distrikt ist eine Salzmine,

welche sich an den Ufern eines Salzwassersees gebildet hat und für alle Ewigkeit aushalten kann. Die Tonne Salz kostet, bis an die Minen geliefert, 10 Dollars. Nicht blos Silber und Gold kommt in dem Coso Distrikt vor, sondern auch Eisen, Blei und Kupfer, so wie ein reiner Schwefelberg, dessen Fuß sich zu nähern mit Gefahr verbunden ist, da derselbe im Brande sich befindet.

Die Entdeckung von Silberminen in San Bernardino County hat sich bestätigt und man erzählt sich viel von dem Gehalte des Erzes, welches zwei Drittheile Silber enthalten soll; jedoch muß man auch diese Angaben vorläufig noch mit einiger Vorsicht aufnehmen, obgleich Spezimens von solcher Reichhaltigkeit von jener Gegend in San Francisco angekommen sind.

Die Silberminen in Unter-Californien nehmen hier fortwährend das Interesse in Anspruch, und die Gesellschaften, welche ihre Claims dort bearbeiten lassen und schon seit mehreren Jahren Kapital in die Arbeiten gesteckt, ohne aber noch ein erhebliches Equivalent dafür erhalten zu haben, glauben Ursache zu finden, auf baldige glänzende Resultate rechnen zu können. Im Oktober 1862 hat sich in San Francisco die „Lower California Colonization & Mining Company" gebildet, welche, wie ihr Name schon andeutet, die Ausbeutung des Bodens für Agricultur und Miner-Zwecke beabsichtigt. Das Land, wofür die Gesellschaft einen Grant besitzt, soll zum Theil vermessen und in 201 Sektionen, jede von 329 Acker, ausgelegt werden; ebenso hat die Compagnie bestimmt, für die Anlage einer Stadt eine League an der Mission von La Magdalena zu reserviren und in Blocks und Squares einzutheilen. Ein jedes Mitglied soll auf ein fünfzig Vara Lot-Anspruch haben. Das ganze Unternehmen wird natürlich nicht von wirklichen Ansiedlern, Minern und Ackerbauern geleitet, sondern ist in den Händen der Spekulanten, was übrigens an sich nicht gegen die Sache selbst spricht.

Daß Arizona ein großartiger Mineraldistrikt ist, ist hinlänglich bekannt, und es hat daher von jeher die specielle Aufmerksamkeit der Californier in Anspruch genommen. In neuerer Zeit hat man durch Berichte von neuen Entdeckungen von Silber- und Kupferminen eine Aufregung hier hervorbringen wollen, aber trotzdem, daß man Arizona allen möglichen Reichthum zuerkennt, so ist doch unsere Minerbevölkerung durch anderweitige Entdeckungen so sehr in Anspruch genommen gewesen, daß sie an den Köder von Arizona nicht anbiß.

Die Kupferminen in Calaveras County sind bedeutend. Aus verschiedenen anderen Counties sind Berichte über Kupferminen eingelaufen und noch vor Kurzem aus Del Norte, wo eine Gesellschaft, darunter ein Geolog und Mineralog, neue Untersuchungen anstellte, welche das Vorhandensein ausgedehnter Kupferlager ganz außer Frage stellen. Der Steamer „Panama" brachte 5100 Pfund reichen Erzes nach San Francisco, als Beleg für die Berichte. Einige Kupferminen sind übrigens schon seit längerer Zeit in Angriff genommen, wie z. B. der Claim der „Excelsior" Compagnie.

Die Quecksilberminen Californiens, welche schon lange bearbeitet wurden, sind ihrer Reichhaltigkeit nach hinlänglich bekannt und das allgemeine Bedürfniß würde die Entdeckungen neuer kaum erfordern. Anzeichen von Quecksilberminen sind schon in den meisten Counties vorgekommen. Die letzte Entdeckung wurde in der Nähe von San Francisco gemacht. In nachbenannten vier Minen wurden im Jahre 1861 45,124 Flaschen, jede zu 75 Pfund Gewicht, gewonnen, nämlich New Almaden: 32,206; New Idria: 7961; Enriquetta: 2307 und Guadelupe: 2550 Flaschen. Der Export des Jahres 1861 betrug 35,995 Flaschen und der Verbrauch in Californien 7878 oder 665 Flaschen per Monat.

Für die bessere Enthüllung der Resourcen von Californien hat die Legislatur das Amt eines Staats-Geologen gegründet, welcher seit November 1860 mit seinen Untersuchungen in verschiedenen Theilen des Staates beschäftigt ist. Diese Arbeiten werden mit der Zeit zur Herstellung einer Karte führen, auf welcher die Geologie des Staates annäherungsweise richtig angegeben ist, und die ein Führer sein kann für die große Anzahl von Prospektirern, welche Jahr aus Jahr ein auf neue Entdeckungen ausgehen, und die zugleich dem Ausland auch zeigen wird, daß unser Staat ebenfalls geneigt ist, so weit es in seinen Kräften steht, etwas für wissenschaftliche Zwecke zu thun. —

Ethnologische Beiträge.

IV.

Die Rassenverhältnisse in Ecuador und Neu-Granada.

Wir können die ethnologischen Verhältnisse in den meisten Ländern Südamerikas als ein Chaos bezeichnen; daß unter den Menschenklassen, welche in einem und demselben Staate leben, kein innerer Zusammenhang ist, sondern ein schroffer gegenseitiger Haß, eine tief im Innern wurzelnde Feindschaft stattfindet, haben wir schon hervorgehoben. Wir knüpfen an unsere Mittheilungen, welche die vorige Nummer enthält, noch einige Bemerkungen über Bolivia. Wir finden nämlich die Angabe, daß diese Republik eine Bevölkerung nicht von 1,400,000 Seelen habe, sondern, nach der neuesten Zählung, 2,326,000 Einwohner. Von diesen seien nur etwa 200,000 solche Weiße, deren reines Blut keinem Zweifel unterliege. Diese geringe Zahl hat bisher die Aristokratie ihrer Haut geltend machen können; aber sie reibt sich, wie wir schon hervorhoben, in Bürgerkriegen mehr und mehr auf, verachtet die Arbeit, liebt Revolutionen und noble Passionen. So bricht sie selber dem Emporkommen der Cholada Bahn, ihren Mischlingen, den Cholos, Leuten mit straffem, schwarzem Haar, gelber Hautfarbe und geringem Bartwuchs. Aber auf diesen ist der Cholo stolz, weil er sich schon dadurch von dem ganz bartlosen Indianer unterscheidet, den er verachtet, wie der Mulatte den Neger. Der kupfergelbe Indianer haßt den Cholo, und dasselbe Verhältniß findet zwischen diesem und dem „Spanier" statt, dem Weißen und Allen, welche sich für weiß ausgeben. Nun ist die Zahl der Indianer doppelt so groß wie die der Cholos, jene wollen diesen nicht ferner untergeben sein und als Werkzeuge dienen; sie haben geringe Bedürfnisse, sind träg und apathisch, aber tief im Innern schlummert ein grimmiger Haß, denn diese Leute haben ein cholerisch-melancholisches Temperament. Durch die Berührung mit den Weißen und die Ueberhebung, welche der Mischling ihnen gegenüber zeigte, sind sie mißtrauisch und versteckt geworden. Bisher ist es lediglich dem Einflusse der Kirche beizumessen, daß der Haß zwischen Indianern und Cholos noch nicht in lichterlohe Flammen ausgebrochen ist und zu einem wilden Rassenkampfe geführt hat. Aber Bolivia ist vor einem solchen keinen Augenblick sicher. Aus allen angeführten Thatsachen wird klar, daß von einer zusammenhängenden Gesellschaft, von einem organischen Staatsleben in einem Lande mit solcher Bevölkerung keine Rede sein kann.

Wir wenden uns nun zu einer andern Kreolenrepublik, nach Ecuador, einem theilweis wunderbar üppigen und fruchtbaren Lande, welches in der Gegend des Erdgleichers den Raum zwischen der Küste der Südsee und dem obern Amazonenstrom einnimmt und alle Klimate in sich begreift, von der Hitze tropischer Tiefebenen bis zu der kalten Luft der Hochebenen in den Cordilleren. Es hat einen Flächeninhalt, der fast ein halbes Mal größer ist als jener von Deutschland, etwa 13,500 Geviertmeilen, aber auf diesem ausgedehnten Raume höchstens 670,000 Einwohner, also noch nicht ein Drittel so viel wie das Königreich Sachsen oder Hannover. Angeblich soll der vierte Theil dieser Bevölkerung „weiß“ sein; man geht aber sicherer, wenn man höchstens den sechsten Theil für die Inhaber ungemischten europäischen Blutes annimmt. Die Zahl der Indianer überwiegt; sie sind theils Abkömmlinge der halbcivilisirten Uramerikaner, welche vor der spanischen Eroberung zum Reiche der peruanischen Inkas gehörten, und diese haben die Hochebene inne, reden Quechua und sind Christen, so wie überhaupt Indianer Christen zu sein pflegen. Die Indianer in dem Tieflande, zumeist Jägervölker, leben noch in ihrer alten urwüchsigen Barbarei und hängen mit großer Zähigkeit an dem überkommenen Heidenglauben.

Unser Landsmann Berthold Seemann, welcher Ecuador besucht hat, hebt eine Thatsache hervor, welche ethnologisch von großer Bedeutung ist und die auch anderwärts ihre Bestätigung findet. Die dortigen Indianer seien kräftige und abgehärtete Leute, und sehr zahlreich in solchen Gegenden, wo sie die Verbindung mit Europäern und Negern vermieden haben.

„Das ist, nach Allem zu schließen, das große Geheimniß, sie vor Vernichtung zu bewahren.“ (B. Seemann, Reise um die Welt rc. Hannover 1853. I. S. 211 ff.) Wir sind unsererseits überzeugt, daß unser Landsmann damit das Richtige getroffen hat. Man habe, fügt er hinzu, oft behauptet, daß, wenn ein Stamm Ureingeborener untergegangen sei, nachdem man ihn „civilisirt“ habe, der Grund darin liege, weil er alle Nachtheile und wenige oder gar keine Tugenden der Civilisation überkommen habe. Diese Behauptung sei aber „leeres Geschwätz“, denn nähere Prüfung zeigt, daß auch ein überfeinerter Europäer, selbst wenn er die Wilden hätte in Lastern unterweisen wollen, dazu nicht im Stande gewesen. Man weiß ja, daß die meisten Stämme ohnehin schon demoralisirt waren, bevor sie mit Europäern in Berührung gelangten. Selbst berauschende Getränke waren für die meisten wilden Völker nichts Neues, sie kannten weit schädlichere berauschende Getränke als wir; die Mexikaner hatten ihren Pulque, die Peruaner ihre Chicha, die Sandwichsinsulaner bereiteten ein geistiges Getränk aus den Ki- und Awapflanzen, die Kamtschadalen aus einem Aufguß von Fliegenschwamm und aus den Wurzeln einer Spiräe.

In Bezug auf Ecuador hebt Seemann hervor, daß die Indianer auch dort sich wohl bewußt sind, daß sie einst Herren des Landes waren. Sie halten es für keine Sünde, einem Weißen etwas zu stehlen, weil sie der Ansicht sind, daß sie doch nur nähmen, was eigentlich ihnen gehöre. „Wie gefährlich eine solche Denkungsart, bei allgemeiner Verbreitung, der Gesellschaft werden müsse, sieht man leicht; sie beweis't aber, daß die Folgen einer widerrechtlichen Handlung, nämlich der Eroberung durch die Spanier, noch nach Jahrhunderten empfunden werden.“

„Daß die Indianer die Hoffnung nähren, sich von ihren Unterdrückern zu befreien und dieselben „in's Meer zu jagen“, scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie einig genug untereinander sind, um gemeinschaftlich an der Ausführung eines so schwierigen Unternehmens zu arbeiten? Gewiß ist, daß selbst von Seiten der Quechua redenden Indianer der Hochebene eine Verbindung mit den in den Tiefen der Urwälder lebenden angeknüpft worden ist. Sie hat die Auflehnung gegen die Weißen zum Zwecke. Die weiße und gemischte Bevölkerung ist im Abnehmen, seitdem die die Einwanderung in's Stocken gerieth.“

Wir haben demnach in Ecuador dieselbe Erscheinung, welche wir an Centralamerika, Bolivia und Peru hervorhoben.

In Paraguay ist bekanntlich schon seit langer Zeit das Guaraní die allgemeine Umgangssprache der Weißen geworden, und das Spanische eigentlich nur noch ein Civilisationsluxus. Nun finde ich, daß in Cuenca, der Hauptstadt der ecuadorischen Provinz Assuay, ein ähnliches Verhältniß obwaltet. In dieser Stadt, wo Meerschweinchen als Lieblingsspeise auf den Tisch kommen, sprechen auch die Weißen im Verkehr untereinander die altperuanische Quechuasprache. Die Indianer jener Gegend, welche Quechua reden, haben sich in Erscheinung, Haltung, Tracht und Gebräuchen seit dem Tage der Eroberung durch Pizarro so gut wie gar nicht verändert. Sie reden noch immer die Sprache ihrer Vorfahren; die Männer tragen immer noch ein Hemde, Kniehosen und einen Poncho, alles von Wolle und eigenhändig verfertigt; die Frauen kleiden sich in Unterröcke, die bis etwas unter das Knie reichen, kurze Leibröcke und eine Schärpe, die gleich einem Shawl gewunden und auf der Brust mit einer silbernen Nadel befestigt wird. Sie haben ihre Religion ändern müssen, und mögen vielleicht dem katholischen Kultus aufrichtig zugethan sein. Aber sehr Viele verehren auch noch die Sonne, Inti, und ihre Theilnahme an kirchlichen Processionen, namentlich das Tanzen vor Heiligenbildern und die phantastischen Anzüge, wurzeln noch im alten Heidenthum. Es ist ja auch nicht wahrscheinlich, daß ein Volk, welches in allen anderen Beziehungen so hartnäckig am Alten hängt, sich in der Religion völlig umgeändert haben sollte. Auch in Ecuador tritt die Thatsache hervor, daß der Geist des Christenthums nur selten von Indianern begriffen wird. Sie verehren vielfach die katholischen Heiligen, in dem Glauben, daß sie ihren alten, ureigenen Göttern, nur unter anderm Namen, ihre Huldigungen darbrächten. —

Der Uebergang von Ecuador nach Neu-Granada ist für uns ein ganz natürlicher. Schon die Provinz Pasto, welche vom 1. Grade nördlicher Breite durchschnitten wird, gehört zu der letztern Republik. Diese wird von beiden Weltmeeren bespült und reicht nach Osten hin bis an den Orinoco, nach Norden hin bis Costa Rica und hat einen Flächeninhalt von etwa 24,000 deutschen Geviertmeilen. Auch hier sind alle Klimate vertreten, und die Indianer der heißen Küstenstrecken und des Tieflandes im Innern wesentlich von jenen auf der gemäßigten Hochebene verschieden.

Auch in Neu-Granada herrscht das ethnische Chaos, und wir können dasselbe hier wie in Venezuela, von dem wir später einmal reden, genau nachweisen. Die Indianer an der atlantischen Küste von Chiriqui oder Veraguas, also der costaricanischen Grenze nach Osten hin bis zum Rio Hacha und weiter, gehörten zum großen Volksstamme der Caraïben. Zur brasilianischen und Guarani-Gruppe gehören die Indianer im Osten bis zur östlichen Cordillere, namentlich die Mocoas in der großen, nach ihnen benannten Region. In der Provinz Túquerres wohnen Menschen, welche zur ando-peruvianischen Gruppe gehören. Dagegen hatten zur Zeit der Eroberung, also in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die Indianer der Provinzen Chocó, Antioquia, Cáucá, Popayan und Neyva einigermaßen Uebereinstimmendes mit den mexikanischen Azteken. Die Muyscas aber unterscheiden sich von allen Anderen; sie wohnten auf der Hochebene von Cundinamarca. Die Indianer im Tieflande waren und sind noch heute lediglich Wilde; einige wenig zahlreiche Horden sind wenigstens unterworfen worden, aber andere „Pueblos“, denn so bezeichnet man die Völkerschaften, z. B. die Noánamos in Choco, die Coconucos in Popayan und manche andere, haben ihre Sprache bewahrt, während die Muyscas, welche doch halb civilisirt waren, die ihrige aufgegeben haben und spanisch reden. Die Zahl der

noch völlig wild gebliebenen Barbaren beläuft sich auf weit über 120,000 Köpfe. Die Mesayas in dem von der Jápura oder Caqueta durchströmten Territorium Mocoa sind noch Menschenfresser; auch ist es bei einigen anderen Horden Brauch, wenigstens die im Krieg erschlagenen Feinde zu verzehren.

Diese Wilden haben nur wenige und unklare Begriffe; sie schreiben Günstiges dem Einflusse der Sonne, Böses jenem des Mondes zu, und glauben an eine Wanderung nach dem Tode, welche sie sich jedoch materiell vorstellen. Dagegen hatten die Muyscas, wie eine regelmäßige Regierung, so auch einen ausgebildeten Kultus. Der König residirte in Tunja und wurde als Saque bezeichnet; der Oberpriester wohnte in Iraca und theilte die Macht mit dem König. Außerdem hatten die Muyscas weniger mächtige Fürsten, z. B. den Zipa von Cundinamarca, der aber sehr reich war. Zuć, die Sonne, und Chia, der Mond, wurden als Vertreter oder Symbole des höchsten Wesens verehrt. Die Pubenanos und Coconucos standen, als die Spanier zuerst in's Land kamen, unter dem Kaziken Payan. Kaziken waren Vorsteher eines Distrikts; unter ihnen standen Caschús, Gouverneure, und die Carabic können wir etwa mit unseren Bürgermeistern und Ortsvorstehern vergleichen. Diese Völker hatten gewisse staatliche Einrichtungen, bauten Mais, den sie Bura nannten, sodann die Arracacha (Conium arracacha), welche bei ihnen Hualhne hieß, und andere eßbare Pflanzen, namentlich die Papa, d. h. Kartoffel, welche im Waldgebirge von Paletará wild wächst. Die Muyscas zählten nach Sieben, denn die Ausdrücke für Acht, Neun und Zehn sind Spanisch.

Viele dieser Indianer sind Christen, aber doch nur mehr oder weniger halb. Die Coconucos zum Beispiel glauben noch heute an einen guten und bösen Geist (Gott und Teufel der Christen). Alles Schlimme kommt vom Puïl, Monde, und Panzig, dessen Dämon; Gutes bringt Puitschr, die Sonne. Diese Indianer unterscheiden in ihrer Sprache die Fixsterne von den Planeten; jene werden als Sil, diese als Silg oder Siill bezeichnet. Ein Monat heißt Canapuil, von Cana, Mond.

Die barbarischen Indianerstämme haben Vielweiberei, einige aber auch, z. B. die Guajiros, Bigamie. Eine Frau ist für das Lager und den Krieg, eine zweite, welche einen niedrigern Rang einnimmt, besorgt das Hauswesen.

General T. C. Mosquera (in seiner Memoria sobre de geografia, fisica y politica de la Nueva Granada, Nueva York 1852. p. 96) gab die Gesammtbevölkerung von Neu-Granada auf 2,363,054 Köpfe an, aber zu hoch, denn die Zählung von 1859 hat nur 2,243,837 Seelen ergeben. Sie war indeß ziemlich genau, und weil bei ihr auf die Abstammung Rücksicht genommen worden ist, so kann gerade an ihr deutlich gezeigt werden, wie sich das wechselseitige Verhältniß der Farben herausstellt. Mosquera giebt folgende Tabelle nach Rassen und Kasten und schließt die wilden Indianer ein:

Landschaften.	Weiße.	Civilisirte Indianer.	Wilde.	Neger.	Quarterons.	Mestizen.	Mulatten.	Zambos.	Total.
Istmo	14,000	8,000	6,000	3,500	1,300	97,658	12,250	1,400	144,108
Cáuca	49,000	25,000	—	98,000	14,600	33,049	114,600	2,300	276,249
Antioquia	50,000	7,000	5,000	15,600	4,000	155,037	54,000	1,400	292,037
Cundinamarca . .	137,790	127,290	10,000	5,100	3,000	252,533	28,000	1,240	564,955
Boyacá	102,210	95,710	10,000	740	200	189,452	3,600	2,300	424,210
Guanentá	67,000	20,000	400	3,500	1,100	204,174	22,500	1,300	319,974
Magdalena	30,000	16,000	3,600	13,500	5,800	46,421	48,200	90,000	253,521
Goajira (Territ.)	—	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
Mocoa „	3	2,000	65,000	60	54	673	150	60	68,000
	450,003	301,000	120,000	80,000	30,054	998,997	283,000	100,000	2,363,054

Quarterons oder Cuarterones sind bekanntlich Kinder von weißen Vätern und Mulattinnen; Zambos Mischlinge von Indianern und Negern.

Mosquera giebt eine Charakteristik der verschiedenen Rassengruppen und Mischlinge in Neu-Granada. Sie ist folgende:

Weiße 450,003 (eine offenbar viel zu hochgegriffene Zahl, von welcher ich dreist ein volles Viertel und mehr abziehe). Er nennt diese Rassen: inteligente, activo, laborioso, moral. Doch ist diese Intelligenz, Thätigkeit, Arbeitsliebe und Sittlichkeit nur eine sehr bedingte.

Indianer, raza cobrizo, also Kupferbraune, 421,000 Köpfe: perezoso, sufrido, supicaz, frugal; demnach arbeitsscheu, unterwürfig, mäßig und argwöhnisch.

Mulatten und Zambos, 383,000 Köpfe: fuerte, voluptuoso, inteligente, valiente; aber diese Eigenschaften sind doch sehr bedingt, und ich habe alle Ursache zu der Annahme, daß General Mosquera dieser mächtigen Klassen schmeicheln wollte. Zehn Jahre später hat er mit Hülfe dieser Mischlinge eine Revolution gemacht und sich nun zum Präsidenten aufgeworfen. Er nannte sie kräftig und intelligent, um sie für sich zu gewinnen.

Die Neger schildert er als träg, unterwürfig und argwöhnisch. Seemann (I. S. 313) sagt von ihnen: „Sie sind hinterlistig, diebisch und im höchsten Grade faul. Die Freien, denn die Sklaverei ist aufgehoben, arbeiten vielleicht eine oder zwei Stunden täglich, und hören dann auf, bis die Nothwendigkeit sie wieder zur Thätigkeit zwingt. „Nur Narren und Pferde arbeiten“ ist ihr Lieblingssprichwort, und danach handeln sie. Deshalb nehmen sie überall eine untergeordnete Stellung ein, obwohl das Gesetz sie mit der übrigen Bevölkerung auf gleiche Stufe stellt. Sie sind sehr lärmsüchtig und wegen ihres beständigen Eiferns und Schreiens sehr unangenehme Gesellschafter.

Ueber die Mischlinge in Neu-Granada äußert Seemann sich ganz anders und richtiger als der politische Spekulant Mosquera. Unser Landsmann sagt, ihr Charakter sei wo möglich noch schlechter als jener der Neger. „Diese Menschen haben alle Laster und nicht eine Tugend ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zu Krankheiten geneigt als bei den Weißen oder andern Rassen. Es hat den Anschein, als ob die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich untereinander verheirathen, dann zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht auf. Während Familien von ungemischten Blute weniger fruchtbar sind, ist dagegen die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da nun die physischen Verhältnisse, unter welchen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in den Rassen selbst eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben ist als ein Ueberschreiten der Naturgesetze anzusehen.“ Das ist vollkommen richtig.

Wir wollen noch eine Bemerkung hinzufügen, die, wenn wir nicht irren, von Moritz Wagner gemacht worden ist; sie erklärt die Gruppirung der Rassen und Farben in der obigen Tabelle, und ein Blick auf eine Landkarte wird dazu beitragen, dieselbe klar zu machen.

Man darf als fest annehmen, gleichsam als ein Naturgesetz, daß sich die Rassen instinktmäßig nach den ihnen zusagenden Klimaten vertheilen.

Freie Neger und Mulatten sind am zahlreichsten in den heißfeuchten Gegenden, deren Klima anderen nicht zusagt.

Halbcivilisirte Indianer und Mestizen drängen sich in den milderen und trockneren Landschaften zusammen.

Der Weiße sucht, wenn irgend möglich, die Terrassen und Hochebenen auf. Seine reine Hautfarbe gilt überall für ein Zeichen von Rassenadel, den Jeder möglichst rein zu bewahren wünscht. Jede Beimischung mit farbigen Rassen gilt als eine Art von Familienmakel, die man gern vermeidet. A.

Einige Bemerkungen über die Baumwolle, deren Erzeugung und Bearbeitung.

Es ist merkwürdig, wie ein Jahrtausende lang nicht nach Gebühr geschätzter Webestoff eine geradezu unermeßliche Bedeutung für die ganze Welt erlangte, nachdem die Technik der Maschine sich desselben bemächtigt hatte. Dann wurde urplötzlich der Verbrauch kolossal, und mit der Nachfrage ging die Erzeugung des Rohstoffes Hand in Hand. Die südlichen Staaten Nordamerikas haben, kurz vor Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes, den sie so tapfer und heldenmüthig gegen den durch und durch korrumpirten Yankee-Norden führen, ihre Produktion auf nahe an fünf Millionen Ballen gesteigert, jeden zu etwa fünfthalb Centner gerechnet!

Europa wußte vor achtzehnhundert Jahren wenig von Baumwolle. Aegypten kannte sie, und als Admiral Plinius mit einer römischen Flotte vor Alexandria lag, überzeugte er sich, daß man im Lande der Pharaonen und Ptolemäer aus Baumwolle Garn spann und Gewebe verfertigte. Die Staude gedieh an der salzgeschwängerten Küste des Nildeltas damals wie heute ganz vortrefflich. Seit den Tagen Alexander's des Großen stand Aegypten in lebhaftem Handelsverkehr mit Indien und von dort wird es Baumwollensamen erhalten haben. Jedenfalls reicht die Benutzung der Pflanze nicht in's hohe Alterthum hinauf, denn der Stoff, in welchen die Mumien gewickelt sind, ist allemal reine Leinwand. Auch kommt die Staude auf den hieroglyphischen Gemälden nicht vor, wohl aber der Flachs.

Dagegen haben die Völker Indiens den Gebrauch der Baumwolle schon im höchsten Alterthume gekannt. Alexander's Soldaten kämpften am Indus mit Kriegern, welche baumwollene Gewänder trugen. Späterhin waren die Römer erstaunt über die wunderbare Feinheit der Baumwollenzeuge, welche als „gewebter Wind" durch den Handel aus Bengalen bis nach Italien gelangten. Auch gröbere Gewebe von der Malabarküste wurden weit und breit versandt; aber in den Harems der mohammedanischen Könige und Wesire haben die feinen Gewebe von Dakka im untern Bengalen allzeit in hoher Gunst gestanden.

Europa verdankt die Einführung des Baumwollenbaues den Mauren; diese pflanzten die Staude in Spanien an, und die Araber, welche sich in Sicilien festgesetzt hatten, thaten auf dieser Insel ein Gleiches. Das Wort Cotton, spanisch Algodon, stammt aus dem Arabischen. Die Mauren trugen baumwollene Turbane; das Baumwollenzeug gefiel auch den Christen, aber diese kümmerten sich nicht um den Bezug und die Verarbeitung des Rohstoffes. Dann und wann kam allerdings eine geringe Menge nach Italien, namentlich nach Pisa, auch wohl nach England, und wurde mit Flachs versponnen; aber man hatte keine Ahnung davon, daß dieser Webestoff von größerer Bedeutung werden könne, auch dann noch nicht, als Europäer, zum Beispiel Portugiesen und nach ihnen die Engländer, in Indien Faktoreien anlegten und neben denselben Burgen bauten.

Auch die Spanier, welche in Mexiko und Peru schon gewebte Zeuge aus Baumwolle fanden, ahnten nichts von dem hohen Werthe dieser Pflanze. Die räuberischen Flibustier, Cortez und Pizarro voran, verlangten nur edle Metalle. Erst vor etwa einhundert Jahren kam die Baumwolle einigermaßen in Aufnahme und half einem großen Bedürfniß ab. Feines Leinen war theuer; das beste holländische kostete bis zu dritthalb Thalern die Elle. Aermere Leute trugen in manchen Gegenden nur Sonntags Leinwand, viele überhaupt nur Wolle auf der bloßen Haut.

Die Anfänge der Baumwollenmanufaktur in Manchester waren gering; sie fallen in die Zeit König Karl's des Ersten, aber die Maschinen waren damals so unvollkommen, daß die englischen Weber nicht verstanden, ein Zeug aus reiner Baumwolle zu bereiten. Sie waren in dieser Beziehung weiter zurück als die Malabaren und Bengalesen, oder als die Peruaner und Mexikaner. Sie nahmen als Kette leinene Fäden und Baumwolle nur zum Einschlag, und lieferten so einen Stoff, welchen man Linsey-Woolsey nannte; er war billiger als reine Leinwand, aber nicht so haltbar und wurde auch nur in geringer Menge verfertigt.

Uebrigens kommt der Name Cotton schon früh in Urkunden vor und war im Volksmund, als Baumwolle noch selten den Leuten zu Gesichte kam. Man bezeichnete als Cotton die feinste Schafwolle, nachdem sie kardätscht war, oder auch andern flockigen Stoff, z. B. jenen von der Distel. Das Wort Cottonwolle kam viel später auf. Unser deutsches Baumwolle ist eigentlich kein richtiger Ausdruck, denn die Baumwolle ist ein Strauch, und der Baumwollenbaum, Eriodendron, ist nur ein wenig nutzbarer Verwandter des Gossypium, denn seine Wolle ist kaum brauchbar.

Die Weltbedeutung der Baumwolle datirt vom Sommer 1769, als der Barbier Richard Arkwright seinen Webstuhl und die Spinnjenny erfand. Die volle Bedeutung beider wurde indessen nicht von vornherein nach Gebühr gewürdigt. Aber die Jenny spann rascher und besser, als man je zuvor gesehen, und auf dem Stuhle konnte man Zeug weben, dessen Kette und Einschlag aus Baumwolle bestand. Nachher kam die Dampfmaschine, eine Verbesserung folgte der andern; die Namen Watt, Hargreaves und Peel wurden berühmt, und 1786 trat Samuel Crompton mit seiner Mule hervor. Fortan brauchte man kein Garn mehr aus Indien zu beziehen, sondern konnte es selber verfertigen. Aber es hat doch große Mühe gekostet, die Inder aus dem Felde zu schlagen und ihre Baumwollenmanufaktur zu Grunde zu richten. Der ausdauernde Hindu spann mit seiner gewandten Hand und vermittelst einer einfachen Spindel feineres Garn als der Europäer auf der Maschine, und dieses Garn verwebte er in einer so dauerhaften und zierlichen Art zu feinem Zeuge, daß unser Erdtheil nichts dagegen setzen kann. In Europa arbeitete man billiger und schneller, und das hat am Ende den Ausschlag gegeben. Anfangs lieferte man nur gröbere Waare und ging dann sehr allmälig zu feinerer über. Allein die Qualität der indischen und chinesischen Baumwollenzeuge ist auch heute noch besser als jene der unseren. Aber Europa hat die Dampfkraft voraus und zwingt Alles vermittelst der Wohlfeilheit.

England hatte lange ein thatsächliches Monopol und hielt stramm daran fest; aber dasselbe konnte sich nicht halten, denn andere Völker warfen sich gleichfalls mit großem Eifer auf die Baumwollenmanufaktur. Die Ausfuhr von Maschinen war in England verboten, die Zeichnungen gingen aber doch außer Landes und geschickte Arbeiter wurden für das Ausland gewonnen. Jenes Verbot half nichts mehr; überall in Europa entstanden Spinne-

reien und Webereien, in Nordamerika geschah dasselbe, und endlich gab man die Ausfuhr der Maschinen frei.

Welch ein Unterschied zwischen jenen Zeiten, da man lediglich aus der Levante Baumwolle bezog und die damit beladenen Schiffe unter den Schutz von Kriegsfahrzeugen stellen mußte, damit sie nicht von den Barbaresken genommen würden, und unseren Tagen! Amerika trat in den Vordergrund und überflügelte alle anderen Regionen. Die gegenwärtige Krisis zeigt deutlich, wie unendlich viel von einer regelmäßigen und massenhaften Zufuhr nordamerikanischer Baumwolle abhängt. Wir haben im Globus fast in jeder Nummer Notizen über die Versuche mitgetheilt, in anderen Gegenden die Produktion der Baumwolle massenhafter zu machen. In England und auch bei uns ist nun vielfach die Ansicht aufgetaucht, daß das thatsächliche Monopol oder, richtiger gesagt, das ungeheure Uebergewicht der nordamerikanischen Baumwolle nun ein- für allemal dahin sei, daß der Kampf, welcher zwischen den verschiedenen Baumwollenstapeln begonnen hat, mit einer Niederlage des amerikanischen langen Stapels enden und der kurze Stapel den Sieg behalten werde.

Dagegen werden aber gewichtige Gründe geltend gemacht, und da dieselben zu nicht geringem Theil in das Gebiet der Produktengeographie einschlagen, so wollen wir die Ansichten, welche von der „London Review“ neulich geltend gemacht sind, mittheilen. Sie gehen darauf hin, daß die amerikanische Baumwolle der indischen allezeit für viele Zwecke vorgezogen werden müsse.

Man ist gewohnt, von „Baumwolle“ zu sprechen, als ob sie ein und derselbe Artikel wäre, wie Thee oder Kaffee, nur von etwas besserer oder geringerer Qualität, je nach dem Lande, woher sie kommt, oder je nach der auf ihre Sammlung und Verpackung verwendeten Sorgfalt. Man kann sich wohl keine irrigere oder vielmehr unvollkommenere Vorstellung machen als diese. Die Baumwolle ist ein Produkt, welches fast eben so viele Arten begreift wie das Getreide; und wie das Getreide, hat jede Art ihre besondere Verwendung und Nützlichkeit. Weizen, Hafer und Gerste sind alle zur Nahrung zu gebrauchen. Orleans, Surat, ägyptische und brasilianische Baumwolle sind alle zu Calicos und Garn zu benutzen. Aber das brasilianische Produkt ist von dem ostindischen fast eben so weit verschieden, wie Hafer von Weizen, und man kann aus Surat-Baumwolle eben so wenig Musselin oder feinen Zwirn, oder aus ägyptischer Eintrag (Wefel) machen, wie Weizen gemalzt, oder Gerste zu einem guten Hausbrot verbacken werden kann.

Die verschiedenen Baumwollfasern unterscheiden sich von einander nicht allein in der Länge, in der Farbe und in der Reinheit, je nach den verschiedenen Klimaten und Bodenarten, welche sie hervorbringen; sondern sie sind ursprünglich ganz verschiedene Pflanzen, von denen manche einjährig, manche zweijährig sind, manche als Sträucher und manche als niedrige Bäume auftreten. Obwohl eine Art Baumwolle in einem beträchtlichen Maße die Stelle einer andern ersetzen mag, — gerade so wie Pferde mit Gerste gefüttert werden, und die Menschen sich mit Hafer ernähren mögen, wenn hohe Preise und Mangel an Vorräthen zu einer solchen Abweichung von der gewöhnlichen Lebensweise veranlassen; so hat doch ein solcher Ersatz seine Grenzen und seine Unbequemlichkeiten sowohl im Falle der Baumwolle, als bei dem Getreide.

Wir wollen unsere Meinung durch Beispiele anschaulicher machen. Die feinste Sorte Baumwolle ist als die Sea Island bekannt und wächst auf den flachen Inseln vor der Küste von Georgia und Carolina, auch ist dieselbe in Queensland, Australien, producirt worden. Sie hat eine lange, feine und seidenartige Faser von einer herrlichen Farbe und wird nur für die höchsten Nummern von Garn, von Nr. 150 bis 300, gebraucht und sodann zu Musselinen oder zu dem feinsten Zwirne für Spitzen verarbeitet. Sie wird in gewöhnlichen Jahren zu 2 bis 3 englischen Schillings per Pfund verkauft, und nur etwa 40,000 Ballen werden jährlich gezogen oder verlangt. Wenn diese Sorte rar, oder wenn wie jetzt die Zufuhr abgeschnitten ist, so kann die beste ägyptische Baumwolle großentheils einen Ersatz bieten, jedoch mit gewissen Nachtheilen, da dieselbe minder leicht zu verarbeiten, von ungleicher Länge der Faser und von weit schlechterer Farbe ist. Im Werth und Preise folgt die ägyptische und brasilianische Baumwolle zunächst auf die Sea Island, obwohl sehr weit hinter derselben. Beide Sorten werden sehr bedeutend zum Spinnen des sogenannten Werftes oder Zettels, d. h. der länglichen Fäden des Zeuges, gebraucht, welche die Reibung und Spannung des Webestuhles auszuhalten haben, und in welchen deshalb Zähheit die wesentliche Eigenschaft ist. Das Werft für Musseline und für einige Sorten Zwirn wird immer aus ägyptischer Baumwolle verfertigt, ja muß dieses fast werden: und brasilianische oder westindische Baumwolle, welche dieselbe Härte und Stärke hat, wird großentheils für den Zettel der gröberen Fabrikate, wie Barchent und Felbel, gebraucht. Keine dieser drei Sorten ist jedoch für den Eintrag oder Einschlag oder das Wefel verwendbar, d. h. für die quer über laufenden Fäden des Fabrikates, für welche Weichheit und Zartheit, nicht Stärke erforderlich ist, und wo eine schöne weiße Farbe und Reinheit der Faser werthvollere Eigenschaften sind als Länge.

Die Surat oder ostindische Baumwolle nimmt die niedrigste Stufe von allen ein. Ihre charakteristischen Eigenschaften sind eine kurze und unregelmäßige Faser, eine glänzend weiße Farbe, mit einer starken Beimischung von Blättern und Schmutz, was deren Gebrauch nicht allein lästig macht, sondern auch mit Verlusten verknüpft ist. Sie wird hauptsächlich zur Bereitung der gröberen Garne von Nr. 10 bis 30 verwendet, zur Anfertigung des Eintrages für Kattune, Hemdenzeug und sogenannte häusliche Zeuge, d. h. die stärkste Art von Baumwollengeweben. Zu diesen Fabrikaten eignet sich die ostindische Baumwolle sehr gut, und dies würde noch weit mehr der Fall sein, wenn sie in einem reinern Zustande versendet würde. Ihr gewöhnlicher Preis pflegte zwischen 2½ und 5 Pence per Pfund zu schwanken. Sie hat jetzt die ungeheure Höhe von 13 bis 16 Pence per Pfund erreicht.

Die amerikanische Baumwolle verbindet und begreift die Eigenthümlichkeiten aller anderen Sorten. Eine Abart der amerikanischen, eben die Sea Island, ist länger, seidenartiger und weißer als die beste ägyptische. Eine Art, die beste Orleans, ist so stark wie die brasilianische und dabei weicher, reiner, regelmäßiger und weit leichter zu verarbeiten. Die übrigen amerikanischen Sorten, die Hauptmasse des Produktes, bekannt unter dem Namen „Uplands“, „Mobile“ ꝛc., sind länger, reiner und, um einen Kunstausdruck zu gebrauchen, gefälliger als die Surat, und aus einem Pfunde derselben kann man bedeutend mehr Garn oder Zeug bereiten. Amerikanische Baumwolle kann ebensowohl zur Verfertigung des Zettels als des Einschlages benutzt werden; sie ist zu jedem beliebigen Zwecke zu verwenden; man kann daraus Garne von Nr. 10 bis 250 spinnen. Kein Wunder also, daß dieselbe mehr gesucht wird als irgend eine andere Art. Der Fabrikant hat eine Vorliebe für dieselbe, nicht aber, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt, „ein Vorurtheil zu deren Gunsten“. Ja, er hat ein Vorurtheil zu deren Gunsten, gerade so wie der Bäcker oder der Konsument zu Gunsten des besten Weizens ein Vorurtheil hat. Der Fabrikant zieht die amerikanische der Surat vor, weil erstere mehr Garn ausgiebt und es besser macht, gerade so wie der Bäcker Weizen dem Hafer vorzieht, weil der erstere mehr Nahrung enthält und besseres Brod ausgiebt. Der Preis der amerikanischen Baumwolle pflegte zwischen 4 bis 8 Pence per Pfund zu schwanken; gegenwärtig steht sie zwischen 18 und 28 Pence das Pfund.

Die Fabrikanten haben, wie bereits bemerkt, noch einen Einwand gegen die Surat-Baumwolle. Dieselbe kommt gewöhnlich, ja fast immer in einem sehr schmutzigen Zustand auf den Markt. Sie wird nachlässig gesammelt, nachlässig verpackt und während des Transports beschädigt, so daß sie nicht allein eine ungeheure

Masse Samen, Blätter und Staub enthält, welche aus derselben herausgeschlagen werden muß, worauf verhältnißmäßig nur wenig wirkliche Baumwolle übrig bleibt; auch ist die Ausscheidung dieses Abfalles ein sehr kostspieliges Verfahren. Die Surat-Baumwolle erfordert mehr Bearbeitung als die amerikanische.

Da Surat außerdem eine kürzere Faser hat, so muß die Maschinerie an derselben langsamer arbeiten, und da das aus derselben bereitete Garn schwächer ist als das aus Orleans-Baumwolle gewonnene, so ist die Surat auch schwieriger zu weben und wirft den Arbeitern schlechtern Lohn und dem Fabrikanten einen geringern Ertrag ab. Sie ist, mit einem Wort, in jeder Hinsicht ein geringerer Artikel und kann nur durch ihren niedrigern Preis oder durch die Abwesenheit ihrer Nebenbuhlerin zur Konsumtion gedrängt werden. Aber man wird fragen: „Kann ihre Qualität nicht verbessert werden?" Gewiß kann sie das. Die einheimische ostindische Baumwolle könnte durch Sorgfalt, Redlichkeit und gesunden Menschenverstand von Seiten eingeborener Kaufleute und Producenten in einem weit reinern Zustande zu Markte gefördert werden und ihre Versendung würde alsdann weniger per Pfund kosten, und das Produkt würde einen höhern Preis erzielen.

Aber in dieser Hinsicht sind bisher noch wenig Fortschritte gemacht worden. Im Gegentheil, je höhere Preise wir bezahlen, um so schlechter ist oft die durchschnittliche Qualität des geschickten Artikels, weil die Eingeborenen, um so viel als möglich zu schicken, die Baumwolle dichter an der Kapsel abrupfen und mehr Schmutz mit hinein nehmen. Auch die amerikanische Art könnte in Ostindien angebaut werden; dieses ist wirklich in gewissem Maße geschehen, und wenn sie nach England gebracht wurde, so hat sie stets fast denselben Preis erhalten, wie ein ähnlicher in den Vereinigten Staaten erzeugter Artikel. Aber zwei Schwierigkeiten stehen einem ausgedehnten Anbau der vorzüglichern Art in Ostindien entgegen, nämlich: — die Gewohnheiten der Eingeborenen und die Beschaffenheit des Landes. Ein orientalisches Volk kann kaum jemals anders als durch den stärksten Druck und durch die unabläßigste Aufsicht veranlaßt werden, sein Landwirthschaftssystem oder seine Produkte zu ändern, und es ist immer schwierig, ein einheimisches Erzeugniß durch ein ausländisches zu ersetzen.

Der Grund ist demnach nicht, daß Orleans-Baumwolle nicht in Ostindien gezogen werden könnte, sondern daß sie weder so leicht oder billig wie in den Vereinigten Staaten gezogen, noch nach ihrem Anbau so leicht zu Markte gebracht werden kann. Zu der vortheilhaften und ausgedehnten Anpflanzung eines so umfangreichen Artikels wie Baumwolle sind vier Bedingungen unerläßlich: — günstiges Land und Klima, wohlfeile Arbeit, Einsicht und Kapital und leichte und reichliche Fahrstraßen. Ostindien hat so wohlfeile Arbeit wie die Vereinigten Staaten, sein Boden und Klima sind gut, jedoch nicht so gut wie in Amerika; aber in Einsicht und flüssigem Kapital ist es weit zurück, und in Fahrstraßen, d. h. in Eisenbahnen oder zu Wasser, kann zwischen Ostindien und Amerika kein Vergleich stattfinden. Dieses sind die Gründe, warum englische Fabrikanten noch immer ihr „sündhaftes" Gelüste nach der von Sklaven gezogenen Baumwolle tragen, und warum sie überzeugt sind, daß sie, sobald sie wieder zu Markte kommt, ganz sicherlich ihre alte hohe Stellung einnehmen wird.

Kleine Nachrichten.

Das Aufblühen der Stadt San Francisco. Wir finden darüber einen ausführlichen Bericht in der Neujahrsnummer des deutschen San Francisco Demokrat, und entnehmen demselben Folgendes:

San Francisco hat sich zu einer Stadt entwickelt, welche nicht blos in Bezug auf Bevölkerung und örtliche Ausdehnung, sondern auch in Bezug auf Handel und Verkehr und den daraus entstehenden Wohlstand ein gerechtes Erstaunen erregen muß. Der Eindruck, den diese Stadt in ihrer äußern Erscheinung macht, ist ein im höchsten Grade wohlthuender. Da sieht man keinen Stillstand. Ueberall erblickt man Verbesserungen. Die alten Häuser, welche mit der Zeit ausgedient haben, weichen allmälig und machen Steingebäuden Platz. Einzelne Straßen haben dadurch einen neuen und vortheilhaften Charakter angenommen. An den entlegenen Straßen, namentlich in dem südlichen Theile der Stadt, springen da, wo früher nur Sandwüsten gewesen, neue Häuser wie Pilze aus der Erde, und wer mehre Monate jene entfernteren Stadttheile nicht besucht hat, darf sich nicht wundern, neue Straßen und sich selbst als einen Fremden in seiner eigenen Stadt zu finden. Und überall ist die Geschäftsthätigkeit sichtbar. Neue Kaufläden in der elegantesten Ausstattung mehren sich, und wenn auch dieselben manchmal weniger lukrative Unternehmungen sind, so deuten sie doch alle darauf hin, daß man in unserer Stadt die ausgedehntesten Bedürfnisse und zwar mit Recht voraussetzt. Das Volk auf der Straße hat seinem Aeußern nach den frühern californischen Anstrich verloren. Der „honest Miner" in seiner bescheidenen Tracht verschwindet unter den civilisirt aussehenden Gestalten und dem Luxus, welcher entwickelt wird. Die Zunahme der Stadt wird aber nicht allein durch die allgemeine Lebhaftigkeit der Straßen angedeutet, sondern auch durch die zahlreiche Vertretung des schönen Geschlechts.

Ueber die Einwohnerzahl San Franciscos ist man nicht ganz im Klaren. Der im Jahre 1860 aufgenommene Census ist eine so unzuverlässige Quelle, daß man auf denselben durchaus keine Berechnung gründen kann. Er giebt folgende Zahlen an:

Weiße männliche Personen	32,463
„ weibliche „	20,616
Chinesen	2,610
Farbige	1,146
Gesammt-Einwohnerzahl	56,835.

Nach dem San Francisco Directory hatte dagegen die Stadt zur Zeit der Aufnahme des Census 83,233 Seelen.

Am ersten August 1862 stellte sich das Verhältniß der Bevölkerung wie folgt heraus:

Weiße männliche Personen über 21 Jahre	32,000
„ weibliche „ „ 18 „	17,500
„ männliche „ unter 18 „	25,000
„ „ „ Namen verweigert	4,200
Chinesen	3,250
Farbige	1,875
Ab- und Zureisende in Hotels, Soldaten, Schiffsleute auf der Bay u. s. w.	8,000
Gesammt-Einwohnerzahl	91,825.

Diese Zunahme muß natürlich auch einen bedeutenden Einfluß auf das Grundeigenthum haben. Die Nachfrage nach kleinen Häusern hat die Baulust bedeutend vermehrt und damit auch das Eigenthum in die Höhe gebracht. Am günstigsten hat im Großen auf den Werth des Grundbesitzes die Anlegung der Marktstraße-Eisenbahn gewirkt, durch welche das Land zwischen ihrem Ausgangspunkt und der Mission ungefähr um sechs Millionen Dollars im Preise gestiegen ist.

Das Grundeigenthum schätzte der Assessor für das Steuerjahr von 1862 bis 1863 auf 35 Millionen Dollars, von welchen Beträgen 2 Dollars $74\frac{1}{2}$ Procent Steuern bezahlt werden müssen. Der wirkliche Werth des steuerbaren Eigenthums ist natürlich bedeutend größer. Das Grundeigenthum trägt mehr als seinen gesetzlichen Antheil an der Besteuerung, da der Werth des persönlichen Eigenthums wegen mangelnder Anhaltspunkte nie auch nur annäherungsweise ermittelt werden kann. Man glaubt, daß das besteuerte Eigenthum ungefähr den dritten Theil des wirklichen Werthes alles Vorhandenen ausmacht.

Die Eisenbahnen in den Straßen San Franciscos sind Unternehmungen, welche neuerdings bedeutende Kapitalien in Anspruch nehmen. So unpopulär auch diese Bahnen hier sind, so wird sich das Vorurtheil gegen dieselben gewiß legen. Der öffentliche Verkehr wird durch die Straßenbahnen jedenfalls gehoben werden, denn die Bequemlichkeiten für das Publikum überragen die der Omnibusse bei weitem.

Erfreulich ist, daß neben dem materiellen Aufschwunge San

Franciscos, welcher zunächst in dem Privatcharakter unserer Bürger ihren Stützpunkt hat, auch die öffentlichen Verhältnisse ein erfreuliches Bild gewähren. Unser Beamtenwesen ist seit Jahren in einer Ordnung, welche wenig Ursache zu Klagen giebt. Unsere Polizei, welche durch einen Beschluß der Legislatur verstärkt worden, sorgt nach besten Kräften für die Sicherheit von Person und Eigenthum und so erfreuen sich die Einwohner in der im Auslande früher so verrufenen Stadt eines ziemlich ruhigen Lebens, welches gewöhnlich nur durch Geschäftsaufregung oder östliche Nachrichten unterbrochen wird, die mit dem Wohl und Wehe der Union in Verbindung stehen. Die Zustände San Franciscos sind in der That einladend für Europa- und Oestliche Staaten-Müde.

Slovakisirte Ruthenen in Ungarn wohnen vorzugsweise in den Gespanschaften Zemplin, Scharosch und Aba uj. Sie bilden einen Uebergang von den Ruthenen (Russinen, Rußniaken) und stehen in moralischer und physischer Beziehung niedrig. Professor Biedermann in Innsbruck, früher in Kaschau, hat in seinem jüngst erschienenem Werke: „Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte" (Innsbruck 1862, bei Wagner) eine Schilderung dieser Leute entworfen. Der slovakisirte Gebirgsbewohner, sagt er (S. 92), ist träg; so lange nicht die äußerste Gefahr einer Hungersnoth oder irgend einer moralischen Nöthigung ihn zwingt, legt er nie ernstlich Hand an eine Arbeit. Von Gerichtspersonen wird er als verschmitzt, boshaft und schadenfroh geschildert; in halbtrunkenem Zustande fühlt er sich am wohlsten und ist deshalb ein Branntweintrinker. Aber beschwerliche Wallfahrten oder Bußübungen, dazu das gedankenlose Herbeten ungereimter Formeln vor Marienbildern sind ihm Bedürfniß, und den Heiligenbildern beweis't er beinahe göttliche Verehrung. — Gemeindeangelegenheiten verhandelt man gern in der Schenke beim Branntwein; früher begann in Gerichtssachen die Procedur mit der Pfändung und mit dem Vertrinken des Pfandes. Einen säumigen Schuldner hielt der Dorfrichter unter dem Dache seines Hauses so lange gefangen, bis der sich dort ablagernde Rauch ihn mit Ruß überzogen und solchergestalt mürbe gemacht hatte. Wahrsager und Wettermacher stehen in großem Ansehen; Wind- oder Wassermühlen sind unbekannt, man hat nur Handmühlen.

Die Susdaler Handelsleute in Rußland. In den Kernprovinzen des moskowitischen Reiches, in den von Menschen großrussischen Stammes bewohnten Gouvernements können jüdische Handelsleute kein Glück machen, während in den kleinrussischen Provinzen und in den polnischen Gegenden drei Viertheile des Handels in ihren Händen sind. Der Großrusse hat nämlich selber Anlage zum Kleinhandel und Hang zum Schachern; er braucht also den Juden nicht, der auch gegen den Tataren nicht aufkommen kann. Russische Hausirer, die Chodebtschiki, dringen bis an die Küsten Sibiriens vor und machen gute Geschäfte bei den Jägernomaden. Im europäischen Rußland sind die sogenannten Susdaler von Bedeutung. Susdal, im Gouvernement Wladimir, war bis 1157 Sitz der Großfürsten von Wladimir, eine für jene Zeiten blühende Stadt, ist nun aber längst ohne größere Bedeutung; man findet übrigens noch Ruinen eines alten Kremls. Die Handelsleute aus Susdal und der Umgegend trieben anfangs Handel mit Heiligenbildern, Leinwand, Seife und einigen anderen Waaren, welcher schon im sechszehnten Jahrhundert eine nicht geringe Wichtigkeit erlangt hatte. Sie wurden wohlhabend, bauten hübsche Häuser, schmückten die Kirchen. Susdal litt aber viel durch Brand und ging von seiner Blüte zurück, als Moskau immer mehr emporkam. Die ersten „Susdaler" waren Bauern, welche allerlei Landeserzeugnisse, namentlich auch Leinwand, auffauften; späterhin aber vorzugsweise Baumwollenwaaren aus den Fabriken von Iwanowo, deren Hauptabnehmer sie sind. Sie vertreiben die Artikel im Kleinen und machen sehr großen Profit. In den Bezirken Schuia, Kowroff, Wiasniki und Gorochowetz ist beinahe dritte Mann ein Susdaler. Die Blütezeit fiel für diese Händler in die Jahre von 1815 bis 1840; damals zogen sie durch ganz Rußland, nur nicht in die transkaukasischen Provinzen, weil sie dort die Konkurrenz der eben so thätigen und noch viel geriebeneren armenischen Kaufleute nicht bestehen konnten. Ohnehin verlangen jene Gegenden ganz andere Waarengattungen als die, welche ein Susdaler führt. Die Susdaler haben unter sich eine Menge von Ausdrücken, welche sich auf ihr Geschäft beziehen und die der Uneingeweihte nicht versteht.

Dürre im südöstlichen Afrika. Die Missionäre, welche im untern Lande der Bassutos dem Bekehrungswerk obliegen, klagen über dieselbe in ergreifender Weise. So schreibt einer derselben, Lemue, im November: „Seit sechs Monaten ist auch nicht ein einziger Tropfen gefallen; statt des Regens haben wir nur Staubwolken und Sandwirbel gehabt. Das ganze Land erscheint wie verbrannt; wir sehen auch nicht eine Spur von Pflanzenwuchs; Ochsen, Pferde und Schafe sind zu vielen Tausenden hingestorben. Der Sand liegt in hohen Haufen, wie Schnee in Europa; überall ist Hungersnoth. Lessuto, die Kornkammer für den Freistaat der holländischen Boers und für einen Theil der Kapkolonie, ist nun erschöpft. Von der See her bekommen wir keine Waaren mehr, weil es uns nun an Transportvieh mangelt; manche Wägen mußten unterwegs stehen bleiben, weil die Zugthiere gefallen sind. Ein unternehmender Mann wollte Lebensmittel nach der Stadt Hopetown bringen, aber er büßte unterwegs etwa achtzig Zugochsen ein. Wir Missionäre wollten im Januar unsere Jahreskonferenz in Carmel abhalten, müssen aber unter solchen Umständen darauf verzichten." Die Bassutos im Oberlande, welche neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben, sollen auf zwei Jahre Getreide vorräthig haben. Aber die Aussaat vom September war bei ihnen im Oktober noch nicht aufgegangen; der Fluß Caledon und dessen Zuflüsse lagen ganz trocken, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war. Die Heiden hatten sich an ihre Regenmacher gewandt, die bekanntlich in Afrika eine große Rolle spielen, aber der Himmel hörte nicht auf ihre Beschwörungen und Zauberkünste.

Nordamerikanische Ausdrücke. In dem Artikel über Californien kommt im zweiten Absatze folgende Stelle vor: „Kein Thier der Naturgeschichte hat in Californien mehr Verehrer als der Elephant, und so oft ihn auch schon Viele gesehen, so haben sie doch immer wieder eine große Sehnsucht nach demselben."

Manchem unserer Leser wird das unverständlich sein. Was bedeutet: den Elephanten sehen? To see the elephant, sagt man, namentlich in den südlichen Staaten, wenn Jemand sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht; es will eben so viel sagen als das Sprüchwort: Er wollte Wolle holen und kam selber geschoren heim; to go out for wool and come back shorn. Also ein Soldat, der in den Krieg zieht, um Beute und Ruhm zu erwerben, aber weder das eine noch das andere erntet, oder ein Goldsucher, welcher kein Glück hat, sieht den Elephanten.

Bruder Jonathan ist bekanntlich ein Spitzname für die Bewohner der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie John Bull für die Engländer, Mynheer für die Holländer, Michel für uns Deutsche. Er erklärt sich aus Folgendem: Als Georg Washington zum Oberfeldherrn ernannt worden war, kam er nach Massachusetts, um Vorkehrungen für die Landesvertheidigung zu treffen; es fehlte aber dort an Kriegsbedarf. Man hielt eine Besprechung, und Washington äußerte: Wir müssen Bruder Jonathan um Rath fragen. Er meinte den Gouverneur von Connecticut, Jonathan Trumbull, auf dessen Urtheil er großes Gewicht legte. Wenn man späterhin irgend auf Schwierigkeiten stieß, hieß es wohl: Wir müssen uns bei Bruder Jonathan Raths erholen, und nach und nach wurde Bruder Jonathan eine allgemeine Benennung für einen Nordamerikaner der Vereinigten Staaten.

Uncle Sam dagegen, kurzweg U. S. bezeichnet, bezieht sich lediglich auf die Regierung jenes Landes. Nachdem die Kolonien mit dem englischen Mutterland in Krieg gerathen waren, kam ein Lieferant aus Neu-York, Ellett Anderson, nach der Stadt Troy am Hudson und kaufte dort Lebensmittel auf. Diese wurden von zwei Regierungsbevollmächtigten, Ebenezer und Samuel Wilson, besichtigt. Der letztere wurde von seinen Freunden und Arbeitern gewöhlich als Onkel Samuel bezeichnet. Bei der Lieferung Anderson's waren die Mehlsäcke mit den Buchstaben E. A. (Ellett Anderson) und U. S. (Onkel Samuel) bezeichnet. Ein Arbeiter, welchen man fragte, was diese Buchstaben bedeuten sollten, entgegnete. Uncle Sam und Ellett Anderson. Seitdem verbreitete sich der Ausdruck Uncle Sam allgemein und wurde nach und nach auf die Regierung der Union übertragen.

Aus dem Niger-Delta. Die Engländer verlieren dasselbe nicht aus dem Auge, und sind dort mit Handelsschiffen und Missionen ununterbrochen thätig. Im Interesse der anglikanischen Hoffirche arbeiten jetzt zwei schwarze Prediger, der schon mehrmals erwähnte Samuel Crowther und Jeremias Taylor. Zwei Stationen, nämlich jene zu Onitscha und Igbegbe, welche etwa 40 deutsche Meilen oberhalb der Mündung liegen, stehen unter zwei schwarzen Evangelisten. Im vorigen Oktober schlossen sich Crowther und Taylor, nebst 27 schwarzen Christen, einer englischen Expedition an, welche stromauf fuhr, und besuchten jene Stationen, welche sie zuletzt vor fünf Jahren besucht hatten. Eine dritte Station wird jetzt zu Akassa an der Mündung des Stromes gegründet, scheint aber auf manche Schwierigkeiten zu stoßen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Vierter Band.

Hildburghausen.

Verlag vom Bibliographischen Institut.

1863.

Vorwort.

Wir haben diesem vierten Bande des Globus nur wenige Worte beizufügen.

Die Leser werden sich überzeugt haben, daß wir bestrebt sind, die Fülle und Reichhaltigkeit unserer Zeitschrift zu vermehren, und es macht uns Freude, daß unser Bemühen von Seiten des Publikums wie der Kritik fortwährend eine so freundliche Theilnahme findet.

Um das Zurechtfinden und den Ueberblick zu erleichtern, geben wir ein Generalregister über die ersten vier Bände bei. Ein Blick in dasselbe zeigt, daß wir in unserer Zeitschrift nach einem festen Plane verfahren sind.

Einige äußere Hindernisse machten es unthunlich, mit der Zugabe großer Karten schon beim vierten Bande zu beginnen. Aber der nächstfolgende Band wird mehrere derselben enthalten, z. B. über Afrika. Die Blätter über den Nordwesten und über den Süden dieses Erdtheils liegen in der Druckerei fertig und wir werden dieselben mit einer ausführlichen geographischen Erläuterung begleiten.

Sodann bringen wir auch eine Reihe von Bildern aus dem Südosten Europas. Diese Illustrationen von Kanitz dienen als Unterlagen für einen Text, dessen Verfasser die verschiedenen Gegenden, welche er schildert, aus eigener Anschauung kennt. Auch die Holzschnitte nach den Originalzeichnungen, welche der geniale kölnische Maler Grashoff auf seinen mehrjährigen Reisen in Südamerika entwarf, sind zumeist vollendet, und ein Theil derselben wird den fünften Band des Globus zieren.

Die ethnologische Wissenschaft findet mit Recht eine immer größere Theilnahme im Publikum. Wir haben es darum für nothwendig gehalten, näher auf dieselben einzugehen, und werden mit unseren „Ethnologischen Beiträgen" fortfahren.

Dresden, 6. September 1863.

Der Herausgeber des Globus

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

Nr 1.

Nr. 2.

Nr. 3.

Nr. 4.

Nr. 5.

Nr. 6.

Verzeichniß der Illustrationen.

Zu Nr. 11.

Zu Nr. 12.

Inhaltsverzeichniß zu Band I bis IV des Globus.

Europa.

Deutschland und Oesterreich.

Schweiz.

Holland und Belgien.

Skandinavische Länder.

Großbritannien und Irland.

Frankreich.

Rußland und Polen.

Iberische Halbinsel.

Italien.

Europäische Türkei und Griechenland.

Asien.

Vorderasien und Arabien.

Persien.

Innerasien.

Ostindien.

Hinterindien und der ostasiatische Archipel.

China.

Japan.

Sibirien und die Amurländer.

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Der Nordosten und die Nilländer.

Südostafrika.

Die Kapländer.

Westafrika und die Nigerländer.

Madagaskar.

Amerika.

Britisch Nord-Amerika.

Vereinigte Staaten.

Mexiko und Central-Amerika.

Westindien.

Brasilien.

Spanische Republiken Südamerikas; Patagonien und Feuerland.

Australien.

Australischer Kontinent.

Oceanien.

Die Polargegenden.

Allgemeines.

Ethnologisches.

Personennachrichten.

Aus der Thierwelt.

Aus der Pflanzenwelt.

Verkehrsmittel.

Verschiedenes.

Die Stadt Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.*)

Am linken Ufer des Bahhr-el-azraq, etwa unter 13½° N. Br., liegt Sennâr, die ehemalige Hauptstadt des Königreichs der Fundj.**) Als diese, ein Negervolk, im sechszehnten Jahrhundert aus den südlichen Theilen des zwischen dem Blauen und Weißen Nile gelegenen Landes hervorgebrochen, gründeten sie, nach Besiegung der eingeborenen, hellfarbenen Dja'alîn, bei Arbadji, in kahler, waldloser Gegend die Stadt Sennâr. Diese ward Hauptort eines mächtigen Funqi-Reiches, dessen Gaue sich südlich bis nach Fezoghlu, östlich bis an die abyssinischen Berge, nördlich bis Wadi-Halfah ausdehnten. Viele kleine souveräne Fürsten — Moluk — zahlten den in Sennâr residirenden Königen — Sultanen — aus dem Stamme der Fundj, Tribut. Mancherlei Ursachen schwächten jedoch im Laufe der Zeit das noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts so blühende Reich. Thronstreitigkeiten und große Schlaffheit des regierenden Sultans erleichterten im Jahre 1822 Ismaïl-Pascha, dem kriegerischen Sohne Mohammed 'Ali's, die Eroberung aller Lande zwischen Wadi-Halfah und den Bergen von Beni-Schongôlo. Der letzte Sultan der Fundj wurde mediatisirt, seine Verwandten mit der Lehnsherrlichkeit über das zwischen dem Blauen und Weißen Nil gelegene Land Berûn abgefunden, und die Kapitale Sennâr sank schnell zu einer Provinzialstadt des ägyptischen Gouvernements Kharthûm herab. Das ist sie denn auch noch heut.

Sennâr bewahrt ganz den eigenthümlichen Charakter, welcher die Städte am obern Nil auszeichnet. Seine Umgebungen sind flach und kahl, bilden zur trockenen Jahreszeit eine staubige Wüstenei, die nur durch eine im Nordosten des Ortes befindliche Gruppe echtafrikanischer Tropenbäume, einer Hamrah (Adansonia digitata), weniger Delêb-Palmen (Borassus Aethiopum) und Dôm-Palmen (Hyphaene thebaica), sowie durch einige meist mit Cactusfeigen und Limonen bepflanzte Gärten und Gemüsefelder geschmückt wird. Die Ufer des Bahhr-el-azraq sind bei Sennâr breit und abschüssig, das Strombett ist voll bebuschter und zum Theil bebäumter Inseln. Während der Monate November bis Mai, zur Zeit des Niederwassers, erheben sich viele Sandbänke über den Spiegel des Flusses, auf denen zur Mittagsstunde gewaltige Krokodile ihre Schuppenleiber ausstrecken, und unzählige Kronkraniche, Klaffschnäbel, Reiher, Kibitze, Regenpfeifer, Gänse und Enten ein betäubendes Geschrei vernehmen lassen. Aus den dichten Urwäldern des gegenüberliegenden Ufers ertönt Nachts nicht selten das Gebrüll der Löwen.

Die Stadt selbst ist dicht am Ufer hingebaut und ziemlich weitläufig. Ihr lockerer, lehmiger, geschiebereicher Untergrund, ein Alluvium des Blauen Nils, ist sehr uneben, reich an Hügeln und Gruben, und wird durch die sommerlichen Gewitterregen von Rinnsalen durchfurcht. So muß man z. B. in den Umgebungen der Moschee bergauf, bergab klettern, um fortzukommen. In der Regenzeit, zwischen Mai und Oktober, füllen sich diese Vertiefungen des Bodens mit stehenden Lachen, deren Verdunstung in großer Sonnenglut den Ausbruch todbringender Fieber begünstigt.

Die Straßen Sennârs sind krumm, winkelig und, wie zu Mesalamieh, Woled-Medîneh und an anderen Orten längs des Blauen Flusses, sowohl mit viereckigen Lehmhäusern, wie auch mit einigen rundlichen Strohhütten besetzt. Erstere sind ganz so wie in den nubischen Städten gebaut. Das Material zu denselben besteht durchweg in lufttrockenen Lehmziegeln, welche außen mit einem Gemisch von Lehm und Kuhdünger überschmiert werden. Oft sind mehrere Häuser von einer gemeinschaftlichen, mannshohen, von ein einhalb bis zwei Fuß dicken, hin und wieder krenelirten Mauern umgeben, in welche man eine Fronte der Häuser selbst hineingebaut hat. In den besseren Gebäuden gelangt man mittelst einer 6 bis 10 Fuß hohen Freitreppe von Lehm in die vorn offene Vorhalle — in die Rekûbah — den kühlsten Ort des Hauses, welchen man Nachts gern zum Schlafraume wählt. Von der Rekûbah aus gewinnt man eine bald größere, bald kleinere Flucht von Zimmern. Diese sind im Allgemeinen weniger hoch als in Kharthûm, Urdu (Neu-Dongolah) u. s. w. und haben unmittelbar das flache Dach zur Decke. Längs einer Wand fast eines jeden Zimmers läuft der Diwân, d. i. eine etwa zwei Fuß hohe, drei Fuß breite Erhöhung von Lehm, welche, mit Kissen belegt, in manchen Häusern zum Ausruhen dient, während in anderen darauf die Bettstellen angebracht werden.

Die niedrigen Fensterlöcher haben nirgends Glasscheiben, sondern werden nur mit Jalousien oder öfter noch mit rohgeschnitzten Holzläden verschlossen. Einige Wandnischen dienen zur Aufnahme kleinerer Geräthe.

*) Herr Doktor R. Hartmann begleitete als Naturforscher den wißbegierigen Grafen von Barnim auf dessen Reise durch Aegypten, Nubien und in den Regionen am Obern Nil. Der junge Graf erlag bekanntlich dem afrikanischen Klima; Dr. H. kam glücklich heim und brachte eine reiche wissenschaftliche Ausbeute mit. Der Globus wird eine Reihe von Mittheilungen aus der Feder dieses Reisenden bringen, der sehr aufmerksam beobachtet hat. Die von Dr. H. entworfenen Bilderskizzen sind im Original außerordentlich naturgetreu; unsere Zeichner und Holzschneider haben sich so viel als irgend möglich war, an dasselbe gehalten. Was die Schreibung der arabischen ꝛc. Wörter betrifft, so geben wir sie genau so wieder, wie der Herr Verfasser sie schreibt. Bekanntlich ist in diesen Dingen keine Uebereinstimmung zu erzielen. A.

**) Im Singular Funqi. Das q wird in Sennâr wie ein gutturales g gesprochen.

Platz in Sennâr.

Das Dach, dessen Platte man mittelst einer engen Lehmtreppe ersteigt, ruht auf grobzugehauenen Balken von Sunth- oder Santh-, d. h. Nilakazienholz; über diese werden zerspliſsene Blattstiele der Dôm-Palme kreuzweise gelegt, darüber derbe Matten aus Dôm-Blättern gebreitet, dann wird Erde aufgefüllt und letztere endlich mit Lehm festgestampft. Diese Art Dächer, welchen man Behufs leichtern Abflusses des Wassers eine nur wenige Zoll betragende Neigung verleiht, und an deren Firsten hölzerne Traufen eingefügt werden, besitzen so wenig Festigkeit, daß sie bei anhaltenden Regengüssen leicht aufweichen und zusammenstürzen.*)

Die Geräthe in einem sennârischen Hause bestehen gewöhnlich nur in mehreren ʿAnqerib, Sing ʿAnqarêb, d. h. auf vier gedrechselten Füßen ruhenden, mit Kameelhaut-Riemen übersponnenen Holzrahmen**), ferner in buntverzierten Matten, einer Çufrah oder niedrigem Holztische zum Essen, wenigen halbfußhohen Stühlen von ʿAnqarêbart, plumpen Wasserkrügen oder Burâm, einer Backpfanne, dem Reibstein, Merhakeh, zum Zermahlen der Getreidekörner und in gläsernen Flaschen. Qulâl, diese in Aegypten so beliebten, aus porösem Thone gefertigten Gefäße zum Kühlhalten des Wassers, sieht man nur bei Reichen.

Jedes größere Haus in Sennâr hat, nach mohammedanischem Brauche, seinen Diwân, d. h. Geschäfts- und Besuchsraum für den Hausherrn, und den Harim oder die Abtheilung für die Frauen. Zuweilen befinden sich Diwân und Harîm in getrennten, von der gemeinschaftlichen Mauer umschlossenen Gebäuden. Uebrigens halten hier höchstens Türken, ägyptische Araber und Kopten ihre Frauen unter strengerem Verschluß; die Eingeborenen verfahren in dieser Hinsicht weit liberaler. Die zu ebener Erde gelegenen Gemächer dienen als Küchen, Vorrathskammern, Dienerwohnungen, Ställe u. s. w. In den kleinen, niedrigen Lehmhäusern geringer Leute befinden sich sämmtliche Wohnräume wenig oder gar nicht über dem Boden erhaben.

Zu den stattlichsten Häusern Sennârs gehören der Diwân des Gouverneurs und einige Kasernen, welche mit jenem zusammen „El-Urdu", das Militärquartier (eigentlich Hauptlager) bilden, ferner die Moschee und mehrere Privatgebäude. Die Moschee — El-Djami — mit ihrem schmucklosen, zuckerhutförmigen Minaret und pylonenartig geneigten Außenmauern ist theilweise aus den gebrannten Ziegeln der alten Funqi-Moschee aufgebaut worden. Vom großen Ziegelpalaste der alten Landeskönige, dessen Ruinen Cailliaud noch abgebildet, sieht man jetzt kaum eine Spur mehr.

Zwischen den Lehmhäusern liegen einige Strohhütten oder Toqûle mit kreisförmigem Unterbau und Kegeldach, ganz wie sie beim sennârischen Landvolk allgemein im Gebrauche sind. Um eine Gruppe solcher zu einer Familie gehöriger Toqûle ist gewöhnlich eine Hecke oder Zeribah von trockenen Dornzweigen aufgebaut, zum Schutz gegen den Marrafil, die gefleckte Hyäne, welche allnächtlich die Straßen Sennârs durchläuft, nach Abfällen sucht, auch gelegentlich eine Ziege, Schaf oder selbst Esel zerreißt. Auf dem freien Plätzchen vor der Moschee hat man etliche der in ägyptischen Städten so gern gesehenen Hülsenfrüchte (Parkinsonia aculeata) angepflanzt. Diese haben den Habitus unserer Hängeweiden. Zwischen den anderen Häusern bemerkt man Hedjelidj-(Balanites) und Akazienbäume, in deren laubarmen, dornigen Zweigen der Kuhreiher Abu-Baqr (Buphus bubulcus) und ʿAbdîm-Storch (Sphenorrhynchus Abdimii) nisten.

Sennâr ist eine sehr unsaubere Stadt. Die Straßen und Gräben starren von Unflat, Abfällen und selbst Thierkadavern. Herrenlose, windspielartige Hunde, Nachts der Marrafil, Aasgeier, Milane, Marabu-Störche und Raben besorgen die Reinigungspolizei. In den Häusern trifft man Gecko-Eidechsen (Platydactylus), zuweilen Schlangen und Skorpione, immer aber Pimelien und andere Käfer, Grillen, Motten, Schaben, Taranteln und Ameisen in ungeheuren Mengen. Selbst die winzige und dennoch so furchtbare Ardhah — Termite — (Termes destructor) richtet in manchen Wohnungen Schaden an.

Mitten durch die Stadt läuft eine Straße, an welcher zu beiden Seiten einige niedrige Verkaufslokale, Kaffee- und Bierschenken befindlich. Das ist der Bazâr. Man bemerkt dort etliche europäische Manufakturwaaren, z. B. englische weiße Baumwollenzeuge, geblümte Kattune, ferner amerikanische Leinwand, fertige türkische Kleider, tuneser Filzmützen, Lederarbeiten, z. B. rothe Schnabelschuhe, Sandalen, gestickte Patrontäschchen und Wasserschläuche, Spezereien, Gewürze, abyssinischen Kaffee, Reis, Rohzucker 2c. Vor der Stadt wird auf einem besondern Platze zweimal wöchentlich Markt (Sûq) abgehalten. Die Verkäufer, welche unter Schirmdächern aus Hedjelidjzweigen und Matten sitzen, bieten hier mehrere Sorten von Durrah (Negerhirse — Sorghum), frisches Fleisch, flüssige Butter zum Essen und Stückenbutter zum Einsalben der Haare und Haut, Honig, Rettig, Salat, Gurken, Liebesäpfel, Melonen, Limonen, Kameele, Pferde, Esel, Schlachtvieh u. dgl. feil. Außerhalb der Stadt befindet sich auch die Schlachtstätte, an welcher täglich das Fleisch von Kameelen, Rindern, Schafen und Ziegen zu haben ist. Einige Fischer angeln für den Markt die meistens zur Familie der Welse gehörenden Fische. Wilde Thiere, als da sind junge Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänen und Affen, werden von den Nomaden der Umgend zum Verkauf gebracht.

Ein alter Türke hielt im Jahre 1860 eine von Kameelen getriebene Mehlmühle und eine Destillation von ʿAraqi oder Durrah-Branntwein. Buzah- oder Durrah-Bier, dessen beste Sorten Merisah und Bilbil heißen, braut man sowohl in besonderen Lokalen als auch in Privathäusern. Wenige plumpe Fahrzeuge (Kajassen oder Qandjen) vermitteln den Wasserverkehr mit Kharthûm, Mesalanûeh, Woled-Medineh, Kârkûsch und Roséres.

Die Einwohnerzahl Sennârs mag 10 bis 12,000 Seelen betragen. Die Mehrzahl sind Fundj und deren Mischlinge; außerdem trifft man hier Berâbra oder Nubier, sennârische Beduinen, Neger vom obern Blauen und vom Weißen Flusse, Abyssinier, Türken, ägyptische Araber (Fellahhin), Kopten, endlich wenige Griechen, Armenier und Syrer. Die Türken und Fellahhîn sind hier Regierungsbeamte, Offiziere, Soldaten und Spekulanten; Griechen, Armenier 2c. sind Kaufleute. Die Kopten dienen meist als Regierungsschreiber, die Nubier als Schiffer, die Fundj als Weber, Lederzurichter, Grobschmiede, Holzdrechsler 2c., die Abyssinier und Neger als Sklaven, letztere aber auch als Soldaten. Hauptverkehrssprache ist ein mit vielen aus dem Bedjâwi, Berberi, Funqi, Amhâra 2c. stammenden Wörtern vermischtes Arabisch.

Die in der Stadt lebenden sennârischen Eingeborenen sind sehr dunkel schwarzbraun von Farbe, und haben ziemlich gerade, an den Flügeln etwas breite Nasen, vorragende, fleischige, aber nicht aufgeworfene Lippen und große lebhafte

*) Im August 1860 stürzten während meiner Anwesenheit in Kharthûm, bei einem furchtbaren nächtlichen Gewitter, die Dächer von neun Häusern ein.

**) Diese Bettstelle Algâ — der Abyssinier — ist von Wadi-Halfah bis nach Fezoghlu, vom Rothen Meere bis zum Weißen Nil hin, volksthümlich.

Gerichtsverhandlung im Divan des Kommandanten in Sennâr.

Moschee in Sennâr.

Augen. Ihr Hirnschädel ist schön gewölbt, das Haar schlicht oder leicht gekräuselt. Die Männer tragen das Haar meist kurz geschoren und mit einer weißen baumwollenen, gesteppten Kappe (Taqieh) bedeckt; daneben bedienen sie sich eines weißen Hemdes mit weiten Aermeln, ziemlich enger Kniehosen und einer Tôb (Ferdah der Nubier), d. h. eines 10 bis 12 Ellen langen Stückes weißen Baumwollenzeuges mit rothen oder blauen Endstreifen, welches in malerischem Faltenwurf um Hüften und Schultern drapirt wird. An den Füßen trägt man Sandalen oder rothe, türkische Schuhe. Viele gehen aber ganz barfuß. Die Weiber dagegen flechten ihr Haar nach Art der alten Aegypterinnen in sehr zahlreiche kleine Zöpfe. So lange sie unverheirathet sind, besteht ihr Hauptkostüm im Ra'ad- oder Franzengurt von Leder, einer lieblichen Tracht, welche den wundervollen Wuchs dieser Mädchen zu betrachten gestattet. Später legen sie jedoch den Ra'ad ab und hüllen sich in eine oder zwei Tôbs. Zierlich gearbeitete Ringe und Armbänder von Gold, Silber und Elfenbein, hellblaue, kirschrothe, schwefelgelbe und weiße Glasperlen, längliche Achatstückchen (Summith) und in Leder genähte Amulette bilden das Schmuckwerk der Töchter des Landes. Die Männer befestigen einen Dolch mit an der Spitze verbreiterter Klinge am linken Ellenbogengelenke.

Diese Leute sind von Natur sehr gutmüthig, lebhaft, heiter, dabei aber arbeitsscheu, ausschweifend und jähzornig. Unter einer weniger drückenden Herrschaft könnten sie zu Elementen einer tüchtigen Bevölkerung herangebildet werden. Das schwere Türkenjoch aber erstickt bei ihnen jeden Aufschwung zum Bessern im Keime. Beim Bier aus Durrahhirse vergnügen sich Sennârs Eingeborene, so oft sie irgend können, singen dazu schwermüthige Weisen, schlagen auf die Handpauke (Darabakkeh) und klimpern auf der nubischen Laute (Rebâb). Die Knaben werden, nach mohammedanischem Brauch, beschnitten; die jungen Mädchen desgleichen und — verschlossen. Kurz vor der Hochzeit öffnet man sie wieder, eine barbarische, in ganz Ost-Sudân übliche Sitte. Junge, heirathslustige Männer erkaufen ihre Bräute gegen einen geringen Ehezins (Makhr) von den Eltern. Mädchen heirathen selten vor dem 15. bis 16. Jahre, während dies in Aegypten leider im 11. bis 13. Jahre stattfindet. Bei Todesfällen ist die orientalische (schon alttestamentarische) Sitte, Klageweiber zu bestellen und die Familienglieder mitheulen zu lassen, allgemein.

Die hiesigen Türken, Fellahhin und Griechen bedienen sich der reichgestickten Mamelukentracht, die Kopten des morgenländischen Kafthan. Unter Ersteren trifft man kühne, energische Männer, welche die schwierige Aufgabe, so weite Länderstrecken mit verhältnißmäßig geringer Waffenmacht im Zaume zu halten, mit Muth und Konsequenz zu lösen wissen.

An der Spitze der Verwaltung in Sennâr steht ein Wakil*), welcher dem zu Woled-Medineh stationirten Mamûr oder Untergouverneur des Gharb, d. h. des Westufers des Blauen Flusses, untergeordnet ist und in der Armee den Rang eines Jüzbaschi (Hauptmanns) bekleidet. Er verfügt über einige Regierungsschreiber, einige Qawaçin oder Polizeisoldaten und 400 Mann schwarzer, regulärer Infanterie des zweiten sudanesischen Regiments. Von diesen Soldaten liegen jedoch für gewöhnlich nur 100 bis 150 Mann in der Stadt; die übrigen sind nach den umliegenden Dörfern detachirt. Zeitweise befindet sich hier auch eine Abtheilung der Schéqieh, d. h. eingeborenen dongolanischen Reiterei oder, wie augenblicklich, ein Zug türkischer Dromedar-Kavalerie.

Der Wakil, Chef des Militär- und Civilwesens, ist verpflichtet, täglich Diwân, d. h. öffentliche Gerichtsverhandlung, abzuhalten, der er selbst präsidiren muß. Ein Qâdhi (Kadi) oder Oberrichter unterstützt ihn durch Mittheilung der auf jedes Verbrechen bezüglichen Vorschriften des Koran oder der ergänzenden Sunneh-Gesetze, welche letztere den Koran-Auslegern ihren Ursprung verdanken. Jedermann darf dem Wakil seine Klage vorbringen. Bagatellvergehen werden, dem bündigen morgenländischen Rechtsverfahren zufolge, sofort abgeurtheilt und bestraft; Kapitalverbrechen müssen dagegen in Kharthûm zur Entscheidung gebracht werden.

Sennâr ist ein höchst ungesunder Ort. Wie in Kharthûm, hat auch hier das furchtbare perniciöse Fieber, der Schrecken des tropischen Afrika, seinen Hauptsitz aufgeschlagen und wüthet namentlich stark kurz nach Aufhören der Sommerregen. Europäer, Türken und Fellahhin unterliegen dieser Krankheit äußerst leicht. Gewöhnliche Wechselfieber untergraben durch lange Dauer die Kräfte. Skorbut, chronisches Nasenbluten, Blutschwären, Eingeweidewürmer und Syphilis finden sich ebenfalls hier ein. — Sennâr gilt daher den ägyptischen Beamten und Officieren als eine Art Verbannungsort, in welchem lange Lebensdauer nur Wenigen von ihnen beschieden ist.

*) Heißt eigentlich Stellvertreter, Sekretär, Beirath, hier aber soviel als Unterstatthalter, Distriktschef.

In Valencia.

Charakter der Valencianer. — Mundart. — Seidenbörse. — Orchaterias und Orchata de chufas. — Die Kathedrale und der Micalet. — Der Fluß Guadalaviar. — Die Bewässerung des Landes und dessen Fruchtbarkeit. — Wasserdiebe und Wassertribunal. — Blinde Zitherspieler. — Die Bibliothek und das Museum. — Mozos de la escuadra. — Valencianische Fayence. — Die Tartana und ein Tartanero. —

Valencia ist eine der schönsten Landschaften in Spanien und die üppige Fruchtbarkeit derselben ist sprichwörtlich geworden; die Fluren liefern reichen Ertrag, sie sind als „Huerta“ weltberühmt geworden, und mit Recht hat man die valencianische Region als das „maurische Paradies“ bezeichnet; die Hauptstadt selber führt den Beinamen „die schönste“.

Die Menschen in diesem Paradiese sind fleißig und rühren sich, ihre große Betriebsamkeit muß man loben. Von hispanischer Trägheit ist keine Spur vorhanden, wahrscheinlich weil so viel maurisches Blut in den Adern der Leute fließt. Die Araber in Spanien waren ein Kulturvolk und an Civilisation nicht blos allen übrigen Mohammedanern weit voraus, sondern auch den meisten christ-

lichen Völkern. Als der scheußliche Fanatismus der christlichen Barbaren die fleißigen Juden und Mauren aus der Halbinsel vertrieb, wich Glück und Segen von dem Lande, auf welchem dann die bleierne Gewalt des staatlichen Despotismus und der kirchlichen Inquisition lastete. Erst seitdem diese beiden Ketten gebrochen worden sind, hat Spanien angefangen wieder aufzuleben.

Der Charakter der Valencianer ist gemischt wie ihr Blut. Sie haben viele gute Seiten und sind heitere lustige Menschen. Aber man schildert sie auch als grausam und heimtückisch; man sagt, Valencia sei: Paraiso habitado por Demonios, ein Paradies von Teufeln bewohnt, Man sagt auch: en Valencia la carne es yerba, la yerba es agua, el hombre mujer, y la mujer nada; also das Fleisch ist wie Gemüse, das Gemüse ist Wasser, der Mann ein Weib und das Weib nichts.

Unser Gewährsmann Davillier, welchen wir jetzt auf seinen Wanderungen begleiten, bei denen Doré seine geistvollen und markigen Skizzen entwarf, ist mit den Valencianern zufrieden; er fand sie friedlich und sah nur einmal, beim Kugelspiel, einen Streit, der heftig zu werden drohte und bei welchem man einander mit blanken Messern zu Leibe gehen wollte. Die Reisenden trafen auf vielen Ausflügen in der Umgegend in Valencia nur mit friedlichen und höflichen Leuten zusammen; äußerlich sahen dieselben freilich nicht gerade sehr civilisirt, sondern grimmig genug aus. Auf einer Fußtour durch die Huerta wurde Davillier von einem fürchterlichen Ungewitter überrascht, vor welchem er in der aus Schilf gebauten Barranca, Hütte, eines Labrador, Landmanns, Schutz fand. Der Mann lud ihn zum Sitzen ein, reichte ihm Obst und stellte auch Wein auf den Tisch. Als man ihm beim Abschied ein Silberstück geben wollte, weigerte er sich standhaft und es kostete Mühe, ihn zur Annahme des Geldes zu vermögen. Erst als man ihn dringend bat, seinen Niños, kleinen Kindern, Spielwerk dafür zu kaufen, willigte er ein.

Die valencianische Mundart ist nicht so rauh wie die catalonische und wie der mallorcanische Dialekt, mit welchem sie viele Aehnlichkeit hat, während sie vom Castilianischen, also dem eigentlichen Spanisch, weit abweicht. Dagegen nähert sie sich in Manchem dem Patois in vielen Theilen des südlichen Frankreich, dem Limousinischen des Mittelalters, z. B. in den Zahlwörtern.

Valencia macht den Eindruck lebhafter Geschäftsthätigkeit, und häufig vernimmt man das Rauschen und Klappern der Seidenstühle nebst dem Gesange der Weber; denn auch heute noch ist die Seidenfabrikation von Bedeutung. Auf dem Marktplatze steht die Lonja de seda, Seidenbörse, die Llotja, wie die Valencianer in ihrem Dialekte sagen. An den Wänden derselben hängen viele Stränge von allerlei Seide als Muster aus. Die Bauart dieser Börse ist anmuthig. Der Architekt, welcher im fünf-

Ruderknecht im Hafen El Grao bei Valencia.

zehnten Jahrhundert das Werk errichtete, gab den Zinnen die Gestalt von Kronen und das Ganze erhält dadurch gleichsam einen heraldischen Anstrich. Im Innern macht Alles den Eindruck großer Zierlichkeit. Der große gewölbte Hauptsaal gemahnt durch seine Höhe an eine Kathedrale und wird durch Reihen von Säulen getragen, die wie Stricke gewunden sind. Der Garten im innern Gebäude ist mit Orangen und Citronenbäumen bepflanzt, die wohl so alt sind wie das Monument selbst.

In der Nähe der Llotja befinden sich die weit und breit gepriesenen Orchaterias, wo man wohlschmeckende Orchata de chufas (Chufa bedeutet eigentlich Erdmandel, ist Linné's Cyperus esculentus) bekommt. Diese sogenannte Schneeorgade wird aus der Milch jener Erdmandel bereitet. In den meisten Städten Spaniens findet man gesperrt haben soll. Der Glockenthurm führt den Namen Micalet oder Miguelete, nach einer ungeheuern Glocke, die ein Gewicht von zweihundert und fünfzehn Centnern hat. Sie ist am Michaelistag eingeweiht worden und verkündet den Bewohnern des Gartenfeldes die Tageszeit der Bewässerung.

Von diesem Micalet aus hat man eine wunderbar schöne Aussicht. Man übersieht die ganze Stadt mit ihren engen gewundenen Straßen, den weißen Dachterrassen, den Kuppeln der Kirchen, deren Ziegel im Sonnenschein wie polirtes Kupfer glänzen. Und rings um Valencia dehnt sich, so weit der Blick reicht, die Huerta, das Gartenfeld, wie ein grünes Gewand aus, und der Horizont wird begrenzt von Gebirgen, die von blauem und rosenrothem Duft umwoben sind. Man sieht den großen See Albufera,

Streit beim Kugelspiel.

dergleichen Orchaterias de chufa und sie sind alle in den Händen von geborenen Valencianern, die auch in der Ferne ihre Landestracht beibehalten.

Die Domkirche, welche, wie in Catalonien, so auch in Valencia als Sëu oder Sëo bezeichnet wird, bietet ein Gemisch von allen möglichen Baustylen seit dem dreizehnten Jahrhundert dar. Das Innere ist, wie bei allen spanischen Kirchen, sehr düster, und nur zu gewissen Tagesstunden, wenn das Sonnenlicht in's Schiff eindringen kann, bemerkt man die zum Theil recht hübschen Gemälde aus der valencianischen Schule. Eine Kapelle ist noch genau so erhalten, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert gebaut wurde; sie bildet einen hohen, gewölbten Saal, an dessen Wänden man alle möglichen Waffen aus dem Mittelalter sieht. Daneben hängen in der Form von Gewinden gewaltige Ketten, mit denen einst ein aragonischer König den Hafen von Marseille der mit dem Meere verschwimmt; auf der Fluth gaukeln Fahrzeuge mit ihren weithin schimmernden lateinischen Segeln. Auch den Hafenplatz von Valencia, das Städtchen Grao, sieht man deutlich, und dort ragen die Masten der Schiffe zwischen Palmen empor. Es ist geradezu bewältigend und entzückend, wenn man sich eine Stunde vor Sonnenuntergang in diesen wunderschönen Anblick versenkt; man kann sich gar nicht satt daran sehen.

Valencia hat zwei sehr hübsche Spaziergänge, die Alameda und die Glorieta; sie liegen an verschiedenen Ufern des Guadalaviar. Wer dort auf- und abwandelt, wird so recht inne, wie durchaus südlich das Klima ist; man ergeht sich unter und neben Gewächsen der tropischen Zone; denn hier gedeihen der Bambus, die köstliche Frucht Chirimoya und sogar die Banane.

Ueber den Guadalaviar, der auch Turia heißt, sind

Wassertribunal in Valencia.

vier sehr hübsche steinerne Brücken geschlagen, aber fast neun Monate im Jahre liegt das Bett dieses Flusses trocken. Dagegen tritt es zuweilen im Winter weit über seine Ufer und richtet große Verwüstungen an. Der Fluß hat seine Quelle in den Gebirgen von Aragonien und führt Wasser genug, aber während seines Laufes wird ihm dasselbe von den Landleuten entzogen, weil sie ihre Felder bewässern müssen.

Die Bewässerungen spielen auch in Valencia eine große Rolle; sie sind die Hauptbedingung für die Fruchtbarkeit der Felder; ihnen verdankt das Land Ergiebigkeit, der Mensch seinen Wohlstand. Lange vor 1238, als König Jayme oder Jakob der Erste, der Eroberer, diese Gegend unterwarf, hatten die Mauren, diese Civilisationsträger, den großartigen Plan ausgeführt, das Wasser des Guadalaviar, der in's Mittelländische Meer sich ergießt, abzuleiten und das Land mit ihm zu befruchten. Zu diesem Zwecke bauten sie acht Kanäle, die noch heute vorhanden sind. Der bedeutendste ist jener von Moncada; er bildet eine Hauptader, aus welcher sich eine große Menge kleiner Gerinne abzweigen. Diese letzteren, welche man als Acéquias (Wassergräben) bezeichnet, tragen das befruchtende Element auch bis auf weit entfernte Felder der Huerta. In höchst sinnreicher und zweckmäßiger Weise haben die mohammedanischen Männer ein System von Dämmen, Azudes, aufgeworfen; vermittelst derselben kann man den Stand des Wassers erhöhen und erniedrigen und vermeidet dadurch den Uebelstand, daß der eine Landmann zu viel Wasser bekommt, während der andere zu wenig erhält. Jedes Feld wird a manta bewässert, das heißt, vom Wasser wie mit einem Mantel überdeckt, und dieses läuft erst dann auf ein zweites Feld ab, wenn das erste Feuchtigkeit genug eingesogen hat. Zu diesem Behufe sind zweckmäßige Vorkehrungen getroffen worden.

Blinde Musikanten vor der Domkirche in Valencia.

Man gönnt dem wohlbewässerten Erdboden bei Valencia keine Ruhe und er bedarf derselben auch nicht; eine Ernte folgt unmittelbar auf die andere. „Valencia ist Gottes Land, Reis wächst, wo gestern Weizen stand.“ Der Mais wird bis achtzehn, ja bis vier und zwanzig Fuß hoch. Der Reisbau ist in der Huerta von nicht geringem Belang;

aber Reisfelder sind bekanntlich ungesund, und in diesen Sumpfgegenden herrscht das Fieber.

In anderen Ländern wird man nicht viel von Wasserdieben hören, aber in Valencia bezeichnet man als solche die Leute, welche widerrechtlich Wasser auf ihre Felder ableiten oder dasselbe länger, als erlaubt ist, auf denselben stehen lassen. Das giebt dann einen Proceß, und solche Cuestiones de riego, Streitigkeiten über Bewässerung, werden vom Wassertribunal entschieden, das nun schon seit acht Jahrhunderten besteht. Es wurde von dem maurischen Könige El Hakem al Mostansir billah im Jahre 920 gegründet, aber Jakob der Eroberer tastete die in hohem Grade zweckmäßige Einrichtung nicht an, und so finden wir sie heute noch durchaus in ihrer morgenländischen Einfachheit. Es ist eine ganz patriarchalische Justiz, ohne Gerichtsschreiber, Advokaten und Juristen, denn die Richter, Sindicos, sind Bauern, welche von anderen Landleuten gewählt werden.

An jedem Donnerstag, in der Mittagsstunde, versammelt sich das Wassertribunal, la Cort dos acequieros, unter freiem Himmel vor dem Seitenportal der Sëu, und deshalb nennt man es auch wohl la Cort de la Sëu, Kathedralgericht. Gewöhnlich hat sich eine Anzahl von Landleuten eingestellt, um mit anzuhören, wie das Recht gefunden und ertheilt wird. Also die Labradores stehen umher, die Richter, als Vertreter der Acequias in der Huerta, sind auf ihrem Posten und sitzen auf einer mit Sammtmanchester überzogenen Bank. Es ist eine Verpflichtung der Domkirche, diese Bank zu liefern, und sie rührt ohne Zweifel schon aus den Zeiten her, da auf der Stelle der jetzigen Kathedrale eine Moschee stand. Diese ist von den Christen zerstört worden, aber das Servitut blieb. Ein anderes Mobiliar als jenes hölzerne Kanapee ist nicht vorhanden und wäre auch überflüssig; einen Tisch brauchen die Richter nicht, denn von Schreiben und Protokolliren ist gar keine Rede; Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist hier die Losung.

Die Glocke auf dem Micalet schlägt zwölf und die Sitzung beginnt. Zwei vierschrötige Bauern in der Landestracht treten vor, der Kläger setzt, unter lebhaften Geberden und Bewegungen, seine Beschwerden auseinander und der Beklagte bringt seine Gründe mit nicht minderer Erregung vor. Der Sindico, ein sehr wohlgenährter Labrador, sitzt inzwischen auf dem Kanapee, er hört die Beiden ruhig an und steht erst auf, wenn er mit ihnen ein Verhör vornehmen will. Nachdem ein solches stattgefunden, treten die übrigen Mitglieder des Gerichts, eine Gruppe bildend, bei Seite und halten eine Besprechung, an welcher der starkbeleibte Sindico nicht theilnimmt. Jene finden das Urtheil, Dieser hat es den Parteien zu verkünden. In dem Falle, welchen hier Davillier schildert, wurde der Beklagte zu einer Geldbuße von sechszig Sueldos (drei Thaler weniger zwei Silbergroschen) verurtheilt. Nachher wurden noch einige andere Streitsachen kurz und bündig abgemacht und nach Verlauf von etwa einer Stunde, als weiter kein Proceß mehr vorlag, wandelten Richter und Parteien nach dem Hostal, dem Gasthause, wo ihre Pferde eingestallt waren.

Die Aussprüche und Entscheidungen dieses Wassertribunals haben ganz dieselbe Geltung wie jene, welche von ordentlichen Gerichten gefällt werden, und es kommt selten vor, daß Einsprache gegen sie erhoben wird. —

Nun war der Platz leer und wir betrachteten uns das Portal der Domkirche, dessen Giebelfeld ein von Seraphim umgebenes Basrelief der Jungfrau Maria zeigt. Auch sieht man Standbilder der zwölf Apostel und deswegen heißt dieses Eingangsthor auch la puerta de los Apostoles. Während wir uns diese Figuren ansahen, erhob sich ein eigenthümliches Geräusch, ein Gesumm, in welches näselnde Töne und ein scharfer Metallklang hineinspielten. Kein Zweifel, es kam von den Leuten, welche Oraciones singen. Wir schritten nun um die Kirche herum und gelangten bald an eine Rundbogenthür. Dort standen zwei mit malerischen Mantellumpen bekleidete Ciegos, blinde Leute; sie sangen Oraciones, eine Art von Litaneien zu Ehren verschiedener Heiligen, in einem befremdlichen Rythmus und mit Modulationen, deren Beschreibung eine Sache der Unmöglichkeit bleibt. Der jüngere sang Tenor und begleitete sich auf einer Bandurria; der Baryton war ein ältlicher Mann, welchem der breitkrämpige Sammthut recht gut stand; er hatte eine Citara, welche er dann und wann an den Fuß setzte, um von den Vorübergehenden eine Gabe zu erbitten. Beide Instrumente sind dem Königreiche Valencia eigenthümlich; die Citara ist zierlicher als die eigentliche Guitarre, kleiner und flacher und hat neun Metallsaiten; die Bandurria hat einige Aehnlichkeit mit der italienischen Mandoline, hat zwölf Saiten und wird, gleich der Citara, mit einem biegsamen Stäbchen von Elfenbein oder Schildpat, der Pua, geschlagen. Zuweilen kommt noch ein drittes Saiteninstrument hinzu, die Dulzayna. —

Ein Besuch auf der Bibliothek verlohnt sich schon der Mühe. Valencia hatte unter allen Städten der pyrenäischen Halbinsel die erste Buchdruckerei, und aus dieser gingen, als das erste Werk, hervor die Obres o Trobes, Werke und Dichtungen zu Ehren der heiligen Jungfrau, in valencianischer Mundart. Der Druck fällt in das Jahr 1474. Auf der Bibliothek wird auch als Schatz gezeigt der berühmte Ritterroman Tirant lo blanch, en vulgar lengua valenciana, gedruckt zu Valencia Anno 1490. Es ist ein unterhaltendes Buch; die fahrenden Ritter essen, schlafen und sterben in ihren Betten, was in anderen Werken der Art nicht vorkommt. Weil es so unterhaltend war, fand es Gnade vor den Augen des Pfarrers, welcher einen großen Theil der Büchersammlung des sinnreichen Junkers Don Quixote den Flammen überantwortete. Er ist nun äußerst selten geworden und jetzt nur noch in drei Exemplaren vorhanden.

Das Museum befindet sich in dem alten Kloster de la Merced. Im Allgemeinen sind die dort aufbewahrten Gemälde von keinem höhern Werthe, doch müssen einige Bilder von Juan de Juanes und Ribalta, den besten Malern der valencianischen Schule, ausgenommen werden. Man hat im Jahre 1862 viele Bilder restaurirt. Von besonderm Interesse sind für Reisende, welche aus den Ländern diesseits der Pyrenäen kommen, die riesigen Palmen im Klosterhofe, welche wild über die Dächer emporragen. Diese Bäume sind, wie wir aus einer Inschrift erfahren, vor länger als hundert Jahren gepflanzt worden.

Valencia hat, gleich Barcelona, seine Calle de la plateria, wo fast durchgängig der Inhaber eines Gewölbes oder Ladens Goldschmied ist. Die dort verfertigten Waaren sind zumeist für die wohlhabenden Bäuerinnen, die Llauradoras der Huerta, bestimmt und im Allgemeinen mit vortrefflichem Geschmack gearbeitet, gewöhnlich matt, wie die antiken Schmucksachen, und mit vielen kleinen Perlen besetzt. Ein Spaziergang in der Calle de la plateria und ein Beschauen der von den verschiedenen Plateros in den Schaufenstern ausgestellten Siebensachen ist recht unterhaltend. Als wir, sagt Davillier, eines Morgens dort auf- und abschlenderten, fielen uns vier prächtige Männer auf. Wer die wohl sein mochten? Sie sahen wild und romantisch genug aus, erinnerten an Fra Diavolo und dessen Leute, traten aber sehr sicher auf, und die Leute kümmerten sich

Mozos de la escuadra.

Portrait einer jungen Frau in Valencia.

weiter nicht um sie. Der eine dieser romantischen Männer, die man ohne weiteres auf das Theater hätte stellen können, hatte einen wahren Wald von allerlei Federn auf dem Hut; alle trugen rothe Gürtel, Pistolen, Dolche und Musketen; nichts fehlte zum Räuberschmuck.

Aber jene stattlichen Männer waren keine Räuber, sondern geschworene Feinde dieser schädlichen Menschenklasse. Wir hatten *Mozos de la escuadra* vor uns, Gensdarmen, deren Obliegenheit darin besteht, die *Mala gente*, alle gemeingefährlichen Subjekte, aufzugreifen und unschädlich zu machen, namentlich aber Mörder und Diebe, welche in den schwer zugängigen Gebirgsschluchten sich verbergen. Diese Prachtexemplare mußten gezeichnet werden und dazu fand sich denn auch günstige Gelegenheit. Als wir späterhin eine Wanderung in der Muela de Cortes, einem der höchsten Gebirge im Königreiche Valencia, machten, trafen wir mit einem Wachtposten dieser Mozos zusammen. Hätten wir die Tracht und das Wesen dieser Leute nicht schon von früher her gekannt, so würden wir sie für Räuber gehalten haben. Diese wackeren Mozos erzählten uns Allerlei und reichten uns die *Bota*, einen mit beinahe schwarzem Wein gefüllten Ziegenschlauch. Wir tranken mit ihnen und erwiderten ihre Freundlichkeit durch ein Geschenk von Cigarren, und nachdem wir uns ein Stündchen mit ihnen unterhalten hatten, wünschten wir „glücklichen Fang“ und zogen weiter.

Bedeutend für Valencia ist die *Fayencefabrikation*. Die *Loza valenciana* war schon im Mittelalter berühmt und wurde bis Italien und bis nach der Levante verführt. Noch heute werden die alten Schüsseln, Töpfe und Vasen mit Gold- und Kupferglanz von den Liebhabern eifrig gesucht und theuer bezahlt. Jetzt verfertigt man hauptsächlich in Manises und den umliegenden Dörfern alle Arten von Fayence, namentlich *Azulejos*, kleine viereckige Platten mit glänzenden Farben, mit welchen man Fußböden belegt und Wände bekleidet. (— Sind die sogenannten holländischen Fließen, weiß und mit blauen Verzierungen, welche man in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland so häufig findet, eine Nachahmung der spanischen Fayencen, und durch die Spanier nach den batavischen Gegenden gekommen? —)

Manises, ein hübsches Dorf, liegt etwa zwei spanische Meilen von Valencia entfernt. Davillier und Doré fuhren in einer *Tartana* dorthin, einem höchst ursprünglichen Gefährt, einem vorsündflutlichen Karren. Die Tartana hat nichts zu thun mit dem gleichnamigen Seeschiffe, sondern ist ein Karren, der mit Wachsleinwand überzogen ist; der Kasten hat keine Federn; im Innern laufen der Länge nach zwei Bänke, und bei jedem Anstoße wird der Fahrgast hin und her geworfen. Man steigt von hinten ein, hat aber dazu nicht einmal eine Leiter, sondern muß ein halbmondförmig gebogenes Stück Holz als Fußtritt benutzen. Der *Tartanero* sitzt vorn, außerhalb des Kastens, und hat zuweilen einen Fußtritt, auf welchen er seine Füße stellen kann; gewöhnlich läßt er sie aber hinabhängen. Aus Rütteln und Schütteln macht der Tartanero sich gar nichts, denn daran ist er von Jugend auf gewöhnt; wer aber nicht das Glück hat, Tartanero zu sein, fühlt sich nach einer zweistündigen Fahrt wie gelähmt.

Tartanero.

Als die beiden Reisenden wieder nach Valencia zurückkamen, zeigte der Tartanero mit der Peitsche vergnügt nach einem mächtigen grünen Anschlagzettel hin. Derselbe besagte, daß an einem der nächsten Tage zwei große Stiergefechte abgehalten werden sollten. „Dergleichen kennt man bei Ihnen zu Lande doch nicht!“ sprach der Tartanero, und warf sich stolz in die Brust; „ich bitte Sie, Caballeros, versäumen Sie das doch ja nicht!“ Alsdann erzählte er, welch ein entzückendes Schauspiel solch ein Gefecht gewähre, denn er war, wie seine meisten Landsleute, ein großer „Liebhaber“ solcher Metzeleien.

Wir werden in einer spätern Nummer eingehende Mittheilungen über diese valencianischen Stiergefechte geben und die geistvollen, in jeder Beziehung charakteristischen Bilder Doré's beifügen.

Die Neger in Brasilien.

Von Karl von Koseritz.

I.

Rio Grande, 30. Januar 1863.

Die Neger in Brasilien sind entweder Freie oder Sklaven; beide stehen ungefähr in gleichem numerischen Verhältnisse. Ihrer Abstammung nach sind sie entweder Eingeborene (creoulos) oder von Afrika importirte (negros de naçao). Der Farbe nach unterscheiden wir Neger, Mulatten und Mestizen; die Erstern sind ungemischt, die Zweiten stammen aus einer Mischung von Weißen und Negern, die Letztern endlich aus der von Negern und Indianern.

Brasilien zählt heute noch über zwei Millionen Sklaven, trotzdem seit der Annahme der Bill Aberdeen die Einfuhr, Dank der Wachsamkeit englischer und brasilianischer Kriegsschiffe, fast ganz aufgehört hat und man nur selten noch einen negro novo oder boçal, d. h. einen noch ganz unwissenden und erst frisch angekommenen Neger, findet. Ich bin seit langen Jahren in Brasilien ansässig und stets von Negern, sowohl freien wie Sklaven, bedient worden, habe ihre Lage und gegenseitigen Verhältnisse auf's Genaueste kennen gelernt und gestehe aufrichtig, daß es in Brasilien ein Glück für den Neger ist, Sklav zu sein.

Der brasilianische Sklav wird gut behandelt und die schaurigen Scenen des Negerlebens aus Onkel Tom's Hütte finden nur selten, und dann nur auf die größten Fazendas im Innern, Anwendung. Im Allgemeinen geht es dem brasilianischen Sklaven gut; er wird human behandelt und lebt hier, bei gleicher Arbeit, ungleich besser als in seinem miserablen afrikanischen Heimatlande. Diese meine Behauptung wird durch die That bewiesen, denn sehr viele Sklaven, denen die Freiheit von ihren Herren angeboten wird, wollen diese nicht annehmen. Wie viele flehen um die Gnade, fortfahren zu können, Sklaven zu sein? Das Beispiel endlich von Negern, die, hier unabhängig und reich geworden, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren suchten, ist ungemein selten, und deshalb ist meine Meinung, daß Englands Kreuzzug gegen die Skaverei in Brasilien durchaus kein Werk der Philanthropie, sondern nur des Interesses war, weil ihm der schnelle Aufschwung unserer Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Baumwollen-Ausfuhr damals nicht convenirte. Sollten Wilberforce's Theorien wirklich der Grund zum Handeln Britanniens gewesen sein, nun so hat es seinen Zweck nicht erreicht, denn durch die Verhinderung der Ausfuhr nach Brasilien ist der Sklavenhandel an der Küste von Afrika nicht vermindert worden; noch immer werden dort fast eben so viele Neger wie früher verkauft, nur mit dem Unterschiede, daß sie nach Ländern gebracht werden, wo sie auf keinen Fall so gut behandelt werden wie in Brasilien.

Der Negersklav ist hier durchgängig besser als der freie Neger. Die natürliche geistige Indolenz der Schwarzen, ihre Begriffs-Unfähigkeit, ihre angeborene Faulheit und die Vorliebe für geistige Getränke lassen den freien Neger mit Leichtigkeit in einen Zustand der Verwilderung fallen, von dem der Sklav ferner bleibt, weil auf ihn stets das wachsame Auge des Herrn blickt und er sich vor der Strafe fürchtet.

Der Charakter der Neger Brasiliens ist, wie gesagt, im höchsten Grade indolent; Faulheit ist die Göttin ihres Lebens. Der Neger ist nicht so falsch wie der Mulatte, ist sogar höchst anhänglich, seine Begriffsfähigkeit ist jedoch so mäßig, daß er bei der höchst niedrigen Bildungsstufe, welche selbst die eingeborenen Neger einnehmen, keine Idee von Pflicht und Gewissen hat. Die geistigen Fähigkeiten der Schwarzen sind gering; nur selten lernen sie lesen, wenn man sie auch die Schule besuchen läßt; befähigtere Individuen sind sehr selten, trotzdem es einige giebt, die mit Leichtigkeit lernen und eine gewisse Gabe der Initiative besitzen; diese Schwarzen richten aber gewöhnlich ihre Fähigkeiten auf's Schlechte, werden somit zu Betrügern, Dieben und Räubern. Sobald die schlechten Eigenschaften einmal entwickelt sind, dann ist kein Halt mehr. Sobald der beste, gutmüthigste und friedliebendste, unterthänigste Neger ein Mal Blut gesehen hat, wird er zum Tiger und seiner Grausamkeit setzt dann nur der Tod Schranken. Ich selbst habe unzählige solcher Fälle erlebt; nur einen will ich hier erzählen.

Eine angesehene Familie der Stadt Pelotas hatte vor Jahren einen Schwarzen, der als Bäcker arbeitete und sich stets exemplarisch betragen hatte. Eines Tages fügte ihm der gelbe Capataz (Sklavenwächter) eine Ungerechtigkeit zu, ließ ihn so hart strafen und provocirte ihn so lange, bis der arme Teufel endlich sich auf ihn warf, ihm das Messer entriß, ihn niederstieß, noch fünf oder sechs Personen und zwei Hunde, die ihn den Weg vertraten, verwundete und in's Gebirge entfloh. Dort wurde der Padeiro (Bäcker), wie man ihn allgemein nannte, ein Schrecken der Provinz. Mord, Raub und Brandstiftung waren seine Losung; mit mehreren anderen Negern bildete er eine Räuberbande, die lange Zeit um Pelotas herumhauste, Häuser ausplünderte und niederbrannte, Männer ermordete und die Mädchen und jungen Frauen mit wegführte in die Schlupfwinkel. Das Schicksal derselben brauche ich nicht näher zu schildern. Der Padeiro, ehemals der beste Sklav der Welt, beging in Person mehr denn dreihundert Mordthaten, wie er selbst gestand. Jahre lang trieb er sein Unwesen, bis es endlich, durch Verrath eines Mitgliedes seiner Bande und nach einem mörderischen Gefecht, den kaiserlichen Truppen gelang, Herr dieses Ungethüms und seiner Spießgesellen zu werden. Der Padeiro und seine Genossen wurden sodann hingerichtet. Und zu einem solchen Grade der Verworfenheit kann es ein jeder Neger bringen, wenn er nur erst einen Schritt im Pfade des Verbrechens gethan hat, denn selbst die besten und begabtesten unter ihnen haben kaum den Begriff eines Unterschiedes von Gut und Schlecht; aus Gewohnheit sind sie gut, und mit derselben Leichtigkeit nehmen sie auch die Gewohnheit des Verbrechers an. Sie sind eine niedrigstehende, traurige Rasse. Wie bekannt, stehen ja die Neger in physischer Beziehung weit unter den anderen Rassen und auch in Brasilien ist dies der Fall.

Unsere hiesigen eingeborenen Neger sind im Allgemeinen nicht sehr schwarz, sondern spielen mehr in's Braungelbe hinein; Lippen und Zahnfleisch sind bläulich und es ist charakteristisch, daß der Neger mit rothem Zahnfleische gewöhnlich gut ist. Das Ideal der sammetschwarzen Haut und der Korallenlippen existirt hier nicht, und selbst an der afrikanischen Küste findet man nur selten dergleichen. Schöne Zähne haben fast alle; von Gestalt sind sie kräftig, von mehr als mittler Größe und gut gebaut; oft haben sie Riesenkräfte und alle besitzen große Ausdauer für die Arbeit, Hitze und Entbehrungen aller Art. Ihr Temperament ist nicht hitzig und trotz ihres starken Körperbaues sind sie, hier bei uns, weniger den sinnlichen Neigungen ergeben als die anderen Menschenschläge des Südens. Den Grundzug ihres Charakters bildet, wie schon bemerkt, eine phlegmatische Indolenz des Geistes und eine außerordentliche Trägheit. Sobald der Neger unbeschäftigt ist legt er sich hin und schläft, sowohl unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne als unter dem Gusse kalten Winterregens. Die Neger liegen zu jeder Zeit auf den Trottoirs der Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Kirchentreppen, kurz überall. Wenn

man aber den Schwarzen zur Thätigkeit anhält und streng beaufsichtigt, dann ist er ein guter Arbeiter, und darum ist der Sklav stets besser als der freie Schwarze; denn sobald dieser nicht mehr arbeiten muß, thut er nur gerade genug, um seinen Hunger zu stillen, und überläßt sich im Uebrigen seiner Schlafsucht, dem Trunk und dem Spiel; auf das letztere ist er besonders erpicht. Von Trunk und Spiel zum Verbrechen ist nur ein Schritt und daher stehen in ganz Brasilien die negros forros oder libertos in schlechtem Ruf, und für gemiethete Arbeit zieht Jeder, der das Land kennt, den Sklaven (captivo) vor. Daher kommt es, daß die Rekrutirung hauptsächlich auf freie Schwarze und Gelbe Rücksicht nimmt und unser Heer von 25,000 Mann fast nur aus Farbigen besteht, da der Weiße, so arm er sei, nur selten rekrutirt wird, und wenn es geschieht, gewöhnlich einen Sklaven, der dann frei wird, als seinen Stellvertreter abgiebt. Daß hierbei die Armee schlecht fährt, ist natürlich; man sieht in ihr keinen einzigen adretten Soldaten; der dem Schwarzen angeborene schlendrige Gang und seine Fahrlässigkeit macht ihn zu einem schlechten Soldaten im Aeußern, und überhaupt giebt es wohl auf der ganzen Welt keine verdorbenere Klasse als die der gemeinen Soldaten Brasiliens: Trunk, Spiel und Diebstahl, die gewöhnlichen Fehler der schwarzen Rasse, herrschen auch im Heere vor, und kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgend ein schweres Verbrechen von diesen „Soldaten" verübt wird, hauptsächlich seit die chibata (Peitsche) abgeschafft ist, und der Soldat nicht mehr vor der körperlichen Züchtigung (der einzigen, die bei dem Neger hilft) Furcht hat.

In anderen Lebenslagen hat der Schwarze fast immer dieselben Fehler, und ich möchte nur diejenigen ausnehmen, welche in einer guten Familie groß geworden und so zu sagen erzogen sind. Deren giebt es nun viele, hauptsächlich weiblichen Geschlechts; sie zeigen einen gewissen Verstand und auch Gefühl, nehmen einige Civilisation an, jedoch nur wenig und, um es zu wiederholen, ich habe nur höchst selten Schwarze getroffen, die es weiter als zum stümperhaften Lesen und schlechten Schreiben gebracht haben. Diese Kreolen bilden einen untergeordneten Theil der Familie, wachsen mit den Söhnen und Töchtern auf und ihrem Kontakte kann man theilweis die Precocität unserer brasilianischen Jugend danken. Nun glaube man jedoch nicht, daß unter den kleinen Sklaven und den Kindern des Hauses Familiarität herrsche, nichts weniger als dieses; der „junge Herr" (Senhor moço) ist von Jugend auf ein wahrer Herr, streng und eigenmächtig, der den Sklaven als sein absolutes Eigenthum betrachtet. Der Sklav wird fast allgemein gut gekleidet und gut genährt; körperliche Züchtigungen sind gesetzlich untersagt und werden auf Bitten der Herren vom Gefängnißwärter der Stadt, auf Befehl der Behörde, vollzogen. Noch erlaubt das Gesetz Sklaven in Auktion zu verkaufen, doch liegt bereits eine Gesetzvorlage in den Kammern, die darauf dringt, diesen Mißbrauch abzuschaffen, die Mutter nicht mehr von den Kindern zu trennen 2c. Die eingeborenen Sklaven lieben den Luxus und dünken sich glücklich, wenn sie ihre Herren in der Kleidung nachäffen können; sie alle sind kirchlichen Feierlichkeiten sehr zugethan, wie das natürlich ist, da der Pomp der katholischen Kirche doppelt stark auf dergleichen ungebildete Menschen wirkt, die überhaupt nur auf materielle Weise Eindrücke empfangen. Sie gehen gern zur Kirche und folgen in unzähliger Menge den Processionen, worin es ihnen jedoch die Neger von der Küste noch zuvorthun, die mit ihren hundert Dialekten ein schauderhaftes Geschrei um die Kirche herum machen.

Wie ich schon oben sagte, haben die eingeborenen Sklaven viel Anhänglichkeit an ihre Herrschaften, die sie selbst dann noch oft bewahren, wenn sie längst frei und oft sogar reich sind. Der Werth eines Sklaven beträgt etwa 1000 bis höchstens 2000 spanische Thaler, und da viele Sklaven sehr brauchbare Handwerker sind, die außer dem Betrage von etwa einem preußischen Thaler, den sie fast durchgängig täglich ihrem Herren bringen müssen (wenn sie Handwerker sind), noch ein oder zwei Thaler per Tag für sich verdienen, so wird es ihnen leicht, sich und ihre Geliebten loszukaufen. Zum Handel und zur Sparsamkeit haben sie alle einen natürlichen Hang, und so ist es häufig, daß manche schnell wohlhabend werden. Ich kenne ehemalige Sklaven, die Hunderttausende im Vermögen haben — aber denen dennoch „der Zopf immer nach hinten hängt." Trotz ihrer schweren goldenen Ketten, ihrer Brillanten und sammtenen Kleidern können sie doch keine Strümpfe vertragen und ziehen vor, barfuß zu gehen; im Hause sitzen sie am liebsten auf der Erde, und die Gabeln sind immer die Feinde ihres Geschlechts, da sie am liebsten mit den Fingern essen. An äußerer Gravität fehlt es den würdigen Leuten nicht; diese jedoch, sowie ihre ganze Erscheinung und Lebensweise, erscheint uns Weißen immer karrikirt. Aber es giebt auch manche vortheilhafte Ausnahmen, doch das allgemeine Profil der eingeborenen Negerrasse ist das, welches ich gezeichnet habe.

Die Mulatten sind anstelliger; das weiße Blut, welches in ihren Adern rinnt, macht sie kulturfähiger; viele von ihnen sind äußerst talentvoll und sehr häufig finden wir in bedeutenden Aemtern und in angesehenen und einflußreichen Stellungen Abkömmlinge von ehemaligen Sklaven. Es giebt sehr bedeutende und angesehene Mulatten-Familien, deren Glieder wir in den höchsten Klassen des brasilianischen Beamtenthums finden und die aller Achtung würdig sind. Es ist dieses durchaus keine Anomalie, denn unser Land ist jung, wir besitzen keine alte Aristokratie und Jeder, der etwas Tüchtiges ist und weiß, kann es bis zu den höchsten Ehrenämtern bringen, ohne daß seine Abstammung oder Farbe dabei ihm hinderlich wäre. Mit Stolz kann der Brasilianer sagen, daß Verdienst und Intelligenz die einzigen gültigen Titel sind; wer diese besitzt, kommt vorwärts, möge er Sohn sein eines ehemaligen Sklaven oder eines Ministers. Darum eben hat Brasilien tüchtige Staatsmänner, weil es alle Talente schätzt und benutzt und keinen Ostracismus für die niedern Klassen zuläßt. Als Beispiel für diese Behauptung brauche ich nur den bedeutenden Staatsmann, den allgemein geachteten Vicomte de Montezuma, zu nennen, der die höchsten Ehrenämter bekleidet hat, trotzdem er Mulatte ist. Doch nun genug von den eingeborenen Negern; ich will nunmehr zu den bei weitem interessanteren Schwarzen gehen, die von Afrika importirt sind und von denen wir immer noch ein paar Millionen haben.

Halbbarbarei auf den Hebriden.

Wir thun uns sehr viel zu gute auf unsere europäische „Civilisation", und sind sehr eifrig beflissen, das, was wir so nennen, über die ganze Welt zu verbreiten. Im Namen der Civilisation führen wir Kriege in den fremden Erdtheilen, vergießen Ströme Bluts, vernichten ganze Völkerstämme, werfen andere völlig aus dem Gleichgewichte. Wir machen Propaganda mit dem Schwerte, mit dem Waarenballen und mit Predigten und Andachtsbüchern über die weite Welt. Dabei wird aber vergessen, daß wir in Europa selbst auf mehr als einem Punkte noch halbwilde Zustände haben, ganze Gruppen von Menschen, die noch

heute in der Entwickelung fremd geblieben, und die noch so rückständig sind, wie ihre Vorfahren vor anderthalb tausend Jahren.

Wir werden gelegentlich diese Gruppen im Zusammenhange darstellen, und damit einen Beitrag zur Ethnologie liefern; heute schildern wir Halbwilde, die in einem allerdings abgelegenen Theile des europäischen Großbritanniens wohnen, die sogenannten Crofters auf Lewis, einer der Hebriden. Croft bedeutet ein kleines, umzäuntes, nahe am Wohnhause liegendes Grundstück, das als Weide oder als Ackerland benutzt wird. Danach heißen die Besitzer eines solchen Crofters. Nun hat jüngst ein Dr. Arthur Mitchell, im Auftrage der Regierung von Schottland, die sogenannten äußeren Hebriden besucht, um Erhebungen über das Irrenwesen zu machen. Er besuchte auf seiner Wanderung auch die Insel Lewis und bemerkt in seinem Berichte, daß man nicht in irgend ein Alterthümermuseum zu gehen brauche, um zu sehen, wie es auf jenen Inseln vor tausend Jahren ausgesehen habe; auf Lewis habe man das sichtbar, und handgreiflich und lebendig vor sich. Dort leben auf etwa 37 deutschen Geviertmeilen etwas mehr als zwanzigtausend Menschen, von denen nur wenige in Lebensweise und Anschauungen Fortschritte gemacht haben.

Das Wohnhaus besteht aus einer großen viereckigen Masse, einem sogenannten Blocke, von vierzig Fuß, und hat auf der einen Seite einen Vorbau, der eine Art von Halle bildet; auf der Hinterseite befindet sich ein größerer Anbau, und dieser wird als Scheune benutzt. Zu dem Ganzen führt nur eine einzige Thür; durch diese tritt man in die sogenannte Halle und sieht dann eine alte Handmühle (Quere), dergleichen als Kuriositäten in unseren Museen aufbewahrt werden. Dort oben ist sie noch ein Geräth, das man im Gebrauch hat. Gegenüber befindet sich der Stall für Kühe und Kälber. Wer aus der Vorhalle zum Hauptgebäude geht, muß über die Düngerstätte (Byre), und im Sommer, wenn das Feld bestellt ist, hat er einen Tritt hinabzusteigen, während er im Frühjahr aufwärts zu steigen sich genöthigt sieht. Denn das Vieh wird zur Winterzeit nur bei gutem Wetter, also selten, hinausgetrieben und so sammelt sich der Dünger hoch an. Er wird aber nur ein einziges Mal im ganzen Jahre fortgeschafft.

Das Haus ist immer mit Torfqualm erfüllt; dieser und der Ruß wirken als Mittel gegen die Fäulniß, und ohne beide wäre es unmöglich, daß Menschen fast unablässig in unmittelbarer Nähe eines Düngerhaufens und sich zersetzender thierischer und Pflanzenstoffe gesund bleiben könnten. Auch wäre der üble Geruch ohne den Torfqualm unerträglich; kein Mensch würde sich an denselben gewöhnen können. Im Winter hat es seine Schwierigkeiten, aus dem Vorhause nach dem Block zu gelangen, denn die Kühe sind dann unbändig, weil sie oft lange Zeit nicht hinauskommen, und in allen Räumen herrscht ein Halbdunkel.

Am andern Ende des Hauptgebäudes leben Sie, wie Dr. Mitchell sich ausdrückt, „menschlichen Tiere“, das „menschliche Vieh“, aber ohne durch irgend welche Schranke von dem thierischen Vieh geschieden zu sein, denn eine Reihe lose nebeneinander gelegter Steine kann doch nicht als Abgrenzung betrachtet werden. Der Mann von Lewis hält darauf, daß die Kühe das Feuer brennen sehen; das mache den Thieren Vergnügen und trage zur Wärme bei. Ueber der Feuerstelle sind die Balken mit Ruß überzogen; von denselben hängt eine Kette herab und an dieser befindet sich ein eiserner Topf.

Neben der einen Seite des Herdes liegt ein Brett auf zwei Lagen von Rasen oder großen Steinen und dort sitzen die Männer des Haushaltes, aber manchmal fehlt das Brett und die Bank ist weiter nichts als trockener Rasen. Hinter ihr liegt der zum nächsten Bedarf erforderliche Torf. Auf der andern Seite steht ein dreibeiniger Schemel für die Frau; Kinder und Hunde kauern neben der Feuerstelle in der warmen Asche. Neben dem Schemel der Frau, welche ihren Rücken den Kühen zuwendet, befindet sich in manchen, aber nicht in allen Häusern eine Art von Bört oder Gesims, auf welchem Teller und Schüsseln stehen, falls dergleichen vorhanden sind. Unter demselben sieht man ein Spinnrad und einige Töpfe.

Dr. Mitchell hat bei den Crofters nicht einen einzigen Tisch gesehen, und Stühle nur in äußerst seltenen Fällen. Theelöffel, Theekessel und verzinnte Eisengefäße sind nicht minder selten. Von Steingut und Töpfergeschirr hat man weiter nichts als einige Schüsseln und Becken der gröbsten Art, und in dem Kirchspiele Barvas und in einem Theile von Uig fehlen sogar diese. Die Leute dort verfertigen sich ihr Topfgeschirr selber; es ist aber so unvollkommen, daß man es mit den Aschenurnen vergleichen kann, die vor ein paar tausend Jahren vergraben wurden. Das Verglasen geschieht, indem man beim Brennen saure Milch in den weißglühenden Topf schüttet; aber das ist eine sehr rohe Art des Verfahrens; das Geschirr kann nie ordentlich gereinigt werden, alle Milch, welche man darin aufbewahrt, wird sauer.

An einem andern Ende des Gemachs, falls dieser Ausdruck erlaubt ist, befindet sich die Schlafstätte. Von Bettstellen ist keine Rede; sie würden zu viel Holz und zu viel Geschicklichkeit bei der Arbeit in Anspruch nehmen. So sieht man denn vier Pfosten mit Sperrhölzern an der Seite, einem hölzernen Boden, und mit Stroh gefüllt. Dieses ist aber so werthvoll, daß es nur selten gewechselt wird. Die zwei oberen Pfosten reichen oft bis an die Dachsparren und sind an ihnen befestigt. Auf diesen ruht ein inneres Dach, weil das äußere nicht wasserdicht ist. In diesem Bette schlafen Alle ohne Unterschied des Geschlechts beisammen; denn es ist überhaupt nur eins vorhanden, wenn die Familie nicht gerade viele Mitglieder zählt.

Sonntagskleider und allerlei Sachen, die man für werthvoll hält, liegen in einem Kasten.

Das Haus besteht aus rauhen, unbehauenen Steinen; die Mauern sind fünf bis sechs Fuß dick; der Raum zwischen der äußern und innern Steinlage ist mit Torf ausgefüllt. Die Dachbalken ragen nicht über die Mauer hinaus, sondern endigen am innern Rande, so daß das Regenwasser nicht nach Außen, sondern nach Innen fällt. So sind denn die Mauerwände allezeit feucht und obendrein höchstens drei Ellen hoch; wer durch die Thür geht, muß sich bücken. Oben auf der Mauer läuft nicht selten rund um das Dach herum ein Fußpfad, der von Schafen, Hühnern, Kindern und Hunden fleißig benutzt wird. Mitchell mußte einmal, um zu einem benachbarten Orte zu gelangen, über ein Haus hinweggehen; Treppenstufen führten hinauf und hinab. Die Dachbalken oder Sparren sind übrigens weiter nichts als Baumzweige, welche man mit Stricken oder Strohseilen zusammengebunden hat.

Das Dach selbst besteht aus lose aufgelegtem Stroh; zur Befestigung desselben dienen Seile, die man aus Haidekraut windet und am Ende mit Steinen beschwert. Alljährlich wird solch ein Dach abgenommen, weil es ganz mit Ruß durchzogen ist; es gilt aber für ein sehr kräftiges Düngungsmittel, deshalb hat es auch kein Loch für den Abzug des Rauches, und man legt das Stroh recht dick auf, und zwar derart, daß das Dach halbrund wird. So ist denn, wie schon bemerkt, das Innere des Hauses immer mit beißendem Torfqualm erfüllt, und wer nicht an denselben gewöhnt ist, kann ihn nicht ertragen, denn er greift die Augen an. Was von Rauch etwa nach Außen dringt, lagert sich über das Dach, und das ganze Haus sieht genau so aus wie ein Düngerhaufen bei heißem, nassem Wetter. Bei den Crofters scheint das Dach überhaupt nicht da zu sein, um den Hausbewohnern Schutz gegen Kälte und Nässe zu gewähren, sondern lediglich zur Düngerverfertigung. Nach starkem Regen läuft das Wasser durch; es ist ganz schwarz, und deshalb ist denn auch im Innern Alles schwarz und schmutzig.

Wenn im Frühjahre das Dach entfernt wird, ist die Hälfte der Bevölkerung buchstäblich ohne Obdach und befindet sich dann, weil gewöhnlich nasses Wetter ist, in einer sehr unbehaglichen Lage. Nur äußerst wenige Häuser haben Fenster; etwas Licht kommt durch die Thür und zwei kleine Seitenlöcher oben an der Mauer, sodann

auch durch die Spalten in der Wand. Diese Menschen leben beinahe in Dunkelheit, und es ist eigentlich für ihre ganze Weise und ihr Treiben gut, daß sie im Finstern bleiben. Hätten sie Fenster, so würde doch einige Scheidung der Geschlechter von einander nöthig werden, das müßte aber geradezu revolutionär auf ihr Denken und Handeln einwirken. Aus Schmutz machen sie sich gar nichts. Blödsinnige Leute läßt man fast ohne jede Bekleidung beim Vieh liegen und prügelt sie, denn das thue ihnen gut. Neun Zehntel stehen außerhalb der britischen Civilisation, sprechen nur Gälisch und verstehen kein Wort Englisch. Sie sind unglaublich weit zurück. Ich kannte einen Mann, der nicht wußte, wie viel Pence auf den Schilling gehen; er wußte nichts vom Christenthume, konnte nicht lesen und kommunicirte nicht. Er war aber nicht etwa ein Idiot, sondern verheirathet, ein Crofter, zahlte Steuern und hatte leidliches Einkommen. —

Und bei solchen barbarischen Zuständen zu Hause zahlen die „Frommen" in England jährlich Hunderttausende für Missionäre — in Afrika und der Südsee!

Ein Steppenbild aus Daurien.

Nach Gustav Radde.

Die daurische Hochsteppe und ihre geographische Lage. — Der Tarei Nor. — Thierleben. — Bodenbildung und Pflanzenwuchs. — Mongolen. — Die Steppenorkane. —

Der ausgezeichnete junge Reisende, welchen unsere Leser kennen gelernt haben, erforschte auf seinen nordasiatischen Wanderzügen im Jahre 1856 eine weite Strecke an der sibirisch-chinesischen Grenze, östlich vom Apfelgebirge und westlich vom Chingangebirge, also die Region am Nordostende der hohen Gobi, welche als das russische Daurien bezeichnet wird.

Diese daurischen Hochsteppen sind nicht etwa baum- und buschlose, wasserarme Flächen, sondern weit mehr ein von vielen nackten Gebirgen durchsetztes Hochland, dessen Thäler und flachere Senkungen da, wo sie stark salzdurchdrungen sind, ausschließlich die Pflanzenfamilie der Chenopodiaceen ernähren, bald die spärlichen Zuflüsse kleiner Quellen und Schnee- und Regenwasser aufnehmen, und unzählige flache und trübe Schlamm-Seen bilden, die in günstigen Fällen nur schlechtes Brakwasser enthalten, zumeist aber mit stark gesättigter Salz- und Soda-Soole gefüllt sind. Uebrigens kann man die daurische Landschaft an der mongolischen Grenze schon deshalb nicht mit den südosteuropäischen Tiefsteppen vergleichen, weil sie hoch liegt und ganz andere topographische Verhältnisse darbietet. Ein großer Theil dieser öden Region scheint, gleich der südlicher gelegenen Gobi, so weit diese bewohnbar ist, von der Natur den Nomadenvölkern vorbehalten zu sein. Denn sie gestattet den Anbau von Getreide nicht, und der wilde Mongole durchjagt sie heute, wie in früheren Jahrhunderten, auf flüchtigem Rosse.

Die Grenzsteppen Dauriens nehmen einen schmalen Streifen zwischen 130½ und 137° Ö. L. von Ferro ein, haben die Hauptausdehnung von Westen nach Osten und werden theilweise vom 50.° N. Br. durchschnitten und vom Onon durchflossen, in dessen Nähe sich dichte, kräftige Kiefernwälder ausdehnen. Das ganze Gebiet nimmt einen Flächenraum von etwa 830 geographischen Geviertmeilen ein und hat an seinen niedrigsten Punkten (Kulussutai am Barun-Tarei) 2200 Fuß absolute Höhe, an seinen höchsten etwa 3000 englische Fuß. Es wird in verschiedenen Richtungen von zahlreichen Höhenzügen durchsetzt, zwischen welchen breite Thäler mit salzigem Boden sich hindehnen. Im Allgemeinen hat es großen Mangel an gutem Wasser und äußerst trockene Luft. Auf einigen Süßwassersümpfen fand Radde noch Ende Juni fußdicke Eismassen. In Daurien verbieten die rauhen, schneearmen Winter den Anbau von Wintergetreide, die frühen Herbstfröste schaden den Gemüsen; man hat nur Sommergetreide und Buchweizen, die aber, bei Mangel an Regen im Mai und Juni, häufig verdorren. Kommt einmal, was nicht häufig eintrifft, ein schneereicher Winter, dann werden die Heerden durch Mangel an Futter fast gänzlich aufgerieben.

Radde wählte zum Mittelpunkte seiner Ausflüge den großen Tarei Nor. Mit diesem Namen werden zwei Seen bezeichnet; am Nordostufer des größern liegt die Grenzwacht Kulussutai, in der Nähe von rohrbewachsenen Süßwassermoräften. Die flacheren Umgebungen der Tarei-Seen sind, da wo ihr Boden nicht mehr von Salz durchdrungen ist, mit unzähligen Hügeln bedeckt. Diese bilden eine Eigenthümlichkeit der Grenzsteppen und sie verdanken ihr Dasein den gesellschaftlich lebenden Murmelthieren. Aber wo sandiger Boden ist, fehlen diese Thiere, weil in ihm ihre Höhlen einstürzen. Von allen Erhöhungen der Steppe, welche ihre Bildung entweder einigen Arten von Raub- oder industriellen Nagethieren, oder auch gesellschaftlich lebenden Pflanzen verdanken, sind die Baue der Murmelthiere am größten und am regelmäßigsten.

Die Dachsbaue sind in den Steppen nie in solchem Umfang und von solcher Größe zu finden wie in den Laubwäldern Europas; dagegen sind die untergrabenen Strecken der Pfeifhasen, Lagamys Ogotana, im Verhältniß zu ihren kleinen Bewohnern oft sehr umfangreich, nur sanft erhöht, aber von vielen unregelmäßigen Gängen durchzogen, deren Mündungen im Winter unter dem Schnee 15 bis 20 Klaftern weit in allerlei Krümmungen fortgesetzt werden und zuletzt in einzelnen Lauflöchern endigen. Einzelne Arvicola-Arten, namentlich die Olbi-Mans der Mongolen, sind durch ihre gesellschaftlichen Wanderungen und ihre große Menge von Wichtigkeit; sie unterwühlen insbesondere die sandigen Gegenden dergestalt, daß daraus Gefahr für die schnellen Pferde entsteht, welche beim Lauf an solchen Stellen durchbrechen und sich beschädigen.

Sichtbarer sind überall da, wo leichter Flugsand auftritt, die durch Pflanzen hervorgebrachten Veränderungen auf der Oberfläche des Bodens. Dort sieht man dornige Caraganen-Gebüsche, welche mit ihren gewundenen, holzigen Wurzeln ein festverschlungenes Netz bilden, in welchen der lose Sand haftet. Aber im Frühjahr und Herbst treiben die Stürme immer neue Sandwolken hervor, verschütten nicht selten Gesträuche, tödten aber dieselben nicht; im Gegentheil, gerade solche wachsen im nächsten Frühjahr um so rascher. So bilden sich vereinzelte Hügel von 3 bis 5 Fuß Höhe; sie sind stets gesellschaftlich zu finden und lassen zwischen sich tiefe, unregelmäßige Gräben, in welchen der Sand durch den Wind eine feingewellte Oberfläche erhält. Auch die hervorkriechenden Wurzelstöcke einer Irisart, welche den Salzgründen der Steppen eigenthümlich ist und gesellschaftlich vorkommt, bildet nach und nach im Boden kleine, sehr feste Hügel.

Der Einförmigkeit der Bodenbildung entspricht das massenhafte Vorkommen weniger Thier- und Pflanzenformen; auch in Daurien bewährt sich das allgemein gültige Steppengesetz: Armuth an Arten, aber Reichthum an Individuen.

In der kalten und gemäßigten Zone ist überall der Winter die Zeit anscheinender Ruhe in der Natur, und wir fühlen dann in ihr mehr das Oede, Verlassene und Todte. Aber in den Steppen wird jenes Gefühl noch um ein Bedeutendes gesteigert, namentlich wenn wir zum ersten Male hinaustreten in die erst vom weiten Horizonte begrenzten Gebiete, an deren nordöstlicher Seite graue Schneewolken lasten. Nur in der Nähe der frei daliegenden Grenzwacht (Kulussutai) gewahren wir einiges Leben. Auch hier fliegen Schaaren von Sperlingen von Hof zu Hof, oder auf die benachbarten Felder, die sich noch im Herbste mit struppigen Salzkräutern fußhoch bedeckten und deren Samen die Spatzen eifrig suchen. Ab und an zieht auch ein Rabenpaar über die Ansiedelung, seinen krächzenden Ruf häufig wiederholend und aufmerksam die Gehöfte musternd, um Kehricht zu entdecken. Außer diesen beiden Vögeln finden wir zur Tageszeit in der Nähe des Dorfes keine anderen, es sei denn, es hätten sich einige kleine Banden der Schneeammer hierher verirrt und zu den Sperlingen gesellt, oder daß die Berglerche (Alauda alpestris) auf kurze Zeit von den Salzgründen des Tarei zu den Wohnungen gekommen wäre.

Die Straße des Dorfes ist menschenleer, die Fenster der Gebäude sind klein und verschlossen, die Hunde auf dem Hofe liegen im innersten Winkel einer windgeschützten Ecke und die Hühner leben schon seit dem Herbst im Zimmer unter dem Ofen. Alles sucht in dieser Einöde Schutz gegen Kälte und Wind. Am Himmel häufen sich die schweren Schneewolken mehr und mehr und ziehen langsam heran. Nur der Mongole, welcher von seiner Geburt an den rauhen Elementen ausgesetzt war, fürchtet sie nicht. Er legt seinen weitärmeligen Pelz an und besteigt seinen besten Freund, das Pferd, mit welchem er dermaßen verbrüdert ist, daß er sich Menschen ohne Roß nicht gut vorstellen kann. Ihm ist die Steppe und ihr Himmel nicht fremd, er kennt in seinem Gebiete jeden Stein, jede Erhöhung, jeden Quell und hat sie alle benannt; er weiß die Witterung mit großer Genauigkeit vorauszusagen und trifft demgemäß die nöthigen Vorkehrungen für seine Heerden. Es wird schlechtes Wetter geben; also muß man die Heerden heimtreiben; der Wind wird toben und den Schnee vor sich hertreiben. Dann ist die Steppe furchtbar und für Menschen wie Thiere ein Land des Todes und Verderbens.

Mit gewaltiger Kraft saus't der erste Windstoß aus Nordwest heran und jagt den wenigen Schnee in feinem Gestiebe vor sich her. Der Himmel bedeckt sich mehr und mehr; die Sonne blickt als matte Scheibe durch die schneeerfüllte Luft, immer stärker und heftiger wird der Sturm, bis zuletzt für das Auge alle Entfernung verschwindet und man nur noch die nächste Umgebung erkennt. Die Kälte ist empfindlich, aber weit empfindlicher sind die feinen, immer einzeln schwebenden Schneekrystalle, welche die Haut schneidend berühren. Flocken fallen in der Steppe nicht, sondern auch bei geringerer Kälte einzelne Krystallblättchen, denn der Dunstkreis ist arm an Wassergehalt.

Nun hat der Hirte sorgenvolle Zeit, denn seine Habe schwebt in der größten Gefahr. Eilig treibt er die Heerden gegen den Wind nach Hause und es ist ein Glück, wenn sie noch rechtzeitig die eingezäunten Gehöfte erreichen. Denn nicht selten halten die Schneestürme zwölf Stunden an, manchmal aber auch zwei oder drei Mal so lange. Das zahme Vieh widersteht ihnen nicht, es geht gleich mit Anbeginn des Unwetters mit dem Wind, und je stärker dieser wird, um so rascher laufen die Heerden und nichts vermag sie dann in ihrer Flucht aufzuhalten. Besonders die Schafe leiden und gehen, bei mangelhafter Führung, heerdenweise verloren. In enggedrängten Haufen, den Kopf gesenkt, laufen sie vor dem Winde, ohne darauf zu achten, wohin derselbe sie treibe, sei es zu schneegefüllten Klüften oder, im ersten Winter, in die jetzt noch nicht gefrorenen Schlammlachen der Salzufer, sei es endlich an den Rand jäher Abstürze, wo sie dann hinabfallen und umkommen. Ebenso rennen die Pferde in gestrecktem Galopp mit gehobenem Schweif und fliegender Mähne vor dem Wetter, trennen sich von einander und manche finden, wenn der Sturm anhält, den Tod. Von den wilden Thieren sind an solchen Tagen manche sehr lebhaft, andere aber legen sich schlafen und der größte Theil führt um diese Zeit ein unterirdisches Leben. Sie haben sich tiefer, als die Kälte den Boden gefrieren läßt, in sorgsam bereitete Heubetten gelagert, wo in lethargischer Betäubung der lange Winter verlebt wird. Aber alljährlich erfolgt im Frühjahre, wenn die Sonne höher steigt, zugleich mit der erwachenden Vegetation auch eine allgemeine Auferstehung der Winterschläfer.

Während die Antilopen, welche im Herbst auf ihren Wanderungen nach Norden oft in ungeheuren Schaaren aus der Mongolei nach Daurien herüberkommen, während der Steppenunwetter sehr lebhaft sind und unablässig umherschweifen, legt sich der Wolf in enger Felsschlucht zur Ruhe und soll gerade beim stärksten Sturm am festesten schlafen.

Aber das Wetter hält an. Es neigt sich die Sonne und immer noch wüthet der wilde Nord. Die Raben fliegen zur Nachtruhe an die Sammelplätze, und die Sperlinge haben Schutz unter den Dächern der Wohnungen gefunden. Die Schneewolken ziehen in gleicher Richtung mit dem Winde; nur da, wo sie auf ihrem Weg an größere Steine und die dichtgestellten Blätter der Iris stoßen, prallen sie zurück, und der Schnee häuft sich am Fuße des Hindernisses an; die flachen, ebenen Stellen werden rein gefegt, und so kommt es, daß nach tagelangem, freilich nur geringem Schneefalle dennoch die ganze Gegend nur einzelne Schneespuren zeigt, aber im Ganzen die herbstliche Physiognomie behält. Wo aber blieb der gefallene Schnee? Er begrub in engen Felsschluchten die verunglückten Hausthiere, deren Gebeine man dort bleichen sieht, wenn im Frühlinge die Schneewasser abgeflossen sind.

Ueber dieses Bild frei wüthender Naturkräfte und Zerstörungen lagert sich dunkle Nacht. Sturm saus't durch die Fugen der Holzwohnungen, er reißt die Dachdeckung herunter, er droht jeden Augenblick die Filzjurte der Nomaden umzuwerfen. In ihr erlöschte die letzte Glut der dürftigen Steppenheizung. In seine Pelze gehüllt schnarcht der Mongole, und die tobenden Melodien solcher krampfhaften Wetterkämpfe sind das Wiegenlied des Säuglings; sie prägen ihm schon frühzeitig den Begriff erzürnter Geister in die Seele.

Aber jetzt, im Dunkel der Nacht, wenn kein Stern am schwarzbedeckten Himmel scheint, ist die Steppe nicht so todt als am Tage. Die Wölfe rotten sich, sie heulen, sie wandern zu den bekannten Stellen, um zu rauben, sie nahen sich dem Dorf, um selbst die Einzäunungen zu durchbrechen. Augenblicklich schlagen die wachsamen mongolischen Hunde an, verfolgen ihre natürlichen Feinde und treiben sie in die Flucht.

Alles wird wieder ruhig, man hört nur das hohle Pfeifen des Sturmes. Die dreisten Räuber jedoch versuchen auf's Neue einen zweiten und dritten Anfall in derselben Nacht; endlich aber werden sie der vergeblichen Anstrengung müde, ziehen davon und müssen bis zum Tage warten, um sich, von Hunger getrieben, mit den kleinen Pfeifhasen zu begnügen.

Außer den Wölfen treiben Füchse und besonders die Korsak-Wölfe ihre Verfolgungen nur bei Nacht; sie fangen die Wühlmäuse und besonders die Ogotonien, und gerathen dabei nicht selten in die ihnen gestellten „Schwanenhälse", deren Köder sie lockt. Auch der Wolf, viel witziger als sein kleinerer Bruder, der Korsak, läßt sich häufig bethören und kommt diesen Fangeisen zu nahe. Er sieht das Fleisch, er ist hungrig, er ahnt nichts Gutes. Oftmals umgeht er die Gefahr in immer kleineren Kreisen, tastet in der Nähe des versteckten Eisens, und sobald er nur wirklich eine Spur davon gewahr wird, trabt er hinweg, der Mühe und List des Menschen spottend. Anders der gefräßige Korsak; er geht gerade darauf los und beim ersten Male sitzt er fest.

Die Morgenstunde naht. Wolf und Fuchs suchen die Schluchten, um sich in ihnen zu betten, der Korsak flieht in verlassene

Höhlen der Murmelthiere; seine Spur, stellenweise auf dem von Schnee entblößten Boden unkenntlich, läßt er auf anderen frisch bedeckten Stellen zurück.

Nach und nach ermattet der Sturm. Tröstend, aus dem Osten heraufziehend, bestrahlt die Sonne jene einsamen Gebiete, ein lichtes Blau bildet den Himmel und die dünne, reine Bergluft läßt den Strahlen größere Macht. Auf das Unwetter folgt ein ruhiger, erquickender Wintertag. Die Heerden werden freigelassen. Sie suchen das kümmerliche Futter und scharren es an den verschneiten Hügeln hervor. Der Mensch aber begiebt sich auf die Jagd, weil die frischen Spuren der nächtlichen Wanderer ihn dazu einladen.

Sie fällt günstig aus und nimmt den ganzen Tag in Anspruch. Nun, da dieser sich neigt, flammt der westliche Horizont des Tarei im Abendroth; die dem Zenith näheren Schichtwolken sind schon grau und nur purpurn umrandet. Mit sanftem Fluge hebt sich von ihrem Aufenthaltsort am verschneiten Irishügel die Schnee-Eule und zieht zur hohen Steppe, um die Pfeifhasen zu belauschen. Am dunkeln Himmel strahlen später die Gestirne, und ihr Glanz erscheint, der dünnern Luft wegen, weit lebhafter als in tiefer gelegenen Ländern.

Wiederum wachen jetzt die Räuber der Steppe und beginnen ihre nächtlichen Wanderungen. Die Luft ist ruhig und nichts stört den Frieden. Nur ab und zu vernimmt man das Geschrei des Korsaks, welches mit jenem kleiner Kinder Aehnlichkeit hat. Aus ihrem Verstecke schleicht die Manulkatze; sie nimmt den Weg gern den Schluchten entlang, um eine Bande schlafender Feldhühner zu überraschen. Der Iltis stellt den Mäusen auf freiem Felde nach.

Erst im Frühjahre, wenn die belebende Sonne größere Macht gewinnt ändert sich der Anblick der erdarmen Hochsteppe nach und nach, und in die Gebiete des Tarei ziehen unzählige Bewohner aus südlicheren Breiten, während zu gleicher Zeit aus dem heimatlichen Boden die Winterschläfer nach halbjähriger Ruhe auferstehen.

Mac Kinlay's Entdeckungsreisen in Australien.

Wir haben im Globus die Ergebnisse dieser Reisen, gleich nachdem dieselben in Europa bekannt wurden, mitgetheilt, und den wichtigen Gegenstand mehrfach berührt. Jetzt verdanken wir freundlicher Mittheilung aus Bremen eine Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania" (vom 22. Januar 1863). Sie enthält eingehende Berichte sowohl über Mac Kinlay's als über Stuart's Wanderungen, aus der deutschen Südaustralischen Zeitung (vom 9. Januar), welche zu Adelaïde erscheint. Dort war vor Kurzem das 48 Seiten enthaltende Tagebuch Mac Kinlay's erschienen; das Nachstehende ist ein Auszug aus demselben.

Mac Kinlay's Zug von Adelaïde bis an den Golf von Carpentaria.

Mac Kinlay, welcher im Jahre 1861 von der südaustralischen Regierung zur Aufsuchung der victorianischen Entdeckungsreisenden (Burke rc.) ausgesandt wurde, verließ Adelaïde mit einem Transport von Kameelen (die zu diesem Zweck aus dem Royal-Park bei Melbourne nach Adelaïde gebracht worden waren) und Pferden, einem Ochsenkarren, einer Herde Schafe und den nöthigen Mannschaften, und erreichte Manuwalkaninna, die äußerste Viehstation im Norden, am 26. September 1861. Das trockene Becken des Torrens-Sees wurde an einer günstigen Stelle, wo weder rechts noch links eine Spur von Wasser sichtbar, passirt und die Reise über wasserlose Ebenen und Sanddünen, deren Ueberschreitung äußerst mühsam war, bis zum Buchanan-See fortgesetzt, wo Mac Kinlay am 1. Oktober sein erstes Depot bildete. Mehrere von seinen Leuten waren bereits bedenklich erkrankt, so daß hier eine längere Rast nöthig wurde, wozu sich dieser Platz in Folge der üppigen Weide und des Ueberflusses an Wassergeflügel vorzüglich eignete. Von dem Depot aus machte Mac Kinlay mehrere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen und entdeckte viele Wasserlachen, Seen und ausgedehnte Strecken üppiger Weide.

Ueberall hatte er Ursache über die kräftige Entwickelung der sehr zahlreichen eingeborenen Bevölkerung zu staunen. Die Schwarzen belästigten ihn übrigens wenig und zeigten sich mit geringen Ausnahmen freundlich und zuvorkommend. Dafür wurden sie von Mac Kinlay mit Angelhaken, Glasperlen und anderen Kleinigkeiten beschenkt, deren Werth sie wohl zu schätzen schienen. An einer Stelle war dem Reisenden eine Axt entwendet worden. Der Dieb hatte sich aus dem Staube gemacht und wurde von seinen Kameraden nicht verrathen. Gegen Abend bemerkte Mac Kinlay unter den Schwarzen, die das Lager umringten, einen alten Mann, der seinen kranken Sohn, ein Kind von 8 bis 10 Jahren, auf dem Arme trug. Der Anblick rührte ihn und er gab dem Kranken etwas Brod, Fleisch und Thee. Gegen Mitternacht, als Alle in einem tiefen Schlafe lagen, wurde Mac Kinlay durch die Stimme eines Eingeborenen, der sich, ganz gegen ihre Gewohnheit, allein an das Lager hingewagt hatte, geweckt und erstaunte nicht wenig, als er sah, daß es der Alte war, welcher unter dem Schutze der Dunkelheit gekommen war, um die von seinen Landsleuten entwendete Axt wieder zu bringen. Am nächsten Morgen wurde er zum Lohne seiner Ehrlichkeit mit einem Beile beschenkt, was ihn sehr erfreute. Anders benahm sich ein Stamm in der Nähe des Sees Kadhi Bäeri, wohin der Reisende in Folge eines Gerüchts, daß sich dort Weiße aufhielten, einen Ausflug unternahm. Diese Leute machten auf Mac Kinlay und seine Begleiter, unter Anführung eines Häuptlings, der an seinem Körper die Spuren früher empfangener Schußwunden trug, einen förmlichen Angriff und konnten nur durch Flintenschüsse vertrieben werden. Hier fand man zwei Gräber mit menschlichen Ueberresten nebst anderen Spuren der Anwesenheit von Europäern. Mac Kinlay verfiel deshalb in den sehr natürlichen Irrthum, daß Burke und seine Gefährten von den Schwarzen hier ermordet worden seien, bis er durch den Empfang von Zeitungsnachrichten und den Anblick der Leichen von Burke und Wills am Cooper's Creek vom Gegentheil überzeugt wurde.

Nach seiner Rückkehr zum Depot schickte er einen Theil der Mannschaft nach Blanchewater zurück, um weitere Vorräthe, deren er bereits sehr bedürftig, nachzuholen. Während der Zeit von ungefähr drei Wochen, die bis zur Rückkunft verstrichen, machte Mac Kinlay, obschon er sehr an Durchfall und Gliederschmerzen litt, mehrere erfolglose Versuche, einen praktikabeln Weg nach Cooper's Creek zu finden. Die Witterung war jetzt unerträglich heiß, die Fliegen und Mücken waren eine schreckliche Plage, und obschon fortwährend Regen drohte, wollte es doch immer nicht zum Niederschlag kommen. Das Last- und Zugvieh, um sich vor den Fliegen zu schützen, brachte den größten Theil des Tages bis an die Ohren im Wasser zu. Die Unzuver-

lässigkeit der Eingeborenen, welche man als Führer geworben hatte und die nach ein Paar Tagen Aufenthalt gewöhnlich wieder fortliefen, verursachte der Expedition manche Unannehmlichkeit.

Am 29. November kehrte die nach Blanchewater gesandte Abtheilung zurück und Mac Kinlay erfuhr nun durch Zeitungen das Schicksal Derjenigen, denen er Hülfe zu bringen bestimmt gewesen war. Trotzdem führte er seine erste Absicht aus und machte mit einem Theile der Mannschaft forcirte Märsche nach Cooper's Creek, wo er die Gräber der victorianischen Reisenden in Augenschein nahm. Auf diesem Ausflug entdeckte er einen neuen wilden Obstbaum, von dem er Kerne sammelte. Am 17. December verließen die vereinigten Abtheilungen das Depot am Buchanan-See und gelangten nach mehreren Behinderungen nach dem Mulinudhurrana-See, wo zwar Wassergeflügel und grünes Gras in Menge, aber kein Schatten gegen die unerträgliche Sonnenhitze zu finden war. Nach eintägigem Aufenthalt, um die Schafheerde, die zurückgeblieben war, nachkommen zu lassen, zog man weiter nach dem herrlichen See Kanbuganauni, der kreisförmig ist und 3 Meilen im Durchmesser hat. Die Umgegend ist von der üppigsten Fruchtbarkeit und wimmelt von Wassergeflügel und anderm Wild, aber auch von Eingeborenen, welche Mac Kinlay für die kräftigste einheimische Rasse hält, die er irgendwo in Australien angetroffen.

Hier wurde das Weihnachtsfest durch einen Rasttag gefeiert. Am 28. wurde in der Nähe eines großen Sees, Watti Widjulo genannt, ein zweites Depot gebildet, während Mac Kinlay mit einer leicht berittenen Abtheilung die Gegend in östlicher Richtung durchstreifte und auf diesem Zuge eine von unzähligen Seen durchschnittene Gegend, von Wasservögeln aller Art und vielen Schwarzen großer Statur bevölkert, entdeckte. Zwei von diesen Seen, welche durch einen engen Kanal mit einander verbunden sind, benannte Mac Kinlay nach dem frühern Gouverneur von Südaustralien und dessen Gemahlin. In diesen Gewässern wimmelte es von großen und schmackhaften Fischen, Muscheln und Krebsen, und wo ein Wasserbecken in Folge der langen Dürre ganz ausgetrocknet war, fanden sich zahlreiche Ueberreste derselben vor. Mehr gegen Osten wurde jedoch die Aussicht weniger günstig; die Gegend änderte vollständig ihren Charakter und ging in rothe, von Sandhügeln durchzogene Ebenen über, so daß Mac Kinlay wegen Wassermangels nicht weiter als bis zum 141.° östl. Länge in dieser Richtung vorzudringen vermochte. Die Hitze wurde jetzt außerordentlich lästig und Mac Kinlay, der sein Depot nach den Zwillings-Seen Blanche und Sir Richard verlegt hatte, sehnte sich nach kühler Witterung, um weiter nach Norden vordringen zu können, da ein großer Theil der Gesellschaft in Folge irgend einer unbekannten Eigenschaft des Wassers ernstlich erkrankt war.

Endlich rüstete man sich am 18. Januar 1862 zum Aufbruch und ging nach einem Creek, der sich in den Hodgkinson-See ergießt, zurück, von wo aus Mac Kinlay einen erfolglosen Ausflug in nördlicher Richtung machte, während die Kranken sich erholten und zur Weiterreise, sobald es regnen würde, rüsteten. Endlich am 7. und 8. Februar kam der erwünschte Regen und machte den Aufbruch möglich. Der Weg führte in nordöstlicher Richtung über Steinwüsten, lehmige Ebenen und wellige Sandhügel nach einem großen Creek, Thumathuganie genannt, in welchem am vierten Tage Spuren des verunglückten Burke, nämlich das Skelett eines Pferdes nebst Sattel, gefunden wurden. Hier verlor Mac Kinlay zwei seiner besten Ochsen in Folge der Sonnenhitze, welche durch die gewitterschwüle, feuchte Luft noch gesteigert worden war, und er erkrankte selber an einem heftigen Ruhranfall, der ihn jedoch nicht verhinderte, seine Reise am 18. fortzusetzen. Zum großen Bedauern mußte, da der Boden vom Regen sehr durchweicht war, der Ochsenkarren zurückgelassen und die Zugochsen mußten mit der Ladung desselben bepackt werden, was einige Schwierigkeit verursachte. Der Zug ging mit vielen Unterbrechungen in kurzen Tagereisen das Flußthal hinauf, bis am 1. März der Creek, welcher in Folge anhaltenden Regens schon während der ganzen Woche merklich gestiegen war, plötzlich über seine Ufer trat und das ganze Flußgebiet überschwemmte, so daß die Gesellschaft in größter Gefahr war zu ertrinken. Das auf einem kleinen Hügel aufgeschlagene Lager, in welchem Menschen und Vieh auf einem ganz engen Raume zusammengedrängt waren, drohte mit jedem Augenblicke von den reißenden Fluten verschlungen zu werden, und nur mit äußerster Noth gelang es, Thiere und Menschen durch etwa 5 Fuß tiefes Wasser auf festen Grund und Boden der Sandhügel zu bringen, wo die Flut sie nicht erreichen konnte und reichliches Futter für die Lastthiere und Schafe sich vorfand. Die Kameele waren hier von großem Nutzen, da sie das Mittel boten, die Lebensmittel und andere der Beschädigung ausgesetzte Gegenstände ohne Schaden durch die Ueberschwemmung zu transportiren. Von den Anhöhen bot der ganze westliche Horizont den unbeschreiblichen Anblick eines endlosen Binnenmeeres; nur einzelne Sandhügel und Baumkronen ragten aus der Ueberschwemmung empor, die im Westen, Norden und Südosten nach allen Richtungen sich ausbreitete. Die reichliche Nässe lockte jetzt Myriaden von Wassergeflügel, zum Theil ganz neuer Art, heran; auch überzogen sich die freistehenden Hügel und Tafelländer bald mit frischem Grün und unzähligen duftenden Blumen aus dem Liliengeschlechte.

Nach einem Aufenthalte von ein paar Tagen brach die Partie wieder auf und zog in nordöstlicher Richtung weiter, fand aber zu ihrem Erstaunen, daß die Ueberschwemmung, statt abzunehmen, immer mehr an Ausdehnung gewann und sich über das ganze Terrain verbreitete, so daß man genöthigt war, sich auf die Kuppe eines steinigen Hügels zu flüchten, der gleichwohl am nächsten Morgen nur einen Fuß über das Wasser emporragte. Da jetzt an kein Vordringen nach Westen zu denken war, faßte Mac Kinlay den Entschluß, seine Schritte nach dem Golf von Carpentaria zu richten, in der Hoffnung, von dem daselbst vermutheten Dampfer der Regierung Proviant für die Rückreise empfangen zu können. Die Ueberschwemmung nöthigte ihn, viele Tage lang eine östliche Richtung einzuhalten, worauf er nach Norden einbog und bald in eine herrliche, von vielen Creeks, die sämmtlich nach dem Centralpunkte der Ueberschwemmung zu fließen schienen, bewässerte Gegend gelangte, und sich an einer wahrhaft tropischen Vegetation mit vielerlei unbekannten Sträuchern und Blumen erfreuen konnte.

Die Reise bot bis zum 13. April, außer vielen bedeutenden Wasserläufen, deren Uebergang oft sehr beschwerlich war, wenig Bemerkenswerthes dar. An dem genannten Tage wurde aber der Schäfer mit seiner Heerde vermißt und erst am Abend des siebenten Tages wiedergefunden. Der arme Mensch war durch Kälte, Kummer und Schlaflosigkeit beinahe blödsinnig geworden, hatte aber Verstand genug behalten, ein Schaf zu schlachten, um sich auf diese Weise dem Hungertode zu entziehen. In dieser Gegend waren die Käugeruhs und Emus häufig, obwohl sehr scheu und unzugänglich. Indeß gelang es, einige derselben zu erlegen und so mit dem Schaffleische besser haushalten zu können. In einem großen Creek unweit von hier fand Mac Kinlay einen ganz neuen Baum mit breiten, dunkelgrünen Blättern; auch eine der Orange ähnliche Frucht und eine Schlingpflanze mit bohnenartigem Samen.

Die Reise von dieser Stelle bis zum Leichhardt-Flusse, der am 6. Mai erreicht wurde, ging gut von Statten und zeichnete sich durch kein besonderes Abenteuer aus. Das Terrain war im Ganzen günstig, doch kamen auch zahlreiche Quarzhügel vor, welche die Anwesenheit von Gold vermuthen ließen, aber den Kameelen sehr lästig waren. Eingeborene wurden nicht in der Nähe gesehen, beschäftigten sich aber in gewisser Entfernung emsig mit dem Abbrennen des trockenen Grases und schienen von der Anwesenheit der Fremden im Uebrigen durchaus keine Notiz zu nehmen. Am Leichhardt traf man Kohlpalmen, Pandanus

und andere tropische Gewächse; in den Gewässern des Flusses, der an einer Stelle einen Fall von 60 Fuß bildet, befanden sich Schwertfische und Haye, welche die unmittelbare Nähe des Meeres ahnen ließen.

Nachdem Mac Kinlay einen guten Lagerplatz ausgesucht, durchstreifte er nun die ganze Gegend um die Mündungen des Albert- und Leichhardt-Flusses, konnte aber niemals die eigentliche Seeküste erreichen, da das Seewasser zur Zeit der Flut alle Niederungen überschwemmte. Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut betrug an den Mündungen der zahlreichen Küstenflüsse und Bäche ungefähr 7 Fuß täglich. Nachdem er sich überzeugt, daß der Dampfer „Victoria" nicht mehr an dieser Küste weile, trat Mac Kinlay den dritten und schwersten Theil seiner Reise, den Weg nach Port Denison in Queensland, an. Mehrere von den Leuten waren jetzt fieberkrank und die Kameele litten sehr an wunden Füßen und Müdigkeit. Anfangs zog man in östlicher Richtung über leichtbewaldete, von Creeks und Lagunen durchzogene Ebenen, und passirte an einer günstigen Stelle den Flinders-Fluß, wo der letzte Ochse geschlachtet wurde. Die einzige vorhandene Nahrung war jetzt etwa 230 Pfund getrocknetes Fleisch, und damit sollte der mühsame Marsch über unwegsame Gebirge nach den fernen Stationen am obern Burdekin ausgeführt werden. Die Ebenen machten auch bald einem unwirthlichen Chaos von Felsenklippen und umgefallenen Baumstämmen, von hohen Gebirgsgräten überragt, Raum, und die unglücklichen Lastthiere vermochten kaum, sich durch das steinige Labyrinth hindurch zu winden. An Wasser war zwar kein Ueberfluß, doch bekam man durch Nachgraben im Sande stets genug; in Folge des holperigen Terrains wurden aber mehrere Pferde so erschöpft, daß sie zurückgelassen werden mußten.

Zur Reise über den verwickelten Gebirgsstock, der, aus unzähligen Felsengräten oder Kämmen bestehend, die Wasserscheide zwischen dem südlichen Ocean und dem Busen von Carpentaria bildet, gebrauchten die ermüdeten und entkräfteten Wanderer einen vollen Monat, während dessen sie noch mehrere Pferde und ein Kameel einbüßten. Sie fristeten mit dem gedörrten Fleische dieser Thiere das Leben, da jede Spur von anderen Nahrungsmitteln längst verschwunden war. Kängeruhs und Wallabies waren zwar auf den Abhängen genug vorhanden, indeß konnte man ihnen durchaus nicht beikommen, da das Wild von dem beständigen Hetzen der Eingeborenen, die fortwährend das Gras ringsum in Brand setzen, äußerst scheu geworden war. In den Gebirgen sah Mac Kinlay eine Menge ihm unbekannter Bäume und Sträucher, unter anderen einen Strauch mit eßbarer Frucht, von der Größe einer Pflaume, die gekocht oder gebraten sehr wohlschmeckend war.

Am 5. Juni, gegen Mittag, gelangte er in das Thal des Burdekin-Flusses, der sich in den Stillen Ocean ergießt. Hier fand man auch gleich Spuren der Anwesenheit von Europäern, Hufstapfen von Pferden und in der Rinde eines Baumes eingegrabene Buchstaben. Dadurch wurde die Hoffnung der vielen Kranken wieder neu belebt, aber nur um bald noch tiefer zu sinken, als sich herausstellte, daß die Spuren wahrscheinlich sehr alt seien und das äußerste Reiseziel einer Gesellschaft nach Weide suchender Squatter bezeichneten, indem in dem ganzen Burdekin-Thale, bis zu seiner Vereinigung mit dem Bowen-Flusse, keine einzige Station angetroffen wurde. Mac Kinlay beschreibt die Scenerie dieses Thales als von gewaltiger, fast erdrückender Erhabenheit und Pracht. Auf allen Seiten überragen steile Gebirgswände, stufenweise hinaufreichend zu unerreichbaren Gipfeln, den schmalen Saum ebenen Bodens, der sich am Flußbett entlang hinzieht. Das Wasser windet sich meist zwischen Sandbänken hindurch und verursacht durch seinen unregelmäßigen Lauf selbst Fußgängern große Hindernisse im Fortschreiten. Lastthiere können fast gar nicht entlang kommen, und für Räderfuhrwerk wird das Thal auf lange Jahre hin ganz unwegsam sein. Hieraus erklärte es sich, daß Mac Kinlay am obern Laufe des Flusses keine Stationen traf. Weiter unten wimmelte es in dem Wasser von Alligatoren, die das Leben der Menschen und Pferde mehr als einmal in Gefahr brachten, da der Fluß, der steilen Thalabhänge wegen, mehrmals überschritten werden mußte. Am 30. Juli überschritt die Partie den Flußgrund und erstieg das Gebirge, um die starken Windungen, die der Burdekin in seinem mittlern Laufe macht, zu vermeiden, und gelangte dadurch in ein mehr ebenes Terrain, worauf sie sich dem Flusse wieder näherte. Am 2. August erblickte man zur Freude Aller Spuren von Vieh, und bald kamen Ochsen zu Gesicht, die von zwei Stockkeepern gehütet wurden.

Kurz darauf gelangten die Reisenden zur Station des Herrn Somers am Bowen-Flusse, wo sie sich nach ihren langen Strapazen an frischem Brode, Rindsfleisch und Kartoffeln gütlich thaten, die indeß, wie Mac Kinlay erzählt, nach den erlittenen Entbehrungen eine so außerordentliche Wirkung auf die erschöpften Verdauungsorgane übten, daß Einige ernstlich krank wurden und sich erst nach mehreren Tagen wieder erholten. Von dieser Station gelangte Mac Kinlay mit einigen seiner Leute in kurzen Tagereisen nach Port Denison, wo er sich nach Sydney einschiffte. Der Rest der Gesellschaft nahm in Queensland Dienststellen an.

Baker's Expedition zur Entdeckung der Nilquellen.

Von Speke und Grant, welche von Sansibar aus in das Innere von Ostafrika eindrangen, um den Nyanza-See zu erreichen, die Nilquellen zu suchen und dann in Gondokoro am Weißen Nil mit Petherick zusammen zu treffen, haben wir seit geraumer Zeit keine Nachricht. Wir wissen noch nicht einmal, ob sie bis zum Nyanza-See gelangt sind. Die Nachricht, daß Petherick im Weißen Strom ertrunken sei, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt.

Nun ist aber eine neue Expedition unterwegs, welche der mehrfach im Globus erwähnte Baker unternimmt. Seinen Reiseplan hat er, unterm 8. November 1862, von Chartum aus in einem an den Kartographen J. Arrowsmith gerichteten Brief entwickelt. In demselben schreibt er Folgendes.

Ich fahre von hier am 1. December mit drei Schiffen ab und nehme eine hinreichende Anzahl von Rindvieh, vier Pferde, eben so viele Kameele, zehn Maulthiere, zehn Esel und eine Bedeckung von 45 ausgesuchten Leuten mit. Alle sind mit gezogenen Doppelgewehren bewaffnet; die Zahl meiner Schiffsbemannung beläuft sich gleichfalls auf 45 Köpfe. Sattelzeug, Ledersäcke und dergleichen mehr ist mit so großer Sorgfalt hergerichtet worden, daß ich wohl möglichst rasch werde reisen können. Die eben erwähnten Thiere sind alle ausgesucht und zwar so, daß sie sich zu den verschiedenen Arbeiten eignen; ich kann also, wo Land und Verhältnisse dem einen nicht zusagen, andere, geeignete verwenden. Ich habe überhaupt die äußerste Mühe und Sorgfalt auf alle Gegenstände der Ausrüstung verwandt und befürchte ein Mißlingen nicht.

Die Erforschung der Länder oberhalb Gondokoro ist bisher vorzugsweise durch den Mangel an gehörigen Transportmitteln verhindert worden, denn es kostet viel Geld, das Vieh von Chartum aus so weit stromauf zu schaffen. Ich werde bei der Fahrt auf dem Strome keinen Tag verlieren und nur bei den Mündungen des Sobat und des Gasal anhalten, um Beobachtungen anzustellen. Ich fahre ohne Aufenthalt bis Gondokoro und dann sogleich weiter bis zu den Katarakten (— von Makedo —). Bei diesen gehe ich an's Land, sende meine Fahrzeuge nach Chartum zurück und trete meine Landreise an.

Meine erste Station soll bei dem Elfenbeindepot Andrea Debono's sein, welche dem äußersten bis jetzt erreichten Punkte nahe liegt, etwa unter 3° 30′ N. Br. Bei den Leuten dieses Handelsmannes hoffe ich allerlei Erkundigungen über die umliegende Region einzuziehen; dann will ich nach Süden hin vordringen und mich so nahe als möglich am Strome halten, bis ich zu dessen Quellen gelange. Das wird hoffentlich gegen Ende des März der Fall sein. Dann ist in Gondokoro Regenzeit; ich habe also keine Zeit zu verlieren und will wo möglich vor Anbeginn der Regenzeit unter dem Aequator ankommen.

Dort will ich ein mit Pfahlwerk befestigtes Lager, eine Sariba, aufschlagen; es soll während der Regenzeit mein Hauptquartier sein, von dem aus ich die Umgegend erforsche, bis ich dann, nach Eintritt der trockenen Jahreszeit, weiter vorwärts gehen kann. Mein Hauptzweck ist vor Allem darauf gerichtet, den Nyanza-See zu erreichen und Spuren vom Kapitän Speke aufzufinden. Habe ich das Glück, bis an diesen See zu gelangen, dann will ich mich nach Osten hin schlagen und weiter nach Norden hin bis zu den Quellen des Sobat zu gelangen suchen. Diese liegen im Lande der Gallas. Komme ich dorthin, dann baue ich Kähne, fahre den Fluß hinab in den Weißen Strom und komme so nach Chartum zurück. Die nöthigen Werkzeuge und Geräthschaften führe ich bei mir; auch begleitet mich ein deutscher Zimmermann, der schon seit einigen Jahren in Afrika lebt und vor einiger Zeit die österreichische Mission nach Gondokoro begleitete.

Die für Petherick bestimmten Fahrzeuge und Verstärkungen sind beinahe ganz in Bereitschaft; sobald sie die Vorräthe eingenommen haben, sollen sie mit meinen Schiffen nach Gondokoro fahren; das wären dann sechs Fahrzeuge mit etwa zweihundert Mann. Ich werde die Abfahrt beschleunigen und ich hoffe Petherick sowohl wie seine Leute wohlbehalten in Gondokoro zu treffen; sie haben während der Regenzeit eine sehr schlimme Reise gehabt. Durch den Regen und das Scheitern seiner Fahrzeuge hat er viele Vorräthe verloren, und da er wegen der anhaltenden Südwinde nicht weiter stromauf gelangen konnte, so schickte er seine Schiffe nach Chartum zurück, behielt nur eins und machte sich zu Land auf den Weg nach Gondokoro, wo er nun Verstärkungen abwarten wollte.

Ich habe dem englischen Konsul in Alexandria von den schauderhaften Zuständen Kunde gegeben, welche durch die in Chartum ausgerüsteten Expeditionen zum Zwecke der Slavenjagden hervorgerufen werden. (— Wir haben darüber schon Einiges in einer frühern Nummer des Globus gesagt. —) Leider sind dabei eben sowohl Europäer als Eingeborene betheiligt. Diese Sklavenjagden sind die Ursache aller Hindernisse und Schwierigkeiten, auf welche ich stoße. Europäer und Türken, mit nur ein paar Ausnahmen, sind darüber mit den Syrern und Arabern einverstanden; von dieser ganzen Sippschaft wird ein Engländer hier etwa so angesehen, wie ein Mitglied der Londoner Polizeibehörde von der gesammten Gaunerschaft.

Petherick's Reise auf dem Weißen Nil fiel zusammen mit der Rückkehr beladener Sklavenschiffe, die aus dem Süden kamen. Das eine derselben gehörte dem Andreas Debono und wurde sogar von dem Neffen unsers achtbaren Landsmanns befehligt.*) Dieser aber faßte die Schuldigen und schickte sie nach Kairo; dadurch sind alle Klassen in Chartum, vom Gouverneur bis zum Gauner, aufsäßig gegen ihn geworden.

Aus dem Umstande, daß ich neben Petherick der einzige Engländer hier im Sudan bin, schloß das scharfsinnige Publikum, daß ich in irgend einer nähern Beziehung zu ihm stehen müsse. Er hatte das Sklavenschiff, „den Maltesen", mit Beschlag belegt, dadurch den Haß der Halunken alle auf sich gezogen, und nun ging dieser auch auf mich über. So geschah es denn, daß ich lange Zeit auch nicht einen einzigen Menschen in meinen Dienst bekommen konnte, und dem Agenten Petherick's ging es ebenso.

Der österreichische Konsul Natterer machte, ebenso wie ich, dem ägyptischen Gouverneur Vorstellungen; es kostete uns aber beinahe Zwang, ihn zu einer Proklamation gegen den Sklavenhandel zu vermögen. Erst nachdem diese erschienen war, kamen Leute, um sich für unsere Expedition annehmen zu lassen.

Die ägyptischen Behörden sind von einem ganz abscheulichen Geiste beseelt. Musa Pascha, der Gouverneur, leistete mir nicht den allergeringsten Beistand, sondern verhielt sich ganz unthätig. Ich muß mir also mit großen Kosten Fahrzeuge von Privatleuten verschaffen. Rund abgeschlagen wurde mir mein Ansuchen, daß der Gouverneur mir einen Offizier mitgeben möge, der die Fahrzeuge, welche ich zurückschicken werde, unter Obhut nehmen und dafür sorgen solle, daß sie nicht zum Sklaventransport mißbraucht würden.

Aber ich hoffe auch so auf das Gelingen. Die Sache ist hauptsächlich eine Geldfrage, und daneben eine Frage der Geduld und Ausdauer, und das Alles will ich daran wenden. Ich habe mehrere Uhren, meine Instrumente sind im besten Zustand, auch besitze ich einen Nautical Almanac bis 1864.

*) Ueber Gondokoro verweise ich auf die Schilderung Lejean's im Globus (Nr. 22, Theil II, S. 316 bis 319). Er fand den Maltesen Debono und schildert diesen nichtsnutzigen Sklavenjäger, der den Heuchler spielte, und erklärte, er wolle mit seinen vierhundert Dienstleuten wirksame Polizei üben, und „den Leuten, welche das böse Handwerk trieben, dasselbe legen" Obiger Bericht Baker's zeigt, wie dieser englische Unterthan das verstand. A.

Briefe über Böhmen.*)

Erster Artikel.

Deutsche und Tschechen. Gegensätze. Deutsche Kultureinflüsse.

Es ist der alte Widerstreit zwischen Slawen und Germanen, der sich mit erneuter Heftigkeit in Böhmen zeigt. Macht der Wissenschaft, Kraft der Intelligenz und eine von sechszig Millionen Menschen gesprochene Kultursprache auf deutscher Seite; große politische Regsamkeit, verletztes Recht, ein ehrenwerthes Streben

*) Diese Briefe haben einen Deutschen zum Verfasser, welcher der tschechischen Sprache durchaus mächtig ist. Er hat sich, wie er uns schreibt, nach besten Kräften bemüht, so unbefangen als möglich zu schildern. Bekanntlich verfahren die Tschechen sehr exclusiv, bilden sich ein, ihrerseits gewissermaßen ein Alleinrecht auf den böhmischen Boden zu haben, und lausen

nach dem Fortschritt, dabei aber Verleugnung deutscher Kultur und Undankbarkeit gegen dieselbe, eine von wenigen Millionen gesprochene, zwar schöne und reiche, doch noch der Entwickelung bedürftige Sprache auf der tschechischen Seite — das sind die Gegensätze, die aufeinander prallen und so bald sich noch nicht ausgleichen werden, bis die richtige Form für das Nebeneinander, nicht Uebereinander in Böhmen gefunden sein wird. Auf das schöne, so recht im Herzen Europas gelegene Land mit seinen ungeheuren Hilfsquellen haben beide Völker gleiches Anrecht.

Auf die deutschen*) Völkerschaften der Markomannen und Quaden folgten in Böhmen die slawischen Tschechen. Wahrscheinlich fanden sie das Land nicht leer, sondern nahmen es im fünften Jahrhundert im Sturme der Völkerwanderung mit gewaffneter Hand. Dalimil erzählt uns ihren Einzug in seiner Reimchronik folgendermaßen: „In serbischer Sprache ist ein Land, des Name Chorwatien ist (Weißchorwatien in den hinterkarpathischen Ländern). In diesem Lande war ein Lech (Fürst), deß Name war Tschech; der hatte eines Mordes sich schuldig gemacht, wofür er sein Land verwirkte. Dieser Tschech hatte sechs Brüder, weshalb er Gewalt und Ehre hatte und vor ihnen viel Gefolge, die Tschech in einer Nacht zusammenrief und machte sich mit Allen aus dem Lande auf und zog von Wald zu Wald, die Kinder auf den Armen tragend" u. s. w.

Ganz Böhmen, und noch Strecken von Franken und Schlesien, wurden von den Tschechen in Besitz genommen. Berührungen und Kämpfe mit den Deutschen blieben nicht aus, und schon unter dem ersten bedeutenden Herrscher der Tschechen, Samo (wahrscheinlich einem Deutschen, denn Fredegar sagt von ihm natione francus), im siebenten Jahrhundert, traten Kriege zwischen Deutschen und Tschechen ein. Tributpflichtig ward dieses Volk zuerst unter Karl dem Großen den Deutschen; ja der Name dieses Fürsten war so achtunggebietend, daß er zur Bezeichnung der Königswürde (Kral) wurde. Von nun ab war der deutsche Einfluß auf die Tschechen ein fortwährender und das Abhängigkeitsverhältniß derselben, zwar oft unterbrochen, wurde stets wieder erneuert. Deutsche Kaiser trugen zugleich die böhmische Krone, Deutsche zogen von den Grenzen her in das Land oder wurden von den böhmischen Herrschern, trotzdem ihre eigene Nation einen verhältnißmäßig hohen Grad von Kultur einnahm, wegen ihres Fleißes und ihrer Gewerbthätigkeit herbeigezogen. Mit der Schlacht am Weißen Berge (1620) war das Schicksal Böhmens entschieden; eine massenhafte deutsche Einwanderung und theilweise Germanisirung der Tschechen begann, so daß heute von dem ehemals slawischen Böhmen über 37 Procent des Gesammtflächenraumes von Deutschen eingenommen wird.

Deutsche des Meißner Stammes leben im Norden und Osten Böhmens, Franken im Westen und Menschen des bayerisch-österreichischen Stammes im Süden und Südwesten. Auf 1,800,000 Seelen beläuft sich die deutsche Bevölkerung (beinahe 39 Procent der Gesammteinwohnerzahl), während gegen drei Millionen Tschechen kompakt im Innern des Landes wohnen, und nur durch eine schmale Zunge mit den übrigen Slawen in Mähren verbunden sind.

Der Norden und Nordwesten Böhmens ist ganz deutsch; von geringerer Ausdehnung erscheint das deutsche Sprachgebiet im übrigen Lande, wo dasselbe in mehreren, verschieden großen, von einander getrennten Partien vorkommt. Es sind dies der größte Theil des Böhmer Waldes und die südliche Hälfte des Budweiser Kreises; die Gegenden von Neubistritz und Neuhaus, um Stöcken und Frauenthal, bei Landskron, Grulich und Rokitnitz an der Grenze von Mähren und Schlesien, so wie der größte Theil des Riesengebirges. Kleine deutsche Ansiedelungen befinden sich allenthalben, besonders in den Städten und Industrieorten.

In den zwei Jahrhunderten, welche seit der Weißenberger Schlacht verflossen sind, haben die Tschechen viel zu leiden gehabt. Eine förmliche Knechtschaft, eine Bedrückung ihres guten Rechts begann; ihre Sprache, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten, Alles was ihnen theuer war, wurde von Seiten der Machthaber, nicht von Seiten des deutschen Volkes, mißachtet und gedrückt. Dazu gesellten sich die fortwährenden Einflüsse deutscher Kultur, welche das tschechische Volk dem Slawenthume zu entreißen drohten und denen sie Ebenbürtiges an die Seite zu stellen nicht hatten!

Nichtanerkennung unleugbarer Verdienste um das Land und der ewige, bis heute gehende Vorwurf „fremder Eindringlinge" erbitterte wieder die Deutschen und gestaltete so eine Art Nationalhaß zwischen beiden Völkern, die doch berufen sind, in Eintracht für das Gedeihen des schönen Landes zu sorgen. Schon der alte Sebastian Frank († 1545) sagt in seinem Weltbuche: „Behem seyndt ein reich, hoffartig volck, doch mit untrew und feyndtschafft gegen den Teutschen berüchtiget." Barbarische Landtagsbeschlüsse von Seiten der Tschechen, nach denen Deutschredende zu keinen Aemtern gelangen sollten, ja des Landes verwiesen wurden, verschlimmerten das Uebel, hinderten aber das Eindringen des Deutschthums nicht. Bis auf den heutigen Tag und zwar in immer heftigerer Weise dauern diese Reibungen, namentlich in den gebildeten Ständen, während bei der beiderseitigen Landbevölkerung sehr wenig davon zu spüren ist.*) Die Deutschen aber sind gar nicht Willens, das, was sie durch Jahrhunderte lange Arbeit erworben haben, ohne Weiteres aufzugeben; denn ihre Entfernung oder Tschechisirung ist trotz Allem, was man dagegen einwendet, der Grund- und Lieblingsgedanke der Tschechen, der freilich niemals verwirklicht werden kann.

Gegen die Bestrebungen der Tschechen in nationaler Beziehung, Hebung ihrer Literatur und Sprache, vollkommene Gleichberechtigung mit den Deutschen, läßt sich nichts einwenden. Ihr politisches Streben aber, die Wiedervereinigung von Böhmen, Mähren, Schlesien und womöglich auch der Lausitz! und damit herbeigeführte Majorisirung der Deutschen und Trennung vom deutschen Reiche, ruft die Deutschen dieser Länder energisch auf den Kampfplatz.

Wir gönnen den Tschechen aufrichtig und ehrlich ihre nationale Entwicklung, wir sind weit davon entfernt, abstreiten zu wollen, daß sie ein volles Anrecht auf eine nationale Bildung in den Schulen haben und daß in den Aemtern rein tschechischer Gegenden die tschechische Sprache die maßgebende sein soll. Aber sie mögen mit ihrer Erbitterung gegen das Deutschthum aufhören, dem sie unend-

---

Sturm gegen das Deutschthum. Die sieben und zwanzigste Sitzung des böhmischen Landtags (am 10. März) hat wieder einmal einen Beweis dafür geliefert. Palatzky hatte einen Antrag gestellt, der auf eine Wahländerung gerichtet war. Die Kommission hatte Verwerfung beantragt, welche dann auch mit 130 Stimmen gegen 78 Stimmen beschlossen wurde. Die Tragweite des Antrags ging darauf hin, den Tschechen eine größere Anzahl von Mitgliedern im Landtage zu verschaffen; auch war er implicite gegen die österreichische Februarverfassung gerichtet. Die deutschen Mitglieder durchschauten den Plan leicht; die Debatte war ungemein heftig und warf ein helles Schlaglicht auf die gegenseitige Stellung der beiden Nationalitäten in Böhmen. Im übrigen Deutschland sollte man diesen Verhältnissen billig weit mehr Beachtung zuwenden, als im Allgemeinen bisher geschehen ist. Der Abgeordnete Brinz äußerte: „Die Deutschen haben Grund zu der Befürchtung, daß sie kaum mehr eine ruhige Stunde haben dürften, wenn die Herrschaft über die Nationalität in die Hände ihrer Gegner gegeben würde". Und Herbst sprach mit Nachdruck: „Die Deutschen wollen den Frieden, aber eben deshalb wollen sie auch nicht die ewigen Hetzereien der Nationalitäten; sie wollen, daß der Verfassungsbau, dessen segensreiches Wirken sie bereits empfunden, erstarke und sich kräftige." A.

*) Es ist nöthig, hier den Nachdruck auf „deutsch" zu legen, da bekanntlich in neuerer Zeit von Seiten der Tschechen, gegen alles geschichtliche Zeugniß die Behauptung aufgestellt ward, die Markomannen seien Slawen und zwar die Morawanen-Mährer gewesen!!

*) Daß z. B. die deutsche Sprache den gebildeten Tschechen verhaßt ist, obgleich sie dieselbe sehr gut verstehen, ersieht man daraus, daß sie sich französche Telegramme schicken, da die Telegraphen tschechische Depeschen nicht befördern.

lichen Dank schuldig sind, und diesem nicht in die Schuhe schieben, was, in falsch verstandenem Eifer, die Regierung für die Germanisirung thut. Die Tschechen sind gleichsam eine Brücke vom Slawenthum zum Germanenthum; sie können sich die schöne und edle Aufgabe stellen, das viele Gute, was ihnen deutsche Kultur und Bildung bietet, ihren slawischen Stammbrüdern zu vermitteln. Dazu ist aber vor Allem nothwendig, sich nicht in eine grenzenlose nationale Selbstüberhebung, in einen einfältigen Dünkel hineinzureden, der da glaubt, schon mit den bedeutend weiter vorgeschrittenen Germanen und Romanen auf gleicher Stufe zu stehen. Gewiß hat nationales Selbstbewußtsein seinen hohen Werth, und wir sind weit davon entfernt, Erniedrigung des einen Volkes vor dem andern zu verlangen; so lange aber die Tschechen und slawischen Völker überhaupt noch keine Leistungen in Wissenschaft und Kunst aufzuweisen haben, die denen der west- und mitteleuropäischen Völker gleichstehen, mögen sie sich bescheiden und das Gute derselben annehmen und bei sich verarbeiten, oder, wenn sie stark genug dazu sind, Eigenartiges bieten. Mit Verleugnung und Mißachtung deutscher Kultur, überhaupt mit der bloßen Verneinung, so wie mit durch nichts begründeten Formeln, wie das beliebte „die Zukunft gehört den Slawen" kommt man nicht weiter. Und trotz aller Verleugnung, Mißachtung und Verneinung dringt doch deutsche Kultur unaufhaltsam bei ihnen ein; jede neue Eisenbahnschiene, die von Deutschen bewohnte Gegenden mit den tschechischen Theilen Böhmens verbindet, ist ein Laufgraben, eine Mine, die mitten in das tschechische Lager führt; sie ist es durch Handel und Verkehr, die doch einmal in Böhmen deutsch sind; sie ist ein Haltpunkt, an dem das germanische Element in das Herz des Tschechenlandes eindringt und sich weiter verbreitet.

Es ist in neuerer Zeit unter den Tschechen Mode geworden, alle deutschen Einflüsse zu leugnen und das, was sie sind, als einen Ausfluß des Slawenthums hinzustellen, trotzdem hundert und aber hundertmal das Gegentheil bewiesen worden ist. Sie helfen sich mit wohlfeilem Spott über die „deutschen Kulturträger" hinweg. Ohne deutschen Einfluß, ohne Befruchtung von Seiten derselben, wo stünden sie heute? Polen und Tschechen, die westlichen Vorposten der Slawen, stehen unter diesen am höchsten in der Kultur, lediglich in Folge der von ihnen aufgenommenen westlichen Bildung. Die anderen Slawen sind weit zurück. Dort blieb der slawische Genius reiner, unvermischter — allein eben deshalb auch auf einer niedrigern Stufe. In Böhmen aber kann man keinen Schritt thun, ohne auf Werke der Deutschen zu stoßen.

Wenn man die alte Königsstadt Prag (tschechisch: Praha) betritt, so fällt jedem Reisenden zunächst der imposante Hradschin in die Augen. Ueber dem Häusermeere desselben mit seinen tausend Fenstern ragt ein unvollendetes herrliches Werk deutscher Baukunst zum Himmel; es ist der Veitsdom, der ebenbürtige Bruder des Kölner Domes, erbaut von dem deutschen Peter Arler (d. i. der Parlir) von Gmünd *). Vor dem Dome steht eine alte Bronzestatue, von Kunstkennern weit und breit bewundert wegen der Zierlichkeit ihres Gusses. Sie stellt den heiligen Georg zu Pferde dar, wie er den Lindwurm ersticht, und ist ein Werk der deutschen Gebrüder Klussenberg.

Wir steigen vom Hradschin herab. Die berühmte steinerne Moldaubrücke, sie ist gleichfalls ein Werk des deutschen Peter Arler; die Statue Karls IV. am Altstädter Brückenthurm hat den deutschen Bildhauer Hähnel in Dresden zu ihrem Meister; die schöne Teinkirche auf dem Ring ward von deutschen Kaufleuten gebaut. Das Radetzky- und Franzensmonument, diese zwei Zierden Prags, wurden von deutschen Bildhauern gearbeitet; die großartigen Eisenbahnbauten, die Prag aufzuweisen hat, sie sind das Werk von Deutschen. Nehmt dazu die Schilder an den Häusern, die vorwiegend in deutscher Sprache abgefaßt sind; nehmt

*) Daraus, daß auf der Büste Peter's im Triforium des Prager Domes, dessen Vater „de Polonia" zubenannt wird, hat man ihn zu einem Franzosen aus Boulogne stempeln wollen!

die deutsche Sprache, mit der man euch in den Gasthäusern und Kaufläden anredet, und ihr werdet finden — doch nein! Prag ist eine „rein tschechische" Stadt, denn der böhmische Historiograph Palatzky hat es gesagt!

Ein deutscher *) Kaiser, Karl IV., der seine deutsche Stellung mißbrauchte, um die Krone Böhmens auf Deutschlands Kosten zu heben, war es, unter dem Böhmen einen hohen Aufschwung nahm; unter einem deutschen Kaiser, Rudolf II., verweilten die ersten Koryphäen der Kunst und Wissenschaft in Prag, zumeist Männer germanischer Abkunft, wie Tycho de Brahe und die lustige Schaar niederländischer Künstler. Fast von Anbeginn der Geschichte Prags treffen wir dort Deutsche und Tschechen nebeneinander; wir sollten deshalb meinen, daß die mehr als vierzigtausend Deutschen in Prag, der gebildetere und wohlhabendere Theil der Bevölkerung, doch auch ein Anrecht auf das Dasein in dieser „rein tschechischen" Stadt haben.

Böhmen steht heute in industrieller Beziehung unter den Ländern der österreichischen Monarchie in erster Reihe. Und wem hat es dies anders zu verdanken als den Deutschen? Die Groß-Industrie ist dort deutsch, das Kleingewerbe blieb in den Händen der Tschechen. Was Reichenberg durch Johann Libig ist, dürfte bekannt sein; die berühmte böhmische Glasfabrikation hat ihren Sitz in den deutschen Orten Gablenz, Haida, Steinschönau; die Prozellanfabrikation ward durch einen Deutschen, Habernitzky, in Böhmen eingeführt, die schwunghaft betriebene Nadelfabrikation in Karlsbad ist deutsch, die Fabrikation chemischer Produkte in Aussig gleichfalls, ebenso die großartige Erzeugung von Bleistiften in Budweis. Oberleitensdorf ist der Sitz der bedeutenden Spielwaarenfabrikation; die Zündholzfabrikation, Eisenindustrie, Rübenzuckerfabrikation sind fast ausschließlich in den Händen deutscher Industriellen. Ein Deutscher, Salomon, war es, welcher die Leinenindustrie in Böhmen begründete und ein Deutscher, Franz Richter, ward der Reformator der Weberei und Spinnerei in Böhmen.

Sicher, die Deutschen in Böhmen sind keine bloßen slawisch-germanischen Bankerte, sie sind in Allem vollwichtige Kinder des großen gemeinsamen Vaterlandes, auf die es stolz sein kann. Um nur aus der neuesten Zeit einige tüchtige Männer anzuführen, welche Böhmen Deutschland schenkte, nennen wir: die Mediciner Oppolzer, Hyrtl, Arlt, den Astronomen Littrow, die Mineralogen Haidinger und Reuß, den Ethnographen und Statistiker Czörnig, die Dichter Moritz Hartmann und Alfred Meißner, die Musiker Schulhof, Moscheles u. A. **).

Wir sind nicht grausam, wir stellen den Tschechen nicht die Leistungen des gesammten Deutschthums gegenüber, wir halten ihnen nur einen Spiegel der so geschmähten Deutschböhmen vor. Auch die Tschechen haben ihre bedeutenden Männer gehabt, ihre Geschichte ist reich an markigen Erscheinungen; sie haben Leute gestellt, die in den Wissenschaften Ersprießliches hervorbrachten, ohne Größen zu sein. Sehen wir von dem Einen Huß ab †), so finden wir außer ihm und seinen Erfolgen nichts Weitergreifendes, Umgestaltendes, für die ganze Kultur der Menschheit Werthvolles, wie es Germanen und Romanen in so großer Fülle bieten.

Großes geleistet aber haben die Tschechen in der Absprechung von Verdiensten anderer Völker und in Aneignung derselben, wie einige Beispiele zu Genüge beweisen mögen.

*) Daß Karl IV. deutscher Kaiser gewesen, können die Tschechen leider nicht abstreiten, daß aber die Lützelburger, aus deren Geschlecht Karl IV. stammte, der Nationalität nach Franzosen seien, das zu beweisen hat Professor Tomek in Prag unternommen, um so den Aufschwung, den Böhmen unter den Kaisern aus jenem Hause nahm, ja nicht von Deutschen ableiten zu müssen!

**) Vergl. die Deutschen in Böhmen in Kolatschek's Stimmen der Zeit. 1861. —

†) Johann Huß erhielt seine reformatorischen Anregungen durch den Germanen Wickliffe. A.

Solche krankhafte Gelüste müssen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Wer einmal die wenig Stunden von Prag entfernte alte Burg Karlstein, die jetzt mit der Westbahn leicht zu erreichen ist, besuchte, wird sich gewiß eines wehmüthigen Eindrucks nicht erwehren können, den die Ueberreste der einstigen Pracht und Herrlichkeit auf ihn hervorbringen. Mit Ehrfurcht betrachtet der Wanderer die Kunstwerke, welche vor fünf Jahrhunderten dort aufgestellt wurden und sich theilweise noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Karlstein — diesen deutschen Namen nennt der lateinische Stiftungsbrief von 1357 — ward nach der Schilderung der Burg des heiligen Gral auf Montsalwatsch in Wolfram von Eschenbach's Titurel auf einem blauen Marmorkalkfelsen gebaut, auf den buchstäblich die Beschreibung des deutschen Rittergedichtes paßt:

> Ueberall so michel
> Ein felse wag, von Grunde
> Nicht anders denn Onichel.

Karl IV., jener Kaiser, von dessen Thätigkeit für Böhmen jede Scholle des Landes predigt, bestimmte Karlstein zum Aufbewahrungsorte für die deutschen und böhmischen Reichsinsignien, und dieser würdig, wurde er auf's Herrlichste mit Bildwerken ausgeschmückt.

Ein Theil der Wandgemälde stammt von dem Straßburger Niklas Wurmser; sehr interessante Bruststücke auf Holz und Gipsgrund gemalt, meist Heilige darstellend, von dem tschechischen Meister Theodorich von Prag, bewahrt die Kreuzkapelle auf, in der sich auch die zwei berühmten Temperabilder des Italieners Tommasino de Mutina befinden. Diese zwei schönen Bilder, ein Ecce homo und eine Muttergottes mit dem Christusknaben, welche das Gepräge italienischer Malerei an der Stirne tragen, sollten dazu beitragen, den Glanz einer „alttschechischen Malerschule" verherrlichen zu helfen. Thomas von Modena schrieb sich nach alter Weise de Mutina (denn das ist der alte lateinische Name der italienischen Stadt), und da nun im Klatlauer Kreise ein tschechisches Dorf Mutina (deutsch Muttersdorf) liegt, so mußte der Künstler dort geboren sein. Nur allein Abbé Dobrowsky belächelte diesen Wahn, und Seroux d'Agincourt bewies später schlagend die italienische Abkunft des Thomas.

Die Annektirungen der Tschechen lassen sich schon in früheren Zeiten nachweisen, und nicht nur die Deutschen, sondern auch die alten griechischen Dichter mußten den Stoff liefern. So bewies ein eingefleischter Tscheche, Johann Jakob Curtius, weiland Rudolf's II. Kanzler, daß Anakreon nicht zu Teos in Jonien, sondern in der Umgebung von Leitomischl in Böhmen geboren sei; Lessing, dieser urdeutsche Mann, war eigentlich ein Slawe, denn, so lautet die famose Schlußfolgerung, sein Geburtsort Kamenz (d. h. Steinstadt) führt eine slawische Benennung und gehörte ehemals zur böhmischen Krone, und sein eigener Name läßt sich nur aus dem slawischen lesni, Förster, ableiten. Demnach müßten auch der Lausitzer Fichte und alle in Nordostdeutschland geborene große Männer Slawen sein.

Es geht diese Annektirungssucht ganz natürlich daraus hervor, daß die Tschechen, wie die Slawen überhaupt, im Gebiete der Wissenschaften und Künste sehr wenig bedeutende Leute aufzuweisen haben. Darum nur frisch den Nachbarn das Ihrige abgesprochen! Man weiß ja, wie lange sie die Behauptung aufstellten, Johannes Gensfleisch zum Gutenberg sei ein vertriebener Hussit „Jan" aus der Stadt Kuttenberg in Böhmen gewesen, der nach der Schlacht bei Lipan flüchten mußte. Also gehört den Tschechen die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst. Herr Professor Wocel in Prag hat dies sogar in einem tschechischen Gedichte, „Das Labyrinth des Ruhmes" betitelt, sehr anschaulich geschildert. Das geht denn doch noch himmelweit über den Harlemer Koster!

Aus allerneuester Zeit können wir noch zwei Annektirungen melden, wenn wir von dem zum Tschechen gemachten, von deutschen (sächsischen) Eltern in Chrudim geborenen Erfinder der Schiffsschraube, Ressel, ganz absehen wollen. Da es den Tschechen an großen Komponisten fehlt, so wurde vor zwei Jahren Karl Maria von Weber, bekanntlich zu Eutin geboren, „als dem Wesen seiner Musik nach ein Tscheche", zum Slawen gestempelt, und warum? Weil er im Freischütz einige tschechische Volksliedermelodien benutzt hatte!

Etwa eine Stunde aufwärts von dem alten Städtchen Beraun liegt in dem romantischen Thale der Mies das Dorf Stradonitz, in dem sich eine neue Kapelle erhebt, die dem heiligen Liborius geweiht ist. Bei der Einsegnung derselben fand es der weihende Priester für angemessen, den Schauplatz von „Schiller's Gang nach dem Eisenhammer" in diese Gegend zu verlegen. Schloß Nischburg, in der Nähe auf hohem Felsen, war des Grafen Sitz; in der jetzt eingerissenen alten Kapelle zu Stradonitz sprach Fridolin der Paternoster vier und kam darauf zu dem benachbarten Eisenwerk Althütten, wo aber bereits der Jäger Robert seinen Tod in den Schmelzöfen gefunden hatte. Seitdem man dies dem gläubigen Volk erzählte, geht allerdings die Sage in jenen Orten, und man taufte sogar ein Wirthshaus: Zum Fridolin. Unser Schiller aber bearbeitete nach dieser „tschechischen Volkssage" seinen berühmten Gang nach dem Eisenhammer, trotzdem der Schauplatz Burg Zabern (Savern) im Elsaß ist*)!

*) Die größte aus slawischer Annektirungswuth hervorgegangene Verirrung ist jedenfalls die Storoitalia slavjanska des Slowaken Kolar, ein Buch, in welchem die alte Kultur der Römer vom Slawenthum abgeleitet wird.

Wittwenverbrennungen in Indien.

Neulich meldeten wir, daß in Indien in der jüngsten Zeit dergleichen wieder vorgekommen seien. Jetzt finden wir ein Schreiben, welches Saïd Abdulat, Professor des Hindustani an der Londoner Universität, veröffentlicht hat. Der Verfasser ist Mirza Abbas, der im englischen Collegium zu Delhi studirte. Der Brief ist datirt aus Ambah im Distrikt Gwalior, vom 26. November 1862, und lautet wie folgt: —

Naud Kischore Thakur starb zu Udeipur am 27. Oktober; seine Wittwe verbrannte sich freiwillig mit der Leiche ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen. Ein Augenzeuge berichtet, daß man den Todten zwischen hohe Holzstöße gelegt hatte. Als die Flammen emporzulodern anfingen, bereitete die Frau sich zum Tode. Die Verwandten ihres Mannes gaben ihr das feierliche Geleit bis zur Verbrennungsstätte; Musiker zogen voran; die nächste Umgebung der Opferwilligen bestand aus Jünglingen und jungen Mädchen. Sie stürzte sich dann in den feurigen Ofen und war nach wenigen Augenblicken durch Hitze und Qualm erstickt.

Die Polizei erfuhr erst von dem barbarischen Opfer, nachdem Alles vorüber war. Sie eilte dann herbei und wollte die Verwandten der Wittwe als Mitschuldige verhaften. Aber diese Männer, Dalthaman, Zemin Paul und Murli Dhar, hatten etwa dritthalbhundert bewaffnete Leute bei sich, leisteten Widerstand und die schwächere Polizei mußte weichen. Als aber der Maharadscha von Gwalior (— er ist ein Maharatte und den Engländern nur mittelbar unter-

worfen —) von der Sache hörte, ließ er zwei Kompagnien Infanterie und eine Batterie ausrücken, um die Schuldigen zu verhaften. Aber erst vor vier Tagen, am 22. November, konnte der Hauptanstifter Dalthaman nebst seinen Verwandten und Anhängern verhaftet werden, und es gab dabei doch einige Unruhen. Er hatte sich in eine Burg zurückgezogen, die aber umzingelt und mit Kanonen beschossen wurde. Die Belagerten ihrerseits hatten kein schweres Geschütz und mußten sich ergeben; jetzt sind sie alle gefangen und erwarten ihr Urtheil. Wahrscheinlich werden sie zum Tode verurtheilt und man zieht ihre Güter ein.

Das Alles entspringt aus dem barbarischen Glauben vieler Eingeborenen, und nur eine gute Erziehung wird allmälig dazu beitragen, daß solche Abscheulichkeiten aufhören. Denn die Satti, das heißt der Brauch, daß eine Wittwe sich mit der Leiche ihres Mannes verbrennt, ist in Indien sehr alt, obwohl in Manus Gesetzen desselben keine Erwähnung geschieht. Aber der griechische Geschichtschreiber Diodorus Siculus hat schon vor achtzehnhundert Jahren eine Beschreibung derselben geliefert, welche auch heute noch vollkommen paßt.

In der Präsidentschaft Bengalen kommen Wittwenverbrennungen nicht vor, und die Bewohner derselben haben vor den Sattis einen ebenso tiefen Abscheu wie die Christen. In der Provinz Audh hatten sie sich aber erhalten; seitdem jedoch dieses vormalige Königreich eine britische Besitzung geworden ist, wollen die Leute auch dort von der Satti nichts mehr wissen. In Familien von hohem Rang ist es Sitte, daß die Fürsten selber den Wittwen Trost einsprechen, denn diese Bethörten halten es für einen Schimpf, daß sie sich nicht mit verbrennen dürfen; um Unheil zu verhüten, schafft man deshalb die Leiche so rasch als möglich fort.

Wie tief die Satti eingewurzelt war und wie es dabei zuging, davon kann ich Ihnen als Augenzeuge ein Beispiel erzählen. Ich stand am 28. Juni 1839 in Lahore (— der Hauptstadt des nun den Engländern unterworfenen Reiches der Sikhs —) vor dem Thore des Hazori-Bang Palastes. Damals fand die Leichenfeierlichkeit für den berühmten Beherrscher des Pendschab, den Maharadscha Randschit Singh, statt, und das ganze Schauspiel hat auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mich auch heute noch aller Einzelnheiten genau erinnere.

Die Kanonen donnerten, die ganze Bevölkerung von Lahore war auf den Beinen, eine zahlreiche Spielbande kam aus dem Palast und hinter ihr gingen die Frauen in feierlichem Zuge. Die Leiche des großen Königs wurde auf einen aus duftendem Sandelholz errichteten Scheiterhaufen gelegt, und als die Flammen emporschlugen, trafen die Unglücklichen ihre Vorkehrungen zum Tode. Zwei jener Wittwen waren höchstens sechszehn Jahre alt. Diese schönen Weiber blickten stolz und triumphirend umher, gleichsam um zu zeigen, wie glücklich sie darüber waren, daß sie zum ersten Mal im Leben ihre Reize vor den Leuten zur Schau stellen konnten. (— Frauen von Rang dürfen sich nicht öffentlich zeigen, sondern werden im Zenana eingeschlossen gehalten, wie die Mohammedanerinnen im Harêm. —)

Sie nahmen sich selber die Edelsteine und Juwelen ab, vertheilten dieselben an ihre Verwandten und ließen sich Spiegel geben. Dann gingen sie langsam, feierlichen Schrittes um den Scheiterhaufen, sahen einander fragend an, ob wohl ihre Mienen irgend welche Aengstlichkeit verriethen; bald warfen sie sich in die Flammen. Noch sieben andere Frauen von geringerm Range weihten sich in derselben Weise dem Tode, aber sie zeigten sich nicht so entschlossen und starr, denn als sie dem Holzstoße nahe traten, malte sich Schrecken in ihren Mienen. Aber an Entrinnen war ja nicht zu denken und so stürzten denn auch sie sich in die rothe Glut hinein! —

Buntes aus Australien.

Wir finden in Nr. 107 der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania allerlei Notizen, welche dazu beitragen können, einen Einblick in die Kolonialverhältnisse Australiens zu verschaffen; wir geben deshalb Auszüge:

Heißer Sommer. In Deutschland hatte man einen sehr milden Winter, zu derselben Zeit litt Victoria an einem ungemein heißen Sommer. Die Germania schreibt: Am letzten Tage des verflossenen Jahres wehte ein sehr lästig heißer Nordwind und das Thermometer stieg an geschützten schattigen Orten bis 32° Reaumur. Gegen Abend stellte sich ein schwüles Gewitter mit Regenschauern ein, und so erfreute man sich am ersten Tage des neuen Jahres des angenehmsten Wetters. Dieses hatte einen großen Theil der Bewohner Melbournes auf die Beine gebracht, und Tausende strömten schon vom Morgen an, theils in Wagen, theils zu Fuß in langen Zügen nach den verschiedenen öffentlichen Buschpartien, um dort in Gottes freier Natur bei Tanz, Spiel und sonstigen geselligen Unterhaltungen die immer mehr in Aufnahme kommenden Pic-Nics zu begehen. Alle öffentlichen Parks waren belebt mit solchen Gesellschaften, besonders der Studley-Park, der Survey-Paddock, der Royal-Park, Princes-Park und die Gegenden bei St. Kilda und Brighton. Auch die beiden hiesigen nichtkranken deutschen Vereine — denn es giebt bekanntlich auch noch einen dritten deutschen Verein, den Krankenverein — nämlich der deutsche Verein und der deutsche Turnverein, hielten ihr Neujahrs-Picnic, diesmal jedoch separirt, ersterer in der Yacra-Bend-Reserve, letzterer im Survey-Paddock. Jeder dieser Vereine hatte ein gutes Musikchor engagirt und die Picnic-Plätze sollen sehr zahlreich besucht gewesen und es natürlich sehr heiter zugegangen sein.

Der 8. Januar war wiederum ein sehr heißer Tag. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags zeigte das Thermometer beim Juwelier-Gewölbe der Herren Wenzel & Enes in Bourke-Street 101° im Schatten, 98° um 6 Uhr und 88° um 7 Uhr Abends. — Ein furchtbares Buschfeuer wüthet seit einer Woche in der Umgebung von Gisborne. Die Waldung, welche Mount Macedon bedeckt, steht an mehreren Stellen seit 14 Tagen in Brand, wodurch nicht nur die vielen dortigen Sägemühlen bedroht sind, sondern auch die dortigen Holzvorräthe zerstört wurden.

Rasche Seefahrt. Das Klipperschiff Essex, welches am 30. Oktober Plymouth in England verlassen hatte, warf schon am 10. Januar 1863 in der Hobsons-Bay seine Anker aus. Es hatte demnach die Fahrt nach Australien in ein und siebenzig Tagen zurückgelegt.

Höhe der australischen Berge. Nach Messungen, welche ein deutscher Naturforscher, Professor Neumayer, angestellt hat, ergab sich Folgendes:

Der Beechworth liegt 1785 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; Mount Gibbo 4500; Mount Koscinsko 7285; Omeo 1900 (auf früheren Karten zu 3100 Fuß angenommen); Cobungara 2900; Flour Bag 4200; Dead Timberhill 5200; Stony Point 6300; Mount Feathertop 6500; Little River Camp 5700; Zusammenfluß des Feathertop Creek mit dem Ovens River 1200; Morse's Creek 950.

Letzterer Ort soll eine der schönsten Fernsichten in Victoria bieten, besonders nach dem Great Dividing Ranges, dem Bogong- und anderen Gebirgen.

Wo bleibt der Frosch zur Zeit der Trockenheit? Man hat bisher, besonders in den nördlichen Distrikten Australiens, immer nicht gewußt, wohin der Frosch während der großen Trockenheit seinen Zufluchtsort nimmt. Der Erforschungsreisende Howitt giebt darüber folgenden Aufschluß: Der australische Frosch zieht sein natürliches Element anderen vor, und ehe die Trockenheit beginnt, trifft er Vorkehrungen, um solche zu überstehen. Sich nämlich durch den Sand einige Fuß tief ein Loch bohrend, bildet er sodann einen ungefähr 3 Zoll im Umkreise messenden Behälter, welchen er mit frischem Wasser füllt; außerdem versieht er sich selbst reichlich damit und bleibt bis zur nassen Jahreszeit vergraben. Diesen Umstand entdeckte Herr Howitt durch die Eingeborenen, welche sehr geschickt die Spuren des Frosches aufzusuchen verstehen, und nachdem sie dessen Aufenthaltsort aufgefunden, den Wasserbehälter austrinken und den Frosch selbst der Lubra und sonstigen Mitgliedschaft kredenzen.

Botanisches. Dr. Murray, welcher Howitt's Expedition begleitete, soll eine interessante Sammlung der Flora des Cooper-Creek-Distrikts mitgebracht haben; außerdem 17 verschiedene Arten einheimische Hölzer, die Herrn Dr. Müller zur Klassifikation übersandt wurden. Ein starkes narkotisches Gewächs, Pitcheree (Pitschiri), welches die Eingeborenen anstatt des Tabaks kauen und den Saft verschlucken, ist Dr. Macadam zur Analysirung übergeben worden.

Feigen und Wein. In Campbells Creek hat man Feigen gezogen, die 7 Zoll an Umfang haben sollen. Kapitän Simpson sagt, daß er selbst in Smyrna und Konstantinopel derartige große Früchte nicht gesehen habe. — In Melbourne wird jetzt viel südaustralischer Wein eingeführt. So z. B. ließ die Firma Davis und Co. ohnlängst 550 Oxhofte zum Werthe von 7000 Pfd. St. kommen. Unter diesen Weinen befindet sich auch das Erzeugniß unseres Landsmanns Sobels in Tanunda.

Die Akklimatisirungs-Gesellschaft in Melbourne hat aus Port Natal, Südostafrika, eine Gnu-Antilope erhalten. Es waren mehrere eingeschifft worden, aber nur diese eine überstand die Reise. Mehrere Axis-Antilopen sind am Sugarloafhill in Freiheit gesetzt worden, und man hofft, daß sie sich in der Wildniß fortpflanzen.

Dieselbe Gesellschaft hat Preise für Vernichtung der Falken ausgesetzt, weil dieselben unter den neueingeführten Vögeln, z. B. den Lerchen, große Verwüstung anrichten. Wer einen Falkenkopf einbringt, erhält 20 Silbergroschen.

Seidenwürmerzucht in Tasmanien. Die ehemalige Verbrecherkolonie Vandiemens-Land macht in diesem Gewerbszweige Fortschritte. Die Anregung dazu gaben Deutsche, namentlich ein Herr Stutzer, welcher auch Samen von dem weißen indischen Maulbeerbaume vertheilt hat.

Aus Südaustralien. Dort erschienen seither zwei deutsche Zeitungen; die eine derselben, zu Tanunda, hieß Südaustralische Zeitung; sie ist dem Herausgeber des Globus mehrmals von unbekannter Hand zugesandt worden und wir haben Auszüge daraus gegeben. Nun hat sie aufgehört und ist mit der deutschen Zeitung in Adelaïde verschmolzen; diese führt jetzt den Titel: Südaustralische Zeitung. Zwei Blätter waren zu viel für die höchstens 15,000 Köpfe zählende deutsche Bevölkerung jener Kolonie.

Südaustralien hat gegenwärtig etwa 135,000 Einwohner, welche ungefähr 2½ Millionen Acres Land inne haben; davon sind etwa 500,000 unter Anbau. Die Kolonisten haben außerdem 45,000 Quadratmiles Kronländereien für Rindvieh- und Schafzucht gemiethet; sie besitzen 50 bis 60,000 Pferde, 27,000 Häupter großes Rindvieh und weit über 3 Millionen Stück Schafe. Mit Wein sind nahezu 4000 Acres bebaut (mehr als 3 Millionen Weinstöcke). Die Ernte wird für 1863 etwa 40,000 Tons Getreide zur Ausfuhr übrig lassen; außerdem werden 14 Mill. Pfund Wolle und 80,000 Centner Kupfer zur Ausfuhr kommen. Die Handelsbewegung von Südaustralien (Ein- und Ausfuhr, die so ziemlich einander die Wage halten) wird für 1863 auf etwa 4 Millionen Pfund Sterling veranschlagt.

Das von Stuart erforschte Land wird nicht lange unbenutzt bleiben. Schon im Januar waren südaustralische Heerdenbesitzer mit Vorbereitungen beschäftigt, um Schafe dorthin zu treiben. Andere Männer waren bereits abgegangen, um in der von Mac Kinlay entdeckten Goldregion zu „prospekten".

Neuseelands Goldertrag ist wirklich kein Mondschein. Die amtlichen Nachweisungen ergeben, daß vom 1. April bis zum 30. September 1862 zur Ausfuhr gelangten: 538,560 Unzen Goldes, im Werthe von 2,086,921 Pfd. Sterling, also etwa 14 Millionen Thaler! Das läßt sich hören. Davon kamen auf Auckland 2383, Nelson 196,719, Otago 1,887,819 Pfd. Sterling. Dazu kommt, was im Lande selbst bleibt. Die australischen Blätter sind gefüllt mit Nachrichten über die große Ergiebigkeit der neuseeländischen Goldfelder und über die Entdeckung vieler neuen Goldgegenden.

Anerkennung für Entdeckungsreisende. In einer zu Brisbane, der Hauptstadt von Queensland, am 8. December 1862 abgehaltenen großen Volksversammlung, bei welcher der Gouverneur Bowen den Vorsitz führte, wurde dem Reisenden Landsborough, in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung Nordaustraliens, eine Dankadresse überreicht. Auch ist ihm im gesetzgebenden Rath ein Sitz zuertheilt worden. L. wollte mit dem nächsten Dampfer zu einem Besuche nach England abgehen. In Sydney hielt man ihm zu Ehren ein großes Zweckessen.

In Südaustralien war die Heimkehr Stuarts ein wahrer Triumphzug. Als er in die weniger dünn bevölkerten Theile der Kolonie kam, wurde er überall festlich begrüßt. Gleich in Koringa überreichte man ihm eine Glückwunschadresse; in Kapunda, Gawler Town und Nord-Adelaide empfing man ihn mit Enthusiasmus. Aber er war krank und matt und litt schwer an den Nachwirkungen des Scharbocks. In der Stadt Adelaide selbst war der Bahnhof mit einer großen Menschenmasse angefüllt, und beim Aussteigen lief der kranke Stuart Gefahr, von den Leuten erdrückt zu werden. Die Polizei konnte ihm nur mit Mühe eine Gasse schaffen. Dann hatte er noch einige Anreden von Magistratspersonen zu überstehen.

Die Ueberreste von Burke und Wills sind nun in Melbourne begraben worden. Wir meldeten neulich im Globus, daß Howitt die Gebeine der Reisenden in einem Sacke heimgebracht habe. Am 28. December kam er damit per Schiff von Adelaide an; dann wurden sie auf einem Leichenwagen nach dem Gebäude der Royal Society gebracht.

Die Begräbnißfeier fand am 21. Januar mit großem Pomp statt. Die Särge hatten auf einem prachtvollen Katafalk zur Schau gestanden; jeder Leichenwagen wurde von sechs Pferden gezogen, alle Minuten Trauerschüsse abgefeuert, so lange der Zug in Bewegung war. In ihm waren alle Behörden, Vereine etc. vertreten, sämmtliche Läden und Regierungsbureaux geschlossen. Am Abend wurde eine große Versammlung gehalten, um den Herren Hyte, Howitt und einigen Anderen eine Dankadresse wegen ihrer Bemühungen um Burke's Expedition zu überreichen. Die Verhandlungen waren ungemein stürmisch. Es begab sich, wie aus den langen Reden, welche wir in der „Germania" finden, hervorgeht, daß Burke für die Expedition gewählt wurde, weil eben kein Besserer verfügbar war. Der Bürgermeister meinte:

für Gray (welcher während der Expedition starb) sei es eben so ehrenvoll, daß seine Ueberreste an dem Orte lägen, wo er seinen Geist aufgegeben habe, als in Melbourne. Es wäre besser gewesen, man hätte auch Burke und Wills liegen lassen, wo sie gestorben seien, aber Land und Parlament hätten anders verfügt.

Gegen das Komité, auf dessen Veranstaltung Burke's Entdeckungsreise statt fand, herrscht ein weit verbreiteter Unwille; man giebt ihm viele Mißgriffe schuld. In Freyer's Creek wurde eine Volksversammlung abgehalten, welche beschloß, dem unglücklichen Gray ein Denkmal zu errichten; das Komité habe pflichtvergessen gehandelt, weil es nur Burke's und Wills' Gebeine nach Melbourne bringen ließ.

Der Drang, Denkmäler zu errichten, ist in Victoria lebhaft; in Ballarat ist man übereingekommen, ein Monument für sämmtliche „victorianische Entdeckungsreisende", die todten wie die lebenden, aufzustellen.

Das neue Territorium Stickin im britischen Nordwest-Amerika.

Rußland besitzt in Nordamerika am Großen Weltmeer ein Gebiet, das sich von 54° 40′ bis 71° 23′ nördlicher Breite erstreckt, und einen Flächenraum von mehr als 27,000 deutschen Geviertmeilen einnimmt. Aber zwischen der Behrings-Bay im Norden und der Dixons-Straße im Süden bildet dieses Territorium nur einen schmalen Küstensaum, und die Niederlassungen der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft liegen zumeist auf Inseln oder dicht am Gestade des Kontinents.

Die ganze nordwestliche Halbinsel im Norden der Behrings-Bay, also der äußerste Vorsprung des Festlandes, zwischen dem Großen Ocean, der Behrings-Straße und dem nördlichen Eismeer ist den Russen unterworfen; weiter südlich gehörte das Innere zum britischen Gebiete, zu den Besitzungen der Hudsons-Bay-Kompagnie, und bildet den nördlichen Theil von Neu-Caledonien. Wir haben mehrfach hervorgehoben, daß dieser Name seit 1858 in Britisch Columbia umgewandelt worden ist. Zu den Flüssen, welche aus dem britischen Gebiete her in den russischen Besitzungen münden, gehört auch der Stickin oder, wie die Engländer schreiben, Stekeene. An dessen Mündung hatte die russische Kompagnie einen Handelsposten angelegt, Fort Stickin am Fredericksund, unter 56° 50′ N. Br. Sie überließ denselben pachtweis an die Hudsonsbai-Gesellschaft, welche ihr als Pachtschilling alljährlich eine bestimmte Menge von Seeotterfellen und von Lebensmitteln gab.

Von Zeit zu Zeit lasen wir, daß Goldgräber bis in die nördlichen Einöden am Stickin geschweift seien und in jener Region eine Menge edlen Metalles gefunden hätten. Jetzt eben ersehen wir nun aus einer der neuesten Nummern des deutschen „San Francisco-Demokrat", daß durch einen Regierungserlaß der Königin Victoria der bisherige Distrikt „Stekeene" zu einer selbständigen Kolonie unter dem Namen Territorium Stekeene erhoben worden sei. Derselbe wird begrenzt im Süden und Westen von den russischen Besitzungen, im Norden vom 65. Breitengrade, im Osten vom 105. Längengrade. Vorläufig steht das neue Territorium unter dem Gouverneur von Britisch Columbia; dieser ernennt die Beamten, regelt die Bergwerksverhältnisse und das Obergericht ist beiden Kolonien gemeinschaftlich.

So lange nur Pelzjäger und Pelzhändler jene Region durchzogen, blieb sie, was sie stets gewesen, eine Einöde; seitdem aber Goldgräber dorthin strömen, ist reges Leben erwacht, und es haben sich, was in der Beschaffenheit der Sache liegt, Niederlassungen gebildet, in denen die Menschen vorerst zu Hunderten, bald aber auch zu Tausenden beisammen wohnen. Die Civilisation rückt ein.

An und für sich könnte es unbelangreich erscheinen, ob England die Zahl seiner zwei und funfzig Kolonien und Gebiete noch um ein Territorium in den nordamerikanischen Wüsteneien vermehrt. Die Sache hat aber, wie uns scheint, eine tiefere Bedeutung. Auch in jenem fernen Erdwinkel prallen die Interessen und Bestrebungen mit jenen Rußlands zusammen, und britischer Seits macht man gar kein Hehl daraus, daß man das Mündungsgebiet des Stickin den Moskowitern abnehmen wolle. Die russische Handelsgesellschaft ist nach und nach in Trägheit verfallen, in ihren Besitzungen tritt kaum ein Fortschritt zu Tage, und der Mangel an Umsicht und Unternehmungsgeist im russischen Amerika steht in einem schneidenden Gegensatze zu der ungemeinen Rührigkeit der germanischen Leute in Britisch Columbia. In neuen Ländern, welche erst besiedelt werden, liegen den Kolonisten manche Bedenken fern, die in alten Staaten den Ausschlag geben können; der Ansiedler greift zu und nimmt was er gebraucht, ohne sich viel um den Rechtspunkt zu kümmern; er hat eben seine eigene Logik.

Die Bestätigung dafür finden wir in einem zu Victoria auf Vancouver erscheinenden Blatte, dem „British Colonist"; wir lasen sie in dem neuesten Hefte von Adolf Erman's reichhaltigem und gediegenem „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" (Berlin 1862. Band 22, Heft 1, S. 67 ff.), fast gleichzeitig mit der oben erwähnten Notiz im San Francisco-Demokraten, und wollen das Wichtigste hervorheben. Der „Colonist" drang darauf, dem Stickin-Distrikte eine feste Regierungsform zu geben (was nun zu Neujahr 1863 geschehen ist) und er verlangt ferner Unterhandlungen mit Rußland über Abtretung der Meeresküste an die britische Krone. Man könne ja nicht wohl annehmen, daß ein Strom wie der Stickin (Stichin), welcher 170 bis 190 Miles weit für Dampfer schiffbar ist, der ein so goldreiches Land bespült, daß dieses Myriaden von Menschen anziehen wird, und daß der Handel auf einer solchen Straße stets durch einen russischen Schlagbaum von dreißig Miles Breite, von der Seeküste nach dem Innern hin gehen solle. „Die englische Bevölkerung, welche das Innere einnimmt, wird sich von den Russen nicht so behandeln lassen, wie der Indianer behandelt wird. Unser Handel muß in britischen Händen sein; Hülfsquellen, Energie und Unternehmungsgeist werden wir nicht aufwenden, um einen russischen Stapelplatz an der Küste aufzubauen. Wir müssen für unsere Waaren eine Niederlage haben, auf welcher die britische Flagge weht. Durch den Vertrag von 1825 ist uns die Schifffahrt auf dem Stickinflusse gestattet. Der Landstrich, welcher sich vom Portland-Kanal bis zum Eliasberg und 30 Miles rückwärts nach dem Innern erstreckt, muß schließlich britisches Eigenthum werden, entweder als direktes Ergebniß der Goldentdeckungen, oder durch Ursachen, welche zwar jetzt erst in der Entwickelung begriffen sind, deren Wirkungen aber unausbleiblich erscheinen."

„Kann man wohl vernünftiger Weise annehmen, daß der 300 Miles lange und 30 Miles breite Streif, der von den Russen nur zur Einsammlung von Pelzwerk und Walroßzähnen benutzt wird, für alle Zeiten die Zugänge zu unserm unermeßlichen Nordterritorium beherrschen könne? Wenn wir der Seeküste bedürfen, um unsern Handel mit einem an edlen Metallen reichen Binnenlande zu schützen und zu vertheidigen, so müssen wir sie haben.

Die Vereinigten Staaten brauchten Florida und Louisiana und nahmen sie; wir bedürfen des Gestadesaums von Neu-Norfolk und Neu-Cornwallis. Es ist eben so sehr die Bestimmung unserer anglonormannischen Rasse, das ganze russische Amerika, so öde und ungastlich dasselbe auch sein mag, zu beschützen, als es die der russischen Normannen gewesen ist, sich des nördlichen Europas und Asiens zu bemächtigen. Die Entdeckung von Gold in unserm hyperboräischen Dorado wird höchst wahrscheinlich die Annexion des in Frage stehenden Gebietes beschleunigen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Goldregion des Stickin sich bis zu den westlichen Zuflüssen des Mackenziestromes erstreckt. In diesem Falle wird der Aufschwung des Handels und die Zunahme der Bevölkerung auch sanguinische Erwartungen übertreffen. Die Mündungen der Flüsse haben, vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und während desselben, den Handel des Binnenlandes beherrscht. Für unsern Nationalstolz wäre der Gedanke unerträglich, daß der russische Greif einen Punkt besitzen sollte, der seine Wichtigkeit dem britischen Löwen verdankt. Die Mündung des Stickin sollte unser sein, oder wenigstens ein Ausfuhrhafen auf britischem Gebiete gegründet werden, von welchem aus unsere Dampfer den britischen Gürtel passiren könnten; etwa Fort Simpson, Dundas-Island oder Portland-Kanal."

Das ist die reine Räuberlogik, die Annexions-Beweisführung: ich nehme mir mit Gewalt, was mir zusagt und passen kann. Weil im Stickingebiete Gold liegt und ein lebhafter Handel sich entwickeln wird, deshalb müssen wir Anderen nehmen, was ihnen gehört, mit Güte oder Gewalt!

Uebrigens sind die Goldseifen im Stickinterritorium außerordentlich ergiebig, und mehrere tausend Abenteurer sind bereits an der Arbeit. Andere Tausende wollen im Frühjahr 1863 folgen, und eben deshalb hat man sich englischer Seits beeilt, durch Errichtung einer Territorialregierung gleich von vornherein Ordnung und feste Regel in die Sachen zu bringen. Wir bezweifeln übrigens gar nicht, daß jene Annexion über kurz oder lang zu einer Thatsache wird.

Befahrung des Nigers durch den englischen Kriegsdampfer Investigator.

Der Befehlshaber desselben, Kapitän Lefroy, erhielt im vorigen Spätsommer Auftrag, sich mit Dr. Baikie, der bekanntlich auch jetzt noch in der Nigerregion verweilt, in Verbindung zu setzen, und gelangte höher stroman als je zuvor ein Kriegsschiff gekommen war. Von Lagos aus steuerte er in die Mündung hinein (am 2. September 1862); er hatte gegen eine sehr heftige Strömung anzukämpfen, und einige Negerstämme im Deltalande benahmen sich feindselig. Der Dampfer that seine Schuldigkeit und lag bereits am 7. September vor der großen Stadt Iddah vor Anker.

Iddah kann als der eigentliche Schlüssel zum Niger betrachtet werden, welcher sich dort verengt und von der auf einer Anhöhe liegenden Stadt völlig beherrscht wird. Auf der Südseite dehnen sich fruchtbare Ebenen aus; die Häuser sind, wie überall in jener Gegend, rund, sollen aber reinlich sein; die Einwohner, etwa zehntausend Köpfe, kleiden sich in blaues Baumwollenzeug, das sie selber verfertigen. Iddah ist die Hauptstadt des „Königreiches" Igara, dessen Gebiet nach Nordosten hin bis an die Mündung des Tschadda an den Niger reicht. Die ganze Region zwischen Iddah und diesem Punkte wird von Kapitän Lefroy als ungemein malerisch geschildert; sie bildet eine Reihenfolge von Gebirgslandschaften und die Höhen sind mit dichten Wäldern bestanden. Gewerbe und Ackerbau, meint Lefroy, könnten aus dieser Gegend viel machen, aber die Landesbewohner verzichten auf den Anbau, weil der König Massada ihnen großen Schrecken einflößt.

Dieser Fulbehäuptling macht alljährlich nach der Regenzeit Raubeinfälle, plündert die Dörfer und schleppt einen Theil der Bewohner in die Sklaverei. (— Die helleren Fulbe, Fellatah, sind Mohammedaner, die Neger im Deltagebiete Heiden, Fetischverehrer —).

Am elften Tage seiner Fahrt kam der Investigator bis zu der Stelle, welche auf der Karte des Lieutenants Glover den äußersten Punkt bildet; am vierzehnten ankerte er vor Eddo (Iddu, unweit von Egga, etwa unter dem 9.° N. Br.), wo damals „König" Massada seinen Lagerplatz hatte. Der König, sagt Lefroy, hatte uns eine Ehrenwache entgegengeschickt, und diese geleitete mich und meinen zweiten Offizier zur Audienz bei dem afrikanischen Fürsten. Er saß vor seiner Wohnung auf einer Matte und für uns waren mit Polstern belegte Matten bereit. Massada sieht gut aus und hat eine stolze Miene, wie sich das bei einem Kriegshäuptling seines Volkes erwarten läßt.

Nachdem wir uns beiderseitig Höflichkeiten gesagt, überreichte ich ihm einige Geschenke, die er mit Vergnügen entgegennahm; vor Allem gefiel ihm ein Kettenpanzer; als er denselben bekam, äußerte er: nun habe er den Beweis, daß man in England an ihn denke. Nachher stattete ich, auf seinen Wunsch, seinen Söhnen einen Besuch ab, und einige von diesen Prinzen würden in jedem Lande für hübsche Männer gelten (— die Fulbe sind bekanntlich keine Neger —). Nachher unterhielt mich Seine Majestät Massada längere Zeit über Doktor Baikie, und sagte mir, derselbe sei nach Kano gereist, um nach Papieren und Sachen Vogel's zu forschen, der bekanntlich im Innern Afrikas ermordet worden ist. Der König hatte Baikie's Reise mißbilligt, ihm aber doch Pferde und eine Bedeckung gegeben.

Der Lagerplatz Eddo nimmt eine beträchtliche Bodenfläche ein, und man sagte mir, daß dort mehr als 5000 Reiter versammelt seien. Massada verweilt dort auf Befehl seines Oberherrn, des Emirs von Sackatu (Sokóto), und hat den Auftrag, für die Sicherheit der Straßen in jenem Theile des Fellatahreiches zu sorgen. Früher sind dort seine Boten oftmals ausgeplündert oder gar ermordet worden. Nun hat Massada das ganze Land besetzt, die Negerhäuptlinge entthront und die einzelnen Gebiete an Leute gegeben, die seine Vasallen sind (— wahrscheinlich Fulbekrieger, die nun eine Art von Lehnsherren wurden —). Wiederholt äußerte Massada sein Mißvergnügen darüber, daß Baikie abwesend sei; ich würde sicherlich im Laufe dieses Jahres, 1862, keine Nachricht von ihm erhalten; wenn aber Briefe von Baikie bei ihm, Massada, einträfen, so wolle er mir dieselben nach Lagos besorgen und es so einrichten, daß meine Rückantworten an Baikie diesem zukämen. —

Einige Tage später fuhr der Investigator wieder stromab. Gleich nachher sandte Massada ihm einen Eilboten nach und ließ ihm sagen, daß Baikie demnächst zurückkommen werde; Lefroy möge wieder umkehren, er könne dann sich mit dem Doktor besprechen. Lieutenant Lefroy muß aber wohl Gründe gehabt haben, seine Fahrt stromab weiter fortzusetzen, wir werden also noch einige Zeit auf Berichte von Baikie warten müssen. Ohne Zweifel fallen sie sehr interessant aus, schon deshalb, weil wir wieder einmal Näheres über die inneren Verhältnisse der Fellatahstaaten erfahren werden.

Kleine Nachrichten.

Eine polnische Hochzeit. Bietet eine solche Hochzeit auch nicht viel des Ungewöhnlichen dar, so ist sie doch originell genug und in mancher Hinsicht sogar interessant.

Nachdem die Einwilligung zur Heirath von Seiten der Eltern gegeben wurde, findet an einem Sonnabend die Verlobung statt, zu welcher die Nachbarn und nächsten Verwandten eingeladen sind. Traktirt wird wenig, aber desto mehr getrunken. — Sonntags darauf erfolgt die Aufbietung.

Die Einladung zur Hochzeit besorgen „Brautdiener". Bei Jedermann, der gebeten wird, werden sie mit Branntwein traktirt, dem sie auch ohne Widerstreben so fleißig zusprechen, bis am Ende ihnen die Füße den Dienst versagen. In der Dunkelheit verschwand einst ein Trinker beim Herausgehen gänzlich. Alles Suchen und Rufen seiner Kollegen blieb ohne Erfolg. Ein heftiges Pochen, das am andern Morgen im Keller gehört wurde, zeigte erst den Hausbewohnern seinen Aufenthaltsort.

Die zur Hochzeit Geladenen backen Brot und Kuchen, welchen sie der Braut übersenden; ebenso schicken sie Milch, Eier, Butter, Gänse, Hirse, Bohnen &c.

Am Hochzeitstage holen jene Brautdiener die Gäste in die Wohnung der Braut. Hier werden sie mit Branntwein, Brot und Kuchen bewirthet. Den Weizen dazu mahlen sie sich in den meisten Fällen selbst auf einer Handmühle. Der Musikus spielt mit seiner Violine auf, die Mädchen erwählen sich durch Anstecken eines Bandes ihren „Kavalier" und der Tanz wird eröffnet. Nachdem alle Gäste versammelt sind, wird die Fahrt nach der Kirche angetreten; vorher hält aber erst einer der Gäste eine Rede an das Brautpaar: die „Auswerbung".

Nun fährt ein großer Wagen, gewöhnlich ein Erntewagen, vor, und Alles eilt, darauf seinen Platz einzunehmen. Der Musikus voran, alle Anderen bunt durcheinander, oft wie die Häringe aufeinander geschichtet. Die Brautdiener mit angesteckten Tüchern (der erste Brautdiener außerdem noch mit einer großen Reitpeitsche bewaffnet) und die Pistolen in der Hand, schwingen sich auf die Pferde und der Zug setzt sich in Bewegung. Der Musikus fängt an zu spielen, Frauen und Männer singen aus Leibeskräften, während die Brautdiener durch Abschießen der Pistolen den Tumult vervollständigen. So geht es bis zur Kirche. Nach stattgehabter Trauung kehren sie in ein Wirthshaus ein und trinken und tanzen dort noch ein paar Stunden.

Zu Hause wird sogleich allerlei Speise aufgetragen. Dieses Auftragen verrichtet der erste Brautdiener. Der Tisch ist freilich weder allzuviel noch mit köstlichen Gerichten gedeckt, doch thut dies Nichts zur Sache und thut der Fröhlichkeit keinen Eintrag.

Ist der Tisch leer, was sehr schnell geschieht, dann beginnt der Tanz und dauert ohne Unterbrechung bis zum andern Morgen fort, um nach kurzer Rast wieder zu beginnen und den Tag über anzuhalten.

Am Abend des zweiten Tages wird die Braut in eine besondere Kammer oder Stube geführt und dann „gehäubt", wobei nur Frauen gegenwärtig sein dürfen, doch suchen auch Männer sich hineinzudrücken, weil dort Braten verabreicht wird. Nachdem die Braut gehäubt ist, erfolgt die „Auskaufung". Etliche der Männer verkleiden sich, wobei ein als Jude Verkleideter mit einem großen Sacke, der voll Scherben gefüllt ist, nicht fehlen darf. Der Handel beginnt und Einer sucht den Andern zu überbieten. Der Braut werden alle möglichen Fehler angehangen und diese beim Handel in einer Weise gerügt, die zu beschreiben eine Sache der Unmöglichkeit ist. Schließlich bleibt der Bräutigam Käufer.

Nun beginnt der „Brauttanz", ein Tanz, den die Frauen unter Gesang mit der Braut ausführen, und nach dessen Beendigung wieder Alles am Tanze Theil nimmt. Oft erreicht erst am vierten Tage die Hochzeit ihr Ende.

(Aus einem Schreiben aus Pleschen).

Die Mormonen in Utah haben seit Jahren beim Kongresse der amerikanischen Nordunion darum nachgesucht, als Staat in dieselbe aufgenommen zu werden; man ist in Washington aber nicht darauf eingegangen, weil man einen Staat mit Vielweiberei nicht mag. Die Mormonen sind aber, was den Buchstaben anbelangt, in ihrem guten Rechte, denn die Bundesverfassung gewährleistet die ganz unbedingte religiöse Freiheit, kennt keinerlei Ausschließlichkeit wegen religiöser Satzungen und die Polygamie ist bei den Mormonen eine religiöse Einrichtung. Sie berufen sich auf die Mehrheit der Erdenbewohner, bei denen dieselbe, wie zu allen Zeiten, so noch heute, herrschend war und ist, und auf die Bibel; habe ja doch der Herr Jehova an den polygamen Königen David und Salomo das größte Wohlgefallen gehabt. Der Präsident der Mormonen, Brigham Young, äußert sich nun in seiner Botschaft an die Gesetzgebung von Utah (sprich Jutah) sehr ungehalten; er hebt außerdem hervor, daß die Volksmenge im Gebiete sich rasch vermehre; im Jahre 1862 seien wieder Tausende von Einwanderern gekommen, um die Gemeinde der Heiligen vom jüngsten Tage zu vermehren; man baue in Utah Baumwolle, habe viele Maschinen eingeführt, liefere vortreffliche Wollenwaaren und sei überhaupt eben sowohl berechtigt als Staat in die Union zu treten, wie jedes andere beliebige Territorium.

Die Kuli-Einwanderung nach Westindien hat ihren Fortgang, weil mit den freien Negern bei der Arbeit nichts Rechtes anzufangen ist. In den englisch-westindischen Besitzungen kamen in der Einwanderungssaison 1861 auf 62 nicht weniger als 10,880 Kulis aus Indien an; davon 9855 aus Calcutta, 1025 aus Madras. Die Sterblichkeit während der Ueberfahrt war sehr gering. Ueber die chinesische Kulieinwanderung der letzten Jahre haben wir noch keine übersichtlichen Angaben gefunden.

Eine massenhafte Auswanderung von Szeklern findet gegenwärtig von Siebenbürgen aus nach der Moldau hin statt. Wir entnehmen darüber einem Berichte des Grafen Dionys Kalnoki in einem magyarischen Blatte Folgendes. — Der Anfang einer Auswanderung dieser siebenbürgischen Magyaren nach der Moldau ist eigenthümlich. In jenem Lande wohnen sogenannte Csango-Ungarn, bei denen Szekler-Ueberläufer, Landstreicher und Nothleidende, weil sie magyarische Stammgenossen waren, freundliche Aufnahme fanden. Nach der Walachei gehen Szekler seit der Ypsilanti-Revolution von 1821, denn damals nahmen mehrere nach Kronstadt ausgewanderte Bojaren zahlreiches Szeklerdienstvolk mit sich nach der Walachei. Aber in größerm Maßstabe begann die Auswanderung erst im Jahre 1848. Die Urbarialunterthänigkeit und der Militärgrenzdienst waren aufgehoben und die hauptsächlichen Hemmnisse der Auswanderung somit weggefallen. Theure Jahre, Erwerbsmangel und hohe Steuerlasten auf der einen Seite, Wohlfeilheit der Lebensmittel, Höhe des Arbeitslohnes und die Auszahlung desselben in Silber in den Donaufürstenthümern, verlockten die Szekler immer mehr, ihre alte Heimat zu verlassen. Die walachischen Grundbesitzer nahmen solche wohlgewachsene Menschen gern als Dienstleute und Auswanderer auf. Mehrere Szeklermädchen wurden von reichen Grundbesitzern geheirathet; einige Handwerker kamen in günstige Lage. Dies war der Grund, daß die Auswanderung zu einer förmlichen Krankheit ausartete. Gewissenlose Spekulanten benutzten dies und kauften von den mit Nachkommenschaft reich gesegneten, aber an Gütern armen Szeklerfamilien die schönsten Kinder im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren, unter dem Vorgeben, daß die Knaben ein Handwerk lernen, die Mädchen aber an reiche Bojaren verheirathet würden. Die armen Eltern, welche meist nur aus Noth ihre Kinder hingaben, ahnten aber nicht, daß ihre Söhne als förmliche Sklaven dienen müssen und die Mädchen zu einem schändlichen Gewerbe benutzt werden. Trotz aller Erfahrungen und aller Warnungen von Seiten der Behörden dauert aber die Auswanderung fort.

Die Pimas am Rio Gila, im gegenwärtigen Arizona-Territorium, sind ein halbcivilisirtes Indianervolk, das mit den Weißen stets gern in Frieden gelebt hat. Wir lesen nun, daß ein Herr Shea in New-York eine Grammatik der Pimasprache veröffentlicht hat. Er erhielt die Handschrift, nebst einer andern, welche in spanischer Sprache eine Skizze von Sonora enthält, von einem Herrn Buckingham Smith, welcher beide in's Englische übersetzt hat. Arizona ist bekanntlich ein Theil von Sonora, und in jenen westlichen Gegenden ist die Sprache der Pimas in verschiedenen Dialekten weit verbreitet. Jene Grammatik ist vor etwa hundert Jahren von einem spanischen Missionär verfaßt und die eben erwähnte Skizze rührt von einem Jesuiten her, der zwölf Jahre im Lande war; sie ist gleichfalls schon im vorigen Jahrhundert verfaßt worden.

Ueberreste der Indianer in Canada. Vor hundert Jahren hörte man viel von den Huronen, Algonkinern, Irokesen und anderen Rothhäuten, die ein Schrecken der Weißen waren und in den Kriegen, welche England, Frankreich und die Vereinigten Staaten führten, eine große Rolle spielten. Wie viel ist heute von ihnen allen übrig geblieben? Die neueste Zählung giebt Antwort.

Die Irokesen wurden schon vor nun etwa 90 Jahren aus der Gegend im Süden des Ontario-Sees vertrieben; was übrig war, siedelte man am St. Lorenz an, zwischen jenem See und dem Erie und an der Thames, welche in den St. Clair-See mündet. Gegenwärtig zählen sie keine 3000 Köpfe mehr. Andere Irokesen, welche von der französischen Regierung Canadas am Nordufer des St. Lorenz bei Caugnawaga, am Wasserfall St. Louis und bei St. Regis angesiedelt wurden, zählen jetzt 2300 Leute; sie sind theils Ackerbauer, theils Schiffer.

Auf dem Nordufer des St. Lorenz, zwischen dem Saguenay und dem Meere, streifen etwa 2500 wilde Nomaden vom Stamme der sogenannten Montagnards oder Montagnacs umher; zwischen dem Saguenay und dem Huron-See werden die Wälder durchstreift von den Horden der Têtes de boule, Algonkinern des trois Rivières, Mistassies, Naskopis, Utanacs und Nepissings; zusammen etwa 2500 Köpfe. Die „civilisirten", d. h. ansässigen Huronen von Jeune Lorette in der Nähe von Quebec sind nur 282 Köpfe stark; die Nepissings, Algonkiner und Irokesen am See des deux Montagnes zählen 840 Seelen, die Abenakis von St. François 387, jene bei Becancour 172, die Indianer am Rivière Verte 171, die Mikmaks bei Ristigouche 473 Köpfe.

In Ober-Canada leben am St. Clairflusse auf der Insel Walpole zwischen 800 und 900 Odschibwäs und Potawatomis, am Chenal Ecarté ungefähr 500 ihrer Brüder; auf der großen Insel Manitulin im Huron-See 1226; am Nordufer des genannten See's und am Obern See einige Jägerhorden.

So sehr sind die Rothhäute zusammengeschmolzen. Und nun macht in ganz Canada die Ansiedelung reißende Fortschritte, die früheren Einöden erhalten mehr und mehr eine weiße Bevölkerung und bevor ein Menschenalter vergeht, werden diese schwachen Ueberbleibsel der Indianer weiter nach Westen hin, jenseits der Großen See gedrängt sein. Dort jagen sie dann noch höchstens ein paar Menschenalter hindurch das Elenn und den Hirsch, aber auch bis in jene Gegend rückt ihnen die Civilisation nach, welche sie nicht vertragen und der sie nicht widerstehen können. Dann verschwinden sie allmälig ganz von der Erde, ohne daß man sich um sie kümmert und ohne daß diesen einst mächtigen Völkern eine Thräne nachgeweint wird!

Die östlichen Provinzen der Kap-Kolonie haben Mangel an Arbeitskräften. Um sich dergleichen zu verschaffen, beantragten sie beim Gouverneur die Einführung von Negern und Damaros. Die letzteren sind bekanntlich ein schwarzes Volk im Nordwesten der Kap-Kolonie, welches wir durch Galton's Reisewerk genauer kennen gelernt haben. Jene Erlaubniß wurde jedoch verweigert, und zwar in ganz richtiger Erwägung, daß sie doch keine guten und verläßigen Arbeiter abgeben würden, und daß man sich hüten müsse, die Kolonie mit einem schwarzen Proletariat zu belasten.

Die holländischen Bauern haben zwischen Cradock und Queenstown das Dorf Tarkastad gegründet, dessen Bevölkerung rasch anwächst.

In Britisch-Kafraria kommen jetzt schon zwei englische Zeitungen heraus und ein deutsches Blatt, die „Post." Bekanntlich ging die deutsche Legion, welche während des Krimkrieges in England gebildet wurde, nachher zum großen Theil in die Kap-Kolonie und erhielt ihre Standorte an der Grenze von Britisch-Kafraria, um dieses gegen etwaige Einfälle der Kaffern zu schützen. So entstanden deutsche Ansiedelungen, welche zwei bis dreitausend Köpfe zählen.

Aus dem Gebiete der Zulu-Kaffern, das nördlich von der Kolonie Natal liegt, sind im vorigen Jahre tausende von Menschen nach dieser letztern ausgewandert, viele zogen auch in das Gebiet der Amasuasi und Amantongis. Die viehzüchtenden Stämme sind sehr oft im Wandern und in Bewegung.

Fortgang der Ansiedelung auf Neu-Caledonien. Diese werthvolle französische Kolonie im Großen Ocean, welcher wir mehrfach erwähnten, hat in dem durch seine Aufnahme der ostafrikanischen Küste bekannten Schiffskapitän Guillain einen neuen Gouverneur erhalten. Derselbe trat im Juni 1862 sein Amt an. Es fanden große Festlichkeiten statt, und in Port de France, dem Hauptorte, war die Garnison auf dem „Solferino-Platz" aufmarschirt. Guillain erklärte, Neu-Caledonien müsse wesentlich eine Ackerbau-Kolonie werden, Jeder solle Muth haben und sich selber helfen. Die schwarzen Eingeborenen überreichten ihm, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, eine Keule zum Schädelzerschmettern; diese ist das Amts- und Würdezeichen der Häuptlinge. Nachher besuchte der Gouverneur die Mission und die Zuckermühle, erklärte, daß er eine „verständige" Erörterung der Kolonialinteressen im „Moniteur de la Nouvelle Caledonie" gestatten werde; auch wolle er die Vieheinfuhr erleichtern, die Ausfuhr demnächst erlauben. Welche verschrobenen Begriffe die französische Regierung vom Kolonialwesen hat, geht daraus hervor, daß sie auf Neu-Caledonien das Paßwesen und das ebenso alberne System der Ertheilung von Aufenthaltskarten eingeführt hatte!! Dieses hob Guillain auf, weil freie Bewegung eine Grundbedingung für die Einwanderung sei. Er richtete dann nach dem dem Innern hin einen Postdienst ein und will Wege bahnen lassen, was allerdings die Hauptsache ist, zunächst nach der Niederlassung Kanata. Kapitän Hardy besuchte die Küstenpunkte Unia, Kuakueh, Ngoeh, Tinka und Baladeh und brachte für die Ansiedler auf der Station Wagap Arbeiter und Geräthschaften. Der Schiffslieutenant Chambeyron unternahm einen Ausflug von der Ngoe-Bucht in's Innere, zum Zweck topographischer Aufnahmen, und ging zunächst nach dem Humboldt-Pik, der 1631 Meter Höhe hat und 12 Kilometer von der Küste entfernt liegt. Gleichzeitig unternahm ein Ingenieur hydrographische Arbeiten an der Ostküste.

Australien. Die Regierung von Neusüdwales hat eine beträchtliche Strecke Landes am Hunterflusse der zu Sidney gegründeten Gesellschaft zur Beförderung des Baumwollenbaues überlassen, damit dieselbe Versuche in großem Maßstab anstellen könne.

Während Südafrika an Dürre litt, wurden die Kolonien Viktoria und Westaustralien von unendlichen Regengüssen heimgesucht. Namentlich in dem letztern traten die Flüsse weit über ihre Ufer aus und zerstörten Brücken, Straßen und Landgüter; man hatte dergleichen seit dreißig Jahren nicht erlebt.

Südaustralien bemüht sich eifrig, den Zug der Einwanderung nach sich hinzulenken, und hat beschlossen, zur Beförderung derselben ein Drittel des Ertrags vom Verkauf öffentlicher Ländereien zu verwenden. Die beiden anderen Drittel sind für die Tilgung der öffentlichen Schuld und für öffentliche Arbeiten bestimmt.

In Untercalifornien wächst eine Art von Upland-Baumwolle wild. Eine Kompagnie in San Francisco hat dort eine ausgedehnte Landstrecke erworben, um Baumwolle zu bauen, weil sie Arbeiter für geringen Lohnsatz haben kann, und das letztere ist eine Hauptsache.

Die haarlosen Menschen in Australien. Wir haben vor einiger Zeit erwähnt, daß man einen Menschen gefunden habe, der einem ganz und gar unbehaarten Stamm australischer Eingeborener angehöre. Die Sache scheint ihre Richtigkeit zu haben; denn der Sydney Morning Herald erhält folgende Mittheilung:

In der letzten Sitzung der naturforschenden Gesellschaft zu Sydney fragte Herr Alfred Roberts, ob etwa einer der Anwesenden neue Thatsachen melden könne über die unbehaarten Eingeborenen, welche man im Distrikt Balonne gesehen hat. Einer dieser Wilden ist im Februar 1862 von Herrn Donald Mac Lay nach Sydney gebracht und von Herrn Roberts genau untersucht worden. Dieser fand den Wilden in ganz regelrechtem Zustande; er befand sich wohl, war gut gebaut und gut genährt. Die Haut wurde mikroskopisch untersucht und in ganz gehöriger Ordnung befunden; sie war vom Kopfe bis zum Fuße ganz und gar ohne alles Haar, nur allein an den Augenlidern sind einige Haare zu bemerken. Der Schädel war durchaus glatt. Man ist nun eifrig darüber aus, im Bezirk Balonne noch mehr solcher kahlen Menschen aufzufinden.

Robinson Crusoë als Reisender. Der Engländer Paton besuchte auf seinen levantinischen Wanderungen manche griechische Klöster und wurde überall freundlich aufgenommen. In einem derselben, Manasia, veranstalteten die Mönche zu Ehren des freigebigen Europäers eine Art von Festmahl. Am Schlusse desselben erhob sich ein Geistlicher, nahm einen großen mit Wein gefüllten Becher zur Hand und sprach: „Der größte Reisende Deines Vaterlandes, welchen wir kennen, ist Robinson Crusoë, gebürtig aus der Stadt York. Er war erst ein armer Mann und hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, aber am Ende gelangte er doch mit Gottes Hülfe in seine Heimat und sah Verwandte und Freunde wieder." Der gute Mönch hat also Defoë's oder Campe's Erzählungen für baare Münze genommen!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die Osterwoche in Jerusalem.

Der Zwiespalt unter deu christlichen Kirchen. — Gefahren der Pilgerreise in früheren Zeiten. — Wallfahrer auf den Dampfschiffen. — Die heilige Woche. — Kirche des heiligen Grabes. — Aeußerungen eines Russen. — Die Lateiner in Jerusalem. — Schilderung der griechischen Pilgerkarawanen. — Wie man einen Sitz im Himmel erkauft. — Die Schädelstätte und Christi Grab in ihrer heutigen Gestalt. — Stein der Salbung und Adamskapelle. — Besitznahme der heiligen Stätten. — Der griechische Patriarch. — Palmsonntag; Vertheilung der Palmen. — Mord, Todtschlag und türkische Soldaten in der Grabkirche. — Anblick derselben am Charfreitage. — Ein Passionsspiel. — Das Herabkommen des heiligen Feuers vom Himmel. — Ostersonntag. — Der Jordan und das Todte Meer. —

Wie weit liegen die Zeiten hinter uns, da man vieler Wochen und Monate bedurfte, um nach Jerusalem zu gelangen! Wir kennen aus der großen Anzahl von „Reißbüchern zum heiligen Lande“ die Menge von Beschwerden und Gefahren, welchen einst die frommen Gemüther ausgesetzt waren, die dem innern Drange nicht widerstehen konnten, einmal an der Stätte ihre Andacht zu verrichten, wo ihr Heiland gelehrt und gelitten.

Lager einer griechischen Pilgerkarawane in Palästina.

So lange christliche Mächte den Orient beherrschten, war für die Pilger leidliche Sicherheit vorhanden. Aber schon im frühen Mittelalter fielen die Gegenden, in welchen das Christenthum entstand, unter die Gewalt der Mohammedaner. Die Eingottgläubigen und deren verschiedene Abtheilungen und Sekten haben bekanntlich von jeher einander weit ingrimmiger verfolgt und bekriegt, als je die Heiden. Wegen „himmlischer Wahrheiten“, welche die Einen für wahr, die Anderen für falsch ausgeben, und wegen vieler Lehrsätze und Glaubensmeinungen, über welche die Menschen von einander abweichen, haben sie viele Jahrhunderte hindurch ganze Oceane von Blut vergossen und grenzenloses Unheil über die Welt gebracht, ohne daß man bis heute der Einstimmigkeit auch nur um eines Zolles Breite näher gerückt wäre. Und so wird es immer sein, weil das durch das innerste Wesen und die Uranlage des Menschen nun einmal so bedingt ist. Statt sich zu freuen, daß so viele Punkte der Uebereinstimmung vorhanden sind, haben

die Bekenner der verschiedenen Religionen und Kirchen, die Geistlichen allemal im Vortrab, einzelne Abweichungen in den Vordergrund gestellt, ihre Ansichten Anderen aufzwingen wollen, und so ist es dann gekommen, daß die Länder der Eingottgläubigen mit Gräueln erfüllt wurden.

Wenn die verschiedenen Christen, dogmatischer Subtilitäten halber, einander mit Schwert und Scheiterhaufen verfolgten, dann darf es nicht Wunder nehmen, daß die Mohammedaner ihrerseits diesen Christen keine Schonung angedeihen ließen; und sie thaten es um so weniger, weil sie Eroberer waren. Ihnen gegenüber hatten die Pilger einen harten Stand, besonders in den langen Kämpfen während der Kreuzzüge und nachdem die Abendländer den Versuch gemacht hatten, das „Heilige Land“ dauernd in Besitz zu nehmen. Aber ausgeschlossen vom Besuche Jerusalems waren die Christen nicht, denn im Allgemeinen haben die Mohammedaner eine ziemlich milde Praxis geübt. Freilich, wenn die mohammedanischen Seeräuber, namentlich die nordafrikanischen Barbaresken, Pilgerschiffe entern konnten, dann fehlte es nicht, daß die Wallfahrer in die Sklaverei abgeführt wurden.

Aber heutzutage ist das anders. Der offene Kampf zwischen Christen und Mohammedanern hat längst aufgehört; das Abendland ist Herr über den Orient geworden, und der Türke begnügt sich damit, Faust im Sacke gegen den Christen zu machen, ihm, wo es angeht, den Hals abzuschneiden und ihn am heiligen Grabe zu Jerusalem mit Knütteln und Karbatschen durchzuprügeln. Im Uebrigen wird die hohe Pforte durch christliche Mächte gestützt, sie dienen ihr als Säulen und Strebepfeiler. Wir sind eben im neunzehnten Jahrhundert, nicht mehr im Zeitalter der Kreuzfahrer oder Barbaresken.

Aber die Wallfahrten dauern fort, nur sind darin die Mohammedaner viel eifriger als die Christen. Alljährlich pilgern sechszig- bis hunderttausend Bekenner des Islam aus allen Himmelsgegenden, um zu beten am Grabe ihres Propheten Mohammed, und wenn die mohammedanischen Staaten allesammt mehr oder weniger im Verfalle sind, so hat doch die alte Inbrunst unter den Bekennern des Propheten von Mekka an Feuer und Stärke nicht das mindeste eingebüßt. Die Pilger kommen vom ostindischen Archipelagus, aus Nordchina, von der Donau, sie ziehen als Takruri vom Senegal quer durch Afrika und sind oft jahrelang auf der Wallfahrt, um in der Kaaba zu beten. Die Christen haben den großen Pilgerkarawanen der Bekenner des Islam, und namentlich dem Glanz und der Pracht des syrischen Hadsch, der alljährlich von Damaskus nach Mekka zieht, nichts an die Seite zu stellen.

Und doch ist den christlichen Europäern ein Zug in's gelobte Land in hohem Grad erleichtert. Er nimmt keine großen Geldkosten in Anspruch und ist binnen wenigen Wochen auszuführen. Aber das germanische und romanische Abendland betheiligt sich nur in geringem Maße bei den Wallfahrten nach Jerusalem; eifriger sind schon Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche. Wir wollen jedoch erwähnen, daß in der neuesten Zeit aus den katholischen Gegenden des südlichen Deutschlands einige Pilgerzüge nach dem gelobten Lande stattgefunden haben; ob die Wallfahrer ihre Hoffnungen befriedigt oder getäuscht fanden, ist uns unbekannt. Aber die Fahrt mit dem Dampfer des Triester Lloyd war ohne Gefahr und Beschwerde, nahm bis zur phönikischen Küste bei Beyrut nur acht Tage in Anspruch und erforderte keine große Summe.

Die germanischen Völker sind in überwiegender Menge Protestanten, die romanischen sind Katholiken geblieben. Bei diesen letzteren war der Zug nach einem Besuche des „Heiligen Landes“ seit Jahrhunderten zwar nicht bedeutend, aber doch weniger schwach als bei den ersteren. Die Politik spielt hinein. Frankreich hat von je in den außereuropäischen Ländern sich zum Hort, zur Schutzmacht des Katholicismus aufgeworfen. Aber im Orient ist die Zahl der Bekenner des griechischen Orthodoxismus den Anhängern der römischen Kirche bei weitem überlegen. Als Protektor jener tritt Rußland auf; zwischen beiden Abtheilungen der Christen herrscht Widerwillen und Eifersucht, und über die Frage, ob Rußland oder Frankreich, ob die griechischen Orthodoxen die baufällige Kuppel des Heiligen Grabes wieder herstellen sollten, ist es während der letzten Jahre zu manchen ärgerlichen Auftritten in Jerusalem gekommen.

Die Geistlichkeit in Frankreich hat sich Mühe gegeben, alljährlich hunderte gläubiger Seelen zu einer Wallfahrt nach Jerusalem aufzumuntern. Sie sammelt eine Anzahl derselben und schifft sie zu Marseille auf einem Dampfer ein. Es sind zumeist arme Leute, welche sich wacker geplagt haben, um das Reisegeld zu erschwingen. Die Führung übernimmt ein Geistlicher, unter dessen Obhut eine fromme Karawane steht, die alljährlich, seit Ostern 1854, nach Jerusalem pilgert. Sie zählt aber nur selten mehr als etwa ein halbes Hundert Köpfe. In Marseille hören die Gläubigen, bevor sie auf den Dampfer gehen, eine Messe, und bekommen dann ein kleines silbernes Kreuz, das sie auf der Brust tragen. Auf dem Schiffe haben sie einen kleinen tragbaren Altar, an welchem täglich mehrere Messen gelesen werden. Die Pilgerfahrt nimmt gewöhnlich zwei Monate in Anspruch; davon werden etwa vierzig Tage für den Aufenthalt in Jerusalem und den Besuch des „Heiligen Landes“ überhaupt gerechnet. Die Fahrt von Marseille nach Jaffa, wo man die Pilger landet, dauert, über Alexandria und Malta, zehn Tage. Von Jaffa ziehen sie landein über die Ebene Saron, nach Ramleh und durch das Terebinthenthal nach der „Heiligen Stadt“, die in einer wasserleeren und unfruchtbaren Gegend 2450 Fuß über der Meeresfläche liegt.

An jenes Jerusalem knüpfen sich große geschichtliche und religiöse Erinnerungen für Juden, Christen und Mohammedaner; sie ist für alle Drei eine heilige Stätte, aber diese „Friedensstadt“ des Königs David ist im Verlaufe der Jahrtausende entsetzlicher heimgesucht worden als irgend ein anderer Punkt, gleichviel ob im Orient oder im Abendlande. Israel trauert um den Verlust Zions, der Höhe, auf welcher die Burg des psalmensingenden Königs stand; die Christen sind dort nur geduldet und die Muselmänner ingrimmig darüber, daß die Nazarener sich trotzdem so dreist geberden.

Wir wollen den Verlauf der „Heiligen Woche“ in Jerusalem schildern, und nehmen einen katholischen Pilgersmann zum Führer, der von andächtigem Schauer durchbebt wurde, als er die Heilige Stadt erblickte. Dann suchte er ein Unterkommen. Früher fand man ein solches vorzugsweise nur in den Klöstern, aber heutzutage hat Jerusalem Gasthöfe, in denen man für täglich drei bis vier Thaler wohnen kann, und von den Wirthen, Kellnern, Dolmetschern, Kaufleuten und anderen Biedermännern geprellt wird. Da ist „Hotel Simeon“ auf der Höhe Zion; dann das Mediterranean Hotel“, auch „Hotel Cristiano“ genannt, von dessen Dachterrasse man einen recht hübschen Ueberblick hat und sowohl die Kuppeln der Heiligengrabkirche als jene der Moschee Omar's sieht. Das „English Hotel“ liegt in der Via Dolorosa, und ein „Logirhaus“ fehlt auch nicht. In der Osterwoche sind alle Preise höher als gewöhnlich.

Doch wir begleiten nun den französischen Katholiken, der seine Wahrnehmungen und Eindrücke schildert. Zunächst

berührte es ihn empfindlich, daß sich die Türken so breit machen. Was, so fragt er, wollen diese am Grabe Christi? Weshalb sind die hier und nicht bei den Tataren oder Tibetanern? Es drängen sich Einem allerlei seltsame Gedanken auf. Da sind die Christen so stolz auf ihre Civilisation und ihr Uebergewicht in der Welt, und bis auf den heutigen Tag haben sie es weder durch Waffen noch durch Verträge dahin bringen können, daß ihre Heilige Stadt unter die Herrschaft oder Obhut der Christen kam. Seltsame Leute, welche eine solche Stätte den „Ungläubigen" lassen. Man sagt, der kranke Mann, die Türkei, sei unfähig, noch lange zu leben. Weshalb kauft man ihm Palästina nicht ab? —

Man sieht, der Franzos ist naiv oder stellt sich doch so, denn seine Frage ist leicht zu beantworten. Die Christen könnten jeden Augenblick Palästina bekommen, wenn sie sich unter einander vertragen wollten. Aber dazu waren sie allezeit durchaus unfähig, und Einer gönnte dem Andern nichts. Um das Gebot ihres Religionsstifters: „Liebet euch untereinander", haben sie sich, wie die Geschichte aller Jahrhunderte beweis't, niemals bekümmert; aber gehaßt und bekämpft haben sie einander von jeher recht gründlich. Selbst am Heiligen Grabe treten die Gegensätze in aller Schärfe höchst unerbaulich auf. Unter den Mohammedanern findet in Mekka, am Grabe des arabischen Propheten, Aehnliches statt; der Sunnit verfolgt und verhöhnt den Schiiten bis in die Kaaba hinein. —

Unser Pilger traf an der Wirthstafel einen Herrn mit einem großen Schnauzbarte, der ihm Folgendes sagte: Die Lateiner (d. h. die römisch-katholischen Leute) interessiren sich nicht besonders für die hiesigen Vorgänge; sie pilgern lieber zu ihren Wallfahrtsstätten in Europa als nach Jerusalem. Im Jahre 1808 wurde das Heilige Grab eingeäschert. Wer hat dasselbe wiederhergestellt? Die Lateiner nicht, diese Ehre gebührt den Griechen. Und wie zahlreich sind eben jetzt die Lateiner hier? Man bringt kaum einhundert heraus, Priester und Laien, Männer und Frauen, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier 2c.; Alles in Allem genommen. Dagegen sind schon mehr als zwölftausend Griechen eingetroffen.

Der Mann, welcher so sprach, war ein Russe.

Zwischen römischen und griechischen Christen trat, beiläufig bemerkt, die Spaltung schon früh ein. Anfangs bezog sie sich nur auf die Sprache und war lediglich geographisch; das südliche und westliche Abendland redete lateinisch, der Osten griechisch. Der römische Papst galt indeß für das Oberhaupt der Christenheit und hatte als Vertreter im Morgenlande die Patriarchen von Alexandria und Antiochia.

Aber der Patriarch von Konstantinopel nahm den höchsten Rang unmittelbar nach dem römischen Bischof in Anspruch, bis im Jahre 857 der Patriarch Photius die oberste Gewalt des Papstes in Abrede stellte und sich dieselbe beilegte. Die Bischöfe in Rom, sagte er, hätten ihre Privilegien und ihre hohe Stellung nur dem Umstande zu verdanken, daß Rom Hauptstadt der Kaiser gewesen, aber nun sei schon längst Konstantinopel zur Residenz geworden, und daraus folge, daß dem byzantinischen Bischofe der höchste Rang und die letzte Entscheidung in allen Angelegenheiten und Streitigkeiten der Kirche gebühre. Auf Primat und Pontifikat habe die lateinische Kirche kein Anrecht mehr. Von Seiten Roms wurden diese Sätze für eine ketzerische Anmaßung erklärt, allein der Streit nahm kein Ende und im Jahre 1093 erfolgte ein vollständiger Bruch, welcher seitdem nie mehr hat geheilt werden können. Aber die griechische Kirche erkennt nicht etwa ein einziges Oberhaupt an; der Patriarch von Konstantinopel gilt allerdings in den türkischen Landen als höchste kirchliche Autorität; allein in Rußland dekretirte Peter der Große das Amt eines Patriarchen in Abgang und vereinigte die höchste geistliche Würde mit der weltlichen des Czaren, und das Königreich Griechenland hat seine besondere Nationalkirche.

Es handelt sich bei dem Gegensatze zwischen der römischen und griechischen Kirche vorzugsweise um drei Gegensätze. Die letztere erkennt die Suprematie des Papstes nicht an; ihre Bekenner nehmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten und glauben, daß der heilige Geist lediglich und allein von Gott-Vater ausgehe, während die Römischen seit den Tagen Kaiser Karl's des Großen ihn zugleich von Gott-Vater und Gott-Sohn ausgehen lassen. Ueber solche Dinge sind sie nun in Zwiespalt!

In Jerusalem verschwinden die Lateiner so gut wie völlig; der Franzose traf in der Woche vor Ostern höchstens achtzig nicht ansässige Katholiken; mehr waren nicht gekommen. Während der Ceremonien in der Charwoche übernimmt der italienische Patriarch die Obhut der Pilger; er wohnt im Auftrage des römischen Stuhls in Jerusalem und führt den Titel: Hüter des Heiligen Grabes. Nächst ihm kommen der Superior des Franciskanerklosters zum Erlöser und der französische Konsul.

Jerusalem ist an sich eine kleine, unbedeutende Stadt, deren Einwohnerzahl wir verschieden, zwischen 14 bis 23,000 Seelen, angegeben finden. Zur Osterzeit finden sich gewöhnlich dreißigtausend Fremde ein, manchmal noch mehr. Dann bietet die Stadt David's ein buntes Gemisch von allerlei Volk und Trachten dar; aber es sind zumeist armselig gekleidete Menschen, die sich in den engen, gewundenen, schlecht gepflasterten, unebenen Straßen drängen, oder die düsteren Bazare anfüllen. Jerusalem ist häßlich und schmutzig. —

Ich schlenderte durch die Stadt und kam an das nach Bethlehem hinausführende Thor, vor welchem ich eine Menge von Zelten aufgeschlagen fand. Unter diesen lagerten Pilger. Vor der Osterzeit kommen täglich lange Wallfahrerkarawanen aus Rußland und den Donauländern an, aus Rumelien, Armenien und Syrien, von den Jonischen Inseln, aus Griechenland, Aegypten und sogar aus Abessinien.

Alle diese griechischen Christen sehen gar nicht aus, als ob das neunzehnte Jahrhundert etwas mit ihnen zu schaffen habe; sie sind gleich Menschen aus dem Mittelalter und halten den Besuch des Heiligen Grabes für eine religiöse Pflicht. Fast alle sind sehr arm, unternehmen die weite Reise mit Weib und Kindern und bringen einige Waaren mit, um dieselben unterwegs oder in Jerusalem zu verkaufen. Auf der Reise haben sie große Beschwerden und allerlei Ungemach zu bestehen, besonders während der Seefahrt; zumeist werden sie, gleich Häringen, in kleine griechische Fahrzeuge gepackt und die Fahrt dauert lange. Der Abgang durch Todesfälle ist unterwegs gar nicht unbeträchtlich.

Diese Christenkarawanen ziehen unter Leitung eines Führers wie die Kraniche oder Störche auf ihren Jahreswanderungen; sie nehmen allerlei Lebensmittel, Kochgeschirr und mancherlei Geräthschaften mit sich und bepacken damit Kameele oder Maulthiere. Tag für Tag sind sie vom frühen Morgen bis zum Abend in Bewegung, preisgegeben dem Sonnenbrand oder dem Regen, schlafen unter freiem Himmel und leiden nicht selten Mangel an Nahrung. Aber sie sind glücklich, wenn sie hunderte von Meilen zurückgelegt haben und in Jerusalem anlangen. Viele haben zehn oder zwanzig Jahre gedarbt und gespart, um die Pilgerfahrt machen zu können, und kehren bettelarm aber glücklich heim. —

Jerusalem ist ein theures Pflaster. Jeder griechische Wallfahrer muß am Bethlehemthor vier Para Einlaßgebühr

zahlen. Nachher finden die Pilger in den Klöstern ihrer Nation Unterkommen, müssen aber dafür Geld geben und dürfen auch nur zwei Tage und zwei Nächte in denselben bleiben. Nachdem der Superior ihnen dann den größten Theil der baaren Habe, welche sie mitgebracht, abgenommen hat, können sie aus dem Kloster abziehen und sich, so gut es eben gehen will, irgendwo eine Wohnstätte suchen. Der Einlaß zur Kirche des Heiligen Grabes muß auch mit Geld erkauft werden; überhaupt ist „Geld, Geld und noch einmal Geld" die Losung bei allen heiligen Stätten in und außer Jerusalem, und wer zu den Thoren hinausgeht, muß auch dafür bezahlen. Die Pilger bieten am Tage nach der Ankunft ihre Waaren zum Verkauf aus. Die meisten Leute diesem Amphitheater des Paradieses aussuchen und sichern, wenn er dafür die Gebühr an die geistlichen Bilderverkäufer entrichtet. Gewöhnlich wählt er sich einen Platz dicht bei dem Heiligen, welcher sein Schutzpatron ist. Die Preise sind verschieden, gerade so wie in unseren Schauspielhäusern. Wer in dem ersten Range, dem himmlischen Throne Gottes möglichst nahe, sich einen Sitz im Himmel sichern will, hat den höchsten Gebührensatz zu zahlen. Diese Art von Handel ist auf die Griechen beschränkt, die Lateiner befassen sich damit nicht und haben andere Einnahmequellen. Sie verkaufen allerlei Reliquien und geweihte Rosenkränze, für welche in Jerusalem und Bethlehem Fabriken angelegt worden sind. Dieser Handelsartikel findet guten Absatz

Ansicht vom Todten Meer.

sind, wie schon bemerkt, arm, und die Menge muß es bringen. Der muselmännische Fiskus erhebt vorweg seine Gebühren; aber alle Klöster und die Stadtbewohner überhaupt leben von den Pilgern, etwa so wie ein Badeort von den Badegästen.

Die Armenier lassen viel Geld in Jerusalem; einst zahlte ein Mann dieses Volkes dem griechischen Patriarchen nicht weniger als einmalhunderttausend Piaster, um sich dadurch einen der besten Plätze im jenseitigen Reiche der Auserwählten zu sichern. Die Geistlichen bieten nämlich für die Gläubigen allerlei Bilder feil. Auf denselben ist das himmlische Paradies wie ein Amphitheater dargestellt, mit einer großen Menge von Sitzen, wie in einem Komödienhause. Reservirte Plätze sind da vorhanden, leere Stellen neben den Heiligen auf den halbkreisförmigen Stufen der Estrade; jeder Pilger kann sich einen beliebigen Platz in

und wird, in Kisten verpackt, über St. Jean d'Acre nach allen Richtungen hin versandt.

Im Irrthum ist, wer da annimmt, daß in Jerusalem die alte Einfachheit, das Ungeschmückte, der tragische Charakter der Passionsauftritte gewahrt worden sei. Man fragt: Wo ist die Schädelstätte, der Kalvarienberg? Und die Antwort lautet: Wenden Sie sich rechts, steigen Sie jene Treppe hinauf; vom ersten Stock aus können Sie ihn schon sehen. —

Die Schädelstätte und Christi Grab sind überdeckt und überladen mit Zierrath von Marmor und Silber, und liegen zwischen den Mauern eines Gebäudes, dem alle wahre Großartigkeit fehlt und das von einem Gewirr schmutziger, häßlicher Häuser gleichsam erdrückt wird. Der geringste Palast eines christlichen Fürsten ist leichter zugängig und bietet einen respektablern Anblick dar, als die Kirche des

Vor der Heiligengrabkirche zu Jerusalem.

Heiligen Grabes in Jerusalem. Man wird einwenden, daß Jesu Altar keines Schmuckes bedürfe. Gewiß paßt wahre Einfachheit für etwas, das an sich selbst groß und erhaben dasteht; aber wo wäre denn in Jerusalem diese wahre Einfachheit?

Nach meinem ersten Besuche der Heiligengrabeskirche schrieb ich Folgendes nieder: Die Straßen sind schmutziger wie eine macadamisirte Landstraße bei Regenwetter, übersäet mit spitzigen Steinen und schwer zu ersteigen. Vor einem der Kircheneingänge liegt ein elender Marktplatz. Etwas weiter hin bieten unter einem Gewölbe die Trödler Rosenkränze, Medaillen und Kreuze feil. Dann folgt noch ein Gewirr von überdeckten Wegen, man steigt mehrere Treppen hinab; die Kirche selbst liegt tiefer als die Häuser, von denen sie ganz umgeben ist. Nachher kommt ein viereckiger Platz, auf welchem eben jetzt griechische Pilger allerlei Zeuge, Seife und Rosenkränze ausgestellt haben. Dieser Platz bildet den Vorhof der Kirche; er gleicht einem Jahrmarkte. Wehe dem Christen, welcher die Kirche betreten wollte, ohne einen Erlaubnißschein vorzuzeigen oder den Einlaß zu erkaufen! Ich war ganz ermüdet und auch in übler Stimmung durch all das Hin- und Herlaufen, Auf- und Absteigen, durch den wüsten Lärm und Tumult, und fragte meinen Führer, weshalb er mich nicht durch den Haupteingang in die Kirche führe. Er antwortete trocken: dies hier sei ja der Haupteingang.

Nun werde ich gedrückt und hin und her gestoßen, suche mich aber durch das wilde Gewühl hindurchzupressen und trete über die Thürschwelle. War ich nun in der Kirche des Heiligen Grabes? Ja, aber ich wähnte mich doch mitten in der Türkei. Der Leser möge selber urtheilen.

Auf einem mit Teppichen und Polstern belegten Gerüste saßen und lagen ein halbes Dutzend türkischer Kerle, rauchten Tabak, tranken Kaffee und spielten Schach. Diese Türken bilden die Kirchenwache und benehmen sich etwa so, als ob eine Jahrmarktsbude oder ein Waarenlager unter ihrer Obhut stünde. Wer den Einlaß in die Grabkirche nicht erkauft, wird als Christenhund mit Stockprügeln bedacht. An der Wand stehen blanke Flinten.

Einige Schritte von diesem türkischen Diwan entfernt, bemerke ich einen großen viereckigen Würfel von rothem Marmor, der ein klein wenig über das Pflaster hervorsteht. Man sagte mir, das sei der Stein der Salbung, auf welchem Jesu Leichnam vor der Grablegung von Joseph aus Arimathia gesalbt worden.

Ich frage: ob einst bei der Schädelstätte ein so prächtiger Marmor dazu bereit gelegen habe, und man entgegnet mir: Das freilich nicht, der wirkliche Stein der Salbung liegt unter diesem Marmor. — Aber ich möchte gerade den wirklichen, ächten Stein sehen! Ich brauchte wahrhaftig nicht so weit zu wandern, um mir ein Stück rothen Marmors zeigen zu lassen.

Nun eilte ich nach Jesu Grabe, tief ergriffen trotz aller Unwürdigkeiten, welche ich gesehen. Man führt mich nach der rechten Seite hin unter eine große Kuppel, die oben offen ist aber bei Regenwetter mit Leinwand überspannt wird. Unter ihr steht ein kleines Marmordenkmal, eine Art von länglichem Viereck, dessen Vorderseite etwa achtzehn Fuß lang ist, und dessen Tiefe etwa fünf und zwanzig Fuß betragen mag. Es ist mit Pfeilern verziert. Auf der, dem Eingange gegenüber liegenden Seite ist es fünfeckig, und über diesem Theile befindet sich eine erweiterte Kuppel. Das Ganze bezeichnet man als „Heiliges Grab". Vor etwa funfzig Jahren war es in Trümmer gefallen und die Griechen ließen es auf ihre Kosten wieder herstellen. Sie glauben also dort mehr Rechte zu haben als die Lateiner. Diese sind auch nur im Besitz einer Kapelle und einer Galerie; das eigentliche Schiff der Kirche wird von den Griechen ausschließlich in Anspruch genommen.

Ich trete ein. Das Heilige Grab ist in zwei Theile gesondert. Der eine, mit Pfeilern versehene, dient als Vorhalle und wird als Engelskapelle bezeichnet, und hat im Hintergrund eine schmale, niedrige, im Halbkreis gewölbte Thür, durch welche man in ein etwa sieben Fuß langes und sechs Fuß breites Gemach kommt.

Mein Führer sagt: Dies hier ist das Heilige Grab. —

Wo ist das Heilige Grab?

Dort auf der rechten Seite. —

Aber ich sehe nur einen Kasten von schönem weißen Marmor, dessen Deckel einen Riß hat. Das kann doch unmöglich Christi Grab sein?

Nein, das ist es auch nicht; das wahre Grab liegt unter dem Marmor.

Ich sah also wieder nichts als bedeutungslosen Marmor, erfuhr aber nachher, daß die unter demselben liegenden, durch die Ueberlieferung gleichsam geweihten Steine sicherlich schon längst von den Pilgern zerbrochen, fortgeschleppt, gestohlen worden wären, wenn man sie nicht geschützt und der frommen Habgier entzogen hätte. Anfangs hatte man doch drei Löcher in den Marmor des unechten Grabes gebohrt, damit ein Blick auf das echte möglich sei; aber diese Löcher waren von Pilgern benutzt worden, um mit Zangen Stücke vom Grabmal abzubrechen und mitzunehmen.

Nachher ließ ich mich zur Schädelstätte führen, wurde dabei nach dem Salbungsstein und dem türkischen Diwan zurückgeleitet, und mußte dann das Gesicht nach der Eingangsthür wenden; jetzt lag mir der Kalvarienberg zur Linken. Er besteht, seltsam genug, aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerke darüber. Der Ueberlieferung zufolge war er allerdings nicht hoch, muß aber doch eine angemessene Breite gehabt haben. Nun hat man ihn in Trümmer zerschlagen und nur den höchsten Theil verschont gelassen.

Im Erdgeschoß zeigte man mir zwei kleine Säle. Der eine wird als Adamskapelle bezeichnet; der andere bildet eine kleine Sakristei mit einem Magazin. Auf ganz modernen Treppen gelangt man in's Obergeschoß, das in zwei Abtheilungen gesondert ist. Die eine gehört den Griechen, die andere den Lateinern. Im Hintergrund ist eine Erhöhung, der höchste Punkt von Golgatha, aber man sieht auch dort fast weiter nichts als Marmor! Da, wo sich einst das Kreuz erhob, steht ein Altar; nur einen geringen Theil des Felsens hat man unbekleidet gelassen und in diesem sieht man einen mehr als sechs Fuß langen Riß, der von dem Erdbeben herrühren soll, dessen im Evangelium erwähnt wird. Da zerriß, sagt die Schrift, der Vorhang des Tempels von oben bis unten, die Erde erbebte, die Felsen barsten und die Gräber öffneten sich.

Doch wir wenden uns zu den Feierlichkeiten der Osterwoche. Am Sonnabend vor Palmsonntag halten die verschiedenen christlichen Gemeinschaften, jede abgesondert, die Patriarchen voran, den feierlichen Einzug in die Kirche des Heiligen Grabes, und das bezeichnet man als die Besitznahme der heiligen Stätten. Einem alten Brauche zufolge eröffnen die Lateiner den Zug, welcher von der Wohnung des italienischen Patriarchen ausgeht, und drei türkische Polizeidiener, Kawassen, schreiten voran.

In der Kirche küssen die Pilger zuerst den Stein der Salbung; nachher geht der Patriarch allein in das Heiligegrab-Monument und betet dort. Dann folgt man ihm zur Kapelle der Auferstehung, wo er seinen Ring auf Lippen und Stirn aller Pilger drückt. Das Alles bildet aber nur

ein Vorspiel zu der eigentlichen Ceremonie. Die türkischen Soldaten marschiren in die Kirche ein und setzen Gewehr beim Fuß, daß das Pflaster dröhnt. Ich gehe auf eine Galerie, die uns Lateinern gehört, denn unten strömen die Griechen ein.

Ihr Patriarch ist ein kleiner Greis von achtunggebietendem Aussehen und angethan mit sehr reichem Gewand. In der einen Hand hat er ein von Diamanten flimmerndes Kreuz und theilt mit demselben den Segen aus. Die vor ihm einherschreitenden Popen tragen hohe schwarze Mützen und rothe, weiße oder aus golddurchwirktem Stoff verfertigte Röcke. Sie bieten den Andächtigen in Sammt prächtig eingebundene, mit Gold verzierte Evangelienbücher dar. Alle Glocken ertönen, man schlägt mit Hämmern auf hölzerne Stangen, und die gesammte Geistlichkeit singt Lieder im Klageton. Daneben schwirren und tosen allerlei Stimmen durcheinander und auch an Kindergeschrei ist kein Mangel. Die ganze Kirche ist mit Weihrauchwolken erfüllt.

Zahlreich sind die Fahnen mit Heiligenbildern. Und nun kommt ein Greis in schwarzem Talar und goldener Mütze, inmitten von vier Fackelträgern und Diakonen, welche Rauchfässer in der einen Hand schwenken und in der andern Hand Reliefbilder einer gothischen Kirche halten. Jener Greis ist der armenische Patriarch.

Gleich darauf erscheinen die Kopten, ägyptische Christen, in weißen Kleidern. Sie haben sich aus einigen Brettern einen armseligen kleinen Altar zusammengezimmert und denselben, der Eingangsthür gegenüber, an die äußere Wand des Heiligen Grabes gestellt. Unter ihnen befinden sich auch die Christen aus Nubien in weißen Mänteln und schwarze abessinische Christen mit Turbanen. Ihre Gesänge sind von ganz seltsamer Art und zur Begleitung der Stimmen schlagen sie auf kupferne Becken.

Das ganze Schauspiel hat etwas „Unglaubliches“ und unglaublich ist auch der Eindruck. Am Ende flimmert Einem Alles durcheinander, die Ohren sind betäubt, man glaubt sich in den babylonischen Thurm versetzt. Ich eilte hinaus, drängte mich durch die Menge und war glücklich, als ich wieder frische Luft athmen konnte.

Der Palmsonntag war da. Einst zogen am frühen Morgen die lateinischen Mönche nach dem kleinen Flecken Bethphage, wo Christus oft in Gemeinschaft seiner Jünger die Nacht über verweilte. Der Superior der Franciskaner bestieg einen mit prächtigem Teppich überdeckten Esel, zwei angesehene jerusalemitische Katholiken hielten den Zaum; Mönche und Volk zogen singend hinterher auf dem mit Blumen und allerlei Grün bestreuten Wege. Am Thore schloß sich eine große Menge an und Alle riefen ununterbrochen ein lautes Hosiannah! Diese Feierlichkeit ist gegenwärtig abgeschafft worden.

Die Lateiner hören in den ersten Frühstunden die Messe, um sobald als möglich den zahlreicheren Griechen Platz zu machen. Unter der Kuppel vor dem Heiligen Grabe stand ein reich geschmückter und glänzend erleuchteter Altar, und zur Seite desselben ein für den lateinischen Patriarchen bestimmtes, mit einem Thronhimmel überdecktes Gerüst. Das Marmorgrab war mit Palmzweigen hoch überdeckt; diese sind vorher vom Patriarchen in der Leichenkammer geweiht worden. Zumeist kommen diese Palmen aus der Gegend von Gaza; die höheren Geistlichen und auch manche Laien tragen dergleichen, aber mit Blumen und einer dreifachen Krone geschmückt. Der Patriarch sitzt unter seinem Thronhimmel und theilt sie an die Lateiner aus, welche sich vor ihm verneigen. Er erinnert sie daran, daß die Taube aus der Arche Noäh einen Oelzweig gebracht habe. Dann trägt man die Palmen in Procession um das Heilige Grab und bis zum Steine der Salbung und geht nachher in die Maria-Magdalenenkirche, um eine Messe zu hören.

Aber die Lateiner müssen sich sputen, denn schon drängt in wildem Gewoge die Flut der „Schismatiker“ heran. Unter der Kuppel brennen unzählige Wachskerzen; dasselbe ist der Fall im Schiffe der Kirche, auf welches die Griechen ausschließlich Anspruch haben. Neben dem Altar steht eine von einem Marmorkreis umgebene Säule; die Griechen behaupten, daß sie sich auf dem Nabel, auf dem Mittelpunkte der Erde erhebe. Bald ist die ganze Kirche von singenden Menschen gefüllt.

Diesmal kam bei der Austheilung der Palmen Mord und Todtschlag ausnahmsweise nicht vor; durchgängig sind Ruhe und Ordnung dabei sehr selten. Im Jahre 1831 befürchteten viele „orthodoxe“ Christen (orthodox glauben aber Alle zu sein), namentlich die Bethlehemiten, daß sie bei der Palmenaustheilung zu kurz kommen würden, und stürmten wild gegen das Heilige Grab an. Dazwischen drängten sich Muselmänner, die auch ihren Antheil haben wollten; darüber kam es zu einer fürchterlichen Prügelei. Der Priester flüchtete sich in's Gemach des Heiligen Grabes und schloß die Thür hinter sich zu; die türkischen Soldaten sahen sich veranlaßt, in ihrer Weise zu Gunsten der Ordnung einzuschreiten, und so fiel ein wahrer Hagelsturm von Stock- und Karbatschenhieben in die Menge der Christen hinein. Als ich dort war, ging es in der Kirche selbst leidlich anständig zu, aber draußen vor der Thür fielen desto mehr türkische Prügel auf Kopf und Schultern der Orthodoxen, und ich habe in meinem ganzen Leben nie eine so ungeheure Menge von Hieben austheilen sehen, als in der heiligen Woche zu Jerusalem. Wohlverstanden: die Türken allein theilen die Prügel aus, und die Christen allein nehmen dieses Geschenk in Empfang.

Im Jahre 1834 wurden etwa zweihundert Christen in der Grabeskirche zu Tode gequetscht und mehr als einhundert starben in den nächsten Tagen an ihren Wunden. Ohne abscheulichen Skandal geht es in der Osterwoche nie ab.

Vom Sonntag bis zum Dienstag Abend begiebt sich nichts Absonderliches in der Grabeskirche. Am Mittwoch ziehen die Pilger in aller Frühe nach dem Berge Zion. Dort ist ein Santon, ein mohammedanischer Heiliger, Hüter des Saales, wo, der Tradition zufolge, der heilige Geist sich auf die Apostel herabließ und wo David die Bundeslade aufstellte. Nachher zieht man in's Thal Josaphat und besucht die Stätten, an welche biblische Erinnerungen sich knüpfen.

Um drei Uhr Nachmittags treffen die Züge wieder in der Grabkirche ein. Die Mönche sitzen auf Pulten, welche in Reihen vor der Pforte zum Grab aufgestellt sind, und singen Stellen aus Jeremias und David. Nachdem mit leiser Stimme eine Art von Predigt gesprochen worden ist, pauken die Mönche auf ihre Bücher, auf die Pulte und auf die Bänke. Gleichzeitig machten katholische Kinder einen Heidenlärm mit Castagnetten, und der Skandal wurde so arg, daß die türkischen Soldaten sich einmischten und die ganze tobende Gesellschaft vom Grabe hinwegprügelten. Die liebe Jugend zog dann im christlichen Stadtviertel umher und brachte den reicheren Katholiken ein Ständchen mit Geschrei und Castagnettengeklapper.

Der Gründonnerstag kann als ein privilegirter Tag für die dem römischen Stuhl anhängigen Christen betrachtet werden, denn sie haben an ihm die Grabkirche bis zum Charfreitag Mittag ganz allein für sich. Doch drängen sich nicht selten auch Schismatiker ein.

Im Vorhofe steht ein von den Griechen errichteter Altar; denn da sie jetzt nicht in die Kirche hinein dürfen,

so beten sie draußen. Schon vor acht Uhr früh sieht man ein gewaltiges Gedränge von Griechen, Armeniern, Maroniten, Kopten und anderen Nichtkatholiken; es wimmelt von Menschen in den benachbarten Gassen und auf den Dächern; Alles murmelt Gebete. Diese Scene macht einen tiefen Eindruck, der durch Nichts gestört wird.

Meinem türkischen Kawaß, welcher mir nun einen Weg durch das Gewühl bahnte, verdanke ich, daß ich bis in die Kirche gelangte. Wie ganz anders sieht es heute dort aus! Alles ist ruhig und in dem großen Gebäude fühlen wir Handvoll Lateiner uns fast vereinsamt. Das Abendmahl wird ausgetheilt; die Procession geht um das Heilige Grab, zum Steine der Salbung und nachher theilt der Patriarch Diese unzählige Menge von armen Wallfahrern war nun in der Grabkirche erschienen, aber wie? Jede Familie bringt allerlei Hausrath und Küchengeschirr mit, denn sie will vier und zwanzig Stunden dort bleiben, um am Sonnabend das Hervordringen des heiligen Feuers zu sehen. Die Weiber schleppen auf dem einen Arm ein Kind, auf dem andern Töpfe oder Oliven und Brot, und in einem Korb auch Buttermilch.

Jeder möchte den besten Platz erringen. Glücklich preisen sich jene, welche ihr Bett am Heiligen Grab ausbreiten können; andere bereiten es am Fuß der Säulen, andere anderwärts, und kaum bleibt ein wenig Raum zum Gehen. Der Raum unter der Kuppel füllt sich sehr rasch,

Griechische Pilger baden im Jordan.

den Segen aus. Um zwei Uhr wäscht ein Geistlicher zwölf Pilgern verschiedener Nationen die Füße, welche er küßt und bekreuzigt. Manche Wallfahrer bleiben während der Nacht in der Grabkirche. Dasselbe geschieht bekanntlich auch bei den Mohammedanern in der Moschee zu Mekka.

Nun ist Charfreitag da. Die Frühmesse wird auf dem Kalvarienberge gelesen, und die Lateiner haben, wie schon bemerkt, ein Recht, bis Mittag allein die Grabkirche zu behaupten. Ich stand auf einer Galerie und sah, was sich unten begab. Die Schwärme der Griechen zogen heran und binnen einer halben Stunde war der ganze Tempel in eine Gastwirthschaft umgewandelt. Ich gewahrte ein Schauspiel, das ich nie für möglich gehalten hätte.

Für die Griechen besteht das große Interesse an der Charwoche weniger darin, sich an Christi Tod zu erinnern, als das heilige Feuer vom Himmel zu erhalten. nach und nach werden die übrigen Räume in Besitz genommen. An der äußern Wand des griechischen Chors sieht man in der Mauer selber, etwa zehn Fuß über dem Boden, große Schränke angebracht. Die Flügelthüren sind geöffnet, und in den Schränken sitzen, auf den Brettern der einzelnen Gefächer, Frauen in großer Anzahl; sie haben sich zusammengekauert und erinnern lebhaft an die Götzenbilder in indischen Tempeln. Viele Männer suchen Plätze an den Säulenvorsprüngen, am Karnieß, auf kleinen Gerüsten. Unten ist ein unablässiges Gehen und Kommen; es wird gegessen, geraucht, getrunken. Die türkische Polizei mengt sich nicht ein; sie thut weiter nichts, als daß sie Jeden, der in die Kirche hineingeht, nach Waffen durchsucht und was sie davon findet, in Verwahr nimmt.

Während die Griechen sich in der Grabkirche dergestalt häuslich eingerichtet haben, beten die Lateiner an den ver-

Das Innere der Grabkirche in Jerusalem. Austheilung des heiligen Feuers.

schiedenen Stationen des Marterweges und kommen erst Abends in die Kirche, um eine Procession mitzumachen und einer dramatischen Vorstellung beizuwohnen.

Um sechs Uhr nämlich ziehen die „Väter des heiligen Landes" aus der Kapelle der heiligen Jungfrau. Sie tragen ein großes Kreuz, und an demselben befindet sich eine Reliefpuppe in Menschengröße. Sie soll Jesus Christus darstellen; Kopf, Arme und Beine sind biegsam.

Hinter den Vätern gehen Gläubige mit Fackeln, singen abwechselnd ein Stabat und ein Miserere und halten bei den verschiedenen Stationen an, zuerst bei jener der Kleidervertheilung, dann bei mehrern anderen, endlich bei der Schädelstätte. Dort zeigt ein Priester jenes Kreuz vor und erzählt, was Jesus auf Golgatha gelitten habe. Einige andere Priester heben nun die Puppe in die Höhe und nageln sie an ein anderes Kreuz. Inzwischen fährt der erste Priester in seiner Erzählung fort, und die versammelten Andächtigen schreien, weinen, schluchzen; in der Kirche selber dauert inzwischen der Tumult fort. Das währt so eine Weile. Dann tritt ein Mönch an's Kreuz hinan; in der einen Hand hält er einen Hammer, in der andern eine Zange. Mit dieser letztern reißt er die Dornenkrone vom Kopfe der Puppe, welcher, weil biegsam, sich neigt; nachher zieht er die Nägel aus den Händen und die Arme sinken herab; ein Gleiches geschieht mit den Nägeln an den Füßen und dann wird die Puppe von anderen Mönchen in leinenen Binden aufgefangen. Die Menge kniet nieder und betet, der Zug setzt sich wieder in Bewegung und geleitet die Puppe nach dem Steine der Salbung, wo das Drama seinen Fortgang nimmt. Auf dem rothen Marmor ist ein weißes Laken ausgebreitet, an den vier Enden stehen Becken mit wohlriechenden Essenzen. Ein Priester besprengt damit die in ein Schweißtuch gewickelte Puppe, verbrennt Weihrauch und spricht die darauf bezüglichen Worte aus dem Evangelium. Das Ganze schließt mit vielem Wehklagen am Heiligen Grabe, auf dessen Marmor die Puppe niedergelegt wird.

Inzwischen sind die Griechen in Erwartung des heiligen Feuers; der Sonnabend ist gekommen und für einen Lateiner ist es nun keine leichte Aufgabe, in die Grabkirche einzudringen. Die Thüren sind geschlossen; jeder Gläubige hält ein Bündel Wachskerzen in der Hand. Eine Doppelreihe türkischer Soldaten will einen Weg offen halten, wird aber oft durchbrochen und theilt mit Stöcken, Karbatschen und Haubayonetten Schläge aus. Nachdem wir eine Stunde gewartet haben, geht die Thür auf und das Gedränge wird entsetzlich, weil Aus- und Eingehende sich begegnen. Doch die Kawassen des französischen Konsuls schaffen mit ihren Knütteln Rath; sie schlagen nach rechts und nach links und können solchergestalt den Durchzug erzwingen. Die Lateiner gelangen endlich auf die Hälfte der Galerie, welche ihnen gehört und können fortan Alles, was sich begiebt, in voller Gemächlichkeit mit ansehen.

Unter der Kuppel ist ein Gewimmel von Griechen, Armeniern, Kopten, Abessiniern, Negern und Indern, von Menschen aller Farben. Manche sind lediglich mit Hemd und Halbhosen bekleidet und barfuß, Jeder will einen guten Platz erhalten und einige kecke Araber haben Gürtel und Turban benutzt, um daraus ein Schwungseil zu verfertigen, das an den Säulenkapitälen befestigt worden ist. So hängen sie gleichsam in der Luft, aber sie haben doch ihren Platz.

Um zwei Uhr erscheint der Pascha, denn er wohnt allemal der Ceremonie bei. Sie beginnt, nachdem dieser Mohammedaner Platz genommen hat. Die Griechen und Armenier stimmen ihre näselnden Gesänge an; ihre Geistlichen ziehen mit entfalteten Bannern heran und gehen zweimal um das Heilige Grab. Der griechische Bischof, der als Feuerbischof bezeichnet wird, geht allein in die Grabeskammer, nachdem er allen Schmuck kirchlicher Würde abgethan hat. Die Gläubigen sagen, er behalte nur ein dünnes, weißes Gewand auf dem Leibe, weil er sonst die Glut des himmlischen Feuers nicht aushalten könne. Uebrigens nimmt er zwei, natürlich nicht brennende, Fackeln mit.

Nach einem Weilchen erscheint das heilige Feuer; es quillt hervor aus zwei länglich-runden Oeffnungen in der Mauer an den Seitenwänden der Engelskapelle. Das Feuerloch zur Linken ist für die Armenier, das zur rechten für die Griechen. Ein Mann rennt heran, hält sich aber dabei gebückt, zündet am heiligen Feuer eine Fackel an, legt sie auf dem Altare der Armenier nieder, und so erhalten seine Glaubensgenossen die heilige Glut; auch die Syrer und Kopten bekommen etwas ab, und bald ist es auch auf den oberen Galerien. Dabei schreit die versammelte Menge und die Glocken werden geläutet. Diesmal hatten die Armenier den ersten Funken, die Griechen bekamen ihn ein paar Sekunden später, weil sie zu hastig waren. Ihre Fackel hatte zwar am ovalen Loche Feuer gefaßt, erlosch aber zweimal.

Nun kam der Bischof wieder zum Vorschein. Sein Blick war starr, das Gesicht bleich; bekleidet war er nur mit einem Hemd und in jeder Hand hielt er eine brennende Fackel. Jeder Gläubige, welcher im Besitze des himmlischen Feuers ist, fährt damit über alle Theile des Körpers, um sich zu reinigen. Dazu eben dienen die obenerwähnten Wachskerzen. Die Männer fahren damit zunächst über Bart, Hals und Brust und behaupten, es thue nicht weh; die Weiber sind noch viel eifriger; sie erschienen unserm katholischen Gewährsmanne wie Bacchantinnen; überhaupt machte das Ganze auf ihn den Eindruck, als ob er bei einem heidnischen Saturnalienfeste zugegen gewesen sei. Die Lateiner glauben nicht an dieses himmlische Feuer, die Türken natürlich ebenso wenig.

Im Jahre 1825 fiel es dem Pascha von Damaskus ein, sich zu überzeugen, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit diesem himmlischen Feuer habe. Er drang darauf, mit dem griechischen Patriarchen eingeschlossen zu werden, der an allen Gliedern zitterte und Alles aufbot, sein Geheimniß vor dem Muselmanne zu bewahren. Aber der Pascha war unbarmherzig. Der Patriarch machte kein Feuer. Nach einer Weile begann die Menge zu toben, sie verlangte das himmlische Feuer. Da warf sich der Patriarch dem Pascha zu Füßen und gestand ein, daß er das Feuer mache und sich dazu des Stahles, Feuersteins und Schwefels bediene. Zündhölzchen gab es in jener Zeit noch nicht. Der Mohammedaner wurde grimmig, sprach von nichtswürdiger Betrügerei, fing aber an zu lachen und beruhigte sich, als ihm der Patriarch sagte: „Wenn wir dieses heilige Feuer nicht mehr verfertigen, dann werden die griechischen Pilger ausbleiben; dann bekommen wir beide kein Geld mehr und wovon soll Jerusalem leben?" Das leuchtete dem Türken ein, der Patriarch schlug Feuer an und die Gläubigen waren beruhigt. Der Pascha hat aber keinen reinen Mund gehalten.

Am Ostersonntage kommen nur wenige Griechen in die Grabkirche, aber alle Lateiner stellen sich ein. Schon um Mitternacht beginnt die Andacht und dauert bis zum Mittage. Man wirft Palmzweige auf das Heilige Grab und nimmt sie wieder, nachdem der Segen darüber gesprochen worden ist.

Die Griechen zerstreuen sich in der Stadt umher, manche gehen auch in's Thal Josaphat oder pilgern nach dem Jordan; aber für sie ist die Hauptsache vorüber, sobald sie ihr heiliges Feuer haben. Bevor sie abziehen, kaufen sie von den Geist-

lichen ein Zeugniß, zum Beweis, daß sie während der Osterzeit in Jerusalem waren; manche lassen sich auch auf Arm oder Brust Figuren des Kreuzes, der Lanze und die Namenszüge von Jesus und Maria einätzen.

Die griechischen Pilger, welche den Jordan besuchen, baden im Strom an der Stelle, wo, der Tradition zufolge, Christus von Johannes getauft wurde. Derselbe liegt etwa drei Wegstunden vom Todten Meer entfernt, und der Jordan ist dort breiter als der Main bei seiner Mündung in den Rhein. Wer jenen Punkt sieht, erhebt ein Freudengeschrei; die Pilger werfen die Kleider ab und rennen mit solcher Hast in die Flut, daß nicht selten Manche dem Ertrinken nahe sind. Zuerst tauchen sie dreimal unter und machen dabei das Zeichen des Kreuzes. Dann trinken sie, nicht um den Durst zu löschen, sondern um sich innerlich zu reinigen. Später stellen sie sich um einen Priester herum, der ihnen Wasser über den Kopf gießt. Viele tauchen ein Stück weißer Leinwand in den Jordan; es dient ihnen zum Bahrtuche, in welchem sie sich begraben lassen. Schon in Jerusalem legen sie es auf das Grabmal und auf die Schädelstätte; auch berühren sie es mit dem heiligen Feuer.

Nach dem Todten Meere finden keine Wallfahrten statt; aber ein Besuch dieses „von Gott verlassenen“ Sees ist immerhin der Mühe werth. Alles ist öde, wild, zerrissen und macht einen unendlich niederschlagenden Eindruck auf den Beschauer.

Sagen in der bayerischen Oberpfalz.

Das Gebiet der Oberpfalz. — Wodanssagen. — Wald und Bäume. — Der Hoymann. — Wond und Freid. — Der Wirbelwind. — Das wilde Gejage. — Die Kaltenegger, Holzhetzer und Holzfräulein. — Donar. — Donnerkeil und Blitzstrahl. — Wetterhexen. — Männliche Hexen. — Wettersegen. —

Alle Hochachtung vor König Maximilian von Bayern! Dieser Fürst bethätigt seine Liebe zu den Wissenschaften in unermüdlicher Weise und besonders dadurch, daß er großmüthig, auf eigene Kosten, gediegene wissenschaftliche Unternehmungen in's Leben ruft, welche dem König, ihren Verfassern und dem ganzen Deutschland zur Zierde gereichen. Sie alle sind eingegeben von einem vaterländischen Geiste, und vortrefflich wäre es, wenn in anderen deutschen Landen ein so preiswürdiges Beispiel eifrige Nachahmung fände. Und daß König Max die rechten Leute kennt, welche auf seine Bestrebungen richtig einzugehen wissen, dafür liefert auch die „Bavaria“ einen glänzenden Beweis.

Wir haben die drei Bände dieser „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrten.“ München 1860 ff., mit wahrer Freude durchgesehen, und können uns das Vergnügen nicht versagen, die Leser des Globus mit dieser vortrefflichen Arbeit, die in der That als das Muster einer Landes- und Völkerkunde dasteht, näher bekannt zu machen. Wir werden mehrfach Gelegenheit finden, Plan und Ausführung zu erwähnen; heute geben wir, gleichsam als Vorläufer, einige Mittheilungen über eine deutsche Gegend, welche früher nicht nach Gebühr beachtet worden ist, die wir aber nun in allen ihren Beziehungen aus der Bavaria gründlich kennen lernen und lieb gewinnen.

Wir meinen die Oberpfalz mit Regensburg. Sie bildet ein vom Böhmerwalde, den Ausläufern des bayerischen Waldes, des fränkischen Jura und des Fichtelgebirges umschlossenes Stück Land, welches von der in die Donau mündenden Nab durchströmt wird. Der Wasserlauf in der Oberpfalz deutet auf den Uebergang des südlichen zum mittlern Deutschland. Die bedeutendsten Gewässer: Regen, Nab und Altmühl, strömen zur Donau, aber die Ostgrenze der Oberpfalz greift in das Quellengebiet einiger Zuflüsse des Rheingebiets, und im Norden entspringt die Wondreb, ein Nebenfluß der Eger, also der Elbe.

Der Flächeninhalt beträgt $175,_{22}$ Quadratmeilen; unter den 30 Städten sind Regensburg, Amberg, Neumarkt und Sulzbach die bedeutendsten; die Zahl der Einwohner belief sich, 7058 Militärbevölkerung eingerechnet, im Jahre 1858 auf 479,341 Seelen, in 119,144 Familien. Es ist ein kerniger, derber Volksschlag, welcher in der Oberpfalz wohnt, von der Uebercivilisation noch wenig berührt. Von seinem Leben und Treiben hat Eduard Fentsch vortreffliche Schilderungen entworfen, welche der Bavaria zur Zierde gereichen. Er stellt Haus und Wohnung dar, die Volkstrachten, die Mundarten, Sagen und Volkssitte gründlich und mit Liebe zur Sache. Er trägt redlich dazu bei, das Flußgebiet von Regen und Wondreb, Nab und Vils zu „erhöhten Ehren“ zu bringen, und lohnenden Gewinn brachten namentlich seine „Schürfversuche auf dem bisher unaufgeschlossenen Felde volksthümlicher Sitte und Sage“. Allerdings überrascht die zu Tage geförderte Reichhaltigkeit der Ausbeute, ihre Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit. Die oberpfälzische Sage weis't unverkennbar auf altgermanischen Mythos hin (nur hin und wieder gemahnt ein eigenthümlicher Brauch, ein Gewandstück, ein Orts- oder Familienname an uralte slawische Siedelung) und Fentsch liefert dafür die bündigsten Beweise.

Wir beginnen mit Wuotan, Wotan, dem allmächtigen, alldurchdringenden Wesen. Seine geweihte Stätte ist der Wald, sein heiliges Thier der Schimmel; er ist kenntlich an seinem breiten Hute. Wodan offenbart sich im Wind, und fährt — begleitet von den Walkyren — im Sturme daher.

Allenthalben in der oberpfälzischen Sage begegnen wir den Spuren des heidnischen Gottes. Der Wald gilt noch heutzutage als geweihte Stätte. An seinen Bäumen werden die Martertäfelchen und Heiligenbilder aufgehangen und die Todtenbretter, sonst gewöhnlich an die Feldraine hingepflanzt, finden in der Oberpfalz häufig ihren Platz am Waldsaum oder im Schatten eines wilden Birnbaums am Felde.

Die Bäume des Waldes stehen in hoher Verehrung; „sie reden mit einander“, sagt der Oberpfälzer, wenn der Wind durch's Geäste weht, — sie haben ein geheimnißvolles Leben.

In der Gegend von Neuenhammer bitten die Holzarbeiter einen schönen, gesunden Baum förmlich um Verzeihung, wenn sie die Axt an seinen Stamm legen. Der eigentliche Frevel am Baume, der absichtslos und mit

„ruchbarer“ Hand verübte, ist deshalb auch in der Oberpfalz ein sehr geringer. Herr und Hüter des Waldes ist der Hoymann (Hohmann, schwäb. Hojema, von Hay = Hag, eingehegter Wald). Vom Haymann erzählten die Märchen in der ganzen Oberpfalz. Er ist gewaltig groß, trägt einen Scheibenhut und hat statt des Haares und Bartes Moos und Baumflechte. In den Wäldern wandelt er umher, schwebt über den Gipfeln der Bäume oder reitet auf einem weißen Rosse. Selten verläßt er den Hag, und es ist etwas Ungewöhnliches, daß er — wie z. B. in Rötz am Allerseelentage — sein Revier überschreitet und bis an das Weichbild des Städtchens geht. — Sein Ruf ist: „Hoy, hoy!“ und der tönt wie eine Klage, weil sein Reich zu Ende gegangen.

Diese Züge lassen eine auffallende Aehnlichkeit mit Wodan nicht mißkennen. Die Oberpfalz hat selbst das Gedächtniß an seinen Namen nicht verloren. Schönwerth (— Verfasser der Sitten und Sagen aus der Oberpfalz —) berichtet von einer höchst merkwürdigen Sage, die um Neuenhammer an der Pfreimt erzählt wird.

Sie spricht von einem mächtigen, der Zauberei kundigen König, Namens Woud und seiner Gemahlin Freid, welch letztere sich, um ihren Gatten zu fesseln, einen kunstreichen Halsgürtel von den Zwergen schmieden ließ, der für jenen, welcher ihn trug, die Gewalt hatte, alle Herzen zu bezaubern. Doch mußte sie sich den Zwergen zum Lohn ergeben. Als dies Woud erfuhr, nahm er ihr heimlich bei der Nacht das Geschmeide und verließ sie. Jahrelang eilte nun die Unglückliche ihrem flüchtigen geliebten Gatten nach, und die Thränen, welche sie Abends, nach fruchtlosem Suchen, weinte, wurden zu Perlen. Endlich, als die Zeit um war, fand sie ihn und zeigte ihm die Perlen, die sie um ihn geweint. Es waren ihrer gerade so viel als Sternchen am Halsgeschmeide. Da wurde er erweicht, gab ihr den Schmuck zurück und nahm sie wieder auf. — Das Märchen giebt in überraschender Weise die Erzählung der Edda von Odhin und Freyja und dem Halsbande Brisingamen wieder. Die Bezeichnung: Woud, Woudl kommt auch noch anderweit vor.

Bei den meisten jener wunderlich geformten Felsblöcke, die in den Sagen über den Teufelsspuk eine Rolle spielen, geht auch der „Woudl“ oder „Wouzl“ um. Wuotan identificirt sich hier mit dem bösen Feinde. Häufig reitet er auf einem grauen Schimmel. Der Woudl und sein Pferd haben keinen Kopf. Im oberpfälzischen Juragebiete schreckt man die weinenden Kinder mit den Worten: „Sei still, der Wouzl kommt!“ Um Königstein lautet ein altes Wiegenlied:

Schweig stilla g'schwind
Ma loibes Kind!
Da Wouzl kummt
Und nimmt da mit.
Schweig stilla g'schwind
Und halt da Mäul,
Er is schon drauß'n
Mit sein' Gäul!
Dau, dau, dau, dau!

Wuotan hat die Herrschaft über den Wind. In der Oberpfalz bringt man dem Winde noch eine Art Opfer. Um Neukirchen und Etzelwang heißt es: „Dem Winde soll man drei Händlein voll Mehl hinausstreuen und dabei sprechen:

Wind oder Windin,
Hier geb' ich dir das Deine,
Laß du mir das Meine!

Dann reißt er nichts zusammen. Das doppelte Geschlecht des Windes gemahnt an Frigga. — Der Wirbelwind hinwieder heißt dort: „Sändreck“. Man sagt: „Der Sändreck jagt!“ Dieselbe Bezeichnung gebraucht man aber zugleich fast in der ganzen Oberpfalz für den bösen Feind, und so berühren sich auch hier wieder der heidnische Gott, der im Sturmwinde daherbraust und der Teufel. —

Der segensreichste Wind ist jener, welcher in der heiligen Dreikönigsnacht weht. Dem „Dreikönigswinde“ werden Thüren und Fenster geöffnet, daß er Glück und Heil ins Haus bringe. — Ehe wir auf die Sage vom wilden Gejage, die sich füglich hier anreiht, übergehen, sei noch eine beiläufige Bemerkung eingeschaltet. J. Grimm erwähnt des eddischen Namens Osci für Wuotan, d. h. der die Menschen des Wunsches, der höchsten Gabe theilhaftig Machende. Die Dichter des 13. Jahrhunderts haben den Wunsch als ein gewaltiges, schöpferisches Wesen personificirt.

Auffallend häufig spricht der Oberpfälzer von einer Zeit, wo alle Wünsche wahr wurden. Das war die Zeit, wo die Welt noch jung war. Jetzt wird die Welt alt und der Sommer kalt. „Es giebt keine Sommer mehr, nur Sommerle.“

Besonders reich sprudelt der Sagenborn vom wilden Gejage, dem Nachtgjoid, Nachtgload oder Nachtgeschrei. Nicht nur Ueberliefertes erbt sich fort; es ist das eines jener Kapitel, welche durch die erfinderische und gestaltende Phantasie des Volkes fortwährend vermehrt werden. Dazu regen die Stimmen an, welche des Nachts im Walde vernommen werden, wenn der Sturm hindurchbraus't. Namentlich ist es der Wirbelwind, der „Sändreck“, der den Spuk verkündet. Wenn ein Wirbelwind im Schwarzenberge bei Stadt Eschenbach entsteht, dann sagen die Leute: „Der Hohmann jagt!“ Ihm folgen Hexen, geisterhafte Thiere, arme Seelen, — das ist das Nachtgeschrei. Nach einer Sage um Bleystein sind es die Seelen ungetaufter Kinder, welche das Geleite des Nachtgjoids bilden.

Die wilde Jagd — heißt es um Treffelstein — ist der böse Feind, welcher die Verdammten und armen Seelen jagt und Alles mitnimmt, was ihm auf der Erde widersteht.*) Bisweilen jagt der wilde Jäger, der Hoymann, allein mit seinem Hund im Walde. —

Das gemahnt Alles an Wodan, der einherjagt auf den Flügeln des Sturmwindes, begleitet von den Einherjar, den schlecht gefallenen Helden (armen Seelen), und den Walkyren (Hexen). —

Vor kaum Menschengedenken ging ein Bursche von Sandsee nach Reisach. Wie er mit Anbruch der Nacht gegen Kemnaten auf das freie Feld in den sogenannten Arbergraben kam, hörte er hinter sich ein Getöse wie Katzengeschrei. Das wuchs allgemach an, und zuletzt tönten Hundegebell und die Stimmen aller möglichen Thiere drein, so daß den Burschen die Angst schüttelte, obwohl er sonst nicht furchtsam war und anfänglich ruhig aufgehorcht hatte. Da wehte plötzlich ein scharfer Windstoß vom Boweiher her, der ihn nach vorn zu Boden warf. Und nun ging's hart über ihn weg mit Gejohl und Geschrei, mit Hundeheulen und Peitschenknallen. Es war das Gejag. Als es vorüber war, lief er heim, was er konnte, und kam verstört und schweißtriefend an. Des andern Tags mußte er den Bader holen lassen. Der Windstoß aber, der ihn auf's Gesicht hingeworfen, hatte ihn gerettet, sonst wäre er zerrissen worden oder hätte mitjagen müssen. Nur wenn man am Boden liegt, das Antlitz gegen die

*) In der Gegend von Bücheroreut nennen sie die wilde Jagd das Armesünderjagen.

Erde gekehrt, geht das Nachtgjoid schadlos über Einen weg.

Ein Knecht auf der Oed am Bärenstein, unweit des Marktes Waldthurn, hörte einmal, da er schon im Dachstübel war und just zu Bette gehen wollte, die wilde Jagd vorbeisausen. Beherzt und furchtlos, wie er war, schaute er zur Dachluke hinaus und rief dem Gejage spottend nach: „Hui, hui, mein Thal (Theil) a mit!" Am dritten Tage lag er am Schragen. — Zu Zeiten, namentlich in der Dreikönigsnacht, geht das Gjoid auch im Geierberg bei Mischlbach und im Eschenbühl bei Sandsee. —

Ein Seitenstück zu der niedersächsischen Sage von Hans von Hackelberg, dem Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig, der im Thüringer Walde jagt*), erzählt man sich um Neunburg vor dem Wald. Es war einmal zur Zeit, da man um der Religion willen Krieg führte, ein Ritter von Blocksburg, der sich heimlich eine schöne Försterstochter zur Ehe nahm und darüber verfolgt wurde. Da verband er sich mit dem bösen Feind und ward zum Höllenritter. Von ihm leitet sich die wilde Jagd ab. — Im Allgemeinen heißt es, daß alle Jäger, edle wie gemeine, welche des Landmanns Saat in wilder Lust verheeren, von diesen verflucht und in Folge dieses Fluches in das wilde Heer aufgenommen werden. —

Wir wollen hier eine besondere Gattung geisterhafter Reiter erwähnen, welche um Neustadt unter dem Namen Kaltenegger bekannt sind. Diese Kaltenegger sind große Männer mit dreigespitzten Hüten — ein Zeichen des spätern Ursprungs der Sage —, welche in ganzen Schaaren auf mächtigen Rossen über die Hohlgasse während der Dämmerung hinsprengen. Sie reiten auf den Wanderer an, ohne ihn zu beschädigen, und erscheinen insbesondere als Vorboten des Kriegs. —

Einen wesentlichen Bestandtheil der wilden Jagd bilden in der Oberpfalz die Holzhetzer. Theilweise übernehmen sie für sich allein die Rolle des Hoymanns und seines Gefolges. Im Marcheneyer Holze bei Bärnau ist ein Stein, an welchem sie zusammenkommen, ehe sie auf das Hetzen ausgehen. Sie haben ihren Namen von der Hetzjagd, welche sie auf die armen Holzfräulein anstellen. Wir flechten hier — um des Zusammenhangs mit dem Nachtgjoid willen — eine Schilderung der Holzfräulein und ihrer Sippe ein, obwohl sie zu jener Gattung von Mittelwesen gehören, wie die Riesen, Zwerge, Schrazeln u. s. w.

Die Holzfräulein (Waldfräulein, Waldweiblein) sind kleine, kaum drei Fuß hohe Geschöpfe; die Farbe ihres Gesichts und Gewandes ist grau wie Moosrinde; sie spinnen auch ihr Garn aus dem „Baummies". Sie waschen sich das Gesicht mit dem Thau, der sich am Morgen in den Frauenmäntelchen vorfindet; den Leib ziehen sie durch den Thau der Wiese und trocknen sich mit Wallmoos ab. Sie leben in der Ehe und bekommen Kinder.

Die Verheiratheten wohnen in hohlen Bäumen. Den Menschen sind sie nicht ungeneigt; dagegen haben sie an den Holzhetzern ihre unerbittlichen Feinde. Von diesen werden sie rastlos verfolgt und — sobald diese ihrer habhaft geworden — in der Luft zerrissen. Doch wachsen die Stücke immer wieder zusammen.

Wenn Einer beim wilden Gjoid frevelte, sind ihm schon Fleischstücke von einem zerrissenen Holzfräulein von den vorbeisausenden Holzhetzern in's Haus geworfen worden.

Die beständige Gefahr, in welcher die Holzfräulein leben, macht sie zaghaft und trübselig. Sie führen darum auch in der Oberpfalz den Namen: „Klagweiblein", „Klagmutter". In ihrer Noth wenden sie sich an den Menschen. Im Holzbühl, einem Schlage bei Breitenstein, kam einst zu einem Holzhauer ein Waldfräulein und sagte zu ihm: „Lieber Mann, ich bitte Dich, schlag doch jedesmal drei Kreuze auf den Stock, so oft Du einen Baum umhaust. Drauf kann ich sicher ausruhen und die Holzhetzer können mir nicht an." — Das weiß man in der ganzen Oberpfalz und die Holzhauer thun auch zumeist danach. Auf solch einem mit drei eingehauenen Kreuzen versehenen Strunk ist man auch sicher vor der wilden Jagd.

Die Holzfräulein verkehren mit den Menschen, verrichten, wenn sie ihnen geneigt sind, ihre Arbeit und erweisen sich überaus dankbar. Derselbe Holzhauer von Breitenstein brachte dem Holzfräulein, mit dem er oft zusammen kam, einmal ein „Ofenküchel" mit. Es aß einige Brosamen aus der Mitte, füllte die Lücke mit Sägespänen aus und gab also das Küchel dem Manne wieder zurück. Als er es daheim auseinander brach, fielen drei glänzende Thaler von altem Gepräge heraus. — Wiederum auf der Breitensteiner Leiten kamen öfter zwei Waldfräulein zu den Graserinnen und warnten sie mit den Worten: „Sagt eure Träume nicht nüchtern und backt an keinem Freitage, dann werdet ihr Glück haben."

Ein eigenthümlicher Zug geht durch alle Märchen, welche von den Waldweiblein erzählt werden. Sie lassen sich für die Arbeit, die sie den Menschen zu Liebe verrichten, nur durch etwas Speise belohnen.

Man bietet ihnen dafür Brot, Kartoffeln, Gemüse, niemals Fleisch. Um Luhn wirft man die Brosamen und Speisereste als Opfer für sie in den Ofen. Anderen thatsächlichen Dank verschmähen sie nicht nur, sondern man kann sie damit geradewegs vertreiben. In Windisch-Eschenbach war einmal ein Schuster, bei dem allabendlich ein Holzfräulein zukehrte. Es putzte und scheuerte das Haus, gleich einer Magd, und war des andern Morgens verschwunden. Da wollte ihm der Hausherr seine Dankbarkeit zu erkennen geben, ließ zu Weihnachten ein neues Röcklein machen und legte es für dasselbe bereit. Als dies aber das Holzfräulein sah, schlug es die Händlein über dem Kopfe zusammen und jammerte: „Ach Gott, jetzt hab' ich meinen Lohn!" Drauf verschwand es und kam nicht wieder.

Zunächst Prühausen bei Königstein ist ein Berg, heißt „der silberne Wagen". Den obern Theil nennt man „am alten Haus", den untern „die routhe Hüll" oder „Rudenhüll". Hier ist eine kleine Steinhöhle, drinnen der Sage nach ein Waldmännlein und Waldweiblein haus'ten. Zur Nachtzeit gingen sie zu ordentlichen, ehrbaren und namentlich reinlichen Leuten in's Haus und verrichteten ihnen, während sie schliefen, die Arbeit. Den fleißigen Spinnmädchen machten sie den Rocken süß; jenen der faulen besudelten sie. Sie waren nackt und man durfte ihnen jedesmal nur ein paar Bröcklein zu essen hinsetzen, ja aber keine Kleider anbieten, sonst verscheuchte man sie. Bei dem letzten Herrn von Breitenstein diente einst eine brave, fleißige Dirne, für die sie während der Nacht alle Arbeit verrichteten. Die übrigen Ehehalten kamen dann auf die Spur und verriethen es dem Herrn. Da legte dieser Schlingen und fing auch wirklich das Waldmännlein, das er in ein Kellergewölbe einsperrte. Fortan erscholl alle Nächte der klagende Ruf des Waldfräuleins. Der Herr achtete aber das nicht und ließ das Männlein verhungern. Als es todt war, ließ sich die jammernde Stimme des Waldweibleins wieder vernehmen: „O du schlimmer und grausamer Herr! Ließest du mein Männlein verhungern, so will ich dir auch den

*) Besser: am Harze, das sein specifisches Gebiet war. Zwei Stunden nördlich von Harzburg soll, der Sage nach, sein Grab sein. A.

Schlehenstein nicht geben. Darum — so soll auch dein Same aussterben und von deiner Burg kein Stein auf dem andern bleiben!" Und wie das Zwergweib gesprochen, so geschah es auch alsbald.

Eine Deutung der Sage von den Holzfräulein mag schwer gelingen. Vielleicht liegt in ihr eine leise Erinnerung an verdrängte, unterjochte Völkerschaften, an Slawen und Wenden, die einem andern Götterdienste huldigten; daher ihre feindselige Stellung zu Wodan, zu dem Nachtgjoid und den Holzhetzern. Vielleicht klingt in ihnen die Mythe von der Freya nach. Sie warnen die Graserinnen vor der Entheiligung des Freitags*), des der Göttin geweihten Tages. Wie diese bringen sie den Sterblichen Segen. Wer einen Strang von dem Garne besitzt, welches die Holzfräulein aus dem Baummoose spinnen, dem widerfährt kein Unglück. Das Klagweibel in der Rudenhüll gemahnt an Freyja, die um ihren Gatten Odhin weint, und an die spinnende und webende Freyja erinnert ein Gebrauch um Neuenhammer. Hier läßt man, wenn der Flachs vom Felde gerauft wird, fünf bis sechs Halme stehen und bindet sie oben in einen Knoten zusammen für die „Hulzfral", welche sich darunter setzt und Schutz findet. Dort heißt es auch, daß das Holzfräulein sich in Flachs kleide. —

Donar, altnordisch Thorr, der über Wolken und Regen gebietende Gott, der sich durch Donner und Wetterstrahl ankündigt, ist rothbärtig, sein Zeichen der Hammer oder die Axt, sein Baum die Eiche.

In der christlichen Mythe ist das Geschäft, zu donnern, dem heiligen Petrus übertragen. Wenn es donnert, sagt der Oberpfälzer, fährt St. Peter Unsere Liebe Frau im Himmel in einem Wagen spazieren, oder er ergötzt sich am Kegelspiel. Petrus aber ist rothbärtig wie der alte Donnergott. —

Um Falkenstein werden beim Anzug eines Gewitters unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit vor dem Stadel und der Hausthüre drei Kreuze mit einer Axt in den Erdboden geschlagen, damit der Blitz nicht zünde. Die Sage vom Donnerkeil, den der Blitz thurmtief in den Erdboden hineinschlägt, ist auch hier zu Lande daheim. —

Der Blitzstrahl, heißt es in der Oberpfalz, schlägt nicht gern in die Eiche; wenn er einschlägt, zündet er nicht. Die Eichenwälder gehören vorzugsweise zu den „heiligen Hölzern"; dagegen zieht die Birke das Wetter an. Haben die Hexen ein Wetter zum Aufstehen gebracht, so kommt es zuerst in die Birke, um sie zu zerreißen.

So werden wir mannigfach an die Embleme der alten germanischen Gottheit gemahnt. Vielleicht trägt auch der Torstein, ein Hügelberg bei Königstein, von ihr den Namen. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man eine in der Umgegend bekannte Sage damit in Verbindung bringt.

Unter dem Felsen des Torsteins soll nämlich vor Zeiten ein Männlein gehaus't haben, welches hat Gewitter machen und donnern lassen können.**) Wir können hier füglich eine Episode vom „Hexenglauben" einschalten; denn nach der Anschauung des Volkes kommen die Gewitter von den Hexen. Die Hexen erscheinen also im Dienste Donar's. Ein heftiges, plötzlich aufgehendes Gewitter heißt Hexenwetter. Das „Wettermachen" ist — neben den sonstigen schlimmen Einflüssen, welche sie auf die Menschen und namentlich auf die Hausthiere auszuüben vermögen — das vorzügliche Kennzeichen der Hexen. Traf Einer einmal eine Dirne, welche mit einem Pfahl im Brunnen um einander rührte. Da fragte er sie, was sie denn thue. Die Angeredete erwiderte: „Thut 's meine Mutter auch; sie nimmt einen Stecken und rührt damit im Brunnen hinum und herum, dann kommt das Wetter!" Da wurden Mutter und Kind verbrannt. — Ein andermal fuhr ein Kaufmann von Neustadt mit seinem Kind in die Stadt. Da kam plötzlich ein Gewitter, und als sich deshalb der Vater sputete, beruhigte ihn die Tochter. Denn sie könne machen, daß das Wetter nicht schade; sie habe das von der Frala (Großmutter) gelernt, welche auch die Wetter machen könne. Der Vater zeigte es an, um die Tochter zu retten. Sie war aber schon Hexe und ward mit der Großmutter verbrannt.*)

Auffallender Weise kennt man in der Oberpfalz auch männliche Hexen, welche das Wetter machen. Um Henrau heißen sie Druderer. Ein Bauer von Gefrees hatte einen Buben, der an einem verworfenen Tage, wo der Teufel vom Himmel fiel, geboren war. Beide gingen einmal über Land; da kamen sie an einen Bach, der über's Kreuz floß. Der Knabe zog den Strumpf vom rechten Fuß und hing ihn über den Kreuzfluß. Sogleich erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der Alles verwüstete.

Hinwieder weiß auch der Volksglaube die Mittel anzugeben, womit man der Wetterhexe ankömmt. Beim Läuten der Wetterglocke oder wenn man ein Gewehr losschießt, welches mit einer geweihten Kugel und einem Lukaszettel geladen ist, fallen sie von der Luft herab. Auch der Wettersegen, Kolomanisegen, hilft gegen die Wetterhexe. Man darf aber kein Wort auslassen, sonst hat das Wetter die Macht, den Betenden zu erschlagen. Es gebricht nicht an Mitteln, um überhaupt die Hexen zu erkennen. Wenn man während der Christmetten mit einem Ei unter der Achsel die ersten drei Schritte rücklings in die Kirche geht, so kann man die Hexen erkennen. Man stellt sich also, daß man die ganze Kirchengemeine übersieht, und nimmt die Eier vor die Augen. Dann zeichnen sich die Hexen durch einen Schein um den Kopf gleich einem Buttersiebe vor den Uebrigen aus. Der Schein gemahnt an das leuchtende Rothhaar des Donnergottes. — Drückt Einen Nachts die Hexe, so muß man dreimal rufen: „In's drei Teufels Namen! Komm morgen fruh nach a Leiha (etwas zu leihen)!" Welche Weibsperson des andern Morgens zuerst in's Haus tritt, um etwas zu entlehnen, das ist die Hexe. Oder: Nimm das Grastuch und schlage über der Thürschwelle die Graszipfel in's drei Teufels Namen recht wacker durch, so schlägst du die Hexe. Welches Weib darauf im Dorf oder in der Nachbarschaft krank wird, das macht sich als Hexe kenntlich, u. a. m.

*) Der Freitag gehört den „Lausigen", sagt der Oberpfälzer. Am Freitag ist keine Hochzeit, rühren die Hexen nichts aus, u. a. m.

**) Gegenüber dem Tarstein liegt der Osinger, im Dialekt: Aosinger. Sein Name erinnert an die Asen. Im Sulzbachschen gilt die Bezeichnung „du Strahl-Aos", „du dunnaschlächtigs" für einen listigen, gewandten, überlegenen Burschen.

*) Zum Vertreiben des Wetters sind nach oberpfälzischem Glauben die Zigeuner und namentlich die Juden geeignet. Diese schneiden einen Laib Brot auseinander, kleben ihn wieder zusammen und schieben ihn mit etlichen geheimen Worten rücklings in den Ofen. Dann zertheilt sich das Gewitter.

Die Neger in Brasilien.

Von Karl von Koseritz.

II.

Während der langen Jahre, in denen der Sklavenhandel ziemlich unbehindert getrieben wurde, hat Brasilien Neger aller Küstenvölker Afrikas bekommen. Die meisten sind von der Nation Mina, sodann viele aus Congo, Angola, Benguela, Cabinda, Mosambik 2c. Die besten Leute stammen aus Congo, Benguela und Mosambik, sie sind zumeist gutgeartet, fügsam und auch arbeitsam, natürlich wenn sie dazu angehalten werden. Die schlimmsten von allen dagegen sind die Minas, höchst widerspenstige und unverschämte Leute. Sie befassen sich mit Vergiftungen, treiben allerlei Zauberkünste und halten wie Kletten zusammen. Dieser Schlag ist aber physisch und moralisch der interessanteste, und ich werde denselben gelegentlich eingehend beschreiben und auf Verhältnisse, Religion, Sprache, Lebensweise 2c. Rücksicht nehmen. Heute werde ich mich nur mit der allgemeinen Beschreibung des Lebens der importirten Neger beschäftigen.

Alle diese verschiedenen Völker halten mit einer Zähigkeit zusammen, um welche bessere Nationen sie beneiden können. Sie leben abgesondert von einander; ein jedes von ihnen hat seine Vorstände, zu denen gewöhnlich Leute gewählt werden, welche in der afrikanischen Heimat zur königlichen Familie gehörten. Die Mitglieder der verschiedenen Volkssippen halten, wie bemerkt, ungemein untereinander zusammen, steuern allwöchentlich zu einer gemeinsamen Kasse bei, mit der sie ihre armen und kranken Brüder unterstützen. Alljährlich kaufen sie einen ihrer Angehörigen, der durch das Loos erwählt wird, frei. Selten oder nie kommt Streit in derselben Nation vor, desto häufiger jedoch zwischen den verschiedenen Völkerschaften.

Diese unterscheiden sich erstens durch die Sprache, da jede von ihnen einen andern Dialekt spricht, und durch die verschiedenen Zeichnungen im Gesicht; denn jede Nation hat ihre besondere Zeichnung, die in frühester Jugend mit dem Messer in's Fleisch des Gesichts geschnitten und mit ätzendem Saft ausgebeizt wird. Solche Narben bilden die seltsamsten Figuren und Verschlingungen. Andere, z. B. die Congos, legen Samenkörner unter die Haut, sodaß sie das Gesicht voll kleiner Anhöhen haben; ich habe einen Congo-Neger gekannt, der daheim Prinz gewesen war und dessen Nase einer Treppe glich, der vielen Berge und Thäler wegen, die auf dem Rücken derselben eingeschnitten waren. Dieser Neger, Sklav eines Kapitän Caldeira, bei dem ich oft zu Besuch war, redete mit keinem seiner Nebensklaven und hat nie ein Wort portugiesisch ausgesprochen, trotzdem er dasselbe recht gut verstand; er lebte in stolzer Zurückgezogenheit und die andern Neger respektirten ihn wirklich. Seine Hütte war nach Art seines Vaterlandes gebaut, hatte ein trichterförmiges Strohdach von bedeutender Höhe und in derselben stand ein unförmiges Götzenbild, welches er verehrte, ungeachtet daß man ihn mit Gewalt getauft hatte. Bei alledem war er ein ruhiger, tüchtiger, nüchterner und ordentlicher Arbeiter, jedenfalls der beste Sklav der ganzen Fazenda.

Eine jede Nation ist stolz auf ihre Eigenschaften und zwischen allen herrscht die größte Eifersucht. Der Standesunterschied ihres Vaterlandes wird selbst hier noch beobachtet; in der Stadt Pelotas starb vor zwei Jahren die letzte Königin von Congo, welche hier stets als solche betrachtet ward und eine absolute Herrschaft über ihren ganzen Stamm führte; nach ihrem feierlichen Begräbnisse wurde von den Sklaven eine neue Königin gewählt, welcher alle ihre Huldigung darbrachten. Zu den Begräbnissen kommen gewöhnlich die Leute aller Nationen zusammen und die christlich-religiösen Feierlichkeiten in der Kirche bilden einen schreienden Gegensatz zu den lächerlichen Ceremonien der Neger, die unter fortwährendem Geschrei, Lachen und Springen die Leichenbahre nach dem Friedhofe tragen. Alle singen, tanzen und lachen, weil ihre Religion verlangt, daß Alle fröhlich seien, wenn einer von ihnen gestorben ist. Ueberhaupt verschmilzt in ihren schwachen Köpfen die christliche Religion, die man ihnen aufgezwungen hat, ohne daß sie dieselbe verständen und von der sie nur das äußere Ceremonial fassen, mit ihrem vaterländischen Aberglauben, und bildet so einen abenteuerlichen Mischmasch, in dem das strahlende Licht von Golgatha einen Theil der Irrthümer des Fetischismus erhellt, auf der andern Seite jedoch wieder von diesem verdeckt wird.

Kein einziger „Neger von Nation“ ist wirklich Christ, denn keiner hat die Lehrsätze der Religion verstanden; sie alle treiben eine Art christlichen Götzendienst, indem sie unsere Kreuze und Heiligenbilder wohl nur als eine vervollkommnete Form ihrer heidnischen Götzenbilder betrachten. Ich hatte noch vor Kurzem eine alte Negerin gemiethet, die aus Angola gebürtig war, und jedes Mal, wenn die Glocken läuteten, auf's Knie fiel und betete; wenn ich sie fragte, weshalb sie das thue, antwortete sie, „daß der Herr vom Himmel spräche und daß man da beten müsse.“ Wenn es donnerte, begann sie zu heulen und sagte: „Der Herr vom Himmel sei ärgerlich.“ So mischte sie ihren heidnischen Aberglauben mit den äußeren Ceremonien der christlichen Kirche und war, wie alle Neger von Nation, auf ihre eigene Art fromm. In einem folgenden Berichte werde ich über Sprache und Religion dieser heidnischen Völker Näheres mittheilen.

In Bezug auf Kleidung lieben alle Neger helle, grelle und schreiende Farben, hauptsächlich rothe Tücher zum Turban, den sie besonders gern haben. Um den Hals tragen sie eine große Zahl Kettchen von bunten Glasperlen und um die Arme eine Menge größere und kleinere Messingringe. Die Kinder werden in einen Shawl gehüllt und auf dem Rücken festgebunden; die langen, zungenartig herabhängenden Brüste der Mutter werden über die Schulter hinabgeschlagen und das Kind auf dem Rücken saugt daran ganz gemächlich.

Das Geschrei der Negerinnen ist in der That fürchterlich; fünf oder sechs schwarze Quitandeiras, d. h. Fruchtverkäuferinnen, Marktweiber, machen einen Skandal, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann; alle schreien mit ihren Gutturallauten zu gleicher Zeit. So sitzen sie lärmend und ihre Pfeifen rauchend, bieten ihre Waare feil oder tragen dieselbe mit monotonem Ausrufe durch die Straßen der Stadt. Sie haben viel natürliche Anlagen zum Handel, und fast alle Quitandeiras verdienen so viel Geld, daß sie sich gewöhnlich in kurzer Zeit loskaufen können; dann thun sich gewöhnlich fünf oder sechs zusammen und treiben gemeinschaftlich Handel.

Eine Negerwohnung, in welcher eine solche Kompagnie von Marktweibern wohnt, ist gar wunderlich. Niedrig, schmutzig und voller heulender und schreiender Negerinnen, macht sie einen unangenehmen Eindruck; sie steht aber unter der strengsten polizeilichen Aufsicht, denn hier ist es, wo sich alle entlaufene Neger verstecken, wo alle Diebstähle ihre Hehler finden und wo die berüchtigten Feitiçeiras ihre sogenannten Mandingas und Quebrantas (Zaubereien) machen, von denen im brasilianischen Publikum merkwürdige Geschichten cirkuliren und die selbst unter den gebildeten Brasilianern noch hier und da Glauben finden.

Unter diesen freien Negern und Negerinnen sind viele sehr wohlhabende, aber keiner von allen weiß einen vernünftigen Ge-

brauch vom Gelde zu machen; gleich den Kreolen, so behalten auch die Neger von Nation, selbst wenn sie noch so reich wären, stets die alten Gewohnheiten, sitzen immer auf der Erde und essen mit den Fingern; sie gehen auch barfuß oder allerhöchstens in Schlapp-Pantoffeln; bei Kirchenfesten und Processionen, mit Feuerwerk und allerlei Firlefanz vergeuden sie viel Geld.

Das höchste Vergnügen, welches der importirte Schwarze kennt, ist der *Candombi*, d. h. ein Tanzvergnügen. Am Sonntag Nachmittag versammeln sie sich in großer Anzahl auf einem beliebigen Platz im Freien; alle tragen ihre besten Kleider, die grellsten Farben blenden das Auge, das Ohr wird von dem rasenden Gebrüll der Neger und dem kreischenden Geschrei der Negerinnen gräßlich gemartert und die *Geruchsnerven* der *weißen Menschen* leiden unter der wirklich abscheulichen, den Negern eignen Ausdünstung dieser flotten Gesellschaft. Die Schwarzen bilden Kreise, von denen die *Batucca* und andere Negertänze ausgeführt werden; ringsherum stehen und sitzen die, welche nicht tanzen, und unter ihnen sind viele auf abenteuerliche und geschmacklose Weise mit Flittergold, falschem Hermelin und dergleichen Maskentand mehr aufgeputzt. Die *Musik* besteht aus groben Trommeln, hohlen Kürbissen, *Porungos* genannt, mit Samensteinen darin, Stückchen Eisen, welche gegen einander geschlagen werden, roh gearbeiteten Tamburins und anderen schauderhaften Instrumenten ähnlicher Art, welche Ohr und Kopf betäuben. Ihr Tanz an und für sich ist durchaus national und bildet ein Gemisch von unsinnigen Sprüngen, unzüchtigen Stellungen und Bewegungen. Während die Einen tanzen, fegen Andere mit einer Art von Pferdeschweif den Staub unter deren Füßen weg. Und so machen sie Musik, tanzen und schreien Stunden lang und ergötzen sich dabei königlich.

Es ist ein wildes, phantastisches Bild, solch ein Negertanz oder Candombi, das gewiß den Blick des Fremden fesselt, an dem wir aber, die wir seit lange an dieses bunte und unvernünftige Treiben gewöhnt sind, keinen Geschmack finden; denn es wird einem dabei wüst im Kopf und die Geruchsorgane leiden zu sehr unter der *Catinga* (Ausdünstung) dieser schwarzen Teufel, die bei ihrem Höllenlärm im Schweiße schwimmen.

Im Allgemeinen hat die schwarze Rasse, selbst in ihrer Vervollkommnung bei den Kreolen, nur *geringe Kulturfähigkeit* und *auf eine höhere geistige Entwickelung derselben ist wohl unter keinen Umständen zu rechnen.* Praktisch in gewissem Sinne sind alle diese Leute, zur Arbeit wie geboren; sittlich und moralisch werden sie sich jedoch nie hoch heben können. Dazu paßt nämlich gar nicht ihre ganze Organisation. Diese ist theilweis viel unvollkommner als jene der kaukasischen Rasse; schon das geringere Volumen ihres Gehirns und die *fabelhafte Dicke des Negerschädels* giebt in dieser Hinsicht Fingerzeige. Kräftig und gesund sind fast Alle; manche haben wahre Herkulesgestalten und bilden sich nicht wenig auf diesen körperlichen Vorzug ein. Die Kinder wachsen in der größten Vernachlässigung auf; so lange sie noch nicht sitzen und kriechen können, werden sie, wie schon gesagt, von ihrer Mutter mit einem Shawl auf dem Rücken festgebunden und nachher wälzen sie sich Tag und Nacht auf der Erde herum, zwischen Schweinen, Hunden, Hühnern und Katzen. Es kommt vor, daß Sklavinnen, die nicht gut behandelt werden, aus Wuth darüber, daß sie nicht frei sind, und um ihrem Herren nicht die Habe zu vermehren, ihre Kinder umbringen, wie denn überhaupt der Mord und hauptsächlich der Selbstmord unter den Sklaven häufig ist. Gewöhnlich trägt der Herr die Schuld; der Schwarze wird bei seiner natürlichen Indolenz und Charakterlosigkeit nur dann des Lebens müde, wenn er durch schlechte Behandlung, hauptsächlich Prügel, auf's Aeußerste getrieben wird; im Allgemeinen ist er genügsam und leicht zufrieden zu stellen. Jede Kleinigkeit macht ihn glücklich und bei guter Behandlung ist er einigermaßen dankbar.

Ein Congo-Neger. (S. 47.)

In Bezug auf geistige Befähigung giebt es, wie schon angedeutet wurde, Ausnahmen von der allgemeinen Regel; ich selbst habe in diesem Augenblick einen kleinen dreizehnjährigen Neger in Dienst, der in einem deutschen Hause großgewachsen ist und so fertig deutsch wie portugiesisch spricht; auch kenne ich andere, die ebenfalls mit Leichtigkeit verschiedene Sprachen erlernt haben, doch das sind eben nur seltene Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die in keiner Weise dazu dienen können, der sogenannten Philanthropie das Wort zu reden, welche in dem Wahne befangen ist, die Neger auf einen gleichen intellektuellen Höhepunkt mit anderen Rassen bringen zu können, die ihnen doch in Allem überlegen sind. Das wird immer eine verfehlte Spekulation sein; der Neger ist dafür gar nicht angelegt.

Noch muß ich eine physiologische Abnormität erwähnen, nämlich die sogenannten *weißen Neger*, oder *Negros aços*, die wirklichen *Albinos* der Negerrassen. Diese zeigen genau die Eigenthümlichkeiten unserer Kakerlaken, neben allen physischen Gestaltungen des Negers haben sie jedoch schneeweiße Haut und das wollige Kraushaar, sowie die Augenbraunen, Augen &c. nehmen bei dem Mangel an Pigment, welcher ihren Zustand bedingt, eine ganz eigenthümliche Farbe an. Die Neger-Albinos sind eine drollige Erscheinung; es giebt deren sehr viele in Brasilien, sowohl solche, die den Albinismus universalis haben, als andere, die nur partiell daran leiden. Es sieht dann merkwürdig genug aus, wenn man so einen Gesellen mit schwarzem Körper und ganz weißem Gesicht sieht, oder die Hälfte weiß und die Hälfte schwarz.

Briefe über Böhmen.

Zweiter Artikel.

In kleinen Städten. — Neumodische Nationaltracht. — Beseda.

Böhmen ist ein an Städtchen reiches Land, aber es hat nur eine große Stadt, nämlich Prag. Prag zählt mit seinen Nebenorten Smichow und Karolinenthal jetzt bald 200,000 Einwohner und unter diesen etwa ein Drittel Deutsche, welche hauptsächlich den gebildetern und wohlhabendern Theil der Bevölkerung ausmachen. Hätte Prag statt eines tschechischen ein deutsches Hinterland, es wäre längst ganz deutsch.

Die zweite Stadt des Königreichs ist das rein deutsche Reichenberg, der Hauptsitz böhmischer Gewerbsthätigkeit. Erwähnenswerth sind nur noch Budweis und Pilsen, ersteres mit vorherrschend deutscher, letzteres mit gemischter Bevölkerung. Eine rein tschechische Stadt von Bedeutung finden wir nirgends. Nehmen wir vergleichsweise das benachbarte Bayern an, das kleiner als Böhmen ist, so zählen wir außer der Hauptstadt München noch die stolzen Städte Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Bamberg u. s. w., die durch ihre bürgerliche Thätigkeit hervorragen. Dort ist das richtige Verhältniß zwischen Land- und Städtebevölkerung vorhanden, wie es zum Gedeihen eines Staates die germanischen Völker gestalteten. In den tschechischen Theilen Böhmens dagegen bewahrheitet sich wieder der Satz, daß die Slawen ein Bürgerthum zu schaffen nicht verstanden und daß, wo bei ihnen die Ansätze zu einem solchen sich finden, diese von den Deutschen ausgehen. In den kleinen deutschen Städten des Landes finden wir einen ausgebreiteten Handel, eine blühende Gewerbsthätigkeit, und in den kleinen tschechischen, mit wenig Ausnahmen, Oede und Versumpfung, neben einem karrikirten philisterhaften neumodischen Aufschwunge der Gemüther in nationaler Beziehung.

Das „Bürgerthum" in den kleinen Orten ist eine Mischung von deutschen und tschechischen Elementen. Die oft von böhmischen Herrschern (so vom „böhmischen Städtegründer" Przemysl Ottokar) hervorgerufenen deutschen Kleinbürger, welche, gerade wie in Polen und Ungarn, auch für Böhmen deutsche Städteordnung mitbrachten, erhielten keinen Nachschub an frischen Elementen, versauerten und gingen besonders dadurch, daß das sie umgebende flache Land tschechisch blieb, in einem halbschlächtigen Tschechenthum auf. Noch heute, es ist nicht zu viel gesagt, führt der dritte Theil der Einwohner in diesen Orten deutsche Namen. Bis zum Jahre 1848 sprach man auch meist deutsch und es galt geradezu für unanständig, „die Sprache der Dienstboten und Kinder", das Tschechische, zu reden. Seitdem ist das anders geworden. Das Stadtsiegel führt nun eine tschechische Umschrift, die Stadtakten werden in dieser Sprache verfaßt und man redet mit Ostentation nur tschechisch, obgleich man das Deutsche ebensogut oder noch besser kann. Der Bürgermeister, früher eine konservative, der Regierung ergebene Persönlichkeit, ist nun ein Vollbluttscheche und schreibt sich nicht mehr „Purkmistr", sondern „Méstanosta". Die Schulen, in welchen bis zu der erwähnten Zeit, und theilweise bis 1860, in deutscher Sprache unterrichtet wurde, leisteten wenig; aber hauptsächlich aus dem Grunde, weil die tschechischen Kinder hinein kamen, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen und deshalb begreiflicherweise keine Fortschritte machen konnten. Diesem Unrecht ist jetzt abgeholfen und jedenfalls wird bei den folgenden Generationen in Folge dessen Vieles anders sein. Man sieht jetzt vor allen Dingen auf nationale Erziehung, und die Schulmeister, die an allen Orten gute „Wlastenci" (Vaterlandsfreunde) sind, bemühen sich, den Kindern täglich einzutränken, daß die Tschechen das erste und herrlichste Volk auf Erden seien. Es ließe sich natürlich hiergegen Manches einwenden, doch ist ein solches Verfahren gewiß nicht zu verurtheilen; wir Deutschen können nur wünschen, daß unsere Lehrer unserer Jugend ganz dasselbe von unserer Nation einschärften.

In dem Maße, wie die kleinen Städtchen zum „reinen Tschechenthume" zurückkehren, in dem Maße verändert sich auch Manches an ihrer Physiognomie. Die Schilder an den Häusern der ehrsamen Handwerker waren bis vor Kurzem in deutscher Sprache abgefaßt, oder sie lauteten in beiden; ja wir erinnern uns, mit Heiterkeit ein Schild bewundert zu haben, auf dessen einer Seite: Waclaw Swoboda, mistr krejcowsky, auf dessen anderer in wörtlicher Uebersetzung des Eigennamens mit tschechischer Rechtschreibung stand: Wencl Fraghagt, Snagdrmagstr, soll heißen: Wenzel Freiheit, Schneidermeister! Jetzt gilt es für eine arge Versündigung, ein deutsches Schild auszuhängen, und der Handwerker, welcher dies wagte, würde sich der Gefahr aussetzen, viele Kunden zu verlieren.

Die Gesellschaft in diesen Städtchen zerfällt in zwei scharf getrennte Gruppen. Zu der ersten, an Zahl geringern Abtheilung, so zu sagen der haute volée, zählen pensionirte und nichtpensionirte Beamte, Ableger des ungeheuren böhmischen Beamtenheeres, mit höchst formellem Tone, Stammsitzen im Wirthshause und konservativer Gesinnung. Ihrer Nationalität nach betrachten sie sich als „Böhmen", d. h. weder als Deutsche noch als Tschechen, sondern als zweisprachige, meist neutrale Leute, die aber nach Umständen, wie gerade der Wind weht, auch dieser oder jener Partei angehören können. Mit Recht ernten sie selten den Dank irgend eines Theiles. Von der gut tschechischen erbgesessenen Bürgerschaft werden sie spottweise als „Frankfurter" bezeichnet, obgleich ihnen sicher nichts ferner liegt, als der Gedanke an ein deutsches Parlament in Frankfurt.

Die zweite Gruppe der Städtebewohner, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, hat das deutsche Vereinsleben angenommen und versammelt sich jetzt in Spolki, Besědi oder Gesangvereinen, wo nationale Politik getrieben, d. h. auf die Deutschen geschimpft wird. Ein wesentliches Stück in dem nationalen Leben dieser Leute ist die neu eingeführte „tschechische Kleidung".

Im ganzen civilisirten Europa ist man jetzt übereingekommen, die französische Tracht anzuerkennen. Was in Spanien, Italien oder selbst Griechenland von alten Nationaltrachten noch in gebildeten Kreisen getragen wird, verschwindet allmälig vor Cylinderhut und Frack, der auch jenseits des Oceans die Herrschaft errungen hat; daß diese Kleidung gerade schön und praktisch sei, wollen wir damit keineswegs behauptet haben. Nur noch fest halten an der alten Tracht in Europa, der Bauer theilweise, und die weniger civilisirten, namentlich östlichen Völker. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß volksthümliche Trachten, wenn sie durchführbar wären, auch ihre gute Seite haben; bei uns Deutschen hat seiner Zeit der alte Jahn manche Lanze dafür gebrochen. „Der Ungar trägt seinen Attila, der Pole Conföderatka und Tschamarka, und unsere Brüder Serben und Montenegriner gehen in ihren bunten Kleidern, warum sollen wir Tschechen zurückstehen?" So fragte man sich, und darum — ein Königreich für eine Nationaltracht! Als natürliches Muster hätte sich den Tschechoslawen am ersten die Hanakentracht dargeboten, aber grellroth und ein weiter, blauer Mantel darüber, das wäre doch ein wenig zu auffallend gewesen. So thaten sich also „die Herren von der Feder und von der Scheere" zusammen und erfanden über Nacht im Jahre des

Heils 1860 die neue tschechische Nationaltracht, die von den Zeitungen gehörig ausposaunt und eingeweiht wurde.

Der kleinstädtische Philister ist nun glücklich, Prag hat ihn mit einer Nationaltracht beschenkt. Der Hauptbestandtheil derselben, die Tschamara, ist ein Schnurenrock, ähnlich wie ihn bei uns die Studenten hier und da noch tragen; auf dem Haupte sitzt der „slawische Hut", ein ganz gewöhnlicher runder Hut, an dem hinten ein paar Quasten herabbaumeln. Soll die Tracht vollständig sein, so dürfen Stiefeln, die bis zur halben Wade reichen, nicht fehlen. Mit grimmigen Blicken schaut ein solcher „Tschamarist" jeden Deutschen an, wenn er auch selbst Huberle oder Müller heißt, und aus seiner Brusttasche schaut unfehlbar die neueste Nummer der „Narodni listy", jenes deutschfresserischen Ultrablatts. Den Aufzug vollendet ein dicker Knüppel, als dessen Handhabe ein eiserner Zizkakopf dient. So angeputzt, wähnt sich Huberle um mindestens vier Jahrhunderte unter die alten Hussiten zurückversetzt, und denkt daran, wie er in einer neuen Schlacht bei Aussig tausend Deutsche erschlagen will. Ergötzlich bleibt, daß es oft bei diesen Leuten mit der tschechischen Sprache nicht recht vorwärts will, zumal wenn es sich um wissenschaftliche Dinge handelt, wo sie dann plötzlich Deutsch zu reden beginnen! Eine Zukunft hat aber diese Tracht nicht.

In neuerer Zeit ist das Wort „Běseda" unter den Tschechen eine Art Schlagwort geworden; wir müssen deshalb darauf eingehen und dem deutschen Leser erzählen, was eine Beseda ist. Was wir etwa als „musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung mit darauf folgendem Tanz" ausdrücken, das ist eine Beseda, nur daß bei dieser vor allen Dingen die nationale Seite herausgekehrt werden muß und das Ganze einen streng tschechischen Anstrich bekommt. In Prag werden diese Besedi sehr glänzend auf der Sophieninsel abgehalten und dienen so als Vorbild für die kleineren Städte. —

Der Saal wird roth und weiß, in den Landesfarben, ausgeschmückt, die Büsten und Bilder nationaler Vorkämpfer der „böhmischen Krone" heben sich von Blumen und „slawischen Trikoloren" umgeben von der Wand ab. Die Wappen von Böhmen, Mähren und Schlesien, sind von einer einigenden Binde umschlungen, an einem hervorragenden Platze angebracht, während das Bild des „Königs von Böhmen", soll heißen des Kaisers von Oesterreich, mit einem bescheidenen Winkel vorlieb nehmen muß. Die Gesellschaft versammelt sich. Die männliche Welt in der Tschamara, die Damen in „slawischen Miedern" mit blau-weiß-rothen Schleifen aufgeputzt. Der Gesangverein des Städtchens eröffnet mit irgend einem Chor die Festlichkeit; wenn auch die Stimmen nicht harmoniren, was schadet das, des nationalen Zweckes halber belohnt doch ein „Wyborné" (Ausgezeichnet) die Anstrengungen. Wehe Dem, der es sich einfallen lassen wollte, Bravo zu rufen! Jetzt tritt ein Redner auf. Er preis't die Tugenden der alten Slawen, beweis't, daß von ihnen alles Gute kam und daß, was am Volke noch fehlerhaft und schlecht sei, nur dem Einflusse der „Cizozemci" (Fremdlinge, worunter natürlich die Deutschen zu verstehen sind) zugeschrieben werden müsse. Allgemeines Wyborné. Zum Schlusse entfaltet er die ganze Herrlichkeit des Tschechenthums vor den Augen der begeisterten Zuhörer und schließt mit einem Hoch auf die heilige Wenzelskrone. Mit Slawa! (Heil oder Ruhm) stimmt die Menge ein. Dann tritt eine Dame auf und singt unter anderen Nationalliedern das unvermeidliche, trotzdem aber schöne Lied von Franz Skroup: „Kde domow muj?" (Wo steht mein Heimathaus?) in das die Gesellschaft mit einstimmt. Es folgen wiederum Männerchöre und humoristische Vorträge, in denen die Deutschen den Lachstoff abgeben müssen. Zum Schluß findet allgemein Tanzunterhaltung nach nationalen Melodien statt, und nun sieht man den Jüngling in der tschechischen Tschamara aus deutschem Reichenberger oder Brünner Tuche mit einer Dame in slawischem Mieder und französischer Krinoline tanzen, so daß das Ganze den Eindruck eines wälschen Salats macht.

Eine Beseda gleicht genau der andern; ihr Einfluß auf die Leute ist jedoch nicht zu unterschätzen. Wenn auch Vieles bei ihnen berechnet und gemacht ist, so erfüllen sie doch ihren Zweck, indem sie belebend und anregend auf das Nationalgefühl wirken und oft nicht unwesentlich zur Bekehrung der „Halben und Unschlüssigen" dienen.

Stuart's Entdeckungsreisen in Australien.

Stuart's Wanderung durch das australische Festland.

Die neueren Entdeckungen Stuart's, so groß ihre Wichtigkeit in Verbindung mit den Resultaten seiner früheren Reisen auch ist, beschränken sich dennoch auf einen sehr kleinen Raum, da der größte Theil der von ihm bis jetzt zugänglich gemachten Gegenden bereits durch Gregory und Leichhardt bekannt geworden ist.

Von dem See Newcastle-Waters aus, wo Stuart am 5. April 1862 ankam und ein Depot bildete, machte er Ausflüge, um wo möglich einen praktikablen Weg durch das ihn von allen Seiten umgebende Gestrüpp aufzufinden. Zuerst schlug er eine nördliche Richtung ein, konnte aber hier keinen Durchgang finden. Er stieß überall im Norden und Nordosten auf undurchdringlichen Wald, wodurch er veranlaßt wurde, nach dem Depot zurückzukehren und eine westliche Richtung, dem Victoria-Flusse zu, einzuschlagen. Auf diesem Wege drang er etwa 60 Meilen weit vor, fand aber keine bessere Aussicht, als auf seiner vorigen Reise. Erst ging es über grasreiche Fluren, in deren Mitte sich eine von Eingeborenen ausgegrabene und erweiterte Quelle befand; bald aber folgte dichter Urwald, mit undurchdringlichem Gestrüpp, Speergras und ganz ausgetrocknetem Boden. Auf diesem Ausfluge bemerkte Stuart, daß die Eingeborenen die Gewohnheit hatten, in die Rinde der Bäume, welche an ihren Fußpfaden entlang standen, Zeichen einzugraben, wahrscheinlich um den Weg in der wasserlosen Wildniß nicht zu verfehlen.

Die Hitze war während dieser Zeit unausstehlich und wurde durch die Buschfeuer der Eingeborenen, welche Menschen und Vieh manchmal in Gefahr brachten, noch vermehrt. Uebrigens schienen die wenigen Eingeborenen, mit denen die Partie zusammentraf, ganz freundschaftlich gesinnt. Als Stuart von seinem erfolglosen Abstecher nach Howell's Ponds, einem nördlich von Newcastle-Waters gelegenen Wasserplatze, wohin das Lager inzwischen verlegt worden war, zurückkehrte, gab er das Unternehmen, nach dem Victoria-Flusse vorzudringen, ganz auf und entschloß sich zu einem letzten Versuch in nordöstlicher Richtung. Dieses Mal glückte es. Durch Einhaltung einer etwas mehr östlichen Richtung gelang es den Reisenden, eine grasreiche Gegend mit zahlreichen Wasserlachen zu erreichen und später einen bedeutenden Creek mit immer fließendem Wasser, Daly-Water, aufzufinden, welcher sie wohlbehalten durch den etwa 30 Meilen breiten Saum von Gestrüpp, das in dieser Richtung überdies nicht so sehr verwachsen war, geleitete. In diesem Creek vermuthet Stuart ein Quellgewässer des Wickham-Flusses, der sich in den Busen von Carpentaria ergießt.

Von hier aus wurde die Gegend immer besser; wir lesen von „herrlich begras'tem Lande mit rothem, fruchtbarem Boden, bedeckt mit schönen Eucalypten und anderen Bäumen; von „breiten Flächen schwarzen Alluvial-Bodens mit üppiger Weide bedeckt", bis in 16° S. Br. der Strangways-Fluß erreicht wurde. Dieser Fluß war in seinem obern Laufe ganz trocken und furchtbar steinig, zeigte jedoch bald große und tiefe Wasserlöcher und führte die Reisenden bequem zum Roper-Flusse, mit welchem er sich vereinigt. Im Strangway's-Thale fand sich eine große Anzahl ganz neuer Bäume und Sträucher vor, und die Gewässer waren von großen und schmackhaften Fischen belebt. An der Mündung des Strangway's befand sich eine zahlreiche Bevölkerung von Eingeborenen, die sich mit den Reisenden ganz freundschaftlich unterhielten. Dabei folgten sie dem Zug immer von fern und zündeten das Gras an, so daß ihnen Stuart nicht recht trauen mochte. Der Roper wird von Stuart in den glühendsten Farben geschildert und muß in der That, für Australien, ein herrlicher Fluß sein. Indeß waren die Uebergänge desselben, des dichten Palmengebüsches und der steilen Ufer wegen, stets schwierig, und ein Pferd ging in einem der tiefen Uferkanäle, welche dem Hauptfluß entlang laufen, verloren.

Vom Roper, den Stuart in 15° 10′ traf, unweit der Stelle, wo Gregory von West-Australien aus dahin vorgedrungen war, verfolgte die Expedition eine NNW. Richtung nach der Küste. Dieser Theil der Reise war sehr holperig. Die erste Strecke bestand aus Eisenstein- und Sandsteinfelsen, welche die Quellgewässer des Roper umgeben und durchziehen, bald aber einer geräumigen Hochebene mit vereinzelten Gipfeln und sparsamen Wasserläufen Raum gab. Am westlichen Saume dieser Hochebene erstreckte sich ein wellenförmiges Basaltland, welches von vielen Hügeln und Creeks durchzogen war und die Partie bis an die Ufer des Adelaide-Flusses führte. Das Flußthal des Adelaide ist mit Kohlpalmen, Pinien, Pandanus und Bambusrohr bewachsen; die Wasserfläche am obern Lauf 80 bis 100 Schritt breit, nimmt aber in der Nähe der Mündung ungeheuer zu, so daß sie bald eine halbe englische Meile und darüber erreicht. Weiter unten, in der Nähe der Küste, breiteten sich ungeheuere Sümpfe mit quelligem Boden aus, welche die Reisenden nöthigten, das Flußufer zu verlassen und eine Richtung nach Osten einzuschlagen. Man war jetzt in unmittelbarer Nähe des Meeres. Die Beschreibung des Augenblicks, wo die offene See zuerst erblickt wurde, ist sehr interessant und wir geben sie daher mit Stuart's eigenen Worten:

„Ich sagte Keinem von der Gesellschaft. mit Ausnahme von Thring und Auld, daß wir dem Meere so nahe seien, da ich ihnen durch den Anblick desselben eine Ueberraschung bereiten wollte. Wir marschirten über leichten Grund, der etwas erhöht ist und mit einigem Eisenstein an der Oberfläche, während der vulkanische Fels hin und wieder zu Tage trat; dazu einige Ebenen schwarzen Alluvialbodens. Der Baumwuchs wird kleiner und struppiger, die Nähe des Meeres anzeigend. Auf acht und eine halbe Meile erreichten wir ein breites Thal mit angeschwemmtem Boden und langem Grase bedeckt; von hier aus kann ich das Getöse des Meeres vernehmen. Auf der entgegengesetzten Seite des Thales, das mehr als eine Viertelmeile breit ist, wächst ein Saum dichter und schwerer Gebüsche, sehr eng gedrängt, welche die Grenzlinie des Strandes bezeichnen. Wir passirten das Thal und machten uns an das Gestrüpp, welches ein förmliches Netzwerk von Schlingpflanzen war. Ich ließ die Pferde halten, um einen Weg hindurch zu bahnen, und ging einige Schritte voraus auf den Strand, wo ich durch den Anblick der Gewässer des Indischen Oceans im Vandiemen's-Golf erfreut und entzückt wurde, ehe die mit den Pferden Zurückgebliebenen etwas von dessen Nähe ahnten. Thring, der mir voraus ritt, rief: „Die See!" wodurch jene so überrascht wurden, daß er den Ruf mehrmals wiederholen mußte, ehe sie den Sinn des Gesagten ordentlich begriffen, worauf sie sofort in ein lautes Freudengeschrei ausbrachen. Der Strand ist mit weichem, blauen Schlick bedeckt. Da es eben Ebbe war, so konnte ich ziemlich weit sehen und überzeugte mich, daß es unmöglich sein würde, die Pferde hier entlang zu führen; ich ließ sie daher dort stehen, wo wir Halt gemacht hatten, und erlaubte der Hälfte der Gesellschaft, an den Strand zu kommen und den Anblick des Meeres zu genießen, während die Uebrigen bis zu ihrer Rückkehr die Pferde hüteten. Ich tauchte meine Füße und wusch mir Gesicht und Hände in der Flut, wie ich es dem frühern Gouverneur Sir Richard Mac Donnell versprochen, falls ich das Meer erreichen sollte. Der Schlick hat fast alle Seemuscheln bedeckt, indeß sammelten wir einige. Nachdem die ganze Gesellschaft sich einige Zeit am Strand ergangen, worüber sie höchlich erfreut war, kehrte ich zum Thale zurück und ließ meine Namenschiffre in einen großen Baum schneiden, da ich erst an der Mündung des Adelaide meine Flagge aufhissen wollte. Ich verfolgte nun das Thal in südöstlicher Richtung und erreichte auf anderthalb Meilen einen kleinen Bach mit fließendem Wasser; und da das Thal mit prächtigem grünen Grase bewachsen war, schlug ich der Pferde wegen hier mein Lager auf. Also bin ich jetzt, durch die göttliche Vorsehung geleitet, im Stande gewesen, den Hauptzweck der Expedition auszuführen und die ganze Gesellschaft als Zeugen meiner That mitzubringen, und zwar bin ich mitten durch die schönsten Gegenden gekommen, die ein Mensch sich wünschen kann, gut bis zur Küste und mit einem Strome fließenden Wassers, welches weniger als eine halbe Meile vom Meere entfernt ist. Vom Newcastle-Gewässer bis zur Südküste ist die große Anzahl Pferde nur eine Nacht ohne Wasser gewesen, und erhielt auch dann schon am nächsten Tage welches. Wird diese Gegend kolonisirt, so wird sie zu den schönsten Besitzungen der Krone gerechnet werden, passend für jegliche Art von Kultur. Welch ein prächtiges Land für den Anbau von Baumwolle!"

Am Donnerstage, den 24. Juli, erreichte Stuart die Küste. Er bemerkt, daß nach den zahlreichen Fußwegen, die durch das Thal nach der Küste laufen, sich hier viele Eingeborene aufhalten müssen, obgleich die Gesellschaft nur deren Spuren und verlassene Lagerplätze antraf. Unter den Bäumen fanden sich sehr häufig die Kohl- und andere Palmenarten. Den das Thal durchlaufenden Creek nannte Stuart „Charles-Creek", nach dem ältesten Sohne des Herrn John Chambers. Derselbe führt das Wasser zahlreicher Quellen in die See (Breite 12° 13′ 3″).

Freitag, 25. Juli. Um zu sehen, ob sich ein Weg um den sumpfigen Boden finde, wird Thring in südwestlicher Richtung abgesandt; derselbe kommt aber unverrichteter Sache zurück und meldet, daß die Mündung des Flusses auf diesem Wege nicht zu erreichen sei. Da diese aber bereits bekannt ist, so hielt Stuart es für besser, die Kräfte der Menschen und Thiere bei dem Versuche nicht anzustrengen, da ihnen noch der lange und mühsame Rückweg nach Adelaide bevorsteht. Die Gesellschaft überschritt daher den Creek und kam mit WNW.-Cours auf einen offenen Theil der Küste. Da dieser Theil, nach vielen umherliegenden Muscheln zu schließen, öfters unter Wasser steht, so ging Stuart etwas weiter zurück, nahm den höchsten der dort stehenden Bäume die unteren Aeste und befestigte am obern Zweige den englischen Union-Jack, mit Stuart's Namen in der Mitte der Fahne gestickt. Die ganze Gesellschaft gab drei enthusiastische Hurrahs, und Keckwick und die Uebrigen wünschten Stuart und sich gegenseitig Glück zu dem erfolgreichen Schluß ihrer Entdeckungsreise. Hierauf wurden drei Hochs für die Königin so wie für den Prinzen von Wales ausgebracht, und Stuart vergrub dann nahe am Fuße des Baumes eine luftdicht verschlossene Blechflasche mit einer kurzen Angabe seiner Reise und den Namen seiner Genossen. Zugleich sagte er in dem Dokumente, daß er der Bay den Namen „Elisabeth-Bay" gegeben habe, zur Ehre der

Miß Chambers, die ihm die hier aufgepflanzte Fahne zu dem Zwecke geschenkt hatte. Heute vor neun Monaten verließ die Gesellschaft Nord-Adelaide und zu derselben Stunde wurde die britische Flagge auf der andern Seeküste aufgepflanzt. Die Gesellschaft ging dann wieder über den Creek, bemerkte abermals zahlreiche Spuren von Eingeborenen, sah auch ringsherum den Rauch des von ihnen angezündeten Grases, bekam aber keine Schwarzen zu Gesicht. —

Die Rückkehr ist hauptsächlich durch die öfteren Zusammenstöße mit den Eingeborenen bemerkenswerth, so wie durch die zunehmende Krankheit Stuart's. Die Schwarzen kamen häufig nahe genug an die Gesellschaft heran, schwangen ihre Waffen und stießen ihr Kriegsgeschrei aus; doch genügte meistens die sichere Haltung der Europäer und ein Schuß, um die Besucher fortzutreiben, wobei diese dann in den meisten Fällen das Gras in Brand steckten und so nur zuweilen Schaden, meistens doch Unannehmlichkeiten bereiteten. Stuart beschreibt die Eingeborenen des Innern Australiens als eine kleine, magere, jämmerlich aussehende Rasse. Einmal überraschte man eine Partie Frauen und Kinder, die gerade beim Bereiten ihres Mahles beschäftigt waren. Der Anblick der Europäer erschreckte die Leute so sehr, daß sie alle schreiend davonliefen und ihre ganzen Habseligkeiten zurückließen. Unter diesen fand sich auch eine Art Beil, welches die Eingeborenen aus einer eisernen Thürangel gemacht hatten. Stuart ließ die Sachen ungestört und setzte seine Reise am Roper-River fort, der hier ein stark fließender, tiefer und 90′ breiter Fluß ist.

Bei Attack-Creek (der Gegend, in welcher Stuart auf seiner letzten Reise von den Eingeborenen angegriffen wurde), traf man alle Vorkehrungen, um einen feindlichen Angriff zurückzuweisen; allein die Schwarzen schienen die ihnen gegebene Lektion von der Macht der Weißen nicht vergessen zu haben, denn es ließen sich keine Feinde sehen.

Mit Anfang Septembers nahm die Krankheit Stuart's dermaßen zu, daß er kaum weiter kommen konnte. Am 10. September schreibt er: „Heute Morgen fühle ich mich wieder sehr krank und ich zweifle, daß ich im Stande bin, die bewohnten Distrikte zu erreichen. Falls mir Etwas passiren sollte, so habe ich Alles für das Schlimmste bereit, — mein Plan ist beendet, mein Journal jeden Tag aufgezeichnet, so daß kein Zweifel an dem Erfolge meiner Reise aufkommen kann. Der schwierige Theil des Weges ist überstanden und der Rest ist meinen früheren Begleitern wohl bekannt, so daß keine Gefahr vorliegt, sie möchten ihren Weg verlieren.“

Von Tag zu Tag nimmt nun die Schwäche des braven Reisenden zu, bis er am 25. Oktober nicht mehr im Sattel auszuhalten vermag und eine Art Tragsessel hergerichtet und zwischen zwei Pferden befestigt wird, in dem er die Reise fortsetzt. Am 27. Oktober bekommt Stuart einen Anfall von Bluthusten, der ihn fast tödtet. Er giebt Befehl, eines der Pferde zu schlachten, um der Gesellschaft etwas frisches Fleisch und sich selbst etwas Suppe davon zu verschaffen. Ersteres kann er nicht essen, da sein Mund durch den Skorbut völlig wund ist. Am 29. scheint die Krisis der Krankheit eingetreten zu sein, die Stuart überstand und von wo ab es etwas besser mit ihm geht. Am 28. enthält das Tagebuch u. A. Folgendes: — „Auld war mit mir die Nacht und sagt mir, daß mein Athem ganz leichenartig rieche. Welch trüber Wechsel zwischen dem Tage, wo ich Adelaide verließ, und jetzt — meine rechte Hand fast unbrauchbar durch den Unfall, der mich bei der Abreise betroffen, völlige Blindheit nach Sonnenuntergang, obgleich der Mond hell genug für Andere scheint, und auch am Tage fast ohne die Kraft zu sehen; meine Glieder so schwach, daß ich von Anderen getragen werden muß, mein Körper ein Skelett, meine Kraft die eines Kindes — ein trauriges, elendes Wrack früherer Zeiten.“

Stuart's Hoffnung, daß die Krisis für ihn überstanden sei, bewahrheitete sich glücklicherweise, und sein Tagebuch enthält von jetzt an weniger trübe Aufzeichnungen. Die Gesellschaft näherte sich nun den bewohnten Distrikten und am 10. December erreichte sie die Mount-Stuart-Station, von wo aus man nach Moolooloo vorging.

In einer Art Nachschrift, adressirt an den Kronland-Kommissär, giebt Stuart noch seine Meinung über das neuentdeckte Land ab und erklärt seinen Dank für die Hülfe, welche seine Gefährten ihm geleistet: — „Zum Schluß erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich das Land (d. i. vom Roper nach dem Adelaide und von dort bis an die Seeküste) ganz passend für die Ansiedelung von Europäern halte, da das Klima in jeder Hinsicht zuträglich und das Land von ausgezeichneter Güte und großer Ausdehnung ist. Holz — Stringybark, Ironbark, Gum ꝛc., mit 50 bis 60 Fuß hohen Bambus an den Ufern der Flüsse, ist reichlich und in guter Lage vorhanden. Das Land wird in jeder Richtung von Quellen und Wasserläufen durchschnitten, und obgleich ich auf meiner ganzen Tour keine Gewitter oder andere schwere Regen erlebte, so war ich doch im Ganzen nur zwei Nächte ohne hinreichendes Wasser. Dies zeigt die Beständigkeit der Wasserläufe, und ich sehe durchaus keine Schwierigkeit, zu irgend einer Jahreszeit eine Heerde Pferde über den Kontinent zu führen, und ich kann erwähnen, daß Herr Thring, einer meiner Begleiter, bereit ist, solches zu übernehmen. Meine Gefährten haben sich auf der langen Reise und unter schwierigen Umständen völlig zu meiner Zufriedenheit benommen und will ich besonders der Herren Keckwick und Thring rühmend hier gedenken, die ja schon auf meinen früheren Reisen mich begleiteten. Während meiner Krankheit habe ich von Allen Beweise der Sympathie erhalten und ich nehme die Gelegenheit wahr, ihnen hier meinen besten Dank zu sagen. Die Namen meiner Gefährten sind: — Wm. Keckwick, zweiter Offizier; W. Thring, dritter Offizier; Stephen King, John Billiatt, James Frew, Heath Nash, W. P. Auld, Gehülfe; J. Mac Gorery, Schmidt; J. W. Waterhouse, Naturforscher der Gesellschaft.

Schließlich dankt Stuart noch der Regierung für die Hülfe, welche dieselbe der Gesellschaft gewährt hat, erwähnt der Dienste des Polizei-Inspektors Hamilton in lobender Weise und beklagt, daß John Chambers nicht mehr die Verwirklichung seines Lieblingswunsches — daß einer seiner Leute oder Freunde den Kontinent kreuzen möge — erlebt habe.

Ein geographisches Bild aus der Region am Orinocostrom.

Jüngst theilten wir, nach Gustav Radde's vortrefflichen Aufzeichnungen, ein Steppenbild aus Daurien mit; heute wollen wir, im Gegensatze zu dem kalten Ostsibirien und dem Amurland, eine Schilderung äquatorialer Regionen im östlichen Südamerika geben, und wenden uns an den Orinoco, dessen Quellen in der Sierra Parime zwischen dem 2. und 3.° S. Br. liegen. Er bildet einen stolzen, in jeder Beziehung interessanten Stromlauf, der in einer Windung von dreihundert deutschen Meilen Länge das Hochland von Guyana umzieht, vermittelst der Gabeltheilung des Casiquiare und Rio Negro mit dem gewaltigsten aller Flüsse, dem Amazonas, in natürlicher Verbindung steht und ein großes, von unzähligen Wasserrinnen durchzogenes Delta bildet, das mehr

Mündungen zählt als selbst der Ganges. Alexander von Humboldt hat den Charakter der Orinocoregion prachtvoll geschildert; seine Darstellungen gehören zu dem Schönsten, was jemals aus eines Sterblichen Feder kam; jede andere Schilderung muß darauf verzichten, auch nur annähernd jene unseres großen Landsmannes zu erreichen. Aber die Natur jener Gegenden ist so anregend, packend und bewältigend, daß jede Beschreibung derselben etwas Anziehendes hat; auch sind von späteren Reisenden, z. B. von Doctor Plassard, manche neue Beobachtungen gemacht worden.

Mit Erstaunen sieht der Schiffer, welcher in eine der Mündungen des Orinoco einfährt, die mächtigen Wälder, von denen ein großer Theil des Deltalandes beschattet wird. Bei hoher Flut sind die meisten Inseln von Wasser bedeckt, aus welchem die gewaltigen Baumstämme hoch emporragen. In den Nebenarmen des Stromes fährt das Boot unter einem dichten Laubdache dahin und muß viele Umwege machen, um nicht in den unzähligen armsdicken Lianen verwickelt zu werden, welche schmarozerhaft sich von einem Baume zum andern schlingen und Alles umranken. Das Fahrzeug wird umspielt von plumpen Lamantins und von scheußlichen Kaïmans, den Brüdern des nilotischen Krokodils, und über dem Haupte des Reisenden flattern durch das Gezweig glänzend befiederte Aras, blaue Cotingas, veilchenfarbige Tangaras und Kardinalvögel mit feuerrothem Gefieder. Nicht minder bemerkbar macht sich das lärmende Geschlecht der Affen; sie hängen vermittelst ihrer langen Wickelschwänze an biegsamen Aesten oder springen mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens von Zweig zu Zweig, von einem Baume zum andern.

Das Alles erscheint dem Europäer, welcher zum ersten Male diese tropische Region betritt, äußerst überraschend, denn Alles ist ihm neu. Aber mit dem höchsten Befremden blickt er nach Hängematten, die hoch oben an den Zweigen befestigt sind und sich über dem Wasser schaukeln. Das sind die Ruhebetten der Guaraunen. Diese Indianer bewohnen die am wenigsten niedrigen Eilande des Orinocodeltas und nähren sich von Fischen, Bananen und Manioc. Aber der Fischfang veranlaßt sie zu Wanderungen und namentlich zum Besuch auch jener Inseln, die kaum über das Wasser sich erheben. Dort muß der Indianer, sobald die Flut eintritt, sich luftige Wohnungen suchen, und der guaraunische Mann pflegt in denselben des Schlafes lange liebe Stunden, während sein Weib in der am Fuße der Bäume befestigten Barke ihm sein Mahl bereitet.

Diese „Kinder der Natur" verehren den Mond und im Donner wohnt eine furchtbare Gottheit. Der Todte wird in eine Matte oder eine aus Bananenblättern geflochtene Hülle geschlagen und im Wald aufgehängt. Weich und angenehm klingt die Sprache. Der Indianer fragt: Casabana igi naguaeh? Woher kommst du? Und erhält zur Antwort: Dschi cuaré me naguaeh, ich komme dir entgegen. Dann spricht er wohl: Orinami manu, hüte dich, sei vorsichtig. Manche Ausdrücke haben etwas Malerisches; eine Angel wird als Fischfalle bezeichnet und heißt oribu kaï; den Schuh, welchen übrigens der Guaraune nicht trägt, bezeichnet man als ein Fußgefängniß, omonamu; der wohlklingende Name oboua bedeutet Donner.

Die Guaraunen scheinen dem großen Stamme der Caraïben nicht anzugehören. Von diesen Letzteren trifft man übrigens einige schwache Ueberreste am untern Orinoco, aber nicht einmal als Stämme oder Horden, sondern nur in einzelnen, zerstreut umherwandernden Familien.

Auf dem Orinoco können auch große Schiffe weithin stromauf fahren. Sie kommen oberhalb des Deltas, an der jetzt beinahe verlassenen Stadt Guayana vieja vorüber; nach Süden hin liegen die ehemaligen spanischen Missionen von Upata, in welchen einst dreißigtausend von den Geistlichen „bekehrte", genauer ausgedrückt, mehr oder weniger gezähmte, der umherschweifenden Lebensweise einigermaßen entfrembete Indianer beisammen waren. Aber heute gewähren diese Missionen von Upata nur ein Bild der Verwüstung und des Verfalls; die Häuser sind eingestürzt und die Indianer wieder in die Wälder zurückgegangen.

Wir erreichen die Mündung des Caroni (etwa 8° S. Br., 63° W. L.), der aus den südlichen Einöden kommt, fahren noch einen Längengrad weiter nach Westen und ankern vor Ciudad Bolivar, das zu Ehren des „Befreiers" diesen Namen führt; ehemals hieß es Angostura, und wird auch heute noch im Handelsverkehr so bezeichnet, oder auch San Thomas de Nueva Guayana. Diese für Venezuela große und reiche Stadt bildet den Haupthafen des Orinoco und hat einen beträchtlichen Seehandel; aber von Ackerbau und Gewerben kaum eine Spur, nichts von Gartenanlagen oder wohlbestellten Feldern; Savannen und Wälder reichen bis in die Nähe der Häuser von Ciudad Bolivar. Doch sieht man da und dort einen Indigoacker, Zuckerrohr, Kaffeebäume, etwas urbar gemachtes Land, wo Mais, Bohnen und Yuca, Manioc, gebaut werden; diese letztere bildet für die Mehrzahl der Bewohner das Hauptnahrungsmittel und ersetzt unser Brot. Der Bananenbaum breitet stolz seinen Blätterschmuck aus und ist reich mit Früchten belastet; auch die Baumwolle gedeiht vortrefflich, aber ihr Anbau wird vernachlässigt. Quinquina kommt nur in höher gelegenen Gegenden vor; anderen werthvollen Arzneipflanzen und Droguen begegnet man auf Tritt und Schritt, z. B. der Simaruba, Angostura, Copahu, Ricinus und der Tonkinbohne. Die Vanille schwingt ihre Ranke von einem Baume zum andern und die Convolvulaceen und Orchideen sieht man in unzähligen Arten.

Dazu kommt der Reichthum an Farbhölzern, namentlich an Brasilholz und an Bäumen, welche für die Kunstschreinerei von Wichtigkeit sind, z. B. Ebenholz, Mahagony, Ceder und Palissander; ferner der Hevea, ein Gummibaum, von welchem man Kautschuck gewinnt; gelbe, veilchen- und rosenfarbene Bäume, deren Name wissenschaftlich noch nicht bestimmt ist. Alles ist üppige Fülle, aber der Trägheit der Venezuelaner liegt es fern, solche Schätze zu heben. Die hohen Palmen ragen mit ihrem luftigen Laubdach über alle anderen Bäume empor, und manche geben ein vortreffliches Oel, vor Allem die Sejepalme. Daneben freilich mangeln auch giftige Pflanzen nicht, und unter diesen wird der Baum Guachamacán am meisten gefürchtet.

Auf den Llanos (Savannen, Wiesenflächen) weiden Rinderheerden, Pferde, Esel und Maulthiere, zumeist ohne Hüter und ohne Obdach. Die Leichen der gefallenen Thiere würden die Luft verpesten, wenn nicht der Samuro-Rabe, welchen man als die „Vorsehung der Llanos" bezeichnet, sich nicht vom Fleische derselben nährte und lediglich Haut und Knochen übrig ließe.

Der Reisende würde mit ungestörter Freude durch die dichten Wälder und über die grünen Fluren wandern, wenn nicht überall Gefahr im Verborgenen lauerte. Der grimmige Jaguar, welchen man im Lande selbst als Tiger bezeichnet, richtet unter den Heerden große Verwüstungen an und ist selbst den Menschen gefährlich; der mähnenlose Puma, dieser „Löwe", welcher seine Benennung nicht verdient, ist weit weniger zu fürchten. Aber in den Flüssen wimmelt es von Krokodilen; sie liegen überall im warmen Uferschlamm, um sich zu sonnen, und verbreiten einen durchdringenden Moschusgeruch. Unter den giftigen Schlangen Guayanas gilt mit vollem Rechte die Cuaïma als die schlimmste; die Farbe ihrer Haut erinnert an jene unserer Kröte, ihr fünf Fuß langer Kopf ist beinahe viereckig und der Schweif läuft in einem Horn aus. Auf dieses stützt sich das Ungethüm, wenn es ein Opfer erkoren hat, hebt sich kerzengerade empor, schießt wie ein Pfeil zu, und was von dem giftigen Zahne getroffen worden ist, hat nach wenigen Minuten zu leben aufgehört. Die Cuaïma greift auch den Menschen an; die Indianer sehen in ihr eine Verkörperung des Teufels. Auch eine Klapperschlangenart kommt in Menge vor, und die Schlange mit dem dreieckigen Kopfe (Trigonocephalus) klettert auf Bäume, um von dort herab sich auf ihre Beute zu stürzen. Aber die größte unter den Schlangen, die Boa, hat keine Giftzähne,

wohl aber eine gewaltige Stärke, denn sie umschlingt und erdrückt auch die größten Thiere. Nachdem sie sich mit Nahrung angefüllt, bleibt sie träg im Grase liegen, am liebsten bei umgestürzten Baumstämmen, von denen man sie oft nur unterscheiden kann, wenn man näher zusieht.

Aber von allen diesen Kriechthieren wird weniger Unheil angerichtet, als von dem sogenannten Caraïbenfische, welcher in stehenden Gewässern lebt. Der unkundige oder unvorsichtige Mensch kommt an einen klaren Teich oder ruhigen See; der Tag ist heiß, das helle Wasser lockt ihn an, und er steigt hinein, um sich durch ein Bad zu erfrischen. Bald gewahrt er, daß ein kleiner Fisch mit länglicher Schnauze an ihn heranschwimmt. Die Zähne desselben bilden an beiden Kiefern eine Schneide, die so scharf ist wie die eines Scheermessers. Beißt der Fisch damit den Mann, und ist dieser so weit vom Ufer entfernt, daß er nicht im Nu festen Boden und das Trockene gewinnen kann, so hat er auf keine Rettung zu hoffen, denn augenblicklich kommen, durch das Blut angelockt, tausende von sogenannten Caraïben herangeschwommen, saugen sich an den Körper, der bald, aus eben so vielen Wunden blutend und durch Schmerz gepeinigt, zur Leiche wird. Aber der Fisch mit dem scharfen Gebiß gewährt eine wohlschmeckende Speise.

Unter den einheimischen Vierfüßern ist der Tapir bemerkenswerth. Mit Recht hat man gesagt, daß die Natur, als sie ihn schuf, gewissermaßen einen Anlauf genommen habe, um einen Elephanten zu bilden, unterwegs aber stehen geblieben und mit dem Rüssel nicht fertig geworden sei. Die wilden Eber, Baquiros, ziehen in Menge umher; sie sind kleiner als unsere Wildschweine, haben ein wohlschmeckendes Fleisch und eine Sackgeschwulst, welche mit einem moschusduftenden Stoffe gefüllt ist. Unzählbar ist die Menge der Affen, die alle langgeschwänzt sind. Der wilde Aluate erfüllt den Wald mit seinem schreienden Geheul; der zierliche Titi, kleiner als selbst der Uistiti, welcher hier fehlt, klettert und springt lustig umher; man sieht den Araguato, den Wittwen- und den Kapuzineraffen, den Sapaju und noch manche andere. Sie alle sind für den Indianer ein sehr gesuchter Leckerbissen. Myriaden buntgefiederter Vögel flattern umher; die Kolibris und die gleichsam von Topas und Rubin erglänzenden Fliegenvögel picken an den Blüten der Aristolochien und Orchideen; das geschwätzige Volk der Papageien ist in einer Menge von Arten vertreten, und der Spottvogel ist unermüdlich, seinen wohlklingenden und mannichfaltigen Gesang vernehmen zu lassen.

Für den Jäger sind Kaninchen, Hirsche, Tauben, Truthähne und Schildkröten eine Beute, welche er sich ohne große Mühe verschafft. Aber er hat wohl Acht zu geben, daß er, von seinem Tagewerk ermüdet, sich nicht unter freiem Himmel dem Schlaf überlasse, denn er liefe Gefahr, daß die Vampyr-Fledermaus sich an ihm festsauge und ihm Blut in großer Menge entziehe. Er spürt den Feind nicht, sondern schläft weiter; wenn er aber erwacht, fühlt er sich durch den großen Verlust von Lebenssaft abgemattet, und nicht selten sind die Fälle, daß Menschen solchen Vampyren zum Opfer werden. Wohlthätig dagegen ist der Ameisenfresser; er steckt seine äußerst lange, sehr klebrige Zunge in die Haufen der Termiten, welche ihm zur Nahrung dienen, und vermindert einigermaßen die ungeheure Menge dieser Ameisen, welche eine wahre Landplage bilden. Am meisten werden die rothen Termiten gefürchtet; sie graben lange unterirdische Gänge und unterwühlen die Häuser oder werfen hohe Hügel auf. In den Wäldern erkennt man die Richtung ihres Zuges an breiten Pfaden, auf welchen kein Blatt und kein Halm mehr steht, denn diese gefräßigen Thiere vertilgen Alles, was sie auf ihrem Wege finden; glücklicherweise verschonen sie den nützlichen Bananenbaum. Nicht so gefährlich, aber in hohem Grade lästig ist die Chique oder Nigua (in Westindien von den Engländern Jigger genannt), welche ihre Eier unter die Fußnägel der Menschen legt und gefährliche Wunden verursacht, wenn die Larve nicht herausgezogen wird, so lange sie sich noch im Ei befindet.

Wir haben weiter oben des Flusses Caroní erwähnt. Er bildet einen Wasserweg bis in das Herz des venezuelanischen Guyana, welches er in dessen ganzer Breite von Süden nach Norden durchströmt. Von Westen her mündet in ihn (beinahe unter 7° S. Br.) die Paragua; in seinem obern Laufe wird er durch hohe Gebirgszüge vom Cuyuni, einem Zuflusse des Essequibo, geschieden. Von Westen und Norden her nimmt er beträchtliche Zuflüsse auf, den Avechica mit dem Yuruaran, in welchen letztern vom Norden her der Yurnari mündet. Diese Region ist reich an edlen Metallen, namentlich an Gold und Platina; auch findet man ergiebige Lager von Kaolin und Zirkon. Diesem geologischen Gebiete gehört auch Upata an, dessen verfallene Mission wir schon erwähnten. Dort liegt in reicher Fülle nicht nur Silber und Blei, sondern auch Kupfer und Eisen; aber die Venezuelaner wissen daraus keinen Vortheil zu ziehen. Auch das Ufergelände des Paragua ist metallreich, und weiter nach Westen hin am Ventuarí, einem der obersten Zuflüsse des Orinoco, ist Braunstein gefunden worden. Jene Gegenden, in welche einst die Sage das Dorado und den Parime-See verlegte, auf dessen Inseln sie goldene, von Diamanten schillernde Paläste wähnte, sind heute noch nicht genauer erforscht worden. In jenen Erzrevieren ziehen vereinzelte Indianerhorden umher, welche der Jagd und dem Fischfang obliegen und die sogenannte Guayanès-Sprache reden. Aber zwischen ihnen wohnt ein zahlreicherer Stamm, der andern Ursprungs ist und in anderer Zunge spricht; das sind die erzfarbigen Comanacotas, Leute von kräftiger Leibesgestalt, die zu den schönsten Typen der uramerikanischen Bevölkerung gehören. Ihnen gegenüber bilden die weiter nach Westen hin an der Paragua umherziehenden Taparitos, kleine schwächliche Menschen mit plumpem Kopf, einen grellen Abstand.

In den oberen Theilen des Orinocobeckens leben manche von der Civilisation etwas angestreifte Völker, zum Beispiel die Mawizis, Mariquitares, die Amaypures, Atures und einige von Brasilien her eingewanderte Omaguas. Diese Stämme nehmen die Region ein, in welcher der Orinoco seinen weiten Bogen beschreibt. Dort mündet von der linken Seite her der Rio Meta, dort zweigt auch der Cassiquiare ab und bildet die schon erwähnte Gabeltheilung, das Stromsystem des Orinoco durch den Rio Negro mit jenem des Amazonenstroms vereinigend. So hat die Natur selbst einen weiten, vielgegliederten Wasserweg hergestellt, welchen die Indianer vielfach benutzen. Sie rudern mit ihren großen flachen Booten, den Lanchas, bei deren Verfertigung sie viel Geschick zeigen, weit und breit in dem ausgedehnten Stromgeäder umher. Der weiße Ansiedler kauft ihnen gern solche Fahrzeuge ab, und dazu die von den Waldbewohnern verfertigten künstlichen Blumen aus geschmackvoll zusammengestellten Vogelfedern. Diese Erzeugnisse indianischer Industrie sind bei den Damen in Carácas, Cumaná und Ciudad Bolivar als Schmuck in hohem Grade beliebt. Jene Indianer sind nicht ganz unempfänglich für mancherlei Fertigkeiten und nicht ganz ohne Betriebsamkeit, aber weder Spanier noch Venezuelaner haben sich Mühe gegeben, diese Anlagen zu pflegen und zu entwickeln.

Jene Völker am obern Orinoco, am Cassiquiare, Meta und Rio Negro sind Geophagen, das heißt, sie haben die Gewohnheit, Erde zu essen. Diese eßbare Erde ist ein gelblich rothbrauner, Eisenoxyd enthaltender Thon, der zu kleinen Kuchen oder Kugeln geformt und, bevor man ihn genießt, getrocknet wird. Sie enthält keine nahrhaften Bestandtheile, sondern ist nur Ballast für den Magen; aber man ißt diesen Thon besonders in Zeiten des Mangels, und er wirkt in einer Weise auf die Verdauungsorgane, daß der Mensch längere Zeit gesättigt ist. Der Indianer kann sich wochenlang allein mit dieser Erde fristen, wenn er sie in Palmöl gebacken hat, und wer an den Genuß dieses Ballastes gewöhnt ist, verspürt von demselben keinen Nachtheil für seine Gesundheit. Aber Beschwerden in den Eingeweiden verursacht er allerdings, wenigstens dem Neulinge. Manche Indianer

sind leidenschaftliche Erdesser und übertreiben den Genuß; dann magern sie ab und ihre braunröthliche Haut verwandelt sich in eine bleiche Farbe. Bei Einzelnen steigert sich die Begierde zu einem so hohen Grade, daß sie an Häusern, deren Wände mit eisenhaltigem Thon beworfen sind, ganze Stücken abbrechen und gierig verschlingen; viele sind Kenner und Feinschmecker, welche die einzelnen Erdarten auf der Zunge genau unterscheiden, etwa so wie unsere Weintrinker die Eigenschaften der verschiedenen Lagen und Jahrgänge bis in alle Einzelnheiten kennzeichnen.

Eine Hauptursache, der Geophagie, des Erdefressens, mag wohl der Mangel sein. Die Natur, so üppig und verschwenderisch sie am obern Orinoco sonst auch ist, bietet freiwillig nicht viel eßbare Pflanzen. Aber der Indianer ist träg; er baut freilich Ignamen, süße Kartoffeln und pflanzt Bananen, aber nicht genug; er hat keinen Begriff davon, daß er für die Zeiten der Noth Vorräthe einlegen müsse, und so kommt es, daß er zuweilen Mangel leidet. Uebrigens hat er zur Aushülfe den Ertrag seiner Jagden; er genießt Affen, Eidechsen und sehr gern auch Ameisen, an denen es wahrlich niemals fehlt. Europäische Reisende versichern, daß eine in Palmöl gedämpfte Ameisenpastete trefflich gemundet habe; dagegen konnten sie einem andern Lieblingsgerichte der Indianer, dem Wurme der Kohlpalme, keinen Geschmack abgewinnen.

Die erdfressenden Indianer haben das Geheimniß, das furchtbare Gift Curaré zu bereiten, und bewahren dasselbe. Ihre Pasches, Aerzte, sind allein berechtigt, das Gift zu verfertigen. Ein in dasselbe getauchter Pfeil ist verhängnißvoll für Alles was lebt; ein davon getroffener Affe oder Vogel fällt sogleich zu Boden; aber Thieren, welche der Indianer nicht getödtet wissen will, giebt er Salz ein; dann kommen sie wieder zu sich.

Weit und breit in der Orinocoregion trifft man in Felsen eingegrabene Bilderzeichen. Sie kommen auch in der Quellgegend des Cuyuni vor, und Richard Schomburgk fand dergleichen auf seinen Reisen in Guyana unter den verschiedensten Breitengraden, nicht allein in den Flußthälern, sondern auch auf ansehnlichen Höhen. Auf seine Frage: wer sie gemacht habe, erhielt er von den Indianern die Antwort: Unsere Vorväter, als noch die großen Wasser die Erde bedeckten und jene auf Corials (Booten) die Berge befuhren.*) —

Man bezeichnet diese sehr rohen Bilderzeichen als Hieroglyphen; man will in ihnen „geheimnißvolle Zeugen einer höhern einheimischen Civilisation" sehen, man will sie in Zusammenhang mit den Bilderschriften von Mexiko, Centralamerika und Neu-Granada und den Denkmälern in Peru bringen, und ergeht sich in ausschweifenden Spekulationen über eine vormalige hohe Kultur, welche dann verschwunden sei.

Gewiß birgt Uramerika noch manches Geheimniß. Aber diese „Hieroglyphen" in Guyana sind Arbeiten nicht hochcivilisirter Völker, sondern indianischer Horden gewesen. Noch heute verfertigt der nordamerikanische Indianer ähnliche rohe Abbildungen von Thieren, Sternen, Sonne, Mond, Menschen; mehr oder weniger regelmäßig gezeichnete Schnörkelzeichen, rund, eckig, verschlungen, finden wir auf ähnlichen niedrigen Kulturstufen überall; der Trieb, äußere Gegenstände nachzubilden, liegt in den Menschen aller Rassen und aller Zeiten; auch unsere Kinder in Europa thun es.

Die Sache erklärt sich einfach, leicht und von selbst aus der Menschennatur, die sich, allerdings mit Modifikationen, welche von mancherlei Umständen bedingt werden, gleichmäßig äußert. Einen Zusammenhang zwischen allen „Hieroglyphen"-Verfertigern über einen weiten Kontinent zu finden, ist mehr als kühn. Ein Knabe in Konstantinopel zeichnet mit dem Griffel seine „Hieroglyphen" genau so wie der Knabe an der Elbe oder am Rhein, und beide stehen nicht im Mindesten in irgend welchem Zusammenhang. Aber man hat sich gewöhnt, Dinge, welche sich einfach aus der menschlichen Natur erklären und die so nahe liegen, weit herzuholen, und man sieht dann den Wald vor den Bäumen nicht.

*) Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1840 bis 1844, von Richard Schomburgk. Leipzig, Weber, 1847. Thl. I, S. 318. Die Abbildungen auf S. 320 und 321. A.

Ein Jahrmarkt der Nomaden am Altaï.

Das Bedürfniß, Waaren auszutauschen, macht sich bei allen Völkern geltend, welche über die niedrigste Stufe der Barbarei hinausgekommen sind. Der Verkehr durchbricht politische Schranken, und er thut dies um so eher und um so leichter, wenn zu beiden Seiten einer Staatsgrenze sprach- und stammverwandte Menschen wohnen. So auch im Innern von Asien, auf der weiten Strecke, wo das Reich des moskowitischen Czars und des chinesischen Kaisers sich berühren. Durch Verträge waren im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte einzelne Punkte festgesetzt worden, an welchen unter Aufsicht der Behörden der gegenseitige Waarenaustausch stattfinden durfte, z. B. Kiachta; aber diese reichten nicht aus und das Bedürfniß schuf sich neue Mittelpunkte an der russisch-chinesischen Grenze.

Wilhelm Radloff, der in der neuesten Nummer von Erman's Archiv zur Kunde von Rußland Briefe aus dem Altai mittheilt, schildert uns, in welcher Weise am südöstlichen Theile dieses Gebirges, auf der Grenze, in der Dsungarei, im Lande der Sojoten, Jahrmärkte entstanden. Er war bei einem mit den Kalmücken verwandten Volke, dem altaischen Dwojedanern, welche, in mehrere Stämme getheilt, am Teletzkischen See, am Baschkaüs und an der Tschuja nomadisiren, im Ganzen aber nicht viel über zweitausend Seelen zählen. Sie stehen unter erblichen Häuptlingen, Saïsan, welche von der chinesischen Regierung eine Amtsmütze mit einem Knopf erhalten.

Vor etwa dreißig Jahren wurden russische Kaufleute, welche mit den Stämmen am und im Altai Handel treiben, von den Offizieren der chinesischen Grenzwachten zu einer direkten Handelsverbindung mit ihnen aufgefordert. Darauf gingen jene gern ein, bauten in der Tschuja-Steppe Magazine und hielten sich monatelang dort auf. Ein an sich scheinbar unbedeutender Umstand trug wesentlich bei, diesem Verkehr einen größern Aufschwung zu geben In der Dsungarei ist die Zahl der Murmelthiere ganz ungemein groß, aber die Chinesen halten das Fell derselben für durchaus werthlos, die Russen dagegen wissen es zu schätzen und zahlten einen guten Preis. Sie bekamen eine große Menge von dieser Waare und konnten dafür von den Kaufleuten werthvolle Gegenstände umtauschen. Der Handel nahm dermaßen zu, daß die Wachtstationen für ihn nicht mehr ausreichten. Der chinesische Gouverneur der angrenzenden Provinzen hielt es nun für zweckmäßig, dreimal im Jahre zweihundert Soldaten in die Tschujasteppe zu schicken, ein Saïsan (Häuptling, Sultan) der Törböt und einer der Sojoten durften mit einem Theil ihrer Namensangehörigen die Soldaten begleiten und seitdem kam eine gewisse Regelmäßigkeit in den Verkehr.

Die chinesische Behörde erlaubte den Russen ihren Handel bis in die chinesischen Wachtposten auszudehnen, und die Offiziere in diesen letzteren sind für die persönliche Sicherheit der Kaufleute verantwortlich. Während der Jahrmarktszeit muß jeder Offizier für die ihm untergebene Mannschaft einstehen, damit weder Diebstahl

noch Raub vorkomme; geschieht letzteres, so haben der Offizier und seine Leute für das Gestohlene Ersatz zu leisten. Kein chinesischer Unterthan darf auf dem Wachtposten oder auf dem Jahrmarkte Schulden machen. Das Alles wird streng gehalten.

So haben sich in zwei Einöden drei Jahrmärkte gebildet. Der erste fällt in den Anfang des Juni und beginnt am 5. des Mondsmonates. Die Kaufleute nennen ihn Tscheru, d. h. Soldatenabtheilung; die Kalmücken: Tschoru Käldi, d. h. das Heer ist angekommen. Der zweite, etwa sechs Wochen später, heißt Kalan, Abgabe, weil während jener Zeit die Dwojedaner ihren Tribut an China bezahlen müssen; der dritte fällt in den December.

Radloff besuchte den Julimarkt, welcher am Byrati-Bach abgehalten wird. Als er einen Hügel an demselben erstieg, ward er durch einen reizenden Anblick überrascht; das bunte Gewühl des Jahrmarktes, der sich unten im breiten Thalbecken des Byrati entfaltete, lag plötzlich vor seinem Auge. Diese Niederung war mit einem grünen Rasenteppich bedeckt, durch welchen sich das Flüßchen wie ein Silberfaden hindurchschlängelte. Im Vordergrunde weideten Kameele, Pferde- und Rindviehheerden im bunten Gewirr durcheinander; im Hintergrunde lagen die Jahrmarktszelte zerstreut umher. Etwa zwanzig derselben, blau von Farbe, gehörten den Mongolen; hinter ihnen waren ganze Berge von Pelzwerk aufgeschichtet und wurden von einer Soldatenabtheilung bewacht. Etwas weiter nach Süden standen in mehreren Reihen die weißen Zelte der russischen Kaufleute. Vor den Zelten sah man ganze Linien beladener Kameele; hier wurde abgeladen, dort trug man Waaren in die Zelte, und Alles war geschäftig, noch vor Einbruch der Dunkelheit in Ordnung zu kommen.

Weiter nach hinten, am Fuße der Grenzhügel, standen die Feldlager der Sojoten und Törböten. Diese letzteren und die Mongolen schienen bereits ihr Tagewerk vollendet zu haben, denn sie lustwandelten schaarenweise zwischen den russischen Zelten umher. Durch die helle, bunte Kleidung dieser Lustwandelnden erhielt das ganze Bild einen eigenthümlichen, imposanten Anstrich. Schon vom Hügel aus konnte man die verschiedenen Völkerschaften deutlich unterscheiden. Die Mongolen trugen rothe und gelbe Kaftane und chinesische Mützen, die Törböt hohe Pelzmützen mit viereckigen Deckeln und blaue oder grüne Röcke. Die Sojoten endlich erkannte man an ihrer ärmlichen Kleidung; sie sahen in Pelzen ohne Ueberzug, oder auch halb nackt, zwischen den übrigen, ganz stattlich gekleideten, wie ein Haufen von Bettlern aus.

Der Saïsan hatte für Herrn Radloff und dessen Begleiter mitten auf dem Jahrmarkte zwei Jurten aufstellen lassen, bei denen sich bald viele Menschen versammelten. Einige Saïsane der Törböt und Sojoten traten zu unserm Landsmann heran und boten ihm aus kleinen Glas- oder Steinflaschen eine Prise Schnupftabak. Die Sitte des Tabakschnupfens ist von China aus bis in den Altai gedrungen. Man hat, wie in China und Tibet, den Tabak in Fläschchen mit enger Oeffnung, in welcher ein Stöpsel mit daran befestigtem kleinen Löffel steckt. Mit diesem letztern legt man den Tabak auf die Rückseite des Daumens und zieht ihn dann in die Nase ein. Bei den Törböten und Sojoten entspricht das Darreichen der Schnupftabakflasche der bei den Dwojedanern üblichen Ueberreichung der Tabakspfeife.

Am andern Morgen öffneten die russischen Kaufleute ihre Waarenlager; die Nomaden versammelten sich, besahen Alles, fragten nach den Preisen, aber fast nirgends wurde ein Handel abgeschlossen. Es ist nämlich Gewohnheit bei diesen Völkern, am ersten Tage des Jahrmarktes die Waaren nur erst in Augenschein zu nehmen; am Abend berathen sie in den Zelten über den Preis ihrer Waaren (Felle) und erst am andern Tage beginnt der eigentliche Handel.

Dieser Verkehr ist für die chinesischen Unterthanen der Grenzlande von Wichtigkeit, denn durch ihn werden sie mit den ihnen nöthigen Waaren versorgt. Die russischen Kaufleute nehmen außer den gewöhnlichen Tauschartikeln, als da sind Seide, Tabak, Ziegelthee, Zobel- und Eichhörnchenfelle, auch, wie schon bemerkt, die für China werthlosen Felle des Murmelthieres. Dieses, das Tarbagan, blieb früher, weil es nichts galt, unbelästigt und konnte sich in's Ungeheure vermehren. Anfangs erhielten die russischen Kaufleute das Fell für ein paar Kopeken und verkauften es auf dem Jahrmarkt in Irbit für 50 bis 60 Kopeken. Nachher stieg freilich der Preis des Murmelthierfelles im Altai und fiel in Irbit; das war eine natürliche Folge des Wettbewerbs. Aber es wird noch immer viel an dem Artikel verdient, denn der Russe kauft ihn jetzt mit 20 bis 30 Kopeken ein und bekommt in Irbit 35 bis 50 Kopeken. Der russische Marktbeamte schlug den Kaufleuten vor, während des Marktes eine Art Börse zu halten, um das Steigen der Preise zu verhindern, aber die kleineren Kaufleute wollten darauf nicht eingehen.

Am zweiten Tage begann der eigentliche Handel. Schon in aller Frühe erschienen in Schaaren die Verkäufer mit Murmelthierfellen und das Auf- und Abbieten dauerte bis in die Nacht hinein. Aber die Russen lassen nur wenig von dem bestimmten Preis ihrer Waare nach und immer nur dann, wenn der Käufer mehrere Gegenstände zugleich nimmt. Sie gehen so schlau zu Werke, daß dieser eine Uebervortheilung nicht merkt. Er fragt: Was kostet das Beil? Antwort: Sechs Murmelthierfelle. Jener bietet vier Felle, und der Kaufmann sagt: „Wenn du zwei Beile nimmst, so gebe ich sie für elf Felle.“ Der Käufer bietet zehn, und der Kaufmann entgegnet: „Nimm noch diesen Kasten, er kostet zehn Felle; dann gebe ich dir die beiden Beile für zehn Felle.“ Zu dem einen Kasten kommt dann noch ein anderer, in welchem Leder, Tuch &c. enthalten ist, und bei jedem Stücke wird wieder ein Fell abgelassen, so daß zuletzt der Käufer für etwa 100 bis 150 Felle bei dem Kaufmann eingehandelt hat, der ihm die ganze Waare um etwa 15 Felle billiger ließ, als er anfangs gefordert. Das aber steht im Vergleich zur Waare des Verkäufers in keinem Verhältniß und dieser ist übervortheilt worden, ohne es gemerkt zu haben.

Uebrigens sind die russischen Kaufleute sehr freundlich mit ihren Kunden, bewirthen die angeseheneren mit Thee, Zucker und Zwieback und halten sie dadurch länger im Zelte fest. Die Mongolen bieten erst die schlechteren Felle feil und halten die besten bis zuletzt zurück; aber reiche Kaufleute nehmen gar keine Felle von geringer Güte.

Bei den mongolischen Soldaten befanden sich mehrere Feldgeistliche, sogar einige tibetanische. Diese Lamas waren alle gelb gekleidet, gehörten also nicht zur rothen Tugendsekte des Lamaismus, sondern zur gelben.

Die Törböt und Sojoten sind von diebischem Charakter und werden von den Soldaten streng beaufsichtigt. Aus Furcht, ihrerseits bestohlen zu werden, kleiden sie sich so armselig als möglich und ketten mit eisernen Fußfesseln ihre Pferde aneinander. Einem russischen Kaufmanne wurde während des Marktes ein Pferd gestohlen; er gab davon dem russischen Marktbeamten Kunde und dieser machte dem mongolischen Offizier Anzeige. Von Seite des letztern wurde sofort den Saïsanen der Sojoten und Törböt bei harter Strafe angedroht, jenes Pferd herbeizuschaffen, und schon am Nachmittage ward es dem Kaufmanne zurückgestellt.

Die Mongolen bringen Murmelthierfelle (als Radloff dort war, 80,000 Stück), etwas Zobelfelle, Jungvieh, Seidenzeuge, Ziegelthee, Messer, Feuerstahl und Tabakspfeifen. Die Russen verhandeln allerlei Eisenwaaren, namentlich auch Vorlegeschlösser, Messingwaaren, Tuche (nur roth, grün, gelb und hellblau), Baumwollenzeuge (bunter Kattun wird nicht gekauft), Leder, Schuh- und Holzwaaren, Spieluhren und Spieldosen, Pferde, Rindvieh und Maralhörner, welche von den Chinesen theuer bezahlt werden. Dieser Handel an der Tschuja hängt mit jenem im Altai selber eng zusammen.

Die Bedeutung der Seefischereien.

Nicht Hunderttausende, sondern Millionen Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde leben vorzugsweise oder ausschließlich von den Nahrungsmitteln, welche das Meer ihnen darbietet. Ganze Völkerstämme, z. B. die Eskimos, die Pescheräs, viele Anwohner des Persischen Meerbusens ꝛc., sind Ichthyophagen. Der Ertrag des Fischfanges überhaupt, nach Geld berechnet, beläuft sich in jedem Jahr äußerst hoch in die Millionen; die Fischereien sind auch von hervorragender Wichtigkeit für die Schifffahrt und den Handel und gewähren vielen tausend Seeleuten Beschäftigung.

Der sogenannte große Fischfang begreift den Walfischfang, den Robbenschlag, den Stockfischfang und die Korallenfischerei, — der kleine Fischfang erstreckt sich auf den Härings-, Makrelen-, Sardinen- und Austernfang. Beide Arten werden mit Recht als eine treffliche Schule für die Ausbildung der Seeleute betrachtet, und deshalb von manchen Regierungen, auch von der nordamerikanischen, durch Prämien aufgemuntert. In unseren deutschen Seehäfen wird leider dem Fischfang im weiten Ocean nicht so große Beachtung geschenkt, wie das von Seiten der Holländer, Engländer, Nordamerikaner und selbst Franzosen der Fall ist.

In unseren Tagen, da man der Fischzucht in den Strömen mit Recht große Sorgfalt zuwendet, ist mehrfach die Befürchtung ausgesprochen worden, daß in vielleicht nicht gar langer Zeit ein Mangel an Fischen eintreten könne. Gewiß ist, daß dieselben in manchen Meeresgegenden seltener geworden sind. Man wird fragen, wie das möglich sei, da ein ausgewachsener Stockfisch mehr als neun Millionen Eier enthält und Häringe und Flundern sich äußerst fruchtbar zeigen? Aber die Eier allein bedingen noch keinen Reichthum an Fischen. Vom Rogen des Lachses zum Beispiel bleibt ein großer Theil unbefruchtet vom Milcher, der Hecht verschlingt viele Tausende und ein Gleiches geschieht von Seiten der Lachsforelle und der wilden Wasservögel. Auch von der jungen lebendigen Brut geht schon früh ein großer Theil verloren. Und doch wird der Lachs in Europa überall gesetzlich geschützt. Bei Fischen, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vogelfrei und allen möglichen Feinden preisgegeben sind, muß der Verlust noch unendlich bedeutender sein. Ist doch sogar der Lachs in manchen Flüssen Englands, wo er einst in sehr großer Menge vorhanden war, jetzt geradezu selten geworden. Der Austernlaich kommt zu keinem Leben, wenn er nicht eine sichere Ruhestätte findet; er will gepflegt sein, sonst wird nur etwa der zehnte Theil zur Auster. Ein ausgewachsener Stockfisch kann von seiner ungeheuern Rogenmenge etwa vier Millionen Junge zur Welt bringen; wenn diese alle lebensfähig blieben und sich ihrerseits fortpflanzen könnten, dann müßte freilich binnen Kurzem der ganze Ocean mit ihnen angefüllt sein. Ein Naturforscher hat berechnet, daß ein einziges Paar Häringe, welche fünf Jahre lang ungestört sich fortpflanzen könnten, so daß alle Brut der verschiedenen Generationen am Leben bliebe, eine Masse vom Umfang unserer Erdkugel bilden würden. Daß in dieser Annahme keine Uebertreibung liegt, ist klar genug, denn jeder Häringsrogener enthält zwischen dreißig- und vierzigtausend Eier.

Aber die Natur selber stellt, wie auf dem Lande, so auch im Wasser ein Gleichgewicht her. Da, wo wir die Sperlinge, diese eifrigen Polizeidiener, vernichten, ist eine Vermehrung der schädlichen Insekten die unausbleibliche Folge. Auch die jungen Fische werden zu unzähligen Millionen vertilgt und wahrscheinlich kommt von je tausend kaum einer zur Reife.

In England hat man die volle Bedeutung der Seefischerei längst erkannt, und die Westminster Review brachte darüber in ihrer vorletzten Nummer eingehende Betrachtungen, denen wir Einzelnes entlehnen wollen.

Den Lachs kann man in allen seinen Lebensstadien genau verfolgen, nicht aber die Seefische. Es ist zum Beispiel auch heute noch nicht bewiesen, ob die Sprotte ein besonderer Fisch oder ein junger Häring sei. Niemand weiß mit Bestimmtheit, wie alt ein Häring sein muß, um das Geschäft der Fortpflanzung ausüben zu können; denn die Fischer, welche allerdings in der Lage wären, darüber Beobachtungen anzustellen, kümmern sich um den Fang, nicht aber um Dinge, welche den Naturforscher interessiren. Sie sagen z. B.: wenn die Möwen hoch auf den Felsen sitzen, dann sind die Häringe weit weg in See; sie kommen aber der Küste nahe, wenn jene Vögel sich nahe am Wasser aufhalten. Die Fischer sind überhaupt dem Fortschritt und der Entwickelung sehr schwer zugängig; der Sohn bleibt in Allem wie der Vater gewesen. In einzelnen nordschottischen Fischerdörfern gehört ein Zeitungsblatt zu den unbekannten Dingen!

In früheren Zeiten wurden weit weniger Fische gefangen als in unseren Tagen, weil die Nachfrage bei weitem nicht so groß war; jetzt aber ist der Handel mit Fischen zu einer ausgedehnten Spekulation geworden. Steinbutten von ungewöhnlicher Größe, die früher gar nicht selten gefangen wurden, kommen längst nicht mehr vor, und wo ist die Zeit, da man, wie 1808 in Dover, 60 Stück Makrelen für zehn Silbergroschen bekam? Damals waren einzelne Zugnetze dermaßen mit Makrelen gefüllt, daß man sie nicht bewegen konnte. Im Jahre 1821 fiel der Fang so reichlich aus, daß 16 Fischerboote aus Lowestoft am 30. Juni eine Summe von 5252 Pfd. Sterling, also mehr als 35,000 Thalern, verdient hatten, und im März 1833 brachten vier Boote aus Hastings 10,800 Stück Makrelen an einem einzigen Tag in's Land. Heute aber sehen wir erschöpfte Fischzüge und zumeist weit kleinere, nicht so gute Fische als ehemals.

Die Seefischerei begann zu leiden, seitdem das Eisenbahnsystem eine immer größere Ausdehnung gewann, und die Lachsfischerei wurde schlechter, seitdem man Lachs in Eis verpackt und über alle Welt verschickt. Das Binnenland steht gegenwärtig nicht mehr hinter den Küstenplätzen zurück. Das Fischerdorf Prestonpans liegt 5 Miles von Edinburg; es versendet aber nach dem weit entfernten Manchester viel mehr Fische als nach der ganz nahen Hauptstadt Schottlands. Das Binnenland hat sich an den Genuß von Seefischen gewöhnt, die Nachfrage steigert sich fortwährend und die Fischer fangen mehr*).

Von großer Bedeutung ist besonders in Schottland die Häringsfischerei; sie steht unter Aufsicht einer Regierungsbehörde. Vorschriftsmäßig soll sie nur vermittelst der Treibnetze betrieben werden, deren jedes 50 Yards lang und 36 Yards breit (tief) ist. Die Fischer befestigen oft eine große Anzahl solcher Netze aneinander, so daß das Ganze im Wasser eine Art von Netzmauer auf der Strecke von einer Mile bildet. Der Fang beginnt gegen Sonnenuntergang; dann sind die Boote auf dem „Fischerei-Grunde", lassen das Netz über Bord, und eine an jedem Ende desselben befestigte Blase zeigt, wie viele Netze überhaupt treiben. Die ganze treibende Netzmasse ist am Boote vermittelst eines langen Schwingseiles befestigt. Nun gehen die Schiffsleute zur Ruhe und lassen das Boot von Ebbe und Flut treiben. Der Fang gelingt, wenn ein Häringszug (Shoal im Englischen, also Zug, Gewimmel, Schwarm, Menge) dem Netze begegnet und in den Maschen hängen bleibt. Gegen Sonnenaufgang werden die Netze langsam auf-

---

*) In Deutschland haben wir dasselbe. Im Winter 1862 auf 1863 hatten wir in Leipzig und Dresden frischen Dorsch und Schellfisch fast alle Tage ohne Unterbrechung, während er in Bremen sehr oft fehlte. Vor 15 Jahren war es gar nicht selten, daß dort der Arbeitsmann einen Schellfisch mit nur anderthalb oder zwei Groten bezahlte; jetzt kosten die Seefische an der untern Weser ziemlich so viel wie an der Pleiße oder an der obern Elbe. A.

gezogen und die Fische nach und nach in's Boot geworfen. Manchmal ist die Ausbeute völlig unbedeutend, aber zuweilen erhält man mit einem einzigen Zug ein ganzes Boot voll. In Bezug auf den Fang selbst haben die Fischer weder Regel noch System, denn sie werfen lediglich auf gutes Glück hin die Netze aus.

Nach dem Fange segeln sie möglichst rasch der Küste zu, weil viel darauf ankommt, daß die Fische sofort eingesalzen werden. Dabei führt ein Beamter der Fischereibehörde die Aufsicht, und sein eingebranntes Märk bezeugt, daß Alles in regelrechter Weise zugegangen sei. Die Häringe werden von den Bootsleuten in geflochtene Körbe geworfen und sogleich in einen Trog zum Kaken (Ausweiden) gethan. Diese Arbeit wird von Weibern verrichtet; nachher giebt man ihnen die nöthige Menge Salz und packt sie, zu je 850 Stück, in Fässer. Die Leitung aller dieser Arbeiten steht unter einem Küper, der darauf zu achten hat, daß die Fische gehörig sortirt werden, genug Salz bekommen und daß man alle beschädigten Häringe bei Seite werfe. Auch paßt er wohl auf, daß die Leute, welche den Fischen die Kehle öffnen (die Gutters), recht scharfe Messer haben, die Packer ihre Arbeit sorgfältig verrichten und die gefüllten Fässer gut bedecken.

Der Haupthäringshafen ist Wick, in Caithneßshire, Schottland, dessen gesammte Einwohnerschaft mehr oder weniger am Häringsfange betheiligt ist. Während der Zeit desselben, also etwa neun Wochen, herrscht dort ein sehr reges Leben; denn unabläßig laufen Boote ein und aus und täglich werden 20 bis 30,000 Fässer Häringe gepackt. Dieser Fang beschäftigt dort etwa 1000 Boote.

Von da, wo Bahnlinien sind, werden die frischen Häringe in ungeheurer Menge weit und breit versandt, und viele über Rauch von Fichtenholz in Bückinge verwandelt; aber der bei weitem größte Theil geht eingesalzen nach Hamburg und den Ostseehäfen. Wir wollen noch beifügen, daß die Besitzer der Häringsboote mit dem Einsalzen und dem Verkaufe gar nichts zu schaffen haben; sie liefern nur den „grünen", d. h. frischen Fisch; alles Uebrige ist Sache des „Curers", Salzers.

Auch an der englischen Küste wird die Häringsfischerei schwunghaft betrieben und nicht mit offenen Booten, wie in Schottland, sondern mit verdeckten Schiffen. Den Haupthafen bildet Yarmouth, von wo die Buysen auf mehrere Tage in See gehen. Von dem Fange wird ein großer Theil frisch nach London befördert, das Uebrige zumeist geräuchert. Das zu Yarmouth im Häringsfang angelegte Kapital beträgt mehr als eine Viertelmillion Pfund Sterling; das nur neun Miles entfernte Lowestoft hat auch etwa 70 Boote von je 40 Tons Trächtigkeit in der Häringsfischerei.

Der Verbrauch allein in London ist kolossal; denn er beträgt etwa 300,000 Fässer an frischen Häringen, und jedes Faß enthält 700 Stück. Dazu kommen 265,000 Körbe (zu 150 Stück) Speckbückinge und 60,000,000 gesalzene Häringe.

Der Pilscher (englisch Pilchard, Clupea pilchardus), ein dem Häring sehr nahe verwandter Fisch, wird in Schleppnetzen, besonders an der Küste von Cornwallis, in großer Menge gefangen; aber dieser hat schon beträchtlich abgenommen. Den Mittelpunkt für diese Fischerei bildet St. Ives. Um die Zeit, da man das Eintreffen der Züge erwartet, welche der Küste nahe kommen, um ihren Rogen abzulegen, wird ein Mann auf den Küstenklippen ausgestellt, um zu lugen und die Ankunft der Pilscher zu melden. Dann fahren die Boote auf's Meer hinaus, um den Zug mit Netzen zu umgeben; wenn das gelungen ist, ziehen sie ihn gemächlich dem Strande zu und salzen die Fische ein. Er liegt acht und zwanzig Tage in übereinander geschichteten Lagen, und während dieser Zeit tropft eine Menge von Thran ab, der gute Preise bringt. Nachher werden die Fische abgewaschen, gepreßt, in Fässer verpackt und in großer Menge, besonders nach Italien, verschifft, wo man sie besonders während der Fastenzeit verspeis't.

Sprotten fischt man in den Wintermonaten, gleichfalls in Schlagnetzen, und der Fang fällt manchmal sehr reichlich aus. Viele bereitet man als Sardinen zu, und der Sprottenfang hat durchschnittlich, in England, einen Geldwerth von 150,000 Pfund Sterling im Jahre.

Der Fang der sogenannten Weißfische (d. h. Schell- und Stockfische) wird nicht so systematisch betrieben, wie jener des Härings. Man bedient sich bei demselben langer Leinen, an denen sehr viele Angelhaken befestigt sind, und das Boot zieht ein Scharrnetz hinter sich her. Zum Köder nimmt man vorzugsweise Muscheln. Einst waren an der deutschen Nordseeküste, wie an den Gestaden Englands, die Schellfische und andere Gadidae so häufig, daß man vermittelst einer gar nicht langen Leine, die höchstens einhundert Angelhaken hatte, binnen kurzer Zeit wohl tausend Stück fing; jetzt hat man Leinen mit Tausenden von Angelhaken und fängt weniger. Der Procentsatz hat sich beim Fange wesentlich geändert; vor vierzig Jahren gewann man an 800 Angelhaken durchschnittlich 750 Fische, jetzt an 4000 Angelhaken kaum 100 Stück!

Der Schellfisch- und Stockfischfang wird besonders schwungreich in dem freundlichen Fischerorte Buckie, am Moray-Frith in Schottland, getrieben; dieser kleine Hafenplatz beschäftigt darin etwa vierzig größere Boote und viele kleinere Fahrzeuge. Jedes ist Eigenthum mehrerer Antheilhaber, der Fang selber ein Partgeschäft, und die Bemannung besteht aus acht oder neun Leuten, welche den Fang gleichmäßig unter sich vertheilen. Die Leute von Buckie segeln manchmal 50 Miles weit in See und bleiben dann Tag und Nacht aus. Sie fangen auch den Leng (Gadus molva), haben aber nur offene Boote. Nicht selten bringen sie lebende Schellfische bis in die Themse.

Die Stockfischbank bei den Faröern ist jetzt beinahe erschöpft, nur jene bei Neufundland hat sich glücklicherweise bis jetzt noch immer in alter Weise bewährt, obwohl seit länger als zweihundert Jahren eine ungeheure Menge von Fischen dort gefangen worden ist. Der Fischereigrund auf derselben ist 600 Miles lang und 200 breit. Aber es ist nicht unmöglich, daß auch dort der Ertrag allmälig schwächer werde. Auch die Fischerei auf der Großen Dogger-Bank vor der englischen Küste hat ungemein nachgelassen, und es ist nicht unmöglich, daß selbst die neuentdeckte, ungemein ergiebige „Fischmine" bei Rockall, welche wir früher im Globus ausführlich besprochen haben, schwächern Ertrag geben werde.

Auf den Fang der sogenannten Flachfische (Zungen, Flundern, Butten 2c.) gehen wir nicht näher ein. Der Verfasser eines Aufsatzes in der Westminster Review, welcher wir manche der obigen Angaben entlehnten, macht die Bemerkung, daß es sehr leicht sein würde, die Fischerei zu regeln, wenn wir erst mit der Naturgeschichte der Fische besser bekannt wären. Bis jetzt ist der Fang auf See in geradezu anarchischer Weise betrieben worden.

Bis in die jüngste Zeit war man in dem Wahne befangen, daß alle Seefische ein Wanderleben führen; wenn nun der Fang ungünstig ausfiel, dann sagte man, der Fisch sei ausgeblieben und nach anderen Gegenden gezogen. Aber dieser vermeintliche Wandertrieb ist gar nicht vorhanden und die Wiederentdeckung der Rockall-Stockfischbank liefert auch einen Beweis dafür. Alle Fische sind mehr oder weniger lokal, von der Sprotte bis zum Lachs, und jede Art hat ihren heimatlichen Platz. Der Lachs hält sich allemal an seinen gewissen Strom, die Auster auf ihrer Bank, der Hummer an seinem Felsen, der Häring an seine Bucht. Das begreifen jetzt auch die Fischer und sie wissen, welcher Oertlichkeit ein Fisch angehört; sie erkennen ihn leicht und unterscheiden auf den ersten Blick den Lachs aus dem Tay von jenem des Tweed, und einen norwegischen Hummer von einem orkadischen. Der feine Schellfisch aus der Dubliner Bay ist leicht von dem schottischen zu unterscheiden, ebenso ein Häring aus dem Loch Fine von dem bei Caithneß.

Auch der Häring hat lange Zeit für einen Wanderfisch gegolten, und man wußte sehr poetisch darzustellen, wie er in ungeheuren Zügen aus dem nördlichen Eismeere komme, um an den

Küsten Europas zu laichen. Aber diese Theorie hielt nicht Stich und wir wissen nun mit Bestimmtheit, daß der Häring ein ständiger Bewohner unsers Meeres ist, gerade wie die Schellfische oder Steinbutten. Schon 1854 hat ein sachkundiger Naturforscher, J. Cleghorn aus Wick, den klaren Beweis dafür geliefert. Also, und das sind die Ergebnisse seiner langjährigen Beobachtungen und Forschungen, der Häring wandert nicht, er ist ein Eingeborener der Meeresregion, in welcher man ihn antrifft. Innerhalb von wenig ausgedehnten Grenzen kommen mehrere Rassen vor, die an Größe, Qualität und Laichzeit verschieden sind und ihre unterscheidenden Merkmale fortwährend bewahren. Wenn der Häring seinen Rogen ablegen will, kommt er mit den Menschen in Berührung. Zu seinem Fange sind 41,045 Seeleute und 10,974 Boote ausgerüstet; die Fangnetze halten 81,934,330 Quadratyards und würden eine Oberfläche von 26½ Quadratmeilen bedecken.

Vor 25 Jahren wurden ungleich weniger Netze gebraucht als jetzt, aber man fing damit eben so viel wie heute. Viele früher sehr ergiebige Häringsstationen geben in unseren Tagen gar keinen oder doch nur geringen Ertrag. Die Fische sind in den am leichtesten zugängigen Meeresgegenden zuerst verschwunden, namentlich in der Nähe starkbevölkerter Küsten. In solchen, wo Ebbe und Flut sehr heftig auftreten und die Strömung sehr stark ist, z. B. zwischen manchen Inseln, halten sie sich nicht gern auf, wohl aber an Gestaden, wo die Gezeiten schwach sind. Die Verminderung der Häringe rührt daher, daß man zu viel gefischt hat. Wären noch so viele Fische vorhanden wie früher, so müßte man jetzt, wo man doppelt so viele Netze auswirft, auch doppelt so viele Fische fangen; das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Wicker Häringsjäger fingen im Jahre 1820 mit 604 Booten genau so viel Häringe als 1861 mit 1104 Booten und einer dreimal größern Netzfläche.

Uebrigens darf man wohl annehmen, daß auch in früheren Zeiten der Reichthum und die Fülle an Fischen nie so groß gewesen ist, wie man gewöhnlich glaubt. Die Angaben waren offenbar übertrieben. Die Fische müßten sich ja dann in einer geradezu ungeheuern Weise vermehrt haben. Man nehme einmal, daß einige Billionen Häringe sich während etlicher Jahre vermehrten; der Häringsrogen besteht aus etwa 30,000 Eiern. Man nehme weiter, daß der Stockfisch von seinen mehr als neun Millionen Eiern auch nur eine Million Junge bekäme, und nehme dazu die Vermehrung noch anderer Arten von Seefischen! Wir ständen dann dem wirklich Ungeheuern gegenüber, und das Meer könnte eine solche Menge, ein solches Gewimmel nicht fassen, wenn keine Ausgleichung vorhanden wäre. Wie käme es nun, falls früher die Fische wirklich in so gewaltiger Menge vorhanden gewesen wären, daß sie sich so rasch vermindert haben? Die Wahrheit ist: es hat früher ungleich mehr Seefische in der Nordsee gegeben als heute, aber bei weitem nicht in solcher Menge, wie man anzunehmen pflegt.

Gebirge und Vulkane auf Neuseeland.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die neuseeländische Inselgruppe einst eine große Rolle spielen werde. Sie hat eine ganz vortreffliche Weltlage, ausgezeichnete Häfen, fruchtbaren Boden, gesundes Klima und liegt im gemäßigten Himmelsstriche. Dazu kommt ein großer Reichthum an trefflichen Steinkohlen und eine Fülle Goldes. Die Einwanderung strömt nun massenweis hinzu. Die weiße Bevölkerung betrug zu Ende 1860 erst 85,000 Köpfe, sie ist aber seitdem um mehr als 20,000 Seelen angewachsen.

Der holländische Seefahrer Abel Tasman hatte 1642 von Mauritius aus eine Entdeckungsreise nach Osten hin unternommen, und auf dieser fand er am 13. December Land, welches er für einen Theil der großen Terra australis incognita hielt. Mehr als hundert Jahre vergingen, bevor dasselbe wieder von einem europäischen Fahrzeuge besucht wurde; erst 1769 sah Kapitän Surville die Nordostküste; Cook kam im Herbste desselben Jahres und war zuerst gleichfalls der Ansicht, daß er ein Stück des großen unbekannten Südlandes entdeckt habe. Aber er umsegelte dann die Inseln und damit fiel die Theorie für immer.

Die Ansiedler von Neuseeland sind mit den dermaligen Namen unzufrieden, und möchten ihn gern in Süd-Britannien verwandeln. Mit einer leicht erklärlichen Vorliebe stellen sie Vergleichungen zwischen der alten und neuen Heimat an und malen die Zukunft ihrer Antipodeninseln mit glänzenden Farben. Haben wir, sagen sie, nicht alle Bedingungen, um groß und mächtig zu werden? Unsere insulare Lage ist herrlich, wir sind die Königin, die wahre Perle im Großen Ocean. Zwar Australien liegt eintausend Seemiles von uns entfernt, aber das ist uns lieber, als wenn wir diesem Inselkontinente näher gerückt wären, und mit Dampfern legen wir die Strecke in vier bis höchstens fünf Tagen zurück. Die Hafenmärkte Australiens sind also für uns gute, ungefährliche Nachbarn, bei wir mit leichter Mühe erreichen. Sie liegen uns westlich; im Norden haben wir die tausend Inseln Polynesiens, die nothwendig unsere Handelsdomänen werden müssen, und liegen wir nicht auch im Bereiche der großen Dampferlinie zwischen Europa und Australien? Denn über Panama wird diese künftig gehen müssen. Die spanischen und niederländischen Kolonien im indischen Archipelagus werden von unseren Küsten aus ohne Mühe oder Gefahr erreicht, ebenso Indien und China; und nach Osten hin gelangen wir auf der uns heimatlichen Südsee nach Californien, Mexico, Peru und Chile. Wir befinden uns im Centrum des großen Australoceans, mittewegs zwischen den beiden großen Kaps, jenem der Guten Hoffnung und dem vor der Spitze Südamerikas.

Die Gruppe erstreckt sich in einem Bogen von Südwest nach Nordost, zwischen dem 48. und 34.° S. Br. und 166. bis 179.° O. Länge; die Strecke vom Kap Maria Vandiemen im Norden bis zum South Cape ist etwas länger als 1000 Miles. Die größte Breite, unter 38° S. Br., beträgt 200 Miles. Die beiden großen Inseln sind durch die Cooksstraße von einander getrennt; sie ist etwa 150 Miles lang und 50 breit. Eine dritte Insel, Stewarts Island, ist klein und von der großen südlichen Insel, New Munster, durch die Foveaux-Straße getrennt.

Im Jahre 1853 wurde Neuseeland in sechs große Provinzen getheilt: Auckland, Tarranaki und Wellington auf der Nordinsel New Ulster; Nelson, Canterbury und Otago auf der Südinsel. Diese letzteren sind durch die Goldfunde wichtig geworden. In der jüngsten Zeit sind noch zwei Provinzen hinzugekommen: Hawkes Bay und Marlborough.

Gelegentlich werden wir näher auf eine Schilderung von Neuseeland eingehen, denn diese Inseln sind auch für die Geschichte des Kolonisationswesens und wegen ihrer Eingeborenen sehr interessant. Heute geben wir, nach einer neuseeländischen Zeitung, einige Mittheilungen über die Gebirge. Ganz Neuseeland ist, wie Italien von den Apennien, mit Verzweigungen einer Gebirgskette bedeckt, welche man als Austral-Alpen bezeichnet. Die höchsten Gipfel derselben liegen auf der Südinsel und ihr höchster Punkt, der Mount Cook auf der Westseite, erhebt sich höher als 12,000 Fuß. Die Berge Tyndall, Arrowsmith, Haidinger und mehrere andere, gipfeln zwischen 9000 und 10,000 Fuß. Wenn die Kolonisten jenen

Theil der Australalpen für das allerschönste Land in der Welt erklären, so liegt darin ohne Zweifel einige Uebertreibung. Aber es erleidet keinen Zweifel, daß es prachtvolle Landschaften darbietet. Es hat Gipfel, die mit ewigen Schnee bedeckt sind und gewaltige Gletscher tragen, herrliche Wasserfälle, ruhige Alpenseen, geschützte Meerbusen, dichte Wälder und mächtige Felsenpartien.

Die australischen Alpen erheben sich, gleich den amerikanischen Andes, an der Westseite steil aus dem sehr tiefen Ocean empor. Nach Osten hin entwickeln sie sich in einem ausgedehnten System abgerundeter Berge, wellenförmiger Hochebenen und Hügelketten. Dann folgen Alluvialebenen. Die Gebirge auf der Nordinsel sind nicht so hoch, aber eben so merkwürdig. Denn dort steigen mächtige vulkanische Kegel empor, dort liegen Basalte, heiße Quellen ohne Zahl, und manche davon sind intermittirend und gemahnen an die isländischen Geyser; auch fehlen nicht Schlammvulkane und Solfataren.

Fast in der Mitte der Nordinsel, unweit vom südlichen Ufer des Taupo-Sees (siehe unsere Karte), dessen stille Gewässer einen alten Krater ausfüllen, erheben sich die mächtigen Vulkane Tongariro und Ruapahu. Der erstere hat noch jetzt zwei lebendige Krater; der letztere scheint erloschen und trägt Schnee. Diese beiden Riesen beherrschen eine Gruppe kleiner Vulkane, die gleichsam Trabanten bilden und von den Maoris, den Eingebornen, als

Frauen und Kinder des Tongariro und Ruapahu bezeichnet werden. Die Sage erzählt, ein dritter Riese, der Taranaki, sei mit den beiden anderen in Streit gerathen und unterlegen. Da habe er nach der westlichen Küste fliehen müssen, wo er nun einsam steht und stolz auf seinen Schneemantel ist; das ist der Pik Egmont, 8270 Fuß hoch.

Nordöstlich vom Tongariro, in der Plenty-Bay, bildet der zweite thätige Vulkan Neuseelands die Insel Whakari (weißes Eiland). Er ist nur 868 Fuß hoch, stößt aber ununterbrochen Rauchwolken aus. Die Entfernung zwischen dem Whakari und dem Tongariro beträgt 120 Miles, aber dieser ganze Zwischenraum ist mit heißen Quellen, Seen und Solfataren gefüllt. Zum Schlusse mag bemerkt werden, daß sowohl der vulkanische Distrikt von Auckland, wie jener der Inselbay mit einer unzähligen Menge kleiner erloschener Krater bedeckt sind.

Das neue Territorium Idaho in der amerikanischen Nordunion.

Die ganze Breite des nordamerikanischen Festlandes ist nun mit Staaten oder organisirten Territorien überspannt; es giebt keine Lücke mehr auf dem Raume zwischen dem Atlantischen Ocean und dem großen Weltmeer. Nun ist auch die, ich möchte sagen Kernregion der Felsengebirge durch einen Beschluß des Kongresses unter dem Namen Idaho als Gebiet, Territorium, organisirt worden.

Idaho (sprich Eidahó, mit dem Accent auf der letzten Silbe) bildet den Embryo eines neuen Goldstaates, indem man auch dort das edle Metall in Menge entdeckte, und dieses hat rasch unternehmende Leute angezogen, welche das Bedürfniß staatlicher Ordnung fühlen. Diesem hat nun die Bundesregierung abgeholfen, indem sie auf gewöhnlichem Wege Territorialbeamte ernannte und die Grenzen des neuen Gebiets feststellte.

Dasselbe liegt im Norden der Gebiete Utah und Colorado, im Westen von Nebraska, und umfaßt einen beträchtlichen Theil des Landes der Schoschoni- (Schlangen-) Indianer. In seiner östlichen Hälfte bedeckt es vier Breitegrade, von 41 bis 45° N. Br., in der westlichen Hälfte reicht es von 42 bis 46° N. Br. Es umfaßt 13 Längengrade (von 104 bis 117° W. Länge).

Die östliche Hälfte wird von der Poststraße durchzogen, welche aus Missouri nach Californien führt. Die Rocky-Mountains bilden gleichsam das Rückgrat dieses Territoriums; sie ziehen vom berühmten Südpaß an, in nordöstlicher Richtung, und von ihnen strömen unzählige Gefließe herab, so daß an Bewässerung kein Mangel ist. Vor wenigen Jahren durchstrichen nur einzelne Trappers und Mountaineers, also Pelzjäger, Gebirgswanderer, jene Einöden; dann aber kamen die Abenteurer, welche nach Gold suchten. Sie fanden Gold und blieben.

Die Territorien Oregon, Dacotah und Washington haben die Landstrecken hergegeben, aus welchen nun Idaho gebildet worden ist. Dergleichen ist in Nordamerika herkömmlich. So wurde vor Kurzem auch das Colorado-Territorium aus Theilen von Kansas, Utah und Nebraska geschaffen.

Die ersten Goldfunde in Idaho wurden im Sommer 1861 gemacht, und die ersten Minen in der Quellgegend des Salmon-River angelegt, also am westlichen Abhange der Rocky Mountains; der Salmon River ist ein Zufluß des Lewis, d. h. des südlichen Hauptarms des Columbia. Der Ertrag war gut, und deshalb strömten im Jahre 1862 Züge von Diggers aus Californien, vom großen Salzsee und vom Pikes Pik ein. Die Gegend wurde weit und breit „prospektet". Als der Missouri frei vom Eisgang war, fuhren etwa 400 Männer von St. Louis auf Dampfern der amerikanischen Pelzhandels-Gesellschaft stroman bis Fort Benton, das schon hoch oben am Missouri in den Felsengebirgen liegt. Die Mehrzahl dieser Leute war von der American Exploring und Mineral Company ausgeschickt worden. Von Fort Benton fanden sie einen guten Weg nach den etwa 180 Miles entfernt liegenden Goldfeldern, hatten aber anfangs nur geringe Erfolge. Am 1. September jedoch fanden sie äußerst ergiebige „Placeres" (Placers, wie die Yankees sagen), in welchen der einzelne Mann täglich 20 bis 40 Dollars erwarb. Diese ergiebige Goldstätte liegt am Grasshoppers-Creek, unweit von den drei Forks des Missouri, in der Nähe der Big-Hole Prairie. Auch am Gold Creek und im Prickly Pear Valley wurde reichlich Gold gefunden, und zwar sogenanntes Schuppengold, so fein und gediegen, daß die Unze 19½ Dollars werth ist.

Gleich nachher wurden am Dear Lodge sehr ausgiebige Placeres in Angriff genommen, und noch im Herbst begannen die Miners den Bau einer Stadt am Dear Lodge, da wo die Mullans- und die Lander-Straße zusammenstoßen. Das Thal wird als eine reizende Landschaft geschildert; Wild ist im Gebirge noch in Menge vorhanden. Dear Lodge City hatte im Frühjahre 1862 schon nahe an einhundert Häuser und unterhält seitdem eine regelmäßige Verbindung nach Westen hin mit Great Salt Lake City, nach Osten hin mit Fort Laramie.

Alle Thäler in der Quellgegend des Missouri sind sehr fruchtbar. In der Gegend von Dear Lodge City wohnen schon seit mehreren Jahren ein halbes Dutzend Familien französischer Canadier, die als Pelzjäger in jene Gegend gekommen waren. Bei ihnen lebt ein alter, oft genannter Mountaineer, John Grant; er besitzt eine Heerde von mehr als 600 Häuptern Rindvieh und baut Mais. Dem Ackerbau steht in jener Gegend nichts hindernd im Wege.

Die neuen Goldfelder in Idaho liegen 180 Miles von Fort Benton, 450 Miles vom Fort Wallawalla, d. h. dem Zusammenflusse beider Hauptarme des Columbiastroms, und ungefähr 300 Miles von der Mormonenhauptstadt am großen Salzsee. Allem Anschein nach ist die ganze Region der Rocky Mountains goldhaltig. Nach Idaho gelangt man leicht, weil der Missouri bis in das Gebirge hinein mit Dampfern befahren werden kann.

Kleine Nachrichten.

Virginia-City im Nevada oder Washoe-Territorium. Wir gaben vor ein paar Monaten über diese Stadt einige Notizen nach dem Bericht eines preußischen Reisenden, und haben nun einige Notizen eines andern Deutschen vor uns, welche während der Weihnachtstage 1862 geschrieben wurden. Im Jahre vorher war um jene Zeit das Wetter sehr kalt gewesen; diesmal war es mild. Lebensmittel, namentlich Mehl, hatte man in Fülle, weil bei der guten Beschaffenheit der Wege der Transport aus Californien her nicht unterbrochen wurde; das beste Fleisch kostete nur 8 bis 10 Cents. Die Minen haben sich im vorigen Jahr um 1000 Procent gehoben und die Aussichten für die Zukunft waren glänzend. Ueberall entstanden neue Werke und Anlagen für bessern Betrieb. Je tiefer man

gräbt, um so reichhaltiger sind die Erzgänge. Die reichen Kompagnien geben Hunderttausende für Maschinen aus, namentlich für Quarzmühlen von ungeheurer Größe. Die besten Gruben sind im Besitze reicher Kapitalisten, denn die unbemittelten Miners werden von diesen „ausgefroren". So lautet der Kunstausdruck. Die meisten Miners stecken tief in Schulden und manche leiden bei ihrer sauren Arbeit beinahe Hunger. — In Virginia-City hat sich die Zahl der Häuser im letzten Jahre verdoppelt; aber ein großer Uebelstand liegt darin, daß alles böse Gesindel aus Californien sich dorthin gezogen hat; ein Mord folgt dem andern.

Der Deutsche bemerkt ferner: Im verflossenen Monate machte ich hier eine große Rundreise um das Centrum der Minen, welches Virginia und Gold Hill ist; unter anderen Sehenswürdigkeiten besuchte ich die Ophir Quarzmühle, vierzehn Meilen von hier; sie liegt am See Washoe und dicht am Fuße der mit ewigem Schnee bedeckten Sierra Nevada. Das Werk an sich selbst ist großartig und umfangreich, im Stande, jeden Monat eine halbe Million Gold und Silber zu gewinnen und zu Markte zu schaffen. Alle dazu erforderlichen Gebäude stehen auf etwa hundert Ackern Grund, und das ganze Etablissement ist mit einem zwölf Fuß hohen Zaun umzogen. Als Superintendent ist ein Deutscher angestellt, dem die Gewinnung des Metalles allein anvertraut ist, und um den sich das ganze Werk dreht wie die Planeten um die Sonne. Ich fand in ihm den echten deutschen Biedermann vom alten Schlag, offen und gefällig ohne Umschweife; er ist jedenfalls ein gelehrter, sachkundiger Assayer und Chemist, der für seine Dienste 600 Dollars per Monat erhält oder so viel er verlangen mag; in einem der großen langen Gebäude zeigte er mir das feinste Golderz, das über drei Millionen Thaler werth sein soll, und in dem Laboratorium lagen die Gold- und Silberbarren aufgehäuft, als wäre es Eisen oder Blei. Dieser achtbare Landsmann ist Herr Wollweber, aus Wetzlar gebürtig, Bruder von Herrn Theodor Wollweber, früher Brauer in San Francisco und später Apotheker in Columbia und Sacramento, und nun in Los Angeles wohnhaft.

Aus Britisch-Columbia. Von Victoria nach Esquimalt, auf der Insel Vancouver, wird ein Telegraph gebaut; auch soll im Laufe des Jahres 1863 eine Linie von Britisch-Columbia nach dem Washington-Territorium gezogen werden, das bereits mit Californien, also auch mit den atlantischen Staaten, in Verbindung steht.

Ein californischer Fichtenstamm von kolossaler Größe trieb im vorigen Herbst an die Küste von Mani, einer der Sandwichs-Inseln. Mehrere andere kamen in den nächsten Tagen und wurden an's Land gezogen; andere aber schwammen weiter, und werden, von den Meeresströmungen durch den Stillen Ocean weiter nach Westen hin geflößt, wohl irgendwo im indischen Archipelagus, China oder Japan landen.

Die Mormonen am Großen Salzsee. Wir erwähnten derselben in unserer vorigen Nummer und äußerten, daß der Kongreß der amerikanischen Nordunion verfassungsmäßig gar kein Recht habe, sich in die religiösen Angelegenheiten der Mormonen zu mischen. Er hat es jedoch widerrechtlich gethan und eine „Polygamy-Act" erlassen, welche den Mormonen verbietet, mehr als eine Frau zu heirathen. Der Oberrichter der Vereinigten Staaten im Territorium Utah ließ in der ersten Woche des März den Präsidenten Brigham Young gefangen nehmen und erfuhr dabei keinen Widerstand. Aber die Verhaftung war nur eine augenblickliche; das kirchliche Oberhaupt der Heiligen vom jüngsten Tage wurde sofort gegen 2000 Dollars Bürgschaft freigelassen und wird sich nun an die Gerichte wenden.

Wir unsererseits sind nicht eben für die Polygamie eingenommen; sie paßt nicht für Kulturvölker. Aber darauf kommt es bei der obschwebenden Frage gar nicht an, wohl aber darauf, ob die Regierung der Nordunion ein Recht habe, diese Einrichtung, welche bei den Mormonen mit der Religion zusammenhängt, zu verbieten. Der Kongreß hat dazu auch nicht einen Schatten von Befugniß; und sobald die Klage Brigham Young's an das Obergericht kommt, muß dasselbe nothwendig die Entscheidung abgeben, daß der Kongreß sich einer widerrechtlichen Anmaßung schuldig gemacht habe und daß seine Polygamy-Act null und nichtig sei.

Beiläufig wollen wir bemerken, daß wohl niemals eine so durch und durch demoralisirte, nichtsnutzige und gewissenlose Versammlung über die Geschicke eines Volks entschieden hat, wie der Kongreß zu Washington unter des „Possenreißers" Lincoln Präsidentschaft. Ein Newyorker Blatt bemerkt: „Dieser Kongreß charakterisirte sich durch dreierlei: Wahnwitz, Gaunerei und Niederträchtigkeit."

Zur Statistik von Neu-Braunschweig. Diese englische Kolonie liegt zwischen Unter-Canada, der Fundy-Bay und dem Unionsstaate Maine; die wichtigsten Städte sind St. John und Fredericton. Die Volksmenge beläuft sich nach der Zählung von 1862 auf 252,047 Seelen, also fast auf dieselbe Ziffer, welche das Herzogthum Braunschweig in Deutschland aufweis't. Die Zunahme hat in 10 Jahren 58,247 Köpfe betragen. Von der gegenwärtigen Zahl sind 52,602 nicht in der Provinz geboren und von diesen sind 30,075 Irländer, 5200 Schotten, 4909 Engländer, 8721 meist aus den benachbarten englischen Kolonien, 3594 aus anderen Ländern. Die Zahl der Neger ist glücklicherweise nur gering, sie beträgt 1581; jene der Indianer 1212. Bei Sussex sind Steinkohlen, bei Alma in Albert County ist Kupfer, bei Lower Prince William in York County Spießglanz gefunden worden.

Deutsche Auswanderung über Bremen. Dieser rührigen Hansestadt gebührt der Ruhm, die Beförderung der Auswanderer und die Verpflegung der Leute in ein zweckmäßiges System gebracht zu haben. Diese Fürsorge hat sich auch pekuniär glänzend belohnt. Der Kundige weiß, daß es ein niedrig gegriffener Satz ist, wenn man im Durchschnitt das Ueberfahrtsgeld nach Nordamerika für den Kopf auf 30 Thaler rechnet und daß die Auswanderung eine gute Ausfracht gewährt. Der indirekte Vortheil ist nicht minder hoch anzuschlagen als der direkte. Gegenwärtig hat die Auswanderung stark abgenommen, es können aber wieder Zeiten der Flut auf die gegenwärtige Ebbe folgen; aber sie wird dann wahrscheinlich weniger nach der Yankee-Union gehen, die jetzt Steuerdruck, unvernünftig hohe Zölle, Konskription, Diktatur ꝛc. fast ärger zu tragen hat als je ein europäisches Land.

Wir haben so eben den „Neunten Bericht über die Wirksamkeit des Nachweisungs-Bureaus für Auswanderer in Bremen während der Jahre 1861 und 1862" erhalten und danken für die Zusendung. Gelegentlich werden wir einige Bemerkungen an diesen Bericht knüpfen; heute wollen wir nur die Thatsache hervorheben, daß von 1832 bis 1862, also binnen zwanzig Jahren, über Bremen nicht weniger als 793,267 Auswanderer über See befördert worden sind. Bekanntlich rechnet man die durchschnittliche Habe eines solchen auf 100 Thaler; der Geldverlust für Deutschland stellt sich also auf ungefähr 80,000,000 Thaler, ohne den volkswirthschaftlichen Verlust zu rechnen.

Die Auswanderung stellte sich in jenen zwei Jahrzehnten in folgender Weise heraus:

Jahr	Zahl	Jahr	Zahl
1832	10,344	Transp.	253,133
1833	8,891	1848	29,947
1834	13,086	1849	28,629
1835	6,185	1850	25,776
1836	14,137	1851	37,493
1837	15,087	1852	58,551
1838	9,312	1853	58,111
1839	12,412	1854	76,875
1840	12,806	1855	31,550
1841	9,594	1856	36,511
1842	13,619	1857	49,399
1843	9,927	1858	23,095
1844	19,857	1859	22,098
1845	31,822	1860	30,128
1846	32,372	1861	17,261
1847	33,682	1862	14,710
Transp.	253,133	Total	793,267

Hochzeitswünsche bei den östlichen Kalmücken. Bei ihnen wird Hochzeit gemacht, wenn der Bräutigam den bedungenen Preis für das Mädchen an den Brautvater erlegt hat. Die Braut wird in stattlichem Zug in die Jurte ihres Schwiegervaters geführt, der ihr eine Schale mit Branntwein reicht und, nachdem sie getrunken, eine lange Reihe von Wünschen, in kurzen Sätzen, ausspricht. Es sind manche recht hübsche und charakteristische darunter. Z. B. folgende:

Der alten Leute Segen möge dich erreichen.
Des hohen Gottes Auge möge dich treffen.
Deine Wohnstätte möge aschenreich sein.
Zahlreicher als Schafe und Lämmer möge deine Nachkommenschaft sein.
Zahlreicher als der Auerhahn und seine Jungen möge deine Nachkommenschaft sein.
Wie Weidengebüsch und Baumschößlinge mögen sie sein.
Wie Buchweizengrütze und aufkeimende Saat mögen sie sein.
Vor dir möge der Mond scheinen.
Hinter dir möge die Sonne scheinen.
Auf Hügelland stelle dein Haus.

Auf Bergland weide dein Vieh.
Deine Kleidung möge nie schmutzig werden.
Deine Pferde mögen nie mager werden.
Deine Lebenszeit sei lang.
Dein Verstand möge flink, dein Geist leicht sein.
Gegen den, der dich tritt, sei wie Eisen.
Dein Feuer strahle Wärme aus.
Deine Speise möge reichlich sein.
Dein Arm möge nicht erkranken.
Hundert Jahre lebe.
Einen Renner besteige.

Neue Ausgrabungen in Pompeji. Das „Journal de Genève" enthält darüber einen interessanten Bericht: An verschiedenen Stellen hat das Gemisch von Asche und Wasser eine feste Decke über die unter ihnen begrabenen Gegenstände gebildet und so deren Abdrücke bewahrt. In einem Hause, welches man jüngst nach neuen Systeme vertikal ausgrub, erschien, als man ein Stück einer solchen Decke wegnahm, eine Höhle, welche Knochen enthielt. Man goß sofort Gyps in die Höhle. Als der Gyps fest geworden war, nahm man die Decke weg, und den Augen bot sich ein herzzerreißender Anblick dar. Man erblickte mehrere Leichen in der Stellung, in der bei ihnen der Tod eingetreten war: eine ältere Frau und ein junges Mädchen, die eine zu Füßen der andern liegend, diese gegen die Erde gewendet, das Haupt auf dem Arme, die Hände zusammengeballt. Nach 18 Jahrhunderten noch von den Todeszuckungen erzählend, welche ihrem Ende vorhergegangen, sind die Leichen gleichzeitig ein Bild des Todes und der Agonie. In den Abgüssen sind die Skelete enthalten. Hier und dort starren die Knochen durch den Gyps. Wohl keine Statue der Welt macht einen Eindruck gleich diesen. Dazu das wissenschaftliche Interesse, das sie gewähren. Der Abdruck der Kleider ist sehr bestimmt; um die Beine sind Bänder gewunden von einer Art Tricotstoff, an welchen die Maschen noch deutlich zu erkennen sind. Außer diesen zwei Leichen fand man die Formen von noch einer Frau und einem Manne. Letzterer mißt 6 Fuß und trägt einen Schnurrbart. Er liegt auf dem Rücken. Seinem Antlitze sieht man die Schmerzen an, die er gelitten, doch muß er mit Resignation den Tod erwartet haben. Die Formen der Frau sind von bewundernswürdiger Schönheit.

Die Ausgrabungen in Pompeji fördern überhaupt, wie dem Londoner Athenäum geschrieben wird, unter ihrem jetzigen umsichtigen und energischen Leiter Cav. Fiorelli fast täglich neue Wunder zu Tage. Vor Kurzem wurde nahe an der Porta Orientale eine Antike gefunden, die in allen Museen Europas nicht ihres Gleichen hat, nämlich eine große zweiarmige Lucerna von gediegenem Golde, welche, nach Fiorelli's Vermuthung, zum Schatz eines Tempels gehört haben dürfte. Das Gold ist vom feinsten Korn, und da der Leuchter über 3 Pfund wiegt, so beträgt der Metallwerth mehr als 10,000 Lire. Dieser werthvolle Fund ist jetzt im Museum zu Neapel in der Raccolta degli oggetti preziosi niedergelegt.

Ruinen des Pachacamac-Sonnentempels in Peru. Die berühmtesten und interessantesten unter allen Ruinen in der Umgegend von Lima sind die der Stadt und des Tempels Pachacamac. Der Weg führt vom Rimacthal aus über das steile Vorgebirge von Morro Solar oberhalb Chorillos, wendet sich dann scharf herum in einen Akazienwald und lenkt von diesem in eine breite, schöne Allee von Weidenbäumen ein, durch welche man zu der Zuckerpflanzung Villa gelangt. Obstgärten, Mais-, Zuckerrohr- und Kleefelder breiten sich zu beiden Seiten aus, und die Pflanzung selbst bildet mit ihren herrschaftlichen und Wirthschaftsgebäuden, ihren Hütten für fünfhundert Sklaven und der Kirche eine ansehnliche Häusergruppe. Villa war lange durch den widerspenstigen Geist seiner Sklaven berüchtigt. Wenige Jahre zuvor hatten sie den Aufseher erschlagen und in den Ofen geworfen, und noch immer gilt diese Straße für die gefährlichste in der Nähe von Lima. Jenseits Villa dehnt sich eine weite Küstenebene mit mehreren Seen, auf denen sich viele Wasservögel aufhalten, bis an die über eine Meile breite Sandwüste von San Juan aus, die man durchreiten muß, ehe man, auf einer unmerklich ansteigenden Höhe angelangt, zum ersten Mal einen Blick auf das Meer und auf die Ruinen des einst prächtigen Pachacamac gewinnt. Ich ritt schnell den ziemlich steilen Sandweg hinab, berührte die kleine Hacienda Mama-Conas und befand mich bald in der Stadt der Todten.

Mit einem Gefühle schmerzlicher Niedergeschlagenheit durchwandert man die nun öden und verlassenen Straßen der einst so wohlhabenden und volkreichen Stadt, deren Alter über die Zeiten der Inkas hinausgeht. Die Häuser sind von kleinen Ziegeln erbaut, die Dächer verschwunden und die inneren Räume mit Sand gefüllt. Nach dem Meere zu erhebt sich ein einzelner Berg über der Stadt. Auf seinem Gipfel befand sich der berühmte Tempel. Die Ruinen bestehen aus drei breiten Terrassen mit zwanzig Fuß hohen Mauern, an denen man stellenweise noch die Scharlachfarbe erblickt, die einst das Ganze überkleidete. Trotz der Einwirkung von mehr als drei Jahrhunderten hat die trockene Luft dieses regenlosen Landes sie erhalten. Der Tempel, welcher die abgeplattete Oberfläche des Berges einnahm, war ein Heiligthum des Pachacamac, des Schöpfers der Erde (von Patscha, Erde, und Camac, Particip von Camanî, ich schaffe), des höchsten Gottes der Indianer von Peru, dessen Kultus sich über das ganze Inkareich ausdehnte und an dessen Altären die frommen Pilgrime von den fernen Ebenen Chile bis zu den sonnigen Wäldern des Aequators zusammenströmten. Der Tempel wurde durch Fernando Pizarro zerstört und geplündert; nach den Chronisten jener Zeit waren die Thore mit Gold plattirt und mit Edelsteinen besetzt, wonach sich die ungeheuren Schätze, die das Innere bergen mochte, bemessen lassen.

Am Fuße des Tempels befinden sich die Trümmer eines Tambo oder Pilgerhospizes; auch haben Alterthumsforscher die Spuren eines Palastes, eines Sonnentempels und eines Jungfrauenklosters entdeckt. In ihrem gegenwärtigen Zustand unterscheiden sie sich wenig von den anderen Ruinen, so prächtig sie auch in den glücklichen Zeiten der Inkas gewesen sein mögen.

Die Aussicht von der Höhe ist entzückend. Die große, lautlose Stadt Pachacamac, von keiner lebenden Seele mehr bewohnt, dehnt sich unmittelbar unter dem Berg aus, von dem fruchtbaren Thale Lurin durch den Fluß gleichen Namens geschieden; im Norden dieses kleinen Stromes ist das Uferland zwischen dem Ocean und den Anden eine Sandwüste; im Süden bildet der lachende Anblick des schön bewaldeten und wohl kultivirten Thals von Lurin einen schlagenden Gegensatz.

Der Abend, so erzählt Markham, war stark hereingebrochen, als ich die berühmten Ruinen verließ. Ich ritt auf der fruchtbaren Seite des Stromes nach einem Hüttchen zu und bat um Nachtquartier; aber statt des freundlichen Indianers, den ich erwartet hatte, kam eine Mordbande von Negern heraus, deren drohende Haltung das Schlimmste befürchten ließ. Herausfordernde Worte folgten und endeten damit, daß Einer von der Bande mit einem langen Messer auf mich losstürzte. Somit blieb keine Wahl mehr übrig; ich feuerte, nur ein paar Zoll von ihm entfernt, meinen Revolver ab, gab dem Pferde die Sporen, sandte einem Zweiten von der Bande einen Abschiedsschuß zu und jagte durch die Todtenstadt nach der Sandwüste zurück, wo ich mein Nachtquartier aufschlug.

Die Ruinen bei Lima, sammt denen von Caxamarquilla und Pachacamac, sind jedenfalls die Ueberbleibsel einer sehr alten Civilisation und stehen, ebenso wie die gigantischen Trümmer von Tiahuanuco am See Titicaca, zu den Bauwerken der späteren Inkas in demselben Verhältnisse, wie die großen Ruinen von Palenque und Uxmal zu den Denkmälern der verhältnißmäßig neueren Azteken.

Die Tuareks in der Sahara sind theilweise in das französische Interesse gezogen worden. Wir haben im Globus häufig darauf hingewiesen, wie große Mühe die Behörden in Algerien sich in dieser Beziehung gegeben haben; auch Duveyrier's Reise, über welche wir nächstens noch einige Bemerkungen bringen, stand damit im Zusammenhang. Im vorigen Jahre war abermals eine aus mehreren Offizieren bestehende Expedition ausgerüstet worden; sie sollten die wichtige Oase Rhadames (Ghadames), in welcher der eben erwähnte Reisende sich längere Zeit aufgehalten, noch näher erforschen. Sie kamen am Tage vor Weihnachten nach Konstantine zurück und Alles war nach Wunsche gegangen. Die Bevölkerung hatte keinerlei Feindseligkeit gegen die Christen gezeigt. Die meisten Leute dort können lesen und schreiben und sind weiter vorgeschritten, als die algerischen Muselmänner. Sie stehen unter einem Mudir, den der türkische Sultan ernennt, welcher Rhadames als seinen Besitz betrachtet.

Die Region weiter nach Westen hin ist Land der Tuareks. Mit ihnen hat die französische Regierung einen Vertrag abgeschlossen, dessen Bedeutung auf den ersten Blick einleuchtet.

Aus Algerien führen drei Straßenzüge nach dem innern Sudan. Der westliche geht durch die Oase Tuat über Mabuk und Arauân nach Timbuktu und dem Niger; der mittlere über den Dschebel Ahagar (Haggar) über Agadhes nach Sokotu und Kano, also recht in den centralen Sudan hinein; der dritte auch über Agadhes nach Bornu. Die Tuareks können alle drei Straßen verlegen und sperren.

Nun besagt der Vertrag, daß sie auf allen Märkten Algeriens ungehindert Handel treiben können und in dieser Beziehung den französischen Unterthanen gleich gestellt sind. Ihrerseits haben sie sich verpflichtet, die französischen Kaufleute zu beschützen, nicht minder alle Algerier, die weiter keinen Abgaben unterworfen sind, als den landesüblichen Zollen. Die Häuptlinge verpflichten sich auch,

den Franzosen die Straßen nach dem Sudan, welche für den Handel am vortheilhaftesten sind, zu zeigen. Die französische Regierung will gern die Kosten tragen, diese Straßen durch Kunstbauten und durch das Graben von Brunnen in bessern Zustand zu setzen.

Der Scheich El Hadsch Ichenuchen und die übrigen politischen Häuptlinge des Landes Asgher werden all ihren Einfluß bei dem Kellnistamm aufbieten, damit den algierischen Kaufleuten und den Karawanen im Lande Aïr (As-ben, wo Aghades liegt) keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Die Kleine Bucharei. So bezeichnet man insgemein das Tafelland zwischen dem Thian schan und dem Kuën luën; man sagt auch wohl: Hohe Tatarei oder Ost-Turkestan. Aber der Ausdruck „Kleine Bucharei" ist, wie Adolf Erman betont, „sinnlos und absurd", und es wäre endlich an der Zeit, ihn gänzlich fallen zu lassen. Denn das östliche (chinesische) Turkestan ist weder klein, noch steht es zu dem zum westlichen (unabhängigen) Turkestan gehörenden Staate Buchara in anderer Beziehung, als daß es von Karawanen aus jener Stadt besucht wird.

Geographische Ausdrücke in Innerasien. Nan lu heißt Südstraße; Pe lu bedeutet Nordstraße. Der erstere Name erstreckt sich auf die im Süden des Thian schan, d. h. Himmelsgebirges (mongolisch Tengri oola), liegenden Gegenden, der zweite auf jene im Norden dieses Gebirges.

Das türkische Wort Syrt (z. B. in Obtschei Syrt) bedeutet einfach: Hochland, ursprünglich aber Rückgrat.

Nor heißt bei den Mongolen See, z. B. Lop nor, Kuku nor 2c.

Ein St. Elmsfeuer auf dem Königstein an der Elbe. Professor Ernst Erhard Schmid in Jena sagt in seinem jüngst erschienenen „Grundriß der Meteorologie" (Leipzig, Leopold Voß), der, beiläufig bemerkt, eine ausgezeichnete, gediegene Arbeit ist, S. 271 Folgendes:

„Nähert man den geladenen Konduktor der Elektrisirmaschine einem zugespitzten Leiter, so erhält man die bekannten Glimmlichter und Lichtbüschel. Aehnliche Erscheinungen hat man bei Gewittern oder gewitterhafter Beschaffenheit der Luft an Thurmspitzen, Masten oder anderen zugespitzten Gegenständen, die mit der Erdoberfläche in leitender Verbindung stehen, wahrgenommen. Sie sind seit langen Zeiten und aus fast allen Zonen bekannt als St. Elmsfeuer. So wenig sich gegen das elektrische Wesen desselben ein Widerspruch erheben läßt, eben so wenig ist dasselbe durch exakte Versuche bewährt. —

In Dresden und der Umgegend hatten wir am 29. März zwischen 8 und 9 Uhr Abends ein Gewitter, bei welchem sich das St. Elmsfeuer zeigte. Ein Physiker, Herr K. Tr. Sachse, bringt über dasselbe im Dresdner Journal folgende Mittheilung:

Auf der Festung Königstein wurde während des Gewitters, das dort die Zeit zwischen $^3/_4$9 und $^1/_2$10 Uhr ziemlich ausfüllte, eine interessante, mit Wintergewittern gewöhnlich in Verbindung stehende Naturerscheinung beobachtet. Ein weißlich gelbes Strahlenbüschel in der Form eines umgekehrten, abgestutzten Kegels von etwa 1 Zoll Höhe wurde auf der Spitze des auf dem „Horn" stehenden Glockenthurmes wahrgenommen; der Knopf des Glockenthurmes war ringsum von einem weißlichen Lichte umflossen; ein gleiches Lichtbüschel zeigte sich an dem, auf der Brustwehr bei dem Glockenthurm angebrachten Gestelle zur Aufnahme eines Fernrohrs. Auch von der Schildwache, welche um 9 Uhr am Glockenthurm anzuschlagen hatte, war beobachtet worden, daß im Augenblicke des Ergreifens der eisernen Zugstange aus den Fingerspitzen der wollenen Handschuhe kleine Lichtbüschel herausgetreten seien und daß auch das um den Hals geschlungene wollene Tuch ein weißliches Licht gezeigt habe; diese Lichterscheinung am Tuch und an den Spitzen der Handschuhe sei so lange geblieben, als die Schildwache auf dem Wallgange bis nach dem Schilderhause gelangt, und in letzterm erst verschwunden. Ob an den Wetterableitern oder an noch höher gelegenen Punkten ebenfalls gleiche Lichterscheinungen eingetreten sind, hat man bei dem herrschenden Sturm und dem heftigen Schnee- und Eisnadelfalle (der binnen einer halben Stunde den Boden 2 Zoll hoch bedeckte) nicht wahrnehmen können. Die Temperatur, die um 7 Uhr 30 Minuten noch 5° R. war, ging bis um 10 Uhr auf 0° herab und zeigte am andern Morgen (den 30. März) früh 7 Uhr — 1,6° R. Die Ozonentwickelung war am 27., 28. und 29. März am Tage wie zur Nachtzeit in den höchsten Stärkegraden zu beobachten. — Die Erscheinung des St. Elmsfeuers ist in diesem Winter schon am 20. Januar nach einer Mittheilung des Dr. Meyn durch ganz Norddeutschland, besonders in Schleswig-Holstein an sehr zahlreichen Punkten, beobachtet worden; es stimmen die aus Königstein gemeldeten Beobachtungen fast ganz genau mit dortigen Wahrnehmungen überein.

Eine Bemerkung Humboldt's. Da, wo er seine Fahrt auf dem Cassiquiare in Süd-Amerika (dem Verbindungsarme zwischen dem Rio Negro und dem Orinoco) schildert, äußert er Folgendes: In diesen inneren Ländern des Neuen Kontinents gewöhnt man sich fast, den Menschen als unwesentlich zur Ordnung der Natur zu betrachten. Der Boden ist mit Pflanzen überladen, deren Entwickelung durch Nichts gehemmt wird. Eine unermeßliche Schicht von Dammerde beweis't die ununterbrochene Thätigkeit der organischen Kräfte. Die Krokodile und Boas sind Herren der Flüsse; der Jaguar, das Peccari, der Tapir und zahllose Affen durchziehen den Wald ohne Furcht und Gefahr und wohnen dort wie auf einem alten Erbe. Auf dem Ocean und in den Wüsten Afrikas versöhnt man sich schwer mit dem Verschwinden des Menschen; hier aber, in einem mit ewigem Grün bekleideten Lande, bringt seine Abwesenheit ein seltsames und demüthigendes Gefühl hervor.

Der Volkscharakter der Neugriechen hat von manchen Seiten her eine scharfe Beurtheilung erfahren. So schrieb J. P. Fallmerayer in seinen Fragmenten aus dem Orient: „Ein häßlicheres Amphibium als der europäisirte Handelsgrieche auf byzantinischem Boden besteht in der Natur der Dinge nicht."

Ein englisches Blatt, Daily News, sprach gegen das Projekt eines neugriechischen Reiches mit Konstantinopel als Hauptstadt. „Die Griechen seien eigentlich gar kein wahres Volk, sondern mehr nur eine große Handelsgenossenschaft, und vermöge ihres Charakters zum Herrschen über andere Stämme gar nicht geeignet. Der Grieche ist ein schlauer Diplomat; an Ränkesucht thut er es dem Russen gleich, aber es fehlen ihm Festigkeit, Ausdauer und Zurückhaltung. Die Griechen sind nicht einmal zur Selbstverwaltung geeignet. Seit den Zeiten des achäischen Bundes waren sie ohne nationale Regierung."

Die Abkömmlinge der Portugiesen in den Minas Novas waren zu Anfang unseres Jahrhunderts so weit in der Civilisation zurückgegangen, daß sie, wie St. Hilaire meldet, sogar den Gebrauch des Salzes vergessen hatten!

Die Gauchos in der La Plata-Region, Abkömmlinge der spanischen Eroberer und Einwanderer, sind Viehhirten und haben eine große Abneigung gegen Alles, was Wasser oder Schifffahrt heißt. Ihr eigner Landsmann Sarmiento, ein geistreicher Mann, der sie kennt, äußert: „Der Gaucho betrachtet ein Schiff wie ein Gefängniß."

Indianer und Neger. Wenn der Indianerstamm der Tupis in Südbrasilien, südlich vom Rio Pardo, westlich von der Entenlagune, auf seinen Kriegszügen gegen die weißen Ansiedler Neger erbeutete, dann wurde diesen die schwarze Haut abgeschunden, weil die rothgelben Leute sich solchergestalt überzeugen wollten, ob die schwarze Farbe künstlich oder natürlich sei. Nächstenliebe! —

Der Neger unterscheidet sich von anderen Rassen auch darin, daß er z. B. nach der Arbeit und wenn er speisen will, auch bei der stärksten Hitze, nicht den Schatten aufsucht, sondern die Sonne.

Die Polynesier kennen den Kuß als eine Liebkosung nicht; diese besteht bei ihnen darin, daß Einer den Andern mit der Nase reibt. Die Mutter z. B. küßt ihr Kind nicht, sondern reibt dasselbe mit ihrer Nase. Bemerkenswerth erscheint, daß auch die Somal, am Busen von Aden und im sogenannten Oestlichen Horn, das Küssen nicht kennen.

Neuseeländische Begrüßung. Die Maoris grüßen und bejahen nicht durch Kopfnicken, sondern indem sie den Kopf nach hinten über zurückwerfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ein Streifzug durch die schwedischen Provinzen am Bottnischen Meerbusen.

Charakter der schwedischen Landschaft. — Besteigung des Areskuta. — Die Region der Wälder. — Ein Lappenmädchen als Postillon. — Der Stor-See. — Gefährliche Wasserfahrt. — Oestersund. — Nach Sundsvall am Meere. — Die Angermana Elf. — Umeå. — Nach Liden an der Indal. — Die Brücke von Safvar. — Ein Ball in der Badesaison. — Skelleftea. — Norsjö und Piteå. — Eine Jagd auf ausgestopfte Robben. — Luleå. — Ein Ausflug in's schwedische Lappland. — Wasserfälle. — Lappenlager. — Der Pastor von Jockmock mit siebenzehn Kindern. — Eine geistliche Amtsreise. — Björkholmer. — Hochnordische Perlen. — Ein Mittel gegen die Stechmücken. —

Die skandinavische Halbinsel zieht alljährlich mehr Reisende an und Deutschland liefert schon längst einen stärkern Beitrag als selbst England. Zumeist wird Norwegen besucht, und dasselbe bietet in der That eine unendliche Mannichfaltigkeit großartiger Landschaften dar. Schweden kann sich in dieser Beziehung mit dem Land auf der Westseite des Kjölengebirges nicht messen und wird deshalb von Touristen weit seltener betreten. Aber jene, welche sich über das Gebirge nach Osten hin wagen, stimmen Alle darin überein, daß sie für die Anstrengungen der Reise sich vollauf belohnt fanden. Auch der Landschaft in Schweden fehlt das Großartige keineswegs, nur trägt es einen andern Charakter als in Norwegen. Ein Wald zum Beispiel, der sich ohne Unterbrechung vierzig Wegstunden weit erstreckt, wie jener, der die Provinzen Jämtland und Herjedalen scheidet, hat etwas Packendes, und die schönen Seen geben der schwedischen Scenerie ein eigenthümliches Gepräge. Auch mangeln herrliche Wasserfälle nicht, und die Entwickelung der zumeist in der Richtung von Nordost nach Südwest zum Meere fließenden Ströme ist eine sehr eigenthümliche.

Vielleicht gereut es den Leser nicht, uns auf unserm Ausfluge zu begleiten. Wir waren von Drontheim nach Osten hin über das Kjölengebirge gefahren und im Allgemeinen der Poststraße gefolgt, welche von der norwegischen Königsstadt, im Norden des 62. Breitengrades, nach Osten hin durch das schwedische Jämtland bis zum Hafenorte Sundsvall am Bottnischen Meerbusen führt. Von dort aus wollten wir Streifzüge nach Norden hin unternehmen.

Sobald man nach Schweden, also gen Osten, hinabsteigt, sieht man sich von einer andern Natur umgeben. Der Abfall der skandinavischen Alpen ist viel weniger steil als auf der andern Seite, und die Straße läuft an einer Reihenfolge von Seen hin, deren Ufer zwar bei weitem nicht so malerisch sind wie jene der norwegischen Fjorde, aber Spielraum für den Ackerbau gewähren. Auch die Leute sind schon anders, Sitten und Lebensweise mehr gemildert, selbst der Postkarren ist so zu sagen weit socialer, denn auf dem Hintersitz eines schwedischen Karriols haben zwei Menschen Platz, während in Norwegen nur einer sitzen kann. Der schwedische Postillon lenkt selber sein Roß.

Der Luleå-Strom.

Wir kamen durch ausgedehnte Waldungen, die aber zum Theil stark durchforstet sind, weil sie von flößbaren Gewässern durchzogen werden. An diesen liegen auch manche Dörfer und schöne Wiesen. Unter dem 63. Breitengrade

trägt der Boden noch recht gut, und Getreide reift bis 2000 Fuß über der Meeresfläche; der Ackerbau wäre dort einer beträchtlichen Ausdehnung fähig, aber es fehlt an Arbeitskräften. Freilich ziehen die Leute in jenen Gegenden die Waldarbeiten vor, welche ihnen das ganze Jahr hindurch Beschäftigung gewähren.

In jener Gegend ragt der Areskuta über alle anderen Berge empor. Je höher wir ihn hinaufstiegen, um so seltener wurde das Nadelholz; bei Stalkjerntjugen konnten wir schon die weiße, aus Tannenwäldern sich erhebende Kuppel ganz deutlich unterscheiden. In dem kleinen Thale, welches der Areelelfven durchrauscht, wohnen einige Bauern, bei denen wir Unterkommen fanden.

Am andern Morgen bestiegen wir den Berg, dessen Abfall weit steiler ist, als man aus der Ferne her glaubt, und der Weg geht im Zickzack. Wir hatten zum Führer einen fünfzehnjährigen Knaben, von welchem wir erfuhren, daß im Jahre vorher zwei Engländer bis auf den Gipfel des Areskuta geritten seien! Den Hals haben sie dabei nicht gebrochen, aber für die Mißhandlung der Pferde hätten sie eine Züchtigung mit der Peitsche verdient. Als wir die Region verkrüppelter Birken hinter uns gelassen, hörte aller

Weiblicher Postillon in Lappland.

Gefährliche Fahrt.

Pflanzenwuchs auf; der Berg war kahl und bot mit seiner Schneedecke einen öden, einförmigen Anblick. Aber unten lag ein wildromantisches Thal, welches der Areelelfven schlängelnd durchzieht. Uns gegenüber erhob sich der düstere Berg Rhanfiell.

Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir die Schneeregion, und wurden dort von so dichtem Nebel eingehüllt, daß wir gar nichts sehen konnten. Aber unser kleiner Führer ging trotzdem rasch vorwärts und meinte, wir würden weiter oben schon entschädigt werden. Bald lagen auch die Wolken unter uns, aber wir sahen während der nächsten drei Stunden nichts als Schnee. Endlich waren wir auf dem Gipfel, sanken erschöpft auf einer Eisfläche nieder, zitterten vor Kälte und sahen — gar nichts.

Das war ärgerlich. Wollten wir nicht Zeit und Anstrengungen umsonst aufgewandt haben, so mußten wir bis gegen Sonnenuntergang warten; dann sei es hier oben wunderschön, sagte unser Führer. Diesmal hatte er recht. Nach etwa einer Stunde fingen die Wolken an sich zu theilen, und nun sahen wir erst einen kleinen Streifen Boden und bald nachher eine Landschaft in einer Ausdehnung von vielen Meilen, und in dem ausgedehnten Panorama etwa sechszehn Kirchen, welche uns der Führer mit Namen bezeichnete. Die bescheidenen Thürme erglänzten im Abendsonnenstrahl, aber bald legte sich ein dünner, ich möchte sagen, melancholischer Schleier über die Gegend. Es giebt dort herrliche Sommertage, aber wie muß es in der langen Winterszeit den Menschen zu Muthe sein, die in einem so strengen, kalten Klima dort einsam und völlig abgeschieden von der übrigen Welt leben!

In den paar Sommermonaten entfaltet der Pflanzenwuchs im hohen Norden eine ungemeine Triebkraft. Die Zeit der Aussaat, des Wachsens, Reifens und der Ernte drängt sich für Gerste, Roggen, Hafer und Kartoffeln in die Zeitspanne von neun bis zehn Wochen zusammen. Aber in dieser Zeit arbeitet Jeder Tag und Nacht, so viel irgend die Kräfte erlauben. Die Sonne geht nur auf ein paar Stunden unter und in diesen herrscht helle Dämmerung. Keiner gönnt sich Ruhe, bis Alles von den Feldern herein und unter Dach und Fach gebracht worden ist; dann mögen die Nachtfröste kommen; sie finden auf dem Felde nichts mehr zu verderben.

Wir fuhren auf den Hof eines reichen Bauern, der eben sein Heu machte. Die Gebäude liegen in einem Birkenwäldchen und auf dem Hofe spielten mindestens zwanzig kleine Kinder, Sprößlinge der Tagarbeiter, welche meilenweit hergekommen waren, um dem Nachbar zu helfen. Sie brachten Frauen, Kind und Kegel mit, und der Bauer ernährte die ganze Gesellschaft.

Zwischen den Stationen Hamre und Romo hatte ich zum Postillon — eine Lappin. Sie war recht gesprächig, neugierig dazu, und als ich ihr erzählte, daß wir auf dem Gipfel des Berges Areskuta gewesen seien, schüttelte sie den Kopf und meinte, wie man nur dort oben hingehen möge, wo die Zauberer und Hexenmeister ihr Wesen trieben. Die arme Frau hatte einst das Nomadenleben verlassen, um einen reichen Lappen zu heirathen, der ein „Renegat", das heißt, aus einem Hirten ein ansässiger Ackerbauer geworden war. Anfangs war er gut und ordentlich gewesen, hatte sich aber dann dem Branntweintrinken ergeben und seine Wirthschaft zu Grunde gerichtet. Deshalb mußte er bei anderen Leuten dienen und sie versah Postillonsdienste. Während sie mir diese Ehestandsgeschichte erzählte, nahm sie mir eine Cigarre nach der andern weg, brach sie in Stücke, stopfte damit ihre Pfeife und schmauchte wie ein Dragoner.

Am Storsjön, das heißt dem Großen See, mußten wir über einen breiten Wasserarm setzen, aber bei unruhigem Wetter gilt die Fahrt für gefährlich. Wir hatten scharfen Wind und die Fährleute riethen uns dringend, bis zum andern Morgen zu warten. Aber ihre Hütte war so armselig

und die nächste Ortschaft, die Stadt Oestersund, lag so nahe, daß wir das Wagniß unternehmen wollten. Allein es bekam uns schlecht. Kaum hatten wir unser Karriol auf die Fähre geschafft und waren eben erst abgefahren, als die Strömung und ein Wind uns nach der Seite hin trieben, wo der Indals-Elf einen hohen Wasserfall bildet. Dieser Strom durchzieht den See, für welchen er den Abfluß bildet. Unsere Noth war groß. Allerdings arbeitete der Fährmann und seine Frau mit aller Anstrengung, um, wie gewöhnlich, stroman zu fahren und wahrscheinlich würde ihnen das gelungen sein, wenn nicht die Unterlage eines Ruders gebrochen wäre. Sofort gaben wir Alle uns Mühe, den Schaden auszubessern, allein nun war der Schiffer nicht mehr Herr der Strömung, verlor den Kopf, ließ sein Ruder aus den Händen und schrie: „Wir sind verloren!" Bitten und Drohungen fruchteten nichts; der Mann hatte alle Fassung verloren, zitterte, weinte und kroch unter das Karriol; die Frau betete. Inzwischen trieb unser Prahm mit großer Raschheit abwärts und schon konnten wir das Tosen des Kataraktes hören. Da faßte ich, als wir schon in großer Noth waren, einen verzweifelten Entschluß. Die Strömung trieb an einer Stelle, wo sie eine starke Windung machte dem Ufer zu und dort standen Bäume, von welchen Zweige, über das Wasser hinausreichten. Darauf gründete ich im Nu den Plan zur Rettung und rief: „Rasch, packt mich bei den Beinen, ich fasse den Zweig und dann haltet mich fest!" Es gelang mir, den Ast zu umklammern und nach und nach mit den Händen weiter abwärts zu gleiten; meine Gefährten thaten auch das Ihrige, stämmten ihre Beine recht fest, wir brachten die Fähre zum Stillstand und konnten sie am Ufer festlegen. So waren wir aus Noth und Lebensgefahr gerettet, aber unsere Verlegenheit nahm noch kein Ende. Das Karriol wurde an's Land gebracht, in einen Tannenwald, dessen Boden sehr sumpfig war. Pferde hatten wir nicht, und es blieb uns nichts übrig, als uns selber vorzuspannen. Nachdem wir uns durch einen Trunk guten Weins gestärkt hatten, gingen wir an eine so ungewohnte Arbeit und kamen nach vier Stunden, die uns sehr sauer wurden, wieder bei derselben Hütte an, welche wir verschmäht hatten. Alle meine Glieder waren wie zerschlagen, ich möchte sagen gerädert, aber ein langer Schlaf brachte uns Erquickung.

Am andern Tage war das Wetter nicht so unruhig und wir konnten ohne Schwierigkeit fortkommen. Die Ufer des Stor-Sees sind im Allgemeinen fruchtbar, und auf einigen Punkten hat man entzückende Aussichten. Frösöen, eine Insel, ist durch eine Brücke mit Oestersund verbunden. Diese kleine Stadt scheint recht wohlhabend zu sein, denn sie ist Mittelpunkt für den Handelsverkehr eines ausgedehnten Umlandes. Die Leute kommen zehn Meilen weit her, um dort ihren Bedarf an Zucker, Kaffee, Branntwein und allerlei Waaren einzukaufen, und je mehr die Zahl der auf ausgerodetem Waldboden gegründeten Ackerhöfe anwächst, um so stärker wird auch der Verkehr von Oestersund. Die Umwohner müssen sich diesem Mittelpunkte zuwenden, weil die nächste Stadt, Sundsvall, dreißig Meilen weit entfernt, an der Meeresküste liegt. Wir erreichten diesen kleinen Hafenplatz ohne alle Beschwerde; ebenso einen andern, Hernösand, der eine halbe Tagereise weit nördlicher liegt.

Von dort aus machten wir einen Ausflug landein bis nach Liden, das am linken Ufer der Angermana liegt. An diesem Strome folgt ohne Unterbrechung eine äußerst romantische Landschaft auf die andere, und manche derselben erinnerte mich lebhaft an jene der Donau; nur ist vielleicht die Mannichfaltigkeit in Schweden noch größer. Die Wälder sind ganz prächtig, die Wiesen von saftiger Ueppigkeit. Bei Liden stürzt die Angermana inmitten eines wahren Archipelagus von Felseneilanden schäumend in Kaskaden hinab, nicht, wie in Norwegen, zwischen düsteren Felsenmassen, sondern in einer heitern, man könnte fast sagen lieblichen Umgebung; Alles ist hier frisch, grün, anmuthig.

Nicht ohne Bedauern verließen wir das reizende Thal der Angermana und folgten der großen Straße, welche, mit dem Meeresgestade in gleicher Richtung laufend, bis Umeå zieht. Diese Stadt liegt schon in der Provinz Westerbotten, beinahe unter dem 64.° N. Br., und machte auf uns keinen freundlichen Eindruck. Das Wiesenland ist dort sumpfig und in demselben liegen viele vom Wetter geschwärzte Gebäude umher, welche als Heuschober benutzt werden. Wenn im Spätjahre Schnee fällt und der Boden gefroren ist, fährt man das Heu auf Schlitten ab und zu; im Sommer können auf dem morastigen Boden keine Wägen gehen. Umeå hat einigen Schiffsbau, und in der Nähe, zu Bagböll, hat ein Engländer, Dixon, eine große Holzsägerei. Man kann diesen Mann als einen Waldkönig bezeichnen, denn wo eine hübsche Sägemühle steht, da ist sie gewiß von ihm angelegt worden. Nach Bagböll hin hat er auf Pfahlgerüsten einen hölzernen Kanal gebaut, der wohl eine halbe Stunde lang ist. Auf diesem werden die Bohlen, welche weiter oberhalb am Umeåflusse geschnitten worden sind, hinabgeflößt und dann, zu Flößen vereinigt, bis an's Meer geschafft. Diese Flöße werden gewöhnlich von sechs Mann gelenkt und bauen sich ein Segel aus Brettern.

Wasserfälle der Angermana-Elf.

Von Umeå aus zogen wir wieder landein. Nachdem wir die Stadt verlassen, hatten wir, auf der Seite nach Alidebakken hin, einen reizenden Blick über dieselbe und auf Strom und Meer. Dann kamen wir an den öden Tefvel-See, der einen trüben Eindruck macht; die Scenerie wird erst an dem hübschen Flusse Vindel wieder anmuthig. Aber die Freude wurde uns durch Schwärme zudringlicher Stechmücken verdorben; wir machten hier zuerst nähere Bekanntschaft mit diesen entsetzlichen Plagegeistern. Bald nachher überschritten wir den Säfr auf einer Brücke; in der Nähe, im Engpasse von Djeckneboda, schlug im Jahre 1809 eine schwedische Heeresabtheilung die Russen, welche einen Einfall in's Land gemacht hatten. Abends waren wir auf dem Eisenwerke Robertsforgen, welches jährlich im

Durchschnitt mehr als 20,000 Holzkohlen verbraucht; zwölf Hämmer sind Tag und Nacht in ununterbrochener Thätigkeit. Am andern Tage fiel uns auf, daß alle Scheunen in dieser Gegend eine achteckige Gestalt haben.

Wer sucht wohl im hohen Norden, jenseit des 64. Breitegrades, Badeleben wie am Rhein? Es ist, allerdings in Miniatur, vorhanden. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung sahen wir bei Nysätra Herren im Frack und Damen in weißen Kleidern, welche neben einem gelbangestrichenen Pavillon einen Ball im Freien veranstaltet hatten. Einer von den Herren trug einen Atlashut und einen mit goldenen Tressen besetzten Rock, und der war ein Arzt. Die auszeichnende Kleidung verkündete seine Doktorwürde. Der Mann bot uns ein Glas Punsch an, erzählte uns, daß wir uns in einem Tivoli befänden, daß hier ein Mineralbad sei und jetzt eben, zum Schlusse der Badesaison, ein Fest mit Tanz abgehalten werde.

Hinter Nysätra liegt ein mächtiger Tannenwald; er ist so wild und öde, daß er auf das Gemüth einen fast niederschlagenden Eindruck macht. Um so angenehmer fühlt man sich erregt, wenn man plötzlich an einen See gelangt, wo auf grünem Hügel eine Kirche steht und wo in der klaren Flut ländliche Wohnungen sich abspiegeln. Diese kleine Stadt, sie heißt Bursträk, sah so nett aus, und wir meinten, daß die Einwohner sicherlich heitere Menschen sein müßten. Doch welche Täuschung! Alle Straßen waren öde, Thüren und Fensterläden geschlossen. Es war als ob der Tod durch alle diese Häuser gegangen sei. Unser Erstaunen über eine so seltsame Erscheinung wurde nicht vermindert, als der Postillon die Worte hinwarf: „Das hier ist eine Sonntagsstadt." Diese räthselhafte Aeußerung findet ihre Erklärung in Folgendem: In jener Gegend haben die Kirchsprengel einen Umfang von vielen Meilen und die Leute wohnen weit zerstreut umher. Manche haben sechs bis zehn Meilen zu machen, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen wollen. Sie müssen dann ein Unterkommen finden. Am Sonnabend Abend kommen sie an, am Sonntag oder auch Montage früh reisen sie wieder nach ihrer ständigen Wohnung zurück, und deshalb haben sie, von ihrem praktischen Verstande geleitet, sich bei der Kirche „Sonntagshäuser" gebaut. So kommt es, daß Bursträk allwöchentlich einmal einen eigenthümlichen Anblick gewinnt. Die Fensterläden werden geöffnet; hübsche Bäuerinnen ziehen durch die Straßen und plaudern mit ihren nächsten Nachbarinnen, von welchen sie gewöhnlich durch eine Entfernung von so und so vielen Meilen getrennt sind; in den Ställen wiehern die Pferde, und Handelsleute fehlen natürlich auch nicht. Alles hat einen heitern Anstrich. Es giebt solcher „Sonntagsstädte" mehrere. In Bursträk nahmen wir unser Mittagsessen auf freier Straße ein; die Treppenstufen eines verschlossenen Hauses bildeten den Tisch.

Ein Postrelais im nördlichen Schweden.

Abends waren wir in Skelleftea. Die kleine Stadt nimmt sich mit ihrer weißen Kirche recht hübsch aus; die korinthischen Säulen derselben sind von Holz. Es ist doch eine starke Uebertreibung, eine Art von Vergleich zwischen Skelleftea und — Palmyra anzustellen; aber das ist von Seiten eines bekannten Touristen geschehen. Wir fanden beim Pastor eine freundliche Aufnahme, und der landeskundige Mann rieth uns, am Skellefteaflusse bis Norsjö hinaufzugehen, weil die ganze Gegend ungemein malerisch

Eine Bootfahrt stromab durch Kaskaden.

sei. Wir machten auch diesen Ausflug, theils zu Wasser, theils im Karriol. Anfangs hielten wir uns an der Südseite des Flusses, gingen bei Johannisfors auf das nördliche Ufer über, und fanden bei Krangfors einen durch seine gewaltigen Wassermassen imponirenden Katarakt. Aber auf der jähen Straße, welche von Norsjö hinabführt, hätte ich beinahe mein Leben eingebüßt, und zwar durch eigene Schuld.

Als ich mein Karriol bestieg, bemerkte ich, daß man dem Pferde kein Gebiß, sondern nur eine Art Halfter angelegt hatte. Das schien mir in Hinblick auf den ungemein steilen Weg denn doch sehr bedenklich und ich bestand darauf, dem Gaul ein Gebiß anzulegen. Das Mädchen, welches Postillonsstelle vertrat, bot Alles auf, mich davon zurückzuhalten, ich ging aber selbst in den Stall und setzte meinen Willen durch. Das Pferd war offenbar verdrießlich darüber, zog an, warf aber den Kopf hin und her und fing dann plötzlich zu rennen an wie ein Sturmwind, ohne sich um Zügel oder Gebiß zu kümmern. Das leichte Karriol machte unglaubliche Sprünge; meine kleine Postillonin weinte, schrie und klammerte sich an mich an; so rasch war die Fahrt, daß sie mir den Athem abschnitt, und jede Sekunde schwebte ich in Gefahr, in den Abgrund hinunter geschleudert zu werden. Es war gar kein Gedanke daran, den Gaul zu halten oder zu lenken, und blieb mir gar nichts Anderes übrig, als den rechten Zügel allein zu behalten und das Pferd nach der Seite hin zu zerren, wo Wald stand; auf der andern Seite war jäher Absturz. Zum größten Glücke, denn die Gefahr war groß, fügte sich der Gaul und stürmte in den Wald hinein. Mein Karriol rannte mit den Rädern gegen zwei Tannen, brach in Stücke und nun stand auch das Pferd still; es zitterte wie Espenlaub. Ich kam noch leidlich davon, mit einer starken Quetschung an der linken Schulter; natürlich mußte ich das Karriol bezahlen.

Eine Wiege der Lappen.

Dem Gaul wurde der Halfter angelegt, und jetzt war er fromm wie ein Lamm, als er vor ein anderes Karriol gespannt wurde. Die Pferde in jener Gegend Schwedens leiden kein Eisen im Maule. Für gewöhnlich benutzt man sie nur im Winter, weil im Sommer die Verbindung vorzugsweise auf den Wasserwegen stattfindet. Bei der großen Kälte können die Pferde ein eisernes Gebiß nicht ertragen, und deshalb werden sie von frühester Jugend daran gewöhnt, sich vermittelst einer Art von Halfter lenken zu lassen, der in ähnlicher Weise angelegt wird wie jener bei den Rennthieren. Sobald das Frühjahr kommt, läßt man die Pferde in die Wälder laufen und holt sie erst wieder herein, wenn Schnee fällt. Aber jeder Bauer, an welchen die Reihe kommt, ist gesetzlich verpflichtet, ein Postpferd für Reisende zu stellen, die freilich nur selten erscheinen. Die Sache ist jedoch für ihn sehr lästig, weil er keine Vorbereitungen treffen kann und sein Thier erst aus dem Walde holen muß.

Unsere Weiterfahrt nach Piteå ging gut von Statten. Die Schiffersleute haben dort einen eigenthümlichen Nebenerwerb; er besteht darin, daß sie vor den Fremden eine Jagd auf Seehunde ausführen, und das geschieht in folgender Weise. Vier Jäger kleiden sich in Robbenfelle, nehmen Gewehre und schleichen dann den Seehunden entgegen, welche in einiger Entfernung am Stromufer oder an der Seeküste liegen. Freilich sind diese Seehunde lediglich mit Stroh ausgestopfte Bestien, und die Jagd, welche in Natura auf dem Eise des Polarmeeres stattfindet, nahm sich auf den grünen Wiesen doch etwas lächerlich aus.

Immer weiter nach Norden! Die schöne Jahreszeit konnte nicht mehr lange dauern und wir wollten von Luleå aus doch den Lappen einen Besuch abstatten. Die Fahrt sollte über verschiedene Seen gehen, die bei unruhigem Wetter nicht ohne Gefahr sind. Wir hatten also keine Zeit zu verlieren und verließen so rasch als möglich Luleå, das mit allerlei Waaren und Delikatessen wohl versorgt ist. Wir kauften dort guten Wein und eine Anzahl lebendiger Hühner, die uns unterwegs trefflich munden sollten.

Am Luleåflusse fanden wir den Boden noch recht gut bestellt; weiter aufwärts, nach der Station Bredåker hin, war die Straße erst neu angelegt worden, und wir mußten zu Fuß in tiefem Sande waten. In jenem Ackerdorfe fanden wir alte Lappenweiber, denen die Obhut der Heerden anvertraut war. Diese Lappinnen sind über alle Beschreibung häßlich, sobald sie einmal die Jugend hinter sich haben; sie werden aber auch gewissermaßen als Auswürflinge der Gesellschaft behandelt. Ihnen gegenüber kann man sich keinen schärfern Gegensatz denken, als die blonden Schwedinnen hier im hohen Norden. Auch haben die Bauern einen Luxus, den man in anderen Gegenden vergeblich sucht; jeder hat nämlich drei verschiedene Wohnhäuser. Das Winterhaus wird während der schönen Jahreszeit auf allen Seiten geöffnet, damit die Luft recht ordentlich hindurchziehe; inzwischen wird das Sommerhaus bewohnt. Das dritte Haus steht neben der Kirche im „Sommerdorfe". Alles wird ungemein sauber gehalten. Eine Familie, welche neben ihrem Acker dreißig bis fünfzig Rennthiere besitzt, kann ganz gemächlich leben. Die Heerde wird einem Lappen anvertraut, welcher seine Sache immer gut macht; der Lohn für seine Bemühungen stellt sich jährlich auf etwa fünf Silbergroschen für jedes Rennthier. Im Herbste bezeichnet er die, welche zum Schlachten geeignet sind; geräuchertes Rennthierfleisch bildet eine Handelswaare, und namentlich die Zungen werden von Feinschmeckern sehr geschätzt.

Von Bredåker an fuhren wir auf der Luleå. Sie ist ein breiter, schöner Fluß und strömt durch stattliche Wälder, in denen wir dann und wann Ackerbau-Lichtungen bemerkten. Die schwedische Regierung begünstigt derartige Ansiedelungen, und gewährt denen, welche sie anlegen, Steuerfreiheit auf dreißig Jahre.

In Svartlå aßen wir zu Mittag. Es gehört zu dem ausgedehnten Besitzthum Gellivara, das ungemein reich an Erzen ist, auf welchem aber schon mehrere Kompagnien zu Grunde gegangen sind. Jetzt ist es von Engländern gekauft worden, welche des bessern Betriebes wegen eine Eisenbahn anlegen. Die Waldverwüstung nimmt auch in der Umgegend von Svartlå ihren leidigen Fortgang; die dortigen Sägemühlen verbrauchen eine ungeheure Menge von Stämmen.

Ein paar Meilen entfernt liegt der Wasserfall von Edfors, dessen Tosen wir schon in einer Entfernung von dreiviertel Stunden vernahmen. Dort ist ein sehr ergiebiger Lachsfang. Abends gelangten wir nach Wuollrim, wo wir bei dem Bauer Sandgrist übernachteten. Der brave Mann verschaffte uns einen wahren Luxus; er gab uns nämlich frisches Stroh zum Lager und ließ ein großes Bett-

laken darüber breiten. Er hatte sich vor fünfzehn Jahren in jener Gegend angesiedelt und nun schon so viel Land urbar gemacht, daß er zehn Kühe und zwölf Pferde halten konnte. Er lebte in großer Einsamkeit, abgeschieden von allem Umgange, war aber fleißig und deshalb auch zufrieden. Am heitern Morgen zeigte er uns seinen See, auf dem es von schwarzen Enten wimmelte. Steile Berge, düstere Fichten und lichte Birken spiegelten sich in dem klaren Wasser; Alles war still, und die Ruhe wurde nur durch den Schlag unserer Ruder unterbrochen.

Unsere Entenjagd war sehr ergiebig. Wir stiegen zu Pferd und ritten drei Meilen weit bis Payerum, theilweise durch Sumpfland, in welchem nebeneinander gelegte Baumstämme den Pfad bildeten; nachher mußten wir zu Schiffe gehen und über Seen und Katarakten fahren. Nicht ohne Aengstlichkeit sitzt man in einem gebrechlichen Fahrzeuge, das in den schäumenden Wogen so leicht umschlagen, an den uns entgegenstarrenden Felsen so leicht zerschellen kann. (S. 69). Unsere vier Ruderer arbeiteten mit aller Kraft gegen den Strom, benutzten jeden Stein oder Felsen, um das Boot fortzubewegen, und manchmal schlug eine wilde Welle über Bord. Beim Hinauffahren der Kaskaden muß man ganz still im Boote liegen, weil jede unvorsichtige Bewegung Lebensgefahr bringen kann. An Stellen, wo der Fluß sehr bedeutende Krümmungen macht, kürzt man den Weg ab und geht über Land. Dann werden die Boote gezogen oder getragen, und dasselbe ist der Fall bei Kaskaden, die so steil sind, daß man nicht über sie hinwegfahren kann. Es fällt allerdings sehr lästig, daß man so häufig das Transportsystem wechseln muß. Unsere Karawane bestand aus fünfzehn Leuten, aber keiner hatte die Hände frei; ein Lappe trug den Hühnerkäfig, ein anderer Mann einen großen Lachs, der dritte einen Kessel, der vierte einen Nachtsack und so weiter.

Es wurde dunkel und wir mußten noch über zwei Kaskaden stromanfahren. Wir hörten, wie sie über ihr Felsenbett hinrauschten, und bald sahen wir sie im Mondscheine schwimmen. „Nun seid still und fürchtet euch nicht," sprach der Bootsführer. Nun wurde tapfer in die Kaskade hinein gerudert und wohl zehn Minuten lang sprach Keiner ein Wort; dann waren wir in ruhigem Wasser. Die Schiffer zeigten nach einem Feuer hin, das etwas entfernt im Walde brannte. „Das haben die Lappen angemacht, um die Stechmücken abzuhalten; sie müssen Feuer und Rauch haben, sonst würden ihre Rennthiere toll und verrückt."

Mitternacht war herangekommen; wir hatten heitern Himmel und beschlossen, die Lappen in ihrem Sommerlager zu überraschen, und wurden reichlich belohnt. In dem Tannenwalde sahen wir einen andern Wald: die mächtigen Geweihe von unzähligen Rennthieren, die sich um die Feuerstellen gedrängt hatten. Sie standen oder lagen und alle verhielten sich ruhig. Das Lappenzelt stand in der Nähe; die Hunde schlugen an und sofort erschien ein alter Lappe mit seiner Frau; denn diese Leute schlafen in ihren Kleidern und Leibwäsche kennen sie nicht. Beide kamen uns wie Zwerge vor; Madame ging sofort daran, ein Rennthier zu melken, und während sie damit beschäftigt war, erschien die Tochter, die, wohlverstanden als Lappin, für ein recht hübsches Mädchen gelten konnte. Sie kredenzte uns die schäumende Milch in einem silbernen Gefäße, das eine ganz orientalische Form hatte, und überreichte uns auch Rennthierkäse mit getrockneten Fischen. Die letzteren sollten das mangelnde Brot ersetzen. Die Milch ist sehr fett und erinnert an Ziegenmilch; der Käse schmeckte sehr fade, der Fisch dagegen recht gut.

Eine Lappenfamilie kann kaum gut bestehen, wenn sie nicht zweihundert Rennthiere besitzt; wohlhabende Leute haben deren bis zu tausend Stück. Diese Leute lieben ihr unabhängiges Nomadenleben, das allerdings manche Beschwerlichkeiten mit sich führt. Aber aus denen machen sie sich nichts, denn sie sind von Jugend auf daran gewöhnt. Eine Lappin legt ihr neugeborenes Kind in einen Kasten von Holz, aus welchem nur das Köpfchen herausguckt, wirft ihn über den Rücken und geht rüstig weiter. Auf den Haltplätzen hängt sie diese eigenthümliche Art von Wiege an einen hohen

Ein Tragplatz.

Baumast; dann ist das Kind sicher vor Stechmücken und vor hungrigen Wölfen.

Sehr alte Lappen haben ein unglückliches Loos, wenn es wahr ist, was uns erzählt wurde. Sobald der Alte sich nicht mehr nützlich machen kann, wird er von seinen Kindern verlassen; sie geben ihm Lebensmittel, welche für ein paar Tage ausreichen, und lassen ihn im Walde liegen. Dort mag er dann verenden.

Wir sahen, wie man das Lager aufbrach. Das Zelt wurde abgeschlagen und sammt allerlei Hausrath auf Renn=

thiere gepackt. Der Alte eröffnete den Zug, die Heerden folgten ihm, und drei Frauen, zwei Männer und die Hunde folgten oder gingen nebenher. Zur Winterszeit ereignen sich allerlei Auftritte, die uns Mitteleuropäern neu sind. Ein schwedischer Beamter erzählte uns Folgendes. Er mußte durch einen Wald in der Nähe von Jockmock, das gerade unter dem Polarkreise liegt, und der Schnee war so hoch, daß Pferd und Schlitten versanken. Aber die Reise durfte nicht aufgeschoben werden, und was war nun zu thun? Der Beamte miethete einen Lappen, welcher Bahn schaffen mußte, und der Sohn der Einöde wußte sich zu helfen. Er legte seine großen Schneeschuhe an, ein abgerichtetes Rennthier, gleichsam, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, ein Leithammel, ging dicht hinter ihm, und dann folgten, je zu vieren nebeneinander, fünfbis sechshundert Stück und machten Bahn. Der Beamte hatte nun einen guten Weg und zahlte Alles in Allem, nach unserm Geld, einen Thaler und zwanzig Silbergroschen.

Nachdem wir gesehen hatten, wie die Lappen mit ihrer Heerde abzogen, fuhren wir weiter stroman bis zu den Wasserfällen in der Nähe von Jockmock, wo wir nach etwa einer Stunde anlangten. In diesem Weiler hausen ein Geistlicher und einige Krämer. Alljährlich wird zweimal Markt gehalten; die Lappen kommen, um ihre Produkte gegen allerlei Waare zu vertauschen. Pastor Westerlund wohnt seit dreißig Jahren in Jockmock, hat ein Einkommen von etwa vierhundert Thalern und dabei nicht weniger als siebenzehn kräftige Kinder. Was für eine Freude das in einer so abgeschiedenen Gegend ist! Der eine Sohn hat es schon bis zum Geistlichen gebracht, zwei sind Schulmeister, einer ist Bauer; die hübschen blonden Mädchen helfen der Mutter den Haushalt führen: sie brauen Bier, salzen und räuchern Rennthierfleisch und Lachs, spinnen und weben Leinen und Wolle und verfertigen Kleider für die ganze Familie. Die eine dieser Töchter bringt in jedem Herbst vier oder fünf kleinere Brüder nach Piteå, wo sie die Schule besuchen, und hält ihnen Haus, besorgt Alles für sie, von einer Ferienzeit bis zur andern. Sobald die Schule geschlossen ist, tritt sie mit ihnen den Rückweg an, der acht volle Tage in Anspruch nimmt. Diese Reisen werden zu Fuße gemacht, und es ist schon vorgekommen, daß Schwester und Brüder unter freiem Himmel geschlafen haben.

Von Jockmock reis'ten wir nach Quickjock, das mehr als dreißig Meilen weiter nach Norden liegt. Pastor Westerlund schloß sich an, weil er eine seiner Rundreisen antreten wollte; er muß dergleichen alle halbe Jahre machen, und sein Sprengel hat ungefähr dreißig Meilen in der Runde! Wir begaben uns zunächst nach Saskam, und fuhren dann über die einsamen Seen Purkia und Randisane, und sahen aus der Ferne den Gletscher des Harevarto. Die Landschaft ist hier überall melancholisch und einförmig; hin und wieder sahen wir in den Wäldern große Brandstellen, denn Waldbrände sind keineswegs selten. Man kann nichts dagegen machen und muß das Element wüthen lassen, bis es sich selber verzehrt. Wo wären hier auch Menschen, welche löschen könnten?

In jener Gegend, nicht weit vom Parkijaver-See, strömt der Fluß Silbo, der Perlenmuscheln enthält. Mit dem Fange derselben beschäftigen sich arme Lappen; sie tauchen

Auf dem Skalka-See.

in das kalte Wasser und bringen die Muscheln vermittelst einer Zange zu Tage, welche an einem langen Stabe befestigt ist. Doch von hundert Muscheln hat kaum eine einzige eine kleine Perle; aber manchmal wird die Anstrengung belohnt, und es giebt Silbo-Perlen, welche dem Lappen mit drei oder vier Thalern bezahlt werden und die in Hamburg für eben so viele hundert Mark Abnehmer finden. Die Krämer in Jockmock kaufen die Perlen auf, verhandeln sie nach Luleå und von dort werden sie weiter vertheilt.

In dem wilden Skalka-See bildet Björkholmen, die Birkeninsel, eine reizende Oase, und dort, fast unter dem 67. Breitegrade, bauen die zwei Familien, welche die Bewohnerschaft bilden, so viel Getreide, daß sie davon an die Nachbarn verkaufen können. Brot gilt übrigens in jenen Gegenden für einen Luxusartikel, und geräuchertes Rennthierfleisch oder an der Sonne getrocknete Fische dienen als Ersatz. Der eine Bauer zeigte uns mit Stolz die achtzig Morgen Landes, welche er urbar gemacht hatte, und allem Anschein nach stand ihm eine ergiebige Ernte bevor. Er fragte nach Neuigkeiten und wußte nicht, was sich seit Monaten in der Welt zugetragen hatte; nur dann und wann erhält er Zeitungen aus Jockmock.

Der Pastor hat auf seinen Inspektionsreisen überall ein Zeitungskollegium zu halten, und namentlich den Lappen muß er allerlei erzählen, sonst sind sie nicht zufrieden. Er führt sein Kirchenbuch bei sich, um Geburts- und Sterbefälle eintragen zu können; er muß taufen und den Leuten aus dem Register mittheilen, wie alt Dieser oder Jener ist, denn das vergißt der Lappe leicht. Gewöhnlich bringt dieser dem Pastor einen Rennthierschinken mit.

Von Björkholmen bis Quockjock hat man eine höchst interessante Reise; sie führt über Granudden und über den Weiler Njawiwi. Hier wurde der Pastor angehalten und mußte unter freiem Himmel eine Taufe halten. Am andern Morgen fuhren wir den Sagat hinauf, über manche Kaskaden in den Lagatjauer-See hinein, an dessen Ende Quockjock liegt. Die Landschaften sind über alle Beschreibung schön; das Gelände ist unten mit üppigem Grün bedeckt und steigt bis zu Höhen hinauf, welche Gletscher tragen. Es war gerade Sonntag. Als der Pastor sich nahte, läutete man die Glocken, und der Eindruck war in der That erhebend. Der Geistliche legte sein Amtskleid an, steckte ein weißes Beffchen vor, sprach ein Gebet in lappischer Sprache und hielt dann schwedisch eine Predigt über den Text: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen."

In Quockjock sah ich ein Mädchen, das einen Schweden zum Vater, eine Lappin zur Mutter hatte. Es war schlank gewachsen, die Hautfarbe licht, aber Auge und Haar schwarz. Eine Schwedin wird niemals einen Lappen heirathen.

Wir hatten genug gesehen und traten unsere Heimreise an. Bisher waren wir zu Berg gefahren, jetzt hieß es: stromab! Die Boote gleiten pfeilgeschwind auf diesen Gewässern, welche alle ein steiles Gefäll haben, und die Thalfahrt über die Kaskaden ist nicht ohne Gefahr. Wir kamen glücklich zurück nach Luleå, und ich kann meine Feder niederlegen. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier eine Stelle finden.

Auf Björkholmen zeigte man uns als Merkwürdigkeit ein Rennthier, das darauf abgerichtet war, einen Räderwagen zu ziehen, das aber im Winter auch, wie alle anderen, einen Schlitten zog.

In Jockmock litt ich Nachts entsetzlich durch die Stiche der Moskitos, welche selbst durch das Mückennetz drangen. Am Morgen kam mein Wirth und sprach: „Nichts ist leichter als diesem Uebelstand abzuhelfen." Dann holte er einen irdenen Topf hervor, tauchte einen Pinsel ein, und ehe wir uns dessen versahen, hatte er uns das Gesicht mit Theeröl geschwärzt. Der Geruch war entsetzlich, aber das Mittel ganz probat, denn die Mücken ließen mich fortan in Ruhe.

Ein Charakterbild der ostafrikanischen Negervölker.

Wir haben neulich in unseren ethnologischen Beiträgen hervorgehoben, daß die verschiedenen großen Gruppen, in welche die „Menschheit", die Gesammtheit der Erdbewohner, von der Natur selbst durch unverkennbare Urmerkmale getheilt worden ist, ganz verschiedene Kulturwerthe haben. Wer ein richtiges Urtheil über das Wesen derselben sich bilden will, muß von allgemeinen Formeln absehen und die Beschaffenheit der Dinge in's Auge fassen. Er muß unbefangen und ohne Prüfung an diese Dinge herantreten.

Nicht ohne Absicht kommen wir im Globus so oft auf die Neger zurück. Die Negerfrage ist in Bezug auf Ethnologie, Volkswirthschaft, Handel und Politik gerade in unseren Tagen von einer ganz ungeheuern Bedeutung geworden, und für Amerika erscheint sie geradezu verhängnißvoll. In den mittleren und südlichen Ländern der großen Westhalbe unseres Erdballs ist der Rückschlag zur Barbarei unverkennbar und diese selbst im Anwachsen, seitdem man den Neger jeder Kontrole enthoben hat. In Nordamerika ist eine große und stolze Republik in den Abgrund gedrängt worden und einem heillosen Bürgerkriege anheimgefallen, seitdem es dem Fanatismus beschränkter Köpfe, welche sich für Philanthropen ausgeben, gelang, die unkundigen Massen für ihre unheilvollen Lehren zu gewinnen und in blutigen Kampf zu führen. Der arme Neger, mit welchem in einer so gewissenlosen Weise experimentirt wird, hat nie ärgere Feinde gehabt, als diese pseudophilanthropischen Fanatiker, für welche er ja ohnehin nur Mittel zum bösen Zweck ist.

Den Neger betrachten wir unsererseits als einen Minderjährigen, als einen intellektuell noch unentwickelten Menschen, den man nicht auf eine höhere Stufe hebt (falls er fähig wäre, eine solche zu erreichen), wenn man ihn vogelfrei giebt. Wir sehen die Folgen in allen tropischen oder warmen Kolonialgegenden, und in der kalten Gegend bleibt der Neger eine fremde, verkümmernde Pflanze. Gewiß wäre es wohlgethan, ihn der Sklaverei zu entheben, aber gute Erfolge für den Neger selbst sind nur dann zu erwarten, wenn man ihn unter einer wohlwollenden Vormundschaft behält. Einer solchen wird er unter allen Umständen bedürfen, und wer es in der That ehrlich mit ihm meint, wer ein wirklicher und redlicher Philanthrop ist, wird ihm eine solche gönnen müssen.

Es erscheint von hohem Interesse, zu beobachten, wie sich der Neger in seiner urafrikanischen Heimat entwickelt hat, oder richtiger gesagt, wie er in der wilden Barbarei stationär geblieben ist. In dieser Beziehung sind die Schilderungen Richard Burton's von hervorragendem

Werthe. Wir schilderten vor etwa einem Jahre seine berühmte Reise, auf welcher er den Tanganyika-See entdeckte, und bemerkten damals, daß wir gelegentlich auf seine Schilderung der ostafrikanischen Schwarzen zurückkommen würden. Sie steht in seinem bekannten Werke: The lake regions of Centralafrika. Burton sagt:

Dem Psychologen bietet Ostafrika ein ausgedehntes Feld für die Beobachtung. Dort findet er den Geist des Menschen noch in den Anfängen der materiellen Natur und deren Wirkungen dermaßen unterworfen und von denselben so abhängig, daß er sich weder fortentwickelt noch zurückschreitet. Man könnte fast in Versuchung gerathen, diesen Menschen eher wie eine Ausartung civilisirter Geschöpfe zu betrachten, denn als einen Wilden, welcher den ersten Schritt vorwärts thut, wenn er nicht offenbar für jede Weiterentwickelung unfähig wäre. Ihm fehlt der Ring vom ächten Metall; in ihm ist kein so reiches und volles Wesen wie etwa im Neuseeländer, den man (— bis auf einen gewissen Grad —) erziehen und ausbilden kann.

Er scheint einer jener kindischen Rassen anzugehören, die sich nie bis zum Mann emporheben, und wie abgenützte Glieder aus der großen Kette der beseelten Natur herausfallen. In ihm vereinigt sich die Unfähigkeit des Kindes mit der Unbiegsamkeit des Alters, die Unzulänglichkeit des Kindes und die Leichtgläubigkeit der Jugend mit dem Skepticismus der Erwachsenen und der Steifnackigkeit des Alters, das am Ueberkommenen klebt. Er hat Meer, Seen und wohnt in einem vielbesuchten Lande; seit Jahrhunderten steht er in unmittelbarem Verkehr mit den weiter entwickelten Anwohnern der Ostküste, und jeder hat wenigstens Araber, wenn auch nicht gerade Europäer gesehen. Und doch ist er vor der Schwelle des Fortschrittes stehen geblieben; bei ihm ist keine höhere und mannichfaltigere Stufe der Einsicht zum Vorschein gekommen. Selbst die einfachen Wahrheiten des Islam haben keinen Eindruck gemacht auf diese Menschen, welche zwar denken können, aber alles Denken hassen, weil sie sich vollauf damit beschäftigen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus; auch will und mag er sich lediglich nur mit dem Augenblicke, mit der Gegenwart beschäftigen. Gedächtniß und Phantasie fehlen ihm.

Dieser Ostafrikaner erscheint, wie andere Barbaren auch, als ein seltsames Gemenge von Gutem und Bösem; aber das schlimme Element ist sorgfältig gepflegt worden, das gute gar nicht. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der civilisirte Mensch, der höchste Typus, dem Antriebe der Verstandeskraft, der Vernunft, gehorcht; der Halbcivilisirte (z. B. die großen Völker im Osten) läßt sich von Gefühlen, Wallungen und Neigungen in einer für uns oft unbegreiflichen Weise bestimmen. Der schwarze Barbar erscheint als Sklav des äußern Antriebes, der Leidenschaft und des Instinkts, die alle nur äußerst schwach vom Gefühl beeinflußt werden; er hat ganz und gar keinen Begriff von geistiger Zucht.

Dem höher gebildeten Menschen erscheint er als ein der Vernunft abgekehrtes Geschöpf, ein Geschöpf, in welchem keine Logik ist, eine Masse von lauter Widersprüchen. Seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Vernunft ist nicht wie unsere Vernunft. Er leitet Wirkungen aus Ursachen ab, die wir nicht kennen, er erreicht seine Zwecke und Ziele durch Mittel und Wege, für welche wir kein Verständniß haben; seine Kunstgriffe und sein ganzes Verfahren sind so einfältig und ohne Folgerichtigkeit, daß sie uns gerade dadurch überraschen und verächtlich erscheinen.

Diese Schwarzen sind gutmüthig und hartherzig, suchen leicht Streit und sind doch wieder vorsichtig und bedachtsam; in diesem Augenblicke zeigen sie ein gewisses Wohlwollen, und gleich nachher benehmen sie sich grausam, heftig und erbarmungslos. Sie sind abergläubig und doch ohne Ehrerbietung, gesellig und doch ohne Zuneigung, tapfer und feig, sklavisch und unterdrückend, hartnäckig und doch wieder unbeständig, Wechsel und Veränderung liebend; in gewisser Beziehung haben sie eine Art Begriff von Ehre, aber Rechtschaffenheit in Wort und That kennen sie nicht; sie legen großen Werth auf das Leben und doch kommt sehr häufig Selbstmord vor; sie sind habgierig und knickerig, unbedachtsam und ohne alle Voraussicht, haben eine Art Ahnung, daß sie niedrig stehen, aber der Verbesserung, der Weiterentwickelung und des Fortschreitens sind sie unfähig. Dieser Schwarze ist ein Embryo von zwei höheren Rassen geblieben: dem Europäer, dessen Geist thätig und gegenständlich, analytisch und perceptiv ist, und dem idealen, subjektiven, synthetischen und reflektiven Araber. Er hat viel von den schlechten Merkmalen der niedriger organisirten Typen des Ostens, nämlich geistige Versumpfung, körperliche Trägheit, unentwickelte Moralität, Aberglauben und kindische Leidenschaft.

Der civilisirte Mensch trachtet dahin, seine Selbstsucht zu verdecken, bei diesem Barbaren tritt sie dagegen ganz offen hervor. Dankbarkeit kennt er nicht, wer ihm eine Wohlthat erzeigt, wird für schwach gehalten; ihm ist die Hand, von welcher er Futter erhält, ganz gleichgültig. Ueber den Tod eines Verwandten oder Kindes klagt er vielleicht am Abend, aber am andern Morgen denkt er nicht mehr daran. Gastfreundschaft übt er nur, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, und seine erste Frage bleibt allemal: Was willst du mir geben? Einem Fremden, der in's Dorf kommt, wird die allerschlechteste Hütte angewiesen, und wenn er sich beklagt, entgegnet man ihm, draußen sei ja Platz genug. Sein Wirth verlangt für Alles, was er giebt und gewährt, sogleich Vorausbezahlung; ohne diese kann man Hungers sterben, wenn auch ringsum Lebensmittel vollauf wären. Es gäbe für den Fremden keine Sicherheit, wenn er nicht das Schießgewehr hätte, und wenigstens die Häuptlinge die Nothwendigkeit von Handel und Verkehr einigermaßen begriffen; deshalb nehmen sie den Kaufmann unter ihren Schutz. Der Handel bringt Vortheile, von anderen Fremden erwartet man dergleichen nicht und behandelt sie deshalb mit weniger Rücksicht.

Der Schwarze verweigert einem verschmachtenden Mann einen Trunk Wasser, wenn er selber auch Ueberfluß daran hat; er wird keine Hand ausstrecken, um die Waaren eines Andern zu bergen, wenn auch Tausende dabei verloren gingen. Was geht ihn das an? Aber er geberdet sich lächerlich heftig, sobald ihm selber ein zerlumptes Stück Zeug oder ein lahmer Sklav abhanden kommt. Er ist geizig und karg auch dann, wenn etwas ihm Vergnügen macht; seine Köter liebt er mindestens eben so sehr wie seine Kinder, aber er giebt diesen Hunden nur selten ein wenig zu fressen, und kann nicht begreifen, daß die Araber ihre Esel mit Korn füttern; er giebt sein Erstaunen darüber mit einem langgezogenen Hi! hi! zu erkennen. Er ist höchst unbedachtsam, kennt keine Vorsorge, denkt nicht an morgen, und wird uns gewiß nicht den Weg zeigen, bevor man ihm Glasperlen gegeben hat. Es wurde schon bemerkt, daß in allen Dingen Vorausbezahlung geleistet werden muß;

freilich hält Niemand ein gegebenes Versprechen und Keiner glaubt sich durch irgend eine Verpflichtung gebunden. Verlangt man auch nur für eine Stunde Kredit von ihm, dann entgegnet er: „In meiner Hand ist nichts.“ Seine Habsucht ist groß, aber noch stärker sind an ihm Leichtfertigkeit und geistige Schlaffheit; er ist von einem launenhaften Hange nach neuen Dingen und nach Veränderung besessen, und wird entlaufen, wenn es ihm gerade einfällt; dann verschlägt es ihm auch sehr wenig, ob er sich dadurch Schaden zufügt. Auch kann seine Gewinngier nicht Schritt halten mit seiner eingewurzelten Trägheit, und gegen diese Faulheit läßt sich gar nichts thun, da sie durch das Klima begünstigt wird. Die Natur hat in diesem Lande alle Ueppigkeit entfaltet und diese ist den Bewohnern zum Fluche geworden; sie befriedigt seine Bedürfnisse, ohne daß er sich anzustrengen braucht.

Wahrheitsliebe ist unter derartigen gesellschaftlichen Verhältnissen keine Tugend, und die Lüge ist auch dann an der Tagesordnung, wenn der Lügner von ihr weder Nutzen noch Vergnügen zu erwarten hat. Wenn ein Muniamuesiführer dem Reisenden sagt, daß nur eine kurze Strecke bis zum nächsten Haltplatze sei, dann darf er mit Zuversicht darauf rechnen, daß ihm ein langer und beschwerlicher Weg bevorstehe, und umgekehrt.

Auch halsstarrig und ungestüm ist dieser schwarze Ostafrikaner, und keine Zucht würde über ihn etwas vermögen, und in seiner verstockten Widerspenstigkeit und seinem Eigensinne gleicht er manchen Thieren. Wenn er beim Tauschhandel irgend einen Gegenstand, auf welchen er sich einmal gesteift hat, nicht erhalten kann, so schleppt er gewiß Alles, was er mitgebracht hat, wieder nach Hause, und wäre es auch noch so weit hin. Alles Handeln hat ein Ende, sobald der Verkäufer dem, welcher bietet, den Rücken zuwendet; gefordert wird ohne alle Rücksichtnahme auf den Werth einer Waare. Nie geht ein Geschäft glatt vor sich, es ist allemal Aerger dabei.

Rachsucht ist eine stark vorwaltende Leidenschaft; dafür liefern die vielen blutigen Fehden zwischen nahe verwandten Stämmen den Beweis. Rache und Wiedervergeltung ersetzen einen Rechtszustand, von welchem man gar keine Ahnung hat, und Vaterliebe, Sohnes- und Bruderliebe scheint man nicht zu kennen. Selten wird ein Mann um einen gestorbenen Vater, um seine Mutter, um einen Verwandten eine Thräne vergießen, und von Trauer wird man wohl nur ausnahmsweise eine Spur zu finden vermögen. Es ist wahrhaft peinlich, wenn man mit ansehen muß, daß ein von den Blattern ergriffener Träger mitten im Walde liegen bleibt, ohne daß seine Gefährten sich weiter um ihn bekümmern. Der Mann wird vielleicht noch einige Tage leben, aber kein Lohn, nicht einmal die Glasperle, wird einen andern Menschen vermögen, dem Kranken einige Pflege angedeihen zu lassen. Man wird ihn von jeder Hütte wegtreiben; er mag sich, wenn er kann, ein Obdach im Freien aus Zweigen zurechtmachen. Er stellt dann seine Schale mit Getreide und seine mit Wasser gefüllte Kalebasse neben sich hin und wartet ab, bis er stirbt. Dann ist er ein Fraß für die Hyänen und die Raben. Der Schwarze bricht oft plötzlich in Wuth aus, und bei diesen Anfällen läßt er sie an lebendigen und unbelebten Gegenständen ohne Unterschied aus; er ist ungeduldig bis zum Lächerlichen und wird manchmal wahnsinnig, wenn sein Wille ihm nicht geschieht. In seinem eigenen Lande stellt sich seinem ganzen Treiben kein Hinderniß entgegen, dort kann er anmaßend und heftig sein, aber in anderen Gegenden darf er sich nicht so geberden. Die Araber sagen: „In ihrer Heimat sind die Schwarzen wie Löwen, bei uns wie Hunde.“ Höchst widerwärtig ist ihr ewiges Zanken, Keifen und Schreien; es scheint fast, als ob sie ohne Streiten sich gar nicht glücklich fühlen könnten. Die Zänker versetzen sich rasch in Aufregung, gehen auf einander ein und weichen wieder zurück, strecken, als Zeichen der Drohung, einen Finger voraus, heulen, kreischen, fluchen, schimpfen, und zuletzt schlagen Beide eine helle Lache auf oder stöhnen und schluchzen. Ihre Thränen „liegen hoch“; ein Mann, der einen Faustschlag erhält, bedeckt das Gesicht mit den Händen und schreit, als ob das Herz ihm brechen wollte.

Die Weiber sind wie Furien und im höchsten Grade widerspenstig; es ist unmöglich, sie zum Schweigen zu bringen, und beim Zanke der Männer schelten sie tapfer mit und hetzen weidlich; sie weinen nur selten. So redselig und geschwätzig sind die Schwarzen, daß sie selbst den redseligen Araber ermüden. „Lange Worte!“ Maneno marefu, hört man alle Augenblicke als Vorwurf aussprechen. Im Rausch ist der Ostafrikaner sehr reizbar; er stellt dann die Beine weit auseinander, schreit laut, fährt mit den Armen umher, oder schwingt Speer, Bogen und Pfeil wüthend in der Luft, doch kommt es nicht gar oft zum Blutvergießen. Handgreiflichkeiten bestehen darin, daß die schwarzen Kämpen einander stoßen, gegenseitig das Haar ausraufen und sich Ohrfeigen versetzen; nach einiger Zeit legen sich dann die Umstehenden in's Mittel. Die festansässigen Stämme müssen wir als schwache und unkriegerische Barbaren betrachten; auch die tapfersten setzen sich nicht ohne Noth der Lebensgefahr aus. Sie lieben Ueberfälle aus sicherm Hinterhalt und ergreifen nach geringem Verlust an Todten die Flucht. Diese Leute sind, wie die Kinder, immer in Extremen. Ein Mann erhängt sich mit derselben Kalblütigkeit, wie ein Engländer im Nebelmonat November, und doch hat der Tod für eben jenen Barbaren etwas unaussprechlich Schreckhaftes. Alle Gedanken der Schwarzen sind ja ohnehin auf das diesseitige Leben gerichtet; sie sagen: „Ach, sterben ist sehr schlecht; nachher giebt's kein Essen und Trinken, keine schönen Kleider trägt man!“ Beim ganzen Negerstamm, und auch bei diesen Schwarzen ist der Zerstörungssinn sehr scharf ausgeprägt; ein Sklave, der etwas zerbricht, wird dabei unwillkürlich ein Gelächter der Schadenfreude erheben. Das eigene Leben gilt dem Schwarzen sehr viel, aber das eines Andern, und wäre dieser auch ein Verwandter, achtet er nicht höher als das einer Ziege. Man hat bei Feuersbrünsten in Sansibar gesehen, daß die Schwarzen noch Holz in die Glut warfen und vor wilder Wonne tanzten und sangen. Bei dergleichen Gelegenheiten werden sie dann von den Arabern wie Hunde todtgeschossen.

Die Ehe ist ein Handelsgeschäft. Der Mann muß eine Frau nehmen, weil er eine solche braucht, um sich behaglich zu fühlen, und deshalb kauft er die Waare. Der Vater verlangt von dem Bewerber so viele Kühe, Stücke Zeug oder Arm- und Fußreifen von Messingdraht, als dieser ablassen kann; nachher gehört die Tochter dem Käufer, bei welchem sie mit anderm Vieh in gleicher Linie steht. Der Mann kann seine Frau verkaufen; ein anderer Mann, welcher sie ihm etwa wegnimmt, muß für sie so viel zahlen, als sie auf dem Sklavenmarkte werth wäre. Mitgift kennt man nicht, Feierlichkeiten beim Abschluß einer Ehe eben so wenig; der Vielweiberei ist keine Schranke gezogen, und die Häuptlinge rühmen sich der Anzahl ihrer Frauen, die allerdings beträchtlich genug ist, denn sie steigt von zwölf bis zu dreihundert! Es ist für ein Mädchen kein Schimpf, Kinder zu haben; nach der Heirath wird die

Frau etwas vorsichtiger. Der Ehebrecher, Mgoni, muß dem beeinträchtigten Manne Vieh geben oder wird als Sklave verkauft; doch kommt es selten so weit, da das Vergehen für nicht so bedeutend erachtet wird, als ein kleiner Diebstahl. Ein eifersüchtiger Mann verstümmelt oder ermordet wohl einen andern, doch kommt auch das sehr selten vor. Mit der Ehescheidung ist man leicht fertig; man wirft ganz einfach die Frau vor die Thür und behält die Kinder.

Die Anhänglichkeit des Schwarzen an seine Hütte ist sehr stark, entspringt aber nicht etwa aus der Liebe zur Familie, sondern dem Vergnügen, welches dem Manne sein Haus und der tägliche Verkehr mit genauen Bekannten gewährt. Mann, Weib und Kinder haben ihr ganzes Leben lang sehr verschiedene Interessen und gegenseitig nur geringe Zuneigung. Auch kann man nur eine schwache Liebe des Vaters zu Kindern voraussetzen, von denen er nicht weiß, ob sie seine eigenen seien oder mit einem andern Manne erzeugt wurden; es ist eben ein ganz eigenes Ding mit Treue in der Ehe bei den Schwarzen. Sie haben auch in dieser Beziehung ganz andere Begriffe als die Europäer; der Vater kann seine Kinder nach Belieben verkaufen und diese beweisen ihm keine Liebe oder Zuneigung. Zärtlichkeit für die Mutter zeigt sich dann und wann, aber nur durch den Ausdruck der Ueberraschung: „Mama, Mama!" So ruft man, wenn man sich vor etwas fürchtet oder sich wundert. Ein Sohn, der erwachsen ist, wird des Vaters Feind, und umgekehrt, gerade so wie bei den wilden Thieren. Bei alledem haben diese Menschen einen gewissen Hang zur Geselligkeit, und man hat einzelne Beispiele, daß Leute tiefsinnig, ja verrückt geworden sind, weil ihnen ein Verwandter plötzlich weggestorben war; sie können eben nichts ertragen, was über den gewöhnlichen Strich ihres geistigen Horizonts hinausgeht. Etwas lernen, ein wenig geistige Anstrengung, würde sie wahrscheinlich um ihren Verstand bringen, wie wir das bei den Widad oder Winkelpriestern der Somal sehen, denen aller gesunde Menschenverstand und jede Fähigkeit zu nützlichen Beschäftigungen abhanden kommt, wenn sie es dahin gebracht haben, daß sie den Koran lesen können und einzelne Theile desselben auswendig wissen. Aus diesem eigenartigen Hange zur Geselligkeit erklärt sich auch, weshalb sie gern jedem Tadel ausweichen. Nie läßt man Ukosa, Ueberschreitung, gelten, und es wäre vergebliche Mühe, mit vielen Worten darthun zu wollen, daß etwas Schlechtes gut sei. Sehr oft hört man die Redensart: „Mbaya wi! Du bist schlecht", welche einen Tadel in sich schließt. In einigen Landestheilen bekleiden Frauen die Häuptlingswürde, und bei den Wanyamuesi fragt der Mann wohl auch eine Frau um Rath.

Vom Bauwesen hat der Ostafrikaner nur die allerrohesten Begriffe, und vor steinernen Mauern oder Wänden zeigt er einen förmlichen Abscheu. Ihm genügt eine aus Zweigen geflochtene Hütte, die wie ein Bienenkorb gestaltet ist, oder etwa auch ein Lederzelt. Nach Sansibar kommen oft Wanyamuesi, aber viele derselben sind platterdings nicht zu bewegen, ein Haus zu betreten.

Diese Schwarzen sind gierig und gefräßig und lieben häufige und kleine Mahlzeiten, um sich den Genuß des Essens recht oft zu verschaffen. Selbst die civilisirteren Kisawaheli haben keine Ausdrücke für Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen. Auch die ostafrikanischen Barbaren können im Nothfalle mit wenig Speise sich behelfen, dagegen ertragen sie den Durst nicht. An ein Aufbewahren und Uebersparen denkt Keiner. Viel essen, das ist des Lebens höchster Zweck, wohlverstanden nächst der Berauschung. Der Schwarze trinkt, bis er nicht mehr stehen kann, dann legt er sich zum Schlafen hin, und nachdem er kaum die Augen wieder aufgeschlagen hat, trinkt er von neuem. Zechgelage sind hochwichtig und gehen allem Andern vor; bei jeder Gelegenheit wird Bier getrunken; bei der Rückkehr von einer Reise, nach der Geburt eines Kindes oder bei einer Elephantenjagd veranstaltet man einen Schmaus; der Arbeiter regt keine Hand, bevor man ihm nicht Bier gereicht. Manche Stämme geben dem Häuptling eine Bierschale mit in's Grab; ein König muß viel Bier trinken und wenig Fleisch essen. Wenn ich einen Mnyamuesi, der eben gespeis't hat, frage, ob er hungrig sei, dann antwortet er mit Ja, und will damit sagen, er sei nicht betrunken. Der Rausch dient für alle Verbrechen zum Deckmantel oder zur Entschuldigung; am liebsten trinkt man früh am Morgen, bald nach Tagesanbruch; der Barbar hat nichts zu versäumen und macht sich aus Kopfschmerz nichts; auch kann er ja den Rausch immer sofort wieder ausschlafen.

Der Neger hat kein Wohlwollen und kennt keinerlei Ehrerbietung oder Festigkeit; er hat auch kein Gewissen, also auch keine Gewissensbisse. Nach einem von ihm verübten Morde kennt er keine andere Besorgniß, als die, daß der Geist des Getödteten ihn belästigen könne. Er raubt, als verstehe sich dergleichen von selbst, und bettelt unverschämt; er ist entsetzlich niederträchtig und wenn er nicht gerade betrunken ist, macht er gewiß Schlechtigkeiten.

Dieses ganze wilde und rohe Treiben wurzelt in dem völligen Mangel an Ehrerbietung, welche den Ostafrikaner kennzeichnet; er weiß gar nicht, was Ehrfurcht, Verehrung, Veneration ist. Sein Gemeinwesen besteht aus zwei großen Abtheilungen, denn es giebt nur Herren und Sklaven; gesellschaftliche Unterschiede und Stufen kennt dieser Schwarze nicht, und er behandelt, vom Häuptling allein abgesehen, Jedermann als seines Gleichen. In das Haus des ersten besten Fremden tritt er ohne Weiteres unangemeldet ein, mit seiner ohnehin harten, bellenden Stimme spricht er stets so laut als möglich, und ist glücklich, wenn er sich selber reden hören kann. Seine Anrede hat einen befehlshaberischen Ton, sein ganzes Benehmen etwas Rohes und Freches, und dem Allen entspricht der Ausdruck seines Auges. Er streckt seinen ungewaschenen, mit schmierigem und zerlumptem Baumwollenzeug oder Ziegenfell umhüllten Leib sofort auf einer Haut aus und sucht sich den besten Platz in der Wohnung des Fremden aus. Auf der Reise eilt er rasch vorwärts, um wo möglich die beste Hütte für sich in Beschlag zu nehmen. Der Inhaber einer Karawane mag in Regen und Thau schlafen, das kümmert seine schwarzen Träger nicht, wenn nur sie Obdach haben; er macht dann wohl einen Versuch, für sich gleichfalls eine trockene Stelle zu erobern, aber die Träger machen ihm keinen Platz, sondern bleiben liegen. Deshalb sagen die Araber: „Diese Menschen haben keine Scham." Sehr lästig wird ihre im höchsten Grade zudringliche Neugier, welcher der Fremde sich gar nicht erwehren kann; er muß sie eben gewähren lassen. Sie kommen meilenweit her, um ihn anzuglotzen, heben den Zeltvorhang auf, um hineinzugucken, und benehmen sich unverschämt. Lungernde Frauen, Knaben und Mädchen treiben sich unterwegs stundenweit neben der Karawane umher; alle halbnackt und so zu sagen nur mit schmierigem Fette bekleidet, die ersteren mit lang herabhängenden Brüsten, die in ekelhafter Weise hin und her schlenkern, und sie schreien und heulen wie wilde Thiere.

In geistiger Beziehung ist dieser Schwarze ganz unfruchtbar, roh, für Alles, was Fortschritt, Entwickelung und Veränderung heißt, vollkommen unfähig. Gleich anderen Barbaren hat er wohl Gabe zum Beobachten, aber er kann aus seinen Wahrnehmungen etwas Ordentliches nicht ableiten. Seine Intelligenz ist in einen engen Kreis eingeschlossen, und über denselben kann dieser Schwarze gar nicht hinaus. Er bleibt stehen, wie manche Asiaten, aber er steht ungemein tiefer als diese allesammt. Er liebt die Musik und hat es, aus sich selber heraus, doch nicht weiter als bis zum Pfeifen gebracht; er hat alle musikalischen Werkzeuge von den Völkern an der Küste erhalten. Metrische Gesänge kennt er nicht, so gern er auch singt; er improvisirt einige Worte ohne Sinn oder Rhythmus und wiederholt sie in einem langgezogenen Recitativ immer und immer wieder bis zum Ekel, und schließt zuletzt mit einem durch die Nase hervorgestoßenen Ah, ha! Für gewisse Gelegenheiten hat er, gleich den Somal, besondere Tonweisen, zum Beispiel für die Elephantenjagd und die Erntearbeiten; die Trauermelodie besteht in einem von Weinen und Seufzen begleiteten Klagegesange, dessen einzelne Abtheilungen mit einem besondern Gegröl schließen.

Dieser Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig, aber er kennt weder Erzählungen noch Poesien oder Beredtsamkeit; nach Barbarenweise ist er dann und wann sententiös, aber den lieben langen Tag über wird er nichts Gescheidtes reden. Seine Sprache ist kunstreich und wohlklingend; die Namen bestehen oft aus flüssigen Mitlautern und Selbstlautern, Konsonanten kommen am Ende eines Wortes gar nicht, und doppelt nur im Anfang eines solchen vor; aber der Begriff eines Syllabariums bleibt trotzdem diesem Schwarzen fremd. Er liebt den Tanz, hält den Takt vortrefflich, aber dieser Tanz ist unglaublich roh.

Der Ostafrikaner ist nie über den Fetischdienst hinausgekommen. Dieser erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß Gedanken und Glauben der Menschen durch die Natur, von welcher sie sich umgeben sehen, beeinflußt und gefärbt worden sind; er spiegelt im Grunde nur den monströsen Charakter der Thier- und Pflanzenwelt wieder. In diesen Gegenden tritt die Natur nicht oft schön und erhaben auf; manchmal erscheint sie schreckhaft und öde; hier sind düstere Wälder, dort undurchdringliche Gestrüppe; hier ist ein Gewirr von Hügeln, dort eine unabsehbare Ebene, und die Menschen stehen einander als Todfeinde gegenüber. Unter solchen Umgebungen und Verhältnissen fühlen sie ihre Schwäche und Hülflosigkeit, werden von einer ungewissen Furcht, von einem namenlosen Grauen gepackt. Sie ahnen nicht, daß man sich dem Schutz eines höhern Wesens anempfehlen könne, und wenden sich also unmittelbar an die Gegenstände, welche ihnen Scheu und Furcht einflößen, und hoffen dieselben zu begütigen, etwa derart, wie sie einen Nebenmenschen befriedigen können. In die großen Geheimnisse von Leben und Tod können sie nicht eindringen, über diese haben sie weder Offenbarungen noch eine Erklärung; mit den großartigen Phänomenen der Schöpfung wissen sie nichts anzufangen und sind deshalb eine Beute dessen, was sie eben sich einbilden oder vorstellen. Da sie von Furcht und Schrecken gepeinigt werden, so bevölkern sie die unsichtbare Welt mit bösen Geistern und Koboldten, diesen Verleiblichungen ihrer kindischen Furcht und Angst. Die Besorgniß vor Zerstörung und Vernichtung ist in der Brust jedes Barbaren rege, und der Schrecken, welcher ihn immer gepackt hält, bewegt ihn, auf Alles, was er um sich her sieht, mit Verdacht zu blicken. Der sterbende Afrikaner wirft sich die Frage auf: „Wie kann ich allein krank sein, wenn alle Uebrigen um mich her sich wohl befinden? Ich bin verhext, bin verzaubert worden.“ Daher rührt der Glaube an Magie und übernatürliche Kräfte, welchen die weniger Befangenen zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Der Neger glaubt an Geist und Geister, an einen Schatten des Verstorbenen. Auf die Frage, was aus den „alten Leuten“, nämlich den Vorfahren, geworden sei, über deren Staub und Asche er gewisse Feierlichkeiten verrichtet oder Bräuche beobachtet, erhält man zur Antwort: „Wame kuischa“, das heißt: sie sind zu Ende gegangen. Selbst die Indianer Nordamerikas (eine Rasse, deren Aus- und Absterben sich voraussehen läßt, welche demnach die Natur nicht forterhalten will) wissen und glauben, daß es für den Menschen ein zukünftiges Leben gebe, aber der Ostafrikaner hat aus seiner Furcht sich einen Geist geschaffen, der niemals zur Form einer Seele gelangt, und darüber ist er nie hinausgekommen. Selbst sein Glauben ist schwankend, unsicher, verschwommen und ohne irgend ein System, doch treten zweierlei Kennzeichen bei demselben deutlich hervor. Wir erkennen darin eine Art von Dämonologie, weil die Koma, Gespenster der Abgeschiedenen, eine Rolle spielen, und Uchawi, Hexerei, schwarze Kunst, Zauberei, welche mit den Gespenstern in Verbindung steht, auf dieselben Bezug hat.

Nur einige Stämme an der Küste haben dem Islam eine sehr schwache Vorstellung von Einem höchsten Wesen entlehnt. Von Thierverehrung, wie im alten Aegypten oder in Indien, findet man keine Spur; bei den Kaffern wollen indessen einige Reisende dergleichen wahrgenommen haben. Von Sabäismus, Gestirnverehrung, treffen wir beim Schwarzen eben nur so viel, als sich aus dem menschlichen Instinkt ergiebt; er verehrt bis auf einen gewissen Grad Sonne und Mond, und der letztere wird höher geachtet als jene, aber um die Sterne kümmert er sich nicht. Man fragt ihn, woher seine tägliche Nahrung komme, und er zeigt nach der Sonne; man fragt ihn, aus welchen Ursachen sein Bruder gestorben sei, und er antwortet: durch Dschua oder Rimue, nämlich durch die Sonne. Der Kaffer hat am Neumond einen Feiertag, der Ostafrikaner nicht, doch begrüßt er das Erscheinen desselben mit Händeklatschen. Die Fetischhütte, Msimo, ist ein erster schwacher Ansatz zu einem Tempel, und wahrscheinlich vom Kurban der Araber abgeleitet (?); man findet dergleichen Hütten überall, namentlich aber in Usaramo, Unyamwesi und Karagueh. Sie sind zwerghaft klein, nur ein paar Fuß hoch, haben ein Dach, aber keine Wände. Getreide und kleine mit Bier gefüllte Töpfe stehen am Boden oder hängen vom Dache herab; sie sollen die Geister versöhnen und die Felder gegen Unfälle schützen.

Der Fetischanbeter wird von niedrigen Leidenschaften, Trübsinn und Furcht beherrscht; er bevölkert die unsichtbare Welt mit böswilligen Wesen und belebt die stoffliche Natur mit bösen Einflüssen. Alle Gebräuche seines düstern Aberglaubens zielen darauf hin, von ihm selbst Uebel und Nachtheil abzuwenden und dieselben auf Andere zu übertragen. Daher kommen Zauber und Magie als natürliche Ausflüsse der Dämonologie. Selten stirbt ein Mann, ohne daß Frau oder Kind, ein Verwandter oder ein Sklav angeschuldigt würde, den Zauber über den Verstorbenen geworfen zu haben. Dann wird mit der Untersuchung wie mit dem Zuerkennen der Strafe ganz willkürlich verfahren. Aber Zauberei und Hexerei wird von Tausenden ausgeübt, welche steif und fest an die Wirkungen derselben glauben. Der Zauberer und die Hexe wissen, daß sie schwere Martern

und den Tod zu erleiden haben, aber das Rachegefühl ist im Neger so stark, daß er sich trotzdem nicht abschrecken läßt. Manchmal gesteht er, wie das auch bei europäischen Hexenprocessen vorkam, seine Zauberei ein und rühmt sich einer That, an welche er selber glaubt. „Ich habe den geschlagen", oder „ich brachte über ihn die Krankheit." So spricht solch ein Mensch, und sein Wahnglaube wie die Handlung, zu welchen derselbe ihn antreibt, sind Ausflüsse seines schwachen Geistes, welchen er durch überkommene Hallucination aufgestachelt hat.

Ueber diesen schwarzen Menschen lagert geistige Oede, geistiger Tod, und sie sind deshalb auch nicht fanatisch; was sie als Ersatz für Gott haben, ist kein eifersüchtiges Wesen. Aber der Neger glaubt, so gut wie die Bekenner wirklicher Religionen, die im Alleinbesitze der Wahrheit zu sein vermeinen, daß er allein recht und das Wahre habe. Er fastet wie ein Muselmann, damit er doch etwas mehr als ein gewöhnliches Geschöpf zu sein glaube; allein im Uebrigen kann er vom Islam nichts in sich aufnehmen. Sein Fetischdienst bannt ihn in die Fesseln seines Aberglaubens, an überkommene Gewohnheiten, deren er sich nicht entledigen mag; sie halten ihn umstrickt, er kann nichts vergeistigen und deshalb vermochte er es nie zu dem philosophischen Pantheismus oder Polytheismus der Europäer und Asiaten zu bringen. Dagegen nahmen die mit semitischem Blute verquickten Küstenstämme: die Somal, Wasawaheli und Wamrima, den Islam leicht an. Auch haben die Araber aus Politik keine Proselyten unter diesen Schwarzen im Innern machen wollen, damit eine Ungleichheit bestehen bleibe. Mit dem Schwerte könnte man wohl ganzen Stämmen gewaltsam den Mohammedanismus auferlegen, nicht aber in friedlicher Weise durch Erörterung oder Ueberredung einen Einzelnen für die Lehre gewinnen. Die Missionäre bei Mombas verließen sich auf Belehrung und Ueberredung, sind aber damit vollkommen gescheitert und haben ganz und gar nichts ausgerichtet. Sie mußten eingestehen, daß ihre schwarze Heerde „den ärgsten Ungläubigen und Spöttern in Europa nichts nachgebe und blasphemire." Die Schwarzen sagten zu den Sendboten: „Euer Gott ist ein schlechter Gebieter, denn er heilt seine Diener nicht." Ein Mann, welchen man bekehrt hatte, starb an einer Krankheit; daraus zogen die Wanika den Schluß, daß es einen Erlöser gar nicht gebe; ein solcher müsse ja doch dafür sorgen, daß seine Freunde nicht vom Tode hinweggerafft werden können. Bei Gesprächen über Gott äußern sie den Wunsch, ihn einmal zu sehen, aber nur um an ihm Rache dafür zu nehmen, daß Verwandte, Freunde und Ochsen gestorben sind; denn daran trägt ja er die Schuld.

Briefe über Böhmen.

Dritter Artikel.

Adel. — Großgrundbesitz. — Beamte. — Die Dörfer westlich von Prag. — Der Geistliche und der Dorfjude. — Trachten und Gesichtszüge. — Nationalgefühl. — Drahtbinder. — Marionetten. — Musik und Tanz. —

Die Tschechen hatten einst einen mächtigen, nationalgesinnten eingeborenen Adel, von dem aber nur wenig übrig geblieben ist. Schon vor den Zeiten des Pfälzers Friedrich war derselbe theilweise germanisirt oder hatte seine Güter an Deutsche verkauft. So ward es unter dem ersten Wenzel, der deutscher Minnesänger war, und dessen Lieder sich in der sogenannten Manesse'schen Sammlung finden, Mode, daß tschechische Adelige deutsche Namen zu führen begannen oder ihre Burgen mit deutschen Benennungen belegten. Die Sternberge z. B. hießen eigentlich Diwisch, das Schloß Klingenberg Zwikow, Schreckenstein bei Außig Strekow und die altberühmten ausgestorbenen Rosenberge, zu deren Geschlecht die bekannte „weiße Frau" gehörte, führten den ursprünglichen Namen Witkowitz. Aus welch eigenthümlichen Gründen oft tschechische Adelige ihre Güter an Deutsche verkauften, ersehen wir an Herrn Nikolaus von Trtschka und Lipa, der im Jahre 1511 die Herrschaft Tetschen an die sächsischen Herren von Saalhausen für 8000 Schock Prager Groschen abtrat, weil sie ihm nicht mehr gefiel „wegen der schlechten Wege und vielen Deutschen".

Als nach der Weißenberger Schlacht der Winterkönig fliehen mußte, flohen auch viele tschechische Adelige mit ihm, deren Güter dann in andere, der kaiserlichen Partei freundliche Hände geriethen. So erhielt Wallenstein, der, wenngleich ein Böhme, doch in der Schlacht am Weißen Berge auf Seiten der Kaiserlichen focht, allein sechzig Herrschaften um einen Spottpreis. Dann bluteten noch auf dem Prager Ring vor dem altberühmten Rathhause die besten aus dem böhmischen Adel auf dem Schaffote. Was noch übrig blieb, ging meist im Oesterreicherthum auf und wir finden dann später die aus alten tschechischen Familien entsprossenen Kaunitze, Lobkowitze u. s. w. am Wiener Hofe als Stützen der Habsburger Politik.

Es ist also der alte eingeborene Adel größtentheils und zum Schaden für die Tschechen verschwunden. Von den alten Geschlechtern sind jetzt noch in Böhmen begütert: die Sternberge, Kolowrat, Lobkowitz, Schlick, Wrbna, Kinsky, Tschernin u. A. Im Besitze ihrer Stammschlösser sind aber nur noch zwei Familien: die Sternberge (Sternberg an der Sazawa) und die Tschernin auf Chudenitz. Die Dobrensky, bisher die Dritten in der Reihe, verkauften im verflossenen Jahr ihren Stammsitz Dobranitz.

Der größte Theil des heutigen böhmischen Adels ist aber ein fremder, zumeist deutscher. Dahin gehören die Liechtenstein, Auersperg, Clam, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Fürstenberg, Thun, Khevenhüller u. s. w., während die Rohan und Desfours französischer Abstammung sind. Und dieser Adel richtet seine Augen nach Wien, er ist mit wenigen Ausnahmen österreichisch gesinnt und das Tschechische kann ihn nur wenig berühren.

Bezeichnet man auf einer Karte Böhmens alle die Ländereien, welche der Adel sein eigen nennt, dann die Staatsdomänen und die Güter der Geistlichkeit mit einer Farbe, so wird man staunen, den bei weitem größern Theil des Grundes und Bodens in ihrer Hand, den kleinern aber bei den Städten und Dörfern zu finden. Läge nicht gegen diesen Großgrundbesitz in der, meist deutschen, Industrie und im deutschen Handel ein Gegengewicht, so wäre Böhmen, bei der verhältnißmäßig geringen Entwickelung des bürgerlichen Elements, ganz in dessen Hände gegeben und von ihm abhängig. Bis zum Jahre 1848 herrschten auf den Domänen noch Patrimonialgerichte und verschiedene andere Privilegien des Adels, die seitdem

aufgehoben sind, aber noch immer ist die Macht und der Einfluß des Großgrundbesitzes in Böhmen größer, als irgendwo sonst in Deutschland.

Trotzdem spielt im Verhältniß zu seinem großen Besitze der böhmische Adelige, oder, wie er meist genannt wird, „Kavalier", lange nicht die Rolle, welche er einnehmen könnte. Es ist ihm freilich ein hoher Posten unter den Staatsstellen sicher, aber von dem Einflusse, den die begüterte ungarische oder englische Aristokratie auf die Nation oder das politische Leben nimmt, ist bei ihm wenig die Rede. Im Herrenhause des Reichsraths zu Wien oder im Landtage zu Prag nimmt er, Ausnahmen abgerechnet, seinen Sitz nur ein, um sich zu langweilen und um in der Jagdfrage oder beim Gemeindegesetz eine konservative Stimme abzugeben. Er ist vor allen Dingen Kavalier und trägt den ererbten Reichthum zur Schau. Auf der Prager Kleinseite besitzt er ein Palais und dabei einen hübschen Garten. Doch hält er sich dort weniger, meist nur zur Zeit der Bälle und des Landtags, auf; sein rechtes Leben beginnt draußen auf der Herrschaft.

Die Herrschaften sind von verschiedener Größe; es giebt deren, die ein wohl abgerundetes Ganze von sechs bis acht Geviertmeilen ausmachen. Hier ist der Kavalier fast unbeschränkter Alleinherrscher. An den Grenzen der Besitzung erheben sich neben den schwarzgelben kaiserlichen Schlagbäumen Schranken in seinen Hausfarben; jedes Stückchen Feld, jeder Forst liefert die Erträgnisse in seine Kasse. Kurz, Alles weis't auf einen kleinen Staat im Staate hin, an dessen Spitze ein unbeschränkter Herrscher steht.

In den Waldungen liegt der Hauptreichthum des Kavaliers. In neuerer Zeit werden sie meist gut bewirthschaftet, wenn es sich auch später ereignen dürfte, daß der Laubwald in Böhmen fast gänzlich verschwindet, da man nur Nadelholzschonungen (hier mit einem tschechischen Ausdrucke „Meiten" genannt) anlegt. Zum Theil sind die Forste noch wahre Urwaldungen, wie die des Fürsten Schwarzenberg im Böhmerwalde, die nur noch auf bessere Verkehrsmittel warten, um ihren ungeheuern Reichthum abgeben zu können. In den Wäldern zerstreut, auf hübschen bergigen Punkten, meist an rauschenden Strömen, die in seltener Mannichfaltigkeit das schöne Böhmerland bewässern, liegen alte Burgen, die oft erneuert und ausgebessert worden sind, um als Jagdsitz des Kavaliers zu dienen. Büchsenspanner, allerlei Jägerleute, feiste Bedienten mit impertinenten Manieren und glattrasirten Gesichtern, an Courtagen ein zahlloses Heer von Beamten, umschwärmen das Schloß, dessen Aeußeres und Inneres mit Hirsch- und Rehgeweihen, Büchsen, Hirschfängern, Jagdbildern und ähnlichen Sachen vollgestopft ist. Dem Kavalier geht die Jagd über Alles; er ist darin so eifrig, wie nur jemals ein englischer Lord. Dem edlen Waidwerke scheint die Herrschaft vor allem Andern gewidmet zu sein, und außer in den großen Thiergärten, wird auch Hochwild selbst im Freien gepürscht. Der Ersatz für Wildschaden, den einzelne Kavaliere an benachbarte Ortsgemeinden leisten, geht oft hoch in die Tausende.

Neben seinen Forsten besitzt der Kavalier noch eine bedeutende Landwirthschaft, oder er ist Theilnehmer an einer Kohlengrube, einer Zuckerfabrik, oder hat einige Hüttenwerke. Das sind für ihn sehr ergiebige Anlagen, und es giebt auch einzelne Kavaliere, welche denselben Interesse zuwenden und nicht Alles lediglich den Beamten überlassen. Mit den Förstern und Hegern ist Jeder gut bekannt; denn es interessirt ihn als Jäger sehr, wie die Auerhahnbrut in einem Revier ausgefallen ist.

Zu Hause spricht der Kavalier französisch oder deutsch im Wiener Dialekte; mit dem Tschechischen befaßt er sich dagegen wenig, doch wird den Kindern jetzt diese Sprache auch beigebracht. Die armen Kinder, wie mag es in deren Kopfe aussehen: französisch, englisch, deutsch und tschechisch haben sie von Jugend auf zu lernen! In Prag hat der Kavalier seine eigene Bibliothek, die manchmal benutzt wird. Man kauft jährlich einige Oelgemälde an, am liebsten Jagdstücke, und der eine oder andere übernimmt das Protektorat irgend eines wissenschaftlichen Vereins. Daß bei solchen Kavalieren deutscher Abstammung, oder bei den halbschlächtigen adeligen Tschechen, mit rühmlichen Ausnahmen (unter denen besonders Fürst Karl Auersperg hervorzuheben ist), eine nationale deutsche Gesinnung nicht zu finden ist, wird Niemanden Wunder nehmen. Einige Adelige, und unter diesen gerade Leute deutscher Abstammung, haben sich in der letzten Zeit mit Ostentation dem Tschechenthum zugewandt, das sie für ihre feudalen Pläne auszunutzen trachten.

Die Herrschaften der Kavaliere sind die Geburtsstätten eines sehr wichtigen Faktors im Kronlande Böhmen, nämlich des Beamtenthums. Zur Verwaltung der Wälder, der Landwirthschaft und der industriellen Unternehmungen bedarf der Großgrundbesitzer eine Menge von Beamten, von ihm in jeder Beziehung abhängige Menschen, die nebst den Arbeitern die Bevölkerung der Herrschaft ausmachen. An die Stelle des freien Bauern treten Wirthschaftsverwalter, Maierhofsknechte und Taglöhner, willige Werkzeuge in der Hand ihres Herrn. In früherer Zeit nahmen es diese Beamten nicht so genau mit dem Eigenthum ihres Herrn; das sogenannte System des „Schmierens" (d. h. Bestechens) war in voller Blüte und mag auch jetzt noch vorkommen; wie höher stehende Beamte es machten, so trieben es auch die niederen Diener. Es ist ein leider nicht wegzuleugnender Fehler der Tschechen, daß ihre Achtung vor fremden Eigenthum eine sehr bedingte ist. In den unteren Schichten ist ein bestrafter Dieb noch lange nicht ehrlos und Jedermann geht mit ihm um, wie mit einem ehrlichen Menschen. Bezeichnend ist der Ausdruck „böhmischer Zirkel", den man für eine gewisse aneignende Handbewegung erfunden hat.

Diese Beamten sind (immer die Ausnahmen abgerechnet) eine ganz eigene Menschenklasse. Ihre Besoldungen an baarem Gelde betragen oft nicht viel, dagegen beziehen sie Deputate an Holz, Getreide, Bier und was sonst noch die Herrschaft hervorbringt. In ihrem gesellschaftlichen Wesen kommen sie dem Kleinstädter am nächsten, und alle über eine Domäne zerstreuten Beamten würden, auf einen Punkt zusammengedrängt, ein ganz herrliches Krähwinkel vorstellen. Aber eben so gut wie die Arbeiter auf den Herrschaften sind sie Proletarier und zwar recht konservative Proletarier, denn die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die auf einer Herrschaft Angestellten untereinander vielfach verwandt und verschwägert sind und in geschlossener Phalanx Alle für Einen und Einer für Alle stehen, damit ja keine neue Ordnung der Dinge die alten Bräuche oder Mißbräuche ändere. Sie halten fest am Hergebrachten; manche sind im höchsten Grade servil gegen ihre Vorgesetzten und erkennen in jedem Fremden einen gefährlichen Eindringling und Neuerungssüchtigen. Die Söhne dieser Beamten kennen meist kein anderes Ziel als wieder Beamte zu werden, und da sie geläufig deutsch und tschechisch reden, außerdem in der Unterwürfigkeit und Willenlosigkeit ein gutes Stück leisten, so finden sie auch im ganzen Kaiserstaat überall leicht wieder eine Verwendung als Beamte. Die meisten Werkzeuge Bach'scher Willkür, namentlich in Ungarn, waren solche zweisprachige Böhmen, Fledermäuse, deren Handlungen dann auf Rechnung der deutschen Nation geschoben wurden und derselben unverdiente Vorwürfe brachten. Dieses ganze ausgedehnte Beamtenthum, eine Mischung von Servilismus, Armuth und Halbbildung, ist aber eine ganz natürliche Folge des kolossalen Großgrundbesitzes, Latifundium, der überhaupt eine Menge volkswirthschaftlicher Nachtheile in seinem Gefolge hat, die leider nicht zu ändern sind, als bis die Ursache desselben selbst beseitigt ist.

* *
*

Eingestreut zwischen die weit sich hinziehenden Flächen des Großgrundbesitzes liegen die Dörfer der Bauern. Aber in so ausgedehntem Zusammenhange, wie wir die Felder der Landbewohner z. B. am Rhein, in Niedersachsen &c. treffen, wo Dorfschaft an Dorfschaft stößt, finden wir die Ackergründe der Bauern

in Böhmen nirgends. Hier und da zeigen sich wohl größere Komplexe, aber im Allgemeinen sind es nur kleine Gemarkungen, welche der vierte Stand sein eigen nennt. Die Wälder, die bei den Dörfern als Gemeindegut sich befanden, oder im Besitz einzelner Bauern waren, sind meist abgetrieben und zu kahlen Hutweiden oder fruchtbarem Ackerboden gemacht worden. Häufig kaufte sie die benachbarte Gutsherrschaft an, oder tauschte sie gegen ein Stück Wiese aus. So liegt denn das Dorf inmitten baumloser Felder; ein holperiger Weg, dem man es ansieht, daß seit Menschengedenken wenig oder nichts für seine Erhaltung gethan worden ist, schlängelt sich zum Dorfe hin; die Gräben, die einst an seiner Seite sich hinzogen, sind kaum noch zu erkennen, sie sind längst verraſt oder im Laufe der Zeit dem Boden gleich geworden. In regniger Zeit stehen dann Wasserlachen auf dem Wege, und die langsam dahin ziehenden Wagen der Bauern versinken bis an die Nabe im Kothe.

Wir haben hier vorzugsweise die tschechischen Dörfer westlich von Prag im Auge. Die Gegend ist flach und nur vereinzelte Holzbirnbäume erheben sich aus dem meist gut bebauten Boden. Der Holzbirnbaum war den alten Slawen heilig, deshalb legen auch die Enkel nicht die Axt an ihn, wie an alle anderen Bäume, sondern besingen ihn noch in ihren Volksliedern, deren eines beginnt: „Steht im Feld ein breiter Birnbaum". Auch nahe beim Dorfe selbst finden wir wenig Bäume, nichts von einem Garten, kein Blumenbeet ist zu sehen. Ein paar vereinzelte Pflaumenbäume und einige am Mühlbache stehende Erlen, das ist Alles. Am Eingange des Dorfes steht ein mit den kaiserlichen Farben angestrichener Pfahl, der eine Tafel trägt, welche oben in deutscher, unten in tschechischer Sprache den Namen des Dorfes uns verkündigt. Wir treten ein; der Weg wird wo möglich noch schlechter, da er als willkommener Abladeplatz für allerlei Schutt benutzt wird; die Düngstätten liegen dicht an ihm und ergießen bei Regenwetter ihren werthvollen Inhalt als braunen Strom über die Straße; große Steine in der Mitte hat man liegen lassen und die Wagen fahren um dieselben herum; an die Entfernung derselben denkt Niemand.

Die Mittagsglocke läutet und die Kinder kommen mit Fibel und Schiefertafel bewaffnet aus der Schule gesprungen. Die blonden Haare, die blauen Augen der meisten lassen uns kaum einen äußerlichen Unterschied mit deutschen Kindern gewahren. Die ganze Schaar drängt sich an den fremden Pan (Herrn) heran; wie auf Befehl ertönt gleichzeitig aus aller Munde: „Poch walen bud pan Jesus Kristus!" Gelobt sei Jesu Christ! „Nawjeki, Amen!" In Ewigkeit, Amen! antworten wir und nun entsteht unter der Jugend ein förmliches Ringen, wer zuerst die Hand des Pan küssen soll. Die Urväter dieser Kinder färbten wohl einst den Boden hussitischer Schlachtfelder mit ihrem Blute, mit ungebrochenem Muthe für den Kelch streitend; die Enkel begrüßen uns mit dem katholischen Gruße; ihr Glaube ist ein anderer als der der Väter, aber der slawische Handkuß ist ihnen geblieben.

Die Bauernhäuser, Chalupen genannt, liegen zu beiden Seiten der Straße; sie sind niedrig, meist nur aus eingebrannten Lehmziegeln und tannenen Balken in Wechsellagen aufgeführt; die Ziegel sind mit weißem Kalk übertüncht, die Balken im Laufe der Zeit schwarz geworden, so daß nun das Ganze einem königlich preußischen Schlagbaume gleicht. Das mit Stroh gedeckte Dach geht tief herab, um an der einen Seite des Hauses sich zu erweitern und, von ein paar hölzernen Säulen gestützt, wagrecht fortzusetzen. Unter diesem verandaartigen Vorbaue läuft eine Galerie hin, Pawlatsche genannt, die im Sommer zum Aufenthalte der Familie dient. Die Ställe und Scheunen liegen abgesondert; oft gehört eine Scheune zu mehreren Chalupen zugleich. Statt der Strohdächer findet man hier und da Schindeln, und in der neuern Zeit mehren sich natürlich die Ziegelhäuser, aber im Allgemeinen zeigen die Dörfer in der erwähnten Gegend zwischen Prag und Pilsen einen sehr ärmlichen Anstrich. Oestlich und südlich von der Hauptstadt ist das anders.

Wenn nicht, was häufig der Fall ist, ein kleiner Gutsherr einen größern Hof mit hübschem Gebäude im Dorfe besitzt, so unterscheiden sich nur zwei Häuser von den übrigen Chalupen durch städtische Bauart: das des Geistlichen und des Juden. Der Geistliche führt im Allgemeinen dasselbe einsame Leben wie die meisten katholischen Dorfpfarrer, aber eins zeichnet den tschechischen Landgeistlichen vor seinem deutschen Kollegen besonders aus: er ist zugleich nationaler Agent. Der deutsche Geistliche ist Obst- oder Bienenzüchter, oder hat sonst eine Liebhaberei, aber die Fortbildung des nationalen Elements liegt ihm wenig am Herzen. Ganz anders der tschechische Geistliche. Wenn ihn auch sonst die Wissenschaften oder Künste kalt lassen, in der Geschichte seines Vaterlandes ist er zu Hause und versäumt nie, bei passender Gelegenheit die Thaten der alten Tschechen den Bauern zu erzählen, wobei natürlicherweise mancher Seitenhieb auf die Deutschen mit abfällt. Kommt er aber zu den großen Tagen der Hussiten, dann stockt seine Stimme — hier liegt ein Bruch, die katholische Kirche und das Nationalgefühl gerathen in Widerspruch. Aber er erwärmt sich doch an dem Glaubenshelden Huß und wir haben es gesehen, daß junge Kapläne, angethan mit der „nationalen Tschamara", in einem unbewachten Augenblick auf das Wohl des Reformators ein Glas leerten. —

In allen Stücken das Gegentheil des Geistlichen ist der Dorfjude. Als er einzog in das Dorf und seinen mit tausenderlei Sachen wohlbesetzten Kramladen eröffnete, nannte er noch nicht viel sein eigen. Fleiß, Ausdauer, Nüchternheit, Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, Freude am Gelde, diese Erbtheile der Söhne Israels, brachte er mit. Im Dorf entstand Aufregung und der Geistliche ließ sogar von der Kanzel einige Worte gegen ihn fallen. Aber er harrt aus. Schon mit Tagesanbruch füllt sich sein Laden; der Branntwein des Juden ist stärker und besser als der im Wirthshaus und der tschechische Bauer oder Arbeiter muß schon in der Frühe sein Gläschen von dem berauschenden Getränke zu sich nehmen. Immer weiter dehnt sich der Geschäftskreis des Juden aus. Der bisherige Tabaksverkäufer besorgt sein Geschäft nicht zur Zufriedenheit der Steuerbehörde (der Tabak ist Monopol) oder er stirbt. Bald darauf sieht man den Doppeladler mit der Umschrift: „K. K. Tabaktraffik" am Hause des Juden angebracht. Diesem gesellt sich bald noch ein Adler bei, denn auch die Lottokollektur erlangt der Unermüdliche, und nun prangen allmonatlich zweimal die in der Prager kleinen Lotterie gezogenen Zahlen auf einer Tafel am Hause. Die Mautheinnahme der benachbarten Bezirksstraße ist meistbietend zu verpachten; kein christlicher Bieter findet sich, der Jude ersteht sie billig, findet seine Rechnung dabei und ist nun k. k. Mautheinnehmer. In dem Maße, wie sein Wohlstand durch Unternehmungen steigt, welche die christlichen Bewohner des Dorfes eben so gut wie er machen könnten, in dem Maße wird er verhaßter.

Gegenüber den wenigen unter ihnen lebenden Protestanten sind die Tschechen im höchsten Grade duldsam und bilden hierdurch einen erfreulichen Gegensatz gegen die Bewohner anderer Länder der Monarchie, z. B. die Tyroler. Sagt ihnen Jemand: Ich bin Protestant, so erhält man die Antwort: To jest stejni, das ist einerlei. Doch schreibt sich diese religiöse Duldsamkeit nicht etwa von einer geschichtlichen Erinnerung an das Hussitenthum her, da die Geistlichkeit soviel wie möglich Alles, was noch daran erinnert, auszutilgen strebt. Die wenigen noch heute übrig gebliebenen Hussiten nennt der Landmann scherzweise Berani, Böcke, wegen der Hartnäckigkeit, mit der sie an ihrem alten Glauben festhalten. Spricht der tschechische Bauer aber vom Juden, so ist diesem das Eigenschaftswort „stinkend" oder „verflucht" sicher. Hieran ist aber außer dem kirchlichen noch der nationale, oder sagen wir besser der politische Standpunkt des Juden Schuld. Der Jude ist nämlich ein Propagandist für das Deutschthum. Die Pesther Juden singen in ihrer Synagoge den Szozat, im Tempel zu Warschau erklingt das Boze cos Polske; aber der böhmische, unter

den Tschechen lebende Israelit stimmt begeistert in Arndt's Vaterlandslied ein.

Woher kommt diese Erscheinung? Wie alle seine Glaubensgenossen, ist auch der böhmische Jude ein praktischer Mensch. Er weiß, daß er mit der Kenntniß der deutschen Sprache in ein großes Kulturgebiet eintritt, während er mit dem tschechischen Idiom sich nur wenige Meilen von der Landeshauptstadt entfernen darf, um an einer unübersteiglichen Sprachgrenze anzulangen; er bedient sich daher der Sprache Lessing's lieber, als der einer ihm feindlichen Minderheit. Zu Hause spricht der Jude nur deutsch. Und dann ist der Handel, in dem sich vorzugsweise die Thätigkeit des Juden bewegt, in Böhmen fast rein deutsch zu nennen. Auch übersieht der Jude nicht, daß, wenn eine Klärung der nationalen Streitigkeiten wird, das Uebergewicht und die Herrschaft doch den Deutschen bleibt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Juden unter den Tschechen sich sehr ausschließlich verhalten und sich in ihrem Umgang auf sich beschränken, viel mehr als dies in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist, wo man z. B. besondere „israelitische Bälle“, welche die Juden eines Bezirks im Fasching vereinigen, weniger kennt. —

Es ist ein wahrer Satz, der sich auch in Böhmen wieder bewährt: „Wie die Klette an den Kleidern, so hängt der Jude an den Völkern slawischer Nation.“ Im ganzen Kronlande leben ihrer jetzt 86,000, so daß also etwa jeder fünfzigste Mensch ein Jude ist.

Es ist Sonntag im Dorfe. Wir schreiten mit der festtäglich gekleideten Menge der Kirche zu, deren Glocken zur Messe rufen. Der Pfad führt über den Steg des Mühlbachs, der das Dorf durchrinnt. Das Geländer des Steges ist im Verfall begriffen, wer kümmert sich auch darum? Man läßt es so gehen bis ein Unglück geschieht; Gemeinsinn muß man hier nicht suchen. Auf dem Geländer steht ein Bild des heiligen Johannes von Nepomuk, aus Blech geschnitten und mit Oelfarbe angemalt. Es ist ganz dem berühmten ehernen Heiligenbilde auf der Prager Brücke nachgeahmt, das selbst im deutschen Volksliede bekannt ist: „O du heiliger Nepomuk, der du stehst auf der Prager Bruck.“ Um das Haupt des Schutzpatrons der Brücken schwebt ein Sternenkranz, in der Rechten hält er einen Palmenzweig, in der Linken das Kruzifix. Das Volk schlägt ein Kreuz und geht beim heiligen Johannes vorüber, denn „heiliger Nepomuk“, nach seinem Geburtsorte, wird er in Böhmen nie genannt. Trotzdem der Heilige schon beinahe fünfhundert Jahre todt, ist doch heute noch im Prager Veitsdom seine unverwes'te Zunge zu sehen!

Die Kirche ist gedrängt voll; sie ist ja auf dem Lande der einzige Ort, wo man sich allwöchentlich in hübschen Kleidern versammeln und gegenseitig betrachten kann. Wie ist die Kleidung beschaffen? Von einer Volkstracht zwischen Prag und Pilsen keine Spur. Der Bauer oder Arbeiter schreitet in einem schlecht gemachten städtischen Rocke einher, der ihm wie ein übergeworfener Sack sitzt. Die Frauenzimmer tragen leichte Kattunröcke in grellen Farben — mit Reifen darunter: „Ona ma raf“, sie trägt einen Reif, heißt es. Ueber den Kopf ist kleidsam ein buntseidenes Tuch gebunden, dessen Zipfel in den Nacken hängen. In anderen Gegenden Böhmens, in den deutschen Bezirken bei Pilsen, im deutschen Egerlande, an der mährischen Grenze und besonders in den slawischen Theilen Mährens selbst, gestaltet sich die Tracht reicher, eigenartiger und farbiger. Betrachten wir die Gesichtszüge und Gestalten der Kirchgänger. Die Männer sind meist hoch und schlank gewachsen, wenige tragen Bärte, meist ist das Gesicht rasirt. Die Haare finden wir vom hellsten Flachsblond bis zum Rabenschwarz in allen Abstufungen. Hier und da stärker hervortretende Backenknochen, tiefer liegende Augen als man im Allgemeinen bei den Deutschen findet — doch im Ganzen keine wesentliche Abweichung. Daß bereits auch bei dem tschechischen Landvolk eine starke Beimischung von deutschem Blute sich findet, ist unleugbar; noch mehr ist dies jedoch bei den Städtern der Fall, während das Umgekehrte ganz in demselben Maße bei der deutschen Bevölkerung Böhmens auftritt. Eins unterscheidet den Tschechen aber doch physisch vom Deutschen: ein ungemein lebhaftes Geberdenspiel beim Sprechen. Die geringste Kleinigkeit weiß er oft so lebhaft vorzutragen und seinen Worten im Tonfall solche Abstufungen zu geben, daß man einen Schauspieler vor sich zu sehen wähnt. Wie hölzern erscheinen dem gegenüber oft unsere Bauern!

Die Messe ist gelesen und Alles strömt aus der Kirche; aber so wie drinnen die letzten Töne der Orgel verrauscht sind, erschallt draußen auf der Gasse der dumpfe Klang einer „Komödiantentrommel“. Das Wort Komödiant hat in Böhmen einen weiten Begriff: Equilibristen, Seiltänzer, Bärenführer, Marionettenspieler und die Söhne Thaliens, die mit dem Thespiskarren umherziehen — Alle sind Komödianten. Und für sie Alle ist hier noch ein wahres Paradies.

Der Mann mit der Trommel steht mitten im Dorfe still; die Kirchgänger umgeben ihn und horchen eifrig auf seine Ankündigung, welche in wohlgesetzter tschechischer Sprache etwa so lautet: „Heute Abend um sieben Uhr wird im hiesigen Gasthause der ausgezeichnete Marionettenspieler Herr Joseph Winitzky die Ehre haben aufzuführen: Doktor Faust, Lustspiel in fünf Akten, wozu die geziemende Einladung geschieht.“

Wir beschließen in's Wirthshaus zu gehen. Es ist noch zu früh, um dem Puppenspiele, das oben im Saal aufgeführt wird, beizuwohnen; wir treten deshalb unten in die Gaststube ein. Mit einem „Schön willkommen, küß die Hand“ empfängt uns höflich der Wirth. Er bringt eine Halbe (holba) leidlich guten Bieres herein, setzt einen Teller mit Salz und einen Laib Brod vor uns hin, zu dem er das nationale Schnappmesser, die Kudla, legt. Letztere hat eine fast dreieckige Klinge, die in einem kurzem, rund gedrechselten Stückchen Holz von gelber Farbe sitzt. Weiter ist in dem gerade nicht saubern Wirthshause nichts zu haben und man verlangt dort auch nichts weiter. Die Kost der Leute ist sehr einfach. Während der Woche kommen verschiedene nationale Mehlspeisen: Dalken, Liwanzen und Buchteln, auf den Tisch und nur Sonntags wird mit Knödeln und Fleisch (Knedliki a Maso) eine Ausnahme gemacht.

Der Wirth, der sich zu uns setzt, erkennt sogleich an unserer Aussprache den Deutschen und fühlt sich nun sogleich verpflichtet, sein natinoales Glaubensbekenntniß abzulegen, daß er nämlich ein guter Tscheche sei. Er ist freilich nur ein kleiner Bauer, der einige Strich Feld bewirthschaftet, aber er ist Gemeindevorstand und somit eine wichtige Person. An der Wand hängt das Zeichen seiner Würde, die Palitschka, ein etwa anderthalb Schuh langes gedrechseltes Holz, an dem sich oben eine zusammengeballte eiserne Hand befindet. An diese bindet der Gemeindevorsteher (prednosta) seine Rundschreiben an, und so wird die Palitschka, auch kurzweg Prawo, das Recht, genannt, von Haus zu Haus geschickt. Außer der Palitschka zeigen die Wände noch einigen andern Schmuck: zunächst das Bild des Landespatrons, des heiligen Wenzel. Er sitzt auf einem Schimmel in voller Rüstung, den Wimpelspeer in der Hand, mit der Herzogskrone auf dem Haupte. Neben ihm hängen die Bilder einiger nationalen Großen von heute, wie Palacky, Rieger, Brauner. Und wie es an den Wänden dieses Wirthshauses aussieht, so an denen der meisten übrigen Bauernhäuser: überall manifestirt sich das Tschechenthum. In der That, ein nicht zu unterschätzendes lebendiges Nationalgefühl steckt in diesem Volke, das darin den Deutschböhmen bei weitem voraus ist, obgleich auch bei diesen ein bedeutender Fortschritt zum Bessern sich nicht verkennen läßt. Fast jeder Bauer kennt einige Thatsachen aus der reichen Geschichte seines Landes, er weiß, daß Böhmen einst mächtiger und größer war und daß die Schlacht am Weißen Berge all' die Herrlichkeit vernichtete. Heißt es doch im Volksliede:

Nach der Schlacht am Weißen Berge
Kam über uns ein tiefer Schlaf,
Und in Böhmen eingenistet
Hat sich das deutsche Lumpenpack!

Die tschechischen Bauern lesen jetzt ziemlich viel Zeitungen, und diese dienen gerade nicht dazu, die nationalen Leidenschaften zu dämpfen. Aber häufig versteht der Bauer dieselben aus zweierlei Gründen nicht; einmal sind sie mit lateinischen Lettern gedruckt, die ihm nicht geläufig sind, und dann ist ihm die tschechische Sprache in ihrer gereinigten Gestalt, wie sie die Zeitungen bringen, oft ganz unverständlich; er liebt es, seine Rede mit verdorbenen deutschen Wörtern zu spicken. Neben den Zeitungen nimmt er noch Gebetbücher, Kalender und einige Volksbücher in die Hand; diese sind durchgehends noch nach der alten Rechtschreibung und mit deutschen Lettern gedruckt. Die Volksbücher sind oft nach bekannten Deutschen bearbeitet, und unter ihnen erfreut sich zumal der Eulenspiegel einer großen Verbreitung. Das hat sich gewiß der launige Schalksnarr von Kneitlingen am Elme, der alte plattdeutsche Ulenspegel, nicht träumen lassen, daß er bei den Franzosen in dem Worte Espiegle und bei den Tschechen als „Enschpigl" fortleben sollte!

Je näher die Stunde zur Aufführung des Puppenspiels rückt, desto lebhafter wird es in der Schenke. Plötzlich erschallen vor der Thür die wohlgesetzten Töne eines Männerviergesanges. „Drahtbinder!" (Drateniei) sagt der Wirth, und kommt der durch den Gesang kundgegebenen Bitte um ein Almosen nach. Es sind die den Tschechen stammverwandten Slowaken, die ehrlichen Söhne des Trentschiner Komitats, welche in großer Anzahl Böhmen durchziehen, und wenn sie bei ihrer genügsamen Lebensweise eine kleine Summe Geldes erübrigt haben, wieder in ihr armes Karpathenland zurückkehren. Ihre alte praktische Tracht bewahren sie ungemein treu. Auf dem Kopfe sitzt der breitkrämpige Hut; die in der Mitte gescheitelten, meist schwarzen Haare fallen bis auf die Schultern herab; nur der Schnurrbart bleibt stehen, der übrige Bartwuchs wird abgeschoren. Das eine Hemd aus grober Leinwand, welches die ganze weite Reise aushalten muß, ist mit Fett getränkt; die eng anliegende, einst weiße Hose wird unten von Bundschuhen zusammengehalten. Als Mantel, als Decke, als einziges Kleidungsstück, das den Oberkörper schützt, dient ihm im Winter wie im Sommer die grobe, wollene Bunda, die über die Schultern geworfen wird und deren einer Aermel unten zugenäht ist und so einen Sack bildet, in dem allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt werden. Das wenige Handwerkszeug, die Drahtzange &c., befindet sich einer in ledernen, umgehängten Tasche, die mit einem Christusbildchen (Panbitschek) aus Messing geziert ist. Diese Slowaken sind in Böhmen überall beliebte und gern gesehene Leute; ihre kleinen Drahtarbeiten, ihre Topfflickereien lassen sie sich billig bezahlen und für die oft hübschen, von ihnen gesungenen geistlichen Quartette, zumal in der Weihnachtszeit (Kolebagesänge) giebt man stets ein kleines Almosen. Ihre Sprache ist mit der tschechischen so nahe verwandt, daß eine Verständigung zwischen beiden Völkern durchaus keine Schwierigkeit bietet.

Auch der christliche Konkurrent des Dorfjuden, der „Kastelmann" (Kastlitschkarsch), eine Art Tabuletkrämer, läßt sich in der Schenke sehen. Er beginnt seine Waaren anzupreisen, die aus allerlei kleinen Kulturbedürfnissen bestehen; er redet tschechisch, und doch wird jeder Deutsche verstehen, was er uns bietet. Mit einförmigem Leierton, wie Autolycus in Shakespeares „Wintermärchen", empfiehlt er uns: Federmessle, Pomadi, Pleiweisi (Bleistifte), Schnupftüchle, Kravatle, Zahnbürschtle, Bortwichs &c. Es mag dies als Beispiel dienen, wie die Sprache hier oft verderbt ist.

Doch die Zeit rückt heran, daß wir dem „Pimperltheater" beiwohnen müssen. Pimperl oder Kasperl ist die kleine lustige Figur im Stücke, und Pimperlati im Allgemeinen sind die Marionetten.

Es ist in der That Schade, daß die Puppenspiele bei uns in Deutschland so in Abnahme gekommen sind. Wir erblicken in ihnen, vernünftig angewandt, ein Bildungsmittel für das Volk. Wenn auch die Marionettentheater in Böhmen häufig grausige Ritterstücke oder dumme Lustspiele bringen, so ist doch die Zahl der historischen Stücke, die belebend auf das Nationalgefühl der niederen Schichten wirken, keine kleine, und alle die verschiedenen Puppenspieler, die wir hörten, befleißigten sich einer sehr reinen tschechischen Sprache und wirkten auch hierdurch bildend auf das Volk. Winitzky, von dessen Faustaufführung wir hier sprechen wollen, ist jedenfalls der Beste unter ihnen.

Die Bühne, welche recht hübsch eingerichtet war, nahm die Hälfte des überfüllten Saales ein. Eine Drehorgel, in der Volkssprache „Flaschinettl" genannt, versah das Orchester — und nur nationale tschechische Weisen, wie Hej Slowane, Kide domow muj und Slowan jsem ja! ertönten auf ihr. Ueber dem Vorhange thront ein großer böhmischer Wappenlöwe, zweischwänzig, mit der Wenzelskrone auf dem Haupt und der Umschrift: „Für König und Vaterland." Wir sind gespannt und voller Erwartung den tschechischen Faust zu sehen. Die Polen haben ihren Twardowsky und so glaubten wir auch bei dem ihnen stammverwandten Volke eine originelle Fausterscheinung zu finden. Die Handlung entwickelt sich und je mehr sie mehr fortschreitet, desto mehr erkennen wir den deutschen Bauernsohn aus Rhoda, den berühmten Dr. Johann Faust. Wagner, der trockene Schleicher, ist in einen Lakai (lokaj) umgewandelt; „Mefistafel" schließt mit Faust den bekannten Kontrakt; Kasperl citirt die Teufel mit „Berlicke, Barlucke" und Faust verrichtet vor dem König in der „Hauptstadt Portugalo" seine Wunderdinge (Kunsti). Alexander der Große, in der alten Tracht eines böhmischen Herzogs, die krasna Helenoria (schöne Helena), Goliath und David werden aus ihren Gräbern gerufen und erscheinen vor dem Könige. Faust schiebt mit Mefistafel auf der Donau Kegel und wirft stets „olle nein", verfällt dann in Reue, wird aber durch ein schönes Weib wieder in das alte Lasterleben zurückberufen, um von Mefistafel geholt zu werden, nachdem ihn dieser um die Hälfte der ausbedungenen Kontraktzeit betrogen hat. Mit einem Worte, wir sehen ganz das alte deutsche Puppenspiel vom Doktor Faust vor uns, wie es Simrock herausgab, dem Göthe die Anregung zu seinem Drama verdankt und das auch schon dem englischen Stücke Marlowe's zu Grunde lag. Aecht tschechisch ist in dem ganzen Stücke nur eine ergötzliche Rüpelkomödie im fünften Akte.

Faust und Eulenspiegel, diese zwei ächt deutschen Gestalten, sind hier so wohl bekannt wie in einem Dorfe Schwabens oder Niedersachsens. Man sieht daran, wie sich auch auf dem Gebiete der Volkssage und Erzählung Deutsches bei den Tschechen eingebürgert hat.

Wenn wir uns in den Bauernhäusern näher umsehen, so fällt es auf, in den meisten derselben ein Musikinstrument zu finden; bald hängt eine Geige, eine Klarinette oder ein Flügelhorn an der Wand und ein oder mehrere Mitglieder der Familie haben es zu einer gewissen Fertigkeit auf den verschiedenen Instrumenten gebracht. Fast jedes Dorf hat seine eigene, aus Einwohnern bestehende Musikbande, die bei Tanz oder Hochzeiten aufspielt. Und nennt der Landbewohner weiter nichts mehr sein eigen als die Geige, so nimmt er sie und zieht begleitet, von einigen Kameraden, hinaus in's Land oder weit in die Ferne, um mit dem geliebten Instrumente sich seinen Unterhalt zu gewinnen. Diese Musikliebhaberei ist beiden, den Böhmen deutschen und slawischen Stammes, eigen. Es ist auffallend, mit welcher Leichtigkeit sie oft mehrere Instrumente handhaben, wie dies ihnen gleichsam von Jugend auf angeboren ist, und doch finden wir unter den Tschechen, wie überhaupt unter den Slaven, keinen großen Tonsetzer, der sich auch nur den deutschen Meistern zweiten Ranges an die Seite stellen könnte.

Trotzdem aber liegt ein tiefer Quell von herrlichen Weisen in der Brust des tschechischen Volkes; die meist schwermüthigen Melodien der wirklich schönen Volkslieder können sich denen aller anderen Völker dreist an die Seite stellen. Ein Blick in Erben's Sammlung genügt, um diese Behauptung zu bekräftigen, und die allgemeine Beliebtheit, welche die tschechischen Lieder selbst in künst-

lerisch gebildeten Kreisen genießen, die Bearbeitungen, die sie oft von tüchtigen Musikern erfuhren, bewahrheiten unsern Ausspruch. Trinklieder und heitere Lieder haben die Tschechen weit weniger als wir Deutschen.

Hand in Hand mit der Musikliebe des Tschechen geht seine Liebe zum Tanze. Es ist dies auch ein Merkmal, das er mit den meisten anderen slavischen Völkern gemein hat. Die Redowa und vor allem die Polka (Pulka, Halbschritt) sind ächt nationale Tänze, die aber heute sowohl in den Tuilerien, wie in einer tschechischen Dorfschenke getanzt werden. Die Polka ist noch vor gar nicht langer Zeit von einem tschechischen Dienstmädchen erfunden worden. Eine mehr lokale Verbreitung hat der Straschak, ein eigenthümlicher Tanz, bei dem die tanzenden Paare sich gegenseitig in die Hände klatschen.

Eine Lobrede auf Australien.

Wir finden es sehr erklärlich, daß die Ansiedler mit Stolz und Genugthuung auf ihre neue Heimat blicken. Etwa um die Zeit, da in Europa die große französische Staatsumwälzung ausbrach, ein paar Jahre nach dem Tode Friedrich's des Großen, landete in der nachher so verrufenen Botany-Bay ein Schiff, mit dem „Auswurf der Menschheit" befrachtet, und warf diese Leute an die Gestade Australiens. Fernab von aller Welt, bei den Gegenfüßlern, gründete man Verbrecherkolonien.

Die schweren Zeiten hat man überstanden. Heute zählt Australien im Weltverkehr als ein Faktor ersten Ranges. Welch ein Gegensatz zwischen 1788 und 1863! Heute ist der große Inselkontinent in seiner ganzen Breite von Süden nach Norden durchwandert; neue Kolonien sind erstanden, selbst am Busen von Carpentaria wird gegenwärtig ein eigenes Gebiet organisirt. Am Ostrande liegen Queensland und Neusüdwales; am Südrande Victoria und Südaustralien, am Westrande Westaustralien; die verrufene Insel Vandiemensland ist in die Kolonie Tasmanien umgewandelt worden. Die Erfolge Australiens sind ohne Beispiel in der Weltgeschichte, selbst im Vergleich zu jenen Nordamerikas. Die ganze Entwickelung hat in der That einen großartigen Strich, und die Kraft, der Unternehmungsgeist und die Ausdauer der Ansiedler sind geradezu bewundernswürdig.

Wir begreifen, daß die Australier stolz auf sich sind und auf Das, was sie geschaffen haben. Sie befinden sich in den Jugendjahren und sind begreiflicherweise zu einigen Uebertreibungen geneigt. Aber wenn wir auch ein gutes Theil abziehen, so bleibt doch immer noch genug des Ruhmes für sie. In Bezug auf die Beschaffenheit ihres großen Kontinents sind ihre Hoffnungen allzu sanguinisch. Wir haben im Globus oft darauf hingewiesen, daß höhere Kulturverhältnisse und eine allseitige Entwicklung nur an den Gestaderändern und, je nach Beschaffenheit des Geländes, mehr oder weniger landein, möglich seien. Das Innere ist einseitig, die Gliederung dürftig, und große, das ganze Jahr hindurch schiffbare Ströme, dergleichen wir in den übrigen Erdtheilen finden, mangeln in Australien. Dort liegen viele Extreme nahe bei einander, und wie die ganze Beschaffenheit jenes Kontinents eine ganz eigenartige ist, auch in Bezug auf das Pflanzenreich und die Thierwelt, so werden auch die Civilisationsverhältnisse in diesem halb unfertig gebliebenen Erdtheile einen ganz eigenthümlichen Verlauf nehmen.

Die Australier aber sind mit ihrem Lande zufrieden, auch die deutschen Ansiedler. Diese machen dem alten Vaterland alle Ehre, weit mehr als ein nicht unbeträchtlicher Theil der Auswanderer, welche sich Nordamerika zur neuen Heimat erkoren haben. In Australien ist kein faules und verrottetes Yankeethum, von welchem in Amerika so manche unserer Landsleute in verderblicher Weise angestreift werden; die Verhältnisse sind gesunder, die Ziele, welche man in's Auge faßt, praktischer.

Mit großer Freude lasen wir ein Heft der Australischen Vierteljahrsschrift, welche zu Melbourne in Victoria erscheint. Herausgeber ist Heinrich Püttmann vom Niederrhein, früher Mitredakteur der Kölnischen Zeitung und als Dichter der „Tscherkessenlieder" vortheilhaft bekannt. Er ist nun wohl an die sechszehn Jahre in Australien, wanderte vor 1848 dorthin aus und hat sich die Liebe zum alten Vaterlande ungeschwächt bewahrt. Es klingt rührend, wenn wir in seinen Gedichten, die er den „deutschen Sängern in Australien" widmet; folgende Verse lesen:

> Schall' es aus jedwedem Mund:
> Heil den fernen deutschen Brüdern!
> Und in Jedes Herzens Grund
> Flamme, was erklingt in Liedern.
>
> Denn, ob auch das weite Meer
> Uns getrennt vom Vaterlande:
> Deutsches Herz läßt nimmermehr
> Von dem alten Liebesbande.
>
> Dein, o Vaterland, fürwahr!
> — Sei es hüben, sei es drüben, —
> Dein gedenken immerdar
> Muß es, und dich innig lieben!!
>
> Und so laßt der Heimat Lied
> Ihr zur Ehre frei erklingen.
> Daß in Lust und Stolz erglüht
> Jedes Herz — ob deutschem Singen!

In einem Aufsatze, der überschrieben ist: „Vorwärts, Australien!" steigert H. Püttmann seine Schilderung bis zum Dithyrambus. Wir wollen sie mittheilen, weil sie charakteristisch ist und sehr gut zeigen kann, wie unsere Landsleute ihre neue Heimat ansehen. Er sagt:

Hier in Australien ist Raum für Millionen Menschen, hier ist Land vollauf, um die Phantasie des gierigsten Landbebauers zu sättigen, und Weide so unermeßlich, um viele Millionen Heerden zu nähren.

Und welches Land, und welche Triften!

In diesem Klima scheint die Natur dem Menschen zeigen zu wollen, daß sie gleich der ephesischen Göttin tausend Brüste besitzt, und Alles, auch das Fremdartigste, liebevoll ernährt, was ihrer mütterlichen Sorge anvertraut wird. —

Wir haben Korn, wir haben Früchte, wir haben Wein!

Mehl weiß wie Schnee, das beste der ganzen Welt, wie die Kornhändler in London, die es wissen müssen, behaupten.

Obst saftig und fein, labend für den Gaumen, entzückend für das Auge: gigantische Aepfel und Birnen, Pfirsiche mit duftigen Rosenwangen, und süße Mandeln in Hülle und Fülle, dann Loquat, Orangen, Citronen, Bananen 2c., kurz Alles, wodurch kalte und heiße Zonen sich auszeichnen, und Alles in bester Sorte!

Auch in nicht geringerer Fülle und Vortrefflichkeit begegnen wir Erzeugnissen von Garten, Feld und Wald, wie Melonen, Spargel, Liebesäpfel, Ingwer. Melakengebüsche und Akazienwälder füllen die Luft mit Strömen von Wohlgeruch, die Eucalypten quillen von Harz; Bluegum (Euc. globosus) liefert riesige Stämme zu Hafenbauten, Ceder und Schwarzholz (Acacia melanoxylon) sind für feinere Möbelarbeiten, und das Myallholz versorgt den Raucher mit wohlriechenden — Tabakspfeifen.

Daß die Blumen hier geruchlos seien, ist nicht wahr. Hoch über den Giebeln der „Cottage“ nickt und duftet die Königin der Blumen, Veilchen und Nelken hüllen sich in ihre Düfte wie in unsichtbare Schleier, das Geranium, eine kleine Pflanze in Europa, wächst hier zu Mannshöhe, blühende Aloen erheben sich dreißig Fuß hoch in Gärten vor oft nur zehn Fuß hohen Häusern, und wer die allerprachtvollsten Exemplare der Fuchsien, Rhododendron rc. sehen will, der muß hierher kommen.

Was aber den Wein betrifft, so zweifelt Niemand, daß Australien sich dereinst durch ihn zu hohem Ruhm emporschwingen und manches traurige Herz der Zukunft erheitern wird. Noch ist er jung, aber ein Riese in Windeln; ein Kosmopolit dazu: glühend wie der Spanier von Xeres, brausend wie der Champagner, oder stark und innig wie der Gott vom Rhein. —

Wir haben Gold und Edelsteine!

Denn nicht zufrieden mit dem Schmuck und Reichthum, den die Oberfläche der austranlischen Erde bietet, hat die Natur auch das Innere mit Schätzen durchwoben.

Gold — zum Wohl oder Wehe des Menschen — ist in solcher Menge vorhanden, daß seine Produktion wohl nicht mit den nächsten Menschenaltern schließen wird. Noch sind die Zeiten nicht ganz vorüber, wo eine Hand voll Sand, vom Boden des Flusses aufgehoben, eine Börse mit Gold füllte. Sollte dies aber auch nur Tradition werden, so bleiben dem golddurstigen Geschlecht noch Jahrhunderte, um dem Funken den Stein, dem Quarz das Gold zu entlocken.

So im Besitze des edelsten Metalls, hat der Australier es bisher kaum der Mühe werth gefunden, nach edlem Silber sich umzusehen. Doch ist es in Massen vorhanden, und mit ihm die meisten anderen mehr oder minder edlen Metalle: Kupfer, Zinn, Antimon rc. Zum Ersatz für das fehlende Gold ist Südaustralien Kupfer in so reichem Maße verliehen, daß der Gewinn seiner Ausbeutung dem des Goldes gleichkommt, und Neusüdwales hat, außer allen übrigen Mineralschätzen, sehr reiche Kohlenlager. Daß der Demant, der krystallisirte Kohlenstoff, auch in Australien gefunden wird, und außer ihm eine Menge anderer Edelsteine und kostbarer Gesteinsarten, wie Topase, Malachit, Turmalin rc. ist am Ende viel weniger wichtig, als daß sich hier unerschöpfliche Lager von Thon und Porzellan-Erde (Kaolin) und Eisen vorfinden. Hat man doch leider letzteres bisher, aus Mangel an geeigneter Arbeitskraft, noch gar nicht ausbeuten können!

Noch wäre es leicht, auf viele andere schätzbare Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der australischen Natur aufmerksam zu machen; es genüge aber die Andeutung, daß, wie im Pflanzen-, so auch im Thierleben die wundersamste Mannichfaltigkeit und ein fast unbegreifliches Gedeihen aller Geschlechter der Erde herrscht. Neben dem schläfrigen eingebornen Faulthiere zeigt das naturalisirte australische Roß ungemeines Feuer und große Kraft der Ausdauer. Der Rindviehzucht ist ein weites Terrain geboten; und die Vermehrung der Schafe (deren es jetzt über 25 Millionen in Australien giebt) ist so fabelhaft, daß viele Heerdenbesitzer (Squatter) zu königlichen Reichthümern gelangt sind, und aus diesem Grunde Plutokratie in Australien Squattokratie heißt. Als einen Rivalen des Schafes sucht man in neuerer Zeit das südamerikanische Llama zu akklimatisiren, was mit gleich gutem Erfolge geschieht, wie die Naturalisirung fast jedes andern Geschöpfs der Thierwelt, von denen wir u. A. Angora-Ziegen, Ceylon-Rehe, Fasanen, Repphühner, alle Sorten Federvieh und nebenbei auch unsere heimischen Drosseln und Lerchen nennen.

So hat denn in jeder Beziehung die Natur ihr reichstes Füllhorn über diesen Welttheil ausgeschüttet; und es bleibt nur zu sehen, wie der Mensch die Gaben zu benutzen verstanden. Wenn Zahlen beweisen, so können wir prunkend auftreten und z. B. hervorheben, daß die weiße Bevölkerung des Landes, die vor wenig Jahrzehnten einen so winzigen und unwürdigen Ursprung hatte, nun auf etwa anderthalb Millionen angewachsen ist; daß die Goldfelder in zehn Jahren weit über hundert Millionen Pfund Sterling an Werth producirten; daß die Wollenausfuhr gleichfalls wohl die Hälfte dieser Summe betrug rc.; aber wir bemerken hier nur im Allgemeinen, daß die australischen Kolonisten unleugbar eine entschiedene Energie zeigten, und mit Hülfe der unermeßlichen Naturgaben Großes vollendeten und noch Größeres vollenden können und werden.

Gegenwärtig sind am östlichen und südlichen Küstensaume des Landes im wirklichen Sinne des Wortes blühende Kolonien geschaffen, die in Bezug auf materielle und geistige Kultur keineswegs den europäischen Staaten nachstehen, und manche derselben durch Wohlstand und leider auch durch Luxus weit übertreffen. Das eiserne Dampfroß macht von den Metropolen Sydney, Adelaide und Melbourne nach allen Richtungen Ausflüge, der Lichtbote Telegraph vermittelt den Verkehr zwischen den Kolonien und der mächtige Geist der Industrie überhaupt rastet nimmer, um die Bevölkerung von den Fesseln, die sie noch theilweise, mancher Erzeugnisse des Kunstfleißes wegen an ältere Länder knüpfen, stets mehr zu befreien.

Aber das vor uns liegende Feld der Entwickelung ist trotz Allem groß und unendlich. Wenn wir gestern die Eisenbahn bis tief in's Innere von Victoria bis Sandhurst eröffneten und morgen weiter schreiten bis zu den Ufern des Murray, so müssen und werden wir später einen Eisenweg durch die verrufene Steinwüste bis nach dem Golf von Carpentaria hin bauen, und verbinden so Baß's Straits im Süden mit Torres Straits im Norden. Dadurch wird die Verbindung mit dem indischen Archipelagus eine unmittelbare und der Telegraph von Europa fliegt leicht zu uns herüber, wenn dies nicht früher von anderer Richtung her geschieht. Und in Beziehung auf beschleunigte Beförderung von Menschen und Waaren aus und nach der alten Welt haben wir unsere eigene Flotte zu bauen, um uns unabhängig zu machen in geschäftlicher und mancher andern Rücksicht; und wir werden die Flotte bauen, und dann vermöge unserer vortheilhaften geographischen Lage den ganzen Weltverkehr der südlichen Halbkugel uns aneignen.

Und inzwischen werden auch, nachdem uns nunmehr durch Burke, Landsborough und M'Kinlay das Innere Neuhollands erschlossen ist, die Squatter ihr Reich ungemein erweitert haben. Das Schaf wird in den bewohnteren Distrikten allmälig dem Pfluge gewichen, neue Kolonieen werden gegründet werden und der Einwanderung im größten Maßstabe das weiteste Feld geboten sein.

Auf solche Weise mag im Laufe nicht zu vieler Jahre die Bevölkerung Australiens sich verzehnfacht haben, und das Produkt des Bodens nicht allein ausreichen für den heimischen Bedarf, sondern außer Gold und Wolle auch australischer Weizen und Wein, nebst Baumwolle, Tabak, Seide, Oel rc. auf den Märkten der Welt prangen.

Dann möchte auch der Zeitpunkt gekommen sein, daß die Kolonien Australiens in einen Gesammtverband treten, und ein „Vereinigtes freies und selbständiges Australien“ bilden. Wie nahe oder fern dieser Zeitpunkt ist, wird von der schnelleren oder langsameren Entwickelung und Kräftigung der Kolonien abhängen. Der Natur der Sache nach muß einstweilen das Separirungsgelüst sein Recht behalten, um durch Konkurrenz der einzelnen Kräfte den Fortschritt des Ganzen mehr zu beschleunigen; dabei tritt die Oberhoheit Englands der innern Entwicklung keineswegs hemmend entgegen, während im Gegentheil der Schutz des noch mächtigen Staates den Kolonien nothwendig ist. Wenn dagegen die Entwickelung eine gewisse Höhe erreicht hat, wenn das Volk an Zahl und selbständigem Bewußtsein erstarkt ist, so wird es naturgemäß der Concentration zustreben, und der Bevormundung entsagen.

Vorwärts, Australien!

Ein Abenteuer in Texas.

In den weiten Steppen und in den Wäldern von Texas schwärmt in großer Menge verwildertes Rindvieh umher. Die Ansiedler bekümmern sich nur wenig um dasselbe, weil sie ohnehin reichlichen Vorrath haben. Alljährlich machen sie Streifzüge, um so viele Häupter als möglich einzufangen, die Kälber mit einem Brandmärk zu zeichnen, den Zuwachs zu zählen und zu schlachten, so viel ihnen gerade beliebt.

Aber nicht alles halbverwilderte Vieh läßt sich einfangen, unzählige Stiere und Kühe entziehen sich jeder Aufsicht und leben in wilden Heerden beisammen. Diese unterscheiden sich wesentlich von den halbverwilderten, welche doch dann und wann mit dem Menschen in Berühung kommen und dessen Obergewalt kennen lernen. Sie sind außerordentlich scheu und vorsichtig, wagen sich nur bei Nacht auf die offene Prairie hinaus, entfernen sich auch dann nicht weit von den Wäldern, welche ihnen Schutz gewähren, und ziehen gleich beim ersten Grauen der Morgendämmerung in dieselben zurück. Den Tag über liegen sie in den unzugängigen Theilen, wo das Holz am dichtesten steht, und in ausgedehnten, feuchten Niederungen, die mit hohem Röhricht bestanden sind, also in den sogenannten Cane-brakes, Rohrbrüchen. Sie sind scheuer als die Hirsche.

Alles Rindvieh, das über ein Jahr alt und nicht mit einem Brandmale gezeichnet worden ist, gilt für vogelfrei; Jeder kann es einfangen oder schießen. Die Besitzer der Viehgehöfte, die Ran-cheros (diese spanische Benennung ist in Texas auch auf die amerikanischen Viehzüchter übergegangen), glauben mit Recht, daß es gut sei, die wilden Thiere auszurotten, weil sie den halbverwilderten ein schlechtes Beispiel geben.

Die Jagdliebhaber finden an der Jagd auf einen ganz verwilderten Ochsen mehr Vergnügen, als an jener auf den Büffel, der viel leichter zu erlegen ist. Sie gewährt auch mehr Aufregung. Dafür zeugt die nachfolgende Schilderung eines texanischen Waidmannes.

Ich war, so erzählt er, auf einer Pflanzung als Jäger in Dienst getreten und hatte die Verpflichtung übernommen, alle Angehörige derselben, Weiße wie Neger, mit Wildpret, Ochsen- und Schweinefleisch zu versorgen. Unsere „Lichtung" (urbar gemachtes Stück Land, Clearing) liegt am Rio Brazos de Dios, welcher aus dem westlichen Tafellande herabströmt. Die Wälder der Umgegend sind dichter und haben weit mehr Unterholz als in den meisten anderen Theilen von Texas. Hin und wieder werden sie von hohen, trockenen Sandhügelketten durchzogen; auf diesen wächst der immergrüne wilde Pfirsichbaum und die Lebenseiche. Diese Höhen sind also weniger dick bestanden; aber ganz anders verhält es sich mit den sumpfigen Niederungen. In diesen wächst der zwergartige Palmetto, aus dessen breiten fächerförmigen Blättern der Jäger sich in ein paar Minuten ein für den Regen undurchdringliches Schutzdach bereiten kann. Aber im Allgemeinen besteht diese Wildniß aus einer dichten Masse Dickichten, zumeist aus Hartriegel, allerlei Rohr und wilden Reben, welche sich um die, je nach der Oertlichkeit, in größerer oder geringerer Menge, einzeln oder in Gruppen auftretenden stärkeren Bäume geschlungen haben. Hin und wieder gelangt man an einen See, an dessen Ufern Alligatoren sich sonnen.

Jeder Waidmann wird begreifen, daß Jagen in einem solchen Gelände keine leichte Arbeit ist, weder zu Fuß noch zu Pferde. Aber gerade diese Rohrbrüche und Waldgestrüppe sind für unsereinen geradezu klassischer Boden, denn wir finden dort wildes Hornvieh, den Kuguar, Leoparden und Luchs, den schwarzen Bär, das Wildschwein, das mexikanische Schwein und den Wolf. Aber um den letztern bekümmern wir uns nicht, denn er ist werthlos.

Die Sommermorgen sind in Texas beinahe durchgängig höchst angenehm. Die Sonne scheint hell, vom mexikanischen Golf weht ein frischer, kühlender Südost herauf, und man fühlt Leib und Seele erquickt. Dem Jäger vor Allen gewährt es ein unaussprechliches Entzücken, durch diese alten Wälder zu reiten. Es herrscht in ihnen bei Tage ein, ich möchte sagen erhabenes, bewältigendes Schweigen; oft ist die Stille geradezu lautlos. Bald aber vernimmt man das Summen einer Biene, oder das Picken und Hämmern eines Spechtes, der an halbabgestorbenen Bäumen seine Insektennahrung sucht. Dazu kommt ein angenehmes Gefühl, weil man weiß, daß der Ritt nicht ohne Gefahren ist. Dergleichen kennt freilich ein europäischer Jäger nicht, der auf Stoppelfeldern nach Hühnern und Hasen schießt. Was weiß ein solcher von unseren Zweikämpfen, die wir ohne Sekundanten in der Waldeinöde oder in der Steppe auskämpfen, und wo wir wahrhaftig einen sichern Tritt, ein scharfes Auge und eine kräftige Faust nöthig haben! Wenn ihr da drüben in Europa ein Stück Wild nicht trefft, dann macht das weiter nichts aus. Ihr habt den Schuß vergeblich gethan und das Wild läuft weg. Das ist Alles. Wenn aber ich nach einem wilden Bullen schieße und treffe ihn nicht, und er rennt gegen mich ein, dann rettet mich kein Salz, wie die Amerikaner sagen, dann weiß auch keine Menschenseele, wo ich verendet bin; aber die Geier, denen ich zur Beute werde, die wissen es wohl. Und wenn einmal, wer weiß nach wie vielen Jahren, ein anderer Jäger in jene Waldöde und in den Rohrbruch kommt, dann findet er meine gebleichten Knochen und daneben ein verrostetes Messer und eine verrostete Büchse. Es ist kein Kinderspiel, einer wilden Bestie mit ungeladenem Feuerrohre gegenüber zu stehen. Mit dem Bär geht es allenfalls noch, denn wenn er mich angreift, so habe ich doch mein Jagdmesser und damit kann ich ihm beikommen. Aber wenn ein grimmiger Bulle gegen mich einstürmt, dann kann ich meine Seele dem lieben Gott befehlen, falls ich nicht so flink und gewandt bin wie ein Luchs.

An einem schönen Sommermorgen bestieg ich mein Pferd, um ein wildes Stück Rindvieh zu schießen. Ich hatte eine ausgezeichnete Doppelbüchse und drei vortreffliche Hunde, die nur auf Hornvieh und Schweine abgerichtet waren und immer dicht hinter dem Pferde gingen, so daß ich ungehindert auf das Vieh loseilen und feuern konnte, natürlich nur gegen den Wind. Denn das letztere beobachtet der Hinterwäldler allemal, weil bei den meisten Thieren der Geruch weit schärfer als das Gehör und bei allen Hirscharten sogar schärfer als das Gesicht ist. Wenn ich Spuren von Schweinen oder Rindvieh traf, erlaubte ich gewöhnlich den Hunden, dieselben zu verfolgen.

Ich war schon länger als eine Stunde nach Westen hin geritten, ohne daß mir irgend etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen wäre. Nach einer Weile kam ich an den Rand eines Dickichts. Dort waren die Hunde nicht mehr zu halten, sie stürmten hinein und bald vernahm ich ein gewaltiges Geräusch; die Büsche und das Rohr wurden gebogen und geknickt wie Getreidehalme, und nun kam, den Kopf nach unten, den Schweif in gerader Richtung lang ausgestreckt, ein gewaltiger Bulle, ich kann wohl sagen, herangedonnert. Er brach aus dem Dickicht heraus, etwa achtzehn Schritte von mir entfernt. Mein Pferd war sonst gut und zuverlässig, es hatte sich stets erprobt, wenn ich vom Sattel aus Feuer gab; heute aber wurde es im entscheidenden Augenblick unruhig, weil die Hunde zu arg lärmten. Ich gab Feuer, aber beide Kugeln kamen dem Bullen zu weit nach hinten in den Rücken. Nun brachte ich rasch mein Pferd in das Dickicht, lud sofort wieder beide Läufe und kam zu Fuß in's Freie. Die Hunde hielten inzwischen den Bullen gestellt, in einem Palmettosumpf, ein paar hundert Schritte von dem Punkte, wo ich zum ersten Mal auf ihn geschossen hatte. Dort suchte ich ihm beizukommen und beschlich ihn, indem ich unbemerkt von einer Palme zur andern ging. Aber der Boden war so sumpfig, daß ich bis beinahe an's Knie einsank; auch waren die Palmettos sehr dick und die starken, harten Blätter raschelten so sehr, daß ich keinen

ordentlichen Stand zum Schusse finden konnte. Hätte ich den Bullen wieder nicht tödtlich getroffen, dann hatte ich hier nicht einmal einen schlanken Baum, den ich benutzen konnte, um der anrennenden Bestie derart auszuweichen, daß ich rings herum ging. Demnach hielt ich es für gerathen, einen andern Grund und Boden und dickeres Gehölz aufzusuchen.

Inzwischen setzten die Hunde dem Bullen immer stärker zu und zu meiner Freude bewegte er sich in einer Richtung, die ganz meinen Wünschen entsprach. Ich fand eine Lebenseiche, stellte mich an dieselbe und feuerte auf etwa dreißig Schritt. Aber als ich eben abdrückte, wandte der Bulle seinen Kopf nach der einen Seite, stieß mit dem Horne gegen einen Hund ein und meine Kugel ging fehl.

Nun rannte er wie ein Blitz auf mich zu; ich erwartete ihn, bis er nur noch etwa sechs Schritte von der Mündung meines Gewehrs entfernt war, und gab dann noch einmal Feuer. Aber der Bulle fiel nicht auf dem Flecke nieder. Man denke sich meine Lage! Sein heißer Athem drang mir in's Gesicht, seine rothunterlaufenen Augen starrten die meinigen an, und als ich dann, um ihm auszuweichen, rund um die Eiche gehen wollte, glitt ich an einer schlüpfrigen Wurzel aus. Der Bulle rannte auf mich ein und riß mit dem einen Horne mir den Jagdkittel vom Leibe. Zum Glück war sein Anlauf so gewaltig, daß er ihn wohl zwanzig bis dreißig Schritte weiter führte. Dann wandte er sich und wollte von neuem gegen mich einstürmen. Aber nun waren meine wackeren Hunde am Platz und schafften mir ein paar Sekunden Frist. Zum Laden hatte ich keine Zeit; in aller Eile kletterte ich auf den Baum, mußte jedoch mein Gewehr unten liegen lassen. Kaum hatte ich einen Ast erklommen, da war auch schon der Bulle da; er stampfte den Boden mit den Füßen, brüllte heiser, blutete aus Maul und Leib, seine Brust war mit Geifer bedeckt, er selber ein wahres Urbild ingrimmiger Wuth. Auf dem Baume konnte ich Athem schöpfen und empfand nun einen heftigen Schmerz; denn das Horn hatte mich arg gestreift. Aber daran zu denken, war keine Zeit; mir drängte sich die Frage auf, was nun werden solle, denn ich war ein Gefangener und der Bulle tobte und ras'te um den Baum herum. Ein Jägersmann muß sich in allen Fällen zu helfen wissen und auch ich fand ein Auskunftsmittel. Ich stieg höher auf den Baum und schnitt einen Zweig ab, riß mir Streifen von meinem Hemd und den Fetzen des Jagdkittels ab und befestigte den Handgriff meines Jagdmessers an jenem Zweig. Auf solche Art verfertigte ich mir eine Art von Speer, kletterte wieder auf den untersten Ast hinab und paßte nun die Gelegenheit ab, um mit meiner scharfen Waffe dem Bullen Stiche in den Nacken zu versetzen.

Der Bulle ras'te immer um den Baum herum; ich wartete zu. Aber nun fing er an zu taumeln wie ein Betrunkener, ließ den Kopf sinken und schwankte von der einen Seite zur andern. Wahrscheinlich machten sich die Folgen der innern Verblutung geltend, aber er war tapfer und gab sich offenbar alle Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Am Ende aber schwand ihm die Kraft und er fiel. Eine Weile zuckte er mit den Gliedern, dann streckte er die Beine von sich, und die Hunde fingen an, das Blut von den Wunden zu lecken.

Ich stieg vom Baume hinab und dankte dem Himmel für meine Rettung, denn ich war dem Rande des Grabes nahe gewesen. Nachdem ich mein Gewehr wieder geladen, suchte ich mein Pferd und ritt heim. Gleich nachher gingen Neger an Ort und Stelle, viertelten den Bullen und luden das Fleisch auf Maulthiere.

Noch jetzt habe ich diesen Auftritt lebhaft vor meiner Seele, obwohl seitdem Jahre verflossen sind. Inzwischen bin ich über die blaue Flut des Mexikanischen Golfs gesegelt, habe viele hundert Meilen auf dem grasbewachsenen Prairieocean zurückgelegt, monatelang in den stillen Wäldern des Hochgebirges verweilt; ich habe auch das Getümmel der europäischen Hauptstädte kennen gelernt, aber ich sehne mich immer wieder nach jenen Dickichten und Rohrsümpfen in Texas zurück.

Eine neue Mündung des Mississippi.

In dem Eroberungskriege, welchen die Yankee-Union des Nordens gegen die südliche Conföderation führt, handelt es sich hauptsächlich auch um den Besitz des Mississippi und die freie Schifffahrt auf diesem Strome, der Lebensader des Westens. Die Yankees sind zum größten Theil im Besitze des „Vaters der Gewässer“, namentlich auch in jenem der Mündungsgegend. Aber unsern von New-Orleans liegt Port Hudson in Louisiana und weiter oberhalb, im Staate Mississippi, die Stadt Vicksburg, beides ein paar feste Burgen der Conföderirten, welche den Strom beherrschen. Die Yankees haben nun ein Projekt ausgesonnen, um Vicksburg gewissermaßen trocken zu legen und die ganze hydrographische Gestaltung des untern Mississippi zu verändern. Die Zeit wird lehren, ob sie damit zu Stande kommen. Die Sache selbst ist folgende:

Wenige Meilen südlich von der die Staaten Arkansas und Louisiana scheidenden Linie, im Carroll Parish des letztern Staates, dehnt sich eine Meile westlich vom Mississippi ein Wasserbecken, Lake Providence genannt, aus. Die Länge dieses Sees, der allen Anzeichen nach einst das Bett des Mississippi bildete, beträgt zwar nur sechs Meilen, aber aus ihm ergießen sich zwei gegenwärtig schon nicht unbeträchtliche Gewässer, der Tensasfluß und das Bayou Macon geheißen. Nach einem fast 200 englische Meilen langen, ziemlich gekrümmten Lauf ergießt sich Bayou Macon in den Tensas und nach einem noch fünfzig Meilen weitern Laufe vereinigt sich dieser mit dem von Westen herkommenden Washita-Fluß und beide führen von da ab den Namen Black River. Nach einem kaum 100 Meilen betragenden Laufe fällt der Black River in den Red River und zwar circa 30 Meilen oberhalb der Mündung dieses in den Mississippi. Die ganze Länge des Tensas bis zu seiner Vereinigung mit dem Washita beträgt 250 Meilen, von denen 150 Meilen von da an gegen den Lake Providence während sechs Monaten des Jahres schiffbar sind; der Black River und der Red River sind Jahr aus Jahr ein fahrbar. Am südlichen Ende des Lake Providence, da, wo er sich dem Mississippi am meisten nähert, soll nun ein Kanal gestochen werden, um einen Theil der Fluten des Mississippi in dessen altes Bett, — den wie ein Hufeisen am Strome mit seinen Enden sich anlegenden Lake Providence — wieder einzulenken und dergestalt den obern, nicht schiffbaren Theil des Tensas mit einer solchen Wassermenge zu füllen, daß er mit Hilfe einiger Regulirungen und Nachhilfe das ganze Jahr hindurch schiffbar wäre. Damit würde denn vom Lake Providence bis zur Mündung des Mississippi eine kontinuirliche, mit diesem ziemlich parallel laufende, rivalisirende Wasserstraße gebildet von über dreihundert Meilen Erstreckung, welche Vicksburg und Natchez hinter sich oder neben sich lassen würde.

Der strategische Zweck wäre damit erst halb erreicht. Die Mündung des Red River, welche wir auf dem beschriebenen Wege, ohne den Mississippi und folglich ohne Vicksburg, Natchez, Fort Adams &c. passirt zu haben, erreichten, liegt noch fünfzig Meilen oberhalb Port Hudson, weshalb es nöthig ist, unsern Weg nach dem Golfe, diesem Plane zufolge, weiter zu verfolgen mit Hilfe einer

dem Mississippi parallel laufenden Wasserstraße. Doch auch dafür ist in jener wasserreichen, wunderbaren Delta-Region gesorgt. An der Stelle, wo der Mississippi und Red River ihre Wasser vereinigen, zweigt sich in südlicher Richtung und ohne viele Krümmungen zu haben, ein Strom ab, der halb Bayou, halb Fluß ist und der Atchafalaya River genannt wird. Dieses Wasser vereinigt sich nicht wieder mit dem Mississippi, sondern fällt nach einem Laufe von circa 250 Meilen in den Schestimacha See, der seinerseits durch eine Fortsetzung des Atchafalaya River mit der Bay gleichen Namens, respektive dem Golf von Mexiko, in Verbindung steht. Das Wort Atchafalaya bedeutet in der Indianersprache ungefähr so viel wie „verlorenes Wasser“, welche Bezeichnung die Geologen dahin interpretiren, daß der Atchafalaya einst der Red River war, bis dieser eines Tages die ihn vom Mississippi trennende Bank durchbrach und in diesen einmündete. Der alte Arm des Red River gegen den Golf zu, gespeis't vom Mississippi und ihm selbst, sowie vom Lake Schestimacha, verblieb jedoch, und wurde damit in der bilderreichen Indianersprache zu einem „lost water“. Bei hohem Wasserstande kann man heute noch vom Red River direkt nach der Atchafalaya Bay fahren, während bei niederm Wasserstande die große Menge Treibholz der Schifffahrt große Hindernisse in den Weg stellt, eine Schwierigkeit, die jedoch ohne sehr großen Aufwand an Mühe und Kosten zu überwinden sein würde.

Die Aufgabe der Ingenieure ist nun mit einem Male klar; sie besteht darin, mittelst des zwischen dem Mississippi und Lake Providence herzustellenden Kanals eine durchaus fahrbare Strecke bis zur Mündung des Red River herzustellen; sie besteht ferner darin, mittelst des Baues eines Dammes den Red River vom Mississippi abzuschneiden und ihn zu zwingen, seinen ehemaligen Lauf wieder zu nehmen und schließlich diese ganze, gegen 600 Meilen lange Stromstrecke so zu reguliren, daß dem ungehemmtesten und freiesten Verkehr zu allen Jahreszeiten nichts mehr im Wege steht. New-Orleans würde dadurch selbstverstanden seine Bedeutung verlieren und eine neue Golfstadt an der Atchafalaya Bay oder dem Lake Schestimacha sich erheben müssen. Doch selbst neben dem Mississippi und mit der „Crescent City“ in ihrer vollen Glorie, als ausführbar und ausgeführt gedacht, erscheint dieses Unternehmen imponirend und zukunftsgroß.

Eine Jagd des Schahs von Persien.

Wir haben vor einiger Zeit (Globus III, S. 152 und 215 ff.) eine Gazellen- und eine Trappenjagd, nach den Aufzeichnungen des Kommandanten Duhousset, geschildert. Sehr begreiflich finden wir seinen Wunsch, auch einer jener großen Jagden beizuwohnen, welche der Schah von Zeit zu Zeit veranstaltet, und es traf sich, daß jener Wunsch erfüllt wurde.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß der Reisende mit dem Wali (Unterstatthalter) von Kurdistan Jagdausflüge von Teheran nach der Ebene von Weramin gemacht hatte. Auf der Heimkehr traf er mit Nomaden zusammen, die ihre schwarzen Zelte in der Ebene aufgeschlagen hatten. In Persien begreift man diese Wanderstämme unter dem Namen der Ilyats; sie sind türkisch-tatarischer Abkunft und bilden zu dem eigentlichen Grundstamme der Bevölkerung, welcher ein seßhaftes Leben führt, einen scharfen Gegensatz. Im Frühjahre treiben sie ihre Heerden aus den Berggegenden hinab und suchen überhaupt in verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Weidestrecken aus, und schlagen ihre Zelte am liebsten an einem Bach auf. Der Reisende bewog, gegen Geld und gute Worte, mehrere Frauen und Mädchen, sich vor ihm zu entschleiern; die Nomadinnen sind überhaupt nicht so zurückhaltend wie die Frauen in den Städten. Eins der hübschesten Exemplare, eine junge Frau von etwa dreizehn Jahren, die schon seit mehreren Monaten verheirathet war, zeichnete er ab. Im Allgemeinen fand er bei den Ilyatfrauen eine niedrige Stirn, etwas hervorstehende Backenknochen, langgeschlitzte, ganz leicht nach den Schläfen hin erhöhte Augen, die Nase ein wenig platt, aber Hände und Füße sehr klein. Mädchen werden zuweilen schon nach vollendetem zehnten Jahre verheirathet und müssen sofort für den Haushalt sorgen, Brot backen, Butter und Käse bereiten und allerlei Zeug weben. Eine Nomadenfrau hat kein bequemes Leben.

Wir lassen nun unsern Gewährsmann erzählen, der nach Teheran zurückgekehrt war.

Auf der Ebene lag Schnee, und der Gipfel des Elbrus mit seiner weißen Kappe erglänzte im Sonnenschein. Der Himmel war blau, man konnte sich kein besseres Wetter wünschen. Der Schah benutzte dasselbe, um eine große Jagd zu veranstalten, und ich hatte rechte Lust, an derselben Theil zu nehmen. Nachdem ich gefrühstückt hatte, ließ ich mir meinen Mantel zusammenrollen, bestieg ein gutes Pferd und ritt nach Kend, einem Dorfe, das am Eingange zu einer wilden malerischen Schlucht liegt, um dort bei einem mir befreundeten europäischen Arzt abzusteigen.

Die Hofetikette wird auch außerhalb der Stadt genau beobachtet, und ihr gemäß darf sich im Jagdgefolge des Schahs Niemand blicken lassen, der nicht eine besondere Einladung erhalten hat. Eine solche fehlte mir, allein ich rechnete auf die Gunst des Zufalls, die mich auch nicht täuschte.

Alle Würdenträger und hohen Beamten waren mit dem König hinausgezogen und das kleine Dorf bot nun einen eigenthümlichen Anblick dar. Jede Hütte mußte Gäste beherbergen, und reiche Leute behalfen sich in Ställen, deren Boden sie mit Filzdecken belegten. Der Perser ist zufrieden, wenn er nur seinen Teppich und eine Wasserpfeife (Kalian) hat, und diese beiden ihm nothwendigen Dinge nimmt er denn auch überall mit hin. Der Schah entfaltet übrigens auf seinen Jagden großen Pomp, denn er hatte wohl an die zweitausend Kameele, welche mit allerlei Gepäck und Siebensachen beladen waren!

Es fügte sich, daß am Abend ein Verwandter des Königs zum Doktor kam und mit uns Thee trank. Ich zeigte ihm mein Album, das eine Menge Skizzen enthielt, und diese gefielen ihm sehr. Am andern Morgen ließ der Schah sich dasselbe ausbitten, und als er es zurücksandte, mich zur Jagd einladen, welche am andern Tage stattfinden sollte.

Ich hatte Muße genug, mir das Leben und Treiben im Dorfe Kend näher zu betrachten. Hinter dem Gefolge des Königs war ein ganzer Schwarm von allerlei Volk hergezogen. Da waren Bettler, Gaukler, welche Affen tanzen ließen, Bakals, d. h. Leute, welche Reis, Gemüse, Zucker und Spezereien feilbieten, und es hatte sich ein förmlicher Markt gebildet, der überhaupt in Persien nie fehlt, wenn der Schah irgendwo sein Lager aufschlägt, wäre es auch nur für eine einzige Nacht. Es versteht sich von selbst, daß auch Märchenerzähler und Derwische sich einfinden. Unter den letzteren bemerkte ich auch einen Neger, der, trotz des kalten Wetters, nur mit einem baumwollenen Schurze bekleidet war. Er trug einen mächtigen Rosenkranz, hatte seine wolligen Haare zu hornartigen Zöpfen geflochten, die steif emporstanden, und trug in der linken Hand eine gewaltige eiserne Keule, welche er manchmal über

die Schulter warf. Abends legte er sich unbekleidet, wie er war, vor unsere Thür und schlief dort!

Am andern Morgen um neun Uhr hörten wir einen Kanonenschuß. Er zeigt an, daß nach einer Stunde der Zug sich in Bewegung setzen solle; man traf also nun rasch alle nöthigen Vorbereitungen. Ich konnte von unserer Hütte aus mir Alles gemächlich mit ansehen, denn sie lag so, daß der Zug an ihr vorüberkommen mußte.

Eröffnet wurde derselbe durch einen Jägermeister, welchem einige Reiter mit langen Lanzen folgten. Hinter diesen gingen busiere mit Jagdgewehren; die zur Jagd eingeladenen Männer; ein Maulthier, welches einen Pfahl und Ruthen trägt, mit welchen Geißelhiebe ausgetheilt werden; andere Maulthiere, beladen mit zusammengerollten Teppichen und mit Kisten, in denen Kleider für den König liegen; Kalcanders zu Pferde, und dann dreihundert Reiter, angeführt von des Kriegsministers Sohne. Dieser war ein junger Bursch von etwa vierzehn Jahren und ritt langsam und würdig vor den Männern her, die bunt und mannichfaltig gekleidet waren, mit ihren langen schwarzen Bärten etwas wild aussahen, aber alle eine hohe schwarze Mütze aus Lammfell trugen.

Eine junge Ilyatfrau in Persien.

Läufer, roth gekleidet, mit einer seltsam gestalteten Mütze von Goldpapier, auf welcher allerlei bunter Schmuck befestigt war. Von den hohen Würdenträgern gingen jene, welche an der Jagd nicht Theil nahmen, langsam vor dem Rosse des Schahs her, aber nur bis zum letzten Hause des Dorfes.

Der König hatte keine Reiter neben sich und war einfach gekleidet. Er trug einen Kulidsche, eine Art von Ueberwurf, dessen Aermel nicht über den Elbogen hinausreichen, aus Kaschmirstoff, weite blaue Beinkleider, welche dicht unter dem Knie in hohe Stiefel gesteckt waren, und einen himmelblauen Plüschmantel. Seine Kopfbedeckung bestand in einer kleinen Kappe von schwarzem Lammfell.

Das Gefolge kam in nachstehender Ordnung. Zuerst der Beamte, welcher das Sacktuch des Schahs trägt; ein anderer, der in einer goldenen Theekanne kaltes Wasser bereit hielt; die Arke-

Der Schah befindet sich während der Jagd einige hundert Schritte weit von seinem Gefolge entfernt, damit er ganz ungehindert in allen seinen Bewegungen sei. Wir zerstreuten uns in kleinen Gruppen; einige hatten Windhunde, andere Falken und ganz besonders stattlich nahmen sich einige kurdische Reiter aus. Andere sprengten weit hinaus in die Ebene und lieferten einander jene „Fantasias“, Scheingefechte, bei denen die Perser eine bewundernswürdige Gewandtheit zeigen. Man muß dergleichen mit angesehen haben, um den vollen Eindruck von dieser in der That ritterlichen Uebung in sich aufzunehmen.

An jenem Tage war die Ausbeute der Jagd gering; sie beschränkte sich auf Hühner, Hasen, Füchse und anderes Kleinwild. Der Zug ritt durch einen breiten Bach und gewährte dabei einen äußerst malerischen Anblick. Die rothen Kleider hoben sich scharf von dem weißen Schnee ab. Der Schah ritt einen ausgezeichneten

Eine persische Fantasia während der Jagd

Renner und war stets voran; für ihn giebt es kein Hinderniß in der Bodengestaltung, denn es werden immer vier frische Pferde bereit gehalten und er wechselt sie oft. Der Perser liebt im Allgemeinen große Pferde, aber zur Reise und zur Jagd nimmt er gern recht kleine, weil diese auf abschüssigem Gelände viel sicherer laufen.

In meiner Nähe ritt ein alter dicker Eunuch, ein häßlicher, schwarzer Mann, der mir wie ein Teufel vorkam. Er ließ seinen Falken gegen einige Hühner los, sprengte hinterher und schnitt ihnen dann auf freiem Felde den Hals ab. Das schien ihm großes Vergnügen zu machen.

Nach Verlauf mehrerer Stunden wurde Halt gemacht. Für den Schah breitete man auf dem Schnee einen großen Teppich aus; er nahm mit mehreren hohen Beamten auf demselben Platz, trank Thee und rauchte eine Pfeife. Als man ihm aber meldete, daß ein Volk Hühner in der Nähe sei, sprang er auf, schoß und traf. Gleich nachher zog ein Rabe durch die Luft: auch diesen brachte er herunter; er war offenbar ein sehr guter Schütze. Als er dann wieder ruhig seine Pfeife rauchte, wurde ein mächtiger Wolf gebracht und vor den Füßen Seiner Majestät niedergelegt. Dafür bekamen die Leute fünf Tomans zum Geschenk, also etwa fünfzehn Thaler.

Bevor wir nach Kend zurückritten, gab uns der Schah noch ein eigenthümliches Schauspiel zum Besten. Das Pferd, welches seine Kalian (Wasserpfeife) trug, war sehr bösartig, und es sollte bestraft werden. Der König befahl, ein ebenso bösartiges herbei zu schaffen, das auch bald da war. Beide Thiere wurden einander derart gegenübergestellt, daß ihre Nasen sich berührten, und das machte sie ganz grimmig. Sie spitzten die Ohren, schnaubten aus den weitgeöffneten Nüstern, wurden nun losgelassen und stürmten wild gegeneinander ein. Sie bissen sich in Hals und Brust und schlugen mit den Hufen aus. Nach einiger Zeit riß man sie auseinander. Das Ganze war eine etwas barbarische Belustigung, nahm aber doch ein gewisses Interesse in Anspruch.

Die Hauptjagd sollte am folgenden Tage stattfinden und die Kanone ließ sich schon um sieben Uhr Morgens vernehmen. Um acht Uhr waren wir alle im Sattel und trabten wohl vier Stunden weit in's Gebirge hinein. Dorthin waren schon am Abend vorher zwei Regimenter Soldaten geschickt worden, welche als Treiber gute Dienste leisteten. Natürlich mußten wir absteigen, denn in dem Labyrinth von Felsen und Schluchten war von Reiten keine Rede. Die Sonne brannte heiß auf uns herab und der Schnee glitzerte in einer für meine Augen fast unerträglichen Weise. Zum Glück hatte ich eine Brille mit blauen Gläsern. Die Perser schützen das Auge auf eine sehr einfache Weise, indem sie einen Haarbüschel von der Stirn herabhängen lassen; manche beschmieren sich auch das ganze Gesicht mit Schlamm, weil sie dann nicht so viel von dem zurückgeworfenen Lichte leiden.

Längere Zeit ließ sich kein Wild blicken. Manche Jäger aßen Apfelsinen oder Granatäpfel, andere rauchten Tabak; ich aber war so hoch als möglich hinaufgeklettert, um die ganze Scene übersehen zu können. Plötzlich vernahmen wir Trompetengeschmetter und sahen mehrere wilde Böcke. Nun erhob sich ein mächtiges Geschrei und die erschreckten Thiere stürzten einem Abhange zu. Die Jäger schossen und mir pfiffen einige Kugeln an den Ohren vorbei. Die eine Gemse wurde getroffen, zwei entkamen; sie bildeten nur die Vorhut von etwa einem Dutzend Anderer, von welchen der König fünf erlegte. Ein großer Bock, der sich in einem Felsenkessel verfangen hatte, wurde lebendig vor den Schah gebracht, der sehr erfreut war und den Jägern reiche Belohnung gab. Im Ganzen hatten wir elf Gemsen und eine Menge andern Wildes, namentlich Hühner, Hasen und wilde Ziegen. Der Aegagrus, den wir hier wohl uneigentlich als Gemse bezeichnet haben, wird so groß wie ein recht starker Ziegenbock; seine regelmäßig gewundenen Hörner erreichen eine Länge von drei Fuß; das Haar ist rothgrau, der Bart dunkler; vom Kopf ab läuft über den Rücken ein schwarzer Streif bis zum Schwanze. Das Thier lebt im steilen Hochgebirge rudelweis.

So reichlich war die Jagd ausgefallen, daß ich meinem gastfreundlichen Arzt einen wahren Gefallen that, als ich am andern Tage sechszehn Hasen als Geschenk von ihm annahm. Ich hing sie, je acht an einer Seite, über den Sattel und ritt in solchem Aufzug in Teheran ein. Dort hatten sich schon viele Leute versammelt, um die Rückkehr des Schahs abzuwarten und denselben um allerlei Bescheid anzugehen.

Ein paar Tage nachher zog eine Abtheilung kurdischer Reiter ab, welche in Chorassan eine Kriegs-, das heißt Raub- und Plünderungs-Expedition gegen die Turkomanen unternehmen wollte. Sie wurde vom Schah gemustert.

Der Austernfang.

In unserer vorigen Nummer wurde nachgewiesen, daß werthvolle Arten von Seefischen sich in einer bedenklichen Weise vermindert haben und daß von vielen Seiten her darauf gedrungen wird, eine Schonungszeit eintreten zu lassen und überhaupt den Fang mit mehr Verstand und Umsicht zu betreiben.

Auch die Austern hatten sich außerordentlich vermindert, aber man hat noch gerade zu rechter Zeit Mittel ergriffen, um einer weitern Entvölkerung und Verödung Schranken zu setzen. Der Gegenstand hat auch ein geographisches Interesse, und da uns eben neue Nachweisungen über denselben vorliegen, so wollen wir unseren Lesern einige Mittheilungen nicht vorenthalten.

Die Auster ist in verschiedenen Arten fast über alle Meere verbreitet. Die „Bänke", welche sie bildet, entstehen zumeist in der Nähe von Flußmündungen, in brakigem Seewasser oder in vollem Salzwasser, aber in süßem Wasser kommt die eigentliche Auster nicht vor. Die sogenannten Austern im Nil und Senegal sind keine ächten Austern.

Den klassischen Boden für diese Thiere bilden die Gestade des nordatlantischen Oceans in Europa wie in Amerika, vorzüglich auch in der Nordsee, sodann auch das Mittelländische und Adriatische Meer. Die Auster ist ein Hermaphrodit und vermehrt sich ungemein stark; jede einzelne legt im Verlauf eines Jahres 50,000 bis 60,000 Eier. Davon gehen freilich die meisten verloren, weil sie allerlei Seethieren zur Nahrung dienen. Die junge Auster heftet sich an den festen Punkt, auf welchem sie sich befindet, und führt dann jenes unbewegliche Austernleben, das zum Sprichwort geworden ist. Aber die Art desselben ist doch verschieden. Die Austern in den neapolitanischen Gewässern setzen sich gern an Pfähle und die Fischer sorgen dafür, daß es an solchen nicht mangele. Sobald ein Pfahl mit Austern bedeckt ist, nimmt man ihn aus dem Wasser und hat eine mühelose Ernte.

An der schleswig-holsteinischen Westküste liegen 40 bis 50 Austernbänke, einige auch an der Nordspitze von Jütland. Die Austern des Mittelmeeres sind von jenen im Atlantischen Ocean verschieden. Jene im Golf von Genua sind klein aber wohlschmeckend, noch besser jene aus dem Fusaro-See, die sorgfältig gepflegt werden. Schon die Griechen und Römer wußten die Auster zu schätzen. Die Letzteren hatten Austernparke im Golf von Bajä und

im Lucriner-See, zogen aber doch jene aus der Nordsee vor und ließen sie mit großem Kostenaufwande von den Küsten Galliens und Britanniens kommen. Die Waare wurde in Schnee verpackt und fest zusammengepreßt.

Die Austernfischerei giebt im Atlantischen Ocean und der Nordsee, namentlich in Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden und Deutschland einen Ertrag von Millionen Thalern. Man pflegt heute die Auster, wie man den Wald schont; man sorgt für den jungen Nachwuchs, läßt den Bänken eine Ruhezeit, hat besondere Becken, „Parke", angelegt, in denen man sie hegt und gleichsam veredelt. Sie haben nun viele Stätten, in denen sie sich ungestört vermehren und entwickeln können. Kenner wissen, daß eine Auster am besten schmeckt, wenn sie vier bis fünf Jahr alt ist. Nachher wird sie zu stark, die Muschel wird dicker, aber der Geschmack ist immer noch gut, wiewohl nicht mehr so fein. Die großen Austern der Nordsee bilden nicht etwa eine besondere Art; selbst die Varietäten weichen nicht sehr von einander ab, und auch die „Grünen" verdanken ihre Farbe und ihren eigenthümlichen Geschmack nur dem Umstande, daß mikroskopische Thierchen in die Muschel eindringen und die ganze Auster gleichsam in Besitz nehmen. Der Feinschmecker unterscheidet die verschiedenen Austern auf den ersten Blick, er weiß, ob sie von den englischen, niederländischen oder deutschen Küsten stammen, aus der Bucht von Cancale, in der Nähe von St. Malo oder aus Marennes, von den Mündungen der Charente oder Sendre.

Vom Transporte der Auster gilt dasselbe, was wir früher über jenen der Seefische bemerkt haben: sie werden in Körbe oder Fässer verpackt, und man hat nun frische Austern auch tief im Binnenland und so weit überhaupt die Eisenbahnen reichen. Dazu kommen noch die vielen Millionen, welche marinirt und in hermetisch verschlossenen Blech- oder Steinbüchsen verschickt werden; sie halten sich jahrelang gut.

Der jährliche Verbrauch von Austern steigt in die tausende von Millionen. In Paris kommen jährlich im Durchschnitt 80 Millionen, aber in London siebenmal so viele zum Verkauf, nämlich mehr als 500,000,000 Stück! In England sind sie vorzugsweise häufig an den Küsten von Essex und Kent, auf der Rhede von Poole, am Gestade von Hants und Dorset, auch an jenen von Glamorgan. Jene von Carlingford an der irischen Küste sind durch ihr Aroma berühmt; sehr geschätzt werden bekanntlich auch die von Colchester, Brightlingsea oder Bunham, Maldon und Whitstable.

Sorgfältige Beobachtungen haben ergeben, daß die Annahme, Austern seien zum Verspeisen nur in solchen Monaten gut, die ein R haben, also von September bis April, auf ein ganz unbegründetes Vorurtheil hinausläuft. Es ist übrigens ganz richtig, daß um die Aprilzeit die Auster ihre Vermehrung bewerkstelligt; der Eierstock, der im Winter kaum bemerkbar ist, füllt sich nun und giebt dem obern Theile des Thieres eine weißliche Färbung; diese deutet auf baldiges Ablegen. Aber auf den Geschmack der Auster hat das keinen nachtheiligen Einfluß; sie ist das ganze Jahr hindurch gut und Feinschmecker halten sie gerade in den Frühlingsmonaten für am besten. Wenn man in den vier warmen Monaten für kühle Verpackung sorgt, dann ist an der Auster gar nichts auszusetzen. Dafür liefern die, welche vom Mai bis August aus den Parks genommen werden, den besten Beweis.

Aber die viermonatliche Ruhe, welche man den Austern gönnt, ist sehr werthvoll. Man hat überall den Austernfang durch obrigkeitliche Verordnungen geregelt. In Frankreich z. B. ist er auf den Bänken nur vom 1. September bis zu 30. April erlaubt, und auch dann nur vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Die Verwaltung bezeichnet die Bänke, auf welchen „gekratzt" werden darf, und bestimmt auch die Tage dafür; sie hat auch die Weite der Maschen an den Netzen derart vorgeschrieben, daß die ganz kleinen Austern durch dieselben wieder hinausfallen. Jene, die etwa doch mitgefangen werden, wirft man wieder in's Meer. Solche Verordnungen können lästig erscheinen, für Frankreich waren sie aber unbedingt nothwendig, wenn jenes Land sich überhaupt den Austernfang bewahren wollte; er war vor etwa sechs Jahren beinahe völlig zu Grunde gerichtet.

Ein um die Fischzucht sehr verdienter Mann, der Akademiker Coste, hob die „geradezu trostlose Lage der Dinge" hervor und erhielt 1858 den Auftrag, die Küsten zu untersuchen und geeignete Maßregeln vorzuschlagen, damit dem Uebel gesteuert werde. Er fand die Sachen noch viel schlimmer als er befürchtet hatte. Bei La Rochelle, Marennes, Rochefort, bei den Inseln Ré und Oleron, also an der französischen Westküste, waren früher 23 sehr ergiebige Austernbänke vorhanden; davon fand Coste nur noch 5, und auch diese in einem kläglichen Zustande. In der Bucht von St. Brieuc, Bretagne, fand er von den 15 ehemals ganz ausgezeichneten Austernbänken nur noch 3 übrig; er sagt, daß zwanzig Boote binnen wenigen Tagen auch diesen schwachen Rest bis zur letzten Muschel hätten kahl machen können. Einst waren dort zweihundert Barken beschäftigt. Auch auf der Rhede von Brest war der Verfall ganz augenscheinlich; nur bei Granville und Cancale war es mit den Bänken einigermaßen erträglich beschaffen, weil dort eine strenge Aufsicht geführt worden war.

Coste griff nun mit fester Hand ein und beschloß, nicht nur für die Vermehrung und, was dasselbe sagen will, für den Schutz der einheimischen Austern zu sorgen, sondern auch eßbare Muschelthiere aus fremden Gegenden an den französischen Küsten zu akklimatisiren. Das Erstere ist ihm schon nach kurzer Zeit gelungen; das Zweite befindet sich noch im Stadium der Versuche, aber die Anfänge scheinen ein gutes Ergebniß in Aussicht zu stellen. Coste sandte einen Schiffslieutenant aus Havre, Herrn de Broca, nach Nordamerika, um dort genaue Erkundigungen über den Austernfang einzuziehen und geeignete Muschelthiere zur Eingewöhnung an den atlantischen Küsten Mitteleuropas herüber zu schicken. Broca's sehr ausführlicher Bericht liegt uns im Februar- und Märzhefte der vom Pariser Marineministerium herausgegebenen Revue maritime et coloniale vor, und wir wollen einige Auszüge aus demselben mittheilen.

Im März 1862 fuhr de Broca von Havre nach den Vereinigten Staaten, machte eingehende Beobachtungen, sammelte und kam am 29. September nach einer Fahrt von zwölf Tagen in Liverpool an. Er hatte eine ganze Kolonie von Mollusken am Bord, namentlich von Klaffmuscheln, von welchen aber nur wenige Exemplare glücklich nach Europa kamen; dagegen blieben ein paar tausend Stück von der amerikanischen Venusmuschel und der virginischen Auster lebendig und wurden bei la Hogue de St. Waast wohlbehalten in's Meer gethan.

Schon im September 1861 schickte der bekannte Naturforscher Agassiz aus Boston eine Menge lebendiger Exemplare nach Europa, welche er einem Zeichner des naturwissenschaftlichen Museums in Cambridge, Herrn Burckart, übergeben hatte. Es waren Mya arenaria, Klaffmuschel, Soft Clam der Amerikaner; Venus mercenaria, amerikanische Venusmuschel; Pecten concentricus, Kammmuschel, die für wohlschmeckender gilt als selbst die Auster; Homarus americanus, Hummer; Mactra solidissima, Trogmuschel; Mytilus edulis, die gemeine Mießmuschel. Aber alle starben unterwegs bis auf etwa zweihundert Venusmuscheln, die man in den Parks von St. Waast ansiedelte.

Als Ergebniß hat sich schon jetzt herausgestellt, daß Austern und Venusmuscheln an den europäischen Küsten eben so gut fortkommen wie an den amerikanischen; der Versuch der Eingewöhnung war im Kleinen gelungen und soll nun im Großen fortgesetzt werden. Broca besuchte die Austernbänke auf der ganzen Strecke von der Massachusettsbay bis zur Chesapeakebay, kaufte Muscheln und Austern, that sie in Kufen, die mit sandigem Kies gefüllt waren, und gab ihnen täglich zweimal frisches Seewasser. Die Klaffmuscheln waren nach zwölf Tagen alle gestorben, aber die Venusmuscheln und Austern befanden sich vortrefflich, und am 28. Mai, also in einer nicht wohl geeigneten, weil schon warmen Jahreszeit, schickte

de Broca eine Sendung ab. Dieser folgten mehrere andere von etwa 40 Stück Süßwasser-Schildkröten, Austern aus der Delawarebay und Klaffmuscheln, von denen etwa 400 lebendig nach Europa gelangten.

Von etwa 30,000 Exemplaren sind ungefähr 10,000 wohlbehalten angelangt. Die Zahl der letzteren wäre aber ohne Zweifel weit beträchtlicher gewesen, wenn die Leute, welche unterwegs die Sendungen zu überwachen hatten, sorgfältiger aufgepaßt hätten.

In Nordamerika sind die Austern keine Luxusspeise; alljährlich werden jetzt im Durchschnitt 20,000,000 Bushels davon verzehrt, und der Geldwerth dieser Masse beträgt etwa 20 Millionen Dollars. Man unterscheidet drei Arten: Ostrea virginiana, O. borealis und O. canadensis; aber alle drei Arten weichen doch im Ganzen so wenig von einander ab, daß sie nur als Varietäten derselben Species betrachtet werden können. Jedoch im Vergleich zu den europäischen Austern ist der Unterschied beträchtlich, und diesen gegenüber bilden sie entschieden eine eigene Species; sie schmecken auch weniger fein, ihre Farbe spielt in's Violette, die Gestalt ist länglicher, die untere Klappe ist mehr ausgehöhlt, die Auster selbst ist dicker, zarter und reicher an Nahrungsstoff, schmeckt weniger salzig und ähnelt in dieser letztern Beziehung der Mießmuschel. Die Fischer behaupten, daß sie zwanzig Jahre brauche, um ihre völlige Ausbildung zu erhalten; dann ist sie aber auch weit größer als unsere Austern und wird sehr dick und schwer. Alle amerikanischen Austern haben schwächere Muskeln als die europäischen.

Die virginische Auster wird bis zu 15 Zoll lang und 3½ Zoll breit. Im Handel bezeichnet man sie gewöhnlich als Auster von der Chesapeake-Bay, sie kommt aber der ganzen Küste entlang vor, namentlich im Süden, und nach Norden hin bis zur Prinz Edwards-Insel und überhaupt im St. Lorenzbusen.

Die Ostrea borealis, gewöhnlich Newyorker Auster genannt, wird nicht so länglich und breit. Man findet sie in der Bay von Newyork in ungeheurer Menge, aber auch an den Küsten überhaupt und auch in der Chesapeakebay neben der virginischen Auster; sodann in der Buzzards-Bay in Massachusetts.

Die canadische Auster wird gleichfalls nicht so lang als die virginische, und wird von Newyork bis hinauf in die canadischen Gewässer in Menge gefunden. Das gilt überhaupt von allen drei Arten; sie bilden von Canada bis zum Mexikanischen Meerbusen eine wahre Manna, welche in unerschöpflicher Fülle zu haben ist. So mächtig sind die Bänke, daß die Austern, wenn man nicht alljährlich viele Millionen finge, sich in bedenklicher Weise vermehren müßten. Sie würden dann Klippen bilden, den Strömungen an der Küste eine andere Richtung geben, manche Durchfahrten verdämmen, überhaupt der Schifffahrt hinderlich werden. Häufig sind sie überall an den Küsten, aber einige Oertlichkeiten scheinen ihnen doch ganz besonders zuzusagen, z. B. die Gestade von Neu-Jersey, von Long Island bei Neu-York, von Connecticut und Rhode Island, die Mündung des Delaware und vor Allem die Chesapeakebay; in dieser letztern sind hunderte von Schiffen mit dem Austernfange beschäftigt. Aber auch der Albemarle-Sund, der Palmico-Sund und andere Küstenstrecken von Nord-Carolina haben vortreffliche Austern.

Die Amerikaner wissen den Segen dieser Meeresgabe vollkommen zu würdigen und widmen der Auster eine gewisse Pflege. Sie haben „Pflanzungen" angelegt und dieselben unter den Schutz der Staatsgesetze gestellt, welche sehr streng sind. Die amerikanischen Austern lieben, gleich unseren europäischen, einen etwas schlammigen Sandgrund, der viel thierische Nahrungsstoffe für sie darbietet und gegen den heftigen Wogendrang des Oceans geschützt ist. Das gilt insbesondere von der Chesapeake-Bay, jenem prächtigen Becken, in welchem alle Bedingungen für das Gedeihen der Auster in hohem Grade gegeben sind. Vom Meer aus dringt sie zwischen den Vorgebirgen Charles und Henry von Osten nach Westen in's Land und nimmt dann ihre Richtung nach Norden; sie hat eine Länge von 150 Miles, eine Breite von 15 bis zu 30 Miles, und nimmt eine Anzahl von wichtigen Strömen auf, z. B. den Susquehannah, Potomac, Rappahannock, York und St. James, und erhält dadurch einen beträchtlichen Zufluß süßen Wassers. Sie ist also nicht so salzhaltig als der offene Ocean, und gerade dieser Umstand ist für das Gedeihen und die Vermehrung der Austern günstig. Auch hat die große Bay eine unzählige Menge von kleinen Buchten, Einschnitten und Inseln. Sie ist ungemein fischreich, und der Fang der Makrelen, Häringe, Aale, Barsche, Elsen, Störe und anderer Fische bringt große Summen ein. Mit dem Austernfang und den Pflanzungen waren dort in dem Jahre vor Ausbruch des Bürgerkrieges etwa zehntausend Leute beschäftigt. Die Auster der Chesapeakebay ist von Natur so fett, daß sie in der Regel gar nicht erst in den Pflanzungen kultivirt zu werden braucht. Sie erträgt auch die Kälte gut, denn im Raume der Schiffe, welche in der strengen Winterzeit diese Auster nach Boston bringen, hält sie sich bis zu vier Wochen am Leben, wenn nur die Körbe geschlossen bleiben. Die meisten Austern, welche in den nördlichen Staaten auf den „Pflanzungen" kultivirt werden, kommen aus der Chesapeakebay und von der Mündung des Delaware, und dort sind sie so billig, daß die Fischer, sowohl auf der virginischen Seite wie auf jener von Maryland, den Buschel von 200 bis 250 Stück zu 15 bis 20 Cents verkaufen. Aber selbst durch die Kultur werden sie nie so fein wie die „Natives" an den Küsten von Connecticut, Rhode Island und stellenweise von Massachusetts, die übrigens nur an der nächsten Küste verspeis't werden, theurer sind und auch nicht in's Innere verschickt werden. Ausgezeichnet kommen sie vor in der Bay von Neu-York, bei Neu-Haven, in der Providencebay, auch an der Küste von Neu-Jersey. Jene von Blue Point, in der großen Bucht auf der Südseite von Long Island, gelten für die delikatesten.

Während wir in Europa die Austern nur frisch verzehren und als Delikatesse betrachten, verwendet man sie in Amerika, eben weil sie so billig und in so großer Menge vorhanden sind, in mannigfacher Weise. Sie werden marinirt, zu Suppen verwandt, gedämpft, gebraten, zu Pasteten und noch in anderer Weise benutzt. Man kann in den „Austerhäusern" der großen Städte (in Neu-York allein giebt es mehr als dreihundert solcher Restaurationen) Austern in allen möglichen Zubereitungen haben. Eine gebratene oder gekochte amerikanische Auster ist unserer europäischen vorzuziehen. In der warmen Jahreszeit dürfen Austern nur aus den Pflanzungen, nicht von den Bänken genommen werden, und in den Oyster Houses haben die Wirthe besondere Vorkehrungen getroffen, um durch Eis eine solche Temperatur herzustellen, welche der Auster behagt. Die Großhändler verkaufen den Buschel, der etwa 200 bis 250 Stück enthält, durchschnittlich zu einem Dollar, also 1 Thlr. 12 Sgr.; in den Austerhäusern zahlt man, je nach Beschaffenheit, von einem halben Dollar bis zu dritthalb Dollars für das Hundert. Die Verschickung findet in verschiedener Weise statt: entweder in der Schale oder ohne dieselbe, marinirt und luftdicht konservirt. Die Schalen benutzt man zur Düngung des Landes, zum Macadamisiren der Straßen, zum Kalkbrennen. In Baltimore allein gewinnt man aus dem Verkaufe der Austernschalen jährlich etwa 100,000 Dollars. Der Austernkalk eignet sich vortrefflich für Wasserbauten.

Die Austernkultur ist in Nordamerika einfach und weit weniger kostspielig als bei uns. Eigentliche „Parks" hat man nicht, wohl aber Wasserbecken, welche abgedämmt sind, z. B. in Neu-Jersey und Connecticut. Aber zumeist begnügt man sich, die Austern an geeigneten Punkten an der Küste auszusäen, und man erzielt bei diesem gar nicht mühsamen Verfahren vortreffliche Ergebnisse. Allein die Thiere gedeihen nicht überall gleich gut; auf reinem Sande z. B. wachsen sie langsam und werden nicht fett; im Schlamme bekommen sie einen übeln Geschmack und werden nicht selten erstickt; am besten entwickeln sie sich in einem etwas schlammhaltigen Sande. Im Brakwasser der Teiche oder im Ebbe- und Flutbereiche der Strommündungen werden sie groß und fett, schmecken aber fader als jene aus dem reinen Salzwasser.

Die künstlichen Austernbetten, denn so bezeichnet man sie,

werden bald so angelegt, daß sie immer vom Meere bedeckt sind, oder auch, z. B. bei Boston, New-Haven, Wellfleet ꝛc., derart, daß sie manchmal bloß liegen. Am besten gedeihen sie, wie schon angedeutet wurde, in Buchten, an Flußmündungen, deren Bett keinen Veränderungen unterworfen ist; in salzigen Teichen, überhaupt an geschützten Oertlichkeiten, wo die Strömung nicht zu reißend ist. Man pflanzt nicht tiefer als so, daß bei niedriger Ebbe 15 Fuß Wasser über dem Austernbett ist, gewöhnlich liegt dasselbe aber nur ein paar Ellen unter Wasser, und man bezeichnet sie mit langen, biegsamen Ruthenstäben, welche auch über die Fluthöhe hinausragen. Gewöhnlich ist ein „Bett" viereckig und hält 40 bis 60 Fuß im Quadrat. Die Hafenpolizei ist angewiesen, strenge Wacht zu halten.

Die Aussaat, das Anpflanzen, findet nach der Winterszeit statt, vom März bis Mai. Dann holen viele Schiffe die Austern aus der Chesapeakebay und vom Delaware ꝛc., in Ladungen von mehreren tausend Buschels, und bringen sie den Pflanzern, welche das Ausstreuen sehr sorgfältig vornehmen. Dasselbe geschieht vermittelst einer zwölfzähnigen Harke in ähnlicher Weise, wie bei uns der Säemann sein Korn rundum auswirft, und zwar auf ein Bett ungefähr 50 Buschels. Manche sind schon drei Monate nach der Aussaat gut und fett, denn auf den Pflanzungen können sie sich freier und besser entwickeln als auf den heimatlichen Bänken, wo sie enger und gedrängter beisammen liegen.

Die Austernkultur wirft einen sichern und bedeutenden Nutzen ab, denn derselbe beträgt nicht selten 50 Procent.

Wir wollen zum Schlusse hervorheben, daß man daran denkt, auch noch andere Wasserthiere aus Nordamerika zu verpflanzen, z. B. die Salzwasserschildkröte (Terrapinschildkröte, Emys concentrica), die an den Strommündungen und in Brakwasserteichen lebt und vortrefflich schmeckt; sodann den amerikanischen Hummer; er ist größer als unser europäischer, aber weniger schmackhaft; mehrere Süßwasser-Schildkröten, z. B. die sehr geschätzte rothbauchige (red belly); die große See-Forelle (Salmo amethystus) und den Weißfisch (Coregonus albus, Attihawmeg der Odschibwä-Indianer). Agassiz meint, daß man die letzteren vermittelst künstlicher Befruchtung bald in großer Menge haben könne. So viel ist sicher, daß in unseren europäischen Gewässern dieselben Bedingungen für das Gedeihen gegeben sind, wie in den amerikanischen.

Aus dem Kolonialleben Neuseelands.

Die deutschen Ansiedler in Nelson und ihre Schicksale.

Nelson bildet die nördliche Provinz der Südinsel im neuseeländischen Archipelagus, ist etwa 160 Miles lang und hat eine Bevölkerung von etwa 16,000 weißen Bewohnern; die Zahl der Maoris beträgt noch etwa 1000 Seelen. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz liegt unter 41½° S. Br., hat ungefähr 7000 Einwohner und wurde 1842 an der Blind-Bay gegründet; das Klima ist vortrefflich.

Wir finden in Hursthouse's Werke über Neuseeland (London 1861, S. 148) eine Schilderung der Bestandtheile, aus welchen die Bevölkerung der Stadt Nelson besteht. Da sind, sagt er, Kaufleute aus Liverpool, Handlungsgehülfen aus London, Aerzte aus Dublin, Advokaten aus Leeds, Magister aus Cambridge, Lehrer aus Oxford, Marineoffiziere aus Jersey, Invaliden aus Indien, Gutsbesitzer aus Lincolnshire, Schiffsbauer aus Portsmuth, Brauer aus Brighton, ein Bischof aus Eton, Maurer aus Bath und so in's Unendliche fort. In dem neuen jungen Kolonialleben stellt sich bald ein eigenthümliches Gepräge heraus; wir sehen eine große Mannichfaltigkeit der Gesellschaft, keckes Auftreten, Wagniß und Originalität des Charakters; Alles drängt vorwärts, aber Alles ist noch in den Anfängen. —

So der Engländer. Auch die Schilderung eines Deutschen haben wir vor uns liegen. Herr Karl von Döhren hat die Schicksale der deutschen Ansiedler in Nelson, wo er selber seßhaft zu sein scheint, in der Australischen Vierteljahrsschrift dargestellt. Ton und Behandlung sind nicht gerade hübsch, es ist leichtfertige, nach Witz haschende Spielerei darin; wir haben aber nur wenig gestrichen, weil wir dann und wann der Kolonialpresse, wie sie ist, das Wort gönnen. Der aufmerksame Leser wird übrigens finden, daß auch in Australien, wie in Amerika, sich ein deutsch-englisches Mischgequatsch (denn so können wir wohl statt Jargon sagen) gebildet hat, das an Californien und Pennsylvanien erinnert.

Doch Herr von Döhren möge selber erzählen:

Die ersten Schritte zur Kolonisation Neuseelands wurden im Jahre 1839 von der New Zealand Company gethan, die durch Agenten große Strecken Landes von den Maoris (Eingeborenen) aufkaufte, um solche in London wieder zu verwerthen. Die Maoris waren leicht zu bewegen, gegen einige Ballen wollener Decken, einige Pfunde Schießpulver und ein Dutzend rostiger Gewehre ihre schönen Küstenstrecken abzugeben, da sie mehr den augenblicklichen Nutzen des Tauschhandels im Auge hatten als die später bleibende brüderliche Nachbarschaft John Bull's. Nachdem die Gegend um Queen Charlotte Sound, Port Nicholson, später Wellington, so wie Blind Bay, Nelson, von der Gesellschaft angekauft war, wurde das Land zierlich auf Papier gemalt und als „Splendid agricultural land" für 20 bis 30 Schillinge per Acre verschachert.

Natürlich kamen kleine Mißverständnisse vor, wie z. B. in Nelson, wo eine Masse „Stadt-Land" mitten in der See liegt, oder ganze Sektionen wegen des unergründlichen Sumpfes nicht zu finden sind; aber diese unbedeutenden Abweichungen hinderten nicht den Verkauf des Landes in London. Die Auswanderer griffen in den Glückstopf der Landspekulation, und was Einer zu viel an unfruchtbaren, steilen Kalkfelsen erhielt, wurde bei dem Andern wieder durch schöne Gegend im kühlen Grunde gut gemacht.

Im Februar 1842 kamen die ersten Schiffe mit Auswanderern in Blind Bay an, und groß war die Täuschung der armen Pioniere. Hunger und Elend starrten ihnen in's Gesicht, wo sie ein blühendes Land und lachende Pomeranzenbäume erwartet hatten.

Um das „Geschäft" in Gang zu bringen, hatte ein deutscher Gelehrter, Dieffenbach, das Land im Auftrage der Kompagnie durchforschen müssen. Sein Urtheil über die jetzige Provinz Nelson war, der mächtigen Waldungen und der wilden Gebirge halber, nicht sehr günstig in Bezug auf Ackerbau. Doch die Company wußte sich zu helfen. Dem Deutschen wurde das Manuskript abgekauft, die Berge und Waldungen wurden ausgestrichen, Blumenduft und Früchtegeschimmer nebst den nach „Bearbeitung" lechzenden Fluren dafür eingeschoben und so das Buch dem hungrigen Publikum aufgetischt! *)

Es geht nichts über eine richtige Behandlung. Wahrscheinlich waren Blumenduft und frischer Waldgeruch von Blind Bay auch bis nach Deutschland gedrungen, denn ein Gutsbesitzer, Graf Rantzau, bekam Lust, sich unter dem Schatten der Orangenbäume Neuseelands zu erholen. Er kaufte demnach einige tausend Acres von der Company und schickte eine Anzahl Mecklenburger Tagelöhner

*) Dieffenbach war ehrlich und gab sehr bald seine Beschreibung von Neuseeland unverstümmelt in deutscher Sprache heraus. A.

unter der Leitung der Gebrüder Kelling nach Blind Bay, um das „Gut“ des Grafen nach mecklenburgischen Principien „bewirthschaften“ zu lassen.

Zu gleicher Zeit bildete sich auch eine Gesellschaft in Hamburg, um „Güter“ in dem gelobten Lande Neuseeland für Kaufmannsseelen herauszubüffeln. Diese Expedition unglücklicher deutscher Bauern wurde unter den Befehl eines Schwindlers, den wir Moses nennen wollen, gestellt, und dieser Gauner trieb sein Geschäft so weit, daß er auf der Reise die „Opfer“ in Ketten legen ließ und drohte, sie als Sklaven zu verkaufen, wenn sie seinen Befehlen nicht nachkämen. Glücklicherweise machte eine tüchtige Tracht Prügel des Herrn Rentmeisters Standpunkt klar, und die armen Leute hatten Ruhe.

Natürlich lief die Gesellschaft nach Ankunft sofort auseinander. Der Herr Rentmeister begann Schäfchen zu scheeren, die ihm nicht gehörten, und die Bauern liefen aus Hunger in die Berge, um wilden Kohl zu suchen.

Der allgemeinen großen Noth abzuhelfen, ließ die N. Z. Company Wege und Brücken von den Ansiedlern bauen, doch dauerte diese Hülfe nicht lange, da die Company es bald darauf für angemessen fand, sich bankerott zu erklären. Das Elend erreichte nun den höchsten Grad, und wäre es nicht der wild gewordenen Schweine halber gewesen, die Cook früher an's Land gesetzt, so hätte die junge Kolonie elendiglich aus Nahrungsmangel zu Grunde gehen müssen. Außerdem brach ein Streit mit den Maoris aus, und als im Jahre 1843 unter Kapitän Wakefield eine Expedition nach der Wairau ausgerüstet wurde, überfielen die Häuptlinge Rauparaha und Rangibaiata die einige fünfzig Mann starke Kolonie der Engländer, tödteten 17 Mann und schlugen den Rest in wilder Flucht nach Nelson zurück. Das Ende der Kolonie schien nun gekommen, und Angst und Verzweiflung trieb die Ansiedler in Schaaren nach Adelaide.

Nur mit der Zeit und als man fand, daß die Maoris friedliebender sich zeigten als man anfangs glaubte, kehrten Ruhe und Vertrauen allmälig zurück. Die Kolonisten, die bis jetzt meistens nur als Tagelöhner für die Company gearbeitet hatten, fingen nun an, für sich selbst das Land zu bebauen, und die ersten Spatenstiche in dem jetzt so blühenden Waimea-Distrikte wurden gethan.

Die Wirthschaft auf den „Gütern“ hatte noch immer nicht begonnen, weil Moses die mitgebrachten Provisionen noch nicht alle bekommen hatte und weil das Kohlsuchen in den Bergen lange Zeit erforderte. Dazu kam, daß die Waldungen von Schweinen und wilden Tauben wimmelten, und es behagte unseren lieben Landsleuten besser, auf die Schweins- und Taubenjagd zu gehen, als für nichts auf den „Gütern“ zu arbeiten.

So standen die Sachen, als die zweite Expedition deutscher Arbeiter unter Leitung der Gebrüder Kelling eintraf. Bis jetzt hatten die Engländer nur Gelegenheit gehabt, Rentmeister Moses als Hallunken und die deutschen Tagelöhner als Schweinejäger kennen zu lernen, und es war demnach natürlich, daß die Herren Kelling mit Mißtrauen und Kälte empfangen wurden. Doch diese Herren, obgleich noch mit der englischen Sprache unbekannt, hatten Mutterwitz und auch noch etwas Anderes von Hause mitgebracht. Meister Schmalhans war Küchenmeister der Zeit in Nelson und Erscheinungen wie eine volle Flasche Brandy 2c., gehörten in den Bereich der frommen Wünsche. Nun aber wollte es die Vorsehung oder vielmehr der Herr Graf, daß sich am Bord des deutschen Schiffes eine löbliche Gesellschaft geistvoller Flaschen, nebst einer Sammlung Hamburger Rauchfleisch und westphälischer Schinken befand. Die Herren Kelling öffneten ihre Brodbeutel und John Bull Maul und Herz. Das Vorurtheil gegen den „Dutchmann“ verschwand, und der bessere Theil der englischen Kolonisten nahm sich der deutschen Ankömmlinge an, und mit Lust und Hoffnung ging es an die Urbarmachung des wilden Landes.

Freilich hatte es mit der Wirthschaft des „Gutes“ seine Schwierigkeiten. Die in Deutschland gegebenen Befehle konnten in Neuseeland nicht ausgeführt werden, und aller Fleiß und alle Sorgen der Herren Kelling, als Bevollmächtigte der gräflichen Herrlichkeit, trugen wenig Früchte für sie und gar keine für die armen Arbeiter. Der Graf brummte und die Tagelöhner raisonnirten, und das Ende vom Liede war, daß letztere davongingen. Der Graf und die Hamburger Kaufleute mußten ihr Land mit Verlust verkaufen. Doch mit der Vernichtung der gräflichen Hoffnungen gingen keineswegs die Aussichten der deutschen Ansiedler zu Grunde.

Wir wollen sie vorläufig in den dichten Flachsbüschen zurücklassen und später zusehen, was Zeit, Ausdauer und tüchtige Arbeit aus ihnen gemacht hat. Noch kämpfen rüstig mit ihnen um den Besitz des Landes Mangel, Sandfliegen und Mosquitos. Ihre leichten Hütten von Manuka-Büschen beugen sich unter der Wuth des Gewittersturms und ängstlich drückt die liebende Mutter den kalten Säugling an die erwärmende Brust.

„Ach, wären wir daheim geblieben!“ jammert sie.

Geduld, lieb Weibchen, Geduld! In zwanzig Jahren fährst Du in der Kutsche! —

* * *

Wenn man von Wellington — dem langweiligsten und windigsten Neste von ganz Neuseeland — durch Queen Charlotte's Sound segelt und den gefährlichen French Paß glücklich durchschifft hat, so breitet sich Blind-Bay wie ein herrliches Panorama vor den entzückten Blicken aus. Im weiten Bogen an der Nordseite durch Cape Farewell mit seinen weit auslaufenden Sandhügeln eingeschlossen, bildet das kühn hervorragende Separation Point die engere Grenze zwischen Blind- und Massacre-Bay. Scharfe, seltsam geformte Bergketten ziehen sich nach Süden bis zu den Pelores-Gebirgen zurück, deren schneebedeckte Kuppen gar herrlich aus der blauen Wolken hervorragen.

Im Mittelpunkte der Bay, von grünen, kegelförmigen Bergen umgeben, die sich terrassenförmig über einander bis zu dem chrom- und kupferreichen Dne Mountain erheben, liegt das freundliche Nelson. Zwischen lachenden Gärten und freundlichen Cottages erhebt sich die englische Kirche auf einem mit Blumen und Gesträuch bepflanzten Hügel, und wenn auch die hölzerne Nachbildung eines gothischen Domes etwas traurig ausgefallen, so ist das Ganze doch ein hübsches Bild. Das neue Gymnasium so wie die Gouvernements-Gebäude sind imponirend und geschmackvoll.

Seiner geschützten Lage, seines gesunden Klimas und seiner Blumen- und Obstgärten halber wird Nelson mit Recht das Eden Neuseelands genannt.

Der Kontrast zwischen australischen Städten und Nelson ist überraschend. Dort wogt und wühlt und treibt Alles durcheinander, und jedem hastig Daherkommenden steht deutlich auf seiner wichtigen Geschäftsmiene geschrieben: „Um Gotteswillen, Kinder, macht Platz, ich habe vor Mittag noch ein Achtel Prozent Kommission zu verdienen.“ In Nelson übereilt man sich nicht so.

Auf einem eben vor seiner Thür abgeladenen Ballen sitzt rauchend der Kaufmann, den Morgens nicht vor halb zehn Uhr erscheinenden „Examiner“ durchlesend. Der Leitartikel scheint ihm zu gefallen; wie gewöhnlich enthält dieser eine fröhliche Aussicht auf die baldige „Ausrottung“ des ganzen Maori-Geschlechts, oder er denkt mit prophetischem Geist an die künftige Größe Nelsons.

Ruhe, Publichäuser, Gemüthlichkeit, Schaaren lärmender Kinder, blühende Rosenbüsche, fette Milchkühe und schelmische Frauengesichter trifft man auf jedem Schritt an. Trotz Gold, Kohlen, Plumbago, Platina, Kupfer, Chrom, Eisen, Marmor und Blei, die sich in der Provinz befinden, bleibt die Bevölkerung ruhig und gemüthlich, läßt Metalle Metalle sein und ist zufrieden mit dem, was ihr die liebliche Natur auf leichtere Weise bescheert.

In Nelson findet man nicht eine verschließbare Thüre, und das liebe Frauenvolk schwärmt so unschuldig in den milden Mondnächten umher, wie bei uns die Maikäfer! Das fehlte noch, daß

die wilden Söhne der australischen Goldfelder Abends die Spaziergänge unsicher machten! Nein, nein, Nelson hat ganz Recht, wenn es „the development of the goldfields" als moralisches Uebel betrachtet, und die Hebung seiner mineralischen Schätze künftigen Generationen überläßt!

Es ist gar hübsch, im freundlichen Nelson umherzuschlendern, wo jede Straße ein neues und überraschendes Panorama bildet. Kleine schattige Thäler, eben breit genug, um einen Pfad, eine sprudelnde Quelle, und kleine Häuser inmitten lachender Gärtchen zu dulden, scheinen Verstecken zwischen den kegelförmigen Bergen zu spielen. Nelson scheint eigens dazu geschaffen, um müden Wanderern auf der Bahn des Lebens — vorausgesetzt, sie haben sich vorher im staubigen Australien wenigstens 300 Pfd. St. Rente erfochten — ein kühles, heimisches Plätzchen, selbstgebrautes gutes Bier und, wenn sie allein kommen, niedliche Lebensgefährtinnen anzubieten.

Und dies ist der Platz, der vor zwanzig Jahren noch eine Wüste war; — wo früher Furcht, Hunger und Mühseligkeit die Leute plagte, da herrscht jetzt Ruhe und Wohlstand und — was über Alles geht, — Zufriedenheit mit dem bescheidenen Loose.

Doch wir wollen sehen, was aus unseren deutschen Landsleuten geworden ist. — Nachdem wir uns überzeugt, daß der beste Dichter, der beste Arzt, der beste Sprachlehrer, der beste Baumeister, der beste Tischler, der beste Weinbauer und der beste Schneider in Nelson Deutsche sind, wollen wir nach Ranzau hinausfahren, um nachzusehen, wie unsere Freunde, die Herren Kelling und die verunglückte Hamburger Expedition, sich befinden.

Ein Landsmann, dessen Bekanntschaft wir kürzlich gemacht, hat uns einen Platz auf seiner „Bullocksdray" angeboten und auf Ehrenwort versichert, daß er nur about half a mile von dem Hause des Herrn Kelling „dwellte." Wir seien „good friends"' sagte er, und wenn Sie die deutsche „language speaken", so wird er Ihnen als German well aufnehmen."

Gerührt drückten wir dem braven Germanen die Hand, die Peitsche flog knallend über die fetten Ochsen und mit der freundlichen Einladung: heave up, Major! setzte sich die Rumpelmaschine in Bewegung.

„Ich habe Ihnen schon seit einigen Tagen in Nelson gesehen, hob der gute Landsmann an, als wir in's Freie kamen, und mir gleich erkundigt, ob Sie „Land purchasen" wollen? Mrs. Brown sagte mir, daß Sie ein Frenchman aus Australien wären und noch nicht „gemarried" hätten."

Wir waren natürlich der Mrs. Brown sehr dankbar für diese Theilnahme, um so mehr, da der Landsmann erzählte, daß sie eine junge Wittwe und recht hübsch sei. — „Nun will ich Ihnen aber einen guten Advice geben, fuhr er zutraulich fort, — aber haben Sie auch „Money" mitgebracht? setzte er forschend hinzu. Unser Lächeln ob der naiven Frage sofort in ein Na ob! übersetzend, fuhr er leiser fort: „Sie sein green hier in der Kolonie, Sie müssen very cautions sein! Trauen Sie nobody, selbst nicht Ihrem Bruder. Die Germans namentlich sein schlecht, besonders gegen Deutsche, die noch keine colonial Experience haben! Ich meine es gut mit Sie, und wenn Sie bei mir lodgen wollen, so kostet Sie das blos ein Pfund per Week! Für sechshundert Pfund verkaufe ich Ihnen eine Sektion von fünfzig Acres und dann sein Sie gleich all right! Sie stoppen bei mir diese Nacht und ich will Ihnen das Land morgen zeigen."

Der Landsmann war ein früherer Tagelöhner der Ranzau'schen Expedition. Seine Verhältnisse haben mehr oder weniger Anwendung auf sämmtliche Deutsche, die in Neuseeland aus Nichts sich eine unabhängige Stellung erworben haben. Ihre Zahl ist nicht unbedeutend. Außer in Ranzau und Waimea hat sich bei Holy Busch eine deutsche Kolonie gebildet, und in der Monteri ist die deutsche Bevölkerung bei weitem die überwiegende. Hier ist auch eine deutsche Kirche und Schule unter der Leitung des Pastor Heyne. Herr Karl Kelling vertritt den Distrikt in der Provincial Council, während sein Bruder Fedor, der zugleich Magistrat ist, einen Theil von Waimea repräsentirt.

In Bezug auf die Hülfsquellen wollen wir erwähnen, daß bis jetzt von den vielen Mineralien nur Gold, Chrom und Graphit bearbeitet wird. Gold durch einige wenige Partien in Massaere Bay, Wangapeka und an der Wüstküste, Chrom durch die Dne Montain Company und Herrn Hackett, und Graphit durch die Herren Wiesenhavern und Weyergang. Die Mine der Letzteren befindet sich in Pakawau, Massaere-Bay, und liefert eine ausgezeichnete Qualität. — Für die Bearbeitung der außerordentlich reichen Kohlenlager, die oft 12 bis 17 Fuß dick erscheinen und von besonderer Güte sind, fängt man kürzlich auch an Applikationen bei der Regierung einzureichen. Doch wenn man nicht bald Geld, Energie und Talent — wir entbehren besonders tüchtige Geologen und Scheidekünstler — in die Provinz einführt, so hat es mit dem Kohlen-Exportiren noch gute Wege.

Kleine Nachrichten.

Missionäre in Südafrika von den Makololo vergiftet. Wir machten wiederholt darauf aufmerksam, daß David Livingstone die Welt und sich selber in Bezug auf seine Baumwollen- und Missionshoffnungen schwer getäuscht hat. Die Nachrichten aus Südafrika bringen dafür fast allmonatlich neue Belege.

Der verdienstvolle Reisende und sanguinische Missionär erwartete viel von seinen „guten Freunden", den Makololo, mit welchen er zuerst in den Jahren 1851 und 1853 in nähere Berührung kam. Sie sind der am weitesten nach Norden vorgerückte Stamm der großen Betschuana-Völkergruppe; diese reicht vom Oranjeflusse bis zum 18.° S. Br.; aber die Makololo haben weiter nach Norden hin bis zum 14.° S. Br. Eroberungen gemacht, und auf dieser Strecke von 4 Breitengraden schwarze Völker bezwungen; sie bezeichnen diese Neger mit dem Gesammtnamen Makalaka und verlangen von denselben Zwangsarbeit. Der Schwarze wird von dem lohbraunen Feudalherrn, dem Makololo, wie eine Art von Leibeigener behandelt, aber, wie überall in Afrika, in milder Weise.

Die Hauptstadt dieser Makololo ist Linyanti, etwa 18° S. Br., 23° Ö. L., und dort traf Livingstone am 23. Mai 1853 ein. Der Häuptling Sebituane war damals ein Bursch von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren, und der Missionär schildert ihn als „einen warmen Freund der Engländer". Aber schon der Empfang hätte den Europäer Stoff zum Nachdenken geben können. Als der Häuptling den Fremden „in königlichem Styl" empfing, ließ er ihm eine Menge von Töpfen vorsetzen, die mit Boyaloa, dem im Lande gebrauten Biere, gefüllt waren. Jede Frau, welche einen Topf vor den weißen Mann hinsetzte, trank einen tüchtigen Schluck, um den Beweis zu liefern, daß das Bier nicht vergiftet sei. Livingstone verweilte damals einen ganzen Monat in Linyanti, weil er das Fieber bekam. Im Herbst 1855 war er abermals dort. Seine Schilderung der Makololo zeigt, daß diese Leute Barbaren in ähnlicher Weise sind, wie die ostafrikanischen Negroïden, von denen wir, nach Burton, in dieser Nummer eine eingehende Charakteristik gaben. (S. 73 ff.) Livingstone gesteht ein, daß er zwar manches Jahr unter den Makololo gelebt habe, sich aber doch keine klare Vorstellung von ihrem Wesen machen könne. Wir glauben das gern, weil diesen lohbraunen Barbaren, eben so wie den Schwarzen, der innere Zusammenhang fehlt; sie sind ohne alle Logik. Der Missionär sagt: Manchmal verüben sie sehr gute und manchmal sehr schlechte Handlungen; er sei aber nicht im Stande gewesen, die Beweggründe für das Eine wie für das

Andere herauszubringen. Dann gelangte er aber doch zu der richtigen Ansicht, daß sie ein seltsames Gemisch von Gut und Böse seien. Was wir Wohlthätigkeit nennen, ist ihnen ein durchaus unbekannter Begriff. Allerdings ereignen sich Fälle, welche scheinbar auf Güte und Freigebigkeit deuten; aber der Reiche ist wohlwollend gegen den Armen, weil er von diesem Gegendienste erwartet. Einem armen kranken Manne, der keine nahen Verwandten hat, reicht man nicht einmal einen Trunk Wasser; seine Leiche wird nicht begraben, sondern zum Fraße für die Hyänen auf das freie Feld geworfen. Kaltblütige Grausamkeit, gänzliche Fühllosigkeit ist gar nicht selten, man läßt z. B. Sklavinnen verhungern.

Wir schicken dies voraus, weil es zur Erläuterung eines Berichts dienen kann, der von einer englischen Zeitung zu Port Natal, den Cape and Natal News, mitgetheilt wird. Auf Livingstone's Rath und Antrieb hatten sich nämlich Missionäre zu den Makololo begeben; es ist ihnen aber nicht minder schlimm ergangen, wie jenen, deren Schicksal wir im vorigen Bande des Globus (III, S. 185 ff.) erzählten.

Der Bericht ist datirt aus Bothlethie und lautet folgendermaßen: Seit meinem vorigen Schreiben haben wir vom Ngami-See (20° S. Br.) einen Ausflug nach Westen und nach Norden hin gemacht, einmal um dem Fieber zu entgehen, sodann um unser Land mit der von Andersson am Okavango entdeckten Gegend in Verbindung zu bringen. Wir fanden aber keine gute Gegend, denn es mangelte an Wasser, und wir kehrten um, nachdem wir ein paar hundert Miles gemacht hatten, zum großen Theil in einer bis jetzt noch nicht erforschten Gegend.

Wir machten auf Elephanten Jagd, aber Einige von uns wurden vom Fieber ergriffen und konnten nicht weiter vorwärts. Baines und Barry sind jetzt so ziemlich wieder hergestellt, aber noch sehr schwach; sie wollen demnächst nach den großen Victoria-Katarakten aufbrechen. Wenn sich herausstellt, daß unterhalb derselben ein Boot den Strom (Sambesi) hinabfahren kann, dann wollen wir dort ein solches bauen, wenn nicht, suchen wir weiter abwärts eine dafür geeignete Stelle aus und hoffen dann im November oder December nach Tete (— der bekannten portugiesischen Niederlassung am Sambesi, dessen unterer Lauf dort beginnt —) zu erreichen.

Am Kap (der guten Hoffnung) weiß man wohl nicht genau, welchen kläglichen Ausgang die Mission bei den Makololo genommen hat; aber die schlimmsten Mittheilungen, welche Price darüber gemacht hat, werden uns von Flüchtlingen bestätigt. Sie erzählen, daß die Missionäre vergiftet worden seien und man spricht darüber in Linyanti ganz offen. Gegen die Ueberlebenden hat Sekeletu sich so schnöde benommen, daß er dadurch ebenso sehr sich zum Verbrecher stempelt, als wäre er selbst Urheber des Mordes.

Ganz dasselbe besagen Briefe, datirt vom Ngami-See, welche Baines von Herrn Logier erhalten hat; sie sprechen über die Vergiftung des Geistlichen Helmore und seiner Familie. Der Häuptling Leschulasahe hat Herrn Chapman eine herzbrechende Schilderung über das unglückselige Loos der Missionäre gegeben. Man schenkte ihnen einen Ochsen, aber es steckte ein schwarzer Anschlag dahinter; das Bier, welches man ihnen reichte, war vergiftet; nachher wurde geplündert. Selbst wenn man an eine Vergiftung nicht glauben will, so bleibt doch ausgemacht, daß Sekeletu sich gegen die Unglücklichen, welche dem Tod entgegen siechten, mit äußerster Grausamkeit benommen hat. Er selber bekam aber um jene Zeit einen Aussatz.

Baines hebt einen Zug hervor, welcher zeigt, wie die Eingeborenen über den Tod der Missionäre denken. Ein Bote des Häuptlings sagte Herrn Chapman, die Engländer seien Feiglinge, weil sie für den Tod ihrer Landsleute an Sekeletu keine Rache nähmen. Chapman äußerte, Livingstone habe gesagt, die Missionäre würden gut behandelt, seien aber dem Fieber erlegen. Darauf entgegnete der Bote die obigen Worte, und fügte hinzu: „Ganz wohl; aber wenn Sekeletu Freund der Engländer war, weshalb hat er ihnen denn ihren Wagen geraubt?" —

So weit der Bericht; wir wollen aber noch ein paar Bemerkungen hinzufügen:

Livingstone hatte die Makololo ermahnt, ihre Raubzüge einzustellen. Sie sind aber trotzdem arge Räuber geblieben. Er wußte, daß Innerafrika ein Fieberland und im höchsten Grad ungesund ist; trotzdem behauptet er in seinem bekannten Reisewerke, das Innere, namentlich das Land der Makololo, biete für den Philanthropen(!) ein weit einladenderes Feld dar als die Westküste. Freilich gesteht er auch zu, daß die Leute gar nicht nach dem Evangelium verlangen. Was er ihnen von seinen Lehren zu vernehmen gab, hörten sie an, erklärten es aber für „seltsame Dinge", und verstanden nicht, was er wollte. „Wissen wir, wovon er spricht?" sagten sie, und Andere äußerten: „Wenn wir Worte über andere Sachen hören, so können wir sie behalten. Wenn du uns aber so wunderbare Dinge erzählst, dergleichen wir nie gehört haben, dann wissen wir nicht, wie es sich damit verhält, und sie laufen aus unseren Herzen weg." Livingstone gesteht selber ein, daß „die Lehren gar keine merkbare Wirkung hervorbringen; sie wenden nichts gegen dieselben ein, bleiben aber ganz erstaunlich gleichgiltig und sagen: Wir verstehen das nicht!" —

Die deutsche Sprache in Paris. Es ist sehr schlimm, daß die vielen Tausende von Deutschen, welche in der Hauptstadt Frankreichs ansässig sind, nicht mehr Werth auf die Bewahrung ihrer Muttersprache legen, als von Seiten so Mancher geschieht. Es ist schimpflich und geradezu bedientenhaft, daß sie dieselbe aufgeben, und daß die in Paris erzeugten Kinder oft nicht einmal geläufig mit ihren Eltern reden können. Die deutsche Pariser Zeitung schreibt darüber Folgendes:

„Die Sprache trennt gar bald die Kinder von ihren deutschen Eltern in Paris, und gewöhnlich, sobald erstere selbständig geworden sind, ist die deutsche Sprache ganz vergessen, ja noch öfter verstehen Kinder ganz deutscher Eltern kaum ein Wort deutsch, und wissen dann beinahe ihren deutschen Familiennamen nicht mehr richtig auszusprechen. Besonders sind es die wirklichen Deutschen, welche auf diese Weise alles Deutsche an den Nagel hängen, während die elsässischen und die schweizerischen Familien ihre Kinder oft jahrelang in die Heimat schicken, um ihnen die deutsche Sprache zu bewahren. Noch mehr aber sind es die Israeliten, welche die deutsche Sprache gleichsam als Nationalsprache pflegen. Ueberall wo man in Paris einen Israeliten antrifft, kann man ihn herzhaft deutsch anreden, und man wird immer verstanden werden. Die Pariser und überhaupt alle französischen Israeliten stammen freilich zunächst aus Deutschland, mit Ausnahme von wenigen Portugiesen; aber manche Familien sind doch schon seit Jahrhunderten in Paris ansässig — und sprechen noch immer deutsch." Nebenbei bemerkt, sprechen auch die in Galizien und in Russisch-Polen lebenden Juden fast ausnahmslos deutsch neben dem Polnischen.

Europäische Bienen in Australien. Die europäische Biene wurde mit solchem Erfolg in Australien eingeführt, daß sie jetzt bereits in großer Menge in allen Wäldern dieses Kontinents verbreitet ist. Die zahlreichen honigführenden Blüten von Xanthorrhoea, Eucalyptus und Banksia liefern den süßen Stoff, welcher in hohlen Bäumen untergebracht wird. Die einheimische stachellose Biene, welche nicht viel größer als eine Fliege ist, wird von den fremden Eindringlingen gleichsam verdrängt, denn sie ist schon sehr selten geworden, gerade wie die schwarzen Menschen verschwinden. Eigenthümlich ist die Weise, wie die Eingeborenen ein Bienennest aufzuspüren wissen. Sie brechen von einer gewissen Kieferart ein Stückchen Rinde ab, das durch seinen Geruch oder aus irgend einer andern Ursache die Bienen anzieht. Auf diese Weise fangen sie eine und befestigen mittelst des klebrigen Blütenstaubes, der sich an den Hinterschenkeln des Insektes befindet, ein Häuschen sehr leichter Federdunen. Das so aufgeputzte Thierchen ist weithin kenntlich; die Eingeborenen lassen es fliegen, folgen seiner Spur und finden dann das Bienennest, dessen reicher Inhalt ihnen zur Beute wird.

Bulgarische Zeitungen. In bulgarischer Sprache erscheinen jetzt neun Zeitungen, und zwar vier politische, zwei belletristische, zwei wissenschaftliche und ein Unterhaltungsblatt. Diese sind: Dunavsky lebed, der Donauschwan, redigirt von dem literarischen und nationalen Führer der Bulgaren Rakovsky in Belgrad. In Konstantinopel erscheinen: Blgaric; Carihradsky vestnik (Konstantinopoler Bote); Povetnik (der Rath) und Blgarsky kniżići (bulgarische Bücher). In Brajlow an der Donau erscheint: Blgarska peela (die bulgarische Biene) und die bulgarischen Studenten in Moskau geben eine Zeitschrift Bratrsky tudeč (brüderliches Bestreben) heraus. Eine philologische Zeitschrift, Luboslovno spisanie, welche Totinov in Smyrna herausgab, scheint keinen fruchtbaren Boden gefunden zu haben und ging ein. Ein „Journal für Handel und Gewerbe", Zurnal za trgovia i zanajat, erscheint zu Philippopel in Thracien. Außerdem kommen noch in Odessa und Paris bulgarische Zeitungen heraus. Immerhin ein achtenswerther Anfang.

Negerbrauch. Im Lande Karagueh, westlich vom Nyanza-See, werden junge Mädchen mit Milchbrei förmlich gemästet. Männer dürfen nur süße, Frauen nur sauere Milch genießen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862.

Erster Artikel.

Cosas de España. — Zur Geschichte der Stiergefechte. — Bullengefechte zu Ehren des heiligen Kreuzes. — Päpstliche Dekrete gegen die Fiestas de toros. — Veränderung im Charakter dieses Nationalvergnügens. — Auftreten der Picadores, Banderilleros, Chulos und Espadas. — Berühmte Kämpfer und Schriftsteller. — Vertheidigung der Stiergefechte. — Die Universität für Tauromachie zu Sevilla. — Die Ganaderias und ihre Rasseneigenthümlichkeiten. — Abrichtung von Kampfbullen, und wie sie getrieben werden. — Die Stiere im Corral. — Die Cuadrilla. — Obrigkeitliche Verordnungen. — Das Amphitheater und seine Einrichtungen. — Einreiten der Toreros. — Eine schöne Aficionada. —

Man meint bei uns im germanischen Europa, es sei in Spanien so ziemlich vorüber mit den Stiergefechten, und jene blutigen Schaustellungen, welche den Spaniern ergötzlich, uns aber als Barbarei erscheinen, gehörten nur noch zu den Seltenheiten. Man giebt sich dem Glauben hin, daß der Gang der neuen „Civilisation" auch auf der südlichen Seite der Pyrenäen die Sitten mildere und abschleife. In gewisser Beziehung ist das auch wahr. Man hat keine Autos da fe mehr, man verbrennt keine Juden und Ketzer, sondern sperrt die letzteren nur auf zehn Jahre in's Gefängniß, wenn sie ein Neues Testament gelesen haben; man hat Eisenbahnen und Staatsschulden und hebräische Leute zu Gläubigern. Das ist allerdings viel „Civilisation"; aber man hat auch Stiergefechte, und diese floriren gerade in unseren Tagen. Sie sind schon oftmals beschrieben worden, selbst in Schulbüchern kann man Beschreibungen darüber lesen. Nichts desto weniger wollen wir, und zwar ausführlich, auf den Gegenstand eingehen und halten uns des Beifalls der Leser sicher; denn wir folgen einem Gewährsmanne, den wir schon nach Barcelona und Valencia geleitet haben, und fügen Bilder hinzu, an denen Doré's Genialität sich in markiger Weise zeigt. Wir kürzen Davillier's Text allerdings etwas ab, geben aber alles Wesentliche und verwischen keinen einzigen Charakterzug.

Eine Scene aus dem Stiergefecht in Valencia.

Man bezeichnet jenseits der Pyrenäen allerlei Dinge, welche dem Land eigenthümlich sind, mit dem sprichwörtlichen Ausdrucke Cosas de España, spanische Dinge, Sachen, die, wie wir Deutschen sagen, uns spanisch vorkommen. Zu diesen gehören ganz besonders die Stiergefechte, und die Liebhaberei an denselben bringt jeder Spanier

gleichsam mit auf die Welt. Die Knaben spielen Bulle, wie sie bei uns Soldaten spielen. Einer kriecht auf allen Vieren und stellt den Bullen vor, ein anderer hat einen Stecken, der die Pike vorstellt, reitet auf dem Rücken eines Kameraden und ist Picador.

Wir untersuchen nicht näher, ob schon die alten Iberer Stiergefechte hatten, oder ob sie durch die arabischen Eroberer nach Spanien gekommen seien. Gewiß bleibt, daß schon der Cid Campeador ein vollendeter Torero war. Im Mittelalter durften bei großen Festen und Feierlichkeiten, zum Beispiel bei fürstlichen Vermählungen, beim Einzug eines Königs und dergleichen mehr, die Fiestas de toros nicht fehlen, und dieselben sind von den Dichtern häufig besungen worden. Der muselmännische Edelmann war für dieselben eben so leidenschaftlich eingenommen wie der christliche Hidalgo. Noch heute sieht man in Granada den Bibarramblaplatz, auf welchem die Mauren kräftige Stiere bekämpften, die sie aus den Gebirgsweiden bei Ronda geholt hatten.

Der Kupferstecher Goya, der ein großer Liebhaber der Stiergefechte, ein Aficionado, war, hat diese maurischen Bullenkämpfe durch eine Reihenfolge schöner Bilder erläutert. Man sieht, wie der tapfere „Mohre" Gaful einen Stier, welcher gegen sein Pferd einrennt, mit der Lanze derart durchbohrt, daß sie auf der andern Seite des Leibes herauskommt; andere Mohren, in der Tracht unserer Maskeradentürken, aber mit grimmigen Gesichtern, verüben nicht minder kecke Thaten. Wir sehen auch Kaiser Karl den Fünften hoch zu Roß, wie er auf dem Marktplatze zu Valladolid einen Stier bekämpft. Das Fest war zur Feier der Geburt seines Sohnes, Philipp des Zweiten, des düstern, fanatischen Tyrannen, veranstaltet worden. Aber diesem schauderhaften Könige behagte es mehr, Hekatomben von Ketzern abschlachten zu lassen, als Rindvieh zu tödten.

Doch gerade zur Zeit dieses Menschenwürgers, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, erreichte die Leidenschaft der Spanier für die Stiergefechte einen hohen Grad. Der Papst nahm Aergerniß daran, und Pius der Fünfte, der eine Bulle zu Gunsten der Inquisition, also des Ketzermordes, erlassen hatte, schleuderte eine andere gegen das Abschlachten der gehörnten Bullen im Circus. In der That, eine Humanität von eigenthümlicher Liebenswürdigkeit! Dieser Pontifex wetterte gleichmäßig gegen weltliche wie geistliche Stiertödter, aber gegen den Volksgeschmack richtete er nicht das Mindeste aus. Denn trotz der Bulle erschienen Abhandlungen in großer Zahl über Stierkämpfe und Ritterspiele (Gineta), in welchen alle Regeln der Reitkunst in ihrer Anwendung auf Stiergefechte beschrieben wurden. Damals bekämpfte man die Bullen zu Pferde, und die Geistlichen nahmen eifrigen Antheil. Im Jahre 1626 wurde in Madrid ein Stiergefecht abgehalten, bei welchem ein Kardinal zugegen war. Damals regierte Philipp der Vierte, „der Große, katholischer König von Hispanien, Herr von Ost- und Westindien, allezeit Mehrer des Reichs, der Fromme, Glückliche und sehr Große." So nennt ihn eine Schrift, welche 1631 gedruckt worden ist. Dieser König ritt als Torero auf den Madrider Marktplatz, auf welchen die Ketzer zu Tausenden verbrannt wurden und wo auch Stiere bekämpft wurden. Beide „Lustbarkeiten" waren Lieblingsvergnügen des Königs und des Hofes.

Der Jesuit Pedro de Guzman, welcher zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb, berichtet ausdrücklich, daß zu seiner Zeit keine Stiergefechte abgehalten wurden, bei welchen nicht zwei oder drei Menschen das Leben verloren; oft aber mußte eine größere Anzahl in den Staub beißen. Zu Valladolid wurde 1612 zu Ehren des heiligen Kreuzes ein großes Bullengefecht veranstaltet, bei welchem zehn Kämpfer todt auf dem Platze blieben. Guzman erklärt diese aragonischen Fiestas, d. h. Feste, öffentliche Lustbarkeiten, für eine „unnachahmliche Barbarei", und fügt hinzu, es sei eine unbestreitbare Thatsache, daß in Spanien alljährlich im Durchschnitt zwei- bis dreihundert Menschen bei den Stiergefechten ihr Leben verlören.

Unter König Karl dem Zweiten stieg die Leidenschaft für dieselben auf den höchsten Grad, aber seitdem die Bourbons auf dem spanischen Throne saßen, geriethen sie in Verfall. Philipp der Fünfte wollte von solchen Schaustellungen nichts wissen, aber sie kamen nie ganz ab. Nach und nach gewannen die Spanier wieder Geschmack an ihnen und in mehreren Städten wurden Plazos de toros gebaut. Nun aber gewann die Tauromachie einen ganz neuen Charakter. Früher hatte sich ausschließlich der Adel an denselben betheiligt und zu Roß den Bullen lediglich mit einer Lanze bekämpft. Von nun an traten andere Leute in die Arena, nämlich die Picadores, die Banderilleros, die Chulos und der Espada. Der Letztere stellte sich zu Fuße dem Bullen entgegen, lediglich mit einem Schwerte bewaffnet und mit der Muleta, d. h. einem Stücke rothen Zeuges, das auch wohl als Engaño bezeichnet wird, das heißt Täuschung und Betrug, weil der rothe Lappen dazu dient, die Aufmerksamkeit des Stieres abzulenken.

Urheber dieser Art, den Bullen zu bekämpfen, war ein Andalusier, Franz Romero aus Ronda; auch hat er zuerst die Tauromachie als ein einträgliches Gewerbe betrieben. Er unterrichtete seinen Sohn Johann in der neuen Kunst und dieser erfand die regelmäßigen Quadrillen der Picadores, Banderilleros und Chulos; er brachte System in die Sache. Nach ihm kam Joachim Rodriguez, der in Spanien unter dem Namen Costillares berühmt ist (Costilla heißt Rippe). Er ist Erfinder der meisten jetzt üblichen Suertes, d. h. Ausfälle mit dem Schwerte, Gänge, und erhob die Kunst auf ihre gegenwärtige Höhe. Er regelte die Anwendung der Muleta derart, daß der Bulle völlig in die Gewalt der Espada und en fazon para la muerte geräth, auf den Punkt, daß er den tödtlichen Stoß empfangen muß. Früher wartete der Espada ab, bis der Stier gegen ihn einstürmte und sich selber aufrannte. Wenn ein Bulle aplomado, schwerfällig und schwach, wurde, oder gar nicht angreifen wollte, dann wurde er von irgend Einem durchbohrt vermittelst einer langen Lanze, Punzon, oder man schnitt ihm die Fußsehnen durch, wozu man sich der media luna, einer halbmondförmigen Sichel, bediente, die an einer langen Stange befestigt war. Das Alles erschien dem Costillares zu roh, und um eine solche „Barbarei" ein- für allemal abzuthun, erfann er den berühmten Suerte de volapiés (a volapié heißt ohne festen Tritt, ohne festen Boden zum Auftreten), und von nun an war jeder Stier völlig in der Gewalt des Mannes. Sevilla darf sich rühmen, Vaterstadt des Costillares zu sein. Lange Zeit glänzte dieser Torero als erster Stern am Himmel der Tauromachie, dann aber bekam er eine Geschwulst an der Hand, wurde unfähig zum Bullentödten und mußte fortan auf den Beifall der Menge verzichten. Das aber ging ihm so sehr zu Herzen, daß er in tiefe Schwermuth verfiel, an welcher er dann bald nachher gestorben ist.

Auch Pedro Romero, Johann's Sohn, steht als gewaltiger Kämpe in hohem Andenken. Er war von herkulischem Wuchse, voll von großem Selbstvertrauen und hielt es für einen Ehrenpunkt, keinem Stier auszuweichen. Einst hatte er am Schluß eines Gefechtes den letzten Stier abgethan und die Menge verlief sich schon. Da rief man plötzlich: „Romero, rette Dich!" Er wandte den Kopf und sah

dicht hinter sich einen Bullen, der eben, in Folge der Nachlässigkeit eines Wärters, aus dem Stall entsprungen war. Die Lage Romero's war gefährlich und das geringste Zaudern mußte verhängnißvoll werden. Von Flucht konnte nicht die Rede sein, denn er hatte keinen Vorsprung; nichts blieb ihm übrig, als den Stier festen Fußes zu erwarten. Das that auch Romero; er rannte dem Bullen das Schwert so tief in den Leib, daß dieser sofort todt zu Boden fiel. Das Ganze hatte keine Minute gedauert, und der Beifall für den unerschrockenen Torero war ungeheuer. Bei allen Genossen war er ungemein beliebt, denn nie ließ er einen, der in Gefahr schwebte, im Stiche. Als er im Jahre 1839 in seiner Vaterstadt Ronda mit Tod abging, hatte er auf dem Sterbebette nachgewiesen, daß etwa 5600 Bullen durch seine Hand gefallen seien!

Unter den Espadas unserer Tage wird Joseph Delgado gerühmt; unter dem Namen Pepe Illo wurde er allgemein bekannt. Er ist auch der erste Torero, welcher ein Werk über die Regeln der neuern Tauromachie verfaßte. Aber als Torero steht ihm gleich und als Schriftsteller ragt über ihn hinaus der berühmte Montès. Illo vertheidigt in seiner Abhandlung in charakteristischer Weise die Stiergefechte.

„Sie sind eine Freude für die Kinder und ein Jubel für die Greise. Weichet von hinnen, ihr Schwachköpfe, die ihr eine so edle Uebung als Barbarei verschreit! Die Gründe gegen diesen Kampf entstammen lediglich der Furcht und dem Neide. Man gehe doch nur einmal hin und betrachte sich ein Stiergefecht; dann wird die eigene Erfahrung sofort das System dieser schwächlichen Moralisten über den Haufen werfen. Man wird mir wohl mit dem Einwande kommen, daß dann und wann ein Torero das Leben einbüße. Was will aber eine solche Entgegnung bedeuten? Giebt es überhaupt irgend eine Uebung, welche ganz frei von Gefahren wäre? Ereignen sich nicht selbst bei Spielen Unfälle? Sind bei Reiten und Schwimmen nicht unendlich mehr Menschen um's Leben gekommen als durch die Stiergefechte? In unserer Kunst haben wir es übrigens bis zu einem so hohen Grade von Sicherheit gebracht, daß wir den Bullen so verächtlich behandeln, als wäre er nur ein Schöps. Das Zeugniß hat uns ein marokkanischer Edelherr gegeben, der jüngst in Cadiz ein Stiergefecht mit ansah.

Pepe Illo hat beim Ausüben seiner edlen Kunst unzählige Wunden davon getragen. Insbesondere hatte er fünf und zwanzig Cornadas aufzuweisen, Stöße mit den Hörnern, aber trotzdem war er stets der Mann auf dem Platze. Aber der Vergleich zwischen dem Bullen und dem Schöpse hielt nicht Stich, und seine Behauptung, daß die Tauromachie ein ganz ungefährliches Ding sei, bewährte sich gerade an ihm keineswegs. Auf der Plaza zu Madrid ist er von einem grimmigen Stiere mit den Hörnern gepackt und in grauenhafter Weise todtgestoßen worden.

Ein anderer berühmter Espada (— das Wort bedeutet Schwert), Franz Herrera Guillen, steht hoch im Angedenken der Aficionados und besonders auch der Aficionadas. Einst hatte er im Kampfe schon mehrere Wunden davon getragen; nichts desto weniger erlegte er noch acht Bullen. Aber auch sein Ende war beklagenswerth. Im Circus zu Ronda in Andalusien sprach er eben mit einem Zuschauer, da rannte von hinten ein Bulle auf ihn ein, bevor er die Gefahr ahnte, und versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß an den Kopf, daß er mausetodt zusammenstürzte.

Vor dreißig Jahren herrschte eine fast wilde Leidenschaft für die Stiergefechte, und sogar Mönche „warfen ihre Kutten in die Nesseln", um Toreros zu werden. Der Staat erkannte die Tauromachie als eine sehr edle Kunst an; am 28. Mai 1830 erließ der König ein Dekret, demgemäß zu Sevilla eine tauromachische Hochschule gegründet wurde. Am Portale des Universitätsgebäudes prangt die Inschrift: „Fernando VII, pio, feliz, restaurador, para la ensenanza preservadora de la Escuela de tauromaquia." Der König stiftete zwei Professuren; die erste erhielt Peter Romero, die zweite Joseph Candido. Die Schüler übten sich zuerst an hölzernen Bullen; beim zweiten Kursus gingen sie in die Schlächtereien, um Studien nach der Natur zu machen. Beim dritten Kursus stellte man ihnen zweijährige Bullen entgegen, deren Hörner bewickelt wurden. Ihre Prüfung bestanden sie durch ein ernsthaftes Gefecht im Circus. Diese Universität ist übrigens wieder eingegangen.

Der „Cäsar der Tauromachie", Franz Montès, trat im Jahre 1832 auf. In ihm waren alle Eigenschaften des Diestro, d. h. eines geschickten und gewandten Kämpen, vereinigt. Seine Stöße trafen allemal sicher, die Zuschauer hegten für ihn nie irgendwelche Besorgniß; der Volksglaube meinte, daß Montès durch Blick und Bewegung die Stiere lenken könne und über sie eine ähnliche Gewalt übe, wie der Reiter über ein Schulpferd. Manuel Diaz, mit dem Beinamen Labi, ging noch weiter in der Tollkühnheit, denn er fiel auf die Knie und erwartete den anstürmenden Bullen mit übereinandergeschlagenen Armen; zu rechter Zeit sprang er dann auf und führte den tödtlichen Stoß. Dieser Mann starb ruhig in seinem Bett.

Doch wir wenden uns nach diesen geschichtlichen Vorbemerkungen zur Sache selbst. Die Corrida de toros, das Stiergefecht, ist für den Spanier, was für den Engländer sein Sport. Schon Herkules fand in Spanien die berühmten Stiere des Geryon, und noch heute weiden große Heerden an den Ufern des Guadalquivir und Tamara.

Der Liebhaber, Aficionado, kennt jede einzelne Heerde, Ganaderia, ohne daß er nöthig hätte, die Devisa derselben zu betrachten. Diese ist ein Bändchen, welches man dem Stier um den Hals knüpft; es zeigt an, zu welcher Casta, Rasse, er gehört. So erkennt man die Stirn aus der Ganaderia gijona, welche dem Marquis von Casa Gaviria gehört, an dem rothen Bändchen; jene von Vista Hermosa in Andalusien tragen weiß und blau und andere haben andere Farben.

Die Stiere jeder Casta haben verschiedene Vorzüge oder Mängel. Jene von Salvatierra sind tapfer und flink, vertheidigen sich wacker, allein ihr Feuer hat keine Ausdauer und man darf sie nicht zu lange bekämpfen. Die von Gijon sind anfangs ungemein flink, werden aber bald aplomados. Ausgezeichnete Bullen kommen aus der Ganaderia von Colmenar viejo, das einige Meilen von Escurial entfernt liegt, aber für die besten gelten jene von Vista Hermosa.

Gewöhnlich liegen die Stierweiden weitab von allen Wohnungen. Der Bulle sieht selten einen andern Menschen als den Vaquero, den Hirten, und kann als nahezu wild betrachtet werden. Man hält sehr viel auf die Reinheit der Casta, aber nicht jeder Stier eignet sich zu Zwecken der Tauromachie. Unter den Hirten ist allemal einer, welcher als Kenner bezeichnet wird, el Conocedôr; dieser stellt mit jedem einjährigen Bullen eine Prüfung an und verfährt dabei in folgender Weise. Er besteigt ein kräftiges Roß, sprengt gegen den Stier an und versetzt ihm Lanzenstiche, um zu sehen, wie das Thier sich mache. Läuft es fort oder ist es nicht lebhaft genug, dann wird es für unwürdig erklärt, dermaleinst den ruhmreichen Tod im Circus zu sterben; es muß ein Ochse werden und geräth in die Hände des Fleischers. Findet aber der Conocedor die gewünschten Eigenschaften, dann erhält der junge Bulle die Herradura,

Einreiten der Picadores in den Circus zu Valencia.

Eine Heerde von Kampfstieren.

das heißt, man brennt ihm ein Zeichen ein und er wird nun zu einem Novillo. Als solcher hat er allerlei Prüfungen zu bestehen; da er aber schon gefährlich zu werden anfängt, so befestigt man ihm umwickelte Kugeln an den Hörnern, und er ist dann embolado. Nachdem er sich wacker gezeigt hat und die Hoffnungen, welche man von seiner Begabung hegte, nicht täuschte, erklärt man ihn für einen Toro de muerte, einen Bullen, der würdig sei, einen edeln Tod zu sterben. Man veranstaltet Gefechte mit den Novillos, um sie an den Kampf zu gewöhnen, und dergleichen Novilladas sind in kleinen Städten sehr beliebt.

Ein Toro de muerte muß fünf Jahre alt geworden sein, bevor er für tüchtig genug gilt, um in einer Corrida zu figuriren. Dann kommt es zunächst darauf an, eine Heerde solcher wilden Bullen nach der oft sehr weit entfernten Stadt zu treiben, und das bleibt immer eine gefährliche Sache, welche ohne Beihülfe der Cabestros gar nicht auszuführen wäre.

Die Cabestros sind sehr große, gewöhnlich hellfarbige Ochsen mit gewaltigen Hörnern, aber sehr zahm. Sie weiden in Gemeinschaft der Bullen, die von früher Jugend an sie gewöhnt sind und ihnen gelehrig folgen. Man treibt die Stiere am liebsten bei Nacht, weil man alsdann weniger Gefahr läuft, daß sie durch irgend einen beliebigen Gegenstand beunruhigt oder in Wuth versetzt werden. Die Cabestros gehen voran und die Vaqueros reiten nebenher. Wer Nachts einem solchen Zuge begegnet, wird lebhaft an eine Schilderung im Don Quixote erinnert, der in seiner romantischen Narrheit mit einer solchen Ganada anband und, wie billig, über den Haufen gerannt wurde.

Die Treiber halten in der Nähe der Stadt eine kurze Rast und führen am Abend vor dem Gefechte die Stiere nach der Plaza zum Encierro, zur Einsperrung. Dort kommen sie zunächst in den Corral, Stall; nachher schafft man sie zum Apartado, dem abgesonderten Verschlage; dieser wird als Toril bezeichnet, ist eine enge Zelle und in dieser bleibt der Stier, bis er zum Kampf in die Arena gelassen wird. Der Apartado, das Absperren, geschieht mehrere Stunden vorher, und die Aficionados benutzen die Zeit, um die verschiedenen Kampfbullen zu besehen und ihr Gutachten zu äußern, ganz in ähnlicher Weise wie die Reiter vor dem Wettrennen der Pferde es zu machen pflegen.

Die Bullen liefern sich im Corral einige kleine Scharmützel, bis die friedlichen Cabestros eingetrieben werden. Vermittelst derselben werden jene in den Toril gelockt, und diese Arbeit des Apartado währt oft stundenlang.

In Madrid findet von Ostern bis Allerheiligen an jedem Montag ein Stiergefecht statt, in den Provinzialstädten meist an den Hauptfesten, aber nicht zur Winterszeit, weil die Kälte dem Bullen viel von seinem Feuer nimmt. Ohnehin müssen die Zuschauer im Freien sitzen, und auf der kastilischen Hochebene ist es im Winter so kalt wie im mittlern Europa. In Valencia dagegen und in Andalusien, z. B. in Sevilla, hält man auch im December Stiergefechte ab.

Fast jede irgend bedeutende Stadt hat ihre Plaza de toros. Gewöhnlich ist solch ein Amphitheater Eigenthum der Stadt oder irgend eines Hospitiums und wirft einen guten Nutzen ab. Man verpachtet es an einen Asentista, Unternehmer, der sein Geschäft in ähnlicher Weise betreibt, wie der italienische Impresario das seinige. Eine Corrida erfordert manchmal einen bedeutenden Kostenaufwand; das Pachtgeld für die Plaza in Madrid kostet für jedes einzelne Stiergefecht siebentausend Francs und dazu kommen noch die Kosten für die Bullen, von denen manche mit 150 bis 200 Thalern bezahlt werden.

Gewöhnlich sind sechs bis acht oder neun Stiere dem Tode geweiht, manchmal auch mehr. Die Pferde, welche man opfern muß, sind Mähren, die mit höchstens zehn Thalern bezahlt werden; aber man bedarf bei jedem Gefecht zwei bis drei Dutzend solcher abgelebten Gäule.

Neben den Bullen sind die Stiertödter Hauptpersonen. Die Truppe solcher Toreros heißt eine Cuadrilla und wird gut bezahlt, je nachdem sie mehr oder weniger berühmte Leute unter sich zählt. Manchmal übernimmt der erste Espada die ganze Cuadrilla, Picadores, Banderilleros und Chulos, und schließt einen Vertrag mit dem Asentista. Ein anständiges Bullengefecht erfordert eine Kostenauslage von vier- bis sechstausend Thalern, bringt aber doch eine hübsche Summe ein, weil die Preise hoch sind und die Amphitheater zehn- bis fünfzehntausend und noch mehr Zuschauer fassen. Die größten Plazas in Spanien sind jene zu Xeres de la Frontera, Madrid und Valencia.

Einige Tage vor dem Gefechte sind die Mauern und Straßenecken mit riesigen Anschlagzetteln beklebt, auf welchen ein ausführliches Programm der Corrida zu lesen ist. Es führt die Namen der Toreros und der Bullen auf, und aus welchen Ganaderias dieselben stammen. Daneben enthält dasselbe allerlei Bemerkungen, die als Beiträge zur Sittengeschichte gar nicht unwichtig sind. Wir wollen unseren Lesern solch ein Programm mittheilen. (S. 103).

Außerdem werden auch kleine Zettel an die Zuschauer vertheilt, auf denen sich weiße Columnen befinden. Diese füllt der Liebhaber aus, indem er mit Nadelstichen verzeichnet, wie viel Pikenstöße jeder Stier erhalten habe, wie oft ein Picador vom Pferde gefallen ist, wie viel Rosse todt auf dem Platze blieben, wie viele Banderillas dem Bullen angeheftet wurden, wie viele Schwertstiche er erhalten hat und dergleichen mehr. Der ächte und rechte Aficionado führt eine genaue Statistik über Alles was vorgeht, und solch ein Programm, Estado, das mit Nadelstichen übersäet ist, bewahrt er sorgfältig auf. Bei dem Stiergefechte, das am 7. Oktober 1862 zu Valencia abgehalten wurde und etwa zwei Stunden dauerte, ereignete sich während der Funcion, „Verrichtung“, Folgendes: 8 Stiere kamen nach und nach in den Circus; 31 Pferde wurden getödtet oder schwer verwundet; die Stiere bekamen zusammen 112 Pikenstiche; die Picadores wurden 25 Mal vom Pferde geworfen; es wurden 24½ Paar Banderillas angeheftet; 61 Mal wurde ihnen die Muleta vorgehalten. Bei den Festen in Madrid 1833 wurden in einer einzigen Woche neun und neunzig Stiere getödtet und dreihundert und achtzig Pferde blieben auf dem Platze!

Betrachten wir uns nun die Einrichtung des Amphitheaters, welche überall so ziemlich dieselbe ist. Die Arena, der Circus, das Rundtheil, el Redondél, bildet einen kreisrunden Raum, der mit feinem Sande bedeckt wird, damit die Kämpfer nicht ausgleiten. Ringsum läuft eine etwa mannshohe, blutroth angestrichene Bretterwand. Auf beiden Seiten dieser Bretter, der Tablas oder Tableros, läuft ein vorspringender Fußtritt, damit die Toreros mit einem Satz über die Wand hinüberspringen können, falls der Bulle ihnen zu dicht auf den Fersen ist. In den Tablas befinden sich in angemessenen Zwischenräumen Thüren mit Doppelflügeln. Die Hauptpforte steht mit dem Toril in Verbindung und jeder Stier muß dieselbe passiren; die anderen werden zu allerlei verschiedenem Behufe benutzt. Um den ganzen Circus herum, zwischen den Tablas und den Barrièren des Zuschauerraumes, geht ein Laufgang, die Valla, auch Callejon genannt; dann beginnen die stufenförmig über einander sich erhebenden Sitze der Zuschauer, theils von Holz, theils von Stein. Vom ersten Rang aus kann der

Aficionado Alles genau sehen und sogar den Stier berühren, falls dieser die Tablas übersprungen hat. Aber bis auf die Zuschauersitze kann er nicht gelangen, weil ein starkes Tau ihm im Wege ist. Wegen dieser Seilschranke bezeichnet man die Plätze des ersten Ranges als Delanteras de cuerda oder barrera, auch wohl als Barandillas, d. h. kleine Geländer. Die Plätze unmittelbar über oder hinter den Delanteros heißen Gradas, Stufen, Bänke; die noch einläßt, also den Circus nicht verpachtet, sondern die Sache selbst in Betrieb genommen hat. Auf solche Weise hat die Wohlthätigkeitsanstalt größern Profit.

Wir bestellten, sagt Davillier, zwei Tage vorher Plätze in den Delanteras de barrera, und betrachteten uns in aller Muße die Einrichtung der Plaza, das herrliche Amphitheater, das ohne Frage das herrlichste in ganz Spanien ist. Endlich kam die Cuadrilla, und es war uns sehr erwünscht, daß

Plaza de Toros.

Bei günstiger Witterung
wird stattfinden am Sonntag Nachmittag

Ein außerordentliches Stiergefecht.

Der Herr Bürgermeister führt den Vorsitz.

Acht Stiere

werden bekämpft, aus folgenden Ganaderias, mit folgenden Devisen:

Stiere.	Ganaderias.	Woher.	Devisas.
Zwei . . .	Don Vincente Martinez	Colmenar viejo . . .	Granat.
Drei . . .	Don Manuel Garcia Lopez . . .	Colmenar viejo . . .	Roth und gelb.
Einer . . .	Des Herrn Marquis de la Conquista.	Trujillo	Roth und grün.
Zwei . . .	Don Ventura Diaz	Cerceda	Granat und gelb.

Kämpfer.

Picadores: **Calderon el Pinto,** der Brave, mit drei anderen in Reserve. Im Fall dieselben unbrauchbar werden, hat das Publikum keinen Anspruch, andere zu verlangen.
Espadas: **Cagetano Sanz, Jose Rodriguez** (Pepete) und **Antonio Sanchez** (El Tato).

Das Apartado findet um Mittag auf der Plaza statt.

Von Seiten der Obrigkeit wird dem Publikum Folgendes kund und zu wissen gethan:

1. Es ist den Zuschauern der verschiedenen Plätze verboten, einander zu beleidigen oder irgend Jemanden wegen seiner Kleidertracht zu verspotten. Auch darf kein Zuschauer dem andern zumuthen, daß er sich irgend eines seiner Kleidungsstücke entledigen solle.

2. Es ist verboten, in den Circus Orangen hinunterzuwerfen, oder Rinde, Steine, Knüttel oder irgend etwas Anderes, das den Kämpfern hinderlich werden könnte.

3. Nur die Arbeiter, welche durch ein besonderes Abzeichen kenntlich sind, dürfen sich zwischen den beiden Schranken aufhalten. Bevor der letzte Bulle aus dem Circus entfernt worden ist, darf Niemand die Stufen hinabsteigen.

4. In jeder Loge dürfen nur zehn Menschen sitzen, weil sonst leicht ein Unglück passiren könnte.

5. Hunde kommen nicht zum Gefecht; man wird sich brennender Banderillas bedienen.

6. Das Publikum hat kein Recht, die Bekämpfung von mehr Bullen zu verlangen, als im Programm angegeben sind.

Einlaß um 1 Uhr. Das Gefecht beginnt um 3 Uhr.

Vor dem Beginn und während der Pause spielt Militärmusik.

höheren Tendidos, Gerüste. Diese letzteren sind schon billig. Die Tabloncillos sind Sperrsitze, und die Palcos verdeckte Logen.

Je nachdem die Plätze Sonne oder Schatten haben, heißen sie Asientos de sol oder de sombra; auch giebt es eine Zwischenklasse, welche während des Stiergefechts eine Zeitlang Schatten und eine Weile auch Sonne hat. Die Sonnenplätze kosten nur halb so viel wie die Schattenplätze.

In Valencia gehört die Plaza de Toros dem geistlichen Hospitium, dessen Verwaltung sich nicht mit den Asentistas sie in unserm Gasthofe zur Hoffnung, der Fonda de la Esperanza, Herberge nahm. Als Toreros bezeichnet man alle Leute, welche irgendwie am Stiergefechte theilnehmen, die Ausdrücke Toreador und Matador sind dafür in Spanien selbst nicht üblich.

Der Torero ist fast durchgängig ein Andalusier, und ist er etwa kein solcher durch Geburt, so wird er es bald durch Umgang mit seinen Genossen. Denn Andalusien gilt mit vollem Rechte für den klassischen Boden der Tauromachie, und der Torero trägt immer, auch wenn er nicht im Circus

Der Picador Calderon.

Eine schöne Aficionada im Amphitheater zu Valencia.

beschäftigt ist, die in jener Provinz übliche Kleidertracht: den Sombrero calañes (calaña heißt Muster, Modell), das heißt den Filzhut mit aufgeschlagener Krämpe; den Marselles, kurze, reich gestickte Jacke, und die Faja, den breiten seidenen Gürtel. Dazu kommt im Winter der Capote, ein Tuchmantel, der mit granatrothem Sammet gefüttert ist. Ganz besonders charakteristisch ist aber die Coleta, ein fingersdicker und eine halbe Spanne langer Haarzopf, der auf den Nacken hinabhängt. Der Torero läßt ihn wachsen, um daran die Moña zu knüpfen, einen Chignon von schwarzer Seide, der eben so wenig fehlen darf, wie ein zierlich gefalteter Busenstreif, ein Jabot.

Die Toreros führen ein Wanderleben, denn sie ziehen von einer Stadt zur andern. Sie sind lustige Gesellen, lieben Prunk und lockeres Treiben, sind, wie sie selber sich ausdrücken, Freunde de rumbo y de trueno (— rumbo heißt Pracht, Prunk, großmüthige Freigebigkeit; trueno Knall oder Donner —), trinken den besten Xereswein und rauchen ächte Havanacigarren. Das Geld, nicht selten durch Wunden und Blut erworben, rinnt wie Wasser durch ihre Hände.

Endlich war der große Tag der Corrida gekommen, ein Sonntag, an welchem Jeder freie Zeit hatte. Die Sache versprach sehr glänzend zu werden, denn zur Cuadrilla gehörten die „ersten Männer Spaniens". Da war Antonio Sanchez, zubenamset el Tato und jetzt der erste Espada der Welt; da war auch Calderon, ein gewaltiger Picador, desgleichen man seit den Tagen des Cid nicht gesehen, und endlich el Gordito, ein so kecker Banderillero, wie nur je einer den Circus betreten hat.

Wer eine spanische Stadt nicht am Tage eines Stiergefechts gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von dem Leben und Treiben bei einer so festlichen Gelegenheit machen. Alle Welt ist in einer Art von fieberhafter Aufregung. Leute kommen, gehen, drängen sich durch einander, holen Einlaßzettel, stehen in Gruppen beisammen; man hört das Geklimper von Guitarren und Zithern; die Landleute strömen zu Roß und zu Fuß herbei, und es war, als ob alle Bewohner des Gartenfeldes nach Valencia hereingeströmt seien. Die Labradoras der Huerta hatten ihren besten Goldschmuck angelegt und schritten stolz und selbstgenügsam einher. Wir betrachteten die Schönen mit Vergnügen.

Da erhebt sich plötzlich der Ruf: „Calderon kommt!" Und der Picador, aufgeputzt, wie es sich für einen großen Tag und für eine große Gelegenheit gebührt, reitet um die Ecke und kommt in Sicht. Die Menge rennt ihm entgegen und schreit: Ole, holla, Señor Calderon! Man schwenkt die Hüte und Jeder will ihm die Hand geben. Dann kommen noch vier andere Picadores, und die Menge wird so dicht, daß jene hintereinander reiten müssen. Wir folgen der Masse und gelangen mit ihr zum Amphitheater, das im Glanz einer blendenden Sonne gleichsam schwimmt, sitzen nach etwa fünf Minuten im ersten Rang und harren der Dinge, die da kommen sollen.

Zunächst nahm freilich eine schöne Valencianerin unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie war eine eifrige und feurige Aficionada, eine gründliche Kennerin alles Dessen, was beim Stiergefechte von Belang erscheint, und machte uns auf viele Einzelnheiten aufmerksam, die uns sonst wohl entgangen wären.

Die Leute im Lande Oldenburg.

Man hört im übrigen Deutschland nicht viel von dem Winkel zwischen Unterweser, Nordsee und Ostfriesland. Seine Bewohner haben ein ruhiges, zufriedenes Dasein, dazu eine verständige, gute Regierung, mit welcher sie in Frieden leben, finden Spielraum für jede gesunde Entwickelung und sind verschont von den Plagen, über welche man in anderen Theilen des großen Vaterlandes so viel zu klagen hat. Oldenburg kennt keine bevorrechtete Kaste und keinen Standesdünkel, keinen kirchlichen Fanatismus, keine Reactionäre und keine Demagogen. Es ist ein ganz gesundes Land und bescheidet sich gern dabei.

Glänzende Seiten fehlen dem Land allerdings; es ist einem recht achtbaren bürgerlichen Haushalte zu vergleichen und befriedigt sich auch dabei. Es hat keine Romantik, außer jener, die vom Meer unzertrennlich ist; mit diesem kämpft es. Die Nachkommen der alten Sachsen und Friesen haben von jeher tapfer mit Wetter und Wogen gerungen, und sind in dem Streite mit den wilden Elementen Meister geblieben. Diesen haben sie die Sicherheit ihres Landes abgewonnen. Die Fluß- und Seemarschen in unserm deutschen Nordwesten sind schon im sechsten Jahrhundert theilweise bedeicht, gegen die Meeresfluten gesichert und diesen mühsam entrissen, und seit anderthalb Jahrtausenden ist diese Arbeit niemals unterbrochen worden. Auch heute noch gewinnt man dem Meere Groden und Polder ab und schützt Land, das einmal für den Anbau erobert worden ist, mannhaft, ausdauernd und oft mit Gefahr von Leib und Leben. Hermann Allmers, ein Mann altfriesischen Stammes, hat davon prächtige Schilderungen entworfen, und unsere Leser kennen dieselben (Globus I. S. 145). Die Deiche sind Schutz und Schirm für das Land, deswegen ist in den Chroniken stets sorgsam aufgezeichnet worden, wann und wie man Groden eingedeicht, Siele angelegt, Tiefe schiffbar gemacht hat; Deichordnungen und Sturmfluten spielen eine hervorragende Rolle.

Die „Feste Oldenburg" wurde im Jahre 1150 von Heinrich dem Löwen gebaut; er übergab sie seinem Vasallen Christian dem Ersten. Der gräflich oldenburgische Stamm erlosch im Jahre 1667; von da an bis 1773 stand Oldenburg unter dänischer Regierung. Diese schloß in dem letztgenannten Jahre einen Vertrag mit dem Hause Holstein-Gottorp, das in Rußland herrschte und seine Ansprüche an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vertauschte und die Regierung mit voller Landeshoheit auf Friedrich August, Herzog von Holstein-Gottorp und Fürstbischof von Lübeck, übertrug.

Das Großherzogthum besteht aus dem Stammland an der Nordseeküste, zwischen Weser und Ems, dem Fürstenthum Lübeck (mit Eutin) im östlichen Holstein, zum Theil an der Ostsee und im Gebiete der Trave, und dem rheinischen Fürstenthume Birkenfeld, im Nahegebiet, am Südabhange des Hunsrück. Wir fassen nur die Bewohner des erstern in's Auge.

Vor wenigen Wochen ist eine „Topographisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Oldenburg von K. G. Böse" in Oldenburg bei G. Stalling erschienen, eine fleißige Arbeit, die einen sehr guten Ueberblick giebt und genaue

Einzelnheiten über alle Landesverhältnisse bringt; den oldenburgischen Menschen hat ein landes- und volkskundiger Arzt, Dr. J. Goldschmidt, schon 1847 geschildert („Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort"). Auf den Wanderungen, welche wir vor fünfzehn Jahren im Lande gemacht, haben wir Goldschmidt's Darstellungen sehr zutreffend gefunden, und jüngst lasen wir sie mit neuem Vergnügen wieder durch.

Der Oldenburger, das Volk, redet sassisch-niederdeutsch, „plattdeutsch", wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Die Mundart im eigentlichen alten Herzogthume, dessen Bewohner protestantisch sind (jene in den ehemals münsterschen Kreisen Kloppenburg und Vechta bekennen sich vorwiegend zur katholischen Kirche), entspricht durchaus dem ruhigen, phlegmatischen, geistig etwas trägen Wesen der Oldenburger. Hochdeutsch ist die Umgangssprache nur bei der höher gebildeten Klasse, aber Jedermann kann plattdeutsch.

Der oldenburgische Plattdeutsche vermeidet gern Alles, was nur irgend Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordert, alle schwer auszusprechenden, scharfen Mitlauter und auch alle Härten. Das ist überhaupt kennzeichnend für das Sassische.

In meiner frühen Jugend lobte mir mein Großvater in Braunschweig unsere heimische Mundart, und machte mir den Gegensatz durch einen Vers klar, den ich ihm wiederholen mußte. Es war der Schluß eines Gedichts, dessen übrigen Inhalt ich längst vergessen habe. Er lautete:

„Drum Pîper pîp up, sägt de plattdüdsche Mann.
Nun Pfeifer pfeif auf, schpricht der hochteutsche Mann."

Das Plattdeutsche wirft namentlich das pf weg; es sagt Perd, Pund, Pepper, Pipe, statt Pferd, Pfund Pfeffer, Pfeife; es ersetzt den Gurgellaut ch durch das bequemere k, und sagt Sake statt Sache, Blekk statt Blech, Pêk statt Pech. Es wirft, gleich den Skandinaviern, Angelsachsen, Holländern und Vlamingen, den Zischlaut sch weg und hat statt dessen zumeist ein einfaches s oder ein sk, also: Snider statt Schneider; swart statt schwarz; auch hält es am sp fest, gleich allen germanischen und nichtgermanischen Völkern und verwirft die nichtgermanische Aussprache desselben. Es sagt nicht Schstall, Schstein, Schstock, oder gar, wie im allemannischen Oberlande, Poscht, sondern übereinstimmend mit dem Geschriebenen: Stall, Stein, Stock, Post. Statt des harten z hat es t oder s, und sagt; Holt, Snute, Katte, Telt, Twivel, Hart rc., für: Holz, Schnauze, Katze, Zelt, Zweifel, Herz. Es wirft das r weg, wo es unbequem ist, und sagt Gesten statt Gerste, Wost statt Wurst. Aus f oder ff macht es w oder p: es fagt statt Teufel: Düwel, statt offen: open oder in manchen Gegenden apen. Und so noch Manches. Aber in vielen plattdeutschen Gegenden, namentlich in den Nordseegegenden, werden die Vokale nicht rein ausgesprochen, während die Westphalen doch ein sehr scharfes a haben. Die unreine, ungewisse Aussprache der Vokale, welche uns am Englischen so unangenehm auffällt, ist ein angelsächsisches Erbtheil. Sehr richtig sagt Goldschmidt, „daß die Aussprache plattdeutscher Vokale sich durch Zeichen nicht einfangen lasse."

Das gilt namentlich vom a, und die Unbestimmtheit wird von Vielen auch auf das Hochdeutsche übertragen. In einer und derselben Stadt wird oft das a ganz verschieden ausgesprochen, z. B. in Braunschweig von manchen Leuten. Einer begegnet dem Andern und fragt: „Wohin willst du gehen?" Antwort: „Ins Theâter". — Der Andere sagt: „So, in's Theäter?" — Einmal lautet das a wie das schwedische å, ganz tief, das anderemal wie ä. Mit einem Zeichen kann man zum Beispiel gar nicht ausdrücken das mal, wie es die bekannten, meist sehr hübschen Honigkuchenverkäuferinnen aus Braunschweig den Vorübergehenden in hochdeutscher Sprache zurufen: „Hören sie mal, wollen Sie nicht etwas Hübsches mitnehmen?" Das a ist nicht ganz ein ä, es klingt aber an und ist für Nichtbraunschweiger sehr schwer oder gar nicht genau nachzusprechen, wie es dem Fremden auch rein unmöglich ist, dreimal hintereinander ohne Anstoß zu wiederholen: „Hier jücket et 'nk, hier stikket et 'nk, hier deit et 'nk weih." Hier juckt es mich, hier sticht es mich, hier thut mir's weh." Das 'nk ist zugleich Nasen- und Gaumenlaut.

Doch wir wenden uns wieder nach Oldenburg. Das dortige Plattdeutsch hat keine Diminutive, welche man dagegen im Münsterschen und im südlichen Niedersachsen sehr häufig findet. Dem Oldenburger fehlt die gefällige Freundlichkeit im Behaben, das feinen Ausdruck im häufigen Gebrauche der Verkleinerungswörter erhält; er ist zu ruhig, ehrlich, biderb und zu prosaisch, um sich zu bemühen, das Leben für seine Umgebung und für sich selbst durch dergleichen zu verschönern.

Der Oldenburger hat kein Wort für Muth, denn das plattdeutsche Mood bezeichnet Neigung für etwas; er sagt z. B. er habe keinen Muth zu heirathen; „ick häwwe kin mood to Jan"; ich glaube nicht, daß Johann wieder hergestellt wird. Aber Goldschmidt hätte sagen sollen, daß man an der Nordsee den Ausdruck defftig auch für tapfer und muthig gebraucht; es ist tüchtig im Sinne des römischen Virtus und Valor zugleich. Ich habe zum Beispiel von einem Bauer bei Delmenhorst sagen hören, daß die Soldaten sich bei Waterloo defftig geschlagen haben.

Das friedliche oldenburgische Volk hat nur wenige originale Schimpfwörter. Von außen her sind gekommen: Kujohn und Kanaille; im Uebrigen begnügt man sich mit: Donnerslag, Dummsnut (der ein dummes Maul hat, dummes Zeug spricht), Schubbejack und dergleichen harmlosen Ausdrücken mehr. Geflucht wird nicht viel, und ein Oldenburger stößt in seinem ganzen Leben wohl nicht so viel Flüche aus wie z. B. ein hochdeutscher Bergmann im Harze, der ein „Kreuzhimmelschockschwerenothdunnerwetter tausend Lachter tief in Gottes Erdboden hinunterfahren" läßt.

Der plattdeutsche Oldenburger hat das Wort Freude nicht; er drückt den Begriff mit dem hochdeutschen Wort aus oder mit Pläseer. Mit Ausdrücken der Zufriedenheit geht er sparsam um; aber er hat viele Ausdrücke, welche in Oberdeutschland nicht vorkommen. Dahin gehören folgende: Nach Küsters Kamp (Felde) gehen, d. h. auf den Kirchhof; begraben werden. Er sagt noch Penn für Feder, gerade wie der Engländer, und bezeichnet einen Federfuchser und Bureauschreiber als Pennlicker, Federlecker; den untern Theil der Handwurzel nennt er Wrist, das Hirn Brägen oder Bräen, brain der Engländer; Mist ist Nebel. Black ist schwarz, Tinte; minn, meen, gering, elend. Volk heißt auch Hausgesinde; auch die Schiffsbemannung wird so bezeichnet; Knip heißt Messer; trecken, ziehen; Tide: Ebbe und Flut. Das Wort gemein hat keine niedrige Nebenbedeutung, sondern bedeutet nur: gewöhnlich, auch oft: freundlich und herablassend. Auch Kerl hat eine solche nicht, und eine Frau sagt wohl von ihrem Manne: „Min Keerl slavt (arbeitet) den ganzen Dag."

Ausdrücke, welche das Oberdeutsche nicht kennt, von denen aber die meisten nicht specifisch oldenburgisch, sondern überhaupt sassisch sind: Ettgrün, Grummet; Hester (im südlichen Sassischen, das überhaupt die Doppellauter liebt, Heister) junge Eiche; Enter, einjähriges, Twenter, zweijähriges Füllen; Ham, Trift; Rick, Stange; Güst, eine Kuh, welche keine Kälber bekommt, unfruchtbar ist. Slump, Zufall, wenn er glücklich ist; aisch, häßlich; unmunnig, was nicht gesagt werden kann; sick bemischen, eine Frau

nehmen; er will sich bemenschen, verheirathen; Bangeböxe, einer der das Herz in den Hosen hat. — In Weeldreiher, Naddreher, d. h. Drechsler, ist noch das englische wheel erhalten, das sich sonst verloren hat. Knast für ein Knorren am Holze. Für Taille hat man Kneep; auch die Hochdeutschen haben das gute Wort als Kniff. Der Oldenburger sagt: „Deern, deer'n, wat bist du minn um'n Kneep! Mädchen, wie schlank ist deine Taille. Dirne, deern, wird allgemein für Mädchen gebraucht, ohne jede üble Nebenbedeutung.

Der Landmann bedient sich im Verkehr mit seinesgleichen der Familiennamen gar nicht, selbst die Knechte reden ihren Herrn beim Vornamen an; doch reißt bei den reichen Bauern in der Marsch bereits das Vornehmthun ein, und sie lassen sich sogar schon Herr nennen, — eine ganz unfriesische Neuerung. In Ostfriesland hat man die Eigenthümlichkeit, daß jüngere Leute, welche einen alten Mann anreden, dem Vornamen desselben ein Ohm anhängen und sagen: Janohm, Dierkohm; dem Vornamen der älteren Frauen fügt man bei der Anrede ein Mö, Muhme, hinzu und sagt: Alke=mö, Tante Adelheid, Grete=mö ꝛc.

Wenn die Oldenburgischen Landleute von einem ihrer Bekannten aus dem Dorfe sprechen, dann nennen sie ihn ebenfalls beim Vornamen und geben ihm, damit er von andern unterschieden sei, ein bezeichnendes Beiwort, z. B. der lange Jan. Sie fügen auch wohl den Vornamen seines Vaters oder seiner Mutter hinzu, z. B. Fike's Geerd (Gerhard, der Sophie Sohn). Drittens legen sie dem Vornamen noch den Namen des Hauses bei, der aber in der Regel mit dem Familiennamen nicht übereinstimmt. Fast immer wird der letztere übergangen. Unser Gewährsmann erzählt, er habe mehrfach gefunden, daß der Nachbar den Familiennamen des Nachbars, mit welchem er seit vielen Jahren im bestem Verkehr lebte, nicht gekannt hat. Dagegen sind Hausnamen unsterblich. Leute aus den verschiedensten Familien kommen durch Heirath oder Kauf in den Besitz eines Hofes; nun mögen sie, bevor sie in den Besitz des Hauses kamen, geheißen haben wie sie wollen, im Dorfe werden sie doch nur nur nach dem Hause benannt. „He heet (heißt) Müller's Dierk (Dietrich), aber he schrift sik egentlich Dierk Hotes." Der Familienname wird nicht gesprochen, nur geschrieben.

Die plattdeutschen Sprichwörter befassen sich nicht viel mit Religion, aber desto mehr mit Allem, was die alte Volkssitte heiligt. Diese hat sich bei der abgeschiedenen Lage des Landes und durch das Plattdeutsche viel mächtiger und einflußreicher erhalten, als in den meisten anderen Theilen Deutschlands. „Unsere oldenburgischen Landsleute sind ehrlich, gutmüthig, bieder und keusch, nicht so sehr weil die Religion das will, sondern weil ihr ruhiges Temperament es ihnen leicht macht, den Gesetzen der alten Volkssitte zu gehorchen." Das Wort: „Wer will ruhig sterben, läßt sein Gut den rechten Erben", hat eine höchst gebieterische Geltung. Wo nach der Sitte eines Landestheiles der jüngste oder älteste Sohn Stammerbe einer geschlossenen Landstelle ist, da wird es sich kaum je ereignen, daß der Vater, obwohl er die Befugniß hat, frei über sein Gut zu verfügen und demjenigen von seinen Söhnen dasselbe zu vererben, welchen er für den passendsten hält, einen andern zum Erben einsetzt als den, welchen die Landessitte bestimmt. Wenn es geschähe, so würde man weit und breit darüber mißbilligend reden. Solche Abweichung, meint man, könne kein Glück und keinen Segen bringen.

Mehr Rechtlichkeit als beim eigentlichen Oldenburger findet man gewiß bei keinem deutschen Stamm. Er hat alle hochdeutschen Sprüchwörter, welche sich auf Ehrlichkeit beziehen und vor der Lüge warnen. Er sagt auch: „Stiehlt mein Bruder, so hängt den Dieb." Darin liegt ein Abschen vor Eigenthumsverletzung, der gar kein Erbarmen kennt.

Der Oldenburger ist ehrlich, gerade, aber recht derb, und äußere Höflichkeitsformen verschmäht er so sehr, daß er dem Fremden als ungeschlacht vorkommt. „Hut in der Hand, geht durch's ganze Land", ist ein Wort, das er weder kennt, noch begreift; von allzuhöflichen Leuten sagt er: „Wer zu freundlich ist, hat entweder Jemand betrogen oder will Jemand betrügen." Wer immer freundlich lächelt, wird sein Vertrauen nie gewinnen. Aber er kennt die Macht weiblicher Schmeichelei und sagt: „Mit Eien und Kleien kann man wol en Bullen dal kriegen." Eien heißt liebkosend die Wangen streicheln, und Kleien ist streicheln.

Auf Recht und Gesetz hält er nicht minder wie auf Sitte. Für eine Grundwahrheit gilt ihm: „Recht mot Recht bliwen", und „Unrecht ward min dage kin Recht." Schon die Kinder lernen Rechtssprichwörter, z. B.: „Wo Einer sein Gut findet, da spricht er's an; — Hand muß Hand wahren; — wer Schaden thut, muß Schaden bessern; — ein Nothschlag, kein Todtschlag." Aus dem steifen Festhalten an wirklichem oder vermeintlichem Recht entstehen langwierige Processe; der Bauer sagt: „Recht moot sinen Gang hebben."

Selbst bei den Spielen der Knaben zeigt sich das Rechtsgefühl sehr scharf. Wenn zwei sich beim Murmelspiel streiten, kommt wohl ein Dritter und sagt: „Smit wedder um, wat Recht is kummt recht wedder" (wirf noch einmal, was Recht ist, kommt wieder). Begnügt er sich mit dem zweiten Wurfe noch nicht, dann verlangt er einen dritten, der ihm auch gewährt wird, denn: „Dreimal is sin Recht." Der andere Spieler muß sich ohne Murren unterwerfen, „denn daß ein Oldenburger Straßenjunge sich je dem Gottesurtheil des dritten Wurfes widersetzt habe, davon ist bis jetzt noch kein Fall in den Annalen Oldenburgs notirt worden. Das wäre auch ein unerhörter Gewaltstreich, ein Auflehnen gegen alle Sitte." Diese erfordert auch, daß Der, welcher im Spiele gewonnen hat, so lange spielen muß, wie es dem in Verlust Befindlichen beliebt. Zwei Knaben dürfen nie gegen Einen balgen, denn: „Twee up een' sind Mörner" (Mörder), und die Knaben sagen auch: „Et is mi nich um de Murmels, man um de Gerechtigkeit van't Spill", und dieses Wort ist auch in die Sprache der Erwachsenen übergegangen.

Das lebhafte Rechtsgefühl steckt in Fleisch und Blut. Jeder weiß, daß er im Lande Recht bekommt; daher sagt er: „Hier is noch Recht zu bekommen; — it is kein Land von Gewalt, it is'n Land von't Recht." Und: Was dem Einen Recht, ist dem Andern kein Unrecht. Die hochdeutschen Sprichwörter; Gunst geht vor Recht, und Geld wird nicht gehangen, sind in Oldenburg ganz unbekannt. Es giebt auch keins, welches den Rath ertheilt, die Gunst der Richter oder Beamten durch Geschenke zu erwerben. Auf die Intelligenz des Beamtenthums legt der Bauer keinen sehr hohen Werth, und sagt in seinem Plattdeutsch: Die Herren in der Stadt haben keinen Bauernverstand; die Schriftgelehrten, die Federlecker und Tintenklekker wissen nicht was dem Bauer frommt.

Leute solchen Schlages sind bedächtig und mißtrauisch gegen Neuerungen. Auch kleine Zugeständnisse sind schwer von ihnen zu erlangen; sie wollen nicht gern Ja sagen, weil man möglicherweise ein Recht gegen sie daraus herleiten

könnte. „Das Geschriebene haftet", oder Plattdeutsch: Wat schrift, kliwwt!

Auf der Geest fehlt ihnen übrigens energische Thatkraft und politische Bildung, — beides ganz im Gegensatz zu den Marschen, — ist noch sehr gering. Der Bauer fügt sich und meint: mit Gewalt könne man auch einen Bullen melken, gegen einen heißen Ofen könne man nicht anjähnen; mit Gewalt kann man eine Geige an einem Eichbaum zertümmern.

„Maulfaul", schweigsam ist der oldenburgische Landmann in hohem Grade; er ist ein langweiliger Mensch. Auch ist ihm bei seinem höchst ruhigen Blute jede lärmende Aeußerung der Gefühle zuwider; er äußert Schmerz wie Freude nur still. Er gebraucht, wenn er redet, weder Hand noch Arm, bewegt weder Kopf noch Auge, kaum bewegt er den Mund. Er ist wie eine graue, glatte Meeresfläche, die von keinem Sturm erregt wird, ein für jeden andern als seinesgleichen, höchst langweiliges Subjekt. Und gesellige Talente hat er auch nicht, aber in seiner Art ist er doch ein tüchtiger Mensch.

Die Bauernhöfe auf der Geest liegen vereinzelt und abgeschlossen. Vor dem Haus ist ein großer, umwallter, mit Eichen oder Buchen besetzter Platz, auf welchem sich außer der großen Scheune auch immer einige Häuser für Heuerleute befinden. Rings um das Gehöft liegen Felder und Wiesen, denn Dörfer, deren Häuser stadtähnlich aneinander gereiht sind, giebt es im Herzogthum nur wenige. Jeder einzelne Hof bildet mit seinen Bewohnern eine Welt für sich, und diese regiert mit Milde, aber auch mit fester Hand use Ölst. Denn so wird von Jedermann, der zum Hofe gehört, das Familienhaupt genannt. Neben ihm leitet die Hausfrau ganz selbständig das Hauswesen, in welches der Hausherr sich nicht einmischen darf. Sobald er es versucht, muß er darauf gefaßt sein, daß sie ihm sagt: „Snack anners; hest nix to seggen, släppst achter!" Das heißt: „Rede anders; du hast nichts zu sagen, du schläfst hinten." Denn die Frau schläft vorn in dem großen Bette, weil sie die Kinder abzuwarten hat. Aber in allen Angelegenheiten, welche nicht das Innere der Haushaltung betreffen, gehorcht sie dem Manne unbedingt. Sie sagt selbst: „Wo der Hahn kräht, da kräht keine Henne; und wo Hosen sind, gilt kein Weiberrock;" und „Mannshand baven", d. h. oben auf.

Die Dienstboten sind den Kindern des Hauses so gut wie gleichgestellt, denn: „wer dient, ist so gut als der da lohnt;" „wer Brot ißt, ist eben so gut, als der es giebt." Die Dienenden gehorchen dem Ölsten willig, aber er darf nichts verlangen, was gegen Brauch und Herkommen wäre, denn: „wer sich als Hund vermiethet, muß Knochen fressen."

Solch ein Bauernhaushalt auf der Geest spinnt sich wunderbar lautlos ab. Oft hört man stundenlang weder sprechen noch lachen oder gar singen; Zanken und Toben kommt nie vor, man „blafft" (keift) nicht, das paßt nur für Hunde.

Der Oldenburger arbeitet stätig und hat Ausdauer, aber ihm fehlt Behendigkeit und er läßt sich nicht aus seinem alten Geleise bringen. Allzuhastig wird schlecht; allmälig kommt Hans in's Wamms; was lange währt, wird gut; wer langsam geht, kommt auch mit; komm' ich heute nicht, komm' ich doch morgen; schon mancher Mensch hat sich zum Bettler gearbeitet, — das sind Sprichwörter nach seinem Sinne; ebenso das: lieber zum Schelm schlafen als zum Schelm arbeiten. Er ist ein langsamer Mensch.

Unglückliche Ehen sind sehr selten, Zank zwischen Mann und Frau ebenso, und dasselbe gilt von alten Jungfern. Armuth ist wenig vorhanden; Knechte und Mägde heirathen erst, wenn sie so viel verdient haben, daß sie ihren Hausstand leidlich einrichten können.

Wir schließen mit einigen Worten über die Kinder. Man hat kein Wort für erziehen; man treckt de kinner up, wie Kälber oder Füllen, und giebt ihnen sehr reichlich zu essen; denn: Kindern und Kälbern ihr Theil, dann bleiben Bauch und Rücken heil. Das Kind muß recht reichlich gefüttert werden, sonst wird es, wie man meint, mager, und davor hat die Bäuerin große Furcht. Bei der Blatternimpfung zeigt die Mutter, welche das fetteste Kind hat, diesen Sprößling mit wahrem Stolz den Nachbarinnen, und äußert: es hat sich „mächtig gebessert". Dem Landmann ist dies ebenso beim Aufziehen des Viehs eine wichtige Sache; mit dem Ausdrucke „sick bätern" bezeichnet er sowohl das Fettwerden, wie das Tugendhaftwerden. „He bätert sick upt older, as de Winterswin'", er bessert sich, je älter er wird, wie die Winterschweine, und das kann man auslegen als: er wird fetter, oder auch, er wird besser und tugendhafter.

Ein Fischverkäufer sagt: „Das sind tugendhafte Aale, die können Sie auf Glauben kaufen." Aber tugendhaft ist kein plattdeutscher Ausdruck; man hat dafür dögend, was etwas taugt.

Franclet's Reise auf dem Sungari, durch die Mandschurei bis zur Mündung des Amurstromes.

Vom Liao tung-Golfe nach der Mandschurei. — Koreanische Gesandtschaft. — Die große Pfahlmauer und die Stadt Kai Uyen. — Chinesische Einwanderer. — Kuan tsching dze. — In Ghirin, der Hauptstadt der Mandschurei. — Sargmagazine und Bohlenpflaster. — Höfliche Mandarinen und ein nicht höflicher Europäer. — Die Barke Sain Ghisun. — Fahrt auf dem Sungari nach Sin tsching. — Die Uferlandschaften; Fischer- und Jägerhorden. — In einer Pagode. — Die Teufelinnen und eine Ueberschwimmung. — Die Yupis. — Auf dem Amur bis zur Mündung des Ussuri. — Chabarofſka. — Fahrt nach Nikolajeffsk. —

Häufig ist von uns auf die Thätigkeit hingewiesen worden, welche von den katholischen Missionären auch im Gebiete des chinesischen Reichs entfaltet wird. Manche ihrer Mittheilungen sind für die Länder- und Völkerkunde von nicht geringem Interesse; wir wollen in dieser Beziehung nur an die Berichte über Tibet erinnern, welche wir, nach Desgodin's und Anderer Aufzeichnung, vor einiger Zeit im Globus gaben.

Nun hat im Jahre 1861 der Missionar Franclet eine Wanderung vom Liao tung-Golf (dem nördlichen Theile des Busens von Pe tschi li) nach Norden hin durch die Mandschurei gemacht; er kam durch Gegenden, welche von den wissenschaftlichen Expeditionen der Russen nicht berührt worden sind, und giebt Schilderungen, die einen Einblick in die Verhältnisse eines Gebiets gewähren, von welchem die Mandschu-Dynastie Chinas ausgegangen ist. Seit

längerer Zeit lebte Francelet im Distrikte Niéu Tschuang; gegen Neujahr bekam er dann von seinem geistlichen Vorgesetzten Befehl, die Steppen der Mongolei und die mandschurischen Wälder zu besuchen. Bevor er dorthin aufbrach, ritt er zum Bischof, dessen Palast im „gegabelten Thale", am Ufer des Tscha ho, sich stattlich erhebt. Ueber demselben steht zwischen den Bergen des Blumendrachen und des Hahnenkammes eine gothische Kapelle Unserer lieben Frau vom Schnee.

Von dort unternahm er um die Osterzeit seinen Ausritt und gelangte am folgenden Tag an einen großen Flecken. Als er eben im Gasthofe frühstücken wollte, wurde er von einem Mandarin aus Mukden erkannt, der ihm schon früher einmal an der großen Pfahlmauer begegnet war. Einige Zeit nachher traf er mit einer Gesandtschaft aus Korea zusammen. Sie bestand aus drei hohen Würdenträgern und einer Menge von Trabanten und Kaufleuten, im Ganzen etwa zweihundert Leuten. Die zur niedrigen Klasse gehörenden konnte man auf den ersten Blick an der Aschenfarbe ihrer Kleidung von den höheren Ständen unterscheiden, welche weiße Gewänder trugen. Jene gingen zu Fuß und trugen Sandalen, diese hatten nette spitze Schuhe, ritten, fuhren oder ließen sich in Sänften tragen. Die kleinen Pferde der Edelleute wurden von Reitknechten am Zaume geführt; in den Sänften saßen nur Mandarinen, vor welchen ein Herold einherschritt.

Die Koreaner hielten den französischen Missionär für einen Oroß, das heißt einen Russen; er benahm ihnen aber diesen Irrthum und sprach ihnen viel davon, daß die Koreaner demnächst gezwungen werden würden, den Katholiken in ihrem Lande Religionsfreiheit zu gewähren. Bekanntlich verlangen die Missionäre überall eine solche für sich, würden sich aber wohl hüten, dieselbe z. B. den Buddhisten in Italien oder Spanien 2c. zu gewähren. Der Muth jener Leute ist oft bewundernswürdig, aber ihre dreiste Anmaßung überschreitet auch alle Grenzen, und wenn die „Barbaren" derselben entgegentreten, dann schreien jene über Verfolgung! Sie verlangen von Anderen, was sie diesen selber nicht gewähren würden. Francelet z. B. bezeichnete den Koreanern gegenüber den König von Korea als einen „winzigen Tyrannen", dem man es schon eintränken werde, daß er „grausam" gegen die Missionäre verfahre. Die Koreaner ließen sich solche Impertinenzen ruhig gefallen.

Der Missionar zog auf der Kaiserstraße weiter bis zur Stadt Kai Uyen, d. h. Oeffnung des Anfangs, verließ dort die Mandschurei und schlug den Weg nach der Mongolei ein. Nachtlager hielt er an der großen Pfahlmauer, da wo dieselbe mit der andern Pfahlmauer zusammenstößt, welche Liao tung von Korea und der Mandschurei scheidet. Am andern Tage war er vor der Pforte Ma tsien tai, d. h. Thurm des großen Pferdes. Sie ist ein Hauptein- und Ausgangsthor der Pfahlmauer und wurde eben damals strenger bewacht als sonst, weil in der Umgegend Unruhe herrschte. Francelet wollte sich für einen Mandarin ausgeben und glaubte, unbehelligt von den Wachtposten, passiren zu können; aber sein Wagen und sein berittener Katechist wurden sofort von Finanzsoldaten umringt, welche ihnen den Weg vertraten. Da berief sich der Franzose auf die neuesten Verträge, welche den Europäern das Reisen im chinesischen Reiche gestatten, und so ließ man ihn durch, ohne auch nur nach einem Passe zu fragen.

Nun ritt er mehrere Tage lang an der Pfahlmauer hin, durch Dörfer und Flecken. Diese sind alle das Werk chinesischer Einwanderer, welche in großer Menge in die mongolische Ebene einströmen. In Pa kia dze, d. h. die acht Familien, hielt er an, denn dieser Ort bildet den Kernpunkt für eine Anzahl christlicher Chinesengemeinden, und dort fand er auch zwei Missionäre, Venault und Boyer. Der letztere hat Obhut über die mongolischen Christen; der erstere wollte mit Francelet die unbekehrten Mandschuren besuchen. Beide waren ohne Pässe (was gegen die Vorschrift der Verträge ist, welche sie doch zu ihren Gunsten anriefen) und beschlossen, recht zuversichtlich aufzutreten. Sie wollten ihre Lehre in Hütten und Palästen verkünden. Vorsichtsmaßregeln hielten sie für „überflüssig". So zogen sie nach Ghirin, um dort ein Boot zu kaufen und mit demselben auf den Flüssen der Mandschurei zu fahren als schiffende Apostel.

Am ersten Tage kamen sie nach Kuan tsching dze, d. h. Stadt des langen Frühlings; sie liegt am linken Ufer des Iton, etwa dritthalb Wegstunden von der mandschurischen Pfahlmauer, ist erst in der neuern Zeit entstanden und hat lebhaften Handelsverkehr, weil sie einen Stapelplatz für Waaren aus dem Süden wie aus dem Norden bildet. In den langen und breiten Hauptstraßen, die freilich stets entweder sehr schmutzig oder sehr staubig sind, sieht man Laden an Laden, alle reichlich versehen. Die Missionäre kehrten in einer christlichen Herberge ein und wurden dort von manchen Glaubensgenossen besucht.

Francelet benahm sich auch in dieser Stadt sehr dreist. Er erfuhr, daß das Edict, welches Religionsfreiheit verkündet, dort noch nicht bekannt gemacht worden sei. Er forderte nun die Christen auf, ihn auf einem Rundgange zu begleiten; er wolle alle amtlichen Anschläge lesen, und dann den Obermandarin dadurch zur Bekanntmachung drängen, daß er dem Straßenpublikum den Inhalt des kaiserlichen Edikts zum Besten gäbe. Die Christen riethen ihm jedoch davon ab; der Missionär blieb aber bei seinem Vorhaben und hielt die Leute auf der Straße an, erzählte ihnen von dem Edikt und dem mächtigen Frankreich und prüfte alle Anschläge. Dann erklärte er laut, daß der richtige und wichtigste fehle, ging in ein sehr besuchtes Theehaus und äußerte sich dort in ähnlicher Weise. Der Zufall fügte, daß er sich auch an Unterbeamte des Obermandarin wandte; diese benahmen sich aber, trotz solcher Zudringlichkeit, so höflich, daß sie für diesen dreisten Fremdling sogar die Zeche bezahlen wollten.

Dann zog er weiter und passirte abermals die Pfahlmauer, um eine kleine Christengemeinde zu besuchen, die er am Flusse Ilmen oder Imma fand. Am 29. April war er in Ghirin, chinesisch Tschuan tschang, Stadt der Barken. Sie ist, nächst Mukden, die größte im Norden der großen Mauer und die eigentliche Hauptstadt der Mandschurei. Ghirin ist von Bergen umgeben, dehnt sich in einem Halbkreis am linken Ufer des Sungari hin und hat, wie alle tatarischen Städte, keine Befestigungen. Die Hauptstraße und Uferstaden sind mit Holz gepflastert, die Umfriedigungen der Häuser, Höfe und Gärten bestehen aus Brettern; am Strome liegt viel Bau- und Brennholz aufgespeichert; von den Bergen, namentlich vom Amba, weißen Berge, bringt man mächtige Fichtenstämme herab, welche im Winter weit in die Mongolei und nach Liao tung hinein transportirt werden.

Unter den vielen Waarenläden zeichnen sich ganz besonders die sehr zahlreichen Sargmagazine aus. Die Särge werden mit einer, man kann wohl sagen, fein ausgesonnenen Koketterie zur Schau ausgestellt, um besonders durch schöne rothe Farbe und glänzenden Firnis Käufer anzulocken. Auf manchen sieht man goldene Inschriften, welche Glück und Wohlergehen verheißen. Die Leute kaufen nämlich schon bei Lebzeiten den Kasten, in welchem sie zur letzten Ruhe bestattet werden, und tapeziren ihn so hübsch als möglich aus; auch werden die Leichen mit den kostbarsten Gewändern angekleidet. Man knüpft an einen Sarg nicht etwa die traurigen Gedanken wie in Europa, besieht ihn vielmehr gern, stellt ihn im Haus oder im Garten auf, oder neben eine Pagode. Francelet sah dergleichen zu Hunderten neben einander aufgestellt, alle mit dem Fußende nach Mittag.

Das Bohlenpflaster in Ghirin erdröhnt unter dem Tritte der Fußgänger und Reiter. Als der Fremdling aus dem Abendland über dasselbe hintrabte, hielt man ihn und seinen Gefährten für „extraordinäre Personen"; eine Menge von neugierigen, lärmenden Leuten drängte sich herbei und folgte bis in den Hofraum der Herberge, die von der Dienerschaft eines Mandarinen auf dessen Kosten gehalten wurde. Die Fremden mußten ihre Namen einschreiben, und nun wurde der Ungestüm der Menge erst recht groß. Seit dem Jesuiten, welcher einst mit dem Kaiser Kien long nach Ghirin

gekommen war, hatte man dort keinen europäischen Geistlichen gesehen. Die Leute schlugen die papiernen Fenster ein und wollten die Thür erstürmen, um sich die Fremdlinge näher betrachten zu können. Franelet sandte, um sich Ruhe zu verschaffen, einen Boten an den Polizeimeister, der eine Abtheilung mit Ruthen bewaffneter Soldaten schickte; sie mußten vor der Herberge Wacht halten, ließen aber doch ihre Mandschuverwandten hineinschlüpfen, welche dann in's Zimmer eindrangen, sich aber im Uebrigen ungemein höflich benahmen. Auch stellten sich, unter Beobachtung aller gesellschaftlichen Förmlichkeiten, Besuche aus allen Klassen ein, denen Franelet seine Religion anpries; den Gelehrten gab er Bücher über dieselbe. Sie hörten wohl zu, aber das war auch Alles, denn: „ohne die Gnade von oben und guten Herzenswillen sind Bekehrungen unmöglich, besonders bei den Großen dieser Erde, welche sich mehr um die Rangkugeln auf ihren Mützen, um Sapeken (Geld) oder um Opium kümmern, als um das Heil ihrer Seelen."

Auch ein hoher Würdenträger erschien, mit rothem Knopfe, Pfauenfedern und stattlichem Gefolge. Der Mann, welchen der Missionär für einen Späher der Regierung hielt, erzählte, er sei einmal in der Nähe des Abendlandes gewesen, habe als General in Thian schan nan lu, dem chinesischen Turkestan, Siege über die rebellischen Mohammedaner erfochten, und äußerte, der Fremde werde ja wohl von der berühmten Stadt Kaschgar gehört haben. Das bejahte derselbe und fügte hinzu, der Mandarin werde wohl auch von der Expedition der Westmächte gegen China und von Verkündigung der Religionsfreiheit etwas wissen; das Edict darüber müsse vorschriftgemäß im ganzen Reiche bekannt gemacht werden, was aber hier noch nicht geschehen sei. Der Mandarin, seinerseits ein Mann von Sitte und Anstand, bemerkte sehr verständig und höflich, von dem Vertrage habe er allerdings gehört, kenne aber die Gründe nicht, weshalb derselbe hier noch nicht bekannt gemacht worden sei; übrigens mische er sich in solche Angelegenheiten nicht. Der Missionar wurde aber nun immer aufdringlicher und gröber und sagte dem höflichen Manne geradezu Impertinenzen, die er wohlgefällig erzählt. Er sagte ihm: „Wenn ihr Beamte euch nicht um so ernste Dinge kümmert, und wenn das durch euch in Unkunde und Unwissenheit gehaltene Volk uns bestiehlt oder mißhandelt, uns, die euer Kaiser respektirt wissen will, an wem liegt dann die Schuld und auf wen fällt die Verantwortlichkeit? Ich beunruhige mich deshalb nicht; wenn ihr auch auf meinen abgelaufenen Paß euer Siegel nicht setzen wollt, so werde ich trotzdem durch die ganze Mandschurei reisen und wenn mir ein Unglück begegnet, so wird man schon wissen, an wen man sich zu halten hat."

Was würde einem Chinesen geschehen, der in Europa gegen Landesbeamte eine solche Sprache führte? Aber Franelet thut sich auf die seinige etwas zu gute und bemerkt: „Mein edler Besucher schien von unserer langen Unterhaltung ebenso befriedigt zu sein wie ich selber, und fuhr in seinem Wagen heim." Der Missionär ließ dann durch seinen Katecheten eine Barke kaufen, für welche er 50,000 Sapeken, etwa 1000 Francs, zahlte. Sie war 38 Fuß lang, 8 breit, 4 tief und mußte erst ausgebessert werden. Die Zwischenzeit benutzte er, um während der Pfingsttage die etwa 30 Stunden entfernte, schon oben erwähnte Gemeinde mongolischer Christen in Pakiadze zu besuchen.

Wie rücksichtsvoll sich die chinesischen Behörden und wie rücksichtslos sich die französischen Missionäre benahmen, davon erzählt Franelet wieder einen Beweis. Der Geistliche in Pakiadze beklagte sich, daß „die Heiden der Umgegend" sich gehässig gegen „unsere heilige Religion" benähmen; ein Nachkomme des Confucius und ein Mandarin behaupteten, daß er ein Stück Landes, welches zu einem Oratorium gehöre, sich widerrechtlich angeeignet habe. Nun wollte Franelet es den „Götzendienern" einträuken, ein „Exempel geben" und beim Gouverneur persönlich Klage führen. Wie er sich dabei benahm, möge er selbst erzählen:

„Ich war von mehreren festlich gekleideten Katecheten und Herrn Royer begleitet. Dieser fuhr in einem Wagen, ich ritt, und so zogen wir durch die große Stadt Kuan tsching dze nach dem Regierungspalaste. Die Wächter und Offiziere riefen uns bei jeder Thür an und erklärten, wir dürften nicht weiter gehen, aber wir gaben ihnen nicht einmal eine Antwort und kamen bis unter den Säulengang, wo die Mandarinen ihre Sitzungen abhalten. Die Sekretäre und Räthe beeilten sich, uns zu empfangen, und ersuchten uns, auf dem Kang, der warmen Stelle im Zimmer, Platz zu nehmen; sie würden dem Präsidenten, welchen wir einen Brief geschrieben hatten, unsere Ankunft melden. Der Präsident zog seine schwarzseidenen Stiefel und sein seidenes Amtsgewand an, setzte seine rothe Sammetmütze mit dem Krystallknopf auf und bat uns, in den Salon zu treten, wo er uns auf den weichen Sophas den Ehrensitz anwies. Dann wurde Thee gebracht, man zündete uns unsere Pfeifen an und wir sprachen lange über unsere heilige Religion. Der Beamte wiederholte mehrmals, er werde nach Gebühr verfahren, und als wir fortgingen, begleitete er uns mit vielen Ceremonien bis zur großen Thür, die er uns öffnen ließ und durch welche sonst nur Mandarinen gehen dürfen."

Nachdem wir gezeigt haben, wie die Chinesen und wie die Missionäre sich benahmen, lassen wir die geistlichen Ansichten derselben bei Seite, um Franelet auf seiner Reise zu begleiten. Er ging nach Ghirin zurück, wo jetzt aber die Leute ihn nicht aufnehmen wollten; wahrscheinlich mißfiel ihnen sein anmaßendes Wesen. Zuletzt fand er in einer Opiumkneipe ein Unterkommen, aber Schmutz und Dunst waren so unerträglich, daß er wieder hinausging und unter freiem Himmel schlief, oder vielmehr unter seinem Zelt am Stromufer. Dort verlebte er mehrere Tage, immer umgeben von einer neugierigen Menge. Die Gelehrten und Lamas lud er in sein Zelt und redete ihnen von seiner Religion vor; sein College Royer stellte sich auf das Boot und hielt Schiffspredigten an die versammelte Menge. Sehr bescheiden vergleicht Franelet die Barke mit jener des heiligen Petrus! Und, sagt er, damit sie dieselben Heilsfrüchte bringen möchte, tauften wir das Schiff: Frohe Botschaft, Evangelium, d. h. im Mandschu Sain Ghisun, chinesisch Fu in, und hißten eine große Flagge auf, an der jene Worte mit großen Buchstaben zu lesen waren. Als nun günstiger Wind sich erhob, lichteten wir den Anker, um den Sungari hinabzuschwimmen, der bei Ghirin schon breiter ist als die Seine in Paris. —

Abends und Morgens stimmte die Mannschaft Gesänge an; Sonntags und Festtags lasen die Missionäre Messe unter ihrem Zelte, stellten ein Crucifix zwischen zwei Bilder und zwei Kerzen, und ein Brett diente statt des Altars. So kam er nach Sin tsching, Neustadt, einem neuerrichteten Verwaltungsort und so genannt im Gegensatze zu der ältern, welche Petune heißt und eine Stunde weit landeinwärts liegt. Ueberall drängte sich die Menge herbei, um die Fremden zu begaffen, die vom Schiffe herab und in den Straßen predigten. Franelet hielt die sehr zahlreichen Mohammedaner fest, um religiöse Streitfragen mit ihnen zu erörtern; er eiferte gegen die „Abgeschmacktheiten" des Koran, aber die Heiden legten wenig Werth auf das, was er ihnen zum Besten gab. Sie verkauften ihm aber gegen baares Geld Eßwaaren, und so konnte er weiter fahren. Zu San tscha ho schlug er wieder sein Zelt auf, an der Mündung des Hon oder Honni; die Chinesen nennen ihn Pu ho, weil er von Pu Kueh herströmt; mit diesem letztern Namen belegen sie die Mandschustadt Tsitsikar.

Von San tscha ho an wird der Strom tiefer, der Wind war günstig und die Fahrt nach Osten ging rascher. Bei Hu li tun, der Stadt der Füchse, wurde ein paar Tage angehalten, und Royer las in der kleinen Christengemeinde zu Ming ya no pong Messe. Weiterhin traf man keine Christen mehr.

An den Ufern des Sungari sind nur wenige Ortschaften, und diese weit auseinander; an beiden Ufern liegen unangebaute Ebenen. Aber am rechten Ufer finden sich doch nach und nach immer mehr chinesische Ansiedler ein und machen die Besitzungen

der Mandschusoldaten urbar; am linken Ufer dagegen ziehen Nomaden mit ihren zahlreichen Heerden umher. Bei Kalamon am Sungari hatte ein Nomadenchan sein Lager aufgeschlagen. Auch traf man Fischer, zumeist heimatlose Chinesen.

Sehr häufig sind Hasen und Fasanen, die man ohne große Mühe fängt; in allen Buchten wimmelt und schwärmt es von Gänsen und Enten, die aber ungemein scheu sind; in den Rohrbrüchen und an den Teichen leben unzählige Reiher, Schwäne und andere Wasservögel, an den steilen Ufern nisten Myriaden von Schwalben, denn in diesem öden Lande finden sie keine Häuser, um ihre Nester daran zu kleben. Sie höhlen deshalb in die steifen Lehmwände eine unendliche Menge von Löchern, eins neben das andere, und man meint einen ungeheuren Bienenstock vor sich zu sehen. Allemal liegen diese „Sommerwohnungen" der Schwalben in den hübschesten Gegenden am Strom, und dort schlug der Missionär am liebsten sein Zelt auf; als Lager dienten ihm Hirsch- oder Ziegenfelle, und unangenehm waren nur die unzähligen Moskitoschwärme und das Heulen der Wölfe, welche die nächtliche Ruhe störten. Einmal entstand Feuer im Boot, ein andermal wären sie, am 19. Juli, bei San sing, fast auf einem dicht unter dem Wasser liegendenden Felsen gescheitert.

Dieses San sing ist in jener nordöstlichen Gegend die letzte Stadt auf chinesischem Gebiete; sie liegt am rechten Ufer des Sungari, zwischen den dort mündenden Flüssen Anken und Hurba. Bei den Mandschu heißt sie Islan hala, und von dieser alten Stadt sieht man, in der Nähe der Neustadt San sing, noch alte Wälle und mancherlei Getrümmer. Die Ausdrücke San sing und Islan hala bedeuten wörtlich: die drei Familiennamen; und der Name soll wohl an drei berühmte Mandschufamilien erinnern, welche von dort stammen. Der Sage zufolge wählten sie den König Kioro, welcher für den Gründer der gegenwärtigen Mandschudynastie gilt. Wahrscheinlich verhielt sich die Sache so, daß die letztere jene drei mächtigen Eroberer bewog, sich mit ihrer Erobererhorde zu vereinigen. Wenigstens war stets ihre Politik darauf gerichtet, die unabhängigen Stämme, welche am Fluß entlang bis zum Meeresgestade wohnen, für sich zu gewinnen; die kaiserliche Dynastie schloß mit ihnen Verträge, die auch heute noch gelten. Alljährlich muß der Mandarin von San sing den Häuptlingen ein Gastmahl geben, auch im Namen des Kaisers ihnen seidene Gewänder verehren. Sie schenken dagegen Zobelfelle und Fische als eine Art von Tribut. Chinesen sollen über die Grenze bei San sing nicht hinaus, aber für Geld und gute Worte sieht der Mandarin durch die Finger.

Alljährlich erscheinen in der Mitte des Sommers Barbaren in San sing, um die Ausbeute ihrer Jagd und des Fischfangs gegen Zeuge und allerlei ihnen nothwendige Geräthschaften zu vertauschen. Da kommen die Yupis und Kilimis, die Fischhäute, die Langhaarigen und die Kurzhaarigen auf ihren raschfahrenden Booten, an denen auch nicht ein einziger eiserner Nagel sich befindet. Manche langten an, andere fuhren ab, als die Missionäre ihre Barke am Ufer befestigten. Gleich nachher erschien ein Mandarin, um sich nach dem Zwecke der Reise zu erkundigen, und gab den Fremden fünfzehn Mann Soldaten zum Schutz oder um jene beaufsichtigen zu lassen. Sie folgten den Europäern auf Tritt und Schritt; die Sache hatte aber den Vortheil, daß gar nichts gestohlen ward. Der Mandarin hatte einen Eilboten nach Ghirin geschickt, um Befehl einzuholen, wie er gegen die ohne Paß reisenden Fremden sich verhalten solle; diese wollten nun Gegenden besuchen, über welche damals China und Rußland sich noch nicht geeinigt hatten. Er bat die Fremden, bis zur Rückkehr jenes Eilboten in San sing zu verweilen, und räumte ihnen eine große Pagode ein; diese stand dicht am Fluß und die Barke lag ganz in der Nähe, sicher vor jedem Sturme. Der chinesische Bonze gab den Abendländischen freundlich Pfeffer, Senf, Kohl und dergleichen mehr; er baute selber Gemüse in seinem Garten, aber auch viel Mohn, wahrscheinlich zur Opiumbereitung. Wie der abendländische Missionär eine solche Gastfreundlichkeit auffaßte, ergiebt sich aus seiner Darstellung. Er sagt nämlich:

„Der rechte Flügel der Pagode war Wohnhaus des Bonzen und zugleich Schulgebäude. Er konnte uns zum Aufenthalt ganz genehm sein, wenn man den Bonzen zur Thür hinausbeförderte, dem Schulmagister Urlaub und den Schülern Ferien gab. Ringsum herrschte eine wohlthuende Einsamkeit; im Hofe stand eine prächtige Ulme, welche erquickenden Schatten gab. Wir nahmen diese Wohnung an. Man möge sich darüber nicht skandalisiren, denn ich wußte damals noch nicht, daß die Pagode ein Niang niang miao war, das heißt ein Tempel der Göttinnen; erst am andern Morgen erfuhr ich es, als ich dem gelehrten Schulmeister die Lehre vom wahren Gotte beibringen wollte. Als ich mit dem Bonzen bei diesen Teufelinnen war, wollte er mich sie alle kennen lehren. Er wies zuerst nach dem Hauptaltar. Da siehst du, sprach er, jene alte vergoldete Frau auf einem Steine sitzen; zu ihren Füßen sitzt ein Hund, in ihrem Schooß eine Puppe und zu beiden Seiten stehen zwei Ehrendamen. Nun, das ist die Kuan in pussa, die Mutter der Güte und der Barmherzigkeit. So gab er mir die Namen aller seiner Götzenbilder und ihrer Eigenschaften; er hatte Idole für das Gesicht, für die Blattern, für Verrenkungen, für Dachse und Füchse. Wie sehr erbarmte mich dieser widerwärtige Anblick! Als wir nun Alles besichtigt und das uns Passende für unser Presbyterium und unsere Kirche ausgewählt hatten, entfernten wir die abergläubige Inschrift des Confucius, stellten statt der Tafel, auf welcher sich dieselbe befand, unsern Altar hin und lasen jeden Morgen die heilige Messe."

Franclet findet das Alles ganz in der Ordnung. Wir unsererseits erinnern uns, einst in dem Reisebericht eines englischen Methodisten, welcher katholische Länder besucht hatte, ganz ähnliche Auslassungen über die katholischen Madonnen- und Heiligenbilder, über die wächsernen Glieder; welche in den Kirchen hängen, über „diabolischen Flitter und Satanswerk" gelesen zu haben. Die Geistlichen der verschiedenen Sekten sind sehr streng gegeneinander und oft sehr intolerant, ohne zu bedenken, daß in manchen Fällen das mutato nomine de te fabula narratur von Andersgläubigen auf sie in Anwendung gebracht wird.

Franclet hatte sich nun in der Pagode häuslich und geistlich eingerichtet. Da strömte aber unendlicher Regen vom Himmel herab, alle Bäche und Flüsse traten über ihre Ufer und die Ueberschwemmung wurde gewaltig. „Auch unsere satanische Wohnung blieb nicht verschont; als das Wasser herandrang, nahmen unsere Ehrengardisten Reißaus, um den Stadtbewohnern Hilfe zu leisten, welche auf die Hügel flüchteten. Das Wasser richtete große Verheerungen an. Wir unsererseits hatten auf alle Fälle an unserer Barke einen sichern Zufluchtsort und blieben vorerst lieber unter dem gastlichen Dache des chinesischen Lyceums, wo wir gegen Sturm und Regen geschützt waren. Aber zuletzt drangen doch auch hier die Fluten zu Thüren und Fenstern hinein und wir mußten in den obern Theil der Pagode zu den Göttinnen flüchten; wir zündeten dort ein Feuer an, um die Mücken zu verscheuchen, und biwachteten so die ganze Nacht hindurch. Ich sah auch nicht einen Stein, auf welchen ich mein Haupt hätte legen können; deshalb stieg ich auf einen Altar, breitete dort meine Hirschhaut aus und schlief unter den Augen dieser Schlammgötzen ganz ruhig. Aber ein paar Mal wurde ich doch aus dem Schlummer aufgeschreckt; denn eine Mauer fiel ein und der Thurm stürzte zusammen. Nach und nach wichen die Unterlagen, auf welchen diese Thongötzen standen, und diese selber verschwanden in den Fluten. Nun ward es auch Zeit für mich, an Bord unserer Barke zu gehen und einen nahen Hügel zu gewinnen, wohin schon viele Leute sich geflüchtet hatten."

Franclet benutzte die allgemeine Verwirrung, um weiter zu fahren; er kümmerte sich nicht um den Mandarin, welcher alle Hände voll zu thun hatte. Seine Barke Sain Ghisun schwamm

rasch den Sungari hinunter, der weit über seine Ufer ausgetreten war. Die Gegend war weniger dünn bewohnt als weiter oben; hin und wieder sah man Dörfer und Weiler als Etappen auf der großen Straße, und Wachtposten, welche jeden Verkehr der chinesischen Unterthanen mit den wilden Stämmen verhindern sollen. Beide Theile dürfen die Grenze, welche quer über den Fluß läuft, nicht überschreiten, aber Franclet passirte dieselbe unangefochten etwa fünfundzwanzig Wegstunden unterhalb San sing.

Nun befand er sich im Gebiete der Yupis oder Fischhäute und hatte anfangs die Absicht, dort zu bleiben und sie sowohl wie „andere Horden dieser Ungläubigen unter den Schutz des Apostelkönigs zu bringen". Er octroyirte ihnen als Schutzheilige Unsere Liebe Frau von dem Fische.

Die Yupis, welche er überall am rechten Ufer des Sungari und des Amur traf, sind ruhige, gastliche Menschen. Ihre Dörfer liegen an geschützten Buchten unter Bäumen.

Alle Yupis benahmen sich sehr wacker. Wenn sie von ihrem Birkennachen aus die Barke sahen, riefen sie den Europäern ein Aia, aia! Guten Tag! zu; knieten, wenn diese an's Ufer gingen, brachten Fische und rohes oder gedörrtes Wildpret, wilde Gänse, überhaupt die Ausbeute ihrer Jagd. Dafür verlangten sie keine Zahlung, sondern gaben Alles umsonst; höchstens hofften sie auf ein paar Blätter Tabak, an dem sie noch mehr hängen als selbst die Chinesen. Eine junge Yupi gab ein aus Karpfenhaut verfertigtes Kleid her und bekam dafür etwas Zeug. Auch brachten sie vortreffliche Champignons und Brombeeren. Alles wäre recht gut gewesen, ohne die Pein der Bremsen, Stechfliegen, Mücken und Blattläuse. Die Reisenden mußten über den Kopf eine Kapuze ziehen, in der nur für Augen, Nase und Mund eine Oeffnung war, und Nachts unter einem ausgeräucherten Moskitonetze schlafen. Trotzdem litten sie viel von den unerbittlichen Blutsaugern. Die Yupisknaben zeigten sich dienstfertig, zündeten rings um die Fremden Feuer an und suchten die Peiniger zu verscheuchen.

Endlich erreichte die Barke den Zusammenfluß des Sungari und Amur. Den letztern Strom bezeichnen die Mandschu als Saghalien ula, die Chinesen als He long kiang, wegen der dunkeln Farbe seines Wassers, das tief und rein ist und an jene des Meeres erinnert. Die Einfahrt zum Sungari wird durch ein Lager und eine Flotte der Mandschu beherrscht, und der Fu tu tong oder Generalgouverneur von San sing erwartete, an der Spitze seiner Soldaten, die Fremden, denen er schon einen Adjutanten entgegengeschickt hatte.

Aber Franclet fuhr weiter, ohne sich um ihn zu bekümmern, und schwamm nun auf einem neutralen Flusse, dem Amur. Dieser bildet jetzt die Grenze zwischen dem chinesischen und dem russischen Reiche von Sibirien bis zum Ussuri, und von diesem letztern Flusse bis zum Hinka-See und bis Korea. Rußland hat ohne einen Schwertstreich ein großes Gebiet an sich gerissen, und war im Besitz, ehe der Himmelssohn in Peking auch nur etwas davon ahnte. Die Petersburger Regierung verpflanzte sechszehntausend Kosaken an den Amur und Ussuri, und diese sind nun an verschiedenen Punkten derart angesiedelt, daß sie eine Kette von Niederlassungen bilden.

Die erste russische Station, welche Franclet am Sungari traf, heißt Makaclosi meonusa; dort warf er Anker und schlug sein Zelt inmitten der Kosaken und der russischen Garnison auf. Als die Moskowiter das Zeichen des Kreuzes sahen, liefen sie herbei und waren nicht wenig überrascht, dort in der Mandschurei französische Missionäre anzutreffen. Diese waren hocherfreut, einmal wieder Brot zu essen, wurden von dem General sehr freundlich aufgenommen und erhielten von ihm Empfehlungsbriefe für die anderen russischen Posten am Ussuri und Amur.

General Kusse war nur zur Inspektion an jenem Punkte, sein Standquartier ist in der neuangelegten russischen Stadt Blagoweschtschensk. Franclet fuhr dann weiter, hielt drei Tage bei der Station St. Simeon und sah, daß drei Kaufmannsschiffe von eben so vielen Dampfern stroman geschleppt wurden. Unter der Garnison befanden sich auch polnische Soldaten.

Die Strecke von der Mündung des Sungari bis zu jener des Ussuri wurde in sechs Tagen zurückgelegt, trotz widriger Winde auf dem Amur. Da, wo der Ussuri sich mit dem letztern vereinigt, liegt nun, an den bewaldeten Burrihügeln, die neue russische Stadt Chabaroffka, so genannt nach dem Abenteurer Chabaroff, welcher zuerst von Sibirien aus bis in die Einöden am untern Amur vordrang. Die Russen besitzen nun den ganzen Lauf des Ussuri bis zu dessen Quelle, ohne den Sungari aus den Augen zu verlieren.

Es war Franclet's Absicht, in einem Dorfe der Yupis zu überwintern und sich mit den Fischer- und Jagdhorden der Umgegend in Verbindung zu setzen. Er hatte zwei junge Männer vom Stamme der Fischhäute zu sich genommen und ging mit denselben nach ihrem Dorfe, das Sumi hieß. Die Hütten waren während der Abwesenheit der Bewohner von den Russen als Pferdeställe benutzt worden, und nur einige auf Pfählen errichtete Speicher befanden sich nicht im Verfall. In diesen wohnte er; unten wurde ein Feuer angezündet, um die abscheuliche Landplage, die Stechmücken, abzuhalten; diese sind viel schlimmer als Bären, Tiger und Wölfe.

Der Befehlshaber der russischen Truppen in dem benachbarten Chabaroffka räumte dort den Missionären eine stattlich hergerichtete Wohnung ein, welche ursprünglich für eine chinesische Gesandtschaft bestimmt war. Diese aber kam nicht, und so sagt der Missionär, daß er „in seiner Eigenschaft als Abgesandter Gottes" sich dieselbe habe gefallen lassen!

Von seinen Fenstern aus hatte er eine sehr schöne Aussicht auf die mit Urwäldern bestandenen Berge und auf Ebenen, welche vom Ussuri und vom Saghalien (Amur) durchströmt werden. Beide vereinigen sich an dem Hügel, auf welchem die Wohnung stand. Bei diesem legte auch der Dampfer „Amur" an. Als Franclet denselben pfeifen hörte, wurde er von einem Drange zur Weiterreise übermannt, und einige Offiziere forderten ihn auf, die Reise stromab bis Nikolajeffsk mit ihnen zu machen. Gern benutzte er die günstige Gelegenheit, bekam einen Freiplatz und ging noch vor Einbruch der Nacht an Bord des kleinen Dampfers. Dieser war der erste, welchen man auf dem Werft von Nikolajeffsk vom Stapel gelassen hatte, die Maschinen und sonstiges Material stammten jedoch aus Nordamerika. Er gehörte der Regierung und beförderte die Post und hatte bei dieser Fahrt eine so beträchtliche Menge von Fahrgästen, daß manche unter freiem Himmel auf dem Verdecke schlafen mußten. Der Missionär fand Unterkommen in einer Koje, welche ihm von Matrosen aus Kronstadt eingeräumt wurde; der russische Pope dagegen, welcher als Schiffsgeistlicher diente, mußte Tag und Nacht auf Deck bleiben und schlief dort neben dem Diener der katholischen Sendboten.

Der Dampfer Amur war ein Babel im Kleinen, denn man hörte vielerlei Sprachen. Seitdem die Russen den Amur genau erforscht und gute Karten des Stromlaufes entworfen haben, hat die Fahrt eigentlich keine Gefahr mehr, doch gehen die Schiffe nur bei Tage und legen Abends bei irgend einer der Kosakenstationen an, welche in oder bei den Dörfern der Yupis, Kilimis oder Giliaka an beiden Ufern bis zur Mündung hinab von Strecke zu Strecke sich befinden. Dort nimmt allemal das Boot seinen Tagesbedarf an Brennholz ein.

Die Fahrt von der Mündung des Ussuri bis nach Nikolajeffsk wurde in vier Tagen zurückgelegt. Am 30. August, nach Sonnenuntergang, lag das Boot unter dem Leuchtthurme, welcher sich über dem Strom auf einer Insel erhebt. So war denn Franclet in Nikolajeffsk. An demselben Tage war dort auch Admiral Kasakewitsch angelangt, der Gouverneur der neuen Küstenprovinz, welche sich von Korea bis zur Behringsstraße ausdehnt und auch die Kurilen und den nördlichen Theil der Insel Saghalien (Krafto, Tarakaï) in sich begreift; die südliche Hälfte derselben gehört den Japanern. Der Admiral hatte eben am Hinka-See über Grenzregelungen mit einem chinesischen Bevollmächtigten unterhandelt und war auf dem

Seewege zurückgekommen. Bei Nikolajeffsk lagen am rechten Ufer zehn oder zwölf Kriegsschiffe, gegen den Südwind durch die Berge völlig geschützt. Unter denselben befand sich ein japanisches Fahrzeug, das ganz europäisch aussah. „Das kluge und betriebsame Volk der Japaner giebt sich Mühe, die Künste und Fertigkeiten des Auslandes sich anzueignen und nutzbar zu machen, und bildet auch darin einen Gegensatz zu den hochmüthigen und apathischen Chinesen, die an ihren Bräuchen nichts ändern wollen." Jenes japanische Kriegsschiff war im Auftrage seiner Regierung gekommen und hatte eine Ladung herrlicher Industrieerzeugnisse gebracht, für welche freilich sehr hohe Preise verlangt wurden. Engländer und Franzosen waren noch nicht in Nikolajeffsk, wohl aber Amerikaner und Deutsche.

Am andern Morgen ging Franclet, der noch immer chinesisch gekleidet war, mit einem Genieobersten an's Land. Einige hielten ihn für einen Spion, Andere für einen wissenschaftlichen Reisenden. Zwei aus Sachsen gebürtige Kaufleute, welche er Maller und Hetet nennt, luden ihn zum Mittagessen ein, und Wohnung fand er bei einem Herrn Weber, der aus Polen verbannt worden war. Auch die Offiziere benahmen sich gastlich und stellten ihm Bücher und Zeitungen zur Verfügung.

Von Nikolajeffsk entwirft Franclet folgende Schilderung. Die Stadt liegt am linken Ufer des Amur, etwa 15 Lieues von der Mündung. An jener Stelle fand während des Krimkrieges die russische Flotte eine Zuflucht, und dadurch entstand allmälig eine Stadt. Mit Einschluß der Besatzung zählte sie (im Sommer 1861) ungefähr 3000 Einwohner. Die Häuser sind von Holz; die Wände bestehen aus über und neben einander gelegten Tannenstämmen, die Dächer aus Bohlen und Baumrinde. Alles ist noch ganz neu und ursprünglich. Die nach der Schnur gezogenen Straßen sind zum Theil geebnet, man könnte fast sagen, urbar gemacht, aber noch ohne Pflaster; in den meisten stehen aber noch Bäume und ein Wagen kann in ihnen nicht fahren. Auch die russische Kirche ist von Holz.

Ein Blick in das Leben und Treiben der westindischen Neger.

Schlangenverehrung und Geheimbund des Wodu.

In unserer vorigen Nummer haben wir, einem ausgezeichneten Gewährsmann und Augenzeugen, Richard Burton, folgend, gezeigt, wie der ostafrikanische Neger in seiner Urheimat lebt; heute wollen wir zeigen, wie das Leben und Treiben der Schwarzen in heißen Gegenden Amerikas sich gestaltet. Man ersieht daraus, welch ein gräßliches Unheil durch eine falschverstandene Philanthropie über die Neger gebracht wird; es tritt klar zu Tage, welches Unglück durch schlecht begriffene, allgemeine Phrasen angerichtet wird, die dem Unkundigen schön klingen, aber hohl bis in Grund und Boden sind. Ueberall, wo man so beschränkt oder verblendet war, sie in's praktische Leben einzuführen, hat man weiter nichts erzielt, als der Barbarei die Brücke zu treten. Wir fordern Jedermann auf, uns auch nur eine einzige Thatsache anzuführen, welche bewiese, daß die Neger in den tropischen Gegenden Amerikas seit der Emancipation auch nur einen einzigen kleinen Schritt auf der Bahn der Gesittung vorangeschritten seien, daß die Verwilderung der schwarzen Menschen nicht zugenommen habe. Jetzt, da von Seiten fanatischer oder nach Stelle und einträglichen Aemtern jagender Yankees wieder ein heilloses Experimentiren mit den armen Schwarzen in ganz gewissenloser, alle Erfahrungen mit Füßen tretender Weise getrieben wird, ist es an der Zeit, darauf hinzuweisen, was die Erfahrung lehrt. Wir unsererseits haben der „Negerfrage" seit fast zwanzig Jahren ein ernstes und eingehendes Studium gewidmet; wir stehen außer aller Partei und gehen nicht von vorgefaßten Meinungen aus; wir haben auch kein Lieblingsdogma zu vertreten. Aber was uns als wahr und richtig erscheint, das sagen wir ganz unumwunden, rund heraus, ohne uns auch nur das allermindeste darum zu kümmern, ob das Ergebniß langjähriger, ehrlicher und gewissenhafter Forschungen „unpopulär" sei oder nicht. Wir legen auf eine „Popularität", welche sich auf Vorurtheile oder Unkunde stützt, gar keinen Werth und verzichten ein- für allemal auf eine solche. Wohl aber halten wir es, im Interesse der wahren Humanität, für eine Pflicht, das zu sagen, was wir für richtig erkennen. Deshalb wollen wir noch oftmals auf eine so brennende Angelegenheit zurückkommen, heute aber unsern Blick nach Westindien wenden.

Die Sache selbst bietet für den Beobachter ein großes Interesse dar, denn sie ist von Wichtigkeit für die ökonomischen und Verkehrsverhältnisse beider Erdtheile, für das Verständniß der gegenseitigen Stellung zweier großen Menschenrassen und für die religiösen Beziehungen. Die Thatsachen sprechen laut und enthalten viele gewichtige Lehren. Es wird uns nicht einfallen, die Negersklaverei zu vertheidigen; stellt man aber einen Vergleich an zwischen der Lage, in welcher sich der Neger in Afrika befindet, wo er fast überall Sklave ist (denn neun Zehntel aller Afrikaner sind in ihrer Heimat Sklaven), und wie er sich in Amerika in seinem Hörigkeitsverhältnisse gestellt sieht, dann fällt derselbe durchaus zum Vortheil der Neuen Welt aus.

Es steht fest, daß der Neger in den Kolonien wenig oder gar nicht arbeitet, sobald ihm ein Zwangsantrieb fehlt. Die Länder Amerikas, in welchen der schwarze Mensch sich in überwiegender Mehrheit befindet, was z. B. in Westindien der Fall ist, gehen zurück, seitdem die Neger sich selbst überlassen bleiben. Vor beinahe dreißig Jahren wurde in den britischen Besitzungen die unbedingte Emancipation durchgeführt und sie wurden dem Ruin immer näher gerückt; derselbe war nur dadurch abzuwenden, daß man asiatische Arbeiter herbeiholte. Der Menschenfreund könnte verschmerzen, wenn sie etwa weit weniger Zucker und andere tropische Erzeugnisse als früher lieferten, er könnte sich gefallen lassen, daß die Weißen den Schwarzen das Feld räumen, wenn nur diese Letzteren in eine günstigere Lage gerathen wären. Aber das ist leider nicht der Fall und die Verwilderung nimmt unter den freien Negern in grauenerregender Weise überhand.

Auf Haiti sind sie seit länger als einem halben Jahrhundert frei, auf Jamaika und in den übrigen englischen Antillen beinahe halb so lange. Europa hat ihnen großes Wohlwollen bewiesen; protestantische und katholische Geistliche in Menge haben sich unsägliche Mühe gegeben, sie zu sittigen; sie besitzen die fruchtbarsten Ländereien in einem Klima, das ihrer Leibesbeschaffenheit völlig zusagt; sie fänden allezeit lohnenden Absatz für die Produkte, welche sie dem Handel liefern würden, und doch ist der Rückschlag in die Barbarei unaufhaltsam. Die Klagen, welche darüber der päpstliche Generalvikar aus Haiti nach Rom schrieb, stimmen vollkommen überein mit den Berichten der englischer Missionäre aus Jamaika.

Der Neger stößt gleich, sobald er sich frei fühlt, und nicht, wie in Nordamerika in kälterm Klima, in verhältnißmäßig geringer Anzahl unter Millionen Weißen, das Wesen der europäischen und christlichen Civilisation ab, und er behält höchstens einige äußere Formen, die er obendrein häufig noch karrikirt. Er wirft sich mit Leidenschaft in das urwüchsige Afrikanerthum zurück. Zunächst verschmäht er Ehe und Trauung und folgt seinem Hange nach Promiscuität; man kann nicht einmal sagen, daß er Vielweiberei habe,

sondern er beliebt den bunten Wechsel im wilden Durcheinander. Er wendet sich von christlichen Geistlichen ab und folgt seinen Fetischpriestern, den Obiah- und Miallmännern; der Gott, welchen er am liebsten verehrt, ist eine Schlange aus Congo. Dieser Schlangenkultus macht seit Jahren reißende Fortschritte, und der Geheimbund des Wodu greift auf Haiti immer weiter um sich. Scheinbar und äußerlich behalten dessen Anhänger das Christenthum bei; die Berührungen mit den Weißen sind immer noch zu mannichfaltig, als daß ein offenes Heraustreten räthlich erscheinen könnte, auch wollen die vielen Mulatten von einem Schlangengötzen nichts wissen, und spötteln über denselben. Aber viele Neger hängen ihm mit Leidenschaft an.

Man wußte lange, daß auf Haiti der Congoschlange göttliche Ehren erwiesen werden, auch war es kein Geheimniß, daß dieser Kultus überall, wo Neger in Masse beisammen leben, zum Beispiel in Brasilien und selbst in Texas, im Schwange geht. Genauere Einzelheiten über denselben haben wir durch Herrn von Bonneau erfahren, welcher in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ausführliche Nachweise brachte. Der Gegenstand ist von kulturpolitischer Wichtigkeit und verdient der Erwähnung, weil er einen Einblick in das Leben der amerikanischen Neger öffnet.

Der Wodu, oder, wie die Franzosen schreiben, Vaudou, ist ein Geheimbund, dessen Mitglieder die Schlange verehren; diese letztere wird mit demselben Namen belegt. Sie ist eine Gottheit, ein geheimnißvolles Wesen, welches Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt, Einfluß auf alle Dinge dieser Welt übt, und deren Sinnbild eben die Schlange ist. Der Neger sieht aber in diesem Sinnbild auch die Gottheit selbst, welche ihre Orakel einem auf Lebenszeit gewählten Oberpriester und einer Prophetin mittheilt; jener heißt Papa Wodu und König, diese Mama Wodu und Königin. Beide werden von Mitgliedern des schwarzen Bundes mit großer Ehrfurcht behandelt und üben großen Einfluß. Auch auf Haiti, wo Kaiser Soulouque ein eifriger Anhänger des Wodu war, stehen sie in großem Ansehen.

Jede Landschaft hat ihren besondern Wodu, aber die gesammte Verbrüderung hängt innig zusammen. Zeit und Ort der Zusammenkunft bestimmt der Papa; sie findet in einem Wald oder in einem abgelegenen Hause statt. Auf einem Gerüste befindet sich ein Kasten, der auf der einen Seite mit einem Gitter versehen ist, und in dieser heiligen Bundeslade wird die göttliche Schlange verwahrt. Auf ihr stehen Papa und Mama mit blutrothen Tüchern behängt, denn blutroth ist die heilige Farbe des Wodu; deshalb trägt der Papa auch ein blutrothes Diadem und daneben ein breites blaues Band. Der Kultus beginnt mit einer förmlichen Anbetung der Schlange; die Anwesenden schwören, ihrem Dienste treu zu bleiben, ihr zu gehorchen und das Geheimniß der Anbetung und der Brüderschaft unverbrüchlich zu bewahren. Darauf steigt die Mama von der Bundeslade herab und verfällt in Zuckungen; sie zittert, spricht, schreit, flucht, giebt Prophezeiungen und antwortet auf die Fragen, welche von den Andächtigen an die Schlange gerichtet werden. Wer eine Prophezeiung erhalten hat, wirft für den Gott ein Geschenk in ein vor der Bundeslade stehendes Gefäß. Der Ertrag wird zu Bundeszwecken verwandt. Den Eid der Treue bekräftigt man dadurch, daß man Blut von eben geschlachteten Ziegen trinkt; aber manchmal wird zu diesem Zweck auch ein Kind geopfert. Das darf um so weniger auffallen, da man weiß, daß noch vor wenigen Jahren auf Haiti zwei Negersekten bestanden, welche Menschen fraßen.

Die Einweihung, bei der Kräuter, Haare, Hörner &c. eine große Rolle spielen, findet unter barbarischen Feierlichkeiten statt. Nachdem der Neuling einen fürchterlichen Eid geleistet, beginnen die Tänze und dauern fort, bis sich aller Anwesenden ein fieberhaftes Zucken und eine Aufregung bemächtigt, welche durch den Genuß von Zuckerbranntwein noch gesteigert wird. Das Rasen und Toben nimmt einen immer ärgern Charakter an, Männer und Weiber zerkratzen sich Leib und Gesicht, das Blut rieselt zum Boden hinab. Einige stürzen hinaus, springen und schreien, andere machen Kraftübungen, noch andere stecken ihre Arme in siedendes Wasser. Inzwischen erfährt auch der wilde Tanz keine Unterbrechung und hinterher folgen scheußliche Ausschweifungen und Orgien, die wir hier nicht beschreiben können.

Die Anhänger des Wodu sind von allen Negern die gefährlichsten. Ein Beobachter sagt: Der Woduschwarze will gar nicht arbeiten; er stiehlt und spielt den Scheinheiligen; er vertheilt Gifte und richtet viel Unheil an. Er hat bei der Aufnahme in den Bund seine Standhaftigkeit bewiesen. Als man ihm im Kreise der Eingeweihten die Binde von den Augen nahm, sah er eine Blutlache und in derselben Vogelkrallen und Federn liegen; dann entstand ein Geräusch, und darauf trat der Papa-König hervor, in der einen Hand einen Feuerbrand, in der andern einen Dolch. Er fragt den Neuling: „Was willst du hier?“ und erhält zur Antwort: „Ich will die heilige Schlange küssen und von der Wodukönigin ihre Befehle und ihre Gifte erhalten.“ Der König rennt ihm dann den Stahl in das Dickfleisch der Arme und Beine und hält den Feuerbrand auf die Wunden. Wehe ihm, wenn er vor Schmerz aufschreit; er würde auf der Stelle ermordet. Aber wenn er standhaft bleibt und würdig befunden wird, dann führt man ihn hinter einen Vorhang und windet die heilige Schlange um seinen Leib; er küßt sie und erhält von der Königin die Gifte. Sieben Neger schlagen mit Macht auf die heilige Trommel, das neue Mitglied nimmt den Becher, dessen Inhalt aus Blut und Schießpulver gemischt ist, und leert ihn. Während er trinkt, wird gesungen, und ein solches Einweihungslied beginnt: „Wir schwören, daß wir die Weißen vernichten wollen!“

Die Mitglieder des Wodubundes gewähren einander Schutz und Unterstützung, ihre Zauberer üben großen Einfluß und verbreiten den Fetischdienst immer weiter. Solch ein heiliger Mann hat in seiner Hütte einen Altar, auf welchem neben dem Kruzifix und Marienbild allemal auch einige afrikanische Fetische angebracht sind! Der Papa Wodu besitzt eine Gewalt, wie bei uns im Mittelalter das Vehmgericht; überall stehen ihm Anhänger zu Gebote, welche auf sein Geheiß einen Menschen, welchen er als Feind des Bundes bezeichnet, niederstoßen oder vergiften.

Der Wodu spielt in der Geschichte von Haiti eine große Rolle; Toussaint Louverture erließ schon im Jahre 1800 eine Verordnung gegen die Gesellschaft, weil sie gemeingefährlich sei; es ist aber bezeichnend für diesen Neger, daß er den Wodu hauptsächlich deshalb haßte, weil er des festen Glaubens war, er sei von demselben derart behext, daß er, Toussaint, durch die Nase spreche. Dessalines ließ sich vom Papa Wodu Zauber geben, die ihn unverwundbar machen sollten; als er aber trotzdem verwundet wurde, gerieth er in Wuth, ließ sich sein Geld zurückerstatten und späterhin ein halbes Hundert Woduanhänger auf Bajonnette spießen. Auch nachdem er Kaiser geworden, verfolgte er die Sekte und ließ viele ihrer Eingeweihten in's Meer werfen. Denn es gilt der Glaube, daß Salzwasser dem Wodu alle Kraft nehme. Kaiser Faustin Soulouque dagegen war, wie schon bemerkt, ein höchst eifriger Wodumann, und seit seiner Thronbesteigung der Bund in größerm Flor als je zuvor auf Haiti. Der Christengott tritt immer mehr in den Hintergrund, die Schlange ist Spenderin alles Guten und Bösen, gerade wie auf den Küsten von Guinea und Congo, das Bluttrinken geht im Schwange. Der Neger saugt der noch lebenden Ziege oder dem Ochsen das warme Blut aus und läßt nicht eher ab, als bis er, man möchte sagen trunken von Blut, auf dem Schlachtopfer liegt, Alles zur Verherrlichung des Schlangengottes.

So weit sind die Dinge bereits gediehen, seitdem die Weißen sich der Kontrole über die Neger begeben haben, und so lange diese fehlt, giebt es kein Mittel, dem Umsichgreifen der Barbarei zu steuern. Man kann Haiti kaum noch als ein christliches Land bezeichnen, seitdem viele Priester,

schwarze natürlich, zugleich Messe lesen und dem Wodu angehören. Der letztere sagt ihrem Naturell zu, der Zwang, welchen die christliche Kirche ihnen auferlegt, erscheint lästig, und sie mögen deshalb keine weißen Geistlichen unter sich dulden. Auf Jamaika sind die Sachen noch nicht so weit gediehen, es scheint aber wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß dort die Dinge eine Wendung zum Bessern nehmen; denn die afrikanischen Traditionen haben sich fortgepflanzt, und das Negerthum findet freien Spielraum. Es kümmert sich nicht um die Wünsche und Wehklagen der „Philanthropen", durch deren Maßregeln eine solche Wiederverwilderung möglich wurde. Deswegen müssen auch sie, wiewohl sie es nur mit Leidwesen thun, jetzt eingestehen, daß die Emancipation, so wie sie stattfand, eine unpraktische und übereilte Maßregel war, welche gerade über die Schwarzen unsägliches Unheil gebracht hat. Nur weiß Niemand ein Mittel, dasselbe abzuwenden und die Uebereilung wieder gut zu machen. A.

Briefe über Böhmen.

Vierter Artikel.

Tschechische Literatur und Sprache. — Einwirkungen der deutschen Sprache. —

Von der tschechischen Sprache weiß man im Allgemeinen in Deutschland sehr wenig oder macht sich von ihr falsche Begriffe. Man hört dort von „Stockböhmen", die im Innern des Landes wohnen und die neben der geradebrechten deutschen Sprache noch ein eigenes slawisches Idiom reden, das man sich so etwa wie die Zigeunersprache denkt. Und doch ist nichts falscher als gerade diese Ansicht. Wir müssen gestehen, daß auch wir mit derselben nach Böhmen kamen, nach langem Aufenthalt und Erlernung der Sprache aber fanden, daß sie eine reiche und auch wohllautende sei. Sie hat eine Zeit gehabt, in der sie sogar diplomatische Sprache war, ihre Literatur war einst in verhältnißmäßig hoher Blüte und brachte auch Eigenartiges hervor. Doch sank sie zum Aschenbrödel herab und nur noch Kalender, Gesangbücher und derlei Schriften wurden in ihr gedruckt. Die Schlacht am Weißen Berge warf, wie so Vieles, auch die tschechische Sprache gänzlich darnieder; herrschend ward in Böhmen die deutsche Sprache und ist es auch, wiewohl beschränkt, geblieben bis auf den heutigen Tag. Aber die fast schon todt geglaubte tschechische Sprache feierte ihre Auferstehung.

Aehnlich wie bei den Flamingen in Belgien, mit deren Nationalbewegung die tschechische überhaupt viel Aehnlichkeit hat, knüpften die Tschechen an ihre alte Literatur an, und die ganze Bewegung, die erst später auf das sprachliche und politische Gebiet überging, hatte Anfangs einen rein literarischen Charakter. Abbé Dobrovsky, der große Slawist, von dem hauptsächlich die Anregungen ausgingen, hielt die tschechische Sprache selbst für zu kunstslos und wenn man sich in seiner Gegenwart derselben bediente, pflegte er zu sagen: „Lassen wir die Todten ruhen." Hanka, Jungmann, Schafarik und Palacky, alle vier Männer von Bedeutung, schlossen sich ihm an. Joseph Jungmann, in seiner Jugend ein armer Hirtenknabe in dem Dorfe Hudlitz, legte durch seine Geschichte der böhmischen Literatur und sein tschechisch-deutsches Wörterbuch, ein Riesenwerk, den Grundstein zur neuern tschechischen Literatur; der Slowake Schafarik verbreitete zuerst in seinen klassischen „slawischen Alterthümern" unerwartet ein helles Licht über die bis dahin dunkle Vergangenheit des europäischen Ostens; der Mähre Palacky hellte, freilich nicht ohne Parteilichkeit gegen die Deutschen, die tschechische Geschichte auf, und Wenzel Hanka machte sich besonders um die Erforschung der ältesten tschechischen Schriftdenkmale verdient.

Unter diesen nimmt in jeder Beziehung die Königinhofer Handschrift, die als eine Art Nationalheiligthum von den Tschechen betrachtet wird, den ersten Platz ein. Ist sie und sind andere verwandte Schriftstücke echt, so wäre mit ihr der Beweis geliefert, daß bereits vor dem Jahre 1000 bei den Tschechen eine hohe geistige Kultur Platz gegriffen hatte; für den Fall ihrer Unechtheit zerfällt derselbe aber in Nichts. Hanka fand diese Pergamenthandschrift „unter alten verrosteten Hussitenpfeilspitzen" in einem Thurme zu Königinhof und besorgte deren Herausgabe. Sie soll im dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben sein, ihr Ursprung aber bis in's neunte Jahrhundert zurückreichen. Uebersetzt ward sie in's Magyarische, Italienische, Französische, Englische und zweimal in's Deutsche von Swoboda und dem Grafen Thun. Ihr Inhalt ist theils lyrischer, theils episch-geschichtlicher Natur.

Bekanntlich ward sie von der deutschen Kritik, besonders von Max Büdinger und Feifalik, stark als unecht angefochten. Die Tschechen aber, unter ihnen der alte Palacky, traten mit großem Eifer für die Echtheit auf und selbst in dem verflossenen Jahre brachen die Brüder Jiretschek noch in deutscher Sprache eine Lanze dafür. Wir maßen uns kein Urtheil über diese Streitfrage an, wenn wir auch geneigt sind, uns auf die Seite unserer Landsleute zu stellen, und fügen nur hinzu, daß jeder Tscheche einen Zweifel an der Echtheit für eine Nationalbeleidigung ansieht. Dem sei wie ihm wolle, die Schönheit der in der Königinhofer Handschrift mitgetheilten Gedichte ist über allem Zweifel erhaben, und selbst für den Fall, daß sie unecht ist, würden Gedichte dieser Art, in unserer Zeit geschrieben, den Dichter derselben gewiß zu einem Poeten hohen Ranges erheben. Wir theilen, was die Leser gewiß nicht ungern sehen werden, hier einige lyrische Proben nach Wenzig's Uebersetzung mit.

Das Mädchen und die Lerche.

Jätet dort ein Mädchen Hanf
Bei dem Herrengarten,
Eine Lerche fragt die Maid:
„Was bist du so traurig?"
„„Ach wie könnt' ich fröhlich sein,
Liebe kleine Lerche!
Führten ja den Holden mir
Fort zum Felsenschlosse.
Hält' ich eine Feder nur,
Schrieb ich ihm ein Briefchen,
Und du, Lerchlein, flögst damit
Hin zu meinem Holden.
Doch nicht hab' ich Feder, Blatt nicht,
Kann kein Briefchen schreiben;
Grüß' ihn du mit Sang, und sag' ihm:
Daß vor Leid ich sterbe!""

Des Mädchens Klage.

„Ach ihr Wälder, dunkle Wälder,
Miletiner Wälder,
Warum grünt ihr immer wieder
Winters, wie im Sommer?

Gerne möcht' ich wohl nicht weinen,
Nicht das Herz mir quälen;
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer soll hier nicht weinen?
Wo mein Vater, lieber Vater?
Ach in's Grab vergraben!
Wo die Mutter, gute Mutter?
Ach grasüberwachsen!
Hab' nicht Bruder, hab' nicht Schwester,
Und mein Trauter — ferne!"

Die philologischen, archäologischen und historischen Werke der vier oben genannten Gelehrten sind von bleibendem Werth und gereichen, obgleich theilweise in deutscher Sprache geschrieben, der tschechischen Literatur zu hohen Ehren. Jungmann, der arme Hirtenknabe, starb 1847 als Ritter des Leopoldordens, Schafarik und Hanka starben vor wenigen Jahren. Noch lebt der bejahrte Palacky und mit ihm wird man den letzten Mann von Bedeutung begraben, der, auf deutscher Bildung fußend, der tschechischen Literatur einen verdienten Ruhm verschaffte. Denn der Nachwuchs entspricht in keiner Beziehung den Vorfahren, und was jetzt in tschechischer Sprache geschrieben wird, ist meist unbedeutend und werthlos. Aber es herrscht eine ungemeine Rührigkeit unter den jetzigen tschechischen Schriftstellern; die Produktion ist eine erstaunenswerth massenhafte, jedoch mit dem Gepräge der Nachahmung versehene, ohne all und jede Eigenthümlichkeit. Mit der größten Emsigkeit werden die Schätze der deutschen Literatur übertragen und ausgebeutet und die Zahl der tschechischen Zeitschriften nimmt fortwährend zu. In den letzten Jahren sind auch fachwissenschaftliche Zeitungen entstanden: eine pädagogische, rechtswissenschaftliche, medicinische, naturwissenschaftliche und mehrere landwirthschaftliche. Diese Sachen sind aber nur als für die Tschechen vorhanden, für alle anderen Völker aber als begraben anzusehen, da man deutschen, englischen und französischen Gelehrten nicht zumuthen kann, tschechisch zu lernen, um vielleicht in denselben etwas Gutes zu finden. Das haben denn die Tschechen theilweise auch selbst eingesehen, und wo es ihnen um die Wissenschaft oder um größeres Bekanntwerden ihrer Arbeiten zu thun war, schrieben sie deutsch. So erschienen die Werke der berühmten tschechischen Mediciner Skoda, Hamernik, Purkyné und Rokitansky in unserer Sprache und das Beste, was ihre neuere Geschichtsforschung nächst Palacky's (auch deutsch geschriebener) böhmischer Geschichte hervorbrachte, Gindely's Geschichte der böhmischen Brüder und Geschichte Kaiser Rudolf's II., sind gleichfalls deutsch geschrieben. — Die neueren tschechischen Lyriker, Dramatiker und Romanschriftsteller sind nicht erwähnenswerth und würden auch ihre Sachen unbekannt für andere Völker geblieben sein, wenn sich nicht unter ihnen selbst Uebersetzer, wie Wenzig und Alfred Waldau (Jarosch), gefunden hätten, welche die deutsche Literatur mit unverlangten Uebertragungen beglücken. Uns ist nur ein Werk bekannt, die erwähnten slawischen Alterthümer Schafarik's, welche als Stütze für deutsche Geschichtsforschung von einem Deutschen übersetzt wurden.

Wir haben oben gesagt, daß die tschechische Sprache eine reiche und auch wohllautende sei. Wenn sie auch, wie das bei zweihundertjährigem Drucke von Seiten der österreichischen Regierung nicht anders sein konnte, in Allem, was Ausdrücke, welche die großen Fortschritte der Wissenschaften gerade in dieser Zeit betreffen, zurückgeblieben ist, so ist doch binnen kurzer Zeit hierin ein bedeutender Aufschwung zu bemerken. Mit emsigem Fleiße holte man das Versäumte so gut es ging nach, eignete Wörter anderer slawischer Idiome der tschechischen Sprache an oder bildete selbst neue, die mit Blitzesschnelle in den gebildeten tschechischen Kreise Aufnahme fanden. Zu gleicher Zeit wurden eifrig die eingedrungenen deutschen Wörter ausgemerzt, und so bieten denn heute alle in tschechischer Sprache gedruckten Schriften dieselbe in ihrer reinen Gestalt; viel reiner als das mit diplomatischen französischen Bettlerlappen verbrämte Deutsch, welches unsere Zeitungen uns vorführen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die tschechische Sprache wieder viele innerhalb ihres eigenen Gebietes entrissene Kreise der Gesellschaft zurückerobert hat. Die Aemter verkehren, wie recht und billig, wieder mit den Parteien tschechisch — der Gottesdienst war es stets, und selbst im Landtage hört man diese Sprache, wenn auch nur zum Zeichen, daß ihr Recht gewahrt werde. Doch behauptet die deutsche Sprache sich einen festen Stand unter den Tschechen; jeder Gebildete ist ihrer kundig und muß sie auch können, wenn er überhaupt fortkommen will, da die Welt nicht blos aus dem kleinen tschechischen Sprachgebiet besteht. Der tschechische Kaufmann, der tschechische Industrielle und Großgrundbesitzer führt fast durchgehends auch heute noch seinen Briefwechsel und Geschäftsbücher deutsch und wird, da er im Handel und Wandel meist mit Deutschen zu thun hat, wohl schwerlich je davon abgehen.

Es giebt in ganz Böhmen sicher keinen auch noch so entlegenen Weiler, in dem nicht wenigstens ein Mensch deutsch kann. Entweder lernten die Mädchen während der Dienstzeit in Prag, der Handwerker während der Wanderjahre oder der junge Bauer als Soldat mehr oder weniger geläufig Deutsch. In den deutschen Bezirken Böhmens findet das Umgekehrte aber keineswegs statt; mit Ausnahme der Sprachgrenzbezirke findet man selten in den deutschen Dörfern Jemanden, der tschechisch redet, aus dem einfachen Grunde, weil die Nothwendigkeit zur Erlernung durchaus nicht vorliegt. Die Tschechen, die zu ihrem Fortkommen unumgänglich der deutschen Sprache bedürfen und deshalb schon in nationaler Beziehung als unversehrt nicht betrachtet werden dürfen, möchten auch gern das Umgekehrte hervorrufen und den Deutschen durchgehends die Erlernung des Tschechischen aufzwingen. In den Sprachgrenzdistrikten, wo die Nothwendigkeit dazu vorliegt, sind die Deutschen von selbst darauf eingegangen, und hier hilft ein sehr praktisches Mittel allen etwa durch Einsprachigkeit hervorgerufenen Uebelständen ab. Man tauscht nämlich die Kinder auf einige Zeit aus; das tschechische Kind, nachdem es seine Muttersprache erlernt hat, wird zu Deutschen des benachbarten Dorfes gebracht, deren Kind dann wieder bei den tschechischen Eltern Unterkommen findet und deren Sprache erlernt. So kommt es denn, daß an der Sprachgrenzlinie beinahe All' und Jeder zweisprachig ist, wenn auch in höherem Maße auf der tschechischen Seite. Ob dies nun eine Folge der größern Nothwendigkeit oder mit der den Slawen überhaupt nachgerühmten Fähigkeit, fremde Sprachen leicht zu erlernen, zusammenhängt, lassen wir dahingestellt.

Daß bei diesem Ineinandergreifen der Sprachen eine Einwirkung der einen auf die andere nicht ausbleiben konnte, liegt auf der Hand; hört man doch von einzelnen Leuten oft ein gar seltsames Gemisch reden; sie beginnen einen Satz tschechisch und vollenden ihn deutsch, oder wiederholen das eben Gesagte in der andern Sprache. Häufig stellt man die Frage deutsch und erhält die Antwort tschechisch. So haben beide Sprachen von einander angenommen, wenngleich die deutsche in ungleich geringerm Maße. Der Deutschböhme braucht die Worte Kren für Meerrettig, Schmetten (von smetana) für Rahm, Kolatschen für Kuchen, Kasch für Brei, Batschkoren für Filzpantoffeln, er sagt mit einem Tschechismus „das Kind spielt sich", statt es spielt, „es steht nicht dafür", statt es ist nicht der Mühe werth. In Prag sind die Dienstboten wesentliche Propagandisten für die tschechische Sprache; das Hinterland ist dort rein tschechisch und so kommt es, daß deutsche Familien meist tschechische Dienstboten haben, die freilich alle Deutsch können, jedoch die Kindermädchen und Ammen besonders den Kindern zuerst ihre Sprache beibringen. So kommt es, daß die deutschen Kinder leider dort nicht zuerst ihre Muttersprache lernen und in der frühesten Jugend sich häufig mit den Eltern nicht verständigen können. Es klebt dies unläugbar für spätere Zeiten an und hat zur Folge, daß sich mancher Deutsche entnationalisirte.

Bei der Erlernung seiner Sprache kommt der Tscheche dem Deutschen ungemein gefällig entgegen; er hat herzliche Freude daran,

den Deutschen sein Idiom radebrechen zu hören und versäumt es nie, auf das Liebenswürdigste die Fehler zu verbessern, ohne dabei in eine Unart unseres Volkes zu verfallen: über den Fehlenden zu lachen. Er erklärt dem Deutschen, daß seine geliebte Muttersprache durchaus nicht so hart und mit Zischlauten überladen sei, wie es der — übrigens ausgezeichnet bündigen — Rechtschreibung nach der Fall zu sein scheine und daß, wenn wir Deutschen ihm das berühmte „Strtsch prst skrz krk" (Steck den Finger durch den Hals) vorwerfen wollten, es ihm nicht schwer fallen würde, in der deutschen Sprache ähnlich lautende Wörter aufzufinden. Dem ist in der That so.

Wie weit der Gebrauch deutscher Wörter in der tschechischen Sprache oft geht, ist am besten an dem Einfluß unserer Sprache auf Bezeichnung gewerblicher und industrieller Dinge zu erkennen. Wenn sich nicht mit bestimmten historischen Daten beweisen ließe, daß Gewerbe und Industrie zum großen Theil von Deutschen unter den Tschechen eingeführt wurden, so würden die deutschen technischen Benennungen, die überall gebraucht werden, laut und beredt dafür sprechen. Man gehe einmal in eine tschechische Tischler- oder Schlosserwerkstatt und frage, wie heißt dieses oder jenes Werkzeug? Der Tischler hat seine „Hobli und Mesliki" (Meißel); er macht „Falzi und Kistni" oder behobelt (hoblemat) „Lati". Der Schlosser hat seinen „Schroubschtock", seine „Klupna" (Kluppe) u. s. w. Man giebt sich von Seiten der Tschechen Mühe, auch hier auf die Sprache reinigend einzuwirken und verfaßt kleine technische Wörterbücher, in denen die Wörter aber oft sehr weit hergeholt sind und an einen Campe'schen „Gesichtserker" für Nase erinnern. Auch sind Erfolge bis jetzt noch nicht zu verspüren gewesen.

Treten wir einmal in einen alten böhmischen Wald, in dem eben Holz gefällt worden ist; wir sehen schwarze, rußige Gestalten damit beschäftigt, die Holzklaftern zusammenzurücken (rukowat), dann schlichten (schlichtowat), die Köhler den Meiler (Milirsch), sie stellen den Quandelpfahl (kwendle) auf und brennen Kohlen. Ein Fuhrmann (forman) kommt und holt die Kohlen ab, um sie zum Hüttenwerk (hut) zu führen. Dort ist nun wieder fast jeder technische Ausdruck deutsch: Die Gicht, die Formen, das Gestell, der Tümpel, die Hämmer, das Poch- und Quetschwerk, die Werkzeuge, Alles wird, nur ein wenig verunstaltet, wie bei uns benannt.

Einzig und allein deutsch sind auch sämmtliche beim Bergwesen gebrauchte technische Benennungen. Es ist dies nicht zu verwundern, denn im Berg- und Hüttenfache waren von je die Germanen die Ersten und die Lehrer der anderen Völker. Das erste Werk über Hüttenkunde wurde von einem Deutschen (Georg Agricola) geschrieben, und wie der europäische rationelle Bergbau so recht eigentlich seinen Ursitz im Harz und Erzgebirge aufzuweisen hat, ist bekannt. Von dort wurden zahlreiche Arbeiterkolonien nach allen Weltgegenden gerufen, um die deutsche Art des Bergbaues einzuführen, auch nach Böhmen, namentlich Kuttenberg, kamen viele.

Wohin aber auch der deutsche Bergmann kam, er brachte sein „Glück auf" mit, und so tönt dasselbe denn heute von Kongsberg in Norwegen bis zum Balkan, wo deutsche Bergknappen anfahren. Auch der tschechische Heuer (hawirsch, abgeleitet von der älteren deutschen Form Hawer) grüßt mit Glück auf! Freilich hat man versucht, ihm einen nationalen, aber nicht entsprechenden Gruß: Zdar buh! (Gedeih's Gott!) beizubringen, doch ohne Erfolg. Er trägt den deutschen Bergkittel und das Leder, spricht vom Steiger, von Schachten, Stollen, Fahrten, vom Liegenden und Hangenden (linti a hanti), von Hunten, mit denselben deutschen Worten. Nur seine Ausdrücke für die Erze und Mineralien, selbst die seltensten, sind gut tschechisch. Ihm fehlt aber gänzlich die Romantik des deutschen Bergmannes, er kennt keine Erdgeister, Kobolde und Metallkönige, keine mit fröhlichem Glück auf! endenden Berglieder, die das Leben unserer Knappen so farbig und anziehend gestalten. Aber fromm ist er, wie der deutsche Bergmann auch.

Ein Besuch in der Krokodilenhöhle von Samun.

Man bezeichnet in Aegypten das Land zwischen dem Nil und dem Rothen Meer als die Arabische Wüste; sie reicht nach Süden hin bis zum Gebirgszuge der Katarakten von Assuan in einer mittlern Breite von etwa 26 deutschen Meilen und in einer Ausdehnung von etwa sechs Breitengraden. Dieses wilde Gebirgsland bildet ein chaotisches Gewirr von Felsmassen, welche durch tiefe, mit Sand gefüllte Thäler von einander geschieden sind. Ebenen und Oasen fehlen, auch sind Wasserquellen nur spärlich vorhanden, und die wenigen Bäche verlieren sich im Sande. Nur ein schmaler Ufersaum am Nil ist anbaufähig.

Am Nil liegen, wie schon vor zweitausend Jahren der Geschichtsschreiber Diodorus Siculus sich ausdrückte, große bewunderungswürdige Werke, unvergängliche Monumente ägyptischen Ruhmes. Dort liegen namentlich auch die Nekropolen, die Todtenstädte, wunderbare Friedhöfe, in denen Menschen und Thiere beigesetzt wurden. „Denn die alten Aegypter achten das zeitliche Leben gering, aber auf das Fortleben nach dem Tode, in rühmlichem Andenken, legen sie den höchsten Werth. Sie nennen die Gräber der Verstorbenen ewige Häuser, weil sie an eine grenzenlose Fortdauer derselben in der Unterwelt glauben." So drückt sich ein alter Grieche aus.

Auch die Werke der Aegypter, welche unter der Erde liegen, erregen unser Staunen. Ein großer Theil des westlichen Nilufers, die libysche Gebirgskette, ist hohl und beherbergt Mumien in geradezu ungeheurer Menge. Die Eingänge zu diesen Katakomben oder Hypogäen, Bauten unter der Erde, sind nur schmal, aber im Innern ziehen sich Gänge und Grotten, Nischen, Säle, Säulenhallen hin; man sieht viereckige Vertiefungen, sogenannte Mumienbrunnen, und schöne Pforten. Von besonderm Interesse ist die Nekropolis von Theben. Belzoni, welcher einen Theil derselben geöffnet hat, sagt: „In diesen Grabräumen lag eine solche Menge von Leichen, daß ich an manchen Stellen keinen Schritt weiter konnte, ohne auf eine Mumie zu treten; alle Minuten kam mein Gesicht in Berührung mit einem alten Aegypter."

Unser Landsmann, Herr von Prokesch-Osten, hat vor etwa einem Menschenalter seinen Besuch in der Todtenstadt von Theben geschildert. Derselbe war nicht ohne Gefahr, die Luft drückend heiß, Schwärme von Fledermäusen waren lästig, man trat immer und immer wieder auf Mumien und der Staub war entsetzlich. An manchen Stellen muß man kriechen wie ein Krokodil. Aber in den Tagen der alten Aegypter herrschte Ordnung in der Todtenstadt, denn noch heute sieht man Spuren von Pracht und Schmuck. Die Mumien waren nach den verschiedenen Ständen aufgestellt oder vielmehr gelegt, theils in Särgen, theils nicht. Neben manchen hat man Papyrusrollen gefunden; die Wände sind mit Hieroglyphen bedeckt. Prokesch fragte sich: „Bin ich im Traume oder haben sich mir Bilder der Feenwelt verwirklicht?"

Unter den Nekropolen ist die sogenannte Krokodilenhöhle von Samun bemerkenswerth. Wir wollen zum Führer dorthin den Reisenden A. Georges wählen, welcher sie im Jahre 1860 besucht hat.

Bei Sonnenuntergang, schreibt er, verließ ich Siut, die

Hauptstadt von Oberägypten, fuhr nilabwärts und war um Tagesanbruch beim Landungsplatze Meguel Qual, von wo aus man die Wanderung zur Krokodilengrotte antritt. Am Ufer saß ein Mann, welcher sich als Fremdenführer zu erkennen gab und für eine Summe von fünf und einem Drittel Thaler mich führen und alles Nöthige schaffen wollte, Wachskerzen ausgenommen. Das „Alles" bestand freilich nur in zwei Eseln; die Zügel dieser Thiere waren aus Palmenfasern geflochten; der Sattel war sehr unbequem und rutschte obendrein hin und her; es macht aber nicht viel aus, wenn man einmal in den weichen Sand fällt.

Wir stiegen zu Esel. Mein Dragoman (Dolmetscher) hatte ein paar Pistolen in den Gürtel gesteckt, und ich fragte ihn, ob er die Mumien bekämpfen wolle; zwei Schiffsleute und der Raïs, Barkenführer, gingen auch mit; sie trugen Wachskerzen und eine Laterne. Dazu kamen noch ein junger Bursch aus dem Dorfe und die beiden Eseltreiber. Anfangs ritten wir über fruchtbare Felder, in denen viele Palmen stehen, aber bald näherten wir uns der Bergkette auf der arabischen Seite. Dort liegt die Höhle.

Der Führer, ein Mann von etwa fünf und dreißig Jahren, erzählte uns, daß die Leute in jener Gegend Scheu tragen, die Höhle zu besuchen. Inzwischen hörte aller Pflanzenwuchs auf, und da, wo die öde, dürre Wüste beginnt, liegt ein kleiner mohammedanischer Begräbnißplatz. Von dort ab ritten wir einen engen, sehr steilen Pfad hinan; unaufhörlich rollten Steine unter uns hin und wir stiegen ab. Die Gebirgsformation ist höchst eigenthümlich. Von einem gewaltigen, gleichsam ausgezahnten Blocke hatten wir einen Blick auf das Nilthal und sahen weidende Schafe, Palmen, grüne Felder und Dörfer. Der lichte Dunstschleier, welcher anfangs die Niederung überzogen hatte, verschwand bald, und so konnte ich auf eine weite Strecke hin den Lauf des Stromes verfolgen. Bei der wunderbar durchsichtigen Luft konnte ich die weißen Minarete von Monfalut und Siut genau erkennen, und der Nil verlor sich am fernen Horizont im Grün der Gefilde.

Bald gelangten wir auf den Gipfel der Kette, auf welcher abgerundete Hügel sich erhoben. Nun bestieg ich meinen Esel wieder; meine Füße wären dort oben verloren gewesen; nur Esel und Araber können das Gehen auf den spitzen oder unter den Sohlen hinwegrollenden Steinen ertragen. So kamen wir auf eine Hochebene, welche Dakleh genannt wird und mit einer ungeheuern Menge von Steinen übersäet ist, welche so ziemlich annähernd einerlei Größe und Gestalt haben. Mein Führer gab mir dafür die Erklärung in seiner Weise. — Hier wohnte, sagte er, vor Zeiten ein Mann, der hieß Dakleh und baute Melonen. Eines Tages wurde ihm der Arbeit zu viel und er fluchte darüber. Allah nahm das übel auf, verwandelte die Melonen in Steine, das Feld in eine Wüstenei und den Mann in einen Felsen. Die Steine haben in ihrer Gestalt allerdings Aehnlichkeit mit syrischen Melonen.

HILDIBRAND

Ritt über das Steinfeld Dakleh nach den Katakomben von Samun.

Oben auf der Hochebene hatten wir die Wüste in ihrer abschreckenden Nacktheit; nur einigemale sah ich da und dort etwas Stechginster; auch einen Schakal habe ich bemerkt, aber keinen Vogel, außer einem Adler auf dem hohen Felsen über Dakleh. Kein Lüftchen ging, kein Insekt summte, und Alles war so feierlich und still wie im Thale von Bibran el Moluk, das von Theben nach den Gräbern der Pharaonen führt. Diese liegen in einer entsetzlichen Einöde, wo Alles Schweigen ist. Sie paßt vortrefflich für Einsiedler, die von aller Außenwelt sich abscheiden und lediglich der innern Betrachtung sich ergeben wollten, und deswegen ist diese thebaische Wüste auch der klassische Boden der alten christlichen Anachoreten.

Wir befanden uns nun in der Nähe der Krokodilengrotte, aber vergeblich suchte ich einen Eingang. Endlich wies der Führer auf einen unregelmäßigen Spalt, der mit dem flachen Boden gleich

lag. Diese Oeffnung hat höchstens zwei Ellen Durchmesser, und sie bildeten den Eingang. Bevor ich hinabstieg in die Nekropole, erklomm ich einen Hügel, um diese seltsame Gegend zu überblicken. Ich sah nichts als Gestein und ein breites Bett gelben Sandes, das einem Strome glich, denn der Wind hatte ihm eine wellenförmige Oberfläche gegeben.

Nun wagte ich mich in die Höhle, nachdem ich Beinkleider von Zwillich angezogen und ein Tuch über den Kopf gebunden hatte. Wir zündeten die Wachsfackeln und die Laterne an und stiegen ohne weitere Schwierigkeit hinab. Bald kamen wir jedoch auf feinen Sand, den ich besser als Staub bezeichne; er wirbelte empor und benahm mir fast den Athem. Nach dreißig Schritten gewahrten wir keinen Schimmer mehr vom Tageslichte; mein Dragoman wurde ängstlich, wollte nicht weiter gehen und beschwor mich, mit ihm umzukehren. Er war im Uebrigen ein kecker, resoluter Bursch, aus Syrien, von europäischer Abstammung, rühmte sich, in Abessinien Löwen und Elephanten erlegt zu haben, aber mit Mumien in der Unterwelt mochte er sich nichts zu schaffen machen. Er meinte, dort wimmle es von Geistern. Er kehrte wirklich um; wir aber gingen vorwärts oder wir krochen vielmehr.

Es war eine entsetzliche Arbeit. Der Staub überdeckte mich, mir stieg das Blut zu Kopf und meine Nerven waren ungemein gereizt. Wir mußten uns durch lange, schmale Gänge hindurchwinden, und das bleiche Fackellicht machte, wenn ich so sagen darf, die Dunkelheit greifbar. Mir wurde körperlich und moralisch unwohl und ich empfand eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Licht, Luft und Sonne. Aber umkehren mochte ich doch nicht.

Aus dem Sande gelangten wir auf unebenen Boden und mächtige Steine lagen quer im Wege. Die Wände drängten sich hier nahe zusammen, dort wurden sie breiter. Der Pfad war bald erhöht, bald vertieft oder wellenförmig, und spitze Steine ragten wie Stalaktiten aus den Wänden oder von der Decke herab. Manchmal kam ein hoher, breiter Raum, in welchem man aufrecht gehen konnte, und ich verglich solche Stellen mit den Oasen der Wüste. Endlich traten wir in einen großen, ringförmigen Raum, dessen Boden von einer wirr durcheinander liegenden Masse von Steinen gebildet wird, über welche wir hinwegkletterten.

Dort sah man noch vor wenigen Jahren einen todten Mann, der ein entsetzliches Schauspiel darbot. Er saß auf einem Stein, an die Wand gelehnt, und hatte noch die ganze Haut; die Arme waren ausgestreckt wie bei einem Menschen, der aus dem Schlaf erwacht und gähnt; der Kopf war etwas nach hinten übergebeugt, der Leib steif, das Auge unheimlich groß, der Mund verzerrt und geöffnet, als habe er eben schreien wollen; das Haar hing nach vorne über den Schädel hinab, und das Ganze machte einen fürchterlichen Eindruck, da auch die Nägel in's Fleisch sich eingeklammert hatten; wenn man auf den Leib schlug, ertönte dieser wie ein hohler Kessel. Ohne Zweifel hatte dieser Mann in der Höhle sich verirrt, sein Licht war verlöscht, er mochte viel und lange geschrieen haben, aber am Ende ist er vor Hunger, Durst und Verzweiflung gestorben. Die heißfeuchte Luft mit den bituminösen Ausdünstungen hatte ihn so durchdrungen, daß seine Haut schwarz und wie gegerbt aussah und zur Mumie wurde. Acht Jahre lang wagte Niemand dieses Memento mori zu entfernen, dann aber wurde diese moderne Mumie vernichtet.

Aus dem ringförmigen Raume geht man nach links; Gewölbe und Wände sind geschwärzt und durch die bituminösen Dünste mit einem dicken, klebrigen Ueberzuge belegt, den man mit dem Finger leicht hinwegwischt, dann erscheint der glänzende Quarz des Gesteins. Der Weg ist aber nun minder beschwerlich und man kommt

In der Krokodilenhöhle von Samun in Aegypten.

rascher vorwärts. Aber nun beginnt eine neue Plage; denn Schwärme von Fledermäusen, die am Gewölbe hängen, werden durch das Fackellicht aufgescheucht, flattern umher und fliegen uns an den Kopf oder in's Gesicht und dabei verbreiten sie einen scharfen, ganz unerträglichen Geruch. Aber wir sind einmal in der Grotte und müssen weiter. Wir finden ganze Lagen und Schichten zerrissener Zeugbinden, hören auch den Widerhall unserer Tritte nicht mehr, sondern es ist als ob wir auf Torf gingen. Aber bei jedem Schritte treten wir auf Trümmer, die im Wege liegen, und wühlen einen schwarzen, beißenden, ekelerregenden Staub auf, der einen bittern Geschmack hat wie Ruß und Aloe.

Zunächst fiel mir unter den Mumien die ungeheure Masse von Krokodilen auf, die ich in allen Größen fand; selbst ganz kleine fehlen nicht, denn manche sind kaum einen Fuß lang, aber, gleich den großen, einbalsamirt und mit Palmenfasern und Binden umwickelt. Ich hob mit Mühe ein größeres Krokodil auf, in dessen Leib ich dann etwas klappern hörte, wahrscheinlich einige mit Hieroglyphen bedeckte Skarabäen, dergleichen man mit den Mumien begrub. Ich hätte sie gern herausgenommen, aber mein Dolch glitt an der hornharten Haut ab.

Meine Meinung, daß hier nur Krokodile beigesetzt worden seien, verschwand, als ich gleich nachher unzählige Mumien aller Art sah: ganze unversehrte Menschenleiber, Leichen ohne Kopf und verstümmelte Glieder; Mumien von Vögeln, Vierfüßern, Kriechthieren, ja sogar von Eiern, und das Alles neben und übereinander zwischen Lagen von Palmblättern und zum Theil sehr gut erhalten. Die Menschenmumien sind sorgfältig mit Binden umwickelt und gewöhnlich zwischen zwei Sykomorenbrettern eingepreßt, weil dieses Holz so unvergänglich ist wie jenes der Ceder. Diese Art von Mumien kann man leicht öffnen, man findet aber nichts in ihnen. Ich überzeugte mich, daß die Einbalsamirungsart bei den Aegyptern nicht in allen Fällen die Würmer abgehalten hat. Ich sah Krokodilskehlen, die wie ein Stück alten Holzes durchbohrt sind, auch fand ich mumificirte Raupen und selbst Würmer.

Es macht einen seltsam unheimlichen Eindruck, wenn man lebendige Menschen bei Fackelschein auf und unter so vielen Todten sieht. Ich selber glaubte mich verloren, als ich bemerkte, in wie unvorsichtiger Weise der Führer den vielen brennbaren Stoffen nahe kam, insbesondere den Zeugbinden und den Palmenblättern, die mit Bitumen getränkt sind. Hat doch die Grotte schon einmal gebrannt, nachdem ein Engländer durch Unbedachtsamkeit sie in Brand gesteckt! So sagte man mir; aber das Nachstehende hat mehr Wahrscheinlichkeit. Vier Araber waren in die Höhle gegangen, um Fledermausdünger zu holen, der für sehr kräftig und fruchtbar gilt. Sie hatten Lampen mit offenen Dochten; die feuerfangenden Stoffe begannen zu brennen und die Araber sah man nie wieder. So ist ein großer Theil der Höhle ausgebrannt worden und lange Zeit hat sich Niemand hineingewagt. Man sieht aber nicht genau, wo das Feuer gebrannt und wo es aufgehört hat, denn die schwarze Farbe der Wände und Decken erklärt sich leicht durch die bituminösen Ausdünstungen der mumificirten Körper. Und wie und wodurch erlosch das Feuer, welchem es doch wahrlich an Stoff nicht fehlte? Daß der Brand in der That stattgefunden, unterliegt keinem Zweifel, denn noch jetzt leben manche Leute, die den aus dem Höhleneingang und vielen Erdspalten hervordringenden Qualm gesehen haben.

Einst waren vier Moghrebiner, also Männer aus den westlich von Aegypten liegenden Regionen, in die Katakomben hineingedrungen, um dort Schätze zu heben. Das war allerdings keine leichte Arbeit, weil nach den Vorstellungen der Araber die verborgenen Schätze von Geistern gehütet werden. Jene Moghrebiner glaubten indessen vermittelst ihrer vermeintlichen Zauberkünste mit denselben schon fertig werden zu können, und ohnehin waren ja die Mumien, an denen sie Kostbarkeiten zu finden hofften, nur Leichen von „Ungläubigen". Die verwegenen Schatzgräber wagten sich in den Katakomben weiter vor, als irgend Jemand vor ihnen, und kamen durch einen schmalen Gang in einen großen runden Raum. Dort erhob sich urplötzlich ein nacktes Weib vor ihnen, eine Dschinn, ein Genius, welchem die Bewachung der unterirdischen Schätze anvertraut war.

„Gebt mir eine Bekleidung!" sprach sie zu den in hohem Grad überraschten Moghrebinern. Der eine sprach: „Wir wollen ihr ein Hemd geben." Inzwischen hatte sich aber die Dschinn gebückt und eine Handvoll von dem feinen ätzenden Staub aufgenommen, welchen sie den Schatzgräbern in die Augen warf. Drei derselben verloren sofort alle Sehkraft, fingen an zu taumeln und umher zu tasten, stießen gegen die Wände, fielen zu Boden, rafften sich wieder auf, konnten aber keinen Ausgang finden. Wie lange sie gelitten haben, weiß Niemand. Der Vierte kam aber aus der Höhle heraus, denn er hatte Amulette und ein Buch mit Zauberformeln bei sich. So erzählen die Araber.

Man geht in diesen Katakomben auf einem mit Leichen gleichsam gepflasterten Wege, der gar kein Ende nehmen will. Er ist düster, tief, wie ein gähnender Abgrund. Der Himmel mag wissen, wohin man käme, wenn man weiter und immer weiter gehen wollte. Aber man fühlt sich ermüdet, beklommen, empfindet peinlich den Mangel an Tageslicht, sehnt sich nach frischer Luft und nach Sonne. Auch ist die Hitze fast erdrückend; der Staub dringt einem in Ohren und Augen, Nase, Mund und in alle Poren, und der Schweiß rinnt in dicken Tropfen vom Leibe hinunter.

Ich trat den Rückweg an. Trotz aller Stöße an Kopf, Knie und Elbogen und ungeachtet der Fledermäuse kam er mir nicht so beschwerlich vor wie der Hinweg, und es war, wie wenn mir eine Centnerlast von der Brust abgewälzt würde, als ich die erste Spur von dem Tageslichte sah, welches durch die Oeffnung der Höhle schimmerte. Gleich nachher schlürfte ich mit vollen Zügen die freie, frische Luft ein.

Wir alle sahen aus wie Essenkehrer oder Neger und ritten nach dem Nil zurück. Manchmal vernahmen wir unter dem Tritte der Esel einen dumpfen Ton; dann befanden wir uns über Gewölben, denn jene Berge sind weit und breit unterhöhlt. Wo der eigentliche Eingang zu den Katakomben liegt, wissen wir heute nicht mehr. Jenes kleine Loch, durch welches wir hineingelangten, kann er nicht gewesen sein.

Aber woher kam die ganz ungeheure Menge von Leichen? Wahrscheinlich aus der alten Stadt, auf deren Ruinen jetzt Monfalut steht, und aus dem alten Hermopolis. Hat man die Angehörigen verschiedener Kasten hier ohne Unterschied neben einander begraben? Das war schwerlich der Fall. Die Könige, Priester und Edelleute wollten Großartigkeit und Pomp auch nach dem Tode und hatten Prachtgräber; in der Grotte von Samun wurden wohl nur Leute aus dem Volke begraben. Aber darüber kann man doch in Zweifel sein, denn an Händen und Füßen mehrer Mumien fand ich Spuren von Vergoldung.

Diese Krokodilhöhle von Samun wird nur selten von Reisenden besucht; die meisten wissen nichts davon, andere finden die Wanderung unter der Erde zu beschwerlich und fürchten sich vor dem allerdings niederschlagenden, beklemmenden Eindrucke. Die Araber sind nie weiter hineingegangen als bis zu der Stelle, wo wir umkehrten. Im Jahre 1860 waren vor mir nur drei Reisende in der Grotte gewesen.

Wie wohl thaten mir nun der heitere Himmel, die Sonne, so heiß sie auch auf uns herniederbrannte, und der Anblick der libyschen Bergzüge! Eben noch hatte ich starre Mumien berührt, und jetzt sah ich Züge von weiß und rosenroth gefärbten Flamingos über die Erde dahin ziehen. Ein unbeschreibliches Behagen aber empfand ich, als ich im Nilstrom ein Bad nahm und den Ruß und Staub der Mumienhöhle von meinen Gliedern abspülen konnte. Da war es mir, als sei ich wie neugeboren.

Die Zigeuner in Aegypten.*)

Außer den Juden giebt es nur noch eine Völkerschaft, welche, ohne daß die Sage, wie bei diesen, auf ein göttliches Strafgericht hinwiese, zerstreut durch die Länder wandert, nirgends zu Hause und dennoch überall heimisch, aber stets ihre eigenthümlichen Merkmale in Gesichtsbildung, Sprache und Sitten bewahrend. Es ist dies das verrufene Völklein der Zigeuner, das in aller Herren Ländern durch Wahrsagen, Kesselflicken, Musiciren, gelegentlich auch durch gewandte Auffassung des Begriffs von Eigenthum, und Verwechselung von Mein und Dein leichten sorglosen Unterhalt sich zu erwerben weiß.

Während gegenwärtig von europäischen Ländern nur noch Ungarn und Spanien die Zigeuner in ihrer vollen Eigenthümlichkeit aufweisen, da im übrigen Europa die alles mit gleichem Firniß überziehende Civilisation denselben bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Curiosa gelten werden, hat der klassische Boden des Orients, auf dem ebenso wie manche Trümmerreste alter Prachtbauten auch nicht wenig alte Völkerruinen unter dem dichten, wild fortwuchernden Gestrüpp türkischer Barbarei den Sturm und das Ungemach von Jahrtausenden überdauerten, die Zigeuner in ächter Ursprünglichkeit erhalten.

Der Türke und Perser bezeichnet dies Völkerrestchen mit dem uralten Namen Tschinganeh, den er auch als Schmähung und Ausdruck der größten Verachtung gebraucht. Auffallend erscheint, daß in den arabischen Ländern diese Bezeichnung vollkommen unbekannt ist. In Syrien giebt es Zigeuner in beträchtlicher Anzahl, aber sie führen hier den ächt arabisch klingenden Namen Nuwâr und werden auch als ein besonderer Araberstamm der Beni-Nuwâr aufgeführt. In Aegypten wird ihnen der Name Ghagar gegeben. Der Name Nuwâr wird zwar auch in Aegypten verstanden, aber man bezeichnet damit, besonders in Oberägypten, wo man Nauêr ausspricht, die als Goldschmiede herumziehenden Zigeuner.

Die Ghagar bilden in Aegypten einen zahlreichen Volksstamm, der nach bekannter Zigeunerart seinen Unterhalt gewinnt, indem die Männer als Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer oder auch als Schlangenfänger (wie die Psyllen Herodot's) sich im Lande herumtreiben, während die Weiber als Tänzerinnen, Buhlerinnen und Wahrsagerinnen sich Geld verdienen. Uebrigens erhellt aus vielen übereinstimmenden Nachrichten, die ich einzog, daß außer dem Handel mit Eseln, Pferden und Kameelen, den sie mit Vorliebe betreiben, fast der ganze Kleinhandel Aegyptens, welches sie nach allen Richtungen als Kleinverkäufer, Hausirer (Bad'd'âa'h) durchziehen, vollkommen in den Händen der Ghagar ist. Sie machen ihre Einkäufe in Kairo, wo sie den einheimischen Kaufleuten wohlbekannt sind, besuchen die großen Messen von Tanta, deren zwei jährlich abgehalten werden, dann die erst seit etwa zehn Jahren in Aufschwung gekommene Messe, welche drei Stunden von Beni-Suef zum Geburtsfeste des heiligen Schilf'âni (Mauled-esch-Schilf'âni) alljährlich im Monat Mai abgehalten wird. Auf diesen Messen vermitteln sie einen sehr bedeutenden Waarenumsatz und machen so schöne Gewinnste, daß reiche Ghagar gar nicht zu den Seltenheiten gehören.

Während so ein Theil Handel treibt, lebt ein anderer in Kairo als Schlangenfänger (H'âwi) und als schlangenfressende Derwische (Rifâijjeh), und mancher Reisende hat in Kairo die ekelhaften Leistungen der Letzteren gesehen, ohne zu ahnen, daß hinter der mohammedanischen Derwischmaske der Zigeuner versteckt ist. Diese letztere Klasse kommt oft mit den europäischen Reisenden in Berührung, und leistet den Naturforschern willkommene Dienste, indem sie alle Arten von Wüstenthieren, Schlangen mit und ohne Giftzähne, Eidechsen, Uromastix, Wüstenratten, Schakale, Wölfe, Stinkthiere u. s. w. stets bereit haben und lebendig oder todt in kürzester Frist liefern. Die Behendigkeit, mit der diese Leute Schlangen aufzufinden und zu fangen wissen, ist wirklich überraschend. Mit einem Palmenstab bewaffnet, womit er an die Mauern und Decken klopft, und mit einer Rohrflöte, durch deren Ton er die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln herauszulocken vorgiebt, bleibt selten eine von einem H'âwi vorgenomme Hausdurchsuchung fruchtlos, was allerdings aus dem Grund erklärlich ist, daß in vielen der alten Häuser Kairos sich Schlangen aufhalten, die aber fast immer dem harmlosen Geschlechte der Nattern angehören. Dennoch flößen sie den Bewohnern großen Schrecken ein, und Niemand würde es wagen, ein Gemach zu betreten, wenn der H'âwi erklärt hat, daß eine Schlange darin sei.

Der Name Ghagar ist ein ganz allgemeiner, womit alle Zigeuner bezeichnet werden; nach ihrer eigenen Angabe zerfallen sie in verschiedene Stämme. Alle geben sich aber für ächte Araber aus und thun sich auf ihre rein arabische Abstammung viel zu gute. Sie geben an, aus dem Westen, also aus Westafrika, eingewandert zu sein; über den Zeitpunkt, wann dieses Ereigniß stattfand, wissen sie nichts Bestimmtes zu melden. Für die Richtigkeit dieser Angabe spricht übrigens auch der Umstand, daß sie sich ohne Ausnahme zur Religionssekte der Malikiten bekennen, welche bekanntlich in ganz Nordwestafrika die herrschende unter den vier orthodoxen Sekten des Islam ist. Alle führen ein unstätes Wanderleben und versehen sich hierzu mit eigenen Wanderbewilligungen, die von dem Scheich der Gilde, dem Rifâi-Derwisch oder der Polizei ausgestellt werden.

Am zahlreichsten ist allenthalben in Aegypten der Stamm, welcher mit dem Namen Ghawâzi bezeichnet wird. Er hat fast in allen größeren Städten und Dörfern seine in allen Künsten der Verführung wohlbewanderten Vertreterinnen, welchen die Schönheit eine sehr gefährliche Waffe verleiht. Sie bezeichnen sich selbst mit dem Namen Berâmikeh, d. i. Bermekiden, und scheinen somit ihren Ursprung auf das in der Geschichte des Orients hochberühmte Geschlecht der Bermekiden zurückzuführen, das, nachdem es die höchsten Würden des Chalifats bekleidet hatte, von dem Chalifen Harun-el Raschid gestürzt und vernichtet ward. Zugleich aber sind sie auf ihre Beduinenabstammung sehr stolz. Sie führen in der That auch ein wahres Beduinenleben, halten sich fast immer unter Zelten auf und ziehen von einem Jahrmarkte zum andern. Alle Ghaziemädchen wählen ohne Ausnahme das leichte Handwerk der Tänzerinnen und die älteren treiben Wahrsagerei. Sie verheirathen sich selten, bevor sie sich ein kleines Vermögen erworben haben, und wählen oft zu Gatten ihre Sklaven. Der Mann einer Ghazieh ist überhaupt selten mehr als ihr Diener, der die Flöte bläs't oder die Handtrommel schlägt, wenn sie tanzt, oder auch ihr neue Bekanntschaften zubringt. Beispiele, daß eine Ghazieh einen Dorfscheich heirathet, sollen nicht selten vorkommen, und, was merkwürdiger erscheint, ihre eheliche Treue soll dann ebenso gewissenhaft sein, als ihr früherer Lebenswandel leichtfertig war.

Die Ghawâzi sprechen den allgemeinen Zigeunerdialekt, dessen sich auch die anderen Stämme bedienen. Die Zigeuner Oberägyptens nennen sich selbst Saâideh, d. i. Leute aus Saïd, d. i. Oberägypten. Sie ziehen im Lande herum und betreiben Wahrsagerei, Kleinhandel oder den Verkauf von Eseln und Pferden. Ihre Züge sind ächt asiatisch, die Hautfarbe ist dunkelbraun, das Auge stechend

*) Nach Alfred von Kremer: Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Leipzig 1863, Brockhaus. Zwei Theile. 1, S. 138 ff. Das Buch ist eine recht tüchtige Arbeit und enthält eine Menge werthvoller Angaben über Aegypten, theils aus eigener Anschauung des Verfassers, der, wenn wir nicht irren, österreichischer Generalkonsul in Kairo ist. Auch hat er mit Fleiß die über Aegypten reichlich fließenden Quellen benutzt. Wer sich über die gegenwärtigen Zustände Aegyptens näher unterrichten oder das Land der Pharaonen besuchen will, darf Kremer's Buch nicht unberücksichtigt lassen. A.

schwarz, das Haar schlicht und ebenfalls schwarz. Die Weiber tättowiren sich oft blau an den Lippen, Händen und auf der Brust; in den Ohren tragen sie große messingene Ohrgehänge, um den Hals Schnüre von blauen und rothen Glasperlen. Sie wahrsagen mittelst Muscheln, die sie in einem ledernen Schnappsacke tragen, der über die Schulter geworfen wird; je nach den Gruppirungen der Muscheln, die mit der Hand geworfen werden, wollen sie die Zukunft erkennen. Im Sommer, um die Zeit, wenn der Nil zu steigen beginnt, sieht man sie häufig in den Straßen von Kairo, wo sie leicht an ihrem ledernen, über die Schulter gehängten Schnappsack so wie an dem eigenthümlichen Rufe zu erkennen sind, den sie erschallen lassen: „Nibeji-jin-ez-zein", d. i. wir finden Verlorenes auf. In Kairo lebt eine zahlreiche Gesellschaft solcher Wahrsagerinnen, welche auf die Leichtgläubigkeit der Kairiner spekulirt; sie wohnen alle zusammen in einem Gebäude, das Hösch Bardak heißt und knapp unter der Citadelle gegenüber der Moschee des Sultans Hassan liegt. Mit ihnen konkurriren die maghrebinischen Zauberer und die Wahrsager, deren besonders das innere Afrika, namentlich Darfur, die größte Anzahl liefert. Man kann sie an den Straßen sitzen und aus Knoten oder Sand wahrsagen sehen. Die Wahrsagerei aus dem Sande, Ilm-er-raml genannt, ist alt im Orient und dürfte dem Leser schon aus „Tausend und eine Nacht" bekannt sein, wo sie eine große Rolle spielt.

Weitere Stammnamen sind H'aleb oder auch Schah'-âini und Tat'ar.*) Die Weiber sind fast alle Wahrsagerinnen, die Männer, welche dem letztgenannten Stamme angehören, größtentheils Huffschmiede oder Kesselflicker und werden auch mit dem Namen A'wwâdât oder Mua'mer-ratijjeh bezeichnet. Auch unter den Ghagar giebt es viele Schmiede, welche die Messingringe machen, die sowohl an den Fingern und Armgelenken, als auch an den Ohren, der Nase und dem Halse getragen werden.

Die zahlreiche Klasse von Leuten, welche mit abgerichteten Affen herumziehen und sie für Geld sich produciren lassen, deren man viele in Kairo sehen kann, wo sie besonders auf der Esbekijjeh nie fehlen, gehören fast alle dem Zigeunerstamm an, und man bezeichnet sie hier mit dem Namen Kurndâti (von Kird, der Affe). Von demselben Volke sind auch die Athleten und Gymnastiker, die unter dem Namen Bahlawân bekannt sind und in größeren Städten bei Jahrmärkten und festlichen Gelegenheiten sich einfinden. Besonders zum Fest'Id-ed-d'ah'ijjeh kommen sie in großer Anzahl nach Kairo.

Alle diese verschiedenen Unterabtheilungen, in welche die ägyptischen Zigeuner zerfallen, sprechen dieselbe Diebssprache, die sie Sîm nennen. Ueber die Bedeutung und den Ursprung dieses Wortes ist nichts Gewisses zu erfahren; nach den Angaben der Eingeborenen soll das Wort Sim etwas Verborgenes oder Geheimnißvolles bedeuten. Mit dem Ausdrucke Sim bezeichnet man eine Art von unächtem, blos äußerlich vergoldetem Golddraht, der aus Oesterreich importirt wird. Die einzigen Bahlawan sollen eine andere Sprache haben.

*) In Niedersachsen bezeichnet der Volksmund die Zigeuner, welche sich dann und wann auf Wanderzügen dort blicken lassen, als Tatern. Auch hat man für einen Menschen mit bräunlicher Hautfarbe den Ausdruck: „Er sieht gelb aus wie eine Tatere." A.

Australische Charakterthiere.

Das Schnabelthier. — Der Ameisenfresser. — Fliegendes Opossum. — Fliegender Fuchs. — Dugong. —

Es ist noch nicht lange her, daß man das australische Festland als einen Erdtheil ansah, der nur aus dem Schutt und Gerölle der übrigen Kontinente zusammengesetzt sei, dessen kahle, unschöne Bäume man nicht einmal zu Nutzholz verwenden könne und dessen Eingeborene eine Art Zwischenstufe zwischen Affen und Menschen einnähmen. Die meisten dieser Vorurtheile sind jetzt gewichen; die Fruchtbarkeit des Bodens ist in vielen Gegenden eine hohe; Kupfer, Gold und Steinkohlen sind in Menge vorhanden und die Thier- und Pflanzenwelt dieses fünften Erdtheils entwickeln eine Fülle eigenthümlicher und höchst interessanter Bildungen, welche denen anderer Tropenländer schwerlich nachstehen. Sie sind uns durch den englischen Naturforscher Bennet in einem hübsch ausgestatteten Werke*) sehr anschaulich, aber zuweilen mit ermüdender Breite und Weitschweifigkeit, geschildert worden. Bei den nachstehenden Skizzen ist Bennet unser Führer.

Die australischen Säugethiere weichen bekanntlich in vieler Beziehung von denen der übrigen Erdtheile ab. Große, mächtige Formen, wie jene unserer Dickhäuter, fehlen gänzlich; von besonderer Wichtigkeit sind dagegen die Beutelthiere, welche neben den zahnlosen Thieren so recht eigentlich den Charakter der Säugethierfauna bestimmen. Die eigenthümlichen zahnlosen Thiere, z. B. das Schnabelthier und der Ameisenfresser, fesseln unsere Aufmerksamkeit auch dadurch, daß sie ein dem Untergange geweihtes Geschlecht sind. Nach Bennet scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, in der diese Thiere, wie unter den Vögeln der Dudu, Moa und Notornis oder das Borkenthier, von der Erde gänzlich verschwunden sind.

*) Gatherings of a Naturalist in Australasia, by George Bennett. London 1860.

Die europäischen Naturforscher hatten anfangs große Mühe, um für das Schnabelthier eine Stellung im zoologischen System aufzufinden. Man betrachtete diesen Ornithorhynchus paradoxus als eine Art von Zwischenstufe zwischen Reptilien, Vögeln und Säugethieren. Die ersten Bälge dieses sonderbaren Wesens, welche man nach England schickte, wurden als eine Art von Fälschung angesehen, etwa so wie des nordamerikanischen Humbuggers Barnum berühmte Seejungfrau. Man glaubte ein altes Maulwurfsfell vor sich zu haben, an das vorn ein Entenschnabel angesetzt war. Als aber das Thier für ächt anerkannt war, beschrieb 1799 Shaw dasselbe zuerst unter dem Namen Platypus anatinus; dieser Name ward jedoch durch den volltönenderen Ornithorhynchus paradoxus verdrängt. Die Kolonisten von Neu-Süd-Wales nennen das Schnabelthier Wassermaulwurf; bei den eingeborenen Schwarzen führt es verschiedene Namen.

Bennett möge erzählen, wie er zum ersten Male das Schnabelthier antraf. „An einem schönen Sommerabende begab ich mich mit einigen Gefährten nach einem Fluß, in welchem der Ornithorhynchus noch häufig vorkam. Auf der andern Seite des Wassers erhob sich eine romantische Hügelkette, die mit herrlichen Bäumen bestanden war. Die Zweige der üppig mit goldenen Blütensträußen geschmückten Akazien hingen über das Flußbett hinab; in den luftigen und majestätischen Eukalypten oder Gumbäumen ertönte das gurgelnde Lachen des australischen Eisvogels; düstere Sumpfeichen und fichtenähnliche Casuarinen bildeten den Hintergrund der Landschaft.

Ein üppiger Rohrwuchs von gemeinem europäischen Schilfrohr (Arundo phragmites) bedeckte das jenseitige Ufer, an welchem hier und da die anmuthig im Abendwinde sich schaukelnden, zwölf bis vierzehn Fuß hohen Wedel eines Farrens (Cibotium Billardieri)

das Auge erfreuten. Zwischen diesen blickten wieder die weißen Blütenbüschel und rothen Fruchttrauben des einheimischen Brombeerstrauches (Rubus rosaefolius) durch, während auf dem Flußarme selbst die einförmigen Blätter des Damasonium ovalifolium schwammen, neben denen sich die weißen, wasserlilienartigen Blumen erhoben. Am meisten wurde aber meine Aufmerksamkeit durch die gleichsam mit Willenskraft belebte Vallisneria gefesselt, die in ungeheurer Menge am Boden des Flusses wuchs, von wo sie ihre breiten, halbdurchsichtigen Blätter an die Oberfläche sandte, während die auf spiralförmigen Stengeln schwankenden weiblichen Blüten im Wasser floßten und die losgelös'ten männlichen Blüten frei zu ihnen hinschwammen.

An solchen Stellen ist der Lieblingsaufenthalt des Schnabelthieres. Zwischen den zahlreichen Wasserpflanzen findet es seine Insektennahrung und in den von mächtigen Bäumen beschatteten, aufsteigenden Flußufern kann es am besten seine Höhlungen graben.

Die Sonne ging gerade unter, als mich meine Gefährten auf die schwachen, kreisförmigen Wellen in unserer Nähe aufmerksam machten, die ein heranschwimmendes Schnabelthier verursachte. Der dunkle Körper des scheuen Thieres hob sich von dem Wasserspiegel deutlich ab, der Kopf war etwas über das Wasser erhoben. Beim Anblicke des Thieres, das ich bisher nur ausgestopft und aus Beschreibungen kannte und nun zuerst lebend sah, ward ich freudig erregt, doch mußte ich mich still verhalten, da beim leisestem Geräusche die Thiere untertauchen und nicht wieder erscheinen. Länger als eine oder zwei Minuten bleiben die Schnabelthiere nicht an der Oberfläche des Wassers, tauchen dann unter und erscheinen bald in einer kleinen Entfernung von dem frühern Platze wieder oben. In diesem Augenblicke muß sich der Jäger schußfertig machen, um das Thier, so wie es wieder erscheint, zu erlegen. Denn schon durch das Aufheben der Flinte würde es unfehlbar unter das Wasser verscheucht werden. Nur Schüsse aus der Nähe und auf den Kopf abgefeuert sind von Wirksamkeit; die losen und weichen Theile des Körpers erscheinen wegen ihrer Widerstandslosigkeit für Schrot kaum durchdringbar."

Der Körper des Schnabelthiers sieht zusammengedrückt aus; er hat etwas vom Bieber, vom Maulwurf und dem Fischotter zugleich. Das Fell ist oben grob, dicht und dunkelschwarzbraun mit einem leichten silbergrauen Anflug. Auf der hellern, rostfarbigen Unterseite, an der Brust und Kehle, ist der Pelz dagegen seidenartig weich. Bei jungen Thieren ist der Schwanz unten mit silberweißen Haaren besetzt, welche später ausfallen, so daß der Schwanz der älteren Thiere unten kahl erscheint. Am innern Augenwinkel befindet sich ein blaßgelber Fleck. Ein Unterschied in der Färbung, bezüglich der Geschlechter, kann nicht wahrgenommen werden. Dagegen hat das Männchen an den Hinterfüßen einen beweglichen Sporn, ähnlich wie der Haushahn; dem Weibchen fehlt derselbe. Dieser Stachel ist keineswegs giftig; wenn man das Schnabelthier in der Hand hält, sucht es sich zu entwinden, doch verletzt es nicht mit dem Sporn, vor welchem übrigens die eingeborenen Schwarzen einen großen Respekt haben. Die Schenkel sind kurz, die Füße fünfzehig und mit einer Schwimmhaut versehen; an den Vorderfüßen geht dieselbe noch über die Klauen hinaus, während sie bei den Hinterfüßen kürzer ist. Vorder- wie Hinterfüße sind wegen der kräftigen Klauen gut zum Graben geeignet. Der Kopf ist flach, vom Maul aus erstrecken sich zwei flache Lippen oder Kiefern, die dem Schnabel einer Ente gleichen. Beide Kiefern sind mit vier hornartigen Zähnen versehen, deren vorderer lang und schmal, deren hinterer mühlsteinartig ist. Die obere „Schnabelhälfte" ist von schmutzig grauschwarzer Farbe, die untere Hälfte fleischfarben. Eine schmutzig grauschwarze, faltige Masse, von derselben Substanz wie der Schnabel, erstreckt sich von der Basis desselben nach den Augen, denen sie vielleicht beim Graben in der Erde als eine Art Schutz dient. Die hoch oben im Kopfe stehenden Augen sind klein, doch sehr glänzend und von brauner Farbe. Der Geruch des Thieres ist fischartig. Von den Eingeborenen wird es gegessen, was aber gerade nicht als Empfehlung dienen kann, da diese auch Schlangen, Ratten, Kröten und Frösche verzehren. Die Länge schwankt zwischen 1′ 6″ und 1′ 8″; gewöhnlich sind die Männchen etwas größer. Die Thiere besitzen das Vermögen, sich zusammenzukugeln.

Man sieht die Schnabelthiere das ganze Jahr hindurch in den australischen Flüssen, doch zumeist im Frühjahr und Sommer, besonders in der Morgen- und Abenddämmerung. Im Schwimmen besitzen sie große Gewandtheit und rudern kräftig gegen den Strom an, während sie stromabwärts sich treiben lassen. In ihrem Magen fand Bennet Insektenreste von Naucerdien und kleine Schalthiere, stets mit etwas Kies und Schlamm gemischt. Die Eingeborenen behaupten, das Thier lebe von Wasserpflanzen, was aber nie beobachtet wurde. Die Jungen werden zuerst mit Milch, dann mit Insekten und Schlamm gefüttert.

Ueber die Fortpflanzung dieses sonderbaren Thieres war man längere Zeit im Unklaren; ja man glaubte sogar, daß dasselbe Eier wie ein Vogel lege. In diesem Wahne wurde man noch dadurch bestärkt, daß lange Zeit hindurch die Saugwarzen des Weibchens nicht zu finden waren. Die Schnabelthiere graben sich in den Uferrand zwanzig bis fünfzig Fuß lange gewundene Gänge, die in eine eiförmige Höhle endigen, auf deren Boden sich trockene Wasserpflanzen befinden und in denen die Jungen geworfen werden. Diese Höhlen haben zwei Eingänge, einen oberirdischen, der die Luft in den Gang leitet, und einen unter dem Wasser, von wo aus das Thier in den Fluß gelangt.

Um die Höhlen zu erforschen, wandte sich Bennett an einen eingeborenen Schwarzen, Namens Daraga, der eine besondere Geschicklichkeit in der Auffindung derselben besaß. „Wir hatten bald eine Höhle ausgespürt, die sich durch frische dahin führende Fußtapfen des Thieres als bewohnt erwies. Ich ließ zur Aufgrabung Spaten herbeibringen, als aber Daraga von Graben hörte, erklärte er die Höhle für unbewohnt, da er einen großen Abscheu vor dem Arbeiten hatte. Ich mußte also andere Arbeiter graben lassen, und Daraga nahm erst späterhin auch Theil; mit einem spitzen Stocke fand er die Richtung des Ganges auf und leistete nun fast noch mehr als die weißen Arbeiter mit ihren Schaufeln. Noch ehe wir zum Kessel der Höhle gelangten, schaute das gestörte Schnabelthier neugierig heraus; es wurde trotz seines heftigen Sträubens ergriffen und lebendig gefangen. Dieses ausgewachsene Weibchen setzten wir in einen Kasten mit Gras, in dem es sich ganz wohl befand; nur wenn es im Schlafe gestört ward, stieß es einige leise Töne aus. Im November erklärte Daraga, daß in dieser Zeit „von dem alten Weib viel Junge herabfielen." Wir untersuchten deshalb neue Höhlen, in deren einer wir drei etwa zwei Zoll lange junge, vor Kurzem geworfene Thiere, doch nicht die leiseste Spur von Eierschalen fanden. Größere Junge erhielten sich einige Wochen lebend in der Gefangenschaft, zeigten sich recht niedlich und spielten zusammen, starben aber trotz aller Vorsicht und Mühe, so daß es nicht gelang, sie lebend nach Europa zu bringen."

In den sandigen und felsigen Theilen des südlichen Australien, besonders in Löchern und kleinen Höhlen, findet man den stachelschweinartigen Ameisenfresser, Echidna hystrix; im Norden kommt er nur selten vor. Die Kolonisten nennen ihn nach ihrer europäischen Erinnerung gewöhnlich nur Igel oder Stachelschwein, bei den Eingeborenen heißt er Nickobejan oder Janno-cumbinn. Die ganze Oberfläche des Thieres ist mit Stacheln von schmutzig-weißer Farbe bedeckt. Die Augen sind klein und von brauner Farbe, die Schnauze ist lang und röhrenförmig, die am Ende derselben stehenden Nasenlöcher sind sehr klein. Die lange und dünne Zunge des Thieres vermittelt ihm die Nahrung, welche zumeist aus Ameisen besteht. Die ausgestreckte Zunge ist mit einem klebrigen Saft überzogen, der in zwei großen Submaxillardrüsen abgesondert wird. Durch diesen Saft kleben die Ameisen an und werden dann eingeschlürft. Alle Ameisenfresser, welche Bennett öffnete, enthielten in ihrem Magen, neben zerquetschten Ameisen-

theilen, noch beträchtliche Mengen Schlamm und Sand, der, gerade wie beim Schnabelthier, bei der Ernährung und Verdauung dieser zahnlosen Thiere eine wichtige Rolle zu spielen scheint. Auch der männliche Ameisenfresser hat, gerade so wie das männliche Schnabelthier, einen scharfen, hohlen und beweglichen Sporn an den Hinterfüßen, welcher mit einer Absonderungsdrüse in Verbindung steht, deren Zweck Bennett nicht ermitteln konnte. Die nach hinten gekrümmten, zum Wühlen dienenden Klauen sind lang und scharf.

Die Ameisenfresser, gleich den Ornithorhynchus, nächtliche und Dämmerungsthiere, schlafen gewöhnlich am Tage und graben Nachts ihre Löcher, wobei ihre Bewegungen lebhaft und gewandt sind; beim Angreifen rollen sie sich wie ein Igel zusammen und richten die scharfen Stacheln nach außen, damit man ihnen nichts anhaben könne. Eine Stimme scheinen sie nicht zu haben.

Die Eingeborenen essen diese Thiere, nachdem sie dieselben in der ganzen Haut geröstet haben; auch Europäer verschmähen dieses Gericht nicht. In der Gefangenschaft dauern sie gut aus; jung werden sie mit Milch aufgefüttert; später erhalten sie hartgekochte, geriebene Eier mit möglichst viel Sand.

Das langgeschwänzte fliegende Opossum (Belideus flaviventris) oder „fliegende Eichhörnchen" der Kolonisten ist überall in den Wäldern von Neusüdwales zu finden. Selbst im Jugendzustande sind diese Thiere ungemein scheu und wild; sie schreien, wenn man sie anfaßt, und versuchen zu kratzen und beißen, denn ihre Klauen sind scharf wie die einer Katze, und die Zähne gefährlich. Den Eingeborenen dienen sie, wie fast Alles, was von Fleisch ist, zur Nahrung; sie wissen das Thier in seinen Baumhöhlen geschickt aufzuspüren, ziehen es an seinem langen Schwanze heraus und schlagen es mit dem Kopfe gegen den Baum todt, noch ehe es beißen kann.

Das Opossum lebt auf Bäumen; die ganze Bauart seiner Füße weis't schon auf diesen luftigen Aufenthalt hin; am Boden sind seine Bewegungen ungeschickt und wackelnd, während es auf den Bäumen leicht und zierlich wie ein Eichhörnchen herumspringt. Bei Tage schläft es in einem Baumloch; in der Nacht „fliegt" es mit Hülfe der fallschirmartigen Flughäute von einem Baume zum andern. Bennett sah manche von sechzig Fuß hohen Bäumen ohne Schaden auf die Erde herabspringen.

In der Gefangenschaft dauern sie gut aus, gewöhnen sich jedoch nur allmälig an dieselbe, am ehesten noch, wenn man ihnen viel Zucker, eingemachte Früchte und derlei Süßigkeiten giebt. Am Tage schlafen sie in zusammengekauerter Stellung, Nachts dagegen sind sie ungemein lebhaft und gewandt. Als man das erste dieser Thiere in den zoologischen Garten des Regents-Park in London brachte, war es auch am Tage munter, da es den nebligen Londoner Tag, gegenüber dem klaren, freundlichen Himmel Australiens, wie eine Art Dämmerung betrachten mochte. Im wilden Zustande leben sie von dem Honig der Eucalyptusblüten, so wie von den zarten Schößlingen und Samen dieser Bäume. Auch Insekten verschmähen sie nicht. In klaren Mondnächten ziehen sie mit ihren Jungen schaarenweise in die neuen Pfirsichgärten der australischen Kolonisten, deren Ernte sie verwüsten.

Die Färbung des Opossums ist sehr hübsch. Der grauschwarze Oberkörper hat schöne tiefschwarze Linien am Hinterkopfe, Rücken und den Säumen der Flughäute, die zwischen den Beinen ausgespannt sind. Der walzenförmige Schwanz ist schwarz, buschig und über einen Fuß lang, während der übrige Körper nur die Länge von acht Zoll erreicht. Der Unterkörper ist weiß, an der Kehle gelblich, die Füße tiefschwarz, mit weißen Nägeln. Die nackte Schnauze und die Fußsohlen sind rosenfarben, die Ohren sind gleichfalls nackt und durchscheinend. Das seidenartige Fell liefert ein Pelzwerk, welches dem der Chinchilla kaum nachsteht. Die Schwarzen sengen diesen schönen Pelz ab und kochen das ganze Thier in der Haut, wodurch das Fleisch sehr saftig bleiben soll.

Auch verschiedene Arten großer Fledermäuse fehlen Australien nicht; unsere europäische Hufeisennase ist durch eine verwandte Art, Rhinolophus megaphyllus, welche in Höhlen wohnt, vertreten. Eine wichtigere Stellung nehmen die vampyrartigen, fruchtfressenden Flederthiere, von den Kolonisten fliegende Füchse genannt, ein. Am gewöhnlichsten ist unter ihnen der Pteropus Edwardsii an der Moreton-Bay und in den nördlichen Theilen von Neusüdwales, wo er in dicken Haufen an den Spitzen der Gumbäume hängt, deren Zweige zuweilen unter der Last zusammenbrechen. Gleich allen Fledermäusen sind sie Dämmerungsthiere, doch haben sie wieder eine Eigenthümlichkeit, welche alle nächtlichen Thiere Australiens auszeichnet, die nämlich, daß sie auch während einer kurzen Zeit am Tage der Nahrung nachgehen. Trotz ihres starken Moschusgeruchs werden sie von den Eingebornen mit vielem Appetite verzehrt, ja, unser verstorbener Landsmann Leichhardt versicherte Herrn Bennett, daß er sie während seiner Wanderungen im Innern Australiens häufig gern gegessen habe.

Mit den Hinterfüßen hängen die fliegenden Füchse so fest an den Baumzweigen, daß sie, selbst wenn sie todtgeschossen oder verwundet werden, nicht herabfallen und man hinaufsteigen muß, um sie zu holen. Sie leben von Früchten und Insekten, thun auch in den Obstgärten viel Schaden. Ihr Geschrei gleicht dem kleiner Kinder.

Die großen Cetaceen, jene werthvollen Wassersäugethiere. kommen an den Küsten Australiens häufig vor und manche von ihnen sind der südlichen Halbkugel eigenthümlich. Unter ihnen ist eine Dugong-Art oder Seekuh zu erwähnen, welche Owen Halicore australis nannte.

Von den Küsten der Moreton-Bay an bis nach Kap York findet man diese Cetaceen hauptsächlich an seichten Stellen im Wasser, sich sonnend, mit dem Haupt über dem Wasserspiegel erhoben, ähnlich wie einen Seehund. Als Weide dienen dem Dugong die großen untermeerischen Seegras- und Sargassumwiesen und fortwährend ist der große Magen dieses Thieres mit diesen Pflanzen gefüllt. Ein ausgewachsener Dugong erreicht eine Länge von fünfzehn Fuß. Das Männchen zeichnet sich durch zwei Hauzähne aus, die dem Weibchen fehlen. Die langen fleischigen Lippen sind besonders gut zum Abweiden des Seegrases eingerichtet; das Innere des Mundes ist mit kleinen Büscheln scharfer Haare besetzt.

Der Dugong ist ein sehr thranreiches Thier und die australischen Aerzte verschreiben diesen Thran anstatt des Leberthrans, da er bei gleichen medicinischen Wirkungen einen bessern Geschmack hat. Anfangs jagte man den Dugong, nach Art der Walfische, mit Harpunen, doch ist man jetzt davon abgekommen und fängt ihn in Netzen, die in der Nacht ausgeworfen werden. Ein ausgewachsenes Thier liefert bis zu zwölf Gallonen Thran, der im gewöhnlichen Zustande von fester Konsistenz ist und zum Gebrauch erst aufgethaut werden muß. Das Fleisch ist ausgezeichnet, frisch schmeckt es wie Rindfleisch, gesalzen wie Speck. Die Knochen sind sehr fest, ohne Markhöhle und ohne Oelgehalt und werden wie Elfenbein verarbeitet.

R.

Kleine Nachrichten.

Afrikanische Expeditionen. Wir verweisen unsere Leser auf die Mittheilung, welche wir neulich (Globus IV, S. 22) über Baker's Expedition zur Auffuchung der Nilquellen und zur Unterstützung der Reisenden Speke und Grant gegeben haben. In der letzten Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft war wieder viel die Rede von nilotischen Angelegenheiten. Ueber Petherick's Schicksal sind wir noch im Ungewissen; Baker wollte, wie wir gemeldet, am 1. December von Chartum aus stroman fahren. Von

den muthigen Frauen, welche eine Nilfahrt unternommen hatten und bis über Gondokoro hinaus gelangt waren, erhalten wir jetzt nähere Kunde. Sie sind nicht Engländerinnen, sondern Holländerinnen. Am 24. November waren sie wieder in Chartum zurück. Durch Baker wissen wir, daß Petherick seine beschädigten Barken nach Chartum zurückgeschickt hatte; die Provisionen waren zumeist verdorben, weil Wasser in die Schiffe eingedrungen war, möglicherweise durch Niederträchtigkeit des von den Sklavenjägern bestochenen Schiffsvolkes. Wir haben schon früher erzählt, welche Noth Petherick mit diesem Gelichter auszustehen hatte. Zu dieser Ansicht kommen wir durch eine Notiz, welche wir weiter unten mittheilen. Petherick hatte, nachdem er seine Barken stromab geschickt, erklärt, er wolle zu Fuße weiter gehen. Es scheint aber, daß er nicht gerade gen Süden, nach Gondokoro, gegangen ist, sondern nach Westen hin, wahrscheinlich nach irgend einer der Elfenbeinstationen, die er von früheren Zeiten her kannte. Möglicherweise ist er viel zu weit nach Westen gegangen und obendrein in einer Jahreszeit, wo das Land weit und breit überschwemmt ist. So läßt sich erklären, daß die holländischen Frauen, welche eine ganze Dampfstagereise über Gondokoro hinauskamen, nichts von ihm sahen. Die eine Reisende, Frau Tinne, schrieb von Chartum unterm 1. December 1862 an ihren Mann, Petherick sei viel zu spät in der Jahreszeit abgefahren (— er konnte nicht früher, wegen der vielen Hindernisse, welche die Sklavenjäger und der ägyptische Gouverneur ihm in den Weg gelegt hatten —), habe den starken Südwind gegen sich gehabt, sei aber doch bis zur katholischen Missionsstation im Lande der Keks gekommen. Dort mußte er die Barken und Alles was darin war: Eisen, Lebensmittel und Vorräthe aller Art, verlassen, und ging dann unter den äußersten Schwierigkeiten nach Niambara. „Wir konnten", schreibt Frau Tinne, „nichts Gewisses darüber erfahren, was aus ihm und seinen Begleitern geworden sei. Die Neger sagten uns, sie seien ertrunken, als sie über einen Fluß setzen wollten."

Am 25. April theilte Murchison abermals ein Schreiben von Herrn Tinne, welches weitere Nachrichten über die holländischen Frauen enthält, mit. Sie waren drittehalb Monate in Chartum geblieben und hatten im Februar eine zweite Nilexpedition unternommen. Aber schon nach einer Fahrt von drei Stunden versuchten Kapitän und Mannschaft die Barke zum Sinken zu bringen; sie hatten ein Loch in's Schiff gebohrt, weil sie abgeneigt waren, stromauf zu gehen. Die Frauen ließen aber den Schaden ausbessern, nahmen anderes Schiffsvolk an Bord und wollten die Reise trotz alledem machen. Die eine Frau blieb in Chartum zurück; Frau Tinne und ihre Tochter waren von einem Deutschen (Heuglin?) und zwei Holländern begleitet (die Namen sind nicht genannt). Die Expedition hat einen großartigen Maßstab; sie besteht aus einem Dampfer, fünf Barken, 168 Leuten, wovon 50 Soldaten, 4 Kameelen, 30 Eseln und Mauleseln und 3 Pferden; es fehlte weder an Waffen und Schießbedarf, noch an neuen Zelten und reichlichen Vorräthen aller Art. Die beiden Holländer wollten den Weißen Fluß hinauffahren, Frau Tinne dagegen den Bahr el Gasal erforschen und eine Landreise in's Innere machen. Ueber Petherick und dessen Frau hatte man nichts vernommen.

Gerard, der Löwentödter, ist nun nach Afrika abgegangen, und die englische Regierung gewährt ihm Unterstützung. Der zuletzt festgestellte Plan ist folgender. Gerard geht erst nach Dahome zum bluttriefenden Negerpotentaten Badadung, dann zu dem nicht minder blutigen Herrscher von Aschanti, der 3333 Frauen unterhält; nachher will er die sogenannten Konggebirge durchforschen und Sierra Leone zu erreichen suchen. Ist er dann vom Fieber noch nicht gar zu arg mitgenommen, will er von Sierra Leone aus wieder in's Innere gehen, bis zu den Quellen des Niger, und dessen obern Lauf genauer untersuchen.

Kapitän Bedingfield hat einen Bericht über seinen Besuch in Ode, der Hauptstadt des Ijebulandes in Westafrika, eingesandt; Richard Burton, der Unermüdliche, über seine Besteigung des Elephantengebirges, und Winwood Reede über Corisco und die Gegend am Gabunflusse.

Du Chaillu wurde in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft am 25. April mit lautem Beifall und Zuruf begrüßt. Er theilte mit, daß er eine neue Reise nach Afrika unternehmen werde. Er sei nun mit Instrumenten versehen, werde die Länge und Breite einer Anzahl von Punkten bestimmen und von einigen englischen Freunden begleitet werden. Es sei seine Absicht, an der Mündung irgend eines der Flüsse in der Gabunregion eine Station anzulegen, dieselbe unter Obhut einiger weißen Männer zu stellen und dann eine Forschungsreise in's Innere zu machen. Er hoffe 1000 Miles weit landein zu dringen. Wenn er gesund und am Leben bleibe, dann werde er abermals einen Reisebericht veröffentlichen. Jetzt habe er mehr Erfahrungen und mehr Kenntnisse als früher, da er sein erstes Buch schrieb. Er dankte der geographischen Gesellschaft für die große Freundlichkeit welche sie ihm stets bewahrt habe.

Das Urtheil, welches wir vor länger als anderthalb Jahren über Du Chaillu und dessen Buch gefällt haben, ist von anderen Seiten her bestätigt worden. Der Reisende hatte keine gelehrten Prätensionen, war Jäger und Naturaliensammler; er hat einzelne Uebertreibungen und Ungenauigkeiten, besaß keine Instrumente, mit denen er ohnehin damals nicht hätte umgehen können; aber er brachte eine Fülle von neuen und werthvollen Nachrichten, und der Eindruck, welchen wir durch ihn über Land und Leute am Gabun, am Fernando Vaz, Ogobai 2c. empfangen, ist im Allgemeinen der richtige. Burton, der selber im Lande war, hat sich über Herrn Du Chaillu mit Respekt ausgedrückt; uns war es gleichgültig, ob er einen Gorilla von hinten oder von vorn getroffen hat.

Jetzt will nun der kühne Mann eine äquatoriale Region Afrikas erforschen, die auf unserer Karte immer noch ganz weiß ist. Durch Du Chaillu hoffen wir nun zu erfahren, wie es hinter dem Krystallgebirge aussieht.

Doktor Baikie und die Länder am untern Niger. Wir erwähnten neulich (IV, S. 30) der Fahrt des Kapitän Lefroy mit dem Dampfer Investigator auf den Niger. Er kam bis Iddu, fuhr wieder stromab und kehrte nicht um, obwohl der Häuptling Malada ihm einen Eilboten nachschickte und sagen ließ, Dr. Baikie sei auf der Rückreise von Kano und werde bald in Iddu eintreffen. Wir äußerten damals: „Lefroy muß wohl Gründe gehabt haben, seine Fahrt stromab weiter fortzusetzen." Jetzt erfahren wir aus der zweiten Nummer der Verhandlungen der Londoner geographischen Gesellschaft, daß das rasche Fallen des Nigers der Grund war.

Baikie hat einen Bericht über die Regionen des untern Niger eingeschickt. Bekanntlich dringt er darauf, daß oberhalb des Deltas ein Handels- und Konsularposten gegründet werde, um den Kernpunkt zu bilden, von welchem aus englischer Einfluß in Centralafrika wirken könne. Er hofft viel für „Christianisirung und Civilisirung", denn die Erregung so fabelhafter Hoffnungen darf in England nicht fehlen. Richtig ist aber, daß für die Erforschung der Nigergegenden eine solche Station sehr nützlich werden könne. Baikie meint, gerade jetzt sei die rechte Zeit; Grund und Boden habe er schon erworben und auch schon einen Markt gegründet; die Eingeborenen seien günstig gestimmt.

Baikie hat auch der englischen Regierung Mittheilungen gemacht. In Betreff des Baumwollenbaues hält er die Landschaften Bonni und Nupe (Nyffe) für geeigneter als Yoruba, weil in jenen mehr kleine Grundbesitzer seien, dagegen in letzterm die Produktion von großen Handelsleuten abhängig wäre.

Ueber das anomale Steigen und Fallen des Nigers hat Baikie einige Angaben gemacht. Schon Heinrich Barth hat im Anfange des fünften Bandes seines Reisewerks darüber Notizen mitgetheilt. Die folgenden beruhen auf Baikie's vierjährigen Beobachtungen bei Bussa. Der Niger erreicht dort seinen höchsten Stand im September; schon Anfang Oktobers beginnt er zu fallen, aber langsam, im November dagegen sehr rasch, gegen Ende Decembers hat er den tiefsten Stand, der im Januar unverändert bleibt. Zwischen Ende Januars und jenem des Februars findet ein zweites Steigen statt, das aber nur 4 bis 18 Zoll beträgt. Der Regen fällt zumeist Ende Septembers. Benue und Niger werden bei ihrer Vereinigung als dunkler und als weißer Fluß bezeichnet.

Baikie ist nun seit etwa acht Jahren in der Nigerregion. Er ging mit dem Dampfer Pleiad stromau, welcher aber durch Nachlässigkeit der Bemannung scheiterte. Der Doktor siedelte sich unter den Negern an, und hat weit und breit Expeditionen nach Nordwest und Südost theils selber unternommen, theils abgeschickt. Der alte, immer noch rüstige Crawfurd lobte Baikie's Beharrlichkeit, hat aber doch Bedenken gegen die Gründung einer Station zwischen dem 8. und 9. Grade N. B. und bei einer Mitteltemperatur von 80 bis 90 F. Das wäre kein für Europäer geeigneter Punkt, und Baikie könne von Glück sagen, daß er noch lebe; er sei aber krank und schwach und sehne sich nach Europa zurück. Was die Landesprodukte betreffe, so komme allerdings aus Westafrika jährlich für 2 Millionen Pfd. St. Palmöl. Aber wer könne im Ernste glauben, daß die Neger jemals den erforderlichen Bedarf an Baumwolle liefern würden? Dazu haben sie weder Kapital, noch Anstelligkeit, Intelligenz oder Schutz für Leben und Eigenthum.

Ein französisches Reich am Senegal. Man arbeitet eifrig darauf hin, ein solches zu gründen. Offenbar strebt die Napoleonische Politik danach, das ganze nördliche Afrika bis zum Niger theils unmittelbar sich anzueignen, theils ihrem Einflusse zu unterwerfen. Bei den Tuarek, welche alle Karawanenwege der westlichen Sahara beherrschen, ist es ihnen gelungen; vom Senegal her dringen die Franzosen immer weiter nach Osten. Wir finden im Märzhefte der Revue de l'Orient folgende Stelle: „Unser Reich

am Senegal wird erst dann wie es sein muß, wenn wir es vergrößert haben durch die Hochebenen von Guadiaga, Kasson, Bondu, das Bollwerk der Gebirge von Bambuk und Futa Djallon bis zum Niger, zum innern Sudan. Dort ist die Hitze geringer, die Luft gesunder, der Mensch kann leichter athmen."

Nun sind seit mehreren Jahren die Franzosen unablässig im Kampfe mit einem oder dem andern Negerland in Senegambien. Ualo, am untern Laufe des Stromes, haben sie annektirt. Um Neujahr unternahmen sie einen Kriegszug gegen Futa, also gegen einen Staat der Fulbe (Fellata), der schon Ausgang Februars zu Ende war.

Senegambien zählt nicht weniger als dreißig verschiedene Staaten. Wir haben im Globus die senegambischen Verhältnisse erörtert: Bd. I, S. 193 bis 205, wo auch eine Uebersichtskarte mitgetheilt worden ist, sodann II, S. 1 bis 13 und 46 bis 49, und außerdem manche Notizen gegeben. Die Franzosen drangen an Nebenarmen des Senegal bis Matam, das auf unserer Karte (I, S. 199) verzeichnet ist; unterwegs zerstörten sie alle Ortschaften, wo sie Widerstand fanden. Dann kehrten sie um und wurden am 7. Februar von der Armee der Leute von Futa angegriffen, welche von den Ulad Aïds, einem Stamme der Brakna-Mauren (welche am rechten Ufer des Senegal nomadisch umherziehen) verstärkt worden waren. Die Schlacht fand unweit vom Dorfe Gaül in einem dichten Walde statt; nach zweistündigem Kampfe wurden die Afrikaner zurückgeworfen und litten viel. Die „Züchtigung" war gelungen. Die französischen Soldaten legten, wie die amtliche Zeitung von St. Louis am Senegal sagt, 545 Kilometer Wegs, also reichlich 100 deutsche Meilen, zurück, bestanden sechszehn Gefechte und zerstörten nicht weniger als sechs und siebenzig Ortschaften!

Vermittelst der Dampfschifffahrt wird den Franzosen das Eindringen bis tief in's innere Land wesentlich erleichtert. Im Jahre 1820 bauten sie das Fort Bakel in Guadiaga am linken Ufer des Senegal, um den Handel von Galon zu kontroliren. Dort treffen nämlich die Karawanen, welche aus den Nigergegenden nach der Küste ziehen, mit europäischen Händlern zusammen; doch das Klima war mörderisch, weiße Menschen erlagen demselben allemal. Aber 1854 wurde eine Dampferlinie dorthin eröffnet, und man ließ die Sümpfe entwässern. Nun ist das Klima nicht mehr ganz so arg. Dampfer legen die 280 Lieues lange Strecke auf dem Senegal von St. Louis bis Bakel in fünf Tagen zurück.

„Senegambische Hitze" ist seit langer Zeit sprichwörtlich. Wir finden in der Revue de l'Orient einige Temperaturangaben nach dem hunderttheiligen Thermometer. Demgemäß steigt die Hitze im Schatten und sind die Mitteltemperaturen in

St. Louis	34,68	M. T.	24,75
Richard Toll	40	—	26,63
Dagana	36,56	—	27,81
Bakel	37,31	—	27,50

Nachrichten aus Ostindien. Es sind bekanntlich mehrfach Versuche gemacht worden, von Indien aus nach Lhassa, der Hauptstadt von Tibet, vorzudringen, und wir haben im Globus namentlich die Bemühungen französischer Missionäre (Krick, Desgodins 2c.) erwähnt. Sie sind bisher alle gescheitert; aber kühne Reisende lassen sich dadurch nicht abschrecken. Jüngst haben Kapitän Smith und Doctor Stewart bei der indischen Regierung um Erlaubniß nachgesucht, nach Lhassa reisen zu dürfen, und zwar von China aus, auf demselben Wege, welchen die französischen Missionäre eingeschlagen haben. Man hat ihnen jedoch dieselbe verweigert, weil auch das chinesisch-tibetanische Grenzland in äußerster Zerrüttung sich befinde und die Reisenden dort ihres Lebens nicht sicher wären.

Wir haben auch mehrfach darauf hingewiesen, daß die indische Nordgrenze von den halbwilden Gebirgsstämmen im Himalaya sehr unsicher gemacht werde und daß es den Engländern bisher nicht gelungen sei, diesen Völkern Ruhe aufzuzwingen. Jetzt scheint Aussicht dazu. An der Nordwestgrenze spielen die Wesiris eine Hauptrolle; an der Nordostgrenze, in den Gegenden, wo China, Assam und Tibet zusammenstoßen, die Abors, und von diesen letzteren sind auch einige katholische Missionäre erschlagen worden. Am wildesten benahmen sich seither die Abor-Stämme der Meyong und der Dihang-Dibang; sie waren 1857 aus ihren Bergen in die Ebenen hinabgestürmt und hatten einen englischen Posten überfallen. Jetzt ist es nun einem Major Bivar gelungen, mit den Meyong einen Friedensvertrag zu schließen. Demgemäß soll Alles, was geschehen ist, vergessen sein; englische Handelsleute dürfen ungehindert das Gebiet der Abors besuchen; diese können sich auf englischem Gebiete niederlassen, dürfen aber dort kein Opium bauen, und alle Zwistigkeiten sollen nicht durch Gewalt ausgetragen, sondern zur Entscheidung vor den Kommissarius gebracht werden. Die Abors selber sollen strenge Polizei gegen Räuber üben, und bekommen dafür jährlich hundert eiserne Hacken, eine bestimmte Quantität Salz, Opium und Tabak und achtzig Flaschen Rum. Ein gleicher Vertrag ist gleich nachher mit den Dihang-Dibang abgeschlossen worden. Die Sache ist von Belang für die Erdkunde. Wenn Reisende mit Sicherheit im Gebiete dieser Völker wandern können, dann hat es keine Schwierigkeit, bis an die Grenze von Tibet zu gelangen.

Der Bau von Schienenwegen nimmt in Ostindien seinen Fortgang. Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß die Bahn von Calcutta nach Benares eröffnet worden sei. Nun ist die erstere Stadt auch mit dem Mutlah verbunden, einem in die Bay von Bengalen ausmündenden Salzwasserflusse, dessen Mündung um etliche 30 englische Meilen weiter hinauf liegt als die des Hughly. Bahnzüge von der Hauptstadt laufen 26 englische Meilen weit ohne Aufenthalt bis nach der Stelle am Ufer des Mutlah, wo die neue (dem verstorbenen Vicekönig zu Ehren so genannte) Hafenstadt Canning entstehen soll. So werden die wüsten und klimatisch gefährlichen, jedoch zum Baumwollenbau wohlgeeigneten Sunderbunds durchschnitten, wie das alluviale Küstenland mit den vielen Gangesmündungen auf der Karte heißt. Der Mutlah ist, im Vergleich mit dem Hughly, ein edler Strom, fast ganz frei von den Gefahren des letztern. Zwei große Ostindienfahrer können neben einander den Mutlah hinauffahren und sich vor der Stadt wenden, was im Hughly nicht thunlich ist. So hat der projektirte Hafenplatz Canning eine große kommercielle Zukunft, zumal da sich von dort aus auch eine viel kürzere Verbindung mit Dacca und ganz Ost-Bengalen eröffnen wird. — Zugleich hört man überall in Indien von materiellen Fortschritten. Am 18. Januar k. J. soll in Calcutta eine Agrikultur- und Industrie-Ausstellung gehalten werden, und eine große Ausstellung der Produkte von ganz Indien ist für das Jahr 1864/65 beabsichtigt.

Nizza im Sommer. Die meisten Fremden verlassen diesen reizenden Erdenwinkel, sobald das Frühjahr eingezogen ist. Aber ein Deutscher, welcher anderthalb Jahre dort gelebt hat, empfiehlt die Stadt auch für einen Aufenthalt im Sommer. Wir finden seine an den Dithyrambus streifende Schilderung in der Allgemeinen Zeitung und wollen Einiges aus derselben mittheilen.

Nizza ist auch im Winter mild, sonnig, warm; es trägt nicht das graue Trauerkleid des Nordens; es grünt und blüht im Schmucke seiner Blumenflora, seiner Magnolien, Immergrüneichen, Cypressen, Palmen, seiner Oliven-, Orangen-, Citronen- und Lorbeerbäume; es ruft uns hinaus stundenlang in seine Kampagne, an den Meeresstrand, wo in den schlimmsten Tagen des heimischen Winters wir uns niederlassen unter dem Schall einer weithin rauschenden Musik. Aber so schön auch die Winterzier Nizzas, Stadt und Land sind unendlich strahlender, glänzender im Sommer, und es wäre thöricht, zu glauben, daß auf irgend einem Punkte des europäischen Kontinents, und also auch in Nizza, der Winter sich gar nicht verspüren ließe. Der rauhe Gast des Nordens wendet auch hierher, obschon nur wenig, sein grämliches Gesicht, unter dessen erkaltendem Eindrucke sich die Vegetation abschwächt, ohne sich ganz zurückzuziehen; und es gibt auch in Nizza Tage, wo es bös stürmt und regnet, und wo man in den schlecht erwärmten Zimmern im Geheimen nach dem traulichen Ofen der Heimat seufzt.

Allein im Sommer muß man es sehen, wenn die große Leuchte des Himmels ein wahres und unendliches Lichtmeer über das Land ausgebreitet; wenn die in heißester Glut befruchtete Erde sich in diesem lichtblauen Aether spiegelt, der des Südens eigenthümliche und unvergleichliche Zierde ist; wenn das Licht in hundert Farben spielt, schillert und von den hohen Felsen, auf die es sich gesenkt, zurückstrahlt; wenn die Oliven- und alle übrigen einheimischen Bäume des Südens, die treuen Freunde des Winters, zum Theil ihr Blatt wechseln, sich dunkler, glänzender färben und auf den uns umgebenden Hügeln sich voller und reicher gruppiren; wenn auch die Obst- und die anderen Bäume des Nordens, Ulmen, Platanen, Akazien, Linden sich belauben, der öffentliche Garten mit seinen zahllosen exotischen Gewächsen sich üppiger entfaltet und die ganze Kampagne sich mit einer dichten glänzenden Blumenflora bedeckt. Dann, sage ich, muß man kommen und muß man Nizza sehen, wenn man es wahrhaft bewundern und sich eine richtige Vorstellung machen will von dem ganzen Reichthume seiner natürlichen Schönheit und seiner großartigen Vegetation. — Freilich vermißt der Bewohner des Nordens Eines, die volle Blätterpracht seiner hohen stämmigen Bäume; freilich rauscht es hier nicht geheimnißvoll in belaubten und schattigen Eichen- und Buchenhainen, und nicht hier verkündeten einst in uralter Zeit aus dem mystischen Wehen der Blätter fromme Priesterinnen der Gottheit geheimen Willen und Verheißung. Wollt ihr es rauschen hören, so wendet euch zwei Schritte seitwärts, beugt euch hinab zum nahen Meere, das seine blauen Wogen an das sandige Gestade spült, und laßt

euch von ihnen alte Geschichten erzählen von den phocäischen Vätern, die einst um 500 vor Christus dort landeten, wo jetzt Marseille steht, und zwei Jahrhunderte später Nike gründeten, zur Erinnerung an einen über die einheimischen Ligurier erfochtenen Sieg, fliehend vor des Cyrus Feldhauptmann Harpagos, der sich begnügen wollte, wenn sie zum Zeichen ihrer Unterwerfung einen Thurm ihrer Mauern niederreißen und ein einzig Haus räumen würden. Aber die Phocäer, denen die Knechtschaft ein Greuel war, baten sich einen Tag Bedenkzeit aus und benutzten denselben zur Flucht nach Kyrnos (Corsica), um von hier aus später Elea und Massilia zu gründen.

So nur rauscht es hier, nicht im schattigen Haine. — Kehrt man dann aber das Antlitz rückwärts auf das wunderbare Gemälde, das sich hinter uns aufrollt, heftet sich dann der Blick an diesen lichtblauen Dom, der über die prachtvolle Landschaft sich ausbreitet, und schaut man auf die hohen Bergkuppen, um die das Licht in seinen buntesten Farben tanzt und einen feinen, dünnen, dunstartigen Schleier webt, der zum sanften Schlummer einladet, so daß man schwören wollte, die alten Bergrecken senkten die müden Häupter, um von der wacker geleisteten Arbeit des Winters auszuruhen — dann möchte man die Arme ausbreiten, weit hinaus, um diese wunderbare Schöpfung zu umfassen und an die heißbewegte Brust zu ziehen, und von ihrer Schönheit berauscht, vergißt man auch unter dem Drucke der glühenden Sonne die weit entlegene Heimat mit ihren schattigen Hainen, mit ihren rauschenden Wäldern.

Nizza verdankt seine milde Temperatur der weitgestreckten Kette von Hügeln und Bergen, die, mit Ausnahme von Seite des Südens, es nach allen Himmelsgegenden umschließen. Es sind dies freundliche Hüter und Beschützer, die sich in angemessener, respektvoller Entfernung halten und nicht, wie in so manchen anderen Gebirgsthälern, durch unangenehmes Aufdrängen und zudringliche Nähe uns den Zoll unserer Dankbarkeit abnöthigen.

Man erhält den schönsten Ueberblick über das Bassin von Nizza von der höchsten Terrasse des Schloßberges, der am östlichen Ende der Stadt sich an 96 Meter steil über das Meer erhebend, einst das berühmte feste Schloß trug, das um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts für das stärkste Bollwerk Italiens galt, und 1706 von Berwick zerstört wurde. Die ganze Fläche des Felsens ist jetzt in herrliche Anlagen und Promenaden verwandelt, die mit den reichsten Zeugen der südlichen Vegetation geschmückt sind. Von dort aus erschaut man nun das ganze wunderbare Panorama von Nizza und dessen Kampagne, da der Blick nach keiner Seite gehemmt ist. Westlich die große Kette des Estrel und die kleinen Hügel, die Nizza vom Var trennen, im Norden auf dem rechten Ufer des durch die Stadt fließenden Paillon einen dreifachen Gürtel von Hügeln und Gebirgen, die sich etagenartig über einander reihen und herrlich contrastiren, da die Felsen der letzten Reihe mit Schnee bedeckt sind, jene der Mitte sich kahl und nackt aufthürmen, und die wellenartig sich bewegenden und fortziehenden Hügel der ersten Linie im üppigsten Schmucke der Oliven-, Citronen-, Orangen- und anderer einheimischen Bäume das Auge bestechen. Hin und wieder erblickt man zwischen den Olivenhainen kleine weiße Cottagen oder stolze Villas, die allgemach die Hügel herabsteigen, dort sich zahlreicher ausbreiten, zu kleinen Weilern und Ortschaften gruppiren und endlich zu den eleganten und stolz in der Ebene sich ausdehnenden Gebäulichkeiten der neuen Stadt führen, vor denen die düsteren Häuser der alten Stadt sich scheu zurückziehen und sich an den Fuß des Schloßberges, den Standpunkt des Beschauers, anschmiegen. Dort an der Straße von St. Barthélemy erhebt sich der Hügel von Cimiez mit seiner pittoresken Klosterkirche, das alte Cimeneum, Cemenelum, einst die Hauptstadt einer römischen Provinz, mit 40,000 Einwohnern, der Sitz eines Präfekten, eines Senats, einer ständigen Legion, und berühmt wegen seines milden Klimas schon in ältester Zeit. Auf der andern Seite des Paillon, gegen Osten, erhebt sich der Mont Gros, über den die weltberühmte Straße nach Genua, die Corniche, führt, mit den Resten einer zu Ehren des Augustus errichteten Trophäe, an Monaco und Mentone vorbei, beide wegen ihres milden Klima's und ihrer fast afrikanischen Vegetation berühmt; ferner der Mont Vinaigrier, der Mont Alban, der Mont Boron, hinter welchem die Rhede von Villafranca liegt und, ihr gegenüber, die Halbinsel St. Jean mit dem Flecken dieses Namens und dem Weiler Beaulieu, voll der üppigsten Vegetation, und dem Vorgebirge St. Hospice, einst der Zufluchtsort der gefürchteten Saracenen und später, doch nur auf kurze Zeit, die Residenz der Ritter von St. Jean in Jerusalem. Diese Felsenberge schließen die großen Gürtel von Gebirgen, die sich wie eine natürliche Schutzmauer in weitem Halbkreis um Nizza ausdehnen; endlich im Süden erblickt der Beschauer über den Golf hinaus den weiten unermeßlichen Spiegel des Mittelmeeres, des schönsten Meeres der Welt.

Welch ein majestätisches, prachtvolles Rundgemälde, welche Farbenpracht, welche Lichteffekte, voller Wechsel und Nüaneirung, und zugleich eine in große Lettern geschriebene Gedenktafel der Geschichte vergangener Zeiten und der Principien, die sie erfüllten!

Der Kupferreichthum Californiens ist früher wenig beachtet worden, weil Gold, Silber und Quecksilber die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; jetzt wird er in seiner vollen Bedeutung erkannt. Von einem Ende des Staates bis zum andern werden in jeder Woche neue Kupfergruben entdeckt. Sie liegen in drei großen Zonen, welche mit der großen Quarzader parallel laufen; diese selber liegt in einer jener Kupferzonen. Von Mariposa bis Crescent City wird überall Kupfererz zu Tage gefördert. Die Union Copper-Mine bei Copperopolis, im County Calaveras, ist die bedeutendste Grube, dann folgt jene bei Keystone Copper. Man hofft schon im laufenden Jahre so viel Kupfererz in San Francisco auf Lager zu haben, daß alle auslaufenden Schiffe dasselbe als Ballast einnehmen können. Chile, bisher die Hauptkupferregion am Stillen Ocean, erhält also in Californien einen Mitbewerber.

Der König von Dahome hat auch im vorigen Jahre einige europäische Besuche erhalten. Auf die Vorstellungen, daß er künftig nicht so viele Menschen opfern möge, hat er stets ablehnend geantwortet. Den Angriff gegen die Stadt Abbeokuta will er nicht aufgeben, hat aber versprochen, den Christen das Leben zu schenken.

Speke und Grant glücklich in Chartum angelangt! Diese frohe Nachricht finden wir so eben, da wir den letzten Bogen dieser Nummer für die Presse vorbereitet hatten (2. Mai), in der Times vom 29. April. Der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, Roderich Murchison, berichtet, er habe so eben von Seiten des Ministeriums ein aus Alexandria eingegangenes Telegramm erhalten, demgemäß die beiden Reisenden glücklich und wohlbehalten in Chartum eingetroffen seien. — Das ist die Notiz in der Times.

So sind denn die bangen Besorgnisse, welche jeder Freund der Erdkunde über das Schicksal der kühnen Reisenden hegte, endlich beseitigt worden. Speke und Grant sind dritthalb Jahre unterwegs gewesen, um von Sansibar, das sie im Sommer 1860 verließen, bis an den Zusammenfluß des Blauen und des Weißen Stromes zu gelangen. In dieser langen Zeit kam nur zweimal Nachricht von ihnen nach Europa; einmal aus Khoko im westlichen Ugogo, das sie im December 1860 erreicht hatten; von dort wollten sie über Kaseh zunächst nach dem Nyanza-See vordringen, welchen Speke im Juli 1858 entdeckt hatte. Ihm zufolge liegt die Südspitze in 2° 24' S. Br., und der Spiegel des Sees 3750 engl. Fuß über dem Meere. Speke war der Ansicht, daß aus diesem See einer der Hauptquellflüsse des Bahr el Abiad, des Weißen Nils, abströme. Er unternahm die Reise mit Grant, um über dieses Problem, jenes der Nilquellen, in's Klare zu kommen und Nachrichten über die seither noch von keinem Europäer betretenen Königreiche im Westen und Nordwesten des Nyanza-Sees, nämlich Karagueh, Uganda und Usoga, einzuziehen. Er wollte Gondokoro zu erreichen suchen, wohin Petherick ihm entgegengeschickt wurde. Seltsames Schicksal! Während wir über des Letztern Verhängniß im Ungewissen sind, tauchen Speke und Grant plötzlich wieder auf. Wahrscheinlich sind sie auf dem Bahr el Abiad dem kühnen Baker begegnet, der, wie wir im Globus erzählt haben (IV, S. 22), ihnen von Chartum aus im December 1862 entgegen fuhr und des verschollenen Petherick Ersatzmann war!

Die zweite Nachricht von Speke und Grant war datirt: Bagueh, 30. September 1861. Dieser Ort liegt 3° 28' S. Br., etwa mittewegs zwischen dem Tanganyika-See und dem Nyanza-See. Sie kam, gleich der ersten, welche ein volles Jahr gebraucht hatte, um nach Europa zu gelangen, über Sansibar. Seit jenem Schreiben hatten wir nichts mehr von Speke und Grant vernommen. Sie klagten über Mangel an Trägern zum Fortschaffen ihrer Waaren und Instrumente, über Mangel an Nahrungsmitteln und über ungeheuern Regenfall auf der Hochebene von Unyamuesi. Aber sie haben alle Schwierigkeiten überwunden.

Nun müssen wir endlich etwas Genaueres über die Quellregion des Nils hören. Das alte Wort der Römer: Caput Nili quaerere, hat nun wohl seine Berechtigung verloren. Aber wie dem auch sein möge, und einerlei, ob die wackeren Reisenden nach Norden hin auf der Ostseite oder am Westgestade des Nyanza-See's gegangen sind, der alte Satz, daß man aus Afrika immer etwas Neues erfährt, semper aliquid novi ex Africa, wird sich auch jetzt bewahrheiten, und wir erhalten ohne allen Zweifel wichtige Aufschlüsse über eine bisher unbekannte Gegend. Das Werk der Entschleierung Afrikas nimmt rüstigen Fortgang.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die Ruinen der altamerikanischen Prachtstadt Chichen Itza in Yucatan.

Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß beinahe gleichzeitig die wissenschaftliche Forschung in der Euphratregion und in den ehemaligen Kulturstaaten der westlichen Erdhalbe wichtige Ergebnisse lieferte. In den Ruinen von Babylon und Ninive hat man tausendjährigen Schutt entfernt und Königspaläste wieder an die Sonne gebracht; in Centralamerika sind Trümmer von Städten entdeckt worden, die in höherm Maß unser Staunen erregen als selbst die Denkmäler Aegyptens. Die alte Welt hat nichts aufzuweisen, das an Pracht, Mannigfaltigkeit und Reichthum die Ruinen von San Domingo de Palenque, Copan, Chichen Itza, Uxmal und so vieler anderen altamerikanischen Städte überträfe. Zum Beweise dafür genügt ein Blick auf die bekannten Abbildungen, welche Waldeck geliefert hat, oder eine Ansicht der vielen Daguereotypen, die Stephens in seinen beiden Reisewerken mittheilt.

Dieser amerikanische Reisende besuchte auf seiner ersten Wanderung in Guatemala und Yucatan (1840) acht indianische Ruinenstädte; auf seiner zweiten, welche sich auf die letztgenannte Halbinsel beschränkte, fand er deren nicht weniger als vier und vierzig! In Merida und Valladolid hatte man kaum eine Ahnung von dem Dasein dieser herrlichen Monumente; die meisten waren den Kreolen völlig unbekannt. „Nur einige wenige waren von weißen Menschen besucht worden; ich fand sie völlig verödet und mit Bäumen überwachsen. Die tiefe Stille, welche über ihnen lag, wurde von mir auf eine kurze Zeit unterbrochen. Aber das Werk der Zerstörung durch die Einwirkung der Elemente und der Jahre schreitet rasch fort, und ehe viele Generationen verfließen, werden die Prachtgebäude mit ihren herrlichen Façaden und Skulpturen zusammenstürzen, und dann bleiben nur noch formlose Schutthaufen übrig."

Aus den Ruinen von Uxmal, Yucatan.

Wir werden im Globus den amerikanischen Alterthümern eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Denkmäler im Stromgebiet des Mississippi und des Rio Gila, in Mexiko, in Centralamerika und Peru bilden eine

Fülle von Stoff; es knüpfen sich an dieselben eine Menge wichtiger Fragen der Ethnologie und der Geschichte, von denen viele noch der Lösung harren.

Wer von der durch nichts begründeten und durch nichts bewiesenen Ansicht ausgeht, daß die große westliche Erdhalbe ihre Bewohner (die „Indianer") aus Asien oder irgend sonst woher aus weiter Ferne bekommen habe, geräth von vornherein in ein Labyrinth, aus welchem gar kein Ausgang möglich ist. Die Annahme von einer Einwanderung, z. B. über die — Behringsstraße, diese klägliche Nothbrücke, welche so viele wundersame Phantasien tragen muß, ist geradezu widersinnig. Trotzdem taucht sie immer noch da und dort auf.

Die Theorie der „Ausstrahlung" aller Menschen von irgend einem Mittelpunkt in Asien beruht auf eben so willkürlichen Voraussetzungen. Kein verständiger Mensch würde jemals auf sie verfallen sein, wenn nicht gewisse alttestamentliche Vorstellungen, die meinetwegen als solche ihre Berechtigung haben mögen, Jahrhunderte hindurch sich bis in unsere Tage fortgepflanzt hätten. Hebraïsirende Vorstellungen erklären in Betreff Altamerikas gar nichts; auch sie führen in ein Labyrinth. Ist man doch so weit in der Verirrung gegangen, die westliche Erdhalbe durch die verlorenen Stämme Israels bevölkern zu lassen!

Die einfachste Annahme wird wohl die richtige sein. Der Schöpfer ist nicht so arm gewesen, nur ein einziges Menschenpaar erschaffen zu können. Eine Theorie, welche die „Welt" vor sechs- oder siebentausend Jahren und dann Menschen entstehen läßt, schließt alle wissenschaftliche Berechtigung aus. Daß in Amerika der amerikanische Mensch vor mehr als 40,000 Jahren vorhanden war, das wird heute weder von Geologen, noch Anthropologen bezweifelt. Weshalb soll der Uramerikaner nicht ein Autochthon, ein eigenartiges, bodenständiges, der westlichen Erdhälfte ureigenthümliches Geschlecht sein? Wozu braucht man ihn aus den Wüsten der Mongolen, von den Malayen oder irgend einem andern östlichen Volke herzuleiten? Alles, aber auch Alles spricht dagegen. Herr Jakob Kruger behauptete rundweg: „Altamerika war eine westasiatische Kolonie"; der Tübinger Kanzler Autenrieth verlegte den Ursprung des Menschengeschlechts und — das biblische Paradies „aus naturwissenschaftlichen Gründen" in die Südsee! Haug griff eine javanische Sage von Zertrümmerung eines Kontinents auf und vermuthete, „daß dort in der überschwenglichen Naturfülle, im Vaterlande der Banane und der Brotfrucht, das älteste Verbreitungssystem der Menschheit zu erkennen sei." Daumer kündigte einmal einen „australisch-amerikanischen Bibelkommentar" an; er läßt „rothe Juden" aus Amerika kommen, aus „einem Ur- und Originalägypten in Amerika"!

Warum auch nicht? Man kann ja den Spieß beliebig umkehren; darauf kommt weiter nichts an. Oberst Galindo erklärt „Mittelamerika für die wirkliche Wiege der Civilisation; diese ist aus Centralamerika auf China und von dort weiter nach Westen hin, zuletzt auf Europa übergegangen." So läßt er sein phantastisches Urvolk, von welchem alle anderen Völker abstammen sollen, aus Amerika nach Westen wandern, während andere Theoretiker ein solches von Asien aus auch gen Osten gehen lassen. Die unglückliche absolute Wanderungstheorie! Sie ist wie ein Klumpen Wachs, aus welchem sich alles Mögliche kneten läßt.

Wir werden manchmal auf dieselbe zurückkommen und ergötzliche Belege dafür bringen, wie man mit ihr umgeht, und wie dann immer eine Theorie die andere aufhebt. Sie beruhen alle auf der willkürlichen, vorgefaßten und unbewiesenen Annahme, daß vom Schöpfer der westlichen Erdhälfte keine menschlichen Autochthonen gegeben worden seien, während man doch zugiebt, daß Thier- und Pflanzenwelt eigenartig-uramerikanisch, selbständig dastehen. Man will eben Wanderungen haben, und die Phantasie liefert dergleichen so viele, wie man sich nur wünschen mag, aus allen Strichen der Windrose her.

Es ist begreiflich, daß der gesunde Menschenverstand sich gegen eine Willkür, welche dem Schöpfer selbst Zwang anthut, mit Erfolg auflehnte, und daß die Wissenschaft sich den ganz unlogischen Künsteleien gegenüber nach einfachen Erklärungsgründen umsah. Sie hat nun vorerst folgende Resultate gewonnen:

Amerika war den Völkern des Alterthums unbekannt. Weder Aegypter, noch Chinesen, noch Assyrer, Griechen oder Römer wußten etwas von dem westlichen Kontinente, hatten auch niemals irgend eine Verbindung mit demselben.

Die Normannen haben einen Theil der Ostküste besucht.

Irgendwelche Einwanderung aus Asien läßt sich nicht nachweisen. Es ist möglich, daß einzelne Asiaten von Osten gen Westen hin nach Amerika gekommen seien, aber das bleibt lediglich Vermuthung.

Die Ureingeborenen Amerikas sind ein eigenartiger Menschenschlag und stammen nicht von Mongolen, Malayen etc. ab; die Aehnlichkeiten, welche sie mit anderen Schlägen (Rassen) haben, sind von allgemein menschlicher Art, sind sehr begreifliche, natürliche Analogien, und man braucht zur Erklärung derselben gar keine Wanderung anzunehmen.

Die Menschen Amerikas, welche von den Entdeckern auf der westlichen Erdhälfte gefunden wurden, sind von denen der übrigen Erdtheile eben so verschieden wie die dortigen Pflanzen und Thiere. Sie redeten mehrere Hunderte von Sprachen, die in ihrem grammatikalischen Bau Aehnlichkeit haben, in den Vokabularien aber von einander ganz abweichen, und von den Sprachen anderer Erdtheile radikal verschieden sind.

Die Architektur der Uramerikaner ist eine durchaus selbständige und hat von keinem nichtamerikanischen Volk irgend etwas entlehnt.

Die Uramerikaner besaßen kein Alphabet, keine Buchstabenschrift, keine Hausthiere, kein Eisen; sie kannten eine große Menge von Künsten und Fertigkeiten nicht, welche die übrigen Erdtheile seit Jahrtausenden gehabt haben, und waren keine eigentlichen Seefahrer. Ihre Agrikulturpflanzen waren ihnen durchaus eigenthümlich.

Diese Sätze sind einfach, klar und natürlich. Uramerika mit Allem, was es hatte, erklärt sich zur Genüge aus sich selber heraus, ohne Annahme von Einwanderungen, die nicht nachweisbar sind, und vermeintlichen Einwirkungen derselben. Die Aehnlichkeiten zwischen den altamerikanischen Kulturvölkern und denen der alten Welt ergeben sich, wie bemerkt, ganz von selbst aus Analogien menschlicher Anlagen, Bedürfnisse und Bestrebungen überhaupt. Diese geben Erklärungsgründe genug an die Hand, und man braucht dergleichen keineswegs weit herzuholen.

Ueber den eigenartigen Charakter und die durchaus selbständige, in keiner Weise von anderen Welttheilen her beeinflußte Architektur der amerikanischen Kulturstaaten werden wir demnächst reden. Heute wollen wir den Leser in die Ruinen von Chichen (sprich Tschitschen) Itza führen.

Zwischen dem Golf von Honduras im Osten und der Campechebay im Westen erstreckt sich weit nach Norden hin die Halbinsel Yucatán, ein Land mit tropischem Klima, kalkigem Boden und im bei weitem größten Theil ohne Flußläufe. Die Urbewohner gehören dem Volk der Maya an, das seit beinahe zwanzig Jahren einen erbitterten Rassenkrieg

gegen die Abkömmlinge der Spanier führt. Dieses Yucatan hat einst blühende Staaten gehabt; es ist Sitz einer hohen Kultur gewesen, von welcher jetzt nur noch Trümmer übrig sind. Diese haben wir durch mehrere Reisende näher kennen gelernt; jene von Chichen Itza wollen wir nach den Angaben des Nordamerikaners B. M. Norman und des Franzosen Charnay schildern. Dieser Letztere besuchte sie 1860, Jener war im Februar 1841 dort, der erste wissenschaftlich gebildete Mann, welcher das Glück hatte, sie zu sehen. Er ritt dorthin von der Stadt Valladolid aus, während Charnay seinen Ausgang von Mérida aus genommen hat.

Norman mußte sich den Weg zu den Ruinen mit dem Haumesser in der Hand bahnen. Das Gestrüpp war ungemein dicht und von Schlingpflanzen aller Art wie mit einem Netze durchwoben. Nach ein paar Stunden schwerer Arbeit war er an Ort und Stelle. Fünf ganze Tage lang, sagt er, bin ich dann unter den verfallenden Denkmälern einer Stadt umhergewandert, die einst eine der größten in der Welt gewesen sein muß. In einem Umkreise von vielen englischen Meilen stehen Mauern von Palästen, Tempel und Pyramiden, alle mehr oder weniger beschädigt oder verfallen. So weit das Auge reicht, sah ich die Erde mit Säulen übersäet; manche waren zerstückelt, andere noch wohl erhalten. Der Anblick dieser Trümmerwelt in der Einöde war gewaltig ergreifend; es war als ob der Geist der Verwüstung hier sein Scepter geschwungen habe. Von den Menschen, welche einst eine so großartige Pracht geschaffen, war kein lebendes Wesen mehr vorhanden. Ich fand nur Fledermäuse, Eidechsen und Schlangen in den verödeten Palästen, in den Spalten des Gemäuers oder in dem grünen Gestrüppe, das üppig wuchernd Alles überzieht. Aber ich sah nicht eine Spur vom Fußtritt eines Menschen, kein Anzeichen, daß ein Forscher vor mir dort gewesen, und ich glaube auch nicht, daß ein solcher vor mir dieses Chichen Itza besucht hat. So mächtig fühlte ich mich gepackt, daß ich anfangs kein Wort sprechen mochte. Hier war Staunen und Schweigen am Orte; Reden wäre mir wie Entweihung erschienen. In der That, eine Offenbarung vom Himmel herab hätte keinen tiefern Eindruck auf mich machen können, als diese gewaltigen Monumente, diese geheiligten Gräber einer dahingeschwundenen Civilisation, über welchen nun Grabesstille liegt.

Stunden verflossen, ehe ich mich so weit gesammelt hatte, um den allgemeinen Eindruck ein wenig abschwächen und die Einzelnheiten betrachten zu können. Bald wurde es lebhaft zwischen den Trümmern. Die Indianer der Umgegend hatten gehört, daß ein Fremder nach Chichen gegangen sei; jetzt kamen sie täglich und sahen zu, was ich that und trieb; aber sie begriffen nicht, was ich wollte und weshalb ich mich abmühte. Allen meinen Bewegungen folgten sie mit großer Aufmerksamkeit und warfen einander Blicke der Verwunderung zu. Sie hatten auch nicht eine entfernte Ahnung davon, wer einst diese Stadt gebaut und in derselben gewohnt habe; jede Ueberlieferung fehlte ihnen, nicht eine einzige Sage, nicht einmal einen Aberglauben knüpft das heutige Mayavolk an die gewaltige Ruinenstadt. Im Fortgange der Zeit und durch den Druck der spanischen Gewalthaber ist das Alles verloren gegangen; kein Band der Erinnerung leitet in die Vorzeit zurück; dasselbe ist völlig durchschnitten worden. —

Norman untersuchte zunächst die Ruinen des sogenannten Tempels, der vier Mauerseiten darbietet. Er trat durch den westlichen Eingang ein, der wohl die Hauptpforte gebildet hat; die Beschaffenheit der Trümmer an der Ostseite hat ihm die Vermuthung aufgedrängt, daß an dieser der Altar gestanden habe. Die Entfernung von dem westlichen Eingange bis zur Ostseite betrug 450 Fuß; die Mauern erheben sich auf einem 16 Fuß hohen Fundamente. Vom Westeingange steht etwa noch die Hälfte; das Innere zeigt eingefallene Gemächer, aber manche Decken sind noch erhalten. Die Steine sind ganz prächtig behauen, auch jene, welche das Simswerk bilden, und theilweise gereift. Die Altarseite besteht aus einer ähnlichen Mauer, hat aber zwei Pfeiler von je etwa einer Elle im Durchmesser. Sechs Fuß hoch ragen sie über den Schutt hervor. Diese Pfeiler sind mit Skulpturen bedeckt; dasselbe gilt von vielen umherliegenden Steinen und zerbrochenen Säulen. Manches Mauerornament ist herabgefallen und nun von Pflanzen, theilweise selbst von Bäumen überwuchert. Die Ausführung aller Zierarbeiten ist ganz ausgezeichnet.

Am besten ist noch die südliche Mauer erhalten; sie steht theilweise noch 50 Fuß hoch da, theilweise nur bis zu 26 Fuß. Sie ist 16 Fuß dick, 250 Fuß lang. Die innere Oberfläche ist völlig abgeglättet worden; die einzelnen Steine halten durchschnittlich eine Elle im Quadrat. Im Centrum dieser Mauern, auf beiden Seiten und etwas nach oben hin, sind steinerne Ringe angebracht, die man aus einem großen Block gehauen und vermittelst eines langen Schaftes in die Mauer selbst eingelassen hat. Sie halten etwa 4 Fuß im Durchmesser und die Seiten haben sehr schöne Skulpturen. An manchen Steinen haben die Künstler die Gestalten von Indianern eingehauen; diese tragen Federschmuck auf dem Kopfe, und die Nase ist mit einem Ringe geschmückt; in der einen Hand halten sie Bogen und Pfeile, in der andern ein musikalisches Instrument, dessen sich auch noch die heutigen Mayas bedienen. Manche Figuren sind lebensgroß und stehen in kriegerischer Haltung da; an anderen Steinen und Pfeilern sieht man auch Blumen, Lanzenspitzen und mancherlei andere Verzierungen, die wahrscheinlich einst kolorirt gewesen sind. Manche Simsbalken sind von Zuporteholz, das wohlerhalten ist und ausgezeichnete Schnitzereien hat.

Nachdem Norman den Tempel durchforscht hat, begab er sich zu der, etwas südlich von demselben emporragenden Pyramide. Sie ist ein majestätisches Bauwerk, hat an der Basis 550 Fuß und ihre Seiten sind genau orientirt. Seiten und Winkel sind ganz herrlich belegt mit Steinen von ungeheurer Größe, die nach oben hin, gegen die Platform zu, kleiner werden. Auf der Nord- und Ostseite sind Treppenreihen mit kleinen Stufen, unten 30 Fuß breit, nach oben hin werden sie schmäler. An der Süd- und Westseite sieht man Abstufungen, welche Treppen gleichen, jede etwa 4 Fuß hoch; aber diese sind sehr im Verfall. An der Basis der Pyramide lagen mächtige Haufen von Getrümmer, das mit Gras und Schlingpflanzen überwachsen ist, und Norman konnte nur mit großer Mühe an die Ostseite gelangen. Dort fand er zwei viereckige Steine von ganz mächtiger Größe. Nachdem er den Schutt, unter welchem sie theilweise lagen, hinweggeräumt hatte, konnte er sie näher untersuchen. Die Skulpturen zeigten irgend ein Ungeheuer mit weit aufgesperrtem Rachen, Reihen von Zähnen und ausgesteckter Zunge. Er meint, daß diese Quader Schlußsteine der Treppenfluchten gebildet haben. Er stieg durch Bäume und Gebüsch etwa 100 Fuß hoch hinan, und gelangte zu einer Terrasse oder Platform, und im Mittelpunkte derselben an ein viereckiges Gebäude, das 20 Fuß hoch ist und 170 Fuß an der Basis hat. Die Ostseite desselben enthält ein 18 Fuß langes, 12 Fuß breites Gemach; in demselben stehen zwei 8 Fuß hohe, viereckige Pfeiler, welche vermittelst starker Balken von Zuporteholz ein Dach tragen, das einen Winkel bildet. Auch hier überall Skulpturen in Stein und Holz. Diesem Gemache gegenüber läuft ein Korridor, gestützt von zwei runden Pfeilern, die nur 4 Fuß hoch sind

und 3 Fuß im Durchmesser haben; sie erheben sich auf einer steinernen Unterlage von etwa 2 Fuß Höhe. Auf der andern Seite findet man Gemächer und Hallen, die einen vortrefflichen Bewurf haben. Auf diesem sind noch gemalte Figuren sichtbar, natürlich in sehr abgeblaßtem Zustande.

Mit großer Mühe gelangte Norman auf den Gipfel der Pyramide; er ist flach und eben, die Ecken waren schon abgefallen; in der tiefen Dammerde wucherten Bäume und Sträucher. Von dort oben herab hatte er ein großartiges vor Augen gekommen war; die feinste Arbeit, zierlich, staunenswerth; es gehört zu einer Bauordnung, einem Style, von welchem wir nichts ahnen. Es ist ein wundervolles Gebäude." Auch im Kazikenhause sind Spuren von Malereien, die Gegenstände selbst sind aber nicht mehr zu erkennen.

Ueber den Charakter der Ruinen von Chichen Itza bemerken wir Folgendes: Sie liegen auf einer Ebene, die Meilen im Umfange hat, etwas mehr als 20 deutsche Meilen von der Küste entfernt, und sind ohne alle und jede Wasser-

Tiger-Basrelief im Circus von Chichen Itza, Yucatan.

Schauspiel vor sich; er gewann einen Ueberblick über dieses altamerikanische Trümmermeer. Der Reisende lobt den soliden Bau dieser Pyramide, deren Harmonie und die Großartigkeit ihrer Architektur.

Wir können den Forscher nicht auf allen seinen Gängen begleiten. Er besuchte den sogenannten Dom und das Haus der Kaziken. Nachdem er vor dem letztern die Bäume hatte weghauen lassen, lag die Vorderseite des merkwürdigen Gebäudes vor ihm. „Ich sah ein so wundersames und unbegreifliches Stück Architektur, desgleichen mir nie

verbindung. Sie haben nichts von dem, was wir als Ordnung bezeichnen würden, und keine ausgelegten Straßen, aber das Volk, von dem sie herrühren, muß nothwendig in manchen Beziehungen eine hohe, eigenartige Stufe der Entwickelung erreicht haben. Jene Bauwerke, welche gegenwärtig noch mehr oder weniger gut erhalten sind, liegen auf einer Reihenfolge von Terrassen, die aus Geröll bestehen; das letztere ist durch Mörtel verbunden; die Bekleidung wird von einem festen Kalkstein gebildet, aus welchem die Mauern bestehen. Diese letzteren sind allemal orientirt,

Vorderseite des Palastes der Vestalinnen in Chichen Itza.

die Hauptfront liegt stets nach Osten. Die Mauern der Gebäude steigen im Allgemeinen bis zur Hälfte ihrer Höhe senkrecht empor, dann folgen Gesimse und oberhalb derselben, bis zum Karnies, sind die Façaden in Felder getheilt. Diese sind mit steinernen Skulpturen geschmückt, haben rautenförmig gegitterten Grund und hieroglyphische Figuren verschiedener Art. Das Ganze ist mit, man möchte sagen keuschen, Bordirungen durchzogen, die einzig in ihrer Art und von wundervoller Arbeit sind. Die Steine sind in Parallelopida, in längliche Würfel, von etwa 12 Zoll Länge und 6 Zoll Dicke zerschnitten, und die Zwischenräume mit demselben Material ausgefüllt, aus welchem die Terrassen bestehen.

Die Höhe dieser Gebäude beträgt im Allgemeinen 20, selten mehr als 25 Fuß. Sie haben nur ein langes, schmales Geschoß und keine Fensteröffnungen; die Gemächer laufen in einer Doppelreihe und erhalten Licht nur durch die Thüren. Die Decke ist gebaut in der Form eines spitzwinkeligen Gewölbes, derart, daß eine Lage flacher Steine auf die andere folgt, die Ränder über einander hervorragen, und so bis oben hin, wo dann ein querübergelegter Stein, so zu sagen, das Gewölbe schließt.

Manche Gemächer haben einen herrlichen weißen Bewurf und diese Composition ist mit der größten Sorgfalt aufgelegt worden. Man findet auch Frescomalereien und die Farben sind dann und wann noch gut erhalten; himmelblau und hellgrün kommen am öftersten vor; Gestalten von Indianern kann man noch erkennen, aber nur sehr undeutlich. Der Fußboden besteht aus einer harten Mischung und man sieht Spuren der Abnutzung an derselben. Die Eingangsthüren bilden nahezu ein Quadrat von etwa 7 Fuß; die Seiten bestehen aus großen Blöcken behauener Steine. Manchmal sind die Querbalken der Thüren von demselben Material und haben auf der Außenseite hieroglyphische Figuren und Linien. Steinerne Ringe und Löcher an den Seiten dieser Eingänge beweisen, daß einst Thüren eingehenkt waren.*)

Charnay hat den sogenannten Palast der Vestalinnen oder Nonnen beschrieben. Auch er mußte sich mit dem Haumesser einen Weg durch das Gestrüpp bahnen, richtete sich in einem der noch völlig erhaltenen Gemächer wohnlich ein, stellte Schildwachen aus, um nicht von umherschweifendem Raubgesindel überfallen zu werden, und dann begannen die von ihm gemietheten Indianer den Schutt hinwegzuräumen. Ihm selbst kam es zunächst darauf an, photographische Bilder der bedeutendsten Ruinen aufzunehmen; unsere Tafel zeigt die Vorderseite des Palastes der Vestalinnen. In demselben befindet sich ein großer Circus, welchen die Indianer als „Kirche" bezeichnen, weil sie meinen, er sei ein Stück von einem unvollendet gebliebenen Tempel. Charnay aber spricht als seine feste Ueberzeugung war, daß derselbe ein Gymnasium, ein Platz für körperliche Uebungen, gewesen sei. Alle Embleme, die man bei jedem Schritte findet, deuten darauf hin, daß die jungen Männer dort ihre Wettkämpfe in Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit gehalten haben. Man sieht die Schlange, den Adler, den Tiger, den Fuchs und die Eule, also die Klugheit, die Stärke, Schlauheit 2c., aber gut erhalten ist nur das Basrelief mit den Tigern, von welchem wir eine Abbildung geben. Das Monument hat einst aus zwei perpendikulären, parallelen Pyramiden bestanden und die Entwickelung etwa 110 Metres betragen; für die Zuschauer war eine Platform vorhanden. Zwei kleinere Gebäude an beiden Enden, die auf einem etwa 20 Fuß hohen Vorplatze standen, sind Plätze für die Richter oder Wohnungen für die Auffeher und Wärter des Gymnasiums gewesen. Auf der Pyramide zur Rechten (Nordseite) waren zwei Gemächer, von denen eins verfallen ist. Sie hat wohl einen Portikus gehabt, der von zwei gewaltigen Säulen getragen wurde; die Piedestale desselben sind noch vorhanden. Das zweite Gemach ist noch in gutem Zustand und mit Malereien bedeckt. Man sieht Krieger und Priester, einige mit schwarzem Bart, angethan mit einer weiten Tunika; der Kopf ist auf verschiedene Weise geschmückt. Von Farben sind schwarz, gelb, roth und weiß zur Anwendung gekommen. Diese beiden Säle bilden das Innere des Tigerbasreliefs.

In der Pyramide zur Rechten befindet sich, eingelassen in die Mauer, der berühmt gewordene Ring, der beim Ballspiele benutzt worden ist. Charnay hält den Palast der Vestalinnen für das allerwichtigste Monument zu Chichen. Im Ganzen genommen ist er sehr beträchtlich; die Vorderseite hat jedoch keine besonders große Ausdehnung, dafür ist sie aber gearbeitet wie ein chinesisches Kästchen. Ueber der Thür war die Inschrift des Palastes. Sie hat als Ornamente steinerne Glöckchen, welche, gleich anderen, die man in mehreren Gebäuden findet, fast an chinesische oder japanische Verzierungen gemahnen. Ein prächtiges Medaillon über der Thür stellt einen Fürsten oder Häuptling dar; das Haupt ist mit einem Diadem von Federn geschmückt. Der große Fries, welcher den Palast umgiebt, besteht aus einer Menge von kolossalen Köpfen von Götzenbildern, auf deren Nasen sich wieder ein Gesicht befindet. Diese Köpfe sind von einander durch Felder von kreuzförmiger Masaik getrennt, dergleichen man in Yucatan oft findet.

Das Innere des Gebäudes besteht aus fünf Gemächern von gleicher Größe und Gestalt, die immer dieselbe ist, ähnlich wie in Palenque. Die Spanier haben dafür den Ausdruck Boveda, was Gewölbe bedeutet und eben deshalb nicht zur Bezeichnung dieser ganz eigenthümlichen Architektur paßt. Von Gewölben ist hier gar keine Rede; man sieht zwei etwa zehn Fuß hohe, parallel laufende Mauern, die nach oben hin einander entgegentreten und oben (wie schon Norman angiebt) mit einer Steinplatte geschlossen sind.

Die Oberschwellen der Thüren sind von Stein; diese letzteren sind in Chichen nicht häufig, dagegen findet man sie in Uxmal überall. Der Haupttheil des Palastes der Vestalinnen, der von zwei in ungleichen Entfernungen stehenden Flügeln flankirt wird, lehnt sich an eine Pyramide. Auf der Platform derselben steht ein sehr sorgfältig gearbeitetes Gebäude und auf diesem noch ein zweites. Zu der ersten Platform führt eine mächtige, sehr steile Treppe von 45 Stufen. Diese Pyramide ist von Stephens besucht worden.

Auch Charnay hat in Centralamerika kein Monument gesehen, das Fensteröffnungen hat. Wir bemerken zum Schlusse, daß Chichen bedeutet: Oeffnung, Mündung eines Brunnens. Von Uxmal, der prächtigsten Ruinenstadt nächst Chichen, geben wir die Abbildung der Vorderseite eines Palastes. Uxmal bedeutet in der Mayasprache: Vergangene Zeiten.

*) Rambles in Yucatan. Or notes of travel trough the Peninsula. Including a visit to the remarkable ruins of Chichen Itza, Kabah, Zayi and Uxmal. With numerous illustrations. By B. M. Norman, Philadelphia 1849. Siebente Auflage, S. 108 bis 128.

Stiergefechte zu Valencia im Jahre 1862.

Zweiter Artikel.

Die Plaza de Toros in Valencia und die Einrichtung des Amphitheaters. — Die Arena. — Einzug der Cuadrilla. — Der Picador Calderon und der Bulle Morito. — Die Banderilleros und das Anheften der Banderillos. — Brennende Banderillos. — Der Gordito und der Tato, als Helden des Circus. — Anwendung der Muleta. — Die verschiedenen Estocadas und Suertes. — Die Chulos und der Cachetero. — Wie der Stier abgethan wird. — Der Kampf mit dem Kuckuck. — Der Jude, ein Springer. — Allerlei Zwischenfälle. —

Die Plaza de Toros in Valencia bietet einen in der That großartigen Anblick dar. Das Amphitheater ist gefüllt mit einer Menge von zwölf= bis fünfzehntausend Menschen, die alle festlich gekleidet sind, und vom blauen Himmel herab strahlt die warme Sonne auf dieses Gewimmel. Als ich eintrat, waren die Asientos de sol, die „Sonnenplätze", beinahe völlig besetzt, und die wenigen Lücken bald durch die unablässig hereinströmenden Leute rasch besetzt. Das war ein Summen und Durcheinanderschwirren von Stimmen! Die Wasserverkäufer riefen mit lauter Stimme ihr kühlendes Naß aus, Andere preisen Chufas und Orangen an; die letzteren werden mit großer Behendigkeit bis auf die obersten Sitzreihen geworfen und kommen allemal zu dem, welcher sie verlangte. Sehr gute Geschäfte machen die Händler, welche Fächer verkaufen; das Stück kostet nur einen Silbergroschen. Die Leute auf den Asientos de sol schmoren förmlich in der Hitze und lechzen nach Abkühlung, welche der Fächer ihnen vermittelt. Auch erquicken sie den innern Menschen; denn gewaltige, mit dunkeln, beinahe schwarzem Wein gefüllte Botas, Schläuche, wandern von Einem zum Andern. Hin und wieder kommt ein Wortwechsel vor, aber das Gezänk artet nicht zu Thätlichkeiten aus; deswegen hat man die Redensart Bromas de toro, Bullengezänke, die eben nicht viel bedeuten wollen und weiter keine Folgen haben.

Doch eben erhebt sich ein ungewöhnliches Geräusch, die Menge wird aufmerksam; das muß wohl etwas Absonderliches zu bedeuten haben. Mein Freund Don José, ein valencianischer Aficionado, der mich mit zur Corrida genommen hatte, sagte: „Das ist der Despejo." So nennt man die Räumung der Arena und des Valle (des kreisförmigen Laufganges zwischen den Sitzen der Zuschauer und der Bretterwand der Arena). Sie wird durch Soldaten bewerkstelligt. Diese marschiren hinein und drängen alle Leute hinaus. Der Redondel war nun ganz leer, die Musik spielte auf und das Vorspiel begann. Zwei Alguaciles auf schwarzen, mit karmesinrothen Schabracken belegten Gäulen, ritten an der Spitze eines Zuges. Sie haben noch genau dieselbe Tracht wie im sechszehnten Jahrhundert, einen großen Hut mit aufgeschlagener Krämpe und einen Federbusch, weißen gesteiften Halskragen, breiten Ledergürtel, Mantel und seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen. Der Alguacil ist zugleich Polizei= und Gerichtsdiener und darf bei öffentlichen Festlichkeiten nicht fehlen; auch geleitet er arme Sünder zum Tode; aber die Alguaciles sind beim Volk unbeliebt, und heute wurden sie mit Geschrei empfangen und herzhaft ausgepfiffen.

Der Espada erwartet den Stier.

Hinter ihnen zogen die Gente á pié, die Leute zu Fuß, welche man auch als Peones bezeichnet. Zu ihnen gehören die Espadas, die Banderilleros und die Chulos, welche auch als Capeadores, d. h. welche mit

dem Mantel täuschen, bezeichnet werden. Als diese Leute erschienen, hörte das Pfeifen auf und ein ungeheurer Sturm des Beifalls brach los. Da waren sie also, die Haupthähne der Arena, in ihrem vollen Anputz. Auf dem Kopfe tragen sie eine Monterilla von schwarzem Sammet, mit seidenen Pompons an jeder Seite; auf den Nacken herab hängt die Moña, eine Art Chignon, gleichfalls von schwarzer Seide; sie ist an der Coleta befestigt, einem kleinen Haarzopfe, welchen jeder Torero sich wachsen läßt. Jener Chignon bildet einen auffallenden Gegensatz zu dem dicken, schwarzen Backenbarte. Die kurze Jacke mit breiten Aufschlägen und die Weste, Chaleco, sind mit Fransen fast überdeckt; aus der Jackentasche sieht ein Sacktuch von feinstem Batist kokett hervor; gewöhnlich hat es gestickte Ränder und ist ein Geschenk der Querida, Geliebten. Ein Jabot fehlt niemals. Die kurze, knapp anliegende Hose ist allemal von Atlas, entweder blau oder rosenroth, grün, auch wohl lila, doch stets von zarter, duftiger Farbe; dagegen muß die Faja, der unvermeidliche seidene Gürtel, scharf in's Auge stechen, und die seidenen Strümpfe sind fleischfarben. Man glaubt einen Figaro vor sich zu sehen, wie denn uns Nordeuropäern diese spanischen Gladiatoren wie Tänzer erscheinen. Man möchte kaum glauben, daß diese kokett aufgeputzten Leute mit dem Blute Spiel treiben und mit kaltem Blut ihr Leben in die Schanze schlagen. Die Kleidung ist bei allen Toreros, gleichviel welcher Gattung sie angehören, so ziemlich dieselbe, doch jene des Espada, die manchmal bis zu dreihundert Thalern kostet, reicher als die aller anderen.

Die Toreros traten mit einem, man kann wohl sagen, charmanten Anstand in die Arena. Sie nahmen sich stattlich aus in ihrer Capa, dem langen Mantel, der eine große Rolle spielt, weil vermittelst desselben der Bulle von seinem Ziel abgelenkt wird.

Hinter ihnen ritten die fünf Picadores; sie trugen einen niedrigen Filzhut mit breiter Krämpe und einem mächtigen Büschel farbiger Bänder, kurze Jacke, breiten Gürtel und gelblederne Beinkleider, über Eisenschienen, die sehr nothwendig sind, weil die Schenkel manchen Stoß mit den Hörnern auszuhalten haben. Der Sattel ist, wie der arabische, vorn und hinten sehr hoch und der Reiter gleichsam eingeklemmt, die Steigbügel sind wie ein Kasten, in welchem der Fuß beinahe verschwindet; die langen, schweren Sporen sind eine wahre Qual für die armen Pferde.

Den Picadores folgen die beiden Tiros, Gespanne von Maulthieren mit hohen Federbüschen, scharlachrothen Schabracken und mit Glöckchen und Schellen behängt. Auf dem Kopfe schaukeln mehrere Pompons übereinander und den Hauptschmuck bilden Fähnchen mit den spanischen Nationalfarben, gelb und blau. Diese Maulthiere sind je zu dreien vor ein Querholz gespannt, benehmen sich in der Regel sehr widerspenstig und werden deshalb von zwei Muchachos, Burschen, am Zaume geführt, während ein dritter den Querbalken hält. An diesem befindet sich ein Haken, vermittelst dessen man die todten Stiere oder Pferde aus der Arena hinausschleift. Den Schluß des Zuges bilden Diener in andalusischer Tracht, welche eigentlich nichts zu thun haben, aber doch die Zahl voll machen. In früheren Zeiten waren im Zuge acht bis zehn Perros de presa, mächtige Fanghunde, welche man auf den Bullen hetzte, wenn er nicht Feuer genug zeigte; jetzt kommen sie nur selten vor, weil die brennenden Banderillas denselben Dienst versehen.

Der Zug schritt langsam in der Arena herum und begrüßte den Herrn Bürgermeister, welcher eben in seinem Palco, Sperrsitze, Platz genommen hatte, und nun erst begab sich Jeder an die für das Gefecht ihm angewiesene Stelle. Herkömmlich empfängt ein Alguacil den Schlüssel des Toril vom Alcalden, heute lief nun ein Muchacho auf den Alguacil zu, welcher in der Mitte des Redondel stand, und reichte ihm einen Sombrero, Hut, hin, in welchen der mit rothen Bändern verzierte Schlüssel gelegt wurde. Das Volk verhöhnte auch jetzt den Alguacil, der sich rasch hinwegbegab, denn der Stier sollte losgelassen werden.

Die Muchachos öffneten die Flügelthür und der Bulle stürmte hervor. Er war ein stattliches Thier, rabenschwarz, mit weit ausgespannten Hörnern; an der granatrothen Devisa erkannten wir, daß er aus der Ganaderia von Colmenar viejo stammte.

Der Picador Calderon war auf seinem Posten, acht oder neun Schritte links von der Thür und ein paar Fuß von den Schranken entfernt. Er hatte bereits mit einem rothen Tuche die Augen des Pferdes verbunden, denn es darf ja nicht sehen, daß der Bulle heran rennt. Dieser kam eben aus seinem dunkeln Stalle, blieb, vom Sonnenlicht und der Menge geblendet, einen Augenblick stehen und sah umher; dann rannte er mit gesenktem Kopfe gegen Calderon los, der ihm einen Stich in die Schulter gab. Das rothe Blut rann über das schwarze Haar hinab. Der Bulle sprang zur Seite, erhielt einen zweiten Stoß, stürmte aber nun gegen das Pferd ein und rannte demselben beide Hörner in den Bauch, aus welchem sofort ein Blutstrom hervorquoll. Das arme Thier bäumte noch ein paar Mal auf, dann fing es an zu taumeln, der Picador jedoch rannte ihm die Sporen in's Fleisch, um es noch ein paar Minuten aufrecht zu erhalten. Aber es brach gleich zusammen, und Calderon rief den Muchachos zu, ihm sofort ein anderes zu bringen. Während er mit schwerem Schritt auf dasselbe zuging, lag das andere in einer Blutlache, zuckte mit den Beinen, streckte alle Vier von sich und verendete.

Inzwischen war der Bulle nach der andern Seite der Arena gerannt und stürmte auf Pinto ein, welcher den Beinamen el bravo, der Unerschrockene, führt. Pinto versetzte ihm einen so gewaltigen Stoß gegen die Schulter, daß er selber aus dem Sattel stürzte, während das Pferd über ihn hinfiel. Es ist eine Thatsache, daß der Bulle noch wilder wird, wenn er einmal Blut gesehen hat; er verkennt aber seinen wahren Feind und läßt seine Wuth gewöhnlich an dem Pferde, nicht an dem entsattelten Picador aus. Zwei Chulos packten den Letztern bei der Schulter, um ihn hervorzuziehen und wieder auf die Beine zu bringen, während Andere ihre Capas schwenkten, um den Stier von dem Pferd abzulenken, in das er wie toll und blind mit seinen Hörnern hineinstieß. Endlich ließ er dieses Opfer fahren, um einen Chulo zu verfolgen, der nun Hakensprünge machte und dabei seinen Mantel hinter sich herschleifte. Aber der Bulle kam ihm dicht auf die Fersen und dem Chulo blieb nichts weiter übrig, als mit einem raschen Satz über die Tableros zu springen. Dann hielt der Bulle plötzlich an, offenbar erstaunt über das Verschwinden seines Gegners, und stieß gegen die Bretter.

Morito, so hieß der Stier, hatte seine Sache gut gemacht und gewann großen Beifall. Binnen etwa einer Minute waren von ihm zwei Picadores entsattelt und zwei Pferde getödtet worden. Tausend Kehlen riefen: „Bravo, Toro, bravo!“ Denn in Spanien wird ein Bulle beklatscht oder ausgepfiffen, gerade wie bei uns die Komödianten. Die Picadores erhielten gleichfalls ihr Bravo, denn auch sie hatten ihre Sache gut gemacht, ihre Suertes de pica und ihre Cogidas waren untadelhaft. Suerte ist jede Vertheidigung oder jeder Angriff des Torero, und Cogida bezeichnet jeden Angriff auf den Stier. Ein Torero, der einen Stoß mit dem Horn erhält, ist enganchado.

Ein muthiger Bulle war der Morito, das läßt sich nicht

Ein Banderillero in Lebensgefahr.

leugnen, er war bayante e duro, das heißt, lebhaft und aufgelegt zum Angreifen, auch fürchtete er sich nicht vor dem Castigo, der Züchtigung. Calderon wollte seine Scharte auswetzen; es verdroß ihn, daß er gefallen war, und nun wollte er seinen Bewunderern zeigen, daß er mit dem Morito wohl fertig werden könne. Er gab seinem Rosin (Roß, Gaul) die Sporen und galoppirte bis zu dem Bullen heran, der gerade mitten in der Arena stand und entsetzlich brüllte, während er mit den Füßen Staub aufwarf. Calderon war äußerst verwegen, ja leichtsinnig. Der Picador sucht es beim Angriffe so einzurichten, daß er bei einem Sturze zwischen das Pferd, welches ihm gleichsam als Schirm und Schutz dient, und die hölzerne Umfriedigung fällt; dann ist er auf zwei Seiten gesichert. Wenn er dagegen mitten im Circus zu Boden stürzt, kann der Bulle ihn beliebig stoßen, denn der liegt frei und offen da. Calderon's Muth wurde mit Händeklatschen und Zuruf belohnt, und der Beifall war geradezu betäubend, als der Picador seine Lanze schwenkte und den Stier zum Angriffe förmlich einlud. Aber der Bulle blieb auf seinem Platze. Calderon ritt nun einen Schritt vor und warf ihn mit seinen großen Hute; aber auch jetzt wich und wankte Morito nicht. Man nennt dergleichen obligar a la fiera, das wilde Thier zum Angriff obligiren. Noch mehr, Calderon kitzelte dem Bullen mit der Lanzenspitze die Nase. Das war demselben doch gar zu viel, er stürmte los und warf mit einen einzigen Stoße Roß und Reiter in den Sand. Sofort eilten, der Tato voran, die Chulos mit ihren Mänteln herbei; das Pferd hatte sich schnell wieder aufgerafft und schlug hinter sich aus, Calderon dagegen war durch den Fall betäubt worden, lag noch am Boden und Roß und Bulle stampften gleichzeitig auf ihn ein. Doch gelang es dem Tato, der nie einen Torero im Stiche läßt, durch einige brillante Suertes de capa den Stier abzulenken, welcher nun ihn verfolgte. Der Espada machte aber gleich einen gewandten Sprung zur Seite und ließ ihn vorbeirennen; dann blieb jener stehen und schwenkte graziös den Mantel. Das wiederholte er mehrmals und der Stier konnte ihm nichts anhaben.

Die Zuschauer waren wie elektrisirt und in der größten Aufregung: man trug den Picador Calderon ohnmächtig hinaus. Von der Stirn, an welcher er eine klaffende Wunde hatte, strömte Blut herab; aber die Chulos sagten: „Das ist so gut wie gar nichts.“ Er war in der äußersten Gefahr gewesen, aber der Tato hatte ihn gerettet. Man nennt dergleichen einen Quite (Parirung, Abwendung) machen, und der Picador kann von Glück sagen, wenn der Amo (Chef der Quadrille) ihm derart zu Hülfe kommt.

Nun trat einer von den Reservas, Picadores, welche für jeden Nothfall in Reserve gehalten werden, in den Circus, um den „unnütz gewordenen“ Calderon zu ersetzen. Aber auch sein Pferd theilte das Schicksal der anderen; es war allerdings nicht sofort todt, als der Stier ihm die Hörner in den Leib rannte, aber wir hatten einen abscheulichen Anblick. Das arme Thier war entsetzlich verwundet, aus dem weiten Riß im Bauche quollen die Eingeweide hervor und diese schleppte es mit sich, während der Picador es mit den Sporen bearbeitete, ein Muchacho es am Zaume vorwärts zog und ein anderer ihm einen Hagel von Hieben auf die Lenden regnen ließ! Die Zuschauer riefen: „Hinaus, hinaus, ein anderes Pferd!“ aber nicht etwa aus Mitleiden mit der unglücklichen Mähre, denn davon ist beim Publikum keine Rede, es verlangte ein neues Pferd nur deshalb, weil der Dienst in der Plaza schlecht versehen wurde. Da rannte der Bulle noch einmal zu und warf den Gaul todt zu Boden.

Somit waren binnen wenigen Minuten drei Pferde getödtet worden, zwei anderen erging es gleich nachher nicht besser, und drei wurden obendrein verwundet. Die Sache ließ sich „erfreulich“ an: fünf todte und drei verwundete Gäule, fünf und zwanzig Pujazos, Pikenstöße, acht mal die Picadores vom Pferde gefallen, Calderon unbrauchbar geworden, — das war für eine Zeitfrist von fünf Minuten aller Ehren werth. Sobald ein Roß am Boden lag, schlugen Muchachos ihm mit Knütteln auf die Nase, um zu probiren, ob es noch brauchbar sei, nahmen ihm, wenn das nicht mehr der Fall war, Sattel und Zaum ab und entfernten das um die Augen gebundene rothe Tuch, während andere Muchachos in der Arena umhergingen und aus Körben Sand nahmen, mit welchem sie die Blutlachen bestreuten. Das ist nothwendig, damit die Toreros nicht in Gefahr kommen, auszugleiten.

Das Anheften der Banderillas.

Doch wir hören Trompetengeschmetter und Paukengedröhn, und unser Nachbar sagt uns, was das bedeutet. Die Picadores sollen abtreten und die Banderilleros ihr Werk beginnen. Sie eilen gleichsam im Tanzschritte flink herbei und schwenken ihre Fähnchen, um den Bullen auf sich zu lenken.

Diese Banderillas, auch Palillos, Zarcillos oder Rehiletes genannt (d. h. Schlägel oder Zahnstocher, Ranken oder Gäbelchen, oder befiederte Pfeile) sind Stäbe etwa von der Dicke eines Fingers, zwei Fuß lang und mit buntem, zerschnittenem und gekräuseltem Papier bewickelt, und am vordern Ende befindet sich ein angelartiger Haken. Diesen befestigt der Banderillero auf der Schulter des Bullen, um denselben noch grimmiger zu machen. Es bleibt aber stets eine gefährliche und schwierige Sache, ein paar Banderilleras auf den Schultern zu befestigen; der Torero, welcher das Wagniß unternimmt, muß sehr flink und kaltblütig sein. Er hebt gleichzeitig beide Arme über die Hörner empor, welche er fast berührt, und schon das kleinste Versehen kann ihn in Lebensgefahr bringen. Es giebt Toreros, welche sich in jeder Art des Stierkampfes versucht haben, als Picador, Espada und Banderillero.

Doch wir wenden uns wieder zum Gordito, der sich nun in der Arena befand. Der Bulle ließ nicht auf sich warten, sondern rannte wie der Blitz gegen ihn ein; aber

der Torero machte einen Seitensprung und der Stier schoß nun, mit angehefteten Banderillas, vorüber. Bald hatte ein anderer ihm noch ein paar dergleichen auf den Schultern befestigt, und das Thier erhob, immer wüthender gemacht, ein ungeheures Gebrülle, denn diese kleinen Angelhaken reizen den Bullen ganz allgemein. Die Spanier haben das Sprichwort: poner Banderillas, wenn sie andeuten wollen, daß Jemand durch satirische Ausfälle gereizt werde.

Unsere schöne Nachbarin sagte uns, der Gordito werde nun poner Banderillas a cuarto, d. h. kleine Banderillas anheften, welche nur eine Viertel Vara (spanische Elle von drei Fuß) lang sind. Solch ein äußerst gefährliches Kraftstück kommt nicht oft vor, aber der Gordito führte dasselbe mit großem Geschick aus und wurde reichlich mit Beifall belohnt. Er ist jetzt unbestritten der berühmteste Banderillero in ganz Spanien, und trotz seiner Wohlbeleibtheit (el Gordito heißt der Fleischige, Fette) ungemein flink. Ihm zunächst steht Blas Meliz, el Minuto, der Winzige, weil er klein ist; er hinkt, seitdem er in Segovia auf eine in der That sonderbare Weise am Beine verwundet wurde. Der Espada hatte sein Schwert in den Bullen hineingerannt und dasselbe im Halse stecken lassen; das Thier schüttelte sich und strampelte, dabei flog das Schwert heraus, und mit der Spitze in das Bein des Minuto.

Gewöhnlich heftet man einem Stiere nur drei paar Banderillas an, aber der Gordito, welchen der Beifall des Publikums noch kühner gemacht hatte, wollte es mit einem vierten Paare versuchen. Aber da blies die Trompete zum Tode (a matar suena el clarin), und nun begann der dritte Akt des blutigen Schauspiels.

Der Tato trat in die Arena; er sollte den dritten Stoß führen. Es ist herkömmlich, daß der Espada den Bürgermeister um Erlaubniß bittet, den Stier tödten zu dürfen, und er äußerte dabei, daß er seine Obliegenheit muthig erfüllen wolle. Man nennt das echar el brindis, wörtlich: einen Gesundheitstrunk, Toast, ausbringen. Der Tato trat also vor die Loge des Präsidenten, nahm Schwert und Muleta in die linke Hand, zog seinen Hut ab und grüßte zierlich. Der Alcalde nickte bejahend, der Tato schlug eine Pirouette, warf seinen Hut nachlässig in die Luft, nahm das Schwert in die Rechte und stellte sich dem Bullen gegenüber.

Die Muleta behielt er in der linken Hand. Sie ist ein Stück rothen Tuches, etwas größer als eine Serviette und gewöhnlich an einem armslangen Stabe befestigt. Dieser Zeuglappen ist so zu sagen das Palladium, der Rettungsanker des Espada. Mit Hülfe desselben ermittelt er, was das grimmige Thier beabsichtigt, wenn es sich auf den Engaño, den „Köder, Betrug", stürzt, und vermöge desselben lenkt er auch die Aufmerksamkeit des Bullen von seiner Person ab. Das Schwert hat die gewöhnliche Länge, eine flache, biegsame Klinge, und der Espada hält es derart, daß der Daumen auf dem Absatz von Griff und Klinge ruht, und wenn er den Stoß führt, ruht der Knopf des Griffes in der innern Hand, damit er recht kräftig nachdrücken könne. Der Tato nun lockte den Stier mit der Muleta an und spielte gleichsam mit der wilden Bestie. Diese pases de muleta wiederholte er mehrmals, und sie werden von den Aficionados sorgsam verzeichnet, weil sie ihnen von großer Wichtigkeit erscheinen. Nicht jeder Espada bringt es darin zum höchsten Grade der Vollkommenheit, aber Juan Ximenez, el Morenillo, hatte allerdings denselben erreicht, weil er Muleta und Schwert links eben so gut wie rechts handhabte und dadurch manchen Vortheil gewann.

Der von Tato's Muleta beirrte Stier erlitt inzwischen großen Blutverlust, büßte offenbar viel von seiner Kraft ein und wurde nun aplomado, bleiern, schwer, und wollte nicht mehr angreifen. Der Torero ging also dicht an ihn hinan und hob einige auf den Schultern eingehakte Banderillos mit dem Schwert in die Höhe. Dabei sah er allerdings ganz prächtig aus, und meine schöne Nachbarin sagte entzückt: Que es plantado! Wie fest er dasteht! Die Entscheidung konnte jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen; Aller Blicke waren auf das Schwert gerichtet. Der Tato sprang auf den Stier ein, dessen Hörner am seidenen Wamnse hinstreiften, aber im Nu steckte das Schwert bis an's Heft in der Schulter des Bullen.

Der Tato hatte eine ganz herrliche Estocada a volapies vollbracht! Diese steht bei den Aficionados in hoher Gunst. Sie besteht nicht etwa darin, den Stier so zu treffen, daß er durch den Stoß keinen Tropfen Blut verliert und vor dem Sieger in die Knie sinkt. Sie ist, wie schon früher bemerkt, von Costillares erfunden worden; der Espada muß einen Bullen tödten, welcher aplomado geworden ist und nicht mehr angreifen will.

Die Suertes de espada sind von zweierlei Art. Da ist zuerst die eben geschilderte Estocada a volapies, sodann die Suerte de recibir oder recibiendo, welche einen geraden Gegensatz zu der erstern bildet, indem der Espada den Bullen an sich kommen läßt. Der Tato erhielt auch jetzt donnernden Beifall, Hunderte von Hüten flogen in die Luft und fielen, dicht wie Hagel, im Redondel nieder; selbst Soldatentschakos fehlten dabei nicht, eben so wenig Blumensträuße und — Cigarren. Der Espada dankte, wie unser Bild zeigt, mit Anstand und Würde. Er hatte das Schwert in der Rechten, halb mit dem Mantel verhüllt, die Hand auf die Hüfte gestemmt, in der Linken hielt er seine Montera; neben ihm lagen einige todte Pferde in Blutlachen und zwischen zuckenden Eingeweiden. Und Blumen daneben!

Nach ein paar Minuten kamen Muchachos, sammelten die Hüte auf und schleuderten dieselben sehr gewandt ihren Eigenthümern zu. Inzwischen war es mit dem Stier, um welchen sich einen Augenblick die Leute kaum gekümmert hatten, noch nicht ganz vorbei; er fing aber an zu taumeln, wie ein betrunkener Mensch, und drehte sich dann um sich selbst. Daran erkennt man, daß er bald verenden werde. Se marea, se marea! Es wird ihm unwohl! riefen viele Stimmen. Dann schlossen die Chulos einen Kreis um ihn und schwenkten ihre Mäntel, um ihn zu rascherer Bewegung anzutreiben. Noch immer lebte er; seine Augen starrten glotzend und gläsern aus den Höhlen hervor, aus dem Maule strömte Blut in Menge, aber den Kopf trug der starke Bulle immer noch aufrecht. Das Sterben kam offenbar ihm sehr schwer an.

Der Cachetero erschien: ein schwarzgekleideter Mann, welcher seither sich nicht hatte blicken lassen. Seine Aufgabe besteht darin, die Leiden des Bullen durch einen Gnadenstoß zu beendigen. Diesen führt er vermittelst eines Dolches, welcher genau die Gestalt eines Radirmessers hat. Der blutende Stier lag jetzt an den Tableros und glotzte beinahe theilnahmlos seine Feinde an, welche neben ihm standen. Der Cachetero ging zwischen den Bullen und die Schranke und stand auf dem schon früher erwähnten Brett, das rings um die Planken hinläuft. Während er sich mit der linken Hand oben an denselben festhielt, neigte er sich nach vornhin über den Stier und gab ihm rasch einen Stoß dicht hinter den Hörnern. Im Nu und wie vom Blitze getroffen sank der Kopf, der Dolch war in's Rückenmark gefahren und der Tod augenblicklich erfolgt.

Was geschah nun weiter? Als der Stier sein Haupt gesenkt hatte, begann sofort die Musik und spielte die Weise andalusischer Arien, die beim Tanze gesungen werden! Das Publikum fiel mit ein und tausend Hände klatschten. Zwei

Der Triumph des Espada.

Der Cachetero versetzt dem Stier den Gnadenstoß.

Gespanne festlich mit Federbüschen aufgeputzter Maulthiere erschienen im Galopp, und die Diener hingen den Bullen und ein Pferd an den Gancho, den Haken am Querbaume. Die Maulthiere waren aber auch jetzt sehr störrig, wurden arg gepeitscht und jedes mußte von zwei Dienern am Zaume geführt werden. Das ging so fort, bis alle todten Thiere aus der Arena hinweggeschleppt waren.

Während dieser Pause machten die Naranjeros mit dem Verkauf ihrer Apfelsinen und die Verkäufer von Orchata gute Geschäfte, denn die Valencianer wollten ihren Durst löschen. Inzwischen wurde der Sand in der Arena geebnet und man sah keine Blutspuren mehr.

Aus dem oben Gesagten ergiebt sich, daß der Kampf mit dem Bullen in drei Akte zerfällt. Im ersten spielen Picadores die Hauptrolle, im zweiten die Banderilleros, im dritten der Espada. Jedem Stiere sind durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Minuten Zeit vergönnt, nicht mehr, so daß in dritthalb Stunden acht Bullen abgethan werden können.

Nun war der Circus wieder frei und rein. In die Musik hinein fiel Trompetengeschmetter, die Thür des Toril flog mit Krachen auf und in das Redondel hinein stürmte der Cuquillo, der Kuckuck. Anfangs wollte er den Aficionados nicht behagen, er war etwas schwer auf den Beinen, schien nicht zu den franken und unerschrockenen Bullen, den boyantes, claros, sencillos zu gehören; indessen beschnoberte er doch zwei Picadores, welche ihm ein paar kräftige Stiche gaben. Er schien sich wenig daraus zu machen, schritt indeß doch etwas verlegen nach dem andern Ende des Circus hin, von wo die Chulos mit ihren Mänteln ihn hinwegscheuchten. Offenbar war der Kuckuck ein feiger, weichlicher Gesell, un cobarde, un blando, und obendrein ein Querenciado. Fast jeder Bulle wählt sich im Circus eine Stelle, wohin er gern wieder zurückgeht und wo er stehen bleibt oder sich legt, gleichviel ob er dem Kampfe ausweichen oder ausruhen will. Ein Bulle nun, der Mißbrauch mit der Querencia (d. h. dem Lieblingsplatze) treibt, ist ein Querenciado, und das war bei dem Cuquillo der Fall. Als ihm aber die Picadores eine erkleckliche Anzahl von Puyazos versetzt hatten, raffte er sich auf und that im Nu zwei Rosse ab. Dann aber wollte er wieder auf seiner Querencia ruhen. Das behagte dem Publikum nicht, und als Trompetenstöße das Auftreten der Banderilleros verkündeten, erhob man von allen Seiten den Ruf: Feuer, Feuer! Das Volk verlangte brennende Banderillas, das heißt solche, an welchen statt des gekräuselten Papiers allerlei Feuerwerksstücke hängen, die sich entzünden, sobald das Eisen in die Haut des Thieres eindringt. Nun erging es dem Cuquillo schlimmer; der Gordito war auch jetzt wieder auf dem Platze und heftete ihm die beiden ersten Feuerbanderillas an. Sogleich zischte ihm der Brand um Rippen und Bauch, und während ihm die Schwärmer unter dem Leibe platzten, wurde ihm ein zweites Paar und gleich nachher ein drittes angeheftet. Er brüllte ganz entsetzlich, galoppirte wie rasend umher; das Eisen schmerzte, das Pulver verbrannte ihn und dazu kam das wilde Geschrei der Zuschauer. Da ging ihm eine vierte Banderilla zwischen den Hinterbeinen los und nun war seine vom Schmerz aufgestachelte Wuth geradezu gräßlich. Er sollte abgethan werden, der Espada erschien und versetzte ihm erst einige kleine Stöße, Pinchazos, von denen aber einer bis auf die Knochen drang, so daß die Klinge etwas krumm wurde. Während die Zuschauer über ein solches Ungeschick murrten, zog der Espada dieselbe unter seinem Fuße durch und machte sie wieder gerade, versetzte dem Cuquillo eine vorzügliche Estocada, der Cachetero erschien und that was seines Amtes war, und die Maulthiere schleiften den todten Kuckuck hinaus.

Wir gehen auf die späteren Bullenkämpfe nicht ein; der Leser wird sich gern an den obigen Schilderungen so barbarischer Auftritte genügen lassen, aber einiger Zwischenfälle müssen wir doch erwähnen, weil sie kennzeichnend sind. Wir sagten weiter oben, daß der Picador Calderon bewußtlos aus der Arena fortgetragen wurde. Jetzt trat er wieder auf, allerdings mit dick verbundenem Kopfe, ritt stolz wie ein Kaiser auf einem ganz armseligen Gaul und schwenkte seine lange Lanze. Das Ganze gemahnte in der That an den sinnreichen Don Quixote aus der Mancha auf der Rosinante. Calderon wollte Rache und Genugthuung für seinen Unfall haben, und um zu zeigen, daß dieser ihn nicht im geringsten außer Fassung gebracht, stellte er sich ganz dicht an die Thür des Toril, um den ersten Anprall des Brujo zu haben, des „Hexenmeisters", denn so hieß der Bulle, welcher jetzt, als der dritte, an die Reihe kam. Er versetzte ihm einige derbe Puyazos, das Pubikum rief Beifall, welcher den Picador ermunterte, der sich nun selber übertreffen wollte. Er ließ mit seiner Pua, Spitze, den Brujo keinen Augenblick ruhen, und sein ganzes Behaben war so, als ob er nicht einmal einen Riß mit der Nadel erhalten hätte. Die Toreros haben, wie alle Leute, welche berufsmäßig auf den Beifall des Publikums angewiesen sind, eine hochgesteigerte Eitelkeit und Eigenliebe. Roque Miranda, zubenannt Rigores, bekam einst in der Plaza zu Madrid drei Hörnerstöße nach einander; trotzdem reis'te er gleich darauf nach Bilbao ab, um dort aufzutreten, aber der berühmte Montes gab es nicht zu. Trotzdem erschien Miranda in einem andern Circus; da brachen aber seine Wunden auf und er starb eines qualvollen Todes.

Die Corrida nahm in einer für die Liebhaber durchaus befriedigenden Weise ihren Fortgang. Der Tato, ein lebhafter junger Mann und seinem Berufe mit Leidenschaft ergeben, war allemal da, wo es galt, einem andern Torero aus der Gefahr zu helfen, auch sahen wir von ihm Suertes de capa, welche durch Kühnheit überraschten. Einmal gab er den Suerte de espaldas zum Besten, indem er sich vor den Bullen hinstellte, ihm die Schultern vorhielt und, wenn das Thier auf ihn einrannte, sich rasch zur Seite drehte, so daß es an ihm vorüberschoß. Großen Beifall erhielt auch der Suerte de Navarra, bei welchem der Tato sehr anmuthige Bewegungen zeigte, und der Suerte de las tijeras, d. h. der Scheeren. Bei diesem stellte er sich dem Bullen gegenüber und schlug die Arme übereinander. Als dann endlich der Stier abgethan werden mußte, geschah es durch eine Estocada mete y saco, das heißt, der Espada rennt ihm drei Viertel der Klinge in's Fleisch, zieht sie wieder heraus und behält das Schwert in der Hand.

Der vierte Bulle wurde mit großer Spannung erwartet, weil es von Mund zu Mund lief, daß der Gordito ihm ein paar Banderillas sentado anheften wolle, d. h. er saß dabei auf einem Stuhle (siehe die vorige Nummer Seite 97) und ließ den Stier ganz nahe herankommen. Ein Diener kam und stellte einen alten, mit Stroh überflochtenen Stuhl mitten in die Arena; der Gordito setzte sich, hielt seine beiden Banderillas weit vorausgestreckt, lächelte und war des Anpralles gewärtig. Der Bulle wurde durch Schwenkungen, welche die Chulos mit ihren Mänteln machten, gereizt und nahm sich den Gordito zum Ziele. Das war ein Augenblick ernstlicher Spannung, und als der Stier kaum noch zwei oder drei Schritte vom Gordito entfernt war, dieser aber noch auf dem Stuhle saß, drang aus tausend Kehlen ein Schrei des Entsetzens hervor. Aber der Torero sprang wie ein Blitz zur Seite und heftete dem an ihm vorüberjagenden Bullen ein paar Banderillas an, als derselbe seine Wuth am Stuhl ausließ.

Es ist rein unmöglich, das bis zum Wahnsinn gesteigerte

Beifallstoben der Zuschauer auch nur annähernd zu schildern; Alles im Ampitheater war aus Rand und Band. Bald nachher bekam die Aufregung wieder neuen Stoff. Als eben die Trompete das Zeichen gab, den Stier zu tödten, wollte ein Banderillero in aller Eile noch ein paar Haken anheften, machte aber dabei einen Fehltritt und fiel mit dem Gesicht auf den Boden. Noch ehe er wieder aufstehen konnte, waren schon die Chulos zu seiner Rettung da; einige schwenkten ihre Mäntel vor den Augen des Stiers, während ein anderer an seinem Schweife zerrte. Aber trotz alledem nahm der Bulle den Banderillero auf die Hörner, von welchen auf der einen Seite die Füße, auf der andern die Arme herabhingen, und Jeder glaubte den Mann verloren, als der Stier mit dieser Hörnerlast in der Arena umhertobte. Plötzlich fiel der Banderillero regungslos zu Boden und der Bulle stürmte weiter; er hatte einige seidene Lappen von der Kleidung auf seinen Hörnern, Ueberbleibsel von der Schärpe, unter welche der Stier seine natürliche Waffe gerannt hatte; diese war nun auseinander gerissen und der Mann konnte gerettet werden. Er hatte keine einzige Wunde am Leibe.

El Tato.

Der fünfte Bulle, der Sevillano, wurde in ganz regelrechter Art abgethan, und es ereignete sich dabei kein Zwischenfall. Dann erschien El Judeo, der Jude, der ein Springer war, ein Stier de muchas piernas, mit vielen Beinen. Er hatte es offenbar darauf angelegt, über die Schranke zu setzen, und das gelang ihm auch nach einigen Fehlversuchen. Wir sahen, wie er mit einem gewaltigen Satz über die Tableros sprang, und nun war es allerdings hohe Zeit für die Leute, welche sich in der Valla, dem Laufgange, befanden, entweder in die Sitzreihen hinaufzuklettern oder in den Circus hineinzuspringen. Der Bulle war dann ganz allein im Laufgang, und schlenderte ganz gemächlich in demselben umher, ungeachtet die Zuschauer aus ihren Delanteras hinab mit Stöcken auf ihn einschlugen. Dann öffnete man eine Thür der Schranke und der Bulle ging von selbst wieder in die Arena. Es ist aber schon vorgekommen, daß solch ein „Springer“ bis in die Zuschauerräume gedrungen ist und dort mehrere Menschen getödtet hat.

Die beiden letzten Bullen wurden sehr schön abgethan. Der Gordito unternahm dabei den Salto de la garrocha oder Salto trascuerno, indem er mit Hilfe eines langen Springstockes über den Bullen hin übersetzte; Calderon war auch wieder da und nahm dem achten Bullen mit der Pike die Devisa ab; das Publikum verlangte endlich, daß der Tato dem „Schuster“ (so hieß der Stier) das kleine Gehirn durchstechen solle. Diese Suete de descabellar besteht darin, daß der Espada dem Bullen, wenn er das Haupt senkt, einen Stich am Ende des Kopfes, im Nacken, versetzt; dann stürzt er im Nu gerade so zusammen, als ob er vom Dolche des Cachetero getroffen worden sei. Der Tato hatte auch diese Suerte von seinem Schwiegervater Cuchares gelernt und zeigte sich, wie immer, des Lehrers würdig.

Nun war die Corrida vorüber, hundert und aber hundert Leute stürmten in den Circus hinab und betasteten den Stier. Nach und nach verlief sich die Menge, ungemein befriedigt von der „Belustigung“. Es giebt allerdings gebildete Leute in Spanien, welche Gegner so blutiger Schaustellungen sind, aber sie können nicht durchdringen, und das Volk hält ein- für allemal an den Stiergefechten fest.

Leben und Treiben in den Straßen von Konstantinopel.

Erster Artikel.

Morgenland und Abendland. — Die Weltbedeutung von Stambul. — Das goldene Horn; Vorstädte und Altstadt. — Wanderung durch die Gassen. — Der verdorrte Arm und der Jude Benjamin. — Die alte Baba, Nano Pupisillo und ein Teufel aus Anatolien. — Der Kaufmann Mustapha. — Die Straßen und Buden. —

Wir unternehmen jetzt nicht mehr Reisen nach Konstantinopel, sondern nur Ausflüge, Lustfahrten, und gebrauchen, um nach Stambul zu gelangen, etwa eben so viel Tage, wie vor siebenhundert Jahren die Kreuzfahrer Monate bedurften. Gemächlich schwimmen wir auf einem Dampfer die Donau hinab, oder besteigen in Triest ein Schiff des österreichen Lloyd. Unterwegs erfreuen wir uns dann an den Herrlichkeiten des Archipelagus, besuchen auch die Akropolis von Athen, kommen nicht einmal aus unserer gewöhnlichen Lebensweise heraus, machen uns wenig aus einem Bischen Seekrankheit und sind in der Hauptstadt des Beherrschers der Gläubigen, ehe wir

es uns versehen. Vor den Türken fürchten wir uns längst nicht mehr, vielmehr sind wir es, welche den einst so hochfahrenden Osmanen den Daumen auf's Auge setzen; wir Europäer sind in Konstantinopel keine geduldeten Leute, sondern haben in der Türkei ein Wort mitzusprechen.

In Stambul berühren sich Orient und Abendland, aber sie durchdringen einander nicht, sondern gehen nebeneinander her. Beide werden innerlich ewig von einander geschieden bleiben; auch der orientalische Christ ist ja ein ganz anderer als der europäische. Am Bosporus schlägt das morgenländische Wesen entschieden vor, aber Occidentalisches ist der Siebenhügelstadt beigegeben. Sie ist und wird unter allen Umständen bleiben eine Weltstadt, welche Anziehungskraft auf einen weiten Umkreis in drei Erdtheilen übt. Das hat Niemand markiger ausgesprochen als der selige J. Ph. Fallmerayer; aber freilich geht er doch zu weit, wenn er Stambul „die Metropolis des Erdbodens" nennt. Aber für die Regionen, wo Europa und Asien und auch das islamitische Afrika sich berühren, bildet es allerdings den unverkennbaren Schwerpunkt. Stambul ist nicht etwa blos der mit Mauern und Thürmen eingeschlossene Triangel zwischen dem Thore von Adrianopel und der Kanonenspitze des großherrlichen Palastes, die drei Stunden im Umfange haltende, auf zwei Seiten vom Meere bespülte Stadt. Zu ihr gehören noch die Vorstädte zu beiden Seiten des Goldenen Horns, die Häuserflut um Skutari, der lange, grüne, schlangengewundene, tief eingeschnittene Doppelstreif der Bosporusenge vom Thurme des Leander bis hinab zu den flutenden Cyaneen der Fabelwelt. Das ist ein unabsehbares Gewimmel von Hohlziegeldächern und Holzgezimmer, von Gärten, Cypressenwäldern, Kegelbergen und Lustthälern, von bleigedeckten, goldblitzenden Spitzthürmen und Tempelkuppeln, im Ganzen mehr als sechs Stunden lang und über zwei Stunden breit. Es ist, sagt der Fragmentist, eine Welt für sich, eine Atlantis der Glückseligkeit, ein Vorrathshaus irdischer Wonne, Sitz der Widersprüche, bewegungsvoll und einsam, Land und Wasser, das große Weltamphibium voll Blumenduft, Licht und Schatten und langer Karawanenzüge, voll musikalisch sausenden Wogenspiels, voll Gondelndrang und vorüberschiffender Delphine. Es ist die ungeheure Burg des alten Kontinents, nach Ost und West durch weite Landöden, nach Süd und Nord durch tosende Sunde von fremder Zone losgetrennt.

Eine solche Stadt sich näher zu betrachten, ist gewiß keine verlorene Mühe. An Stoff zum Beobachten ist kein Mangel. Konstantinopel ist die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europas Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben und eingelegt. Fallmerayer meint, die Rolle der Padischahe sei nun ausgespielt, die regierende Dynastie der Osmanen sei verfault, aber es sei doch unmöglich, mit chronologischer Genauigkeit auszurechnen, in welchem Jahre die flackernde Türkenlampe völlig erlöschen werde. Aber auch wenn sie ausgebrannt habe, sei es unmöglich und sei die Hoffnung vergeblich, durch politische Rechenexempel den Einen strahlenden Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinander zu schlagen. Alle solche Künste werden zu Schanden gemacht durch den eingeborenen Genius von Konstantinopolis. Um der centrifugal über den Erdglobus sprühenden Furie der abendländischen Völker das Gegengewicht zu halten, um die ätzende Wirkung ihrer Geistesbeweglichkeit zu sänftigen und die Wüthenden in Schranken einzudämmen, hat die Natur das byzantinische Reich, wie ein Bleigewicht, an die Sohlen Europas gehängt und durch unabänderlichen Beschluß, mit der Ewigkeit anatolischer Doktrin zugleich, die Unauflösbarkeit der Monarchie dekretirt, deren Herz und Mittelpunkt Konstantinopel ist. Die durch Blut, Thränen und Glauben unausscheidbar in einander verwachsene Masse des illyrischen Kontinents in verschiedene Theile zu zerlegen und bleibend auseinander zu halten, gehe über menschliche Macht hinaus.

Schneide man, ruft Fallmerayer aus, entlegene Theile vom Ganzen weg, und erwärme sie, wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimatlicher Lebensluft oder rennen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schooß des Mutterstaates zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt. Ein Mittel nur gäbe es, den byzantinischen Bann zu lösen und den illyrischen Trümmern eigene Seelen einzuhauchen! Zerstört durch gemeinschaftlichen Beschluß des europäischen Areopagus die Stadt Konstantin's und füllet mit dem Schutt ihrer Hütten, ihrer Paläste, ihrer Mauern und Thürme das Goldene Horn aus. Verbietet zugleich unter Völkerbann die Wiederherstellung von Stadt und Hafenbucht auf der alten, den Mächten des Abgrundes geweihten Stätte. Nicht genug! Schaufelt im Grimm auch ihre sieben Hügel nieder, zermalmet, wie einst die Legionen in Korinth, sogar die Steine und mit der Wurzel reißet die gigantischen Platanen aus, und vom Riesenberge des Amycus brechet in der Wuth, wie ein anderer Polyphem, die waldige Spitze herab und schleudert Alles — Erde, Felsen, Bäume und Menschen — in die Strömung des Bosporus. Schleudert sie hinein, damit sein musikalisches Sausen am Felsenthore der Symplegaden verstumme, damit der sehnsuchterregende, die Völker des Orients bethörende Sirenengesang des flutendes Sundes ersterbe, und der stolze, länderverbindende Pontus selbst, gleich dem traurigen Kaspimeer, zur Oede eines verlassenen Binnensees heruntersinke. Dann erst rinnt der Lebenssaft wieder zurück nach Ternowa, Athen und Ikonium. —

Das ist ein prachtvoller Dithyrambus, und es ist gewiß viel Wahres in dem, was hier Fallmerayer mit akademischem Pompe schildert. Aber wir entschlagen uns aller trüben Gedanken und aller Vermuthungen über das Ende des Reiches der Osmanen, auch machen wir uns heute keine Sorgen über die orientalische Frage. Vorerst bleibt Stambul noch auf seinem alten Flecke, wir hören das musikalische Sausen des Bosporus noch, die gigantischen Platanen ragen hoch in die blauen Lüfte empor, und nach einer ruhigen Nacht, deren Schlummer uns Erquickung brachte, schlendern wir nun sorglos in den Straßen von Konstantinopel umher.

Es verlohnt sich der Mühe; Alles ist neu, das Auge hat keine Ruhe; wir sind umgeben von allerlei Orientalischem. Zur Erläuterung möge Einiges vorausgeschickt werden.

Konstantinopel zerfällt in zwei Theile, diesseit und jenseit des Hafens. Dieser wird gebildet von einem auf der europäischen Seite tief in's Land eindringenden, langen und schmalen Busen des Bosporus, dem sogenannten Goldenen Horn. Es hat diesen Namen von seiner Gestalt. Das eigentliche Stambul liegt im Süden und Westen desselben als Dreieck da, und die ganze Südseite wird vom Marmora-Meere bespült, von der Spitze des Seraï im Osten bis zu jener der Sieben Thürme im Westen. Auf der andern Seite des Goldenen Horns, im Osten und Nordosten, am Bosporus, liegen Vorstädte; zuerst Galata, dann Pera, Tophaneh, d. h. Kanonengießerei, mit hübschen Moscheen, das türkische Quartier Funduklu, der neue Palast von Dolma baktsche und der von Beschik Tasch. Ueber das Goldene Horn sind drei Schiffsbrücken geschlagen. Wir gingen von Pera her über eine derselben und zahlten fünf Para Brückengeld. Nun stiegen wir zu den Bazaren hinan, umdrängt von Hausirern, und schlenderten weiter. Da hingen in und vor den Buden Pantoffeln und Feigen und allerlei Siebensachen, welche das Morgenland liebt. Wir trinken ein Glas Limonade, die purpurfarbig ist wie Portwein; neben uns steht ein nubischer Eunuch; nachdem er seinen Sorbet geschlürft, besteigt er einen schönen syrischen Hengst, auf welchem er sich stattlich ausnimmt, und sprengt davon, daß die Steine Funken sprühen. Dann kamen wir auf den Pferdebazar, Aat-Bazar, wo Sättel und Gebisse und Zäume in solcher Menge stehen, hängen und liegen, daß man damit gleich ganze Regimenter ausrüsten könnte. Da rief plötzlich der Muezzin von einem Minaret herab zum Gebet, und urplötzlich hörte aller Handel auf. Gleich nachdem die Gebete hergemurmelt worden waren, bot mir ein Handelsmann einen ungeheuern kleinasiatischen Hammel mit Fettschwanz an. Ich wehrte

den Mann und den Hammel ab. Dann aber hatte ich ein Schauspiel, dessen ich gern überhoben gewesen wäre. Da saß ein kleiner alter Türke mit ledergelbem Gesicht und schwarzgefärbten Augenlidern und gekreuzten Beinen vor einem niedrigen Tische, auf welchem Was lag? Der Arm von einer Leiche! Ich trat schaudernd einen Schritt zurück, aber der Bettler, welcher seinen ihm abgeschnittenen Arm zum Aushängeschild hatte, um mitleidige Seelen zu einer Gabe zu bewegen, er wollte mich nicht fortlassen: „Möge Allah es mir gewähren! Ich hatte ihn darum gebeten; es giebt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet!" Als ich trotzdem weiter ging, fluchte er hinter mir her: „Möge der Ungläubige krepiren! Alle Qualen der Hölle sollen über ihn kommen!" Die türkischen Bettler sprechen Gebet oder Fluch ganz laut, und mein Mann ohne Arm ahnte wohl nicht, daß ich Türkisch verstand. Ich trat zu ihm hinan; nun zeigte er seinen Stumpf ganz kunstmäßig, rückte mit der Hand, welche ihm übrig geblieben war, den abgestorbenen Arm so zurecht, daß er ordentlich in die Augen fiel, streichelte dann seinen Bart, machte eine wohleinstudirte, äußerst klägliche Miene, und begrüßte mich mit einem: Salamet sultanin! Lebe in Frieden, Sultan!

Niemand hat das Leben und Treiben und den Charakter der Türken besser geschildert als W. Thornbury. Er hebt hervor, daß diese orientalischen Gauner unseren europäischen viel aufzurathen geben können. Sie sind ungemein verschlagen und nehmen dabei eine unerschütterliche Würde an. Ein osmanischer Charlatan hat in seinem Gebahren viele Aehnlichkeit mit einem methodistischen Prädikanten. Er legt die Hand erst auf sein Herz, dann vor die Stirn, schlägt die Augen gen Himmel, ganz wie ein abendländischer Halbheiliger, der aus Frommthun ein Handwerk macht. Mit Salbung spricht er: Chosch gheldinir, sasa gheldinir! Du bist heil und gesund hier angekommen, mögest du auch so wieder fortreisen. Hai guidsch Inglis! Diese braven Engländer! Amrinir schock oltun, effendim! Erfreue dich langer Tage, Herr!

In des Herzens Tiefe verwünscht er die Ungläubigen. Während ich so da stand und mir den verdorrten Arm betrachtete, kam ein junger Jude, Namens Benjamin, der in den Vorstädten wohl bekannt ist, weil er den Fremden als Dolmetscher und Führer dient, und als solcher fand er bei mir sofort Verwendung. Der Türke und der Jude kannten sich, aber Keiner von Beiden ahnte, daß mir das Türkische sehr geläufig sei. Sie hielten ein ergötzliches Zwiegespräch, und Benjamin begann:

„Nun, mein alter Eski Beski, leg los mit Deiner Geschichte; gieb sie diesem Ungläubigen zum Besten; aber erst sage mir, wie viel für mich abfallen soll."

Der Türke: „Allah segne dich, mein Sohn Benjamin. Ein Piaster wird es ja wohl thun. Wir müssen ihn aber erst aus dem Beutel dieses Ungläubigen herausholen. Schlage ihn der Donner, hole ihn die Pest! Sag ihm, ich hätte meinen Arm im Dienste des Pascha verloren."

„Was sagte der Mann, Benjamin?" fragte ich.

Benjamin: „Excellenz, er wünscht Ihnen langes Leben, schöne Frauen und recht viele Söhne, und erzählt über seinen Arm Folgendes. Als er einst schöne Turkomanenpferde für Seine Hoheit den Sultan zuritt, — es war bei der Säule, unter welcher Kaiser Konstantin viel Gold und Silber vergraben hat — traf ein Soldat mit dem Dscherid (— der Wurfscheibe, deren Werfen ein Lieblingsspiel der Türken bildet —) das Pferd. Da ging es durch, bäumte sich dann und schlug mit des Hinterfüßen so gewaltig an die Mauer der Moschee des Sultans Achmet, daß man noch heute die Spuren davon sieht, und warf den Reiter ab. Dieser brach den Arm. Doch das hätte sich noch ertragen lassen, die Wunde wäre wohl geheilt und der arme Mann hier hätte noch heute seinen Arm. Aber, aber — und der Jude und der Türke tauschten wieder Blicke des Einverständnisses aus —, da war ein frommer Derwisch, der um ein Almosen bat. Das gab ihm der Mann hier nicht, allein dafür ist es ihm auch schlecht genug gegangen. Der Derwisch hat den damals Hartherzigen im Namen Allahs und des Propheten verflucht, und nun wurden die Wunden immer schlimmer; man mußte den Arm abnehmen."

„Man muß Allah für Jegliches loben, was er uns sendet", sprach der Türke.

Ich stellte mich äußerst erbaut von der trefflichen Historie, nahm den zur Mumie verdorrten Arm, besah ihn und sagte zu Benjamin, gleichsam nebenher: „Der Türke sprach nicht viel und Du hast mir doch eine lange Geschichte erzählt." Benjamin verzog keine Miene und entgegnete: „Ja, Excellenz, der Allmächtige hat diesem Volk eine wunderbare Sprache verliehen; sie können mit wenigen Worten außerordentlich viel sagen." Darauf begann eine Unterhaltung zwischen den beiden Gaunern, in welcher die Wörter Elli, fünfzig, und Gur, hundert, eine große Rolle spielten. Dann sprach Benjamin zu mir: „Excellenz, vor wenigen Wochen hat ein reicher Pascha, hier auf der Stelle, wo Sie stehen, fünfhundert Piaster für diesen Arm geboten, wohlverstanden, kein Papier, sondern klingendes Silbergeld; aber der wackere Mann hier wollte ihn dafür nicht hergeben." Die beiden Halunken glaubten mich damit zu ködern; ich aber legte drei Piaster in die Hand des verdorrten Armes, warf dem klugen Benjamin, der mich gefangen zu haben wähnte, einen Piaster zu und ging ruhig weiter. Der Jude und der Türke aber spieen zum Zeichen des Aergers auf die Erde, und ich hörte, wie der Eine sagte: „Das Schwein!" der Andere: „Der Ungläubige!" Diese Liebesworte galten mir.

Man sieht übrigens nicht viele Bettler in den Straßen von Konstantinopel. Die Türken haben nur wenige Bedürfnisse und die Reichen sind mildthätig. Der gemeine Mann ist mit einigen Feigen und etwas Weizenbrot zufrieden. In den Vorstädten trifft man übrigens Bettler, welche auf die „Franken" spekuliren, auf Reisende und reiche Touristen. Von diesen Letzteren sagt ein türkisches Sprichwort: „Sie sind wie Esel, die man nach Mekka geführt hat; sie kommen als Esel wieder zurück."

In Galata, der Vorstadt, welche zugleich am Goldenen Horn und am Bosporus liegt, erfreuen mehrere Bettler sich einer gewissen Berühmtheit und Jedermann kennt sie. Da ist zum Beispiel die alte Baba, ein Weib mit verschmitzter Miene und weißem Gewande. Vom Morgen bis zum Abend geht sie von einer Bude zur andern und singt, je nachdem man es wünscht, fromme Gesänge oder zweideutige Lieder. Sie soll reich sein, und man erzählt, daß mehr als ein junger Kaufmannsdiener Anleihen bei ihr gemacht habe. Auch heißt es, daß sie der Regierung als Spion diene und das Personal der verschiedenen europäischen Gesandtschaften überwache, außerdem soll sie auch den Verkauf schöner Sklavinnen vermitteln. Man sollte der sehr züchtig und anständig gekleideten Baba das kaum ansehen; aber in der Türkei weiß der Teufel Hörner und Pferdefuß gerade so gut zu verstecken, wie in Europa.

Jedem Fremden zeigt man Nano Pupisillo, den griechischen Zwerg, den man füglich in eine Hutschachtel stecken könnte. Er will von einer edeln Familie abstammen, hat abgemagerte Hände, seine Finger sind wie Spinnenbeine, sein Kopf ist dick, aber seine Augen zeugen von Intelligenz; Rumpf und Leib wollen nicht viel besagen und Beine sucht man an ihm vergeblich. Da er nicht gehen kann, so läßt er sich in einem Korbe nach einer beliebigen Stelle hintragen und singt dort mit seiner Fistelstimme allerlei Lieder. Dieses Bruchstück von einem Menschen grüßte mit einer Verbeugung und legte seine Hand auf's Herz. Das ist die Art und Weise, wie Pupisillo um ein Almosen bittet. Nachdem er ein solches erhalten, dankt er mit höflicher Würde und läßt eine Zähre der Erkenntlichkeit im Auge glänzen. Darauf ist er sehr gut eingeübt. —

An einem recht warmen Tage dämmerte ich mit einem Freunde, der seit einer Reihe von Jahren in Konstantinopel lebt und alle Winkel der Stadt kennt, nach dem Bazar. Dort, unter den Ge-

wölben, ist es kühl und frisch und an Augenweide kein Mangel. Zuerst komme ich an die Bude eines Nudelhändlers; dicht neben derselben ist der Stand eines Mannes, der mit Rosen- und Jasminessenzen handelt. Die dritte Bude gehört einem Drechsler; er ist eben darüber aus, hölzerne Köpfe zu drehen, auf welchen die Fes, die auch bei uns bekannten rothen Kappen, zum Verkauf ausgestellt werden. Der Armenier neben ihm hat hübsche Seidenbrokate, die zwar in Lyon gewebt, aber nur in Stambul feilgeboten werden. Während wir eben derlei Siebensachen uns ansehen, vernehmen wir die schrillenden Töne einer Art von Klarinette, und wir gehen in eine Seitenstraße, um die Gaukeleien eines Marktschreiers mit anzusehen. Da stand ein Grieche in seiner Nationaltracht; alle Nähte waren mit Gold- und Silberflittern besetzt, aber an Schmutzflecken und Löchern war auch kein Mangel. In der einen Hand hielt dieser Nachkomme der Marathonkämpfer, welchen aber seine Nase als einen Mann kennzeichnete, in dessen Adern arnautisches Blut floß, die Klarinette, deren Töne uns herbeigelockt hatten, mit der andern zeigte er auf zwei große Pappendeckel. Ein Künstler hatte auf dieselben ein paar zweibeinige Ungeheuer gemalt; sie hatten Schweif und Hörner, glichen der Figur des Herrn Satanas, mit dem sich unsere Orthodoxen so viel zu schaffen machen, hatten aber einen ungeheuren Wulst von Haaren auf dem Kopfe. Zur Beruhigung der Welt waren sie mit Ketten befestigt. Der Abkömmling des Leonidas stellte diese, nicht von Apelles verfertigten Werke den Anhängern Mohammed's zur Schau, notabene, wenn sie eintreten wollten, denn in der Bude waren die Monstra, von welchen wir draußen das Konterfei sahen.

„Herein, meine Herren, nur immer herein. Sie werden sehen zwei Ungeheuer, zwei Teufel, welche erst vor Kurzem in den Wüsteneien Anatoliens lebendig eingefangen worden sind. Diese wunderschönen, prächtigen Menschenfresser konnten bis jetzt noch nicht zahm gemacht werden, wir hoffen es aber dahin zu bringen. Seine Hoheit der Sultan hat erlaubt, diese seltenen Merkwürdigkeiten hierher nach Stambul zu bringen. Zahlen Sie einen Para, und Sie können sich selber von Allem überzeugen."

Wir wollten doch sehen, was der Marktschreier zum Besten zu geben hatte, und traten ein. Ich dachte: er hat gewiß einen ausgestopften Bären oder Orang utan oder irgend einen nachgemachten Wilden. Aber das war ein Irrthum. Leonidas zeigte uns den leibhaftigen Teufel. Nur einen, während doch zwei vorhanden sein sollten? Allerdings, nur einen; der andere, hieß es, sei aus Wuth und Ingrimm gestorben; er konnte weder Gefangenschaft noch Ketten leiden. Das war bisher dem zweiten noch nicht passirt; dieser ras'te wild auf und ab in einer Art von Käfig oder Stall, der mit dicken Eisenstangen, gerade wie ein Tigerbehälter in einer Menagerie, versehen worden war. In der Bude war es so dunkel, daß man anfangs kaum etwas deutlich unterscheiden konnte; nach einer Weile sah aber das Auge Etwas. Man hatte einen Kerl in ein graues Leinenzeug genäht; dieses bedeckte Arme, Hände, Leib und einen Theil des Kopfes. Am letztern befanden sich zwei Büffelhörner, ein Geierschnabel und zwei gläserne Augen; hinten hing ein Schweif, dessen Spitze von einem Stachel gebildet wurde. Die grenzenlose Unverschämtheit des modernen Leonidas belustigte uns; ich rief dem Satan ein paar neugriechische Wörter zu, die kaum angenehm in seinen Ohren klingen konnten, und mein Freund gab ihm ein paar unsanfte Stöße mit seinem Gehstocke, denn einem Teufel gegenüber kann man sich das doch wohl erlauben. Aber Solches gefiel ihm nicht; er rasselte mit seinen Ketten, fing an zu heulen und zu brüllen und that, als ob er uns lebendig verspeisen wollte; aber leider fehlt uns der bergeversetzende Glaube an den leibhaftigen, allgegenwärtigen Teufel; wir geben Nichts auf die Orakel, welche aus der Lüneburger Haide kommen, und lachten Seiner infernalischen Majestät laut in's Gesicht. Der steifleinwandene Teufel imponirte uns so wenig wie der, welchen man im Lande Hannover und anderwärts umgehen läßt. Ohnehin roch er nicht einmal nach Schwefel. Den draußen gaffenden Türken sagten wir, daß drinnen ein wahres Mährwunder zu schauen sei; sie bissen auf den Zopf und gingen hinein.

Wir waren nun wieder im Bazar. Ich will hervorheben, daß die orientalischen Butiken alle offen sind; Handel und Wandel geben in freier Luft vor sich; jene gleichen Gärten, die kein Gitter und kein Geländer haben. Die Verkaufsgegenstände sind auf einem Auslegebrett ausgebreitet; die Bude selber ist gewöhnlich klein, hat weder Fenster noch Thür. Der Türke, in Turban und Kaftan, sitzt auf einer tischartigen Erhöhung, die ihm auch als Comptoir dient; er heißt gewöhnlich Ali Baba oder Mustapha oder so, schlägt die Beine übereinander, raucht Tabak und giebt sich, wie es allen Anschein hat, sorgloser Beschaulichkeit hin. Denkt er, der doch ein Kaufmann ist, etwa nicht an Soll und Haben, Verlust und Gewinn? Das thut er allerdings, ungeachtet aller Beschaulichkeit; er weiß recht gut, was ihm begegnen kann. Es ist zum Beispiel möglich, daß ein mit Kisten und Kasten beladener Esel an die Bude rennt, Alles durcheinander wirft, oder gar eine Ecke mitnimmt; es kann sich ein von Soldaten verfolgter Dieb in die Bude flüchten und ihm Ungelegenheit bringen; es ist möglich, daß der Sultan den Bazar besucht und daß im Gedränge gestohlen wird. Das und noch vieles Andere kann sich ereignen, Mustapha weiß es: aber er bleibt doch ruhig sitzen. Er würde kaum aufstehen, er würde seine Pfeife nicht ausgehen lassen, wenn auch ein Bote von Hause käme und ihm meldete, daß seine zwanzigste Frau vor einer halben Stunde in's Paradies abberufen worden sei. Vielleicht würde er dann etwas raschere Züge aus der Pfeife thun, die Kügelchen seines Rosenkranzes etwas rascher zählen, die Ungläubigen etwas derber als gewöhnlich verwünschen, — das wäre aber auch Alles.

Ein Mann von solcher Gemüthsruhe wird sich, könnte man meinen, wohl hüten einen Käufer zu übervortheilen. Man tritt zu ihm hinan und besieht sich die Waaren. Der Kaufmann ladet uns ein, auf seinem Sitztische Platz zu nehmen, etwas Limonade oder Kaffee zu trinken, eine Pfeife mit ihm zu rauchen. Ich setze mich, kaufe einige Pfeifenköpfe und ein paar mit Perlen besetzte Pantoffeln, die ich ihm theuer genug bezahlen muß. Er sieht, daß ich ein Fremder bin; ich stelle mich aber, als ob ich unbeholfen sei, und lasse mich übervortheilen, um ihn besser beobachten zu können.

Der Türke ist heute noch genau so, wie er im siebenzehnten Jahrhundert war, und die Straßen von Stambul haben sich, zum großen Theil, auch nicht geändert. Der Türke bleibt wie er einmal angelegt ist, trotz glanzlederner Stiefeln, strohgelber Handschuhe und europäischer Kleidung. Er paßt nicht nach Europa herein und die Osmanenherrschaft ist für unsern Erdtheil eine Anomalie. Aber von dergleichen will kein Türke etwas hören, und mit Herrn Mustapha darf ich über solcherlei Dinge gar nicht reden, obwohl ich für ihn ein ganz guter Kunde bin und gestern bei ihm sehr zweckmäßige rauhe Servietten gekauft habe, mit denen man sich nach dem Bad abreiben läßt. Sie werden in Brussa, drüben in Asien, im bithynischen Lande, verfertigt. Mustapha hat mich auch diesmal übertheuert, daß weiß ich sehr wohl; ich hätte die Waare bei einem andern Händler billiger haben können. Aber Mustapha gaunert mit einer so würdigen Höflichkeit, mit so viel Ruhe und Anstand, er hat so gar nichts Ordinäres in seinem äußern Behaben, und deshalb gehe ich immer wieder zu ihm.

Die beiden längsten Straßen sind jene, welche zum Hippodrom und zur Sophienkirche führen. Konstantinopel ist, wie schon bemerkt wurde, eine Siebenhügelstadt, und deshalb sind die Gassen uneben und steil; sie haben keine Plattenwege, keine Eckſteine, keine Laternen, keine Namen und die Häuser keine Nummern. Das Pflaster, wenn der Ausdruck erlaubt ist, besteht aus einer Menge von mehr oder weniger fest oder lose neben einander liegenden Steinen. Nach einem Regengusse sind diese Straßen wie Gebirgswässer. Ein interessantes Schauspiel gewähren sie immer. Da sehe ich Karren, die von Ochsen gezogen werden, Träger mit Wassereimern oder Oelkrügen, Eseltreiber, Brotverkäufer, Sänften oder verdeckte Wägen, in denen türkische Damen sitzen; da reitet auch

ein Pascha mit einem zahlreichen Gefolge. Betende oder umherschlendernde Derwische fehlen eben so wenig wie herrenlose Hunde oder wie Melonenverkäufer. Es ist für unsereinen wirklich ein Vergnügen, diese Bilder zu beobachten, aber an Behaglichkeit oder Bequemlichkeit darf dabei nicht gedacht werden.

Ich gehe eine steilabfallende Straße hinab und komme an einem vom Platanen beschatteten Gitterthore vorüber. Ich blicke hindurch und sehe Gräber; in den Stein sind Turbane eingemeißelt und Koranverse, mit Blau oder Gold ausgefüllt. Weiterhin begegnen mir armenische Lastträger, die schwere Bürden schleppen; es sind stämmige Leute, die nöthigenfalls ein ganzes Haus wegbringen könnten, wenn es nicht niet- und nagelfest wäre.

Eben stehe ich an einem Springbrunnen, der mit vergoldeten Arabesken verziert ist, und trinke ein Glas Wasser; da wird hinter mir laut gerufen: Guardia, Guar-diah! Aufgepaßt, Vorsicht! Ich trete rasch in eine Mastixbude und bin dort sicher vor acht armenischen Simsons, die einen gewaltigen, mit Eisenreifen umlegten Seidenballen auf hohen Stangen tragen. Er enthält Rohseide. Diesen armenischen Hammals, d. h. Lastträgern, trieft der Schweiß am Leibe herunter. Sie weichen keinem Menschen aus, nicht einmal dem Sultan, sie schreien ihr Guardia und dann ist es ihnen einerlei, ob sie einen Leichenzug oder einen Hochzeitszug durchkreuzen. Diese kräftigen Menschen sind ehrliche Leute, und verrichten wahre Herkulesarbeiten für geringen Lohn.

Der Türke, in dessen Bude ich getreten war, fing gleich zu handeln an und pries mir seine Waare an, den Mastix. Ich kaufe einige Stücke, um sie zu kauen, denn ich hatte gehört, daß die türkischen Damen Mastix kauen. Er hat Aehnlichkeit mit dem Gummi arabicum, sieht aus wie blaßgelber Opal und schmeckt — nach nichts. Wohl eine halbe Stunde lang und bis ich auf den Bajasetplatz gelangte, kaute und saugte ich an meinem Mastix herum, etwa so wie Kinder manchmal einen kleinen Kiesel im Munde behalten. Der Mastix wurde dann eine weißliche Masse, und kam mir vor wie Gummi elasticum. Ich warf ihn fort, zur Freude eines Hundes, der danach schnappte und ihn verschluckte.

Der Inhaber einer Bude spricht mich mit würdevoller Freundlichkeit an und ersucht mich, etwas Henneh für die Damen meines Harems zu kaufen. Die Türkinnen färben sich Lippen, Hand- und Fußnägel mit Henneh roth. Als ich ablehne, klatscht der Kaufmann mit den Händen, und sofort erscheint sein Negersklav, der eine zum Theil noch schneeweiße Katze bringt; die andere Hälfte des Pelzes war zart rosenroth gefärbt. Die Katze war gewissermaßen das Aushängeschild, um die Güte der Farbe recht anschaulich zu machen. Da ich nicht Inhaber eines Harems bin, so rührt mich die rosenrothe Katze nicht und ich gehe weiter, in die Bude eines Verfertigers von Holzpantoffeln, in welcher die Arbeiter fleißig am Werke sind. Vermittelst kleiner Beile spalten, behauen und formen sie Sohlen und Absätze. Die Türkinnen können solcher Holzpantoffeln nicht entbehren und tragen sie namentlich in den Bädern, wo der Fußboden aus Steinplatten besteht. Ich sah Holzpantoffeln, die mit Perlmutter geziert waren.

Als Tabaksraucher interessirte ich mich ganz besonders für die Pfeifenbuden. In einer derselben sah ich einen nubischen Sklaven und drei junge Türken unter Leitung eines alten Mannes arbeiten. Der Schwarze hielt zwischen den nackten Füßen ein Stück Holz, das er in geschickter Weise mit Hülfe seiner Zehen bearbeitete. Er sah wohlgenährt und so äußerst zufrieden aus, daß ein Abolitionist sich gewiß über ihn geärgert hätte. An den Wänden standen Reihen von Pfeifenröhren wie Lanzen; die dunkelrothen sind Zweige der kleinasiatischen Vogelkirsche oder Weichselröhre, auch solche aus albanesischem Jasmin fehlten nicht. Gewöhnlich ist ein Pfeifenrohr dritthalb Ellen lang. Auch Wasserpfeifen, Nargileh, sah ich dort, sie sind in kleinen Zimmern weit bequemer als die gewöhnlichen Tschibuks, und Bernsteinspitzen, oder vielmehr Mundstücke, sind in reicher Auswahl vorhanden. Man kann sie in allen Farbenabstufungen haben, vom matten Citronengelb bis zum Safranbraun, und manche sind mit Edelstein oder Diamanten gefaßt. Ich kaufte mir einen echttürkischen Tschibuk, aus dem ich eben die blaue Dampfwolke der Zufriedenheit in die Luft blase, während ich diese Zeilen niederschreibe.

Landschaften und Staaten nordwestlich vom Nyanza-See.

Wir haben über Speke und Grant vorerst weiter keine Nachrichten, als daß sie auf ihrem gefährlichen und beschwerlichen Zuge vom Nyanza-See aus glücklich zu Gondokoro am Weißen Nil und dann zu Chartum am Zusammenflusse des Blauen und des Weißen Stroms angelangt seien. Nähere Nachrichten werden nicht lange auf sich warten lassen und wir erfahren dann, ob sie jenen See befahren haben, oder ob sie auf der West- oder der Ostseite desselben nach Norden hin gewandert sind. Gleichviel aber, welchen Weg sie genommen haben, — sie müssen durch Regionen gekommen sein, welche uns seither völlig unbekannt geblieben sind. Das Land zwischen dem Ostufer des Nyanza und den hohen Bergen von Ukambani (dem Kenia, Ambolla und Kilimandscharo) ist eben so wenig von einem Europäer betreten worden, wie jenes im Norden. Ueber das letztere haben wir nur mehr oder weniger ungewisse Nachrichten, welche Richard Burton zu Kaseh in Unyamuesi von arabischen Handelsleuten einzog. Man muß sie für das nehmen, was sie sind, Kaufmannsberichte, in denen sich ohne Zweifel manche Uebertreibungen befinden; sie erscheinen aber gerade jetzt, da man mit gerechter Spannung den Berichten Speke's entgegensieht, von erhöhtem Interesse. Jedenfalls haben die Reisenden über jene Landschaften Manches erfahren, und man wird später einen Vergleich zwischen den Angaben, welche wir bis jetzt kennen, und denen der neuesten Forscher anstellen können.

Neulich theilten wir eine Charakterschilderung der ostafrikanischen Negroïden mit, welche Burton besucht hat. Sie sind vollwüchsige Barbaren; aber weiter nach Norden hin, in der Region des Nyanza-Sees, erscheinen die Zustände schon etwas höher entwickelt. Zwar ist auch dort die Barbarei groß, allein die Menschen haben doch wenigstens einen Anlauf zur Bildung von Staatswesen gemacht, und das ist, so roh und wild die Verhältnisse auch sein mögen, doch schon Etwas. Es versteht sich in Afrika von selbst, daß die Herscher ganz despotisch walten; in den drei Staaten Uganda, Usoga und Karagueh schalten Sultane mit unumschränkter Gewalt, während die Stämme am Ostufer des Tanganyika-Sees, z. B. in Uvinsa und Udschidschi, als rohe Republiken zu bezeichnen sind, oder vielmehr als anarchische Gemeinden, und in Unyamuesi und Urundi die Häuptlinge nur geringe Gewalt besitzen. Wo in Afrika Einherrschaft sich befestigt, ist sie allemal despotisch.

Jene drei eben genannten Landschaften im Norden des Nyanza-Sees zeigen sich den früher geschilderten Negroïden zwischen der Ostküste und dem Tanganyika-See schon dadurch überlegen, daß Despoten herrschen und die Leute in großen Ortschaften beisammen wohnen. Den welcher mit großer Strenge über sie herrscht, verehren sie, und als Fortschritt darf es schon betrachtet werden, daß sie einen gewissen Rangunterschied, nicht die persönliche Gleichheit Aller haben, wie jene barbarischen Negroïden. Bei diesen ist Alles anarchisch, bei jenen eine gewisse Regel und Ordnung. Sie wissen, und das ist schon viel, was im Handel Kredit bedeutet, sind gastlich gegen

Fremde. Burton sah in Kaseh einige Schwarze aus Karagueh und fand an ihnen ein viel weniger thierisches Gepräge als bei den Negroïden.

Karagueh liegt im Westen des Nyanza-Sees; die Südgrenze dieses Landes erreicht man von Kaseh aus in 26 Tagereisen; Burton verlegt sie in etwa 2° 40′ S. Br. Der Weg dorthin führt durch die Landschaft Usui und die Reisenden haben zuweilen einen Blick auf den Nyanza. Man kann das Königreich Karagueh in zwölf Tagen durchwandern; die Nordgrenze wird vom Flusse Kitanguli gebildet, der von Südwesten nach Nordosten in den Nyanza mündet, wahrscheinlich ganz in der Nähe des Aequators. Ausläufer der Gebirge von Karagueh erstrecken sich bis in die Nähe des Sees; jene scheinen bis zu 8000 Fuß Meereshöhe sich zu erheben. Die Bewohner sind zu träg, um Bäume zu fällen, sie benutzen Kuhdünger als Brennstoff. Karagueh ist eine Hochlandmasse; es wird begrenzt im Norden von Unyoro, im Süden von Usui, im Osten von Wahaya- und Waporo-Stämmen, welche die Ebene am Westufer des Nyanza bewohnen, und im Südwesten reicht es nach Urundi hinein. Diese letztere Landschaft liegt im Nordosten des Tanganyika. In Karagueh dauert der feuchte Monsun 7 bis 8, der trockene Sommer nur 4 bis 5 Monate. Reis wird nicht gebaut, wohl aber Mais und Durrah. Das Rindvieh bildet einen hübschen Schlag, mit kleinen Höckern und großen Hörnern. Man berechnet die Heerden nach Bullen, deren man je einen auf hundert Kühe annimmt; der Reichthum besteht in den Heerden. Rindfleisch und weißer Gebirgshonig werden von allen Wohlhabenden genossen.

Das Volk zerfällt in zwei Klassen, die Wahuma und die Wanyambo, deren gegenseitige Stellung etwa so ist, wie jene des Patrons zum Klienten, des Patriziers zum Plebejer. Die Wahuma sind die Reichen, die Besitzer größerer Heerden. Die Krieger des Sultans erhalten ihren Sold in Milch, und zwar in der Art, daß der Herrscher den Einzelnen Kühe zu zeitweiliger Benutzung überläßt. Die Wanyambo werden von den Wahuma gleichsam als Sklaven behandelt. Die Mädchen werden mit Milchbrei förmlich gemästet, denn Wohlbeleibtheit gilt für schön; die Männer trinken frische Milch, die Frauen nur saure.

Die Hautfarbe hat nicht das Schwarz der Negroïden, sondern spielt in's Gelblichbräunliche. Jedermann trägt einen Schurz von Mbugu, d. h. Baumrindenzeug; aber Viele gehen ganz unbekleidet. Beide Geschlechter tragen als Kopfputz die auf Fäden gezogenen rothen Samenkörner der Abruspflanze; im Uebrigen haben sie Glasperlen und Armbänder. Die Hütten sind rund und kugelförmig, die Dächer so dicht, daß der Regen nicht durchdringt. Die Dörfer liegen auf Hügelkämmen, überhaupt auf Anhöhen.

Im Jahre 1858 hieß der Sultan (Mkama, Herrscher) von Karagueh Armanika. Seine Residenz lag in dem centralen Bezirke Weranhandscha; das Dorf, in welchem nur Mitglieder der Königsfamilie wohnen dürfen, besteht aus 40 bis 50 Hütten. Der König, damals ein Mann von etwa 35 Jahren, trägt ein Kleid aus Baumrindenzeug, obwohl er eine Sammlung hübscher Gewänder besitzt, welche die arabischen Kaufleute ihm zum Geschenk gemacht haben; er schmückt sich mit Schnüren von Glasperlen, mit denen er die Beine vom Fußknöchel bis zum Knie umwindet. Er genießt keine geistigen Getränke, die bei seinen Unterthanen sehr beliebt sind, und hat nur zwölf Frauen.

Dem Sultan steht ein Minister zur Seite, welcher den Titel Muhinda führt. Er ist Obmann über die Wakungu, d. h. Aeltesten und Häuptlinge, welche in jedem Monate dem Sultan die Abgaben einzuliefern haben; dieselben bestehen in Sklaven, Elfenbein und Lebensmitteln verschiedener Art. Die Landesgesetze sind blutig. Mörder werden mit einer Lanze niedergestoßen und hinterher geköpft; Aufrührern und Dieben dreht man mit den Fingergelenken der rechten Hand die Augen aus. An einen Menschen, der Bohnen und Salz genießt, darf Niemand Milch verkaufen, weil dann die Kühe behext werden.

Die arabischen Kaufleute in Kaseh versicherten, daß ein Europäer in Karagueh eine freundliche Aufnahme finden werde; es würde ihn aber viel kosten, weil er die Würde seiner weißen Haut nach Gebühr aufrecht erhalten müsse. Die Araber holen aus Karagueh Rindvieh, Sklaven und Elfenbein; das Letztere ist ungemein weiß und weich; die Zähne sind sehr groß. Das Land hat Eisen, und bei den heißen Quellen im Gebirge lagert sich Schwefel ab. Die Kaurimuschel, welche dort Simbi genannt wird, bildet die Scheidemünze.

Vom Flusse Kitanguli gelangt man nach Norden hin in 15 Stationen nach Kibuga (0° 10′ S. Br.?), dem Hauptdistrikte von Uganda, und dort wohnt der Sultan. Ueber diese Stadt hinaus sind die arabischen Kaufleute nicht gekommen; der Sultan litt es nicht, weil er seinen nördlichen Nachbarn die Vortheile des Handels mit den Fremden nicht gönnen wollte.

Ueber Kibuga erzählten die Araber in Kaseh allerlei Uebertriebenes. Dort sagen sie, wohnt der große Mkama, der Oberherrscher des Landes Uganda. Die Ortschaft ist eine Tagereise lang; die Wohnungen sind aus Schilfrohr und Rattan gebaut; der Palast des Sultans ist wenigstens eine halbe Stunde lang, die Hütten stehen in geraden Reihen und sind von einem starken Zaun eingefaßt, der nur vier Eingänge hat. An diesen stehen allezeit viele Wächter, die man jeden zweiten Tag ablöst; Nachts liegen sie unter ausgespannten Kuhhäuten und müssen stets zu des Sultans Dienste bereit sein. An den Eingängen sind Schellenglocken aufgehängt; diese werden geläutet, wenn Fremde ankommen. Das Harem des Königs enthält wohl an dreitausend Köpfe: Frauen, Kinder und Sklavinnen; kein männliches Wesen, und wäre es auch ein Hund, darf über den Barsah hinaus in den Palast eindringen. Der Barsah ist eine Halle, in welcher der König Gehör giebt, Recht spricht und die Abgaben in Empfang nimmt. Die Araber erzählten folgendes Histörchen: „Der Palast des großen Mkama ist mehrmals vom Blitz in Brand gesteckt worden. Bei solchen Feuersbrünsten müssen sich die Krieger versammeln, sich mit ihren Leibern in's Feuer wälzen und solchergestalt das Feuer auslöschen."

Sultan Suna, der große Despot von Uganda, verlangte von jedem Fremden, der zu ihm kam, eine Arznei gegen den Tod und einen Zauber gegen den Blitz. Als er einst nach Landessitte auf dem Rücken eines seiner Räthe ritt, wurde er von einem Speerträger ermordet. Das war im Jahre 1857. Der Thronfolger muß, nach Landesbrauch, zwei Jahre lang in gänzlicher Zurückgezogenheit leben; so lange regieren die Räthe in seinem Namen. Das Heer, — wir berichten immer nur, was die Araber in Kaseh erzählten, — ist 300,000 Mann stark. Jeder Krieger bringt zur Musterung ein Ei mit, das er abliefert, damit eine Zählung stattfinden könne; er führt eine Lanze, zwei Wurfspieße, einen langen Dolch und einen Schild; Bogen und Schwerter hat man nicht; Lebensmittel, Wasser und Waffen werden dem Heere von Weibern und Kindern nachgetragen. Beim Gefecht werden Trommeln mit Stäben geschlagen; wenn die Trommeln schweigen, ergreift Alles die Flucht.

Der große Herrscher führt gewöhnlich Krieg mit einem seiner Nachbarvölker, und in Ermangelung auswärtiger Feinde greift er, um seinen Schatz zu füllen, unter beliebigem Vorwand eine seiner eigenen Provinzen an, läßt die Vorsteher todtschlagen und verkauft die Bauern. Hinrichtungen sind äußerst beliebt, denn in Afrika weiß man nicht, was es heißt, ein Menschenleben schonen; nicht selten werden ein Dutzend Menschen gleichzeitig abgethan. Als die Araber dem Sultan Suna Vorstellungen gegen solche Grausamkeit machten, äußerte er: es gebe kein anderes Mittel, die Unterthanen in Furcht zu erhalten und Verschwörungen vorzubeugen.

Zuweilen nimmt der Sultan Krieger mit auf die Jagd; sie müssen dann unbewaffnet Angriffe auf die wilden Thiere machen, und insbesondere versuchen, ob sie durch große Ueberzahl einen Elephanten bewältigen können. In einem Dorfe, durch

welches der Sultan zieht, erhebt er nach altem Herkommen einen lauten Schrei; die Bauern antworten dann mit Hörnern, Rohrpfeifen, eisernen Pfeifen und derartigen Instrumenten mehr.

Sultan Suna setzte sich, wenn er große Musterung über seine Soldaten hielt, vor das Thor seiner Palasthütte, hielt in der rechten Hand einen Speer und in der linken einen langen Riemen, an welchem sein großer Lieblingshund befestigt war. Der Hundemeister bekleidet eine hohe „Charge“; er ist gleichsam Hofmarschall der königlichen Menagerie, in welcher Löwen, Leoparden &c. gehalten werden. Suna ließ ihnen manchmal Verbrecher vorwerfen. Er hatte auch 12 Negerkakerlaken, Albinos. Dieser Sultan hatte eine röthliche Haut; sein Haupt war derart geschoren, daß nur ein schmaler Haarstreifen stehen blieb, der von der Stirn bis zum Nacken läuft und wie ein Hahnenkamm aussieht. In diesen flocht er eine Menge von Glasperlen und Porzellankügelchen, und diese eigenthümliche Art von Königskrone bewegte sich von einer Seite zur andern. Nur die Angehörigen des königlichen Palastes dürfen das Haar auf solche Art scheeren, allen anderen Leuten ist sie verboten. Der Bauer darf sich Haarflecke nach Belieben auf dem Kopfe stehen lassen, aber es ist ihm bei Todesstrafe verboten, sich das ganze Kopfhaar abzuscheeren.

Die Araber ärgerten sich sehr über den Hochmuth dieses heidnischen Königs, der sich selber als Allmächtigen und Löwen bezeichnete. Er rühmte sich vor ihnen, er sei Gott der Erde, wie ihr Allah ein Gott des Himmels; er fluchte dem Blitz und verlangte von seinen Unterthanen göttliche Verehrung. Er hatte mehr als einhundert Söhne, die er alle von früher Jugend an hatte einsperren lassen. Sie waren mit eisernen Halsbändern und Ketten an einen Pfahl so befestigt, daß sie niemals sitzen und ohne Beihülfe weder liegen noch aufstehen konnten. Der Kronprinz wurde 1857 aus dem Gefängnisse auf den Thron gehoben; seine Brüder blieben im Gefängnisse.

Als obersten Minister hat der Herrscher von Uganda einen Kimaro weiona, d. h. „der alle Dinge fertig macht“. Er ordnet die Angelegenheiten der Hauptstadt und die Vorsteher der Dorfschaften sind ihm untergeben. Der Sakibobo ist eine Art von Kriegsminister, unter welchem auch die Bauarbeiter und Sklaven des königlichen Hüttenpalastes stehen. Jedes Dorf hat einen Richter; schwere Verbrecher werden geköpft oder verbrannt; in einzelnen Fällen schindet man ihnen auch wohl lebendig die Haut ab und fängt dabei mit dem Gesicht an. Für das Entrinnen eines Verbrechers ist das ganze Dorf verantwortlich; sobald sie ihn nicht wieder herbeischaffen, werden die Männer hingerichtet, die Frauen als Sklavinnen verkauft.

Sultan Suna nahm in Kibuga die arabischen Kaufleute immer sehr freundlich auf. Der in Burton's Reisebeschreibung mehrfach erwähnte Sney ben Emir aus Kaseh war 1852 am Hoflager gewesen. Der Sultan hatte Zelte für ihn aufschlagen lassen, beschenkte ihn mit Kühen, Getreide, Bananen und Zuckerrohr, und ließ ihn am vierten Tage nach der Ankunft zur Barsah, der schon oben erwähnten Audienzhalle, geleiten, wo ein paar tausend mit Stäben bewaffnete Leibwächter am Boden saßen. Der Araber durfte seine Waffen behalten, wurde von einem Dolmetscher dem Sultan vorgestellt und begrüßte diesen. Neben Suna lagen zwei Speere und ein Hund. Sney ben Emir kniete nieder, beugte seinen Rücken, sah zur Erde nieder, um nicht in das Antlitz des „Gottes auf Erden“ zu blicken, und legte die Hände in den Schooß. In einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten, zwischen dem Sultan und der Leibwache, saßen die Minister, und auf der innern Seite des Palastes die Hauptfrauen des Sultans, derart, daß sie nur die Rückseite des Arabers sehen konnten. Ringsum brannten Fackeln von einer viel Gummi enthaltenden Holzart.

Sney ben Emir äußerte: ein Europäer, der Mittel genug besitze, um seine Würde aufrecht erhalten zu können, würde mit Auszeichnung in Kibuga empfangen werden; aber das Weiterkommen hänge von seinem Scharfsinn oder gutem Glück ab; vielleicht sei es, zur Erforschung der Flüsse im Norden des Nyanza-Sees, am besten, mit Erlaubniß des Herrschers irgendwo an der Westküste Boote zu kaufen oder bauen. Suna selbst habe eine Flotte von Matumbi, d. h. unbedeckten Fahrzeugen.

Diese Fingerzeige sind für Speke's und Grant's Reise nicht ohne Belang. Der arabische Kaufmann bemerkte übrigens auch, der Sultan betrachte den Besuch, welchen die Handelsleute in Kibuga machen, als Ehrenbezeugung für seine Person; ein weiteres Vorgehen nach Norden dulde er auch deshalb nicht, weil ja sonst feindliche oder kleinere Häuptlinge sich rühmen könnten, daß ihnen eine gleiche Ehre zu Theil geworden sei!

Im Norden, Nordwesten und Westen von Uganda liegt, wie die Araber in Kaseh sagten, das unabhängige Unyoro; nach Nordosten hin wohne ein Volk, das lange Dolche trage, wie die Somal; das ist vielleicht ein Gallastamm. Ob der Nyanza-See nach Norden hin über den Aequator hinausreicht, werden wir durch Speke nun erfahren. Die Araber wollten wissen, daß man in 15 bis 20 Tagereisen von Kibuga aus an den Kiwirafluß gelange; er fließe rascher und sei größer als der Katonga, welcher die Nordgrenze von Uganda und die Südgrenze von Unyoro bilde. Südlich vom Kiwira liege Usoga, ein niedriges, von vielen Bächen und Lagunen durchschnittenes Alluvialland, das mit Wald und dichtem Gestrüppe bedeckt sei.

Burton befragte in Kaseh Leute aus jenen Gegenden, ob sie etwas von den, auch im Globus mehrfach erwähnten, Nyam Nyam wüßten (bis zu denen Petherick vordrang); sie hatten aber nie etwas von einem solchen Volke gehört. Eben so wenig kannten sie den Namen der Bary oder Berry, oder der Schilluks, welche im Westen des obern Weißen Stroms wohnen, oder der Dinka im Osten desselben.

Wie viel oder wie wenig an diesen Angaben der arabischen Kaufleute wahr ist, können wir nicht ermitteln, bis Speke's und Grant's Berichte vorliegen. Manches erscheint glaublich und erinnert an die Verhältnisse im Lande des Muata Cazembe, der ein heidnischer Negersultan in der Art jener von Karagueh und Uganda ist; nur trägt bei diesem Letztern Alles ein etwas mehr barbarisches Gepräge.

Der Moorrauch und die trockenen Lufttrübungen.

Aus dem nordwestlichen Deutschland hören wir auch in diesem Jahre wieder Klagen über die entsetzliche Qual, welche dort weit und breit der Moorrauch verursacht. Er ist bis tief in's Innere von Deutschland gedrungen und hat, z. B. am 11. Mai, auch in ganz Sachsen die Luft verpestet.

Dieser Moorrauch bildet eine ganz abscheuliche, eine fast unausstehliche Landplage. Sobald im Frühjahre die Bäume knospen und die Blüten noch schüchtern hervorlugen, sobald etwa acht Tage lang der Ostwind trockenes Wetter gebracht hat, dann beginnt auch sofort diese entsetzliche Trübung, die wie ein Mehlthau in der Luft ist. Wer sie nicht in der Gegend zwischen Weser und Ems und im westlichen Westphalen selber kennen gelernt hat, macht sich schwerlich einen Begriff, wie geradezu gräßlich dieser heillose Qualm wirkt.

Die Moore sind über den ganzen Nordwesten von Deutschland verbreitet. Sie beginnen schon, wenn auch erst in kleinerm Umfange, im Osten der Weser, und ziehen sich durch Oldenburg und

Westphalen nach Holland hinein. Zusammengenommen haben sie sicherlich einen Flächeninhalt von weit über 100 Quadratmeilen. In dem kleinen Ostfriesland bedeckt das Hochmoor $12^1/_2$, dann, so weit es zwischen dem Huimling, der Hunte, Leda und Ems im Arembergischen eine zusammenhängende Fläche bildet, reichlich 28, am linken Emsufer 25 Quadratmeilen, also zu beiden Ufern der Ems mehr als 65.

Diesen und vielen anderen Moorstrecken zwingt man künstlich einigen dürftigen Ackerbau auf, um Buchweizen und etwas Roggen zu gewinnen. Die in früheren Zeiten weit dünnere Bevölkerung in den Moorgegenden wird wohl auch Moor gebrannt haben, um dem dürftigen Boden eine spärliche Aschendecke zu verschaffen und etwas Haidekorn zu ziehen; der Moorrauch wird auch vor Jahrhunderten schon lästig geworden sein, aber doch nur in geringerm Umfange als jetzt, wo gleichzeitig auf Strecken von vielen Meilen die Erde brennt. Die Holländer machten den Anfang mit der Gründung von Moorkolonien, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurden dergleichen auch in Ostfriesland angelegt, und in anderen Gegenden folgte man dem Beispiele. Die Moorbrennerei wurde nun in ein regelrechtes System gebracht und damit zu einer alljährlich wiederkehrenden Landplage.

Schon im Herbste sticht der Moorbauer die verfilzte Oberfläche des Moorbodens in der Dicke von ein paar Zollen ab, und bildet aus solchen Moorsoden oder Plaggen größere oder kleinere pyramidenförmige Erdhaufen, in denen er Luftlöcher läßt, damit der Wind sie durchziehen und trocknen könne. Solche Pyramiden bedecken dann weit und breit das Land, sie stehen da wie Garben auf dem Felde.

Der Frühling kommt heran, der Winter ist gewichen, der Schnee ist hinweggeschmolzen, die Erde bekleidet sich mit Grün; der Westwind hat Regen gebracht. Man athmet milde Lüfte und erfreut sich an dem hervorkeimenden Grün. Dieses wächst lustig empor, wenn zu Ende Aprils und Anfang Mais bei Ostwind heitrer Himmel und warme Tage kommen. Dann hat der deutsche Nordwesten ein paar schöne Tage des Vorfrühlings; aber um den eigentlichen, wirklichen, blumenreichen Frühling betrügen ihn die Moorbauern. Der Ostwind trocknet die Pyramiden, und sofort geht der Brenner in's Moor. Er hat hohe Klotzschuhe an den Füßen, einen mächtigen Klütenstock, der an einem Ende mit einer Gabel versehen ist, in den Händen, und springt vermittelst desselben über die Gräben, welche das Moor durchziehen. Er weiß, daß die Erdhaufen nun trocken sind, legt Feuer in sie hinein, und — mit der Anmuth des Frühjahrs ist es vorbei! Denn der Moorbauer hat das Recht, mit dem Brennen so früh zu beginnen, wie es das Wetter irgend erlaubt, aber mit dem Johannistage, 24. Juni, muß er aufhören. Es giebt Jahre, namentlich solche, in denen das Wetter häufig wechselt, in denen von Ende April bis gegen Ausgang des Juni auch nicht ein einziger Tag ohne stinkenden Moorqualm ist.

Unterhalb der Stadt Bremen, nach Vegesack hin, ist das Ufer der Weser hoch; man hat von dort herab einen weiten Blick über das Oldenburger Land. An einem heitern Morgen sah ich, wie in der Ferne der bis dahin blaue Himmel sich trübte, einzelne Qualmsäulen stiegen empor, der Rauch derselben vereinigte sich oben in der Luft und bald war Alles ein dicker Dunst. Dieser rückte nach allen Seiten hin immer weiter, lagerte sich auf den Strom, kam auch auf das rechte Ufer, und nach Verlauf von zehn Minuten konnte man buchstäblich nicht drei Schritte weit sehen. Am ärgsten und dicksten habe ich den Moorrauch an einem Maitage 1853 verspürt. Ich war von Bremen nach dem kaum drei Viertelstunden entfernten Dorfe Hastedt gegangen, um von dort auf dem hohen Weserdeiche nach der Stadt zurückzukehren und mich am Wasser und dem Grün der Wiesen zu erfreuen. Auf dem Heimwege überfiel mich der Moorrauch so plötzlich, so dick, dicht und so penetrant stinkend, daß mir unwohl wurde. Ich bekam Kopfschmerz, die Thränen flossen mir aus den Augen, das Einathmen dieses geradezu infamen, brenzeligen Qualms war peinlich; meine Stimmung wurde in hohem Grade gereizt und mich wandelte ein nervöses Zittern nach dem andern an. Ich konnte buchstäblich die Hand vor den Augen nicht sehen und wagte mich auf dem Deiche nicht vorwärts, um nicht nach der Weser oder nach der Wiese hin herunter zu fallen. Erst nach Verlauf von etwa zwei Stunden wurde die Luft ein wenig leichter und ich konnte meinen Rückweg antreten; bis dahin hatte ich ruhig auf dem Deiche gesessen und Cigarren geraucht, die eine Wohlthat waren, weil der Tabak die Qual des Moorrauches einigermaßen milderte. Daß der Moorrauch bei sehr vielen Leuten eine gereizte Stimmung hervorbringt, ist eine ausgemachte Sache, und der Schreiber dieser Zeilen hat es am 11. Mai wieder an sich erfahren; bei schwächeren Leuten, namentlich bei Frauen, bewirkt er sogar Zuckungen.

Das Alles kümmert aber den Moorbauer nicht im mindesten. Dieser schweigsame, phlegmatische Gesell denkt nur an seinen Buchweizen. Er wirft mit seiner Gabel das Feuer von einem Haufen zum andern, geht dazwischen, rußig, angeschweelt und gebräunt umher, breitet die Aschenhaufen auseinander, gewinnt so eine Art von Ackerkrume, erwartet Regen und säet seinen Buchweizen. In einigen Gegenden brennt man Moor auch im September, um Winterroggen einzusäen; aber die Moorbrände im Herbst sind gegen jene im Frühjahre nur unbedeutend; Buchweizen, „Haidekorn", ist das Hauptgetreide im Moor.

An jedem trocknen Morgen wird „gebrannt", und in den ersten Stunden des Nachmittags sind die Plaggenpyramiden in Asche verwandelt. Dann hört im Moore selbst der Qualm auf und die Lufttrübung ist dort nur sehr schwach oder gar nicht mehr vorhanden; der Moorbrenner selbst hat einen heitern Abend. Aber weit und breit wird die Umgegend verpestet. Der Qualm steigt bis zur Höhe der größten Alpengipfel, 10 bis 14,000 Fuß empor, der Wind führt ihn, je nach den verschiedenen Luftströmungen und verschiedenen Höhen, hunderte von Meilen weit. So kommt es, daß man Moorqualm, Haarrauch, Landrauch, Sonnenrauch, denn alle diese Namen führt diese Lufttrübung, in England und auf dem Atlantischen Ocean bemerkt, und ihn gleichzeitig in ganz Niedersachsen, Obersachsen, Thüringen, Böhmen und bis an die Karpathen verspürt.

Ernst Erhard Schmid bringt in seinem vortrefflichen Grundrisse der Meteorologie (Leipzig, Voß, 1862) einige Angaben über den Moorrauch des Jahres 1857. Im April wehte der Ost; vom 27. jenes Monats an trockneten die Pyramiden schnell aus, gleich zu Anfang des Mai's begann das Brennen. Der Wind war Nord und Nordost, vom 8. an spielte er zwischen Ost und Südost. Am 24. und 26. Mai fielen starke Gewitterregen und das Moorbrennen mußte eingestellt werden; aber am 2. Juni konnte man wieder anfangen und es dauerte einige Zeit fort. Am 10. und 11. Mai verspürte man den Moorrauch zu Ansbach in Franken, vom 16. bis 18. in ganz Westphalen, bis an den Rhein, namentlich im Siebengebirge, auf der linken Rheinseite im Ahrthale; gleichzeitig in Thüringen, Oberschlesien und Frankfurt, am 19. in Bamberg, am 17. und 18. in Wien, am 19. in Krakau.

In den Gegenden, wo man keine Moore hat und nicht weiß, was ein über unabsehbare Räume gleichzeitig verbreiteter Erdbrand sagen will, hegt man im Volke den Wahn, der Moor- oder Höhenrauch sei ein „krepirtes Gewitter". Das ist jedoch vollkommen unrichtig; eben so unrichtig ist die Annahme, daß er Regen und Gewitter vertreibe; er kann nur bei heiterm Wetter entstehen.

Wir wollen hier einer Lufttrübung erwähnen, welche Schmid nicht anführt und die wir auch in anderen Handbüchern nicht finden.

In Yucatan nämlich kommt ein eigenthümlicher Höhenrauch vor, welcher, ähnlich jenem unseres deutschen Nordwestens, durch Holz- und Erdbrand hervorgerufen wird. Diese mittelamerikanische Halbinsel, welche zwischen dem Busen von Campeche und jenem von Honduras weit in's Meer hineinragt (17 bis 22° N. Br.), hat tropische Hitze und im April steigt dieselbe bis auf 42° C. In

diesem Monate wird die Milpa vorgenommen, das heißt, man richtet den Boden her, um Mais zu säen. Milpear heißt: die Ernte einthun, den Mais einheimsen. Jeder Hacendado, Grundbesitzer, bezeichnet einen Theil seines Waldgestrüppes, mit welchem Yucatan zum großen Theil bedeckt ist, zur Lichtung. Die indianischen Arbeiter ziehen im September dorthin, hauen Stämme und Gestrüpp nieder und lassen alles liegen, damit es in der Sonne trockne. Im Frühjahr ist Alles knochendürr und im April steckt man es in Brand. In jenem Monate weht ein starker, regelmäßiger Wind, der die Flamme in einer bestimmten Richtung vor sich hertreibt und den Quemason, Brand, rasch bewerkstelligt. Es kommt viel darauf an, daß Alles Holz zu Asche werde, gerade wie beim Moorbrennen, daß die Plaggen rein ausglühen, denn die Asche bildet den Dünger. Im Mai fällt allemal befruchtender Regen. Diese Art, den Acker zu bestellen, erklärt sich aus der Bodenbeschaffenheit. Ganz Yucatan ist kalkig; die Bewohner haben nur wenige Hausthiere oder eiserne Geräthe, und vor der spanischen Eroberung waren die beiden letzteren völlig unbekannt. Die alten Indianer konnten also nicht in europäischer Weise einen harten, von Kalk überwucherten Boden bestellen, sie hatten keinen Dünger. Die Asche ersetzte den letztern, und in einem heißen Lande hatte das Holz nur geringen Werth. Zur Zeit des Quemason nun lodert nicht nur die ganze Halbinsel Yucatan in Flammen, sondern auch in den angrenzenden mexikanischen Saaten Tabasco und Chiapas findet ein ähnliches Verfahren statt, so daß das Feuer über einen weiten Flächenraum gleichzeitig verbreitet wird. Dann ist der ganze Dunstkreis erst mit Rauchwolken erfüllt, nachher mit einem dichten Nebel, durch welchen, wie bei unserm Moorrauche, die Sonne wie ein glühender aber strahlenloser Feuerball hindurchscheint. Die Hitze steigt manchmal, wie schon bemerkt, bis zu 42 Grad. —

Mit dem Moorrauch ist eine andere trockene Trübung, der „Höhenrauch", nicht zu verwechseln. Dieser hat mit jenem Aehnlichkeit oder, wie man auch annimmt, gleiche Beschaffenheit, er tritt aber nicht periodisch auf, wie die später zu erwähnende Callina in Spanien oder der Quobar in Abessinen, auch nicht in einem bestimmt begränzten Zeitraume und an gewissen Tagen, wie der Rauch vom Moorbrande, sondern stellt sich plötzlich ein, breitet sich außerordentlich weit aus und hält sehr lange an. Das Letztere ist beim Moorrauch nicht der Fall; dieser verschwindet bald und der Regen reißt ihn nieder.

So viel ich weiß, haben die Meteorologen diese Erscheinung noch nicht erklären können; Schmid weiß auch nichts und sagt nur: „Was man über die chemische Natur des Höhenrauches gesagt hat, ist größtentheils ohne Belang."

Der Sommer von 1831 hatte besonders starken Höhenrauch, der mit dem Moorrauche nicht verwechselt werden darf. Man bemerkte ihn am 3. August an der Küste (— welcher? —) von Afrika, am 9. zu Odessa am Schwarzen Meere, am 10. in Frankreich, am 15. in Neuyork. Er wurde so dicht, daß man die Sonne mit ungeschütztem Auge betrachten konnte (— was sehr oft auch beim Moorrauch der Fall ist —); in Algier, in Nordamerika und im südlichen Frankreich erschien die Sonne azurblau, dunkelgrün oder smaragdgrün. Schmid fügt folgenden Satz bei, der uns nicht ganz verständlich ist: „Während der Dauer dieser Trübung wurde es jedoch nicht völlig Nacht, wenigstens, wo sie dicht war, wie in Sibirien, Genua und Berlin."

Im Jahre 1783 war der Höhenrauch sporadisch sehr weit verbreitet. Er bedeckte in manchen Gegenden das ganze Himmelsgewölbe und war so dicht, daß man die Sonne am Horizont gar nicht, in größerer Höhe nur als eine glanzlose, rothe Scheibe sah. Zuerst bemerkte man ihn am 29. Mai zu Kopenhagen, wo er sich nach anhaltend heiterm Wetter entwickelte, an den meisten Orten nach einem Gewitter, an einigen nach kaltem Wind, in England bei anhaltendem Regenwetter. Zu Rochelle, also an der atlantischen Küste Frankreichs, wurde er am 6 und 7 Juni beobachtet; zu Dijon, also in Burgund, am 14., dann nach einer Unterbrechung wieder am 18. Um diese Zeit stellte er sich zugleich in vielen Gegenden in Deutschland, Frankreich und Italien ein, verbreitete sich rasch über ganz Europa, Nordafrika und Ostasien, über das Adriatische Meer und die Nordsee, über den Atlantischen Ocean bis 50 Meilen weit von der Küste. Am 19. Juni beobachtete man ihn zu Franecker in den Niederlanden, am 22. zu Spydberga in Norwegen, am 23. auf dem St. Gotthardt und zu Ofen in Ungarn, am 25. zu Moskau, gegen Ende des Juni in Spanien und zu Anfang des Juli am Altai. Zuweilen ragten die Gipfel der Alpen über ihn hinaus; zu Narbonne im südlichen Frankreich ging er nicht über 2400 Fuß Meereshöhe; bei Padua schien er aus der obern Atmosphäre herabzukommen, erreichte aber den Boden nicht. Weder Wärme noch Regen vertrieben ihn; selbst als zu Franecker binnen einer halben Stunde 20''' hoher Regen fiel, dauerte er fort. Um Ende Juni und Anfangs Juli wurde er dünner, verdichtete sich aber noch einmal sehr stark und dauerte, mit örtlichen und zeitweiligen Ungleichförmigkeiten, an den meisten Orten bis Ende Juli. Bei Kopenhagen blieb er aber unverändert noch den ganzen August hindurch und verschwand erst am 12. September. Bei Franecker hatte man an ihm einen schwefeligen Geruch wahrgenommen. Der Einfluß auf den Pflanzenwuchs war sehr ungleich: in den Niederlanden klagte man über frühes Absterben der Pflanzen, das aber auch durch den ungewöhnlich heißen Sommer bewirkt sein kann. In Italien hatte man dagegen eine ungemein reiche Ernte.

Von ganz anderer Art ist die Callina in Spanien. Diese trockene Lufttrübung beobachtet man in den heißen Ebenen am Guadalquivir, in der Mancha und in der Provinz Almeria, weniger in den Gebirgen. Sie zeigt sich zu Mitte oder Ausgangs Juni als ein bläulich-grauer Dunststreif rings um den Horizont; bei steigender Hitze und bis Mitte August erhebt sich derselbe so hoch, daß er zuletzt ein Viertheil des Himmelsgewölbes einnimmt. Die Farbe des Dunstes am Horizont ist dann bräunlichroth. Höher hinauf geht sie durch das Gelbliche in das Bleifarbige über. Die Callina verhüllt alle Horizonte gänzlich, trübt die Aussicht auf eine Entfernung von 1½ bis 2 Meilen, schwächt jedoch die Beleuchtung nahe gelegener Gegenstände nicht und ist völlig geruchlos. Vom Ende August nimmt sie, gleichzeitig mit der sinkenden Temperatur, wieder ab und verschwindet beim Eintreten der ersten Aequinoktialstürme Ende Septembers oder zu Anfang Oktobers. Durch Gewitter, welche jedoch in Spanien zur Sommerzeit selten sind, wird sie auf einige Tage bemerklich abgeschwächt. Mit dem Brennen von Moor oder anderen Vegetabilien hat sie keinen Zusammenhang. Das Volk hält sie für ein Erzeugniß der Hitze. (Callina oder, richtiger, Calina, wird in spanischen Wörterbüchern als „Heerrauch, Höherauch, so viel als dicker Nebel zur See" erklärt). Sie mag mittelbar ein Erzeugniß der Hitze sein, unmittelbar ist sie ein Erzeugniß des über den staubigen, dürren Ebenen Spaniens aufsteigenden Luftstroms.

Des Qobar, einer trockenen Trübung im Aethiopien und Centralafrika, haben wir schon früher im Globus erwähnt. Er ist in seinem Erscheinen und in seinen Ursachen der Calina ähnlich und bietet, wenn er schwach ist, dieselben Merkmale dar. Er nimmt mit der Annäherung an den Aequator zu und ist am stärksten über heißen Niederungen, in denen die Luft stagnirt.

Das Melken der Rennthiere.

Stockholm, 10. Mai 1863.

In Nr. 30 des Globus ist eine Illustration geliefert, nach welcher das Melken der Rennthiere ungefähr eben so ruhig und friedlich herzugehen scheint, wie das der Kühe auf unseren Viehhöfen. Da diese Vorstellung gleichwohl ein ganz falsches Bild von dem Hergange giebt, so wollen wir denselben im Folgenden zu schildern versuchen, nachdem wir einige Bemerkungen über die Natur des Rennthiers zum nähern Verständniß vorangeschickt haben.

Die Rennthiere sind ungemein lebhafte Thiere, welche, so lange sie stehen, selbst wenn sie zusammengetrieben oder wohl gar eingefangen und festgebunden sind, sich unablässig bewegen und in jedem Augenblick ihre Stellung ändern, dabei auch immer etwas von ihrer wilden Natur beibehalten und sich nie ganz zähmen lassen. Wären sie dabei nicht so gesellige Thiere, die sich gern aneinander schlössen, besonders wenn sie erschreckt werden, so würde es den Lappen, selbst mit Hülfe ihrer vortrefflichen Hunde, unmöglich sein, die Heerde zu bewachen und zusammen zu halten. Nun aber zerstreuen sich zwar die Thiere, während sie weiden, doch nie sehr weit; und sobald die Wächter ihren Ruf oder die Hunde ihr Gebell hören lassen, so eilen sie aufeinander zu, lassen sich treiben, wohin man sie haben will, und wenn ja einmal ein Thier ausreißt, so entfernt es sich niemals weit. Ja es kehrt auch augenblicklich zurück, wenn es das Gebell des Hundes hinter sich hört, denn es weiß, daß dieser ihm keine Ruhe gönnt, bis es wieder bei der Heerde ist. Man sieht daher oft, daß es nicht das Weite sucht, wenn es doch scheinbar leicht entkommen könnte, sondern gerade auf die Heerde zueilt, selbst wenn der Hund in seinem Weg ist und es daher Gefahr läuft, von diesem gebissen zu werden.

Ist es bei der Heerde, so verfolgt der Hund es nicht länger, sondern hält sich ruhig in der Ferne, und wenn ja einmal ein junger, unerfahrener, in den Laut seiner eigenen Stimme verliebter Hund ein Rennthier auch dort noch verfolgt, so wendet sich dieses plötzlich um, giebt ihm mit seinem Geweih einen Stoß, daß er zappelnd auf dem Rücken liegt und gleich darauf, beschämt und heulend, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, Reißaus nimmt. Stolz blickt dann das Rennthier dem Fliehenden nach, als wollte es sagen: „Da hast du deine Lektion! Außerhalb der Heerde ist dein Platz; hier in der Heerde hast du nichts zu thun!" und wendet sich darauf zu den übrigen Rennthieren. Hier stößt sich das eine mit dem andern; sie prüfen ihre gegenseitige Stärke, versteht sich, in aller Freundschaft und Einigkeit; denn nur in der Brunstzeit fallen ernste Kämpfe unter den Rennochsen vor. Bei solchem Spiel aber geschieht es wohl, daß sich zwei Thiere dermaßen mit ihren ästigen Geweihen verwickeln, daß sie ohne menschliche Hülfe sich nicht wieder losmachen können, ja man hat sie auf solche Weise verwickelt todt im Walde liegend gefunden.

Diese Eigenschaft der Geselligkeit wird aber auch oft das Unglück des Rennthiers; denn sobald ein solches von Wölfen (deren es stets in der Nähe einer Rennthierheerde in großer Zahl giebt und die einer solchen zu folgen pflegen) angefallen wird, stürzt es sich in vollem Schrecken auf die übrigen. Diese schließen sich augenblicklich fest aneinander und zerstreuen sich erst, wenn schon mehrere von ihnen die Beute der Verfolger geworden sind. Außerdem bewirkt diese Eigenschaft für Reisende, die mit Rennthieren fahren, bisweilen ebenso komische als unangenehme Verwickelungen. Begegnet man anderen Rennthieren oder Hunden, dann drängen sich die vorgespannten Thiere aneinander, springen über die Schlitten und veranlassen die größte Verwirrung. Da pflegt dann der Lappe gleich alle Zugrennthiere hinter seinen Schlitten (Pulk, Acthja) zu binden und das eine vorgespannte und mit demselben alle übrigen hinter sich her ziehen.

Die Waldlappen, welche in den südlichen Theilen der schwedischen Lappmarken am untern, etwa 15 Meilen breiten Küstensaume des Bottnischen Meerbusens umherziehen, aber sich auch im Sommer nicht in die hohen Gebirgsgegenden an der norwegischen Grenze begeben, haben dort kleine eingehegte Plätze (Kerda), in welche sie während der Mückenzeit, im Juli und in der ersten Hälfte des August, die Heerde täglich zwei- bis dreimal treiben und dieselbe von ihren Plagegeistern dadurch befreien, daß sie rundumher Feuer anzünden und feuchten Rasen, der vielen Rauch verbreitet und die Mücken abhält, darauf legen, so daß die Rennthiere der Ruhe pflegen und wiederkäuen können. Hier melkt man denn auch täglich einmal die Rennkühe; doch dieses geht nicht so geschwind, denn jede Kuh muß eingefangen und von einer Person gehalten werden, während die andere melkt. Dies geschieht, weil das Thier in jedem Augenblicke seine Stellung ändert, immer stehend und nur mit einer Hand; denn mit der andern muß das Melkgefäß (Nappe, d. i. eine große Gelte, Napf) gehalten werden. Aus den feinen Zitzen, deren die Rennkuh zwei hat, kommt nur ein sehr feiner Strahl, auch giebt jede nur wenig, so daß acht bis zehn Rennkühe ihre Milch liefern müssen, um ungefähr ein Berliner Quart zu füllen. Wenn die Kuh ausgemelkt oder die Gelte voll ist, gießt man die Milch in eine Blase (Tjalmas), die man im Busen trägt, und aus dieser hernach in einen Kessel, der an einem Baume hängt.

In den nördlichen schwedischen und in den norwegischen Lappmarken (welche letzteren Finnmarken heißen, weil man in Norwegen die Lappen allgemein Finnen nennt) giebt es keine Waldlappen, sondern nur Berg- oder Gebirgslappen (schwedisch Fjäll-Lappar, norwegisch Fjeld-Finner), welche die hohen Gebirge besuchen und das ganze Jahr die Heerde unter ihrer Aufsicht haben, während die Waldlappen dieselbe zweimal des Jahres, jedesmal etwa sechs Wochen, nämlich von der Mitte des Mai bis zum Ende Juni und von der Mitte des August bis zum Ende des September, sich selbst überlassen. Bei diesen macht das Melken der Rennkühe noch größere Schwierigkeit. Hier treibt man einmal des Tages die ganze Heerde an den Ort, wo gerade das Zelt (Kota) steht, welcher Ort Sjaljo heißt; und man wirft der einen Rennkuh (Vaja) nach der andern ein langes und dünnes Seil aus Tannenbast und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen um das Geweih; dann hält Einer sie fest, während sie gemolken wird, und daran nimmt, wie beim Bewachen der Heerde, der weibliche Theil der Haushaltung Antheil. Hier gilt es, jede Vaja genau zu kennen und nicht eine und dieselbe mehrmals einzufangen. Doch darin pflegen die Lappen sich niemals zu irren, ja sie haben für jedes Thier ihrer Heerde besondere Namen, selbst wenn die Zahl derselben auf mehrere Tausende steigt (Stockfleth nennt einen Lappen, der 8000 Rennthiere besaß), und der Besitzer erkennt schon in weiter Ferne jedes Thier und sieht gleich, wie viele ihm fehlen.

Merkwürdig ist, daß die Menge der Milch gewöhnlich nicht der Menge der Rennkühe entspricht, indem z. B. ein Fjäll-Lappe, der 700 bis 800 Vajor besitzt, oft bei weitem nicht so viele Milch von ihnen erhält als ein Waldlappe, dem nur 50 bis 60 gehören, denn diese sind gewöhnlich zahmer und lassen sich leichter melken, wogegen es an Zeit gebricht, jene sämmtlich zu melken. Manche Gebirgslappen melken ihre Rennkühe gar nicht, sondern überlassen die Milch den Kälbern, die sich dabei ausnehmend wohl befinden und schneller heranwachsen. Diejenigen aber, welche ihre Rennkühe melken, suchen zum Theil die Kälber vom Saugen dadurch abzuhalten, daß sie die Zitzen der Mütter mit Rennthierkoth beschmieren; viele aber gestatten das Saugen auch während der Melkzeit und sehen nur darauf, daß diejenigen Kühe, welche ihre Kälber verloren haben und welche Toptjah heißen, täglich gemelkt werden, damit ihnen die Milch nicht vertrocknet.

Die Milch ist ungemein fett, fast wie süße Sahne, so daß

man nicht viel davon verzehren kann; sie schmeckt besonders gut zu Mülte- und Preißelbeeren. Manche Lappen bereiten Butter davon und erhalten verhältnißmäßig viel; doch ist diese ganz weiß und hart wie Talg. Weit besser aber paßt die Milch zur Käsebereitung, indem sie wohl zehnmal mehr Käsestoff enthält als die Kuhmilch. Die Lappen bereiten ihren Käse in runden, aus Bast verfertigten Körben; überhaupt ist diese Zubereitung äußerst einfach: sobald die Milch durch Lab geronnen ist, formt man sogleich Käse daraus und setzt diese zum Trocknen hin. Hierzu benutzt der Waldlappe ein eigenes Gerüst neben seinem Zelte (Luove); der Gebirgslappe dagegen hat in der Rauchöffnung seines Zeltes einen aus feinen Schindeln angefertigten Schirm (Sibde) angebracht, daher sein Käse auf der Oberfläche gewöhnlich ganz schwarz ist.

Der Rennthierkäse ist in der Hütte des Lappen die vorzüglichste Speise, und er geht damit äußerst sparsam um. Zwar ist dieser Käse äußerst hart, auch schmeckt er, allein genossen, etwas herb; aber er ist sehr nahrhaft und Käsesuppe ist bei den Lappen ein Festgericht, das ein Jeder, der sich erst etwas darau gewöhnt hat, wohlschmeckend finden dürfte. Man schneidet von dem Käse dünne Scheiben ab, theilt diese wieder in ganz kleine Stücke (zwei bis drei Loth reichen hin für jede Person), kocht dieselben eine kurze Zeit in Wasser und rührt hernach ein wenig Mehl hinzu. Anfänglich ist die Suppe dünn, bald aber verdickt sie sich und wird wie Creme. Außerdem ist dem Lappen der Käse als Reisekost unentbehrlich. Will er eine Reise antreten, auf welcher er nicht hoffen kann, Leute zu treffen und ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, dann steckt er einen Käse in den Busen und begiebt sich hinweg.

Nur im Sommer, im Juli und August, wird Käse gemacht. Früher darf man die Rennkühe nicht melken, weil bis dahin die Kälber alle Milch nöthig haben. Im September, besonders aber im Oktober, fängt die Milch schon an sparsamer zu werden. Was dann noch gemelkt und nicht gleich in der Haushaltung verbraucht wird, verwahrt man in kleinen Fäßchen entweder unvermischt oder auch vermischt mit einem im Hochgebirge wachsenden, feinen Kraute von säuerlichem und gutem Geschmack Jobmo (Rumex acetosa) oder auch mit Preißelbeeren und verwahrt es als Kittan-åse, d. i. Frühlingskost. Die wenige Milch, welche man noch zu Ende des Oktobers und im November erhält, läßt man gefrieren und nimmt sie als Klumpen mit in das untere Land, um mit dieser großen Leckerei Fremde traktiren zu können. F.

Victoria's Mineralschatz.

I.

Außer Gold, von welchem edlen Metalle wir weiter unten sprechen, besitzt die Kolonie einen immensen Reichthum an den meisten anderen Mineralien. Die Mehrzahl derselben ist aber noch wenig oder gar nicht technisch ausgebeutet, und hier ist für die Industrie der Kolonisten ein fast unübersehbares, weites Feld geboten.

Beginnen wir in nachfolgender gedrängten Uebersicht mit den schweren Metallen, so begegnen wir, außer Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Zink, Blei, Arsen, Antimon, Mangan, Wismuth und Eisen.

Silber wird in Reedy Creek und besonders zu St. Arnaud im Pyrenäengebirge in reichen Adern gefunden, und in letzter Zeit sind daselbst ausgedehnte Claims für Betrieb des Silberbergbaues in Pacht genommen worden. Das Metall erscheint dort sowohl in Form von Chlor-Bromid (wie in Chili), als auch in der von Sulphureten. Das Hauptriff enthält auch reichlich Gold, so wie etwas Arsen und Wismuth. An der Oberfläche der Riffe zeigen sich beide edle Metalle, bei tieferm Graben jedoch nimmt das Silber an Masse zu. Die Quarzwände bestehen aus blauem Schiefer. Durchschnittlicher Ertrag von kombinirtem Gold und Silber (meist ein Drittel Gold und zwei Drittel Silber) war bisher 7 bis 10 Unzen pr. Tonne, doch gewann man kürzlich über 1100 Unzen von 27 Tonnen Stein. Preis des Silbers ist 5 Schill. 6 Pence pr. Unze. Noch scheint die technische Ausbeutung sehr mangelhaft zu sein.

Kupfer hat man an Specimen Gully (Castlemaine) und in goldhaltigem Quarz in Dunolly und Bendigo gefunden. In letztgenanntem Distrikt, am Axe Creek, fand man kürzlich so reiches Kupfer im Stein, daß der Entdecker Ascott eine Lease des Grundes genommen hat. Ebenso ist Kupfer im Quarz am Mount Ida, M'Ivor Distrikt, und im Dandenong Gebirge gefunden worden. — Malachit (kohlensaures Kupferoxyd), Azurit, Kupferglanz 2c. existiren zu Steiglitz, Pyreeth u. a. O.

Zinn findet sich bekanntlich im schwarzen Sande des Ovens, und auch an der obern Yarra, Tarabale, Strathbogie 2c. Der Ovenssand ergiebt 80 Prozent Zinn, und das Wochenprodukt für den Mann ist 1 bis 5 Ctnr.

Zink als Blende (aus Schwefel und Zink bestehend) findet man an Specimen Gully bei Castlemaine und Russel's Riff bei Malmsbury. Auch wurden Proben des Metalls in Daylesford und im Basalt bei Brunswick in der Nähe von Melbourne aufgefunden.

Blei als Sulphuret ward an manchen Goldfeldern: Bendigo, Steiglitz, Castlemaine und Maryborough gefunden. — Cuproplumbit (Blei, Kupfer, Schwefel) ist zu M'Ivor vorhanden.

Mangan als Pyrolusit (Braunstein) findet man an den Indented Heads; Eisen-Mangan mit Kupfer und Kobalt vermischt, an manchen Quarzriffen zu Dunolly 2c.

Eisenerze aller Art werden fast in allen Theilen der Kolonie reichlich vorgefunden. Gediegenes Eisen oder Erz, welches an 90 Prozent reinen Eisengehalt ergiebt, kommt namentlich im Western Distrikt vor. Meteor-Eisen ist in ungeheuern Klumpen bei Cranbourne, nicht weit von Melbourne, gefunden worden. — Eisen, Sulphurete, Pyriten, Schwefelkies, Markosit, Arsenikeisen (Mispikel) sind allgemein verbreitet; ebenso in tertiären Felsen Brauneisenstein und Rotheisenocker. Spiegelstein, Titan- und Magnet-Eisen ist nicht minder an vielen Orten verbreitet; Chromeisen, phosphorsaures Eisenoxyd werden in Heathcote und Tarrangower, Thoneisenstein (Röthel) wird in den Kohlenlagern gefunden.

Die Antimonium-Minen von M'Ivor haben in letzter Zeit allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und dieses Metall wird wahrscheinlich in Zukunft einen nicht ganz unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Es findet sich auch an der Yarra bei Templestowe, in Whroo, Heathcote, Maldon und Maryborough.

Zu der Klasse der leichteren Metalle und Metalloiden übergehend und mit den Edel- und anderen, zu optischen Zwecken geeigneten, Steinen beginnend, erwähnen wir: Diamanten vom Ovensdistrikt; blaue und rubinrothe Saphire; Korunde; Rubinspinelle; Zirkone, weiße, blaue 2c. Topase im Dandenong-Gebirge, in Ararat und den Goldgängen fast aller Goldfelder. Ferner werden daselbst im Quarz häufig gefunden: Bergkrystall, Achat, Chalcedon, Hornstein, Jaspis 2c. Von Opalen fand man Hyalit an mehreren Orten; Halbopal bei Melbourne; Chloropal am Deep Creek, Mount Bullangarook, und opalisirtes Holz am Paß River und Western Port 2c. Schwarzer Turmalin oder Schörl ist sehr gewöhnlich im Granit des Ovensdistrikts, in den Goldgängen und an Wilson's Vorgebirge. Hornblende sieht man bei Lancefield, M'Ivor; Augit (Kokolith) in Basalt, Chlorit in den Quarzriffs zu Castlemaine; dann Olivin, Rubellan 2c. im Basalt; Feldspath (Albit, Labrador) in Kyneton, Amherst 2c. Zeolite oder Kochsteine (Analcim, Chabasit, Natrolit) sind auf Philip Island, bei Richmond und Clunes ge-

funden worden. Graphit (Reißblei, Plumbago) ist an den Ovens Goldfeldern vorhanden, und Arragonit sehr gemein in den Blasenräumen des Basalts.

Gyps (Selenit) ist reichlich auf den Schaftriften an der Wimmera. Kalkspath, Magnesit (kohlensaure Magnesia), Alaunstein, sind mehr oder weniger häufig in den ihnen zukommenden Erdschichten.

Ausgedehnte Kalklager sind bisher noch nicht aufgefunden worden, mit Ausnahme von einem im Snowy River Distrikt, welches an 50 Meilen im Umfang hat, aber schlecht zugänglich ist. — Marmor ist in Geelong an der Seeküste zu finden, wofür sich eine Gesellschaft zur Bearbeitung gebildet hat. — Der Südküste entlang sind weite tertiäre Kalk- und Thonlager verbreitet, die Septaria enthalten, welche einen vortrefflichen Cement liefert. Zur Gewinnung desselben hat sich ebenfalls vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet, der man die besten Resultate prophezeit. Da Cement bisher eingeführt werden mußte, so ist diese neue Industrie jedenfalls der Kolonie vortheilhaft. — Die Thonerden der Kolonie überhaupt sind für dieselbe von hoher Bedeutung. Man findet die verschiedensten Arten, die sich für Töpferwaaren und Porzellanfabrikation eignen. Für letztere besonders existirt in Masse ein Thon von bester Qualität: Kaolin, am Deep Creek, 12 Meilen von Melbourne, mit dessen Gewinnung eine Gesellschaft eifrig beschäftigt ist. Eine der feinsten Porzellanerden der Welt ist gleichfalls in der Gegend von Dunolly am Mount Ugly entdeckt worden, welche dem Devonshire-Kaolin nicht nachsteht.

Werthvolle Schieferlager sind in den Distrikten Bendigo, Heathcote und Maldon vorhanden. An Bausteinen ist natürlich kein Mangel irgend einer Art; doch hat man bisher wegen schwierigen Transports sich in den Städten am Seeufer mit nicht ganz geeignetem Material begnügen müssen. Der Basalt (Bluestone) ist zwar vortrefflich, aber nicht angenehm für das Auge, wegen der dunkeln Farbe. Die Quadersteine von Barrabool Hills, Bacchus Marsh, Darley ꝛc. sind nicht sehr dauerhaft und bedürfen eines künstlichen Ueberzugs, um haltbar zu sein. Granit von guter Qualität, aber wegen bedeutender Härte schwer zu bearbeiten, ist vielfach verbreitet. Als besonders werthvoll werden die Granite von Beechworth bezeichnet, welche hübsch gefärbt, weniger hart sind, und viel Feldspath enthalten. Die porphyrartigen eignen sich für Kunstwerke, Denkmäler ꝛc.

Obwohl man annimmt, daß die kohlenhaltigen Erdschichten sich über einen Flächenraum von 3000 Quadratmeilen erstrecken, so sind doch noch wenig ergiebige Kohlenlager entdeckt und ausgebeutet worden. Das bekannteste Kohlenfeld ist am Cap Patterson, wo die Schichten von einigen Zollen bis vier Fuß Dicke sich zeigen. Andere Lager befinden sich in den Distrikten Gippsland, Mornington, Grant, Bourke, Polworth und Portland Bay. — Braunkohle wird in der Nähe von Ballarat und anderen Stellen gefunden, aber nicht ausgebeutet, wie zur Zeit leider noch so viele andere Mineralschätze der Kolonie.

Gold.

Der Flächenraum der Kolonie wird auf 86,831 Quadratmeilen angegeben. Von diesen enthalten nach neuesten Bestimmungen der Geologen ungefähr 3000 Meilen Granit und verwandte Massengebirge; 10,000 M. Basalt- und andere Felsen vulkanischen Ursprungs; 25,000 M. Flötzgebirge der devonischen und silurischen Perioden: Sandstein-, Thon- und Schieferbildungen; 28,000 M. Tertiärschichten 3000 M. Kohlenlager; und der Rest, 17,830 M., ist noch nicht geologisch untersucht. Dieser letzte Theil liegt meist östlich von Beechworth, nördlich vom Omeo und am Snowy River, so wie westlich von Melbourne in den Distrikten Dundas, Heytesbury, Polwarth ꝛc.

Die paläozoischen Schichtenbildungen erstrecken sich mitten durch die Kolonie von Osten nach Westen, einige 50 oder 60 Meilen weit, zwischen den Parallelen 36 G. 30 M. und 37 G. 30 M. Nördlich, im Murray-Gebiet, sind die tertiären Bildungen vorhanden; und im Süden die Basalte und Feuerbildungen, fast alle westlich vom 145. Meridian.

Von den 25,000 Meilen der Schichtenbildung sind bis jetzt nur wegen der Goldpoduktion 6000 Meilen bergmännisch erforscht und bearbeitet; der Rest ist entweder gar nicht oder nur flüchtig durch verschiedene prospektirende Partien 1860 bis 61 untersucht worden, in Folge dessen das Crooked River Goldfeld, und einige andere an den Zuflüssen und Quellen der Yarra aufgefunden wurden. Ein sehr großer Theil dieser goldhaltigen Land- und Gebirgsstrecken ist indessen noch ganz vernachlässigt, und Sachkundige weisen auf eine Menge Gegenden hin, wo mit höchster Wahrscheinlichkeit bedeutende Goldlager sich befinden müssen. Es sind dies u. A. die Flüsse Delatite, King, Holland, Brocken, Wonangaratta, die Zuflüsse des Macalister, der Wimmera, des Richardson und ein großer Theil der Gegend westlich vom Goulbourn. Ohne Zweifel sind auch noch in den bekannten Goldgegenden unzählige reiche Stellen unentdeckt, was durch fortwährend neue Auffindungen bewiesen wird. Außerdem aber vermuthet man, daß die unter den ausgedehnten Basaltmassen liegenden paläozoischen Sandstein- und andere Schichtenbildungen unerschöpfliche Goldmassen bergen.

Man hat sich nämlich nun überzeugt, daß vielfach unter dem Basalt und der Lava unmittelbar auf den Sandstein- und Thonschichten Goldlager ruhen. Die Dicke des Basalts nach der Tiefe zu ist natürlich sehr verschieden, aber an vielen Stellen so bedeutend, daß 400 bis 600 Fuß tief durch den harten Stein gebohrt werden muß, bevor man das Goldbett erreicht. Es ist die Meinung der Geologen, daß sich namentlich unter den großen Flächen im Westen reiche und weite Goldlager befinden.

Was nun die Tertiärbildungen im Norden betrifft, die sich zwischen den Gesteinsmassen der silurischen Periode und dem Flußbette des Murray weit erstrecken, so sind diese noch wenig untersucht, doch wird wahrscheinlich zunächst auch dort die Gegend nördlich von Huntly und westlich vom Campaspe, so wie jene nordwestlich von Barnawartha nahe am Murray explorirt werden.

Welche Ausdehnung die Goldminen Victorias in den elf Jahren seit der Goldentdeckung gewonnen haben, mag man daraus schließen, daß der Werth der Maschinen und Werke in den Goldfeldern sich auf anderthalb Millionen Pfund Sterling beläuft, und auf den Minenkarten nicht weniger als 1302 goldhaltige Quarzriffe verzeichnet sind.

Das Gold wird in neuerer Zeit meist durch größere Arbeitskraft als früher erworben, und die Ausbeute bleibt im Ganzen nur dadurch ziemlich gleichmäßig, weil sie von den tiefen Leads und den Quarzriffen gewonnen wird. Hinsichtlich dieser aber ist viel Kapital erforderlich, zugleich jedoch ist in den meisten Fällen der beste Weg zum Erfolg kooperative Arbeit. Wo diese Erfordernisse nicht fehlen, sind gute Resultate sicher, wie dieses mehrere Gesellschaften in Ballarat, Inglewood ꝛc. beweisen, trotz unsäglicher Hindernisse, die überwunden werden mußten. Uebrigens ist noch Manches zu thun, und namentlich viel durch geeignete Wasserbehälter und Abzugskanäle zu verbessern.

(Aus der „Australischen Vierteljahrsschrift")

Glücksspiele und Aberglauben in Rom.

Auch die heutigen Römer glauben noch, wie ihre Voreltern, daß Fortuna ihre Freizügigkeit aufgegeben, daß das Glück in ein Füllhorn sich umgewandelt habe und allwöchentlich seine Gaben ausstreue. Wir sagen allwöchentlich, weil die römische Regierung, die geistliche Regierung, in jeder Woche diesen Glauben neu belebt. An jedem Sonnabend zeigt sie dem Volke die Glücksgöttin in Gestalt eines Nummern und Gewinne ziehenden Waisenknaben auf dem Balkon des Finanzministeriums. Daß Lotterien verderblich sind und nur Armuth, nicht Wohlstand erzeugen, weiß Jeder; sie gleichen nur Blüten, die an Fäden angebunden sind; aber keine ist verderblicher, als die alte Zahlenlotterie, bei der, durch die geringen Einsätze, der Aermste gerade am meisten geplündert wird. Es ist dieses eine so ausgemachte Wahrheit, daß die ganze Welt daran glaubt, mit Ausnahme des gläubigen Rom und des gläubigen Neapel. Man denke sich, was es heißt, wenn in jeder Woche dem Armen, welcher am meisten leichtgläubig ist, weil er am meisten hofft, die Versuchung es zuraunt, daß er jetzt am Wendepunkte seines Schicksals stehe, daß ein Opfer von wenigen Groschen ihn zum glücklichsten Menschen mache und daß sein lang gehegter Traum jetzt eine Wahrheit werde. Ist es da ein Wunder, daß die Lotteriebüreaux, die bis spät in die Nacht geöffnet bleiben, fortwährend gefüllt sind und daß das Lotto als eine Haupteinnahme im Kirchenstaate, nach Abzug aller Kosten, fast noch eine halbe Million Thaler beträgt? Und wo giebt es eine widerlichere Scene, als wenn man sieht, wie das Glücksspiel den Segen der Kirche empfängt und durch Assistenz eines Prälaten im vollen Ornat wie eine religiöse Ceremonie erscheint?

Alle diese wunderlichen Erscheinungen, die längst in anderen Staaten abgethan sind oder wenigstens mildere Formen angenommen haben, blühen noch in Rom, und während der vorsichtige Staat keinen Schritt wagt, ohne den Boden zu prüfen, betet die Kirche, statt des ewigen Gottes, den glücklichen Zufall an und das „Wagen gewinnt" wird ihr Motto. Ja, die Kirche muß sich der Lotterie unterordnen, die ewigen Loose den zeitlichen, und während alle anderen Händler ihre Läden am heiligen Sonntage schließen müssen, steht der Lotteriehändler über dem Gesetz, und die Pforten, die zum Tempel der Fortuna führen, sind noch weiter geöffnet als die Gnadenpforten der Kirche. Wo so Viele sind, die nichts zu verlieren haben, und die Versuchung so groß ist, bilden natürlich die Glücksritter eine große Gemeinschaft, und wer am Ziehungstage den Platz vor dem Finanzministerium, die Piazza Madama, passirt, der kann hier die systematische Verdummung und Ausbeutung mit Händen greifen.

Männer, Weiber, Kinder mit Lotteriezetteln in der Hand füllen den Platz und können kaum die zwölfte Stunde erwarten, wo der Segen der Kirche von oben über sie herabkommen wird. Sie unterhalten sich über ihre Träume, Wetterereignisse, Unglücksfälle, denn alle diese zufälligen Erscheinungen sind in den Kalendern und Prophezeiungsbüchern, die vom Staat als fromme Lektüre anerkannt und auch in den privilegirten Büreaux verkauft werden, als göttliche Fingerzeige gedeutet und nach kabbalistischer Art in Zahlen übersetzt.

Endlich erscheint auf dem Balkon der langersehnte Waisenknabe im weißen Chorrock; ein Prälat im violetten Amtskleide begleitet ihn, Sekretäre und Kanzleidiener stellen sich in zweiter Linie auf. Unter Trompetenschall, der aus den Zimmern ertönt, schlägt der Waisenknabe das Kreuz, als wäre hier eine heilige Handlung, und nimmt nun die Nummern aus der vor ihm stehenden Urne. Ein Diener mit weittragender Lunge ruft sie aus; noch ist kein Treffer gekommen, da scheint die erste Ambe einen Glücklichen gefunden zu haben. Man hört ein Schreien und Toben von einem Kerl, der in heftigster Weise gestikulirt und seine beiden Nummern triumphirend den Umstehenden zeigt; aber der arme Schelm, dessen Gesicht eben so viel Falten und Kniffe hatte, wie sein Hut, er muß in der Kenntniß der Zahlen nicht hinlänglich bewandert gewesen sein; entweder sein Auge oder sein Ohr hat ihn getäuscht; genug, die 150 Skudi, die er schon in seiner Tasche sah, sie waren durch die Grausamkeit einer bösen Sieben, die mit einer Eins eine verführerische Aehnlichkeit hatte, spurlos vernichtet. Der unglückliche Familienvater, von der Höhe seiner Triumphe so unbarmherzig herabgestürzt, läßt einem Fluch nach dem andern hören, verwünscht Haus, Familie, Vaterland, Regierung, Pfaffen und entfernt sich spornstreichs, noch immer mit den Händen nach oben drohend, kaum seiner Sinne mächtig.

Solche Scenen, welche die Bestialität im höchsten Grade offenbaren und ihre schuldigen Anstifter im schwärzesten Licht erscheinen lassen, wiederholen sich während einer ganzen Stunde, denn so lange dauert die Ziehung. Die Urne mit den 90 Nummern ist entleert; sie war die Büchse der Pandora. Wie viel Trauer, Elend, Verzweiflung mag sie in Roms Mauern verbreitet haben, denn selbst die wenigen Glücklichen werden gewöhnlich nach dem Sprichwort: so zerronnen, wie gewonnen, die Opfer einer unersättlichen Habsucht. Und dieses Gift wird unter den Augen des Statthalters Christi und mit einer besondern Approbation alle acht Tage ausgestreut und die Verluste und die Thränen des Volkes füllen den Säckel des Finanzministers. Die moralische Versumpfung, die hierdurch erzeugt wird, ist nicht zu berechnen. Die deutschen Lotterien und Spielhöllen sind zwar auch ein Krebsschaden, der so bösartiger Natur ist, daß selbst Herr Stahl in dem preußischen Herrenhause das Frankfurter Volksparlament zum ersten Male nach zehn Jahren lobte, weil es beiden den Krieg erklärte, aber was die Demoralisation betrifft, so trägt doch die italienische Zahlenlotterie den Preis davon. Sie wendet sich vorzugsweise an die Mühseligen und Beladenen und stachelt durch die kurzen Pausen immer von neuem die Leidenschaften an. Und nun noch der Prälat, der Geistliche neben dem Glücksrade! Kann man Himmel und Hölle besser versinnlichen? Um diese Scene, diese Volksbeglückungsmethode bildlich darzustellen, sollte man, wie Adolph Stahr treffend vorschlägt, einen Marsyas malen, der einen Apoll schindet. Im Norden würde selbst das Glücksspiel kein solches Unheil anrichten, wie hier. Der Italiener aber neigt weit mehr dazu, sein Glück durch einen Wurf zu gewinnen, als der Deutsche, der besonnener und ruhiger ist und mehr überlegt, ehe er in die Tasche greift. Der Italiener ist kein Freund der langsamen Arbeit oder der großen Spekulation, welche mit dem Verstande berechnet sein will. Das Glücksrad macht das bei weitem bequemer und schneller, und der Zufall schmeichelt der Phantasie weit mehr als das trockene Rechenexempel. Oft sieht man hier Bauern, die Truthähne oder Enten vor sich hertreiben. Sie gehen von Haus zu Haus, wie Hausirer, welche von Handel und Wandel leben, und Jeder glaubt, daß sie, wie andere Händler, ihre fette Waare anbieten. Erst wer genau zusieht, der wird gewahr, daß der denkende Landmann dasselbe Geschäft betreibt, wie die Regierung, und der Hirt seine Heerde ausspielt. Würde eine deutsche Hausfrau auf diesem hier nicht ungewöhnlichen Wege eine Ente zu gewinnen suchen und den Sonntagsbraten dem Spiele des Zufalls anvertrauen? Eine Lotterie mit gefährlichen Nieten auf der einen Seite und eine Ambe mit schnatternden Enten auf der andern? Der deutschen Hausfrau sind die Flügel der Phantasie nicht zu groß gewachsen, um bis zum eßbaren Geflügel zu reichen; der Italiener aber — denn er besorgt größtentheils selbst diese Einkäufe — er glaubt immer der Auserkorene zu sein, der eben so schnell Herzen wie Amben und Enten gewinnt.

Der Aberglaube, dieser Auswuchs der Phantasie, ist beim

Glücksspiele das mächtigste Vehikel, und eine Regierung, die das Spiel gestattet, erzieht zugleich den Aberglauben. Der Glaube befördert die Seligkeit im Jenseits, der Aberglaube im Diesseits. Ein eifriger Spieler fehlt in Rom bei keiner Hinrichtung, und das will viel sagen. Er zählt dann die Zahl der Blutstropfen, mit denen der Boden benetzt ist, und spielt die Summe am nächsten Sonnabend. Ist der Thor durch das Blut eines Verbrechers nicht hienieden selig geworden, so besucht er das Irrenhaus, und den unglücklichen Wahnsinnigen, denen vielleicht die Lotterie den Verstand geraubt hat, macht er so lange Zeichen, bis sie ihm durch die vergitterten Fenster irgend etwas Zahlähnliches zeigen oder zurufen. Hilft auch dieses nicht, so ist das letzte Mittel die Bettelei, und der Bettler gesteht ganz offen, wozu er dieses Mal das Almosen benutzen wird; und oft macht der edle Geber, eben so abergläubig, noch ein Kompagniegeschäft mit dem Glücksritter und Beide träumen sich glücklich bis zur entscheidenden Stunde am Sonnabende.

Jean Paul sagt einmal: „Ich knirsche die Zähne über die gewinnsüchtigen Heuchler, die Menschen, welche bei ihren Lotteriedevisen Gott wie einen Fürsten zu Gevatter bitten, damit er ihnen ehrenhalber ein Pathengeld in die Windeln schiebe.“ Wenn nach Pythagoras die Zahl der Urquell aller Dinge ist, so sind die heutigen Römer auch Pythagoräer. Was ihnen in die Augen fällt oder vor den Ohren summt, das übersetzen sie wie die Mnemotechniker in Zahlen. Das Summen bedeutet hier wirklich Summen wie auf der Pariser Börse. Es wird erzählt, daß, als einst Feuer in dem Quirinal, dem Palaste des Papstes, war, die „prenditorii per il loto,“ die Lotterieläden, so belagert waren, daß fast eine Revolte entstanden wäre, und kein Mittel übrig blieb, als die Läden zu schließen. Jeder wollte die Nummer haben, die Feuer beim Papst bedeutet, und Jeder wollte der erste Glückliche sein. — Ein befreundeter Künstler theilte uns mit, er habe einst das Unglück gehabt, die Treppe von seiner Wohnung herunterzufallen und sich dabei zwei Zähne auszuschlagen. Seine sonst sehr aufmerksame Wirthin fragt, ehe sie dem Leidenden Beistend leistet, wie viel Zähne er verloren, zählt die Zahl der Stufen, multiplizirt Zähne, Stufen und Datum und schickt sofort in das nächste Lotteriebüreau, um so schnell wie möglich das Facit der Rechnung, die geheimnißvolle Glücksnummer, zu erhalten. — Alle Publikationen, die der Regierung sowohl, wie die von Privatleuten, gehen mit großer Langsamkeit vor sich; die Buchdruckerkunst hat noch immer ein Bleigewicht und die Schreibkunst ist nicht übermäßig verbreitet. Die Bekanntmachungen der Lotterie aber durchfliegen mit elektrischer Schnelligkeit die Straßen, und in einer Stunde weiß man auf allen sieben Hügeln, vom Aventin bis zum Pincio, vom tarpejischen Felsen bis zum Viminal, vom Monte Mario bis nach dem Esquilin, welche Nummern gewonnen haben. Zum ersten Male machten wir die Erfahrung, daß die Italiener doch noch ein Allegro außer dem in der Musik haben, und daß die Geschwindigkeit ihrer Beine fast mit den Wundern der Telegraphie wetteifern kann. In Italien sind so viel Unglücksboten in fortwährender Thätigkeit, daß die wenig beschäftigten Glücksboten noch ihre ungeschwächte Kraft besitzen.

Wenn auch Italien seine Einheit noch nicht errungen hat, so so hat es dennoch außer seiner innern Spaltung noch ein gemeinsames Loos, nämlich das Lotterieloos. Jenseits der Alpen ist das Glücksrad, das nur die kleinste Minorität trägt, während die Uebrigen davon gerädert werden, in permanenter Thätigkeit, und selbst in dem freisinnigen, konstitutionellen Piemont verschmäht es die Regierung nicht, mit den ärmsten Bürgern ein Spielchen zu machen. Nirgends ist aber das Spiel so schädlich, wie in Rom und Neapel, wo das Volk so wenig Erwerbsquellen hat und keine Stimme laut werden kann, um der Thorheit, dem Aberglauben Einhalt zu thun. Wo auf anderen Gebieten so wenig zu hoffen ist, hat natürlich die Lotterie die meisten Freunde, die Lotterie, die weiter nichts ist, als die Besteuerung der süßesten Träume des Menschen, die ihm das Erdenleben erleichtern, die Besteuerung der Hoffnung, dieser zweiten Seele der Unglücklichen. Du trägst den Cäsar und sein Glück, so denkt heute noch der Römer, der, mit einer lebhaften Phantasie begabt, eine geregelte Thätigkeit scheut und am liebsten von der Hand in den Mund lebt. Ein Feind aller Pläne, die erst in langer Zeit zu realisiren sind, liebt er das Spiel, diese Thätigkeit ohne Beschwerde, und würde nie weinen wie Alexander, daß er ein reicher Erbe ist und so wenig selbst gewinnen könne. Eben so viel Aberglauben wie er zeigt, um das Glück zu erobern, eben so viel zeigt er, um das Unglück abzuwenden. Während im Norden der Aberglaube im Reiche der Geister und Gespenster bei unsichtbaren Wesen seine Befriedigung findet, verlangt der Südländer, für den die Nacht nichts Unheimliches hat, selbst für Lug und Trug einer positive Grundlage. Er sieht am hellen Tage die Gespenster und besitzt über ihre Eigenschaften einen eben so präcisen Katechismus, wie über seine Träume. Wer das Unglück hat, Augen zu besitzen, die stark hervortreten und viel Weißes blicken laßen, wer bleich oder mager ist und düstere Blicke vor sich hinwirft, der ist ein gettatore und mit dem Fluche des malocchio, des bösen Blicks, beladen. Das ist das unheimliche Gespenst des Südens in menschlicher Gestalt; es erregt Schrecken und Entsetzen und man weicht ihm aus, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Hic niger est, hunc tu Romane caveto! hüte dich vor den Schwarzen! sagte schon der alte Römer. Nur ein Mittel giebt es, um den bösen Zauber zu bannen: man streckt den Zeigefinger und den fünften Finger hervor und zieht die anderen bis auf die Handfläche zusammen; nur diese so gebildeten „Hörner“ vermögen es, die üblen Folgen eines so unangenehmen Rencontre abzuwenden. Noch bequemer kann man sich die Sache machen, wenn man die Waffe der Vertheidigung, die Hörner, im Miniaturformat bei sich trägt; die eigene Hand zu bewegen ist dann nicht mehr nöthig; eine kleine zierliche Korallenhand, die Herren an der Uhrkette, Damen an der Brosche befestigt tragen, leistet dieselben Dienste und schützt den Träger gegen jedes Ungemach. La mano cornuta, die gehörnte Hand, ist ein in Rom und Neapel gebräuchlicher Gegenstand der Toilette, der aber so zierlich wie nützlich ist, und auch in den Zimmern findet man große Hörner am Spiegel als eine geheimnißvolle Decoration, wie man im Alterthume das Medusenhaupt an Gebäuden und Geräthschaften anbrachte, um mit dem Schreckensblicke der Gorgonen, jeden andern zu lähmen. Wer im alten Griechenland sich glücklich pries, spie sich dabei in den Busen, und als einst der Beherrscher von Samos, Polykrates, diese demüthige Ceremonie, vielleicht aus Anstandsrücksichten, unterlassen, floh sein Freund und schiffte schnell sich ein mit den bezeichnenden Worten: „Die Götter wollen dein Verderben.“ Die heutigen Römer sind nicht der Meinung, daß das Glück seinem entgegengesetzten Pole so nahe verwandt sei, und fürchten nicht die Lehre der Schiller'schen Ballade. —

Wir haben das Vorstehende dem „Corso und Torso“ von Hermann Lessing entnommen. Dieses Buch gewährt eine eben so angenehme, als lohnende Lektüre und verdient Beachtung. Der Verfasser ist unbefangen, er hat einen scharfen Blick, gebietet über eine Fülle von Kenntnissen, hat seine Klassiker mit Nutzen gelesen und auch ein poetischer Zug fehlt ihm nicht. Dazu kommt eine ansprechende Weise der Darstellung, ein einfacher, geschmackvoller Styl, der fern ist von gesuchten Spitzen und es gereicht Herrn Lessing gewiß zum Lobe, daß man ihm den Berliner nicht anmerkt. Man lies't sein Buch mit Genuß, auch wenn man Adolf Stahr's meisterhafte Schilderungen kennt; es ist die gelungene Arbeit eines sehr gebildeten, gediegenen und humanen Mannes.

Die jüngsten Nachrichten über Eduard Vogel.

Zu den vielen, zumeist unklaren, einander widersprechenden Angaben über Eduard Vogel's Ende, ist in der jüngsten Zeit noch eine gekommen, welche die wahrscheinlichste von allen ist. Sie rührt von einem Neger aus Kuka in Bornu her, der im Februar 1863 zu Tripolis ankam und dort beim englischen Generalkonsul, Oberst Herman, Aussagen machte. Er sei Vogel's Diener gewesen. Die Mittheilungen dieses Mohammed ben Suleyman sind zusammenhängend und erscheinen glaubwürdig. Herr Herman sandte über die Besprechungen, welche er mit diesem Manne hielt, einen Bericht an das Ministerium des Auswärtigen nach London, und dieses schickte eine Abschrift an einen Bruder Vogel's, der in Dresden lebt. Hier kam sie am 15. Mai im Verein für Erdkunde zur Mittheilung und Erörterung. Der wesentliche Inhalt wurde vom Vorsitzenden des Vereins, Karl Andree, sofort nach Vogel's Vaterstadt Leipzig übermittelt und erschien in Nr. 41 der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

In dem Verhöre, welches Generalkonsul Herman mit dem Bornuanischen Neger vornahm, erklärte derselbe, er sei zugegen gewesen, als Vogel auf Befehl des Herrschers von Waday getödtet wurde. Nach Tripolis sei er gekommen, um dem britischen Konsulate mitzutheilen, was er über Vogel wisse. Auf die Fragen, welche Oberst Herman an Mohammed ben Suleyman stellte, antwortete dieser:

„Ich bin aus Kuka in Bornu gebürtig und ging von dort mit Dr. Vogel, der außer mir noch drei andere Diener bei sich hatte, nach Waday. Wir kamen während unserer Reise über Kabar, Dahibie, Unsarus (— oder Nusarus; die vor mir liegende Londoner Kopie ist, obwohl amtlichen Ursprungs, mehrfach nicht deutlich geschrieben —), Marte, Gharf Schahab, Eredo, Bahar el Gasal, Bled Ouled Karseid, Bahar el Fitri, Gao, Barked Boroit und Dar el Mabu nach Wara.

Wir waren, kurze Rasten eingeschlossen, sechs und zwanzig Tage unterwegs. Vogel ging am Tage nach seiner Ankunft in Wara zum Sultan, der ihn ungemein freundlich aufnahm und Quartier für ihn und seine Begleiter im Hause des Hagig (d. h. Kaïd) Kheigama anwies; dieser ist Befehlshaber der Reiterei in Wara. Der Sultan fragte den Doktor, weshalb er nach Waday gekommen sei, worauf dieser antwortete, er sei gekommen, um das Land zu sehen.

Am vierzehnten Tage nach unserer Ankunft ließ der Sultan den Doktor rufen und bedeutete ihn, sofort das Land zu verlassen. Dr. Vogel begab sich dann in seine Wohnung zurück und traf Vorkehrungen zur Abreise; bald kam aber ein Diener des Sultans und befahl uns, das Haus nicht zu verlassen. Nun wollte der Doktor den Sultan sprechen und steckte einen Revolver in seinen Gürtel, wovon ich ihm abrieth. Vogel ging aber zum Sultan, der Befehl gab, die drei anderen Diener des Doktors: Massut, Dunkud und Maddee, zur Stelle zu schaffen. Als diese da waren, sagte er zum Hagig Kheigama: „Dieser Christ muß sterben." Kheigama machte Gegenvorstellungen; der Sultan jedoch gab seine Befehle und uns Allen band man die Hände auf den Rücken. Dr. Vogel wurde von zwei Lanzenspitzen durchbohrt, fiel schwer zur Erde nieder und stöhnte sehr. Dann wurde ihm sogleich der Kopf abgeschnitten. Seine drei Diener wurden auch getödtet, und mir war dasselbe zugedacht. Ich hatte aber meinen Arm losgemacht, mit dem ich drei Säbelhiebe auffing. Als der Hagig Numa merkte, daß ich noch nicht todt sei, bat er den Sultan, mir das Leben zu schenken. Dieser sprach: „Schafft ihn fort und verkauft ihn als Sklaven!"

„Ich bin nachher sieben Monate in Wara geblieben, so lange, bis meine Wunden geheilt waren, und wurde dann an einen Hirten verkauft. Dieser schickte mich nach einer Stelle, die vier Tagereisen von Wara entfernt ist; ich mußte sein Rindvieh und seine Schafe hüten. Nach etwa fünf Monaten stahl ich einen Ochsen oder eine Kuh, und entfloh; aber nach acht Tagen ließ ich das Thier im Stiche, damit seine Fußspuren nicht die Richtung, welche ich nahm, verrathen möchten, und wanderte nun eine Zeitlang in der Wüste umher. Ich aß Wurzeln, die ich dann und wann fand, und erreichte endlich Bornu, wo ich bisher mich aufgehalten habe."

Dieser Erzählung zufolge wäre Dr. Vogel im Februar 1856 ermordet worden. Die Angabe, daß der Neger einen Ochsen geraubt habe, um sich desselben als eines Reitthieres und zur Flucht zu bedienen, hat nichts Unwahrscheinliches und wird wohl ganz richtig sein. Bekanntlich wird das Rindvieh auch in anderen Theilen Afrikas, z. B. in der Kapkolonie, zum Reiten benutzt. Was Waday anbelangt, so erhielt Konsul Herman auf seine Nachfrage bei dem jetzt in Tripolis anwesenden Bruder des Sultans, Edrisi, zur Antwort, man habe in Waday Ochsen, die man mit Hufen beschlage und die so schnell liefen wie Pferde.

Nachdem Mohammed ben Suleyman diese Erzählung beendet hatte, mußte er noch eine Anzahl Fragen beantworten. „Ich bin", sagte er, „in Vogel's Dienste schon gewesen, ehe er nach Waday ging; ich hatte ihn nach Mandara und Adamaua begleitet, bis ich vom Sultan (von Bornu) zurückgerufen wurde, und war auch mit ihm in Yariba. Dort kamen wir in eine große Stadt, die mit einer hohen Mauer und Graben umgeben ist. Der Sultan dieser Stadt schenkte dem Doktor einen Fisch, desgleichen dieser noch nie gesehen hatte (— dieser Stadt, Sabea, erwähnt Vogel in einem Briefe vom December 1855, in welchem er auch den Fisch beschreibt —). Wir gingen dann nach Süden hin und kamen wieder über den Benuwe (Binuë) zurück; aber die Ueberschwemmung zwang uns zur Rückkehr.

Als Dr Vogel von Bornu nach Waday aufbrach, bestand seine Partie aus fünf Personen, wovon zwei beritten und drei zu Fuß.

Vogel war von kleiner Statur, hatte sehr helle Hautfarbe, blondes Haar und blaue Augen. Er trug für gewöhnlich eine Tobe und einen Turban; nur einmal während der Reise, in Scharouna, hat er europäische Kleidung angelegt. Er hatte eine Mütze mit einem Goldstreifen, einen dunkelbesetzten Rock und einen schwarzen Ueberzieher."

Als Konsul Herman die Frage über Vogel's europäische Tracht an den Neger stellte, nahm der Dolmetscher Friedrich Warrington eine schlichte blaue Mütze und fragte, ob jene Vogel's derselben etwa ähnlich gewesen sei. Die Antwort lautete: „Nein." Als ihm dann Herman's Mütze (eine forage cap) gezeigt wurde, die einen breiten Goldstreif hatte und oben auf dem Deckel mit Gold gestickt war, rief er sogleich: „Ja, so hat Vogel's Mütze ausgesehen!" Konsul Herman bemerkt nun in seiner amtlichen Mittheilung: „Die Mütze, welche Dr. Vogel trug, hatte einst mir gehört. Ich schenkte sie Herrn Warrington, dem sie zu klein war; er gab sie dem Doktor. Der mit Schnüren besetzte Rock Vogel's war hier in Tripolis nach dem Muster eines meiner Röcke verfertigt worden."

Das Verhör nahm seinen Fortgang. Auf die Frage, wie Vogel sich in Wara die Zeit vertrieben habe, antwortete der Neger: „Einen großen Theil des Tages über schrieb er und Nachts sah er durch sein Glas nach den Sternen."

Frage: Ist bei oder in Wara selbst ein hoher Hügel? — Antwort: Allerdings, neben dem Seraï; denselben darf nur der Sultan und dessen Familie besteigen oder irgend Jemand, welcher dazu vom Sultan besondere Erlaubniß erhält. Vogel hatte vergeblich um solche Erlaubniß gebeten; er hat keinen Versuch gemacht, denselben insgeheim zu ersteigen. —

„Hast Du eine Meinung darüber, aus welchen Beweggründen der Sultan den Doktor um's Leben gebracht hat?" Auf diese Frage entgegnete Mohammed ben Suleyman Folgendes: „Bornu und Waday waren damals im Kriege mit einander. Der Sultan

mag wohl gemeint haben, Vogel sei ein vom bornuanischen Sultan abgeschickter Zauberer, um das Land zu behexen."

„Wußte man in Deiner Vaterstadt Kuka Etwas von Vogel's Tod, als Du dorthin kamst? — Es ging ein Gerücht darüber, aber man glaubte es nicht.

Hatte Melubee (Korporal *Macguire*) Kuka schon verlassen, als Du wieder dorthin kamst? — Ja; er war auf der Reise nach Fezzan ermordet worden. Er war ein sehr hoch und kräftig gewachsener Mann. —

Du giebst an, daß Du die Reise hierher nach Tripolis unternommen habest, um mir die Umstände von Vogel's Tode mitzutheilen. Seit seinem Tode sind nun *sechs Jahre* verflossen; *woher dieser lange Aufschub?*

Antwort. Erstens: Der Sultan (— von Bornu —) sagte mir, der Weg nach Fezzan sei unsicher. Zweitens: Er befahl mir, zu bleiben (in Kuka), bis er erfahre, was für ein Resultat sein Ansuchen beim Sultan von Waday haben werde; er hatte sich nämlich an diesen wegen Herausgabe von Vogel's Effekten gewandt. Drittens fehlte es mir auch an Mitteln und passender Gelegenheit. Der Sultan von Waday wollte Vogel's Sachen nicht herausgeben, weil eine seiner Karawanen in Bengasi mit Beschlag belegt worden war. Diese wurde *nach* Vogel's Tode mit Beschlag belegt.

Kennst Du Edrisi (Bruder des Sultans von Waday)? — Wir haben Kuka mit derselben Karawane verlassen; vorher habe ich ihn nie gesehen. Er ist ein (— hier ist ein unleserliches Wort in der amtlichen Abschrift; es sieht etwa aus wie *Jego*) und soll aus Wara gebürtig sein. —

Bist Du auf Deiner Reise nach *Mursuk* einem Christen begegnet? (Der Konsul hatte Herrn von *Beurmann* im Sinne). — *Ja, in Aghadem.*

Wohin ging er? — Es war ursprünglich seine Absicht, sich nach Wara zu begeben, *als ich ihm aber die näheren Umstände von Dr. Vogel's Tode* mittheilte, beschloß er, zu Keskaua (— Kaseawa steht im Text —) an der Grenze Halt zu machen, von dort aus an den Sultan zu schreiben und die Herausgabe von Vogel's Effekten zu fordern. — Er wünschte, daß ich ihn begleiten möchte; das lehnte ich aber ab, weil ich dann in einen gewissen Tod gegangen wäre. — Glaubst Du, daß sein Leben in Gefahr wäre, wenn er nach Wara geht? — Ja wohl, und das habe ich ihm auch gesagt.

Sagtest Du ihm, daß Du auf der Reise nach Tripolis begriffen seiest? — Das that ich; und er gab mir zwei Packete und einen Brief an Edrisi für Sie. Die Packete steckte ich in einen Beutel mit einigen werthlosen Sachen, der mir aber während der Nacht, als ich schlief, von einigen Tibbos, die in unserer Karawane waren, gestohlen worden ist; ich habe ihn nicht wieder bekommen. Als ich Mursuk verließ, empfahl mich Hadschi Hussein Titewy (ein achtbarer und zuverlässiger arabischer Kaufmann, der im März in Tripolis erwartet wurde) seinem Freunde, Herrn Gagliuffi zu Tripolis, und in dessen Hause habe ich mich seit meiner Ankunft aufgehalten." —

So lauten die Aussagen des Bornuaners Mohammed ben Suleyman. Sie sind, wir wiederholen es, bei weitem das Klarste und am meisten Zusammenhängende, was je über Vogel's Schicksal verlautet hat. Sie tragen durchweg das Gepräge der Glaubwürdigkeit an der Stirn, und Konsul Herman bemerkt in seinem Schreiben aus Tripolis vom 18. März an Graf Russell, daß die von Suleyman erzählten Einzelnheiten durchaus übereinstimmen mit Dokumenten, welche sich im Konsulatsarchive befinden. Es wird Herrn Herman nicht schwer gewesen sein, sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob Suleyman die drei Armwunden, welche er in Wara erhalten haben will, wirklich an sich trägt; auch wird wohl das nächste Schreiben des Herrn von Beurmann über das Zusammentreffen mit dem Bornuanischen Neger nicht schweigen. Denn da derselbe ihm über Vogels Tod aus eigener Anschauung das Nähere meldete, so ist es wahrscheinlich, daß er seinerseits darüber Meldung nach Europa machen wird.

Kleine Nachrichten.

Der Winter von 1863 und die Luftströme. In der Akademie zu Berlin las vor kurzem Professor *Dove* über die Witterungserscheinungen des Winters 1862 auf 1863. Er beleuchtete sie als ein bezeichnendes Beispiel von den *Wirkungen der Stürme*, welche an der äußern Grenze des Passats besonders im Herbste dadurch entstehen, daß *der zurückkehrende obere Passat*, wenn der untere der Sonne nach Süden folgt, an den Küsten des Mittelländischen Meeres herabsinkend dort zuerst heftige Niederschläge veranlaßt, die dann andauernd werden, wenn jene Winde ihrer Intensität ungeachtet einem ihren Weg nach Nord hin absperrenden *Polarstrome* begegnen oder einen aus den russischen Steppen wehenden, trockene Kälte verbreitenden Ost nicht zu durchbrechen vermögen. In diesem Falle staut sich die nördlich gelegene Luft so auf, daß der Barometerstand eine ungewöhnliche Höhe erreicht, welche zu dem südlich gelegenen verminderten Drucke denselben Gegensatz bildet, wie die relative Trockenheit der nördlichen Gegenden mit relativer Abkühlung zu den massenhaften Niederschlägen der südlichen bei relativer Temperaturerhöhung.

Der berühmte Physiker hatte schon im November vorigen Jahres beim Beginne der Witterungsperiode, die allen Lesern, welche die Berichte aus Italien und den Alpenländern mit den Erfahrungen des mittlern und nördlichen Deutschland in vergleichender Erinnerung haben, hierdurch charakterisirt erscheinen muß, die nämliche Bemerkung ausgesprochen und den normalen Verlauf derartiger Erscheinungen wie folgt geschildert: „Gewöhnlich rückt der Angriffspunkt des herabsinkenden obern Stromes — *der Steppenkälte* — allmälig von Ost nach West fort, *so daß den Stürmen des Schwarzen Meeres Stürme an den italienischen Küsten folgen, darauf die an den südfranzösischen und spanischen*, welche im Rhonethal am weitesten, Regen bringend, nach Norden hinaufgreifen. Der südliche Strom wird dann in der Regel zuerst an seinem östlichen Flügel besiegt und die Kälte erreicht daher am Schwarzen Meer ihr relatives Maximum. *Die hohe Mauer der Alpen verlängert den Kampf im Centrum, indem sie die Widerstandsfähigkeit des, ihr nördlich fließenden, Ostwinds steigert.* Indem aber der Angriffspunkt sich weiter westlich hin verlegt, dringt an den westlichen Küsten Europas *der südliche Strom* desto entschiedener vor, je mehr er im Gebiete des Schwarzen Meeres an Terrain verliert; *und durch die Drehung der Erde immer mehr westlich werdend, fließt er dann in höheren Breiten wärmend über England nach der norwegischen Küste und überschreitet schließlich die skandinavischen Alpen.* Dann zeigt sich, wie jetzt — Ende November — die auffallende Erscheinung, daß die Kälte in Deutschland erheblicher ist als in Stockholm und Torneo, ja zuletzt bedeutender als in Petersburg. Dies ist aber in der Regel das letzte Extrem, und der durch die nördlich gelegene Wärme an Widerstandsfähigkeit verlierende Oststrom wird bald durchbrochen; das Thermometer erhebt sich dann schnell über den Frostpunkt mit eintretendem Regen, welcher für den ihn sehnlich erwartenden Landmann fast zu spät erscheint, da der, der Schneedecke entbehrende Boden bereits tief eingefroren ist. Diese Schneedecke erfolgt erst, wenn in den vorrückenden feuchten Südstrome, der Polarstrom eindringt.

In anderen Jahren gestalten sich die Erscheinungen wesentlich verschieden. Der obere herabgesunkene Passat dringt so mächtig ein, daß *der Sirocco* bald als *Föhn die Alpen überströmt* und oft mit einem prächtigen Gewitter einbricht. Die Luft wird dann balsamisch mild, man möchte sie als lauen Frühlingsboten begrüßen; aber die Reaktion kommt nach und die in fröhlicher Jugend sich entfaltenden Blüten ersterben unter dem eisigen Hauch eines Nachwinters, dessen Zeit man endlich vorüber wähnte." Die vorwaltende Richtung der Gebirgszüge der Alten Welt von Ost nach West mag es veranlassen, daß oft dieselbe Witterungseigenthümlichkeit mit merkwürdiger Konsequenz einen Zeitraum von mehr als einem Monat andauert.

Der Winter 1855 bis 1856 bietet eine merkwürdige Parallele

zu dem letztverflossenen dadurch, daß er mit ihm dem nämlichen Falle des vorher geschilderten Verlaufs entspricht. Damals (November 1855) richteten Ueberschwemmungen, die der Sirocco brachte, in Sicilien furchtbaren Schaden an, ebenso in Morea, und Ragusa hatte 10 Zoll Regenhöhe, während Norddeutschland nach einem Nachsommer (Oktober) von wunderbarer Schönheit unter der Hälfte seiner Regenhöhe im November blieb, 6 Linien in Prag, 3 in Lemberg.

Der Herbst 1862 zeigte in Rom 17⅓, in Montpellier 28⅔ Zoll Regenhöhe, in dem Quartal September bis November, hier 16, dort 9½ Zoll über dem Mittel. Das zusammenbrechende Dach der Kirche von Locarno bezeichnet die beispiellose Mächtigkeit der Schneefälle, welche dieselben Umstände an der hohen Mauer der Alpen hervorbrachten. Das nordöstliche Deutschland hatte in derselben Zeit viel zu geringe Regenniederschläge. Den nämlichen Gegensatz zeigen das südliche und das nördliche Frankreich.

Die Temperaturbeobachtungen entsprechen dem vollständig. Vom 7. bis 11. December überstieg die Temperaturabnahme vom westlichen zum östlichen Ende des preußischen Beobachtungsgebiets die gewöhnliche um 16 Grad; aber am Ende des Jahres war der Sieg des Südstromes entschieden, und bis hinauf zur Schlesischen Koppe herrscht bis Ende Januar die ungewöhnlichste Milde.

Die Beobachtung der Windfahne zeigen als die Ursache jener Hemmung das Wehen eines von Ost nach West gerichteten trockenen Luftstromes, und die großen Barometerhöhen in den östlichen Theilen des preußischen Beobachtungsgebiets zeigen sich eben da, wo der Ost und Südost unter dem Einflusse des südwestlich herdringenden Gegners verändert erschien. Aber wie es die Natur des elastischen Mediums mit sich bringt, der Kampf ist damit nicht zu Ende, er wiederholt sich im Januar.

Also nicht die Annäherung des Golfstromes ist die Ursache der Deutschland treffenden Januarwärme, sondern das Herabkommen oberer Luftströme; sie mögen auch jenen etwas weiter und wärmer als gewöhnlich nach Osten getrieben haben, aber das kann nicht den milden Winter Deutschlands, sondern nur etwa den von Schweden erklären. Wir theilen diese Betrachtungen hier mit, weil sie Vielen, die über die Witterungsanomalien dieser Zeit nachgedacht, eine fruchtbare Anregung gewähren mögen, namentlich denen, die, ob auch mit einfachen Instrumenten, Aufzeichnungen zu machen pflegen. Sie zeigen, wie die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen Erscheinungen des Luftkreises ein einfaches Verständniß scheinbar verwickelter Vorgänge ermöglicht, und daß, wenn man sie mit den aus der Bodengestaltung unseres Kontinents folgenden Einflüssen und mit einer zweckmäßigen Beachtung der Witterungsgeschichte verbindet, die Aussicht auf einen direkten praktischen Gebrauch der Meteorologie nicht in das Gebiet der Hirngespinnste gehört.

Unregelmäßigkeit in den Meeresströmungen. In der Londoner geographischen Gesellschaft hat J. A. Mann Beobachtungen über den sogenannten Guyana-Strom mitgetheilt. Es ist jene Strömung, welche vom brasilianischen Kap Roque in nordwestlicher Richtung mit einer Schnelligkeit von 1 bis 4 Knoten in der Stunde nach den westindischen Inseln läuft. Nun fuhr die Brigantine Monte Christo im Juli und August 1862 von Cayenne, französisch Guyana, nach Paranahyba in Brasilien, und Mann fand, daß die Guyana-Strömung ganz unverkennbar in umgekehrter Richtung gelaufen sei. Es wurde ermittelt, daß das Schiff acht Tage lang mit einer Schnelligkeit von 4¾ Knoten in der Stunde in ostsüdöstlicher Richtung getrieben wurde, also in einer, der normalen nordwestlichen geradezu entgegengesetzten, und während der folgenden vierzehn Tage der Fahrt hatte es dieselbe Strömung. Der Kapitän eines andern Schiffes, des Loyal, beobachtete Aehnliches, konnte sich die Sache nicht erklären und glaubte, sein Chronometer sei nicht in Ordnung, und Mann fand am Bord des französischen Kriegsdampfers Alecto auf der Fahrt von Surinam nach Cayenne dasselbe. Die Strömung hatte sich umgekehrt.

Der berühmte Hydrograph Maury war in der Sitzung zugegen und erklärte Mann's Beobachtungen für richtig. Es unterliege keinem Zweifel, daß die Ströme im Meere sehr eigensinnig seien; manchmal setzen sie ganz aus oder wenden sich und fließen rückwärts. Maury sprach dann vom Golfstrom. Als ich, sagte er, auf meiner Reise von Südcarolina nach England auf den Bermudas war, traf ich mehrere englische Flottenoffiziere, welche seit Jahren auf der nordamerikanischen Station gekreuzt hatten. Einer sagte mir, er habe auf seiner Fahrt von Halifax nach Bermuda beobachtet, daß der Golfstrom nach Süden und Westen gelaufen sei. Das fiel ihm auf. Die Temperatur des Wassers war ganz in der Ordnung, aber des Offiziers Gissung war ganz falsch. Auf der Rückreise stellte er mit guten Instrumenten sorgfältige Beobachtungen an und fand nun, daß der Golfstrom seine gewöhnliche Richtung nicht nur nicht inne hielt, sondern rückwärts lief. Der Golfstrom, fuhr Maury fort, ist ein kapriciöses Ding; wir bedürfen dafür keines andern Beweises als den merkwürdig milden Winter, welchen wir haben (Maury äußerte das in der Mitte Januars). Bei oceanischen Strömungen müssen wir darauf achten, wie es sich mit der Gesammtlänge ihres Laufes verhält, denn im Einzelnen giebt es viele Ausnahmen. Mann's Beobachtungen der Guyanaströmung sind nicht minder merkwürdig als die eben am Golfstrom erwähnten. Jene ist allen Brasilfahrern wohl bekannt; wenn sie von Pará an der Mündung des Amazonas nach Rio segeln wollen, fahren sie erst nach Norden und Westen bis 25 oder 30° N. und 60° W. L., und von dort gehen sie mit dem Passate nach Süden; auf solche Weise weichen sie der Guyanaströmung aus, welche ihnen auf der Fahrt nach Süden entgegen wäre.

Maury betonte dann die Wichtigkeit der Beobachtungen Capella's, Vorstandes des meteorologischen Observatoriums in Lissabon. Derselbe hat eine Windkarte des äquatorialen Atlantischen Oceans entworfen und weis't eine sehr markirte Strömung gerade im Norden des Aequators nach; sie läuft nach Osten, während eine zweite, eben so stark markirte, hart im Süden des Aequators nach Westen strömt. Capella stellt ferner fest, daß etwas südlich von den Caboverden eine Region, in Form der Ellipse, sich befindet, in welcher der Nordostpassat mit seiner größten Stärke weht. Auch liegt zwischen St. Helena und Kap Roque eine Region, wo der Südostpassat seine größte Stärke hat.

Rußlands Theehandel mit China. Dieser wichtige Handelszweig hat während der letzten Jahre eine wesentliche Umgestaltung erlitten: wir erfahren die Einzelnheiten davon aus der Mittheilung eines in Kiachta wohnenden Korrespondenten einer Petersburger Zeitung; sie steht im neuesten Hefte (1863, II.) von Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. Das Wesentliche ist Folgendes:

Nach dem ersten Opiumkriege, welchen England gegen China führte, also vor nun zwanzig Jahren, begann in Rußland der Schleichhandel mit Thee, von Hamburg aus, wo die Engländer Niederlagen hatten. Cantoner Thee kam zunächst in die westlichen Grenzbezirke und bald auch in die Städte des Innern, ja sogar auf die Messe von Nischei Nowgorod; dadurch wurde der Landhandel mit Thee über Kiachta beeinträchtigt, aber auch die Rebellion der Taïping wurde ihm nachtheilig. Mit Ende des Jahres 1852 wurden alle Jahrmärkte und Handelswege in China geschlossen, die Ausfuhr russischer Waaren hörte ganz auf, die Chinesen verlangten für ihren Thee Silbergeld und die russischen Kaufleute mußten die Waaren für einen Spottpreis abgeben, um nur Geschäfte zu machen. Die in Kiachta beschlossen, in Hinblick auf die steigende Konkurrenz der Engländer, auch andere Produkte als Thee in China einzukaufen, z. B. Baumwolle, Seide, Zucker, und zwar vermittelst des seither vernachlässigten Karawanenhandels.

Die Chinesen wollten, wie bemerkt, jetzt nur Silber. Gegen geprägte Münze ließen sie die Kiste für 40 bis 50 Rubel ab, gegen Waare verlangten sie einen Werth von 100 bis 150 Rubel. Im Jahre 1855 wurde endlich der Handel zu Kiachta frei erklärt und die Ausfuhr von Gold und Silber aus Rußland nach China erlaubt. Seitdem hob sich der Handel so, daß im Jahre 1860 die Chinesen 159,316 Kisten Blätterthee und 43,658 Kisten Ziegelthee an die Russen verkauften. Aber dafür blieb auch in ganz Sibirien kaum ein silbernes Fünfkopekenstück zurück.

In Folge des Zuges der Franzosen und Engländer nach Peking schloß der russische Gesandte Ignatieff 1860 mit China einen Vertrag, welcher die Wiederherstellung des frühern Karawanenhandels gestattet und den beiderseitigen Unterthanen freie Durchreise erlaubt. Der Zoll auf Kiachtathee wurde herabgesetzt, Kiachta selbst zum Freilager erklärt und das Zollamt nach Irkutsk verlegt. Die russischen Kaufleute schickten nun sogleich versuchsweise eine Karawane nach China (— deren Abreise und Ankunft in Tientsin wir früher im Globus erwähnt haben; jetzt erfahren wir nun Näheres —); sie verkaufte gleich im mongolischen Kloster Urga ihre Waare sehr vortheilhaft und wandte sich dann von dem frühern Karawanenweg ab, um Kalgan zu umgehen und die große Mauer vermittelst deren östlichen Durchgangs zu passiren. Das wollten indeß die chinesischen Behörden nicht gestatten, und sie wurde nach Kalgan, als dem vertragsmäßig für die Russen bestimmten Durchgangspunkte, zurückgewiesen. Als die Karawane in China angelangt war, ließ sie Peking zur Linken und ging nach Tientsin. Sie fand diese Stadt mit europäischen Waaren überfüllt, deshalb zog sie nach Schang haï; dort erfuhren die russischen Kaufleute, daß man in der Stadt Schan ku am Yangtsekiang Thee aus erster Hand von den Pflanzern kaufen könne; sie fuhren also auf einem amerikanischen Dampfer dorthin und fanden Amerikaner, Eng-

länder und Franzosen am Platze. Schau se, eine Stadt von etwa 200,000 Einwohnern, liegt inmitten des Theedistrikts. Die Russen fanden in den Magazinen auch russische Tuche, verkauften ihre mitgebrachten Waaren vortheilhaft und handelten Thee billig ein. „Wenn sich", schreibt der Kaufmann, „die Handelsschifffahrt auf dem östlichen Ocean immer mehr entwickelt, dann können russische Waaren für billige Fracht nach Schang haï und Schau se gebracht werden. An die Verbindung vermittelst des Amur ist vorläufig noch nicht zu denken. Sibirien wird, in Folge jenes Seehandels, allerdings verlieren, aber die russischen Manufakturen und seinen Schäfereien werden nicht leiden, und für Kiachta bleibt immer noch der Handel mit der Mongolei, der sich jetzt in wunderbarer Weise belebt. Es sind bereits zwanzig Karawanen aus Kiachta nach Urga abgegangen; die Mongolen kaufen von uns Alles, wir von ihnen nur Vieh. Die Goldindustrie und der Amur konsumiren unsere Heerden, das mongolische Vieh kommt uns daher sehr gelegen. Schade, daß dieses Nomadenland nichts weiter producirt und nichts weiter produciren kann; das Innere ist eine wald- und wasserlose Steppe, mit spärlichem Graswuchs. Die Mongolei wünscht schon lange in russische Unterthanenschaft zu treten und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit. Die Engländer merkten etwas von unseren Karawanen in der Mongolei und schickten ihren Vicekonsul Gibson nach Urga. Auch Katholiken fanden sich dort ein; Alle kehrten jedoch unverrichteter Sache wieder zurück. —

Daß die Kalkasmongolen bereits halb und halb von Rußland abhängig sind, haben wir schon früher im Globus hervorgehoben und das Vordringen Rußlands in Innerasien Band III, S. 181 ff. geschildert.

Die Franzosen haben festen Fuß in China. Amtliche Pariser Blätter theilen Nachrichten aus Schanghaï vom März mit. Unter den neuerdings erworbenen Vortheilen ist hervorzuheben, daß die kaiserlich chinesische Regierung den Franzosen die Niederlassung an dem Punkte der Mündung des Peho-Flusses bewilligt hat, wo die berühmten Taku-Forts liegen. Sie haben dort eine Kohlenniederlage und zum Schutze derselben Festungswerke angelegt. Im Sommer soll dort eine französische Kriegsflottille stationiren, und allemal in der Stadt Tien tsin, wo die europäischen Handelsmächte Konsuln haben, einen Besuch machen. Die 1860 von den Westmächten genommenen Taku-Forts haben seitdem eine französische Besatzung.

Livingstone's südafrikanische Expedition ist zu Ende. Sie hat wenig von Dem erfüllt, was man in England von ihr erwarten zu können glaubte, und die von dem Missionär rege gemachten Hoffnungen in Bezug auf Baumwolle und Christianisirung sind so durchaus fehlgeschlagen, daß von London aus nach Kapstadt der Befehl ging, diese Expedition fortan auf sich beruhen zu lassen. Livingstone ist zurückgerufen worden, wir dürfen aber ein gewiß in mancher Beziehung interessantes Reisewerk von dem eben so ausdauernden als unternehmenden Mann erwarten.

Südafrika vom Westen nach Osten durchwandert. Es ist den Reisenden Chapman und Baïnes gelungen, von der Walfischbay, die etwas nördlich vom Wendekreise des Steinbocks an der Westküste liegt, in östlicher Richtung bis zur Mündung des Sambesi vorzudringen, also vom Atlantischen Ocean bis zum Kanal von Mosambik. Specielle Nachrichten über diese weite Wanderung sind noch nicht nach Europa gelangt.

Aus Natal und Kafraria. Diese Regionen des südöstlichen Afrikas sind von einem Herrn Mawby durchreis't worden; er hat sich in ihnen und der angrenzenden holländischen Orangefluß-Republik etwa acht Monate lang aufgehalten. Von Natal aus zog er durch das Nomans-Land und den Theil von Kafraria, welcher östlich von Somerset liegt; von dort ging er nach Colesberg und Aliwal und weiter durch das Land der Griquas, und über die Drakensberge. Am Fuße derselben in der Gegend, wo die Quelle des Kanougi liegt, hatten die auf der Wanderung begriffenen ein neues Land suchenden Griquas sich für einige Zeit gelagert, waren aber aus Mangel an Lebensmitteln in einem kläglichen Zustande. Sie wollten weiter nach Norden ziehen und dort Getreide bauen. Mawby erhielt eine Einladung von Nehemiah Moschesch, dem Häuptlinge der Basutos, welcher an einem Ausläufer der Drakensberge wohnt. Die Basutostämme leben mit einander in häufigen Fehden, nehmen aber Europäer freundlich auf. — Im südlichen Theile von Natal fand Mawby nicht sehr erfreuliche Zustände. Dort fand er viele Menschen von gemischtem Blute („Basters", wie die Holländer die Mischlinge von Europäern und Eingeborenen nennen), die im allerschlechtesten Rufe stehen und denselben auch verdienen. Im Allgemeinem sei Kafraria der Zufluchtsort für Ausreißer, Verbrecher und Gesindel aller Art; dort giebt es noch keine Strafe für Verbrechen. Der nördliche Theil von Nomansland und von Kafraria eigne sich vortrefflich für den Ackerbau. Das Land Amaponda, welches vom obern Laufe des Umtata und des Baschi durchströmt wird, hat zwar eine nicht so hohe Lage über dem Meer, eignet sich aber sehr gut für Schafzucht.— Die Kolonialregierung will sich mit den Griquas über die Gebietsgrenzen verständigen. Sie sind nur etwa 3000 Köpfe stark, und ihnen gehört der ganze Norden des Nomanslandes, ein sehr bedeutender Flächenraum, der viel zu groß für sie ist.

Von der afrikanischen Westküste. Der frühere Gouverneur des französischen Senegambien, Oberst Faidherbe, ein ausgezeichnet tüchtiger Mann, hat seine Stellung wieder erhalten. Die Franzosen haben die Landschaft Futa Toro, wie wir schon im Globus meldeten, völlig bezwungen, und nun am 26. März zu Podor mit dem Oberhäuptling Samba Umane einen Frieden geschlossen, der von den übrigen Häuptlingen gebilligt worden ist. Sie erkennen an, daß ganz Toro der französischen Senegal-Kolonie „annektirt" worden sei, und verpflichten sich, niemals mit den Mauren (welche am rechten Stromufer wohnen), Verbindungen zu schließen. Diese waren in dem Kriege gegen die Franzosen Bundesgenossen der Leute von Toro. Der Lam, d. h. Oberhäuptling der letzleren, soll zwar durch die versammelten Häuptlinge gewählt werden, er hat aber seine Bestätigung beim französischen Gouverneur nachzusuchen.

Weiter südlich, in Yoruba, an der Guineaküste, dauert der Krieg zwischen den Egbas und den Ibadans fort, zur Freude des bluttriefenden Königs von Dahomey, der sich im März breit machte, einen Raubzug nach Yoruba, namentlich gegen Abeokuta, zu unternehmen. — An der Goldküste sind die Engländer mit dem Könige von Aschanti in Zerwürfnisse gerathen.

Die englischen Kolonien. Die Zahl derselben beträgt, Indien ausgenommen, das mehr ein Reich und eine Besitzung ist und nicht als eigentliche Kolonie betrachtet werden kann, 3,350,000 englische Geviertmeilen. Einem Parlamentsberichte zufolge haben sie zusammengenommen eine Jahreseinnahme von in runder Summe 11,000,000 Pfd. St. und Schulden im Belaufe von 27 Millionen. Ihre Gütereinfuhr beträgt 60 Millionen, wovon die Hälfte auf englische Erzeugnisse fällt; vom Export, der sich auf 50 Millionen stellt, gehen drei Fünftel nach Großbritannien. Die Gesammtbevölkerung der Kolonien übersteigt die Ziffer von 10 Millionen Seelen nicht, und von diesen sind nur 5 Millionen Weiße.

Die sieben Kolonialgruppen: Nordamerika, Australien, Mittelmeer, atlantische, westindische, östliche und afrikanische, haben unter einander keinen nähern Zusammenhang. Australien hat den größten Flächeninhalt, Canada die meisten Schulden, Australien den beträchtlichsten Handelsverkehr und die Besitzungen im Mittelmeere verursachen die meisten Kosten. Die Gesammtausgaben des Mutterlandes für die Kolonien stellten sich 1860 auf 3,242,243 Pfd. St., wovon nur 167,000 für bürgerliche, alles Uebrige für militärische Zwecke. Von der Gesammtsumme nehmen die Besitzungen im Mittelländischen Meer ein volles Drittel in Anspruch, die Kapkolonie ein Sechstel, die nordamerikanischen ein klein wenig mehr, die australischen kaum halb so viel. Die Ionischen Inseln kosteten 280,000, Malta 480,000 Pfd. St.

Die australischen Kolonien exportiren für 22 Millionen und kosten wenig oder gar nichts, 1860 z. B. für Militärzwecke nur 250,000 Pfd. St.; während Neusüdwales für 5 und Victoria für 13 Millionen Werthe exportirt; von den letzteren kamen drei Viertel nach England, von den ersteren nur ein Viertel.

Im gesammten britischen Westindien sind nur 54,000 weiße Leute vorhanden. Es importirt für etwa 6 Millionen und die Ausfuhren belaufen sich ziemlich eben so hoch; die Gesammteinnahmen erreichen noch keine Million. Jamaica ist schwer verschuldet, aber Barbadoes mit nur 291 Pfd. St.

Indien exportirte 1860 für 34 Millionen, wovon 15 Millionen nach England kamen, und importirte für 22 Millionen von England und für 12 Millionen aus anderen Ländern.

Dampfer auf dem obern Irawaddy sind seit der Mitte des Jahres 1862 im Gange und treiben bereits einen lebhaften Handel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die Parsis in Bombay.

Erster Artikel.

Bedeutung und Charakter von Bombay. — Eine bunte Völkermosaik. — Die Parsis als Leute des Fortschritts unter den Orientalen. — Vertreibung der Bekenner von Zoroaster's Lehre aus Persien. — Ihre Zufluchtstätte in Chorassan, auf Ormus und Diu, und bei Sandschan in Indien. — Der erste Feuertempel in Indien. — Zerstreuung der Parsis. — Sie kommen nach Surat und Bombay. — Gesammtzahl. — Die beiden Sekten und ihr chronologischer Zwist. — Religiöse Feste. — Häusliches Leben. — Die Familie. — Hochzeitfeier. — Begräbniß im Thurm des Schweigens. —

Bombay, der volkreiche Hafenplatz vor der Nordwestküste Indiens, erscheint als eine der merkwürdigsten Städte Asiens auch schon deshalb, weil es am wenigstens specifisch orientalisch ist. In allen anderen Plätzen schlägt irgend eine bestimmte Volksthümlichkeit oder irgend ein Religionsbekenntniß vor, und dadurch erhält jeder sein Hauptgepräge. Schanghaï und Canton sind durchaus chinesisch, Calcutta ist vorwaltend bengalisch, Bangkok siamesisch. Aber Bombay kann nur mit einer Mosaik verglichen werden; es ist durchaus buntscheckig.

Palankin.

Als König Karl der Zweite von England die Insel, auf welcher Bombay liegt, 1664 zur Mitgift von seinem Schwiegervater, dem Könige von Portugal, erhielt, zählte dasselbe kaum 15,000 Einwohner; heute ist die Zahl derselben auf mehr als 566,000 angewachsen. Von diesen sind 296,000 Hindu aus sehr verschiedenen Gegenden und von allen Kasten, 124,000 Mohammedaner, mehr als 114,000 Parsis, etwa 20,000 Christen aus allerlei Nationen; dazu kommen Mischlinge von Briten und Hindufrauen (sogenannte Eurasier), Indoportugiesen, Juden und tausende von Leuten aus allen vorderasiatischen Ländern.

Das ist eine ethnologische Musterkarte, und Bombay hat jahraus jahrein das Ansehen eines Jahrmarktes; Alles ist belebt, von früh bis spät wogt ein buntes Gewimmel von Menschen durcheinander; man glaubt sich in ein Theater versetzt, dessen Zeltdach der klare, blaue Himmel bildet. Der Bramine geht dort friedlich neben dem Buddhisten, der Muselmann neben dem Juden und dem Bekenner des Evangeliums. Da steht ein persischer Kaufmann aus Ormus oder Basra und hält Pferde oder Datteln feil; weiterhin sieht man den Araber mit seinem ernsten, dunkeln Antlitz und dem langen, blauschwarz gefärbten Bart; er

verkauft Kaffee und Myrrhen. Der Mann ist ein Stadtbewohner, aber auch sein Landsmann aus der Wüste fehlt nicht. Dieser Beduine hat aus Liebe zum Geldgewinn sein Zelt verlassen, ist zu Schiffe gegangen und über See nach Bombay gekommen; hier gebärdet er sich zahm und flößt, trotz seiner Wüstenkleidung und seines wilden, unstäten Blickes, Keinem Furcht ein. Unter seinem Turban hat er ein langes Tuch mit gelben Franzen, das über die Schultern auf seinen aus Ziegenhaar gewebten Mantel herabfällt. Der Beduine ist kein Kaufmann von Handwerk, aber dem Armenier sieht man einen solchen auf den ersten Blick an; für ihn ist lediglich Soll und Haben die Losung. Man erkennt ihn ohnehin sofort an der Lammfellmütze und dem lose flatternden, schwarzen Rocke; er bildet einen scharfen Gegensatz zu dem chinesischen Matrosen, dessen gelbes Gesicht von einem Strohhute beschattet wird; natürlich fehlt weder das blaue Beinkleid, noch der Zopf. Der Jude ist auch hier nicht zu verkennen, eben so wenig der schwarze Mann von der abessinischen Küste, oder der Mischling, welcher von portugiesischen Vätern und indischen Müttern abstammt. Der Engländer, Beherrscher des Landes, fühlt sich auch als solcher. Er läßt sich von Kuli's, Arbeitern, im Palankin tragen, oder giebt seinen Handlungsdienern Befehle. Die Engländerin, mit ihrer hellen Haut, sticht scharf ab, gegen die dunkelen Kulifrauen.

Aber wir dürfen den Parsi nicht vergessen, denn er ist in der ganzen Gruppe der bei weitem interessanteste. Mit Lebhaftigkeit drängt er sich durch das Gewühl, wir erkennen ihn an seiner purpurfarbigen Kopfbedeckung und seinem weißen, durchaus saubern Gewand. Und blicken wir diesem Mann in's Gesicht, so finden wir regelmäßige Züge und einen energischen Ausdruck im Blicke, der allen anderen Orientalen fehlt. Der Parsi, der einzige Eingeborene des Morgenlandes, welcher für den Fortschritt in unserm europäischen Sinn empfänglich ist, hat auch Verständniß für denselben und steht geistig uns gleich. Er ist ein Arier, ohne semitische oder mongolische oder dravidische Zuthat. Man merkt ihm auch heute noch an, daß seine Vorfahren aus dem Norden her eingewandert sind.

Es gewährt ein spannendes Interesse, die Geschichte der Parsis in Indien zu betrachten, und zu sehen, wie sie sich unvermischt erhielten, ihren alten Glauben bewahrten, durch Thätigkeit und klugen Sinn gediehen, reich wurden, und nun längst unter den eingeborenen Asiaten unbestritten den ersten Rang einnehmen, selbst vor den Japanern und Chinesen wenigstens in dem Punkte, daß sie den Europäern gegenüber keine Vorurtheile haben. Wir wollen auf eine nähere Schilderung dieses merkwürdigen Volkes eingehen.*)

Um die Mitte des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stürmten die mohammedanischen Araber unter dem Chalifen Omar über Persien herein. König Yezdedscherd, der siebenundvierzigste Herscher seit dem großen Cyrus, setzte sich zur Wehre, wurde aber in der Schlacht bei Nahawand, nicht weit von Ekbatana, völlig auf's Haupt geschlagen. Mit jenem verhängnißvollen Tag, im Jahre 651, ging das persische Reich zu Ende. Yezdedscherd irrte unter mannichfachen Verkleidungen im Land umher; dann wurde er von einem Müller getödtet, welchem er sich offenbart hatte.

Den Persern blieb keine andere Wahl als der Tod oder die Annahme des Islam. So kam es, daß Hunderttausende und Millionen, wenn vorerst auch nur äußerlich und aus Zwang, sich zu der Lehre des arabischen Propheten bekannten. Die Feuertempel und andere heilige Stätten wurden von den Mohammedanern zerstört oder in Moscheen verwandelt. Gerade so sind einst die Christen mit den Tempeln der Heiden verfahren.

Aber viele Perser blieben doch der alten Lehre Zoroaster's getreu. Um den Verfolgungen der Mohammedaner zu entgehen, flüchteten sie in die Gebirge von Chorassan, wo sie fast ein Jahrhundert lang ungestört blieben. Dann aber vertrieb der Fanatismus sie auch aus diesem Asyle, sie mußten fortziehen und suchten eine ruhige Stätte zunächst auf der kleinen Insel Ormûs, welche am Eingange zum Persischen Meerbusen liegt. Doch war ihnen hier nur eine kurze Rast vergönnt, und nichts blieb ihnen übrig, als dem Land ihrer Väter auf immer den Rücken zu kehren. Sie gingen zu Schiff und fuhren nach Indien. Diesen ersten Auswanderern sind ohne Zweifel im Fortgange der Zeit noch manche andere gefolgt, aber darüber fehlt es an sicheren Nachweisen. Die vereinzelten Nachrichten sind erst 1599 zusammengestellt worden in einem Werke: Kißah i Sanjan, welches ein in Nausari (einer unweit von Surat liegenden Stadt) wohnhafter Parsi, Behram, verfaßte. Ihm zufolge landeten die ersten Auswanderer auf der kleinen Insel Diu, im Südosten der Halbinsel Kattiwar, von wo sie, aus uns unbekannten Gründen, nach neunzehn Jahren wieder aufbrachen. Behram erzählt: „Ein hochbejahrter, ehrwürdiger Destur (d. h. Oberpriester) befragte die Sterne, und sie verkündeten, daß die Parsis sich eine andere Heimat suchen müßten. Alle gehorchten mit Freude und gingen nach Gudscherat unter Segel."

Während der Fahrt wurden sie von einem heftigen Sturm überfallen, aber das Gebet zum einigen Gotte brachte ihnen Rettung und sie landeten bei Sandschan, das etwa zehn Wegstunden südlich von Damân (20° 24′ N. Br.) liegt. Dasselbe ist jetzt, gleich Goa und Diu, portugiesische Besitzung. Als die Parsis im Jahre 717 nach Sandschan kamen, herrschte dort ein wohlwollender Mann, Dschadao Rana. Diesem nahte sich ein alter Destur mit Geschenken; er erklärte, weshalb die Parsis ihr Vaterland verlassen hätten, und bat um eine sichere Heimat. Sie überreichten dem Herrscher, in sechszehn Schlokes, d. h. Distichen, einen Inbegriff ihrer Lehre, gaben aber in denselben nicht ihr ganzes und volles Glaubensbekenntniß, sondern hoben hervor, was in ihren Anschauungen und Bräuchen mit jenen der Inder Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung hatte. Sie sagten unter Anderm: Wir beten Hormusd, das höchste Wesen, an; wir verehren die Sonne und die fünf Elemente. Beim Baden, Beten, beim Feueropfer und beim Speisen schweigen wir. Wir verehren die Kühe und verrichten Abwaschungen mit Gaomutra (Kuhurin). Wir tragen das geweihte Kleid, die Sadra und den Kusti, d. i. geweihten Gürtel, haben auch die zweigefaltete Mütze. Wir nähren die heilige Flamme mit Weihrauch, beten täglich fünfmal, halten streng auf eheliche Treue 2c.

Man sieht, daß sie nur Aeußerlichkeiten gaben und die Sätze derart stellten, daß sie dem Dschadao Rana keinen Anstoß geben konnten. Während ihres Aufenthalts in Diu hatten sie erfahren, wie ungern die Hindus mit Fremden in Berührung treten, weil sie, nach ihren Kastenbegriffen, dadurch verunreinigt werden. Sie waren nun des Umherirrens müde, sehnten sich nach einer Heimat, und eine andere Waffe als Klugheit hatten sie nicht. Sie sagten dem

*) Nach: The Parsees, their history, manners, customs and religion, by Dosabhoy Framjee. London 1858, 286 Seiten. Der Verfasser ist ein gelehrter Parsi; er schrieb sein Buch englisch, um den Europäern einen Einblick in das Leben, Wesen und Treiben seiner Volks- und Glaubensgenossen zu geben. Er hat, wie ich gelesen zu haben glaube, auch eine Uebersetzung des Werkes in der Gudscheratisprache erscheinen lassen. Unseres deutschen Landmannes Martin Haug's Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees, Bombay 1862 kenne ich nur aus den Mittheilungen, welche darüber Oskar Peschel im Auslande (Nr. 40, Oktober 1862) gegeben hat. A.

Könige keine Unwahrheit, aber sie sagten ihm nicht Alles, und faßten das, was sie ihm mitzutheilen hatten, in einer Weise, daß er keinen Anstoß nehmen konnte.

Sie fanden Gnade vor seinen Augen; er erlaubte ihnen, sich anzusiedeln, freilich nur unter der Bedingung, daß sie die Landessprache annähmen und sich der Mundart ihrer Väter nicht ferner bedienen dürften. Sodann mußten sie ihre Mädchen und Frauen in indischer Weise kleiden, sollten keine Waffen tragen, und Hochzeiten nur bei Nacht feiern. Als sie sich damit einverstanden erklärten, gab ihnen der König eine ausgedehnte Strecke Landes, ganz in der Nähe von Sandschan, zugleich war er ihnen behülflich, einen Feuertempel zu bauen. Denn auch die Hindu halten das Feuer in hohen Ehren. Im Jahre 721 war der Tempel vollendet und nun loderte die heilige Flamme auf dem Altare.

Dreihundert Jahre lang lebten dann die Parsis in ungestörter Ruhe; ihre Zahl wuchs an, und viele von ihnen wanderten im Fortgange der Zeit mit ihren Familien nach Surat, Nausari, Broatsch, Variao, Uklisir und Cambay aus, verbreiteten sich also in der Landschaft Gudscherat. Und noch zweihundert Jahre verflossen in Frieden und in gutem Einvernehmen mit den Hindu, und die Parsis waren harmlose Ackerbauer. Als aber 1507 die Mohammedaner einen Angriff gegen Sandschan machten, gab der Radscha den Parsis Waffen, und sie schlugen sich tapfer. In einer ersten Schlacht blieben sie siegreich, eine zweite verloren sie und der mohammedanische Fürst Aluf Chan unterwarf das Land.

Nun waren die Parsis wieder ohne Heimat, denn unter mohammedanischem Drucke zu leben, das vermochten sie nicht, Sie nahmen das heilige Feuer mit in das Gebirge von Baharut, blieben dort zwölf Jahre lang, gingen dann nach Banka und endlich nach Nausari, wo schon viele ihrer Genossen in günstigen Verhältnissen lebten. Als nach einiger Zeit Uneinigkeit unter den Priestern ausbrach, brachten sie das heilige Feuer nach Udwara, südlich von Surat. Dort hat es seitdem ununterbrochen fortgelodert und der Tempel jener Stadt steht noch in großem Ansehen.

Wohlhabend und einflußreich sind die Parsis erst geworden, nachdem sie von Sandschan aus sich zerstreut hatten. Merkwürdigerweise fanden sie sogar an mohammedanischen Höfen Gunst und bekleideten zum Beispiel beim Nawâb von Surat hohe Aemter; einer von ihnen wurde sogar als Gesandter an den Hof des Großmogul geschickt und von diesen mit einem großen Grundbesitze begnadigt. In Surat war nun gleichsam ein Centralpunkt für die Parsis; sie befanden sich dort schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in sehr guten Verhältnissen, und als dann die europäischen Handelsvölker in jener Stadt Faktoreien gründeten, verbesserte sich ihre Lage noch um ein Beträchtliches. Schon die Holländer und gleich nachher die Engländer erkannten den großen Unterschied zwischen den intelligenten und fleißigen Parsis und den übrigen Eingeborenen Indiens; jene zeigten sich namentlich als Mäkler und überhaupt als Vermittler in Handelsgeschäften ungemein tüchtig, und das ist auch heute noch in Bombay der Fall.

Als Surat eine immer größere Handelsbedeutung gewann, sank Nausari. In dieser Stadt leben aber heute noch Parsi-Priester, von denen alljährlich mehrere nach Bombay gehen, um dort gottesdienstliche Gebräuche zu verrichten.

Wir wissen nicht genau, in welchem Jahre die Parsis nach Bombay gekommen sind; es muß aber vor der Zeit gewesen sein, in welcher Insel und Stadt von Portugal an die Engländer abgetreten wurden, also ungefähr vor dem Jahre 1668. Gewiß ist, daß schon 1671 auf dem sogenannten Malabarhügel eine Dochma stand, ein sogenannter Thurm des Schweigens, also eine Begräbnißstätte. Die Parsis selbst behaupten, daß schon zur Zeit der portugiesischen Herrschaft ein gewisser Dorabschi Nenabhoy in Bombay gewohnt habe. Den Engländern, welche anfangs weder mit den örtlichen Verhältnissen noch mit Sprache oder Sitten der Inder bekannt waren, leistete dieser Mann erhebliche Dienste als Vermittler, und seine Nachkommen, welche auch heute noch geehrt und im Wohlstande leben, haben allezeit den Briten erhebliche Dienste geleistet. Ihm folgte aus Surat, und zwar auf ausdrückliche Einladung, ein im Schiffsbauwesen sehr erfahrener Mann, Lautschi, nach dessen Angaben und Plänen die großen Werfte zu Bombay angelegt wurden. Das geschah 1735, und es ist bemerkenswerth, daß auch in unseren Tagen noch auf diesem Werft einer seiner Nachkommen Oberschiffsbaumeister ist.

Die Zahl der Anhänger Zoroaster's übersteigt die Ziffer von 150,000 nicht, und dabei sind die etwa 8000, welche noch in Persien wohnen, mitgerechnet, die meisten leben in Bombay und in mehreren Städten der Provinz Gudscherat; vereinzelt und als Kaufleute findet man sie aber in allen Städten des fernen Morgenlandes, namentlich in Calcutta, den hinterindischen und chinesischen Häfen und selbst in London. Am 20. August 1851 wurde auf der Insel Bombay eine Zählung vorgenommen: sie ergab für die Parsis 110,544 Seelen, wovon 68,754 männlichen und 41,790 weiblichen Geschlechts. Die Parsis glaubten, diese Ziffer sei zu hoch gegriffen, es ist aber Thatsache, daß sie sich jetzt höher beläuft. Die Gemeinde ist in blühendem Gedeihen, sie wächst rasch an, bildet 20 Procent der Bevölkerung von Bombay und die Sterblichkeit beträgt nur 4,71 Procent. Unter dem Schirm der englischen Herrschaft nehmen sie rascher zu als irgend eine andere Gruppe der indischen Bevölkerung. Da sie Zwischenheirathen mit Hindu's und Mohammedanern streng vermeiden, theils aus religiösen Beweggründen, theils weil ihre Gesetze eine solche Vermischung unbedingt untersagen, so bleiben sie rein. In Surat leben gegenwärtig noch etwa 20,000 Parsis, in Broatsch und Nausari etwa 20,000; in Ahmedabad, Damâu, Gandavi, Balsar, Billimora und einigen anderen Städte zusammen etwa 10,000; dazu kommen noch die zu Yesd und Kerman in Persien wohnenden.

Die Parsis in Indien theilen sich in zwei Sekten, die Schenschoys und die Kudmis (Kadmis). Sie haben aber keine Abweichungen über Glaubensartikel, etwa so wie Protestanten und Katholiken, sondern Kultus und Ceremonien sind ganz dieselben, und beide leben mit einander im besten Einvernehmen. Die verschiedene Ansicht betrifft weiter nichts als die Feststellung des Zeitpunktes, mit welchem die Aera Yezdedscherd's, des letzten Königs von Persien, zu beginnen habe. Die Zahl der Kadmis beträgt höchstens 10,000, die Schenschoys sind also unendlich zahlreicher. Aber seit langer Zeit spielten trotzdem die Kadmis eine hervorragende Rolle, und manche der reichsten und angesehensten Kaufleute gehören zu ihnen. Der in jeder Beziehung aufgeklärte, wissenschaftlich vollkommen durchgebildete Frambschi Kowasdschi war ein Kadmi; ein solcher ist auch der vielgenannte Frambschi Nassirwandschi, und die berühmte Familie Kama gehört auch zu ihnen. Dagegen war Sir Dschamsitschi Dschischibhoy, dieser in jeder Beziehung hervorragende Mann, ein Schenschoy.

Vor der Zerstreuung waren diese beiden Sekten nicht vorhanden; sie sind erst in Indien entstanden. Im Jahre 1090 der Zeitrechnung Yezdedscherd's, also vor etwa zweihundert Jahren, kam ein gelehrter Priester aus Persien, Dschamasp, nach Surat, um die dortigen Mobeds (Priester der Lehre Zoroaster's) zu unterrichten; er glaubte annehmen zu müssen, daß seine Glaubensgenossen in Indien in Betreff

ihrer chronologischen Berechnung um einen ganzen Monat im Irrthum seien. Anfangs legte man weiter kein Gewicht auf diesen an sich höchst unbedeutenden Gegenstand; aber 1746 kam ein Parsi aus Iran nach Indien, rührte die Frage wieder auf, gewann einige Mobeds für sich und dann enthalten, welche man in den Zeitungen fortsetzte, und zuletzt blieb Alles beim Alten. Für den Kultus hat die Sache deshalb noch einigen Belang, weil der Parsi, wenn er seine Gebete zum Himmel sendet, dabei Jahr, Monat und Tag namhaft machen muß. So entsteht eine Verschiedenheit

Kulis in Bombay.

stand die Sekte der Kadmis. Gegenwärtig legt man weiter kein besonderes Gewicht auf die Sache, aber vor etwa dreißig Jahren schlugen die Geistlichen großen Lärm darüber. Ein Mobed der Kadmis, Molla Firos, kämpfte mit Feuereifer für die neue Aera, an der Spitze der Schenschoys schritt ein nicht minder rüstiger Kämpe, Schit Korsetschi Manakdschi; in stark besuchten Versammlungen wurden heftige Kontroversen gedes Datums, und deshalb hält jede der beiden Sekten auch ihre Festtage zu verschiedener Zeit.

Diese Feste sind folgende. Pappati oder Neujahrsfest wird gefeiert zu Ehren des Königs Yezdedscherd. Die alten Perser begannen mit dem Regierungsantritt eines jeden Königs auch einen neuen Zeitabschnitt. Da nun Yezdedscherd ihr letzter Monarch war und keinen Nach-

folger hatte, so zählen die Parsis nun von dessen Thronbesteigung an. Am Neujahrstage stehen sie sehr früh auf, legen neue Kleider an, und in den Feuertempeln ist eine große Menschenmenge versammelt. Nach dem Gebete machen Freunde einander Besuche, um das Handineinanderlegen, Hamma i dschur, vorzunehmen, und sich dabei ein frohes Neujahr zu wünschen. Den Armen werden Almosen gespendet, die Dienerschaft erhält neue Kleider und der Abend verfließt unter allerlei Lustbarkeiten.

Arbeiterinnen in Bombay.

Chordad Sal ist die Feier von Zoroaster's Geburts-

tag. — Amardad Sal ist eine Nachfeier, die am folgenden Tage stattfindet. — Farrohardin dschasan ist Feier für die Todten, Allerseelentag; — Ardibehest dschasan, Feier zu Ehren des Engels (Amschaspand) Ardibehest; er ist Schutzengel des heiligen Feuers. — Nauruz ist der Königstag und fällt gewöhnlich auf den 21. März, er erinnert an den Tag, an welchem einst den Königen der Jahrestribut dargebracht wurde. Er wird auch von den heutigen Persern, Arabern, Türken und Hindus gefeiert und reicht über den Mohammedanismus hinaus. — Ava Ardui Sur dschasan ist das Fest zu Ehren des Engels, welcher über das Meer gebietet. Der Parsi geht an die Küste oder an ein fließendes Wasser und stimmt Gesänge in der Zendsprache an; man hat übrigens in Indien den Landeseingeborenen allerlei Ceremonien entlehnt, und opfert dem Meere Kokosnüsse, Zucker und Blumen. In Bombay wird an diesem Festtag ein großer Markt abgehalten. — Addar dschasan ist ein Feuerfest; man wirft Sandelholz in das heilige Feuer und giebt den Priestern Geld. Dazu kommen dann noch einige andere Feste. Am Ende des Parsijahres feiert man das Muktads, das heißt, man begeht eine Ceremonie, bei welcher Messing- oder Silbergefäße mit Wasser gefüllt und auf eiserne Gestelle gesetzt werden. Man legt auf diese Muktads auch Blumen und Früchte und erinnert sich der Todten.

Wir kommen nun auf das Haus- und Familienleben der Parsis. Alle Kinder müssen das Licht der Welt zu ebener Erde erblicken, und die Mutter muß vierzig Tage in dem Gemache bleiben, wo sie ihre Niederkunft hatte; dann erst darf sie wieder in der Familie erscheinen. Höchstens fünf Tage nach der Geburt muß ein Parsipriester oder auch ein Bramin dem Kinde das Horoskop stellen. Er zeichnet mit Kreide allerlei Figuren auf den Boden und berechnet die Sterne, unter denen das Kind geboren wurde, zählt alle Namen auf, welche man demselben etwa geben dürfe und unter welchen die Aeltern zu wählen haben, und verkündet, daß das Kind nicht nur selbst ein Glückskind sein, sondern auch den Eltern Reichthum und Gedeihen bringen werde. Die Männer lachen über solche astrologische Abgeschmacktheiten, aber die meisten Frauen legen großen Werth auf den Firlefanz.

Die Kleidung paßt für das heiße Klima. Bis zum vollendeten sechsten Jahre trägt das Kind die Dschabhla (Jublah), eine Art Kittel, der vom Halse bis zum Fußknöchel reicht, und auf dem Kopf hat es die Topi. An Festtagen sind beide mit Silber oder Gold gestickt und von Seide.*) Dann trägt man auch Perlen und Juwelen. Die Parsis lieben es sehr, ihre Kinder an solchen Tagen recht stattlich herauszuputzen.

Wenn das Kind sechs Tage und drei Monate alt ist, erhält es Sudra und Kusti. Man zieht ihm die Dschabhla aus, es wird erst gewaschen und dann vor dem Destur, Oberpriester, hingesetzt, welcher den Segen über dasselbe spricht. Man könnte dasselbe, da es eine Einweihung ist, gewissermaßen mit der christlichen Taufe vergleichen. Die Sudra ist von Leinen oder Seide; dieses Gewand wird im Zendavesta als das Kleid des guten und wohlthätigen Wandels bezeichnet. Der Kusti ist eine dünne, wollene Gürtelschnur aus zweiundsiebenzig Fäden; jeder dieser letzteren bezeichnet eins der 72 Has oder Kapitel des Jsaschne, eines der heiligen Bücher. Der Kusti wird dreimal um den Leib gewunden, und man macht dabei vier Knoten, während ein Gesang angestimmt wird. Beim Schlagen des ersten Knotens sagt man: „Es ist nur ein Gott und nichts Anderes kann mit ihm verglichen werden"; beim zweiten: „Zertuscht's (Zoroaster's) Religion ist die richtige"; beim dritten: „Zoroaster ist der wahre Prophet und erhielt seine Sendung von Gott"; beim vierten: „Thue das Gute und enthalte dich des Bösen."

Zu Hause trägt der Parsi einen langen Rock mit einem Musselingürtel, baumwollene Beinkleider, pantoffelartige Schuhe und eine seidene Mütze. Wenn er ausgeht, zieht er eine Angrakha an, das heißt einen weiten Rock ohne Gürtel, dessen Aermel noch einmal so lang sind als der Arm, aber über dem Handknöchel aufgekrämpt werden. Dann hat er auch einen Turban, gewöhnlich von dunkler Farbe, über seiner Mütze oder einem schwarzen Käppchen. Die Reichen tragen lange Strümpfe, Beinkleider von Seide und europäisches Schuhwerk. Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie noch eine weiße Dschama über und schlingen eine ellenbreite Schärpe, Pitschori, um den Gürtel. Das Letztere ist aber nur bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten der Fall, sodann auch, wenn der Parsi dem Gouverneur die Aufwartung macht oder Ballgesellschaften bei Europäern besucht. Die Kleidung der Priester gleicht jener der Laien, nur ist der Turban weiß.

Die Parsifrauen sind im Allgemeinen schlank und anmuthig gewachsen und haben eine sehr weiße Haut. Schade ist, daß sie ihr Haar unter der Mathabana verstecken, einem dünnen Tuche von weißer Leinwand, das sie um den Kopf binden. Sie schlingen dasselbe hinten auf dem Kopfe zu einem Knoten, welchen sie mit den Enden der Mathabana aufbinden. Sie tragen, gleich den Männern, Hemd und Kusti und seidene Beinkleider. Ihr Sari oder Obergewand ist gewöhnlich von hellfarbiger Seide, manchmal mit allerlei Figuren gestickt oder mit Goldspitzen besetzt. Unter dem Sari sitzt eine seidene Jacke mit kurzen Aermeln, Kanschri oder Scholi. Alle Parsifrauen, reich oder arm, putzen sich je nach ihren Vermögensverhältnissen mit Gold und Juwelen; zum Schmucke gehören auch der mit Edelsteinen besetzte Nasenring, ein goldenes Halsband und breite Reifen über den Hand- und Fußknöcheln. Diese Tracht ist nicht jene der alten Perser oder der noch in Persien verweilenden Parsis; sie ist angenommen worden, weil die Fürsten, von welchen einst die Fremdlinge in Indien aufgenommen wurden, Einfluß auf die Kleidung übten. Daher denn bei den Männern Angrakha und Turban, bei den Frauen der Sari, also Kleider, welche auch die Hindu in Gudscherat tragen.

Die Lebensweise der Parsis ist halb indisch, halb europäisch; aber die Civilisation macht unter ihnen alljährlich mehr Fortschritte und sie schließen sich nun enger den englischen Gewohnheiten an, auch in Bezug auf ihre Häuser, die im Allgemeinen in einem ansprechenden Geschmacke gebaut und ohne Ausnahme vortrefflich gelüftet werden. Die Land- und Gartenhäuser der Parsis sind ohne alle Frage die schönsten auf der Insel Bombay. Die Empfangzimmer sind reich geschmückt; auch hübsche Gemälde fehlen nicht, hauptsächlich aber wird darauf gesehen, daß die Beleuchtung so glänzend und hell als möglich sei.

Ehemals war es Brauch, daß man beim Essen, gleich den Hindus, auf der platten Erde saß; das hat nun mehr und mehr aufgehört und in vielen Häusern speis't man in europäischer Weise, wenn Leute aus dem Abendland eingeladen worden sind. Im Allgemeinen trägt aber im häuslichen Wesen doch Manches noch einen asiatischen Charakter.

---

*) Man sehe die Abbildung. Unsere Holzschnitte sind nach Photographien verfertigt worden, welche Herr Gustav Spieß, königl. sächsischer Commissar bei der ostasiatischen Expedition des Grafen Eulenburg, aus Bombay mitbrachte. Das Kind ist im Schnitt vortrefflich wiedergegeben; das Gesicht der Frau in sofern nicht ganz getreu als die Nasenflügel ein klein wenig zu breit erscheinen. Der Parsi, ein Kaufmann, ist ganz vortrefflich; dasselbe gilt von den Figuren der Kulis.

Der Parsi hält täglich drei Mahlzeiten und bringt bei jeder seinen Dank der Vorsehung dar, welche ihm das tägliche Brot giebt. Männer und Frauen speisen von einander abgesondert; das ist aber eine den alten Persern unbekannte Sitte, welche man von den Hindus angenommen hat. Doch haben sich schon Manche über dieselbe hinweggesetzt. Die Parsis sind im Allgemeinen musterhafte Ehemänner und das Familienleben verfließt glücklich und in Frieden. Die Parsifrau hat eine unendlich höhere Stellung, als jene bei den Hindus und Mohammedanern; sie übt nicht selten großen Einfluß und verkehrt frei mit allen Angehörigen der Familie. Mancher Hausstand zählt ein Dutzend oder ein paar Dutzend Mitglieder; die Söhne bleiben auch nach ihrer Verheirathung im Vaterhause, in welchem zuweilen der Urgroßvater und die Urenkel unter einem Dache beisammen wohnen. Uebrigens sieht man die Parsifrauen nicht öffentlich in der Gesellschaft; so weit haben sie sich noch nicht europäisirt.

Die Parsis sind ein ungemein geselliger und gastfreundlicher Menschenschlag, sehen gern Freunde und Verwandte bei sich und nehmen jede Gelegenheit wahr, um Feste zu geben. Bei diesen ist jetzt im Allgemeinen europäische Musik an die Stelle der indischen getreten, welche gespielt wurde, wenn die Tanzmädchen, die Nätsches, auftraten.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind von ganz eigenthümlicher Art. Der Parsi denkt eher daran, wie er sein Kind verheirathen soll, als ihm eine Erziehung zu geben. Es ist das eine Schattenseite bei diesem Volke; diese frühen Verheirathungen taugen nichts. Indische Einwirkungen sind dabei nicht zu verkennen; der Hindu soll, den Vorschriften der Schasters zufolge, seine Tochter verheirathen, bevor sie das neunte Jahr zurückgelegt hat, und es fällt ein großer Schimpf auf die Familie, wenn er das unterläßt. Diese Ansicht ist auch auf die Parsis übergegangen und daher rühren die frühen Heirathen. Es kommen Fälle vor,

Parsi-Frau und Kind.

daß ein dreijähriger Knabe mit einem zweijährigen Mädchen verlobt wird! Noch vor zwanzig Jahren war es in Bombay und in mehreren Städten von Gudscherat gebräuchlich, Heirathen für Kinder abzuschließen, die noch gar nicht auf der Welt waren. Das kommt übrigens jetzt nur noch in seltenen Fällen vor, und Heirathen zwischen Erwachsenen kommen immer mehr in Brauch, weil man so vorurtheilsfrei geworden ist, sich derselben nicht mehr zu — schämen, was früher allerdings der Fall war.

keine besondern Ceremonien vorkommen. Die Eltern des Knaben schicken dem Mädchen Kleider und die Eltern der letztern thun ein Gleiches für den Bräutigam. Durch die Auswechselung dieser Geschenke wird die Verbindung fest; über die Vollziehung der Ehe trifft man aber noch keine Bestimmung, welche sich die Eltern für die geeignete Zeit vorbehalten. Ohnehin bestimmt der Astrolog den Hochzeitstag. Die Verwandten des Paares wechseln Geschenke unter einander aus, zumeist Kleider und Schmuck; der Schwieger-

Ein Parsi in Bombay.

Gewöhnlich übernehmen einige Priester das Freiwerben, nachdem sie zuvor Erkundigungen über alle in Betracht kommenden Verhältnisse eingezogen haben. Ein Astrolog muß die beiderseitigen Horoskope prüfen und entscheiden, oder untersuchen, ob dieselben zusammenpassen und glückverheißend seien. Sobald er sich abfällig äußert, hört Alles Weitere auf; im günstigsten Fall erkundigt man sich vor Allem nach dem Charakter der eventuellen Schwiegermutter. Der Astrolog bestimmt einen guten Tag für die Verlobung, bei welcher

vater giebt der Braut Juwelen, und das ist eine für die Aermeren verderbliche Sitte, weil sie es den Reicheren so viel als möglich gleich thun möchten. Manche stecken sich dabei dermaßen in Schulden, daß sie ihr Leben lang nie wieder aus der Verlegenheit herauskommen.

Bei Hochzeiten in reichen Familien sind wohl fünfhundert bis eintausend Gäste versammelt. Gegen Sonnenuntergang zieht der Bräutigam mit seinen Gefolge mit allem Pomp nach der Wohnung seines künftigen Schwiegervaters.

Voran gehen europäische oder indische Musikanten; dann kommt der Bräutigam, von Desturs (Priestern) begleitet, nachher folgen erst die Männer, zuletzt die Frauen. Im Brauthause sitzen, in einer Halle oder einem Saale zu ebener Erde, Braut und Bräutigam neben einander auf reich geschmückten Stühlen, und gegenüber stehen die Priester, welche den Ehesegen erst in Zend, dann in Sanskrit sprechen. Er unterscheidet sich nicht von dem, was auch in anderen Ländern bei einer solchen Gelegenheit gesprochen zu werden pflegt.

kommt kein Fleisch auf die Tafel, sondern nur Gemüse, Fisch und Zuckerwerk. Beim Weintrinken werden Tischreden gesprochen und Gesundheiten ausgebracht.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß, in Folge des immer häufigern Wechselverkehrs mit den Europäern, diese Hochzeitsfeste mehr und mehr ihren orientalischen Charakter verlieren. Das junge Paar kann natürlich keinen eigenen Hausstand bilden, sondern jeder Theil bleibt bis zu der angemessenen Zeit in seiner Eltern Wohnung. Uebrigens möge

Indische Handlungsdiener in Bombay.

Die Ceremonie schließt damit, daß man die Fußzehen des Bräutigams mit Milch wäscht und ihm das Gesicht mit der Schoti, seidenen Jacke, seiner Braut reibt. Auch das ist beides von den Hindus entlehnt. Nachher werden Blumensträuße an die Gäste vertheilt, welche man auch mit einigen Tropfen Rosenwassers besprengt. Dann folgt das Gastmahl, bei welchem die Speisen zuerst für die Frauen aufgetragen werden; erst wenn diese fertig sind, nehmen die Männer am Tische Platz. Aus Rücksicht für die Hindus

hier bemerkt werden, daß den Parsiwittwen die Wiederverheirathung nicht verboten ist; hat aber die Frau Kinder und befindet sie sich in einigermaßen leidlichen Umständen, dann bleibt sie am liebsten ledig. Bigamie ist nicht gestattet, außer wenn eine Frau kinderlos bleibt oder sich unsittlich aufgeführt hat, und auch dann ist vorher eine ausdrückliche Erlaubniß von Seiten des Pantschayit, das heißt des Gemeindevorstandes, auszuwirken.

Begleiten wir nun einen Parsi auf seinem letzten Wege.

Der Mann ist krank, der Arzt hat erklärt, daß an seine Genesung nicht zu denken sei. Nun wäscht man den Sterbenden und zieht ihm reine Kleider an. Der Mobed oder ein Destur sagt Stellen aus dem Zend Avesta her, welche dem Sterbenden Trost einflößen, und spricht ein Gebet um Vergebung seiner Sünden: „Möge der Allmächtige Dir Alles verzeihen, was Du gegen seinen Willen, seine Gebote und gegen die wahre Lehre Zoroaster's gethan hast. Möge der barmherzige Gott Dir einen guten und glücklichen Aufenthalt gewähren in der Welt, in welche Du nun eingehen wirst, und möge er Dir gnädig sein!"

Der Sterbende nimmt, falls er noch bei vollem Bewußtsein ist, an diesem Gebete Theil; im andern Falle neigt sich sein Sohn oder ein Verwandter oder ein Priester über ihn hin und raunt ihm die Worte des Gebets in die Ohren. Die Leiche wird in ein reines Gewand gehüllt und auf einen länglich-runden Stein gelegt; die weiblichen Angehörigen setzen sich um denselben auf Teppichen, während die männlichen draußen auf Bänken in der Verandah Platz nehmen. Ein in der Nacht gestorbener Mensch bleibt bis zum Morgen im Hause; wer seine Seele bei Tag aushaucht, wird gegen Abend fortgetragen. Die Nassisalars, Todtenbestatter, bringen eine eiserne Bahre und legen die Leiche darauf. Zwei Priester sprechen in Zend Todtengebete, welche also von den heutigen Parsis nicht verstanden werden. Der Inhalt ist: Menschen sind sterblich; sie müssen einst diese Welt verlassen und vor Gott hintreten, um Rechenschaft von ihren Thaten zu geben. Den Sünder erwartet Strafe, wer aber in Gedanken, Worten und Handlungen tugendhaft war, hat auf Belohnung zu rechnen. Wer in's Paradies eingehen will, muß hier auf Erden beten, tadellosen Wandel führen und an seinem Nebenmenschen Gutes thun.

Diese Gebete dauern etwa eine Stunde. Die Leiche wird nun hinausgetragen zum Thurme des Schweigens, Dochma, der allemal auf einer Anhöhe an einer ruhigen, einsamen Stelle liegt, bei Bombay zum Beispiel auf dem höchsten Punkte des Malabar Hill. Die Verwandten schreien und wehklagen; die Männer geben der Leiche das Geleit. Am Thurme des Schweigens wird die eiserne Bahre niedergesetzt und das Antlitz auf ein paar Minuten enthüllt, damit alle Anwesenden noch einen Blick auf dasselbe werfen können. Dann bringen die Träger ihn in die Dochma und stellen ihn aus für die Vögel der Luft, welche ihn verzehren. Wenn Raben und Geier das Fleisch abgenagt haben, fallen die Knochen durch einen eisernen Grat in eine Grube, aus welcher man sie später herausnimmt und in ein Gewölbe trägt.

Nach der Rückkehr vom Leichenzuge waschen Alle Gesicht und Hände und beten um Gnade für den Abgeschiedenen. Am vierten Tage gehen alle Angehörigen in den Feuertempel, um noch einmal für den Todten zu beten. Die Frauen bleiben je nach Umständen drei bis dreißig Tage in Trauer. —

In einem folgenden Aufsatze werden wir die kaufmännische Stellung der Parsis, ihre öffentlichen Einrichtungen und ihre Religion schildern.

Sagen in der bayerischen Oberpfalz.

Zweiter Artikel.

Die Zwerge; Fankerln und Hankerln. — Wasserzwerge. — Die feurigen Landsknechte; Lichterträger. — Wassermann. — Hexen. Thaustreicherinnen. — Fahrende Jäger und Zigeuner. — Wechselbälge. — Bilmesschneider. — Der Teufel.

Vor einigen Monaten brachten wir (Globus IV, S. 43) aus der „Bavaria" Mittheilungen über Sagen in der Oberpfalz, welche noch heute im Volke lebendig sind. Ein sehr aufmerksamer Beobachter, Eduard Fentsch, hat sie theilweise dem Volke selbst abgelauscht, theilweise die Mittheilungen Schönwerth's und anderer Forscher benutzt. Wir schließen dem frühern Aufsatze das Nachfolgende an; er wird dadurch vervollständigt.

Es wimmelt in der Oberpfalz von Zwergensagen, in denen sich vielleicht eine schwache Erinnerung an die zuletzt verdrängten Volksstämme, etwa an Kelten oder Slawen, erhalten hat. Der allgemeine oberpfälzische Ausdruck für Zwerge ist Zwargel; sie gelten dem Volke für eine Art Menschen mit menschlichen Einrichtungen und Sitten. Ihre Kleidung ist ärmlich; ihre Nahrung Mehl und Milch; Fleisch verabscheuen sie, wie die Waldfräulein; sie wohnen in unterirdischen Kammern und Berggemächern. Ihr Charakter ist harmlos, friedfertig, dankbar; sie verkehren nicht ungern mit Menschen und sind nur, wenn sie gereizt werden, neckisch und boshaft.

Am Böhmerwald und seinem Vorland insbesondere finden sich die Razeln (Räzeln, Schrazeln, Strazeln). Sie sind so klein, daß ihrer vierzehn in einem Backofen arbeiten können, dabei schnell und feinhörig. Am Kopfe tragen sie eine schwarze, gerad aufstehende Zipfelhaube. Eine Gasse in Roding heißt die Höl; da sind unterirdische Gänge, wo ehemals die Räzeln aus- und eingingen und Hausarbeiten verrichteten. — Bei Arnschwang zunächst Furth sind Schräzellöcher und beim Söllner in Penting geht ein Räzelloch bis in den sogenannten Bärenkeller, eine Höhle in der benachbarten langen Point. Aus dem Bärenkeller kamen die Räzel, kleine, ärmliche Leute, in das Haus des Bauern. Da sie gar so zerlumpt waren, schaffte er ihnen ein neues rothes Gewand. Das nahmen sie, kamen aber hernach nie wieder. — Bei einem Bäcker zu Neunburg v. W., unweit der alten Burg, stellten sich die Schrazen zum Arbeiten ein. Sie machten über Nacht das Brot zurecht, so daß der Bäcker am andern Morgen nichts zu thun hatte, als es in den Ofen zu schieben. Dafür erhielten sie als Lohn jedesmal drei Bröckchen Brot und drei Pfennige, womit sie zufrieden waren. — Am Giebenberge bei Rötz hausen die Strazeln seit undenklicher Zeit. Der Berg ist schier ganz ausgehöhlt von ihnen. Sie haben von hier aus einen unterirdischen Gang bis in den Wirthskeller zu Heinrichskirchen gebaut, wo sie sich von den dort aufbewahrten Speisevorräthen ihren Theil nahmen. Man hat einmal Mehl gestreut, um zu sehen, was sie für Füße hätten. Die Fährte zeigte Kinderfüße, denen je eine Zehe fehlte. — Im schwarzen Wirberge hausen Strazeln. Auf einem Bauernhofe bei Murach draschen sie schon vor Tag das Samengetreide und beim Wirthe zu Moosbach reinigten sie das Geschirr. An beiden Orten wurden sie durch Geschenke vertrieben.

An der Pfreimt sind die Fankerln daheim, kleine Leute in grauen Röckchen und grauen Strümpfen mit rothen

Zwickeln. Das gemahnt an slawische Tracht. Sie wohnen in der Erde, auch in hohlen Bäumen, und ihre Augen sind roth von dem dunkeln Aufenthalte. Die Männer lassen den Bart stehen. Wird diesen Fankerln ein Kind geboren, so trauern sie; stirbt ein Zwerg, so freuen sich die Uebrigen. Jeder macht sich im Leben einen gläsernen Sarg; stirbt er, so wird er vollständig gekleidet in den Sarg gelegt und ihm ein Hammer in die Hand gegeben und darauf der Sarg in's Wasser gelassen, der dann einer Insel zuschwimmt. Dort angelangt, erwacht der Todte, zerschlägt die gläserne Hülle mit dem Hammer und steigt dann an das selige Land.

Am Fichtelgebirge wohnen die Hankerln. Im Steinwald ist der Hankerlbrunnen, daneben eine Höhle, die Hankerlgrube. Durch diese Höhle zogen sie, von den Menschen beleidigt, mit ihren Schätzen in das Fichtelgebirge ein, wo sie nun schlafen. Der alte Hankerl spielt eine ähnliche Rolle, wie Karl der Große. (— Friedrich Rothbart? —) Sein Bart ist schon zweimal um den Tisch gewachsen, daran er sitzt. Ist dieses zum dritten Male geschehen, so erwacht er mit seinen Leuten und die glückliche Zeit kehrt wieder. — Auf einem großen Steine bei der Silberwäsche zwischen dem Ochsenkopf und dem Schneeberge hat seinerzeit einmal der alte Hankerl mit seinen drei Spießgesellen gespielt; in die vier Höhlungen, welche sich in Schlüsselform auf dem Steine vorfinden, haben sie ihr Spielgeld gelegt. — Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede wie die Fankerln; letztere waren es, welche der Königin Freid im Märchen ihren Halsgürtel schmiedeten.

In der westlichen Oberpfalz sind die voraufgeführten Namen weniger geläufig, und es gilt nur der Gattungsbegriff „Zwargel". Doch kennt man auch hier eine besondere Art von Wasserzwergen. Aus einem Gehölze bei Neuhaus sieht man oft schwarze Männlein hervorkommen und in die Naab springen, wo sie verschwinden. Bei Neustadt heißen sie Wassertreter.

Weniger zahlreich und weniger auf Einzelheiten eingehend sind die Sagen von Riesen. Das Schloß zu Falkenberg an der Waldnaab soll von Riesen erbaut worden sein. Ein Wallgraben an der Burgruine führt noch heutiges Tages im Volksmunde den Namen „Riesengrab". — Beim Dörflein Perschen an der Naab fließt ein kleines Bächlein an der Kirchhofmauer vorüber. Eine große dreieckige Felsplatte bildet hart an der Friedhofthür das Brücklein darüber. Man erzählt sich, eine Riesin habe den Block bis hierher geschleppt, um damit die Kirche einzuwerfen. Als sie den Bach überschritt, sprang ihr das Strumpfband entzwei. Da legte sie den Stein beiseit, setzte sich hin, um das Band wieder zusammen zu nesteln, und vergaß darüber ihr Vorhaben. Also steht die Kirche noch und der Stein liegt noch heute quer über dem Bache. Zunächst den Ruinen des Salvatorkirchleins bei Sternstein an der Floß liegt ein gewaltiger Granitblock. Auf der Felsenhöhe des kleinen Gigel bei Sternstein stund einst ein Riesenschloß und eine Riesenjungfrau schleuderte das Felsstück aus den Fenstern desselben nieder, um das Gotteshaus zu zertrümmern. Es gelang ihr aber nicht; der Block fiel hart neben der Kapelle nieder, ohne sie zu verletzen. Was Riesenkräfte nicht vermochten, brachte die Zeit zuwege.

An diesen und ähnlichen Riesenmärchen hat sich schließlich nur die naive Phantasie des Volkes, angelockt vom Gewaltigen und Ungeheuerlichen, versucht. Ihnen reihen sich jene Sagen an, welche allgemeine Naturerscheinungen durch Riesenkräfte hervorbringen lassen. So sollen zur Zeit, da die Erde noch jung und weich war, die schweren Fußtritte der Riesen, die darauf herumgingen, Berg und Thal gebildet haben. Ein Riese wurde vor Alter faul, und da er nicht mehr gehen wollte, setzte er sich rittlings auf den Mond, als der just aufging. Da drückte er die Mondscheibe wie einen Sattel ein, so daß sie jeweils etliche Zeit brauchte, um wieder rund und voll zu werden.

Bedeutungsvoller wird die Riesensage, wenn in ihr eine Mahnung an ein verdrängtes Geschlecht der Vorzeit liegt. Eine solche, ähnlich den durch ganz Deutschland verbreiteten, wird noch zu Neukirchen erzählt. Am Fuße des benachbarten Felsenkogels, worauf das Bergschloß Neidstein liegt, ist ein Jurafelsblock, der wie auf einem Unterbaue von kleineren Gesteintrümmern ruht. Er heißt der Riesenstein. Auf dem Berge selbst sollen vor uralter Zeit Riesen gewohnt haben. Ein Riesenmädchen von Neidstein traf einmal einen Bauer, der auf dem Felde pflügte. Da faßte sie ihn sammt Pflug und Joch Ochsen in ihre Schürze, trug ihn heim und zeigte ihn den Vater mit den Worten: „Sieh, was für schöne Saatwürmlein!" Dieser aber erwiderte: „Trag sie wieder hin; diese Saatwürmlein werden uns noch vertreiben!" — Eine besondere Gattung von Mittelwesen sind die feurigen Männer, die feurigen Landsknechte, wie sie in dem größten Theile der Oberpfalz genannt werden. Sie zeigen sich in finsteren Nächten und halten sich neben den Wäldern auf. Dem Wanderer, der des Weges kommt, leuchten sie nach Hause; er darf aber dabei kein unlauteres Wort ausstoßen, nicht fluchen und schelten, sonst verschwinden sie. Für das Heimleuchten zahlt man ihnen drei Brosamen oder etliche Heller. Auf dem Pinzerberge bei Auerbach lassen sich die feurigen Männer nicht selten sehen. Sie haben die Gestalt einer Mulde (Backtrog). Wenn man betet, kommen sie herbei, und um einen Kreuzer Lohn leuchten sie Einem heim. Den Kreuzer muß man ihnen beim Abschiede hinwerfen, sonst könnte Einem Uebles begegnen. — Am Hacken, einem Wiesgrunde bei Wolfsricht am Möninger Berge, führt der feurige Mann die Leute irre. Es ist eine arme Seele, die auf Erlösung harrt. Am Fahrenberge bei Vohenstrauß sind die feurigen Landsknechte gar keine seltene Erscheinung, wie mir ein Bauer von Fichtelried erzählte, der selbst schon viele gesehen. Sie geben es wohlfeiler als jene am Pinzerberg, und leuchten Einem gerne um drei Pfennige heim. Wenn man flucht, laufen sie davon. — Am Fuße des Wölfenberges bei Naabburg entspringt das sogenannte Bettelbrünnlein. Hier wurden schon öfter vier brennende Geister gesehen. Ein Bauerbursch von Welsendorf ist erst in jüngster Zeit vor Schreck darüber krank geworden. Am Hammerbüchel bei Langenfeld gehen sie gleichfalls, namentlich während der Sommernächte. Man heißt sie hier Lichtträger.

Der Grund dieser Sagen liegt wohl kaum weiter als in den Irrlichtern und ähnlichen feurigen Lufterscheinungen.

Auch das Wasser belebt der oberpfälzische Volksglaube mit einer Reihe geisterhafter Wesen; er behauptet sogar, daß ehedem alle Zwerge im Wasser waren. Von den Wasserzwergen wurde bereits Erwähnung gethan. Eine häufig vorkommende Erscheinung ist der Wassermann. Zu Tirschenreut, als es noch ganz von Wasser umgeben war, hörte man oft nach Gebetläuten sein Rufen und Klagen vom jenseitigen Ufer her. Der Wassermann zieht die feurigen Geister an; sein Erscheinen kündet, daß demnächst ein Mensch im Wasser verunglücken werde. Insbesondere gilt er als Schreckgestalt für die Kinder. Er sieht diese, wenn sie in's Wasser schauen, unverwandt an und winkt ihnen mit den feuchten Augen; der Blick zieht sie hinunter. Daher singen die Kinder um Troffelstein, wenn sie am Brunnen sind:

Brunnenmann, Brunnenmann,
Zieh' mich nicht in den Brunnen 'nein!

Bei Velburg führt er den Namen: Da blôudi Mô (der blutige Mann). In einem Kinderspiel umkreis't der Schwarm einen auf dem Boden Liegenden und spricht dabei:

Blutiger Mann,
Schau' mich nicht an!

Wer sich erwischen läßt, wird von dem blutigen Manne niedergezogen.

Hier klingen Spiel und Märchen ineinander.

Im Nordwesten der Oberpfalz kennt man auch die Seejungfer; am Böhmerwald heißt sie Meerfral. Sie ist halb Weib, halb Fisch oder Schlange, und lockt mit ihrem Gesang in die Flut. Um Bleistein heißt es: Wenn das Meerfräulein singt, kommt starkes Wetter.

Unter den Fischen giebt es eine Gattung dünner, schlanker, schwarzer, welche kaum Fingerlänge haben und sich nicht fangen lassen. Das sind verwunschene Leute oder arme Seelen. Sie werden nie von der Sonne beschienen. Von Cham geht die Sage, daß es auf dem Schweif eines ungeheuren geisterhaften Fisches stehe. Auch soll sich dort unter der Regenbrücke ein großer uralter Fisch, aufhalten, den weder Netz noch Hamen fängt. Er gilt als Geisterfisch.

Wir kommen nun zu den Menschen selbst, die unter dämonischen Einflüssen stehen, oder sich, wie das zumeist der Fall, freiwillig denselben anheimgegeben haben. Selbstverständlich kann hier nur Einzelnes aus den überschwenglichen Hexen-, Zauber- und ähnlichen Sagen angebracht werden.

Die Hexen, Weiber, welche sich dem Teufel verschworen haben, führen in der Oberpfalz häufig den Namen Thaustreicherinnen, weil sie am Johannistage vor Sonnenaufgang den Thau von den Wiesen sammeln. Sie reiten Nachts mit fliegenden Haaren, meist nackt, auf Besen, Ofengabeln, Strohhalmen, dreibeinigen Stühlchen &c. zum Schlot hinaus. In einigen Gegenden der Oberpfalz heißt die Ausmündung des Rauchfanges im Dache das Hurloch, offenbar eine Anspielung auf die Ausfahrt der Hexe. Am Böhmerwalde heißt die Hexenfahrt selbst bedeutungsvoll: Hullfahrt, Hullfahren. Sie fahren auf den Hetschaberg (Hetsch, d. i. Kröte, das Hexenthier), wo sie sich treffen und ihre Tänze ausführen. Der oberpfälzische Blocksberg ist Mariä Kulm in Böhmen. Die Hexe liebt es, dem Menschen und insbesondere dem Vieh Krankheit und Tod anzuthun. Namentlich hat sie es auf Butter und Schmalz abgesehen. — Zu Haag bei Tiefenbach hatte ein Bauer eine Bauerstochter aus Stegen geheirathet. Kaum war sie einige Tage dort, so konnte keine einzige Bäuerin des Dorfes mehr Schmalz machen, während sie selbst jeweils viel davon verkaufte. Sie ging auch nie zur Kirche, derweil sie lebte. Oefter sah man sie nackt auf einer Wiese Kräuter sammeln. Wenn sie butterte, war sie nackt, ihr Haar fliegend. An Walpurgis brachte sie nackt die ganze Nacht beim Vieh im Stalle zu. Nach ihrem Tode ging sie um. Ein Klostergeistlicher las sie in eine zinnerne Flasche hinein und vertrug sie auf den Schwarzenwirberg.

Den Hexen gleich stehen die Druden. Von ihnen haben die zahlreichen Sinklöcher (Pinten) um Velburg und Luzmannsstein den Namen „Druidenlöcher“. Hier halten sie ihre Zusammenkünfte. Eine Hüterin bei Velburg rührte nackt aus und ging immer um das Rührfaß herum, indem sie dazu sprach:

Rührl, dou di zam,
Von Regensburg bis af Ram,
Von jeda Kouh a Löfferl voll,
Na' wird ma ganz Röiafaß voll.

Sie hatte immer vollauf Butter, aber Niemand nahm Etwas von ihr; denn sie war eine Drud. Wenn's die Drud einer Kuh anthut, giebt diese statt Milch Blut. Bei der Räubermühle zunächst Schwandorf befindet sich ein Weiher, der trotz aller Versuche nicht mit Fischen besetzt werden kann. Vor langer Zeit soll einmal eine Drud den Bauer während des Fischzuges um einen Fisch angebettelt haben. Da schlug ihr der Mann den Fisch, den er just in der Hand hatte, um's Maul. Die Drud verwünschte darauf den Weiher, und nun hält sich kein Fisch mehr in demselben.

Schäfer, Schinder, fahrende Jäger, Feilenhauer und Zigeuner sind es insbesondere, welche nach oberpfälzischem Volksglauben gleich den Hexen auf schwarze Künste sich verstehen. Eine halbe Stunde von Königstein ist eine Felsenhöhle im Walde, heißt das Tolesenloch, darin soll ehedem ein Zigeuner mit Weib, Kind und Fahrniß gewirthschaftet haben. Wenn er mit seinem Gaul im Lande umherzog, warf er seine Kinder blos der Mähre an den Hals, dann blieben sie hängen. Den Bauern hat er das Spinngewebe in den Städeln ausgebrannt. Wenn die Flamme an den dürren Holzverschalungen hinleckte, rief er nur: „Sachte, sachte!“ dann blieb Alles unversehrt bis auf's Spinngewebe. Ein Bauer hat's ihm einmal nachmachen wollen, es ist ihm aber trotz alles „sachte, sachte“ Stadel und Schuppen verbrannt.

Ein in der Oberpfalz ungemein verbreiteter Glaube, an welchem das Volk selbst bis in die höheren Klassen der Bürgerschaft ebenso zäh als zuversichtlich hängt, ist jener an die Wechselbälge oder Wechselbutten. In den ersten Tagen nach der Geburt, während die Mutter schläft, geschieht es nicht selten, daß der böse Feind neben ihr Kind noch ein zweites, vollkommen ähnliches legt. Greift die Mutter beim Erwachen nach dem rechten Kinde, so ist's gut und die Butte verschwindet. Erwischt sie den Wechselbalg, so hat der böse Feind gewonnenes Spiel. Das unterschobene Kind bleibt klein, elend, krüppelhaft und fexig. Einmal kam der Fahrenbauer von Velden Nachts heim vom Wirthshause; seine Frau lag in den Wochen und schlief just. Als er die Stube betrat, lagen zwei Kinder unterm Tisch, eines dem andern völlig ähnlich, eines gekleidet wie das andere, beide in gleichem Tone schreiend. Angstvoll griff der Vater nach dem einen Kinde, worauf das andere plötzlich verschwand; er hatte unglücklicherweise den Wechselbalg erwischt. Das Kind wurde mißgestaltet, siechte und starb alsbald. In der Nachbarschaft von Königstein war einmal eine Wechselbutte in einem Hause. Sie war klein und verkümmert, und so lange Jemand daheim war, verließ sie die Wiege nicht. Glaubte sie sich aber allein, so stand sie auf und durchstöberte alle Winkel des Hauses. Eines Tages haben die Ehehalten gelauscht und sahen, wie sie in der Küche verwundert vor einem Haufen Eierschalen stand, hernach diese durchwühlte und ausrief:

Bin ich a su old
Wei da Thüringa Wold,
Und hob mei Letta (Lebtag) niet meiera
Haferla und Gückerla gseha!

Kleine, insbesondere Wickelkinder, können nicht blos ausgewechselt, sondern auch verschrieen werden, und zwar von jedem Menschen. Wenn Jemand von einem Kind und in dessen Gegenwart zu wiederholten Malen sagt: „Das ist ein schönes, ein hübsches, ein starkes Kind!“ dann ist das Kind beschrieen; es nimmt ab und muß beständig gähnen. Um die Wirkung des Verschreiens zu verhüten, muß man derartigen Ausrufungen immer: „B'hüt's Gott“ beifügen. Thut es der Sprechende nicht selber, so soll es ein Zweiter

leise für ihn thun. Ist ein Kind oder ein Stück Vieh wirklich unversehens beschrieen worden, so muß eine Weibsperson ein Fürtuch darüber decken und, während sie dreimal den Spruch hersagt:

„Hat dich verschrieen ein Mann,
Hat dich verschrieen ein Weib,
Hat dich verschrieen eine junge Dirn,
Jetzt will ich's von Dir runterkihr'n (kehren)!"

dreimal über dasselbe herabfahren, als wollte sie es abwischen.

Wir haben endlich noch des Bilmesschneiders (Bilberschneider, Bilblschneider) Erwähnung zu thun. Der Bilmesschnitter geht an gewissen Tagen querfeld über die Aecker und schneidet die Halme ab. Der Oberpfälzer unterscheidet zwischen einem dämonischen Wesen, wie um Falkenstein, wo es der Teufel selber ist, der mit einer Scheere an jeder großen Zehe die Felder von einer Ecke zur andern durchschneidet, und zwischen Menschen, welche mit Hülfe des Teufels den Bilmesschnitt machen können. Letzterer geht mit einer Sichel über's Kreuz durch die Felder, schneidet die Aehren ab und nimmt sie mit. Die zurückbleibenden Aehren sind hohl und nur das Stroh davon kann man brauchen. Der Bilmesschneider ist während seiner Arbeit unsichtbar. Nur Quatember-Sonntagskinder sehen ihn. Auch wenn man vor Sonnenaufgang aus einer Ecke des Ackers Rasen aussticht und auf den Kopf legt, kann man seiner gewahr werden. Ein Bauer hatte viel Verlust durch den Bilmesschnitt. Da wurde ihm gerathen, die Decke eines Scherhaufens (Maulwurfhaufens) so auf den Kopf zu setzen, daß die Wurzeln aufwärts stehen, und dabei kein Wort zu reden. Er that es; da er aber im Bilbelschnitter seinen Nachbar erkannte, rief er: „Nachbar was thoust?" Am dritten Tage danach starb dieser. — Um die Frucht vor dem Bilmesschnitte zu bewahren, bespritzt man die Seiten des Feldes mit Wasser, das am Dreikönigsabend geweiht wurde, oder steckt in drei Ecken des Feldes Kreuzchen aus dem Holze, welches beim Verbrennen des Judas am Charsamstag angebrannt worden; dann geht der Bilmesschneider beim vierten Eck hinaus. Im nordöstlichen Theile der Oberpfalz gegen den Böhmerwald zu ist der Glaube an den Bilmesschneider besonders lebendig. Ein Schmied in der Weiden gestand mir, daß er regelmäßig in der Christnacht ausdreschen lasse, weil in dieser geweihten Nacht jeder Schlag des Dreschflegels dem Bilmesschneider auf den Kopf falle.

Wir dürfen aber den Teufel nicht vergessen, der eine große Rolle in der Legende spielt. Es ist das die Nachtseite derselben. Der Teufelsglaube gilt noch als unerschütterliches Dogma im Volk. Er hat sich aber, wie ein sagenkundiger Mann bemerkt, so erweitert, daß das Reich des Teufels das ganze Gebiet der heidnischen Götterwelt einbekommen hat. Er erscheint als Donar im feuerrothen Fankerl und Wettermacher; als Wuotan im wilden Gejage und Erfinder des Würfelspiels; als Niördr in der Windsbraut. Damit selbst der Name der heidnischen Götter verklinge, darf man den Teufel nicht beim Namen nennen.

Alle schreckhaften, wunderlichen und ungewöhnlichen Naturerscheinungen schreibt der Volksglaube einer unmittelbaren Thätigkeit des Teufels zu. Den Eingang in die Felsenhöhle am Buchberge bei Neumarkt soll der Teufel ausgebrochen haben, darum heißt er Teufelsthor. Im gegenüberliegenden Staufersberge hat er im Felsen einen Gang — den Teufelskeller — ausgehauen. Es findet sich kaum ein auffallend geformter Felsblock im oberpfälzischen Juragebirge, der nicht seine Bezeichnung von ihm ableitet; so der „Teufelspredigtstuhl" im Veldensteiner Forste, der „Teufelstritt" und „Teufelssessel" bei Königstein, „Teufels Hosenfleck", „Teufels Stadltenne" und „Teufels Backofen" bei Betzenstein. Gleiches ist der Fall bei den Granitfelsen des Oberpfälzer Waldes und Waldvorlandes; so der „Teufelstein" bei Stadlern, „Teufels Butterfaß" bei Floß u. a. m. Häufig hängt sich eine ausgeschmückte Sage an diese wunderlich geformten Steine. Am linken Altmühlufer bei Jachenhausen ist ein steiler, schmaler Felskegel; er reicht wie ein Mauerthurm in's Thal hinein und heißt der Teufelsfelsen. Auf der äußersten Kante der schmalen Platte saß vor Zeiten einmal ein Hütjunge und dachte weiter an nichts, als plötzlich der böse Feind vor ihm stand und ihm antrug, sich im Brettspiel mit ihm zu versuchen. Dem Gewinnenden solle es zugestanden sein, den Partner vom Felsen herabzustürzen. Da dachte der Hütjunge: „Ich wag's, in Gottes Namen!" und weil er das Spiel „in Gottes Namen" begonnen, so gewann er es auch und damit die Wette; war auch nicht faul und warf den Teufel köpflings die schwindelnde Höhe herab. Noch sieht man auf der Felsenplatte deutlich die regelrechten Felder des Damenbrettes und die Spuren des Fußes von dem Hirten, der sich gewaltig anstrengen mußte, den Widersacher über die Wand herunter zu schleudern.

Es bietet sich hier Gegenheit, auf eine unerschöpfliche Sagenquelle hinzuweisen. Das sind die „Teufelswetten", welche zum größten Theile darauf hinausgehen, daß der Teufel um den Lohn der Wette geprellt wird; dann die „Teufelspakte", welche mit dem bösen Feinde gegen Verschreibung der eigenen Seele eingegangen worden, um die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen. Hier einige Beispiele:

Ein Bauer hatte sich dem Teufel verschrieben unter der Bedingung, daß dieser ihm den Stiefel, den er zu Hause an der Stubendecke hängen habe, mit Geld fülle. Nun hatte aber der Bauer heimlich die Sohle weggeschnitten, und der Teufel konnte nicht Geld genug zutragen, — der Stiefel ward nie voll. Erst als er die letzten paar Gulden einer armen Wittwe beigebracht hatte, merkte er, daß er betrogen sei, und zog beschämt ab.

Häufig verspricht auch der bei dem Teufel Hülfe Suchende Dasjenige, was er zu Hause ohne sein Wissen besitzt und die tragische Entwickelung ist, daß er sein eigenes Kind im Mutterleibe dem bösen Feinde verschrieben hat. So war einmal in Naab, einem Dorf an der Quelle der Schwarznaab, ein armer Söldner, dessen Hütte bereits den Einsturz drohte und dem die Noth an den Hals ging. Da gerieth er mit dem Teufel zusammen, der überall zur Hand ist, wo er eine Seele gewinnen kann, und versprach ihm, wenn er ihm helfe, das, was er zu Hause habe, ohne es zu wissen. Dieser ging auf den Vertrag alsbald ein und gab ihm Geld genug, daß er sich ein schönes, stattliches Haus aufbauen konnte. Nun war aber des Mannes Weib gesegneten Leibes, ohne daß Jener es wußte; das Kind gehörte also dem Teufel. Da ließen sich in ihrer Noth die Eltern von den Klosterherren zu Bärnau Geweihtes geben, welches sie dem Mädchen umhingen. Deshalb konnte ihm der Böse nicht ankommen; und da es immer fromm blieb und den Tanzboden mied, so fand sich auch mit der Zeit ein Bräutigam. Der Braut am Altare zeigte sich der Teufel zum letzten Male. Das Band der Ehe hatte seine Gewalt zerrissen. Desto heftiger quälte er nun den Gütler selber, also daß sich dieser der Trunksucht ergab. Er starb am Charfreitag, und man sagt, er soll ganz schwarz gewesen sein.

Es ist fester Volksglaube, daß der Teufel „wie ein Spürhund" auf Menschenseelen ausgehe. Er weiß die Ge-

legenheit zur Versuchung wohl auszumitteln; der Tanzboden ist sein Lieblings-Tummelplatz; er hat „die Karten gefärbt" und verführt in allerlei Gestalt zum „Paschen". Auf der Ruine Stockerfels bei Wittenau, in den Kellern des Burgstals, hausen die armen Seelen vornehmer Herren, die während ihrer Lebzeit dem wüsten Spiele sich ergeben hatten. Nach ihrem Tode schleppt sie der Teufel in Säcken hierher. Da spielen sie nun mit glühenden eisernen Würfeln. — Am liebsten erscheint der Böse in Gestalt eines Jägers, und in den Gegenden am Böhmerwalde wird der Jäger, namentlich der dienstlose, s. g. fahrende Jäger, gleich dem Zigeuner und Feilenhauer, mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Ein oberpfälzisches Sprichwort sagt: „Fluchen zieht den Teufel an." Ihm sind die Grenzverrücker und die Meineidigen verfallen. Auf der Pavelsbacher Haide bei Möning geht der Kopp um. Das ist die arme Seele eines Meineidigen, der sich des Nachbars Grundstück aneignete. Er hatte Erdreich von seinem Acker in die Schuhe gestreut, da er auf dem Felde des Nachbars stand, und betheuerte nun mit einem heiligen Eid, er stehe auf eigenem Grund und Boden. Da bemächtigte sich seiner der böse Feinde und er starb jähen Todes. Seitdem waizt es auf der Haide, und der Erzähler versicherte mir, er habe selbst schon rufen hören:

> Kopp, Kopp auf der Haid!
> Hätt ich geschworen kein' falschen Eid,
> Müßt ich nicht immer schrei'n:
> Kopp, Kopp auf der Haid!

Dem Teufel sind die Hoffärtigen und alle Jene verfallen, so sich unrecht Gut aneignen und den Sonntag schänden. In der Fuchshüttener Revier lebte einmal ein Kohlenbrenner mit seinen zwei Töchtern. Wider alles Abmahnen zündete er in der heiligen Dreikönigsnacht seinen Meiler an. Als des andern Morgens die Leute aus der Kirche heimkehrten, fanden sie ihn sammt den beiden Dirnen todt vor der Hütte liegen. Der böse Feind hatte sie geholt. Noch heißt die Stelle „bei den drei Leuten".

Daß hinwieder alles christliche Werk dem Teufel ein Dorn im Auge, ist selbstverständlich. Er hat es vorzugsweise auf die Kirchen abgesehen, deren Bau er zu verhindern sucht. Geht es nicht an, so steigt er dem Baumeister zu Leib und gewinnt dessen Seele. Ich gemahne an die bekannte Sage von dem Dombaumeister in Regensburg, der sich ähnliche in ganz Deutschland anschließen. Ein in der Oberpfalz sehr verbreitetes Märchen von der Kirche zu Vilseck erzähle ich hier in der originellen Weise, wie ich es vernommen. Den Teufel ärgerte der spitze Thurm der Vilsecker Pfarrkirche schon deshalb, weil er sich etliche Male bei seinen Luftfahrten die Hose daran zerrissen hatte. Also faßte er den Plan, den Thurm einzuwerfen, nahm einen Kolmünzer (Kolmünzer, Kulmizer, eigentlich Grünstein, in dieser Gegend der Oberpfalz aber gemeingebräuchlich für jeden Felsblock) von gewaltiger Schwere, der just am Wege lag, und schleppte ihn mit sich fort, um damit sein Vorhaben auszuführen. Als er keuchend den Kreuzberg anstieg, da begegnete ihm in Birket, nicht weit ab von der Landstraße, die von Vilseck nach Amberg führt, eines Schuhflickers Weib, das eine „Kirb'n" voll alter Schuhe am Kopfe trug. Fragt der Teufel, der mittlerweile müde geworden, das Weib: „Alte, wie weit ist's nach Vilseck?" Die Angeredete aber hatte ihn am Bocksfuß erkannt und erwiderte schlau: „Hab i deina die Schouch alle z'rissen vo Vilseck bis dauher, so a grouß Stück Weg is!" Da wurde der Teufel ungehalten, warf den Stein von der Schulter und rief: „Da hol' der Teufel Vilseck!" Zu dem Weib aber wendete er sich mit den Worten: „Sag' den Vilseckern, wenn Du wieder heimkommst: Wär' der Weg nicht so weit, hätten sie ihre Thurmspitz' zum letzten Mal gesehen!" Das Weib hat nach der Hand die Botschaft nach Vilseck gebracht; seitdem heißt es: „Wo der Teufel nicht selber hin mag, schickt er ein altes Weib hin." Derselbe Kolmünzer aber von Mannshöhe liegt noch im Birket auf dem Kreuzberge bei Vilseck, und die Spuren von den Krallen und Hörnern des bösen Feindes sind ihm sichtlich eingedrückt. Er heißt dort der Teufelsstein.

Es ist eine auffallende Erscheinung, die sich nicht allein in der Oberpfalz bewährt, daß der Inhalt der Teufelssagen ein namhaft reicherer ist als der der Heiligenlegende, wobei wir selbstverständlich nur die im Munde des Volks lebende, nicht die durch die Schrift überlieferte „buchgelehrte" Legende im Auge haben. Einestheils findet das seine Erklärung in der Thatsache, daß die ganze heidnische Göttersage, soviel davon noch im Gedächtnisse des Volks zurückgeblieben ist, zum Teufelswerke paraphrasirt wurde. Anderntheils gründet es nicht nur in dem Umstande, daß überhaupt das Dunkle, Schreckhafte, Ungeheuerliche die gestaltende Phantasie in höherm Maß anregt als das Lichte, Klare und Verständliche, sondern auch in dem allgemein menschlichen Gefühle der Unvollkommenheit, der Sündhaftigkeit und Schwäche. Die Kreatur seufzt nach einer Sühne und findet sie theilweise in ihrer Ohnmacht gegenüber der Gewalt einer überall thätigen Verführung. Es liegt etwas Beruhigendes darin, das Prinzip des Bösen als ein Persönliches, Objektives außer uns zu setzen, das, mit übermenschlicher Macht begabt und im Besitz ungewöhnlicher Lockmittel, gegen unser besseres Bewußtsein auf uns einwirkt. Diese Wirkung wird nun ausgeglichen durch eine höhere, göttliche Macht. Der dramatische Effekt der Teufelssage besteht darin, daß, zum größten Theil wenigstens, der Teufel schließlich doch die Wette verliert. Der Mensch, welcher unter seinem Drucke seufzt, rächt sich hinwieder mit dem Spott und stempelt ihn zum „dummen Teufel", zum Gegenstande des Hohnes, der den Kürzern zieht, so oder so. Schönwerth berichtet eine Sage, die als drastischer Beleg dieser Behauptung gelten mag. „Einmal reis'ten U. L. Herr und Teufel mitsammen. Da bedeutete ihm Jener, er möge gegen die Menschen freundlich sein; so er ihnen Gutes erwiesen, würden sie auch ihm dankbar sein. Der Teufel aber widersprach geradezu und ließ es auf eine Probe ankommen. Auf dem Wege nun sahen sie einen Bauern seine Kühe auf der Wiese weiden. Da vermochte der Teufel U. L. Herrn, die Kühe in den Graben zu werfen. Sogleich schrie der Bauer: „Was für ein Teufel muß hier wieder seine Hand im Spiele haben?" und lief fort, um Leute zu holen, welche ihm die Kühe aus dem Loche brächten. Mittlerweile half aber der Teufel ihnen heraus, und wie der Bauer zurückkehrte und seine Kühe auf der Wiese grasen sah, rief er: „O du lieber Herrgott, wie danke ich dir!" So hatte der Teufel bewiesen, daß er es bei den Menschen nie zu Ehren bringen könne."

Speke's und Grant's Entdeckung der Hauptquelle des Weißen Nils.

Der wichtigste Punkt in Bezug auf das große Problem ist nun endlich festgestellt worden: wir wissen, wo eine Hauptquelle des Nils liegt. Speke und Grant sind glücklich genug gewesen, eine Frage beantworten zu können, die schon in den Tagen Homer's aufgeworfen wurde. Aber noch immer bleibt Entdeckern, die nach ihnen kommen, ein weites und dankbares Feld für interessante Forschungen, nicht nur am Weißen Nil zwischen dem Nyanza-See und Gondokoro selbst, sondern auch an den großen Nebenflüssen, welche von seinem Ursprung an bis zum 9.° N. Br. auf beiden Seiten in ihn münden. Sowohl am Sobat wie im Flußgebiete des Bahr el Gasal ist noch sehr Vieles zu erforschen. Wir dürfen aber mit Zuversicht erwarten, daß die nächsten Jahre wichtige Aufklärungen bringen werden.

Speke's und Grant's Tagebücher sind noch im Mai nach Europa gekommen, und Sir Roderich Murchison war dadurch in den Stand gesetzt, in der Jahressitzung der Londoner geographischen Gesellschaft, am 25. Mai, eine Uebersicht des in hohem Grade wichtigen Inhalts zu geben. Die beiden Reisenden werden im Laufe des Juni in London erwartet; sie wollen rasch daran gehen, ihr Werk zu schreiben. Es wird aber längere Zeit verfließen, ehe dasselbe die Presse verläßt; darum war es zweckmäßig, daß Murchison unverweilt die Hauptergebnisse mittheilte.

Die Londoner geographische Gesellschaft zählt nahe an 1800 ordentliche und 52 korrespondirende oder Ehren-Mitglieder. Die große Ehrendenkmünze wurde diesmal dem Entdeckungsreisenden Frank T. Gregory ertheilt, welcher in Westaustralien an 58 Positionen die Breite und an 19 Punkten die Länge astronomisch bestimmt hat. Die Victoriamedaille bekam der bekannte Kartograph J. Arrowsmith; die australischen Entdecker Landsborough (der zugegen war), Mac Kinlay und Walker erhielten werthvolle goldene Uhren mit Inschriften. Dann berichtete Murchison, daß Speke's und Grant's Tagebücher glücklich angelangt seien. Er hatte nach den Angaben und Skizzen der Reisenden eine Karte entworfen, auf welcher die neuen Entdeckungen eingetragen sind; sie war aufgestellt, damit die Versammlung ein anschauliches Bild des Reiseweges erhalte. Dann gab er kurz einige Notizen über den Inhalt der Briefe, welche bis zum September 1861 reichten, und sprach weiter: —

Die Reisenden waren nach mannichfachen Verzögerungen bis Kaseh (— eigentlich Bagueh, zwischen jenem Punkt und dem Nyanza —) gekommen; die verschiedenen Stämme waren im Kriege mit einander, die Träger waren zum größten Theil fortgelaufen. Weitere Nachrichten hatte man in Europa nicht erhalten. Petherick wurde jedoch nach Gondokoro gesandt, um die Reisenden dort zu erwarten und ihnen hülfreich an die Hand zu gehen. Aber vor einiger Zeit meldete ein Telegramm aus Alexandria, daß die von ihm mitgenommenen Vorräthe verloren gegangen seien, er selbst, westlich vom Weißen Nil, den Tod gefunden haben. Deshalb war unsere Freude groß, als nach langem und bangem Harren ein Telegramm aus Alexandria die Nachricht brachte, daß Speke in Chartum angelangt sei; bald kam ein zweites von Speke selbst und an mich gerichtet mit den inhaltschweren Worten: „Der Nil ist festgestellt!“ Bald nachher erfuhren wir auch, nicht nur, daß Petherick noch am Leben, sondern in Gondokoro mit Speke und Grant zusammengetroffen sei. Das war am 20. Februar. Seitdem sind auch die Tagebücher und Karten angelangt; letztere enthalten viele Längen- und Breitenbestimmungen aus seither völlig unbekannten Gegenden.

Murchison erwähnte dann, daß die beiden Reisenden weit größere Hindernisse zu überwinden gehabt haben, als Speke auf seiner frühern Reise mit Burton. Petherick sei zwar todtgesagt worden, allein er, Murchison, habe die Hoffnung nicht sinken lassen, daß derselbe, gleich anderen afrikanischen Reisenden, doch wohl lebendig wieder zum Vorschein kommen könne. Aber nach dem Mißgeschick, welches ihn auf dem Weißen Nil heimgesucht, konnte er den beiden Reisenden, selbst wenn er in Gondokoro mit ihnen zusammentraf, keine Hülfe bringen, und es war doch keinem Zweifel unterworfen, daß sie solcher gerade dann und dort am meisten bedurfte. Nun ist bekannt, daß Frau Tinne mit ihren Töchtern mit einem Dampfer noch über Godokoro hinausgefahren war. Wären Speke und Grant nur einige Wochen (— sollte heißen Monate; denn Frau Tinne war schon im November wieder in Chartum zurück —) früher in Gondokoro eingetroffen, dann hätten sie von diesen kühnen, unternehmenden Damen nicht nur Unterstützung jeder Art erhalten, sondern wären nun auch schon längst in Europa angelangt.

Doch bevor Petherick, der nach seinem Unfall am Weißen Nil erst nach seiner Elfenbeinstation und von dort nach Gondokoro gegangen war, hier ankam, war dafür gesorgt worden, daß Samuel Baker Vorräthe dorthin brachte. Als dieser unternehmende, wackere Forschungsreisende von Petherick's Mißgeschick Kunde erhielt, rüstete er sofort auf eigene Kosten eine Expedition aus. Zunächst wollte er Speke und Grant Hülfe bringen, dann aber auch, auf jede Gefahr hin, seinerseits den Versuch wagen, den Nil aufwärts bis zu dessen Quellen vorzudringen. Baker hat schon früher Forschungen auf Ceylon gemacht; im Jahre 1862 war er in den Gegenden, welche nördlich von Abessinien liegen, und bestimmte manche Zuflüsse des Atbara, welche bisher falsch eingetragen sind, genauer. Jetzt stand sein Entschluß fest, über den Aequator hinaus nach Süden zu gehen und Speke und Grant aufzusuchen.

Baker traf nun auf seiner Fahrt nach Gondokoro mit ihnen zusammen; er war der erste Europäer, welchen sie sahen, und er gab ihnen Geld, Lebensmittel und Fahrzeuge. Dann reiste er weiter nach Südwesten hin, um einen neuentdeckten See näher zu erforschen, welchen Speke auf seiner Karte als Luta Nzigi eingetragen hat. Er will darauf ein ganzes Jahr verwenden, und hoffentlich bringt er Kunde über dieses große, in einer höhern Breite liegende Seitenbecken, aus welchem der Nil gleichfalls einen Zufluß erhält. Baker ist ein kühner Mann, ein guter Naturforscher und ausgezeichneter Jäger; er ist aber auch ein tüchtiger Geograph und versteht mit Instrumenten umzugehen.

Vorerst aber erfüllt es uns mit hoher Freude, daß Speke und Grant, welche eine nie zuvor von civilisirten Menschen besuchte Region durchwanderten, das große Problem gelöst haben. Nun ist festgestellt, daß der große Süßwassersee Nyanza, dessen südliche Wasserscheide bis nahe zum 4. Grade südlich vom Aequator liegt, das Becken bildet, aus welchem der Bahr el Abiad, der Weiße Nil, welcher nach Gondokoro fließt, hauptsächlich abströmt (— also: aus dem See kommt der Hauptarm —).

Als Speke auf seiner ersten Reise*) von Kaseh aus, während Burton dort krank lag, nach Norden hin aufbrach, um den See zu suchen, kam er in ein Land, wo die Gewässer nach Norden hin flossen, und dann an den Nyanza, einen Süßwassersee von großer Ausdehnung. Auf der rechten (östlichen) Seite liegt das Land der kriegerischen Masaï, durch welches jetzt kein Reisender sich wagen darf; am linken Ufer, etwas nördlich von dem Punkte, wo Speke sich damals befand (— er war am Südende des Sees, von welchen er nur einen sehr kleinen Theil sah —), lag das nicht unbedeutende Königreich Uganda. Der äußerste Punkt, welchen Speke damals erreicht hatte, lag nach astronomischen Be-

*) Im Sommer 1858. Speke's Wanderung von Kaseh, in Unyamuesi, durch Usukuma bis an die Südküste des Nyanza-Sees und zurück nach Kaseh, fällt in die Zeit vom 11. Juli bis 25 August. Er sah denselben zuerst, bei der 21. Station von Kaseh aus, in Muansa. einem kleinen Bezirk, der eine fast centrale Lage am Südufer hat, und gewann von einem etwa 250 Fuß hohen Hügel, dem „Observatory-Hill“, einen weiten Ausblick auf die Wasserfläche. Bei den Afrikanern

obachtungen etwa 480 geographische Miles südlich von Gondokoro, also einem gründlich und genau bekannten Punkt am Weißen Nil. Allerdings sind gelegentlich einzelne Reisende und Elfenbeinhändler, z. B. Peney, De Bono und Miani, etwas weiter aufwärts gekommen; immerhin betrug aber die Entfernung zwischen den beiden Punkten, bis zu welchen weiße Leute gekommen waren, 400 Miles.

Speke zog aus Mittheilungen von Arabern, welche in jenen Gegenden gereis't waren, den Schluß, daß die Stelle, wo der Fluß aus dem See abströmt, weit nach Norden hin liege, und daß dieser Fluß der Hauptarm des Weißen Nils sei. Seine zweite Reise unternahm er bekanntlich zu dem Zweck, um darüber in's Klare zu gelangen. Es kam nun wesentlich darauf an, mit dem mächtigen Häuptlinge von Uganda und anderen Häuptlingen, welche ihm möglicherweise den Weg versperren konnten, in gutes Einvernehmen zu kommen. Bis an den See, welchen er auf seiner ersten Reise erreicht hatte, würde er, seiner Meinung zufolge, ohne große Schwierigkeit vordringen können.

Die Reisenden brachen von der ostafrikanischen Küste auf am 1. Oktober 1860 und hatten gleich anfangs mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Weit und breit war Ostafrika von Dürre heimgesucht und unter den Eingeborenen herrschte Krieg, theils in Folge der Hungersnoth und theils weil Häuptlinge einander die Erbfolge streitig machten. So gelangte Speke erst nach langen Verzögerungen bis Kaseh, wo er krank ankam.

Der zweite Bericht vom 30. September 1861 (aus Bagueh, nördlich von Kaseh) lautete schon besser. Die Reisenden kamen vorwärts, hatten Dolmetscher und Träger in genügender Menge und hofften auf guten Erfolg. Aber seitdem erfuhren wir nichts mehr von ihnen, bis das Telegramm aus Alexandria ihre Ankunft in Chartum meldete. In unserer Kunde über die Weiterreise befindet sich aber eine Lücke, weil Papiere, welche Speke nach Sansibar schickte, nicht nach Europa gekommen sind. Die jetzt nach London gelangten enthalten jedoch einen zusammenhängenden Bericht über die ganze Reisestrecke zwischen Kaseh und Gondokoro. Sie beginnen mit dem 1. Januar 1862 und datiren von Speke's Abreise aus der *Hauptstadt des Königreichs Karagueh*, das auf der Westküste bis nahe an das Südende des Nyanza-Sees reicht. Speke scheint dort einen guten Eindruck auf den König gemacht zu haben, den er als einen verständigen Mann schildert; derselbe war ihm zur Weiterreise behülflich, bestritt sogar seine Auslagen und empfahl ihn nachträglich dem mächtigen *Könige von Uganda*.

Karagueh, ein in vieler Beziehung interessantes Land, nimmt eine Abdachung, einen Vorsprung auf der östlichen Wasserscheide ein, hat etwa 200 Miles Breite und etwa 6000 Fuß Meereshöhe. Unter den kegelförmigen Bergen, welche sich vereinzelt dort erheben, reicht wenigstens einer bis zur Höhe von 10,000 Fuß hinan. Das sind die Mondberge Burton's und Speke's.

In diesem Gebiete von Karagueh entspringen zwei Quellen des Nils, nämlich erstens der Hauptzufluß des Nyanza-Sees und zweitens der Hauptzufluß eines andern Sees, des Luta Nzigi.

Dort liegt auch die Quelle von Livingstone's Schire, falls den Mittheilungen, welche Speke macht, Glauben zu schenken ist.

Es scheint, daß der Tanganyika-See an seinem südlichen Ende nicht einen Zufluß empfängt, sondern daß ein Abfluß aus ihm heraus strömt, daß dieser Abfluß dann in den Nyassa fließt und aus diesem als Schire herauskommt (der in den Sambesi mündet.*) Der Fluß, welcher vom *Norden* her in den Tanganyika einströmt, entspringt in Karagueh.**)

In Karagueh fand Speke ein Negervolk, das zu den Stämmen, welche er bis dahin gesehen hatte, einen vortheilhaften Gegensatz bildet. *Uganda*, wohin er dann ging, liegt an den Gestaden des Nyanza und nimmt sowohl die westliche wie die nördliche Küste zur Hälfte ein. Die Ostgrenze Ugandas wird vom *Hauptarme des Nils gebildet, welcher etwa in der Mitte des Norduferes aus dem See tritt als ein Strom von 130 Yards Breite und dann einen 12 Fuß hohen Wasserfall bildet. Der Nyanza hat aber an demselben Norduser noch zahlreiche andere Abflüsse, welche sich übrigens alle, theilweise erst in einer Entfernung von 150 Miles, in den Nil ergießen.*

Speke bezeichnet (— wunderlich genug —) die Bewohner von Uganda als die Franzosen jener Gegend, weil sie ihm aufgeweckt

---

heißt es weit und breit *Nyanza*. Die Araber haben nach ihrer Gewohnheit einen örtlichen Namen auf das Ganze übertragen und nennen ihn *Ukerewe*, was in der Kisukuma-Mundart: *Stelle*, Ort, von Kerewe, einer Insel, bedeutet. „Der Nyanza ist ein hochliegendes Aufnahmebecken, welches während der Regenzeit aus einer ausgedehnten Gegend nach diesem See strömt, nämlich von Osten her aus dem Lande der Wamasai, von Westen her aus Karagueh, von Süden her aus Usukuma und dem nördlichen Unyamuesi. Dieses Becken reicht bis an den Aequator". Man nahm an, daß die Tiefe beträchtlich sei (was nicht der Fall ist). Burton hielt dieses Becken „für einen Bruch, ein Loch, eine Vertiefung in der unregelmäßigen Gebirgskette, welche sich von Usambara und dem Kilimandscharo bis nach Karagueh hin erstreckt und die man von altersher als Mondgebirge bezeichnet hat. Dafür scheint die ganze Gestaltung des Sees zu sprechen. Er liegt offen und hoch, ist nicht, wie der Tanganyika, ein langes, schmales, von Gebirgen eingesäumtes Wasserbecken, nicht eine vulkanische Schöpfung, wie dieses Letztere, sondern eine Vertiefung, welche zeitweilig die zuströmenden Wassermassen aufnimmt und bewahrt."

Speke vermuthete, daß der Nyanza-See eine der Hauptquellen des Weißen Nils bilde. Er macht dafür die hohe Lage, die Gestaltung des Sees, die thonige Farbe und die Süßigkeit des Wassers geltend. Dagegen erhob Burton vielerlei Einwendungen. Er meinte, man müsse mit Nothwendigkeit annehmen, daß zwischen dem obern Theile des Nils eine longitudinale Gebirgskette vorhanden sei, die in beträchtlicher Ausdehnung von Osten nach Westen ziehe und eine „Furca" bilde, von welcher das Wasser auf der Nordseite zum Nil, auf der Südseite zum Nyanza-See fließe. Das periodische Anschwellen des Nyanza, bei welchem der Uferstand weit und breit überschwemmt wird, spreche *gegen* die Möglichkeit, daß in diesem See die Hauptquellen des Nils liegen oder daß er das Austreten dieses Stromes verursache. Die Anschwellung des Nils sei gleichzeitig mit dem großen Regenfall in den Regionen nördlich vom Aequator, der vom Juli bis September anhalte, in einigen Gegenden sogar schon im Februar beginne und bis zum Oktober dauere. Sie werde lediglich durch diese tropischen Regen bedingt. „*Wahrscheinlich wird sich einst herausstellen, daß die spröden, verschämten Nilquellen in einer Verflechtung kleiner Wasserläufe bestehen, welche der Monsunregen anschwellt; vielleicht kommt dazu auch Schneewasser vom nördlichen Abhange der Mondgebirge.*"

Siehe über Speke's Entdeckung des Nyanza-Sees und seine Reise durch Usukuma: *Karl Andree*: Die Expeditionen Burton's und Speke's von Zanzibar bis zum Tanganyika — und Nyanza-See; Rebmann's Wanderung nach Dschagga und Krapf's Reisen im äquatorialen Afrika und Abyssinien. Leipzig 1861, das vierzehnte Kapitel, S. 304 bis 321. Die beiden Reisenden geriethen namentlich über die Nilquellen in ein böses Zerwürfniß; Burton widersprach; er setzte kein Vertrauen in Speke's strenge Wahrhaftigkeit, seitdem dieser ein hohes „Mondgebirge" in Hufeisenform um das Nordende des Tanganyika-Sees herum auf seine Karte eingezeichnet hatte, obwohl ein solches nicht vorhanden sei. In Bezug auf die Nilquellen hat aber Speke Recht behalten. Eben so, wie sich aus Murchison's Bericht ergiebt, in Bezug auf einen andern Punkt. Speke hatte gehört, daß auf einer Insel am Nordwestende des Sees Leute leben, welche sich von Fischen ernähren, Kaffe bauen und diesen verkaufen; sie gingen *völlig unbekleidet*. Nun meint Burton, der sich im Widerspruch gegen Speke gefiel: „Wenn jene Leute Handel trieben, so würden sie nicht ohne Kleider sein." Er hätte sich erinnern können, daß es in mehr als einer tropischen Gegend Leute giebt, die irgend ein Landesprodukt vertauschen und doch nackt gehen. Ich bemerkte (S. 319) „Der Schluß trifft nicht zu. Die Wasukuma zum Beispiel verkaufen Elfenbein und Vieh, und doch sagt Burton selbst, daß von hundert Mauern kaum sechs ein Stück Zeug am Leibe tragen und die Mädchen so gut wie völlig nackt einhergehen". A.

*) Murchison thut wohl daran, zu sagen: „*Falls* den Mittheilungen, welche Speke machte, Glauben zu schenken ist." Ein Strom, der von den Bergen Karaguehs bis zur Schiremündung eine ausgedehnte Region von etwa 18 Breitengraden durchflösse, als Abzug zweier großen Binnenseen diente, aus einem weit ausgedehnten Lande die tropischen Regen abführen müßte, der so lang wäre wie der Mississippi und am Ende nicht mehr Wasser hätte, als der Schire zeigt — ein solcher Strom wäre eine merkwürdige Erscheinung. Man wird wohlthun, die Meinung Speke's bis auf Weiteres für das zu halten was sie ist — eine unbeglaubigte Hypothese.

Die Araber haben behauptet, daß der Nyanza durch eine Bucht oder dergleichen mit dem Tanganyika in Verbindung stehe, obwohl der erstere 3750 Fuß über dem Meere, d. h. 1900 Fuß höher als der erstere, liegt und zwischen beiden eine Bergregion sich erhebt. A.

vorkamen und in Kleidung und Benehmen guten Geschmack zeigten, auch hübsche Wohnungen hatten.*) Ihr Herrscher übt absolute Gewalt; zum Glück für Speke benahm er sich gegen diesen freundlich und gütig. Er wußte sehr wohl, daß weiße Leute den Weißen Nil befahren, und hatte dann und wann auf dem Wege des Tauschhandels Waaren bekommen, welche von den Weißen herrührten. Sein eifriger Wunsch ging dahin, eine Handelsstraße nach Gondokoro zu eröffnen, aber die Stämme nördlich von Uganda versperrten den Weg. Speke fand, daß das Norduser des Nyanza fast mit dem Aequator zusammenfällt; er meint, daß der See ehemals eine größere Ausdehnung gehabt habe als gegenwärtig. An den Ufern fand er häufig Einschnitte, die er als rush-drains (also wohl mit Binsen bewachsene Abläufe) bezeichnet; kleine, halbstagnirende Wasserläufe, vermittelst welcher das Wasser vom umliegenden Land abströmt; dieses, meint er, sei wohl früher vom See bedeckt gewesen.

Der Nyanza hat gegenwärtig noch einen beträchtlichen Umfang, ist etwa 150 Miles breit und eben so lang (— also bei weitem nicht so groß, als seither vermuthet worden war —) und scheint keine beträchtliche Tiefe zu haben.

Der Reisende brachte in Erfahrung, daß der Nil auch aus anderen Seen Zuflüsse erhält. Einer derselben liegt unmittelbar nach Osten hin und steht wahrscheinlich mit dem Nyanza in Verbindung. Aus ihm strömt der Asaafluß ab, der gleich über Gondokoro mündet.

Der andere See ist der Luta Nzige (Nsidschi); es ist eben jetzt Baker's Bestreben, denselben näher zu erforschen. Speke sah diesen See nicht, bringt ihn aber auf seiner Karte mit dem Nil in Verbindung; er läßt diesen in den See strömen, nachdem er am östlichsten Theile seiner Biegung nach Norden eine große Krümmung gemacht hat, und dann läßt er ihn am westlichen Ende wieder ausströmen. Dieser Luta Nsidschi liegt 120 Miles nordwestlich vom Nyanza.

Speke wurde in Uganda fünf Monate lang aufgehalten; er war gleichsam eine Art von Staatsgefangener, und alle seine Schritte wurden sorgfältig überwacht.

Aus Uganda kam er nach dem angrenzenden Königreich Unyoro (oder Ungoro), in welchem auch noch Wahuma wohnen, die aber schon roher sind, als jene in Uganda und Karagueh.**) Nördlich von Unyoro hört die südafrikanische Sprachenfamilie, welcher bis dahin alle Mundarten angehörten, auf und es beginnen die nördlichen Dialekte. Bis dorthin hatte Speke keine Mühe gehabt, sich Dolmetscher zu verschaffen, weil eine und dieselbe Sprache in allen Gegenden, durch welche er kam, mehr oder weniger gut verstanden wurde. Von nun an mußte er sich mit Unyoro-Dolmetschern behelfen. Das Volk war roher und barbarisch. Schon in Unyoro hatte Speke zuerst Leute gesehen, die ganz und gar nackt gingen, aber in jenem Lande, wo sie Fremde waren, mußten sie sich der Landessitte anbequemen und wenigstens ihren Körper mit etwas bedecken, das einer Kleidung ähnlich sieht. Speke hatte viel vom König Kanausi zu leiden, der ihn immer hinhielt, während der Reisende jetzt mit doppelter Ungeduld dem Ende seiner Wanderung zudrängte; der Barbar versuchte sogar, ihm den letzten noch übrig gebliebenen Chronometer abzunehmen. Endlich gelang es Speke doch fortzukommen und er sah den Nil nun 2 Grad nördlich vom Großen See, in 2° N. Br. — Dort macht der Strom seinen großen Bogen nach Westen, um dann durch den Luta Nzige zu fließen. Speke folgte aber nicht dem Laufe des Bogens, sondern reis'te auf der Sehne desselben, auf einer Strecke

*) Das Letztere wenigstens ist bei den französischen Bauern im Durchschnitt nicht der Fall. Nach amtlichen Berichten giebt es in Frankreich 348,000 Wohnhäuser, die keine andere Oeffnung haben als die Eingangsthür, und nahe an zwei Millionen, die nur ein Fenster haben. A.

**) Das Volk in diesen Ländern zerfällt in zwei Klassen: Die Wahuma oder Reichen und die Wanyambo, abhängige Bauern. Wir verweisen auf die vorige Nummer des Globus. A.

von 70 Miles. An den Fluß kam er erst wieder bei Debono's Elfenbeinstation, in 3° 45' N. Br., einige Tagereisen südlich von Gondokoro.

Hier ist nun eine 1000 Fuß betragende Differenz im Niveau, in Betreff der Höhe des Flusses vor und nach dem großen Bogen, und darüber hat Speke keinen Aufschluß gegeben.

(— Hat er sich in Betreff der Identität des Stromes nicht etwa geirrt, so muß auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke ein Gefäll von 1000 Fuß oder eine Reihenfolge von Katarakten vorhanden sein. Hier ist, soweit die Nachrichten vorliegen, Unklarheit, und es bleibt in hohem Grade zu bedauern, daß Speke gerade einen so wichtigen, wesentliche Aufklärung versprechenden Theil des Laufes nicht untersucht hat. Jetzt ist hier eine empfindliche Lücke. A. —)

Auf der Elfenbeinstation fand er eine beträchtliche Anzahl von Türken, die ihn sehr freundlich aufnahmen. Nach einigen Tagen brachen sie ihr Lager ab und und gingen nach Gondokoro, wohin Speke sie begleitete. Die Bari-Neger wurden von ihnen gezwungen, Trägerdienste zu verrichten. Speke bestätigt alle Nachrichten über das grausame Verfahren, welches die Türken in jenen Gegenden sich gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen lassen.

Am 15. Februar erreichten Speke und Grant Gondokoro, wo Baker ihrer harrte. Man kann sich die gegenseitige Freude und Ueberraschung denken! Speke schreibt an Murchison: „Das Zusammentreffen zweier alten Freunde, die so unvermuthet von zwei ganz verschiedenen Richtungen her miteinander zusammentreffen, läßt sich nicht beschreiben. Wir waren trunken vor Freude. Mein lieber Freund hatte übrigens der Hoffnung gelebt, uns irgendwo in einer unangenehmen Lage anzutreffen, aus welcher er uns dann erlösen wollte. Baker besaß eine Dahabieh und zwei kleine Fahrzeuge, und stellte uns sogleich Vorräthe zur Verfügung, gab mir Geld, um damit die Reise nach Kairo zu bestreiten, und machte es uns auf unserm Fahrzeuge so behaglich als möglich. Er war unser Retter, wenn auch nicht tief im Innern, doch wenigstens am Nil."

In Bezug der drei obengenannten Königreiche giebt Speke Karagueh den Vorzug; der König Rumanika (oder Armanika) sei ein Mann von Charakter und Intelligenz. Mtesa, Beherrscher von Uganda, war ein freundlicher, junger Mann, der von seinen Frauen umgeben ist und sich an der Jagd erfreut. Eine Hofsitte erfordert, daß zu Nutz und Frommen des gemeinsamen Wesens alle Tage ein Mensch hingerichtet werde. Der nördlichste unter den drei Königen, in dessen Gebiet die Sprache völlig wechselt, ist ein mürrischer, eigennütziger Patron und voll Argwohn obendrein; er heißt Kamrasi. Seine Hauptbeschäftigung besteht darin, seine Frauen und Kinder dermaßen fett zu füttern, daß sie kaum noch stehen können; auch giebt er sich viel mit Zauberei ab.*)

Die beiden Reisenden gebrauchten ein volles Jahr, um durch diese drei Königreiche zu kommen, wo man nie zuvor einen weißen Menschen gesehen hatte. Sie würden schwerlich jemals wieder losgekommen sein, wenn sie den verschiedenen Majestäten nicht reichliche Geschenke gegeben und wenn diese nicht den eifrigen Wunsch gehegt hätten, einen Handelsverkehr mit den Weißen zu eröffnen.

Herr Murchison fügte diesen Mittheilungen noch andere hinzu. Graf Russell hat sofort nach Alexandria eine Geldsumme für die Reisenden übermittelt. Die Oriental- und Peninsular-Dampfschiff-Compagnie giebt den 23 schwarzen Dienern der Reisenden freie Fahrt nach Aden oder Bombay, von wo sie dann wieder nach Sansibar geschickt werden. Die Oberbehörde für Indien hat den Kapitäns Speke und Grant Sold und Urlaub bis zum 1. Juli 1864

*) Der Leser vergleiche den Aufsatz über die Länder am Nyanza-See in der vorigen Nummer des Globus. Er bestätigt, wie wir sehen, durch Speke's persönliche Wahrnehmungen Vieles von dem, was Burton zu Kaseh aus dem Munde arabischer Kaufleute erfuhr. A.

verlängert, damit dieselben sorglos und in Muße ihre Tagebücher bearbeiten können. Den jüngsten Nachrichten zufolge waren Beide schon in Theben angekommen und am Bord eines viceköniglichen Dampfers. Speke hat die Länge und Breite aller wichtigen Punkte astronomisch bestimmt, hat meteorologische Beobachtungen angestellt und der Astronom Airey wird dieses Material bearbeiten. Während seiner langen, unfreiwilligen Muße hat Speke eine Geschichte der Wahuma entworfen (— Murchison fügt bei: otherwise Gallas or Abyssinians; wir wissen aber noch nicht, was das hier bedeuten soll —), namentlich über jene Abtheilung dieses Volkes, das über den Nil ging und das große Königreich Killaja gründete. Dieses wird begrenzt im Süden vom Nyanza-See und dem Flusse Kitangule Kagera, im Osten vom Nil und im Norden von dem kleinen Fluß-See Luta Nzige (— so steht im Text: and on the North by the small river lake Luta Nzige, was unverständlich ist —) und im Westen von den Königreichen Utumbi und Wkole. Von den Dynastien, welche Speke aufführt, hat man nie zuvor etwas gehört; er spricht von einem König Uare dem Siebenten und Rohinda dem Sechsten; einer von diesen Potentaten hat 3000 bis 4000 Frauen.

Murchison bemerkte weiter: Nachdem einmal das Becken bestimmt sei, aus welchem der Nil abfließt, wären wir nun in den Stand gesetzt, über die regelmäßige Periodicität seines Anschwellens in Aegypten weit genauer zu spekuliren als seither. Jetzt wird dasselbe allgemein nicht dem Schmelzen des Schnees auf den hohen Gebirgen zugeschrieben, sondern dem Falle des Aequatorialregens im Innern, durch welche die oberen schwammigen Becken im Innern angefüllt werden; wenn sie dann übersättigt sind, fließen sie über und füllen die Seen. Die Periodicität wird bestimmt von dem Durchgange der Sonne über den Aequator.

Daß Innerafrika eine gebirgige Sandwüste sei und daß der Nil aus einer solchen herabkomme, glaubte schon längst Niemand mehr. In Bezug auf die äquatorialen Breiten haben wir Aufschlüsse durch Burton's, Speke's und Grant's Reisen erhalten, und in Bezug auf den Süden bekommen wir durch Livingstone Klarheit. Durch die neueren Entdeckungen ist eine Annahme bestätigt worden, welche Murchison vor nun elf Jahren aussprach. Das wirkliche Centrum Afrikas, sagte er, ist ein hochliegendes ausgedehntes Wasserbecken und hat viele fruchtbare Landstriche; die großen Seen werden gespeis't von zahlreichen Flüssen, welche von den benachbarten Gebirgsketten herabströmen, und ihr Wasser findet einen Abzug zum Meere durch Spalten und Senkungen des umliegenden Hochlandes. Im Jahre 1852 betonte Murchison, daß man finden werde, Innerafrika sei ein Becken von ungleichen Erhebungen, das jetzt, wie schon in früheren geologischen Perioden, Süßwasserseen aufweise, die Abzug nach Osten und Westen hätten und zwar durch Spalten in den Küstengebirgen. Diese Theorie fand in Südafrika durch Livingstone's Beobachtungen am Sambesi ihre Bestätigung; sie findet auch auf den Niger Anwendung und, wie wir jetzt erfahren, auch auf den Nil; denn der Nyanza-See, aus welchem derselbe abströmt, liegt auf einem 3500 Fuß hohen Plateau. Das Wasser kommt hier von einer Wasserscheide im Süden herab, hat aber weder nach Osten noch nach Westen die Möglichkeit, nach diesen Richtungen abzufließen, weil in den Gebirgen keine großen Querthäler vorhanden sind. Deshalb sucht sich das Wasser nothwendig einen Abzug am Nordende des Nyanza, bildet den Weißen Nil und strömt durch eine Reihenfolge von Senkungen, wobei es Wasserfälle und Stromschnellen bildet. Den Wasserfall, welcher dem See zunächst liegt, hat Speke Ripon Fall genannt.

Der Nil empfängt dann im Fortgange seines Laufes eine Menge von Zuflüssen und hat, vom See ab gerechnet bis Chartum, ein Gefälle von 2400 Fuß. Chartum liegt 1100 Fuß über dem Meere.*) Er muß, wie bemerkt, nach Norden strömen, weil er nirgends Seitenthäler findet, durch welche ihm ein Abfluß nach dem Meere hin möglich ist.

Durch Speke und Grant sind, abgesehen von der wahren Quelle des Weißen Nils, folgende allgemeine Sätze festgestellt worden:

1. Die hypothetische Gebirgskette, welche man als Mondgebirge bezeichnet hat und welche, laut Annahme des Ptolemäus, die Aequatorialgegend Afrikas von Osten nach Westen durchzieht, bildet keineswegs eine solche Kette, wie Dr. Beke theoretisch nachzuweisen versucht hat. Speke und Grant zufolge sind sie lediglich eine abgesonderte Gruppe von Bergen, von welchen einige kleine, dem Nyanza zuströmende Gefließe herabkommen. Die Mondberge Burton's und Speke's bilden den höhern Theil der centralen Wasserscheide zwischen Nord- und Süd-Afrika. Sie führen also dem Nyanza, also auch dem Nil, einiges Wasser zu; vielleicht geben sie, nach Westen hin, auch einiges an den Congo ab. „Es scheint nur noch wenig Zweifel obzuwalten, daß sie auch Wasser an den Tanganyika abgeben, und von diesem aus in Livingstone's Nyassa, was, meiner Ansicht nach auf sehr richtige Gründe hin, schon von Herrn Franz Galton gemuthmaßt worden ist."

2. Die Bewohner in den Königreichen Karagueh und Uganda sind mehr civilisirt (— richtiger: nicht in so hohem Grade barbarisch; das Abschlachten eines Menschen an jedem Tag ist mit „Civilisation" unverträglich —) und vorgeschritten, als das Volk weiter nach Norden hin am Nil, zwischen dem See und Gondokoro. Diese Leute sind nacktgehende Barbaren, wahrscheinlich die Anthropophagen Herodot's. Sie haben zu allen Zeiten ein weiteres Vordringen von Norden nach Süden hin verhindert.

3. Die Reisenden verstanden die Sprache, welche von den Stämmen der Ostküste geredet wird, und sie konnten sich vermöge derselben überall verständlich machen, bis sie zu jenen nördlichen Barbaren kamen; die Sprache dieser Letzteren ist ganz verschieden von irgend einer südlichen Mundart.

4. Aus Speke's Aufzeichnungen über den geologischen Bau der von ihm durchwanderten Region nehme ich ab, daß sie nirgends goldhaltig sei. —

Zum Schluß erwähnte Murchison, daß zu Rom in der Bibliothek der Propaganda eine alte Karte von Afrika aus dem 16. Jahrhundert vorhanden sei, auf welcher zwei Seen als die Quellen des Nils eingetragen sind; diese letzteren werden südlich vom Aequator verlegt. Beke seinerseits hat ganz richtig vermuthet, wo die wahre Quelle liege. Der Redner hob dann nach Gebühr die großen Verdienste hervor, welche sich deutsche Reisende um die Entdeckungen in Afrika erworben haben, z. B. Krapf, Rebmann und von der Decken; er sprach auch von dem Plane Dr. Bialloblotzky's, welcher 1848 eine Reise zur Entdeckung der Nilquellen unternehmen wollte. Aber zu jener Zeit war man gegen Expeditionen, welche von Südost nach Nordwest gerichtet waren, noch sehr eingenommen.*)

---

*) Das ist eine ungefähre Annahme. Rußegger hatte die Höhe von Chartum zu 1493 Fuß bestimmt, also viel zu hoch; Beke glaubte sie „mit Bestimmtheit" auf 1188 Fuß reduciren zu können. The sources of the Nile etc. by Charles Beke, London 1860. p. 32 u. 35. Die niedrigste Angabe ist die Dovyak'sche, 828 Fuß; von Heuglin fand als Durchschnittsresultat 330 Meter = 1016 Pariser Fuß; Pruyssenaer dagegen kaum 300 Meter = 924 Pariser Fuß; Peney 335 Meter = 1031 Pariser Fuß. A.

*) Wir haben im Globus dem Nil und den Entdeckungsreisen auf diesem Strom oft unsere Aufmerksamkeit zugewandt. Da die „Nilquellen" nun mehr als je auf die geographische Tagesordnung gekommen sind, so wollen wir hier für solche Leser, welche eine Uebersicht oder einen Rückblick wünschen, eine Hinweisung auf frühere Mittheilungen geben. Die Entdeckungen in der Nilregion wurden zusammengestellt Band I, S. 107. — Lafargue's Bemerkungen über die Länder am Obern Nil I., S. 92. — Ueber Lejean I., S. 107. — Die Reisen Peney's am Obern Nil und der Tod dieses Reisenden I., S. 247 u. 250. — Petherick's Reisen I., 344. — Ueber die Probleme am Obern Nil, über Debono und Brun Rollet I., S. 372 und ff. — Ueber Burton's und Speke's Reisen II., S. 129. 171. 205 ff. — Lejean auf dem Bahr el Gasal II., S. 153. — Eine Schilderung von Gondokoro II., S. 316. — Neue Nachrichten vom obern Weißen Nil II., S. 319. — Chartum, die Anwohner des Weißen Nils und des Bahr el Gasal II., S. 353 und III., S. 247 u. 270. — Aus den südabessinischen Landschaften und über den Sobat III., S. 27. — Miani's Entdeckungen am Obern Nil III., S. 30. — Die Sklavenjagden der Europäer am Weißen Nil III., S. 214. — Sennar, von Dr. R. Hartmann, IV., S. 1. — Baker's Expedition IV., S. 22. — Neue Reisen auf dem Nil (Petherick, Frau Tinne rc.) IV., S. 126

Alle diese Mittheilungen gewähren, zusammengenommen und mit den Bemerkungen Murchison's über Speke's glückliche Reise, einen Ueberblick. Speke wird jeden Tag in Europa erwartet; er will in der Londoner geographischen Gesellschaft über seine Entdeckungen sprechen. Es versteht sich von selbst, daß wir Allem, was sich auf die Nilregion bezieht, eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. A.

Ein Schreiben aus St. Thomas in Westindien über die freien Neger.

Wir halten es für eine im Interesse der wahren Humanität und der Bildung gebotene Pflicht, die Negerfrage vorurtheilsfrei zu beleuchten und die Thatsachen der pseudo-philanthropischen Floskel entgegen zu stellen. Diese Negerfrage ist eine der inhaltschwersten unseres Jahrhunderts. Nachdem früher wohlmeinende, ehrliche Menschenfreunde sich derselben bemächtigt hatten, traten dann Fanatiker auf, welche mit dem Abolitionismus politisches Kapital machten. Die ehemalige nordamerikanische Union zeigt, wohin man damit gekommen ist. Westindien und Südamerika lehren, was es heißt, die Neger mit einem Schlage emancipiren. Wir haben in unserm Aufsatz über die freien Neger in Westindien, Globus III, S. 85, hervorgehoben, daß die Abolitionisten in ihrem Fanatismus gewissenlos seien; wir wiesen in dem Buche Sewell's nach, daß diese Leute sowohl der Wahrheit und den Thatsachen wie der Logik völlig abgekehrt sind. Trotzdem fanden wir noch jüngst wieder in einem vielgelesenen Leipziger Blatte die Unwahrheiten Sewell's wiederholt. Jeder glaubt eben berufen zu sein, in der Negerfrage mitzureden, auch wenn er nicht das Geringste von derselben versteht. Man meint mit dem Stigma, das mit dem Worte „Sklaverei" verbunden wird, über alle Schwierigkeit hinwegzukommen; man fällt das Urtheil über einen Proceß, dessen Akten man nicht kennt. Man sollte aber dem weißen Publikum und den schwarzen Leuten gegenüber gewissenhafter sein.

In einem Aufsatz: „Unsere schwarzen Brüder" wiesen wir nach (Globus I, S. 314), daß sowohl auf Mauritius im Indischen Ocean wie auf Jamaika die Emancipation gleichbedeutend sei mit Barbarei und Verwilderung des Negers, bei welcher Freiheit, Humanität und Civilisation nichts gewinnen. In Bezug darauf erhalten wir nun von einem deutschen Kaufmann auf Sanct Thomas folgende Zuschrift:

Sanct Thomas, 14. April 1863.

In Ihrem „Globus" las ich neulich einen Aufsatz, betitelt; „Unsere schwarzen Brüder", welcher hier in St. Thomas in den weitesten Kreisen der weißen Bevölkerung wegen seiner so ungemein trefflichen Charakteristik der Negerrace bekannt geworden ist, im Gegensatze zu den philanthropischen Aufsätzen anderer Blätter, deren Autoren man es ansieht, daß sie über den Gegenstand, den sie zu behandeln sich erlauben, auch nicht die geringste Kenntniß haben. Genau so, wie Sie die schwarze Race schildern, ist sie, und ich könnte Ihnen von hier hunderte derartiger Beispiele anführen. Unsere Stadt hat etwa 2000 Weiße und 13,000 schwarze und farbige Einwohner; die Letzteren lebten bis 1848 zum größten Theil in einer ungemein milden Sklaverei, und waren auf den Zuckerplantagen unserer Insel oder in den verschiedenen Stores der Stadt ꝛc. beschäftigt. Macht man jetzt einen Ritt über die Insel, so sieht es höchst traurig aus: alle Gebäude der Plantagen liegen in Ruinen. Von Zucker und allen sonstigen Producten wird kein Pfund mehr producirt, die Eigenthümer können keine Arbeiter bekommen, da es den baumstarken, gesunden und starrköpfigen Herren Negern nicht beliebt, ihre Gliedmaßen zu etwas Nützlichem zu verwenden. Zu Hunderten lungern sie den ganzen Tag auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und in den Thorwegen herum. Braucht man Arbeiter in den Stores, wo sie für 8 Stunden tägliche, leichte Arbeit einen spanischen Thaler (1 Thaler 12 Silbergroschen) erhalten, so kann man doch zumeist keine bekommen, denn wenn sie zwei Tage gearbeitet haben, beliebt es ihnen, ihre Glieder für den Rest der Woche ruhen zu lassen. Schwarze Dienstboten zu haben, ist wirklich eine Strafe; man giebt hier einem Hausmädchen bei freier Station 120 Dollars jährlich, wofür sie thun so viel sie eben wollen; man ist genöthigt, mindestens 3 bis 4 Dienstboten zu halten, um nur einigermaßen im Hause nicht Alles selbst thun zu müssen. Alles machen sie schlecht und verkehrt; weis't man sie zurecht, so sprechen sie stets dagegen an; wird man heftig, dann gehen sie sofort aus dem Hause, denn sie dienen der Herrschaft aus Gefälligkeit und sind free people! Sonntags ist kein Diener im Hause zu haben, denn sie müssen den ganzen Tag zur Kirche, um — zu schlafen. —

Glaubt man in Europa, daß mit Abschaffung einer gemäßigten Sklaverei der Moral und Sittlichkeit gedient wäre, so irrt man sich gewaltig; früher wurden hier die Neger untereinander verheirathet, jetzt ist jede Negerin und Farbige ein Freudenmädchen für allgemeinen Gebrauch. Das geht schon daraus hervor, daß von allen hiesigen Geburten nur etwa 9% ehelich und 91% unehelich sind. Die Weibsbilder kommen in alle Stores; an Bord der Schiffe, auf allen Plätzen bieten sie ihre schwarzen Reize dem Meistbietenden an.

Liebe zu ihren Kindern kennen sie gar nicht, wenigstens sieht man sie die kleinen schwarzen Geschöpfe fast täglich mit empörender Grausamkeit mißhandeln. Wie oft sehe ich, daß eine Mutter ihr kleines zweijähriges Kind mit der einen Hand bei der Wolle des Kopfes festhält, während sie mit der andern dasselbe mit irgend einem Stück Holze fortwährend gräßlich prügelt! Miethet man ein schwarzes Dienstmädchen (weiße Mägde giebt es hier nicht), so kann man sicher sein, daß sie irgend ein Kind von 10 bis 12 Jahren mit sich bringt, welches dann, auf Kosten der Herrschaft genährt, die meiste Arbeit seiner Tyrannin thun muß, da letztere das Recht des Stärkern gegen den Schwächern gar wohl auszuüben versteht.

Seit fünfzehn Jahren sind hier die Neger ganz vollkommen frei; sie können Mitglieder des Bürger Councils und Colonial Councils werden und haben jede, dem weißen Bürger ganz gleiche Berechtigung; man hat hinlänglich Gratisschulen für sie errichtet, kurz alles Mögliche für sie gethan; aber Alles, was sie in dieser Zeit profitirt haben, ist unbegrenzte Faulheit und Frechheit gegen die Weißen.

Kann nun ein denkender und vernünftiger Mensch glauben, daß eine solche Menschenrace im vollen Besitz ihrer Freiheit jemals dazu beitragen werde, ein Land in Kultur und einem blühenden Zustande zu erhalten? Nein, ganz gewiß nicht! Das Aufhören aller Kultur, alles Fortschrittes, die Verwilderung und Verwüstung der von Gott am reichsten ausgestatteten Länder der Welt sind die unbedingte Folge, wenn man dieser schwarzen Race das Recht giebt, nach Gutdünken schalten und walten zu können. Die Thatsachen reden. —

So lautet der Brief aus Sanct Thomas, welchem die Firmen der dortigen Handelshäuser beigelegt sind. Es sind folgende:

1) Schön, Willink u. Co. — 2) C. M. Grasmeyer u. Co. — 3) H. C. Brodersen — 4) L. Tentler u. Co. — 5) Hurtzig u. Eberbach — 6) Gruner u. Co. — 7) J. J. Levy u. Co. — 8) Heise, Schmidt u. Co. — 9) D. J. Bergeest u. Co. — 10) Petersen u. Riekkohl — 11) Rothschild Son u. Co. — 12) H. H. Meyer u. Co. — 13) von Lindemann Brothers — 14) Paulsen u. Co. — 15) Sonderburg, Haddock u. Co. — 16) Göttig. —

Demnächst werden wir eine Schilderung der Insel St. Thomas und ihrer Handelsbedeutung nach Trollope's Werk über Westindien mittheilen.

Nachschrift. — Mit welcher Dreistigkeit die angeblichen Negerfreunde Unwahrheiten für Wahrheiten ausgeben, davon haben sie wieder einmal am 22. Mai in London, bei der Jahresversammlung der Britsh and Foreign Antislavery Sotiety erbauliche Proben geliefert. Daß in derselben Attentate gegen den gesunden Menschenverstand vorkommen, soll hier nicht weiter betont werden; man ist daran bei manchen „Reverends" schon gewöhnt. Ein Herr C. Buxton besprach die Wirkungen, welche der Unterjochungskampf der Yankees gegen die Conföderirten in Bezug auf die Sklaverei möglicherweise ausüben werde, und fuhr dann fort: „Als ein großes

Problem stellt sich nun die Frage hin: werden die Neger, wenn sie frei sind, eben so wohl arbeiten wie in der Sklaverei? Die Erfahrungen, welche man in Westindien gemacht hat, müssen in dieser Beziehung auch den Ungläubigsten zufrieden stellen. Aber freilich, es giebt halsstarrige Menschen, die nicht zugeben wollen, daß das Experiment in Westindien gelungen sei. Wenn dort ja etwas fehlschlug, so lag die Schuld lediglich daran, daß man nicht genug Kapital hatte. Die Pflanzer konnten den Negern die Arbeit nicht bezahlen. Aber jetzt sendet Westindien für sechs Millionen Pf. Sterling Zucker zu uns, und der ist ganz und gar ein Produkt der Negerarbeit."

Unverschämter, man verzeihe den Ausdruck, ist nie gelogen worden. Die Blaubücher und alle unbefangenen Berichte besagen gerade das Gegentheil. Der westindische Zucker ist zu bei weitem größtem Theil Erzeugniß der Arbeit asiatischer Kulis. Gewiß konnten die Pflanzer den Neger nicht bezahlen, denn er verlangte durchschnittlich für 8 Stunden Arbeit, die er aber nur vier Tage in der Woche verrichten wollte, täglich bis zu fünf Dollars, dazu noch Kost und Rum, so viel zu trinken ihm beliebte. Nie hat eine Maßregel nach allen Seiten hin so klägliche Folgen gehabt, als die Emancipation in Westindien. Aber die Antisklavereiphilanthropen kümmern sich nicht um die Thatsachen. Sie schicken einen von ihnen besoldeten Menschen nach Westindien, zuletzt Herrn Sewell, der ihnen dann ein Buch schreibt, das voll von Unwahrheiten und ganz und gar von Urtheillosigkeit durchdrungen ist. Aber gerade das sagt ihnen zu, weil es ihnen paßt. Diese Unwahrheiten werden dann zu einem Evangelium, auf das sie schwören. Was nicht damit übereinstimmt, ist nicht in der Welt, und wer es nicht glaubt, ist der „perversity" anheimgefallen.

Ich will hier noch bemerken, daß die Times schon vor sieben Jahren sich gedrungen sah, unumwunden einzugestehen, daß die Emancipation heillose Folgen hatte. Ich habe mir damals die Stelle angemerkt; sie steht in der Nummer vom 11. Juli 1856. Es war damals Streit über Roatan und die übrigen Inseln in der Bucht von Honduras, welche England sich widerrechtlich angemaßt hatte. Der Gesandte von Honduras, Dr. Heran, forderte die Inseln wieder zurück, welche bekanntlich hinterher auch zurückgegeben wurden. Die Times befürwortete die gerechten Ansprüche der centralamerikanischen Republik und äußerte: „Großbritannien hat kein Interesse mehr, sein Gebiet an der Küste Centralamerikas zu vergrößern, in einer Zeit, in welcher seine westindischen Besitzungen wieder der ursprünglichen Wildheit anheimfallen, wo auf Jamaika fruchtbare Ländereien aufgegeben werden und in Trinidad und Demerara der Anbau beinahe aufgehört hat." Sie fügt hinzu: „England darf seine Souverainetät in jenen tropischen Gegenden nicht weiter ausdehnen, in welchen die Sklaverei die einzige Quelle des Wohlstandes bietet." —

Die westindischen Kolonien haben Millionen Pf. Sterling verausgabt, um sich asiatische Arbeiter kommen zu lassen, und sie bezahlen diese Arbeiter und diese liefern Produkte. Nun sollten die Antisklaverylente in London sich fragen: warum arbeitet der Asiat und der Neger nicht? Und sind die Asiaten etwa über's Meer gekommen, ohne daß man dafür „Kapital" angelegt hätte, und besteht ihr Arbeitslohn in Nichts? Aber freilich, mit der Logik haben jene Leute eben so wenig zu schaffen, wie mit den Thatsachen; sie haben nichts als die Phrase, mit der sie leider viel Unheil angerichtet haben.

A.

Leben und Treiben in den Straßen von Konstantinopel.

Zweiter Artikel.

Eine Wanderung unter den Buden. — Bilder- und Tabacksläden. — Allerlei Delikatessen. — Raki. — Engländer in einer Schänke. — Die herrenlosen Hunde. — Die heulenden und die tanzenden Derwische. —

Die Buden der türkischen Handelsleute haben etwas Anlockendes, weil man in ihnen allerlei Siebensachen findet, die uns Europäern als Raritäten erscheinen. Wenn man vier Wochen in Stambul ist, hat man schon ein kleines Museum von morgenländischem Allerlei beisammen und findet zu seinem Schrecken, wie viel Geld dafür verschwendet wurde. Aber man will und muß doch Das und Jenes in die Heimat mitbringen, Erinnerungszeichen an Konstantinopel. Da sehe ich Talismane aus rothem Karneol in derselben Bude mit Stücken von sogenanntem Aloëholz (Aquila), welches die Türken statt des Weihrauchs verbrennen. Ich kaufe von beiden Sachen, aber in die Bude eines Nudelnhändlers werfe ich nur einen Blick. Sein Hauptwerkzeug besteht in einer Art von Bürste aus Metallfäden, und er handhabt den Teig etwa so, wie Hanf durch eine Hechel gezogen wird. Die Läden sind mit Eßwaaren reichlich versehen; vor einem derselben sehe ich einen mächtigen ledernen Sack, der mit weißem Käse angefüllt ist. Dieser kommt aus Odessa; eine andere weiße Sorte, die aus Büffelmilch bereitet wird, kommt vermittelst der Kameelkarawanen aus dem Innern von Kleinasien. Allerlei getrocknete Seethiere sehen abscheulich aus und verderben mir den Appetit, aber hier zu Land ist man nicht wählerisch; in früheren Zeiten aß man sogar Schwertfische.

In den Bilderbuden sieht es bunt genug aus. Ehemals hätte man nicht wagen dürfen, menschliche Gestalten zu zeichnen oder abzumalen; das wäre eine Kapitalsünde, ein Hauptverstoß gegen den Koran gewesen; aber heutzutage geht mancherlei durch, was früher großes Ärgerniß verursacht hätte. Die Türken sehen sogar mit Gemüthsruhe allerlei bunte Pinseleien an, zum Beispiel Schlachtbilder, auf denen die Griechen als Sieger dargestellt sind. Nur selten kommt es jetzt vor, daß ein Bäcker, der zu leichtes Brot verkauft oder falsches Gewicht führt, mit den Ohren an seine Ladenthür genagelt wird, und in Säcke eingenähte Frauen werden wenigstens nicht bei hellem Tage in den Bosporus geworfen. Hunderttausende von Menschen leben in Stambul, ohne jemals den blutigen Kopf eines rebellischen Paschas auf einem Pfahle gesehen zu haben.

Sogar der Turban wird seltener, weil der Türke lieber den bequemern Fes trägt; Schneiderwerkstätten sieht man im Bazar nur sehr vereinzelt, aber desto mehr Juwelenläden, deren Inhaber zumeist Juden sind. Der Orientale ist erpicht auf Diamanten und Edelsteine, und sie werden namentlich von den Damen der Harems begierig gesucht. Deswegen sieht man im Bazar sehr viele Smaragden und Perlen, und Ohrringe aus Filigranarbeit. Diese letzteren sind ein Lieblingsschmuck der Negerinnen, welche als Aufseherinnen die verhüllten Damen begleiten; jene tragen durchgängig gelbe Stiefeln.

In den unteren Stadttheilen sieht es während der Wintermonate sehr schlimm aus, denn man versinkt bis an die Knöchel in den Schlamm; im Sommer sind die Straßen gedrängt voll von Menschen, und man kann sich nur mit Mühe einen Weg bahnen. Das Gewühl ist groß und lästig. Ich trete an den Stand eines Mahabidschi, der einen delikaten, mit Zucker bestreuten Reis-

pudding verkauft und mir einen kupfernen Löffel zureicht, damit ich essen kann; aber im Nu drängt die Menge mich fort und nur mit Mühe gelange ich wieder an den Stand. In der Nähe desselben verkauft man geröstete Kastanien und gesottene Maiskolben. Diese lasse ich unberührt. Hundert Schritte weiter sehe ich einen Landstreicher aus Nubien; er steht an der Mauer einer Moschee und erzählt einigen schwarzen Sklavinnen seinen Lebenslauf. Diese Negerinnen tragen ihr Volks- und Stammwappen auf den Wangen; es besteht in verschiedenen Einschnitten in die Haut und ist ein Paß, der nicht verfälscht werden kann. Man erkennt an diesen Einschnitten das Vaterland dessen, der es trägt.

Der Tabaksverkäufer ist Legion; sie haben ihre Buden überall, auf den Hügeln und am Hafen, neben der Sophienkirche und sogar neben der Hohen Pforte selbst. Was mögen wohl die Türken angefangen haben, bevor man in Europa den Tabak kannte? Sie konnten doch nicht immer und ewig schlafen, Schach spielen, Christenköpfe absäbeln und eingenähte Frauen in's Meer werfen! Und was tranken sie, ehe der Kaffee seine Verbreitung gewann? Vor dem sechszehnten Jahrhundert hatten sie weder Tabak noch Kaffee, und jetzt wären sie ohne diese beiden Reizmittel gar nicht zu denken.

Doch da kommen einige vornehme Türkinnen! Sie treten in eine große Bude, die sich einigermaßen europäisch ausnimmt. Sie sind tiefer in weiße Schleier verhüllt als Nonnen, aber sie lassen ihre mit netten Stiefelchen bekleideten feinen Füße sehen, indem sie das seidene Gewand ein wenig emporheben. Ich trete auch in die Bude ein. Jene nehmen auf den umherstehenden Tabourets Platz und machen nicht blos dem Kaufmanne viel zu schaffen, sondern auch seinem Negersklaven, der eben Pistazien in Oel und Zucker kocht. Wir befinden uns nämlich in einem Delikatessenladen. An den Wänden hängen auf langen Stäben jene parfumirten Leckereien, welche in den Harems als Rahat lukum, d. h. Masse des Ergötzens, bezeichnet werden. Diese Leckerei besteht aus einer Art von gelber oder rosenrother Gallert oder vielmehr aus einem Teige mit Mandeln, Zucker und Stärkemehl, nebst allerlei wohlriechenden Zuthaten; er schmeckt vortrefflich, ist aber entsetzlich schwer zu verdauen. Unsere europäischen Zierpuppen möchten wo möglich gar nicht sehen lassen, daß sie Speise zu sich nehmen; sie gebärden sich zimperlich sogar wenn sie ein Bischen von einer Täubchen- oder Hähnchenbrust zum Munde führen. Da sind die Zobeïden, Scheherazaden und wie diese schönen Frauen des Harems weiter heißen, doch von ganz anderm Schlage. Sie setzen sich in die Bude und verzehren gewöhnlich den Rahatlukum ellenweis, trinken dazu ein Glas Limonade nach dem andern und verspeisen obendrein Himbeereis. Zum Frühstück haben sie schon Reis mit Huhn genossen, Mittags ein tüchtiges Stück Schöpsenfleisch, das sie mit ihren zarten Fingern zum Munde führen, denn die Gabel ist noch nicht allgemein durchgedrungen, und nun thun sie sich gütlich an der süßen Masse des Ergötzens! Daß es ihnen gut anschlägt, sah ich an der einen Dame, die ich Zobeïde nennen will; sie war sehr beleibt und ließ dann und wann ein Gesicht sehen, das nach unseren Begriffen doch um das Dreifache zu fett war. Die andere war allerdings hübscher, mich störten aber die gemalten Augenbrauen und die weiße Schminke, die mich an eine frisch getünchte Wand gemahnte. Nach Verlauf einer halben Stunde erhoben sich die Damen, ihre Negerin folgte und alle drei stiegen in ihre Araba, den verdeckten Wagen. Nun verließ ich mein Platz an der Thür der Bude, von dem aus ich meine Beobachtungen angestellt hatte, schlug in meine Hände, was so viel bedeutet, als wenn man bei uns „Kellner" ruft, und bestellte Eislimonade mit Veilchen. Kein geringerer Mann als der Prophet Mohammed trank Veilchenlimonade gern; ich habe mich aber in den Buden Stambuls vergeblich nach derselben umgesehen.

Aber geistige Getränke, welche der Prophet verboten hat, findet man überall. Die Engländer nehmen das Privilegium in Anspruch, dergleichen zu verkaufen. John Bull ist bekanntlich kein blöder Gesell, er will Alles verkaufen, aus Allem Geld machen von wegen der — Handelsfreiheit! Man kann in Konstantinopel Raki haben, einen sehr starken, öligen Anislikör, der zwar höchst ungesund, aber besonders bei den Griechen und auch bei den Türken sehr beliebt ist. Diese letzteren trinken ihn natürlich nur insgeheim. So weit sind die Türken schon, daß sie in europäischen Häusern Wein trinken, gerade wie wir; sie machen es wie Sultan Mahmud und sein Sohn that. Sie sagen, Champagnerwein sei eigentlich nur ein sehr feines Flaschenbier, denn es schäume, was der Wein im Orient ja nicht thue; auch sei der letztere roth, der Schaumwein aber weiß. Wie hübsch man doch Sophisterei treiben kann!

Unweit vom Arsenale liegt eine kleine „englische Schänke", welche von einem Griechen gehalten wird; dort sind die britischen Arsenalarbeiter Stammgäste. Diese John Bulls wollen von Limonade nichts wissen; ich hörte einmal, daß einer sagte: „Die ist gerade gut genug, um Schweine darin zu baden," und der Raki ist ihnen zu süß und ölig. Sie trinken Jamaika-Rum und holländischen Wachholderbranntwein. Diese Engländer benehmen sich sehr unverschämt. Sie bekommen hohen Lohn, zahlen keine Abgaben, haben den blauen Himmel und die Veilchendüfte, welche der Wind aus Bithynien herüberfächelt, umsonst, und doch schimpfen sie auf Alles, schlagen mit ihren groben Fäusten auf den Tisch, daß Alles dröhnt, fluchen über die Türken, und wenn sie den Nebel im Kopfe haben, singen sie, ach! wie Engländer eben singen. Sie hatten einmal etliche Fässer mit Ale aufgelegt, waren dann trunken durch die Straßen gerannt; da traf es sich, daß der Sultan, ihr Brotherr, ihnen begegnete; aber die mit Ale getränkten Briten verweigerten dem Beherrscher der Gläubigen den Gruß, den Salâm. In seinem ersten Grimme wollte er diesen edlen Insulanern den Kopf abschlagen lassen; dagegen wurden aber diplomatische Einsprüche erhoben.

Unter den Charakterthieren Konstantinopels spielen zwei eine ganz hervorragende Rolle; ich meine die Hunde und die heulenden Derwische. Sie sind von Thornbury ganz vortrefflich geschildert worden. Er sah einmal, wie bei der Moschee des Sultans Achmed, beim Hippodrom, wo die riesigen Marmorsäulen stehen, vier Hunde gleichzeitig an einem alten europäischen Filzhute nagten. Er will damit nicht gesagt haben, daß die Tausende von herrenlosen Kötern nur von alten Filzhüten leben; er hat gesehen, daß sie auch todte Esel und Katzen, altes Riemenzeug und Pantoffeln, Melonenschalen, Ziegenfelle und Pferdeknochen fressen; manchmal aber wird ihnen doch irgend ein Leckerbissen vorgeworfen. Diese konstantinopolitanischen herrenlosen Hunde, die man nicht mit Unrecht als Pariahs bezeichnet hat, sind ein eigenthümlicher Schlag. Allerdings geht ihnen die Kraft des Neufundländers, die Zierlichkeit des Windspiels, der Muth des Bulldog, der Scharfsinn des Schäferhundes ab; dafür haben sie aber starke Knochen, spitze Zähne und einen sehr feinen, für ihre Verhältnisse sehr nothwendigen Instinkt. Der Charakter ist verschieden. In den abgelegenen, menschenleeren Straßen, wo manche Mauern eingestürzt sind, ist der Pariahhund ein grimmiger Misanthrop und ein sehr cynischer Gesell; aber in den volksbelebten Gassen, am Hafen, im Bazar und am Serail erscheint er feig und kriechend. Das Alles erklärt sich leicht. Der Hund in den einsamen Stadtvierteln bleibt von den Leuten unbehelligt; er übt Straßenpolizei, indem er allen Wegwurf und Abhub verzehrt, weiß sich gewissermaßen unentbehrlich und in seinem Rechte, bellt die türkischen Kinder an und weis't auch Erwachsenen die Zähne. Sein College in den belebten Gassen bekommt von Jugend auf manchen Schlag, sein Muth wird schon früh gebrochen, er muß sich verkriechen; jener ist einem Räuber vergleichbar, dieser einem Diebe; jener greift mich an, dieser flieht vor mir.

Der herrenlose Hund in Konstantinopel ist im Allgemeinen röthlichbraun; diese Farbe spielt bei manchen in's Schwärzliche, bei anderen in's gelbliche Braun über; er hat ein lebhaftes Auge, feine Witterung und, wie schon bemerkt, sehr scharfe Zähne. Am Tage läßt er die Leute unbehelligt, aber Nachts bellt er sie in

den unbeleuchteten Straßen an, weis't auch wohl die Zähne, wagt aber nur in seltenen Fällen einen Angriff. Der Stock nützt gegen ihn nicht viel; wenn man sich aber bückt und so thut als wolle man einen Stein aufheben und nach ihm werfen, dann reißt er aus.

Eines Tages fuhr ich in einem Kaïk, kleinem langem Boot, hinüber nach der asiatischen Seite und trat unweit von Galata an's Land. Nachdem ich eine Strecke weit gegangen war, verspürte ich einen sehr unangenehmen Geruch. Von strangulirten Paschas und eingesackten Frauen, welche etwa der Bosporus an's Gestade geschwemmt, konnte derselbe doch nicht herrühren, denn jene Hinrichtungen sind nicht mehr Mode. Gleich nachher bemerkte ich auf grünem Rasen ein gefallenes Pferd, über das sich ein halbes Dutzend Hunde hergemacht hatten. Es war ein schauderhafter Anblick; mit wilder Gier zerrten die Bestien an dem Gaule herum, rissen ihm das Fleisch ab und verschlangen große Stücke. Ich drehte mich rasch um und schlug eine andere Richtung ein.

Ein anderesmal ging ich auf den kleinen Leichenacker bei Pera, der einen sehr beliebten Spaziergang bildet, und bemerkte ein geöffnetes Grab. Indem ich hin und her sann, wer wohl seine frevelhafte Hand an diese Ruhestätte gelegt habe, bemerkte ich, daß ein kleiner Hund aus dem Erdspalt hervorkroch; drei andere folgten ihm und alle spielten lustig in der Sonne. Jetzt wurde mir die Sache klar; eine Hündin hatte sich das Grab auserkoren, um in demselben ihre Jungen zu werfen.

In Konstantinopel kann man allerlei merkwürdige Dinge über die Hunde erzählen hören. Sie haben sich, sagt man, nach Stadtvierteln und verschiedenen Gassen in Gruppen getheilt und halten darauf, daß ihre Grenzen nicht überschritten werden; ein fremder Eindringling wird weg- oder todtgebissen. Jedes Quartier hat gleichsam einen eigenen Hundestaat, dessen Angehörige sich kennen, verstehen und zusammenhalten; auch üben sie unter sich eine Art von Polizei. In den Straßen, welche in der Nähe des alten Palastes Blachernae liegen, wohnen vorzugsweise Griechen; man sieht dort viele hübsche Mädchen mit hübschem Gesicht und schmuziger Kleidung. Während ich mir eine dieser neuhellenischen Grazien betrachtete, hörte ich Bellen und Heulen und wandte mich um. Da sprengte eine Meute von Pariahunden durch die enge Gasse und ich trat rasch zur Seite. Sie verfolgten mit Gebell einen unglücklichen Eindringling, der schon mit Schlamm und Blut bedeckt war. Offenbar gehörte er nicht in's Quartier und mußte nun ausreißen. Die Hunde in Konstantinopel sind selbstsüchtig und unduldsam, beinahe wie Philosophen oder Theologen verschiedener Sekten. Aber die Türken kümmern sich um solche Sachen nicht, die Hunde thun und treiben was sie wollen; aber leider entfernt man die, welche todt auf den Straßen liegen nicht, sondern läßt sie liegen. Die Hundewirthschaft ist eine Plage für Stambul, aber man ist dort altkonservativ wie in Hinterpommern, und hält das Hergebrachte für unantastbar.

Das gilt auch in Bezug auf die heulenden Derwische, diese „frommen" Männer, welche ihr Hauptquartier auf der asiatischen Seite des Bosporus, in Scutari, haben. Ihre Kapelle oder kleine Moschee liegt auf einer abschüssigen Straße in der Nähe des Cypressenwaldes, welcher den großen türkischen Friedhof bildet. Als ich dorthin ging, begegnete mir erst ein bescheidener Leichenzug, und gleich nachher ein Pascha hoch zu Roß mit stattlichem Gefolge. Vor der Kapelle mußte ich meine Schuhe ausziehen und ging dann treppauf zu einer Galerie, wo Kapellendiener gegen ein Trinkgeld, Bakschisch, einige Strohkissen hinlegten und Schaffelle darüber breiteten. Unten im Tempel außerhalb des Geländers, welches die Altarseite (den Mihrâb) umhegt, standen türkische Bauern und Kinder. An den Wänden hängen alte Fahnen, Keulen, Dolche, Lanzen, Hellebarden und mächtige Löffel, welche einst gleichsam das Palladium der Janitscharen gewesen sind. Alle diese Siebensachen wurden vor Zeiten von den Derwischen, welche als Feldprediger die Heere der Osmanen begleiteten, mit in den Krieg genommen; heutzutage werden sie dann und wann von den Derwischen nach Konstantinopel hinübergebracht; diese geben gleichsam Gastrollen im Enthusiasmus, wenn sie das Volk in der Anhänglichkeit an den alten Glauben befestigen wollen.

Wir waren vielleicht fünf Minuten in der Moschee der heulenden Derwische, als der alte Scheich eintrat. Nachdem die übrigen Derwische ihm die Hand geküßt hatten, begann der Gottesdienst mit einem näselnden Gesang, und Wolken von Weihrauch durchzogen das Gebäude; sie nahmen mir den Kopf ein. Ich sah so wunderliche Dinge, daß ich in einer Irrenanstalt zu sein glaubte. Zunächst fielen mir drei hochbejahrte Männer auf, die nicht mehr ordentlich mitheulen konnten; der eine war blind, der andere hatte eine citronengelbe Haut, der dritte keinen Zahn mehr im Munde. Sie setzten sich nieder und kreischten mit ihrer zitternden Stimme in der allerhöchsten Tonlage Verse aus dem Koran. Nun begannen auch die Derwische zu heulen, und sie befolgten dabei die übliche Methode, indem sie sich in eine Reihe stellten, wie Soldaten beim Exerciren. Anfangs sagen sie langsam und in gemessenem Takte das mohammedanische Glaubensbekenntniß her: La illah illah ha! Bei der ersten Silbe la biegen sie sich nach vorn über, beim il heben sie den Kopf wieder, beim ersten la neigen sie ihn nach hinten, bei der vierten Sylbe il wieder nach vorn und so fort. Dann machen sie schaukelnde Bewegungen, abwechselnd nach der linken und nach der rechten Seite, der Takt wird lebhafter, die Musik schneller, es ist als ob der Teufel in den Flöten und in den Leibern der Derwische säße. Inzwischen näseln die drei alten Männer mit ihren kreischenden Stimmen den Borda, das Lob des Propheten und des Derwisch-Scheichs; sie klatschen mit ihren knochigen Händen und schreien: Ya hu (Jehovah) und Schamedeb (o Hülfe)! Und nun ertönt das La illah, illah ha! noch lauter und rascher, die Körperbewegungen werden immer ärger; bald ertönt auch das Geheul: Hu, hu, hu! Es ist als ob diese Derwische sich in Wölfe verwandelt hätten. Beim Heulen drehen sie sich wie Maschinen, und man meint, daß sie Anfälle von Epilepsie bekommen müßten. Unter den Heulern war auch ein Neger, dessen Lippen ganz blau wurden, ein Soldat, welchem die Augen aus dem Kopfe heraustraten, noch ein Mann, der mir wie ein Matrose vorkam, immer kreuzweis mit den Beinen übereinandertrat, und den ich für einen Scheinheiligen hielt. Am meisten fiel mir aber ein Blödsinniger auf; dieser in Lumpen gehüllte Bettler gebärdete sich noch toller und besessener als alle anderen, von denen doch jeder einzelne Erkleckliches leistete. Er war geradezu unermüdlich und dabei rann ihm der Schweiß in Strömen von Kopf und Leib herunter. Manchmal stampfte der alte Scheich mit dem Fuß, um die Heuler noch mehr aufzumuntern, und der Spektakel wurde dann viel ärger.

Mir aber schwindelte es im Kopf und fast wären mir die Sinne geschwunden; das Schreien und Heulen dieser fünfzehn Heiligen zerriß mir das Ohr, und ich wandte mich von dem Schauspiel ab. Zum Glück war ein Fenster mir ganz nahe, ich schöpfte Luft und blickte hinaus in einen Garten, in welchem eine türkische Hütte stand. Unter einem schattigen Maulbeerbaume war das Grab eines Derwisches, der längst nicht mehr heulte.

Man kann sich keinen schroffern Gegensatz denken, als die friedliche Stille in jener Landschaft und die Auftritte in der Moschee, wo mehr als ein Dutzend Menschen wie Unsinnige ras'ten und ein Hu, hu, hu! nach dem andern heulten und dazwischen Allah, alhamdu tillah! schrieen. Am tollsten gebärdete sich immerfort der Blödsinnige; es war als ob er eine Maschine im Leibe hätte, die ihn unablässig triebe; er schlenkerte mit seinen dünnen, kurzen Beinen immer hin und her wie ein Pendel. Gäbe man Menschen solchen Schlags ein wenig Opium, brächte man sie in einen Qualm von Weihrauch, ließe man sie nur eine Stunde lang mit Anderen heulen und gäbe ihnen dann einen Säbel in die Faust, sie würden ohne Weiteres ein Dutzend Ungläubige niederhauen, und wenn ihr Scheich es geböte, sogar dem Sultan den Kopf vom Rumpfe herabsäbeln. Die Tollheit ist ansteckend.

Auffallend erschien mir, daß keiner von diesen Heulern erschöpft zu Boden sank, auch trat ihnen kein Schaum vor den Mund. Als das Heulen ein Ende nahm, war es die Aufgabe des Scheichs, allerlei Wunder zu verrichten. Sie waren freilich so, wie „Wunder" überhaupt zu sein pflegen. Der alte Scheich berührte die Augen mehrerer Kranken, um dieselben durch Handauflegen zu heilen; ob es ihm gelungen ist, weiß ich nicht. Er knetete auch einigen Lahmen die Glieder; daß aber diese Lahmen lahm geblieben sind, das kann ich versichern. Dann kamen Eltern, brachten ihre Kinder und legten sie auf den Teppich hin; ein von zwei Männern gestützter Greis marschirte nun mit seinen gelben Stiefeln über die Leiber der Kinder hinweg und trat ihre Glieder, ohne daß ein Kind geschrieen hätte. Ich kann nicht sagen, welch ein Wunder dadurch bewerkstelligt werden sollte, und da es mir nun ganz wirr im Kopfe war und eine Art von dumpfem Wesen meinen Menschen durchdrang, so eilte ich in die freie Luft hinaus.

Man darf in Konstantinopel nicht versäumen, auch die tanzenden Derwische sich anzusehen; es ist in der That schon der Mühe werth. Auch diese Fanatiker haben ihren besondern Tempel, zu welchem ich nicht ohne einige Mühe gelangte. Der Weg führt durch ein verschlungenes Gewirr von engen und steilen Gassen, und ich hätte die Moschee ohne die Weisung eines Griechen, welcher sich mir anschloß, kaum aufgefunden. Nun stand ich vor dem Gitter des Hofes, ging dann hinein und stieg einige Stufen hinan. Die Eingangsthür zur Kapelle stand offen und ich sah, wie die Tanzderwische gerade ihre Tanztracht anlegten und ihre braunen Filzmützen auf den Kopf stülpten. An der Thür stand ein alter graubärtiger Türke, er trug rothe Pantoffeln und einen gelbgeblümten Schlafrock; es war, als ob eine Gestalt aus Tausend und Eine Nacht vor mir stände; er vertheilte Billette, etwa so wie bei uns in Museen und auf Bällen Marken für abgegebene Hüte, Stöcke und Mäntel ausgetheilt werden. Hier aber handelte es sich um eine Empfangsbescheinigung für die Schuhe oder Stiefel, welche man auszieht, ehe man in das Gotteshaus tritt. Doch höre ich, daß man es ausnahmsweise bei den tanzenden Derwischen nicht eben genau mit dem Schuhausziehen nimmt.

Der Saal, in welchem die Derwische tanzen oder vielmehr sich drehen, ist viereckig und mit Strohdecken belegt; von der ganz schlichten Decke hängen, zu Kreisen geordnet, kleine Lampen herab, und der Tanzraum ist mit einem durchbrochenen Geländer umgeben; dieses letztere ist so breit, daß man sich darauf, mit übereinandergeschlagenen Beinen, setzen kann. Der Mekka zugekehrten Nische gegenüber stand ein Mann, welcher Verse aus dem Koran vorzulesen hat, und eine Bande von Musikmachern.

Als der Scheich, der Oberderwisch, eintrat, spielten sie auf Flöten und schlugen mit den Händen auf eine Art von Trommel, und nun kamen auch die Derwische durch eine niedrige Thür. Sie setzten sich, einen Kreis bildend, in der Nähe des Geländers nieder, nachdem sie vor der geheiligten Nische, über welcher Verse aus dem Koran mit blauen und goldenen Buchstaben angebracht sind, sich niedergeworfen und den Boden mit der Stirn berührt hatten. Ihre Röcke waren von verschiedenen Farben, braun, veilchenblau, schwarz, grün, aber nicht karmesinroth, blau oder gelb, denn lebhafte Farben verschmäht der tanzende Derwisch. Er trägt eine Mütze von braunem Filz, welche die Gestalt eines Blumentopfes hat, und unter derselben eine zweite von weißem Zeuge. Dazu kommen kurze, weite Beinkleider und ein langer weißer Rock.

Ich konnte mir diese Fanatiker in aller Muße betrachten, denn es verging eine Weile, ehe der Scheich sich erhob und sein Gebet anstimmte. Nun wurde die Musik lauter. Dieser Scheich trug ein blaßgrünes Gewand, schwarze Schärpe und hatte um die braune Kappe einen grünen Turban gewunden; er hatte ein bleiches, abgemagertes Gesicht und stechende, aber tiefliegende Augen, aus denen mehr Intelligenz hervorleuchtete, als aus den Blicken der schmuzigen Fanatiker, welche nun ihr Werk begannen. Der Scheich überflog die verschiedenen Gruppen im Tempel; es waren aber Syrer, Araber, Perser, Türken und Europäer anwesend. Nun sprach er wieder, völlig gesammelt und wie in sich gekehrt, mit feierlichem, eindringlichem Ton ein Gebet; er neigte den Kopf nach vorn über, legte die Hand auf's Herz und sah aus wie ein Märtyrer, der zum Scheiterhaufen geführt wird. Inzwischen hörten die schrillenden Töne der Flöte nicht auf und eben so wenig das dumpfe Getöse der Trommel. Die Derwische stellten sich der geheiligten Nische gegenüber auf, verneigten sich und fielen wie eine Rotte Soldaten gleichzeitig auf die Kniee. Es waren solcher Kniee acht und sechszig. Der Koranleser sprach einige Verse, während die Derwische zum Scheich zogen, der ihnen den Segen gab. Sie hatten jetzt ihr langes Obergewand abgelegt, den Gürtel gelös't und standen nun so da, daß jeder seine rechte Hand auf die Schulter des Nebenmannes legte; dann hob jeder die eine Hand in die Höhe, die andere nach unten hin, und nun begann eine Art von Walzer, der immer rascher wurde, je lebhafter die Musik spielte.

Besonders auffallend war mir Folgendes. Zwölf oder vierzehn Derwische drehten sich gleichzeitig auf einem sehr beschränkten Raume wie Kreisel, aber Keiner stieß den Andern, selbst die Kleider berührten sich nicht. Es ist sehr schwierig, diesen Drehtanz zu schildern. Der linke Fuß bleibt stets am Boden; auf ihm dreht sich der Derwisch herum wie auf einer Angel, und das in Folge der Bewegung aufgebauschte Gewand sieht aus wie eine Glocke. Beide Arme werden weit ausgestreckt, und diese Derwische sahen aus wie Magier, welche den Planeten einen symbolischen Kultus weihen. Das Ganze erschien mir wie ein religiöses Ballet, in welchem übrigens dann und wann eine Pause gemacht wurde, obwohl die abscheuliche Musik nie aufhörte. Die Derwische blieben manchmal stehen, ruhten aus, warfen den Mantel über und trockneten sich den reichlich fließenden Schweiß ab. Dann ging das Drehen wieder von vorn an, bis endlich Flöte und Trommel verstummten. Der Lektor sprach wieder einige Verse aus dem Koran, der Scheich sprach einige Gebete und gab den Derwischen seinen Segen; dann zogen sie ihre Schuhe an und gingen fort.

Die Drehtänze sind symbolischer Art; sie sollen die Bewegungen der Planeten versinnlichen, und während der Scheich die Sonne vorstellt, sind die Derwische gleichsam Wandelsterne.

Ich fand in jener Kapelle der tanzenden Derwische ein Publikum, das bunt und interessant genug war. Neben mir stand ein arabischer Kameeltreiber, ein echter Sohn der Wüste; er hielt den Stachel in der Hand, mit welchem er seine Thiere antreibt. Ein schlank gewachsener Perser hatte die hohe, spitz zulaufende Lammsmütze auf dem Kopfe; neben ihm stand ein englischer Reitknecht, der offenbar nicht begriff, was ein so seltsamer Tanz bedeuten solle; er sperrte den Mund weit auf. Europäische Touristen waren auch da. Auf den oberen Galerien saßen verhüllte Frauen; türkische Kinder fehlten auch nicht, und ein munterer Knabe fand so viel Geschmack an dem Drehtanze, daß er mitten unter die Derwische lief und seinerseits Versuche anstellte, es ihnen gleich zu thun.

Die ganze Geschichte war viel erbaulicher als jene bei den Heul-Derwischen; diese hat mir einen unangenehmen, jene einen heitern Eindruck hinterlassen.

Victoria's Mineralschatz.

II.

Die goldhaltigen Quarzriffe in Victoria.

Der Charakter der Goldquarzriffe Victorias wird veranschaulicht durch nachfolgende Schilderung des Verfassers einer Reihe interessanter Artikel über die Goldfelder der Kolonie, welche vor Kurzem in der Melbourner Zeitung „Argus" erschienen sind. Der Verfasser sagt u. A.:

Dem Beobachter der Quarzriffe in Victoria müssen nothwendig die große Verschiedenheit und abweichenden Formen und Bildungen derselben auffallen. Die Erfahrungen der Miner in dem einen Distrikte sind ihnen von geringem Nutzen in einem andern; denn an dem einen Ort ist z. B. der Quarz goldreich an der Oberfläche und arm in der Tiefe, während man an anderen Stellen je mehr Gold findet, je tiefer man gräbt. Oder das eine Riff ist am reichsten auf der westlichen, das andere auf der östlichen Seite und ein drittes gleich goldhaltig durch den ganzen Stein. Das eine streckt sich nach Norden, das andere nach Süden aus; eins steigt jählings pyramiden- oder thurmartig auf, ein anderes dehnt sich meilenweit wie ein schmaler Rücken oder eine Wand von Quarz aus. Dieses geht perpendikulär, jenes liegt flach, ein drittes bildet einen großen Winkel, ein viertes ist in Bänder oder Büschel getheilt, und ein fünftes liegt winkelartig in „Taschen" und diese Taschen oder „makings", wie sie verschiedentlich bezeichnet werden, liegen in Beziehung zu einander in senkrechter Richtung. Von Farbe sind sie schwarz, weiß, roth, gelb, blaßroth und grau. Sie sind krystallisirt und hart in einigen Fällen, in anderen weich und bröckelig. Sie sind ganz ohne oder angefüllt mit Arsenik. — Fast aller goldhaltige Quarz enthält Eisen- und andere Pyriten, und einiger ist voll davon. —

Die Kombinationen, in welchen hier die Metalle im Quarz gefunden werden, scheinen in der That ganz neu zu sein; denn Jeder, welcher den verschiedenartigen Charakter des Quarzes in dieser Kolonie studirt, und dann die Meinungen der jüngsten Autoritäten der mineralogischen und geologischen Wissenschaft vergleicht, wird überrascht durch die Wahrnehmung, daß die Erfahrungen unserer praktischen Miner neues Licht auf manche gelehrte Theorie werfen, und daß die Lehrsätze, welche man noch vor vier oder fünf Jahren aufstellte, sich hier nicht bewähren; ja daß die Ansichten welche jetzt in Europa gäng und gäbe sind, in Bezug auf Charakter, Ausdehnung, Ursprung und die wahrscheinliche Dauer unserer gold- und silberhaltigen Quarzadern und Riffe, entschieden einer Revision bedürfen.

Die erste Besonderheit der Riffe ist die fremdartige Verbindung der Metalle, die in ihnen gefunden werden. Silberriffe existiren z. B. in Menge in Süd- und Mittelamerika, aber Gold und Silber in demselben Stein verbunden, scheint erst durch die neuesten Entdeckungen hier in St. Arnaud, Crowslands und Reedy Creek bekannt geworden zu sein. In demselben Riff zu St. Arnaud ist neuerlich mit den zwei edlen Metallen auch Wismuth kombinirt gefunden worden. — Zu Whroo, M'Ivor, Maldon und an einigen anderen Orten werden Sulphurete von Antimon und Gold gefunden, ersteres reichlich auf der einen Seite des Riffs, in fast reinem Zustand, und das Gold auf der andern Seite. — Metallischer Zink ist im Alluvial von Daylesford und Spezimen Gully, Bendigo, und Zink und Gold, vereinigt im Quarz, hat man im M'Ivor Caledonian Riff und in den Johnston's und Star Riffen, Bendigo, entdeckt. Kupfer, in Form von Carbonat, wurde, obgleich nur in kleinen Quantitäten, mit Gold verbunden im Windmill Hill Riff, Dunolly, gefunden. Gold und Blei, kombinirt in Quarz, sind noch nicht entdeckt worden, aber Bleiproben hat man gefunden, und da die Existenz von Antimon, Wismuth und Zink in goldhaltigem Quarz anerkannt ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch Blei mit Gold in den silberhaltigen Riffen entdeckt werden wird. —

Die Eisen- und Quarzgänge in Bendigo sind noch nicht untersucht worden, haben aber auf der Oberfläche die gewöhnlichen Kennzeichen goldhaltiger Riffe. Im Whippriff aber, dem Spezimen Hill Riff an Campbells Creek, dem Mariners Riff in Maryborough und mehreren anderen ist der Stein fast ausgelaufen in Eisen, Arsenik und andere Pyriten, an und unter der Wasserscheide; während St. Mungo's Riff, Bendigo, und Poverty Riff, Tarnagulla, Arsenik in großen Quantitäten enthalten. —

In Cornwall findet man die reichsten Kupfer- und Zinngänge östlich und westlich laufend; und auf dem Kontinent ziehen sich die Gebirgsadern, welche die meiste Aehnlichkeit mit unseren Quarzadern haben, von Nordosten nach Südwesten. Hier folgen die Adern einem andern Gesetze, indem sie von NNW. nach SSO. laufen, oder beinahe direkt nach dem astronomischen Norden und Süden. Diese Richtung wird übrigens nicht streng beibehalten, da einige Riffe sich mehr westlich ziehen und andere einen ganz bestimmten westlichen oder östlichen Lauf nehmen.

In dem östlichen Theile von Victoria, im Ovensdistrikt, ist Zinn in reicher Menge, und kleine Krystalle, Rubinen und Zirkone sind zahlreich im Waschsand aller Goldfelder nördlich vom Scheidungsgebirge (Dividing Range) enthalten. Nach Westen hingegen — in Südaustralien — nimmt fast ausschließlich Kupfer die Stelle ein wie Gold in Victoria; während Zinn nicht westlicher als am Goulbourn-Fluß erhalten wird. Die silberhaltigen Riffe und die, welche Antimon enthalten, liegen an der nördlichen Grenze des bekannten Goldlandes, sind aber durch die reichen goldhaltigen Quarzadern von Bendigo und Inglewood geschieden. —

Gestalt und Färbung der Quarzriffe sind außerordentlich mannichfaltig. Das Bolivia-Riff, Campbells Creek, ist ein Hügel von Quarz in einem Rahmen von Sandstein. Die Ansicht der Digger in diesem Distrikte, daß man Gold in den Sandsteinbänken finde, rührt wohl daher, weil zur Zeit der Formation des Quarzes Gold in die Sandsteinwände gesprenkelt wurde. Im Allgemeinen sind die Wände der Riffe in dieser Kolonie Schiefer, und man hält diese Felsgattung für das Bett oder den primitiven Fels, älter als die Granitrücken. Aber in manchen Fällen ist der Schiefer mit Sandstein und Schutt vermischt, gleichsam als habe ein heftiger Ausbruch nach oben stattgefunden und der flüssige Quarz sei durch eine brechende Masse von Schiefer und Sandstein emporgeschossen. Am Nuggetty Riff, Tarrangower, sind dagegen die Quarzwände von Granit, und der Quarz erscheint so als habe er Theile des Felsens, durch den er gedrungen, im flüssigen Zustand umschlossen und theilweise aufgelöst; er hat ein eigenthümlich dunkles und glasiges Aussehen. Gleich dem Bolivia, obwohl in weiter Entfernung von demselben, dringen die Hauptriffe von Inglewood durch Sandstein mit Schiefer gemischt. Maxwells Riff ruht auf rothem Granit und Sandstein. Der Stein vom Jersey Riff ist schwarz, an den äußeren Theilen wie verbrannt, und das Gold in ihm hat eine kugelige Form angenommen, wie es aussieht, wenn der Quarz in Gruben gebrannt wird, um den Arsenik auszuscheiden. Auch die Moonambell-Riffe zeigen Feuerspuren in rothem und schwarzem Stein. —

Zu Carisbrook ist der Quarz perlweiß; zu Bet Bet bräunlichroth; zu Windmill Hill, zwei Meilen entfernt, blaßröthlich von Farbe. Der Quarz von Eaglehawk ist weißlich-gelb; in dem Grunde der Beehive-Gesellschaft ist ein weißes und ein schwarzes Riff, beide parallel mit einander! Parkin's Riff hat einen gelblichen Stein, und der vom Concord ist sehr rein weiß. Im Mariners Riff befindet sich ärmlicher weißer Quarz unter einem reichen

rothen Gange; der Stein von Poverty Riff ist grünlich-grau; der vom Eaglehawk, Spezimen Hill, gelb; St. Mungo und Catherine Riffs, Bendigo, sind weiß, und das Energetic Riff ist roth gefärbt.

Der Quarz von M'Ivor Caledonia ist krystallisirt und hart; Streifen inmitten von hartem Quarz des Mariner Riffs sind weich und zerbrechlich. Der weiße Stein vom Beehive enthält Arsenik und der schwarze Stein Eisen; der weiße ist weich, schmal und reich, und der schwarze hart, breit und arm. — Die Formen der Riffe sind ebenso anomal. Poverty Riff z. B. ist am reichsten nach der Ostseite, während Jacob's Riff im Whipstick auf der Westseite am reichsten ist. Einige der Bendigogänge sind in einer Länge von zehn Meilen verfolgt worden, und das Jersey Riff wird vier Meilen weit bearbeitet; Nuggetty Riff dagegen hat nicht mehr als zehn oder zwölf kleine Claims in Länge, und Mariners Riff ist einfach ein Thurm von Quarz. Das Exhibition Riff, Bendigo, ist flach; und in Buchanan's Riff, Inglewood, geht der Schacht senkrecht von der Spitze bis zum Boden. Poverty und Nuggetty Riffs sind in mehrere Quarzmassen gebrochen, von denen die einen von Granit, andere von Schieferwänden umgeben sind.

Eine große wissenschaftliche Autorität behauptet, daß der reichste Quarz nahe an der Oberfläche gefunden werde, und das Gold in einer Tiefe von hundert Fuß sogar gänzlich aufhöre. Hinsichtlich nun des bisherigen Quarzriffens in Bendigo paßt diese Hypothese ziemlich, allein in anderen Distrikten geht die Theorie zu Grunde. In Steigleitz leiten oblatendünne Quarzstreifchen zu zu mächtigerm und reichem Stein in der Tiefe; Quarz vom Poverty-Riff aus einer Tiefe von 400 Fuß brachte 40 Unzen Gold per Tonne, und die Ader war fast 24 Fuß breit. Bei 420 Fuß Tiefe zeigten sich frische Ansätze des Steins, und jede folgende „Pocket" war reicher als die höherliegende. Der beste Stein in Mariners Riff ist der rothe unter dem weißen, in Tiefen, die von 250 bis 560 Fuß variiren. Das Jersey Riff, welches bei 90 Fuß Tiefe 2½ Fuß breit war, ist gegen 12 Fuß bei 165 Fuß Tiefe, und am gewaltigsten in der untern Tiefe. Maxwell's Riff an demselben Goldfelde nimmt an goldhaltigem Ertrage zu, je weiter man es in die Tiefe verfolgt. In den oberen Claims erhielt man von der Tonne Stein nur an 10 dwts. Gold, aber bei 150 Fuß Tiefe drei und eine halbe Unze. Long Gully Riff, Bendigo, brachte fünf Unzen bei 100 Fuß Tiefe, obwohl auch gut an der Oberfläche. Vom Eastern Victoria-Riff gewann man 1060 Unzen Gold von 40 Tonnen Stein aus der Tiefe von 200 Fuß, obwohl es noch reicher an der Oberfläche war. Nuggetty Riff, Maldon, erlangte eine Breite von 35 Fuß in der Tiefe von 300 bis 350 Fuß, und wird reicher mit jeder tieferen Lage. An der Wasserscheide übrigens wird der Quarz im Allgemeinen, was eine merkwürdige Thatsache ist, entweder goldhaltiger oder reicher an Arsenik und Pyriten, und zeigt sich überhaupt geneigt, in eine andere Mineralform überzugehen.

In der Regel sind die Quarzadern an der Spitze eng und weiten sich unten aus, aber das Armenian Riff, St. Arnaud, ist 25 Fuß breit an der Spitze; das Caledonian Riff, Bendigo, ist ein großer Quarzbruch, fast an der Oberfläche; das Old Man Riff, Dunolly, bildet einen Hügel, aus dem ein großer Kopf sich hervor streckt; während New Chum, Bendigo, und Sebastopol Hill St. Arnaud, Quarzmassen sind, die 20 bis 25 Fuß über der Oberfläche des Hügels emporschießen.

Das Gold im Stein hat auch seine Besonderheiten. Das Alluvialgold wechselt im Werth um 5 oder 6 Schill., was auch bei dem Quarzgold obwohl weniger, der Fall ist. Einiges Gold ist verhältnißmäßig grob, und leicht vor Verlust bewahrt, während man in Maryborough und Dunolly, wo es durch Feinheit sich auszeichnet (chemisch reines Gold ist dort erhalten worden), große Schwierigkeit hat, es durch den gewöhnlichen Prozeß zu bekommen. Bemerkenswerth ist auch, daß in keinem Theile der Kolonie große Goldklumpen im Quarz gefunden wurden. Woher sind nun solche große Massen wie das Welcome, Blanche Barkly und andere Riesennuggets gekommen? Es mag sein, daß sie, wie ein Gelehrter meint, von „antiken" Quarzriffen durch Stürme eines urweltlichen Oceans ausgewaschen wurden, welche die Adern aufbrachen, den Quarzstein zu Sand zermalmten und die goldenen Findlinge umherwarfen, welche dann im Schlamme ruhten, wo sie nach Jahrtausenden ein Geschlecht auffand, das einer späteren Periode der Erdgeschichte angehörte. — Gewiß ist, daß bis jetzt kein Nugget des Namens werth im Quarz gefunden wurde; jedoch war stets das angeschwemmte Land am goldergiebigsten, je näher es den Riffen von Goldquarz lag.

Die Farbe des Quarzes gilt nicht als Kennzeichen seines goldhaltigen Charakters. Quarz dagegen, der kein oder spärlich Gold enthält, kennen die erfahrenen Goldgräber wohl, und nennen ihn gewöhnlich „hungrig aussehender Stoff". Nach ihrer Meinung ist derselbe, wie hübsch er auch von Ansehen sein mag, ein „Skandal der Schöpfung". Quarz dieser Art enthält keines der niederen Metalle und seine Textur ist hart.

Die Verwirrung in China.

Mehrmals haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß die Engländer durch ihre Einmischung in die inneren Händel Chinas in unabsehbare Weiterungen verwickelt werden, für welche sich gar kein Ende absehen läßt. Dasselbe wurde in der Sitzung des Unterhauses vom 15. Mai von Herrn Liddel ausführlich nachgewiesen, und wir wollen seiner Rede das Wesentliche entlehnen, weil dadurch Schlaglichter auf die chinesischen Zustände fallen.

England hat für die Kaiserlichen gegen die Taïpingrebellen Partei genommen; nun wies aber Konsul Meadows (der bei Professor Neumann in München chinesisch gelernt hat) schon zu Anfang des Jahres 1861 nach, daß es der Taïping ernstliches Streben sei, mit den Engländern in freundlichen Verkehr und in Handelsverbindungen zu kommen. Die Engländer beliebten aber ein seltsames Verfahren; mit der einen Hand schlugen sie den Kaiser nieder und mit der andern Hand die Rebellen, und an die Verträge, welche sie selber erzwungen hatten, kehrten sie sich auch nicht. Im zehnten Artikel des Vertrags von Tien tsin wird ausdrücklich festgestellt, daß die Landschaften am Yangtse kiang erst eröffnet werden sollten, wenn die Ruhe hergestellt sei, nicht aber so lange die Rebellion andauere. Erst nach vielem Drängen gab Prinz Kong, der chinesische Premierminister, im Herbst 1860 seine Erlaubniß, zwei Flußhäfen zu öffnen. Das war lediglich ein Zugeständniß; ein Anrecht darauf hatte England nicht. Aber im März 1861 erklärte man englischerseits ohne Weiteres den ganzen Stromlauf des Yangtse kiang für eröffnet, obwohl dort ein großer Theil des Landes im Besitze der Rebellen war, welche eine Stadt nach der andern nahmen und die Einwohner vertrieben. Graf Russel schrieb an den Gesandten Bruce, 1862, England habe in jenen Gegenden gar kein Recht, so lange die Rebellion währe, und bedauerte, daß man, trotz aller Einsprache und Verwahrung von Seiten der chinesischen Regierung, den Strom dennoch für offen erklärt habe.

Allerdings stellten sich sofort unliebsame Thatsachen heraus. Der Schleichhandel griff um sich, und Europäer führten den Rebellen Waffen und Kriegsbedarf zu; sie gründeten Niederlassungen an Plätzen, wo sie vertragsmäßig gar kein Recht dazu hatten, und wo sie sich der Aufsicht der Konsulate entzogen. Auf dem

Strome schwärmten Schmuggler- und Piratenschiffe, die zumeist von Europäern befehligt waren; diese trieben namentlich Handel mit Salz, von welchem der Vertrag die Fremden ausschließt. Natürlich kamen die Zollkassen zu Schaden; blutige Gefechte mit den Schleichhändlern waren häufig.

Noch mehr. Aus dem Blaubuche, welches die amtlichen Berichte über die chinesischen Angelegenheiten enthält, geht hervor, daß die Engländer mit Gewalt Grund und Boden sich aneigneten und obendrein den Kaufschilling, welchen dann die Eigenthümer verlangten, nicht bezahlten. Der Gesandte mißbilligte allerdings ein solches Verfahren, aber geschehen war doch dasselbe. Prinz Kong beschwerte sich bitter über ein solches Benehmen der Ausländer. „Eines der größten Uebel, welches das von uns in China übernommene Protektorat im Gefolge hat, besteht darin, daß dadurch das Ansehen der chinesischen Regierung untergraben wird. Das verständige Benehmen des chinesischen Ministers hat weit mehr dazu beigetragen, verhängnißvollere Kollisionen abzuwehren, als das Benehmen der englischen Behörden."

Vertragsmäßig steht diesen letzteren das Recht zu, Leben und Eigenthum ihrer Staatsangehörigen in China zu schützen, namentlich in den eröffneten Häfen und deren nächster Umgebung, in Schanghaï zum Beispiel in einem Umkreise von 30 Miles. Die Engländer nahmen aber den Rebellen mehrere Städte ab, für welche jedoch die Kaiserlichen keine Besatzung liefern konnten; jene mußten also wieder geräumt werden und die Taïping drangen vor. Manche Städte sind zwei- oder dreimal erstürmt worden, und auf beiden Seiten kam es zu entsetzlich blutigen Repressalien. Seitdem war aus dem Wirrsal gar nicht mehr herauszukommen.

Ningpo wurde im Herbst 1861 von den Rebellen, im Mai 1862 vom englischen Flottenkapitän Dew genommen. Engländer waren in diesem Hafenplatze gar nicht ansässig; trotzdem bombardirte Dew eine Batterie, welche von den Taïping zur Vertheidigung gegen die Kaiserlichen errichtet worden war. Damals befand sich China überhaupt in einer ganz eigenthümlichen Lage. Vier auswärtige Mächte: England, Frankreich, Rußland und Nordamerika rangen dort um Suprematie. Großbritannien hat sich auf ein mit Frankreich gemeinschaftliches Protektorat eingelassen. Die verschiedenen Niederlassungen der Ausländer sind wie eben so viele Treibhäuser für Intriguen. Ursprünglich ist der Grund und Boden, auf welchem sie liegen, von Seiten der chinesischen Regierung den Kaufleuten nur zu dem Behuf eingeräumt worden, damit sie Wohnhäuser und Magazine auf demselben errichten konnten; aber in diesen Zeiten der Anarchie sind Chinesen in großer Anzahl dorthin geflüchtet, um unter den Bajonetten der Ausländer Schutz zu suchen. So ist es gekommen, daß der Bodenwerth ganz ungeheuer in die Höhe getrieben wurde, und darin lag für die europäischen Kaufleute ein Anreiz, den Chinesen Grund und Boden zu verkaufen. Solche chinesische Käufer machen nun, ihrer Regierung gegenüber, eine Exterritorialität geltend, betrachten sich als Ausländer, und wenn die kaiserliche Regierung einen von ihnen irgendwie zur Verantwortung ziehen will, muß sie erst bei dem betreffenden Konsul Genehmigung dazu einholen.

Die gegenwärtige Stellung Englands in China hat große Aehnlichkeit mit der frühern in Indien; vielleicht nehmen die Dinge dort einen ähnlichen Verlauf wie hier. In den kaiserlichen Zollhäusern sind viele Europäer angestellt, und man sagt, das sei zum Vortheil des Handels geschehen; die Kaufleute sind aber mit dem Betriebe des Zollwesens nicht zufrieden. Bis zum Jahre 1833 ging in China Alles glatt, dann aber sandte England einen Regierungskommissar dorthin, der Politik und Handel durcheinander mischte, und dieses System ist bis jetzt befolgt worden. —

Ein anderer Redner, Baillie, hob hervor, daß die Streitmacht, welche England jetzt in China unterhalte, einen Kostenaufwand von jährlich einer Million Pfund Sterling verursache. Es habe den Franzosen geholfen, festen Fuß in Schanghaï zu fassen, und diese haben nun einen Kreuzzug gegen die Taïping unternommen, angeblich, weil sie Feinde des katholischen Ceremoniells seien; die englischen Opiumhändler ihrerseits sind den Taïping feindselig gesinnt, weil diese eine so verderbliche Waare platterdings nicht zulassen. (Das ist ein Punkt, den wir unsererseits schon mehr als einmal im Globus betont haben.) „Die englische Regierung aber hat keine Ursache, sich über die Taïping zu beschweren; sie haben weder unsere Religion, noch unsern Handel beeinträchtigt, auch nie einem britischen Unterthan etwas zu Leide gethan." Anfangs war man entschlossen, sich in die inneren Händel nicht einzumischen; aber von diesem klugen Vorsatze ging man bald ab, als man gemeinschaftlich mit den Franzosen nach Schanghaï Truppen geworfen hatte. Die Taïping wurden angegriffen, englische Offiziere stellten sich an die Spitze kaiserlicher Soldaten, und der englische Gesandte Bruce ging noch weiter. Er setzte in Peking durch, daß die Ueberschüsse des Zollamts in Schanghaï dazu verwendet werden, in England für die chinesische Regierung Dampfer zu kaufen, die von englischen Offizieren befehligt und gegen die Taïping verwandt werden sollen. Auf solche Weise ist England Schritt nach Schritt immer tiefer in den blutigen Krieg verwickelt worden. Dieser wurde vom Anbeginn auf beiden Seiten mit einer abscheulichen Grausamkeit geführt; aber soviel steht fest, daß die Taïpings nirgends Verwüstungen angerichtet haben, wo die Bewohner sich friedlich verhielten und sich unterwarfen. Ein englischer Handlungsreisender, Hart, ist neulich durch die ganze Provinz Sche kiang gekommen; er fand das Land überall trefflich angebaut, das Volk zufrieden und in Wohlstand; erst in der Nähe von Schanghaï, wo die Europäer sich in die Händel gemischt haben, begann das Elend. General Staveley meldet amtlich an das Londoner Ministerium, daß die Europäer, welche das im Besitze der Rebellen befindliche Land besuchen, um Handel zu treiben, überall sehr höflich behandelt werden. Die Rebellen seien nicht so rückhaltslose Zerstörer, wie man behaupte. Die Seiden- und Thee-Distrikte sind in ihrer Gewalt und gedeihen. Im Jahre 1859/60 wurden von Schanghaï nur 17 Millionen Pfund Thee ausgeführt, 1861/62 schon 53 Millionen Pfund; 1853/54 erst 58,000 Ballen Seide, 1860/61 aber 112,000 Ballen. „Fast alle Produkte, die wir aus China erhalten, gleichviel ob Thee, Seide oder Baumwolle, kommen aus solchen Gegenden, in denen die Taïping herrschen. Diese könnten, falls sie wollten, allen Handel lahm legen; sie thun aber gerade das Gegentheil."

Die neuesten uns vorliegenden Nachrichten aus China (aus der ersten Aprilwoche) lauten anders als die früheren. Ein Schreiben aus Hongkong, in der Times, hebt hervor, daß die Ansichten der Engländer sich zu klären anfingen; man sähe jetzt das Treiben der Rebellen mit anderen Augen an; viele Leute seien der Ansicht, daß die kaiserliche Gewalt kaum aufrecht zu erhalten sei, und das, meinen sie, wäre auch kaum zu wünschen. „Die Behauptung, daß Ackerbau und Gewerbe unter der Herrschaft der Rebellen zu Grunde gingen, stellt sich als falsch heraus; die Zeitungen in Schanghaï melden entschieden das Gegentheil. Das Land gedeiht überall, wo die Taïping in ungestörtem Besitze sind.

Die Times, welche in ihrer Nummer vom 16. Mai Betrachtungen über die oben erwähnten Parlamentsreden anstellt, weiß sich eigentlich nicht zu helfen. Mit dem Sturze der kaiserlichen Gewalt falle das britische Protektorat über China. „Wir sind allerdings in China so zu Werke gegangen, wie unsere Väter in Indien: wir haben Krieg und Handel durcheinander gemengt. Als Kaufleute sind wir gekommen, und dann haben wir uns durch Waffengewalt festgesetzt; wir haben den Schleichhandel aufgemuntert und Veranlassung zu Rebellionen gegeben. Unter unserm Schutze sind alle möglichen Arten unerlaubter Praktiken emporgewachsen, und zwar deshalb, weil die, welche dergleichen üben,

von vornherein gewußt haben, daß sie unbestraft bleiben; denn wir nahmen Partei für die, welche das Gesetz verletzen, und gegen jene, welche demselben Achtung verschaffen wollten. Wir haben China arm gemacht, ohne doch uns zu bereichern. — Das Alles ist oft gesagt worden und es ist auch viel Wahres daran; aber wenn wir nun auch wirklich aus diesem Labyrinth heraus wollten, was sollte und könnte geschehen? Wir können zugeben, daß wir erbärmliche Sünder sind, aber was soll in Betreff Chinas Anderes geschehen, als was geschieht?"

Hier wird ganz offen zugegeben, daß die englische Politik in China nichtsnutzig in jeder Beziehung und obendrein unpraktisch sei; man weiß aber nicht, wie man aus der Sackgasse herauskommen will, in welche man sich nun einmal verrannt hat.

Wir wollen hier einige Bemerkungen hersetzen, die wir neulich in „Lothar Bucher's Bildern aus der Fremde", Berlin 1863. II. S. 88 lasen:

Wenn die Engländer, natürlich immer im Interesse der „Civilisation", einem neuen Kunden die Zähne aufbrechen, so kömmt es ihnen wenig darauf an, was sie von ihm kaufen, sondern was sie an ihn absetzen können. In der Regel ist Jedermann geneigt zu verkaufen; die Chinesen haben sich nie geweigert, Thee, Seide, Indigo und das Hemd vom Leibe zu verkaufen, gegen „gleich baare Zahlung", aber kaufen wollen sie nichts. In der Wissenschaft, welche England den übrigen Völkern unablässig predigt, heißt es nun zwar, das schade gar nichts; Niemand werde mehr Silber weggeben als er übrig habe, und wenn die Chinesen die vortrefflichen englischen Waaren nicht kaufen wollen, so sei das ihr eigener Schade. — Die Praxis ist aber eine ganz andere; in der Praxis hält man gar sehr auf die wissenschaftlich verspottete Handelsbilanz. Praktisch erklärte Herr Cobden es für eine der wichtigsten Aufgaben der Civilisation, die 300 Millionen Chinesen dahin zu bringen, daß Jeder sich eine baumwollene Nachtmütze aus Manchester kaufe; praktisch fing man die Opiumkriege an und richtete den letzten Frieden so ein, daß — wie ein Timeskorrespondent es für nothwendig erklärte, nachdem er am Bord eines Opiumschmugglers „einen guten Eispudding und eine noch bessere Flasche „Chateau d'Yquem" genossen hatte — daß die Möglichkeit gegeben ist, „den Chinesen die englischen Fabrikate in den Leib zu treiben." Es wird behauptet, daß das Bestreben der englischen Diplomatie dahin gehe, die chinesische Regierung zu Steuern auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu nöthigen, um das Arbeitslohn theuer zu machen. Auch der Gesandte am Hofe des Taïkun hat in dieser Hinsicht Japan geprüft; das will er sagen mit der question of competitive powers of production, und er ist nicht befriedigt. Die Japaner erzeugen Alles, dessen sie bedürfen, und zwar zu sehr niedrigen Preisen. Es wird also über lang oder kurz eine Lorcha-Affäre geben, etwas friedfertiges Bombardiren und einen Vertrag, der die inneren Verhältnisse zerrüttet. Möchten bis dahin wenigstens gute Nachrichten über die Verfassung und Verwaltung eines Volkes gesammelt werden, das im geschlossenen Handelsstaat einen allgemeinen Wohlstand und eine Ruhe genossen hat, von denen kein europäisches Volk zu erzählen weiß. —

Ein reichsfreies Dorf in Deutschland.*)

„Ein reichsfreies Dorf?" wird Mancher fragen. Ja, wir haben auch heute noch ein solches; und hier ist der Sachverhalt:

Auf der Grenze zwischen Alt-Vorpommern und Mecklenburg-Schwerin, an der Landstraße zwischen den Städten Treptow an der Tollense in Pommern und Stavenhagen in Mecklenburg, liegt in lieblicher Gegend das herrschaftliche Dorf und Rittergut Wolde, mit schönem Schlosse, Hof und Park und etwa 200 Einwohnern.

Dasselbe gehört zur Zeit dem großherzoglich mecklenburgischen Kammerherrn von Fabrice und steht so wenig unter Preußens als unter Mecklenburgs oder unter sonst einer Landesoberhoheit. Pommern und Mecklenburg behaupten seit alter Zeit, jedes ein Recht an Wolde zu haben. Weil man sich aber immer nicht darüber hat einigen können, so übt, laut Vertrag vom Jahre 1600, keins von beiden die Landeshoheit über Wolde aus; so kommt es, daß Wolde keine Steuern zahlt und von jeglicher Militärrekrutirung oder sonstigen staatlichen Einwirkungen frei ist. Die neuen Belehnungen des Gutes geschehen aber von beiden Seiten, von Pommern und Mecklenburg, gemeinschaftlich.

In gerichtlicher Beziehung gilt das vereinte mecklenburgische Patrimonialgericht zu Iwenack auch für Wolde, und es steht mit jenem unter der Justizkanzlei zu Güstrow; Wolde ist jetzt auch in kirchlicher Beziehung nach dem mecklenburgischen Dorfe Kastorf eingepfarrt. Daraus erklärt sich, daß Wolde im gewöhnlichen Leben als mecklenburgischer Ort angesehen wird; das ist jedoch durchaus unrichtig. Die Leute im Dorfe erzählen über ihre Verhältnisse Folgendes:

Wolde ist, so lange man denken kann, ein Gut gewesen, das außer seinem Gutsherrn keinen andern Oberherrn als den deutschen Kaiser über sich anerkannte. Weil es nun aber gegenwärtig keinen Kaiser über Deutschland giebt, so hat auch kein Fürst hier im Dorf etwas zu sagen, höchstens etwa der Deutsche Bund; Wolde ist also ein kleiner Freistaat und wird es auch ewig bleiben; denn als man nach der „Franzosenzeit" auf dem Congresse zu Wien eine große Menge kleiner Ländchen, Freistädte und Reichsdörfer aufhob und verschiedenen Fürsten unterordnete, vergaß man Wolde ganz, und dieses blieb so frei, wie es von jeher gewesen war.

Auch wird man, erzählen sie weiter, dem freien Reichsdorfe Wolde überhaupt so leicht nichts anhaben können; denn als es in alten Zeiten vom Kaiser reichsfrei gemacht wurde, da bekam es von ihm auch einen „Roland" (Rolandssäule) als Unterpfand für seine Privilegion und Gerechtsame.

Dieser Roland stand ehedem vor dem Orte, nach Kastorf zu. Ein früherer Besitzer von Wolde, ein Graf Moltke, hat ihn jedoch von dort wegnehmen lassen und in einem verborgenen und schwer zugänglichen Gemach im Schlosse versteckt, nachdem er sich erst eine getreue Kopie davon hatte machen lassen. Es war ihm nämlich zu Ohren gekommen, wie man von Pommern aus Absichten auf Roland habe; und wäre der Roland verloren gegangen, so würde mit ihm auch Wolde alle seine Gerechtsame verloren haben. Es hätte dann dem Land unterthänig sein müssen, welches den Roland in seine „Gewalt bekommen", und dann auch Steuern zahlen und Rekruten stellen müssen, wie jeder andere Ort.

Das erzählen die Leute von Wolde und seinem Roland.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß das Territorium von Wolde 194,155 Quadratruthen groß ist und daß der Ort in dem beregten Vertrage von 1600 zwischen Pommern und Mecklenburg „Städtlein" genannt wird, — vielleicht deshalb, weil daselbst von jeher einige Handwerker wohnen, was sonst in dortiger Gegend nicht der Fall ist und in Mecklenburg in Dörfern auch nicht sein darf. Alle späteren Verhandlungen wegen der Landeshoheit über Wolde haben bis zur Stunde noch immer zu keinem Resultate geführt.

*) Von Herrn Dr. A. Niederhöffer in Berlin eingesandt. Der Verfasser hat des Roland's in Wolde schon in seinem Werke: Mecklenburgs Volkssagen. Leipzig 1857—1861. Band III. S. 237 erwähnt.

Kleine Nachrichten.

Verwirrung in Japan. Dieses ostasiatische Inselreich befindet sich in einer innern Krisis und geht vielleicht auch einem europäischen Krieg entgegen. Die neuesten Berichte lauten bedenklich. Nach dem Angriff auf die britische Gesandtschaft in Jeddo im Juli 1861 verlangten die Gesandten der Vertragsmächte von der japanesischen Regierung Grundstücke zur Erbauung ihrer permanenten Residenzen, und zwar wählten sie dazu einen solchen Punkt aus, welcher sowohl von der Land- als auch von der Seeseite leicht zugänglich war, so daß die Inwohner unter allen Umständen geschützt und vertheidigt werden konnten. Die Wahl von Goteng-gama, in der Nähe von Sinagawa, einem der wichtigsten und beherrschenden Punkte um Jeddo, war aber bei den Daimios sowohl, als auch beim Mikado selbst sehr verhaßt, und der Taikun wurde wiederholt darauf aufmerksam gemacht, die fremden Gesandten von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein namentlich der englische Gesandte, der seither abberufene Sir Rutherford Alcock, bestand darauf, und sein Gebäude war das erste, welches vollendet wurde. Es sollte jedoch nicht lange seine Vollendung überdauern. Am 1. Februar gegen 2 Uhr Nachmittags wurde das ganz hölzerne Gebäude, welches durch gedungene Brandleger mit Pulver und anderm Brennstoff unterminirt worden war, unter heftigen Explosionen ein Raub der Flammen. Als das Feuer am ärgsten wüthete, vernahm man 10 bis 20 Kanonensalven, gleichsam als Signale, daß die That gelungen sei. Die erst halb beendeten Gebäude der französischen Legation blieben unberührt. Von jenen der holländischen und der amerikanischen Legation hatte der Bau noch nicht begonnen. Der internistische britische Geschäftsträger, Oberst Neale, blieb ruhig und unthätig in Yokuhama, wahrscheinlich in Erwartung von Befehlen aus Downing-Street; der französische Bevollmächtigte dagegen ist sofort nach Jeddo aufgebrochen, um gegen diese neue Gewaltthätigkeit und Schmach Beschwerde zu führen. Auch der britische Admiral Kuper hat sich mit dem Linienschiff „Euryalus", sowie mit einigen Schaluppen und Kanonenbooten nach Jeddo begeben; doch wissen wir nicht, ob in Folge des eben erzählten Vorfalls oder auf Grund der neuesten, aus England eingetroffenen Befehle und Instruktionen. Jedenfalls bereiten sich in Japan gewaltige Umwälzungen vor, und wenn die fremden Mächte nicht, nach so vielen Anstrengungen, das japanesische Reich dem Weltverkehr wieder verschließen lassen wollen, so ist ein Krieg unvermeidlich. Denn der eigentliche Kaiser von Japan, der in Miako residirende Mikado, und die Mehrzahl der Daimios oder Lehensherren sind fremdenfeindlich gesinnt, und wenn auch ein veröffentlichter Befehl des Kaisers an den Taikun apokryph sein sollte, so zeigt doch schon das Vorhandensein eines solchen, selbst verfälschten Dokumentes, welche Stimmung in Japan herrscht. „Seit langer Zeit", heißt es in diesem japanesischen Ukas, „beschäftigen wir uns mit den Gedanken der Ausrottung und Verjagung der Barbaren, und wenn auch dieser Plan bis jetzt nicht zur Ausführung kam, so bleibt doch der kaiserliche Wille unabänderlich fest. Wir haben in der Durchführung verschiedener neuer Maßregeln in der Provinz des Taikun die löbliche Absicht bemerkt, unserm Willen zu gehorchen; aber wenn jetzt die Austreibung der Fremden aus dem Lande nicht erfolgt, so werden, zum großen Kummer für unser kaiserliches Herz, die Wünsche des Volks nicht in Erfüllung gehen. Es möge daher der Taikun von allen in seiner Macht stehenden Mitteln Gebrauch machen, um die Fremden aus dem Lande zu jagen, zu diesem Zweck auch allen Fürsten und Lehensherren die entsprechenden Befehle geben. Zugleich ist es Pflicht des Befehlshabers der Armee (Taikun oder Schungun), die beschlossenen Schritte auszuführen, schnell und eilig den Entschluß zu vervollständigen, und die Zeit genau festzusetzen, wenn die Verbindung mit den abscheulichen Barbaren für immer aufzuhören habe. Ihr werdet einen Bericht in dieser Angelegenheit an uns erstatten." — Der Taikun oder Statthalter von Jeddo scheint bis jetzt sich auf die Seite der Fremden zu neigen; aber dann wird es für ihn gerathener sein, sich diesen dauernd anzuschließen, anstatt nach Miako zu ziehen, wo er Gefahr läuft, sich den Bauch aufschlitzen zu müssen. (— Wir lesen eben, daß er im März wirklich nach Miako, oder Miyako, gegangen sei. —)

Japanische Landkarten und Küstenaufnahmen. Lady Franklin hat aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs interessante japanische Landkarten mitgebracht und dieselben der Londoner geographischen Gesellschaft geschenkt. Sie liefern den Beweis, daß die Japaner in der Trigonometrie und Topographie beträchtliche Fortschritte gemacht haben. Ein Plan der Stadt Jeddo, die so groß wie London ist, läßt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Als Kapitän Ward mit dem Schiff Aktäon einen Theil der Küste aufnehmen wollte, zeigte die japanische Regierung ihm die Arbeiten, welche sie selber hatte vornehmen lassen, und er war ganz erstaunt über die Genauigkeit derselben. Die Japaner gaben ihm willig Kopien, und er fand Alles so zuverlässig, daß er mit seiner Arbeit sehr rasch fertig wurde. Er bewundert den Geist, den sinnreichen Scharfsinn und die beharrliche Ausdauer dieses Volkes. Alcock hob hervor, die große Masse des Volkes habe in Japan einen hohen Grad materieller Civilisation erreicht und könne sich in dieser Hinsicht dreist neben Europa stellen; ihre Industrie stehe hinter der von Manchester, Birmingham und London nicht zurück. — Bullock pries die Vortrefflichkeit der japanischen Karten. Bei sorgfältiger Prüfung habe er gefunden, daß jede Ortschaft, Bergkette, Bodenvertiefung, Poststraße, jedes Gewässer, alle Küstenbiegungen mit äußerster Sorgfalt und durchaus korrekt verzeichnet sein.

Tsusima, eine wichtige Insel im japanischen Meere. Durch Laurence Oliphant, denselben, welcher Lord Elgin's Zug nach China vortrefflich beschrieben, haben wir nähere Nachrichten über die Insel Tsu (Sima bedeutet im Japanischen Eiland) erhalten; sie ist die größte einer kleinen Gruppe und offenbar bestimmt, einmal eine große Rolle zu spielen. Sie liegt zwischen der südlichsten großen Insel Japans, Kiusiu, und der Südostküste von Korea, etwa 80 Miles westwärts von der Simonesaki-(Suwonada-)Straße und beherrscht den Eingang aus dem ostchinesischen Meer in das japanische Binnenmeer. Oliphant besuchte die Hauptstadt Fatschio, die etwa 10,000 Einwohner zählt, und umfuhr die ganze Küste. Die Insel gehört einem japanischen Fürsten, der zu Chusan an der koreanischen Küste eine Besatzung von 300 Mann hält und in etwas unklarer Weise zugleich Vasall von Korea und Japan ist. Er hat das Monopol des Handels mit Korea, von wo das meiste in Japan umlaufende Gold kommt. Tsusima ist von vulkanischer Formation, 35 Miles lang, 8 bis 10 Miles breit, und zählt etwa 30,000 Bewohner. Durch eine tief in's Land eindringende Föhrde wird ein Hafenbecken gebildet, in welchem alle Kriegsflotten der Welt zumal sichern Ankergrund finden könnten. Die Berge, welche sich bis zu 1670 Fuß über die Meeresfläche erheben, sind mit Urwald bekleidet; die Fauna hat mehr Aehnlichkeit mit jener der Mandschurei als mit der japanischen.

Der oft von uns erwähnte Rutherford Alcock, vormals englischer Generalkonsul in Jeddo, gab zu dem Obigen einige Erläuterungen (in der Londoner geographischen Gesellschaft). Man habe von Seiten Englands Tsusima näher in's Auge gefaßt, weil die Russen dort längere Zeit mit Kriegsschiffen gelegen und dieselben dort ausgebessert hätten. Der Hafen der Insel sei ganz herrlich, könne den Schiffen Zuflucht gewähren und leicht vertheidigt werden. Kommandeur Bullock fügte hinzu, daß die Russen auf Tsusima großen Werth legen; sie haben erklärt, es sei für sie durchaus nothwendig, einen Zufluchtshafen mittewegs zwischen der Amurmündung und Schanghaï zu haben; deshalb legten sie auf Tsusima ein „Depot" an. Walfischfahrer legen manchmal an der Nordwestseite an, um Holz und Wasser einzunehmen.

Die Landenge von Kraw in Hinterindien ist seit einiger Zeit vielfach genannt worden, seitdem die Kapitäne Fraser und Forlong den Vorschlag gemacht haben, eine Eisenbahn über dieselbe zu bauen. Oberstlieutenant Fytche war beauftragt, eine Rundreise durch die englischen Provinzen Taoof und Merghi zu machen, und er kam auf derselben bis zum Pakschanflusse, welcher die Südgrenze von Tennasserim gegen das siamesische Gebiet bildet (etwa 10° N. Br.). Er fuhr denselben etwa 15 Miles aufwärts, und die beiden genannten Kapitäne benutzten die günstige Gelegenheit, um quer durch die Halbinsel vom Dorfe Kraw bis zum Hafen Tayung zu gelangen, der am Golf von Siam liegt. Sie meinten nun, es werde vortheilhaft sein, diese sehr schmale Landenge für die Anlage eines Verkehrsweges in's Auge zu fassen, und vermittelst desselben den Weg zwischen Osten und Westen wesentlich abzukürzen. Im südlichen Tennasserim liegen Kohlen, im siamesischen Gebiete mehrere Zinngruben. Kraw ist eine von Schans bewohnte Ortschaft, hat etwa 50 Häuser und einige chinesische Familien; sie liegt am Pakschan, in welchen dort der Krawfluß mündet. Nur 8 Miles von dort liegt die Wasserscheide, von welcher nach Osten hin der Bankrenfluß in den siamesischen Meerbusen mündet. Wenn nun, so meinen Fraser und Forlong, eine Eisenbahn für etwa 700,000 Pfd. Sterling über diese Landenge gebaut würde, dann würden für die Strecke zwischen Kalkutta und Hongkong 93, zwischen Ceylon und Hongkong 56 Stunden Zeit erspart. Man vermeide so die für die Schifffahrt gefährliche Straße von Malakka.

Gegen das Projekt sind aber gewichtige Gründe geltend gemacht worden. Der größte Theil der westlichen hinterindischen Halbinsel ist mit dichtem Walde bestanden; die in Frage kommende

Gegend liefert Zinn, Gold und Eisen. Die Entfernung zwischen beiden Küsten beträgt 65 Miles. Der Pakschan ist kein eigentlicher Fluß, sondern eine weit in's Land eindringende Föhrde, deren Barre nur 9 Fuß Wasser hat. Am östlichen Endpunkte der 50 Miles langen Eisenbahn wäre kein Hafen, und schon deshalb kann keine Rede davon sein, daß der Waarenzug zwischen Westen und Osten über diese Straße gehen werde. Das Umladen werde nicht nur die Fracht vertheuern, sondern auch die Zeitersparniß, welche man angeblich erzielen könne, völlig aufheben.

Die Straße von Malakka ist nicht so gefährlich wie man sagt. Sie hat eine Länge von etwa 500 Miles und ist bis zu 300 Miles weit am nordwestlichen Eingange. Eigentliche Stürme hat sie nicht, wohl aber veränderliche Winde und Bullerböen (plötzliche Windstöße mit Donner und Blitz), welche von den Seefahrern als „Sumatras" bezeichnet werden. Seit etwa 18 Jahren haben die Postdampfer nahe an 700 Reisen durch diese Straße gemacht und keinen Unfall erlitten, außer daß einmal zwei Schiffe gegen einander rannten. Ein Kapitän Anderson hebt hervor, daß er 37 mal durch die Malakkastraße gefahren sei, ohne jemals in Gefahr gewesen zu sein. Das Kraw-Projekt wird also wohl auf sich beruhen bleiben.

Wegbauten in Pegu. Die Engländer wissen sehr wohl, wie viel namentlich in Kolonialländereien darauf ankommt, Verbindungswege herzustellen und so sehr als möglich zu vervielfältigen. Wir haben früher schon darauf hingewiesen, daß sie auf Britisch-Barma, also Pegu mit der Irawaddymündung, großen Werth legen und in jener Gegend darauf ausgehen, sich bei günstiger Gelegenheit ganz Barma anzueignen. Nun hat die Regierung den Obersten Short beauftragt, einen Wasserweg in Pegu nach dem Flusse Sittung herzustellen. Er will jetzt den Landrücken zwischen dem Poing Kayung und dem Chayasonflusse durchstechen, das Bett des letztern vertiefen, den Poing Kayung mit dem Sittung verbinden und diesen letztern unterhalb der Stadt Sittung abdämmen und zwar an der Stelle, wo ein Arm sich gegen Maulmein hin abzweigt. Solchergestalt würde vermittelst des Sittung eine Verbindung zwischen Pegu und dem wichtigen Reishafen Maulmein hergestellt, eine sichere und bequemere Verbindung zwischen dieser Stadt und dem andern wichtigen Reishafen Rangun, der Kanal durchzöge das südliche Martaban und würde wesentlich zur Hebung und Besiedelung dieses Landes beitragen.

Erforschung des Landes der Schan in Hinterindien. Wir wiesen schon mehrfach auf die Bestrebungen der Engländer hin, sich vom Bengalischen Meerbusen aus einen Weg nach der westchinesischen Provinz Yünnan zu bahnen. Ein solcher würde vom Golf von Pegu oder von dem nördlichen Tennasserim aus durch das nordsiamesische Gebiet führen. In diesem wohnt das Volk der Schans. Der amerikanische Baptistenmissionär Bixby hat sich nun bereit erklärt, das Land derselben näher zu erforschen, und die englische Kolonialregierung hat ihm einen Geldbeitrag von 1000 Rupien bewilligt. — Ein Kapitän Sprye hat bereits den Plan zu einer Eisenbahn von Maulmän nach Esmok, (d. h. Muangla) im südlichen Yünnan entworfen; aber das ist ein sehr vorzeitiges Projekt; man wird die schönen Wasserstraßen des Landes durch gute Fahrwege verbinden, die auf lange Zeit vollkommen für den Handel genügen werde. Die Schans sind eigentlich unabhängig und ziemlich betriebsam. Manche von ihnen kommen alljährlich im December auf den Markt nach Maulmän, bringen Pferde und Gummilack und nehmen dafür zumeist englische Eisenwaaren mit. An einer Straße bis zur Grenze der Schans wird jetzt gebaut. — Zu Bhamo, im nördlichen Barma, ganz nahe an der Grenze von Yünnan, befindet sich seit Januar 1863 ein englischer Konsularagent, Dr. Williams.

Die Landenge von Panamá wird für den Waarendurchzug immer wichtiger. Es kann nicht fehlen, daß im Fortgange der Zeit ein beträchtlicher Theil des Verkehrs zwischen Ostasien und Australien einerseits und Europa andererseits den Weg über diese Landenge nimmt. Die Australier gehen schon seit einigen Jahren damit um, eine regelmäßige Dampferlinie nach Panama herzustellen, und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß der Plan verwirklicht werde. Der Weg wäre kürzer und sicherer als der um Afrika herum oder über das Meer. Jetzt eben lesen wir, daß im Januar 1863 eine Schiffsladung roher Seide aus Japan über die Landenge von Panama nach Europa gegangen sei. Sie war für Lyon bestimmt, wurde in Panama gelandet und ging auf der Isthmusbahn bis zum atlantischen Endpunkte derselben, dem Hafen Aspinwall (Colon), und wurde von dort nach Marseille verladen. Es fragt sich nun, ob die Schnelligkeit der Beförderung auf diesem Wege Ersatz biete für die Kosten der Umladung und der allerdings noch viel zu hohen Frachtsätze auf der Bahn, welche von ihren Inhabern, nordamerikanischen Yankees, in monopolistischer Weise ausgebeutet wird.

Die große Eisenbahn nach dem Stillen Ocean innerhalb des Gebietes der amerikanischen Nordunion ist nun an beiden Enden der Linie in Angriff genommen. Die Bahn ist in drei Strecken, die östliche, mittlere und westliche, getheilt, und wird von drei verschiedenen Gesellschaften gebaut. Die östliche Strecke, von der Vereinigung der beiden Flüsse Missouri und Kansas durch das Territorium Kansas bis zum 100.° W. L. (von Greenwich), 350 Meilen lang, naht sich schon ihrer Vollendung; die mittlere Strecke durch Nebraska, Utah und Nevada bis zur Ostgrenze von Californien ist 1300 Meilen lang. Die westliche Linie, welche von der californischen Grenze bis zu San Francisco geht, bietet die größten Schwierigkeiten auf der ganzen Bahn. Sie kreuzt die Sierra Nevada und muß eine Höhe von 7000 Fuß über das Sacramento-Bett erreichen. Dennoch ist die Steigung auf das Maximum von 105 Fuß per Meile, noch 11 Fuß unter der Erhebung der Baltimore- und Ohio-Bahn, beschränkt worden. Achtzehn Tunnel, von denen der längste 1370 Fuß, der kürzeste 300 Fuß messen wird, beabsichtigt man auf dieser Strecke, deren ganze Länge 155 Meilen beträgt, zu bauen. Der Kostenanschlag für die westliche Länge beläuft sich auf 13,270,000 Dollars, für die ganze Bahn auf 99,870,000 Dollars. Am Sacramento-Ende sind bereits 60 Meilen vollendet, und die Weiterführung der Arbeiten ist jetzt für eine kurze Zeit ausgesetzt, bis die bestellten Schienen aus Europa ankommen.

Die Länge der unterseeischen Telegraphenlinien beträgt gegenwärtig schon mehr als 3000 deutsche Meilen. Es ist jetzt im Plan, Indien mit Australien zu verbinden, wobei Java das Mittelglied bilden wird.

Bergbau-, Hütten- und Salinenbetrieb des Zollvereins. Die vom Centralbureau des Zollvereins angefertigte Hauptzusammenstellung der Ergebnisse des Bergwerks-, Hütten- und Salinenbetriebs im Zollvereine für das Jahr 1860 ist nunmehr erschienen, und damit der erste Theil der Zollvereins-Gewerbsstatistik. Wir erhalten über jenen Industriezweig zum erstenmal eine ganz vollständige Uebersicht.

Die 5491 Grubenwerke förderten nämlich im genannten Jahre 246,956,560 Zollcentner Stein- und 87,653,287 Ctr. Braunkohlen, 28,015,637 Ctr. Eisenerze, 694,494 Ctr. Gold- und Silbererze (und etwas mehr als ein halbes Pfund Waschgold), 72 Ctr. Quecksilbererze, 2,968,490 Ctr. Bleierze, 1,858,948 Ctr. Kupfererze, 6,203,268 Ctr. Zinkerze, 5425 Ctr. Zinnerze, 4976 Ctr. Kobalterze, 75,383 Ctr. Arsenikerze, 776,5 Ctr. Antimon- und 356,830 Ctr. Mangan-, 629,340 Ctr. Alaun- und 537,772 Ctr. Vitriolerze, 19,483 Ctr. Graphit, 32,000 Ctr. Asphalt und 72,682 Ctr. Flußspath.

Die Gesammtproduktion des Bergbaues beträgt demnach 376,085,478,5 Zollctr., die einen Geldwerth am Ursprungsorte von 41,604,251 Thlrn. hatte; die Anzahl der Bergleute belief sich auf 161,963 Köpfe.

Die Hüttenwerke, deren der Zollverein 1589 zählt, haben producirt: Roheisen in Gänzen und Maßeln 9,429,471 Zollctr., Rohstahleisen 144,187 Ctr., Gußwaaren aus Erzen 1,008,076 Ctr., Gußwaaren aus Roheisen 1,979,705 Ctr., Stab- und gewalztes Eisen 6,702,223 Ctr., Eisenblech 865,688 Ctr., Eisendraht 455,288 Ctr., Stahl 506,241 Ctr., Gold 86,039 Pfd. und Silber 124,103,005 Pfd., ersteres 38,077 Thlr., letzteres 3,684,909 Thlr. werth. Ferner Kaufblei 517,792 Ctr., Glätte 64,362 Ctr., gewalzte Bleiplatten 8527 Ctr., Garkupfer 48,477 Ctr., verarbeitetes Kupfer 38,109 Ctr., Messing 35,120 Ctr., Platten- und Barrenzink 1,107,191 Ctr., Zinkblech 278,096 Ctr., Zinn 3118 Ctr., Blaufarbenprodukte 13,898 Ctr., Nickel 8007 Ctr., Arsenik 6863 Ctr., Antimonium 125 Ctr., Alaun 67,844 Ctr., Kupfervitriol 14,166 Ctr., Eisenvitriol 69,270 Ctr., gemischten Vitriol 8,959 Ctr., Schwefel 5311 Zollctr. Die Gesammtmasse der Hüttenproduktion beträgt also 23,387,354,8 Ctr. im Werthe von 84,164,182 Thlrn. In den Hüttenwerken waren 72,308 Personen beschäftigt.

Die 675 Salinen erzeugten: 5,401,576 Ctr. Kochsalz, 145,832 Ctr. schwarzes und gelbes Salz, 369,839 Ctr. Dungsalz, und aus den sechs Salzbergwerken wurden 1,023,346 Ctr. Steinsalz gefördert, so daß also die 681 Salinenwerke des Zollvereins (mit 5916 Arbeitern im Jahre 1860) im Ganzen 6,580,593 Ctr. Salz im Werthe von 6,070,314 Thlrn. producirten.

Der ganze Zollverein zählte in jenem Jahre demnach 7761 Werke für Bergbau, Hütten- und Salinenbetrieb, in welchen zusammen 240,187 Arbeiter ihren Lebensunterhalt fanden, und welche

403,760,310,2 Ctr. Produkte im Werthe von 130,808,291 Thlrn. lieferten.

Wirklicher Fortschritt in Ostindien. In den westlichen Ghats liegt in malerischer Gegend die Landschaft Kurgh, deren Häuplinge von einem englischen Residenten überwacht werden. Sie haben sich jüngst mit einer Bittschrift an denselben gewandt, deren Inhalt sehr bemerkenswerth erscheint, weil gerade in Indien das Volk mit ungemeiner Zähigkeit am Alten klebt. Vor sechs Jahren, schreiben sie, hat General Mac Gubben Schulen bei uns eingeführt, deren Wichtigkeit wir damals nicht begriffen, denn wir waren durch Vorurtheile verdunkelt. Aber diese sind geschwunden, seitdem wir erkennen, wie viel Segen uns die englische Lehranstalt zu Mercara gebracht hat; sie wird von einem verständigen, achtbaren, seinem Beruf ergebenen Manne geleitet. Wir haben uns nun vereinigt und die erforderliche Summe zusammengelegt, um auch unsererseits noch eine zweite derartige Erziehungsanstalt für einhundert Knaben zu gründen; wir wünschen aber den wohlthätigen Einfluß des Unterrichts auch für unsere Töchter. — Die englische Regierung ist darauf gern eingegangen und hat einen Beitrag von 11,000 Rupien für Mädchenschulen angewiesen.

Aus dem Staatskalender des Königreichs Siam. Im Auftrage Mongkut's, des „philosophischen Herrschers", den die Leser des Globus kennen, giebt Dr. Bradley ein Hof- und Staatshandbuch zu Bangkok, der Hauptstadt von Siam, heraus. Der Jahrgang für 1863 enthält zunächst, gleich seinen europäischen Kollegen, allerhand Nachrichten über den Hof, z. B. die vollständige Liste der Könige, welche bis jetzt über Siam geherrscht haben, die Namen der Eltern und der Kinder der beiden jetzt regierenden Majestäten, denn Siam hat bekanntlich stets zwei Könige nebeneinander, doch so, daß der Oberkönig Inhaber der wichtigsten Machtbefugnisse ist. Dem Regentenverzeichnisse folgen Bemerkungen über siamesische Pflanzen und über den Ackerbau; er bringt weitere Nachrichten über buddhistische Tempel, über Sitten und Gebräuche der Priester, über den Besuch, welchen die Regenten alljährlich in den Tempeln abstatten, über das Schulwesen und dergleichen mehr.

König Mongkut hat im Ganzen 61 Kinder gehabt; das jüngste ist eine 1862 geborene Prinzessin; von jenen 61 sind jetzt noch 50 am Leben. Seine Majestät haben 27 Hauptfrauen und 34 Nebenfrauen; dieselben erhalten ein Traktament von 120 bis 1200 Tikals. Außerdem zahlt der königliche Hofhalt noch 6440 Tikals jährlich an 65 Hofdamen, welche alle Töchter von Edelleuten sind, und 24,960 Tikals an 27 Muhmen, Schwestern und Nichten des Monarchen. Zwanzig Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt haben eine englische Gouvernante.

Der zweite König hat 20 Frauen aus dem Volke der Laos, 5 siamesische Frauen und 30 Kinder; er besitzt aber im Ganzen 60 Stück. Der älteste Prinz hieß früher Georg Washington, jetzt heißt er blos Georg.

Man muß zugestehen, daß beide Könige sich mit einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Frauen begnügen, denn ihre Vorgänger haben mindestens viermal so viele gehabt. Manche Edelleute besitzen 30 bis 40 Gemahlinnen.

Bangkok hebt sich als Handelsstadt immer mehr. Die Einfuhren aus dem Auslande betrugen 1862 den Werth von 2,710,807 Dollars; davon kamen für 2,215,931 Dollars von Batavia und Singapore. In allen diesen Angaben ist aber nicht mit inbegriffen, was unter siamesischer Flagge an Seiden- und Glaswaaren, Geschirr, Quincaillerie, chinesischen Waaren und dergleichen mehr eingeführt wird, auch nicht was in chinesischen Dschonken gebracht wird, weil diese Flaggen keinen Eingangszoll geben. Die Ausfuhr aus Bangkok stellte sich auf 3,390,430 Dollars = 5,650,718 Tikals, denn der Tikal ist so viel wie 60 amerikanische Cents. Die Zahl der europäischen Residenten in Bangkok beträgt 112, der amerikanischen 38, ohne deren Familienangehörige.

Stand des Erziehungswesens in Brasilien. Ein Graf de la Hure hat 1862 ein dem Kaiser von Brasilien gewidmetes Werk in Paris drucken lassen, in welchem er über das Erziehungswesen Folgendes äußert:

„Die Brasilianer erhalten von der Geistlichkeit gar keinen Unterricht in den Wahrheiten der Religion, und ihr Kultus ist aus einer solchen Menge von abergläubigen Gebräuchen zusammengesetzt, daß die evangelische Moral dadurch einen schweren Stoß erleidet, der aber in Brasilien nicht von Wichtigkeit erachtet wird. Handlungen, welche bei uns als grobe Vergehen gegen die Sitten angesehen werden, gelten dort als ganz natürlich, und besonders Seitens der Geistlichkeit als ganz tadellos. Der Glaube beschränkt sich auf einige äußerliche Uebungen, und diese werden nur gewohnheitsgemäß und auf eine leichtfertige und unanständige Weise verrichtet." — Dann folgt eine Beschreibung der lärmenden, halbafrikanischen, halbindischen Kirchenfeste, wie sie selbst in den großen Städten häufig abgehalten werden und „die mehr wie eine Parodie des schlechten Geschmackes, denn als ein religiöser Akt erscheinen." — „In den Kirchen wird nie ein Gebetbuch gebraucht. Der Priester lies't meist nur eine stille Messe ab. Die Frauen putzen sich für die Kirche wie für den Ball, setzen sich auf den Boden und schlagen sich mit der Hand vor die Brust. Die Priester haben keine größeren moralischen Verbindlichkeiten in ihrer Lebensweise als die Laien. Sie lesen weder das Evangelium, noch legen sie es aus. Sie schwatzen und lachen noch kurz vor Anfang der Messe in der Kirche selbst mit den dort befindlichen Personen. Von Vespern ist nicht die Rede. Die Kinder werden ohne allen Religionsunterricht konfirmirt und bei ihrer ersten Kommunion nicht über eine einzige Religionswahrheit befragt, die ihnen natürlich so auch ganz unbekannt bleibt. Die Gläubigen werden von dem Priester nur besucht, um die heilige Oelung zu empfangen. Letztere geben sich vielseitig mit Geschäften aller Art ab. Sie kleiden sich nicht immer anständig, obwohl gewöhnlich wie andere Leute. Ich habe mehr als einmal Jungen bei der Messe im bloßen Hemd ministriren sehen. Die Rücksichtslosigkeit gegen allen Anstand Seitens der Geistlichen hört jedoch hier nicht auf. Simonie wird von allen Klassen betrieben und auf jede Weise ausgeübt, und dieser Verkauf der heiligsten Dinge wird durch alle möglichen Vorwände beschönigt, dadurch aber nicht weniger demoralisirend gemacht. Dabei ist das Leben der meisten Priester wahrhaft skandalös. Das Spiel, die Trunkenheit und andere schamlose Laster stellen sie noch weit unter die in dieser Beziehung sehr tadelnswerthen Privatpersonen. Doch wir müssen unterlassen, die gehässigsten Seiten dieser Kaste hier weiter aufzudecken."

Fastnachtsfeier der polnischen Bauern. Ein Hauptfest der ländlichen Bewohner ist die Fastnacht. Vorbereitungen dazu werden schon lange vor der Zeit sowohl von Jung als Alt gemacht. Die Mädchen sammeln Geld, um in würdiger Weise beim „ausführen" auftreten zu können. Weizen wird gemahlen, um zu Kuchen und Pfannkuchen verbacken zu werden; Bratwurst, ohne welche es keine Fastnacht giebt, eingeschafft. Fleisch, dessen Genuß sie während der Fastenzeit beraubt sind, wird je nach den Vermögensumständen jedes Einzelnen in möglichst großer Quantität eingekauft.

Am Fastnachtsonntag beginnt das Fest. In Feiertagskleider gehüllt, welche auch die anderen Tage nicht abgelegt werden, eilt Jeder zum Wirthshaus, es müsse denn sein, Krankheit hielte ihn vom Besuche desselben ab. Die ganze Nacht hindurch wird getanzt. Montag tritt Waffenstillstand ein. Zur Abwechselung tanzt Abends die liebe Schuljugend, deren Stellungen und Bewegungen beim Tanz eine allgemeine Fröhlichkeit hervorrufen. Ungeschlacht sind sie in ihren Bewegungen, Alles dreht und läuft durcheinander; dabei suchen sie die Manieren des ältern Theils der Bewohnerschaft nachzuahmen, was ein allgemeines und gar nicht aufhörendes Gelächter zur Folge hat.

Dienstags Abends werden die unverheiratheten Personen des weiblichen Geschlechts „ausgeführt". Es wird „pod Koziołek" getanzt. Ein Tisch, auf dem Branntwein, Liqueur und Bier aufgepflanzt steht, wird außerdem noch mit einer, entweder vom Musikus oder dem weiblichen Theile der Ortschaft verfertigten Figur, dem „Koziołek", geziert. Jetzt beginnt der Tanz. Die Junggesellen führen die Mädchen aus, tanzen mit ihnen ein paarmal herum und bleiben dann mit ihnen vor dem Tische stehen. Auf einen dort stehenden Teller werfen nun die Mädchen irgend ein Geldstück und bekommen dafür Branntwein oder Liqueur, je nach Höhe der Gabe. Ist der Geldbeutel leer, so wird ein anderes Mädchen genommen, bis sie alle an der Reihe waren. Nachdem dieser Tanz beendet ist, nehmen alle Anwesenden lebhaften Antheil. Der anbrechende Morgen erst setzt der Fröhlichkeit ein Ziel.

Mittwoch früh durchzieht eine Schaar Männer das Dorf. Voran schreitet der Musikus, ihm folgt Einer mit einem langen Spieß, ein Anderer mit einem Korbe; alle Andern haben Säcke, die mit Asche gefüllt sind. In jedem Hause wird eingekehrt und die Bewohner werden mit Asche bestreut. Diese Artigkeit wird sehr oft erwidert, und zwar nicht zum Vortheil der dabei Betheiligten. Die Männer erhalten dann entweder Geld, oder Speck, Wurst, Eier und dergleichen. Sind Alle mit diesem Besuche beehrt, so wird die Rückkehr nach dem Wirthshaus angetreten. Hier werden der Speck und die Eier gebraten, das Geld wird vertrunken.

Nachmittags tanzen die Frauen, und wehe dem Manne, der da mit tanzen wollte. Er wird bei den Haaren ergriffen, seiner Mütze beraubt und diese ihm nicht eher zurückgegeben, bis er sie eingelös't hat. So ergeht es auch den Mädchen. Will Jemand mittanzen, so muß er sich einkaufen; dann kann er ungestört mittanzen. Ebenso muß jeder Mann und jede Frau, die im Laufe

des Jahres geheirathet haben, ½ bis 1 Quart Branntwein geben. Erst wenn Mitternacht längst vorüber ist, endigt der Tanz und mit ihm zugleich für dieses Jahr das Fest. (— Diese Mittheilung erhielten wir aus Pleschen im Posenschen. —)

Ein polnisches Urtheil über den polnischen Nationalcharakter. Ein patriotischer Pole entwarf in dem Posener Orendownik Nankowy folgende Schilderung seiner Landsleute, die berichtet zu werden verdient. Das hat Professor Wuttke in seiner Schrift über Polen und Deutsche hervorgehoben, und neuerdings legt auch O. Agricola in seinem „Polens Untergang und Wiederherstellung" (Gotha 1863) Gewicht darauf. Das Urtheil lautet folgendermaßen:

„Der Abscheu gegen jede, besonders geistige Arbeit, welche dauernde Anstrengung und immerwährende Beschäftigung fordert, beherrscht noch bis zur Stunde, wie früher, alle Stände. Aus der aufgeklärten Klasse nimmt Keiner die Feder in die Hand; denn sie fällt ihm ebenso schwer, wie unserm faulen Bauer der Dreschflegel. Ein Büchlein nimmt selten einer vor sich, denn man muß bei ihm sitzen bleiben, und der bewegliche Pole bedarf einer unaufhörlichen Aufregung und ist heut in der Stadt, morgen bei seinem Nachbar und in einer Woche in Paris, in Rom, an einem Badeort. Immer aber beschäftigt ihn eine „Affaire", immer strotzt sein Kopf von großen, aber stets neuen Projekten. Der windbeutelige Müssiggang, der ihn keine Stelle warm sitzen läßt, führt ihn zu Zerstreuungen, zum Luxus, zur Verschwendung seiner Zeit und seines Vermögens." —

„Aus demselben Müssiggang entspringt die aller Ausdauer baare Veränderlichkeit und der Leichtsinn, der den Polen auch von der heiligsten Sache losreißt. Unfähig, bei irgend einem Unternehmen bis zu Ende auszuharren, verläßt er das Eine und hascht, ohne den geringsten Aufenthalt, nach einem Andern, wie ein kleines Kind, das um einen neuen Ball das alte Pferd in den Winkel wirft. So belustigen ihn heute die Vorlesungen, morgen das Theater und übermorgen wissenschaftliche Sitzungen, dann nationale Zusammenkünfte, Eisenbahnen, ja er sammelt zum Besten der Armen selbst Knochen auf der Straße, aber das Alles nur kurze Zeit, und dabei ist er stets durch Kleinigkeiten zersplittert, aber sorgfältig darauf bedacht womit er in der nächsten Woche sich unterhalten könne. Er schreibt dem geringfügigsten, gleichgültigsten Ding eine außerordentliche Wichtigkeit in der Hauptsache, dem Nationalinteresse, zu, hält dabei aber die Sprache, diese in unserer Angelegenheit entscheidende Grundstütze, und die Geschichte des Landes und die Wissenschaften für das fünfte Rad am Wagen."

Dies Urtheil findet durch einen Bericht des zum Referat über die neueste Erhebung (1863) nach Warschau gesandten Specialkorrespondenten der Times, also eines Blattes, das gewiß keine Voreingenommenheit gegen die Polen zur Schau trägt, eine merkwürdige Bestätigung. Der gedachte Korrespondent zeichnet die Adeligen Polens in folgender Weise: „Auf ihre Ritterlichkeit und persönliche Tapferkeit kann man unter allen Umständen rechnen; aber ihr Edelmuth ist von weiblichem Typus und, obwohl zu Zeiten hervorstechend genug, doch zu nahe der Eitelkeit verwandt, um von echtem und dauerhaftem Gepräge zu sein. Sie sind ungemein streitsüchtig und eigensinnig, erkennen kein höheres Gesetz als den Machtspruch ihres Willens an und wechseln, in gewöhnlichen Fällen, jeden Augenblick den Gegenstand ihrer Wünsche. Verschwenderisch und unwirthlich in jeder Beziehung, haben sie tausend Bücher überflogen und keines studirt. Voll liberaler Bestrebungen, gefallen sie sich darin, die Selbstherrscher unter den Bauern zu spielen, die ihnen den Rocksaum küssen; und, obgleich die zärtlichsten Gatten, halten sie es mit den Pflichten des Ehestandes vereinbar, ein paar Maitressen neben ihrer angebeteten Gemahlin zu haben. Mit einem herzlichen Sinn für die edleren Elemente im menschlichen Charakter und einem unwiderstehlichen Hange, sich jeder Art von Genußsucht hinzugeben, zeigen sie jene wunderbare Mischung orientalischer Charaktermerkmale, durch die sie lange Zeit ihre Nachbarn in Erstaunen gesetzt, aber sich auch in das Verderben gestürzt haben, welches die nothwendige Folge ungeschulten Talents und ungezügelter Leidenschaft ist."

Die Stimmführer der Polen gefallen sich in der Behauptung, daß sie von deutscher Seite verkleinert und verleumdet würden; sie sind in hohem Grad empfindlich; auch die im Globus mitgetheilten, sehr ruhig gehaltenen „Briefe über Polen" des Herrn Dr. Caro haben dem Letztern mehrfach schriftliche Drohungen eingebracht. Herr Dr. Caro aber ist aus Gnesen gebürtig und kennt Land und Leute sehr wohl. Die Polen haben sich stets als Werkzeuge Napoleonischer Politik verwenden lassen und gerade jetzt thun sie es wieder. Sie haben sich in einen feindlichen Gegensatz gegen das deutsche Element überhaupt gestellt, und können von diesem keine „Sympathien" erwarten. Vor dreißig Jahren fanden sie solche in reichem Maße gerade bei uns; seitdem sind sie aber durch Thatsachen beträchtlich abgekühlt worden und das ruhige Urtheil, die Würdigung der konkreten Verhältnisse behält die Oberhand, wenigstens bei allen Denen, welche unbefangen erwägen und die Lehren der Geschichte nicht in den Wind schlagen.

Das Vorkommen des Tigers im nordöstlichen Asien. Als wir vor einigen Monaten über Gustav Radde's Reisen in Daurien Mittheilungen machten, wurde erwähnt, daß in jener Region auch der Tiger vorkomme. Wir erhielten nun vor Kurzem eine anonyme Zuschrift, in welcher gesagt wurde, daß „der Tiger doch wohl schwerlich so weit hin nach Nordosten vorkomme"; die Sache selbst ist jedoch längst bekannt und unterliegt gar keinem Zweifel. In Rücksicht auf jenen Brief wollen wir aber eine Stelle aus Arthur Nordmann's Zoologischen Bemerkungen im Amurlande mittheilen. Sie steht in Erman's Archiv, XXI. Band, 1862, Seite 348. —

Der Tiger (Felis tigris), Bars, goldisch Mareh, zeigt sich am südlichen Amur, so wie am Sungari und Ussuri ziemlich häufig, soll aber auch am nördlichen Amur bisweilen erscheinen. So erzählten mir einige alte Giljaken, daß auf einer kleinen Insel an der Südküste vom ochotskischen Meere, wo die Umgegend mit der Zwergzirbelfichte bewachsen ist, alle Sommer ein Tiger haus't, und daß die Insel deswegen sorgfältig gemieden wird. Der Tiger wird von den Amurvölkern gejagt, indem sie vor ihm einen panischen Schreck haben. 1857 im Winter ging das in einem Dorf an der Ussurimündung so weit, daß die armen Golden alle ihre Fahrhunde einem, jede Nacht zum Dorfe kommenden, Tiger aufgefüttert hatten, und zwar banden sie zur Nacht ein paar Hunde vor dem Dorfe fest. Zuletzt wollten sie schon ihre eigenen Kinder zum Fraß aussetzen, wenn nicht einige Kosaken den Tiger zufälligerweise erlegt hätten. Die Russen haben in den letzten Jahren einige Tiger im Burejagebirge erschossen, aber gewöhnlich ohne zu wissen, was es für ein Thier war. So zog 1860 im Herbst eine Gesellschaft von drei Kosaken, der eine bewaffnet mit einer ungeladenen Bajonnetflinte, der andere mit einer kleinen Kugelbüchse, der dritte mit einem Beile, der blutigen Spur nach, welche ein Tiger gemacht hatte. Derselbe hatte den Leuten ein Pferd geraubt, erwürgt und es in den Wald geschleppt. Die Nimrode fanden den Tiger, der sich während seiner Mahlzeit nicht im Geringsten stören ließ; darauf wurde nach einer Berathschlagung beschlossen, daß der Büchsenmann feuern und die Anderen mit dem Bajonnet und dem Beile das Uebrige machen sollten. Der Kosak stellte seine lange Büchse auf die gebräuchliche Stützgabel, und es gelang ihm, nach mehrmaligem Versagen des Schlosses, den fehlgehenden Schuß abzudrücken, wobei aber der Tiger sich nicht rührte und sein Mißvergnügen nur durch ein schreckliches Brüllen kund gab. Alsbald beschloß der mit der Axt Bewaffnete auf das Thier loszugehen, und versetzte demselben aus allen Kräften einen Hieb auf den Rücken, wurde aber augenblicklich gepackt und mit der einen Vordertatze am Boden festgehalten. Der Bajonnetträger, der dem Kameraden helfen wollte, theilte dasselbe Schicksal, und nun lagen Beide und schrien den Dritten um Hilfe an, wozu der Tiger mit kraftvollem Baß einstimmte, ohne den beiden Männern besonders zu schaden. Dem Büchsenmanne gelang es endlich, die Bajonnetflinte unter den Dreien hervorzuziehen, ohne daß der Tiger, dessen beide Vordertatzen mit dem Festhalten der Schützen beschäftigt waren, ihn fassen konnte. Mit dem erbeuteten Bajonnete durchbohrte nun der Büchsenmann dem Tiger einigemal den Leib, worauf das Unthier starb. Die beiden verunglückten Schützen krochen mit nur etwas zerkratzten Bäuchen unter dem Tiger hervor, und nun machten sich alle Drei an das Abhäuten des Tigers. Als man später die drei Jäger befragte, wie der Tiger ihnen vorgekommen sei, erzählten dieselben, er wäre nicht besonders gefährlich gewesen, hätte aber nur so grimmig gebrüllt, daß ihnen das Herz im Halse gesessen habe.

Der aus Holz grob aber doch kenntlich geschnitzte Kopf des Tigers wird bei den Golden als Götze verehrt, und der Tiger selbst in den Schamanengesängen gepriesen. Es existirt bei diesem Volke der Glaube, daß, wenn ein von Krankheit befallener Mensch einem Tiger im Walde begegnet, falls er nicht gefressen, ganz hergestellt werde. Die Giljaken erzählten, daß das Thier zuweilen auch auf der Insel Sachalin erscheine.

Am Amur wie auch am Ussuri kommt noch eine andere, kleinere Tigerart vor (Felis irbis). Diese ist nicht gestreift, sondern gefleckt, soll aber seltener sein als die vorige Art.

Der Riesenvogel Moa auf Neu-Seeland. Die Kolonisten sind überzeugt, daß derselbe noch vorhanden sei, und daß er keine „Seeschlange" ist; sie hoffen seiner habhaft zu werden, denn er sei noch nicht ausgestorben. Ein Mann, so schreibt die Otago-Times, habe ihn mit eigenen Augen gesehen, und ein Diener des Herrn Rees, der zu Wakatipu wohnt und für einen glaubwürdigen Menschen gilt, habe Folgendes erzählt: Er sei mit einem Gefähr-

ten nach dem Bezirk des Flusses Arrow gegangen, um Gold zu suchen. Gegen Sonnenuntergang saßen die beiden Leute an ihrem Lagerfeuer, da rief der Eine: „Sieh mal dort oben hin, was kommt da?" Auf einem Hügel, in nur drei- bis vierhundert Schritten Entfernung, sahen sie einen mächtig großen Vogel, der sich ihr Feuer zu betrachten schien; er lag und sein Kopf war ihnen zugewandt. Nach einem kleinen Weilchen stand er auf, ging fort mit sehr großen Schritten und war bald aus ihren Augen verschwunden. Er schien, ohne Hals und Kopf, sieben englische Fuß hoch zu sein. Der letztere war sehr lang und platt und der Vogel hielt ihn weit vorgestreckt. Am andern Morgen gingen die beiden Goldsucher auf jenen Hügel und betrachteten sich die Spuren des Vogels; sie sahen drei Eindrücke, die durch einen Zwischenraum von 12 Zoll von einander getrennt waren, und den Eindruck des Sporns, etwa einen Fuß weit hinter jenen. — Wer einen Moa lebendig oder todt einbringt, erhält eine Belohnung von 100 Pfd. Sterling.

Pisco in Peru und die Guano-Inseln. Zwischen den Thälern von Chincha und Pisco erstreckt sich eine Sandwüste. Nachdem man eine neue Hängebrücke über den Fluß Pisco passirt hat, eröffnet sich eine freundliche, mit Dattelpalmen, Weiden und Wiesenland bedeckte Ebene, in welcher die Stadt Pisco liegt, die als Musterbild für die kleinen Küstenstädte Perus dienen kann. Auf dem Marktplatze befinden sich mehrere stattliche Häuser, darunter das des Don Domingo Elias, des größten Landeigenthümers und unternehmendsten Mannes in Peru; ingleichen eine schöne Kirche im Baustyle von Lima, welche die eine Seite des Platzes einnimmt. Die kleineren Wohnungen der ärmeren Klassen, namentlich der Neger und der gemischten Farbigen, sind von einfacher Bauart. Es sind weiß übertünchte, zehn Fuß hohe Häuser von Fachwerk aus Rohr mit Lehmschlag; sie stehen reihenweise und sehen mit ihren getäfelten Thüren und gläsernen Lampen darüber recht nett und anständig aus. Außer der großen Kirche, einer bekannten Landmarke für die Küstenschifffahrer, besitzt Pisco noch die alte Jesuitenkapelle mit schönem vergoldeten Schnitzwerk und ein verfallenes Franziskanerkloster, das vor zwanzig Jahren von der Regierung eingezogen wurde. Früher war Pisco ungesund; die Einwohner hatten viel an Fiebern zu leiden; durch eine vor achtzehn Jahren eingerichtete gründliche Austrocknung aber hat man den Platz zu einem ganz besonders gesunden umgeschaffen. Die Umgebungen von Pisco sind mit weit ausgedehnten Weingärten bedeckt, von denen die meisten Don Elias besitzt, der ausgezeichnete Trauben baut. Er läßt große Quantitäten keltern und aus einem Theile den berühmten Pisco oder Italia bereiten, einen Liqueur, der nach allen Küstenplätzen und auch in das innere Peru versandt wird. Seine Niederlage zu Pisco enthält mehr als hundert Fässer Wein, jedes zu 280 bis 300 Gallonen (1350 bis 1450 Kannen), die in drei Sorten zerfallen: die beste, ein ausgezeichneter Wein, dem Madeira ähnlich, dann ein etwas geringerer weißer Wein und ein dritter, der dem Bucellas gleicht. Der Pisco ist in großen Niederlagen am Strand aufgespeichert, von wo er nach den Häfen von Peru und Chile verladen wird. Eine ausgezeichnete Sorte des Pisco wird aus der großen weißen Traube unter Zusatz der duftenden Chirimoya-Frucht bereitet.

In der Bai von Pisco, etwa dritthalb Meilen von der Küste entfernt, liegen die Chincha- oder Guano-Inseln. An einem Januartage, schreibt Markham, schiffte ich mich in einem kleinen mit Chinesen bemannten Langboot ein, um sie zu besuchen. Wir landeten zunächst an der nördlichsten, deren Felsenwände so schroff abfallen, daß man die Insel mittelst einer hohen, steilen Leiter erklimmt, die zu einer an der Seite des Felsens angebrachten hölzernen Plattform führt. Die Insel ist gegen 1400 Varas (2389 Ellen) lang und 600 (1024 Ellen) breit. Sie ist ihrer ganzen Ausdehnung nach mit dicken Guanoschichten bedeckt; der Hauptstich, etwa hundert Schritte vom Rande des Felsens entfernt, zeigt bereits eine Höhe von sechszig Fuß. Zweihundert Verbrecher sind damit beschäftigt, den Guano herabzuschaufeln, und eine kleine Dampfmaschine dient dazu, ihn zu heben und in die Karren zu laden. Von der Maschine geht nämlich ein Krahn aus, vermittelst dessen ein großer eiserner Trog, der acht Centner schwer ist, auf und nieder bewegt wird. Der Trog füllt sich selbst und entschüttet sich in die Karren, die ihn auf Schienen bis an den Rand des Felsens führen, von wo er durch einen Schlauch von Segeltuch in den Raum des ladenden Schiffs gelangt. Hier wird er von starknervigen Negern sofort, wie er herabfällt, gebreitet und geordnet. Sie erhalten dreizehn Dollars für hundert Tonnen zu breiten und tragen eiserne Masken, da der Guano durchdringender ist als Kohlenstaub und Eisenfeilspähne, und stärker als flüchtige Salze. Die Verbrecher wohnen in einem Haufen schmutziger Hütten, neben denen sich ein paar eiserne Gebäude befinden, die den peruanischen Beamten, einigen englischen Zimmerleuten und einem irländischen Doktor zum Wohnsitze dienen. Man hat berechnet, daß im Jahre 1853 auf der nördlichen Insel noch 3,798,256 englische Tonnen (1 Tonne = 20 Ctr., also zusammen ungefähr 230 Millionen Ctr.) Guano vorhanden waren, auf der mittlern 2,000,000, auf der südlichen 5,680,000. Die letztere war noch gar nicht angegriffen. Die mittlere wird fast nur von Chinesen bearbeitet, die aber theils wegen der schlechten Behandlung und der fürchterlichen Beschaffenheit der Arbeit, theils aus Heimweh sehr häufig Selbstmorde begehen. Es lagen fünfundzwanzig Kauffahrteischiffe, meistens englische, vor den Inseln; in der Regel befinden sich mehr dort, bisweilen steigt ihre Anzahl bis zu hundert. Die weniger betretenen Stellen werden noch jetzt von vielen tausenden Guanovögeln (Guano ist das verdorbene Quichua-Wort Huano und bedeutet Dünger) besucht. Sie legen ihre Eier in kleine Höhlen im Guano, und einzelne Anhöhen sind mit ihren Nestern völlig bedeckt. Sie gehören zur Familie der Meerschwalben, haben rothe Schnäbel und Füße und sind etwa zehn Zoll lang. Oben am Kopfe, an den Spitzen der Flügel und am Schwanze sind sie schwarz, am untern Theile des Kopfes weiß, übrigens von dunkler Schieferfarbe; an beiden Seiten unter dem Ohre tragen sie einen langen, geringelten Federbart. Schon die Incas von Peru legten hohen Werth auf den kostbaren Düngungsstoff; er wurde im ganzen Reiche viel gebraucht, und jede Störung der Vögel während der Brutzeit soll mit Todesstrafe bedroht gewesen sein. Außer den Meerschwalben nisten große Schaaren von Tauchern, Pelikanen und Möven auf den Inseln.

Steinwaffen der Feuerländer. Bekanntlich findet man im Drift neben Menschenknochen auch steinerne Geräthe von Feuerstein, und in der jüngsten Zeit ist viel darüber hin und her verhandelt worden. Jetzt macht nun der alte Admiral Fitzroy seine Beobachtungen aus dem Feuerlande bekannt. Dieser südlichste Theil Amerikas, eine unzählige Menge von Inseln und Klippenholmen, bietet einen ungemein mannichfaltigen Anblick dar: Berge von einigen tausend Fuß Höhe, Gletscher, bewaldete Hügel, Wasserfälle, geschützte Buchten, es ist, als ob die Schweiz, Norwegen und Grönland dort dicht bei einander lägen. Die Bewohner, Pescheräs, haben Nachen aus Rinde; sie besitzen steinerne Werkzeuge, Messer aus Feuersteinen, eben solche Pfeil- und Lanzenspitzen, schneiden damit Rinde von den Bäumen ab, Fleisch, Fett von Seethieren, zerschlagen Muschelthiere und benutzen dieselben überhaupt zu vielfachem Behuf. In jeder geschützten Bucht, wo Hütten gestanden haben, findet man Muscheln und Steine, Abfall und Knochen, die oft sehr alt und mit Triebsand oder von Wasser angeschwemmtem Geröll, oft auch mit Pflanzen überdeckt sind. Das Alles erinnert den Beobachter an das Steinzeitalter in Skandinavien. Menschenknochen kann man im Feuerlande deshalb nicht finden, weil die Pescheräs ihre Todten mit Steinen beschweren und in's tiefe Meer werfen oder dieselben verbrennen. Manche solcher Haufen sind sechs bis zehn Fuß hoch und zehn, zwanzig, auch wohl fünfzig Schritte breit. Auch in Australien, Polynesien, im nördlichsten Amerika haben die Wilden steinerne Geräthe. Wenn aber Fitzroy meint, daß dieselben die Kenntniß derselben in Urzeiten von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte mit auf ihre Wanderungen genommen hätten, so ist das eine Verirrung der Phantasie. Der Mensch muß Geräthe haben, und findet oder kennt er keine Metalle, so nimmt er Stein, Holz, Knochen und Fischgräten; die Nothwendigkeit weist ihn darauf hin.

Todesfälle durch Feuer. Eine amtliche Nachweisung ergiebt, daß in Großbritannien während der vierzehn Jahre von 1841 bis 1861 nicht weniger als 39,927 Menschen durch Feuer ums Leben gekommen sind. Das ergiebt acht Menschen für jeden Tag. Von jener Gesammtzahl waren 1344 Kinder unter einem Jahre; 4500 Kinder zwischen dem ersten und zweiten Jahre; 9777 zwischen dem zweiten und vierten Jahre; 6255 junge Mädchen und 3700 Knaben, beide zwischen dem fünften und dem fünfzehnten Jahre. Vom 15. bis 50. Jahre entfallen weit mehr Feuertodte auf das männliche als auf das weibliche Geschlecht, bis zum Jahre 1850; seitdem aber die Crinolinen Mode geworden, hat sich dieses Verhältniß geradezu umgekehrt; es verbrennen viel mehr Frauen und Mädchen als Männer.

Die Perlenfischerei auf Ceylon beginnt gewöhnlich am 9. März und dauert 35 Tage. Die englische Regierung erhebt davon durchschnittlich ein Einkommen von ungefähr 300,000 Thaler.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die Inka-Stadt Cuzco in Peru.

In der Umgegend der Sonnenstadt. — Das Kloster de la Recoleta und die Beguinage. — Eine Vorstadt von Cuzco. — Charakter und Bauart der Stadt. — Erinnerungen an die alten Zeiten. — Die Inkas und ihre Regierung. — Barbarei der Spanier. — Die Kirchen und Klöster. — Die Geistlichkeit. — Privathäuser und deren Einrichtung. — Die Einwohner und deren Bildungszustand.

Cuzco, Stadt der Inkas, mit deinen weisen, patriarchalischen Fürsten und deiner hohen Kultur; deiner Macht, die ein großes Reich umfaßte; deinen Wunderwerken, die noch heute das Staunen des Reisenden erregen; deinen Tempeln, welche den Glanz der Feenpaläste in Tausend und Eine Nacht überboten; mit deinen Trophäen, welche die Inkas auf den Schlachtfeldern vom Aequator bis zu den Gestaden Chiles gewannen; — du Cuzco, wo man Triumphgesänge anstimmte zum Preise Ynti's, der lichtstrahlenden, geheimnißvollen Gottheit und zum Preise der Wohlthaten, die von den Inkas ausströmten; — du Cuzco, einst Schauplatz der Größe und Herrlichkeit, wie tief bist du jetzt gesunken! Wie viel des Leides, des Elends und der Entwürdigung ist seit jenen längst entschwundenen Tagen des Glücks nun über Dich gekommen! Wo sind sie, deine Schätze, wo ist deine Herrlichkeit? —

So ruft der Engländer Clements R. Markham aus. Wir begreifen, daß man von sehr elegischen Eindrücken übermannt wird, wenn man den ersten Blick auf die Stadt wirft, welche einst Mittelpunkt einer hohen und selbständigen Kultur war. Diese Kultur aber ist ganz eigenartig und urwüchsig amerikanisch gewesen, sie war ohne Zuthat oder Beimischung aus fremden Erdtheilen. Die Regierungsform des Inkareichs war ein theokratisch-patriarchalischer Kommunismus. Legt man als Maßstab zum Beurtheilen desselben unsere europäischen Begriffe über Bürgerthum und

Plaza und Kathedrale in Cuzco.

Staatswesen an diese merkwürdige Theokratie, dann wird man Vieles verwerflich finden können. Aber dieser Maßstab hat für den konkreten Fall keine Berechtigung. Die Volksbeschaffenheit und die Bedingungen der Entwickelung im alten Reiche der Sonnensöhne waren durchaus verschieden von denen unserer alten Welt. Die Inkas aber kannten ihr Volk und hatten für dessen Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnisse ein tiefes Verständniß; ihre Politik hatte eine sichere ethnologische Unterlage. Doch wir können heute auf diesen Stoff nicht näher eingehen, werden aber gelegentlich das alte Peru näher betrachten. Der Gegenstand ist in hohem Grad anziehend, und seitdem der Amerikaner Prescott sein berühmtes Werk geschrieben, hat die Forschung manches Neue zu Tage gefördert.

Das Wort Cuzco bedeutet Nabel. Diese Hauptstadt lag im Mittelpunkte des eigentlichen Inkareichs, mehr als 11,000 Fuß über dem Meer, unter 13° 30′ S. Br., in einem schmalen, von hohen Bergen umschlossenen Thal in gemäßigtem Klima.

Wer von Arequipa her über Acopia nach Cuzco reitet, kann nur durch eine tiefe Bergschlucht, eine sogenannte Quebrada, in das Thal gelangen. Er kommt an den Bach oder kleinen Fluß Huatanay, welcher durch die Hauptstadt fließt und als Abzugskanal dient, und rastet noch einmal im Dorfe San Sebastian, das ihm wegen der massigen Kirchthürme auffällt, und dessen Bewohner er sich näher betrachtet. Denn sie alle, ohne irgend eine Ausnahme, machen Anspruch darauf, Edelleute zu sein und Inkablut in ihren Adern zu haben; auch führen sie sammt und sonders das Wappen der Inkas. Sie sind aber nur halbschlächtige Leute, braune Mischlinge von Europäern und Indianern. Sie rühmen sich, von der berühmten peruanischen Familie der Quispe, Mamani und Condori abzustammen; diese aber waren mit den Inkas verwandt, und also sind die Bauern in San Sebastian auch Söhne der Sonne. Aber der Glanz ist verschwunden, denn diese Leute gehen barfuß und treiben Heerden von Schafen oder Llamas; sie verdingen sich als Wasserträger oder Stallknechte, trinken viel Branntwein und Chicha, kauen Coca und sind für den Fleiß keineswegs leidenschaftlich eingenommen.

Jenseit des Dorfes treten die Berge noch näher an einander, und man sieht noch nichts von Cuzco. Links am Wege steht der Baum des Abschieds, dessen Alter unbestreitbar ist. Die Sage behauptet, er sei vom Inka Capak Yupanqui gepflanzt worden; in diesem Falle würde er in die Mitte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufreichen. Man bezeichnet ihn als Chachacumayoc, das heißt: Baum des Abschieds. Bis zu ihm wird ein Mann, der von Cuzco aus eine längere Reise antritt, von seinen Verwandten begleitet. Man ißt und trinkt dort, man tanzt und singt Stunden lang; beim Abschiednehmen weint man, tröstet sich jedoch leicht mit einer Despedida, einem letzten Trunke.

Nach einem Ritte von ungefähr zehn Minuten fällt der Blick auf ein eigenthümliches Gebäude, eine viereckige, ganz abgeschlossene Masse Mauerwerk, — das Kloster de la Recoleta, welches ein kirchlich gesinnter Mann aus Burgos in Spanien 1599 für die Franciskanermönche bauen ließ. Diese haben das Kloster auch heute noch inne. Zwar kann man nicht sagen, daß sie der Welt etwas nützen, aber sie sind harmlose Menschen; der Bruder Pförtner strickt Strümpfe, und der Reisende Marcoy, dessen unsere Leser sich wohl erinnern (Globus III, S. 129 ff.), fand im Prior einen würdigen Greis. Seine Hautfarbe war braun wie Mahagonyholz. Den jüngeren Mönchen sah er durch die Finger und hatte nichts dagegen, daß sie in den Schänken tranken und zuweilen mit den hübschen Indianerinnen Samacuecas tanzten.

Unweit des Klosters de la Recoleta liegt eine von demselben abhängige Begninage, ein Beaterio; das Gebäude ist durchaus anspruchslos, denn es besteht aus lehmbeworfenen Wänden und einem Rohrdache. Zwei Nuchos (Salvia splendens peruviana) mit bläulichen Blättern und purpurrothen Blumen erheben sich zu beiden Seiten der Eingangsthür. Drei alte Begninen sollen das Innere in Ordnung halten; mehrmals im Jahre ziehen Processionen dorthin.

Das Beaterio liegt noch vereinzelt, aber dann kommt man an eine ununterbrochene Reihenfolge von Meierhöfen und Gärten, deren Mauern eine lange und enge Gasse bilden, die sogenannte Vorstadt de la Recoleta. Dieses schmuzige Quartier wird in der Mitte von einem Bache durchzogen, der zumeist trocken liegt. An Schänken ist in dieser Vorstadt kein Mangel, denn die Hispanoperuaner sind dem Trinken leidenschaftlich ergeben; sie können nicht leben ohne Chicha, dieses starke Getränk aus gegohrenem Mais.

Nun ist man endlich in Cuzco. Marcoy macht sich lustig über die lyrischen Ergüsse, welche von anderen Reisenden ausgeströmt worden sind, sobald sie die Stadt der Inkas betraten. Der Franzos nimmt die Dinge von der lustigen Seite, sein Temperament ist ein ganz anderes als jenes des Engländers Markham; er freut sich, daß die bis dahin so trägen Maulthiere beim Einzug in die heilige Stadt eine übernatürliche Kraft entwickelt hätten. Es war, sagt er, als ob sie an jedem Bein eine Merkuriusschwinge gehabt hätten; sie hielten die Ohren spitz, flogen gleichsam hinweg über Löcher, tief ausgefahrene Geleise, Steinblöcke; man merkte es ihnen gar nicht an, daß sie acht und neunzig Leguas gemacht hatten, so munter waren sie.

Also über Stock und Block kam der Reisende an die Cueva Honda, das heißt die tiefe Grotte; sie bildet die Fortsetzung einer steinigen Schlucht, durch welche der Bach Sapi in die Ebene einströmt. Von diesem Punkt aus hat man einen guten Ueberblick von Cuzco. Aber was sieht man? Eine plumpe Masse von Steinen und Ziegeln, kaum eine hervorragende, aus dem Gesammtgewirr hervortretende Einzelnheit, keine fesselnden Umrisse. Cuzco hat durch die Spanier sicherlich nichts gewonnen.

Man reitet durch das steile Quartier San Blas in die Triumphstraße ein und kommt dann auf die Plaza mayor, an welcher die Domkirche steht.

Cuzco ist im elften Jahrhundert von dem ersten Inka, Manco Capak, gegründet worden. Sie wurde die Hauptstadt des Reiches, welches er stiftete. Der Sage nach lehrte er das Volk den Ackerbau und die Anlage von Bewässerungskanälen, und seine Gemahlin Mama Ocllo unterwies die Frauen im Spinnen und Weben. Aber im heutigen Peru und Bolivia war schon früher eine Civilisation, auf welche jene der Inkas gleichsam aufgepfropft wurde. Für erstere zeugen die vielen großartigen Denkmäler und Bauwerke aus Zeiten, die weit über Manco Capak hinausliegen. Ein Volk, das solche Monumente schaffen konnte, verstand sich ohne Zweifel schon auf Ackerbau und Webekunst.

Man setzt Manco Capak's Auftreten in das Jahr 1021; er war der erste in der Reihe der Inkas, deren letzter (der siebenzehnte), Tupac Amaru, 1571 starb. Im Allgemeinen war der theokratische Despotismus der Inkaherrschaft mild und patriarchalisch in der Ausübung. Der Sohn der Sonne war „Vater des Volks", das er bevormunden ließ; sein stolzester Titel war Huacha cuyac, d. h. Freund der Armen.

Die Bauwerke der Inkas hatten kleine, viereckige Fensteröffnungen und man sieht dergleichen noch heute in den Ruinen

des Manco Capak-Palastes; als Dachbedeckung verwandte man Ychu, das lange Gras, welches im Gebirge wächst. Das Innere bestand aus geräumigen Hallen, aus denen man in kleinere Gemächer gelangte. Die Wände waren mit goldenen Thiergestalten und Blumen von feiner, sehr geschmackvoller Arbeit geziert. An steinernen Nägeln hingen Spiegel aus hartem, glänzend polirtem Stein mit konvexer und konkaver Oberfläche; in den Nischen standen Geräthe oder Canopas, Hausgötter aus Gold und Silber, meist nach phantastischen Zeichnungen, auch in der Gestalt von Llamas, Maiskolben und dergleichen.

Pizarro und dessen spanische Raubgenossen, diese eisengepanzerten, berittenen Banditen, waren erstaunt über die Pracht, welche sie am Hofe zu Cuzco fanden. In dieser Stadt sind noch Gemälde aus den ersten Zeiten der Eroberung vorhanden, auf denen die Inkas in vollem Ornate dargestellt sind. Sie tragen ein Gewand aus feiner Baumwolle gewebt, einen Gürtel von Wollenzeug, der mit Figuren gemustert ist, einen goldenen Brustharnisch, auch wohl eine goldene Sonne um den Hals und ein langes, flatterndes Gewand, das vom Nacken bis auf die Fersen hinabhängt. Manche haben einen Kopfputz von Reiherfedern; ein der Bodenlage eingetheilt in Hurin, das obere Quartier, und Hanan, das niedrige Quartier; gegenwärtig zerfällt sie in sieben Bezirke, hat ungefähr 3000 Häuser und nicht mehr als 20,370 Einwohner (nach anderen Angaben etwa 40,000). Mindestens eintausend von jenen Häusern sind armselige Hütten, und davon reichlich fünfhundert Schänken. In der Straße de las Heladerias wird vorzugsweise Eis und Limonade verkauft; in ihr steht noch das Haus, wo gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der berühmte peruanische Geschichtschreiber Inka Garcilaso de la Vega geboren wurde. Als Marquoy dasselbe besuchte, fand er das Erdgeschoß von einer braunen Wäscherin, das Obergeschoß von einem einängigen Indianer bewohnt, der verschiedenen Hunden Kunststücke beibrachte.

An Kirchen und Klöstern ist bekanntlich in Städten, wo das spanische Element sich geltend machen konnte, gar kein Mangel; Cuzco zählt der ersteren nicht weniger als fünfzehn, der letzteren sieben, wovon drei für die Nonnen. Alle diese „Gotteshäuser" haben etwas Düsteres, das aber zu dem rauhen Klima, dem oft sehr trüben Himmel und den Bergen ganz wohl paßt. Auch im Innern sind sie zumeist recht einfach in der Bauart, aber reich mit Kirchengeräthen von

Kloster de la Recoleta.

regierender Inka ist zu erkennen an einer karmesinrothen Llautu, Franse, und der schwarz und weißen Flügelfeder des Coraquenque, eines Falken. Aus dem einfachen Herrscherstabe Manco Capak's wurde späterhin ein eigentliches Scepter. Die Königinnen und Prinzessinnen trugen den LlicIla, langen Mantel, der über der Brust mit einer langen Nadel befestigt war, und eine Spindel. Wir geben eine Abbildung mehrerer Inkas und ihrer Frauen; schon ein Blick auf die Gesichtsgestaltung reicht hin, zu zeigen, wie rein widersinnig es ist, die Inkas aus China oder der Mongolei abstammen zu lassen, sie überhaupt aus Asien herzuholen. So edle Physiognomien hat nie, so lange die Welt steht, ein Mensch von mongolischem Schlage gehabt, nie eine solche Adlernase. (S. Seite 200.)

Die heutige Stadt Cuzco (Ccozçco der Inkas) nimmt auf keinen Fall einen größern Flächenraum ein als in den Tagen der eingeborenen Herrscher. Sie bildet ein längliches aber unregelmäßiges Viereck von Nordwest nach Südost; der von der Cordillera de Sapi herabkommende Huatany, ein wildes, brausendes Bergwasser, scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften; während der Wintermonate ist er beinahe trocken; er ist theilweise mit Mauerwerk eingedämmt, das aus den Inkazeiten herrührt. Die alte Stadt war nach Gold und Silber und Edelsteinen begabt. In der Kathedrale ist der Hauptaltar ganz von Silber, und die Sakristei ist überfüllt mit allerlei Kirchenschmuck „von fabelhaftem Reichthum." Eine der Kapellen dieses Doms ist dem Señor de los Temblores, dem Herrn der Erdbeben, geweiht. Durch die spärlich angebrachten Fenster fällt nur sehr wenig Licht in die Kirche.

Die Indianer haben eine alte Sage, der gemäß sich unter der Domkirche ein tiefer See befindet. Sein Wasser bleibt das ganze Jahr hindurch ruhig, aber am 13. November schwillt es an, siedet und braus't mit Geräusch an die großen Platten und Quadersteine, welche den Fußboden bilden. Es war am 13. November 1532, als der Freibeuter Pizarro mit seiner christlichen Räuberbande in Cuzco einzog. Seitdem ist unermeßliches Unheil über die Bewohner des Inkareiches gekommen; die Barbarei feierte ihre scheußlichen Orgien. Natürlich baute der Freibeuter Pizarro sofort eine Kirche, die er von seinem Feldpater Vicente Valverde weihen ließ. Aber im Jahre 1572 ließ der Vicekönig Francesco de Toledo sie niederreißen, um statt ihrer einen Dom zu bauen. Nachdem man große Summen dafür ausgeworfen und volle fünfzig Jahre gearbeitet und immer und immer Nachschuß gefordert und erhalten hatte, fragte endlich

König Philipp der Vierte einmal an: *ob man etwa die Kirche aus massivem Silber aufführe.* Es vergingen im Ganzen nicht weniger als zwei und achtzig Jahre bis zur Vollendung des Baues, der, nach unserm Gelde gerechnet, etwa 20,000,000 Thaler gekostet hatte. Unser Bild zeigt, was man für einen solchen Betrag geleistet hat. Am 15. August 1654 ist dieser Dom eingeweiht worden.

Jesuitenkirche in Cuzco.

An der rechten Seite der Kathedrale steht die „*Triumph-Kapelle*", die zuerst auch nur eine kleine Hütte war. Die Indianer waren durch die abscheulichen Wüthereien der Spanier zur Verzweiflung gebracht worden und erhoben unter der Leitung des *Inka Manco*, Huascar's Bruder, die Fahne des Aufstandes. Eine Rotte der spanischen Dränger hatte sich, während Cuzco an mehreren Stellen brannte, in diese Kapelle geflüchtet, die aber nicht mit abbrannte. Der Spanier will „Wunder" haben; jene Tyrannen nun schrieben ihre Rettung auf Rechnung ihrer „Mutter Gottes". Zur Erinnerung an das Mirakel wurde die steinerne Kapelle gebaut. Am Tage Mariä Himmelfahrt kommen nun alljährlich Indianer beiderlei Geschlechts vor die Kapelle, stellen dort einen tragbaren Altar auf, singen, tanzen, essen, trinken und berauschen sich zu Ehren der „Jesu mamachay".

Im Jahre 1538 war Pater Vicente Valverde Bischof von Cuzco. Selbst die Spanier bezeichnen ihn als einen „Schinder"; er war ein Henker, voll des scheußlichsten

Fanatismus. Nachdem er als Bischof drei Jahre lang schändlich gewüthet hatte, fielen die Indianer der Provinz Quispicanchi über diesen „Schinder" her und schlugen ihn todt.

Zur rechten Seite der Plaza mayor, an deren Südostseite die Kathedrale sich erhebt, steht die Jesuiterkirche auf der Stelle, wo einst der Palast des Inka Yupanqui und die neben demselben befindliche Schlangenmenagerie war. Sie ist in dem bekannten „Jesuiterstyl" aufgeführt, der sich im ganzen ehemals spanischen Amerika wiederholt und so entsetzlich frostig und kahl erscheint. Es ist gar keine Phantasie darin. Die Vertreibung der Jesuiten aus Amerika war kein Glück für die Indianer. Die Kirche in Cuzco blieb seit den 1770er Jahren verlassen; als aber die Spanier verjagt worden und die „Patrioten" Sieger waren, schlugen diese die Thüren ein und verwandelten das Gebäude in eine Wache. Späterhin ist sie wieder verschlossen worden, und die meisten Bewohner von Cuzco kennen von ihr lediglich die Außenseite.

Von der Priesterschaft in Cuzco entwirft der Katholik Marcoy, der zehn Jahre lang in Peru verweilte, folgende Schilderung: Kanonici, Pfarrer und Vikare singen in den Kirchen zu Gottes Ehre ein Latein, das einen eigenthümlichen Eindruck macht. Im gewöhnlichen Leben sprechen sie Quechua, und die gezogenen Kehltöne, welche dieser Sprache eigenthümlich sind, überträgt man auch auf die Aussprache des Lateinischen. Diese Priester sind durchaus weltmännische Leute, führen ein lustiges Leben. Mit ihrem Wissen ist es nicht weit her, aber sie besorgen den Unterricht der Jugend. Das ist leicht genug. Der Geistliche nimmt ein Lesebuch der Geographie, Physik, Mathematik ꝛc. zur Hand und studirt dasselbe. Diese Lehrbücher sind in Fragen und Antworten abgefaßt, und diese muß der Schüler auswendig lernen. Einzelne Priester beschäftigen sich auch mit scholastischer, mystischer oder kanonischer Theologie, so weit das eben reicht. Die meisten sind Eingeborene, Indianer von reinem Blut oder Mischlinge; ihre Tracht wird durch unser Bild veranschaulicht.

San Sebastian. S. 194.

In Bezug auf das, was an Sitte und Lebensweise schicklich sei, hat die südamerikanische Geistlichkeit ihre eigenen Ansichten und Begriffe, welche von jenen, die man in Europa für richtig hält, doch einigermaßen abweichen. Der geistliche Herr hat „Nichten", deren Mutter aber von ihm, natürlich nur Anstands halber, nicht etwa Schwester genannt wird, sondern die lediglich „Haushälterin" oder „Gouvernante, Erzieherin" ist. Man bezeichnet das in Cuzco als Ama de Llaves. Manche nehmen auch ein Waisenkind zu sich, oder haben Erbarmen mit einer jungen Wittwe, deren Kinder sie adoptiren. Das Alles geschieht natürlich nur aus Nächstenliebe, aus Abneigung gegen die Einsamkeit und aus dem Drange, welcher edle Naturen dazu antreibt, sich mit Menschen zu umgeben, auf deren ungeheuchelte Zuneigung man rechnen kann. Und deshalb sorgen diese guten geistlichen Herren auch mit rührender, wahrhaft väterlicher Zuneigung für solche Nichten und Erzieherinnen; sie theilen Alles mit ihnen, was sie haben; sie gehen mit ihnen in die Kaufmannsläden und suchen die hübschesten Putzsachen aus. Der Señor Padre ist gutmüthig; die Wittwe zeigt sich im Kaufmannsladen sehr dankbar gegen ihn. Aber zu Hause, in den vier Pfählen, ist manchmal ein Gewitter. Wenn der Padre nicht gefügig sich benimmt, oder nicht gekauft hat, was die Wittwe wünschte, dann, sagt Marcoy, begegnet es ihm wohl, daß sie den frommen Mann einen Sicatero, Raton oder Avariente, also einen Dieb, eine Ratte, einen Geizhals, schilt!

Ein wunderliches Exemplar wird von dem Reisenden, wie er sagt, getreu nach dem Leben in folgender Weise geschildert: —

Ein mir befreundeter Kanonikus, der nebenher Philosoph aus Instinkt war, bekleidete die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Sein Studirzimmer befand sich in einer Art von Speicher oder Stall und duftete nach ganz etwas Anderm als nach Rosen. Da war ein Durcheinander von Büchern, Instrumenten, Lumpen und Papieren, Staub und Spinngewebe! Der Kanonikus saß an seinem Arbeitstisch und trank beim Studiren guten Cartonwein. Dann und wann warf er einen heitern Blick auf drei „adoptirte" Kinder, welche lärmend und schreiend sich auf einer Matte umherwälzten. Die Mutter derselben war eine Indianerin und Köchin des Kanonikus. Dieser hatte den Kindern Namen gegeben, welche er dem Pflanzenreich entlehnte. Der älteste Knabe der Köchin wurde Kürbis genannt, der jüngste hieß Selleri und das Mädchen Zanahoria, d. h. gelbe Rübe.

Viele Wohnhäuser haben als Grundlage Mauern, die noch aus den Zeiten der Inkas herrühren und leicht daran erkannt werden, daß man sie nicht mit Kalktünche anstreicht, während man im Uebrigen die Wände mit einer hellen Farbe überpinselt. Pizarro ließ viele Häuser niederreißen, aber die Grundmauern blieben wo sie einmal waren. So ist nun Cuzco in Architektonik, wie in Sitten und Bräuchen, oben modern und spanisch, in Grund und Boden aber peruanisch und heidnisch. Solch ein spanisches Gebäude ist eintönig, plump, eisig, und bildet gewöhnlich ein Viereck, das einen Hofraum einschließt. Eine Treppe führt auf der innern Seite zu einer Galerie, und auf diese hinaus führen die Zimmerthüren. Nach der Straße hin ist ein Balkon angebracht. Dann und wann sieht man an der innern Hofthür einige Granitvasen, sogenannte Mazettes, in welche Blumen gestellt werden, oder ein Gärtchen, in welchem Myrthen, Dahlien, Astern und Nelken stehen.

Das Hausgeräth besteht aus Möbeln in altem spanischen Style; sie sind aus dem vollen Holze geschnitzt, manchmal auch mit Tulpen bemalt; hin und wieder trifft man auch moderne Sachen. Vorhänge an den Fenstern kommen nicht

oft vor, aber der Fußboden, welcher aus Argamaza, Estrich, besteht, wird mit dicken Teppichen belegt. Der Fremde betrachtet mit Interesse allerlei auf Spiegeltischen oder Konsolen ausgestellte Siebensachen, z. B. Statuetten von Inkas, oder Gemälde aus der ältern Zeit und seltsame Stammbäume, welche auf den Wänden der Hausflur angebracht werden. Manche Familien haben es schon bis zu einem Fortepiano gebracht, das, einerlei ob Jemand im Hause darauf spielen kann oder nicht, für ein Zeugniß von Civilisation und „Bildung“ gilt.

Das Klima von Cuzco kann man nicht preisen; an Hagel, Schnee und Regen ist kein Mangel, und das Sprichwort sagt, daß diese Stadt dreizehn Regenmonate im Jahre habe. Aber die Leute dort haben weder Oefen noch Kamine oder Wärmebecken. Die Señoras hüllen sich bei nassem und kaltem Wetter in ihre wollenen Tücher und in Schleier und die Caballeros in große Mäntel. Die Indianer beiderlei Geschlechts tragen Hemden und Oberkleider von Wolle, und obendrein lange oder kurze Mäntel; jene der Männer bezeichnet man als Llacolla, die der Frauen als Llicella. Den innern Menschen erwärmt man in allen Städten reichlich mit europäischen Likören, Chicha und Zuckerbranntwein.

Unter einem so bewölkten Himmel und bei zumeist naßkalter Luft sind die Leute nicht eben für kalte Bäder und Abwaschungen eingenommen, und der Indianer vermeidet dergleichen ganz und gar; bei ihm ist das Reinigen von Gesicht oder Händen schon eine Art von Luxus. Beim Schlafengehen legt er die Kleider nicht ab; er behält sie überhaupt ein- für allemal auf dem Leibe, bis sie in Fetzen herabfallen. Das gilt von beiden Geschlechtern; die Indianerin ist aber niemals geneigt, einen zerlumpten Rock abzulegen, sie zieht den neuangeschafften über drei oder vier alte, die nie gereinigt worden sind, und von gewissen Parasiten wimmeln.

Vom Oktober bis zum Januar ist das Klima weniger streng und unangenehm; der Himmel ist manchmal blau und die Sonne scheint. Während dieses kurzen Sommers machen die Cuzkeños Ausflüge, zum Beispiel nach den Thälern von Yucay und Urubamba, wo sie Erdbeeren und Pfirsiche essen, lustig trinken und sich an Flöten- und Guitarrenspiel ergötzen. Andere gehen täglich nach Huancaro, einem Weiler, neben welchem sich eine Badeanstalt befindet. Diese wird aber nur von Leuten benutzt, die in der Welt etwas vorstellen.

Ein Kanonikus und Professor der Experimentalphysik.

Leute von unvermischt gebliebenem europäischen Blute sind bekanntlich im ehemals spanischen Amerika nicht häufig anzutreffen. Auch bei den „weißen“ Frauen in Cuzco überwiegt das indianische Element. Ihre Hautfarbe ist mehr oder weniger braun und auch sonst erscheint die Tünche europäischer Erziehung nur sehr oberflächlich. Die Sache selbst ist augenscheinlich genug, aber man würde eine Dame tödtlich beleidigen, wenn man auch nur entfernt auf indianische Abkunft anspielte. Jede will uns beweisen, daß sie eine reine Andalusierin sei; wenn man sie näher kennt, zeigt sie auch wohl ihren kleinen Schuh als unwiderleglichen Beweis dafür. Er ist allerdings zierlich und klein, er würde für Aschenbrödel passen, aber in Bezug auf Rassenabstammung will doch ein Schuh nicht eben viel beweisen. Uebrigens

sind Frauen, welche ihre vierzig Jahre hinter sich haben, aufrichtiger als die jungen. Sie sprechen: „Wir sind Indianerinnen; wozu sollen wir das leugnen?" (Somos Indias, para que negarlo?) Dabei wird dann und wann ein boshafter Blick auf die jüngeren Damen geworfen, besonders wenn Europäer zugegen sind.

Im Allgemeinen ist der Verkehr mit den Frauen in Cuzco recht angenehm; sie sind freundlich und gutmüthig. zu verstecken. Manchmal wird das Gesicht auch mit Eiweiß und kölnischem Wasser eingerieben.

Die Männer sind empfindlich, mißtrauisch und gegen Fremde sehr zurückhaltend. Sie müssen wohl die physische und geistige Ueberlegenheit des Europäers anerkennen, aber sie fühlen sich dadurch in ihrer Eitelkeit gekränkt. Die Unterrichtsmethode ist verkehrt und völlig veraltet; die jungen Männer werden angehalten zum Studium der Theologie

Indianischer Priester und Seminarist in Cuzco.

Von großer Weltbildung kann freilich bei den meisten keine Rede sein; sie leben in einer Stadt, die keinen Brennpunkt der Civilisation bildet, und sprechen das Spanische nicht eben geläufig. Auch kommen sie nicht häufig aus dem Hause, und ein Fremder, besonders ein Europäer, ist allezeit ein willkommener Gast. Die Frauen aus dem Mittelstande tragen noch die Kleidung, welche in den Zeiten der spanischen Vicekönige Mode war, jene dagegen, welche sich zur Aristokratie rechnen, kleiden sich europäisch und legen weiße und rothe Schminke auf, um die braune Hautfärbung und dessen, was man in Peru Philosophie, Naturrecht und kanonisches Recht nennt; dagegen legt man auf das Erlernen der alten und neueren Sprachen, auf die Naturwissenschaften oder die Literatur wenig oder gar keinen Werth. Ein junger Cuzkeño wird am liebsten Advokat; wenn er das einmal ist, kann er Alles werden, selbst Brigadegeneral oder Präsident.

Die wissenschaftlichen Anstalten in der Inkastadt sind hochberühmt — in der ganzen Sierra zwischen dem 15. und 18. Grade südlicher Breite. Die 1692 gegründete Univer-

Manco Ccapac, erster Inka. 1021.

Coya Mama Oello Huacco

Lloque Yupanqui, dritter Inka. 1091.

Coya Mama Ccahuana.

Huascar, dreizehnter Inka. 1526.

Coya Mama Cchoxue.

sität hat einen Kanzler, Rektor, Vicerektor, Studiendirektor, Sekretair, drei Professoren, einen Schatzmeister, zwei Pedelle und einen Thürsteher. Die Professoren tragen vor: Theologie, kanonisches Recht und Logik! Neben dieser „Universität" besteht ein Kollegium der Wissenschaften und Künste; die Schüler desselben lernen Latein, Spanisch, Philosophie, Rechtschreibung, auch werden ihnen „Vorträge über Höflichkeit und sittsames Benehmen" gehalten.

Die erste Buchdruckerpresse kam nach Cuzco im Jahre 1822 und zwar durch den spanischen Vicekönig La Serna, welcher vor den „Patrioten" dorthin geflohen war. Bibliothek und Museum sind in einem armseligen, durchaus verwahrlos'ten Zustande. Auch der öffentliche Spaziergang, die Alameda, ist ohne alle Anmuth; neben demselben befindet sich der Begräbnißort, welcher mit jenem zu Barcelona, der früher im Globus geschildert worden ist, einige Aehnlichkeit hat. Man schiebt die Todten in die Mauerzellen. Theater und dergl. Belustigungen sind in Cuzco unbekannt. —

Wir wollen diesen Schilderungen Marcoy's einige Bemerkungen aus Markham's Buche beifügen, weil sie ein günstigeres Urtheil enthalten; der Engländer äußert sich milder als der Franzose und kann jenen ergänzen. Er sagt:

Die jungen Damen von Cuzco sind fast durchgehends schön, von regelmäßigen Gesichtszügen, frischer, olivenbrauner Farbe, hellen und lang gewimperten intelligenten Augen und füllereichem, schwarzem Haar, das sie in zwei Zöpfe geflochten zu tragen pflegen. Sie sind fein gebildet; wie denn auch Cuzco eine von Bolivar gegründete hohe Schule für junge Damen hat, an deren Spitze eine Frau Rektorin und Professorin der Religion, Moral, Arithmetik und Stickerei steht. Ihre völlige Abgeschiedenheit aber hat ihnen ein einfaches und offenes Wesen bewahrt, mit welchem sie sich im geselligen Umgange bei herzlicher Freundlichkeit höchst liebenswürdig zu machen wissen. Dasselbe günstige Urtheil kann ich von den jungen Männern fällen, die ich als höfliche, anständige und intelligente Leute kennen gelernt habe.

Im Jahre 1848 wurde in Cuzco ein Museum und eine Bibliothek errichtet; das erstere enthält viele Inka-Alterthümer, die letztere zählt 9000 Bände.

Die Häuser der Stadt sind im Erdgeschoß meist zu Läden verwendet. In der ersten Etage wohnt die Familie. Vom Hauptgemache nach der Straße zu führen Flügelthüren auf den Balkon heraus. Die eigentlichen Wohnzimmer befinden sich um den Hof herum. Das Zimmergeräth ist elegant. Man sieht viele schöne altmodische Stühle, mit Perlmutter ausgelegte Schränke und fast überall ein Pianoforte. Das letztere gehört zu den überseeischen Artikeln und ist wegen des Transports kostbar. Denn da es für diesen kein Fuhrwerk irgend einer Art giebt, so müssen die Instrumente von der Küste ab auf den Schultern der Indianer in das Innere und über die Andenpässe geschafft werden.

Die mittleren und niederen Klassen der Einwohnerschaft von Cuzco sind fleißig und betriebsam; besonders große Geschicklichkeit besitzen sie in Tischlerarbeiten und im Holzschneiden. Sophas, Tische und Schränke von den köstlichen Hölzern aus der Montaña gefertigt und mit reichem Schnitzwerk geziert, können nach Zeichnung und Ausführung mit dem Ameublement der Staatszimmer zu London und Paris wetteifern. Außerdem werden viele grobe Zeuge gewebt, und es wird mit den Erzeugnissen der benachbarten Wälder ein lebhafter und ausgebreiteter Handel betrieben.

Die Beguinage de la Recoleta in Cuzco.

Die Indianer in ihren malerischen Trachten, wenn sie die großen Llamaheerden durch die Straßen treiben oder mit ihren jungen Frauen auf beras'ten Bergabhängen sitzen, gewähren einen reizenden Anblick. Ihre wehmüthigen Lieder, die sie mit einer kleinen Guitarre begleiten und die so traurig durch das stille Gefilde hintönen, und die trüben, niedergeschlagenen Blicke, mit welchen sie beim Weiden ihrer Heerden das Auge auf den Festungstrümmern ihrer Ahnen ruhen lassen, verleihen diesen schwer verletzten Stämmen ein Interesse, wie man es manchem glücklichern Volke nicht zuwendet.

Cuzco kann aber doch eine Zukunft haben, welche ihm die alte verlorene Herrlichkeit noch einmal zurückbringt: die Hoffnung weis't nach Osten hin, auf die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner riesigen Wälder, auf seine breiten, dem Amazonenstrome zufließenden Wasserstraßen und auf den Unternehmungsgeist des sächsischen Volksstammes, alles vielversprechende Quellen eines künftigen Wohlstandes. Wenn einst die mächtigen Gewässer, deren Cordillerenzuflüsse Cuzco von allen Seiten umgeben, gehörig durchforscht und für die Schifffahrt eröffnet sein werden, welche Aussichten lichten sich dann für die Industrie und das Aufblühen der alten Inka-Stadt! Das innere Peru ist dann nicht länger mehr durch die eherne Andenschranke von der Welt abgeschnitten, es kann seine Produkte auf kurzem, geradem und bequemem Wege nach Europa senden, und Cuzco erhebt sich noch einmal zur Hauptstadt von Peru.

Skizzen aus Aethiopien.

Von Dr. Robert Hartmann.

Erster Artikel.

Eine Sommernacht in der sennârischen Steppe. — Die Beduinen. — Abu-Rôf. — Lagerstelle. — Gastfreie Leute. — Das Hirtenleben. — Die Aethiopier des Nilgebietes. — Schwache arabische Einflüsse. — Körperliche Merkmale, Trachten, Sitten, Nahrung. — Der Viehstand; Reitochsen. — Jagden; der Strauß. — Kriegszüge. — Der Großhäuptling.*)

Die Abu-Rôf-Beduinen in Sennâr.

Am 10. Juni 1860 waren Freiherr A. v. Barnim und ich auf der Rückkehr von einer Exkursion nach dem Ghûle-Berg in Inner-Sennâr zu den Ufern des Blauen Nils begriffen. Wir durchritten an diesem Tage die Steppen- und Wüstengegenden, welche sich zwischen dem Djebel-el-Djerebin und dem Fluß erstrecken (12° n. Br.). Die Nacht dunkelte herein. Die scheidende Sonne strahlte noch für Minuten in jener unnennbaren Glorie, die den Abendhimmel des tropischen Afrika ziert; Gewitterwolken, über den südöstlichen Horizont gebreitet, violet und umberbraun, zeigten sich von Gold und Purpur umsäumt. Die Schatten unserer Kameele verschwammen auf dem in der Tagesglut hartgedörrten, mit Geschieben und Kies überdeckten Boden, auf welchem gelbliche Flecke verdorrter Grasbüschel und dunkle Akazienbüsche kaum noch sichtbar sich abhoben. Leise säuselte der Abendwind in den sparrigen Dornzweigen des Hedjelidj (Balanites). Schrillend tönte das Gezirp des capschen Heimchens. Sonst erinnerten nur das Knistern dürrer Halme unter den breiten Sohlenballen der bedächtig einherschreitenden Kameele, und hin und wieder ein kurzes Wort, welches von den Soldaten unserer Bedeckung mit den Treibern gewechselt ward, daran, daß lebende Wesen in der ungeheuern Einöde seien.

Wir wollten heute nicht gern ohne Zelt im Freien kampiren, wie vierzehn Tage vorher in derselben Gegend geschehen. Ein furchtbares Gewitter hatte uns damals heimgesucht und bis zum letzten Faden durchnäßt. Heut aber schwankten vier unserer Leute, an der Ruhr erkrankt, im Sattel und mit Sorge spähten wir nach einem Murâhh oder Aufenthalt, Lager, von Beduinen, welcher uns Obdach gewähren könnte. Da schlug das Getrampel herannahender Dromedare an unser Ohr. Wir erkannten im Zwielicht einen schlanken braunen Mann, das runzelige Antlitz von ergrauendem Bart umsäumt. Zwei schwerbewaffnete, schwarze Knappen, das butterglänzende Haar hoch auftoupirt, folgten ihm auf leichtgebautem Hedjin.**) Das übliche Grußceremoniel fand zwischen den Ankömmlingen und uns statt. Jene waren der Kâtib — Sekretär — des Schêkh Idris, Häuptlings der Abu-Rôf-Beduinen und seine zwei Diener. „Dort in der Steppe, geradeaus, dann zur Linken", sagte der von uns befragte Kâtib, „trefft Ihr ein Lager unserer Jungen (Awlâd); bei denen bleibt in dem Schôkabât (Mattenzelten) zur Nacht. Jahdîne n jahdîkum Allah u Salâm — Gott geleite uns und Euch, und vielen Gruß." Fort war er.

Wir zogen in der angegebenen Richtung weiter. Die Sonne verschwand hinter dem Horizonte. Nacht lagerte sich über der Atmûr — Wüste*). Die Grillen zirpten lauter, zuweilen ertönte in der Ferne weinerliches Geheul der Dijâb (Schakale). Im Südosten flammte und zuckte es nun von Wetterleuchten. Stehende grünliche und violette Phosphorsäulen, fuhren die Blitze zum Erdboden. O diese hellen, lange stehenden Blitzsäulen! Endlich strahlte uns röthlicher Feuerschein zur Linken entgegen. Bald unterschieden wir bei seinem Glanze, zwischen dornigem Akaziengestrüpp, einige Maulwurfshügeln gleichende Gebilde, die Zelte von Beduinen. Bellen der Hunde, Brüllen der Rinder, Blöken der Schafe schlugen an unser Ohr. Um das Feuer her hockten hagere, dunkle Gestalten, die markirten Züge von wirrem Lockenhaar umwallt. Bei Annäherung unserer Karawane griffen einige dieser Nomaden nach ihren im Boden steckenden Lanzen, sprangen in die Büsche vor uns und, eine Gladiatorenstellung annehmend, krähten sie ihr: Min de-ê-de — Woher? Khabar-ê — Was giebt's? Wenige Worte des an unserer Spitze reitenden Sergeanten Bedawi beruhigten die mißtrauischen Steppensöhne. Sonores Marhabâbak'afcherah — Zehnfach willkommen — tönte aus Aller Mund. Man kam, half dem Baron von seinem Beschâri-Dromedar, mir vom Maulesel, nahm uns voll Grazie bei der Hand und führte unter süßlichen Ergebenheitsversicherungen die türkischen Effendis — dafür hielt man uns — zu den Zelten. Knurrend umschnüffelten uns langohrige Windspiele. Einige alte Betteln schoben ihr gefurchtes Antlitz unter den Matten hervor und stierten die Fremdlinge an; junge, herrlich gewachsene Dirnen im Backfischalter, die braunen Elfenglieder mit dem Franzengurte geschmückt, stoben bei unserer Annäherung schreiend von dannen.

Schnell waren die Kameele abgeladen, unsere Gepäckstücke, zum Schutze vor nächtlichem Durchnäßtwerden, auf einige Hedjelidj-Aeste gestellt und mit groben Matten belegt; wir selbst streckten die von langem Ritt ermatteten Glieder auf der harten Schlafstätte des Zeltes aus und nahmen die Kürbisschalen voll fetter Milch in Empfang, welche von den Nomaden mit pathetischem „Bismillâhi er-Rachmân er-Rachim — im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen" gereicht wurden. Bald flackerte auch unser Feuer und auf dem Eisenroste brodelte das Abendbrot gar, nämlich etwas Reis und eine halbe Nashorngans**) von Djerebins Regenteichen.

Oefteres Anschlagen der Hunde, Brüllen der Rinder und fernes Raubthiergeschrei wiegten uns ein. Nachts prasselte Regen auf die Mattenzelte hernieder und fegte uns unter der leichten Decke hinweg in's Gesicht. Von diesem Tropfbad erwachend, höre ich Getrampel, wie wenn eine Schwadron Reiterei vorüberziehe. Ich wecke den in einem neben unserm Zelte befindlichen Takht-Rewân (Kameelsänfte) schlafenden Soldaten Kôkô und mache ihn auf das

*) Der Herr Verfasser hat in der „Reise des Freiherrn Adalbert von Barnim durch Nordost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860", beschrieben von seinem Begleiter Dr. Robert Hartmann, Berlin 1863, die Abu-Rôf S. 556 bis 558 kurz geschildert. Hier giebt er eine umfassendere Darstellung. A.

**) Plur. Hudjûn, d. h. Reitkameel, zu unterscheiden von Djémel, dem gemeinen Lastkameel.

*) Die Eingeborenen nennen diese öde Landschaft: El Atmûr, d. h. die Wüste, obgleich dieselbe durchaus nicht kahl und ohne Vegetation ist. Man könnte sie noch eher als eine dünnbewachsene Steppe bezeichnen.

**) Sarkidiornis melanotos.

Geräusch aufmerksam. Der Schwarze reibt sich schlaftrunken die Augen. „Ist's wohl die Baqr-el-Ghâbah*), Kôkô, mein Junge?“ Kôkô neigt sein Ohr zur Erde und horcht. „Nein, nicht die Baqr-el-Ghâbah, sondern sehr große Thiere, Elephanten oder doch Giraffen, gehen zum Bahhr (Fluß).“ Dann sinkt er zurück und wenige Minuten später tönt sein Schnarchen wie das Knarren einer stumpfen Holzsäge. Morgens darauf wird Alles schon früh munter. Man melkt und reicht uns wieder Milch. Nun können die neugierigen Weiber nicht länger an sich halten, werfen das staub- und fettbedeckte Umhängetuch über die Schultern und besehen uns, über den vor's Gesicht gehaltenen Tuchzipfel hinwegschielend. Auch die nackten Knaben und Mädchen umdrängen uns „Türken“. Wir rufen: Tâle ya Wôled, tâle ya Bint (Komm, Junge; komm, Mädchen) und endlich wagen sie sich heran. Sie tasten und zupfen vor Allem bedächtig an unseren hohen, gelbledernen Reitstiefeln, klappen sie auf nieder. Einer hat's endlich weg, bläht die Naslöcher und ruft den Spielkameraden enttäuscht zu: Lachme mâfisch-de (Kein Fleisch das) — nur Leder. Hatten doch die schwarzen Soldaten den unwissenden Nomaden vorgeredet, die Stiefel seien die büffelartige Haut unserer Beine! Nun holen wir einige kleine, in Bronze gefaßte Spiegel und zolldicke Milchglasperlen für die Kinder hervor, die denn des Jubilirens kein Ende finden können. Unterdessen ist das Gepäck auf die kläglich brüllenden und gurgelnden Kameele geladen worden; wir sitzen auf. Die Beduinen umdrängen uns zum Abschiede. Bezahlung verweigern sie, schütteln uns die Hände, zwinkern freundlich mit den Augen und wünschen uns gute Reise. Einer der braunen Hirten gürtet die fettstarrende Toga fest, wirft das mächtige Schwert über die linke Schulter und schreitet voran, uns auf den richtigen Weg zu bringen.

So fanden wir sie größtentheils, diese Beduinen in Ost-Sudân, schlicht, treuherzig und gastfrei, auf den Grasebenen der Bejûdah und in den Wäldern Sennârs. Lernen wir sie nun noch näher kennen.

Die Nomaden, unter deren gastlichen Zelten wir die Nacht vom 10. bis 11. Juni verlebt, gehörten dem großen und mächtigen Stamme der Abu-Rôf oder Rûfâi an. Dieser hat seine Wohnsitze im Innern der zwischen dem Blauen und Weißen Nil gelegenen Landschaft Sennâr, etwa vom 13.° N. Br. an südwärts, gegen die Berge der südlichen Fundj und der Berthât hin. Die Abu-Rôf sind Beduinen, Hirten, treiben als Hauptbeschäftigung Viehzucht. Sie führen, wie sämmtliche nubischen und sennârischen Hirtenvölker, den (arabischen) Kollektivnamen ʿUrbân, Sing. ʿArab, was gleichbedeutend mit Beduân, Sing. Bedawi, d. h. „Hirt“ ist, also einen umherschweifenden Viehzüchter, im Gegensatze zum seßhaften Ackerbauer, den Fellâhh (oder auch Hédheri), charakterisirt. Auf die Nationalität des ʿArab hat diese Bezeichnung ganz und gar keinen Bezug. Fast alle bisherigen Reisenden haben freilich dem Namen ʿArab, ʿUrbân eine völlig andere Bedeutung untergelegt, als er in der That in sich schließt. Man wollte nämlich daraus erkennen, daß die Beduinen des innern nordöstlichen Afrika eingewanderte Bewohner der arabischen Halbinsel, also wirkliche „Araber“, nicht eingeborne Afrikaner, seien. Man ließ sich bei solchen Annahmen nicht allein durch Mißdeutung der Benennung ʿUrbân, sondern auch durch unzuverlässige historische Nachrichten und mancherlei trügerische Schlüsse leiten. Die Priester (und zugleich Rechtsgelehrten — Fuqahâ —) in Nubien und Sennâr nämlich haben die Eitelkeit, den Ursprung derjenigen Stämme, zu welchen sie selbst gehören, nicht allein aus Hidjâz, sondern auch sogleich vom Propheten selbst und von dem berühmten Stamme der Beni-Qurêsch (Koreïschiten) ableiten zu wollen.

Diese Eitelkeit, ein Scherif, ein Nachkomme Mohammed's sein zu wollen, findet sich unter fast allen Bewohnern des mohammedanischen Afrika, mögen dieselben auch noch so schwarz von Farbe, noch so stumpfnasig sein, noch so wenig Anspruch auf eine derartige Abkunft machen können. Viele verständige Beduinen Sennârs wollen freilich von solcher arabischen Abkunft gar nicht einmal wissen und meinen, ihre Vorfahren hätten ihren Boden stets innegehabt — min-zamân — von Alters her, — wie sie sagen. Freilich sind, mit und nach dem Eroberer ʿAmru-el-ʿAçi, arabische Heere und Wanderhorden nach Afrika eingedrungen und haben sich hier, besonders an den Küstenländern des Mittelmeeres, niedergelassen. Abtheilungen dieser Eindringlinge sind nilaufwärts gezogen und dann im Laufe der Jahrhunderte in der Masse der eingeborenen Bevölkerungen aufgegangen, keineswegs aber als selbständige Stämme, rein und unvermischt, erhalten. Mit ihnen haben aber der Islam und die arabische Sprache, die Sprache des Qurân (Koran) Eingang gefunden. Daher trifft man jetzt im Innern von Nordost-Afrika so viele (mohammedanische) Volksstämme, welche sich der arabischen Sprache, auf Kosten ihrer eingeborenen Idiome, als Verkehrssprache und bei ihren religiösen Uebungen bedienen. Denn in afrikanischen Schriftsprachen, wie Geʿez, Amhâra u. s. w., existirt das islamitische Glaubensbuch nicht; der eingeborene Mohammedaner muß daher arabisch beten. Das aber verschafft der Sprache des Propheten in diesen Gegenden den allmäligen Sieg über die einheimischen Sprachen.

Die Annahme mancher Reisenden, unsere Beduinen ähnelten Zug um Zug den Hidjâz-Arabern, ist völlig aus der Luft gegriffen. Nein, diese Nomaden gleichen vielmehr Zug um Zug den alten Autochthonen des Nilthales, wie sie uns besonders in den Wandmalereien und Reliefdarstellungen der meroitischen Baudenkmäler zu Nâqâ und an den Mîsawwarât-e'-Marûqâ u. s. w. entgegentreten. Es ist dies der specifische Typus der Aethiopen des Nilgebietes, mit welchem übrigens auch noch andere ost- und west-centralafrikanische Völkertypen eine gewisse Aehnlichkeit zeigen.

Die im Innern von Nordost-Afrika hausenden Beduinen sind also afrikanische Ureingeborne, Kinder ihres Grundes und Bodens, auf dessen grasigen Steppen sie schon „von Alters her“ der Zucht echtafrikanischer Hausthiere, des Buckelrindes, der langohrigen Ziege, des Fettschwanzschafes und Windhundes obgelegen. Sie sind, wie aus Vielem gefolgert werden darf, zum Theil die politisch und social herabgekommenen Epigonen jener hellfarbenen Aethiopen, aus deren Mitte ehedem das blühende Reich Meroë hervorgegangen.

Kehren wir nun, nachdem wir die Abstammung der sennârischen Beduinen im Allgemeinen kennen gelernt, zu unseren Abu-Rôf im Besondern zurück. Dies sind durchschnittlich recht hübsch gewachsene, mittelgroße Menschen von angenehmer, sehr regelmäßiger Gesichtsbildung. Stirn und Hirnschädel sind gut gewölbt, die Augen weit geschlitzt, die Nase gerade oder sanft gebogen, die Lippen fleischig, das ganze Antlitz ist etwas länglich. Hand und Fuß klein, zierlich, Brust breit, Arme und Beine sehr schlank. Das etwas starre Haar wächst lang und voll, der Bart dagegen nur dünn. Der Ausdruck der Physiognomien hat etwas Wildes, Keckes; nicht selten trifft man aber auch jüngere Männer

*) D. h. „Waldkuh“, eine Antilope mit leierförmigen Hörnern (Adenota leucotis).

mit milden, intelligenten Zügen, wahre Christusköpfe. Die Weiber haben in früher Jugend weiche, hübsche Gesichter mit feinen Zügen; älter werden sie sehr häßlich, die Züge werden dann breit und gemein, ihre Gestalten hager, die Brüste schlaff, hängend, der Bauch wird aufgetrieben. Die Hautfarbe der Abu-Rôf ist ziemlich hell, bronzebraun, mit Röthlichbraun überflogen, oftmals entschieden kupferröthlich, bald heller, bald dunkler.

Man findet heutzutage kein eigenes Idiom mehr bei den Abu-Rôf. Dieselben bedienen sich eines mit Funqî-, Denqa- und Bedjah-Wörtern so reichlich gemischten Arabisch, daß selbst der Kundige sie nur mit Mühe zu verstehen vermag. Die Männer tragen das Haar in langen, wirren Locken herabflatternd, seltener in mehrere dicke Zöpfe gelegt, welche durch einen Haarknoten am Hinterhaupte vereinigt werden. Ihre Tracht besteht meist nur in der Ferdah oder Tôb, einem 10 bis 11 Ellen langen, weißbaumwollenen Zeugstücke, an den schmalen Enden ausgefasert und roth oder blau gestreift. Dies Kleidungsstück wird auf eine unbeschreiblich mannichfaltige Weise um Schultern und Hüften drapirt, gewährt aber stets einen sehr malerischen Faltenwurf. Zuweilen kommt noch eine zweite Tôb hinzu. Nur Wenige tragen noch ein Paar bis zur halben Wade herabreichender, im Schritte weiter Hosen von weißer Baumwolle; ein weitärmeliges Hemd von gleicher Farbe dient als Festtagsputz. Der Kopf bleibt unbedeckt. Ueber die rechte Schulter wird ein linkerseits herabhängendes Fell von Schaf, Ziege, Antilope, Leopard, Wildkatze u. dgl. geschlagen, welches gelegentlich als Sitzteppich, zum Gebet u. s. w. dient. Die Weiber flechten ihr Haar in viele feine Zöpfchen, gleich den alten Aegypterinnen, und konserviren diese zierliche Haartracht Nachts dadurch, daß sie, wie jene es gethan, ihren Hals beim Schlafen in einem ausgehöhlten Schemelchen bergen, dem Uls der Alten. Blaue, weiße, schwefelgelbe und karmesinrothe Perlen von Glas und Bernstein, sowie niedliche Goldplättchen werden durch das Haar geflochten. Unverheirathete bedienen sich des schon früher (Bd. IV, S. 6) beschriebenen Ra'ad, dessen Lederstreifchen oft sehr niedlich gedreht sind. Verehelichte dagegen winden einen Baumwollenlappen, Qumbâr, um die Hüften. Ein bis zwei Tôbs werden um den Körper geschlagen und ein Zipfel derselben wird beim Anblick Fremder vor das Gesicht gezogen, obwohl man es hier mit dem Verschleiern keineswegs streng nimmt.

Die Putzsucht, das Erbtheil aller Töchter Eva's unter der Sonne, veranlaßt auch die Beduinenweiber zum Behängen mit unterschiedlichem Tand: Halsschnüren von Glasperlen und Obersteiner Achatstückchen (Sûmmuth), Armringen von Elfenbein, auch Gold und Silber, metallenen Knöchelringen u. s. w. Die Augenlidränder werden nach altägyptischer Sitte mit Kohhl geschwärzt. Man thut diese Schminke in kleine Büchschen aus Dômfruchtkernen (El-Bêdhe-el-'Ajûn) und trägt sie mit einem alten Draht oder Nagel auf. Die Lippen werden blau tätowirt, und durch diese Malerei, so wie durch goldene und messingene Nasenringe, wird manches von Natur wohl leidliche Gesicht zur erbärmlichsten Fratze verunstaltet. Jeder Beduine, Mann und Weib, erhält in der Jugend je drei schräge Einschnitte auf Wange und Schläfe; weshalb, scheinen die Leute selbst nicht zu wissen, aber es ist dies, wie so Manches, althergebracht und bei allen Bewohnern Nubiens und Sennârs in Gebrauch. Sandalen, oft zierlich ausgenäht und mit dicken Sohlen versehen, trifft man bei Männern und Frauen. Sehr verbreitet sind hier Amulete, d. h. Qurân-Sprüche, auf Papierschnitzel geschrieben und in niedliche Lederkapseln genäht, welche theils um den Hals gehängt, theils an dem Ellenbogen, an den Hand- und Fußgelenken befestigt werden. Dieser Plunder, Hedjâb genannt, soll gegen alle mögliche Zufälle des Lebens, gegen Krankheit, Verletzung, Verluste u. s. w. schützen, aber auch Glück in der Liebe, im Krieg u. s. w. herbeiführen. Die Männer tragen außer diesen Hedjâb noch ellenlange Gebetschnüre von Ebenholzperlen und falschen Korallen um den Hals gewickelt.

So lange die Kleider des Beduinen noch neu und rein, sehen dieselben recht schmuck aus. Leider nehmen sie durch Schmutz und Staub alsbald eine graubraune Färbung an. Diese Leute sind nämlich sehr unsauber, waschen sich selten, salben sich jedoch desto häufiger mit frischer Butter ein, die, leicht ranzig werdend, Körper und Kleidern einen unerträglichen Geruch mittheilt.

Fast niemals erscheint ein Rûfâî unbewaffnet. Der gebuckelte, kreisrunde oder längliche Schild, ersterer aus Elephanten- und Büffel-, letzterer aus Antilopen- oder Giraffenhaut verfertigt, eine oder zwei Lanzen mit Bambusschaft und scharfer, häufig mit Widerhaken besetzter Spitze, endlich der gerade Dolch (Sekkin, Quçç), am linken Ellenbogen befestigt, begleiten den Beduinen überall hin. Zu Schutz und Trutz dienen ferner noch der Sêf oder das lange, gerade Schwert mit Kreuzgriff, welcher über der linken Schulter hängt, das zackige Wurfeisen der Fundj und die den Tâqâ-Stämmen entlehnte Djembieh, ein Dolch mit s-förmig gebogener Klinge, welcher mittelst eines breiten Ledergurtes an die rechte Seite angeschnallt wird.

Die meisten dieser Beduinen ehelichen nur eine Frau, die sie von den Eltern um einen in Rindern, Kameelen, auch baar an Geld bestehenden Ehezins (Makhr) kaufen. Sie scheinen in Bezug auf Mein und Dein der Frauen strenge Ansichten zu haben und keineswegs der in ganz Sennâr sprichwörtlichen Leichtfertigkeit der Hasanieh-Nomaden zu huldigen. Als Konkubinen wählen sie gewöhnlich geraubte Negersklavinnen, mit denen sie die hübschen, körperkräftigen, dunkelfarbigen Mischlinge zeugen, die man nicht selten unter ihnen bemerkt. Diese mit Sklavinnen erzeugten Kinder werden stets wie die legitimen behandelt.

Die Abu-Rôf wohnen in leichten, ohne Mühe abtragbaren Zelten, (Schôkabât) oder, noch häufiger, Brûsch genannt, so nämlich nach den Matten, Brûsch, aus denen sie konstruirt werden. Eine Schôkabah besteht zunächst aus mehreren Holzstäben, welche, in die Erde eingelassen, an ihren gabelförmigen Enden eine horizontale Stange tragen. Ueber diese werden zwei große, an den Rändern mit netten, braunrothen und schwarzen Mustern versehene Matten ausgebreitet und durch ausgespannte Bastschnüre im Gleichgewicht gehalten. Unter den Matten der Schôkabah erhebt sich der Serir, d. i. ein breiter, aus der Länge und Quere nach eng aneinander gefügten, gespaltenen Rohrstäben verfertigter, leicht transportabler Rahmen, der auf rohen Holzböcken ruht und den Bewohnern des Zeltes als Sitz und Schlafraum dient. Reichere bedienen sich statt des Serir eines oder mehrerer 'Anaqerib. (S. S. 3). An den Holzstangen der kaum mannshohen Schôkabah sind Päckchen von roher und gesponnener Baumwolle, von zerspliſſenen Dôm-Palmblättern zum Mattenflechten, mit Schnüren umgebene Straußeneier, lederbezogene Körbchen, einige Djerbân oder Lederschläuche, ein Tabaksbeutel aus der Halshaut des Abu-Sê'n (Leptoptilos Argala), betroddelte und mit Kaurimuscheln verzierte Kameelzäume u. s. w. aufgehängt. In der Regenzeit bedecken viele Abu-Rôf ihr Zelt mit einem groben, schwarzbraunen Tuche von Ziegenhaar, dem Hadjir, andere begnügen sich mit doppelten, ziemlich wasserdichten Matten. Wo die Nähe von Hyänen und

anderen wilden Bestien zu fürchten ist, da umgiebt man die einer Familie gehörenden Zelte oder den Duâr, d. h. das Lager eines ganzen Wanderstammes, mit einer Hecke (Zeribah) von trockenen Dornzweigen, und pfercht innerhalb derselben auch die besseren Hausthiere ein.

Ein solches Beduinenlager mit den niedlichen Zelten, seinen braunen, wildaussehenden Insassen, dem ringsumher weidenden Vieh u. s. w. gewährt, besonders in einer Lichtung des tropischen Urwaldes, den merkwürdigsten Anblick, den man sich nur zu denken vermag.

Die Abu-Rôf leben mäßig. Frische und saure Milch, etwas Brei aus Durrahmehl, einige wilde Waldfrüchte, wie die Thamr-el-ʿArab oder ʿAlôb, von Balanites aegyptiaca, der Nebeq oder die Frucht des Zizyphus Spina Christi, die Früchte der Deléb und Dôm-Palme, Bebûn, eine insipide, in den wüsteren Strichen Inner-Sennârs wachsende Wurzel, ferner das Fleisch erlegter Thiere, seltener Fleisch und rohe Eingeweide von Schlachtvieh, bilden ihre Nahrung. Einige bereiten auch Käse, indem sie die gewonnene und halbverdaute, im Labmagen saugender, geschlachteter Lämmer enthaltene Milch (Omm-el-Lében) genannt, zur frischen Milch (Lében) thun und diese dadurch zum Gerinnen bringen. Butter wird durch Schütteln in ziegenledernen Schläuchen gewonnen. Die Stückenbutter (Zibdeh) dient zum Einsalben, die flüssige (Semn) zum Essen und wird von ihnen zuweilen in ganz unmäßigen Quantitäten getrunken, indem sie behaupten, daß Semn gar sehr gesund sei. Jede Beduinenfamilie besitzt ihre Merhâkeh, eine abgeschrägte Granitplatte zum Zerreiben der Durrahkörner, eine Dôqâ (Backpfanne) von Eisen oder Thon und einige grobe Wassertöpfe (Burâm). Tabak wird nicht geraucht, sondern, mit Natron oder Asche vermischt, gekaut und geschnupft. Als Dose (El-Bêdhe-e'-Sûq) dient eine Strychnos-Frucht.

Der Stamm (Qabilieh) zieht während jeder trockenen Zeit in Sennârs Steppen und Wäldern umher, hält, wo er Weide und Brunnen findet, und nimmt dort seinen Aufenthalt. Den Ort, wo die Nomaden rasten, nennt man hier Murâhh. Da weidet man das Vieh, melkt Morgens und Abends in Kürbisschalen, tränkt gegen Mittag und gegen Abend, geht auf die Jagd, zieht auch aus und plündert zur Abwechselung die Dörfer der Denqa-Neger am Weißen Nil. Die Weiber flechten Matten und Körbe und spinnen Baumwolle; die Knaben üben sich im Werfen der Lanzen und im Reiten, die jungen Mädchen balgen sich mit Hunden und Ziegenlämmern. So fehlt es dem Murâhh nicht an Leben, obwohl diese Beduinen im Allgemeinen doch sehr ernst sind und wenig oder gar nichts von der Heiterkeit der Donqolaner und Fundj besitzen. Eine Rebâb oder Laute, eine Darabukkeh oder Handtrommel, findet man selten bei den Abu-Rôf; wohl aber hocken sich die Männer gern beim Feuer zusammen und schwatzen von der „Niederkunft" irgend einer Naqeh (Kameelstute), von einer Jagd- oder Kriegsthat u. s. w.

Ist die Weide am Murâhh erschöpft, so packt man die abgebrochenen Zelte auf Kameele und zieht weiter. Galante Abu-Rôf schaffen Weib und Kind auf einem Takht-Rewân fort, d. h. der bequemen, aus einer Bettstelle und Matten konstruirten Sänfte, die sich am Rücken eines Kameels ganz leicht befestigen läßt. In der trockenen Zeit treiben sie ihre Heerden weit nach Süden bis an den Fuß der Berthât-Berge, in das Tumât-Thal bis in die Nähe von Beni-Schonqôlo hinauf; in der Regenzeit dagegen ziehen sie vor den Güssen und der von ihnen so sehr gefürchteten Tsetsefliege nach Norden über den zwölften Breitegrad hinaus. Einige Familien beziehen zu dieser Zeit am Birket-Kurah, um Hebebât, bei Sêrû u. s. w. Standquartiere. Die wenig zahlreichen ansässigen Abu-Rôf leben in Strohhütten (Toqûle) zu Abu-Sakrah u. s. w. Die Abu-Rôf züchten den gewaltigen, kurzhörnigen, großentheils weiß-grauen, fuchsigen oder schwarzen, seltener buntscheckigen Zebu, kleine niedliche Ziegen mit langen Ohren, Thûrieh oder Thawûrieh (Hircus reversus) genannt, große schlanke, grobbehaarte Schafe mit zuweilen dünneren, zuweilen recht fetten Schwänzen*), zahlreiche Kameele und schöne Windspiele. Pferde, die hier schlecht fortkommen, sind selten. Der Viehreichthum dieses Volkes ist sehr groß und manche Reichen besitzen bis zu 6000 Stück. Dem Verfasser wurde ein junges Abu-Rôf-Mädchen, die Tochter eines Schêkh, zur Frau angeboten, falls er im Lande bleiben und an sich die Circumcision vollziehen lassen wolle. Zum Scherze nach der Mitgift der Dirne fragend, erhielt er zur Antwort: „Sie bringt dir 6000 Rinder, 2000 Kameele, worunter 20 Hudjûn (S. 202), 3000 Ziegen, 4000 Schafe, 15 Hunde, davon 6 tauglich zur Jagd."

In Ermangelung von Pferden richten die Abu-Rôf auch Ochsen zum Reiten ab. Diese Thiere sind sehr gelehrig, gehorchen nicht selten wie Hunde dem Pfiff ihres Herrn, lassen sich gemächlich besteigen und an einem durch die Nase gezogenen Halfterringe leiten. Sie gehen Paß. Auf dem Rücken wird ein mit Steppenheu gefüllter, dem Buckel angepaßter Sattel von grobem Zeuge gelegt und auf diesem sitzen rittlings ein bis zwei Personen. Eine Ochsenkavalkade sieht gar wunderlich aus. Man setzt sie auf kleineren Expeditionen in Scene, bei größeren dienen ausschließlich Kameele.

Letztere sind hier größer und stämmiger als die der donqolanischen Nomaden, nicht so durchgängig weißlich-grau wie diese, vielmehr öfters mäusegrau und schwarzbraun; ihr Buckel ist mit dickem Haarbüschel besetzt. Die Hudjûn der Abu-Rôf sind ausgezeichnet. Sie erhalten einen Sattel mit seitlichen Sitzbrettchen (Makhlufah), einen um den Hals und die Nase geschlungenen Lederzaum oder Strick (Resmah) und den dünnen, am Nasenringe befestigten Leitzaum (Zumâm). Auf diesen schnellen und ausdauernden Thieren unternehmen die Abu-Rôf die kühnsten Jägerwagnisse, welche denn neben Viehzucht ihre Lieblingsbeschäftigung bilden. Sie erlegen u. A. folgende Thiere: Die Ghazâl (Antilope dorcas), die Baqr-el-Khalah (Antilope leucoryx [A. Beisa?]), Baqr-el-wahsch (Ant. bubalis), den Têtal (A. Soemmeringii), die Baqr-el-Ghâbah (Ant. leucotis), den Ang'elet (Ant. strepsiceros) und, weiter im Süden, auch den großen Mrêmri (Aegoceros equina); ferner Giraffen, Elephanten, Wildschweine, Stachelschweine, Perlhühner, Trappen, Strauße und große Landeidechsen. Antilopen werden von ihnen im Buschwalde beschlichen und durch Lanzenwürfe niedergestreckt, oder auf Dromedaren müde gehetzt und dann mit Lanzen erstochen. Wildschweine (Sus sennarensis) tödten sie im Buschwalde mit Lanzen. Die Stachelschweine (Hystrix) werden mit Knüppeln erschlagen. Den Hasen und Perlhühnern laufen sie zu Fuß nach und werfen dieselben mit ihren kurzen Hakenstöcken (Salâm) von zähem Akazienholz, deren sie fast bei jeder Exkursion ein ganzes Bündel mit sich führen, zu Boden. Trappen (Otis

*) Wohl eine Varietät des über ganz Afrika verbreiteten Fettschwanzschafes (Ovis platyura). In Sennârs Niederungen haben diese Thiere keine eigentliche Wolle, dagegen aber in Tigreh u. s. w. Das im Globus von R. Kretschmer in Nr. 34, 1863, S. 297, recht gut abgebildete Fettsteißschaf (Ovis steatopygos) ist nicht, wie Des-Murs und Andere glauben, in Nubien heimisch, sondern in Westasien, Nedjed (Arabien), von wo aus es in die Bogosländer, das Samhar, die Adâli- und Somâli-Territorien importirt worden. H.

arabs) werden mit Windhunden gehetzt und mit dem Salâm erschlagen. Das Fleisch des Abu-Schôkah (Stachelschweins), des Halûf-el-Ghâbah (Wildschweins), des Didjâdj-el-Wâdî (Perlhuhns), der Hubârah (Trappe) und des Warân-el-Khalah, der Steppen-Warneche (baranus ocellatus) wird von ihnen sehr geschätzt.

Den Strauß (Na'ameh) jagen sie in folgender Weise: Mehrere Reiter besteigen ihre Dromedare und spähen die Riesenvögel aus. Ein Kamerad, dessen Kameel noch einen Wasserschlauch und einige Provision an roher Durrah trägt, wird nach einem verabredeten Sammelplatze dirigirt. Nun geht es auf den Strauß los; man hetzt ihn die Kreuz und und Quer, möglichst in dichtes Akaziengestrüpp hinein, bis er müde wird. Dann schlägt ihn der nächste Reiter mit seinem Salâm oder einer flachen Holzkeule (Trúmbasch) auf den Kopf; schnell ist ein anderer zur Hand und schneidet dem zusammenbrechenden Strauß unter Hersagung der beim Schlachtwerk üblichen Gebetsformel die Kehle ab. Um ein Beschmutzen der Federn durch Blut und Staub zu verhüten, packt man den in Todeszuckungen um sich schlagenden Vogel an seinen Beinen fest und zieht ihm nachher die Haut ab. Das Fleisch wird, trotz seines unultrigen Geruchs, gegessen, das Fett bildet ein geschätztes Mittel gegen Rheumatismus. Das Fleisch erlegter Thiere wird in riemenförmige Stücke zerschnitten, getrocknet und nunmehr als Kadid, Melheh, aufbewahrt.

Diejenigen Abu-Rôf, welche um Hédebât, Sêrû u. s. w. ihren Sommeraufenthalt nehmen, bauen hier während der Regenzeit etwas Durrah (Sorghum), in Sudân 'Êsch genannt, einige Zwiebeln, Tabak u. s. w. Sie tauschen die Produkte ihrer Jagden und geringen Industrie, — als Straußfedern, Elephanten- und Antilopenhaut zu Schilden, gedörrtes Fleisch, Elfenbein, Stäbe von Bambusrohr (vom Qhôr-e'-Deléb, einem Regenstrom in Süd-Sennâr), Qarâdh oder Akazienhülsen zum Ledergerben, Gummi, einige Arzneigewächse u. s. w., ferner: Schlachtvieh und Kameele, Butter, Honig, grobe Matten und lederne Wasserschläuche — auf den Märkten zu Sennâr, Kârkûtsch, am Djebel-Ghûle u. s. w. gegen rothen Pfeffer, Steinsalz, Kümmel (Cuminum cyminum), Sorghum, Tabak, Tôbs, Glasperlen, Kohl und Spezereien zur Thelqah oder Hautpomade aus. Zuweilen rotten sich die wehrhaften Männer einer Qabilieh zu einem Kûm oder bewaffneten Haufen zusammen, wählen ihren 'Aqîd, Anführer, und brechen, die sennârische Halbinsel auf ihren Hudjûn quer durchreitend, auf die Denqa-Neger des Weißen Flusses ein und rauben Vieh und Menschen. Letztere werden in die Sklaverei geschleppt und müssen, falls man sich überhaupt zu ihrer Freilassung versteht, von ihren Angehörigen gegen Kälber und Elfenbein ausgelöst werden. Die Denqa ihrerseits schonen selten einen Rûfâi, der in ihre Hände fällt. Auch die Fundj des in ganz Sennâr als Raubnest gefürchteten Djebel-Thâbi liegen mit den Abu-Rôf in häufiger Fehde und stehlen diesen Weiber und Kinder. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß die Thâbi-Schwarzen aufgehobene Abu-Rôf-Kinder nach dem Djebel-Ghûle gebracht haben, wo die Eltern für die Geraubten schweres Lösegeld zahlen mußten. Der König der Fundj hat sich dann nicht geschämt, bei solch nichtswürdigen Geschäften die Maklerrolle zu übernehmen. Diejenigen Abu-Rôf, welche in der trockenen Zeit am Tumât hinaufgehen, balgen sich hier nicht selten mit den Berthât herum, und zwar der Weidegründe und gegenseitigen Viehdiebstähle wegen. Bei diesem häufigen Kriegszustand ist der Sinn der Abu-Rôf etwas verwildert, und wenn man auch, unseren eigenen Erfahrungen nach, den von Aegypten und Fundj gegen sie ausgestreuten Verleumdungen keineswegs unbedingten Glauben schenken darf, so zeigen sie sich allerdings unstät und unbändig. Viele unter ihnen sind Fuqarâ, d. h. Mitglieder einer Art Bettelmönchsorden, ähnlich den Derwischen. Dieselben befleißigen sich einer gewissen Sittenstrenge, enthalten sich des Gebrauchs berauschender Getränke und narkotischer Mittel, wie Tabak u. s. w., üben Barmherzigkeit, verstehen zu lesen, häufig auch zu schreiben und halten ihre Gebete pünktlicher ab, als die übrigen; denn mit Ausnahme eben der Fuqarâ sind die sennârischen Beduinen von großer religiöser Indifferenz. Unduldsamkeit liegt diesen Leuten fern, und der Reisende, mag er auch Christ oder Heide sein, wird von ihnen stets freundlich aufgenommen werden.

Die Abu-Rôf zerfallen, wie bereits angedeutet worden, in mehrere Stämme (Qabilijât). Die Qabilieh der Merdûs nimmt während der trockenen Zeit am Birket-Kurah, einem unfern Hédebât gelegenen Teiche, ihren Murâhh. Einige Familien bleiben zu Hellet-Idris am Djebel-Ghûle. Andere ziehen sich um diese Zeit an die Berge Bôsi und Masmûn. Am letztern hat der Großhäuptling (Schêkh-el-Kebir) der ganzen Nation, seinen Sitz. Er bewohnt da ein aus Strohhütten bestehendes, am Fuße des Djebel belegenes Dorf. Um dies Dorf gruppiren sich dann die Zeltlager der Wanderfamilien. Der jetzige Groß-Schêkh heißt Idris-Woled-Abu-Rôf. Sein Vater, ein zäher äthiopischer Patriot und altberühmter Kriegsmann, war den Türken nicht hold und chikanirte diese, wo es anging. Da gedachte man ihn unschädlich zu machen. Dreimal hat man ihn gefangen und nach Kharthûm expedirt; ebenso oft ist er aber seinen Wächtern davongelaufen und hat sich endlich zu den Denqa-Negern am Weißen Nil geflüchtet. Diese hetzte er zu mancher Schandthat gegen die der türkischen Herrschaft unterworfenen Distrikte auf. Sein Sohn Idris aber blieb dem Gouvernement treu und agitirte gegen seinen rebellischen Vater. Der Groß-Schêkh zahlt jährlich etwa 16 bis 18,000 Marie-Theresienthaler Tribut nach Kharthûm. Er übt das Richteramt in kleineren Streitigkeiten seiner Leute aus; bei Kriminalfällen muß er einen Qâdhi (Oberrichter) hinzuziehen. Kapitalverbrechen gehören zunächst vor das Tribunal des Kommandanten von Woled-Medineh, eines türkischen Majors und dann vor den Mahhkemeh, das Obertribunal der Provinz Kharthûm. Obgleich Herr über 20,000 bis 30,000 wehrfähige Männer, ist der Schêkh-el-Kebir der Rûfâi doch nur eine Null gegenüber einem Bimbâschi zu Woled-Medineh, der es an Bildung und Kenntnissen kaum einem preußischen Feldwebel gleich thut. Als Auszeichnung vor seinem Volke trägt der Schêkh eine feinere Tôb, rothe Schuhe, den Tuneser Tharbûsch und, bei festlichen Gelegenheiten, den ihm vom Gouvernement verliehenen Ehrenmantel von Scharlachtuch.

Die Parsis in Bombay.

Zweiter Artikel.

Der Pantschayet, Vertretung der Gemeinde. — Zerwürfniß zwischen Priestern und Laien. — Die Parsis als Kaufleute. — Ihr Unternehmungsgeist und ihre bürgerliche Thätigkeit. — Statistik der Beschäftigungen. — Wohlthätigkeit und Gemeinsinn. — Sir Dschamsidtschi Dschischibhoy und dessen Freigebigkeit. — Der literarische und wissenschaftliche Verein. — Schulwesen; Mädchenschulen. — Zeitschriften. — Zoroaster und dessen Religion. — Feuertempel. — Die heiligen Bücher und die Symbole. — Die Priesterschaft als erbliche Klasse. — Aussichten für die Zukunft. —

Die inneren Angelegenheiten der Parsi-Gemeinde wurden, seit der Vertreibung aus Persien, von einer Oberbehörde geleitet, dem Pantschayet, Rath der Fünf, welche man aus den tüchtigsten und angesehensten Männern erkor. Diese entschieden über Alles in letzter Instanz; die Parsis haben sich stets gehütet, die Ortsbehörden anzurufen, sie machen Alles unter sich selber ab. Der Pantschayet war auch Gerichtshof, gegen dessen Entscheidungen nie etwas eingewandt werden konnte. Wer demselben Gehorsam verweigerte, wurde aus der Kaste gestoßen und seine Religionsgenossen brachen allen Verkehr mit ihm ab; auch durfte er den Feuertempel nicht betreten und man versagte ihm ein Parsibegräbniß. Jedermann fügte sich.

Aber in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nahmen die Dinge eine andere Wendung. Der Pantschayet zu Bombay stieß damals auf allerlei Schwierigkeiten. Dem herkömmlichen Systeme zufolge wurden Vergehen so bestraft, daß der Verurtheilte mit einem Schuh geprügelt wurde; das erschien jedoch unter englischer Herrschaft nicht mehr angemessen oder durchführbar ohne besondere Erlaubniß der Regierung, welche dann auch ertheilt wurde; die Schuhprügel wurden 1778 genehmigt. Acht Jahre später entstanden Zwistigkeiten unter den Andiarus, der Priesterkaste, und den Behdins, Laien, und man mußte die Einwirkung der Regierung nachsuchen. Zu allen Zeiten und unter allen Religionsgenossenschaften haben bekanntlich die Geistlichen so viel Privilegien als irgend möglich für sich und ihre Klasse zu erlangen gesucht, und jene bei den Parsis machen keine Ausnahme. Sie trafen unter sich die Verabredung, daß sie nach wie vor (reiche) Töchter der Laien heirathen wollten, daß aber ihre eigenen Töchter, die Priesterkinder, sich nicht mit einem Laien verheirathen dürften. Gegen solchen Hochmuth erhob sich der Pantschayet und gab, mit Zustimmung der Gemeinde, den Befehl, daß fortan kein Laie seine Tochter einem Priester zur Frau geben dürfe. Trotzdem verheirathete ein Priester seinen Sohn mit einem Behdinmädchen und darüber entstand eine so große Aufregung, daß die Regierung eine aus drei Europäern bestehende Kommission ernannte, welche dann gegen die Priester entschied, durch deren Habsucht der Unfug angezettelt worden war.

Jene Kommission gab nebenbei den wohlgemeinten Rath, daß der Pantschayet, dessen Autorität bisher nur im Herkommen eine Stütze fand, sich eine neue Einrichtung gebe, welche von der Regierung zu bestätigen sei. Dadurch erhalte er einen gesetzlichen Boden; übrigens solle man doch die Schuhprügel abschaffen. Darauf ging man ein. Der Gouverneur verordnete demnach, daß dem Pantschayet oder der versammelten Gemeinde der Parsis das Recht zustehe, Verordnungen für das Gemeinbeste der Religionsgenossenschaft zu geben. Diese mußte 1787 dem Gouverneur eine Liste von vier und zwanzig Männern vorschlagen, aus welchen derselbe zwölf, und zwar sechs Laien und eben so viele Priester, ernannte, um als bevollmächtigter Ausschuß über alle Angelegenheiten der Gemeinde zu entscheiden. Aber derselbe entsprach den Erwartungen nicht, der Pantschayet verlor an Ansehen, es war viel Hader und Streit, und 1838 hielten die Mitglieder um ein förmliches Statut an, vermittelst desselben sie ihren Amtsbefugnissen größern Nachdruck geben konnten als zeither. Aber darauf gingen die Behörden nicht ein. Die meisten Mitglieder des Pantschayet haben sich durch Parteilichkeit gegen die Reichen um alle Achtung gebracht, und jetzt hat dieser Rath keinen besondern Einfluß mehr; er verwaltet nur noch einige milde Stiftungen. Wir wollen hier beifügen, daß die Parsis nun seit 1838 ein Gesetzbuch haben, welches Klarheit in das Familien- und Erbschaftsrecht gebracht hat.

Die Parsis sind, wie wir früher hervorhoben, als Flüchtlinge nach Indien gekommen und haben schwere Zeiten durchgemacht. Um so bemerkenswerther erscheint es, daß sie, namentlich in neueren Zeiten, immer mehr gedeihen und einflußreich werden; mit den Hindus und Mohammedanern ist das nicht der Fall. Sie sind der britischen Herrschaft aufrichtig ergeben, denn sie gewährt ihnen Freiheit und Schutz, und können sich ungestört den Geschäften widmen, für welche sie eine ausgezeichnete Begabung haben. In früheren Jahrhunderten waren sie vorzugsweise nur Ackerbauer, sobald sie aber herausfanden, daß sie wohl auch in anderen Berufszweigen Erfolg haben könnten, warfen sie sich mit Eifer in eine neue Bahn. Unter Englands Schutze konnten sie sich, wie oben bemerkt, frei bewegen, was unter der Herrschaft der Hindukönige und der Mohammedaner nicht der Fall war; damals wurden sie von oben her bedrückt und von den Beamten ausgesogen. Nun aber wurden viele von ihnen Kaufleute in großem Styl. Bombay hat zu nicht geringem Theile gerade ihnen seine Handelsblüte zu verdanken; ein großer Theil des Verkehrs von Indien und China geht durch die Hände der Parsikaufleute, unter denen Millionäre keine Seltenheit sind. Ihre Handelsfirmen sind in der ganzen Welt bekannt. Die Parsikaufleute sind klug, schlau, keineswegs kleinlich, legen einen großen Maßstab an und sind wegen ihrer Rechtschaffenheit bekannt. Es erregte ungeheures Aufsehen, als 1862 ein Parsihaus zu Canton sich in Opiumschmuggel eingelassen hatte und Bankerott machte. Unter den Parsis selbst werden die größten Geschäfte, ohne schriftliche Urkunden, auf Wort, Treu und Glauben abgemacht, und auch vielen Europäern gegenüber beobachten sie ganz dasselbe Verfahren.

In Indien haben die Parsis zu manchen Banken und Aktiengesellschaften den Anstoß gegeben; bei allen sind sie mit ihren Kapitalien mehr oder weniger betheiligt, namentlich bei den Eisenbahnunternehmungen. Auch haben sie ausgedehnten Grundbesitz und, wie wir schon früher sagten, die schönsten Landhäuser auf der Insel Bombay sind in ihrem Besitze; viele sind Schiffsbauer, andere treiben ausgedehnte Rhederei; bei allen öffentlichen Verbesserungen betheiligen sie sich lebhaft.

Sir John Malcolm sagt in seinem Werk über seine Verwaltung Indiens: „An Intelligenz und Unternehmungsgeist sind die Parsis allen anderen Eingeborenen Indiens weit voraus. Ihnen zumeist verdankt Bombay seinen Auf-

schwung, und es ist in politischer Hinsicht von großer Bedeutung, ihre Anhänglichkeit an unsere Regierung durch neue Bande immer fester zu knüpfen."

Als der Bau von Eisenbahnen in Indien begann, waren die Parsis sofort am Platz, um denselben zu übernehmen. Die Sache selbst war ihnen ganz neu, aber sie wurden derselben bald Meister und entledigten sich ihrer Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit. Heute ist der Parsi Dschamsidtschi Dorabdschi unbestritten der vorzüglichste Eisenbahnkontractor in Indien. An den beiden ersten Bahnen, welche er baute, kam er zu Schaden, bei der dritten nicht mehr. Er baute auch große Viadukte und vollendete schwierige Werke auf Tag und Stunde. Bei seinen Bahnbauten beschäftigt er zuweilen bis zu 17,000 Menschen, die ihm alle anhängig sind, weil er für Speisung und Gesundheit derselben große Fürsorge bethätigt.

Die jüngste Zählung in Bombay hat für die Parsigemeinde eine Ziffer von 110,544 Seelen ergeben. Davon waren unter Anderen, die Familienglieder eingerechnet:

Rentner, die kein Geschäft treiben	2657
Auktionatoren	128
Bäcker und Konditoren	1417
Tuchhändler	328
Hausdienerschaft	5468
Hausirer	347
Pferdehändler und Kutscher	2025
Juwelirer und Uhrmacher	1125
Taglöhner	41
Likör- und Weinhändler, Palmweinfabrikanten	5227
Aerzte, Wundärzte, Apotheker	577
Kaufleute, Bankiers und Mäkler . . .	**61298**
Geldwechsler und Münzwardeine	1535
Priester	**5636** (!)
Schulmeister	2056
Schänkwirthe	826
Wasserträger	1584
Schreiber und Rechnungsführer	11028
Holzarbeiter (beim Schiffsbau 2c.)	4101

Man sieht, daß mehr als die Hälfte der Parsibevölkerung von Bombay zum Handelsstande gehört. Unter den Parsis findet man keinen Soldaten, ebenso wenig Barbiere, Fleischer, Sänftenträger, Wäscher oder Gassenkehrer. Es ist wohl behauptet worden, der Parsi werde deshalb kein Soldat, weil er, wegen seiner Verehrung für das Feuer, Anstand nehme, ein Gewehr abzufeuern. Herr Dosabhoy Framdschi erklärt das für geradezu lächerlich; der Parsi darf sich der Feuerwaffe zum Angriffe wie zur Vertheidigung bedienen. Der Parsi läßt sich nicht anwerben, weil er durch seine bürgerliche, gewerbliche Thätigkeit sich in den Stand gesetzt sieht, weit mehr zu verdienen als die sieben Rupien, welche der indische Soldat monatlich an Löhnung erhält. Während der Sipahimeuterei erboten sich übrigens viele, in's Heer zu treten, wenn man ihnen die Löhnung gebe, welche der englische Soldat in Indien erhält.

Von den oben angeführten 11,028 Schreibern 2c. stehen mehr als die Hälfte im Dienste der Regierungsbehörden; doch drängt sich der Parsi nicht zu Beamtenstellen, was dagegen von Seiten der Hindu und Mohammedaner allerdings der Fall ist. Manche sind übrigens Richter, Dolmetscher und Uebersetzer am Obergerichte, Mitglieder der Präsidentschaftsbehörden. Einzelne sind früher auch zu diplomatischen Sendungen verwandt worden.

Ohne alle Frage sind die Parsis weit energischer und intelligenter als alle anderen Eingeborenen Indiens. Sie werden nicht von religiösem Fanatismus umdüstert, nicht durch Kastenwesen abgeschlossen oder eingeengt, und können reisen wohin sie wollen und sich ihre Berufszweige nach Belieben wählen. Im Allgemeinen machen sie von ihrem Reichthum einen guten Gebrauch und spenden gern Wohlthaten. Im Jahre 1790 herrschte in Bombay Mangel an Lebensmitteln, der einer Hungersnoth gleichkam; so lange diese dauerte, speis'te ein Parsi, Sorabdschi Mondscherschi, täglich zweitausend Menschen, ohne Unterschied der Kaste oder Religion, auf seine eigenen Kosten, und ein anderer, Ardeschir Dädy, nicht weniger als fünftausend.

Wahrhaft großartig steht der Parsi Dschamsidtschi Dschidschibhoy da. Einen Privatmann, der Wohlthaten in solcher Weise, in so großartigem Maßstabe gespendet hätte, kennt kein anderes Volk; keine andere Religionsgenossenschaft hat Aehnliches aufzuweisen. Von 1822 ist kein Jahr vergangen, ohne daß dieser edle Mann seine schöne Humanität in erfreulicher Weise bethätigt hätte. Bombay, Surat, Nausari und andere Städte in Gudscherat, sodann Chandalla und Puna im Dekkan sind redende Zeugen für das, was er aus reiner Menschenfreundlichkeit gethan. Er hat viele Leute, die ohne ihr Verschulden in Bedrängniß geriethen und durch ihre Gläubiger zur Haft gebracht worden waren, aus der schwierigen Lage befreit, indem er die Forderungen bezahlte; er hat auf eigene Kosten Verbindungswege hergestellt, Volksschulen und höhere Lehranstalten gegründet, Krankenhäuser für Arme gebaut und reichlich begabt, viele wohlthätige Anstalten in verschiedenen Städten reichlich bedacht, Einkehrhäuser zum Unterkommen und zur Bequemlichkeit der Reisenden aufführen lassen und Wasserleitungen dort hergestellt, wo sie ein dringendes Bedürfniß waren. Bei alledem hat er nicht gefragt, zu welcher Nation, Kaste oder Religion ein Hülfsbedürftiger gehöre, ihm stand der Mensch höher als der Heide oder Christ, der Mohammedaner oder Parsi; er verwarf die Ausschließlichkeit.

Solch einen Mann hat Abendland und Morgenland nie zuvor gesehen. Dieser edle Mensch, der „Feueranbeter", war nicht blos wegen seiner Güte, Milde und Menschenliebe allgemein verehrt; er war auch in jeder andern Beziehung ein ausgezeichneter Charakter. Die englische Königin ernannte ihn 1842 zum Baron und ließ 1843 ihm zu Ehren eine goldene Denkmünze prägen. Im Jahre 1856 beschloß man in Bombay dem Sir Dschamsidtschi Dschidschibhoy ein Standbild zu errichten; in der zu diesem Zweck anberaumten Versammlung führte Lord Elphinstone den Vorsitz. Er äußerte, daß es eine Freude und eine Ehre sei, einem solchen Manne Hochachtung zu beweisen. Die Achtung vor ihm beruhe aber nicht etwa auf den Summen, welche er mit unglaublicher Freigebigkeit für wohlthätige Zwecke gespendet habe. „In welchem Zeitalter und in welchem Lande finden wir ein Nebenstück zu solcher Munificenz? Sir Dschamsidtschi hat gleiche Theilnahme für den Leidenden ohne Unterschied der Religion; er ist überhaupt ein bewundernswürdiger Mann. Er hat seinen Reichthum in der ehrenvollsten Weise erworben; allezeit war er fleckenrein, pünktlich, von unermüdlichem Fleiße; seine Politik hat immer in der strengsten Rechtschaffenheit bestanden. Wir wollen dem Mann ein Standbild setzen. Hospitäler, Herbergen, Schulen, Wasserleitungen, Tränkstätten und dergleichen, das hat er Alles selber sich schon als Denkmal gesetzt. Ihm gebührt eine Ehrenstatue."

Andere hohe Regierungsbeamte äußerten sich mit gleicher Wärme. Wir finden in Herrn Framdschi's Buche (S. 181 ff.) eine Uebersichtsliste der wohlthätigen Anstalten und öffentlichen Werke, welche der parsische Baronet theils ganz allein gegründet, theils durch seine Unterstützung möglich gemacht hat. Sie ist bei weitem nicht vollständig, es geht aber aus derselben hervor, daß jener Mann im Verlaufe

von etwa zwanzig Jahren für solche Zwecke verausgabt hat die Summe von 2,219,810 Rupien, sage zwei Millionen zweimalhundert neunzehntausend achthundert und zehn Reichsgulden, jeden zu 20 Silbergroschen gerechnet. Diese Summe vertheilt sich auf 51 Gegenstände. Allerdings hat er die Parsis, welche ihm zunächst standen, sehr reichlich bedacht, aber wir finden außerdem in der Liste Folgendes: Für nothleidende Familien 44,000 Rupien; für arme Hindus in Gudscherat, um das Andenken eines verstorbenen Hindu-Freundes zu ehren, 30,000; für die Abgebrannten in Surat, um Lebensmittel 2c. anzuschaffen, 30,800; für Brunnenanlagen in Bombay 15,000; für Herbergen in Chandalla und Nausari 40,000; für ein Hospital 160,500; für eine Hebammenschule 30,000; für die Mahim-Chaussee 155,000; für andere Verbindungswege 22,000; für eine Brücke 4000; für ein allgemeines Einkehrhaus an der Bellasisstraße, auf der Insel Bombay, 150,000; für eine Wasserleitung in Puna 180,270; für Trinkwasserbehälter 6500 und 23,000; für eine Zeichnenschule in Bombay 100,000; für eine Erziehungsanstalt, in welcher die Kinder armer Parsis unterrichtet werden, 440,000; ein Kapital zur Preisvertheilung in der medicinischen Lehranstalt 15,000; für allerlei Lehrstühle und Schulen 1000, 11,000 2c.; für europäische Wittwen 5000; für Schott- und Irländer 10,000; für die Seemannsschule in Devonport 1000 Rupien, und so weiter.

Uebrigens steht jener Baronet nicht allein; es findet vielmehr unter den Reichen ein wahrer Wetteifer statt, sich recht nützlich zu machen. Unter den Parsis giebt es keinen einzigen Bettler; alle gesunden Leute arbeiten; die hülflosen werden von der Gemeinde verpflegt. Die Feueranbeter zeigen ihre Nächstenliebe nicht in salbungsvollen Worten, sondern in praktischen Handlungen.

Wir haben früher die Parsis als die einzigen Orientalen bezeichnet, welche sich den Fortschritt in europäischem Sinn angelegen sein lassen. Sie begreifen sehr wohl, daß ein solcher ohne ein geregeltes Unterrichtswesen nicht möglich sei, und deshalb haben sie sich den Bemühungen der englischen Regierung, welches demselben große Fürsorge zuwendet, mit Eifer angeschlossen. Die Parsijugend ist in den Schulen sehr zahlreich und alle Knaben lernen Englisch. Die Gemeinde hat aber auch eine Anzahl Lehranstalten auf eigene Kosten gegründet, europäische Lehrbücher sind in die Gudscheratisprache übersetzt worden und werden zu wohlfeilen Preisen verkauft. Sir Dschamsitdschi's „Translation Fund“ belief sich im Jahre 1858 auf 396,000 Rupien.

Manche Parsis haben sich den höheren Zweigen der Wissenschaften zugewandt: sie sind Aerzte, Richter, Professoren, und die Zahl derer, welche mit der europäischen Literatur vertraut sind, wächst mit jedem Jahre. Dadurch ist ein höherer Strich der Bildung unter diese Asiaten gekommen, und sie fühlten seitdem das Bedürfniß, auch die Mädchen derselben theilhaftig zu machen; ungebildete Frauen konnten solchen Männern nicht genügen. Der aus jungen Parsis bestehende „Literarische und wissenschaftliche Verein“ in Bombay ging in dieser Beziehung voran. Er erörterte in Wochenversammlungen die gesellschaftlichen Verhältnisse der Gemeinde und begann 1849 mit der Gründung von Mädchenschulen. Die Zahl derselben hat sich beträchtlich vermehrt, die Lehrbücher sind zweckmäßig; der Unterricht umfaßt dieselben Gegenstände wie etwa in deutschen Bürgerschulen, auch sind bereits weibliche Lehrerinnen herangebildet worden. In Bombay werden die sieben Mädchenschulen von etwa 1000 Schülerinnen besucht. Schon der Umstand, daß die Parsis mit Sorgfalt auf die geistige Ausbildung des weiblichen Geschlechts Rücksicht nehmen, was bekanntich weder bei Hindus noch bei Mohammedanern geschieht, kann zeigen, daß sie von ganz anderm Schlage sind wie jene Orientalen.

Auch für für die Verbreitung von Kenntnissen und allgemeiner Bildung sorgen sie. Es erscheinen jetzt nicht weniger als sechszehn Zeitungen und Zeitschriften in der Gudscheratisprache, wovon drei täglich. Ein Wochenblatt, Rast-Goftar, ist ganz vortrefflich redigirt und kann sich an Werth und Reichhaltigkeit mit europäischen Blättern solcher Art völlig messen. Jene Blätter werden zumeist von Mitgliedern des wissenschaftlichen Vereins redigirt, und ein Hauptzweck geht dahin, asiatischen Vorurtheilen und dem Aberglauben mit Nachdruck entgegenzutreten. Es ist dabei sehr bemerkenswerth, daß vorzugsweise der Mittelstand sich für diese Reformbestrebungen am empfänglichsten zeigt; unter den Reichen und Vornehmen ging Sir Dschamsitdschi voran, und sein Sohn Sorabdschi Dschamsitdschi ist des Vaters würdig. Er ist ein in jeder Beziehung liberaler Mann, tritt als Schriftsteller für sociale Verbesserungen in die Schranken, hält öffentliche Vorträge und unterstützt den Fortschritt auf alle Weise. Manche eifern ihm nach.

Die Parsis halten fest an ihrer Religion, die bis weit in das Alterthum hinaufreicht. Sie stand in hoher Blüte unter Darius und bis zu Alexander's Eroberung, scheint dann gekränkelt zu haben und wurde 226 nach Christus durch Ardeschir Babekan neu belebt. Dieser sammelte die heiligen Bücher (so viel von denselben noch vorhanden war), ließ sie aus dem Zend in die Landessprache seiner Zeit, nämlich in das Pehlwi, übertragen und errichtete neue Feuertempel. Als aber im siebenten Jahrhundert die Mohammedaner über Persien hereinbrachen, wurden diese zerstört, und die treuen Anhänger der alten Lehre flüchteten zumeist ins Ausland. Wir haben ihre Schicksale weiter oben erzählt.*)

Die Avesta umfaßten ursprünglich ein und zwanzig Nusk, Bücher, deren Titel im Zend und Pehlwi wir noch kennen; die meisten sind aber durch die Griechen oder durch die Mohammedaner vernichtet worden. Manche, welche man Zoroaster und seinen Schülern zuschreibt, sind glücklich bis auf unsere Tage gekommen, z. B. das Vendidad, Yasna oder Isaschneh und Vispard, welche zusammen das Vendidad Sadeh bilden. Dazu kommen noch mehrere andere. Sie enthalten Vorschriften über Lehre und Ceremonien, Gebete und moralische Lehren.

Zoroaster's Religion lehrt den einigen Gott; dieser ist

---

*) Wir gehen auf das, was Herr Dosabhoy Framdschi über Zoroaster sagt, nicht näher ein. Er führt an, daß ein gelehrter Parsi, Nurosdschi Ferduntschi, in einem 1851 veröffentlichten Buche: Tarich i Sertoschti (Tareekh i Zurtoshtee nach der schlechten englischen Schreibweise) „hinreichend bewiesen“ habe, daß Zoroaster im sechsten Jahrhunderte vor Christus gelebt.

Professor Spiegel in Erlangen, ein Mann welcher in Betreff altpersischer Dinge als Autorität ersten Ranges dasteht, ist folgender Ansicht: — Zoroaster gehört in die Zeit vor aller Geschichte. Wir haben über ihn nur Legenden. Er war in West-Iran zu Hause, etwa am Urmiah-See oder in der medischen Stadt Rhages. Man nahm schon früher mehrere Zoroaster an. Auch in Babylonien und Pamphylien sollen Zoroasters aufgetreten sein. Das Avesta in seiner jetzigen Gestalt rührt nicht von Z. her; er ist viel zu mythisch, als daß man ihn ohne Weiteres als Stifter der iranischen Religion annehmen könnte. „In dem Namen Zoroaster sind die Arbeiten von Jahrhunderten und verschiedenen Entwickelungsstufen zusammengefaßt, welche die iranische Religion durchlaufen hat.“ Auf keinen Fall war Z. ein Baktrer, zu welchem man ihn hat machen wollen. In Baktrien hat sich keine dort heimische, selbständige Kultur entwickelt. Rawlinson (— auf dessen Urtheil überhaupt kein Gewicht zu legen ist und dessen ganze Art und Weise viel Dilettantisches an sich trägt —) will aus Zoroaster einen Semiten machen!
A.

Schöpfer, Gebieter und Erhalter der Welt. Die Grundlehren der Avesta schärfen ein: Reinheit in Worten, Handlungen und Gedanken. „Die Tugend ist das einzige wahre Glück in dieser Welt; die angenehmsten Opfer für Gott sind gute Handlungen und gute Absichten. Aufrichtigkeit ist die Grundlage der Vervollkommnung, die Lüge aber ein verabscheuenswerthes Laster. Jede Arbeit trägt ihre gute Frucht, sie ist Schutzwehr für die Unschuld, ein Wall gegen Versuchungen. Müssiggang aber ist die Mutter der Armuth und der Schande. Zu den höchsten Pflichten des Menschen gehört Ausübung der Gastfreundschaft und der Wohlthätigkeit."

Herr Dosabhoy Framdschi äußert über die sogenannten Feueranbeter, seine Religionsgenossen, Folgendes:

Sie sind Deisten, glauben nur an Einen Gott, haben keine andere Anbetung als jene des höchsten Wesens. Dafür zeugen sowohl die heiligen Bücher wie die Gebete und religiösen Bräuche der heutigen Parsis. Daß sie keine Götzendiener sind, bemerkt sofort ein Jeder, der mit ihnen in Berührung kommt. Die Behauptung, daß sie Feuer, Sonne, Wasser und Luft anbeten, ist von Unkundigen aufgestellt worden, und die Parsis weisen eine solche Beschuldigung mit Entrüstung ab. „Das thue auch ich mit aller Entschiedenheit", sagt Herr Framdschi, „und ich bin ein Bekenner der Lehre Zoroaster's. Diese meine Erklärung sollte hinreichen, um alle Zweifel zu beseitigen. Unserm Glauben zufolge ist Gott das Sinnbild der Hoheit und des Lichtglanzes; deshalb stellt sich der Parsi, wenn er betet, vor das Feuer oder wendet sein Antlitz der Sonne zu. Feuer und Sonne erscheinen ihm als geeignete Symbole des Allmächtigen".*)

Im Morgenlande hat man auch niemals die Parsis für Heiden gehalten, und europäische Kenner thun dies eben so wenig. So äußert Dekan Prideaux: Sie verabscheuen alle Bilder und verehren Gott nur unter dem Symbol des Feuers. Licht gilt ihnen für das wahre Symbol des guten Gottes; Feuer ist die Ursache des Lichts; die Sonne gilt ihnen für das reinste Licht. Und nur deshalb brennt in ihren Tempeln Feuer, vor welchem sie ihre Andacht verrichten; ebenso verrichten sie im Hause ihre Privatandacht vor dem Feuer. Dem Lichte zollen sie die höchsten Ehren, weil ihnen dasselbe gleichsam als Vertreter des Guten Gottes gilt. Sie verabscheuen die Finsterniß, weil sie ihnen für den Repräsentanten des bösen Gottes gilt, welchen sie verabscheuen, wie wir Christen den Teufel. — Sir William Ouseley äußert: Es ist meine feste Ueberzeugung, daß auf den ersten parsischen Altären das Feuer zur Ehre des einigen Gottes loderte, wie das noch heute bei den Anhängern der Lehre Zoroaster's der Fall ist. Und genau so sprechen sich viele andere Gelehrte aus.

Die Parsis richten ihre Gebete an Gott selber, nicht an das Symbol, vor welchem sie beim Beten stehen.

Sie lehren den einen, allmächtigen Gott, der gütig gegen die Menschen ist; sie verabscheuen Ahriman, das böse Princip, den Anstifter aller bösen Gedanken; dieser ist aber nicht gleich ewig mit Gott. Ihre Moral ist rein und auf die Nächstenliebe gegründet.

Forbes bemerkt in seinen Oriental Memoirs: Das heilige Feuer der Parsis darf nicht verlöschen; die Priester bewachen dasselbe Tag und Nacht; es brennt in einer großen Pfanne und wird mit Sandelholz oder anderen wohlriechenden Stoffen unterhalten. Die Unkundigen und die gemeinen Leute verehren diese heilige Flamme, sodann Sonne, Mond und Sterne, ohne ihre Gedanken zum unsichtbaren Schöpfer zu erheben; aber die Kundigen und Verständigen sehen in dem Feuer nur die allmächtige Quelle des Lichts; es ist ihnen lediglich Sinnbild. Die Sonne gilt ihnen blos für eine Kreatur des großen Schöpfers, der das Weltall gemacht hat; sie verehren dieselbe als das beste und schönste Bild und weil es so großen Segen auf Erden spendet. (— Die Monstranz im christlichen Kultus ist auch eine Sonne, ein Symbol. —) Die heilige Flamme soll daran gemahnen, daß der Mensch die Reinheit bewahren solle. Die Quelle also ist rein, aber im langen Fortgange der Zeit ist in den Strom des religiösen Systems viele falsche Zuthat gekommen.

Die Moral, welche von den heiligen Büchern gelehrt wird, ist groß und erhaben; sie hat ihre Geltung durch alle Zeiten behalten, aber in Bezug auf die Ceremonien ist, in Folge äußern Dranges, manches Fremdartige in den Parsikultus gebracht worden. Wir haben früher erzählt, unter welchen Bedingungen die flüchtigen Perser in Sandschan Aufnahme fanden. Sie mußten sich fügen, und nachdem Menschenalter vergangen waren, verwuchs das, was von den Hindus den Parsis aufgezwungen war, allmälig mit den Volkssitten; das entlehnte Hinduwesen bürgerte sich ein. Von da an hieß es: Unsere Väter haben es so gemacht, und der Asiat ist bekanntlich zu der Annahme geneigt, daß Alles recht sei, was seine Vorfahren gethan haben. Sie besaßen nur noch wenige ihrer alten heiligen Bücher, und Schriftgelehrte waren unter ihnen sehr selten. So geschah es, daß Hindubräuche einwurzelten, und daß z. B. noch jetzt Leute aus dem Volk eine Schale Oels dem Hanuman oder Blumen und Früchte dem Ocean opfern. Uebrigens gab sich der Pantschayet schon vor einem Menschenalter Mühe, derartige Bräuche zu beseitigen, aber ohne großen Erfolg, weil jahrhundertaltes Herkommen sich nicht leicht entfernen läßt. Zwangsmittel hat man nicht, möchte dergleichen auch nicht anwenden; man versucht nun durch Belehrung dem Mißbräuchen beizukommen. Ein Verein reicher und gebildeter Männer, der Rahnumaï Masdiasma, d. h. die Gesellschaft für religiöse Reform, hat sich die Wiederbelebung der reinen Lehre und die gesellschaftliche Reform zu seiner Aufgabe gemacht, läßt sich durch keinen Widerstand irre machen und verbreitet gute Bücher und Flugschriften. Der gute Einfluß dieses Reformvereins ist offenbar.

Bekanntlich geht kein anderer Stand so schwer an Reformen, wie jener der Priester. So ist es auch bei dem der Parsis, unter welchem sich manche Mißbräuche eingeschlichen haben. Die wenigsten verstehen ihre gottesdienstlichen Bücher, wohl aber können sie wie Papageien die Kapitel herplappern, welche sie bei den verschiedenen Feierlichkeiten herzusagen haben. Dafür bekommen sie ihre Stolgebühren und diese bilden ihre wichtigste Einnahmequelle. Sie nähren sich vom Priesterhandwerk, und — ein arger Uebelstand und Mißbrauch — dieses Priesterhandwerk ist eine erbliche Profession! Man wird nicht Priester, weil man sich die dazu erforderlichen Eigenschaften erworben hatte, sondern weil der Vater zum Handwerk gehört. Uebrigens bleibt es dem Sohn eines Priesters unbenommen, in ein anderes Geschäft zu treten, aber ein Laie kann nicht Priester werden. So bilden die Priester der Parsis eine geschlossene Kaste. Aber eine solche Erblichkeit widerspricht den Kirchensatzungen und ist nicht in Zoroaster's Lehre begründet; der Mißbrauch hat sich im Verlaufe der Zeit eingeschlichen. Die Priester sind nun zumeist ungebildete Menschen und haben in der Gemeinde nur geringe Achtung; die Laien sind aufgeklärter und unterrichteter. Deshalb haben in den letzten Jahren mehrere Priester sich von einem Beruf abgewandt, der in Mißachtung gefallen ist. Jetzt wird nun diesen Parsipfaffen die Kultur aufgedrängt,

*) In Bombay sind gegenwärtig drei öffentliche Feuertempel, die 1780, 1830 und 1844 gebaut wurden; den letztern ließ Framdschi Kowasdschi auf eigene Kosten bauen; er kostete 250,000 Rupien.

die Gemeinde verlangt ordentliche Geistliche; sie hat eine Anstalt gegründet, in welcher Zend, Pehlwi und Persisch gelehrt wird. Die Layen bestehen darauf, daß die Geistlichen etwas lernen sollen. Und es ist um sie geschehen, wenn sie Ignoranten und Faullenzer bleiben, denn die Laien, zum Theil sehr gebildete Leute, regen sich und lesen nun selber die heiligen Bücher, theils in der Ursprache, theils in englischen Uebersetzungen mit europäischen Kommentaren. Einige wenige Geistliche machen übrigens eine ehrenwerthe Ausnahme; die große Menge ist aber noch so, wie Pfaffen eben zu sein pflegen.

Herr Dosabhoy Framdschi wirft in seinem Schlußkapitel einen Blick auf die gegenwärtige Lage der Parsis. Sie sind, sagt er, unter allen Völkern Indiens dasjenige, welches sich am meisten den Europäern anschließt und sich ihnen nähert. Sobald sie mit den Engländern in Berührung kamen und britische Unterthanen wurden, trat sofort ihr Unternehmungsgeist und ihre Energie offen zu Tage. Unter Schirm und Pflege einer erleuchteten Regierung begann die Civilisation unter ihnen aufzuleben und sie ist seitdem unter ihnen dermaßen herangewachsen, daß sie sich in jedem Jahre mehr europäisiren, und nicht etwa lediglich im Aeußern, also in Sitten und Bräuchen, sondern hauptsächlich auch in ihrem Denken und Fühlen.

Der Fortschritt zeigt sich bei ihnen nicht nur in der gesteigerten Handelsthätigkeit und in der Anstelligkeit für das Geschäftsleben, sondern auch in der Entwickelung des ganzen geistigen Treibens, in der Veredelung des Geschmacks, in den Anschauungen überhaupt. Das verspricht sehr Gedeihliches für die Zukunft; es wird nicht fehlen, daß die Parsis als das große Bindeglied zwischen der englischen Regierung und deren eingeborenen Unterthanen dastehen. Schon jetzt üben sie in dieser Beziehung einigen Einfluß. Man überzeugt sich in Indien, daß die Parsis durch ihren Unternehmungsgeist, ihr geistiges Streben und ihren energischen Fleiß den Europäern weit größere Achtung einflößen, als Andere durch orientalischen Pomp, der doch nur barbarisch ist. Durch den Einfluß der Parsis wird eine große Revolution herbeigeführt werden; die Anhänglichkeit der Parsis für die britische Regierung wird auch auf andere Inder übergehen.

Den Parsis bleibt indessen noch Vieles zu thun übrig. Aber sie haben dabei doch den Trost, daß nur wenige Vorurtheile ihnen im Wege stehen; sie kennen die allen Fortschritt hemmende Kasteneinrichtung nicht und die Religion legt ihnen kein Hinderniß in den Weg. Erziehung und Unterricht, auch des weiblichen Geschlechts, gewinnen immer größere Ausdehnung und ruhen auf sicherer Unterlage. Täglich streifen sie irgend eine Fessel orientalischer Ignoranz ab. In ihrem häuslichen Leben sind sie beinahe schon europäisirt; das Weib ist nicht Magd oder Spielding des Mannes, sondern dessen Lebensgefährtin, und der Parsi hat ein Familienleben, das andere Orientalen nicht kennen. Deshalb haben auch die Kinder eine andere Stellung als bei jenen.

Die Anhänglichkeit der Parsis an die britische Regierung rührt zumeist auch daher, daß sie das Wesen derselben vollständig begreifen. Sie, die so lange unter dem Druck indischer Radschas und mohammedanischer Herrscher gelebt, wissen wohl, was es heißen will, unter einer aufgeklärten Regierung zu stehen, unter welcher Leben und Eigenthum sicher sind, die den Fortschritt befördert und die Religion unangetastet läßt. Die Parsis haben für ihre Entwickelung keiner künstlichen Reizmittel bedurft; sobald ihnen die Möglichkeit gegeben war, sich zu rühren, singen sie auch an sich zu rühren; sie gewährten dem befruchtenden Strome der Civilisation freien Eingang. Nun fanden sie auch Spielraum zur Entfaltung ihrer Talente: sie sind heute nicht mehr die Leute, die sie noch vor einem Vierteljahrhundert waren; ein neues Geschlecht ist herangewachsen; diesem gehört zu nicht geringem Theile schon die Gegenwart und die Zukunft ist ihm sicher!

Die wissenschaftlichen und praktischen Erfolge der Novara-Expedition.

Von befreundeter Hand ist uns aus Wien ein Aushängebogen (wie wir vermuthen, aus einem demnächst erscheinenden Bande der vortrefflichen Oesterreichischen Revue) übersandt worden, welchem wir die nachfolgenden Mittheilungen entlehnen. Die Novara-Expedition ist von der Theilnahme aller Deutschen begleitet worden und sie hat die Hoffnungen, welche man von ihr hegen durfte, nicht nur erfüllt, sondern in wahrhaft glänzender Weise übertroffen. Die Ergebnisse liegen vor, der Gewinn für die Wissenschaft ist klar. Wir legen darauf einen hohen Werth, noch mehr aber auf den Umstand, daß man in Wien einen maritimen Blick hat. Allerdings ist die europäische Großmacht Oesterreich schon wegen ihrer geographischen Lage zunächst auf das große Becken des Mittelmeeres angewiesen; aber wenn sie die Bedeutung dieser Thalassa auch vollkommen begreift und mit Eifer danach strebt, auf derselben eine ihrer würdige Rolle zu spielen, so beschränkt sich sich doch nicht auf dieses Binnenmeer allein. Sie hat ein Kriegsschiff zu wissenschaftlichen Zwecken auf den Ocean gesandt und ihre Flagge unter allen Zonen mit Ehren gezeigt. Hoffentlich findet das löbliche Beispiel bald Nachahmung; es ist ja doch endlich hoch an der Zeit, daß Gesammtdeutschland nicht zurückbleibe und daß auch die schwarzrothgoldene Flagge stolz im Winde flattere. Der guten Fregatte Novara gebührt aber unbedingt der Ruhm, der Bahnbrecher und Vorläufer gewesen zu sein.

Eine Uebersicht der Leistungen ihrer Expedition liefert den Beweis, mit welchem preiswürdigen Eifer die Mitglieder derselben sich ihrer Aufgabe widmeten. Der Bericht sagt:

Sechs Jahre sind verflossen, seitdem die Fregatte Novara in einer maritimen, politischen und wissenschaftlichen Mission am 30. April 1857 den Hafen von Triest verließ. Eine großartige, unter den verschiedensten Verhältnissen durchgeführte Uebungsreise sollte den jungen Kräften unserer Kriegsmarine eine besonders günstige Gelegenheit zur praktischen Ausbildung darbieten; dabei sollte die Expedition die Flagge des österreichischen Kaiserstaats an mehreren in kommerzieller Beziehung wichtigen Punkten der Erde entfalten, wo dieselbe früher nie geweht hatte, so wie Handelsverbindungen und Verträge mit fremden Nationen anbahnen und vorbereiten. Endlich wurde den Forderungen, welche die Wissenschaft in unserer Zeit an derartige Unternehmungen stellt, dadurch gebührend Rechnung getragen, daß mehrere Naturforscher und ein Künstler auf Kosten der kaiserlichen Regierung die Novara auf ihrer Erdfahrt begleiteten, deren Aufgabe es war, allgemein wissenschaftliche Studien und Forschungen anzustellen, Verbindungen und Tauschverkehr mit den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten in den besuchten Ländern und jenen der Heimat einzuleiten, Sammlungen, namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu machen, deren Erwerbung wegen der Kostspieligkeit und Schwierigkeit des Transports dem mit Privatmitteln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist, so wie endlich von den interessantesten Erschei-

nungen auf dem Gebiete des Natur- und Völkerlebens Skizzen zu entwerfen.

Sowohl vom damaligen Marine-Oberkommandanten, Erzherzog Ferdinand Maximilian, welcher zuerst die Idee der Erdumsegelung eines österreichischen Kriegsschiffes angeregt hatte, als auch von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, vom Unterrichtsministerium und vom Oberstkämmereramte wurde eine Anzahl von Fachmännern bestimmt, welche sich während der Reise der Förderung der verschiedenen wissenschaftlichen Zwecke unterziehen sollten.

Man kann mit Recht sagen, die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf diese erste österreichische Erdumsegelungs-Expedition und ihre Resultate gerichtet. Nicht nur patriotische Herzen des engern Vaterlandes folgten dem kühnen Unternehmen mit Vorliebe und Begeisterung, — aus allen Theilen von Europa gab sich das regste Interesse für die Novarafahrt kund. Gelehrte aller Nationen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Holländer und Nordamerikaner betheiligten sich gewissermaßen geistig an derselben durch nützliche Winke, Rathschläge und Empfehlungen. Deutschland namentlich schenkte dem Unternehmen eine wahrhaft warme Sympathie. Der größte Denker und Forscher unseres Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, obschon zur Zeit der Abfahrt des Schiffes leidend, richtete in halber Genesung eine Anzahl weihevoller Erinnerungen an die österreichischen Reisenden und erflehte den Segen des Himmels über dieses große und edle, zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes ausgeführte Unternehmen.

In allen Ländern, welche die Expedition besuchte, zeigte sich das gleiche erhebende Interesse. Ueberall wurde ihr der glänzendste Empfang, die ehrenvollsten Auszeichnungen, zuvorkommende Unterstützung zu Theil. Besonders aber in der Brust der auf verschiedenen Punkten der Erde zerstreut lebenden Deutschen erregte die Ankunft der Novara stets die lauteste Freude, die lebhaftesten Hoffnungen! Glaubten sie doch in dem Erscheinen des Kriegsschiffes einer deutschen Großmacht die Morgenröthe jener heißersehnten Epoche zu gewahren, wo nicht blos der in fernen Erdtheilen lebende Engländer, Franzose oder Amerikaner, sondern auch der deutsche Ansiedler sich mit Stolz erinnern mag, daß sein Vaterland den Willen und die Kraft besitzt, ihn selbst im entferntesten Winkel der Erde zu schützen und sein gutes Recht zu vertheidigen! —

Nach einer gefahrvollen, aber ohne ernsten Unfall durchgeführten Reise, während welcher die Mitglieder wiederholt Gelegenheit hatten, die ernsthaftesten Dinge am Bord eines Schiffes, wie Drehstürme und Feuersgefahr zu erleben, aber doch von deren vernichtenden Folgen verschont blieben, kehrte die kaiserliche Expedition am 26. August 1859 wieder glücklich in die Heimat zurück. Sie hatte Gibraltar, Funchal (auf Madeira), Rio de Janeiro, Simonstown (Kap der Guten Hoffnung), St. Paul und Amsterdam, Ceylon, Madras, die nikobarischen Inseln, Singapore, Batavia, Manila, Hongkong, Macao, Canton, Schanghai, Puynipet (Karolinen-Archipel), Sikayana (Stuarts-Inseln), Sydney*) (Australien), Auckland (Neuseeland), Papeete (auf Tahiti), Valparaiso und Santiago de Chile besucht, im Ganzen 51,686 Seemeilen zurückgelegt, 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker zugebracht.**) Die Gesammtsumme der Auslagen, einschließlich der Kosten der Ausrüstung des Schiffes und dessen Herstellung für die Zwecke der Expedition, betrug 616,560 Gulden österr. Währung.

Ungeachtet des Nachtheils, in welchem sich der Reisende bei einer Erdumsegelung im Vergleich mit einer nach einem einzigen Brennpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit gerichteten Expedition befindet, und obschon es für naturforschende Zwecke weit weniger lohnend ist, die verschiedensten Länder und Völker in fünf Welttheilen flüchtig zu besuchen, als sich in das Studium eines einzigen beschränkten Gebietes zu vertiefen, ist dennoch das mitgebrachte naturhistorische und literarische Material überaus reich und mannichfaltig ausgefallen.

Die vom Befehlshaber der Expedition, Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, und den Marine-Offizieren am Bord der Fregatte so wie auf dem Lande ausgeführten Arbeiten umfassen: astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen, geographische Ortsbestimmungen so wie geodätische Aufnahmen, und bilden als nautisch-physikalischer Theil eine besondere Abtheilung der wissenschaftlichen Publikationen der Novara-Expedition.

Die zoologischen Sammlungen, welche von den beiden Zoologen theils selbst gemacht, theils geschenkt oder angekauft wurden, bestehen aus: 320 Sängethieren, 1500 Vögeln, 950 Amphibien, 2000 Fischen, 6550 Conchylien, 13,000 Insekten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthieren, 60 Skeletten, 60 Schädeln, 120 Nestern und 250 Eiern.

Die botanische Ausbeute besteht aus umfangreichen Herbarien und werthvollen Sämereien (mit besonderer Berücksichtigung der für die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Kronländer des Kaiserstaats sich eignenden Nahrungspflanzen); aus einer großen Anzahl in Essigsäure und Weingeist aufbewahrter Frucht- und Blütenstände tropischer Pflanzen, so wie aus indischen, chinesischen und chilenischen Droguen und zahlreichen Proben von Zier- und Nutzhölzern. Mit den niemals vorher in so großen Quantitäten nach Europa gebrachten Blättern der peruanischen Cocapflanze (Erythroxylon Coca) wurden von Wöhler in Göttingen chemische Untersuchungen in großartigem Maßstabe angestellt, welche die Entdeckung mehrerer neuer organischer Basen, wie Cocaïn, Ecgonin und Hygrin, zur Folge hatten. Weitere Versuche sind noch in vollem Zuge, welche namentlich mit dem Cocaïn von Dr. Schroff auch auf pharmakognostische und physiologische Experimente ausgedehnt werden sollen.

Die mineralogischen, petrographischen und paläontologischen Sammlungen enthalten von sämmtlichen besuchten Gegenden Suiten an Mineralien, Gebirgsarten und Petrefakten, welche sich auf mehrere tausend Stück belaufen, und theils von Dr. Hochstetter selbst gemacht, theils von wissenschaftlichen Instituten und Privatpersonen geschenkt oder durch Ankauf erworben wurden. Dieselben sind namentlich in Folge des verlängerten Aufenthalts des Geologen der Expedition auf Neuseeland mit einer werthvollen Sammlung von Resten der ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands (Palapteryx ingens, Dinornis elephantopus, D. dediformis etc.) bereichert worden.

Die ethnographische Sammlung enthält 376 Gegenstände: Waffen der verschiedensten und seltsamsten Art, Haus- und Arbeitsgeräthe, Ornamente, Amulete, Schnitzereien, Idole, Gesichtsmasken, Kleidungsstücke, Gewebe, Stoffe aus Baumrinde, Musikinstrumente, singhalesische und chinesische Manuskripte, Schriftfragmente auf Palmenblättern, auf Bambusrohr und Baumrinde geschrieben; — alles Gegenstände, von denen einzelne der Kulturwissenschaft die letzten Beweise primitiver Kunstfertigkeit liefern dürften, welche sich seit dem häufigern Kontakt der wilden

*) Es ist entschieden unrichtig, Sidney zu schreiben, wie im Reiseberichte der Novara und auch in Hochstetter's Werk über Neuseeland immer geschieht: Die Stadt heißt Sydney. A.

**) Zwei Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission trennten sich im Stillen Ocean im Interesse ihrer Studien von der Expedition und kehrten auf verschiedenen Wegen an Bord von englischen Dampfschiffen nach Europa zurück. Dr. Hochstetter schiffte sich in Auckland auf Neuseeland aus und verblieb noch neun Monate auf dieser wichtigen Insel, von welcher er mehrere Provinzen geologisch untersuchte. Dr. Scherzer verließ die Fregatte in Valparaiso und schlug den Heimweg über Lima, Panama und Westindien ein. Die Reisen beider Forscher wurden hauptsächlich in der Absicht unternommen, um über die besuchten Länder neue Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und die Resultate der kaiserlichen Expedition mit interessanten Thatsachen zu bereichern.

Völker mit Europäern immer mehr verliert und in den meisten großen Kolonien schon als gänzlich erloschen zu betrachten ist.

Die anthropologische Sammlung zählt über 100 Skeletschädel, so wie Kopfhaare der verschiedenen Menschenrassen; ferner das vollständige Skelet eines Buschmanns aus der Kapkolonie und eine Anzahl physiologischer und pathologisch-anatomischer Präparate.

Außer diesen großartigen naturhistorischen Schätzen, welche dermalen provisorisch in einem Gebäude des k. k. Augartens in Wien zur freien Besichtigung aufgestellt sind und außer ihrem hohen wissenschaftlichen Interesse zugleich einen materiellen Werth von mindestens 80 bis 100,000 Gulden repräsentiren, haben die einzelnen Mitglieder auch neue Kenntnisse über die todte und organische Natur, über Menschenrassen, über Sitten und Sprachen gesammelt, und gleichfalls ein ebenso reichhaltiges als kostbares literarisches Material mitgebracht. Ein Jeder war redlich bemüht, das in ihn gesetzte Vertrauen durch seine Leistungen zu rechtfertigen und nach seinem besten Können und Vermögen zum Gelingen des großen vaterländischen Unternehmens beizutragen.

Der beschreibende Theil der Reise, welcher gewissermaßen nur als Vorläufer der eigentlichen streng wissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten ist, wurde schon bald nach der Rückkehr der Fregatte Novara von Dr. Karl v. Scherzer auf Kosten der Kriegsmarine ausgearbeitet und liegt in drei großen, mit zahlreichen Illustrationen gezierten Oktavbänden beendet vor. (Das Werk wurde mit lebhafter Theilnahme aufgenommen; noch vor Ablauf eines Jahres wurden 5000 Exemplare vergriffen und demnächst wird eine neue Auflage, eine „Volksausgabe" erscheinen. Es ist auch in englischer, italienischer und französischer Uebersetzung erschienen. Diese Arbeit Scherzer's hat also die ihr gebührende Anerkennung von vornherein gefunden.)

Wir ersehen aus dem uns übersandten Berichte, daß man auch ernstlich an's Werk gegangen ist, die speciellen wissenschaftlichen Ergebnisse in systematischer Weise zu veröffentlichen. Es wird auf Kosten des Staats unter Leitung der Akademie der Wissenschaften geschehen, und der Kaiser hat dafür eine Summe von 80,000 Gulden angewiesen. Die akademischen Ausschüsse, welche die Arbeiten übernommen haben und die Veröffentlichung leiten werden, bestehen aus Fachmännern von Ruf und Gediegenheit. Der Bericht äußert:

Die sämmtlichen wissenschaftlichen Publikationen der Novara-Expedition werden aus ungefähr 15 Quartbänden mit circa 300 Tafeln und Kartenbeilagen bestehen, und in folgende Abtheilungen zerfallen:

I. Nautisch-physikalischer Theil: 1 Band, welcher sämmtliche während der Reise ausgeführte astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen und geodätische Arbeiten umfaßt und vom Chef der Expedition, Contre-Admiral Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, unter Mitwirkung des Hydrographen und Expeditionsmitgliedes Robert Müller, so wie anderer Mitglieder der hydrographischen Anstalt der Kriegsmarine in Triest bearbeitet wird.

II. Zoologischer Theil: circa 5 Bände (250 Druckbogen) mit 80 Tafeln, unter der Redaktion der Herren Dr. C. Felder, G. v. Frauenfeld, Professor Kner und Dr. Redtenbacher.

III. Botanischer Theil; 2 Bände (100 Druckbogen) mit 100 Tafeln, unter der Redaction des Professors E. Fenzl und Dr. S. Reissek.

IV. Geologisch-paläontologischer Theil: 2 Bände (80 Druckbogen) mit 50 Tafeln und einem Atlas von Professor Dr. v. Hochstetter, unter Mitarbeitung von Dr. Hörnes und Bergrath F. v. Hauer.

Der erste Band dieses Theils wird hauptsächlich die vulkanischen Erscheinungen im Allgemeinen, die Korallenbildungen, die Bodenbewegungen im Gebiete des Stillen Oceans, die tertiären Schichtenkomplexe der nikobarischen und Sunda-Inseln, die Steinkohlenablagerung von Australien und die Art des Vorkommens des Goldes im fünften Welttheile behandeln. Der zweite Band wird die physikalisch-geographischen und geologischen Forschungen des Dr. Hochstetter auf der Insel Neuseeland, so wie die Beschreibung der von ihm mitgebrachten fossilen Pflanzen- und Thierreste umfassen. Diesem Theile wird auch eine große Anzahl von Dr. Petermann in Gotha ausgeführter topographischer und geologischer Karten und lithographirter Tafeln beigegeben werden.

V. Statistisch-commercieller Theil: 1 Band von 60 Druckbogen und 5 bis 6 Kartenbeilagen, von Dr. Karl v. Scherzer bearbeitet. Dieses hauptsächlich einen praktischen Zweck anstrebende Werk soll dem Kaufmanne wie dem Industriellen eine möglichst klare Skizze geben von den physischen und politischen Verhältnissen der besuchten Länder, von den wichtigsten Bodenerzeugnissen und Handelsartikeln, von dem Kulturzustand und den Bedürfnissen der Eingeborenen, von der jährlichen Handelsbewegung und den bestehenden Verkehrsmitteln; es soll sie bekannt machen mit den landesüblichen Maßen, Münzen und Gewichten, den herrschenden Usancen, den muthmaßlichen Aussichten, welche sich der Einführung österreichischer Fabrikate bieten dürften, und ein Verzeichniß der wichtigsten Handelsartikel der Erde mit ihren verschiedenen populären und wissenschaftlichen Benennungen enthalten. Zugleich soll das Werk kurze Monographien über die bedeutendsten Kolonialpflanzen, über ihre gesammte Produktion und Konsumtion, über die mögliche Ausdehnung ihrer Kultur u. s. w. bringen. Ebenso sollen der hochwichtigen Angelegenheit der deutschen Auswanderung, so wie der Frage der Deportation zwei besondere Abhandlungen gewidmet werden.

VI. Ethnographischer Theil: 1 Band mit 60 Druckbogen und 15 bis 20 Tafeln, von Dr. Karl v. Scherzer im Vereine mit Professor A. Boller und Dr. Fr. Müller bearbeitet. Dieser Theil soll ein umfassendes Bild der verschiedenen von der Expedition besuchten Menschenrassen entwerfen, daher Alles vereinigen, was sich auf deren Geschichte, Sprache, Gebräuche, Sagen und Lieder, Regierungsform, sittliche und religiöse Zustände, Lebensgewohnheiten, Nahrungsmittel, Beschäftigung u. s. w. bezieht. Auch sollen diesem Band an 40 Wörterverzeichnisse von Idiomen, theils wilder, theils halbcivilisirter Völker, so wie eine Karte über die Verbreitung der verschiedenen Rassen und der wichtigsten Nahrungsmittel auf der Erde beigegeben werden.

VII. Anthropologischer Theil: 1 Band, 50 Druckbogen mit circa 50 Tafeln. Diese Abtheilung wird sich hauptsächlich mit der Beschreibung der von der Expedition mitgebrachten Rassenschädel, sowie mit dem während der Reise bei den interessantesten Menschentypen angewendeten anthropometrischen System und den bisherigen Resultaten desselben beschäftigen. Da an jedem einzelnen Körper 78 Messungen vorgenommen und diese über mehrere hundert Individuen der verschiedensten Rassen ausgedehnt wurden*), so dürfte die Bearbeitung des mitgebrachten Materials sowohl für die anthropologische Wissenschaft, als auch für die graphische Darstellung manche neue und werthvolle Thatsachen und Anhaltspunkte liefern.

---

*) Zu vergleichen die in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, III. Jahrgang 1859, niedergelegte Abhandlung: „Ueber Körpermessungen als Behelf zur Diagnostik der Menschenracen." Noch wenige Monate vor seinem Tode, im Januar 1859, sprach sich A. v. Humboldt in einem Schreiben an Hofrath W. Haidinger in Wien äußerst wohlwollend und theilnehmend über diese Arbeit aus, und nachdem er auf die hohe Bedeutung von Körpermessungen für die Diagnostik der Menschenracen hingewiesen, machte der greise Forscher die interessante Bemerkung: „Sonderbar genug hat bei Eintheilung der Racen bisher gerade das unwichtigere Kennzeichen der Hautfarbe die Aufmerksamkeit am meisten gefesselt; die früheste Menschenkultur in Assyrien, Aegypten, China und Phönizien war aber nicht der ganzen weißen Race eigenthümlich. Semiten waren nicht weiß wie Hellenen. Das geographische Wort „kaukasische Race" hat viel Uebel angerichtet." Auch der im September 1861 auf Veranlassung von Professor R. Wagner und Dr. Baer in Göttingen abgehaltene Anthropologen-Congreß hat das obige System zur Benutzung für weitere Messungen als das umfassendste empfohlen.

VIII. Medicinisch-pharmakognostischer Theil: 2 Bände, etwa 50 Druckbogen. Von diesem Werke ist der erste Band, 37 Bogen stark, vom Korvettenarzte Dr. Eduard Schwarz bearbeitet, bereits vor Jahresfrist erschienen. Derselbe schildert die hygienischen Verhältnisse des Seefahrers im Allgemeinen, den Einfluß der Lokalität, der Kost, der Beschäftigung, des Klimas, der Schiffsbewegung; die wichtigsten chirurgischen und medicinischen Fälle am Bord, so wie Krankheiten wie Skorbut und Hemeralopie, deren Lokalität des Zustandekommens vorzüglich die See ist; Nikobarenfieber, Dyssenterie und endemische Kolik; endlich enthält das Schlußkapitel eine ziemlich umfassende Instruktion für den reisenden Arzt. —

Wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Werke der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereichen werden.

Ein Jahr zu Beresof in Westsibirien.

Der beresofer Kreis. — Die polnischen Frauen und ihr Charakter. — Die klimatischen Extreme in Sibirien. — Die Stadt Beresof. — Erinnerung an Fürst Mentschikoff und Graf Ostermann. — Die Verbannten. — Sommermonate. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Hochzeiten — Samojeden vom Eismeer. — Kohlfest. — Die Ostjaken. — Winterkälte. — Die Krähen als Frühlingsboten. —

Beresof liegt am untern Obi, im Lande der Ostjaken. Es ist ein trübseliger Ort im hohen Norden, unter 63° 56′ N. Br., in öder Gegend, nach dem Eismeere hin. Die russische Regierung hat dorthin seit anderthalbhundert Jahren manche Patrioten und manche Verbrecher geschickt; dort, in der Verbannung, waren sie ungefährlich. Wie viele Seufzer sind dort ausgestoßen, wie viele Thränen geweint worden! Und wie würde die Nachtseite des menschlichen Gemüthes hervortreten, wie ergreifend müßte unsere Theilnahme für die Tausende von „Verschickten" oder „Unglücklichen" sein, wenn wir psychologische Annalen von Beresof hätten!

Der Beresofer Kreis hat den größten Umfang unter allen westsibirischen, und die beträchtlichere Hälfte desselben liegt im arktischen Erdgürtel. Dieser nördliche Theil ist eine Moorwüste, eine mit Filzen und Moosen überdeckte, nasse Steppe, kahl und nie frei von Eis. Im Süden dagegen dehnen sich unabsehbare Wälder aus, in denen man Fichten, sibirische Cedern, Lärchen, Espen und Weidenbäume findet. Sie werden von Wogulen, Ostjaken und Samojeden durchzogen, und durch dieser Waldeinöden bahnt sich der majestätische, fischreiche Obi seinen Weg zum Eismeere.

Die Hauptstadt ist von St. Petersburg 4073, von Moskau 3352 Werst entfernt, und sie gilt für einen der härtesten Verbannungsorte. Aber man kann dorthin noch mit Postpferden gelangen; weiter nach Norden hin giebt allein das Rennthier die Zugkraft her, z. B. bis Obdorsk, 66½° N. Br., wo die Samojeden ihren Tribut in Pelzwerk abliefern, während die Ostjaken ihren „Jassak", das heißt die Abgabe an die Regierung, in Beresof entrichten.

Unter Kaiser Nikolaus sind viele Polen und Polinnen nach Beresof in die Verbannung geschickt worden. Wir haben neulich (Globus IV, S. 191) mehrere Urtheile über die polnischen Männer zusammengestellt, und wollen hier ein solches über die polnischen Frauen hinzufügen. Der Mann, welcher dasselbe ausspricht, ist der Pseudonymus Schedo-Ferrotti, ein sehr gründlicher Kenner aller slawischen Verhältnisse, der eben jetzt wieder eine Schrift über die polnische Frage veröffentlicht hat.

Er ist der Ansicht, daß bei den Slawen die Frauen den Männern überlegen seien, und namentlich bei den Polen in eminentem Grade. Die Polin, sagt er, ist vor allen Dingen eine glühende Katholikin und ihr Glaube ist aufrichtig. Sie hat volles Vertrauen zu ihrem Beichtvater, auf ihn hört sie, ihm folgt sie blindlings; er ist der einzige Mann, den sie nicht zu beherrschen versucht, welchem sie Einfluß auf sich gestattet. Im Uebrigen giebt die Polin ihre Souverainetät niemals auf; in dieser Beziehung sind alle einander gleich, gleichviel, ob sie sonst tugendhaft oder leichtsinnig sein mögen. Jede übt fortwährend einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Männer.

Neben der religiösen Andacht stehen bei der Polin die patriotischen Gefühle; sie hofft auf den endlichen Triumph der Sache Polens, auf die Macht und den Ruhm ihres Vaterlandes. Sie predigt gegen die Moskowiter, fanatisirt die Jugend und treibt diese zum Aufstande. Polen soll als Apostel für die Verbreitung der heiligen katholischen Kirche wirken. Bei der Polin gehen die Ideen vom polnischen Vaterland und katholischem Kultus in einander über. Aber diese Polin unterliegt dem psychischen Gesetze, welches die Auffassung des Weibes bestimmt, das heißt: auch bei ihr wird das Urtheil von der Einbildungskraft bestimmt und beherrscht; sie gehorcht den Wallungen des Herzens weit mehr als den Geboten der Vernunft. Ernstes Nachdenken ist ihr zuwider; in ihren Beweisführungen schreitet sie springend und hüpfend voran; sie setzt, ohne Zusammenhang, den Gründen eine Autorität und der logischen Beweisführung eine ihr genehme Behauptung entgegen. Sie ist überhaupt weit mehr poetisch als logisch, sie mischt in Alles Leidenschaft, sieht nur die poetische Seite an den Dingen und in Bezug auf geschichtliche Ereignisse hat sie Sinn und Neigung nur für dramatische Effekte. Sie macht auch Politik nur mit dem Herzen und der Einbildungskraft. Ihrem Wesen und ihren Neigungen entspricht nicht ein geistig bewegtes Leben, wenn es voll Mühe und Arbeit sein muß; eine friedliche aber einförmige Existenz paßt nicht zu dem Ideale, welches sie verfolgt. Die bei den Weibern ohnehin vorwaltende Neigung, die Fragen zu personificiren und sich mit den Gegenständen ihrer Theilnahme zu identificiren, tritt gerade bei der Polin sehr stark hervor.

Wir geben diese Charakteristik, weil die nachstehenden Mittheilungen von einer polnischen Dame herrühren, welche als Gegnerin der russischen Herrschaft nach Beresof verbannt wurde. Diese Frau, Eva von Felinska, war die Mutter des Erzbischofs von Warschau, Felinski. Sie ertrug in den Einöden Sibriens ihr hartes Geschick mit Würde und Ergebung; dafür liefert das Tagebuch, welches sie geführt hat, einen schönen Beweis. Wir wollen aus demselben Allerlei, das sich auf das Leben und Treiben in Beresof bezieht, mittheilen.

Frau von Felinska wurde am 11. März 1839 als „zu Verschickende" in einen Schlitten gesetzt und über Tula, Nischni-Nowgorod und Kasán nach Perm gebracht. Von da ging die Reise über Katharinenburg durch das Uralgebirge und weiter nach Tobolsk am Irtysch. Auf diesem Flusse, welcher jenseit des 60. Breitengrades in den Obi mündet, wurde sie eingeschifft und gelangte am 31. Mai nach Beresof, das an der Sosia, einem Nebenflusse des Obi, liegt. Vom Wasser aus sah sie zwei „schismatische" Kirchen und ein großes gelb angestrichenes Gebäude auf einer Anhöhe; die Häuser unten am Wasser bieten einen ärmlichen Anblick dar. Rings um den Ort liegt Cedernwald; auf den Straßen war es lebhaft. Der Verbannten wurden in einem ansehnlichen Hause zwei wohnliche Zimmer angewiesen. Sie richtete sich ein, so gut sie konnte, und es scheint ihr, was die äußeren Dinge angeht, recht erträglich gegangen zu sein. Die Hauswirthin war eine einfache, gastfreie Frau und ließ es an freundlicher Aufmerksamkeit nicht fehlen.

In jenen hohen Breiten berühren sich die klimatischen Extreme;

Alles ist rascher Uebergang, und von einem Frühling in unserm Sinne keine Rede. Heute muß man sich dicht in einen Pelzmantel wickeln und morgen trägt man leichte baumwollene Kleider. Im Mai geht die Sonne kaum unter, sie schießt glühende Strahlen herab; sie erwärmt den Menschen nicht, sie brennt. Und doch ist diese Gegend nicht ohne einige Anmuth; die Lärchenbäume prangen in mildem aber saftigem Grün; die Erdoberfläche ist nicht mehr mit Eis bedeckt und rasch mit Pflanzen geschmückt; aus dem Ueberschwemmungswasser der Soswa guken die grünen Köpfe der Weiden hervor. Beresof erhebt sich in Stufen auf einem steilen Hügel. Ein sinniges Gemüth kann der ganzen Scenerie etwas Poetisches abgewinnen, aber ein melancholischer Zug spielt doch immer in dasselbe hinein. Einen heitern Anblick gewähren übrigens die vielen bewimpelten Schiffe, welche sich anschicken, den Strom hinabzufahren und in den obischen Meerbusen hineinzusteuern, wo die Fischerei einen guten Ertrag gewährt. Auch der Kosak, in dessen Hause Frau von Felinska wohnte, war Fischer.

Am 5. Juni wurde ein Nordwind mit Wohlgefallen begrüßt, denn er milderte die drückende Hitze ein wenig und vertrieb die Mücken. Die Verbannte ging aus, um sich die Umgebungen der Stadt näher anzusehen. Die Straßen sind nicht gepflastert; wenn es regnet oder der Fluß über die Ufer getreten ist, gelangt man auf Brettern von einem Hause zum andern. Vom Fahren kann keine Rede sein; Buden, Waarenläden und Markt fehlen; aller nothwendige Lebensbedarf kommt von Außen her. Das Land ist mehr für Bären, Eichhörnchen und Füchse als für Menschen geschaffen. Die paar Hundert Häuser, aus welchen der Ort besteht, sind aus Holz aufgeführt, die beiden Kirchen aus Bruch- und Ziegelsteinen, und zwar recht geschmackvoll. Die eine derselben, Sarutschaïna, liegt sehr hübsch an einem Haine von Lärchenbäumen, welche bei den Ostjaken in hohen Ehren gehalten werden. Bei der zweiten Kirche, der Spaska, befinden sich zwei Friedhöfe: der eine für die Reichen und Edelleute bestimmt, der andere für die Armen. Auf dem erstern liegt Alexander Mentschikoff begraben, der Günstling Czar Peter's, und zwar in voller Staatskleidung, denn das war Brauch. Einige Jahre vor der Ankunft der Frau von Felinska war das Grab geöffnet worden. Man fand den Körper und die Kleidung unversehrt, und das erklärt sich, weil der Sarg von Eis umgeben war. Der Erdboden thaut auch im Sommer nur ein paar Fuß tief auf. Mentschikoff wurde wieder beigesetzt und mit steinharten Eisblöcken umgeben, und so wird er Jahrhunderte hindurch unversehrt daliegen. Ueber dem Grab erhebt sich nun ein kleiner, mit einem hölzernen Geländer umgebener Hügel; aber eine Grabschrift hat es nicht. Bis zum Jahre 1798 stand das kleine Haus, in welchem der einst allmächtige Halbbarbar wohnte; damals brannte es ab. Die Leute in Beresof erzählen, Mentschikoff sei fromm und Kirchenältester der Spaska-Gemeinde geworden; er war freundlich, für Jedermann zugängig und arbeitete mit Axt und Hacke wie ein Tagelöhner. Auch ein Fürst Dolgorückof und Graf Ostermann sind in Beresof als Verbannte gestorben und auch von ihnen ist keine Spur übrig geblieben.

Die Kosaken, welche in Beresof, einer durchaus friedlichen Stadt, Gendarmeriedienste versehen, werden wenig in Anspruch genommen und können in aller Muße Kleinhandel und sonstige Beschäftigungen treiben. In einigen Häusern kann man Kattun, Thee, Zucker und Süßigkeiten zu Kauf bekommen, aber die Einwohner versorgen sich zumeist an Bord der Schiffe mit allem Nöthigen.

An heißen Frühjahrstagen verspürt man einen fast unwiderstehlichen Reiz, im Schatten des Waldes Kühlung zu suchen, aber man darf sich wegen der entsetzlichen Schnaken nicht dorthin wagen, wenn man nicht eine Haarmaske vor's Gesicht und um den Hals dicke Tücher bindet; die Hände muß man in Pelzhandschuhe stecken, und trotz aller dieser Vorkehrungen wird man doch von den Blutsaugern gepeinigt.

Frau von Felinska machte mit einigen Beresofer Frauen Bekanntschaft und fand dieselben recht umgänglich. Einzelne Familien waren ganz europäisch eingerichtet und mit allen Bequemlichkeiten umgeben. Es fehlt nicht einmal an Luxus in diesem hohen Norden.

Am 12. Juni schreibt die polnische Dame: — Die Hitze ist geradezu entsetzlich, die Luft glüht; ich mag nicht aus meinem Zimmer gehen. Kein Thau, kein Lüftchen am Morgen oder am Abend! Die Sonne geht nur auf eine kurze Zeit unter; wir haben vier und zwanzig Stunden hellen lichten Tag. Das greift den ganzen Menschen an; man fühlt sich träg und gedrückt, ist gleichsam willenlos und denkt kaum an etwas Anderes als an Wassertrinken. Aber selbst ein eiskalter Trunk erquickt nicht.

Der ausgedehnte Bezirk Beresof hat kaum fünfzehntausend Einwohner und nur spärlichen Ackerbau. Nur in Beresof werden Kohl, Radieschen und Rüben gezogen, sonst nirgends. Die Hitze ist so heftig, daß Gemüse nicht gedeihen; Kartoffeln kommen, aber auch nur in geringer Menge, aus dem Süden her.

Für eine so entlegene Ortschaft ist die Bevölkerung bunt genug; ich habe sogar Kalmücken gesehen. Die Kosaken sind träg und faul, weil sie wenig oder gar nichts zu thun haben. Dabei ist ihr ganzes Wesen weibisch geworden. Ich war Zeuge, daß ein zwanzigjähriger Kosak wie ein Kind weinte, und weshalb? Weil man ihm seinen Thee eine Viertelstunde später als gewöhnlich gebracht hatte.

Was sollen die Leute auch arbeiten? Ackerbau bleibt außer Frage und Gewerbe treibt man nicht. Wild und Fische sind in Menge vorhanden und der Handel erfordert keine Anstrengung; ohnehin ist er gering.

Am 1. Juli. Vom Eismeere kommen Windstöße herüber. Dadurch werden wohl die Schnaken vertrieben, aber nicht die Beißfliegen, die beinahe eben so schlimm sind. Indessen haben wir einen Spaziergang in den Wald und an den Fluß gemacht, um die Ostjaken in ihren Hütten zu betrachten. In diesen letzteren leben und sterben sie. Es herrscht in diesen armseligen Wohnungen eine solche Unsauberkeit und ein so böser Geruch, daß wir kaum eine Minute darin ausdauern konnten. Die Bekleidung, welche der Ostjak zunächst am Leibe trägt, besteht aus einem dicken Ueberzuge von Fell; darüber zieht er dann eine Rennthierhaut. Er verzehrt Fische und Fleisch in rohem Zustande; gern ißt er auch den Abfall aus den Beresofer Küchen, den er in Eimern aus Baumrinde sammelt.

Am 6. Juli. Die Hitze ist wo möglich noch drückender und ungemein schwül. Ich glaube, daß ein Ungewitter heraufzieht. —

Nun ist es da; wir haben Donner und Blitz und der Regen fällt in Strömen herab. Unser ganzes Haus zittert. Die Kosakenfamilie liegt auf den Knieen und betet zur heiligen Jungfrau.

Am 11. Juli. Beim Bürgermeister war große Gesellschaft; man hatte uns eingeladen. Die gute Sitte will, daß man eine zweite ausdrückliche Einladung erwartet, ehe man hingeht. Wir erhielten dieselbe um sieben Uhr Abends und erschienen um zehn Uhr. Im ersten Zimmer spielten die Herren Boston und tranken viel Punsch, in einem zweiten Zimmer saßen die Damen. Bei ihnen zeigt der Kopfputz den Rang an, welchen sie in der Gesellschaft einnehmen; die privilegirte Klasse trägt nämlich reich verzierte Mützen, die geringere ein sehr geschmackvoll um das Haupt gebundenes Tuch. Aber trotz dieser künstlichen Unterscheidung herrscht wirkliche Gleichheit.

Die Tische waren mit Süßigkeiten, eingemachten Früchten und Zirbelnüssen reichlich besetzt; man trank viel Thee, aber auch Kaffee fehlte nicht, er gilt aber hier für einen ganz besondern Leckerbissen. Männer und Frauen kommen in der Gesellschaft kaum in Berührung mit einander; auch die letzteren spielen Boston oder knappern den ganzen Abend an Nüssen herum. Darin besteht ihr Zeitvertreib, denn eine Unterhaltung kennt man nicht. Um zwei Uhr früh setzten wir uns zu Tisch; alle Gerichte wurden kalt aufgetragen, nur eine Schüssel mit Pirogis machte eine Ausnahme. Es war kein Mangel an Ochsen- und Rennthierzungen, marinirten Schinken aus Tobolsk, Spanferkeln und fetten Gänsen; dazu kamen noch Koteletten und Wildpret mit Zucker, Zwiebeln und Pflaumen,

ein ganz schreckliches Gericht, von dem ich keinen Bissen hinunter bringen konnte; den dritten Gang bildete ein gebratenes, mit Wildpretschnitten belegtes Kalb; hinterher trug man Reis und verschiedene wohlschmeckende Gallerte auf. Das Ganze war ein homerisches Gastmahl, welches mit Apogar beschlossen wurde. Dieses Getränk besteht aus Cognac mit Himbeer- und Stachelbeersaft nebst Zucker.

Am 13. Juli wohnte ich einer Hochzeit bei. Das junge Paar begiebt sich für gewöhnlich zu Fuß in die Kirche, aber diesmal fand eine Ausnahme statt, denn die Braut saß auf einem mit Teppichen belegten Karren, der von ein paar Männern gezogen wurde; der Bräutigam war vorher nach der Kirche gegangen und empfing dort seine Zukünftige. Inmitten des Kirchenschiffes stand ein Altar; der Priester las Gebete, der Küster sang ein Lied, welches die Pflichten der Ehe einschärft, dann werden die Ringe gewechselt und der Gatte setzt der jungen Frau einen Blumenkranz auf. Das Paar geht nachher drei Mal um den Altar herum, umarmt sich dann, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende.

Gegen Ende des Juli macht sich schon der Herbst bemerkbar. Die Blätter werden gelb und Nachts fällt Reif, der die Blumen tödtet. Ich ging noch einmal in den Wald, an einem Bache hin, aber ich verirrte mich. Während ich den Weg suchte, traf ich zwei Ostjaken, die eben gottesdienstliche Gebräuche verrichteten. Sie standen vor einem Lärchenbaume, fielen dann zur Erde nieder und bewegten Arme und Beine in epileptischen Zuckungen, gleichsam als ob sie besessen wären. Die russische Regierung hat zwar solche heidnische Bräuche den Ostjaken verboten, weil diese sich äußerlich zum Christenthume bekennen; sie werden aber stets bleiben, was sie im Innern einmal sind, ächte Heiden. Mir war bei der Sache nicht wohl zu Muthe, denn wer stand mir dafür, daß jene beiden Männer mir den Garaus machten; alsdann brauchten sie keinen Verrath zu befürchten. Aber sie ließen mich ruhig meines Weges ziehen. —

Das Wetter ist nun düster und regnig, die Tage werden kürzer, und es ist mir sehr willkommen, daß ich eine Bibliothek ausfindig gemacht habe. Ein hierher verbannter Pole hat sie der Stadt vermacht; sie enthält russische, polnische, deutsche und französische Werke.

Es sind Samojeden vom Eismeer angekommen, um Branntwein einzukaufen. Ihr Wuchs ist höher als jener der Ostjaken; Auge und Haar ist schwarz, aber der Kopf, bis auf einen Büschel auf dem Wirbel, kahl geschoren; das Barthaar raufen sie aus, sobald es zum Vorschein kommt. Sie tragen Kleider aus Rennthierfellen. Bei den Frauen bemerkte ich Gürtel von vergoldetem Kupfer und farbige Glasperlen und Armbänder über den Knöcheln.

Wir haben Nachtfröste wie in Polen zur Decemberzeit. Die Fischer kommen aus dem Obischen Meerbusen mit voller Fracht zurück und es sind Tobolsker Kaufleute hier, um ihnen ihre Waare abzukaufen. —

Das Kohlfest, welchem ich beiwohnte, wird alljährlich zu derselben Zeit gefeiert. Jede Familie schneidet Kohl ein, der mit Salzlagen überdeckt und für den Wintergebrauch in den Keller gestellt wird. Abends wird getanzt, aber ohne Musik. Manche Männer vertreiben sich die Zeit auf der Bärenjagd, bei welcher ein großes Messer die Hauptrolle spielt; der Jäger geht mit demselben gerade auf das Thier los und stößt es ihm in den Leib. Die Ostjaken schneiden ihm die vier Tatzen ab und weihen sie ihren Gottheiten; sie glauben damit vergossenes Blut sühnen zu können.

— Es ist nun Herbst geworden und Schnee bedeckt weit und breit das Land. Von weitem gesehen nehmen sich die Menschen aus wie das liebe Vieh, denn sie stecken vom Kopfe bis zum Fuß in Rennthierfellen, deren Haar nach außen gekehrt ist. Diese Tracht gleicht jener der Ostjaken, ist aber für dieses Winterklima ganz zweckmäßig, besteht aus zwei Theilen, einer Maltza und einer Parka, und es steckt der ganze Mensch darin. Nur für Augen, Mund und Ohren sind Oeffnungen gelassen, und das Ganze wärmt dermaßen, daß man mit solcher Umhüllung jeder Kälte Trotz bieten kann. Die Leute sind an hohen Frostgrad gewöhnt, und wenn Lippen und Ohren etwa erfrieren, so reiben sie dieselben mit kaltem Branntwein und die Sache hat weiter keine nachtheiligen Folgen.

Die Ostjakinnen tragen sich im Winter genau so wie ihre Männer, aber haben noch einen Schleier vor dem Gesicht, den sie in Gegenwart ihres Schwiegervaters und ihrer Schwäger nie lüften, während jeder Fremde sie unverhüllt sehen kann. Sie flechten das lange schwarze Haar in Zöpfe und lassen diese lang herabfallen. Ganz unten an diesen perlengeschmückten Zöpfen hängen silberne Münzen von der Größe eines Thalers. Im Sommer hat die Ostjakin einen Unterrock von rother oder überhaupt schreiender Farbe; das Mieder ist mit Schellen oder Glöckchen besetzt, und als Oberkleid dient ein großes rothes, blaugeränbertes Schleiertuch, das den ganzen Körper umspannt. Sowohl Männer als Frauen tättowiren sich.

Ein heirathslustiger junger Ostjak wendet sich zunächst an die Eltern seiner Auserwählten, zahlt ihnen eine Kaufsumme, welche seinen Vermögensverhältnissen entspricht, und hat dann ein Recht, das Mädchen zu entführen. Aber die Bräute sind billig, man kann dergleichen schon für den Werth von zwei Thalern kaufen; manche kosten aber viel, nämlich fünf und zwanzig bis dreißig Thaler! Gewöhnlich unterwirft sich das Paar einer christlichen Trauung, denn die Ostjaken haben die Gefälligkeit, ihre Kinder taufen zu lassen, aber im Innern sind und bleiben sie dem Glauben ihrer Väter getreu; der Schamanismus bleibt in alten Ehren, obwohl man ein kleines kupfernes Kreuz auf der Brust trägt. In jeder Hütte ist ein Götzenbild, welchem der Ostjake, bevor er speis't, die Lippen mit Blut beschmiert. Das ist eine Art von Dankopfer.

Im September. Die Leute in Beresof sind rechtschaffen und ehrlich. Wenn irgend eine Missethat verübt wird, so kann man durchschnittlich annehmen, daß der Verbrecher ein Fremder, ein Mensch aus dem civilisirten Europa sei. Man hat weder Riegel noch Schlösser oder Ketten an den Thüren; Diebstahl ist eine fast unbekannte Sache. Auch das Vieh, welches in der warmen Jahreszeit auf die Weiden getrieben wird, ist beinahe ohne Aufsicht.

Am 5. Oktober. Wir sind nun in vollem Winter. Gegen 4 Uhr Nachmittags bricht die Dunkelheit herein; mein Thermometer zeigt 30 Grad Reaumur Kälte, und das finden die Leute hier völlig in der Ordnung. Heute habe ich eine Fahrt auf einem von Rennthieren gezogenen Schlitten gemacht. Man spannt drei Thiere vor eine solche Narte, die mit fabelhafter Schnelligkeit dahin fliegt, bergauf oder bergab. Die Rennthiere können die Hitze nicht vertragen und man treibt sie deshalb schon im April in's Gebirge, in den Ural, wo der Schnee auch während der Sommermonate liegen bleibt.

Am 8. December. Grimmige Kälte! Die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern statt derselben Fischhäute, die in eigenthümlicher Art zubereitet werden. Sie halten Wind und Kälte vortrefflich ab, und man kann das Eis von ihnen leicht abschaben; aber sie lassen nur ein schwaches Licht hindurch und es ist auch bei Tage düster in solchen Zimmern. Ohnehin haben wir jetzt am Tage nur drei Stunden lang Tageslicht; man freut sich, wenn die Sonne einmal zum Vorschein kommt, aber sie ist sehr matt und erwärmt nicht.

Uhren sind selten; selbst auf den Kirchen fehlen sie. Auf dem Polizeiamte steht eine Sanduhr, welche ein Kosak alle halbe Stunden umkehren muß. Sobald er es gethan, schlägt er in der Kirche mit einem Hammer auf die Glocke, und auf solche Weise erfährt man in Beresof, wie viel es an der Zeit sei. Am Tage pflegt der Kosak seine Sache ganz richtig zu machen, aber in der Nacht, in schlaftrunkenem Zustande, fallen dann und wann kleine Irrthümer vor. Ich habe einmal die Glocke fünf und vierzig schlagen hören!

Die Einwohner vertreiben sich die Langweile der Winterzeit so gut sie können. Alles, was irgend eine Zerstreuung bringt, ist

willkommen, und die wandernden Banden, welche Geschichten, Sagen und Märchen erzählen, sind überall wohl aufgenommen.

Um Neujahr 1840. Die Weihnachtszeit bringt manche Ergötzlichkeiten; die Beresofer treiben Mummenschanz, maskiren sich und machen so einander Besuche. Aber Lustbarkeiten und Vergnügungen in unserm europäischen Sinne fehlen; selbst die verlarvten Leute reden nur wenig; man ist sehr schweigsam im hohen Norden.

Die Glocken haben das neue Jahr verkündet, und die Leute beglückwünschen einander. Für mich ist keine Freude. —

Am 21. Januar. Die Beresofer sind wie im Taumel. Alt und Jung, beiderlei Geschlechts, führen phantastische Tänze auf, selbst Großmütter gebärden sich wie besessen. Ich sah eine Frau, die vor wenigen Wochen ein liebes Kind verloren hatte und deren Trauer aufrichtig war; aber nun tanzt und springt sie umher, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Zur Zeit des Dreieinigkeitsfestes darf man nicht betrübt sein; Ausgelassenheit gilt für Pflicht und ein paar Tage lang sind die Leute wie närrisch.

Dann aber wird Alles wieder still und ordentlich. Meine Wirthin kam mit Weihwasser in meine Zimmer und sprengte dasselbe nach allen Richtungen hin. Während der letztverflossenen Tage, sagte sie, ist der Teufel mächtig gewesen; die Ausgelassenheit und die Tänze waren ein Werk des Satans, und nun müssen wir als gute Christen dem Höllenwerk ein Ende machen. Das Weihwasser und Gebete verjagen den Satan. —

In der folgenden Nacht hatten wir einen fürchterlichen Sturm, der mehrere Dächer abdeckte und Bäume entwurzelte, aber unser Haus blieb unversehrt. Am Morgen kam die Wirthin und erklärte uns, daß der Teufel aus Wuth und Aerger jenes Unwetter angestiftet habe. „Wir aber konnten ganz ruhig sein; mein Weihwasser hat ihn ohnmächtig gemacht."

Die Kälte ist auf 35° R. gestiegen; ausgeworfener Speichel wird zu einem Eisklumpen, ehe er auf die Erde fällt, und der Hauch bildet vor dem Munde Eistheilchen.

Ende Februars. Die Fastenzeit wird streng beobachtet; die Leute essen schlecht und nur wenig, gewöhnlich rohen Fisch, der gefroren ist und in sehr kleine Stücke zerlegt wird. Manchmal bestreuet man diese mit Pfeffer, aber nie mit Salz.

Am 3. Mai. „Die Krähen sind da, die Krähen sind da!" Diese Worte ruft ein junger Mensch mir in's Zimmer; er steckt aber nur den Kopf durch die Thür und läuft fort. Er ist heiter und vergnügt und klatscht in die Hände. Unsere Wirthin erklärt uns, was das Alles bedeuten wolle. Die Krähen sind die Boten des Frühlings, verkündigen Wärme und Freude. Wer so glücklich ist, die erste Krähe zu sehen, läuft von Haus zu Haus und verkündet die frohe Botschaft.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß Frau von Felinska nach einiger Zeit begnadigt wurde; sie ist 1859 gestorben.

Das Erdbeben auf Rhodus.

Rhodus hat fast an jedem Tage heitern Himmel, die Sonne ist dort selten umwölkt und das herrliche und fruchtbare Eiland, das man mit Recht als eine der anmuthigsten Stellen auf der ganzen Erde bezeichnet, war dem Helios lieb und werth, und ihn verehrten die Bewohner. Aber sie ist auch den Mächten der Unterwelt verfallen. Diese stürzten schon im Alterthume den berühmten Koloß, dieses Bild des Sonnengottes, durch ein Erdbeben, und sie sind in allen Jahrhunderten mehr oder weniger thätig gewesen. Und eben jetzt wurde die Sonneninsel abermals in einer entsetzlichen Weise durch eine gewaltige Bodenerschütterung heimgesucht. Ueber das Erdbeben vom 22. April 1863 liegen uns einige Berichte vor.

Ein Augenzeuge schreibt einer Pariser Zeitung, Le Temps, Folgendes: — Solch ein gewaltiges Erdbeben wie das am 22. April ist auf dieser Insel noch nicht erlebt worden. In der Stadt Rhodus und allen Dörfern blieb kein einziges Haus verschont; der große St. Michaelsthurm ist eingestürzt; was von Trümmern desselben noch aufrecht steht, droht gleichfalls den Einsturz. Der Leuchtthurm ist eine Ruine; der Palast der Großmeister, welcher vor Kurzem in ein Gefängniß umgewandelt worden war, gleichfalls. Die Mauern und sämmtliche Kirchen der Stadt sind mehr oder weniger stark beschädigt. In der Ortschaft Trianda stehen kaum noch zehn Häuser; zwölf andere Dörfer sind ganz und gar zerstört. Mehr als dreihundert Menschen sind erschlagen worden, und die Menge der Verwundeten ist unzählig. Das Dorf Massari hat am schwersten gelitten; es war von 26 Familien bewohnt; von den Angehörigen derselben leben nur noch 35 Personen, die aber sämmtlich verwundet sind. Zwei Tage nach der Katastrophe besuchte ich Massari, wo man bereits 126 Leichen begraben hatte. Von einzelnen Familien hatte man gar nichts mehr gesehen, weil die Stelle nicht zu erkennen war, auf welcher ihre Häuser gestanden hatten. Während meiner Anwesenheit wurden binnen einer Viertelstunde fünf Leichen hervorgezogen. Es war ein entsetzlicher Anblick. Dieses traurige Schauspiel erinnerte mich an die Pulverexplosion von 1856. Lindos hat wenig gelitten. Noch immer verspüren wir Erdstöße, aber sie werden schwächer, und hoffentlich werden sie bald aufhören. (— Das war nicht der Fall; sie haben bis weit in den Mai hineingedauert —).

Um das Unglück noch schlimmer zu machen, fiel drei Tage nach dem Erdbeben ein unendlicher Regen in Strömen herab und verdarb den Bauern, was sie an Getreide und Lebensmitteln etwa gerettet hatten, völlig. Nun haben diese Unglücklichen weder Obdach noch Nahrung, sie haben Alles verloren: Verwandte, Freunde, Häuser, Kleider, Vieh, Seidenwürmer. Das Elend ist entsetzlich. —

Aus späteren Berichten geht hervor, daß dreizehn Dörfer ganz und gar oder doch beinahe völlig zerstört worden sind, nämlich Trianda, Bastida, Maritza, Damatria, Salakos, Dimilia, Lardos, Catavia, Laerma, Pilona, Lacharia, Istridos, Monotilos und Massari; von diesem letztern steht nicht einmal eine Mauer oder Wand mehr; von mehr als 200 Einwohnern sind nur 35 am Leben geblieben. Sehr arg mitgenommen, aber doch nicht völlig zerstört, wurden die Dörfer Krimasto, Villanova, Koskino, Kalithies, Gennadi, Vati und Archangelos; am wenigsten litten Fandos, Malona und Lindos. Auf der ganzen Insel blieben überhaupt nur fünf Dörfer verschont. Die Ernte bietet keine Aussichten; viel Vieh ist zu Grunde gegangen. —

Wir haben im Globus III, S. 33 ff., einen Blick auf die Insel Rhodus geworfen, und Abbildungen, namentlich jene des Hafens und der Thürme mitgetheilt. Wir lesen nun in der Times, daß den Seefahrern, welche Rhodus besuchen wollen, große Vorsicht anempfohlen wird. Denn, wie schon gemeldet wurde, das Feuer auf dem Leuchtthurme brennt nicht mehr, die Unterlagen des letztern wichen und so stürzte er zusammen.

Wir schließen den Bericht eines Deutschen an, welchen wir in der Allgemeinen Zeitung finden; er ist vom Mai datirt.

Giebt es in der Welt eine schrecklichere Heimsuchung als die Katastrophe, die wir hier zu schildern versuchen wollen? Am 22. April d. J., um halb 11 Uhr Abends, hat ein heftiger Erdstoß diese Insel in den bedauernswürdigsten Zustand versetzt. Die von

dieser Naturerscheinung angerichteten Verwüstungen sind groß. Ganze Dörfer sind zerstört; überall herrscht Trostlosigkeit, überall stößt man auf verhängnißvolle Spuren dieser Geißel der Menschheit. Zwanzig Sekunden haben hingereicht, um diese Zerstörungsarbeit zu vollbringen. Zwanzig Sekunden sind die Zeit, welche das Erdbeben gebrauchte, um aus der Insel Rhodus fast nur einen Trümmerhaufen zu machen. Hier sind Häuser eingestürzt, dort liegen unter dem Schutte begrabene Opfer; überall trifft man die gleichen, herzzerreißenden Scenen. Welches Verhängniß lastet denn auf dieser dem Unglück geweihten Insel? Wunden, die noch bluten in Folge der Erdbeben, welche in den Jahren 1851 und 1856 die Insel verheerten, werden größer als je wieder aufgerissen. Seit Menschengedenken hat kein stärkeres Erdbeben als dieses letzte auf Rhodus stattgefunden. Wer kann sich ohne Schauder der traurigen Nacht des 22. April erinnern? Diese schmerzliche Erinnerung wird nie aus unserm Gedächtniß verschwinden.

Bereits seit einigen Tagen tobte mit äußerster Heftigkeit ein schneidend kalter Nordwind. In der Nacht des 22. April verdoppelte sich seine Heftigkeit, ein wahrer Sturm brach los, und einige schwärzliche Wolken zeigten sich am Firmamente. Der Anblick des Himmels bot ein düsteres, drohendes, unglückschwangeres Gemälde; die Atmosphäre war drückend, gewitterhaft. Wir fanden diese Nacht sonderbar, und wider Willen bemächtigte sich unser eine gewisse Unruhe, die wir uns nicht erklären konnten. Allein nicht Einer hätte an die schreckliche Katastrophe gedacht, die uns decimiren sollte. Der Tod war indessen da, er schwebte über unseren Häuptern, und um halb 11 Uhr Abends brach, wie gesagt, das Erdbeben los. Dem Phänomen war ein sehr langes unterirdisches Geräusch vorangegangen und gefolgt. Beinahe die ganze Bevölkerung lag zu dieser Stunde der Nacht in tiefem Schlafe, der leider für gar Manche ein ewiger sein sollte. Stille — die Stille der Gräber — herrschte überall; sie ward nur unterbrochen durch das scharfe Pfeifen des Windes und das dumpfe Getöse des aufgewühlten Meeres. Ein Stoß, ein einziger, dessen Dauer 20 Sekunden nicht überschritt, hat hingereicht, um aus einem großen Theil unserer Insel einen Trümmerhaufen zu machen.

Man kann nur mit Wehmuth an die Schrecken dieser Nacht denken: hier Klagen und Seufzer, dort Trauer, Trostlosigkeit. Frauen warfen sich nieder auf ihre Knie und beteten; andere verdeckten ihr Gesicht mit den Händen, um das rasche Herannahen eines entsetzlichen Todes nicht sehen zu müssen. Der St. Johannisthurm, dieses schöne Baudenkmal der Johanniter-Ritter, das seit Jahrhunderten allen Arten von Gefahren getrotzt hat, ist nur noch eine Ruine. In einigen Dörfern war die Wuth des Erdbebens so groß, daß die Zerstörung dort vollständig ist. In einem dieser Dörfer wurden mehr als 140 Personen unter dem Schutte hervorgezogen, theils todt, theils grauenhaft verstümmelt. Wie schrecklich mußte ihr Tod sein! In jeder Straße, in jedem Quartier ertönt dasselbe Klagelied. Aus den von uns eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß mehr als 300 Personen das Leben verloren. Eine gleiche Anzahl ist mehr oder minder schwer verwundet. Mehr als 1500 Häuser sind eingestürzt, und von den noch aufrecht stehenden sind ungefähr 4000 weitere in dem traurigsten Zustande.

Bei jedem Schritte stößt man in den Straßen auf blasse, traurige, abgehärmte Gesichter. Hier jammert ein Vater, eine Mutter, dort weint ein Bruder, eine Schwester, ein Verwandter oder ein Freund. Die düstere Verzweiflung schildern zu wollen, der sie zur Beute geworden, wäre unmöglich. Es ist eines jener Schauspiele, in welche der Schrecken, so zu sagen, an's Erhabene streift. Eine junge Mutter, blaß wie ein Gespenst, die Haare zerzauf't, betrachtet, dem Wahnsinn verfallen, ihre drei Kinder, die man so eben unter dem Schutthaufen hervorgezogen hat. Der Schmerzensschrei, den sie erhebt, ist herzzerreißend. Vergeblich sucht man sie zu trösten. Sie hört nichts, sieht nichts als ihre entseelten Kinder: „sie ist die Rahel, welche ihre Kinder beweint und sich nicht trösten läßt, dieweil sie nicht mehr sind“.

Ich muß darauf verzichten, die Leiden, die Entbehrungen aller Art zu schildern, welche die ärmeren Schichten der Bevölkerung zu erdulden haben. Unsägliches Elend herrscht unter ihnen. Einen solchen verzweiflungsvollen Anblick bietet in diesem Augenblick unsere Insel. Man schätzt, ohne irgend zu übertreiben, die Verluste auf 4,000,000 Franken. Die 120,000 Franken, welche die türkische Regierung kürzlich, als schwache Hülfe für die Bedürftigsten, übersandte, sind nur ein in den Ocean geschleuderter Wassertropfen.

Ferdinand von Hochstetter's Werk über Neuseeland.

Die Weltlage von Neuseeland. — Georg Forster's Prophezeiung. — Die deutschen Forschungsreisenden. — Einwirkung des Kontaktes der Europäer auf die Insulaner der Südsee. — Die Polynesier und ihre Verbreitung. — Die Maoris auf Neuseeland. — Ihre Götter- und Wanderungssagen. — Religiöse Anschauungen. — Sitten und Gebräuche. — Die Anthropophagie. — Grenzen der Civilisationsfähigkeit. — Volkszahl. — Gegenwärtige Zustände. —

Das ist eine gediegene, prächtige Arbeit, auch eine Frucht der Novara-Expedition, an welcher bekanntlich Hochstetter theilnahm. Es war ihm vergönnt, neun Monate „eines der merkwürdigsten Länder der Erde“ erforschen zu können. Die Engländer bezeichnen dasselbe als das „Großbritannien der Südsee“, und in der That hat es eine reiche Zukunft.

Hochstetter erinnert an einen Ausspruch Karl Ritter's, welcher 1842 in begeisterten Worten sagte: Neuseeland erscheine berufen, eine „Mutter civilisirter Völkergeschlechter“ zu werden.

Wir unsererseits wollen hervorheben, daß mehr als sechszig Jahre früher als von Ritter die herrliche Weltlage Neuseelands und dessen künftige Weltbedeutung weit großartiger und schärfer von Georg Forster bezeichnet worden ist. Cook suchte 1769 das „hochgepriesene Südland“ auf, welches in der Mitte des Großen Weltmeeres nicht weit vom Wendekreise liegen sollte. Aber er fand bis zum 40.° S. Br. keine Spur von nahem Lande, und wandte sich westwärts nach den Küsten von Neuseeland, welche seit den Tagen des holländischen Entdeckers, Abel Tasman, nicht wieder gesehen worden waren. Man wußte von diesen Inseln wenig mehr als daß sie vorhanden seien und streitbare Bewohner hätten. Cook entdeckte sie am 6. Oktober 1769 und fand, daß das, was man bisher für einen Theil des vermeintlichen festen Südlandes gehalten hatte, zwei große Inseln seien. Die Küsten derselben wurden sechs Monate lang untersucht. Nun sagt G. Forster: *)

„Cook's Nachrichten beweisen zur Genüge, daß zumal die nördliche Insel wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewässerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsstriches, ihrer herrlichen Wälder vom besten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fischreichen Gestade, dereinst für unternehmende Europäer eine höchst wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten, fruchtbaren Boden jenes Landes

*) In dem trefflichen Aufsatze: Cook der Entdecker; in Georg Forster's sämmtlichen Schriften, herausgegeben von G. G. Gervinus, Leipzig 1843, Bd. V, S. 82. A.

würden alle Arten von europäischem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Ansiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit Allem, was zum Ueberflusse gehört, versehen. Ein Sommer wie in England, dessen Hitze nie beschwerlich fällt, und ein Winter wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter ist, machen das dortige Klima zum angenehmsten Aufenthalte. Für den weit um sich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein als diese, welche zwischen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt."

Das wollten wir hervorheben, ehe wir auf Hochstetter's Werk eingehen. Forster hat das Richtige geahnt. Ein Vergleich Neuseelands mit Australien fällt zu Gunsten des erstern aus. Wir haben im Globus mehrfach hervorgehoben und betonen auch hier wieder, daß das letztere eigentlich ein, wir möchten sagen roher Erdtheil sei, mit Extremen verschiedener Art, im Innern ungegliedert, und eine Wüste mit Oasen für Viehzucht. Eigentliches Kulturgebiet kann Australien nur in den gegliederten Küstenregionen sein und werden; im Innern wird es immer nur einzelne und vereinzelte Vorposten der Kultur haben können.

Wir Deutschen besitzen keine Kolonien, aber wir verstehen es, die Kolonien anderer Völker am besten zu erforschen und zu beschreiben. Sic nos non nobis! Es wäre besser, wir besäßen Pflanzungen und schilderten sie so vortrefflich als von so vielen unserer Landsleute geschehen ist und noch alljährlich geschieht. Wir nennen hier nicht die lange Reihe Namen unserer deutschen Forschungsreisenden seit 1762, da mit Carsten Niebuhr eine neue Epoche begann, und bleiben bei Neuseeland, um dessen Kunde sich früher Dieffenbach und jetzt Hochstetter und Julius Haast so verdient machten. Ein Gesammtbild von Neuseeland haben die Engländer durch diese Männer erhalten.

Hochstetter entwirft zuerst eine physisch-geographische Skizze, schildert die Urbewohner, deren Ueberlieferungen, Mythen und Poesien, giebt einen Ueberblick der Geschichte von den Tagen der Entdeckung bis zu jenen des Goldfiebers und beschreibt dann die Einzelnheiten übersichtlich, klar und vortrefflich. Das Mineralreich, die Pflanzenwelt und die Thierwelt, die Alpen, Vulkane und Seen werden eingehend erörtert; klar und anziehend sind auch die Abschnitte über die Eingeborenen, die Maoris.

Dem Schreiber dieser Zeilen gereicht es zur Freude, durch einen so scharfsinnigen und vorurtheilslosen Naturforscher wie Hrn. von Hochstetter, der an Ort und Stelle seine Wahrnehmungen machte, bestätigt zu finden, was von ihm schon im Frühjahre 1858 geäußert wurde. Die Missionäre hatten, wie das üblich ist und an ihnen nicht befremden kann, in hochtrabenden Worten große Ergebnisse über ihre Wirksamkeit verkündet. Es gebe, so behaupteten sie, kein zweites Beispiel von einer so raschen und durchgreifenden Einwirkung auf einen Menschenstamm, wie jener auf Neuseeland. Binnen fünfzehn Jahren seien Alle, bis auf wenige tausende, vom Heidenthum abgezogen; der Maori lese das Evangelium in seiner Sprache; Söhne wilder Kriegshäuptlinge seien Prediger. — Wir stellten diesen Behauptungen der sanguinischen Missionäre die Beobachtung eines englischen Arztes entgegen, der mit anderen Augen sah als die Geistlichen. Er schrieb, daß es mit jener vielgerühmten Civilisation nichts sei; was man davon sage, sei nur Wind und Aufschneiderei. „Wilde sind und bleiben sie und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Die Missionare haben nun schon lange unter den Maoris gearbeitet und viel von Erfolgen gerühmt, sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind als zu der Zeit, da sie noch Heiden waren."

Wir werden weiter unten zeigen, wie Hochstetter diese Fragen auffaßt, und wollen jetzt ein wichtiges anthropologisches Moment hervorheben, das mit unerbittlicher Konsequenz in den Vordergrund tritt.

Wir sagten*): „In der Südsee wirkt der Kontakt zwischen dem weißen und dem dunkelgefärbten Menschen nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerikas. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborene, auch auf Neuseeland nimmt die Zahl der Maoris rasch ab. In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst bebegonnen, und doch tritt schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlaufe der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein. Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus ihrem Gleichgewichte geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke. Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Rassen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. — In der Südsee nehmen die Sachen einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor dem weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie, gleich den Eingeborenen. Das braune Menschenelement also, der Mischling wie der Urtypus, ist im Abzug, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten, wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen. Verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation." —

Hochstetter giebt zunächst eine Charakteristik der beiden, an körperlichen und geistigen Eigenschaften sehr verschiedenen Rassen, von welchen die Inseln des Großen Oceans bewohnt sind. Die Melanesier (Schwarzen) berühren uns hier nicht, sondern nur die Menschen von lichterer Hautfarbe, welche in den verschiedensten Schattirungen von Braun vorkommt. Sie haben einen starken, regelmäßigen Körperbau und stehen auf der Stufenleiter der Menschenrassen weit höher als jene Schwarzen, und zeichnen sich durch Vorliebe zur See aus. Sie haben sich verbreitet über die zahllosen kleinen Inseln und Gruppen, die sich, von den Palaosinseln im Westen, nach Osten hin bis zur Osterinsel erstrecken. Aber sie zerfallen in zwei charakteristisch verschiedene Gruppen: in Mikronesier und in Polynesier im engern Sinne. Den letztern gehört die östliche Hälfte, von den Samoa- und Tonga-Inseln bis zur Osterinsel sammt den Sandwichsinseln und Neuseeland. Die Mikronesier haben eine etwas dunklere Hautfarbe; ihre einzelnen Völkerstämme sprechen sehr verschiedene Sprachen und schließen sich im Körperbau, in Sitten und Gebräuchen näher an die Völker der malayischen Rasse an als die eigentlichen Polynesier. Diese Letztern bilden den Mikronesiern gegenüber eine weit mehr einheitliche, völlig in sich abgeschlossene Völkergruppe. Die zu derselben gehörenden Menschen reden, trotz der großen Entfernungen, durch welche die einzelnen Stämme getrennt sind, eine und dieselbe Sprache, nur mit mundartlichen Verschiedenheiten. Sie haben alle einen und denselben Schöpfungsmythus, den „Mauimythus"; sie haben sämmtlich auch die Einrichtung des Tabu, d. h. des Gebrauchs, gewisse Personen und Sachen für unantastbar zu erklären, und sind auch in Körperform und Hautfarbe einander durchaus ähnlich.

---

*) Das Erwachen der Südsee. In: Geographische Wanderungen von Karl Andree, Dresden 1859, Bd. II, S. 319 ff.

Zu diesen Polynesiern im engern Sinne gehören auch die Eingeborenen von Neuseeland, und sie sind an Zahl, an körperlicher und geistiger Begabung der bedeutendste Stamm der polynesischen Rasse. Sie haben die natürlichen Anlagen dieser letztern bis zu dem Grade von Spannkraft entwickelt, dessen diese Rasse überhaupt fähig ist.

Abel Tasman's Leute, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts (1642), wollten in einer Bucht an der Nordküste der Südinsel landen, aber sie wurden von den Eingeborenen angegriffen und vier Matrosen erschlagen. Das war in der „Mörderbucht." Diese Insulaner waren Menschenfresser.

Aber heute? Europäische Städte und Ansiedelungen blühen an den Gestaden Neuseelands, die Mörderbucht heißt Golden-Bay, und seit Jahrzehnten leben Europäer neben den Eingeborenen. Man kennt die Sprache derselben, man versteht ihre Sitten und Gebräuche, hat in den furchtbaren Wilden ein Volk kennen gelernt, das sich durch seine reiche Begabung weit über den gewöhnlichen Strich der übrigen Eingeborenen des Großen Oceans erhebt. Seine Eigenschaften erinnern an jene der alten Germanen, wie sie Tacitus schildert; sein kühner Muth in den Kämpfen mit der europäischen Einwanderung und Civilisation erregt unsere Bewunderung und wir verfolgen sein Schicksal mit Theilnahme.

Die Neuseeländer bezeichnen sich selbst als Maori *); und betrachten alle anderen oceanischen Rassen als tief unter sich stehend. Ihre Herkunft ist in tiefes Dunkel gehüllt, aber in den schwer zu deutenden Sagen, welche sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt haben, scheinen allerdings ganz verschwommene historische Erinnerungen enthalten zu sein.

Die Schöpfungssage trägt die Form eines Fischermythus; das ist bei einem Inselvolke natürlich und erklärlich. Die Völker bilden sich überhaupt ihre Kosmogonien nach den Naturumgebungen, und in den Mythus kommt im Fortgange der Zeit noch allerlei Zuthat. Der oben erwähnte Maui war der Schöpfer von Neuseeland; er fischte das Land aus dem Meer. An den Schöpfungsmythus schließen sich Entdeckungs- und Einwanderungssagen, für welche Hawaiki der Ausgangspunkt ist. Diese Insel liegt nach den Vorstellungen der Maoris im Osten oder Nordosten von Neuseeland. Von dort, meinen sie, seien die Vorväter des jetzigen Geschlechts gekommen. Man nennt noch die Namen der Kahnschiffe, mit welchen dieselben landeten. Man weiß, daß sie die süße Kartoffel, den Taro, die Kalebassenpflanze Hue, den Karakabaum, die Ratte Kiore und den grünen Papagei Kakariki mitgebracht hätten. Hochstetter bemerkt dazu: In der That weichen auch alle diese noch auf Neuseeland vorkommenden Thiere und Gewächse in auffallender Weise von dem übrigen Naturcharakter der dortigen Flora und Fauna ab und weisen auf eine unter den Tropen gelegene Heimat hin. Welche Insel unter jenem Hawaiki zu verstehen sei, wird sich schwerlich mit voller Bestimmtheit ermitteln lassen. Man nimmt an, daß die Einwanderung vor etwa zwanzig Generationen, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, stattgefunden und sich auf etwa 800 Seelen belaufen habe. Ebenso wenig wissen wir, von woher die Bewohner von jenem Auswanderungslande Hawaiki stammen. Nach der Ansicht Schirren's (Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythus; Riga 1856) bedeutet dieses Wort: Das Untengelegene, die Unterwelt, Todtenwelt, und hat keine geographische, sondern eine mythische Bedeutung. Es ist Anfang und Ende, nach Anschauung der polynesischen Völker der Ort, von wo die Ahnen gekommen und wohin die Seelen der Abgeschiedenen zurückkehren.

Die „Ein Paradies"-Phantasten und Jene, die aus einem asiatischen Centralpunkt oder wenigstens aus der „Alten Welt" alle Kreatur herholen und „über die ganze Erde ausstrahlen" lassen möchten, werden mit den folgenden Bemerkungen Hochstetter's nicht einverstanden sein; wir unsererseits finden sie vortrefflich und verständig.

Auf Neuseeland sucht jeder Stamm durch eine künstlich kombinirte Ahnenreihe seine Herkunft von einem mythischen Wanderhelden herzuleiten und dadurch sein Anrecht auf diesen oder jenen Grundbesitz zu beweisen. Auf solche Weise schließen sich die Wandersagen an den Maui-Mythus an. Die Neuseeländer haben von einer Einwanderung ihrer Ahnen keine historische, sondern nur mythische Kunde, und damit schwindet jeder Anhaltepunkt, die Eingeborenen nach ihren Sagen durch Einwanderung von dieser oder jener Südseeinsel herzuleiten.

Maui ist der vorzüglichste Repräsentant bei allen Polynesiern, ihre Nationalgottheit; er beweis't ebenso unwiderleglich, wie die gemeinsame Sprache, die ursprüngliche Einheit und Zusammengehörigkeit der polynesischen Menschenwelt. Wenn diese heutzutage zerstreut und wunderbar vertheilt erscheint, dann müssen allerdings Wanderungen stattgefunden haben. Ja, die Polynesier sind vielleicht das größte Wandervolk der Erde, wahre Zigeuner des Meeres, und noch heute zeichnet diese Menschen eine fast instinktmäßige Liebe für das Wasser und das Seewesen, eine unwiderstehliche Neigung zum Reise- und Wanderleben aus. Aber zur Beantwortung der Fragen: wann und in welcher Richtung diese Wanderungen erfolgte und welches der ursprüngliche Ausgangspunkt der Rasse war, fehlen uns alle Anhaltepunkte.

Man hat an Amerika gedacht oder an Asien; man hat auch einen Kontinent der Südsee angenommen, welcher einst die natürliche Heerstraße großer Völkerwanderungen gewesen sei, aber durch heftige Erdumwälzungen in Trümmer zerbrochen, heute nur noch in seinen höchsten Spitzen, deren zahllose Inseln der Südsee über das Wasser emporrage.

Allein nach beiden Richtungen, gen Ost und West, fehlen die verbindenden Fäden. Weder in den gesellschaftlichen Zuständen noch in den ursprünglichen Regierungsformen der Polynesier läßt sich eine Spur fremden Einflusses oder früherer Völkerkreuzung nachweisen. In der Sprache sucht man vergeblich nach fremden Elementen, und eben auf dem sprachlichen Gebiet, auf welchem man gründlich und mit scheinbarem Erfolg einen Zusammenhang mit der malayischen Rasse nachweisen zu können glaubte, hat sich dieser Erfolg durch fortgesetzte Forschungen illusorisch erwiesen.

Und eben so wenig kann man im Maui-Mythus fremdartige Bestandtheile, wie Entlehnung aus anderen Mythensystemen, erkennen. Schirren führt den ganzen Sagenkreis zurück auf einen Kultus von Elementargeistern, wie er auf einer frühern Stufe des Gottesbewußtseins allen Völkern gemeinsam sein muß; selbständig hervorgegangen in jedem Volke,

*) Das Wort Maori bedeutet im Sinne der Eingeborenen nichts Anderes als: einheimisch, eingeboren, überhaupt etwas, das auf Neuseeland gewöhnlich vorkommt. Tangata maori ist der eingeborene Mensch, im Gegensatze zum Tangata paheka, dem fremden Menschen. So heißt Waimaori, gewöhnliches Wasser, süßes Trinkwasser. — Die Nordinsel von Neuseeland heißt Te Ika a Maui, d. h. der Fisch des Maui. Maui ist in der Sage eine Art von Herkules, war Lehrer im Kahn- und Häuserbau, Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen, Herr des Wassers und Feuers, gleichsam ein Nationalgott. Die Südinsel wird von den Maoris als Te Wahi Punamu bezeichnet. Punamu ist der Nephritstein (Beilstein, Jade, neuseeländischer Grünstein), welcher von den Maoris sehr geschätzt wird. Sie verfertigen aus demselben Zierrathen und Steinäxte, und gingen häufig von der Nordinsel nach der Südinsel hinüber, um von dort solchen Stein zu holen. Te wahi punamu bedeutet Platz oder Land des Grünsteins. Das dritte kleine Eiland der Gruppe, die Stewarts-Insel, heißt Rakiura, von raki, trockenes, und ura, schönes Wetter, der Südwind bringt klaren Himmel und schönes Wetter. Für ganz Neuseeland haben die Maoris keinen allgemeinen Namen. Hochstetter, S. 48 und 49. — Es ist sehr zweckmäßig, daß man angefangen hat, in geographischen Lehrbüchern die Bedeutung der fremden Namen in Bezug auf Länder, Berge, Flüsse, Städte, Völker ꝛc. beizufügen. Das ist mit großem Fleiße geschehen in J. J. Egli's Praktischer Erdkunde für höhere Lehranstalten, St. Gallen 1863. Diese zweite verbesserte Auflage des knapp und bündig abgefaßten mit Umsicht und praktischem Treffer ausgearbeiteten Buches giebt eine etymologische Erklärung von etwa 1000 Eigennamen und Kunstausdrücken. A.

ja in der Brust des einzelnen Menschen; — auf einen einfachen Sonnenkultus, in konkrete Bilder von Sagen und Märchen gefaßt durch die lebendige Phantasie eines ursprünglich frischen, kindlichen Volkes.

Die Sonne, die Erde, das Meer, die Luft sind dem Naturmenschen nicht bloße Elemente, sie sind ihm Persönlichkeiten, mit denen er beständig umgeht, deren Gunst er anfleht, deren Zorn er abzuwenden sucht. Die Mythen des Inselvolkes entsprechen daher seiner Natur, seinen Sitten und seiner Sprache derart, daß sie nicht als Ausfluß einer ältern Bildung in der Ferne gedeutet werden können, sondern ihre Erklärung nur in sich selbst finden.

Wie der Wohnplatz des Volkes, so blieb auch das Maorivolk selbst bis in die neuesten Zeiten unberührt von den Stürmen der Völkerbrandung und ihrer Geschichte. Und was für die merkwürdige Menschenwelt der polynesischen Inseln gilt, das gilt, zumal auf Neuseeland, auch für ihre eigenthümliche Thier- und Pflanzenwelt; die eigenartigen, mit nichts Anderm verwandten Bestandtheile sind so überwiegend und bleiben ohne Nachweis einer Heimath, daß man auch hier zu der Annahme verschiedener Schöpfungskreise kommt. Die Wissenschaft hat noch nicht vermocht, diese auf ein gemeinschaftliches Centrum zurückzuführen.

Wir fassen nun die gegenwärtigen Zustände der Maoris in's Auge. Ihre Gesammtzahl wurde 1858 auf 56,049 Seelen geschätzt, wovon 31,667 männlichen und 24,303 weiblichen Geschlechts. Auf die Nordinsel kommen davon 53,056, und zwar in die Provinz Auckland 38,269, Taranaki 3015, Wellington und Hawkes Bay 11,772 Seelen; auf die Südinsel nur 2283, wovon in die Provinz Nelson und Marlborough 1120, Canterbury 638, Otago und Southland 525. Dazu noch die Stewarts-Insel mit Ruapuke 200 und die Chatham-Insel mit 510 Seelen.

Ein 1859 zu Auckland veröffentlichtes Blaubuch, berechnet aus der bisherigen Abnahme der Maori-Bevölkerung die nicht allzu ferne Zeit, wo sie ganz von der Erde verschwunden sein wird. Diese Abnahme betrug, jenem amtlichen Buche zufolge, in den letztverflossenen vierzehn oder funfzehn Jahren, das heißt innerhalb der halben Zeitdauer einer Generation, neunzehn bis zwanzig Procent. Wenn diese Abnahme fortdauert, dann wird die Maoribevölkerung zählen: 1872 — 45,164 Seelen, 1886 — 36,393, 1900 — 29,325, 1956 — 12,364 Seelen. Man kommt so zu dem Schlusse, daß um's Jahr 2000 die eingeborene Race ziemlich ausgestorben sein wird, während die europäische Bevölkerung, nach dem Maße der gegenwärtigen Zunahme von 84,000 Seelen im Jahre 1860, zu einer halben Million im Jahre 2000 angewachsen sein würde. —

Wir glauben, daß das Erlöschen der Maori weit rascher von Statten gehen, die Zunahme der weißen Bevölkerung aber mindestens vierfach stärker sein werde, als oben angenommen wurde. Dafür zeigt die gegenwärtige Einwanderung. Neuseeland zeigt jetzt, 1863, schon weit über 100,000 Weiße, das Gold zieht eine immer größere Menge an. Californien hat binnen zehn Jahren eine halbe Million, Australien binnen einem halben Jahrhundert mehr als eine Million Weiße angezogen. Je beträchtlicher die Zahl der Letzteren anwächst, um so rascher nimmt das Verschwinden der Eingeborenen seinen Lauf. Und Neuseeland bietet den Ansiedlern günstigere Verhältnisse als Californien und zum mindesten ebenso günstige Aussichten als Australien. Es eignet sich gleichzeitig für Ackerbau, Bergbau, Viehzucht, Handel, Industrie und Schifffahrt. Dazu kommt das gemäßigte Klima und die prächtige Weltlage. —

Herr von Hochstetter hebt hervor, daß die Maoris sich des baldigen Aussterbens vollkommen bewußt seien. Sie sehen mit fatalistischer Ergebung dem unabweisbaren Schicksale des Erlöschens entgegen. In der veränderten Lage, in welche sie durch die europäische Kolonisation gekommen sind, und in ihrem gegenwärtigen Zustande finden wir Gründe genug für das traurige Schicksal, welches ihnen bevorsteht.

Die Maoris sind, wie schon oben gesagt wurde, ein Zweig des großen „Zigeunervolkes der Südsee", der Polynesier. So lange diese wanderten von Insel zu Insel, ihr Blut fortwährend neu vermischend mit dem Blut anderer Stämme, vermehrten sie sich und bevölkerten die zahllosen Inseln der Südsee. Die Maoris machen entschieden den Eindruck einer vielfach gemischten Race; unter 100 Personen sind etwa 87 braun und haben schwarzes straffes Haar. Diese vertreten am reinsten das polynesische Gepräge. Etwa 10 von 1000 haben eine röthlich braune Hautfarbe und entweder kurzes gekräuseltes oder langes straffes Haar, dieses jedoch mit einem Stich in ein schmutziges rost- oder rothbraun. Drei Procent endlich haben eine schwärzliche Hautfarbe und krauses, aber nicht wolliges Haar. Am deutlichsten erkennbar ist die Mischung mit der malayischen und melanesischen Rasse. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polynesischen Typus. Auffallend ist auch der Unterschied in der Physiognomie und der jüdische Gesichtstypus in einigen Distrikten.

Die Entdecker fanden, daß die Maoris in Dörfern beisammenleben; ihre geräumigen, aus Holz und Schilfflechtwerk errichteten Hütten waren mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert und mit bunten Arabesken bemalt. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß diese Holzarbeiten nur mit steinernen Meißeln und Aexten ausgeführt wurden, und daß man einen ganzen Baumstamm abarbeiten mußte, um ein einziges Brett zu gewinnen; denn Metallgebrauch, also auch die Säge, waren unbekannt. Die Maoris tättowirten Körper und Gesicht. Die Dörfer waren durch Pfahlwerk und Gräben geschützt und mit ausgedehnten Anpflanzungen umgeben, in denen man süße Kartoffeln, Taro und Melonen baute. Neben dem Ackerbau trieb man Fischfang und Jagd, letztere auf Vögel und Ratten; Hunde, Farnwurzeln und Beeren dienten gleichfalls zur Nahrung. Man bereitete aus der Faser des neuseeländischen Flachses geflochtene Matten und gewebte Mäntel, und färbte dieselben mit Stoffen, die aus Rinde und Wurzeln gewonnen wurden. Eine Schriftsprache haben sie nicht, wohl aber zahlreiche Sagen, Lieder, Gesänge und Märchen. Die Religion war ein Kultus von Elementargeistern, ohne Götzenbilder oder Tempel; das Volk war in viele einzelne Stämme geschieden und diese wurden von Häuptlingen patriarchalisch beherrscht. Man hatte Rangklassen und Sklaven; die Häuptlinge lebten in Polygamie, das Eigenthum war Gemeingut des ganzen Stammes. Durch die unaufhörlichen Fehden der Stämme gegen einander hatte sich ein ungemein kriegerischer Volksgeist ausgebildet; die Erziehung der Jugend erinnert an spartanische Zucht.

Aber die Neuseeländer waren Kannibalen. Die Menschenfresserei war zur Zeit der Entdeckung auf Neuseeland in einem Grade herrschend, wie kaum anderswo. Aber aus den Ueberlieferungen des Volkes geht mit Sicherheit hervor, daß dieselbe erst während der letzten Jahrhunderte in Schwang kam; indeß herrscht in Betreff des Ursprungs Dunkel. Als die Missionäre über das Menschenfressen an der Inselbay jammerten, sagten die Häuptlinge: „Der große Fisch frißt den kleinen, der Hund den Menschen, der Mensch den Hund, Hunde fressen einander, Vögel fressen einander, ein Gott frißt den andern."

Hochstetter's Ansicht geht dahin, daß mit der Zunahme der Bevölkerung auf den Inseln das Erträgniß der ohnehin wenig ergiebigen Jagd und damit die einzige Quelle der Fleischnahrung immer spärlicher wurde. Um neue Jagdgebiete, gutes Ackerland und ergiebige Fischplätze entstanden Streitigkeiten, die zum Kriege führten. Durch diese verwilderte der Geist des Volkes, die Feldarbeiten wurden vernachlässigt, Noth trat ein, und Hunger im Verein mit Racheburst und Haß führte im Kriege zu den ersten Fällen des Kannibalismus. Die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmäligen Ausrottung der Thier- und Vogelarten, welche das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und so wurde das Menschenfressen nach und nach Brauch, der erst dann wieder aufhörte, als durch Einführung er-

giebiger Nahrungsmittel dem Mangel abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah durch Einführung der Schweine, Kartoffeln, Getreidearten durch die Seefahrer, später auch des Hornviehs. Der letzte Fall von Kannibalismus gehört in das Jahr 1843. Wohl leben noch viele Männer, die in ihrer Jugend Menschenfleisch gekostet haben, aber der jüngern Generation klingt jede Erinnerung daran fast wie ein Märchen. Ein alter Häuptling, der mit einem jungen Maori auf der Reise war, sagte diesem: „Sieh, hier haben wir Deinen Vater gefangen und getödtet; dort haben wir ihn gekocht und gegessen." Der junge Mann hörte der Geschichte zu, als ob sie ihn weiter gar nichts anginge; beide schliefen gemüthlich in demselben Zelt, aßen aus demselben Topf und waren gute Freunde.

Die Maoris sind mit wenigen Ausnahmen zum Christenthume bekehrt. Die meisten lernen in vortrefflichen Missionsschulen und zum Theil in Volksschulen mit eingeborenen Lehrern und Predigern lesen und schreiben und entwickeln oft staunenswerthe Kenntnisse in Geographie und Geschichte. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, betheiligen sich an Handel und Gewerben und sind tüchtige, unerschrockene Seefahrer. „Von der Natur mit intellektuellen und physischen Kräften reich begabt, von lebhaftem Naturell, voll frischen und freien Selbstgefühls und natürlichen Verstandes, ist sich der Maori seiner Fortschritte in besserer Gesittung und Kultur wohl bewußt; allein auf die ganze Höhe christlich civilisirten Lebens vermag er sich nicht zu erheben, und in dieser Halbheit geht er zu Grunde". Die Unfähigkeit der Maoris, sich zur ganzen Höhe europäischer Gesittung und Bildung zu erheben, meint Hochstetter, zeigt sich in nichts schlagender, als in der Art und Weise, wie sie sich zur englischen Sprache verhalten und wie sie das Christenthum auffassen. Die erstere ist ihnen fast ganz fremd geblieben; der Engländer sieht sich genöthigt, die Maorisprache zu erlernen, nicht umgekehrt. „Vielleicht beweis't nichts so sehr die Grenze, welche die Natur selbst der Civilisatonsfähigkeit der Eingeborenen gesetzt hat, als die merkwürdige Erscheinung, daß diese, wenn sie auch Englisch verstehen, es sogar lesen und schreiben können, es doch nimmermehr zu einer deutlichen Aussprache bringen. Ein Maori sagte mir: er glaube, die englische Sprache gehe in sein Ohr, aber er könne sie nicht wieder herausbringen. — Aus New-Zealand wird im Maori Nuctireni, Governor wird zu Kavana, Auckland zu Akarano, Christchurch zu Karaitihaiti. Und so wird Alles umgestaltet."

„Vom Christenthum haben sich die Maoris nur die äußere Form angeeignet. An die Stelle ihrer alten heidnischen Bräuche und Feierlichkeiten sind jetzt christliche getreten; die biblische Geschichte ist für den Maori nur eine neue Auflage von Ueberlieferungen, die er mit seinen alten heidnischen Ueberlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt; viele ließen sich taufen, nur weil sie dadurch zugleich materielle Vortheile erreichten." Der äußern Observanz nach sind die Maoris die besten und strengsten Christen. Regelmäßig läutet in ihren Dörfern das Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet, und in der Sonntagsfeier sind sie noch strenger als die Engländer. Die Liturgie, das Alte und Neue Testament sind in ihre Sprache übersetzt, und es ist staunenswerth, welche Bibelkenntniß viele Maoris verrathen. Bei jeder Gelegenheit hört man Bibelsprüche hersagen. Aber das Christenthum des Maori ist nur äußerliche Satzung, die zur Mode geworden. Er betet regelmäßig, aber er lebt unregelmäßig und arbeitet unregelmäßig."

„Der Fortschritt in der Civilisation ist für ein Volk nur dann ein positiver Gewinn und wirklicher Fortschritt, wenn dadurch zugleich die Lebensfähigkeit des Volkes erhöht wird, wenn der civilisatorische Einfluß auch zur moralischen und physischen Kräftigung des Volkes beiträgt. Bei den Maoris ist im Allgemeinen gerade das Gegentheil der Fall." Hochstetter führt davon Beispiele auf.

„Die Einführung des Pfluges, der Dreschmaschine und der Mühlen war eine Wohlthat von sehr zweifelhaften Folgen. Früher arbeiteten die Leute zu zwanzig und dreißig auf einem Acker; jetzt geht der Pflug und die zwanzig und dreißig sitzen um den Acker, lachen und scherzen, essen und rauchen und denken, die Europäer haben alle diese Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müssen. Wie beim Feldbau, so geht es bei der Schifffahrt. Die Eingeborenen am Tauranga-Hafen sparten lange, um sich einen Schooner zu kaufen, machten ein paar Fahrten, dann ließen sie ihn wie ein abgenutztes Spielzeug liegen. Er gehört vierzig Leuten, somit Niemandem, Keiner will etwaige Schäden ausbessern. Wären sie bei ihren alten Kriegskanoes geblieben, es wäre besser für sie gewesen. Auch in der Kleidung hat der europäische Einfluß bis jetzt mehr schädlich als nützlich gewirkt. Die alten Mäntel paßten vortrefflich für Umstände und Klima; jetzt sind wollene Decken an deren Stelle getreten, in denen die Maoris wie zerlumpte, schmutzige Proletarier aussehen; die Brustkrankheiten und rheumatischen Uebel sind in neuerer Zeit höchst empfindlich geworden. Die alten Nahrungsmittel waren für die Maoris heilsamer als die Kartoffeln. Früher war das Volk gastfrei; jetzt ist es geldgierig. Ein Fährmann verlangte von einem Weißen, der über den Waikatofluß setzen wollte, fünf Pfund Sterling Fährgeld! Sitten und Charakter haben sich verschlechtert, besonders bei den Stadt-Maoris. Zu stolz oder zu faul, um bei Europäern Dienste zu nehmen und durch regelmäßige Arbeit sich den Lebensunterhalt zu verdienen, lungern sie in den Straßen und Wirthshäusern herum, physisch und moralisch verkommene Proletarier, den Europäern eine Last und ihren Landsleuten ein Greuel."

„So wirkt die ganze europäische Civilisation und Kolonisation, trotz mancher Vortheile, die sie den Eingeborenen gebracht hat, auf diese doch nur wie ein schleichendes Gift, das an dem innersten Mark ihres Lebens zehrt; wie ein Gift, welches nicht blos Walfischfahrer und Sandelholzkrämer in Form von Seuchen und Hautkrankheiten einschleppen, sondern das jeder Europäer mit sich bringt. Die Naivetät der Sitten verschwindet vor den Förmlichkeiten der Civilisation. Der gastfreundliche Wilde wird zum rechnenden und überlegenden Händler, unsere Kleidung macht ihn steif und hülflos und unsere Nahrung macht ihn krank. Der frischen, vollen Lebenskraft gegenüber, mit welcher die angelsächsische Race sich ausbreitet und vermehrt, ist der Maori der schwächere Theil, und so zieht er im Kampf um das Dasein den Kürzern."

Die Maoris selbst sagen: „So wie der Klee das Farnkraut tödtete und der europäische Hund den Maori-Hund; wie die Maori-Ratten von den europäischen Ratten vernichtet wurden, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet."

Ja wohl. Die europäische „Civilisation" ist der allerärgste Kannibale; sie hat schon jetzt mehr Menschen vertilgt als die Anthropophagie aller Kannibalen seit Anbeginn der Geschichte.

Kleine Nachrichten.

Karl von der Decken in Ostafrika. Seine zweite Besteigung des Kilimandscharo. Dr. Heinrich Barth veröffentlicht in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde einen Brief dieses Reisenden aus Sansibar vom 15. Januar, welchem wir hier auszugsweise das Folgende entlehnen.

Herr von der Decken wollte im Herbste vorigen Jahres das

Land der Wamasaï erforschen; das ist ihm aber nicht gelungen. „Das Glück ist einmal von mir gewichen", schreibt er.

Am 3. Oktober 1862 reis'te er von Mombas ab und fuhr an der Küste hin bis Wanga, von wo aus er den Weg nach dem Innern hin schon von seiner frühern Reise her kannte. Von der Küste aus erreichte er in vierzehn Tagen den im vorigen Jahre von ihm entdeckten Jipe-See, den er jetzt näher erforschte, und von wo aus er die Ugonoberge bestieg, die etwa 5000 Fuß hoch sind. Von dort beziehen die umwohnenden Völker ihren Bedarf an Eisen. Dann ging er zu den Aruschabergen. Dort traf er mit den Wamasaï zusammen. Etwa zweitausend derselben lagerten kaum zehn Minuten von dem Ruheplatze der Reisenden entfernt; sie verboten ihm, trotz aller Versprechungen, den Eintritt in ihr Land. Kein Europäer, sagten sie, solle dasselbe betreten, denn wenn Das geschehe, werde all ihr Vieh sterben; das besage eine alte Prophezeiung.

Neun Tage' lang verhandelte Hr. v. d. Decken hin und her mit den Wamasaï, welche ihm zuletzt den Krieg erklärten. Sie sagten ihm, er solle am nächsten Tag ermordet werden, wenn er nicht sofort ihr Land verlasse oder die Hälfte seiner Waaren als Lösegeld gebe. Zwei Europäer, bemerkt er, vermochten nichts gegen ein paar tausend Krieger; er habe, fügt er bei, seine Zuflucht zu einer Kriegslist genommen, aber worin diese bestand, das theilt er nicht mit. Genug, er schüchterte die Wamasaï ein; sie zogen „mäuschenstill" ab. Aber auch der Reisende kehrte um und wandte sich nach den Dschaggabergen, um den König von Lambunga, dessen Land er noch nicht kannte, zu besuchen und eine zweite Besteigung des Kilimandscharo zu versuchen.

Aber durch einen Zufall kam er nicht nach Lambunga, sondern in das angrenzende kleine Königreich Uru, wo er vom Volk und dem erst achtzehnjährigen Sultan freundlich empfangen wurde. Doch darüber wurden dessen Oheime eifersüchtig und zettelten mit den Kriegern eine Verschwörung gegen den Fremden an. So wurden diesem die Führer nach dem Schneeberge verweigert und er ging dann nach Mossi, wo ein erst neunzehnjähriger Häuptling regierte, aber auch dreißig Elephantenjäger an der Küste verweilten, die im Nothfalle von Nutzen sein konnten. Doch in Mossi erging es ihm ähnlich wie in Uru, doch erreichte er hier durch Versprechungen und Drohungen seinen Zweck. Sultan Kimandaro schloß Blutsbrüderschaft mit dem Europäer und durfte diesem nun keine Bitte abschlagen; v. d. D. konnte zum zweiten Male den Bergriesen besteigen.

Auf dem Kilimandscharo kam er bis in eine Höhe von 13,000 Fuß. „Ich wäre noch höher gekommen, wenn meine Begleitung nicht durch die zu dünne Luft gehindert worden wäre, sich auch nur in der langsamsten Weise fortzubewegen. Nachts schneite es tüchtig und am andern Morgen sahen wir den Schnee zur Rechten und Linken unterhalb unseres Standpunktes liegen. Somit wird die Schneenatur dieses Berges jetzt wohl nicht einmal mehr von dem obstinaten Geographen Cooley in Zweifel gezogen werden." Der Rückweg ging nach dem See Jipe, dann nach Norden zu den Bura- und Endara-Bergen und nach Mombas; am Sylvesterabend war der Reisende wieder in Sansibar.

Er schreibt, daß seine weitern Pläne unsicher seien. „Der Haß des hiesigen Sultans gegen mich nimmt von Tage zu Tage zu. Er will seine Leute, die sich gegen mich vergangen haben, nicht bestrafen und beschuldigt mich, daß ich Alles thäte, um ihn und den Islam zu stürzen. Indirekterweise hat er freilich mit dieser Behauptung Recht, da ich es für das verdienstlichste Werk halte, den Mohammedanern, wo ich nur kann, zu schaden."

So schreibt Herr von der Decken wörtlich. Unter solchen Umständen ist es ganz in der Ordnung, daß Sultan Saïd Medschid einem solchen Fremdling feindlich ist. Wenn ein Reisender in ein Land kommt mit Haß gegen die Leute, von denen er Förderung seiner Pläne erwartet und deren Abneigung ihm dieselben völlig durchkreuzen kann, dann darf er sich nicht beklagen. Wozu Feindschaft gegen den Mohammedanismus in Ostafrika? Herr von der Decken wird dort an den Verhältnissen nichts ändern, und schon die ganz gewöhnliche Klugheit geböte ihm, sich gegen den Islam neutral zu verhalten, nicht aber demselben „zu schaden, wo es nur angeht".

So ist es wohl sein eigenes Werk, daß, wie er schreibt, seine weiteren Pläne sehr unsicher sind. Er hatte gleich nach Neujahr, zur Stärkung seiner Gesundheit, auf dem englischen Kriegsschiffe Gorgon eine Seereise nach Süden gemacht, die portugiesische Niederlassung Ibo und die arabische am Kap Delgado besucht, war wieder nach Norden hinauf bis Lamu und von dort nach den Comoro-Inseln gefahren. Von der größten derselben, Johanna, schrieb er am 23. Februar 1863 einen zweiten Brief an Dr. Barth.

Hall's neue Reise nach den Nordpolgegenden. Dr. C. F. Hall aus Cincinnati, dessen glückliche Heimkehr aus dem hohen Norden wir in vorigem Herbst im Globus meldeten, will eine neue Reise unternehmen. Auf seiner frühern hat er bekanntlich ermittelt, daß die sogenannte Frobisher-Straße nur eine tiefe Föhrde, eine Meereseinbuchtung ist und nach Westen hin keine Einfahrt in das arktische Meereslabyrinth gewährt. Hall fand auch Spuren von Frobisher's Expedition (welche im sechszehnten Jahrhundert unternommen worden ist), und verkehrte freundlich mit den Eskimos, deren Sprache er sich angeeignet hat. Jetzt will er nun drei Jahre lang unter seinen hochnordischen Freunden verweilen. Seine Absicht geht dahin, weitere Nachrichten über Franklin einzuziehen; er hofft von den Eskimos dergleichen zu erhalten. Sodann möchte er ermitteln, was es auf sich habe mit einem großen Süßwassersee, von welchem die Eskimos ihm Manches erzählt haben; auch die nordwestliche Durchfahrt gedenkt er näher zu untersuchen. Auch diesmal sind es reiche Newyorker Kaufleute, Herr Grinnell wieder voran, welche ihm die zur Expedition erforderlichen Mittel und Instrumente freigebig zur Verfügung stellen.

Ein neuer Vulkan in Mexiko. Aus Manzanillo an der mexikanischen Westküste meldet ein vom 15. März datirter Konsulatsbericht Folgendes:

Die Stadt Colima befindet sich in unbeschreiblicher Aufregung, weil in einer Entfernung von nur sechs Meilen (— milles; was für welche? —) plötzlich ein neuer Vulkan entstanden ist. Der Ausbruch kam ganz plötzlich; der Fluß Armeria wurde durch eine aus Sand, Steinen und Schlamm gebildete Bank förmlich abgedämmt und hat nun oberhalb weit und breit das Land unter Wasser gesetzt. Der Krater öffnete sich auf einem Hügel, der, vom Fluß ab gerechnet, nur etwa 150 Fuß hoch ist. Der Auswurf glühender Stoffe nimmt sehr beunruhigende Verhältnisse an. Seit drei Tagen grollt es, als ob der Donner rolle, und Erdstöße sind sehr häufig. Die Provinz oder vielmehr das Gebiet Colima liegt, umschlossen vom Staate Xaliseo, am Stillen Ocean und auf jenem gewaltigen vulkanischen Striche, welcher ganz Mexieo von Osten nach Westen durchzieht.

Eine neue gefährliche Krankheit in Indien. Die Landschaft Dschessore im untern Bengalen liegt da, wo der Ganges viele Seitenarme in die sumpfigen Gegenden der Sonderbends aussendet. Dort war es, von wo aus die Cholera im Jahre 1817 sich über die ganze Welt verbreitete; sie ergriff in Dschessore zuerst die Truppen Lord Hastings'. Jetzt ist nun in Dschessore eine Krankheit einheimisch, schlimmer als die ägyptische Pest. Seit Juni 1860 hat sie in der Umgegend von Calcutta um sich gegriffen, ebenso der Eisenbahn nach Bardwan entlang, und schon mehr als 40,000 Menschen, d. h. 60 Procent der dortigen Gesammtbevölkerung, hinweggerafft. Die Regierung hat Alles, was in ihren Kräften steht, aufgewandt, um der Seuche entgegen zu wirken, aber sie wüthet fort, besonders seit dem Regenfall im vorigen November. Auf weiten Strecken sind alle Dörfer verlassen; Niemand blieb zurück, um die Todten zu begraben, und die Leichen verpesteten die Luft. Ein Bericht des Arztes Elliot ist geradezu schaudererregend. Er leitet die Krankheit von bösen Ausdünstungen, von Malaria, her; das Wasser in jenen Gegenden ist dermaßen mit zersetzten Pflanzenstoffen angefüllt, daß eine ölige Decke auf demselben liegt. Die Dörfer in Bengalen liegen zumeist unter dichtem Baumwuchs versteckt und denken nicht an zweckmäßige Maßregeln für die Gesundheit. Nun hat die Regierung empfohlen, daß die Wälder gelichtet und die stehenden Gewässer abgeleitet oder ausgefüllt werden sollen. Darüber wird aber längere Zeit verfließen, und so kann die Krankheit, welche oft schon nach fünf Stunden die Menschen fortraffte, vorerst noch weitere Verheerungen anrichten. Manchmal dauert dieses Fieber bis zum fünfzehnten Tage. Es ist am schlimmsten während der Regenzeit, welche vier Monate im Jahre einnimmt. Zur Zeit der großen Hitze ist es weniger gefährlich.

Zur Statistik von Neuseeland. Die amtlichen Berichte für das Jahr 1861 sind veröffentlicht worden. Der Werth der Einfuhren betrug 2,493,811 Pfd. St., viermal mehr als 1853, und 945,478 Pfd. St. mehr als 1860. Das ist die Folge der Goldentdeckungen. Ausfuhr: 1,370,247 Pfd. St. oder 781,294 mehr als 1860. Davon kommen auf die Wolle für 523,728 Pfd. St. Der Goldexport bis zum September 1862 betrug 538,560 Unzen im Werthe von 2,086,921 Pfd. St.

Die europäische Bevölkerung belief sich zu Ende 1861 auf 109,315 Seelen mit Einschluß von 7294 Militärs und deren Familien. Die eingeborene Bevölkerung (die Maoris) ist auf 55,257 Köpfe zusammengeschmolzen. (S. S. 221.)

Wie sieht die Hafenstadt Dunedin auf Neu-Seeland aus? Eine Frau Rye, welche das löbliche Bestreben verfolgt, Altengland des Ueberflusses an einer unglücklichen Menschenrace, der überflüssigen Gouvernantinnen, zu entledigen, hat eine Ladung dieser Personen und nebenbei auch anderer Frauenzimmer nach Neu-Seeland geschafft, wo an Mädchen und Frauen Mangel ist. Angebot und Nachfrage ist die Losung! Sie landete ihr „Cargo" in Dunedin, von wo, wie die Leser des Globus wissen, der Goldertrag der Otagogruben verschifft wird. Fast alle Häuser, schreibt Frau Rye, sind von Holz, nur wenige haben steinerne Unterlagen; sie sind aber sauber und bequem und sehen ganz hübsch aus. Die Miethe ist theuer; für zwei kleine Gemächer muß man 18 bis 30 Schillinge zahlen. Das können Viele nicht erschwingen, und so kommt es, daß die halbe Stadt aus Zelten besteht; in diesen wohnen die Frauen und Kinder der Männer, welche in den Diggings arbeiten. Manche Zelte sind weiß, ganz dicht; man hat sogar kleine Glasfenster in ihnen angebracht und einen hohen Schornstein. Viele sind aber braun, halb in einander gefallen und haben einen Heerd aus gestampftem Schlamm; er dient gewöhnlich auch als Ofen und hat keine Esse. Auch mehrere aus Schlamm aufgeführte Wohnungen habe ich gesehen. Ein Haus war ganz aus Zinn aufgeführt. Man hat nämlich eine Menge von Zinnbüchsen und Kisten, in welchen Lebensmittel luftdicht verschlossen waren, genommen und hat sie so geklopft, daß sie zu Platten wurden. Diese wurden zusammengenietet und bilden nun die Mauern und die Wände des Hauses.

Tahiti und die Gesellschafts-Inseln. Dieser schönen und fruchtbaren Gruppe in der Südsee hat bekanntlich Frankreich ein „Protektorat" auferlegt, das übrigens für Handel und Verkehr ganz ersprießlich ist. Es sorgt auch für den Ackerbau, und im Januar 1863 sind 100,000 Francs an Prämien ausgesetzt worden, um die Kultur aufzumuntern. Davon sind 40,000 Francs für den Anbau des Kaffees bestimmt, 10,000 für die Anpflanzung von Kakaobäumen; andere Posten für Baumwolle, Zuckerrohr, Kokospalmen, Vanille und Tabak, sodann auch für Wiesenbau und Viehzucht. Bei Papeete hat man einen botanischen Garten angelegt, in welchem Versuche zur Eingewöhnung fremder Pflanzen gemacht werden. Gelungen ist jene des Guineagrases, des abessinischen Coracan, der Arachis hypogäa (Erdnuß) und der langstapeligen Baumwolle. Die Handelsbewegung des Hafenplatzes Papeete hat sich 1862 auf die Werthsumme von 4,486,024 Frs. belaufen, wovon 2,787,947 auf die Einfuhr, 1,688,077 auf die Ausfuhr entfallen. Von auswärts liefen 168 Schiffe von 14,025 Tonnen ein. Briefe aus Europa sind schon in 54 Tagen nach den Gesellschaftsinseln gelangt; wenn eine Dampferlinie aus Oceanien sich an jene der südamerikanischen Küste anschlösse, dann würden sie nur etwa 40 Tage gebrauchen.

Projekt einer russisch-indischen Eisenbahn. Englischer- und russischerseits trägt man sich mit dem abenteuerlich aussehenden Plane, das indische und das russische Eisenbahnsystem mittelst des Oxusthals und des Kaspischen Meeres mit einander in Verbindung zu bringen. Nimmt man die Karte zur Hand, so findet man, daß die nächste und fast direkte Route zwischen Calcutta und London diese ist: von Raniganbsch nach Buxar, von da über den Ganges und durch Audh und Rohilkand nach Amballah, von wo die Pendschab-Eisenbahn nach Lahore führt. Von da zieht sich eine schöne Landstraße nach Peschawer, und ein Tunnel unter dem Indus bei Attock ist schon mehr als halb gebohrt. Von da geht es durch den Kheyber-Paß, an Dschellalabad und Kabul vorüber, über den Hindukusch auf den Oxus los; diesem folgt man bis Chiwa, von wo die gewöhnliche Karawanenstraße an das Kaspische Meer hinabführt, und hier erwartet uns ein russischer Dampfer. Astrachan wird in wenigen Jahren durch die St. Petersburger Eisenbahn, über Saratow an der Wolga, mit der russischen Hauptstadt, und diese hinwieder über Kiew mit Lemberg verbunden sein. Die Route ist um zwei Tage kürzer als durch das Euphratthal und beträgt in allem acht Tage von Calcutta nach London. Die einzige Schwierigkeit liegt zwischen Peschawer und dem Kaspischen Meer, und die einzige Verlegenheit (aber was für eine!) für den Ingenieur würde der Hindukusch sein. Jedenfalls ist es leichter, einen Schienenweg durch Central-Asien zu bauen, als längs der Mekranküste, wo einst Alexander's Heer zu Grunde ging und wo es schwer ist, eine Telegraphenlinie zu schützen.

Der Ueberlandweg nach dem südwestlichen China. Wiederholt haben wir im Globus darauf hingewiesen, wie eifrig die Engländer bemüht sind, vom Bengalischen Meerbusen aus über Land einen Weg nach der chinesischen Provinz Yünnan zu eröffnen. Bei dem Vertrage, welchen sie im vorigen Jahre mit dem König von Barma schlossen, lag ihnen vor Allem daran, sich freien Durchzug durch dieses Land zu sichern. Dr. Williams ging nach Bhanmo am obern Irawaddy als britischer Konsul, und er hat den Auftrag, den Weg von dort bis zur chinesischen Grenze zu erforschen.— In Assam hat Major Agnew den Bramaputra bis Sadeya (Sudija), dem äußersten Punkte der englischen Besitzungen in jener Gegend, mit einem kleinen Dampfer befahren. Derselbe liegt nur etwa 60 deutsche Meilen von der Gegend entfernt, wo der Yangtsekiang in das eigentliche China einströmt. — Die Briten denken auch daran, eine Straße von Dardschiling im Himalaya nach Hlassa in Tibet zu eröffnen. In Assam gewinnen die Theepflanzungen eine immer größere Ausdehnung.

Die britisch-indische Dampfergesellschaft unterhält einen lebhaften Schifffahrtsverkehr zwischen Bombay und Basra, und die durch denselben vermittelte Handelsbewegung belief sich im Jahre 1862 auf den Werth von $1^1/_3$ Millionen Pfd. Sterling.

Die französische Madagaskar-Kompagnie hat eine wissenschaftliche Expedition nach der ostafrikanischen Insel gesandt, um diese in Bezug auf Ackerbau, Bergbau und Handelsverhältnisse zu erforschen. Die Kompagnie beabsicht namentlich Kaffee, Baumwolle und Zucker in großer Ausdehnung zu erzeugen. Sie soll auch hydrographische und klimatische Studien machen, ist reichlich mit Hülfsmitteln versehen, und da die Mitglieder sämmtlich in ihren Specialfächern tüchtig sind, so darf sich die Wissenschaft Ausbeute versprechen. Lambert, der bekannte Verschwörer gegen die Königin Ranovalo, jetzt Gesandter Seiner Majestät Radama des Zweiten, steht an der Spitze und hat sich am 28. Mai mit der Kommission zu Marseille eingeschifft.

Ein Telegraph bis zum Weißen Nil. In Aegypten hat sich eine Kompagnie gebildet, welche gesteigertes Leben in den Verkehr nach dem Obern Nil, dem Sudan und dem Rothen Meere bringen will. Sie wird einen Telegraphen bis über Chartum hinaus legen und projektirt sogar eine Eisenbahn von Kairo bis zu dieser Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Das ist freilich ein Plan, dessen Verwirklichung gewiß in weiter Ferne liegt. Die Kompagnie wird mit ihren Geschäften zunächst in Oberägypten beginnen. Suakin, Hafenplatz an der ägyptischen Küste des Rothen Meeres, wird von Suez aus mit Dampfern, welche die Zwischenhäfen anlaufen sollen, in sechs Tagen erreicht. Von dort gelangt man in sechs Tagen nach Berber am Nil, von dort mit dem Dampfer in sechs Tagen bis Chartum, so daß die Reise von Kairo bis zu diesem letztern Platze nur 18 Tage in Anspruch nehmen würde; jetzt dauert sie 5 bis 6 Wochen. Die oberen Regionen liefern Gummi, Elfenbein, Straußfedern, Wachs, Häute und Goldstaub in den Handel. Am Weißen Nil kann man einen Ochsen für den Werth von 6 bis 7 Thalern kaufen, in Kairo würde er das Zehn- bis Fünfzehnfache kosten. Auch die Belebung des Handels mit Abessinien ist in Aussicht genommen worden, und in diesem Falle würde der Hafen Massawah den Stützpunkt der Operationen bilden. Jedenfalls wird zunächst in Oberägypten und in Sudan der Anbau der Baumwolle in's Auge gefaßt; diese hat aber jetzt nur kurzen Stapel, nicht, wie in Unterägypten, eine lange Faser; man will deshalb für Nubien ꝛc. Samen der langstapeligen amerikanischen Art aussäen.

Der Verkauf kleiner Mädchen im östlichen Bengalen geht trotz aller Aufsicht der Behörden ununterbrochen fort. In manchen Gegenden betrachtete man in den Familien die Geburt eines Mädchens für ein großes Unglück (wie in China), jetzt aber nicht mehr, weil man solch ein Kind schon in frühen Jahren verhandeln kann. In Calcutta wohnen die Aufkäufer, und sie treiben ihr schnödes Gewerbe so schwunghaft, daß man jetzt endlich damit umgeht, von Regierungswegen Jedem eine Prämie zu zahlen, der einen Mädchenkäufer nachweist. Die unglücklichen Kinder werden für das Laster erzogen.

Die Witterungsverhältnisse. J. Herrschel hat jüngst die Ansicht ausgesprochen, daß die klimatischen Verhältnisse auf der ganzen Erde, zu Land und See, während der letzten paar Jahre eine sehr auffallende Störung erlitten hätten, und zwar durch eine kosmische Ursache, die er in der Sonne finden will. Sie habe zuerst direkt auf die südliche Halbkugel eingewirkt und indirekt auch auf die nördliche.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die Stadt Arequipa in Peru.

Zustände in Peru unter den Inkas und in der Gegenwart. — Verfall des Ackerbaues. — Handel. — Bauern und Gärtner bei Arequipa. — Die Stadt. — Erdbeben. — Bauart und Kirchen. — Marktplatz. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Die Frauen. — Mandar un Indiecito. — Die Indianer.

Wir sagten in der vorigen Nummer, daß Peru in den Tagen der Inka-Herrschaft in Blüte gestanden habe, während es jetzt in Verfall sei. Der Gegensatz zwischen der Vorzeit und der Gegenwart ist schlagend. Damals war Alles Gedeihen, heute finden wir fast aller Orten Stillstand. Zur Zeit der alten Landesherrscher lieferte der Ackerbau reichen Ertrag und die Bewässerungsanstalten waren in trefflichem Zustand. Aber gleich die ersten spanischen Abenteurer, welche wie Heuschrecken über das Land herfielen, kümmerten sich nicht um die Felder, sondern gierten lediglich nach Gold. Spanien hat an sich die ganz unbestreitbare Wahrheit erfahren, daß Gold nicht gleichbedeutend ist mit Reichthum und Wohlstand; es verarmte und verkümmerte gleich seinen Kolonien, welche ihm das Gold und Silber liefern mußten. In unseren Tagen werden Kalifornien und Australien reich, trotz des Goldes, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel gehen Hand in Hand mit der Förderung edler Metalle; die letzteren sind nur Mittel, nicht Zweck.

Die Inkas begriffen vollkommen den hohen Werth und den Nutzen der Arbeit; sie wußten auch, daß der Indianer einen großen Hang zur Trägheit in sich hat, deshalb erließen sie strenge Gebote gegen den Müßiggang. Ihr theokratisch-kommunistischer Polizeistaat war nicht etwa das Werk launenhafter Willkür, sondern das System entstand im Fortgange der Zeit und beruhte auf einem richtigen Verständnisse des Volkscharakters. Das Leben und Treiben eines jeden Unterthans war genau geregelt, es gab für ihn von der Geburt bis zum Tod eine Richtschnur, an die er sich zu halten hatte und die seinen Naturell derart angepaßt war, daß sie der Entwickelung seiner bessern Anlagen und Triebe Vorschub leistete. Ein noch junger, aber sehr verständiger Mann mit praktischem Blick, Ernst Grandidier, welcher Peru durchreis't und gründlich studirt hat, äußert die Ansicht, daß das strenge Regiment der Inkas durchaus nothwendig für die Quechua-Rasse gewesen sei. Diese Indianer arbeiten, wenn sie müssen, ohne zu murren oder zu klagen; sobald der Zwang wegfällt, werden sie Faullenzer. Wenn man die Zweckmäßigkeit von öffentlichen Einrichtungen an ihren guten Früchten erkennt, so stellt sich für Peru die Thatsache heraus, daß die Indianer unter den Inkas fleißig waren und in Wohlstand lebten, und daß jetzt das Gegentheil der Fall ist. Sie haben weder an Wohlstand noch an Bildung oder Zufriedenheit gewonnen. Ethnologisch betrachtet sind diese Indianer in Bezug auf Anlage und Intelligenz wie Kinder. Das System der Inkaregierung übte ihnen gegenüber eine väterliche Gewalt, und die früheren spanischen Geschichtschreiber, welche noch aus eigener Anschauung die alten Zeiten mit denen der christlichen Herrschaft vergleichen konnten, loben ohne Rückhalt die Weisheit der altperuanischen Gesetzgebung, weil sie so durchaus passend für Land und Volk gewesen sei.

Peruanische Feldarbeiter (Peones).

Heut ist nicht viel von dem frühern Gedeihen übrig geblieben. Die Volksmenge war unter den Inkas mindestens fünfmal so beträchtlich als jetzt, wo sie höchstens 1,800,000 Seelen zählt. Damals gab der Ackerbau mehr als reichlichen Ertrag; gegenwärtig bezieht Peru viel Getreide aus Californien und Chile. Es hat aber fruchtbaren Boden, Dünger in Menge, ein Klima in allen Abstufungen, und liefert nicht einmal den eigenen Bedarf an Körnerfrüchten. In der Stadt Cuzco trinkt man Chocolade, die aus Ecuador kommt, weil

sie billiger ist als die in Peru verfertigte. Und doch gedeiht der Cacaobaum in diesem Lande vortrefflich; die Thäler unterhalb Cuzco sind mit demselben angefüllt. Ueberhaupt liegt der Ackerbau danieder. Ueberall, wo man sich die Mühe nimmt, den Boden zu bewässern, ist er auch fruchtbar. Die Inkas zwangen den Quechua-Indianer zu solcher Bewässerung; sie haben gethan, was Montesquieu von einer guten Regierung verlangt, daß sie nämlich den Uebelständen, welche das Klima etwa hervorrufen oder begünstigen könne, entgegen arbeiten müsse. . Der Inka befahl dem Indianer zu arbeiten, und er arbeitete; die spanische Regierung verlangte von ihm eine Jahresabgabe und er arbeitete, um diese zahlen zu können. Schon deshalb war diese Auflage eine zweckmäßige Einrichtung; der Eingeborene mußte seine Trägheit überwinden, um seine Verpflichtung gegen den Staat zu erfüllen. Die „Republik" wollte „liberal" verfahren, und schaffte diese Auflage ab; die Folge eines so unverständigen Verfahrens ließ jedoch nicht lange auf sich warten; der Staat bekam keine Einnahme mehr und der Ackerbau verfiel. Jetzt arbeitet der Indianer nur so viel, um seinem Hange zum Genusse berauschender Getränke fröhnen zu können, nicht mehr, und so wird es bleiben, bis er wieder das Feld bauen muß, um eine Abgabe zahlen zu können. Aber zu einer so nothwendigen Maßregel werden sich die Demagogen und Stellenjäger nicht entschließen, weil sie unpopulär wäre. Jeder Soldat oder Advokat möchte Präsident werden und die Massen für sich gewinnen.

Chacarero.

Alte Bäuerin.

Chacarera.

Auch der Handel von Peru nimmt keinen Aufschwung. Wir lesen in den Pariser „Annales du commerce exterieur", April 1863 (Nr. 1476), daß im Jahre 1860 die Einfuhr 15,428,305 Piaster betragen habe, die Ausfuhr 35,078,524 Piaster, zusammen eine Handelsbewegung von etwa $50\frac{1}{2}$ Millionen. Als Hauptartikel der Ausfuhr steht der Guano voran; sodann kommen Chinchona, Wolle, Salpeter, Kupfer, Gold und Silber. Den Haupthafen bildet Callao-Lima; zunächst an Handelsbedeutung folgt Arequipa, das aber, den Darstellungen der neuesten Reisenden zufolge (Grandidier und Marcoy), im Verfall ist.

Arequipa soll, unseren Handbüchern der Geographie zufolge, etwa 30,000 Einwohner haben, und diese Zahl mag auf frühere Zeiten passen; Marcoy, der lange an Ort und Stelle lebte, giebt die Ziffer von 2064 Häusern mit etwa 17,000 Einwohnern. Von den Häusern sind nicht weniger als 928 — Schänken!

Wir haben vor einiger Zeit (Globus Nr. 29) eine Wanderung vom Hafenplatz Islay durch die peruanische Wüste bis nach Arequipa geschildert. Betrachten wir uns heute diese für Peru immerhin wichtige Stadt etwas genauer. Drei Stunden vor derselben hört die Wüste auf und man gelangt in ein grünes Thal, sieht wieder Bäume, findet zu beiden Seiten des Weges fette Weiden und auch Aecker, welche von indianischen Landleuten bestellt werden. Bauern, kleine Gutsbesitzer oder Gärtner, Chacareros, wie sie dort zu Lande heißen, gehen zur Stadt; sie tragen den in Südamerika allgemein üblichen Poncho. Nachdem man noch eine Strecke weit geritten ist, sieht man endlich Arequipa, das von dem herrlich geformten Vulkane Misti überragt wird. Nun ist man in Tingo, einem Flecken, der ein Mineralbad hat und mit Arequipas Vorstadt zusammenhängt; dieses liegt etwa 7300 Fuß über dem Meer in einem herrlichen Thal am gleichnamigen Flusse. Dort siedelte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts Maita Capac, der vierte Inka, einige tausend Familien an; aber die neuere Stadt wurde von dem Spanier Pedro Ansures de Campo Redondo auf Pizarro's Befehl im Jahre 1536 oder 1540 gegründet.

Der Boden ist sehr vulkanisch. Achtmal ist Arequipa theilweise, dreimal fast gänzlich durch Erdbeben verwüstet worden; zweimal hat man der Stadt eine andere Stelle gegeben. Der Vulkan Misti hat ihr nichts geschadet, wohl aber der Vulkan Huyana Patina, der im Thale Moquehua sich erhebt (— nicht, wie in manchen Büchern steht, im Thale von Coripuna —). Der heftigste Ausbruch dieses feuerspeienden Berges fällt in's Jahr 1609. Die ersten Andeutungen des bevorstehenden vulkanischen Sturmes bestanden in inneren Zuckungen, welche von einer im Dominikanerkloster noch vorhandenen Chronik mit Bauchgrimmen verglichen werden (Vueltas y revueltas de barriga). Gleichzeitig stürmte ein entsetzliches Donnerwetter mit unbeschreiblich heftigen Schlägen herein, dann fiel zwei Wochen lang ein ununterbrochener Platzregen, und erst nachdem dieser vorüber war, begann der Vulkan zu speien. Er warf Steine und Asche aus, eine Rauchwolke stieg zum Himmel empor und verdunkelte das Sonnenlicht. Man glaubte, die Welt müsse untergehen, denn diese gewaltigen Zuckungen der Natur wollten gar kein Ende nehmen, denn sie dauerten fünf und vierzig Tage lang. Arequipa war ein Trümmerhaufen, das ganze Thal mit einer dicken Schicht von Asche überdeckt, die Flüsse bekamen einen andern Lauf; durch die Ausdünstungen der vielen todten Fische entstand

eine Modorra, Seuche. Die Detonationen dieses Erdbebens hörte man deutlich in dem 220 Leguas entfernten Lima und das Meer war bis meilenweit von der Küste grau gefärbt.

Das heutige Arequipa ist so gebaut wie überhaupt die Städte im ehemals spanischen Amerika durchgängig gebaut sind; aber man hat auf die Erdbeben besondere Rücksicht genommen und die Mauern der Häuser sehr dick gemacht. Die letzteren haben gewöhnlich nur ein, zumeist gewölbtes, Erdgeschoß; Privatgebäude von Bedeutung sind nicht vorhanden. Die Plaza mayor hat auf drei Seiten überwölbte Säulengänge und Waarenläden, die vierte Seite wird von der Kathedrale eingenommen. Unsere Abbildung zeigt, daß sie einen frostigen Styl hat, sie ist aber das wichtigste Gebäude, das seit der Unabhängigkeit in den amerikanischen Kreolenstaaten aufgeführt worden ist. Außer diesem Dome hat Arequipa noch fünf Kirchen, in jedem Stadtbezirk eine, dazu noch fünf Mönchs- und drei Nonnenklöster.

Alle diese Kirchen sind überfüllt mit Kostbarkeiten, sie strotzen gleichsam von Gold, Silber, Edelsteinen und köstlichen Gewändern; von diesen erglänzen die Altäre und die Puppen, welche Heilige vorstellen. Die verschiedenen Christusbilder sind mit Spitzengewändern bekleidet und die Dornenkrone hat immer Stacheln, die aus Edelsteinen, z. B. Smaragden, verfertigt worden sind; die Nägel, vermittelst deren die Figur am Kreuze befestigt wurde, sind von Diamanten und die Blutstropfen sind Rubine. Man hat einen Christus der Erdbeben, einen Christus des guten Todes, einen Christus de los Remedios, aber eine noch weit größere Anzahl heiliger Jungfrauen mit seidenen Kleidern und Mänteln aus Sammet oder Brokat, Hauben mit Marabutfedern oder mit Turbanen, Perlenhalsbändern, schweren goldenen Ohrringen, Ringen an allen Fingern; gewöhnlich ist solch eine Mutter Gottes auch mit Uhren und Uhrkette geschmückt, hat ein feines Taschentuch und einen Fächer. An diesen Kostbarkeiten vergreift sich kein Mensch; europäische Diebe kommen nicht nach Arequipa und die einheimischen fürchten sich vor den ewigen Höllenstrafen.

Brotverkäufer in Arequipa.

Das Verkehrsleben hat seinen Mittelpunkt auf dem großen Marktplatze; der Großhandel ist in den Händen von vier ausländischen Häusern, unter denen ein deutsches. Der eingeborene Handelsmann ist ohne alle Betriebsamkeit, und wir finden darüber bei Grandidier folgende Bemerkung: In Peru, sagt er, fühlt sich der Käufer dem Verkäufer verpflichtet. Wer ein Kleid oder irgend einen andern Gegenstand zu haben wünscht, bittet den Verkäufer oder Handwerker freundlich darum und zahlt ein Handgeld an, damit der Mann die Verpflichtung zum Arbeiten übernehme. Denn sehr oft hat er zum Letztern keine Lust und läßt die Sachen liegen, so lange es ihm eben gefällt; er arbeitet ja nur „aus Liebhaberei", aus Aficion. Bringt er aber die vollendete Arbeit zu einer ihm beliebigen Zeit und sie ist schlecht gerathen, dann kann man auch weiter nichts machen und muß sie nehmen. Ein charmantes Land, dieses Peru! ruft Grandidier aus; es hat ganz herrliche Gesetze auf dem Papier, aber sie finden keine Anwendung; es hat Richter in Menge; aber das gute Recht kommt selten zu seinem Recht und der Fremde zumal bekommt durchschnittlich unrecht! —

Marcoy, dessen etwas gepfefferte Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse Cuzcos wir kennen, hat in ähnlicher Weise jene von Arequipa geschildert. Die Mönche leben ungemein zwanglos; sie sind lustig und haben eine äußerst behagliche Weltverdauung. Strenge Regeln kennt man nicht; leben und leben lassen ist die Losung. Der Mönch ist Rathgeber für die Männer, Vertrauter der Frauen und allezeit ein gern gesehener Gast bei Tische, weil er immer heitere Geschichten zu erzählen weiß. Er empfängt in seinem Kloster Besuche und giebt selber Gesellschaften, seine Zelle ist wie ein Salon; man bekommt dort Chokolade, Liqueure und Kuchen in Hülle und Fülle, preis't die Vorzüge der schönen Frauen und raucht Cigarretten. Die Nonnen dagegen dürfen ihr Kloster niemals verlassen, aber von diesem Zwang abgesehen, leben sie heiter genug und haben ihre Zimmer hübsch eingerichtet; man findet dort nicht selten eine hübsche Büchersammlung, Vögel und eine Guitarre; auch ist der Klostergarten allemal im besten Zustande. Die Nonne empfängt Besuche von den Angehörigen ihrer Familie, die gewöhnlich auch Freunde und Freundinnen mitbringen. Diese Alle werden bewirthet, doch so, daß die Nonne hinter dem Gitter sitzt, durch welches der große Saal in zwei Abtheilungen geschieden wird; trotzdem macht sie in liebenswürdiger Weise die Wirthin, nimmt lebhaften Antheil an der Unterhaltung und hält es mit der Verschleierung des Gesichts nicht allzugenau.

Pastetenbäcker und Konditoren sind in Peru, namentlich in Arequipa, nicht vorhanden; sie sind auch überflüssig und würden schlechte Geschäfte machen, denn Kuchen und andere Leckereien werden in den Nonnenklöstern auf Bestellung verfertigt. Jedes Kloster rühmt sich, in irgend einem Zuckergebäck oder einer Pastetenart alle anderen zu übertreffen, und es herrscht in dieser Beziehung eine bis zum Neide gesteigerte Eifersucht zwischen den verschiedenen Klöstern. Die Nonnen von Santa Rosa rühmen sich, daß in der weiten Welt keine solche karminrothe Mazamorra bereitet werde als bei und von ihnen. Sie sind stolz auf diesen gallertartigen Brei, wie jene im Katharinenkloster auf ihre Hühnerpasteten mit Mandelmilch und die Karmeliterinnen auf ihre Pfannkuchen mit Honig und Rosenblättern. Man bestellt dergleichen Sachen aber nicht beim Kloster im Allgemeinen, sondern bei der Schwester So und So. Durchschnittlich hat jede Nonne ein paar Dienerinnen, die allemal Cholas, d. h. Mestizinnen, sind.

Die Damen von Arequipa können im Allgemeinen für hübsch gelten. Sie sind nicht ohne eine gewisse Körperfülle, die ihnen gut steht, und halten gleichsam die Mitte zwischen den majestätischen, wohlbeleibten Chileninnen und den schlanken Limeñas. Durchschnittlich haben sie einen mittelgroßen Wuchs, schöne Büste, kleinen Fuß und jenen leichten, rhythmischen Gang, den die Spanier als Meneo bezeichnen. Der Ausdruck des Gesichts ist voll Leben und Geist, die Züge sind fein, obwohl nicht von regelmäßiger Schönheit; aus den schwarzen Augen schießen Pfeile und die Lippen sind sehr dünn. Sie lieben Musik, Gesang

Plaza mayor und Kathedrale in Arequipa.

und Tanz und sind zum Theil vortreffliche Reiterinnen. Modistinnen und Schneidermamsells kennt man in Arequipa nicht; es bleibt also den Damen nichts übrig, als mit Beihülfe ihrer Cholas sich die Anzüge selber zu verfertigen. Zeit genug dafür haben sie. Unsere Abbildungen zeigen die Kleidertrachten der Arequipeñas von Stand. Im Hause tragen sie auch wohl, gleich den Chacareras, Kleider aus Baumwollenstoffen, sonst aber nur schlichte Seidenzeuge oder Wollenmusselin, wo möglich recht bunt und groß gemustert. Die sogenannte Kirchentracht ist bei allen Damen dieselbe; sie besteht aus Rock und Mantille von Seide und ist mit Spitzen und Sammet besetzt. Man sieht auf den ersten Blick, daß dieser Anzug aus Altspanien stammt, und er steht den Arequipeñas entzückend schön.

Betstühle und Bänke hat man in den peruanischen Kirchen nicht; deshalb läßt sich jede Dame einen Teppich nachtragen, auf welchen sie kniet. Zum ganz feinen und vornehmen Tone gehört es, daß der Träger ein Indianer oder eine Indianerin aus der Sierra nevada sei; ein solches Individuum muß sich aber durch kleinen, recht dicken Wuchs auszeichnen, und wird dann durch den Anzug, welchen man ihm giebt, zu einer Art von Karrikatur. Die Vornehmheit einer Dame erreicht den Gipfel, wenn sie von zwei solchen Figuren zur Kirche begleitet wird.

Wer sich bei einer Dame recht beliebt machen will, schenkt ihr ein etwa vier bis fünf Jahre altes Indianerkind. Wer nach der Sierra nevada reist, wird beim Abschied auch wohl mit der Bitte angegangen: „Vida mia, no se olvide Usted mandarme un Indiecito!“ Mein Leben, vergessen Sie nicht, mir einen kleinen Indianer zu besorgen! Der Reisende sucht dann in der Sierra eine beliebige Indianerfamilie auf und besorgt ein paar Kinder. Der Vater giebt rasch seine Einwilligung, denn er bekommt einige Piaster, etwas Coca und Branntwein; aber die Mutter ist zäh und will sich anfangs auf nichts einlassen. Indessen dieser Widerstand wird durch einen hübschen neuen Rock und einige Flaschen Branntwein besiegt, und der Erwerber schickt das Kind oder die Kinder mit der ersten Maulthier- oder Llamakarawane, wie einen Waarenballen, der Dame in Arequipa zu. Der braunhäutige junge Autochthone wird auch richtig an die Adresse abgeliefert und seine Ankunft erregt allgemeine Freude. Man betrachtet ihn von allen Seiten, hebt ihn auf und er wandert aus einer Hand in die andere. Zunächst wird er civilisirt. Man streift ihm seine indianischen Kleider ab, er wird über und über geseift und tüchtig abgerieben; auch hat man guten Grund, ihm das Haar ganz kurz abzuscheeren. Nachdem das Alles geschehen ist, steckt man ihn in altmodische, mit Gold- oder Silberborten besetzte Kleider, auf die er bald sehr stolz ist; indessen läuft er für gewöhnlich gern barfuß. Daß er gut gefüttert wird, versteht sich von selbst. Im Anfange bekommt er allerdings einige Unverdaulichkeiten, aber das giebt sich mit der Zeit.

Kirchentracht in Arequipa.

Bis zum zwölften Jahre etwa bleibt er Teppichträger und Salondiener; dann aber wird er für zu groß und für zu alt erachtet, und er bekommt Dienst in der Küche. Sobald er erwachsen ist, kann er über sich selbst verfügen, denn ein Sklav ist er nicht. Gewöhnlich bleibt er als Diener im Hause; das gilt auch von den Mädchen.

Die Männer in Arequipa sind durchgängig ohne geistigen Aufschwung und bewahren die von den Vätern ererbte Trägheit wie ein heiliges Feuer; jede Neuerung ist ihnen zuwider; die intellektuelle und körperliche Regsamkeit und Beweglichkeit eines Europäers begreifen sie nicht; sie können sich dieselbe so wenig erklären wie der Wilde das Ticken einer Uhr. Para que sirve eso? Wozu ist das gut, was nützt es? fragen sie. Aber Arequipa hat eine Universität und eine Bibliothek, welche 1821 gegründet wurde und 1860 schon den ungeheuern Vorrath von — 1995 Bänden hatte!

Das Volk beobachtet man am besten Morgens auf dem Marktplatze. Zwei Typen ragen ganz besonders vor. Da ist zuerst der Indianer von der Küste des Stillen Weltmeeres mit rundem Gesichte, platter Nase, aufgeworfenen Lippen, enggeschlitzten Augen, in denen das Weiße in's Gelbliche spielt. Sie sind die Nachkommen der Llipis, Changos, Moquehuas, Quilcas und anderer alten Stämme, welche als eine Gesammtgruppe vom 16. bis 25.° S. Br. das Gestadeland inne hatten. Dann sieht man zweitens den Quechua-Typus mit ovalem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, Adlernase, schräg aber weit geschlitzten Augen, üppigem, langem aber weichem Haar. Aus beiden Typen sind Mischlinge hervorgegangen, an denen schwächliche Häßlichkeit als Hauptzug bemerkbar ist.

All dieses Volk befindet sich nirgends wohler als in den Schänken, deren Arequipa, wie schon bemerkt, reichlich neunhundert zählt. Auch Frauen sieht man in diesen düsteren, räucherigen Spelunken, in welche etwas Tageslicht nur durch die Thür eindringt. Die Kunden sitzen auf der platten Erde, denn Bänke, Stühle oder Tische fehlen; in der einen Hand halten sie eine Schüssel mit stark gepfeffertem Brei, in der andern einen Topf, der mit Chicha gefüllt ist, diesem Maisbier, das durch Mama Oello Huacco, des ersten Inka Manco Capac Gemahlin, im Jahre 1043 eingeführt wurde; so lautet wenigstens die Sage.

Arequipa ist, wir haben es schon gesagt, im Verfall, und kaum noch ein Schatten von dem, was es einst gewesen. Die unaufhörlichen politischen Umwälzungen haben ihm großen Schaden zugefügt; sie führten Banterotte herbei, der alte Wohlstand ging verloren. Einst war Arequipa eine Nebenbuhlerin von Lima, dieser „Stadt der Könige", jetzt ist es zu einer Provinzialstadt herabgesunken.

In Reitkostüm. (Damen zu Arequipa.) In Putz.

Denkmäler assyrischer Kunst.

Wir kennen die Prachtpaläste der assyrischen Könige, welche in unseren Tagen, allerdings nur theilweise, von dem Schutte befreit worden sind, unter welchem sie fast drittehalb Jahrtausende begraben waren. Man staunt über die großartige, nach unseren Begriffen von Schönheit und Ebenmaß allerdings etwas wilde und phantastische Kunst; aber sie macht doch einen gewaltigen Eindruck.*) Alles spricht dafür, daß die assyrische Kunst ihren Ursprung in Babylon gehabt habe, aber in mancher Beziehung in eigenthümlicher Weise weiter entwickelt worden sei.

Assyrien hatte eine hochentwickelte Civilisation, auf welche die häufigen Berührungen mit Aegypten, Phönizien und Babylon nicht ohne Einfluß geblieben sind. Freilich gewähren uns die zu Tage geförderten Ueberreste keinen so umfassenden Einblick in das Privatleben des Volkes, wie in das Treiben der Herrscher; diese treten überall voran und bilden den Mittelpunkt.

Die jüdischen Propheten und die griechischen Geschichtschreiber Herodot und Ktesias schildern eindringlich und mit schwunghaften Ausdrücken die Macht der Könige, den Pomp ihres Hofes und den Glanz ihrer Paläste. Jetzt, nachdem vier und zwanzig Jahrhunderte verflossen sind, wissen wir durch den Augenschein selbst, daß sie nicht übertrieben haben.

Diese Pracht der Alleinherrscher am Tigris und Euphrat war nicht ohne Verfeinerung, aber sie zeugt auch von einer gewissen Barbarei. Ihr fehlt die Schönheitslinie und das

*) Ueber die Geschichte der Ausgrabungen in Babylon und Ninive siehe Globus Nr. 20, Band II, S. 228 u. folg. Wir gehen hier nicht weiter darauf ein.

Ebenmaß; scharfe Kontraste sind in Menge neben einander, wir finden keine Ausgleichung, keine eigentliche Harmonie.

Als Angelpunkt, um welchen sich Alles bewegt, sehen wir, wie schon bemerkt, überall den König. In den vielen Skulpturen wird er dargestellt im Krieg, auf der Jagd oder auch wie er den Göttern Opfer darbringt. Er sitzt auf einem Thronsessel, hält in der Hand Pfeil und Bogen und schaut zu, wie eine Stadt belagert wird; oder er steht auf einem Kriegswagen, und kehrt, von seinen Leibwächtern begleitet, aus einem siegreichen Feldzuge heim. Er trägt immer ein langes, mit Franzen und Perlen besetztes Gewand, das oberhalb der Hüften von einem Gürtel zusammengehalten wird; auf dem Haupte hat er eine kugelförmige oder abgestumpfte Mütze. Der Ueberwurf bildet eine Art von Mantel und ist reich gestickt; an den Füßen hat er Sandalen, deren Hackenende erhaben ist; noch heute trägt das Volk in Mesopotamien genau dieselbe Fußbekleidung. In den Ohren hängen Ringe, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Auch die (stets nackten Arme) sind mit Ringen geziert. Die rechte Hand ruht auf dem Griffe des Schwertes, das im Gürtel steckt und allemal eine wagerechte Richtung hat; in der Linken trägt er den Herrscherstab.

Unser Bild (S. 232) stellt einen assyrischen König dar; dieses Basrelief befindet sich jetzt im Louvre zu Paris. Ein anderes Bild (S. 233) veranschaulicht einen Königspalast in Ninive, nach Eugen Flandin's Zeichnung. Da dieser ausgezeichnete Künstler zugleich ein gründlicher Alterthumsforscher ist und bei den Ausgrabungen an Ort und Stelle thätig war, so irrt man wohl nicht, anzunehmen, daß ungefähr so, wie unsere Platte zeigt, ein Königspalast in Ninive sich dargestellt habe. Der König schreitet die Stufen herab, um seinen Wagen zu besteigen. Um ihn sind Eunuchen, und fast auf allen bildlichen Darstellungen ist er von solchen umgeben. Sie haben bekanntlich zu allen Zeiten und bis auf unsere Tage herab an den Höfen des Orients eine große Rolle gespielt. Auf den assyrischen Kunstdenkmälern erkennen wir sie allemal auf den ersten Blick an ihrem bartlosen Kinn und den vollen Wangen. Sie sind des Königs Waffenträger und Wagenlenker, tragen Wedel und Sonnenschirm, bekleiden hohe Staatsämter, kämpfen sogar als Feldherren und dienen dem König als Geheimschreiber.

Ueber das Volksleben erhalten wir durch die assyrischen Denkmäler Auskunft nur insoweit, als dasselbe sich auf den König bezieht; auf den ägyptischen Monumenten, namentlich auf den Gemälden im Innern der Grabkammern, finden wir alle Berufsarbeiten des Verstorbenen dargestellt. Wir sehen, wie der königliche Mundschenk den Wein mischt, wie der Ackersmann säet und erntet, wie er Getreide worfelt und für die Bewässerung sorgt. Am Tigris nichts dergleichen. Wahrscheinlich haben die Assyrer ihre Todten verbrannt; Botta wenigstens fand in einer Art von Grabhöhle eine Reihenfolge von Urnen mit kalcinirten Knochen. Wir wissen übrigens aus Herodot, daß die Babylonier, deren Gebräuche mit jenen der Assyrer im Wesentlichen übereinstimmten,*) die Leichen in Honig aufbewahrten, und man hat in der That in Babylonien Grabgewölbe mit Resten von Gerippen und eigenthümlich gestaltete Särge gefunden.

Die Einrichtung und die Geräthe in den Königspalästen sind reich und kostbar, und was auf den Basreliefs dargestellt ist, läßt uns einige Schlüsse auf Leben, Sitten und Gewohnheiten des Volks thun. Manches ist bezeichnend. Die alten Assyrer saßen nicht, wie die Orientalen der späteren Zeiten, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen auf Teppichen oder Polstern, sondern auf Stühlen, die mit unseren Lehnsesseln und Tabourets Aehnlichkeit haben. Tische und Stühle finden wir sehr mannichfaltig und sehr geschmackvoll verziert, zum Theil mit Motiven zu Ornamenten, die noch jetzt angewandt werden, z. B. Löwentatzen und Thierköpfe.

Der Kleiderluxus war groß; schon oben sagten wir, wie der Herrscher sich trug. Die verschiedenen Broderien (Stickerei und Besatz) mit ihren phantasiereichen Arabesken, mit Blumen, verflochtenen Zweigen, Thieren und Rosetten, machen einen äußerst gefälligen Eindruck. Die Assyrer verwandten, gleich allen Orientalen, große Sorgfalt auf die Pflege des Bartes, der in eigenthümlicher Art geflochten wurde, und auf jene des Haupthaars.

Schon in unserm frühern Aufsatze (II, S. 235) wiesen wir darauf hin, daß auf den Skulpturen in den Königs-

Assyrisches Töpfergeschirr.

Cylinder mit Keilinschriften.

Flasche von Terra cotta.

*) Wir wollen hier eine Stelle aus Max Duncker's Geschichte des Alterthums, Berlin 1855, I, S. 107, hersetzen: „Man hat in neuerer Zeit angenommen, die Babylonier und Assyrer müßten ein Mischvolk sein, also vermuthlich wohl aus Ariern und Semiten, trotz aller Zeugnisse des Alterthums, trotz der vorhandenen Uebereinstimmung zwischen Syrien, Assyrien und Babylonien in Religion und Baukunst, trotzdem, daß Arphacsad, Assur, Elam und Chaldäa von den Hebräern wiederholt und bestimmt als verwandte Länder, Chaldäa als ihr Geburtsland bezeichnet wird; daß der Feldherr Sanherib's von den Beamten Hiskia's aufgefordert wird, nicht hebräisch, sondern syrisch mit ihnen zu reden. Der Beweis für jene Annahme wurde in einigen assyrischen und babylonischen Königsnamen gefunden, welche der semitischen Sprachform nicht angemessen erschienen. Indeß könnten so wenige in vielfach veränderter Form überlieferte Eigennamen gegen so bestimmte Zeugnisse immer sehr wenig beweisen. Nun sind auch semitische Inschriften in Babylon aufgefunden, und man wird wohl thun, den semitischen Charakter der Assyrer und Babylonier festzuhalten, bis etwa die Entzifferung der in hinreichender Masse vorhandenen Inschriften von Babylon und Ninive das Gegentheil ergeben hätte, was indeß nicht zu erwarten ist.“

paläsien keine Frauen dargestellt sind, außer als Kriegsgefangene; und als solche werden sie neben Männern aufgeführt, oder in Musikzügen. Kriegsauftritte, Belagerungen, Schlachten und Märsche treten bei den Bildern stets in den Vordergrund. Wir sehen das Fußvolk mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet; die Reiterei sitzt nach Art der Parther zu Pferde, oder Bogenschützen stehen auf Streitwagen. Das Alles entspricht den Schilderungen Herodot's. Manche Krieger

Ein assyrisches Königsbild.

Sandon, der assyrische Herkules.

Ein Königspalast in Ninive.

sind völlig mit Ringelpanzern bedeckt. Die Assyrer kannten Fahnen und nicht selten finden wir die Streitrosse prächtig angeschirrt. Wir können uns einen deutlichen Begriff von der Kriegsführung machen; wir sehen, wie Städte angegriffen und vertheidigt wurden, wie man mit Widdern gegen die Leitern anrannte oder Sturmleitern anlegte. Kriegführung ist Barbarei zu allen Zeiten gewesen und unsere Zeit ist eben so blutgierig und barbarisch wie das Alterthum. Ein Blick auf Polen und die Scheußlichkeiten, welche die Yankees in Nordamerika verüben, liefern allein schon Belege zu diesem Ausspruch. Ein assyrisches Schlachtfeld zeigt uns gräßliche Metzeleien; wir sehen abgeschnittene Köpfe und Gefangene, die lebendig geschunden werden. Wir haben auch bildliche Darstellungen von Kämpfen auf dem Wasser. Dem siegreich heimziehenden Könige gehen Spielleute und Sänger voraus; unter den musikalischen Werkzeugen kommt eine Art von Theorbe oder leichte Harfe sehr oft vor; manche Musikanten blasen auf einer Doppelflöte oder schlagen ein Saiteninstrument; andere treten den Takt zur Musik. Hinter den Spielleuten gehen auch singende Frauen mit Kindern. Sehr richtig wird von Max Duncker hervorgehoben, daß die assyrischen Könige nicht minder eifrige Waidmänner gewesen seien wie die ägyptischen Pharaonen, und wir brauchen uns nur an den sprichwörtlich gewordenen Nimrod zu erinnern, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war. Auch in Griechenland waren die Heroen der Sagen- und Urzeit kühne Jäger und befreiten das Land von gefährlichen Thieren.

Der König konnte mit seinem Hofstaat in den geräumigen Sälen der Paläste seinen vollen Pomp entfalten. Sie gewährten, von außen betrachtet und da sie allemal auf einer Erhöhung standen, einen majestätischen Anblick, welchem das Innere durchaus entsprach. Die lange Reihe von Sälen und die vielen Privatgemächer nahmen einen großen Raum ein; bei den Ausgrabungen sind Säle vom Schutte befreit worden, die etwa einhundert Fuß lang und nahezu eben so breit waren. Die Decken so gewaltiger Zimmer wurden von Säulenreihen gestützt, von denen allerdings bis jetzt erst wenige Spuren gefunden worden sind, doch hat man in Kujundschick Piedestale entdeckt, die in geordneten Reihen stehen. Auf einigen Basreliefs finden wir die Säule als äußern Schmuck angebracht. Die Wände waren mit Marmor bekleidet und auf diesem befanden sich Skulpturen; daß diese in vielen Fällen bemalt waren, unterliegt keinem Zweifel. An den Eingängen liegen vor der Thür geflügelte Löwen oder Stiere (Globus II, S. 233 und 235), an den Treppenabsätzen auch wohl Gestalten von Schutzgottheiten. Die Basreliefs im Innern verherrlichen den Herrscher und dessen Thaten, und sie sind für die Völkerkunde der alten Zeiten Vorderasiens und Mesopotamiens von entschiedener Bedeutung. Die Bilder sind alle naturgetreu, ebenso die Tracht, und wir sehen, mit welchen Völkern die Assyrer in Berührung gekommen sind. Jeder Monarch baute sich seinen Palast; in diesem mußte die Kunst seine Thaten verherrlichen, damit sie auch auf die Nachwelt kämen. Und sie sind, obwohl so lange unter Schutt und Trümmern begraben, auf unsere Tage gekommen. Noch einmal scheint die Sonne auf diese Königspaläste, aber auf Ruinen!

Assyrische Schmucksachen.

Wir wissen nicht, ob die assyrische Kunst an bestimmte Formeln oder religiöse Vorschriften gebunden war, aber so viel ist ausgemacht, daß hier, wie in Aegypten, die Plastik zu keiner freien Entwickelung gelangte, sondern da wie dort so ziemlich auf derselben Stufe haften blieb und nicht weiter ging. Beide haben Aehnlichkeit mit einander in Bezug auf das Ueberkommene an den Typen und auf das Steife in den Formen; doch ist in den assyrischen Kunstwerken immerhin mehr Freiheit wie bei den ägyptischen. Allerdings hat der assyrische Künstler, gleich jenem am Nil, einen maßgebenden Typus für jede Gestalt, einerlei ob er einen Priester, einen Krieger oder einen Kriegsgefangenen darstellen will; wir sehen stets dieselbe Tracht, dieselben Kennzeichen und Sinnbilder, fast immer dieselbe Stellung, aber in Betreff der Zeichnung sucht er sich doch der Wirklichkeit zu nähern, er bringt an Gesicht und Gliedern eine Art von Abwechselung an, welche der ägyptische Künstler nicht kennt; er gefällt sich in Einzelnheiten, Ornamenten, im Ausarbeiten des Haupthaars und in der Darstellung von Thieren ist er geradezu gewandt und geschickt. Wir finden an Löwen und Rossen nicht selten eine Reinheit und einen Schwung in der Darstellung, wie oft bei unseren heutigen Künstlern. Aber sobald er Menschen darstellt, geht ihm alles Zeichnen aus, er weiß ihnen keine Bewegung zu geben, kennt nicht die Wirkung des Verkürzens; er stellt Gruppen dar, weiß aber nichts von Verhältnissen oder gar von Perspektive, hat keinen Sinn für Natur und Naturbeobachtung, er weiß, mit einem Worte, nichts von Kunst in höherm Sinne; er hat nur eine Schablone und in der

Ausführung zeigt er sich sehr als Anfänger. Er ist darin Barbar, und man kann ein solches Ungeschick mit den Fortschritten, ja mit der Vollendung, welche die Assyrer in anderen Handfertigkeiten erreicht hatten, gar nicht zusammenreimen. Die wahre Kunst wurde erst den Griechen offenbar; sie hatten die Begabung dafür. Sie entlehnten Vieles vom Orient, aber sie gingen mit dem Entlehnten schöpferisch und selbständig um. Sehr gut sagt der vortreffliche Vivien de St. Martin: „Die griechische Kunst wurzelt in der asiatischen, ebenso wie eine schöne, schlanke, anmuthige und duftende Blume ihre Wurzeln in einem groben Erdboden hat."

Wir kennen aus Assyrien nur erst zwei eigentliche Statuen. Die eine, in sitzender Stellung und sehr stark beschädigt, wurde in den Ruinen von Kalah Schergât gefunden, eine andere, aufrecht stehende in einem Palaste zu Nimrûd. Diese letztere hat nahezu die halbe natürliche Größe und ist aus einem festen Kalkstein gehauen.

Man war lange der Ansicht, daß die Anregung zu den plastischen Künsten aus Aegypten nach Griechenland und Italien gekommen sei; es hat sich aber, seitdem wir die assyrischen Denkmäler kennen, herausgestellt, daß diese Annahme eine irrige sei. Die völlige Uebereinstimmung der Vasen und Schalen, die in Phönizien und Ninive gefunden wurden, mit den ältesten Erzeugnissen der Keramik in Etrurien und Griechenland, zeigt sehr deutlich, von woher die Muster gekommen sind. Die Uebereinstimmung finden wir nicht nur in der Gestalt, sondern auch in den Ornamenten und den emblematischen Gegenständen. Schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, hat die assyrische Kunst eine ganz besondere Wichtigkeit und dasselbe gilt auch von der Skulptur. Man kann die Entwickelung derselben von dem assyrischen Ausgangspunkt, also vom Tigris und Euphrat an, durch Kleinasien verfolgen bis zu den Gestaden des Aegäischen Meeres und hinüber zu den europäischen Hellenen. Kleinasien war Jahrhunderte hindurch, und ehe es unter die Herrschaft der Perser fiel, abhängig von Assyrien. Die Spuren der assyrischen Zeit sind zumeist verloren, nicht so jene der persischen Epoche. Die persische Kunst in den Zeiten der Achämeniden war aber lediglich ein Reflex der assyrischen, und der Zusammenhang zwischen den Denkmälern aus der persischen Periode Kleinasiens mit den alten griechischen Kunst wird jetzt auch nicht mehr in Abrede gestellt.

In den Handarbeiten zeigen die assyrischen Künstler und Handwerker ungemein viel Geschmack und bewundernswürdige Fertigkeit. Man wird dabei unwillkürlich an die Aegypter erinnert, in deren Gräbern wir aus einer Zeit, die anderthalb tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt, Waffen, Schmucksachen und andere Gegenstände finden, welche von geradezu bewundernswürdiger Vollendung sind.

Die Assyrer kannten das Glas und bereiteten verschiedene Arten von Schmelz; sie brannten Thon und Lehm. Die Backsteine waren in einer Region wie Assyrien und Babylonien sowohl für den Bau wie für die Ornamentik von der höchsten Wichtigkeit. Auf Thonplatten oder auf Walzen von Lehm schrieb man Urkunden, und so haben wir assyrische Backsteinarchive. Auch wurden die Backsteine mit verschiedenen Farben bemalt, wie bei den Etruskern. Die Töpfergeschirre sind, wie unsere Abbildungen zeigen, geschmackvoll und elegant; dasselbe gilt von den Vasen aus Erz oder Alabaster. Man bereitete eine große Menge von Phantasiegegenständen aus Terra cotta. Der Metallguß, insbesondere des Kupfers, war den Assyrern wohl bekannt. In Korsabad fand man einen, jetzt in Paris befindlichen, ehernen Löwen von sehr hübscher Arbeit; dort und auch in anderen Ruinen viele kupferne Geräthschaften, Werkzeuge und auch Schalen mit Inschriften, welche spiralförmig am untern Rande ganz herumlaufen; sie bestehen aber nicht aus Keilschrift, sondern aus Buchstaben, welche den altphönizischen ähneln. Entweder sind diese Schalen aus Vorderasien gekommen oder, wie V. St. Martin meint, man hat sich dieser Buchstaben in Babylon und Ninive als einer Art von Cursivschrift bedient. Das Letztere ist aber wohl vorerst noch sehr zweifelhaft. Die assyrischen Schmuckgegenstände, z. B. Armbänder, Ohrringe &c. sind von trefflicher Arbeit; man verstand sich auf das Elfenbeinschnitzen und das Graviren in Edelstein.

In Bezug auf religiöse Verhältnisse wird wohl die Forschung künftig noch manche Aufschlüsse bringen. Als symbolische Figuren finden wir bei den Basreliefs und den dekorativen Skulpturen (von den geflügelten Löwen und Stieren mit Menschenköpfen abgesehen) sehr oft menschliche Gestalten mit Sperber- oder mit Fischleibern, geflügelte Genien und den assyrischen Herkules, welcher einen Löwen mit dem rechten Arm erwürgt. Dieser Gott, Sardan, oder Sandon entspricht dem Melkarth der Tyrier; er war ein Gott, welcher gegen die wilden Kräfte der Natur im Kampfe steht und dieselben überwindet. (M. Duncker I, S. 296). Sandon war ein Sonnengott; er wird den Assyrern, wie Melkarth den Phöniziern, ein Sonnenheld gewesen sein, welcher die feindlichen Zeichen des Thierkreises überwand und die Sonne aus der Erdferne, aus der Kälte des Winters, immer wieder in die Erdnähe zu wohlthätiger Wirkung zurückführte. Der Löwenbezwinger Sandon kommt in Kleinasien, in Lydien, in Verbindung mit dem Namen des Bel und des Ninos vor. Auch die Münzen der Stadt Tarsus in Cilicien, über welche letztere wir im Globus (III, 225 ff.) ausführlich gesprochen haben und die gegen Ende des achten Jahrhunderts unter assyrischer Herrschaft stand, nennen den Namen des Gottes Sandon und veranschaulichen das Feuerfest, welches dort jenem Gotte gefeiert wurde. Sie zeigen einen viereckigen Unterbau, auf welchem sich eine Pyramide befindet; über dieser schwebt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, als Symbol der Erhebung in den Himmel.

Das Sinnbild für den höchsten Gott war bei den Assyrern wie bei den Persern ein Gesicht, das aus einem geflügelten Ring, aus einem Kreise hervorsieht.

Skizzen aus Aethiopien.

Von Dr. Robert Hartmann.

Zweiter Artikel.

Außer den Abu-Rôf schwärmen auch noch andere Beduinenstämme in Sennârs Steppen und Wäldern umher. Im Allgemeinen schließen sich diese in physischer und moralischer Hinsicht, in Sitten, Trachten u. s. w. nahe an die geschilderte Nation an. Einige Eigenthümlichkeiten mögen hier bei einer Aufzählung derselben zugleich mit Platz finden.

Den Westen Sennârs bewohnt auf beiden Ufern des Weißen Nils, zwischen dem 11. und 14. ° N. Br., und erstreckt sich westwärts bis nach der fûrâwischen Grenze das weitverzweigte und mächtige Beduinenvolk der Baqâra, d. h. Kuhhirten. Auch diese sind, ganz wie die Stämme der Beni-Madjânin und Beni-Djerâr in Kordûfân, die Sajedieh, Mahhâmid, ʿEreqât, Madrieh, Meʿalieh und Nizqât in Dâr-Fûr und höchst wahrscheinlich auch die Schûah in West-Sudân, äthiopische Ureinwohner. Die Baqâra ähneln im Aeußern den Abu-Rôf; indessen liegt in ihren feingeschnittenen Zügen, wenigstens bei Erwachsenen, der Ausdruck noch größerer Wildheit als in denen der eben Genannten, auch ist die Hautfarbe der Baqâra gemeiniglich dunkler, noch mehr in's Chokoladenfarbene spielend, als die der Nûfâî. In der Tracht weichen die Baqâra etwas von den übrigen Nomaden des Nilgebiets ab. Ihre Männer nämlich flechten das Haar nach Weibersitte in viele parallele Zöpfchen und schmücken diese mit Bernsteinkugeln, Glasperlen u. s. w. Dadurch erhält der Kopf junger Männer, deren Züge bis zur Vollendung der Mannbarkeit ohnehin weich bleiben, ein fast mädchenhaftes Wesen. Auch bedienen sich die männlichen Baqâra sehr selten einer Ferdah oder Tôb und der Hosen; sie bekleiden sich vielmehr nur mit einem weiten, bis zu den Knieen reichenden, weißbaumwollenen Hemde, dessen faltige Aermel bei der Arbeit auf dem Rücken zusammengeknotet werden. Ein Dolch am linken Ellenbogen und eine Lanze mit acht Fuß langem Bambusschafte bilden ihre Hauptwaffen; Schild und gerades Schwert dagegen findet man bei ihnen nicht häufig. Ihre Weiber kleiden und putzen sich ganz wie diejenigen der Abu-Rôf. Sie gelten als die schönsten in Sudân. Einige jüngere Baqâra-Mädchen, welche wir zu sehen bekamen, hatten feine Züge mit großen, feurigen Augen und schlanke, herrliche Gestalten.

Die Sprache der Baqâra ist jetzt arabisch, aber so sehr korrumpirt und mit so vielen Wörtern aus dem Funqî, Nebowi*) und bei den westlichen Stämmen mit Wörtern aus fûrâwischen Idiomen vermischt, daß auch noch so gute Kenner des Arabischen sich im Verkehr mit ihnen häufig eines Dolmetschers bedienen müssen.

Physisch tüchtig, keusch und muthig, sind die Baqâra ein zwar wildkühnes, aber doch ehrenwerthes Volk. Sie haben nur wenige Kameele, welche auf ihren Triften nicht mehr gut fortkommen, aber unzählbare Mengen von Buckelrindern. Diese bilden einen Mittelschlag, haben kurze, oft künstlich nach vorn und hinten verbogene Hörner, starke Wampen, kräftige Beine, einen mäßigen Buckel und eine bald graue, schwarze, rothbraune oder buntgescheckte Farbe. Zu ihren Jagd- und Kriegsexpeditionen gebrauchen sie Pferde. Die westlichen Stämme nehmen deren von dongolanischer und kordûfânischer (fûrâwischer) Zucht, die Baqâra-Selîme in Kordûfân ziehen die Maqâdah- (abessinischen) Pferde vor. Da ihnen aber durch Krankheit und Verletzungen im Kampf u. s. w. alljährlich viele dieser Thiere zu Grunde gehen, sie selbst aber aus klimatischen Rücksichten nicht gut welche aufziehen können, so müssen sie den Abgang immer wieder ersetzen. Die Baqâra-Selîme senden daher alljährlich eine Anzahl ihrer Männer durch die Furth Makhâdhat-Abu-Zêd über den Weißen Nil und über Sennâr nach Qedârif, wo diese 300 bis 400 junge Pferde aufkaufen (das Stück für durchschnittlich 10 bis 15 spanische Thaler) und auf demselben Wege nach Hause kehren. Ihre Wohnzelte, Geräthe u. s. w. sind ganz wie die der Abu-Rôf. Sie lassen, meist durch Negersklaven, einige Aecker mit ʿÊsch (Sorghum), Dokhn (Pennisetum), Zwiebeln, Tabak (zum Kauen) und mit Baumwolle bestellen; sie selbst aber verachten den Ackerbau und liegen mehr der Wartung ihrer Heerden, der Jagd und dem Krieg ob. Sie jagen viel Elephanten, die im Allgemeinen nicht nördlich von Makhâdhat-Abu-Zêd angetroffen werden, während der Regen jedoch in kleineren Trupps bis Turah-el-Hadrah vorrücken. Die meisten Elephanten giebt es hier noch hinter den Schillûk, zwischen dem 11. und 12.° N. Br., bei den Selîme. Um den Elephanten zu erlegen, setzen sich zwei Baqâra ganz nackt auf ihre ungesattelten Pferde, jeder mit seiner Lanze bewaffnet. So erspähen sie einen einzelnen Elephanten oder scheuchen ein Individuum von seiner Heerde. Einer von Beiden reizt den Koloß durch Geschrei und Geberden zur Verfolgung, der Andere sitzt ab, stößt ihm seine Lanze zwischen die Hinterbeine in die Genitalien und zerschneidet diese, so wie die hinten liegenden Darmportionen. Der Elephant dreht um und wendet sich gegen seinen Feind. Dieser aber schwingt sich behend auf sein wohlabgerichtetes Pferd und entflieht vor dem wüthend ihm nacheilenden Thiere. Nun sitzt der Erstere ab und macht von seiner Lanze Gebrauch. So peinigen beide Jäger abwechselnd das Riesenthier, bis dies, von furchtbaren Wunden zerfleischt und vom Blutverlust erschöpft, zu Boden stürzt. Dann springen die Jäger hinzu und thun es vollends ab. Der Elephantenjäger Th. Evangelisti erzählte uns, wie wildschauerlich eine solche Scene sei: der unstät bald hierhin, bald dorthin rennende, kläglich brüllende Elephant und die nackten, über und über mit Blut bespritzten, teuflisch gewandten Beduinen! Die Baqâra verhandeln das so gewonnene Elfenbein an die Kharthûmer Spekulanten, theils für klingende spanische Thaler und Tauschartikel, theils gegen Vieh und Sklaven, welche das ruchlose Kaufmannsgesindel am Weißen Flusse geraubt und ihnen feilbietet.

Die Baqâra gebrauchen Sklaven für den Anbau ihrer Getreidefelder. Wo ihnen diese von den Sklavenhändlern nicht käuflich abgelassen werden, da rauben sie sich dieselben auf eigene Faust. Sie bilden eine Kriegspartie, diese erspäht ein Dorf der Nôbah- oder Schillûk-Neger, dringt bei Nacht hinein, metzelt die sich Wehrenden nieder und führt die Ueberlebenden in die Sklaverei. Die von den Selîme im Kampfe benutzten Waffen sind meist nur Lanze und gerader Dolch, selten das Schwert.

Diese Beduinen zerfallen in mehrere Stämme, welche nicht einem gemeinsamen Groß-Schêkh gehorchen. Die Bezirke, innerhalb deren die einzelnen Tribus sich halten, lassen sich dermalen nur schwierig und kaum mit einiger Genauigkeit bestimmen; indessen erfuhren wir dennoch, daß im Allgemeinen die Baqâra-Selîme sich westwärts vom Bahhr-el-Abjad und den Schillûk, in Ost-Kordûfân halten, daß die Baqâra-Hawâ und B.-Hawasm ebendaselbst, wenngleich nördlicher wie jene, daß die B.-Hamr*) in West-Kordûfân gegen Dâr-Fûr hin, daß endlich die Baqâra-Hamr in den noch unbekannten Regionen des Bahhr-el-Qalaqah hausen.

Die Baqâra-Selîme zahlen, als zur Provinzialstatthalterschaft Kordûfân gehörig, an die Türken Tribut. Aber sie sind in Ableistung dieser Verpflichtung knauserig und man hat sie deshalb schon mehrmals mit bewaffneter Exekution heimgesucht. Am schlimmsten hat ihnen vor Jahren Musâ-Bey mitgespielt, der gegenwärtige Generalgouverneur des Beled-Sudân. Mit Schaudern erzählen sie noch heute von den Metzeleien dieses Anführers, den sie deshalb

*) Sprache der Nôbah-Neger von Kordûfân, zerfällt in mehrere Dialekte, wie Koldâgî, Hadrâwi, Dêrî und Schäebûni.

*) Oder, wie ein Baqâra-Schêkh gegen uns behauptete: Baqâra-Hamâr, die eselbesitzenden B.?

El-Djezzâr, den Schlächter, nennen. Nach Mufâ-Bey's Kriegszug hielten die Selime aus Türkenhaß eine Zeit lang zum Schêkh Naçr, dem Fürsten des unabhängigen Berglandes Taklah oder Teqeleh, einem alten Feinde der gegenwärtigen Beherrscher Ost-Sudâns. Da kam aber vor wenigen Jahren der schlaue und intriguante Faqîh Mohammed-Khêr aus Donqolah zu den Baqâra-Selime, schmeichelte sich bei ihnen ein, brachte sie wieder zur Annäherung an die türkische Regierung, hetzte sie sogar gegen Schêkh Naçr auf und veranlaßte sie zum Sklavenraub auf den Gebieten von Taklah, Scha'ebûn und Dêr. Mohammed-Khêr gewann nach und nach ganz das Vertrauen der Beduinen, verwüstete an ihrer Spitze im Jahre 1861 das Schillûk-Ufer, verbrannte Hellet-Qâqâ, vertrieb den Schillûk-König Djêû aus seiner Residenz Denâb und jagte ihn nach Hellet-e'-Deléb. Viele Schillûk wurden damals in die Sklaverei geschleppt, ihr Land aber, nebst dem Gebiete der Selime, unter dem Titel „Dâr-el-Baqâra", der Provinz Kordûfân einverleibt. Moh. Khêr wurde Ma'mûr oder Gouverneur dieses Gebiets und übt als solcher, mit Hülfe seiner Selime, ungestraft Menschenraub und Menschenhandel.

Einige Familien der Selime bewohnen auch das rechte Ufer des Weißen Nils, also den Westen der Halbinsel Sennâr. Diese sind arm, haben nur wenige Pferde und bedienen sich meist nur der Ochsen zum Waarentransport und zum Reiten. Einige dieser Baqâra halten sich immer in Sennâr, Kârkûsch und Roseres auf, woselbst sie ihre Pferde und Ochsen vermiethen und von wo sie, sobald genug verdient worden, wieder nach Hause gehen.

Ferner lebt im Osten des Blauen Flusses der zahlreiche und mächtige Beduinenstamm der Schukurieh. Dieses Volk bildet nachweisbar einen Zweig der sogenannten Bedjah-Nationen, zu welchen auch die Nomadenstämme der Provinz Tâqâ, die Beschârin und 'Abâbdeh gehören. Die Bedjah-Völker, unzweifelhaft direkte Abkömmlinge der meroïtischen Aethiopier, sowohl schon von den Zeitgenossen des aksumitischen Königs Aizanas, als auch vom arabischen Historiker Maqrîzi genau gekannt, reden das Midhâb-tô-Bedjawieh (oder Midhâb-ethâ-Bedjâwi) die Bedjah-Sprache, ein merkwürdiges, afrikanisches Idiom, welches mit der Sprache der Fundj-Neger Verwandtschaft haben soll.*) Auch einige Qabilijât der genannten Schukurieh sprechen noch einen Dialekt des Bedjâwi; die mehrsten von ihnen freilich, besonders die dem Blauen Nil benachbarten, drücken sich recht geläufig im Arabischen aus. Die Schukurieh gleichen im Aeußern sehr den Abu-Rôf, mit denen sie höchst wahrscheinlich gleiche Abstammung gemein haben. Aber jene zeigen, gerade wie die Baqârâ und die Bescharin, noch wildere Physiognomien (wahre Galgengesichter) als ihre Brüder im Westen des Bahhr-el-azraq. Die Schukurî-Männer tragen das Haar in 5 bis 7 große Flechten gelegt und drehen auf dem Vorderhaupt einen wirren Schopf empor, durch welchen sie einen Stachelschweinstachel oder ein Hölzchen stecken, um damit die lebendigen Insassen des Toupés zu zügeln. In Tracht, Schmuckwerk und Sitten gleichen sie ganz den Abu-Rôf; als Waffen führen sie jedoch nur Lanzen, Schwerter, grade und krumme Dolche. Die Schukurieh sind große Besitzer von Kameelen, Buckelrindern, Ziegen und Schafen. Eine Anzahl von ihnen lebt in Strohhütten, den schon mehrfach von mir erwähnten Toqûle, oft dorfweise beisammen, so an verschiedenen Orten des östlichen Flußufers, ferner zu Hellet-'Ali-Qortub und Qôz-Redjeb am Atbarah, zu Hellet-Abu-Sinn und an anderen Plätzen des Qedârif u. s. w. Diese treiben Anbau von Durrah, Dokhu, Tabak, Baumwolle u. s. w. Die Uebrigen ziehen mit ihren Zelten aus Matten und Ziegenhaartuch auf den zwischen Blauem Nil und Atbarah gelegenen, grasreichen Steppen, der sogenannten Buthânah, d. h. „Weidegrund", umher. Diese beschäftigen sich viel mit der Jagd auf Strauße und große Antilopen.

Die Schukurieh stehen unter einem Groß-Schêkh. Der gegenwärtige heißt Ahmed-Abu-Sinn, und ist ein ehrwürdiger Greis, eine in ganz Ost-Sudân weithin bekannte Persönlichkeit, schon von manchem europäischen Reisenden großer Biederkeit und Gastfreiheit wegen gerühmt. Auch wir haben uns der Bekanntschaft mit diesem interessanten und mächtigen Häuptlinge erfreut. Er, ein alter, treuer Anhänger des türkischen Gouvernements, hatte vor wenigen Jahren auf eigene Faust Krieg mit benachbarten Stämmen geführt. Darob zog ihn Hasan-Bey, Gouverneur in Karthûm, im Jahre 1859 zur Verantwortung, und sandte ihn, behufs seiner Aburtheilung, nach Kairo. Unterwegs trafen wir den alten Groß-Schêkh zu Urdû, der Hauptstadt von Dongolah. Wiewohl es in Kairo dem Diwân nach des Abu-Sinn Kopfe gelüstet haben mag, so ließ man diesen doch auf seinen Schultern sitzen und sandte den Schêkh in Gnaden wieder nach Hause, versetzte aber dagegen den verschiedener Willkürstreiche beschuldigten Hasan-Bey nach Tâqâ. Die Schukurieh (wohl an 40,000 Mann Wehrfähiger!) würden die etwaige Hinrichtung ihres fast abgöttisch verehrten Abu-Sinn gewiß blutig gerächt haben, und so drückte man denn gern ein Auge zu. Der Groß-Schêkh lebt bald zu Rufâ am Blauen Nil, woselbst er ein Lehmhaus und einen mit schönen Fruchtbäumen geschmückten Garten hat, bald im Toqûl-Dorfe Hellet-Abu-Sinn oder Sûq-Abu-Sinn in Qedârif. An letzterm Orte unterhält der Häuptling ein Hauptdepôt für die von seinen Leuten eingesammelten Strauß- und Marabufedern. Durch einen Mäkler, Namens Angelo, vertreibt er diese Produkte an verschiedene Häuser zu Karthûm, Çawâkim (Suakim) und Maſſâwah. Auch in dem schon mehrmals aus seiner Asche wiedererstandenen Alt-Sufi am Atbarah hat Abu-Sinn seine Handelsdepôts, nämlich Lager von Sennes-Blättern, Rindshäuten, Rhinocerashorn und Elfenbein, denn er ist nicht nur ein geehrter Richter seines Volkes, sondern auch ein gewiegter, spekulativer Geschäftsmann.

Den Schukurieh sind noch folgende, Ost-Sennâr bewohnende und soviel ich weiß, von einander unabhängige Beduinentribus stammverwandt, welche heut zu Tage meist nur arabisch sprechen.*) Die Dhabêna im Süden der Buthânah zwischen dem Ra'adfluß und Atbarah stehen unter einem Groß-Schêkh. Die Qoâhil und Jehêna im Norden des sogenannten Khôr-el-'Atschân, d. h. des zwischen Ra'ad und Dindir gelegenen Landes. Die Rekûbîn im Süden von den Dhabêna, ostwärts vom Ra'ad. Die Hamrân leben mehrstens am Ostufer des Atbarah, nahe der Einmündung des Setit u. s. w. Von den Abyssiniern werden die Schukurieh und deren Stammverwandte, hauptsächlich aber die ersteren, Schankelâ-Takazê genannt, wie denn Schankelâ, Schanqâla, keineswegs zur Bezeichnung einer Völkerschaft von bestimmter Nationalität, sondern für mehrere auswärts von Abyssinien wohnhafte, sowohl hell-

*) Welcherlei Beziehungen zwischen dem Bedjâwî und anderen afrikanischen Sprachen, z. B. dem Altegyptischen, und dem diesem verwandten Berberî (Nubischen) stattfinden, ist bisher leider noch nicht aufgehellt worden.

*) Jedoch sollen sich auch unter den im Innern von Ost-Sennâr hausenden Kabilijât selbst dieser Nomaden welche finden, die ein eigenes Rôthanah (Welsch), muthmaßlich, ein Bedjah-Idiom, sprechen.

als auch dunkelfarbige Aethiopenstämme, wie Beduinen, Fundj, Berthât u. s. w. gebraucht wird. Endlich nennen wir noch folgende, zur großen Familie der äthiopischen Nomaden gehörige Stämme: Die Awlâd-Abu-Simbil im Osten der Fundj-Hammégh, welche ihren Hauptsitz am Djebel-Gheri haben sollen, und die Çâbûn (oder nach Andern Zâbûn) ein sehr trotziges Volk, dessen Häuptling für gewöhnlich seinen Duâr am Fuße der Berggruppe des Djebel-Ardûs und Djebel-Udjelmeh aufschlägt. Die Abu-Simbil und Çâbûn gehören zur Jurisdiktion des Kommandanten von Kârkûtsch, die übrigen vor das des Gouverneurs in Karthûm und des Kreischef (Kâschif) von Qedârif. Alle letztgenannten Stämme gleichen sehr den Schukurieh, haben auch ganz dieselbe Tracht, dieselben Sitten und ähnliche Lebensweise. Es sind dies nur diejenigen Beduinenstämme Sennârs, von deren Existenz wir persönlich Kunde erfahren. Sie allein sind von Bedeutung und spielen in der Physiognomie, wie in den Geschicken des Landes eine Rolle. Einige andere Tribus, die wir selbst nicht kennen gelernt, sind ohne Bedeutung, und können hier übergangen werden.

Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria.

Von **Richard Oberländer.**

Erster Artikel.

Die nachfolgenden Bemerkungen über die Eingeborenen von Victoria bilden den wesentlichen Inhalt eines umfassenden Vortrags, welchen Herr R. Oberländer in einer Monatsversammlung (Juni) des Vereins für Erdkunde in Dresden gehalten hat.

Herr Oberländer spricht als Augenzeuge. Als junger, wissenschaftlich gebildeter Mann wurde er, während der politischen Stürme des Jahres 1849, durch welche so manche unserer begabten Landsleute in die Ferne getrieben wurden, nach Australien verschlagen und blieb dort bis 1861. Bevor er näher auf den von ihm erörterten Gegenstand einging, gab er eine Skizze über das sehr bewegte Leben, welches er bei den Antipoden geführt. Als er 1849 in der damals noch von Neusüdwales abhängigen Provinz Port Phillip (— nicht, wie selbst in unseren neuesten geographischen Hand- und Lehrbüchern steht, Port Philipp —) landete, fand er eine noch sehr junge Kolonie und hatte mit vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen zu kämpfen, welche heute in der Kolonie Victoria schon dem Reiche der Sage angehören. Der junge Dresdner landete mit dem ersten deutschen Schiffe, das überhaupt dorthin kam; er verstand die Sprachen des klassischen Alterthums, aber kein Englisch, und der Studiosus wurde Handarbeiter. Das pflegt oft so zu gehen in „neuen Welten", und auch Amerika liefert dafür viele Tausende von Beispielen. „Aber", sagte Herr Oberländer, „ein junger Kolonist, der ein paar gesunde Arme und das Herz auf dem rechten Flecke hat, darf sich von solchen Kleinigkeiten nicht abschrecken lassen, zumal die Arbeit nicht schändet. Frischer, fröhlicher Muth und Ausdauer ließen mich bald die eingebildeten Schwierigkeiten belachen und ich überwand sie leicht. Freilich war es mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich meinen Lebensunterhalt auf so harte Weise, und noch dazu in Australien, erwerben sollte."

Indessen, so fuhr der Redner fort, wurde mir bei meinem Herumstreifen Gelegenheit geboten, das Land, seine Einwohner, Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Zur Zeit meiner Ankunft waren die Ureinwohner der Kolonie noch in größerer Anzahl vorhanden wie jetzt; ihre Berührung mit den weißen Eindringlingen, das von diesen erlernte Laster des Trunkes und andere Ausschweifungen hatten ihre Reihen noch nicht so arg gelichtet wie heute. Nur wenige der neueren Kolonisten werden im Stande sein, über die Eingeborenen etwas zu berichten, und die traurigen Exemplare, der jetzt dort, in verhältnißmäßig geringer Anzahl, umherstreifenden Stämme bieten so wenig Erfreuliches dar und muntern so wenig zu genauer Nachforschung über sie selbst und ihre Vergangenheit auf, daß vergleichsweise nur wenig über sie gemeldet worden ist.

Hatte ich Gelegenheit, zu Anfang meines dortigen Aufenthaltes, in nähere Berührung mit den Eingeborenen zu kommen, so war das in späteren Jahren, von 1853 bis 1855, noch mehr der Fall, als ich, eben von einer langwierigen Krankheit genesen, statt wiederum in den Goldfeldern mein Heil zu versuchen, in die berittene Buschpolizei eintrat. Da in den Diggings nur wenig Comfort, selbst für schweres Geld zu erkaufen war, die Stadt Melbourne hingegen Verführungen genug bot, um das leicht erworbene Gold Leuten, die früher noch nie Geld in den Händen gehabt hatten, auf angenehme Art abzunehmen, so hatte Alles, was einen sogenannten Spell oder Spree haben wollte, nach jenem Centralpunkte zu wandern. Die vielen in der Kolonie lebenden Deportirten fanden jedoch bald, daß es leichter sei, den heimkehrenden Diggern ihre Bürde abzunehmen, als sich selbst in den Minen zu plagen, und so ward der Weg von den Goldfeldern nach Melbourne so unsicher und so verschrieen, daß sich die Regierung genöthigt sah, durch bewaffnete Macht dem Uebel abzuhelfen.

Woher aber, bei einer so großen Entfernung von England, sogleich disciplinirte Truppen den Buschrangers (Buschkleppern) gegenüber hernehmen, die überall genau Bescheid wußten? Dem Mangel an Reiterei ließ sich durch alte Kolonisten, welche als Farmer und Aufseher auf Rindvieh- und anderen Stationen mit Pferden umzugehen verstanden und das Buschleben kannten, wohl abhelfen, und um ihre Wirksamkeit noch zu vermehren, ordnete man ihnen, wenn nöthig, einige Mann von der bereits vorhandenen „Black Police" des Kapitän Dana unter. Von dieser wurde die Fährte der gefürchteten Buschrangers bald entdeckt und die Gefangenen fielen der wohlverdienten Strafe anheim. Freilich war auf solcher Jagd mancher Kampf zu bestehen, denn sie wußten, daß ihr Weg nur zum Galgen führen konnte, und Mancher meiner Kameraden, darunter einige sehr liebe Landsleute und Freunde, haben dabei ihr Leben eingebüßt, oder schleppen sich noch als Krüppel einher.

Bei diesem Dienste hatte ich also öfters Gelegenheit, mit den Eingeborenen in nahe Berührung zu kommen, und meine schon früher gesammelten Erfahrungen über ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche zu bereichern.

Ich kann nicht umhin, hier Einiges über einen Mann mitzutheilen, dem ich viele Nachrichten über die dortigen Ureinwohner verdanke.

William Buckley kam als Konvikt, deportirter Verbrecher, unter Colonel Collins im Oktober 1803 nach Port Phillip. Die damalige Ansiedlung Western Port, dieselbe Lokalität, wo jetzt das blühende Melbourne steht, würde nach Verlauf eines Jahres „als unfruchtbar und zur Kolonisirung unbrauchbar" verlassen und man

brachte die Gefangenen nach Vandiemensland. Buckley entfloh mit noch drei anderen Deportirten in den Busch. Einer von ihnen ward von den nachsetzenden Konstablern erschossen; den anderen schwebte die dunkle Idee vor, ihren Weg zu Lande nach Sydney zu machen. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, verließen endlich die beiden Anderen Buckley, um sich wieder auszuliefern; man hat aber nie wieder etwas von ihnen gesehen oder gehört.

Buckley, nun allein in diesem wilden Lande, fand eine Höhle am Meeresufer, und Monate lang waren Muscheln seine einzige Nahrung. Er verlor unglücklicherweise seinen Feuerbrand und ward so der Möglichkeit beraubt, seine Speisen zu kochen. Endlich ward er, während er schlief, von Schwarzen entdeckt. Diese wollten bald herausfinden, daß er ihr von den Todten wiedererstandener Verwandter und Freund Murrangurk sei, und schonten deshalb sein Leben. Viele Jahre lebte er dann mit und unter diesen Leuten, bis seine angeblichen Brüder und anderen Verwandten getödtet und von ihren Feinden aufgefressen waren. Dann verließ er, mißmuthig, diesen Stamm mit seinen beiden Adoptivkindern, einem blinden Knaben und dessen Schwester. Ersterer ward bald getödtet und verzehrt, als Sühne für das angebliche Verbrechen, daß ein Eingeborner in Buckley's Hütte gestorben war.

Nachdem seine Adoptivtochter geheirathet und ihn verlassen hatte, lebte er wieder für sich allein, bis er sich eine junge Frau nahm, welche seine Gesellschaft der ihres Stammes vorzog. Mit dieser lebte er zwei und dreißig lange Jahre vergleichsweise glücklich, ohne je das Antlitz eines Weißen zu erblicken.

Eines Tages, als er in der Nähe von Indented Head, dem jetzigen Geelong, war, traf er auf zwei Schwarze, die bunte Schnupftücher an ihren Speeren hatten, und von diesen erfuhr er die Ankunft zweier Weißen und sechs fremder Schwarzen. Es waren dies die damaligen Gründer der Kolonie Victoria, die Herren Batman und Fawkner, aus Tasmanien, von denen Letzterer noch lebt und mir wohl bekannt ist. Die Schwarzen erzählten Buckley ferner, daß sie zu den übrigen Gliedern ihres Stammes gingen, um die Weißen zu morden und deren Eigenthum zu erhalten. Das weiße Blut meines Freundes regte sich und er lief 15 Miles, um seine Landsleute zu retten.

Anfangs konnte er sich mit ihnen nicht verständigen, und die Weißen wußten selbst nicht, was sie aus ihm machen sollten. Sein Aussehen mag auch höchst eigenthümlich gewesen sein. Seine riesenhafte Statur (er ist 6 Fuß 6 Zoll hoch), eingehüllt in eine Opossumfelldecke, sein langer Bart und ein Haar, das dreißig Jahre lang nicht geschoren war, dazu seine Speere, Schilde und Keulen, das Alles ließ ihn wie einen Wilden erscheinen. Die Europäer hielten ihn anfänglich für einen großen Häuptling und waren in keinem geringen Zweifel, ob er ihnen freundlich gesinnt sei oder nicht. Obschon er mit der Absicht gekommen war, den Weißen zu nützen, kümmerte er sich doch anfänglich in seiner ihm eigenen scheuen und blöden Weise gar nicht um diese, sondern saß anscheinend theilnahmlos unter den Schwarzen, bis endlich die Weißen auf ihn zukamen, um mit ihm Verhandlungen anzuknüpfen. Als sie ihm Brod gaben und es mit Namen nannten, schien eine Wolke von seinem Gedächtniß zu fallen, und er wiederholte dies und andere englische Worte, die ihm vorgesagt wurden, sehr bald. Durch Zeichen gab er zu verstehen, daß er ein Weißer und kein Eingeborener sei, und sie nahmen ihn darauf hin zu ihren Zelten, wo sie ihm Speise, Trank und Kleidung gaben.

Buckley sagte mir: „Meine Gefühle kann ich nicht beschreiben, und da ich mich nicht in meiner Muttersprache ausdrücken konnte, zeigte ich ihnen die Anfangsbuchstaben W. B., die auf einem meiner Arme tättowirt waren. Sie hielten mich für einen schiffbrüchigen Matrosen und behandelten mich demgemäß. Nach und nach fing ich an, Einzelnes zu verstehen und fühlte bald wie durch Instinkt, daß sie hier zu bleiben gedächten und bereits mehrere Häuptlinge gesehen hätten, von denen sie, ihrer Aussage nach, Land für allerlei Dinge eingetauscht hätten."

Batman's Gesellschaft engagirte unsern Buckley als Dolmetscher mit einem jährlichen Gehalte von 50 Pfd. St., und Herr M. Gellibrand, dessen ich später noch einmal erwähnen werde, gab ihm ein Pferd. Seine Aufgabe war es nun, den freundlichen Verkehr zwischen Weißen und Eingeborenen anzubahnen und zu erhalten. Kapitän Lonsdale machte ihn später zum Konstabel. Vorher aber erhielt er durch Oberst Arthur seine Begnadigung, und zwar durch die freundliche Vermittelung von Batman und Wedge.

In seiner nachmaligen Eigenschaft als Chief Constable von Melbourne habe ich ihn wohl gekannt und viel mit ihm verkehrt. Im Jahre 1854 kam er auf Gnadenbrot nach Tasmanien, und dort heirathete er nochmals, diesmal die Wittwe eines Deportirten. Im Jahre 1856 fand er durch einen Sturz aus dem Gig bei einer Spazierfahrt seinen Tod.

Als weitern Gewährsmann hätte ich zunächst Dr. Thomson, den nachmaligen Mayor von Geelong, zu nennen, bei welchem ich kurz nach meiner Ankunft als Gartenarbeiter in Diensten stand und welcher stets sehr viele Schwarze um sich zu versammeln suchte. Er fand bald, daß ich mich für diese Leute interessirte, und wollte mich von besserm Material finden als seine übrigen Arbeiter. Aus seiner reichen Erfahrung theilte er mir Manches mit und gab sich, beiläufig gesagt, unendliche Mühe, mir die englische Sprache beizubringen.

In späteren Jahren lernte ich an dem von mir und meinen beiden Freunden, den Söhnen des hiesigen Hofgärtners Seidel, entdeckten, jetzt sehr bedeutendem Goldfelde Jim Crow, auch den Protektor der Schwarzen, Herrn Parker, kennen, dessen Station sich am Fuße des gleichnamigen ausgebrannten Vulkans befand und von dem wir unsere Lebensmittel einkaufen mußten. Dieser hat sich oft mit uns unterhalten, hauptsächlich über sein Lieblingsthema, die Bekehrung der Eingeborenen zum Christenthume. Obschon fast immer eine große Anzahl auf seiner Station, auf der sich eine Missionsanstalt befand, war, ist ihm doch sein Vorhaben nie recht gelungen; wollene Decken und Lebensmittel haben sie in Hülle und Fülle ihm abgenommen, aber zum Stillsitzen konnte er sie nie bringen.

Ich hätte endlich noch eines deutschen Landsmanns, Herrn Blandowsky's, zu gedenken, der auf seinen Entdeckungsreisen in Südaustralien und Victoria viel mit Schwarzen verkehrt und Manches über dieselben geschrieben hat. — Seine Berichte sind leider nicht zu größerer Oeffentlichkeit gelangt, sondern befinden sich meist im Archiv der Philosophical Society zu Melbourne, deren Mitglied er ist.

Ich theile nun meine Wahrnehmungen und Beobachtungen mit.

Die Eingeborenen der Kolonie Victoria sind den höchst lächerlichen Karrikaturen, welche hier und da von ihnen zu finden sind, sehr unähnlich. Die Männer sind durchschnittlich untersetzt, mit proportionirten Gliedmaßen und nicht unangenehmen Gesichtszügen. Ihre Stirn ist oft hoch und gerade. Sie besitzen ein außerordentliches Sehvermögen und große mechanische Geschicklichkeit. Ihre Augen sind groß, glänzend und ausdrucksvoll. Ihre Nasen sind breit, ihre Zähne sind stark, und weiß; der Mund ist groß, das Haar dunkel, glänzend und gelockt. Viele Männer haben lange, glänzende, gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden.*) Wenn ein junger Eingeborener zum Nationaltanze, dem Corroboree, geschmückt ist, wenn sein Haar eingeölt und gescheitelt, seine muskulösen und schön geformten Glieder durch Kleidung unbeengt, wenn er, von der Dame seines Herzens künstlich mit Oker bemalt, dasteht und sein freudiges Auge von sprudelndem Humor glüht, dann bietet er einen bei weitem weniger

---

*) Die Abbildungen, welche der Globus I, S. 269, von südaustralischen Eingeborenen mitgetheilt hat, erklärt Herr Oberländer für durchaus getreu.

unangenehmen Anblick dar als der parfümirte, schwänzelnde Stutzer Europas.

Die Haut ist nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe. Der Gebrauch von Fett, Holzkohle und Oker indessen, obschon von Nutzen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, hat ihre Farbe anscheinend verdunkelt. Erhabene, wulstige Narben von Einschnitten über die Brust ersetzen als Schmuck die Tättowirung des Neuseeländers.

Der stolze Schritt unseres Schwarzen, seine aufrechte Haltung, die Leichtigkeit, mit der er sich in Gegenwart selbst der Großen der Kolonie bewegt, seine Unabhängigkeit, ja sogar sein stolzes Benehmen, mit dem ernsten, zuversichtlichen, kalten Blicke, Alles zeigt ein Leben der Freiheit und Selbständigkeit in seiner Wildniß an, ohne die Tyrannei eines unverantwortlichen Häuptlings und ohne den Druck der Gesetze.

Ihr Charakter ist, wie überhaupt bei allen Wilden, aus anscheinend unvereinbaren Widersprüchen zusammengesetzt. Herr Eyre, der berühmte Reisende, sagt, daß sie von Natur ein gutes Temperament hätten, hingegen bisweilen unter dem Einfluß einer wahrhaft satanischen Wuth seien. Ich kann dieser Ansicht nur beistimmen. Sie sind anhänglich und dankbar und können doch schonungslos grausam, rachsüchtig und hinterlistig sein. Der Uebergang ist schnell. Jetzt ruhig und sanft, wie ein australischer Morgen, dann heftig und zerstörungssüchtig wie der stürmische Taifun. Die Laster des Fluchens, Schwörens und der Trunkenheit haben sie von ihren christlichen Besuchern gelernt. Sie sind nicht ohne natürliche Anhänglichkeit und Zartgefühl. Ein Schwarzer am Murray ward einst beobachtet, wie er ein altes zinnernes Trinkgeschirr (Pannican), welches seiner verstorbenen Frau gehört hatte, blank putzte. Auf die Frage, was er damit zu thun gedenke, gab er seine Absicht zu erkennen, dasselbe zu ihrem Bruder am Moorundee tragen zu wollen, und setzte hinzu: „Then him plenty cry."

Sie sind in sich ein wahrhaft glückliches, munteres, ungebundenes Völkchen. Ein Gedanke an Selbstmord kommt ihnen nie in den Sinn. Der bejahrte Mann wird im Stamme hoch geehrt; er rührt sich nicht mehr und die Jüngeren versorgen ihn mit Lebensmitteln. Seine Rathschläge werden geachtet und befolgt; er heirathet nach Belieben die jungen Weiber und kann dieselben aus Liebe oder Ueberdruß fressen, wenn er will.

Kleidung, Schmuck und Wohnungen.

Für gewöhnlich lieben die Eingeborenen den Zwang der Kleidung nicht. In kalten Wintern werfen sie eine aus Opossum- oder Kängeruhfellen mit Sehnen oder einer Grasart künstlich zusammengenähte Decke über sich.

Der Ersatz derselben durch die jetzt sehr häufige „Blanket", d. h. wollene Decke, ist kein Fortschritt. An der Seeküste sind Kleider aus Binsen und Seegras gemacht worden. Ihr Schmuck ist einfach; Zierrathen werden nicht so hochgeschätzt wie bei anderen wilden Nationen. Mit den Federn des schwarzen Schwans, des Casuars (Emu), Kakadus &c. schmückt man sich bei großen Gelegenheiten; dann ist auch das Haar bisweilen mit Kängeruhzähnen und Vogelkrallen gleichsam durchspickt. Auch tragen sie um den Hals Fäden, auf denen kleine Stückchen Binsen gereiht sind. Die Frauen werden ohne solchen Putz für genügend schön erachtet; sie haben keine Hülfsmittel, um ihre natürlichen Reize zu erhöhen. Die Männer eignen sich ausschließlich die Locken und das Okerband an; aber beide Geschlechter haben die oben erwähnten, schwulstigen Narben, die Männer auf der Brust, die Weiber auf dem Rücken, als einzige vermeintliche Zierde.

Ihre Wohnungen sind nicht stabil. Da sie gewöhnlich nach Nahrung weit und breit umhersuchen, können sie sich mit Errichtung von festen Wohnstätten nicht befassen; sie haben auch dergleichen, bei einem so milden Klima, nicht nöthig. Wenige Stangen und Aeste, einige Zweige gegen einen umgestürzten Baum gelehnt, oder der Schutz einer aufgehängten Opossumfelldecke ist Alles, was sie wünschen und bedürfen. Zuweilen ist ihr Wirlie oder Mia Mia von Binsen oder Stöcken gebildet und mit Zweigen, Rinde, Gras, Lumpen oder alten Kleidern, welche von den Eingewanderten weggeworfen, bedeckt. Je nach dem Windwechsel drehen sie diese sogenannten Wohnungen herum. Wo viel Nahrung zu finden ist, sind die Hütten zwar aus demselben Material, aber etwas dauerhafter hergestellt.

Nahrung. Kochen.

Vor Ankunft der Weißen war nie Mangel an passender Nahrung für die Eingeborenen, ebenso wenig wie jetzt, nachdem ihre Anzahl zusammengeschmolzen und da die Einwanderer die uraustralische Nahrung für sich nicht angemessen finden. In gewissen Distrikten zwar, wo zufolge des Ueberhandnehmens der Weißen solche nicht reichlich vorhanden ist, finden oft Einfälle in die Jagdgründe anderer Stämme statt, und diese sind öfters Ursache zu Kämpfen.

Ueber die Nahrung haben sie gewisse, feste Bestimmungen. So z. B. können Kinder unter zehn Jahren Alles essen. Knaben dürfen kein Kängeruhfleisch genießen, ebenso wenig das Weibliche oder Junge irgendwelchen Thieres. Den Mädchen ist nicht gestattet, vom Kranich, Bandicoot und männlichen Wallaby (Haematurus wallabatus) zu essen. Jungen Männern ist der Genuß von schwarzen Enten, Kranichen, Adlern, Schlangen und Wallabies (und des Jungen im Beutel) verboten; die Aelteren des Stammes sagen ihnen, daß, wenn sie solche zu sich nehmen, Beulen über ihren ganzen Körper ausbrechen würden. Verheirathete Männer müssen sich bis zum vierzigsten Jahre des Genusses von Adlern und Kranichen enthalten. Erwachsene Mädchen und Frauen dürfen kein männliches Opossum (Didelphis sp.), rothes Kängeruh oder Schlangen genießen. Ebenso wenig dürfen sie von einem Fisch essen, der unter Klippen gefangen wurde, wohin er sich zur Laichzeit zurückgezogen. — Frauen in einem gewissen Zustande sind mehr auf Vegetabilien angewiesen. Alte Leute können gleich den Kindern essen, was sie wollen.

Man hat Enten und Gänse in Fülle; auch fehlt es nicht an Leckerbissen. Schmackhafte Würste von Fett (in den Därmen des Pelikans) werden im Kreise zum Aussaugen herumgereicht. Loap oder Manna giebt auch ein beliebtes Gericht. Die geschätzte Myrnongwurzel, dem Radieschen ähnlich, ist leider von unseren Schafen vielfach zerstört worden. Der hakenförmige Kakostock holt die saftigen Engerlinge aus ihren hölzernen Höhlen. Ein an die Küste geworfener Walfisch giebt Anlaß zu üppigem Schmaus. Benachbarte Stämme machen freundschaftliche Besuche und können sich abschneiden und mitnehmen, was ihnen beliebt. —

Der Australier betrachtet das Walfischfest als eine gute Gelegenheit, sich vollzupfropfen, und nimmt Massen von halbverfaultem Fleisch als Geschenk für seine Bekannten landeinwärts mit sich. Nun, an diesen Walfischmahlzeiten habe ich meinerseits mich nicht betheiligt, außer als Zuschauer; aber sonst hat mir doch manche australische Mahlzeit sehr wohl gemundet. Einem europäischen verwöhnten Gaumen möchte sie allerdings wohl weniger behagt haben, namentlich ließ die Reinlichkeit viel zu wünschen übrig; aber einen australischen Ansiedler, der nicht verwöhnt ist und der stets Hunger hat, darf das nicht stören.

Streichhölzchen und Schwefel waren zu meiner Zeit den Schwarzen im Allgemeinen unbekannt, sie machten Feuer durch Aneinanderreiben zweier Stücken Holz. Als Geheimniß erfuhr ich, daß das ächte Material aus den Bergen komme und „all the same appletree" sei. Das eine Stück ist 3 bis 4 Fuß lang und das andere ein kurzer, runder Stock. In dem erstern befindet sich in der Mitte ein Loch, das mit fein zerkleinerter Rinde des Faserrindenbaums angefüllt ist. Indem sie das eine Ende des größern Holzes gegen einen Baum stemmen und das andere Ende in der Hand halten, drehen sie den Stock in diesem gefüllten Loche schnell

und so lange herum, bis sich die Rinde entzündet. Eine bequeme Art des Kochens ist, das Fleisch auf glühende Kohlen zu werfen.

Eine ihnen eigenthümliche interessante Kochweise ist die mit Dampf. In einem in die Erde gegrabenen Loche wird ein Fisch oder ein Stück Fleisch auf heiße Steine gelegt und mit reinem Gras bedeckt. Darauf wird ein Stock senkrecht gehalten und das Loch mit Erde ausgefüllt. Der Stock wird herausgezogen und in die dadurch zurückbleibende Röhre Wasser gegossen. Das Wasser verdampft auf dem heißen Steine und der durch das Gras zurückgehaltene Dampf kocht Fisch oder Fleisch fertig und zwar sehr schmackhaft. Fleisch wird auch bisweilen in hohle Baumrinde dicht vor's Feuer gelegt, um den Saft zu erhalten, ebenso wie die Nordaustralier ihre Schildkröten in der Schale rösten. Ein ausgezeichnetes Gericht wird derart bereitet, daß man in abwechselnden Schichten bis zum Rande des Loches Fisch auf nasses, über heißer Asche liegendes Gras legt. Eier werden in der Asche gekocht, Ameiseneier und Engerlinge auf Stücken Rinde geröstet. Obschon man gewöhnlich das Opossum oder Kängeruh ganz auf das Feuer wirft, werden doch die Eingeweide, nachdem sie vollständig durchgewärmt sind, herausgezogen, ausgewaschen, besonders zubereitet und als besonderer Leckerbissen für einen Freund oder den Fänger des Thieres aufbewahrt.

Jagd.

Der Eingeborene führt, in seiner Weise, ein behagliches Leben. Sein Weib (Lubra) sammelt Wurzeln, und wenn es ihm paßt, geht er mehr zum Zeitvertreib als aus Noth mit Speer, Waddy oder Bumerang aus und bringt gewöhnlich gute Beute heim. Beliebt ihm ein Opossum, so macht er mit seinem steinernen Tomahawk Einschnitte für die Zehen in die Rinde, ersteigt solchergestalt schnell einen Baum, untersucht ein oder zwei Löcher in faulenden Aesten, worin er ein Thier vermuthet, schnellt dasselbe beim Schwanze heraus und wirft es hinab zu den lauernden Hunden, von denen ihm stets eine große Anzahl folgen. Der Casuar und der wilde Truthahn lassen Menschen sehr schwer an sich herankommen. Daher kriechen die Schwarzen unter dem Schutz eines großen grünen Zweiges langsam an dieselben heran.

Ein Australier von der Yarra (Yarra Yarra, d. h. immer fließend, so heißt der bei Melbourne fließende Strom) gab mir einst eine ausgezeichnete Beschreibung eines Truthahnfanges. Der Jäger, bewaffnet mit einem langen Stab, an dessen einem Ende eine Schlinge, an dem andern ein kleiner Vogel angebunden ist, nähert sich seinem Opfer unter dem Schutze des eben erwähnten großen grünen Zweiges, den er in der Hand trägt. Der dumme Truthahn geht an den sich sträubenden Gefangenen hinan und pickt ihn mit dem Schnabel. Der kluge Wilde nimmt die Gelegenheit wahr und dreht geschickt seinen Stab, um den Hahn mit der Schlinge zu fangen und zu erdrosseln. Der todte Truthahn wird sorgsam entfernt und der Lockvogel hat denselben Erfolg mit dessen Kameraden. Der schöne Leierschwanz ist besser auf der Hut und muß mit dem Waddy (einer Art Keule) heruntergeschlagen werden.

Knaben werfen mit einem drei Fuß langen hölzernen Stabe (dem Wammera), der mit einem länglichen, eiförmigen, im Feuer gehärteten Knoten endet, nach Vögeln, namentlich nach Waldtauben. Das Netz ist eine Hauptsache bei der Jagd. Die zum Fange der Kängeruhs bestimmten werden aus der Wurzel einer Binsenart, andere aus der Wongulwurzel bereitet. Die Fasern werden durch Kauen getrennt. Die Nadel ist in der Form eines Bleistiftes, um die der Faden gewunden wird. Maschen kennen sie nicht. Die auf den Schenkeln der Lubras geriebenen Faserfäden werden so zierlich und regelmäßig, wie unsere Peitschenschnüre. Der Goulbourn-Stamm hat Fischnetze von einer Grasart. Der Yarra-Stamm fischt mit dem Speere. Der Murray-Stamm sucht seine Beute bei Nacht, und ich habe eine ganze Flotte von Kähnen beobachtet, die, mit einem Feuer im Stern, den Fluß hinabruderte. Der Kahn wird aus Rinde verfertigt, welche man durch Feuer erweicht, um ihr die gewünschte Gestalt zu geben, und diese behält sie nach ihrer Erhärtung. Um die Seiten auseinander zu halten, werden Stäbe hineingezwängt. Solch ein Fahrzeug ist nicht ohne Schwierigkeit im Gleichgewichte zu erhalten. Aber jeder Eingeborene zeigt Gewandtheit in der Führung und ist überdies ein halbes Amphibium.

Gesang und Tanz.

Nicht selten wird der Reisende, welcher sich am Abend einem Lagerplatze der Eingeborenen nähert, durch eine Art von Gesang begrüßt, der bald langsam und weich, bald schnell und heftig ist. Diese Töne haben, obwohl sie höchst einfach sind, auf dies erregbare Volk einen Einfluß, indem sie Leidenschaften dämpfen, Rache erwecken oder Wünsche entflammen. Takt halten die Australier merkwürdig gut. Das Aneinanderschlagen zweier Stöcke ersetzt den Taktstab des Kapellmeisters. Crescendo und Diminuendo, Allegro und Andante werden mit Genauigkeit und Geschmack beobachtet. Unkenntniß ihrer Sprache hindert uns meist an gehöriger Würdigung ihrer poetischen Erzeugnisse.*)

Der Tanz ist die Musik der Füße und die Poesie der Bewegungen. Ich weiß nicht, ob ursprünglich die Tänze der Eingeborenen mit ihren heidnischen Ceremonien in Zusammenhang gestanden haben; sicher ist es, daß jetzt der Geist derselben längst entschwunden ist. Sie ahmen in ihren Tänzen meist den Thieren nach: so z. B. haben sie einen Kängeruhtanz, einen Emu-Tanz 2c. Bei weitem der beliebteste und häufigst vorkommende Tanz ist der Corroboree, über den ich auch als Augenzeuge reden kann, denn ich habe ihn häufig gesehen.

Der Mond ist voll; die Hügel, welche in der Mittagshitze glühten und mit der untergehenden Sonne in wechselnder Farbenpracht von Gold, Purpur und Aschgrau wetteiferten, liegen jetzt im Dunkel. Des lachenden Esels**) Abschiedstriller ist verklungen und die Fledermaus schwirrt ihren excentrischen Flug. Da dringt vom Thale her ein Ton eigener Art an unser Ohr. Wir treten näher. Inmitten der dunklen Masse unterscheiden wir den Klagesang, das Schlagen der Taktstöcke und das gedämpfte Gemurmel der Opossumfelltrommeln. Eine große Anzahl von Wilden sitzt um kleine Feuer, die bisweilen schnell auflodern, wenn trockene Zweige oder Blätter auf die Kohlen gelegt werden.

Die Lubras (Frauen) haben ihre Decken zusammengefaltet und zwischen ihre Schenkel gelegt, auf die sie mit der flachen Hand schlagen. Manche sitzen mit gekreuzten Beinen und singen, mit niedergeschlagenen Augen und das Antlitz betrübt, eine Trauermelodie. Hier giebt es keine Unterbrechung, da die Melodie das Schwatzen des gesprächigen Stammes dämpft. Ein munteres Lied folgt; die alten Männer schlagen schneller mit ihren Stäben, das Tum Tum wird lauter, die Augen fangen an zu glänzen, bisweilen erschallt Gelächter, das Schwatzen beginnt und mit dem letzten schrillen Tone stürmt Alles in lauter Munterkeit.

Der Corroboree soll beginnen. Verschiedene wichtig aussehende alte Leute gleiten herum, geben Rath und Anordnungen zur Festlichkeit. Die Mitwirkenden sehen zu, ob die Linien von Töpferthon, welche sie skelettähnlich auf ihre Leiber gemalt haben und die ihnen ein groteskes Ansehen geben, in Ordnung sind und helfen nach, wo es ihnen nöthig erscheint. Nach den gehörigen Hem's und Ha's, Hin- und Herrücken und der nöthigen Verwirrung nimmt Alles Platz. Die Damen kauern neben den Feuern, räuspern ihre Kehlen und geben ihren Trommeln eine Extra-

*) Dr. Lang gibt in seinem gelehrten ethnologischen Werke über die Südseeinsulaner folgende Geschichte. Ein schottischer Geistlicher, sagt er, der eine Zeit lang im Innern der Kolonie weilte, und der die Sprache der Eingeborenen studirt hatte, versichert, daß er einen Schwarzen einst habe ein Gedicht recitiren hören, das die kriegerische Expedition eines Stammes in das Gebiet eines anderen beschrieb und welches nicht weniger als fünfzehn Stanzen hatte und einen hohen Grad poetischen Gefühls verriethen.

**) Laughing Jackass, der Engländer. Es ist Dacelo gigantea, und kommt sehr häufig vor.

spannung. Die alten Männer sitzen oder stehen in Gruppen. Die jungen Leute, welche diesmal die Tänzer sind, springen gelenkig in die Mitte, begleitet von einem lauten Ha! der Verwunderung von den ebenholzfarbenen Schönen. Neckende Aeußerungen unter den jungen Leuten werden von den älteren zum Schweigen gebracht. Ruhe! — Die Glieder bilden sich. Mit Bündeln von Gummblättern in der Hand und anderen um die Knöchel sind die jungen Männer, gleich fliegenden Merkuren, fertig. Die Musik, d. h. Trommeln und Gesang der alten Weiber, beginnt. Den Körper langsam von der einen nach der andern Seite bewegend, folgen die Jünglinge dem Takt. Auf ein gegebenes Zeichen fangen Hände und Füße eine gleiche Bewegung an, die ein sehr groteskes und unnatürliches Aussehen gewährt. Das Fleisch an Schenkeln und Waden zittert auf erstaunenswerthe Art. Ausrufe der Bewunderung ertönen von den gespannten Zuschauern bei irgend einer schwierigen und besonders interessanten Verrenkung der Glieder. Nach verschiedenen Chassés treten die Männer ab, rennen ohne anscheinende Unordnung und Konfusion hin und wieder, springen in die Luft, schwenken die Zweige über sich, rufen ein lautes „Wähf", brechen in Gelächter aus, mischen sich in den Wirrwarr von Geklatsch und empfangen die Liebkosungen und Gunstbezeugungen ihrer Freunde. Enthusiastische Freundinnen einzelner Tänzer müssen durchaus unsere, der weißen Zuschauer, Hände drücken, und uns mit lachendem Munde, auf die Günstlinge zeigend, erklären: Murrey jih along o' that Corroboree, murrey jik blackfellow, zon give him six-pence! Gebadet in Schweiß nehmen die jungen Männer einen Trunk zu sich, werfen sich auf das thauige Gras und ruhen aus.

Doch die Alten haben schon wieder einen Tanz angeordnet, diesmal anderer Art, und wiederum treten Tänzer an. Das Interesse ist erneuert und der Mond steht schon hoch am Himmel, ehe der Corroboree vorüber, das Wirlie gefüllt ist und die Tänzer zur Ruhe sind.

Bisweilen haben sie Spiele unter einander. Einer nimmt eine Partie Casuarfedern zur Hand, rennt damit in den Wald oder duckt sich zwischen den Weibern herum, verfolgt von einer Anzahl junger Männer, welche die Federn erhaschen sollen. Oefters sieht man die Trophäe hoch emporgehalten, wenn es dem Tänzer gelungen war, der Beobachtung zu entgehen. Tumultuarische Heiterkeit folgt dem glücklichen Fange.

Ein junger „Blackfellow" wird von zwei anderen in das Lager geführt. Unaussprechliche Qual, wie von einem Unglücksfall, ist in seinen Zügen und in den theilnehmenden Blicken seiner Begleiter zu lesen, die ihn sorgfältig unterstützen. Die Lagerfeuer werden verlassen, und ängstliche Gesichter gruppiren sich um den Leidenden. Plötzlich springt der Mann mit lautem „Whirr=r" auf, seine Begleiter brechen in munteres Gelächter über das Gelingen der Täuschung aus und ein langes, angenehmes „Yabber, Yabber" ist das Resultat.

Die Tänze der Weiber sind zur Belustigung des andern Geschlechts und, nach unserer Ansicht, sehr frivol. Einer der schönsten Corroborees, dem ich beiwohnte, ward am Tage der Trennungsfeier Victorias von Neu=Süd=Wales am 1. Juli 1851 in Melbourne von ungefähr 800 Schwarzen ausgeführt, welche stolz, in neue „Blankets" gehüllt, sich dem Zug anschlossen, und denen ein Ochse, ganz gebraten, mit Thee und Brot nach Belieben preisgegeben wurde.

Klimatische Krankheiten im Innern Ostafrikas.

Ohne Zweifel werden Speke und Grant während ihrer dritthalbjährigen Reise durch ostafrikanische Gegenden, von Sansibar bis zum obern Weißen Nil, dem Klima ihren Tribut haben zahlen müssen, denn kein Europäer bleibt verschont von lebensgefährlichen Fiebern. Wie viele Forschungsreisende sind denselben schon erlegen und wie viele andere leiden ihr ganzes Leben hindurch an den Nachwehen!

Die westafrikanischen Fieber sind arg und gefährlich genug, aber sie treten nicht in so entsetzlicher Form auf wie jene im Innern Ostafrikas. Darüber hat uns Kapitän Richard Burton hinlänglich belehrt, und es wird gerade jetzt nicht ohne Interesse sein, zusammenzustellen, was er darüber aus Wahrnehmungen an sich selbst und an Speke, in seinem vortrefflichen Werke über die Seen-Region in Centralafrika, berichtet hat.*)

Im Februar 1857 hatten die beiden Reisenden von Sansibar aus eine Reise am Flusse Pangani gemacht, bei drückender Hitze. In der gleichnamigen Stadt mußten sie auf ein Boot lange warten; es erschien erst am 5. März. Es lag in ihrer Absicht, nach Süden hin, der Küste entlang bis Kiloa, zu fahren; sie waren aber vom Fieber gepackt und so schwach, daß sie nach Sansibar zurücksegeln mußten. Speke konnte nur mit Mühe aus seiner Wohnung bis an den Einschiffungsplatz gehen und Burton mußte sich tragen lassen. Der Letztere schreibt:

„Der Reisende soll so viel als möglich vermeiden, sich anzustrengen und der Sonne auszusetzen. Man wird sich eben so wenig an das Sitzen auf glühenden Kohlen wie an das afrikanische Klima gewöhnen. Man kommt noch am wenigsten schlimm fort, wenn man so vorsichtig als möglich ist; sogenannte Abhärtung nützt nichts; es ist am besten, kräftige Nahrung, aber mit Maß, zu genießen, damit der Körper während der Reise etwas zuzusetzen habe."

Speke hatte auf dem Wege zwischen Schogne und Pangani auf feuchtem Sande Beobachtungen mit dem Sextanten angestellt und sich dem Thau ausgesetzt. Gleich darauf bekam er das Fieber, welches dann auch seinen Gefährten ergriff. Die Anfälle begannen mit allgemeiner Abspannung, die Glieder waren schwer, der Kopf war eingenommen und bald stellte sich Ekel ein, während ein unangenehmes Gefühl von Kälte über Arme und Beine kroch und ein empfindlicher Schmerz die Schultern ergriff. Nachher kamen kalte Anfälle mit reißendem Kopfweh, Brennen im Gesicht, Aufschwellen der Adern, Erbrechen und ein Unvermögen, aufrecht zu stehen. Es war, wie das Tazo auf Madagaskar ein sehr bösartiges remittirendes Gallenfieber. Die Augen wurden heiß und schwer und schmerzten, wenn der Kranke sie emporschlagen wollte, der Puls war rasch und voll, die Zunge stark belegt. Aller Appetit fehlte dermaßen, daß Burton eine ganze Woche lang gar nichts aß, aber trotz allen Trinkens ununterbrochen von entsetzlichem Durste gequält wurde.

*) Aus Burton's Mittheilungen können A. Mühry: Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie, Leipzig und Heidelberg 1856. II, S. 63, und desselben Verfassers Klimatologische Untersuchungen oder Grundzüge der Klimatologie in ihrer Beziehung auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerungen, Leipzig und Heidelberg 1858, S. 381 ff., ergänzt werden. Burton's Werk erschien 1860; Mühry's Arbeiten sind vortrefflich; es ist ein ungemein sorgfältiger Fleiß, eine in der That bienenartige Emsigkeit darauf verwandt worden. Wir wollen bemerken, daß die Nosogeographie eine Schöpfung der deutschen Wissenschaft ist. Die Bahn brach schon Ludwig Finke in seinem: Versuch einer allgemeinen medicinischen Geographie, Leipzig 1795; dann wurde sie umfangreicher von Friedrich Schnurrer betreten, in dessen: Geographischer Nosologie oder die Lehre von den Veränderungen der Krankheiten in den verschiedenen Gegenden der Erde, in Verbindung mit physischer Geographie und Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1813. Dann folgten Isensee und Fuchs; Boudin in Paris 1857. An dieses Letztern Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques knüpfte Pouchet sein Programme d'une géographie nosologique à propos du traite etc. du Dr. Boudin, in Nouvelles annales des voyages, Mai 1859, p. 129. Vom verstorbenen Nilreisenden Peney lasen wir sehr lehrreiche Études sur l'ethnographie, la physiologie, l'anatomie et les maladies des races du Soudan. Sie stehen im Bulletin de la société de géographie, 1859, I, p. 321 sqq. A.

Am Tage kam zu der Hinfälligkeit ein drückendes Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit, aber die schlaflosen Nächte waren noch schlimmer. Auch Delirium tritt ein, aber man darf dabei um keinen Preis Blut lassen; ein Aderlaß zieht unbedingt den Tod nach sich. Bei Burton stellte sich allemal um 3 Uhr Morgens und um 3 Uhr Nachmittags ein verstärkter Anfall ein. In der Zwischenzeit nahm er Chinin, mit welchem man aber sehr vorsichtig umgehen muß. Einige Franzosen nahmen zu starke Gaben und starben davon am Schlagfluß. Wenn die Krankheit einen tödtlichen Charakter annehmen will, verschlimmern sich die Symptome, der Geist schweift in der Irre umher, der Körper verliert alle Kraft; dann tritt eine scheinbare Besserung ein, aber auf diese folgt Bewußtlosigkeit, Erstarrung, Tod. Nimmt sie einen guten Verlauf, dann läßt das Fieber am siebenten Tage nach, die Zunge ist weniger belegt, Kopf und Augen hören auf zu schmerzen, die letzteren sind nicht mehr roth unterlaufen, der Ekel verschwindet und der Appetit stellt sich wieder ein. Doch ist die Genesung immer sehr langsam und zweifelhaft; man ist, namentlich um die Zeit des Mondwechsels und Vollmondes, vor Rückfällen nicht sicher, welche gern als mildere Wechselfieber auftreten, die bei manchen Hindus sich das ganze Jahr hindurch ganz regelmäßig eingestellt haben. Mindestens sechs Wochen vergehen, bevor man sich einigermaßen genesen fühlt; so lange wirkt die Leber mit ungewöhnlicher Energie, der Magen verdaut schlecht und der Körper hat noch keine Kraft. Am wohlthätigsten wirkt Luftveränderung; nicht selten hat ein Kranker sich sogleich besser gefühlt, wenn man ihn nur aus einem Hause in ein anderes trug oder vom Lande weg an Bord eines Schiffes brachte.

Bei Leuten von nervöser Anlage läßt das Fieber als Spuren zurück: weißes Haar, Geschwüre und argen Zahnschmerz; bei anderen bleiben Eingeweide und Gehirn äußerst empfindlich, manche büßen das Gedächtniß oder die Mannheit ein, viele werden taub oder trübsichtig, oder behalten Leberbeschwerden, Durchfall, Verstopfung oder dergleichen mehr, und werden niemals wieder gesund. Die auf Sansibar geborenen Araber und die Banianen leiden in der Regel während der Krankheit selbst nicht so stark wie die Europäer, aber die Nachwehen sind auch bei ihnen sehr empfindlich. Einige Muselmänner aus Indien entflohen aus Afrika, weil sie sich dort behext wähnten. Manche Europäer sind in Sansibar gänzlich verschont geblieben; aber Hunderte von Beispielen beweisen, daß an der Küste selbst kein Europäer sich Beschwerden aussetzen darf. Dann tritt unbedingt Fieber ein. Wer demselben nicht erliegt, ist allerdings eingewöhnt; er kann auch etwa ein Jahr in Europa gewesen sein, ohne nach der Rückkehr einen zweiten Anfall besorgen zu dürfen; das scheint wenigstens die Regel zu sein. Der Reisende sollte allemal an der Küste das Fieber abwarten und sich dort „akklimatisiren", dann aber sofort in's Innere ziehen, bevor ein zweiter Anfall kommt, der ihm den Rest der zur Reise erforderlichen Kraft rauben würde.

Die Reisenden hatten im Herbst 1857 den Handelsplatz Kaseh in Unyamuesi erreicht. Am 14. November setzte die Masika oder die nasse Jahreszeit ein; sie hatte sich schon seit einiger Zeit durch starke Regenschauer, die in Zwischenräumen eintraten und die trockene Hitze unterbrachen, deutlich angekündigt; jetzt öffneten sich die Wolken, es goß wie in Strömen herab, und auch „Regensteine" fielen, nämlich Hagel. Diese Regenzeit ist die eigentlich „gesunde" Jahreszeit in Ostafrika, und nach der Hitze, dem Staube und der Dürre der heißen Monate wirken die frische Luft und das neue Grün wahrhaft erquickend.

Die erste Zeit der Masika ist allemal ungesund, die Fremden leiden dann viel vom Fieber, der rasche Umschlag der Temperatur wird empfindlich. Speke befand sich ziemlich wohl, aber die goanesischen Diener bekamen die Mukunungu, die Eingewöhnungskrankheit von Unyamuesi, welche in einem abschwächenden Gallenfieber besteht. Bald kam auch die Reihe an Burton und Sney den Emir's „Kameeldoktern" mit gepulvertem Ingwer wollte nicht anschlagen. Da holte der Doktor eine Mganga, alte Hexe, herbei, die als Heilkünstlerin großen Ruf hatte. Nachdem sie ihre Vorausbezahlung bekommen hatte, untersuchte sie den Mund des Kranken und fragte, ob er nicht etwa Gift bekommen habe. Daraus geht hervor, daß Vergiftungen in jenem Lande nicht gerade selten sein müssen. Dann zog sie aus einem kleinen Zauberkürbiß ein grünliches Pulver, wahrscheinlich von Hanf, hervor, begoß dasselbe mit Wasser und gab es dem Kranken zum Einschnupfen. Natürlich erfolgte sogleich ein starkes Niesen, das von der Alten mit lautem Freudengeschrei begrüßt wurde. Nachher rieb sie ihm den Kopf mit einem andern Pulver und erklärte, daß nun ein tüchtiger Schlaf eintreten werde; am andern Morgen wolle sie wiederkommen. Allein sie erschien nicht, denn sie war nun reich geworden und hatte genug, um sich eine Woche lang täglich in Pombe zu betrinken. Dieses Unyamuesifieber läßt große Schwäche, Leberleiden, Brennen in der Handfläche, Jucken auf den Fußsohlen, Kopfschmerzen und abwechselnd kalte und heiße Anfälle zurück. Burton hatte daran einen vollen Monat hindurch sehr zu leiden.

Am 18. Januar war Burton in Kadschschandscheri, dessen Klima berüchtigt ist, und gerade dort erkrankte er. Schon seit Sorora, wo die giftige Luft auf ihn eingewirkt hatte, fühlte er sich wieder sehr unwohl; als er jetzt an seinem Tagebuche schrieb, überfiel ihn plötzlich eine große Nervenreizbarkeit, der ein Schauder und ein kalter Fieberparoxysmus folgte. Dann wurden ihm alle seine Glieder schwer und fingen zu brennen an, als ob sie in einem glühenden Ofen lägen. Bei Sonnenuntergang litt er furchtbar. „Ich sah", schreibt er, „den Tod vor Augen; mein ganzer Körper war gelähmt und bewegungslos, und es war mir, als ob die Glieder abstürben; in den Füßen war kein anderes Gefühl als ein Pochen und Prickeln wie von vielen Nadeln; die Arme konnte ich nicht nach meinem Willen bewegen, und es war einerlei, ob ich mit der Hand einen Stein oder ein Stück Zeug anfühlte. Der Anfall ging bis an die Rippen hinan, aber weiter kam er nicht.

„Da lag ich nun, zwei Monate weit von jeder ärztlichen Hülfe, und die Hauptarbeit der Expedition sollte erst noch gethan werden! Aber ich tröstete mich. Die Araber sagen: Hoffnung ist ein Weib, Verzweiflung ein Mann. Ging Einer von uns Beiden zu Grunde, so kam wohl der Andere mit dem Leben davon und konnte die Ergebnisse unserer Forschungen nach Europa bringen. Als ich die Reise unternahm, war ich entschlossen, das Problem zu lösen oder zu sterben. Ich hatte gethan, was ich vermochte, und jetzt schien mir nichts übrig zu bleiben, als wie ein Mann zu sterben. Ich hatte in Folge der giftigen Luft eine theilweise Lähmung bekommen. Die üblichen Gegenmittel versuchte ich ohne Erfolg. Meine Muskeln über und unter den Knieen waren zusammengezogen; fast ein Jahr lang konnte ich keine irgend beträchtliche Strecke weit gehen, und die Betäubung in Händen und Füßen hielt noch länger an. Ein Suaheli, der einmal ähnlich gelitten hatte, erklärte übrigens, daß ich nach zehn Tagen wieder Bewegung verspüren würde, und richtig, am zehnten Tage konnte ich wieder einen Esel besteigen."

Gleich nachher wurde Speke, der durch öftere Fieber sehr geschwächt war, heftig krank und erblindete beinahe; bei Burton war das Augenleiden schwächer. Später, in Udschidschi, bekam Speke eine gefährliche Augenentzündung.

Unyamuesi ist manchmal von arabischen Reisenden, welche von dort zurückkamen, als das gesundeste Land in Ost- und Central-Afrika gerühmt worden; als Beweis dafür berufen sie sich auf ihren Appetit und daß sie viel essen können. Wer aber länger im Lande verweilt, verdaut schlecht und behält in Unyamuesi eben so wenig eine gute Gesundheit wie in anderen heißfeuchten Ländern. Die Nachwehen der Krankheiten sind allemal sehr bedenklich; die meisten Leute gebrauchen keine Arzneien gegen Krankheitseinflüsse, deren

Ursachen sie nicht kennen: die Wiedergenesung ist unsicher, schmerzhaft und langwierig; die Menschen sind und bleiben invalid. Das Klima macht schlaff und träg und man wird wohlbeleibt; die regelmäßige Wärme erzeugt Kahlköpfigkeit, verdünnt den Bart, und so wird der Fremde einigermaßen den Eingeborenen assimilirt. Die Araber heben als eine bemerkenswerthe Thatsache hervor, daß das Klima „die Feuchtigkeit und Säfte des Körpers verderbe". Männer welche lange in diesen Gegenden verweilt haben und dann nach Oman in Arabien zurückkehren, werfen dort alles Entbehrliche, das sie aus Afrika mitgebracht haben, in's Meer, verbrennen Kleider nebst Bettzeug, und meiden zwei bis drei Monate lang jede Gesellschaft, weil eine eigenthümliche Hautausdünstung sie ihren asiatischen Landsleuten unausstehlich macht. Das gefährlichste Klimafieber, Mukungura, ist ein remittirendes Gallenfieber, das gewöhnlich drei Tage anhält, in dieser kurzen Zeit den Kranken ganz ungemein mitnimmt und schwächt; in schweren Fällen folgt dem täglichen Fieber ein sehr hartnäckiges Tertianfieber, von dessen Nachwehen auch sehr nervenstarke Leute sich nie ganz erholen. Der brennende Augenschmerz, Hitze auf Handfläche und Fußsohlen, Anfälle von Frost und Fieberhitze, mit bald eiskalten, bald glühheißen Extremitäten, Unverdaulichkeit, Mangel an Schlaf, Hautausschläge, Geschwüre, Abspannung und Trübsinn zeigen genugsam, wie tief das Klimagift sich eingefressen hat. Manchmal verläuft dieses Fieber sehr rasch; Einige bekommen gleich anfangs das Delirium und sterben am ersten oder zweiten Tage.

Aber am schwersten wurde Speke auf der Rückreise von Kaseh nach der Küste heimgesucht. Am 4. Oktober 1858 erreichten die beiden Reisenden Hanga, ein kleines Dorf an der Ostgrenze des Bezirks Unyanyembe. In Hanga nun erkrankte Speke, der sich unterwegs bei heftigem Ostwind erkältet hatte und schon nach der zweiten Tagereise vom Fieber geschüttelt wurde. In dem elenden Neste Hanga wohnten die beiden Europäer in einer Art von Kuhstall, in welchem es von Ungeziefer wimmelte. Der kalte Wind blies in diese elende Herberge hinein. Speke konnte auf dem einen Ohre nicht hören, ein Auge war entzündet, das Gesicht geschwollen; im Körper zog ein Schmerz umher, der oft die Stelle veränderte und von Leber oder Milz ausging. Erst verspürte der Kranke ein Brennen wie von glühendem Eisen über der rechten Brust, das sich dann mit scharfen Stichen über die Herzgegend verbreite, um die Milz herumzog, den obern Theil des rechten Lungenflügels ergriff und sich zuletzt an der Leber festsetzte.

Am 10. Oktober erwachte er gegen Tagesanbruch aus einem fürchterlichen Traume. Haufen von Tigern, Leoparden und anderen wilden Thieren waren mit eisernen Haken auf ihn eingesprungen, und hatten ihn wie im Wirbelwind über die Erde hingeschleift. Er saß auf dem Bettrand und schlug mit beiden Händen an seine Seiten. Der Schmerz hatte ihm fast den Verstand geraubt; aber er rief nach dem Diener Bombay, der selber einmal an der Kichyomachyoma, den „kleinen Eisen", gelitten hatte. Der Diener nahm Speke beim rechten Arme, brachte ihn in eine sitzende Stellung, denn liegen konnte er nicht, und drehte ihm den Kopf mit der linken Seite nach rückwärts. Dadurch verloren sich die entsetzlich schmerzhaften Stiche; die nächsten Krämpfe waren nicht mehr so stark, aber der Kranke war seines Verstandes nicht mächtig, und er wollte immer seine beiden Seiten mit den Händen schlagen, woran jedoch Bombay ihn verhinderte.

Am andern Morgen wankte Speke, auf zwei Diener gestützt, nach dem Zelte; als er aber den einen wegschickte, um einen Stuhl zu holen, und damit die Stütze unter dem einen Arme verlor, stellten sich sogleich wieder heftige Krämpfe und Stiche ein; alle Muskeln zogen sich zusammen. Die Diener brachten ihn wieder in's Haus, wo er abermals von epileptischen Anfällen gepackt wurde und sich dabei geberdete wie ein von der Wasserscheu Ergriffener. Er sah die Gestalten scheußlicher Teufel, Riesen, Geister mit Löwenköpfen, welche ihm mit übermenschlicher Kraft alle Sehnen und Flechsen bis auf die Fußknöchel herabrissen. Endlich saß oder lag er vielmehr auf dem Stuhle mit Krämpfen in allen Gliedern, geisterhaftem Antlitz, starrenden Augen, steifem Körper und fing an zu bellen; dabei waren Mund und Zunge in einer eigenthümlichen, hackenden Bewegung, die Lippen standen weit vor, das Athmen war schwer und der Kranke sah so schrecklich aus, daß man ihn kaum erkannte.

Nachdem dieser dritte Anfall, der auch der heftigste war, sich gelegt hatte, forderte Speke Feder und Papier und schrieb einen zusammenhanglosen Abschiedsbrief an seine Familie. Aber nun war auch die Krisis überstanden; von da an bewegte er sich nur mit großer Vorsicht und nie ohne Beistand; die folgende Nacht war schon besser, doch mußte er in Kissen gehüllt sitzen und konnte sich erst nach Verlauf einiger Wochen wieder auf die Seite legen. Der Schmerz war weniger heftig, hörte aber noch nicht ganz auf; der Kranke bemerkte darüber: „Das Messer steckt in der Scheide."

So verhält es sich mit der ostafrikanischen Kichyomachyoma. Es ist entweder eine Nachwirkung des Fiebers, das dem Eurpäer in Sansibar so viel zu schaffen macht, oder es rührt von Miasmen her, welche ja so mannigfache Krankheiten hervorrufen. Burton ließ sogleich durch einen Eilboten aus Kaseh die nöthigen Arzneien holen. Die Araber wenden gegen die „kleinen Eisen" gepulverte Myrrhe mit Eidotter an, indem sie beides mit Mehl von der Mungbohne (Phaseolus Mungo) vermischen und den Brei auf die Glieder legen. Bei Speke half dieses Mittel nicht viel. Der Araber Seid ben Selim munkelte viel von dem Einflusse, welchen der „Vater des Haares" ausübe, nämlich der prachtvolle Komet, welcher damals am westlichen Himmel stand, und drang darauf, daß der Mganga, der Medicinmann der Karawane, herbeigeholt werde. Dieser ehrwürdige Mann erschien denn auch, verlangte und erhielt seinen Lohn im Voraus, nämlich eine große Ziege, bestrich mit dem Fette derselben zwei Holzstückchen, die er mit einem Faden aus Baumbast umwickelte, und dann dieses Lebenselixir, Mpigi, um Speke's Leib band. Der Faden riß aber gleich nachher.

Speke's Krankheit verzögerte die Weiterreise, aber eine Luftveränderung war unumgänglich nothwendig; auch Burton's Glieder waren erstarrt, er konnte nicht gehen, sondern mußte sich in einer Hängematte tragen lassen. Die Stationen wurden nun kürzer, die Sonne brannte nicht mehr so arg und der Wind war milder; nachdem man vierzehn Monate vom Fieber geplagt gewesen war, glaubte man sich nun leidlich akklimatisirt und Alle lobten Wasser und Luft. Speke konnte nach vierzehn Tagen wieder reiten; der heftige Schmerz in der Leber war verschwunden, doch blieb eine Zeit lang ein lästiges Kopfweh und Neigung zum Erbrechen, besonders wenn er sich auf den Nachmittagsmärschen der Sonne aussetzte. Nachher bekam er wieder guten Schlaf und das Essen schmeckte ihm; zu Khoko in Ugogo konnte er schon wieder ein Gewehr tragen und auf Perlhühner und Antilopen Jagd machen. Auch die goanesischen Diener, welche viel an Fieber und Schmerzen im Gesichte gelitten hatten, erholten sich.

So ist es mit dem ostafrikanischen Fieber beschaffen. Aber alle diese fürchterlichen Leiden und Heimsuchungen haben nicht vermocht, den Muth und Forschungseifer der beiden Reisenden zu schwächen. Burton ging als englischer Konsul nach Fernando Po, hat Yoruba besucht, das Nigerdelta erforscht, ist an der Gabunküste gewesen und hat das Cameronesgebirge erstiegen. Speke trat, als er sich kaum ein wenig erholt hatte, seine Reise zur Entdeckung der Nilquellen an und durchwanderte dieselben Gegenden, in welchen er so furchtbare Qualen zu erleiden hatte.

So muthige, ausdauernde, aus Liebe zur Wissenschaft allen Gefahren trotzende Männer verdienen die Hochachtung der Menschen, und sie wird ihnen noch in fernen Jahrhunderten gezollt werden.

Aus Alexander von Humboldt's geographischem Briefwechsel.

Im praktischen Leben wie in der Wissenschaft gilt das Wahrwort, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige. Wir legen keinen Werth mehr auf die sogenannte Polyhistorie. Aber es giebt Ausnahmen, Männer, denen es verliehen ist, das Gesammtgebiet einer weitverzweigten Wissenschaft zu beherrschen und, während sie ihrerseits dieselbe durch eigene Entdeckungen bereichern, zugleich die Errungenschaften und den Inhalt der Forschungen insgesammt zu überschauen, zu durchdringen und ein umfangreiches Gebiet des Geistes völlig zu bemeistern wissen. Sie bringen für Epochen einen Abschluß, und nach ihnen wird ein Zeitalter benannt; sie stehen da gleichsam als erhabene Marksteine. So war es mit Aristoteles, Roger Baco, Leibnitz, Alexander von Humboldt.

Niemand bezweifelt, daß Humboldt zu den größten Geistern aller Zeiten gehöre. In den Naturwissenschaften ist kaum ein Zweig, welcher ihm nicht neue Anregungen oder Entdeckungen zu verdanken hätte; aber merkwürdig, daß er der Anthropologie und der Ethnologie weniger nahe gestanden hat als anderen Zweigen. Ein halbes Jahrhundert lang griff er treibend und fördernd ein; er bewältigte die ungeheure Fülle des lawinenartig anwachsenden Stoffes durch seinen umfassenden Genius und durch eine Rastlosigkeit des Fleißes, ohne die Großes nicht zu erreichen ist. Davon zeugen seine unsterblichen Werke.

Es gewährt ein eigenthümliches, hohes Interesse, zu verfolgen, wie Alexander von Humboldt gearbeitet hat. Sein geographischer Briefwechsel gestattet uns einen Einblick in die Art und Weise seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Wir sehen, wie er während eines Zeitraums von dreißig Jahren mit unablässiger Aufmerksamkeit den Bewegungen auf dem Gebiete der Erdkunde folgt, überall eingreift und thätig ist, jedem neuen und wichtigen Resultate seine Theilnahme zuwendet. In ihm glühte ein heiliges Feuer für die Wissenschaft; für diese war er begeistert, und er stand da als ihr Hoherpriester.

Dieser Briefwechsel*) enthält die wichtigsten Beiträge zur neuern Geschichte der Geographie, welche gerade in unserer Zeit so außerordentliche Fortschritte gemacht hat und in welcher wir Deutschen — selbst die Ausländer gestehen es zu — unbestritten alle anderen Völkern überragen. Neben Karl Ritter und Alexander von Humboldt haben sie keine gleich ebenbürtigen Männer zu setzen. In diesem Briefwechsel finden wir Mittheilungen hervorragender Gelehrten aus beiden Erdhälften und werthvolle Abhandlungen, die früher entweder noch nicht gedruckt oder doch in Zeitschriften zerstreut waren. Man kann hier den Gang verfolgen, welchen die Entwickelung der Geographie genommen hat; Briefe wie Beiträge sind in hohem Grade belehrend, und nicht nur der Gelehrte von Fach findet reiche Ausbeute, sondern auch der Freund der Erdkunde erhält manche Anregungen und Aufschlüsse über wichtige Sachen und bedeutende Personen.

Die Briefe sind nicht etwa nur an Herrn Berghaus geschrieben, sondern auch an andere Männer der Wissenschaft. Gleich der erste, vom Juli 1825, ist aus Paris an den seiner Zeit bekannten K. F. V. Hoffmann in Stuttgart gerichtet. Humboldt äußert, daß er gern als Mitarbeiter an der Zeitschrift wirken wolle. „Bücher, die mir gehören, gebe ich gern, sende sie auch, wenn Sie es wünschen, zu Ihnen nach Stuttgart, ohne sie zurückzufordern, da ich, reisefertig, selbst nichts besitze. Bisweilen werde ich kleine Notizen an Sie, Berghaus oder Ritter zusammendrängen; das ist eine freie und bequeme Form. Ich habe heute Herrn von Cotta Briefe aus Paraguay mitgetheilt, die einiges Licht über den sonderbaren Zustand dieses tief verschleierten Landes verbreiten. Ich habe mit Fleiß nichts weggestrichen, was blos unterhaltend ist. Da ich zugleich gründlichere geographische Betrachtungen beigefügt, so halte ich eine solche Mischung dem Journal am zuträglichsten."

„Um der Erd- und Völkerkunde Leben zu geben, ist es oft nothwendig, von dem strengen Weg abzuweichen, ohne in das Anekdotenwesen, wie Zach, zu verfallen." Dann fügt der große Gelehrte bescheiden hinzu: „Ich bitte Sie, mir frei zu sagen, ob Sie mit dem Tone meines Aufsatzes zufrieden sind. Es liegt mir daran, so zu arbeiten, wie Sie nach Ihrer Ansicht es wünschen."

An politischen Streiflichtern fehlt es in diesem Briefwechsel nicht. So schreibt Humboldt aus Paris unterm 1. Juli 1825 an Berghaus, im Hinblick auf die Erhebung Deutschlands von 1813: „Was ist aus den unendlichen Opfern von Gut und Blut geworden? Wie es kommen würde, merkte man schon 1814, als die hohen Herren hier versammelt waren. Und nun erst Wien! Mein Bruder hatte die besten Vorsätze, als er nach Wien ging; allein — — —! Männer von Talent finden hier in der Weltstadt bald und dauernd Anerkennung; aber in Berlins nebuloser Atmosphäre, die den Gesichtskreis ringsum verschleiert, und wo Alles und Jedes nach der Schreiberschablone gemessen wird, kann davon nicht die Rede sein."

In einem folgenden Briefe bemerkt er, im Hinblick auf eine statistische Uebersicht von Peru, daß man auf seiner Hut sein müsse, nicht alle Angaben, die aus fernen Erdtheilen nach Europa gelangen, auch als neu zu betrachten. Der Nordamerikaner Poinsett hatte 1818 zu Washington eine solche Uebersicht veröffentlicht; Humboldt aber weis't nach, daß dieselbe einem 1793 in Lima erschienenen Werk entlehnt sei. Damals hatte Lima 52,627 Seelen, Truxillo 5790; das ganze damalige Vicekönigreich Peru war auf 1,076,997 Seelen herabgekommen, wovon 619,000 als Indianer angegeben werden.

Humboldt fand 1825 als Ergebniß seiner neuesten Untersuchungen, daß die Gesammtbevölkerung des Spanischen Amerika, des kontinentalen sowohl wie des insularischen, auf einem Flächenraume von 371,380 Quadratlieues (20 Längenlieues = 1° des Aequators) folgendermaßen zu stehen komme:

Indier	6,530,000	oder 45	Procent
Vermischte Rassen	5,291,000	„ 32	„
Weiße	3,243,000	„ 19	„
Schwarze . . .	721,000	„ 4	„
Zusammen	16,785,000	Seelen.	

Sehr richtig hebt Humboldt hervor, daß man auf die früheren Verhältnisse Rücksicht zu nehmen habe, um die Entwickelung jener Länder an der Hand sicherer Daten verfolgen zu können. Er erwähnt, daß Boussingault ihm aus Santa Fé de Bogotá in Neu-Granada wichtige Höhenmessungen über verschiedene noch nicht untersuchte Gebirge, sodann astronomische Ortsbestimmungen und neue Untersuchungen über den Kuhbaum (Palo de Vacca, Galactodendrum utile) zugeschickt habe, dessen Saft bekanntlich ein Nahrungsmittel für Menschen ist.

Ritter, meint H., „taumele im asiatischen Far East umher" und werde für den Augenblick vielleicht keinen speciellen Werth auf südamerikanische Ortsbestimmungen und Berghöhen legen. Nachher äußert er sich über die See-Expeditionen, auf welche die Franzosen damals mit Eifer eingingen. „Sie sind eine kostspielige Sache. Eine kleine Portion nationaler und persönlicher Eitelkeit ist dabei im Spiele. Nach dem Frieden wollte die französische Marine den Engländern den Beweis liefern, daß sie unter der weißen Flagge in wissenschaftlichen Dingen Das zu leisten vermöge,

---

*) Alexander von Humboldt „Briefwechsel mit Heinrich Berghaus". Das Werk, in der äußern Ausstattung jener des Kosmos gleich, befindet sich unter der Presse und wird im Verlage von Costenoble im Laufe der nächsten Monate vollständig in drei Bänden erscheinen. Der Herr Verleger hat die Freundlichkeit, dem Herausgeber des Globus die einzelnen Bogen zu übersenden, sobald sie die Presse verlassen.

was ihr mit der Tricolore wegen der allgemeinen Seesperre nicht möglich gewesen war. „So betrieb Freycinet, der als erster Lieutenant unter Kapt. Baudin (dessen Expedition ich einst mich anschließen wollte) gedient hatte, seit 1816 die erste Expedition, die unter dessen Befehl gestellt wurde, und Duperrey war sein erster Lieutenant. — Duperrey wollte seinen Namen auch an eine große See-Expedition knüpfen, als oberster Führer derselben. Dumont d'Urville war sein erster Lieutenant. Kaum ist daran zu zweifeln, daß dieser nun auch mit einem Plane zu einer neuesten oder dritten Expedition vorrücken werde, um von einer d'Urville'schen Erdumschiffung sprechen zu machen (— diese Annahme H.'s ist denn auch eingetroffen, und die Wissenschaft hat sich darüber nicht zu beklagen —). Das sind menschliche Schwächen, über die man gern hinwegsieht, wenn nur unsere Erkenntniß dabei gewinnt."

Unterm 16. August 1825 kommt er auf Poinsett's statistisches Gemälde von Peru zurück. Berghaus hatte H.'s Ausdruck: „Entwickelung" der staatlichen Verhältnisse in den Republiken des Spanischen Amerika in „Verwickelung" umgeändert, und die Kreolen eine „entartete oder doch der Entartung entgegengehende Rasse" genannt.

Humboldt bemerkt nun: „Sie haben Recht. Nirgends sind die politischen Zustände verwickelter als in den neuen Gesellschaften des westlichen Kontinents. Wir müssen bei Beurtheilung dieser Erscheinung aber nicht zu streng sein und Vieles in derselben auf Rechnung des Jahrhunderte langen Druckes stellen, den das Mutterland auf die Kolonien ausgeübt hat: daher die Entfesselung der Leidenschaften, unter deren Herrschaft der klare Blick verschleiert ist. Ich sehe nicht so düster wie Sie in die Zukunft des Spanischen Amerika; obwohl dasjenige, was Sie über die körperliche Ausartung des Spaniers der Neuen Welt sagen, nachdem Erneuerungen des europäischen Blutes durch Einwanderung vom Mutterland aufgehört haben, mir der Beachtung sehr werth zu sein scheint, vor allen Dingen, wo es sich um die Bevölkerung der Küstenländer unter den Tropen handelt. Auf den Plateaux ist es weniger zu besorgen, da der europäische Mensch sich hier seit den Tagen der Conquistadoren akklimatisirt hat." —

Humboldt täuschte sich. Ein Blick auf Mexiko, Centralamerika, Venezuela, Neugranada, Ecuador, Bolivia und Peru zeigt das. Der große Mann hatte noch manche Ideen aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo man von einem abstrakten Menschen träumte und noch keine eigentliche Wissenschaft der Anthropologie und Ethnologie hatte. Man faßte den „Menschen" viel zu allgemein und schablonenmäßig, legte auf die verschiedene Begabung und immanenten Anlagen der verschiedenen großen Menschengruppen, auf die verschiedenen Kulturwerthe und Kulturmöglichkeiten bei weitem nicht das gebührende Gewicht, schlug die Eigenthümlichkeiten der Rassen- und Blutmischungen nicht hoch genug an. Der Mensch ist dasjenige Naturerzeugniß, mit welchem Humboldt sich weniger eingehend beschäftigt hat als mit anderen. Es war eine Schwäche von ihm, ein abstrakter Philanthrop zu sein, z. B. in der Negerfrage; darüber konnte er nicht die geringste wissenschaftliche Einwendung ertragen; er mochte darüber nicht einmal etwas lesen, man sollte nicht einmal davon sprechen.

Er schreibt weiter an Berghaus: „Und selbst den — Bürgern der Vereinigten Staaten stellen Sie ein böses Prognostikon! Ich glaube, Sie gehen zu weit. Hier hört die Einwanderung doch niemals auf; also neuer Zuschuß in Hülle und Fülle und klimatische Zustände, die den unserigen nahe verwandt sind, walten ob; ich glaube dies in meinem Memoire über die Isothermen klar dargelegt zu haben."*)

„Ein Anderes ist es, wenn, wie Sie sehr richtig bemerken, die Sklavenfrage dereinst zum Ausbruche kommen sollte; für den Fall theile ich vollständig Ihre Ansicht über das Precarium des staatlichen Bestandes der nordamerikanischen Union. Ich wünsche diesen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, sehr viel auf die Vereinigten Staaten, weil sie der Hort einer vernünftigen Freiheit sind."

Sie waren ein Hort der vernünftigen Freiheit noch vor dreißig Jahren, als Humboldt diese Worte schrieb. Seitdem aber ist die Entartung des öffentlichen Lebens mit Riesenschritten vorwärts gegangen; die unkontrolirte Demokratie hat sich selber zu Grunde gerichtet. Die Union ist von gewissenlosen Aemterjägern und fanatischen, wahnwitzigen Abolitionisten zu Grunde gerichtet worden, und die Nord-Union, das Yankeeland, wird zugleich heimgesucht von wilder Anarchie und von einem abscheulichen Militärdespotismus, der doppelt widerwärtig erscheint, weil er von einer „Gaunerbande armseliger Stellenjäger, ohne Charakter und Talent, Geschöpfen einer revolutionären Minderheit" ausgeübt wird. So drückte sich ein deutsch-amerikanisches Blatt aus.

Lehrreich ist in dem Briefwechsel H's. die Abhandlung über die Gestalt und das Klima des Hochlandes in der iberischen Halbinsel, deren Resultate nun längst Gemeingut sind. Das beweisen Moritz Willkomm's treffliche Bücher über die pyrenäische Halbinsel.

Am 31. August 1825 schreibt H., ein Pariser Freund habe ihm aus London über das muthmaßliche Ende des Niger in der Bucht von Benin geschrieben. Humboldt antwortete demselben, diese Voraussetzung sei keineswegs eine englische Erfindung, sondern zum ersten Male vor bereits 20 Jahren von einem unserer Landsleute ausgesprochen worden, „von einem Manne, der außer dem kleinen Gebirgswasser der Saale in ihrem Oberlaufe bei Saalburg und Saalfeld etwa, nie in seinem Leben einen großen Strom gesehen hat, nämlich von Reichard in Lobenstein, den ich, als ich als Bergmeister in Steben am Fichtelgebirge stand, persönlich gekannt habe. Ich habe es nie recht begreifen können, wie ein Mann, der, einem Reichard gleich, in einem kleinen Bergstädtchen des reussischen Voigtlandes, ein vereinsamtes Leben führen muß, ohne alle Bücher, Karten und andere literarische Hülfsmittel, ein so gründlicher, tief forschender Geographus hat werden können." Bekanntlich hat Reichard's Annahme sich bestätigt; R. Lander fuhr bis in die Mündung des Niger hinab und kam in die Bucht von Benin, 1830, also fünf Jahre später, als H. die obigen Worte geschrieben.

Ein Jahr später berichtet er Mittheilungen, welche ihm Oberst Wilson aus Ostindien schickte, wohin derselbe mit dem ersten Dampfer gegangen war, der überhaupt von England dorthin gefahren ist. „Der Brief ist aus Cawnpore datirt; wo aber in aller hindostanischen Welt liegt dieser Ort? Ich weiß

---

*) H. hat Recht und Unrecht. Seine Isothermen treffen zu, und doch wirkt das Klima Nordamerikas auf die Einwanderer aus Europa sehr bald ein, namentlich auf die Nervenstimmung. Auch die Engländer, selbst wenn sie unvermischt bleiben, gewinnen in den Vereinigten Staaten ein neues Gepräge. Wer viele Yankees gesehen hat, erkennt den Neu-Engländer auf den ersten Blick. Der Hals ist dünner und erscheint länger, obwohl er es eigentlich nicht ist. Der Amerikaner erkennt den Fremden leicht. „He is a stranger; look at his neck, an American has no such neck!" Das Muskel- und das Drüsensystem erhält beim Amerikaner eine Modifikation. Trotz der Uebereinstimmung der Isothermen wirkt das Klima auf den Menschen in Nordamerika anders als in Europa. Wenige Europäer werden dort wohlbeleibt, dagegen setzen Nordamerikaner, die lange in Europa verweilen, Fleisch an. Die fieberhafte Thätigkeit der Nordamerikaner, die Unruhe, Hast und Rastlosigkeit beim Essen rührt wohl mit her von der großen Trockenheit des Klimas. A Yankee type has been developed. This type is not the product of intermixture, since it is seen in the most marked form in the Eastern States, where the race is least mixed. E. Desor on the influence of the Climate of North America on the physical and psychical Constitution. 1853. Einige Auszüge daraus in The Anthropological Review, I. May 1863. p. 180 sq. Ein deutscher Arzt, Dr. Gustav Blöde in Neu-York, hebt hervor, daß „in Nordamerika auch in physischer Beziehung eine neue Nationalität im Entstehen begriffen sei. Sie ist ein Erzeugniß der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten der Alten Welt im Vereine mit den langsam aber sicher und rastlos schaffenden Einflüssen von Boden und Klima." Ich habe Blöde's sehr werthvolle Bemerkungen mitgetheilt in meinen „Geographischen Wanderungen", I, S. 94 bis 103. A.

es nicht, ich finde ihn auf keiner Karte, und keiner der hiesigen (Pariser) geographischen Leute kann es mir sagen, selbst Lapie nicht, der doch so viele Karten von allen Ländern der Welt gemacht hat, und fortwährend — fabricirt. Ich muß mir Aufklärung aus der Hauptstadt der deutschen Civilisation verschaffen, wie man anfängt Berlin zu nennen, — un peu hautainement!"

Es war doch stark, daß H. eine Stadt wie Cânpur nicht kannte, und noch stärker, daß die Pariser „geographischen Leute" über diese Stadt, welche am Ganges liegt und mehr als 100,000 Einwohner zählt, keine Auskunft geben konnten! Man hatte damals schon Gazetteers, und darin wäre die gewünschte Notiz zu finden gewesen. Berghaus gab dann die nöthige Nachweisung.

Die Notizen über die Fahrt des ersten Dampfers, der nach Ostindien ging, der Enterprise, Kapitän Johnston, sind jetzt, da die Sache etwas Alltägliches ist und die Schiffe so rasch fahren, der Vergleichung halber von Interesse. Wilson schreibt:

Abgesegelt von Falmouth 16. August, 7 Uhr Abends.

Vor Anker gegangen am Sanger, der Mündung des Calcutta-River, den 4. December, 7 Uhr Abends.

Ueberhaupt unterwegs gewesen 112 Tage. In dieser Zeit bedienten wir uns

des Dampfes	57 Tage	4 Stunden
und der Segel	44 „	3 „
Am 18. Sptbr. langten wir bei St. Thomas (afrikan. Westküste) an und verweilten .	2 „	18 „
Am 13. Oktober langten wir am Kap der Guten Hoffnung an und lagen daselbst vor Anker	7 „	23 „
Die Zahl der Tage, an denen wir in Bewegung waren, ist daher	101 „	7 „

Beigefügt sind dann meteorologische und Temperaturbeobachtungen. Die Gesammtstrecke, welche von der Enterprise zurückgelegt wurde, beträgt 15,680 Miles; im Durchschnitt eine tägliche Strecke von 155 Miles.

Im Oktober 1826 schreibt H. über seinen Prospektus der „Geographie der Pflanzen", welcher hier im Briefwechsel (S. 64 ff.) wieder abgedruckt wird. Er ist in der That meisterhaft geschrieben.

Es heißt in demselben: — „Unter dem etwas unbestimmten Namen Geographie der Pflanzen knüpft sich die beschreibende Botanik an die Klimatenkunde; sie giebt die Zahl, das Aussehen und die Vertheilung der Gewächse unter den verschiedenen Zonen an, vom Aequator bis zum Polarkreise, von den Tiefen des Oceans und der Gruben mit den Keimen kryptogamischer Pflanzen bis zu der nach geographischer Breite und nach Beschaffenheit der umliegenden Länder verschieden hochliegenden Linie des ewigen Schnees."

„Unvollständig wie die Geologie, aber jünger als dieser Zweig unserer physikalischen Kenntnisse, war sie von Anfang an weniger jenem Trug der Sinne, jenen systematischen Traumbildern ausgesetzt, durch welche des Menschen Einbildungskraft so gern in Ermangelung wirklicher Kenntnisse aushilft. Der Gang der Wissenschaften folgt immer dem Geiste des Jahrhunderts, in welches ihre Entwickelung fällt, und das Studium der Geographie der Pflanzen wurde am eifrigsten zu der Zeit betrieben, wo der Geschmack an Beobachtung vorherrschend geworden und alle Zweige der Naturkenntniß strengere Methoden angenommen haben. Den Reisenden, welche einen großen Strich Land durchwanderten, an fernen Küsten landeten, oder Bergketten erklimmten auf deren Abhang sich die Verschiedenheiten von gleichsam in Stockwerken übereinander liegenden Klimaten zeigt, fielen jeden Augenblick, bei jedem Schritt, die merkwürdigen Erscheinungen in der geographischen Vertheilung der Gewächse auf; man möchte sagen, sie sammelten Materialien für eine Wissenschaft, deren Name kaum gesprochen war."

— — „Linné's Geist befruchtete die Keime einer entstehenden Wissenschaft, aber er gab sich allzukühnen Vermuthungen hin. Haller, Gmelin, Pallas und besonders Johann Reinhold Forster, so wie sein Sohn Georg, studirten mit unablässiger Aufmerksamkeit die geographische Vertheilung einiger Gattungen. — — Menzel, Verfasser einer nicht herausgegebenen Flora von Japan, hat das Wort: Geographie der Pflanzen, ausgesprochen. Es giebt Wissenschaften, deren Name so zu sagen vor der Wissenschaft selbst vorhanden war. So vor 50 Jahren die Meteorologie, das Studium der Physiologie und Pathologie der Pflanzen; fast möchte man auch die Geologie dazu fügen. Der von Menzel ausgesprochene Name ward um's Jahr 1783 fast zu gleicher Zeit von Giraud Soulavie gebraucht." — Weiterhin zeichnet H. in scharfen, die wichtigen Momente hervorhebenden Umrissen, welchen Verlauf die Geschichte der Pflanzengeographie genommen hat, und bezeichnet diese selbst als eine „gemengte Wissenschaft."

Die folgenden Bogen enthalten einen Aufsatz Orbégosôs: Untersuchung der Landenge von Tehuantepec. Humboldt interessirte sich bekanntlich sehr lebhaft für eine Kanalverbindung zwischen den beiden großen Weltmeeren; er hatte die Punkte nachgewiesen, auf welchen er eine solche für möglich und ausführbar hielt; doch haben alle Untersuchungen, die bis heute angestellt worden sind, kein günstiges Ergebniß geliefert.

Im December 1827 schreibt er über „die unerwartet lebhafte Theilnahme, welche meine Vorlesungen über physische Geographie finden". Er fühlt sich dadurch „sehr beschämt", doch werde er sie in irgend einer Form drucken lassen. „Herr von Cotta hat mir den Vorschlag gemacht, das gesprochene Wort durch einen geübten Schnellschreiber an's Papier zu heften, dessen Aufzeichnungen nach jeder Vorlesung durchzusehen und das also gewonnene Manuscript ihm nach Stuttgart zu schicken, damit er es gleich in die Druckerei gebe und bogenweise versenden könne. Er verspricht sich von dieser Manipulation mit ganz frischer Waare einen großartigen Erfolg, und hat mir in dieser Aussicht glänzende Propositionen gemacht. Allein diese können mich weder blenden, noch können sie mich verstricken! Ich habe ihm geantwortet: Nicht Alles, was man auf dem Katheder spreche, könne so ohne Weiteres gedruckt werden; was für die Presse und durch diese für eine längere Zukunft bestimmt sei, müsse wohl und reiflich überlegt, dann niedergeschrieben, überarbeitet, geläutert und gesichtet und mit den Beweisstücken der Schriftsteller in Noten und Citaten beglaubigt werden. In dieser Richtung kenne er ja meine Manier zu schreiben; ich würde auf Grundlage der Notizen, welche ich für meine freien Vorträge benutze, ein Buch über physische Geographie abfassen."

Hier ist die erste Idee zum Kosmos ausgesprochen. Der Brief Humboldt's, in welchem sie zuerst hervortritt, ist datirt Berlin 20. December 1827.

Das Gedeihen der Chinchona in den Nilgherris und der Theepflanzungen in Assam.

Seit Entdeckung der westlichen Erdhalbe sind viele nutzbare Pflanzen kosmopolitisch geworden; die Kontinente haben werthvolle Gegenstände ausgetauscht und an einander abgegeben. Die Reihe derselben ist so lang, daß wir sie nicht aufzählen können; wir wollen nur an ein jüngst von uns erörtertes Beispiel (Globus III, S. 219) erinnern, an die Chinchona, welche durch Markham's Bemühungen aus Peru nach Indien und schon früher durch die Holländer nach Java verpflanzt wurde. Seitdem wir jene Bemerkungen mitgetheilt, ist uns Markham's neuestes Buch (Travels in Peru and India, while superintending the collection of Chinchona plants and seeds in South America, and their introduction into India, London 1862) zu Handen gekommen. Die zweite Abtheilung desselben (S. 331 bis 572) enthält werthvolle Mittheilungen über Indien und insbesondere über die verschiedenen Chinchonaarten und die Art und Weise ihrer Anpflanzung und Eingewöhnung, namentlich in dem Nilgherrigebirge, in der Präsidentschaft Madras, vorzugsweise in Utakamand.

Die Nilgherris, d. h. blauen Berge, weil sie vom Tiefland aus gesehen in blauem Dufte sich zeigen, bilden eine in sich abgeschlossene, vor das 3000 Fuß hohe Tafelland des Dekkan hingestellte Hochlandmasse; diese ist aber durch eine tiefe Kluft von jener Hochebene getrennt. Sie steigt bis zu 8000 Fuß Meereshöhe empor. In den Thalsenkungen, die geringen Luftzug haben, ist die Hitze so stark wie im Tiefland; auf den hochliegenden Gebieten herrscht dagegen mäßige Wärme, im Mittel 13° R. im December hat man bis 3° Kälte. Markham und Mac Ivor fanden in den Nilgherris ein für die Chinchona geeignetes Klima, Feuchtigkeit genug, eine Vegetation und eine Höhe über dem Meere, welche jenen der Chinchonawälder in Südamerika entspricht. In den Gärten der Regierung zu Utakamand waren alle Bedingungen zum Gedeihen einer Baumschule geboten. Von dort aus sollen nun die geeigneten Oertlichkeiten mit Pflanzen versorgt werden, so daß in Indien bald Chinchonawälder die Hügel bedecken. Vom Oktober 1861 unternahm dann Markham mit Mac Ivor eine Reise, um geeignete Punkte ausfindig zu machen, und er hat eine Anzahl derselben näher bestimmt. Das Titelkupfer zu seinem Buche giebt eine photographische Abbildung der Chinchonazucht im botanischen Garten zu Utakamand; schon im August 1861 standen manche Pflanzen in voller Blüte.

Utakamand liegt unter 11° 24′ N. Br., 94° 27′ Ö. L. in der Provinz Koïmbatur, am Fuße der Dodabettakette, 7300 Fuß über dem Meere *), mittlere Wärme 11½° R.; Regenmenge 45 Zoll, nach anderen Angaben 60 Zoll. Der Ort ist ein sogenanntes „Sanitarium", ein wichtiger Genesungsplatz für Europäer, welche dort in der Bergluft den im heißen Tieflande geschwächten Körper wieder kräftigen. Auch befindet sich in Utakamand eine meteorologische Station.

Der Gartendirektor Mac Ivor, welcher die Chinchonapflanze mit Sorgfalt gepflegt hat, giebt nun Rechenschaft über den Erfolg (Athenäum, 6. Juni). Der Versuch ist glänzend gelungen; schon zu Anfange des laufenden Jahres konnten Tausende von Pflanzen abgegeben werden. Wir erfahren, daß sich mehrere Kompagnien gebildet haben, welche ausgedehnte Chinchonawälder anlegen wollen, um dieselben zu geeigneter Zeit kommerziell auszubeuten. Die Befürchtung mancher Botaniker, daß die in Indien gezogene Chinchona nicht dieselben Alkaloide enthalten werde wie jene, welche in Südamerika wild wächst, ist durch sorgfältige chemische Prüfungen vollständig widerlegt worden.

Für die Theepflanzungen in Assam sind die Aussichten geradezu glänzend; schon jetzt liegen großartige Ergebnisse vor. Assam ist eine Region im Süden des Himalaya und des hinterindischen Hochlandes am mittlern Brahmaputra, zumeist Ebene; aus dieser steigen viele Hügelgruppen empor, und die Abhänge des Hochlandes gehören gleichfalls zu Assam, das solchergestalt klimatische Abstufungen darbietet.

Bekanntlich hat Niemand dem chinesischen Thee größere Aufmerksamkeit zugewandt, als Robert Fortune, dessen Reisen auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Er wagte sich in die Theebezirke des Blumenreiches der Mitte und wurde mit allen Manipulationen gründlich vertraut. Seine Ansicht ging dahin, daß Indien jeden Bedarf an Thee, auch der besten Sorten, werde liefern können. Trotz aller Einsprache der Schulgelehrten, hat der Praktiker Recht behalten. Assam liefert jetzt Suchongthee, der auf dem Londoner Markte mit sieben Thalern (21 Schillingen) das Pfund bezahlt wird; ja für die beste Sorte Pekoe aus Assam sind schon 34 Schillinge, also mehr als zehn Thaler, bezahlt worden. Im Jahre 1862 betrugen die Theeernten in Assam, Kaschar und Dardschiling schon 2,203,781 Pfund, und jüngst haben sich wieder Dutzende von Kompagnien gebildet, um Pflanzungen im großen Maßstabe zu gründen.

Uebrigens war Fortune's Gedanke, den Thee in Indien einzubürgern, nicht neu. Schon 1793 leuchtete die Sache dem Lord Macartney ein, welcher die bekannte Gesandtschaftreise nach China machte. Er schickte auch Theepflanzen nach Indien; man wußte aber in jener Zeit die Wichtigkeit nicht zu würdigen und so hatte die Angelegenheit weiter keine praktischen Folgen.

Weder in China noch in Japan ist seither der Thee in wildem Zustande gefunden worden; man kennt ihn lediglich als Kulturpflanze. Es liegen geschichtliche Beweise vor, daß er von Japan durch buddhistische Priester nach China gekommen ist, wahrscheinlich schon vor dem neunten Jahrhundert. In geschichtlichen Werken wird erzählt, daß im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein chinesischer Minister Thee getrunken habe; eine Abgabe auf den letztern wurde zuerst um das Jahr 800 nach Christus gelegt. Keine Mittheilung sagt, daß die Theepflanze in irgend einem Theile Chinas ursprünglich einheimisch sei; ebenso wenig läßt sich behaupten, daß der Thee bereits im hohen Alterthume Nationalgetränk gewesen. Der Gebrauch verbreitete sich allmälig, und das spricht vielleicht dafür, daß man ihn von auswärts her entlehnt habe.

Im Jahre 1816 schickte Gardiner, britischer Resident am Hofe von Nipâl, von dort eine wilde Theepflanze nach Calcutta; von dort schaffte man dieselbe nach London. Dann schickte 1826 David Scott aus Mannipur Blätter von einem Strauche, welchen er für den „ächten Thee" erklärte. Einige Jahre nachher erhielt Lieutenant Charlton einige junge Theepflanzen aus Bisa in Assam; sie waren in der Umgegend jener Stadt gewachsen. Auch noch von anderen Männern, z. B. Major Bruce und dessen Bruder, wurden dergleichen eingeschickt.

Das Alles war jedoch vergeblich. Der berühmte Botaniker Dr. Wallich, damals Direktor des botanischen Gartens in Calcutta, hatte sich steif und fest in den Kopf gesetzt, der sogenannte wilde Thee aus Assam sei nicht eine Thea, sondern eine Camellia. Die Gesellschaft der Künste in London dagegen gab dem Herrn Bruce ihre goldene Medaille, „weil er die Theeregion ent-

---

*) Nach J. Hartwig Brauer, der in Stein's Handbuche der Geographie und Statistik, neu bearbeitet von Wappäus, Asien mit großem Fleiße darstellt (Bd. II, Lief. V, S. 581). Es liegt ein Widerspruch darin, wenn der Verfasser vorher S. 579 dem Dodabettaberge nur 6751 Fuß Höhe giebt. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Brauer's Buch die indischen Länder-, Städte- und Volksnamen phonetisch wiedergiebt, so wie sie wirklich lauten. Er verschmäht mit Recht das wilde, ganz abscheuliche Chaos der Namenschreibung, welche die Engländer eingeführt haben. In Deutschland wenigstens sollte man eine so widersinnigen Kakographie fernerhin nicht mehr nachahmen. Uebrigens sind die Gebrüder Schlagintweit schon mit gutem Beispiele vorangegangen. A.

deckt habe und in Assam Thee pflanze und zubereite". Wallich hatte durchaus Unrecht. Zum Ueberflusse hat unser Landsmann Barthold Seemann nachgewiesen, daß der Assamthee als die Urpflanze zu betrachten sei, von welcher die verschiedenen Arten in China abstammen.

Lord William Bentinck gab sich als Generalstatthalter von Indien große Mühe, die Anpflanzung des Theestrauchs dort in Aufnahme zu bringen; er setzte einen „Theeausschuß" ein, dessen Mitglied Wallich war. Dieser steifnackige Gelehrte blieb auch dann noch bei seiner Camellientheorie, als schon längst guter, trinkbarer Thee aus der wilden Assampflanze bereitet und getrunken wurde. Als er 1834 die Thatsache nicht mehr in Abrede stellen konnte, bewog er den Theeausschuß, mit einem Urtheile zurückzuhalten, bis man die Blüten gesehen und untersucht habe. Acht Jahre vergingen, ohne daß ein Urtheil gesprochen wurde. Inzwischen hatten andere, weniger rechthaberische Botaniker sich der Sache angenommen, z. B. Dr. Falconer, M'Clelland und vor allen Griffith. Während der „Theeausschuß" sich schweigend verhielt, wurde 1839 in London das Pfund Assamthee mit, wie schon bemerkt, 21 und 34 Schillingen bezahlt. Man bildete die „Aktiengesellschaft Assam" mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling. Sie begann ihre Arbeiten im Jahre 1840, wurde aber außerordentlich schlecht verwaltet und kam dem Bankerott nahe. Das entmuthigte jedoch einzelne unternehmende Männer nicht; namentlich behielten einige Offiziere ungeschwächten Eifer. Oberstlieutenant Hannay pflanzte chinesische Theesorten und hatte schon 1851 große Erfolge aufzuweisen.

Von da an nahm die Sache einen gesunden Aufschwung; die Gärten der halb zu Grunde gerichteten Kompagnie lieferten auch Ertrag, schon 1852 konnte eine gute Dividende gezahlt werden, und der Assamthee ist sehr gesucht.

Wir haben über denselben amtliche Erhebungen, welche sich auf den Juli 1862 beziehen. Damals waren in Assam für Theepflanzungen 71,218 Acres bestimmt worden, und von diesen 13,222 wirklich bepflanzt. Der Ernteertrag wurde auf 1,788,737 Pfund Thee veranschlagt; man beschäftigte 16,611 Taglöhner. In Assam waren 160 Theeplantagen, welche 60 Eigenthümern (theils Kompagnien, theils Privatpersonen) gehörten. Die Aktien der erwähnten Assamkompagnie, welche ursprünglich auf 20 Pfd. St. lauteten, waren 1841 in Calcutta das Stück für eine halbe Rupie zu haben (10 Silbergroschen); jetzt werden sie mit mehr als 450 Rupien (zu 20 Silbergroschen) bezahlt und sind dafür kaum zu haben.

Uebrigens ist der Theebau nicht lediglich auf Assam beschränkt. In der Provinz Kaschar sind vorerst 68,149 Acres für denselben bestimmt und 6077 waren unter Kultur; sie liefern 336,800 Pfd. fertiger Waare. Auch die Versuche bei Dardschiling im britischen Antheil von Sikkim scheinen Erfolg zu versprechen; doch fragt sich, ob dort bei einer Höhe von 7000 Fuß die Pflanzen nicht durch Frost leiden werden. Sicher ist, daß von dort schon nahe an 80,000 Pfund fertiger, sehr guter Waare als Ertrag eines einzigen Jahres in den Handel gekommen ist.

So viel steht nun fest, daß China nicht mehr das Monopol auf den Thee besitzt. Die Engländer haben die Anpflanzung in großartigem Style begonnen; sie werden ohne Zweifel mit Nachdruck weiter gehen. Auch auf Java lassen die Holländer Thee bauen, und bringen von dort eine gute Waare in den Handel, in jedem Jahre 800,000 bis 1 Million Pfund, wenn wir nicht irren. Der Weltbedarf an Thee kann also gedeckt werden; ohnehin liefert nun auch Japan schon beträchtliche Quantitäten zur Ausfuhr.

Speke's Vorträge über seine Entdeckung der Nilquellen.

Murchison und die Seen der Nilquellen. — Die Angaben des Ptolemäus. — Bemerkungen Vivien St. Martins. — Speke's Mittheilungen über den Nyanza. — Der neuentdeckte See Luero lo Urigi. — Der Fluß Kitangule als Abfluß vieler Seen. — Maschonde in Uganda. — Das Thal von Katonga. — Der Fluß Muorango-Kafu. — Der Luadscherri. — Der Hauptstrom und die Ripon-Fälle. — Die Karuma-Katarakten. — Der Asua im Lande Madi. — Bemerkungen über die Völker und Reiche am Nyanza. — Das Reich Kittara. — Wie es in Uganda mit „hoher Kultur und guter Regierung" beschaffen ist. — „Aufklärung" in Karagueh. — Hohe Berge. — Hofbräuche in Uganda. — Die Seen Akenjara, Lutschura, Ingesi, Winandermere. — Der Berg Mfumbira. — Ueber die „Mondgebirge". — Der Flächeninhalt des Nyanza-Sees. — Resultate. —

Wir haben jüngst die Mittheilungen Murchison's über Speke's und Grant's Reise ausführlich gegeben (Globus IV, S. 175 folg.) und dieselben durch Anmerkungen erläutert. Der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft konnte (am 25. Mai) nur oberflächlich vortragen, was er in aller Eile aus Speke's eben erst eingelaufenen Tagebüchern zusammengestellt hatte. Seitdem ist nun der Reisende selbst in Europa eingetroffen und hat am 22. und 23. Juni in der Londoner geographischen Gesellschaft und in der Royal Institution zwei Vorträge gehalten, welche ein hohes Interesse in Anspruch nahmen. Wir finden Berichte darüber in der Times vom 23. und 24. Juni, verdanken auch der Güte des Herrn Dr. Ravenstein in London eine Kartenskizze über die von Speke entdeckten Regionen; dieselbe enthält mehr Namen und mehr Einzelnheiten als die vor einigen Tagen in London von Stanford veröffentlichte Karte. Die Längenbeobachtungen Speke's hat Herr Ravenstein noch nicht berücksichtigen können, wohl aber die Breitenbeobachtungen.

Speke erwähnte, wie begreiflich, mancher Umstände, welche schon Murchison in seiner Uebersicht hervorgehoben hatte; solche Wiederholungen lassen sich nicht vermeiden. Wir verweisen unsere Leser auf unsere frühere Mittheilung, welche durch die folgenden Angaben ergänzt wird. Daß wir auch unsererseits hier den einen oder andern Punkt zum zweiten Male kurz berühren müssen, liegt in der Sache selbst.

Murchison stellte die beiden Reisenden vor und hielt zum Preis derselben und zu Englands Ruhm eine Rede, die er in eigenthümlicher Weise begann. Er habe, sagte er, in seinem frühern Vortrage darauf hingewiesen, daß keine über 300 Jahre hinausreichenden Karten vorhanden seien, auf welchen eine Spur des großen Sees (Nyanza) angegeben sei; „seitdem habe er aber erfahren, daß derselbe nicht nur auf einer mehr als 1000 Jahre alten arabischen Karte ganz deutlich verzeichnet stehe, sondern daß auch Ptolemäus der erste Geograph gewesen sei, welcher einen Bericht über diese subäquatorialen Seen gegeben habe."

* * *

Das ist doch eigenthümlich für einen in der Wissenschaft hervorragenden Mann, der sich so viel mit afrikanischer Geographie beschäftigt, und wesentlich dazu beigetragen hat, daß Speke und Grant ihre Reise zur Entdeckung der Nilquellen unternehmen konnten! Die Stelle des Ptolomäus über die Seen, aus welchen er den Nil abströmen läßt, hat immer eine große Rolle gespielt;

in allen Handbüchern wird auf sie Bezug genommen, und auch unser alter Cellarius hat die Seen und den Stromlauf abgebildet: Notitia orbis antiqui, Lipsiae 1706. 4. Vol. II. zu p. 216. Seite 246 beschreibt er die Region Azania, in qua plurimi elephantes. Usque ad mare porrigitur et sua habet emporia saltem dromos (Handelsfaktoreien), Arriano teste, qui Azaniam longe in austrum producit. Myrrhifera regio eis aequatorem: Cinnamomifera trans eundem: ultra quam lacus duos posuit, quos Nili vocat, orientalem unum, alterum occidentalem.

Herr Murchison hätte auch in seines Collegen Charles T. Beke, the source of the Nile etc. London 1860, S. 66 und 67, Nachweisungen über die two lakes of the Nile finden können.

Die neueste, sehr gründliche Arbeit des vortrefflichen Vivien de St. Martin hat er wohl nicht gekannt, weil sie erst vor ein paar Wochen erschienen ist. (Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. Etude historique et géographique; ouvrage couronné, en 1860; par l'académie des inscriptions et belles-lettres; accompagné de quatre cartes. Paris, imprimerie impériale, 1863. Lexikonformat.) Ich will das, was V. St. Martin über die Stelle des Ptolemäus bemerkt, hier mittheilen. Der ausgezeichnete französische Gelehrte schildert in der achten Abtheilung, Artikel 5, von S. 467 an, das Aethiopien des Ptolemäus, den Lauf des Nils oberhalb der Katarakten, die Insel Meroë, die oberen Zweigflüsse des Nils, dann das Land der Troglodyten und der Axumiten und bringt zuletzt einen Paragraphen über die Nilquelle. In diesem bemerkt er Folgendes:

Bekanntlich waren bei den Alten die Ansichten sowohl über die Quellen des Stroms wie über dessen Anschwellen sehr verschieden. Nach Einigen kam er fern her aus dem östlichen, nach Anderen aus dem westlichen Aethiopien, oder von den Schneegipfeln des Atlas, oder endlich aus dem unbekannten Süden. Man meinte auch, er ströme auf langen Strecken entweder unter dem Meeresboden, oder unter dem Sande der Wüste, bevor er in bewohnten Ländern, südlich von Aegypten, zu Tage trete. Uebrigens wußte man, daß er oberhalb Meroës zwei Hauptarme habe. Der östliche, welcher durch das Land der Automolen floß, war bis auf 20 Tagereisen jenseit Meroës bekannt; er ist der Astasoba des Eratosthenes, der Astapus des Ptolemäus. Der westliche Arm (bei Eratosthenes und Plinius Astapus genannt) ist zu allen Zeiten als Hauptstrom und Haupt des Nils betrachtet worden; an ihm waren die Centurionen Nero's hinaufgekommen bis zu den weit ausgedehnten Sümpfen, die mehr als 600 römische Meilen oberhalb der Insel Meroë lagen.

Ptolemäus sammelte neue, umfassendere Nachrichten. Er weiß, daß der östliche Arm, auf welchen er seinerseits den Namen Astapus überträgt, aus einem großen See, dem Coloe, kommt, welcher im Lande der Axumiten liegt. Hier haben wir den Blauen Nil, den Bahr el azrek der Araber, den Abaï der Abessinier, und der See Coloe ist der Tzana-See, der See von Dembea, im südlichen Habesch.

Ueber den westlichen Arm bringt Ptolemäus gleichfalls nähere Angaben; er kümmert sich nicht um sagenhafte Ueberlieferungen, welche die Nilquellen weit nach Westen hin verlegen, sondern ihm liegen sie im Süden und in einer Entfernung, die er genauer bestimmen zu können glaubt. Uebrigens war auch diese Angabe nicht neu. Eratosthenes, der fast 400 Jahre vor Ptolemäus lebte, wußte schon, daß der Hauptnilarm, „der Körper des Flusses", wie er sich ausdrückt, gerade von Süden her kommt, wo er aus gewissen Seen abströmt (bei Strabo, Buch 17 S. 786, Casaubonus). Gleichermaßen hatte er erfahren, daß auch der östliche Arm aus einem See komme. Diese Andeutungen stimmen in bemerkenswerther Weise mit den Angaben des Ptolemäus überein, neu sind aber in den letzteren die Einzelnheiten. Diesen gemäß liegt dem alexandrinischen Geographen südlich von der Aequatoriallinie und, ihm zufolge, in einer nicht unbeträchtlichen Entfernung, eine Kette von Gebirgen, welche von Osten nach Westen 10 Grad Ausdehnung hat, das Σελήνης ὄρος. Diese Berge sind mit Schnee bedeckt, und die von ihnen herabkommenden Gewässer fließen in die Nil-Seen, welche ihnen als Aufnahmebecken dienen: ἀφ' οὗ (τῆς Σελήνης ὄρους) ὑποδέχονται τὰς χιόνας αἱ τοῦ Νείλου λίμναι. Diese liegen ungefähr unter einem und demselben Breitengrad, aber weit auseinander (nach der ptolemäischen Karte 8 Grade); der östliche liegt etwas mehr nach Süden hin als der westliche. Aus jedem dieser Seen strömt ein Fluß ab; beide vereinigen sich nachher und bilden den großen Nilarm.

Ptolemäus fand diese Angaben in dem Werke des Marinos aus Tyrus, der zu Ende des ersten oder zu Anfange des zweiten Jahrhunderts schrieb, also ungefähr dreißig Jahre vor Ptolemäus; Marinos seinerseits hatte die Mittheilungen, welche er giebt, aus Berichten griechischer Seefahrer, die aus Aegypten nach der Ostküste von Afrika gefahren sind und die Gestade von Azania besuchten (— bei Ptolemäus bedeutet Azania das Land im Innern Ostafrikas; die Küstenstrecken werden als Barbaria bezeichnet —). Ein gewisser Diogenes war bei seiner Rückfahrt aus Indien auf der Höhe des Promontorium Aromatum (also aus der Gegend des heutigen Kap Guardafui), durch den Nordwind an der Küste von Azania nach Süden hin getrieben und kam nach 25 Tagen bis zu einer geringen Entfernung vom Promontorium Rhaptum oder Rhapta (das im Hintergrunde der Bucht von Sansibar zu suchen ist), und die Gegend der Seen, aus welchen der Nil abströmt. Ptolemäus sagt weiter: „Marinos nun glaubte den Lauf des Nils der Wirklichkeit gemäß verzeichnen zu können, von diesen Seen an, wo der Fluß zuerst auftritt und sichtbar wird (— hierin liegt eine Anspielung auf die oben erwähnten Sagen, denen gemäß er unter dem Meeresboden oder unter der Wüste hinströme —) und ihn dann auf seinem Laufe von Süden gen Norden bis Meroë zu verfolgen."

Nimmt man diesen Bericht streng nach dem Buchstaben, so müßten die Seen, aus welchen der Nil käme, in der Nähe von Rhapta und unweit von der Küste liegen. Marinos wird aber wohl die Angabe des Seefahrers Diogenes ungenau wiedergegeben haben, oder Ptolemäus jene des Marinos, oder möglicherweise hat Diogenes selbst das, was er in jener Gegend, wahrscheinlich von Arabern, hörte, nicht getreu nachgesagt. Ohne Zweifel lautete die ihm gegebene Kunde dahin, daß auf der Höhe des Punktes, an welchem er sich befand, Seen vorhanden seien, in welche die von den Schneegebirgen herabfließenden Gewässer sich ergössen, und daß aus diesen Seen die Flüsse abströmten, welche dann den Nil bilden. — Und das Alles verhält sich auch so. —

So weit Vivien de St. Martin. In England streitet man jetzt, wer denn eigentlich der theoretische Entdecker der Nilquellen sei. In Obigem ist die Antwort gegeben: ein griechischer Seefahrer aus Aegypten, ein verschlagener Ostindienfahrer, Diogenes.

*
* *

Kapitän Speke wurde begrüßt, wie es sich für einen so muthigen Reisenden gebührt; die ganze Versammlung erhob sich ehrerbietig. Er stellte zunächst einen schwarzen Knaben vor, welchen er mitgebracht, und äußerte, daß derselbe einem der intelligentesten Stämme der Aequatorialregion angehöre. Vermöge der freundlichen Gesinnung und der treuen Anhänglichkeit eines Mannes aus demselben Stamme sei es ihm möglich geworden, seine große Aufgabe zu lösen. Er empfahl der britischen Regierung, einigen jungen Leuten dieses Volkes eine gute Erziehung geben zu lassen und sie dann als Konsuln in ihre Heimat zurückzusenden, damit sie nachher in Ostafrika für die Verbreitung des englischen Handels und der Civilisation thätig seien. Der vierzehnjährige Knabe gehört wirklich dem weniger unintelligenten Schlage der Schwarzen an; er hat allerdings wolliges Haar und ist tief schwarz, aber seine Nase ist so ge-

rade und seine Stirn so hoch wie bei einem Europäer. Er benahm sich durchaus unbefangen. Kapitän Grant hat gleichfalls einen schwarzen Knaben mitgebracht.

Speke beschrieb zunächst den Nyanza, „die Hauptquelle des Nils“; er liegt bis unter 3° S. Br. und der Strom ist, von dort an gerechnet bis zu seiner Mündung in's Mittelländische Meer unter 31° N. Br., über 3000 engl. geogr. Miles lang; das macht etwa eine Längenstrecke wie der zehnte Theil des Umfangs der Erde aus. Speke entdeckte, wie bekannt, den See im Jahre 1858 und hielt ihn schon damals für die Hauptquelle des Nils. Die Anwohner erzählten, daß er einen sehr beträchtlichen Umfang habe, und arabische Kaufleute aus Sansibar, welche bis in jene Gegenden gedrungen waren, um Elfenbein aufzukaufen, versicherten, daß aus dem Nyanza ein großer Strom abfließe. Berichte von Eingeborenen lauteten ebenso. Speke meinte, er würde schon 1859 die Frage in's Reine gebracht haben, wenn er damals mit einem indischen Kaufmann nach Uganda gereis't sei; er wurde aber durch Burton's Krankheit daran verhindert.

Dann ging er, wie wir wissen, mit Kapitän Grant nach Ostafrika zurück und gelangte 1861 bis Unyanyembe, 5° südlich vom See. Von dort aber schlug er nicht den frühern Weg ein, sondern einen andern, auf welchem er, wie er aus den Weisungen der Elfenbeinhändler folgern zu können glaubte, zu einem Creek (— das kann Bucht und kann Fluß bedeuten —) an der Westseite des Sees gelangen würde. Aber in der dortigen Landessprache unterscheidet man nicht genau die Ausdrücke Fluß und See, und so fügte es sich, daß Speke nicht zu einem Creek kam, sondern an einen neuen See, den Luero lo Urigi, der in früheren Zeiten eine große Wassermenge enthalten haben muß, jetzt aber rasch austrocknet. Von Westen und Norden aus Karagueh her empfängt der Nyanza seine größte Wasserfülle, vermittelst des Flusses Kitangule, welcher auch das Wasser des Luero lo Urigi und vieler kleineren Seen aufnimmt.*)

Aber alle diese Seen sind im Vergleich zum Nyanza nur Pfützen. Der Kitangule ist ein schöner Strom, läuft in einem tiefen Bette, wie ein großer Kanal, und hat wohl 80 Yards, also 250 Fuß, Breite.

Wodurch werden nun diese zahllosen Seen gebildet?

Die „Mondgebirge“, von denen sie ihr Wasser erhalten, liegen inmitten der Regenzone, und 1862 beobachtete Speke dort 233 mehr oder weniger nasse Tage. Den ersten Ausblick auf den See hatte Speke von Maschonde aus, einer Ortschaft, „in der Uddu-Abtheilung des Landes Uganda“, an der Westseite des großen Wassers. Er ging dann vorwärts nach Norden hin, dem Ufer entlang, bis zum Thale von Katonga, das unter dem Aequator liegt. Das über dem See gelegene Land gewinnt nun einen sehr hübschen Anblick; niedrige Sandsteinhügel, tief von heftigem Regen ausgefurcht, sind mit gigantischem Grase bestanden und mit Gruppen von Bäumen, welche kerzengerade emporragen wie die blauen Gummbäume Australiens. Das Reisen ist übrigens gerade in dieser Gegend ungemein beschwerlich, weil allmälig alle Ströme zurückweichen und das Uferland derselben weit und breit tiefe Moräste bildet.

Als Speke den Aequator überschritten, kam er an den Mworango, einen Strom von mäßiger Größe; man sagte ihm, auch dieser sei ein Abfluß des Sees. Er läuft nach Norden, vereinigt sich mit dem Nil im Königreich Unyoro und bekommt dann einen andern Namen, er heißt nämlich Kafu. Dann überschritt der Reisende den Luadscherri, der gleichfalls aus dem See kommt und in den Nil fließt**); und weiter, im Centrum der Nordküste des Nyanza, kommt aus diesem heraus der Hauptstrom des Nils, fließt über vulkanisches Gestein und bildet 12 Fuß hohe Katarakten, die Ripon Falls. Speke hat den Abfluß aus dem See, zwischen diesem und den Ripon Katarakten als „Kanal Napoleon“ bezeichnet.

Dieser Abfluß des Nyanza, 20 Miles vom Aequator, war der einzige von den aus dem See abfließenden Strömen, welchen Speke untersuchen konnte, „weil der König des Landes den Reisenden barbarische Beschränkungen auferlegte.“ Sie sahen aber die Stellen, wo der Kafu und der Asua in den Nil einmünden, und überschritten den Luadscherri an einem Punkte, der mittewegs zwischen seinem Austritt aus dem See und seiner Mündung in den Hauptstrom, den Nil, liegt.

Speke ging von den Ripon-Fällen am Nil abwärts, zuerst durch eine Reihe von Sandsteinhügeln; jenseits derselben fließt der Strom, schön wie ein Gebirgswasser, gerade nach Norden und bildet weiterhin im Flachland, eine seeartige Erweiterung.

In Unyoro nimmt er dann den Kafu und Luadscherri auf und bleibt schiffbar bis zu den Karumafällen, über welche er mit großem Geräusch herabstürzt. Ueber diesen Punkt hinaus konnte Speke den Nil nicht verfolgen, weil Krieg im Lande war. An den Hauptstrom gelangte er erst wieder im Lande Madi, und auch dort trägt er noch den unverkennbaren Charakter des Nils: weite platte Flächen und lange Stromschnellen.

Dort, im Lande Madi, nimmt er auf seiner Ostseite den schon erwähnten Asua auf, einen großen, aus dem Nyanza kommenden Fluß. Am westlichen Ufer dehnt sich eine große Fläche weit in's Land hinein, bis, wie Speke meint, zum kleinen Luta Nzigi-See. —

So weit reichen die positiven Angaben Speke's, wie wir sie in der Times finden. Der Reisende machte dann noch einige Bemerkungen, auf welche wir unsererseits, offen gestanden, vorerst keinen Werth legen. Speke ist ein muthiger Mann, vor dem wir die größte Hochachtung hegen, und wir haben derselben im Globus oft Ausdruck gegeben. Aber er ist, wie uns bedünkt, kein kritischer Kopf, und seine Beobachtungsgabe scheint auch in Bezug auf ethnologische Verhältnisse keineswegs scharf zu sein. In Betreff der Zuflüsse, welche der Weiße Nil weiter abwärts erhält, erwähnt er des Bahr el Gasal, den er selber nicht besucht hat, über welchen wir aber während der letzten Jahre Vieles erfahren haben und durch Herrn von Heuglin bald noch mehr Kunde erhalten werden. Dann spricht er vom Giraffenfluß, „dessen Quelle noch nicht entdeckt worden sei und dessen Charakter als möglich annehmen läßt, daß auch er aus dem Nyanza-See komme!“

In den Bemerkungen über die Völker der von ihm durchreis'ten Gegenden sagt er, daß die Leute in den Königreichen „äußerst intelligent“ seien; sie wären aber sehr mißtrauisch gegen die Weißen, weil die Sklavenhändler viele Abscheulichkeiten verübt haben. Das letztere ist gewiß richtig und erklärlich. Die Könige liegen ununterbrochen im Kriege mit einander und deshalb desertirten den Reisenden viele Diener. Jene Eingeborenen, mit denen Speke freundlichen Verkehr unterhielt, benahmen sich gut und gaben ihm sogar Schutzwächter mit. Er hält sie für eines und desselben Stammes mit den „Abessiniern“, meint aber, sie hätten eine „starke Hindubeimischung“. Abessinische Blutbeimischung ist in jenen Regionen sehr wahrscheinlich; mit welchen Gründen Speke aber „Hindubeimischung“ dort nachweisen will, darauf sind wir begierig. Und was für Hindu? Arische oder drawidische? „Diese Leute sind schlank und gut gewachsen, haben gerade Nasen und gekräuseltes Haar, haben keine Religion und glauben an keine Seele.“ Und solche Leute bezeichnet Speke als „most intellectual!“ —

Dem Vortrage, welchen Speke in der Royal Institution hielt, entlehnen wir die wichtigsten Angaben. Die Wahuma (Globus IV, S. 177, Anmerkung) und einige andere Stämme am (— westlichen und nördlichen —) Seeufer, betrachtet er als Abkömmlinge der

*) So steht im Berichte der Times, der wir folgen. In einer handschriftlichen Mittheilung, welche wir der Güte des Herrn Dr. Ravenstein verdanken, finden wir noch Folgendes: „Dieser Luero lo Urigi wird durch einen Fluß gespeis't, der aus dem Land Urundi kommt, und fließt zum Kitangule ab, dem wichtigsten Zufluß des Nyanza, so weit Speke's Erfahrung reicht.“ A.

**) So verstehe ich die Worte: Further on the Luajerri follows its (des Kafu) example.

„alten Abessinier“; in dieser Annahme werde er durch Ueberlieferungen bestärkt, welche im Volke leben. Auf die Frage, woher sie gekommen seien, erfolgte allemal die Antwort: aus Norden. Dann stellte Speke den Satz auf, welchen er zuvor hätte beweisen müssen, nämlich: „Die Abessinier verdankten ihren Ursprung einer Vermischung zwischen den Kindern Sem's und Ham's; das Negerblut aber wurde modificirt und abgeschwächt durch semitische Zuthat.“ Das kann aber nur bedingt und partiell zugegeben werden. Speke sagte weiter, daß die Ureingeborenen Abessiniens ursprünglich und wesentlich Ackerbauer gewesen seien; sie wären dann von Nomadenstämmen erobert und unterjocht worden. Dann aber seien diese alten Abessinier allmälig vom Norden herab vorgedrungen, hätten Alles, was sich ihnen widersetzte, bezwungen und das große Königreich Kittara gegründet, welches jetzt, in Folge unaufhörlicher Kriege, in mehrere kleine Königreiche zersplittert ist. Eine eigenthümliche Ueberlieferung, welche Speke aus dem Mund eines Häuptlings erfuhr, erinnere, wie er meint, an den doppelten Ursprung des Volkes. Jener Häuptling erzählte nämlich ganz ernsthaft, die Leute von Kittara seien vormals halb weiß und halb schwarz gewesen; auf der einen Seite des Kopfs hätten sie krauses Haar gehabt und auf der andern sei es schlicht gewesen.

Unyoro bildet jetzt den beträchtlichsten Theil des ehemaligen Kittara. Speke ging auf die Geschichte des Landes ein und verfolgte den Gang derselben bis auf den jetzt regierenden Monarchen. Die fruchtbarsten Gegenden am See nimmt das Königreich Uganda ein; das Volk dieses Landes ist das interessanteste im äquatorialen Afrika; „es ist höher kultivirt und wird besser regiert als alle anderen.“ Wie sich höhere Kultur und gute Regierung mit dem Folgenden zusammenreimt, das ist uns unklar.

Speke bemerkt, in Uganda habe man manche „äußerst unregelmäßige“ Gebräuche. Die Prinzen halten einen ungemein zahlreichen Harem und ihre Nachkommenschaft ist sehr beträchtlich. Wenn ein König stirbt, werden alle seine Söhne verbrannt; man verschont nur den Thronnachfolger und zwei andere Söhne. Diese werden, als eventuelle Ersatzmänner, in Vorrath gehalten, bis nach der Krönung; dann aber wird der eine pensionirt und der andere nach Unyoro in die Verbannung geschickt. Wer sich unordentlich kleidet, begeht ein todeswürdiges Verbrechen, das ihn den Hals kostet, falls er nicht reich genug ist, eine ungeheuer hohe Strafe zu zahlen. Undankbarkeit sei strafwürdig; strafwürdig sei auch schon der Mann, welcher verabsäumt, für eine empfangene Wohlthat seinen Dank zu sagen. Niemand darf vor dem Könige stehen und wer ihn anrührt oder auf eine seiner Frauen einen Blick wirft, verfällt der Todesstrafe. Die Leute glauben an Zauberei und bösen Blick; der König ist allezeit von Frauen umgeben, welche todte Eidechsen in's Haar flechten und mit Bananenwein gefüllte Gefäße in den Händen tragen. —

Man sieht, Kapitän Speke hat Begriffe von „höherer Kultur und guter Regierung“, die ihm durchaus eigenthümlich sind. Er sprach dann von Karagueh, dessen König der „civilisirteste“ von allen sei. Speke verweilte, bevor er nach Uganda ging, längere Zeit bei ihm. „In Manieren, Höflichkeit und Aufklärung (enlightenment) kann man ihn mit vielen Europäern vergleichen. Das rührt zu nicht geringem Theile von dem Einflusse her, welchen Mussa Msuri, ein indischer Kaufmann, auf ihn übte. Dieser gab ihm guten Rath, wie er seinen Bruder, mit dem er Krieg führte, besiegen könne.“ Dieser „aufgeklärte“ König richtete an Herrn Speke sehr viele, äußerst kindische Fragen, zum Beispiel: „Was wird aus den alten Sonnen und weshalb schneidet der Mond der Erde Gesichter zu?“ Der „aufgeklärte“ König wollte auch wissen, ob England, von dessen Dasein er durch die Elfenbeinhändler etwas gehört hatte, ganz Afrika mit Schießpulver in die Luft sprengen könne? Uebrigens benahm er sich ordentlich gegen die weißen Leute; er schickte Boten an den König von Uganda, um sie dem letztern zu empfehlen, fuhr mit Speke und Grant in einem

Skizze des OBEREN NILGEBIETS nach Spekes Original Karte.

Nachen auf dem Murchison-Creek und sie gingen mit ihm und mit den Prinzen auf die Jagd. Wenn sie etwas geschossen hatten, drückte der König ihnen die Hand, eine Sitte, die sonst in jenen Gegenden Afrikas nicht vorkommt. Speke hörte vom Könige Kamrasi, daß nördlich von Unyoro weiße Männer gesehen worden seien; durch sie wären viele Eingeborene vermittelst eines wunderbaren Gewehrs getödtet worden. Darüber wurde Speke sehr besorgt: er nahm an, daß jene weißen Leute die ihm entgegengesandte Partie Petherick's sein könnten.

Mit zahlreichem Gefolge brach er dann nach Uganda auf; es war ihm im Palaste des Königs Rumanika von Karagueh wohl ergangen. Von demselben aus hatte er mehrfach drei oder vier Berggipfel bemerkt, die mehr als 10,000 Fuß hoch sind. Der König von Uganda sandte ihm zur Begrüßung eine Schaar bewaffneter Männer entgegen, welche ihn geleiteten. Ueberall floh das Volk aus den Hütten und ließ die Lebensmittel im Stiche. Die Gegend ist sehr fruchtbar und bildet reizende Landschaften. In der Hauptstadt des Herrschers von Uganda fand Speke es angemessen, alle für denselben bestimmte Geschenke in Baumwolle zu wickeln, weil vor Seiner Majestät Augen nichts gebracht werden darf, was unbedeckt ist. Der Palast bestand aus Hunderten von kegelförmigen Zelten, welche den Vorsprung eines Hügels bedecken. Tausende vom Hofgesinde waren mit allerlei Dingen beschäftigt; manche machten Musik, andere fütterten des Königs Hühner. Speke bat, dem Herrscher aufwarten zu dürfen, und erhielt zur Antwort, daß er sich auf den Boden setzen und das Weitere abwarten solle. Speke ließ aber zurücksagen, er sei ein Prinz und nicht daran gewöhnt, auf der Erde zu sitzen oder zu warten. Eine solche Anmaßung erschien den Hofleuten ungeheuerlich und sie prophezeiten ihm böse Dinge. Er ging aber stracks in den Palast, jagte, wie er sagte, dem König und allen Anderen Schrecken ein und machte sie dadurch gefügig, daß er seinen Regenschirm öffnete; diesen hielten sie für eine gefährliche Zauberwaffe. Nun wurde er vor versammeltem Hofe vom König empfangen und durfte sich auf einen Stuhl setzen. Neben dem Monarchen standen auch jetzt Frauen, welche todte Eidechsen in den Haaren trugen, um den bösen Blick abzuwenden.

Der Herrscher betrachtete sich den weißen Menschen wohl eine Stunde lang und fragte dann: „Hast Du mich gesehen?" Dann ging er in ein anderes Zelt, wo sich genau derselbe Auftritt wiederholte. Darauf folgte Speke ihm in ein drittes Zelt, und dort erst war Seine Majestät Mtesi so herablassend, eine Whitworthsflinte zu besichtigen. Speke bemerkte, in dem Lande, wo er Prinz sei, habe man die Gewohnheit, dem Könige, dessen Land man besuche, Geschenke zu machen, und überreichte dann einige Schießgewehre, Uhren und etwas Pulver; er sprach auch mit dem König über die Möglichkeit, nach Norden hin eine Handelsverbindung zu eröffnen; es dauerte aber lange, bevor er des schwarzen Potentaten Zutrauen gewann. Bei der Abreise erhielt er übrigens von demselben werthvolle Geschenke. Dann, sagt er, sei er weiter geschifft bis Gondokoro, wo er mit Baker zusammentraf. — —

Dies sind Speke's Mittheilungen, so weit sie in der „Times" vor uns liegen. Sie erscheinen, bei allem Interesse, das sie gewähren, im Allgemeinen dürftig und abgerissen, was sich allerdings bei zwei Vorträgen, für welche die Zeit bemessen war, leicht erklärt. Man sieht aber, daß jene angeblich aufgeklärten und civilisirten Könige sammt ihrem Volk auch nichts weiter sind, als schwarze Barbaren in ächt afrikanischem Style.

Speke's Werk wird ohne allen Zweifel in hohem Grad anziehend werden, weil es eine große Menge neuer Thatsachen bringt. Aber die Frage der Nilquellen wird durch Speke immerhin nur erst theilweise beantwortet. Es bleiben noch wichtige Probleme zu lösen; sie liegen nicht nur an der Ostseite des Sees, zwischen diesem und den hohen Schneebergen, sondern auch im Süden und Westen, denn auch den Hauptarm kennen wir in seinem obern Laufe nur erst theilweise, und dasselbe gilt von seinen Zuflüssen, welche aus dem See abströmen oder aus den westlichen Gebirgen kommen.

Wir können die Lücken in dem Berichte der Times aus einer brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. Ravenstein ergänzen. Es heißt in derselben:

„Die Quellflüsse des Nyanza entspringen in dem Mondgebirge Speke's, erweitern sich stellenweise und bilden Seen, die jedoch einen Vergleich mit dem Nyanza nicht aushalten. Der oberste dieser Seen ist der Akenjara in Urundi; weiter unterhalb liegt der Lutschura und westlich von der Residenz Rumanika's (— also in Karagueh —) der Ingesi. Ein noch kleinerer See, von Speke Winandermere genannt, liegt ganz in der Nähe der Residenz. Diese zahlreichen Gewässer kommen vom „Mondgebirge" herab; wir glauben aber, daß Speke sich irre, wenn er in jenen Bergen nördlich vom Tanganyika das „Mondgebirge" zu sehen wähnt (— S. Globus, IV, S. 176, Anmerk. —) Schnee liegt dort nicht, denn der höchste Berg, der Mfumbira, ist nur 10,000 Fuß hoch. Wir werden jedenfalls richtiger verfahren, wenn wir den Namen Mondgebirge auf die Kolosse Kenia und Kilimandscharo übertragen. Der Grund, welchen Speke früher für den Namen Mondgebirge angab (er glaubte nämlich, das Ganze sei nach seiner mondförmigen Gestalt so genannt worden!) ist nicht länger stichhaltig (— und war es auch von vorn herein nicht —), denn es hat sich jetzt in einzelne Gruppen aufgelöst."*)

„Am 1. Januar 1862 verließ Speke die Hauptstadt von Karagueh. Bei Maschonde sah er (— wie früher bemerkt —) zuerst den Nyanza (— das Wort bedeutet im Allgemeinen Wasser, großes Wasser —), der in Uganda Lacera lo lut a Nsige genannt wird, d. h. weiß von todten Heuschrecken, weil Schwärme von Heuschrecken, welche über den See fliegen, häufig ermatten, bevor sie Land erreichen, und von Bootsleuten häufig im See gefunden werden. Der König von Uganda heißt Mtesi; bei ihm blieb Speke fünf Monate lang. In Uganda wird täglich ein Mensch zum Wohle des Staates geschlachtet." —

Diesen Bemerkungen Dr. Ravenstein's fügen wir Einiges aus einem lithographirten Schreiben vom 30. Juni hinzu, welches wir der freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. August Petermann verdanken. Auch er zweifelt nicht mehr daran, daß der Nil aus dem Nyanza komme, „von dessen Umfang und Weite man sich einen Begriff machen könne, wenn man sich vergegenwärtige, daß er nicht blos viel größer als der Genfer- oder Bodensee, ja größer als alle Alpenseen zusammengenommen sei, sondern mehr als doppelt so groß wie die ganze Schweiz, größer als Irland, und etwa eben so groß wie die drei Königreiche Bayern (ohne die Rheinpfalz), Würtemberg und Sachsen zusammengenommen. Nach der Zeichnung der Speke'schen Karte berechnet, ist der Nyanza 1610 deutsche Quadratmeilen = 34,230 englischen Quadratmiles groß; der mit ihm durch einen breiten Kanal zusammenhängende Baringo-See (— aus welchem, wie Herr Ravenstein meldet, der Asua kommen soll, der unterhalb Meri in den Nil mündet —) 210 deutsche oder 4460 englische Quadratmeilen, beide zusammen 1820 deutsche oder 38,690 englische Quadratmeilen." —

Herr Petermann bemerkt: „Der Nyanza ist nur zum kleinsten

*) Es wäre hohe Zeit, daß man die verschwommenen „Mondgebirge" endlich ganz fallen ließe. Man hat sehr viel geographischen Unfug damit angerichtet, viel Spielerei ist damit getrieben worden, auch von Speke. Es ist offenbar, daß die Alten mit dem Ausdrucke Montes Lunae überhaupt nur die hohen Gebirge im äquatorialen Ostafrika im Allgemeinen bezeichnen wollten, daß sie aber Genaueres über dieselben nicht wußten. Dasselbe gilt von den Mondgebirgen der Araber. d'Abbadie verlegte sie sogar nach Gamaro in Enarea, Südabessinien, weil Gamaro an das arabische Kamar, Mond, erinnert; Beke nach Mono moesi, dem Uniamuesi unserer deutschen Missionäre zu Mombas, und Burton's; der Eine also viel zu weit nach Norden, der Andere zu weit nach Süden hin. A.

Theil von Speke, der Baringo gar nicht gesehen oder erforscht worden." —

Speke hat demnach nichts Genaues über die Größe dieser Seen ermittelt, von der ganzen Ostseite und bis wie weit er sich erstreckt, kann er Zuverlässiges nicht wissen, und es bleibt künftigen Reisenden vorbehalten, in wie weit seine Hypothesen und Muthmaßungen richtig oder auch nur annähernd richtig sind. Gewiß bleibt vorerst nur, daß der Nyanza ein großer See ist. Der „kleine" Luta Nzigi-See soll etwa eben so groß sein, wie der von Burton entdeckte Tanganyika.

Wir haben früher im Globus (III, S. 30) der Reisen des Venetianers Miani erwähnt. Er hoffte von Gondokoro bis zum Aequator vorzudringen. „Aber wegen der Aequatorialregen kam ich nicht weiter als bis Galuffi, wo ich meinen Namen in einen Tamarixbaum schnitt." Diese Angabe findet jetzt durch Speke ihre Bestätigung. Er fand diese Tamarinde mit dem Namenseinschnitt unter 3° 45′ N. Br. —

Den nachfolgenden Bemerkungen des Herrn Dr. Petermann schließen wir uns um so lieber und mit voller Ueberzeugung an, da wir selber uns schon oft in ähnlichem Sinne geäußert haben. Er hebt hervor, daß verschiedene Leute Anspruch erheben auf einen Antheil an der Entdeckung der Nilquellen, wenn auch nur auf Grund ihrer theoretischen Folgerungen. „Wenn aber", fährt er fort, „irgend Jemand einen solchen Antheil hat, so sind es die deutschen Missionäre Krapf, Rebmann und Erhardt, die Pioniere der geographischen Erforschung jener Regionen, welche durch ihren langjährigen Aufenthalt an der Küste von Sansibar zuerst in hervorragender Weise die Aufmerksamkeit auf diese Gebiete lenkten, selbst in's Innere vordrangen, die Schneegebirge (an denen ohne Zweifel Zuflüsse des Nyanza ihren Ursprung haben) entdeckten, und durch ihre Forschungen und Erkundigungen zuerst von den durch Burton und Speke besuchten Gegenden Nachricht brachten. Die aus diesen Arbeiten hervorgegangene und im 1. Hefte der „Geographischen Mittheilungen" für 1856 von mir publicirte Karte (Tafel 1) hat bekanntlich unmittelbar die Expeditionen von Burton und Speke veranlaßt; auf ihr steht genau da, wo Speke den Quellsee des Nils entdeckt hat: — Dies mag als das Quellgebiet des Bahr el Abiad (Hauptstrom des Nils) angenommen werden.

Nachschrift.

Seitdem wir das Obige geschrieben hatten und als wir eben die Revision des Druckbogens erhielten, kam uns der Bericht zu, welchen das „Athenäum", Nr. 1861, über Speke's Vortrag bringt. Wir schalten aus demselben noch Einiges ein, um die vorstehenden Angaben zu vervollständigen.

Speke hob wiederholt hervor, daß er den Ufern des Obern Nils nicht allzeit habe folgen können; derselbe sei von ihm berührt und auch befahren worden, je nachdem die Gelegenheit sich dargeboten. Er habe ihn nur theilweise gesehen, und in dem was er berichte, gebe er Nachrichten, welche er von Eingeborenen erhalten, gemischt mit dem, was er selber gesehen und erfahren habe.

Arabische Elfenbeinhändler aus Sansibar hätten mit ihren Sklaven den Nyanza-See in seinem ganzen Umfang umwandert, aber nicht so, daß irgend Einer eine solche Reise im Zusammenhange gemacht, sondern einige an der einen und einige an der andern Seite. Alle behaupteten, daß aus dem See ein großer Fluß abströme; was für ein Strom das sei, wußten sie aber nicht. Von den unter dem Aequator wohnenden Eingeborenen hatten sie verwirrte Angaben gehört, daß weiße Elfenbeinhändler den Nil bis zum 5.° N. Br. besuchen. Die Eingeborenen sagten weiter: wenn der Nil steige, also rascher ströme, trieben Inseln auf ihm hinunter, und das, sagt Speke, ist in der That der Fall. Dieselben bestehen aber nicht aus Erde und Steinen, sondern aus verschlungenen Baumwurzeln, Binsen, Schilf und Gras, und manchmal stehen sogar Hütten darauf. Die heftige Strömung reißt Strecken von den Ufern ab und so bilden sich jene schwimmenden Inseln.

Dieselben Araber beschrieben die Gegend zwischen dem Nil und dem Asua „als eine Insel auf der einen Seite, und das Land, welche das vormalige Königreich Kittaia bildete, erscheint nach ihrem Begriffe gleichfalls als eine Insel, denn es wird fast ganz umzogen von den Flüssen Kitangule und Luta Nzige (— das soll wohl heißen: den Flüssen, welche dem Luta Nzige zum Abzuge dienen, denn dieser selbst ist ja ein See —), vom Nyanza und dem Nil.

Ueber den ersten Grad nördlicher Breite waren aber keine arabischen Kaufleute hinausgekommen und von Geographie verstanden sie nichts. Sie hörten allerlei von den Eingeborenen, begriffen aber nicht vollständig, was diese letzteren ihnen erzählten, und so blieb es ungewiß, von woher der Nil kam.

Speke erzählte dann, wie es gekommen sei, daß er einen neuen See entdeckt habe, den von Uzige, der, wie schon früher bemerkt wurde, rasch austrocknet. Sein oberes Ende liegt in Urundi, von dort zieht er rund um die Süd- und Ostseite von Karagueh in Gestalt eines Gebirgsthales, und der Kitangule führt sein Wasser in den Nyanza ab; er hat aber auf den Höhenstand desselben keinen Einfluß. Der See bekommt seinen größten Wasserzufluß auch vermittelst des Kitangule, aus dem westlichen und südlichen Karagueh; der Kitangule erhält nämlich nicht blos den Abzug jenes Luero lo Nzige, sondern außerdem die Abflüsse vieler kleinerer Seen. Zu diesen gehört (— wie schon oben mitgetheilt wurde —) der Akenyara in Urundi; der Lucknow, der in derselben Seenkette mit jenen liegt (which is the second of a chain with the Akenyara); sodann der Ingerezi und Karagime, dann auch der Winandermere, welcher sehr klein ist. Nachdem der Kitangule alle diese Zuflüsse erhalten hat, ist er ein ansehnlicher Strom mit einer Schnelligkeit von vier Miles in der Stunde; und dieselbe Schnelligkeit hat auch der Nil unterhalb der Ripon-Fälle.

Bootsleute aus Uganda (das Volk dieses Landes wird als Waganda bezeichnet) befahren mit ihren Kähnen den See nach Süden hin bis zur Insel Ukerewe, welche Speke auf seiner ersten Reise von Muanza aus gesehen hat; gen Osten schiffen die Waganda bis über den Kanal Napoleon hinaus, bis zum Nordostwinkel des Nyanza. Hier gelangen sie durch eine breite Wasserstraße in einen andern See. Sie gehen dorthin, um Salz zu holen. „Dieser See ist möglicherweise der Baringo Krapf's; der Letztere erfuhr, daß die Eingeborenen ihn als Salzsee bezeichnen, wahrscheinlich weil salzhaltige Inseln sich in demselben befinden. Ich schließe das daraus, daß auf meiner frühern Reise die Araber, welche mir vom kleinen Luta Nzige erzählten, denselben als einen Salzsee schilderten, der mit dem Nyanza in Verbindung stehe; als ich aber weiter in sie drang, erklärten sie, das letztere sei nicht der Fall; das Wasser des großen Nyanza sei frisch und süß. Die Araber berichteten, ebenso wie Dr. Krapf, nur was sie gehört hatten. Krapf spricht von einem Flusse, der vom Kenia herabkomme und zum Nil fließe. Wenn das sich so verhält, dann muß er ein Zufluß des Baringa- (so schreibt Speke, statt Baringo) Sees sein. Der Ausfluß dieses Baringa ist aber der Asua, welcher in den Nil mündet. Arabische Elfenbeinhändler, welche das ganze Ostufer durchzogen haben, schildern die Gegend dort als ein Land mit niedrigen, wellenförmigen Hügeln, das von keinem Flusse durchzogen werde." —

Man sieht, wie Vieles noch ungewiß ist, welch weiten Spielraum hier überall die Vermuthungen, die Hypothesen und das Hörensagen einnehmen. Allgemeine Anhaltpunkte sind allerdings gewonnen, aber der Kritik und dem Zweifel ist noch ein großes Feld übrig geblieben. Speke's Nachrichten sind fragmentarisch, er wird, wenn er sein Buch schreibt, wohl daran thun, die Aussagen der Eingeborenen nicht zu „vermischen" mit dem, was er selbst gesehen hat. Dieses ist ohnehin schon aller Ehre werth;

er wird aber manche Verirrung vermeiden, wenn er Sicheres und Selbsterlebtes ganz absondert von seinen Hypothesen und die „verwirrten Angaben" der Eingeborenen mittheilt.

Uebrigens wird man in Deutschland hoffentlich den Nyanza-See nicht mit dem überflüssigen Zusatz Victoria versehen. Es haben so viele Gastwirthe und englische Reisende von diesem Namen Gebrauch gemacht, respektive damit Mißbrauch getrieben, daß jede weitere „Victoria" durchaus von Ueberfluß ist. Wir sind nicht verpflichtet, jede geistlose Schrulle oder schablonenmäßige Namengebung, auf welche John Bull sich steift, uns gefallen zu lassen oder anzunehmen.

Kleine Nachrichten.

Ein Vortrag Kapitän Grant's über seine afrikanische Reise, in der ethnologischen Gesellschaft zu London, bezog sich auf die Sitten und Gebräuche der schwarzen Völker im äquatorialen Afrika. Der Redner theilte das Land in zwölf Distrikte ein. Was er über die Völker der Region zwischen der Meeresküste und dem Nyanza-See bemerkte, war nicht neu, und schon von Burton sehr ausführlich behandelt worden. Dann aber schilderte er Uvinza, wohin früher noch kein Europäer gekommen war. Das Land ist wellenförmig, bewaldet, hat malerische Thalgründe und die Bewohner waren bessere Feldbauer als alle anderen, welche Grant in Afrika gesehen. Dann schilderte er Karagneh, über welches, wie unsere Leser wissen, Speke sich schon ausführlich verbreitet hat. Grant fand das Klima wie jenes von England während der Sommermonate, sah aber nur wenige Bäume, jedoch hohes Gras; viel Rindvieh, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen, Paradiesäpfel und Tabak; die Aecker waren gut bebaut. Uganda sei „der Garten von Centralafrika" und sehr dicht bewohnt; man hält viel ungehörntes Rindvieh. Unyoro bilde zu Uganda einen schroffen Gegensatz: dieses Land sei von „immenser" Größe und spärlich bewohnt; das Volk, träg und ohne geistige Regsamkeit, nähre sich vorzugsweise von Getreide und süßen Kartoffeln. Dann sprach er über die Neger, welche am Nil unterhalb Gondokoro wohnen. Seine Bemerkungen waren überhaupt von geringfügiger Bedeutung.

Herr von Heuglin und Dr. Steudner auf dem Bahr el Gasal. Beide Reisende waren am 25. Januar als Begleiter der muthigen Frau Tinne von Chartum stroman gefahren, um den großen westlichen Zufluß des Nils zu befahren und so weit als irgend möglich denselben nach Westen hin zu verfolgen. Aus einer uns von Herrn Dr. Petermann zugekommenen Nachricht ersehen wir, daß Herr von Heuglin, außer anderen werthvollen Arbeiten, auch astronomische Arbeiten nach Gotha eingeschickt hatte, welche er auf der Fahrt von Chartum bis zum See Rek angestellt hatte. Dieselben sind vom Leipziger Astronomen Bruhns berechnet worden, und schon deshalb von großem Werthe, weil wir über die Gegenden südlich von Chartum bisher noch keine Beobachtungen von solcher Genauigkeit hatten. Herr P. bemerkt, daß diese astronomischen Positionen von Heuglin's und die Detailaufnahme des Obern Nils von Ferdinand Werne aus den Jahren 1840 und 1841 auch neben den Arbeiten der Expedition Speke's ihren Werth behaupten werden. —

Wir unsererseits besorgen keineswegs, daß bei uns in Deutschland die hohen Verdienste, welche so manche unserer Landsleute um die afrikanischen Entdeckungen sich erworben haben, nicht nach Gebühr anerkannt würden. Wir preisen die muthigen Engländer, nicht minder freuen wir uns aber auch über den nicht geringern Muth und die, in wissenschaftlicher Beziehung ungleich bedeutenderen, Leistungen der deutschen Reisenden. Diese sind ja eigentlich die Wegweiser und Bahnbrecher gewesen.

Die Irrungen, welche Herr v. Heuglin mit dem Comité in Gotha früher gehabt hat, kümmern uns nicht. Als Reisender rechtfertigt Herr v. Heuglin die Erwartungen, welche man von ihm hegte, und auch wir halten sein Vordringen auf dem Bahr el Gasal für ungemein wichtig. Die Erdkunde darf sich von demselben werthvolle Bereicherungen versprechen.

Der König Radama von Madagaskar ermordet. Die Civilisationskomödie auf Madagaskar hat ein Ende. Die jüngste Ueberlandpost meldet, daß in Antananarive eine Revolution ausgebrochen sei, in welcher der König das Leben verlor. Man übertrug seiner Gemahlin die Regierung, erklärte aber die von Radama mit dem Ausland abgeschlossenen Verträge vorerst für gültig. Frankreich, welches ohnehin einen lüsternen Blick auf Madagaskar gerichtet hält, wird eine solche Veränderung nicht gern sehen; es kann geltend machen, daß seine eigenen und seiner Staatsangehörigen Interessen und Rechte durch die Revolution gekränkt worden seien, und hat Vorwände in Menge, sich in die madagassischen Händel einzumischen, im Namen der Verträge und im Namen der — „Civilisation."

Die Entfernung der Sonne von der Erde. Die Astronomen müssen, bei fortschreitender Kunde über die kosmischen Erscheinungen und in Folge vervollkommneter Werkzeuge für die Beobachtung, manche früheren Berechnungen und Schlüsse ändern. Dafür liegt eben jetzt wieder ein Beispiel vor. Leverrier beschäftigte sich jüngst mit einigen Erscheinungen der Gravitation und fand dabei mehrere Schwierigkeiten, die nur durch die Annahme zu beseitigen waren, daß die Sonne um ein Zehntel leichter oder daß die Erde um ein Zehntel schwerer sei als seither allgemein angenommen wurde. Er war geneigt, die letztere Annahme für richtig zu halten.

Inzwischen hatte Foucault ermittelt, daß die Schnelligkeit, mit welcher das Licht von der Sonne zur Erde gelangt, überschätzt worden ist, und er berechnete, daß die Sonne der Erde um ein Dreißigstel näher sei, als die Astronomen bis jetzt angenommen haben. Durch Foucault's Berechnungen ist Leverrier's Schluß über die geringere Schwere der Sonne bestätigt worden, und seine Beobachtungen über die geringere Schnelligkeit des Lichts haben durch andere, die auf der Sternwarte zu Greenwich angestellt worden sind, sich als richtig bewährt. Statt 95 Millionen Miles ist sie nur 92 Millionen entfernt.

Die Zahl der seither entdeckten kleinen Planeten beträgt jetzt acht und siebenzig; der zuletzt entdeckte heißt Diana. Wahrscheinlich wird noch im Laufe unseres Säculums die Zahl 100 voll werden.

Europäischer Handel mit China. Der Verkehr hat, trotz aller Störungen durch den Krieg zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen, eine großartige Ausdehnung gewonnen. Allein in der Stadt Hankëu am Yangtsekiang, welche bis jetzt den Endpunkt für die von Schanghaï stromauf fahrenden Dampfer bildet, betrug der Waarenumsatz zwischen Europäern und Chinesen den Werth von 152,368,044 Francs. Er wird sich, wenn einmal Friede im Land ist, sehr bald um das Drei- und Vierfache steigern; denn Hankëu wird ein Mittelpunkt und Stapelplatz auch für die großen Provinzen Sze tschuen und Kuëi tschen werden. Am Yangtsekiang sind drei Hafenplätze dem fremden Verkehr geöffnet; Hankëu, Tschinkiang und Kenkiang. Dieser letztere bildet einen Centralpunkt für den Handel mit grünem Thee, wie Hankëu für den schwarzen Thee. Tschinkiang deckt den Ausgang des großen Kaiserkanals, ist Stapelplatz für fünf große Provinzen, aus welchen Flüsse dem großen Strome zufließen, und hat große Niederlagen von Rohseide.

Notizen aus Brasilien. Von einem fleißigen Freunde des Globus, Herrn Karl von Koseritz zu Rio Grande, haben wir wieder eine werthvolle Sendung erhalten, die wir nach und nach mittheilen werden.

Handelsstatistik der Provinz Rio Grande do Sul. Diese Provinz hat vom Juli bis zum December 1862 den Werth von 5,717,507 Milreis oder 2,858,750 Dollars aus verschiedenen Ländern importirt, welche Waaren mit 793,019 Milreis oder 396,509 Dollars versteuert wurden. Dieselbe Provinz exportirte in dem nämlichen Halbjahre Produkte im Werthe von 2,632,914 Milreis (1,316,457 Doll.), die mit 184,303 Milreis (92,151 Doll.) versteuert wurden.

Das Kaiserreich Brasilien hat gegenwärtig folgende öffentliche Anstalten: 2 medicinische Fakultäten, die eine in Rio Janeiro, die andere in Bahia; 2 juridische Fakultäten, eine in S. Paulo, die andere in Recife (Pernambuco). Eine polytechnische Schule (oder mathematische Akademie, escola central) in Rio Janeiro; 2 praktische Militär-Schulen, eine für Infanterie und Artillerie in Rio Janeiro, eine andere für Fußvolk und Reiterei in der Provinz Rio Grande; eine Marine-Akademie in Rio Janeiro; eine Handels-Akademie in Rio Janeiro; ein National-Museum in Rio Janeiro; eine National-Bibliothek mit 100,000 Bänden, ebenda; eine Akademie der Künste, ebenda; eine Akademie der Elementar-Wissenschaften, ebenda; einen

botanischen Garten, ebenda; 7 Priester-Seminare: 1 in Rio, 2 erzbischöfliche in Bahia und 4 in den anderen Provinzen; eine Hülfsgesellschaft der nationalen Industrie in Rio und Bahia; 2 historisch-geographische Institute, eins in Rio, das andere in Porto Alegre Provinz Rio Grande; eine Taubstummen-Anstalt, ein Blinden-Institut, ein großes Hospiz für Verrückte in Rio Janeiro; ein astronomisches Observatorium in Rio.

Mineralschätze der Provinz Rio Grande do Sul. Der Engländer Nathanael Plant, welcher seit längerer Zeit die verschiedenen Steinkohlenlager in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul auf Ordre der Regierung untersuchte, um sie zur Bearbeitung vorzubereiten, hat neuerdings eine sehr reiche und bedeutende Kupfermine am Flusse Quaraim in derselben Provinz entdeckt. Er war zu Ende des Mais soeben in Rio Janeiro, wo er nun ein Privilegium zur Ausbeutung jener neuen Minen eingekommen ist. Derselbe Mineralog hat bereits einige vorzügliche Eisengruben in jener Provinz entdeckt, so wie verschiedene große Steinkohlenlager. Silberminen sind bereits seit langen Jahren bekannt und auf Gold ist ebenfalls in dem Distrikte von Lavras in derselben Provinz gearbeitet worden. Die neue Kupfermine soll sehr bedeutend sein und es unterliegt keinem Zweifel, daß die genannte Provinz eine äußerst metallreiche Region ist, der vor der Hand nur Arme zur Verwerthung der Reichthümer mangeln, die in ihrem Schooße verborgen schlummern.

Marktleben zu San José in Costarica. Wilhelm Marr hat jüngst in Hamburg (bei Meißner) eine in vieler Beziehung für den Leser ergötzliche Reise nach Central-Amerika veröffentlicht, der wir das Folgende entlehnen.

So still und öde die Straßen von San José im Allgemeinen sind, so verwandelt sich jeden Sonnabend Vormittags die Scene wunderbar. Der ganze Ort ist lebendig, denn die weite Hochebene giebt sich an diesem Tage Rendezvous auf der Plaza. Der Sonnabend ist der Markttag, an dem sich die Hausfrauen für die ganze Woche mit Gemüse versorgen. Die große Plaza ist bedeckt mit Buden von Leinwand, in welchen der Kleinhandel außerdem alle Erzeugnisse fremder Industrie feilbietet. Landmädchen in ihren malerischen Trachten sitzen am Boden gekauert und bieten Eier, Früchte, Butter &c. aus. Indianer kommen mit Mais und Cacao zu Markt. Ambulante Händler, Jungen von 9 bis 10 Jahren, drängen sich mit ihrem Krame, welcher oft nur aus wenigen Gegenständen besteht, wie Nadeln, Zwirn und Band, durch die Menge. Zu Pferde und zu Fuß wird geschachert. Die weiche, indolente Bevölkerung ist wie umgewandelt, denn der Schachergeist ist das Lebensprincip derselben. Der Präsident der Republik verschmäht es an diesem Tage nicht, dem Bauer einige Ellen Kattun abzuschneiden; der Finanzminister redet sich die Kehle heiser, um dem Käufer zu beweisen, daß ein elendes Trinkglas von ihm mit Schaden verkauft werde. Offiziere, Hauptleute und Majore stehen hier hinter dem improvisirten Ladentisch und verkaufen Nägel, Federmesser, Scheeren; Richter des obersten Gerichtshofes detailliren baumwollene Strümpfe; Advokaten bringen Pferdedecken an den Mann, Aerzte verschänken Sodawasser und Magenbittern in ihren Apotheken, ja Geistliche versehen interimistisch den Dienst des Ellenreiters, während der eigentliche Verkäufer frühstückt. Die Stufen, welche zur Kathedrale führen, sind bedeckt mit Strohhüten, Sattelzeug des Landes, Raketen, Steinzeug u. s. w. Und während drinnen Messe gelesen wird, treiben die Krämer am Eingang ihr Gewerbe.

Es ist eine traurige Erscheinung, dieser Schachergeist, bei einer von Natur ackerbautreibenden Bevölkerung. Die ganze Erziehung des Menschen läuft hier darauf hinaus, ihn dem wahren Lebensberufe zu entfremden, und so redlich und treuherzig der ältere Theil der Bevölkerung von Costarica ist, so konfus fangen die Begriffe von Mein und Dein bei der Jugend bereits zu werden an, und Eltern und Erzieher leisten systematisch der Neigung Vorschub, statt einer geregelten Beschäftigung sich dem Schacher zu ergeben. Gaunereien, ja kleine Diebstähle sind daher auch bei den Söhnen der besten Familien, welche Sonnabends als Trucheros (Hausirer) die Plaza besuchen, nichts Seltenes. Nachdem zwei oder drei Käufer angeführt sind, wird der Rest der Waaren um jeden Preis verschleudert. Kräftige, junge Leute ziehen es vor, statt das Land zu bebauen, zu handeln. Kredit ist bald gefunden; die Waaren werden verkauft und mit dem Erlös wird Hazard gespielt. Ist der Truchero hierin glücklich, d. h. versteht er zu betrügen, so zahlt er dem Kaufmann; wo nicht, so macht er Bankerott. Dem Landbau werden von Jahr zu Jahr mehr Kräfte durch diesen Gebrauch entzogen. Die höchsten Behörden gehen, der Konstitution zum Trotz, mit schlechtem Beispiele voran, und die Masse versumpft auch in diesem herrlichen Lande zusehends. Die Hamburger sogenannte Judenbörse ist ein Salon gegen die Schäbigkeit des hiesigen Kleinhandels. Das ganze Raffinement des Handels oscillirt hier im Kleinsten, und Unverstand, Erziehung, schlechtes Beispiel wird auch aus den Costaricanern über kurz oder lang eine raza perdida machen, wenn nicht im eigenen Lande eine kräftigere Regierung Wandel schafft oder Bruder Jonathan seine Klauen darüber ausstreckt.

Auf jedem Markte pflegen mehr Käufer als Verkäufer zu sein. Hier ist es umgekehrt. Hier kauft und verkauft Alles. Die Frau des Plantagenbesitzers schickt Papiercigarren zu Markte, Don Rafael Escalante läßt Thee kolportiren, und für den Erlös kaufen sie ihre Bedürfnisse. Ja man kauft, um kaufen zu können. Man kauft nämlich Cacaobohnen ein, welche die Stelle der Scheidemünze vertreten, da die kleinste geprägte Münze ein Medio Real = 1/16 Dollar ist, und manche Produkte, wie Bananen, Orangen u. s. w., so billig sind, daß man zu viel erhält, um sie fortzubringen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, am Sonnabend leben in ganz San José nicht zehn Eingeborene, welche eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, abgerechnet höchstens die Kinder unter drei Jahren.

Für den Touristen ist das bunte Bild solcher Markttage höchst interessant. Er glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Das Schreien und Lärmen, die bunten Gruppen würden den Genremalern, die bei uns so dürftig auf ihre mageren Süjets Jagd machen, für's ganze Leben Stoff bieten. Das neue, phantastische Schauspiel, die tollsten Abwechselungen und vor Allem diese Verschiedenheiten der einzelnen Physiognomien, vom steifen Don bis zum stupiden Indianer herab, der tiefäugig und straffhaarig in's Blaue stiert, — das Alles regt gewaltig an und erheitert — den Fremden, der den tiefen moralischen Krebsschaden der Bevölkerung nicht eher gewahr wird, als bis man ihm sagt: so und so viel Kaffee muß an den Bäumen verfaulen wegen Mangel an Arbeitskräften.

Und, sollte man es glauben, obgleich tausend Stufen höher in der Kultur als Nicaragua, ist auch in diesem reizenden Land oft Mangel. Brächte man z. B. Butter centnerweise zu Markte, sie würde verkauft werden, und doch ist bei den herrlichsten Wiesen, bei dem schönsten Vieh der fühlbarste Mangel an Butter und Milch, indem die angeborene Indolenz den Producenten nur so viel arbeiten läßt, als er nothdürftig braucht; und nur in dem Universalschacher muß die Ursache der dürftigen Produktionsfähigkeit gesucht werden.

Ich wollte mir ein Päckchen Streichhölzer kaufen und trat zu dem Ende in einen kleinen, unansehnlichen Laden in der Carmenstraße. Hinter dem Ladentische stand, umgeben von einem wahren Chaos aller möglichen und unmöglichen Gegenstände, ein kleiner, etwas gedrungener Mann, dessen Physiognomie auf den ersten Blick die gewöhnlichste der Welt zu sein schien, neben einer einfach gekleideten Dame, deren Auge einen klug berechnenden Glanz warf und deren Profil edel genannt werden durfte. Die beiden Leute hatten Mühe, sich in dem Gewirre von Waaren, das sie umgab, zu bewegen. Tassen, Gläser, Aexte, Spielsachen, Glasperlenschnüre, Kattune, Stearinlichte, Seidenzeuge, Flinten, Säbel, Leuchter, Olivenöl, Merinos und gelbe Seife, Tinte und Kölnischwasser, Flaschen, Schirme, Säcke, Peitschen, Hüte und Stiefel, eiserne Kesseln, Machetes (Haumesser) und Guitarren, Akkordions und Essigkaraffen — das lag, hing und stand auf-, über- und nebeneinander geschichtet und gedrängt, und schien kaum Platz zum Athemholen, geschweige zur Bewegung, gelassen zu haben. Doch das Paar bewegte sich in dem Waarenkäfig; es handhabte Elle, wog und zählte, und während sie mit ungemeiner Zungenvolubilität einigen Señoras Seidenband verkaufte, demonstrirte er gerade mit einem lauten „Jesuus!" einem Kerl in kurzer Jacke, welcher ein paar Sporen erstand, wie wenig daran verdient werde.

Auch ich kaufte und zwar vier Schachteln Streichhölzer für einen Real.

Wer war der Handelsmann? Kein anderer als Don Manuel José Carazo, Ministèr der Finanzen und des Kriegs der Republik Costarica, — der klügste, gewandteste, talentvollste und — auf centroamerikanischem Standpunkte — der gentilste Mann im ganzen Lande, nebst seiner Frau Gemahlin Doña Mariquita.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Streifzüge in den Gebirgen und Steppen der Chalchas-Mongolen und der Kirgisen.

Charakter der Steppen. — Die Kirgisen. — Bei den Chalchas=Mongolen. — Die Ulan=Kum=Wüste. — Das Tang nu=Gebirge. — Ein nächtlicher Kampf mit Wölfen. — Giftige Schlangen. — Die Sarcha=Wüste. — Orkane und Sandhosen. — Die Aule der Kirgisen. — Die Sultane Baspasiban, Kubaldos und Sabeck. — Gastfreiheit, Mahlzeiten und Jagden. — Eine Meteornacht am 11. August 1850. — Die Heerden in der Steppe. — Raubzüge der Kirgisen. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Eine Postfahrt von Kopal nach Semipalatinsk. — Ein Fluchtversuch tscherkessischer Gefangener. —

Die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstroms im Westen sich gen Osten bis in die Dzungarei hineinstreckt, im Norden von Sibirien, im Süden von Türkistan begrenzt wird, gehört den Kirgisen. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Bedingungen immer nur in beschränktem Umfange getrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein seßhaftes Leben ist dem Kirgisen von Grund der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seinen Neigungen zusagt. Nur in der Steppe ist ihm wohl, und während einiger Monate im Jahr auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Heerden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen (— sie sind aus dem Steppenlande zu uns nach Europa gebracht worden —), dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Heerden sind in unablässiger Bewegung.

Im Allgemeinen erscheint uns das Leben der Nomaden auf der Steppe einförmig; es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Heerden und um den Krieg. Denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, und der Kirgise

D. LANCELOT   F. PIERDON

Wasserfall des Tschimbulak im Alatau.

zumal auch gern ein Räuber. Und doch bieten Land und Leute reichen Stoff zu Beobachtungen. Die Kirgisen kann man als ein Misch- und Uebergangsvolk ansehen. In ihrer äußern Erscheinung haben sehr Viele von ihnen mongolische Züge, aber durch ihre Sprache reihen sie sich den Stämmen der Turkvölker an. Im Westen und Norden haben sie Russen zu Nachbarn, im Süden Türkistaner, im Osten Mongolen. Ihre Gesammtzahl wird höchstens 700,000 Köpfe betragen. Fast alle stehen jetzt in Abhängigkeit vom Selbstherrscher aller Reußen, der im Fortgange der Zeit die einzelnen Horden durch Waffengewalt oder Geschenke mehr oder weniger unterworfen hat. Daran lag der russischen Politik um so mehr, weil auf der ganzen Strecke vom Kaspischen Meere bis zum Altaigebirge alle Karawanenwege von Süden nach Norden durch das Gebiet der Kirgisen laufen. Im Südosten jenseit des Balchasch- und des Dsaïsan-Sees ziehen einzelne Sultane auf chinesischem Gebiet umher.

Diese letzteren sind von dem vor einiger Zeit gestorbenen Thomas Witham Atkinson besucht und mit sehr lebhaften Farben geschildert worden. Sechs Jahre lang, von 1848 bis 1854, hat dieser Künstler, der zugleich ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, die weiten Strecken zwischen Moskau und dem Amur, namentlich auch das südliche und östliche Sibirien, durchzogen, und für die Kirgisen scheint er eine ganz besondere Vorliebe gehabt zu haben. Wir wollen ihm auf einigen seiner Streifzüge folgen.

Nachdem er den Altai durchzogen und in diesem Gebirge den Gipfel des Bielnka erstiegen, ging er nach Süden hin, in das Land der Chalchas-Mongolen, und zwar in eine Gegend desselben, welche vor ihm noch kein europäischer Reisender besucht hatte. Zur Begleitung nahm er drei Kosaken und sieben Kalmücken mit sich. Der Hauptmann der letzteren, Tschöck a boi, war ein kräftiger Mann und ganz geeignet, um als Führer auf beschwerlichen Zügen durch Steppen und Gebirge zu dienen. Er trug einen weiten Mantel aus Roßhaut. Die Pferde trabten rasch, und nach einiger Zeit erreichte Atkinson das Zeltlager des berühmten Chalchas-Häuptlings Darma Tsyren, von welchem er gastlich aufgenommen wurde.

Von diesem aus Filzzelten (Jurten) bestehenden Lager (dem Aul) ritt Atkinson dem Tang nu-Gebirge zu, über wellenförmigen, mit Rasen überzogenen Boden; bald folgten dann Hügelreihen, zwischen denen die Thäler sich von Westen nach Osten hinzogen. Auf diese von zahlreichen Antilopenheerden belebte Steppe folgte unmittelbar die Ulan-Kum-Wüste, die sich weit nach Westen hin ausdehnt und viele kleine Seen hat. Ein blauröthlicher leichter Nebel lag über der ganzen Gegend; als er sich verzog, erblickte der Reisende von einem Hügel herab den Ubsa nôr (Nor ist mongolisch und bedeutet See) und den ihm zuströmenden Teß. Auch das Tang nu-Gebirge war in seiner ganzen Länge sichtbar, während sich die Steppe in unübersehbarer Breite nach Westen hin erstreckte.

Die Nacht war ruhig, die Sterne funkelten hell, die Pferde waren derart geborgen, daß sie sich nicht weithin zerstreuen konnten. Alles im Lager, bis auf ein paar wachthaltende Männer, lag in tiefem Schlafe. Da erhob sich in nicht geringer Entfernung plötzlich ein Geheul, und sofort waren die Kosaken und Chalchas-Mongolen auf den Beinen und rannten zu den Rossen hin, um diese gegen die Wölfe zu vertheidigen; denn ein ganzes Rudel dieser gefräßigen Thiere, welche unter dem Vieh der Nomaden nicht selten große Verheerungen anrichten, hatte sich herangeschlichen, als das Lagerfeuer beinah erloschen war. Man ließ aber diese Feinde mit Vorsatz immer näher heran kommen, um auf ein gegebenes Zeichen gemeinschaftlich zu schießen. Sie kamen schnobernd immer näher, während alle Männer sich platt auf den Boden gelegt hatten und ihre Waffen bereit hielten. Plötzlich setzten sich die Wölfe in Trott und erhoben, als sie ganz nahe waren, ein entsetzliches Geheul. Sofort wurde einiges Strauchwerk auf die Kohlen geworfen, und bei der rasch emporlodernden Flamme, welche einen röthlichen Schein auf die Raubthiere warf, vermochte man selbst die Augen derselben zu erkennen. Nun gab Atkinson das Zeichen, eine Menge Gewehre wurden gleichzeitig abgefeuert, und das Heulen der Wölfe bewies, daß man nicht vergeblich geschossen hatte. Das Rudel zog ab, allein die Chalchas sagten ganz richtig vorher, daß die Wölfe bald, mit anderen verstärkt, sich wieder einstellen würden.

Und so war es auch. Einige Zeit nachher wurden die Pferde wieder unruhig; die Wolfsbande hatte sich getheilt, wollte diesmal von zwei Seiten her angreifen und einbrechen, um die Pferde in Verwirrung zu bringen, einzelne derselben auf die Steppe hinaustreiben, dort verfolgen und niederreißen. Das mußte um jeden Preis verhindert werden. Die Wölfe kamen mit außerordentlicher Frechheit ganz nahe, aber auch jetzt wurden sie warm empfangen. Abermals ein gewaltiges Heulen und dann wieder völlige Stille; nur die Rosse schnaubten.

Inzwischen hatte sich der Himmel bewölkt und es war nun stockfinstere Nacht, so daß man keine paar Schritte weit sehen konnte. Was thaten die Wölfe? Sie warteten ruhig, bis Alles im Lager schlafen würde, um noch einmal einen Angriff zu wagen. Atkinson aber meinte, sie würden genug haben und nicht wieder kommen, die Mongolen dagegen behielten auch jetzt Recht. Als etwa eine Stunde verflossen war, zeigte sich abermals Unruhe unter den Pferden. Der Himmel war wieder klar und die Sterne flimmerten. Dann erhob sich ein Geheul, das Rudel trabte heran, und abermals wurde Gesträuch auf das schwach glimmende Lagerfeuer geworfen. Ein Rudel von acht bis zehn Wölfen stand kaum noch zwanzig Schritte von demselben entfernt.

Auch diesmal verfehlten Pulver und Blei ihre Wirkung nicht, und der Rest der Nacht verlief ruhig. Am andern Morgen wurde das Schlachtfeld besichtigt und man fand acht todte Wölfe, welchen die Chalchas sofort das Fell abzogen; die vielen Blutspuren lieferten den Beweis, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl verwundet worden war.

Zwei Tage später machte Atkinson mit einer andern Landplage Bekanntschaft. Er kam auf eine nackte Hochebene, über welche sehr hübsche Achate und Chalcedone in großer Menge zerstreut umherlagen; auch Bruchstücke von Sardonyx kamen dann und wann vor. Auf diesem steinigen Boden fand der Reisende ein wahres Gewimmel von Schlangen. Sie wohnen in Felsspalten, schauten mit den Köpfen aus den Löchern hervor und pfiffen. Einige krochen rasch fort und flohen, andere dagegen rührten sich nicht einmal und man tödtete eine Anzahl mit Peitschenhieben. Wer in dieser steinigen Wüste sein Nachtlager hielte, würde sehr unwillkommene Schlafgefährten bekommen. Atkinson bemerkte vier verschiedene Arten von Schlangen. Die eine ist schwarz, drei bis vier Fuß lang, einen guten Zoll dick und sehr behend; eine andere hat drei Fuß Länge und schiefergraue Farbe; andere waren graugrün oder schwarz und hatten kermesrothe Flecken an der Seite. Die Mongolen fürchteten sich sehr vor diesen Schlangen. „Zwei Chalchas, so schreibt Atkinson, sprangen plötzlich zur Seite und wiesen auf eine Schlange hin, die auf einem Steine zusammengerollt lag. Der Kopf ragte etwa acht Zoll über den Boden hervor, die Augen sahen roth aus und das Thier pfiff laut; es war gewiß giftig. Ich nahm mein Gewehr, legte dasselbe auf

einen hohen Stein und zielte. Die Schlange zog den Kopf ein, behielt uns aber im Gesicht und fing wieder an zu pfeifen, als der Kalmücke Tschöck a boi ein paar Schritte vortrat. Ich schoß ihr eine Kugel in den Kopf, der zertrümmert wurde; aber sie machte einen Satz in die Höhe und zuckte in hundert Windungen. Nun peitschten meine Leute auf sie los, es dauerte indeß wohl zehn Minuten, ehe sie völlig bewegungslos war. Ohne den Kopf maß sie sechsthalb Fuß, und der Durchmesser betrug vier und einen Viertel-Zoll; sie war schwarzbraun und hatte an den Seiten grüne und rothe Flecke."

Weiterhin war in dieser „traurigen Steppe" auch nicht ein Grashalm zu sehen und kein Wasser zu finden. Dann traten vereinzelt stachelige und salzhaltige Pflanzen auf, und nach langen Ritte kam der Reisende an einen Steppenfluß, dessen Namen die Mongolen selber nicht kannten. Er suchte den Djabakan, einen Hauptzufluß des bisher noch unerforscht gebliebenen Ilka Aral nôr, und fand ihn zwei Tage später. Die Quelle des Stroms liegt in den Kurus-Bergen, unweit von jener der sibirischen Selenga, und er ist sehr wasserreich. An der Stelle, wo Atkinson ihn überschritt, hat er eine Breite von ungefähr zweihundert Schritten.

Vor dem Reisenden lag nun eine Sandsteppe, welche einen Theil der Sarcha-Wüste bildet, und diese gehört ihrerseits zur großen Gobi. Von Pflanzenwuchs weiter keine Spur als breite Streifen von Salsolen an den verschiedenen kleinen Seen. Alles war still auf dieser dürren, ausgedehnten Ebene, welche der Mensch flieht und die weder von vierfüßigen Thieren noch von Vögeln besucht wird. „Man sagt wohl, daß es in den Wäldern einsam sei, und ich bin oft tagelang ununterbrochen durch Wälder gekommen. Aber ich hörte doch den Wind pfeifen, Blätter rauschen und Zweige knarren, auch stürzte dann und wann ein gewaltiger Baumriese mit lautem Gekrach zu Boden; ich vernahm ein Echo, sah einen Vogel oder irgend ein anderes lebendiges Wesen; ich war also nicht in einer völligen Einöde, denn mit dem Baume kann der empfindsame Mensch gleichsam reden. Aber in dieser dürren Wüstenei wird die Todtenstille durch nichts unterbrochen. Ich hatte den ganzen Tag über keine Stelle gesehen, welche einem Vogel oder einer Antilope Schutz hätte geben können, und mit großer Mühe brachten wir so viel verdorrtes Heidegras zusammen, um unser Abendessen bereiten zu können. Hier waren wir vor den Ueberfällen der Wölfe oder räuberischer Kirgisen ganz sicher."

„Am andern Morgen erreichte ich einen Salzsee und ein ausgetrocknetes Flußbett, an welchem auch nicht ein einziger Halm zu finden ist. Alles war Sand, der meist in kreisrunden Terrassen, oft bis zu zwanzig Fuß Höhe, lag, und diese Terrassen wiederholten sich, so weit das Auge reichte. Nach Norden hin sah ich im See einige flache Eilande. Während ich eine Skizze dieser trostlosen Gegend entwarf, konnte ich beobachten, wie über dem Wasser ein Orkan sich bildete, der von Norden her gerade auf uns zukam. Sofort beeilten sich die Kosaken und Kalmücken, die Pferde an's Seeufer zu ziehen, weil dort hohes Schilf stand, das den Thieren doch einigen Schutz gewähren konnte. Die Windsbraut stürmte mit ungeheurer Schnelligkeit heran, wühlte gewaltige Wogen auf und zog eine lange tiefe Furche über den See. Der Orkan brüllte mächtig. Vom Wasser ging er auf die Steppe über; hier begann er zu wirbeln, hob ganze Terrassenhügel in die Höhe und bildete an anderen Stellen mächtige Haufen. Aber nach einer Viertelstunde war Alles vorüber. Wehe Dem, der von einen solchen Wirbelsturm auf ganz offener Ebene überrascht wird! Ich habe später gesehen, wie er vom Hochgebirge herabkommt oder in tiefen Schluchten wüthet; ich habe ihn, in einem Durchmesser von mehreren tausend Fuß, rabenschwarz über die Steppe mit der Schnelligkeit eines Wettrenners hinwegrasen sehen; alle Thiere fliehen erschreckt vor ihm, denn der Naturtrieb sagt ihnen, daß sie verloren seien, wenn er sie packt. Aber zum Glücke dauern diese Erscheinungen nur sehr kurze Zeit."

Oestlich vom Djabakanfluß und der Sarcha-Wüste liegt die Gobi; nach Süden hin erheben sich die Schneegipfel des Thian schan mit dem Bogdo Oola, welcher sie alle überragt. Den Ho tschëu oder Vulkan von Turfan konnte Atkinson nicht sehen. Er ritt weiter in der Steppe, und bald zeigte ein Kosak ihm eine Rauchsäule, welche im Westen hoch emporstieg. Dort mußte ein Aul der Kirgisen liegen, denn man wußte, daß in jener Gegend eine Horde umherzog, welche durch ihre kühnen Raubüberfälle berüchtigt war. Deshalb traf Atkinson alle Vorkehrungen, um während der Nacht nicht plötzlich überrascht zu werden.

Am andern Morgen ritt er zu dem Aul (sprich A-ul), der an einem Bach im Hintergrund eines Thales lag; auch standen Jurten etwa eine Viertelstunde Wegs von einem See entfernt, dessen Ufer mit Rohr und Schilf umsäumt war. Auf den Wiesen weideten unzählige Schafe und Ziegen. Mit nicht geringer Spannung sah der Reisende zwei Reiter heransprengen. Der eine hielt seine Hand auf Atkinson's Brust und sprach Amen, er kam also in friedlicher Absicht und geleitete den Fremden zu einem Zelte, vor welchem eine mit einer Roßmähne bewimpelte Lanze stand. Ein sehr anständig aussehender Mann trat aus der Jurte, nahm Atkinson's Zügel in die Hand, lud diesen zum Absteigen ein und führte ihn in's Zelt.

So war der Reisende nun beim Sulta Baspasihan. Dieser Kirgise war hoch und kräftig gewachsen, hatte ein stark geröthetes Gesicht, trug einen Kalat, Oberrock, von schwarzem Sammt, mit Zobel besetzt, als Gürtel ein kermesrothes Tuch und eine runde, mit Fuchsbalg verbrämte Mütze. Diese war mit einer Eulenfeder geschmückt, und damit wurde angedeutet, daß der Sultan ein Abkömmling Dschingis Chan's sei. Auf dem Boden war ein bucharischer Teppich ausgebreitet; auf diesem mußte der Fremde Platz nehmen und der Sultan setzte erst ihm sich gegenüber, dann, auf Atkinson's Wunsch, neben ihn; gleich nachher brachten zwei Söhne des Sultans Thee und Früchte. Im Hintergrunde der sehr geräumigen Jurte saß auf einer Querstange ein gewaltiger Adler neben einem Jagdfalken. Wer eintrat, hielt sich in achtungsvoller Entfernung von dem Sultan, der mit einem Kosaken und dem Kalmücken Tschöck a boi ein Gespräch angeknüpft hatte, dessen Gegenstand natürlich der Gast aus Europa war. Der Jagdkittel, die hohen Stiefeln und der Filzhut desselben erregten allgemeine Aufmerksamkeit bei Männern und Frauen; aber der Gegenstand ganz besonderer Theilnahme waren die Waffen, welche Baspasihan genau prüfte. Zündhütchen hatte er nie zuvor gesehen, und Atkinson gab den Kirgisen Proben seiner Schützenkunst, über welche sie erstaunten. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, bezeichnete den Mittelpunkt, und ein Kosak befestigte dasselbe auf einem Stabe, den er in die Erde steckte. Auf eine Entfernung von fünfzehn Schritten traf der Europäer mit seiner Pistole in's Schwarze.

Die Kirgisen waren darüber sehr verwundert; aber konnte das Papier nicht etwa einen Zauber enthalten? Der Sultan ließ ein chinesisches Gefäß bringen, das auf denselben Stab gestülpt wurde; auch dieses traf der Fremdling mit der Kugel.

Baspasihan's Horde bestand aus geächteten Räubernomaden, welche mit den chinesischen Behörden auf sehr gespanntem Fuße lebten. Aber Atkinson hatte nichts von ihnen

Ein Sänger im Zelte des Kirgisensultans Sabeck.

Sonnenuntergang in der Steppe.

zu befahren und wurde glänzend bewirthet. Man schlachtete einen recht fetten Hammel, warf denselben in einen mächtigen Kessel, und nach Verlauf einiger Stunden war das Mahl bereit. Der Gast mußte neben dem Sultan Platz nehmen; vor diesem blieb ein freier Raum, um welchen die übrigen Gäste einen Kreis bildeten.

Zuerst wurde von Dienern warmes Wasser umhergetragen und man wusch sich die Hände; dann trugen zwei Köche dampfende, eimerartige Schüsseln herbei, in welchen Hammelfleisch nebst gekochtem Reis lag, und nun zog Jeder sein Messer hervor. „Mein Wirth nahm ein prächtiges Stück Fleisch, gab mir dasselbe in die Hand und langte dann für sich selber zu. Damit war das Zeichen zum Essen für Alle gegeben. Zuerst streckten die Männer von Rang und Ansehen ihre Hände aus, nahmen die Stücke, welche ihnen am besten zusagten, aßen einen Theil davon und reichten das Uebrige den hinter ihnen Sitzenden. Diese genossen auch ein paar Bissen und gaben das nun zwiefach Angenagte ihrerseits an Andere, welche sich gleichfalls gütlich thaten. Dann erst kamen die Stücke, von denen allerdings nicht mehr viel übrig war, an die Frauen und jungen Mädchen, welche zuletzt die Knochen den Hunden vorwarfen! Der ganze Hammel war in kurzer Zeit verschwunden, und nun erst wurde die Fleischbrühe herumgegeben, welche den Kirgisen trefflich mundete. Am Schlusse des Mahls wusch man sich abermals die Hände."

Atkinson gab dem Sultan noch mehrere Proben seiner Fertigkeit im Schießen, und dieser war vor Erstaunen außer sich, als der Europäer auf 450 bis 500 Schritte in's Schwarze traf. Am andern Tage gab er ihm das Geleit bis zu einem befreundeten Aul und veranstaltete unterwegs eine Jagd. Der Gast aus dem fernen Abendlande mußte einen der besten Renner Baspasihan's besteigen, auch der Sultan und dessen Söhne ritten vortreffliche Pferde. Der eine hatte den Jagdfalken auf der Faust, ein anderer Kirgise den schwarzen Adler vor sich auf einer am Sattel angebrachten Erhöhung. Als der Zug an einen mit Gesträuch und Rohr umsäumten Wasserlauf kam, gingen Treiber in das Gebüsch, aus welchem bald nachher einige Hirsche hervorkamen. Sogleich wurde dem Adler die Kappe abgenommen und er schoß wie ein Pfeil in die Lüfte empor. Hoch oben beschrieb er erst Kreise in weiten, dann in immer engeren Bogen, schien dann eine Zeitlang unbeweglich, machte einige Flügelschläge und schoß in gerader Linie auf seine Beute herab, so rasch wie nur ein Meteor fliegt. Er hatte einen Hirsch gepackt und ihm den einen Fang in den Hals, den andern in die Weiche geschlagen und hackte gierig auf seine Beute ein. Ein Kirgise sprengte hin und zog dem Adler die Haube über den Kopf. Atkinson hat später im Alatau mit angesehen, wie diese mächtig starken schwarzen Adler mit jungen Argalis in die Lüfte steigen und große Böcke, welche ihnen zu schwer waren, von Felsenwänden in den Abgrund schleuderten.

Am andern Morgen lagen die schneebedeckten Gipfel des **Himmelsgebirges** (Thian schan) vor den Augen des, über einen so herrlichen Anblick entzückten Reisenden. Sie hoben sich geisterbleich von dem Blau des Himmels ab; dann wurden sie von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet und erglänzten wie Rubinen. Inzwischen war im Aul Alles lebendig geworden. Mehr als hundert Männer melkten die Stuten und brachten die Milch in Säcken nach den Jurten. Die Füllen standen inzwischen, an Pfähle gebunden, in zwei langen Reihen. Auf der andern Seite wurden Schafe, Ziegen und Kühe von Frauen gemolken, und hinter ihnen säugten die Kameele ihre Jungen. Auch weiterhin war die Steppe belebt; dort weideten ein paar tausend Rosse, mehr als eintausend Kühe und Stiere, zweihundert und achtzig Kameele und mehr als sechstausend Schafe und Ziegen. Die Kameele stießen ihren durchdringenden Schrei aus, das Hornvieh brüllte, die Hengste wieherten und die Schafe blökten. Es war ein Heerdenkonzert, wie man es in Europa nimmermehr zu hören bekommt.

Atkinson verließ wohlbehalten den gastlichen Aul des Sultans Baspasihan und ritt weiter über die flache Steppe, bis er an ein Labyrinth gewaltiger Granitmassen kam, die sich bis zu achthundert Fuß erhoben. Sie waren von unregelmäßiger Gestalt, boten einen höchst malerischen Anblick dar und glichen den Ueberbleibseln einer zertrümmerten Riesenstadt. Jenseits derselben traf er auf Kirgisen einer andern Horde, von welchen er gleichfalls gastlich aufgenommen wurde, und wagte sich in den nächsten Tagen bis zum Aul des durch seine Räubereien und Grausamkeiten weit und breit verrufenen **Sultans Kubaldos**. Er fand denselben vor dem Zelte; der gefürchtete Häuptling berührte ihm die Brust erst mit der rechten und dann mit der linken Hand und bewirthete ihn mit Thee, der nebst dem Kandiszucker und getrockneten Früchten in chinesischen Gefäßen gereicht wurde. Kubaldos betrachtete sich den Mann aus dem Abendlande sehr genau und war sehr erstaunt, als er vernahm, daß derselbe weder etwas zu verkaufen hatte, noch etwas eintauschen wolle. Gern hätte der Sultan Pulver und Blei gehabt, allein Atkinson war klug genug, ihm seinen Wunsch abzuschlagen, zeigte indeß auch hier wieder seine große Gewandtheit im Schießen, besonders auf einer Entenjagd. Der Kosak, welcher als Dolmetscher diente, mußte den Sultan fragen, wie viele Tagereisen man von seinem Aul noch bis zur Stadt **Tschensi**, die auch **Barkul** heißt, zurückzulegen habe, und erhielt zur Antwort: bis dorthin vier, bis zum Aul des Sultans Sabeck aber nur drei Tagereisen.*) Der Reisende beschloß seine Richtung nach Osten zu nehmen, um zu dem eben genannten Sultan zu gelangen. So lange er sich als Gast im Zelte des Kubaldos befand, war er sicher. Man setzte ihm **Hyram** vor, eine Speise, welche für die centralasiatischen Nomaden von großer Wichtigkeit ist. Sie besteht aus einem Gemisch von Kuh-, Schaf- und Ziegenmilch, das durch Einkochen sehr dicht wird. Man trocknet die Masse in der Sonne, und sie bildet dann eine Art von Käse, welcher wie Kalkstein aussieht und beinahe eben so fest ist.

Am andern Morgen ritt Atkinson weiter. Es war ihm auffallend, daß Kubaldos während der Nacht seinen Aul verlassen hatte. Unterwegs erfuhren seine Kosaken von einigen Frauen, daß der Sultan sich in einen Hinterhalt gelegt habe, und dadurch war der Reisende im Stand, eine andere Richtung einzuschlagen. Am Abend war er schon weit weg und hatte nun, wie er meinte, nichts mehr zu befürchten. Der Sonnenuntergang war herrlich; das Gewölk am Horizonte glich Massen schwimmenden Goldes und diese waren so glänzend, daß sie das Auge blendeten. Nach und nach verwandelte sich dieses brennende Gold in dunkles Roth, dann in Blau, das in Abstufungen in's Grün überging, sich bald in Gelb und zuletzt in Orangegelb verlor. Das Ganze gewährte einen prachtvollen Anblick.

Es war in der Nacht am 11. August und Alles ringsum still wie das Grab; am Himmel funkelten die Sterne. Atkinson weidete sich an dieser Herrlichkeit und mochte nicht schlafen. Da wurde plötzlich die Steppe durch ein blaßblaues Licht erhellt, durch ein gewaltiges, blauscheinendes **Meteor**, das vom Himmel langsam herabfiel und von Süden nach Norden zog. Nach etwa dreißig Sekunden strahlte dasselbe ein blen-

---

*) Die Gegend, in welcher sich Atkinson damals befand, liegt so ziemlich auf dem 45.° N. Br. und etwa 91.° Ö. Länge.

dendes Licht aus und dann folgte ein Geräusch, welches einem entfernten Kanonenschusse glich. Bald nachher erschienen auch andere Meteore, aber sie waren viel kleiner, sehr glänzend, von ungeheurer Schnelligkeit und ließen einen Streifen von weißen Funken hinter sich. Um zwei Uhr nach

Kubaldos hatte die Reisenden verfolgt, sie leiteten ihn aber durch eine List irre und kamen wohlbehalten beim Sultan Sabeck an. Dieser war ein „Hirt der Völker" in Homerischem Sinn und gewährte dem Europäer eine gastliche Aufnahme. Er liebte den Gesang, und die in der

Todtenklage bei den Kirgisen.

Mitternacht wurden sie ungemein häufig und immer schöner; einige sahen glänzend kermesroth aus, andere wie brennend rother Purpur; sie bewegten sich in verschiedener Richtung, aber vorzugsweise nach Nordwest. „Dieser Fall von Meteoren hielt eine ganze Stunde lang an, und ich habe während dieser Zeit mehr als achthundert gezählt."

Steppe von einem Aul zum andern umherwandernden Barden, welche seine und seiner Vorfahren Großthaten besangen, fanden bei ihm stets einen freundlichen Empfang und erhielten reichlichen Lohn. Nicht nur jeder kirgisische Stamm hat seine Sänger, sie kommen auch unter den Mongolen vor, bei denen sie als Toolholots bezeichnet werden. Hier

Eine Fahrt mit der Post in der Kirgisensteppe.

wie dort besingen sie volksthümliche Thaten, werden manchmal dramatisch und wissen alle Hörer zu fesseln.

Der Aul des Sultans Sabeck bildete den am weitesten nach Südost gelegenen Punkt in der Gobi, bis zu welchem Atkinson kam. Er machte von dort einen Ausflug bis dicht in die Nähe der nur zwei Tagereisen entfernten chinesischen Stadt Barkul, wagte sich aber unter den obwaltenden Verhältnissen nicht bis in dieselbe hinein. Von dort ging er weiter in nordwestlicher Richtung nach dem Ala tau und dem Tarbagataï (Murmelthier-Gebirge), zwischen dem Balchasch- und dem Dsaïsan-See, immer in lebhafter Berührung mit den Kirgisen.

Diese unternehmen ihre Raubzüge, Barantas, gegen die Heerden gewöhnlich in den heißesten Tagesstunden; einen Aul dagegen überfallen sie am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht und Hunde und Hirten, durch die Nachtwache ermüdet und im Schlummer liegend, nicht mehr sorgfältig aufpassen. Am Kampfe liegt ihnen nichts, sie wollen nur Beute machen, und deshalb trachtet man ganz besonders danach, Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Aber dabei kommt es dann manchmal zu äußerst blutigem Handgemenge.

Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, Feind und Freund kommen weit und breit zum Begräbnisse herbei. Atkinson war Zeuge, als man den Sultan Darma Syrim am Dsaisan-See begrub; einen Greis, der von seinem Stamme hochgeehrt, von dessen Feinden ungemein gefürchtet wurde.

Sobald er den letzten Athemzug gethan, schickte man Boten nach allen Strichen der Windrose aus, um den Todesfall bekannt zu machen. Die Reiter sprengten wie rasend nach den zunächst gelegenen Aulen und überbrachten ihre Meldung, welche dann sofort weiter durch die Steppe getragen wurde. So war sie binnen vier und zwanzig Stunden bis in Aule gelangt, die fünfzig deutsche Meilen weit entfernt standen.

Ueberall bestiegen die Sultane, Häuptlinge und Aeltesten ihre Rosse, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, und bald langte ein Zug nach dem andern an. Beim Leichenzelte stand eine hohe Lanze, an welcher ein schwarzes Tuch flatterte; der verstorbene Sultan lag vor dem Eingange zur Jurte. Ihm zu Häupten stand sein Staatsstuhl, als Zeichen seiner hohen Würde, und zu beiden Seiten desselben lagen Sättel, Pferdegeschirr, Waffen und Kleider. Vom Zelte herab hingen in großen Falten Vorhänge von chinesischer Seide herab, und Frauen stimmten Todtengesänge an. Sie hielten dabei den Blick auf die Leiche gerichtet und wiegten den Oberleib hin und her. Das Ganze machte einen feierlichen und pathetischen Eindruck. Die Männer traten gruppenweis vor, knieten, setzten sich dann und stimmten in die Todtenklage ein. Man hörte weder Geschrei noch Schluchzen, auch raufte keine Frau sich die Haare aus.

Gleichzeitig fand hinter dem Zelt eine andere Feierlichkeit statt. Mehrere Männer schlachteten zehn Pferde und einhundert Hämmel für den Leichenschmaus; unter großen Kesseln prasselten die Flammen und die Köche schwangen mit blutigen Armen mächtige Löffel. Das Ganze hatte einen barbarischen und phantastischen Anstrich, besonders als die Nacht hereingebrochen war und die verschiedenen Gruppen mehr oder weniger beleuchtet waren. Die Leichenfeier dauerte volle sieben Tage; während dieser Zeit kamen und gingen fast in jeder Stunde Sultane und Krieger. Erst am achten Tage wurde Darma Syrim begraben. Man zog ihm das Festkleid aus, legte ihn in eine neue Hülle und mit dieser auf ein Kameel, das ihn bis an die Gruft brachte. Auf einem zweiten Kameele war sein Thronstuhl befestigt; dann folgten erst seine beiden Pferde und hinter diesen seine Frauen und Töchter und andere Weiber, unter Leichengesängen; nachher kamen Mollahs und Krieger, gleichfalls singend. Als die Leiche in die Gruft gelassen wurde, sprachen die Mollahs Gebete und erzählten von den Großthaten des Verstorbenen. Man opferte die beiden Rosse, legte eins derselben an jede Seite des Verstorbenen, und nun erst schaufelte man Erde in's Grab. Hinterher wurde ein Schmaus gehalten; im Ganzen waren bei dieser Gelegenheit einhundert Pferde und eintausend Hämmel geschlachtet und verzehrt worden. Die Frauen sangen gleich nach dem Begräbnisse noch einen Leichengesang vor den Waffen und Sätteln Darma Syrim's; dann folgten Leichenkomplimente. Die Familie des Sultans mußte noch ein ganzes Jahr lang an jedem Morgen und Abend Trauergesänge anstimmen.

Von der Stadt Kopal aus, die im Westen des Ala tau liegt, durchstreifte Atkinson manche Theile dieses Gebirges, das wahrhaft großartige Landschaftsbilder darbietet. Auf der Nordseite brechen nicht weniger als elf Ströme hervor, welche in den Balchasch-See fließen, und zum Theil prachtvolle Wasserfälle in phantastischen Felsenlabyrinthen bilden. Von Kopal ging der Reisende im Herbst 1850 wieder nach der sibirischen Grenzstadt Semipalatinsk, und zwar in leichten Tarantassen, Steppenfuhrwerken.

Das war eine wilde Fahrt. Wir ritten, sagt Atkinson, zuerst auf Kosakenpferden nach einem etwa neun deutsche Meilen entfernten Aul, von wo unsere Führer nach ihrer Station zurückkehrten. Wir unsrerseits erhielten Pferde, deren sechs vor unsere Tarantasse gespannt wurden. Ein Kosak setzte sich vorn auf und nahm die Zügel der beiden Stangenpferde; auf jeden der vier anderen Gäule setzte sich ein Kirgise; aber die Thiere waren hartnäckig und wollten nicht vorwärts. Darüber gerieth der Häuptling in große Wuth und ließ noch sechs Pferde vorspannen, so daß nun vor dem leichten, scheinbar zerbrechlichen Wagen nicht weniger als ein Dutzend Gäule waren. Diese mußten fort, weil der Alte sechs Kirgisen als Postillone nebenher reiten ließ, und diese es an derben Peitschenhieben nicht fehlen ließen. Aber die Pferde bäumten, einige sprangen zur Rechten, andere zur Linken, und es war ein Wunder, daß nicht alles Zeug riß. Erst nach langen, höchst mühseligen Anstrengungen konnte man die des Ziehens ungewohnten Thiere in die Reihe bringen, und dann flogen sie wie der Wind über die Steppe. Ich werde diesen Augenblick niemals vergessen. Die in hohem Grad aufgeregten Führer kümmerten sich weder um mich, noch um die Tarantasse; für mich aber war es eine schwierige Aufgabe, mich im Wagen festzuhalten. Das Ganze war nicht etwa eine Postfahrt, sondern glich einem Wettrennen im Cirkus eines Kunstreiters. Länger als eine Stunde rannten die Pferde in vollem Galopp, dann wurden sie etwas ruhiger, aber manchmal machte doch das eine oder andere den Versuch, sich zu befreien. Als wir bei der nächsten Station ankamen, waren die Thiere weiß von Schaum. —

Atkinson kam mit heilen Gliedern in Semipalatinsk an, und erfuhr dort zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß er für einen Landesfeind gehalten wurde. In der Stadt Barnaul am Obi (nördlich von Semipalatinsk) war bei Nacht und Nebel eine Schaar von Grenzkosaken eingeritten, mit der Meldung, daß Nomadenhorden eingebrochen seien, welche Alles mit Feuer und Schwert verheerten. In Barnaul lagen gerade damals Gold und Silber im Werthe von vielen Millionen Rubeln, und auf diese hätten die Räuber aus der Steppe es abgesehen. Zuerst hieß es, sie seien dreitausend

Mann stark, diese Zahl wurde aber bald auf achttausend vergrößert. An ihrer Spitze stehe der Engländer Atkinson, der sie alle mit gezogenen Gewehren bewaffnet habe!

Der Stafettenwechsel zwischen Barnaul, Omsk und Tobolsk war sehr lebhaft, ganz Westsibirien war in Aufregung und nach dem Altaï wurden Truppen mit Feldkanonen geschickt. Am Ende stellte sich heraus, was an der ganzen Sache eigentlich war.

Etwa vierzig gefangene Tscherkessen waren in den Altaï gebracht worden, wo man sie an einem kleinen Flusse mit Goldwaschen beschäftigte. Nach und nach hatten sie sich so viel Gold bei Seite geschafft, um von tatarischen Handelsleuten Gewehre und Schießbedarf kaufen zu können. Dann war es ihnen gelungen, bei nächtlicher Weile Pferde zu rauben, und sie ritten nach der chinesischen Grenze hin. Anfangs schien Alles ihre Flucht zu begünstigen, sie kamen ungehindert über das Sayanskische Gebirge und ritten dem Tang nu-Gebirge zu. Kamen sie über dasselbe, dann wären sie gerettet und im Lande der Chalchas gewesen, von wo aus sie zu den Kirgisen und weiter zum Kaspischen Meere gelangen konnten. Aber es fehlte ihnen an einem zuverlässigen Führer, und sie verirrten sich wieder in den Altaï zurück, wo sie mit Kosakenposten zusammentrafen. Von nun an wurden sie gehetzt wie das Wild, in eine Schlucht gedrängt und, da sie keinen Pardon verlangten, nach tapferer Gegenwehr niedergemacht, bis auf vier; diese kamen zwar mit dem Leben davon, man weiß aber nicht, was aus ihnen geworden ist.

Zur Kennzeichnung der Menschen und der Dinge in Nordamerika.

Die Ausartung im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. — Olshausen und Gustav Struve über die Corruption. — Die Phrasen der Abolitionisten. — Der Humbug im Parteiwesen. —

Der Gang, welchen die Ereignisse in der großen transatlantischen Republik seither nahmen, hat die Leser des Globus nicht überraschen können. Wir hielten es von vornherein für eine Pflicht, zur Beseitigung von Vorurtheilen und Täuschungen beizutragen, welche in Europa und namentlich bei uns in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet waren. Man hatte sich daran gewöhnt, in den Vereinigten Staaten eine Art von Musterrepublik zu sehen, und ließ sich durch den beispiellosen materiellen Aufschwung und das rührige Treiben im öffentlichen Leben blenden. Man übersah, wie allmälig Alles mehr und mehr ausartete, wie eine, in der Weltgeschichte beispiellose Korruption gleich einem tödtlichen Krebs um sich fraß und endlich auch das Herz annagte. Ueberlieferungen aus früherer Zeit, welche den Menschen und den Verhältnissen unserer Tage gegenüber alle Berechtigung längst verloren hatten, behielten in Europa noch ihre Geltung, als die nordamerikanische Republik in ganz anderen Zuständen sich befand und von sich selber abgefallen war.

In Nordamerika selbst haben die Massen sich lange Zeit über die Lage der Dinge getäuscht, während es an einzelnen scharfblickenden Leuten nicht fehlte, denen nicht verborgen blieb, was da kommen mußte. Sie sahen und sagten voraus, daß das stolze Gebäude zerfallen müsse, gleichviel ob über kurz oder lang. Es ist auch in Trümmer gegangen durch Fanatismus, Geldgier und Parteiwuth. Die unkontrolirte Demokratie des Yankeelandes, nachdem sie ein Spielball einer großen Schaar von Handwerkspolitikern und Stellenjägern geworden, hat sich selbst zu Grunde gerichtet und in sittlicher und politischer Beziehung einen Bankerott gemacht, der schimpflicher und schmachvoller nicht gedacht werden kann.

Das ist eine niederschlagende Wahrheit, aber die Thatsache läßt sich nicht in Abrede stellen. Die Union ist zertrümmert und die prahlerische Ruhmredigkeit der Yankees ganz und gar zu Schanden geworden. Die Berichte, welche, leider auch von deutschen Fanatikern, Abolitionisten und Aemterjägern, noch immer in unseren Zeitungen erscheinen, können über die Sache selbst nicht täuschen und an derselben nichts ändern. Man lese z. B. die Berichte des Dessauers Hermann Raster in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; sie haben sich als ein langes Gewebe von Unwahrheiten herausgestellt und sind eingegeben von einem an den Wahnwitz streifenden, geradezu blutgierigen Fanatismus. Was hat denn das Pochen und Prahlen gegen die „Rebellen" geholfen? Und wie lächerlich nimmt es sich aus, wenn rothe Demagogen von Profession in einem Lande, das einst wegen der Theetaxe eine Revolution machte, einem Dutzend Staaten, die für ihr gutes Recht und für ihre Unabhängkeit kämpfen, vorwerfen, daß sie „Rebellen" seien. Gracchi, de seditione querentes! Und wie kindisch, ja wie frevelhaft erscheint es, den barbarischen Unterjochungskrieg, welchen die Yankeestaaten gegen den Süden führen, als einen Kampf für Freiheit und Civilisation auszugeben! Die Sache wird dadurch nicht anders, daß man den Neger in den Vordergrund stellt, gegen Sklavenhalter und Sklaverei mit ganz nichtswürdigen, hohlen Redensarten deklamirt, während man gleichzeitig, gerade von Seiten des Nordens, in berechneter, raffinirter Weise diesen Neger in ganzen Hekatomben auf die Schlachtbank liefert; während der Pöbel in den großen Städten der „freien" Staaten Razzias gegen die Schwarzen unternimmt, sie todtschlägt und ihre Häuser einäschert; während Präsident Lincoln eben diesen Negern erklärt, daß sie ein „Unglück" für das Land seien. Nie ist die Heuchelei schamloser aufgetreten.

Wir haben unsere Ansichten über die Stellung des Negers zum weißen Menschen oftmals ausgesprochen und gehen jetzt nicht näher darauf ein. Heute wollen wir nur hervorheben, daß noch kein einziger Abolitionist zu sagen gewußt hat, was man mit den vier Millionen Negern anfangen solle, falls dieselben „frei" würden. Von einer wirklichen und vollständigen praktischen Gleichberechtigung im gesellschaftlichen und im staatlichen Leben kann, das giebt auch der Norden zu, gar keine Rede sein. Wozu nun das Geschrei gegen die „Sklavenhalter und Niggerbarone"? Wären vier Millionen eigenthumslose schwarze Proletarier, in welchen der zahlreiche weiße Pöbel seine ärgsten Feinde sieht, ein Glück und nicht eine schlimmere Plage als eben so viele wohlgenährte und wohlgekleidete „Sklaven"? Mit bloßen Redensarten ist aus einer verhängnißvollen Alternative nicht herauszukommen, und eine praktische Antwort auf die Frage hat, wie gesagt, noch kein Abolitionist gegeben. Die Abolitionisten, diese Fanatiker der hohlen Phrase und Floskel, sind die

ärgsten Feinde, welche der Neger je gehabt hat; sie verfahren gegen ihn in der That als „Exterminatoren".

Und welch ein Geschrei erheben diese Fanatiker der Floskel gegen Alle, die nicht in ihren Ruf einstimmen! Sie stellen sich hin, als ob sie allein Recht hätten, während sie doch, unter dem heuchlerischen Deckmantel einer Pseudophilanthropie, gegen alle Geschichte und Erfahrung Sturm laufen. Man sieht, wohin Nordamerika und die Neger durch sie gebracht worden sind. Aber freilich, es liegt im Wesen des Fanatismus, daß er dem gesunden Menschenverstand abgekehrt und für Vernunftgründe platterdings unzugänglich ist. Er möchte allein das große Wort führen, aber die Thatsachen strafen ihn Lügen.

Wir wollen eine Reihenfolge von Beiträgen mittheilen, welche dazu dienen können, einen Einblick in die nordamerikanischen Verhältnisse zu gewähren. Nicht nur kennzeichnende Darstellungen in Hülle und Fülle werden wir bringen, sondern auch eingeborene Amerikaner aus dem Norden und Süden und Deutsche verschiedener Parteien urtheilen lassen. Auf solche Weise erhalten wir bunte Mosaikbilder, und der Leser kann, in Hinblick auf die Thatsachen, ein Urtheil fällen.

Auf solche Weise legen die Amerikaner selber Zeugniß über sich ab und sitzen über sich zu Gericht. Streng ist ein solches über sie gehalten worden von Gustav von Struve. Dieser Mann ist in manchen seiner Ansichten excentrisch und abstrakt, ist in der Negerfrage auch nicht über die Redensart hinausgekommen; was er also in dieser Beziehung gesagt, hat gar keinen Werth. Aber er ist kein Stellenjäger geworden, wie so mancher Deutsche; mit seiner Ueberzeugung hat er es stets ehrlich gemeint und er ist uneigennützig geblieben. Wir lesen, er habe den Staub des Yankeelandes von seinen Füßen geschüttelt und sei wieder nach Europa zurückgekehrt.

Wo er als unmittelbarer Beobachter auftritt, kann man dem wahrheitsliebenden Manne trauen. Die Ausartung im öffentlichen Leben Nordamerikas empörte ihn, und er gab 1855 seiner Entrüstung Worte in einem zu New-York gedruckten Buche, das bei uns in Deutschland wohl nur Wenige kennen: „Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes." Es wirft Schlaglichter auf die Dinge, welche wenige Jahre später sich ereigneten und die jetzt ihren wilden, grauenhaften Verlauf nehmen.

„Die Zeit des einträchtigen und friedlichen Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten im Schooße der Union, die Zeit des gesetzlichen Strebens und verfassungsmäßiger Gesinnung hat augenscheinlich aufgehört. Schon das Auftreten der Know Nothings hat dem bisherigen Zustande der Union ein Ende gemacht. Keinem Potentaten Europas wird von gemeinen Aemterjägern so viel Weihrauch gestreut als dem amerikanischen Volke. Da ich nach keinem Amte hasche, erwartet wohl Niemand von mir Schmeicheleien. Ich sage bittere Wahrheiten."

So schrieb Struve schon 1855. Doch bevor wir seine Wahrheiten hören, möge erst ein anderer Deutscher sprechen, gleichfalls ein rechtschaffener Mann, Olshausen aus Schleswig-Holstein. Auch er ist nicht frei von Abstraktionen und gehört der sogenannten republikanischen Partei an, durch welche alles Unheil über das Land gekommen ist, aber er gehört nicht zu den eigentlichen Exterminatoren und das Gewissen in ihm regt sich. Er sagte, als Redakteur der zu St. Louis in Missouri erscheinenden „Westlichen Post", im Februar 1861 (die Nummer liegt vor uns) Folgendes:

„Auch wer nicht zu den Schwarzsehern und Unglückspropheten gehört, hat reichlichen Stoff zu Besorgnissen für die Zukunft. Zu viele Dinge geschehen in dieser Republik, welche an das von Thukydides geschilderte Griechenland oder das von Tacitus geschilderte Rom erinnern. Wenn heute unsere Zustände einen solchen Maler fänden, so möchte das Gemälde nicht viel erfreulicher werden. Das Volk hat das Beispiel und die Lehren seiner Väter vergessen. Das gegenwärtige Geschlecht ist zwar der Erbe der Wohlthaten und der weisen Anordnungen jener Männer, aber nicht ihrer Tugenden. Nach Rom flossen die Schätze der Provinzen und Rom sank. Diese Republik hat kaum drei Generationen gesehen und schon droht die Fülle des Reichthums das Volk zu entnerven. Daß auch die höchsten Beamten käuflich, daß ihr Sinn mehr durch den Hang nach Geld als von Bürgertugenden beherrscht wird, ist traurig; trauriger aber, daß selbst das Volk die Achtung vor der Tugend und die Verabscheuung des Lasters vergessen hat. Die Proletarier Roms verlangten nur Brot und Schauspiele; sie bewahrten sich in ihrer Versunkenheit doch noch einen Rest von Tugend, einen Hauch von dem Edeln, aber dieses amerikanische Geschlecht ruft nur nach Gold! Gold öffnet die Pfade der höchsten Ehren; Gold ist das einzige Ziel der Begeisterung des Jünglings und der Liebe der Jungfrau, Gold heißt das Kalb, welches von diesem Geschlecht am heißesten angebetet wird; Gold ist sein Gebet am Morgen wie am Abend, die Hingebung für das Volk wird als Thorheit verlacht, die ehrliche Armuth verspottet, aber dem glücklichen Gauner wirft man sich zu Füßen wie ein Sklav."

Struve sagt: — „Eine Partei des Fortschritts, welche auf allen Gebieten des Lebens: in Religion, Staat und Gesellschaft, in Fragen des Handels und Bodens für eine freie Entwickelung gewirkt hätte, gab es seither in Amerika nicht. Hier bilden Interessen den Angelpunkt aller Bestrebungen, in Europa dagegen Principien. Hier sind die wichtigsten Fragen durchgängig im Sinne der Unfreiheit gelöst worden. — Der Amerikaner ist hochmüthig, und möchte die Fremden am liebsten ganz austreiben; er ist aber auch habgierig und möchte sie deshalb, so gedrängt wie Häringe in der Tonne, einführen."

Unser Landsmann schildert das öffentliche Leben und nimmt in Nordamerika dieselbe Geistesrichtung wahr, wie er sie in Rußland gefunden hat. Dann sagt er: „Ich bin fürwahr kein Freund der Despoten, aber ich nehme keinen Anstand zu erklären: so niedrig wie hier wird in keinem Staat Europas um die Gunst des Souveräns gebuhlt. Die Aemterjäger fingen damit an, die guten Eigenschaften des amerikanischen Volkes: seine frische, ungestüme Kraft, seine Geschäftsgewandtheit und seinen Thatendurst, in übertriebenem Maße zu preisen, fuhren in ihren Lobhudeleien fort, indem sie seine Habgier, Eroberungssucht, Eitelkeit und Herrschsucht für Tugenden ausgaben, und sind nun auf dem Punkt angelangt, daß ihnen nichts übrig bleibt, als die gegen alles Lob stumpf gewordenen Massen zu kitzeln, den unsinnigsten Vorurtheilen und verderblichsten Leidenschaften zu fröhnen. Die Folge davon ist eine solche Verwirrung aller Begriffe, wie sie selbst unter dem Joch europäischer Tyrannen nicht schlimmer sein kann, und eine Korruption im Staatshaushalte, wie sie in keinem civilisirten Staate der Erde sich wiederfindet." „Die Entwickelung staatlicher Freiheit besteht wesentlich darin, daß der äußere Zwang abnimmt und immer Mehreres der Selbstbeherrschung der Bürger anheimgegeben wird. Aber in Amerika hat sich unstreitig im Verlaufe der Jahre der äußere Zwang auf

allen Gebieten des Lebens ausgebreitet und verstärkt. Amerika ist auch das Land der schroffen Extreme, welche noch weit entfernt sind von einer freundlichen und friedlichen Ausgleichung. Die öffentliche Meinung kann sich hier nicht so still und ruhig, nicht so gründlich und fest entwickeln wie in Europa. Sie wird gemacht, theils durch die Presse, theils durch Volksversammlungen und Vereine, welche alle in der Regel von einer geringen Anzahl Menschen beherrscht werden. Die Geistlichen, die reichen Kapitalisten und die Politiker von Profession spielen dabei die Hauptrolle. Die Masse des Volks ist hier nicht selbständiger als in Mitteleuropa."

„Der Schrei gegen die herrschende Korruption wird von Tage zu Tage lauter, und die Frechheit, mit welcher die gewissenlosen Aemterjäger ihre dem Volke gegebenen Zusagen brechen, weckt manche schlummernde Kräfte. Aber das Parteiwesen hat sehr wenige erquickliche Seiten. Die Widersprüche sind hier schroffer als irgendwo sonst, und die Gewissenlosigkeit, mit welcher nach dem Ziele gestrebt wird, ist wahrhaft haarsträubend. Alles trägt den Parteistempel, und jedes Mittel: Lüge, Gewalt und Bestechung, wird ergriffen, um den Sieg zu gewinnen. Die Vereinigten Staaten führen den Beweis, daß kein hoher Grad von Bürgertugend erforderlich ist, um einer Republik das Dasein zu fristen."

Der Hochmuth der Amerikaner charakterisirt sich in einem öffentlichen Aufrufe, welchen die Nativisten erließen. Sie erklärten sich „für das königliche Blut von Amerika"; es sei „Hochverrath", wenn ein im Auslande Geborener sich „Antheil am Besitz amerikanischer Rechte, Freiheiten und Vortheile anmaße." Dann sagten sie: „Durch Handarbeit allein kann der Ausländer hier nützen, und es ist die Pflicht und das Recht des amerikanischen Volks, die Fremden darauf, als den einzigen, ihnen angemessenen Beruf, zu beschränken."

Das ist der Yankee in seiner Entpuppung, der „Träger der Freiheit und Civilisation", wie deutsche Blätter sich ausdrücken. Struve meint, solche Aeußerungen seien „sehr unrepublikanisch und sehr unvernünftig". Er sagt weiter in Bezug auf die Parteien: „Wenige Drahtzieher halten eine geheime Versammlung, entwerfen einen Plan, gewinnen durch Geld und Versprechungen Redner und Agitatoren, verkünden ein Programm, das sie für geeignet halten, die Massen zu täuschen, und fangen an, das Eisen zu schmieden. Schlaue Betrüger suchen dadurch, daß sie mit großer Heftigkeit die niedrigen Eigenschaften der Masse aufwecken und deren Spannkraft auf bedeutungslose Nebendinge richten, Einfluß, Macht und Reichthümer zu gewinnen."

Durch den Temperanzfanatismus, so sagt unser Gewährsmann, der selber sehr mäßig lebt und niemals Fleisch genießt, hat hier das ganze Leben eine so einseitige Richtung genommen, daß alle Harmonie dadurch gestört worden ist. Die Eintönigkeit lastet wie ein schwerer Alp auf demselben. Selbst Amerikaner gestehen ein, daß es unter ihnen keine Kinder gebe; nicht selten fangen Knaben wie Mädchen schon im Alter von sechs Jahren an Geschäftsleute zu werden; Alles ist Geschäft; Naturgenüsse kennt man nicht, eben so wenig eine heitere, mit geringen Kosten Allen gebotene Geselligkeit. So wenig eigentlichen Lebensgenuß wie der Nordamerikaner hat kein anderes Volk der Erde; nirgends gehen die Menschen so kalt neben einander her wie hier. Den armen Menschen hat man nichts gelassen als die Kirchen, und diese sind kahl, ohne allen Schmuck. Auch die höhere Gesellschaft leidet an einer geisttödtenden Einförmigkeit; sie ist nur eine traurige Kopie der letztern, ohne deren geschichtlichen und politischen Stützpunkt. Selbst die Künste sind hier freudenlos.

So schildert Struve die gesellschaftlichen Verhältnisse; wir wollen nun hören, was er über das politische Leben zu sagen hat.

In einem Staate, in welchem das allgemeine Stimmrecht den Ausschlag giebt, muß jede Partei darauf hinarbeiten, die Massen und deren Stimmen für sich zu gewinnen. Bei den Wahlen bildet der Knüttel und manchmal auch der Revolver ein wichtiges Element; aber Gustav Struve betont, daß es doch noch ein schlimmeres gebe als die rohe, offene Gewaltthat. Das sind, sagt er, die Umtriebe, welche im Stillen durch Lug, Trug und Bestechung gemacht werden. Ein Mann, welcher eine Wahl auf sich lenken will, muß viele, oft sehr verschiedene Elemente für sich zu gewinnen suchen; das aber ist nicht möglich, wenn er nicht einen Theil derselben über seine eigentlichen Gesinnungen täuscht. So kommt es, daß die Politiker vor der Wahl ihre Gesinnungen proteusartig wechseln, und ihre größte Kunst besteht darin, viele Stimmen zu gewinnen und keine zu verscherzen.

Die Ernennung der Kandidaten geschieht gewöhnlich im Geheimen. Die Führer treten zusammen und „nominiren" Leute, welche die größten Vortheile in Aussicht stellen, falls man ihre Erwählung durchsetzt. So wird die Wahl verdorben, ehe die Mehrzahl der Wähler eine Ahnung davon hat, daß die Hauptsache schon fertig sei. Die Wenigen, welche im Geheimnisse sind, müssen große Opfer an Geld und Zeit bringen, um ihre Bewerber durchzusetzen. Niemand erwartet von ihnen, daß reine Vaterlandsliebe sie bewegen sollte, oft viele Monate lang ihre Geschäfte zu vernachlässigen, geheime Unterhandlungen zu pflegen, Reisen zu machen, einflußreiche Männer und Zeitungen zu gewinnen und dann auf die Massen zu wirken, ohne daß ihnen dafür ein Antheil an der Beute zufiele. Die Kandidaten selbst dürfen nicht müßig sein. Sie reisen durch die Bezirke, halten Reden und suchen durch allerlei künstliche Mittel Stimmen zu werben. Der eine wird Methodist, um sich den Beistand dieser mächtigen Sekte zu erwerben, der andere läßt sich, gleichviel ob er schon ein hochbejahrter Mann sei, zur Taufe untertauchen, um die Baptisten zu gewinnen; der dritte macht Schenkungen zu Kirchenbauten; der vierte baut eine Schule und speis't die Armen. Von den Kanzeln herab wird Politik gepredigt, reisende Kunstredner und Geistliche durchziehen das Land und bearbeiten die Massen. Sehr oft werden gefälschte Wahlzettel vertheilt und Bestechungen sind bei den Wahlen an der Tagesordnung. „Aus den Wahlen gehen meistentheils Gauner von Talent hervor. Reinheit des Charakters, Gewissenhaftigkeit vertragen sich mit den Wahlen schlecht, und auf Fachbildung wird wenig oder gar keine Rücksicht genommen."

Es ist, so sagt Struve weiter, eine beklagenswerthe Thatsache, daß wahre Bürgertugend hier nur selten Anerkennung findet. Die öffentlichen Verhältnisse können nicht so bleiben wie sie jetzt sind. Was kann das Volk von Gesetzgebern, Richtern und Vollziehungsbeamten erwarten, die aus solchen Wahlen hervorgehen?

„Im Kongresse sitzen die größten politischen Gauner des Landes; immer lauter werden die Klagen über die in Washington herrschende Korruption. Wer nicht Geld mit vollen Händen um sich wirft, kann beim Kongresse sein Recht nicht finden. Viele

der bedeutendsten Maßregeln werden durch direkte Bestechung der Mitglieder durchgesetzt."

Die Tribune schrieb im März 1855: „Das große Werk der Entsittlichung schreitet auch im Repräsentantenhause fort; der Senat ist ihr ohnehin längst verfallen;" sie führt die Worte eines frühern Staatsmannes aus besseren Zeiten an. Er ahnete was kommen würde, und schrieb: „Wenn jemals die Korruption in unser stolzes Kapitol eindringt und käufliches Verbrechen, ohne zu erröthen, durch unsere Hallen geht, wenn Schwelgerei, Ausschweifung und Bestechung herrschen, dann sind wir gescheitert an denselben Klippen, an welchen andere Republiken zu Grunde gingen."

Und daran ist die Yankee-Union gescheitert. „Bestechung ist zum regelmäßigen Hebel der Gesetzgebung in Washington geworden", sagt Struve, und führt eine andere Stelle aus der Tribune an (21. Februar 1855), in der es heißt: „Alles stinkt hier von Korruption. Ich werde morgen abreisen, denn wenn ich länger bleibe, werde auch ich verkauft werden. Sich für ehrlich ausgeben, gilt hier für erheuchelte Sonderbarkeit, welche man langweilig findet."

Alljährlich werden Millionen verschleudert an Leute, deren Ansprüche als vollkommen grundlos nachgewiesen sind. Aber sie besitzen Gewandtheit genug, Stimmen zu kaufen und so ihre Anforderungen durchzusetzen. Agenten, sogenannte Lobby-Mitglieder, umschwärmen in großer Zahl den Kongreß, geben den Mitgliedern Feste und lassen sie von bezahlten Frauen umgarnen. Die Mittel der Bestechung sind vielfach; Aemter, Kontrakte, Wetten, Quittungen für bezahlte Schulden spielen eine große Rolle, und wer auf solche Weise einmal bestochen worden, ist auf immer abhängig von denen, welche ihn bestachen. In den ersten Monaten der Sitzungen wird nur geredet, nichts gethan; aber in den letzten Tagen, kurz vor Schluß der Session, jagt man die wichtigsten Geschäfte im Sturmschritte durch beide Häuser. Das geschieht in Folge geheimer Verhandlungen hinter den Coulissen, und erst nachdem alle Rollen ausgetheilt sind. Man bringt die Maßregel gegen das Ende der Session vor, wenn die Geschäfte sich dermaßen drängen, daß man sich kaum die Mühe nimmt, die wichtigsten Verhandlungen auch nur anzuhören; man stimmt wie die Freunde wollen und leistet diesen denselben Dienst. Vieles wird durch Ueberrumpelung durchgesetzt und der Präsident ist selten entschlossen genug, sein Veto einzulegen; er selber wird oft überrascht. Und der Kongreß ist das Muster, nach welchem sich mehr oder weniger alle gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Staaten richten; sie sind in kleinerm Maßstabe, was jener im Großen. (— Wir wollen hinzufügen, daß 1861 die ganze Gesetzgebung von Wisconsin, keinen Mann, auch den Gouverneur nicht ausgenommen, bündig überwiesen wurde, von Eisenbahnspekulanten mit Geld bestochen worden zu sein. Auf diesen Gegenstand werden wir speciell zurückkommen. —)

Auch mit der Rechtspflege ist es schlimm bestellt, und der Jurist Struve führt eine lange Reihe von Belegen auf. Daß notorische Mörder freigesprochen werden, kommt alljährlich zu Dutzend und aber Dutzend Malen vor. Sehr oft verschwinden Zeugen und Ankläger dann, wenn sie den Gerichten Mittheilungen machen sollen. Der phantasiereiche Idealist Struve hoffte 1855 Beseitigung aller jener „Mißstände" schon aus dem Grunde, weil sie öffentlich besprochen werden dürfen. Aber sie sind seitdem nur noch ärger und kolossaler geworden, denn auch die Presse ist mehr oder weniger korrumpirt, und das Unwesen hat sich immer höher aufgegipfelt, seitdem Kontrakte im Belaufe von mehr als 500 Millionen Dollars für Lieferungen vergeben wurden, von denen ein beträchtlicher Theil an Zeitungsbesitzer kam. Struve hoffte, „daß durch den belebenden Hauch der Freiheit ein Nebel nach dem andern ausgerottet werden könne." Aber die Amerikaner haben die Diktatur und die Tyrannei, und die Freiheit ist zu Grabe getragen. Er meinte, die Mißbräuche könnten durch den bloßen Willen des „Volks", das er doch selbst als unmündig erkannt und hingestellt hat, ohne eine Revolution abgestellt werden. Es ist ganz anders gekommen.

Wie tief Demoralisation und Schamlosigkeit sitzen und wie alles Gefühl für öffentlichen Anstand geschwunden ist, ergiebt sich aus Folgendem. Vor nun etwa vier Jahren ermordete ein Repräsentant dem Staate Neu-York, Daniel Sickles, einen Mann, Namens Barton Key, der gleich ihm Stellenjäger und politischer Abenteurer war. Sickles hatte Key's unsittliches Verhältniß mit seiner Frau lange gekannt und sah durch die Finger. Als aber wegen eines mit der Politik zusammenhängenden Geldgeschäfts Streit zwischen Beiden entstand, lauerte Sickles seinem Gegner auf und schoß ihn am hellen Tag auf der Straße todt. Während des Processes kamen verruchte Dinge zu Tage. Die Geschworenen, durch Sickles' Freunde „gewonnen", sprachen den Mörder frei. Er habe seine Ehre rächen wollen; — aber er nahm seine entehrte Frau wieder zu sich, ehe ein Monat verflossen war; die Wähler in Neu-York kündigten dem Mörder und ehrlosen Aemterjäger sein Mandat nicht; er blieb nach wie vor im Kongreß, und jetzt ist der ehemalige Advokat — General in der Unionsarmee. Am 9. April 1863 hielt Präsident Lincoln Heerschau über die Potomac-Armee; neben ihm ritt, in dem aus vier Generalen bestehende Ehrengeleit — Generalmajor D. Sickles. Madame Sickles, die schöne Frau, fuhr hinterher in einem Galawagen!! Herr Karl Schurz ritt auch nebenher.

Struve schrieb, wie bemerkt, im Jahre 1855. Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt, daß die Zustände unendlich ärger geworden sind, und die Thatsachen reden laut. Wir erwähnten, daß die Presse erkauft werde; in welcher Weise das geschieht, ergiebt sich daraus, daß der Redakteur der zu Neu-York erscheinenden „Evening Post" vom Präsidenten zum „Navy-Agent", Marineagenten, ernannt worden ist und als solcher einen Jahresgehalt von 50,000 Dollars bezieht!

Wir finden diese Angabe in der deutschen „Neu-Yorker Staatszeitung" vom 12. März 1863. Die Staatszeitung ist das verbreitetste deutsche Blatt, übt großen Einfluß, hat allzeit ihre demokratische Farbe behauptet und hält streng an der Verfassung. Insbesondere eifert sie gegen die Korruption; sie weist nach, daß Senator Wilson, ein Hauptlieferant, Unrecht hatte, zu behaupten, es gebe im Lande keine Gesetze, um die Betrüger zu erreichen. Sie ruft: Für die Lieferanten der gegenwärtigen Bundesregierung ist freilich der Arm der Gerechtigkeit nicht lang genug, denn was ist das Resultat aller Untersuchungen gewesen? Was ist aus dem umfangreichen Material der tugendreichen Untersuchungskommission Holt, Owen und Davis geworden? Den Einen hat man aus dem Repräsentantenhause vertrieben und in die Armee gejagt, dem Zweiten hat man mit einem Generalauditoriat, dem Dritten mit einer Sinekure, einem Vierten mit einer Richterstelle den Mund verstopft. Bergehohe Betrügereien kamen an den Tag, und erschreckt und kleinlaut verbarg man jeden Betrug, als man fand, wer die Betrüger seien. Nur wenn ein armer Teufel processirt wird, weiß etwa ein Lincoln'sches Kriegsgericht einen Spruch zu finden. Man

kann in unseren Tagen ein gewaltiger Spitzbube sein und nicht nur straflos ausgehen, sondern sogar zu höheren Ehren gelangen, nur darf man nicht aus der Schule schwatzen. Und diese Schwindlerbande spielt die Rolle der Unionsretter!"

Ein notorischer Gauner und Räuber, General Butler, der Tyrann von New-Orleans 1862, wurde in Boston und New-York mit Serenaden feierlich als Kriegsheld bewillkommnet; man mußte ihn abberufen, aber auch unter seinem Nachfolger Banks „stehlen und rauben die Unionsbeamten dort ganz schamlos. Der Präsident hat Räuber und Schwindler in's Amt eingesetzt; Andere, welche schändlicher Verbrechen überführt worden, hat er der Strafe entzogen, sie im Amt erhalten und Manche mit neuen, einträglicheren Ehrenposten belohnt." (New-Yorker Staatszeitung vom 11. April 1863.)

Wir wollen diesen Aufsatz mit einer Betrachtung schließen, welche wir in der deutschen New-Yorker Illustrirten Zeitung vom 19. Juni 1863 finden.

„Es sind eigentlich nur sechszehn Personen, welche das politische Wetter unserer guten Stadt New-York machen. Es wird so viel geredet vom Einflusse des Parteiwesens, von der Macht der Parteien 2c. 2c. Das ist Alles Mondschein; die Partei an und für sich hat weder Einfluß noch Macht, sie ist eine ungeschlachte, formlose Masse, die erst durch den souveränen Willen einiger weniger Führer Gestaltung erhält. Volksherrschaft und Volkssouveränetät sind in unserm politischen Leben längst zur Phrase geworden; das Volk gehorcht und parirt blindlings Ordre, das Herrschen wird von einem Dutzend Schlauköpfen besorgt, die man sehr passend als „Drahtzieher" bezeichnet, wodurch sich die Massen selber als Marionetten bekennen. Fünf Anhänger Thurlow Weed's und vier Gegner desselben leiten die jetzt freilich sehr zerfahrene republikanische Partei, während sechs Tammanyleute und der Tycoon von Mozart-Hall (Fernando Wood), der natürlich die Sechse aufwiegt, die demokratischen Parteigeschäfte erledigen. Um diese Leute dreht sich Alles, sie sind das A und das O, ohne ihren Willen fällt in New-York kein Sperling vom Dach und wandert kein Dollar von einer Hand zur andern. Es hat sie Niemand zu ihrer hohen Stellung berufen, sie sind aus keiner öffentlichen Wahlurne hervorgegangen, und doch ist ihre Autorität eine unerschütterliche; sie erhalten kein Honorar und erheben keine direkten Steuern, dennoch verfügen sie über ein Budget, das die ganze Verwaltung eines Königreichs bestreiten würde; sie leben wie die Blumen des Feldes und die Vögel des Waldes: sie spinnen nicht und arbeiten nicht, sie säen nicht und ernten nicht — aber unser himmlischer Vater erhält sie doch. —" A.

Das blutige Drama auf Madagaskar.

König Radama und die Civilisation. — Stellung desselben zu den Christen. — Sein Charakter; reizbares Temperament, Ausschweifungen. — Ausländische Ränkeschmiede. — Aberglaube. — Der 12. Mai 1863. — Eine psychische Seuche. — Die Mena maso. — Mordpläne. — Missionär Ellis in Todesgefahr. — Der Versammlungsplatz Andohalo. — Ausbruch der Revolution. — Despotische Verstocktheit Radama's. — Seine Ermordung. — Rabodo zur Königin ausgerufen. — Grundzüge einer konstitutionellen Verfassung; Geschwornengericht. — Betrachtungen.

Wir haben früher schon kurz gemeldet, daß König Radama, der Idealist, im Maimonat in seiner Hauptstadt Antananarivo ermordet worden ist. In der „Civilisationskomödie", welche seit beinahe zwei Jahren auf Madagaskar gespielt wurde, hat sich ein blutiger Akt ereignet, welcher den Haupthelden das Leben kostete.

Die Dinge, welche sich auf der großen und schönen Insel im Indischen Ocean begeben, haben auch für Europa eine weitreichende Bedeutung, und wir begreifen sehr wohl, daß die jüngste Katastrophe in England wie in Frankreich ungeheures Aufsehen gemacht hat. Die Leser des Globus erinnern sich, daß wir die Eifersucht der beiden großen Seemächte eingehend geschildert haben; wir wiesen nach, wie fest der französische Einfluß gewurzelt sei und wie die Engländer sich bemühten, denselben entgegen zu wirken. Jetzt wälzt nun die Londoner Presse den Franzosen, die Pariser Presse den Engländern die Schuld auf, und doch erklärt sich, unserer Meinung zufolge, die ganze Angelegenheit sehr einfach. Der europäische Einfluß, welcher auf Madagaskar durchgreifende, unvermittelte Umgestaltungen bewirkte, hat ohne Zweifel einen Hauptanstoß gegeben, und man braucht nicht gerade Verschwörungen und geheime Intriguen von Seiten der Engländer oder Franzosen zu wittern.

Die ausführlichen Nachrichten, welche uns jetzt vorliegen, beweisen übrigens, wie richtig wir den idealistischen Halbbaren und die salbungsvollen Missionsberichte beurtheilt haben. Diese letzteren lauten jetzt ganz anders, und fassen wir die Thatsachen in's Auge, so stellt sich heraus, daß Radama der Zweite, der Hochgepriesene, nichts mehr und nichts minder war, als ein durch europäische Einflüsse aus dem innern Gleichgewicht geworfener Halbbarbar, der durch die Zudringlichkeit einer Civilisation, welche er nicht verstehen, begreifen, bewältigen und in sich einarbeiten konnte, toll gemacht wurde.*)

Der Pariser Moniteur hat amtliche Berichte der französischen Agenten veröffentlicht, und die Londoner Missionsgesellschaft einen Brief ihres Agenten, W. Ellis, bekannt gemacht. Beide ergänzen einander, doch ist in Bezug auf die Entwickelung der Dinge die englische Darstellung klarer. Sie wird von den Sekretären der Missionsgesellschaft mit

*) Schon vor beinahe zwei Jahren warfen wir einen „Blick auf Madagaskar", Globus I, S. 380, und bemerkten, daß diese Insel bald die Aufmerksamkeit Europas in höherm Grad auf sich lenken werde. — In Band II, S. 193, gaben wir eine ausführliche Darstellung, schilderten die Weltlage, die Handelserzeugnisse, das Volk, die Regierung, die alte Königin Ranovalo und den neuen König. Wir gaben auch eine Geschichte der Verschwörung, welche von Franzosen angezettelt worden war und in welche man unsere Landsmännin Ida Pfeiffer verwickelt hatte. — In Band III, S. 46 findet der Leser eine Schilderung des Idealisten Radama und der Gegensätze der französischen und englischen Politik. S. 121 gaben wir Neue Nachrichten aus Madagaskar, und S. 252 gaben wir einen Aufsatz: „Die Civilisationskomödie auf Madagaskar und Napoleonische Annexionen"; wir sprachen dort über die Bedeutung des an Frankreich abgetretenen Hafens Diego Suarez. Eine Notiz über die französische Madagaskar-Kompagnie steht IV, S. 224. Unsere Leser sind also völlig orientirt.

einigen Betrachtungen eingeleitet, welche wir nicht übergehen wollen, weil sie zeigen, daß auch in Bezug auf Radama die Missionsleute wieder einmal sehr sanguinisch gewesen sind.

Die Briefe des Missionärs und Agenten Ellis (desselben, welchem wir zwei vortreffliche Werke über Madagaskar verdanken) sind vom 16. und 17. Mai, gelangten aber erst am 6. Juli nach London. Seit fünf Monaten waren keine Berichte aus Madagaskar eingelaufen, weil während der stürmischen und ungesunden Frühlingszeit der Verkehr zwischen dieser Insel und Mauritius unterbrochen wird. Die Sekretäre bemerken: Ellis erwähne, daß Radama von einem seltsamen Wahne gepackt worden war; er sei ein Opfer eigennütziger, fanatischer und lasterhafter Menschen gewesen. Wir haben, sagen sie, Beweise, daß er während der tyrannischen Regierung seiner Mutter jahrelang ein aufrichtiger Freund der schwergedrückten Christen war, die er vor Verfolgung schützte und aus der Sklaverei erlöste; dabei hat er mehrmals sein eigenes Leben auf das Spiel gesetzt. Von seiner Thronbesteigung an sind alle seine Staatshandlungen durch dieselben Ansichten bestimmt worden; er verkündete gleiche Freiheit für alle Klassen seiner Unterthanen, und die eingeborenen Christen hatten sich seiner ganz besondern Aufmunterung zu erfreuen.

Radama also, so fahren die Sekretäre fort, zeichnete sich durch manche vortreffliche Eigenschaften aus; er haßte aus Instinkt jede Grausamkeit, hatte große Achtung vor Herrn Ellis und dessen Genossen, nahm lebhaften Antheil an dem Unterrichte, welchen sie ertheilten, aber — er bekannte sich niemals zum Christenthume, gab auch niemals eine Absicht kund, dasselbe anzunehmen. Seine besten Freunde mußten stets bedauern, daß er neben jenen vortrefflichen Eigenschaften nicht nur große Schwächen besaß, sondern auch groben Lastern ergeben war. Bei seinem aufbrausenden, reizbaren Temperament, verfiel er in die Schlingen, welche ihm von lasterhaften, gewissenlosen Ausländern (— ein Hieb auf die französischen Agenten und Abenteurer Laborde, Lambert und Konsorten —) gelegt wurden. In der letzten Zeit war er auch nächtlichen Ausschweifungen ergeben, und diese standen doch in einem seltsamen Gegensatze zu dem angeblichen Interesse, welches er am Christenthum zu nehmen behauptete. —

Die nächtlichen Ausschweifungen beging Radama, den Berichten des Moniteur zufolge, in dem sogenannten Steinernen Hause zu Ambohimitsimina, in welches er sich auch während der Revolution flüchtete. —

Aus den Berichten des Herrn Ellis geht hervor, daß Radama sich dem Trunk ergeben hatte. „Dadurch wurde er zugängig für schlechte Rathgeber; daher die Grausamkeit und die Verrätherei ausländischer Intriguanten, die seine Aufgeregtheit und Schwäche, welche sie doch selber herbeiführten, eigennützig ausbeuteten, indem sie ihn zu Vorsätzen verleiteten, die er in nüchternem Zustande gewiß nicht gefaßt haben würde. Unter dem Einflusse des Weines unterzeichnete er den verhängnißvollen Vertrag mit einem wohlbekannten Ausländer und andere Dokumente, die er nicht verstand; seine Trunksucht war Ursache, daß er Verstand und Leben einbüßte."

Mit diesem „wohlbekannten Fremden" deutet Ellis ohne Zweifel auf Lambert, einen kecken, verwegenen Abenteurer, denselben, welcher einst eine Verschwörung gegen die alte Königin anzettelte, sich im vorigen Jahre zum „Herzoge von Emirene" ernennen ließ, den Napoleonischen Königsmantel für Radama besorgt hatte, mit Laborde die Rollen der Civilisationskomödie austheilte, alle Fäden lenkte und die Pläne der französischen Politik förderte. Er war es auch, der die Abtretung der wichtigen Diego-Suarezbay an Frankreich durchsetzte und der französischen Madagaskar-Kompagnie so umfassende Privilegien auswirkte, daß durch dieselben Madagaskar so gut wie völlig in die Gewalt dieses Fremden gegeben ist. —

Radama war, wie Ellis weiter meldet, in hohem Grad abergläubig, hielt große Stücke auf Träume und Geistereinwirkungen. Wenn er etwas behauptete, sagte er gewöhnlich: „Es ist richtig, denn Gott hat es mir so gesagt." Geistererscheinungen hatten für ihn einen weit größern Reiz, und er legte auf dieselben einen viel höhern Werth als auf Vorstellungen, in welchen vernünftiger Zusammenhang war und bei denen man ihm Ursache und Wirkung nachwies. „Ich kann indeß nicht glauben, daß er mit dem gegen mich geschmiedeten Mordplane zusammenhing, habe aber Gründe genug zu der Annahme, daß er irr und wirr in seinem Kopfe gewesen sei, und daß er zuletzt völlig den Verstand verloren habe. Man kann den irre geleiteten König nur bedauern, der auf ganz unverantwortliche Art das Werkzeug von Leuten wurde, welche einen tödtlichen Haß gegen Christi Sache haben; er hieß Bluthaten gut und ermunterte zu denselben, und doch widerstrebten sie seinen früheren Neigungen und Gewohnheiten ganz und gar."

Welche Ergebnisse, so sagen die Sekretäre, unter der neuen Regierung sich auf die Dauer herausstellen, das kann Keiner im Voraus wissen. Der absolute Despotismus ist mit einer Regierungsform vertauscht worden, welche sich dem konstitutionellen System annähert. Doch nur allein die Zeit kann lehren, ob die einflußreichen Klassen in Madagaskar diese guten Principien wirklich zu würdigen und zu benutzen verstehen. Ellis und seine Genossen sind voll der größten Hoffnungen.

Wir wollen nun den Verlauf der madegassischen Mairevolution schildern und das, was Ellis unterm 16. Mai aus der Hauptstadt Antananarivo darüber meldete, zum Leitfaden nehmen.

Binnen wenigen Tagen, schreibt er, hat eine völlige Umwälzung stattgefunden. Radama der Zweite ist nicht mehr; die Edelleute haben eine Thronfolgerin gewählt, die vom Volk anerkannt worden ist. Das Land hat eine neue Regierungsform, der gemäß fortan Gesetzgebung und Verwaltung gemeinschaftlich bei der Königin, den Edelleuten und dem Volke sind. Rabodo hat die ihr gestellten Bedingungen angenommen, und wurde als Rasoaherina zur Königin von Madagaskar ausgerufen. Radama's Tod, die Uebernahme der Krone durch seine Gemahlin und die Proklamirung derselben, das Alles ereignete sich an Einem Tage, den 12. Mai 1863.

In einigen Beziehungen war Radama ein umgänglicher und verständiger Mensch, aber seine Begriffe von den Pflichten und Aufgaben eines Herrschers waren überaus mangelhaft, und seitdem er den Thron bestiegen, ist zum Wohle des Landes eigentlich so gut wie gar nichts geschehen. Indem er alle Zölle abschaffte, beraubte er die Regierung eines großen Theils ihrer Einkünfte. Er entfernte viele Edelleute und die erfahrensten Männer aus seinem Rath, und umgab sich mit einer Schaar junger, unerfahrener, theilweise nichtsnutziger Leute, welchen er sein Vertrauen schenkte. Er that gar nichts, um verbrecherischen Handlungen vorzubeugen oder dieselben zu bestrafen; er traf auch nicht die mindeste Maßregel, um feste Grundlagen für das Gedeihen des Landes zu gewinnen, und so wuchs das Mißvergnügen gegen ihn im Volke. Einzelne waren ihm allerdings ergeben. Uebrigens hielt

man ihn doch für gut geartet und hoffte auf einen Umschwung zum Bessern. Die Christen, welchen die Lehrfreiheit nicht im mindesten verkümmert wurde, gaben sich Mühe, ihre heidnischen Landsleute aufzuklären.

Während der letztverflossenen drei Monate wurden außerordentliche Anstrengungen gemacht, den König wieder unter den Einfluß des alten Aberglaubens zu bringen; sie gelangen vollständig und führten Radama's Untergang herbei. In der Hauptstadt und den umliegenden Provinzen war eine Art von psychischer Seuche ausgebrochen. Die Leute, welche davon ergriffen wurden, behaupteten, daß sie selber von Allem, was sie thaten, gar nichts wüßten; sie seien platterdings außer Stande, das Springen, Laufen, Tanzen &c., wenn dasselbe sie anwandle, zu unterlassen. Diese Leute hatten auch Visionen und vernahmen Stimmen aus der übernatürlichen Welt. Unter diesen Gesichten war eins, das sehr Viele geschaut haben wollen: sie erblickten die Ahnen des Königs, und Stimmen verkündeten, daß diese Ahnen kommen und dem Könige sagen würden, was er für des Landes und Volkes Wohlfahrt zu thun habe. Radama erhielt dann eine Botschaft, welche ihm angeblich von diesen Ahnen geschickt wurde; es hieß in derselben, daß er sehr bald von einem schweren Unglück heimgesucht werden solle, wenn er das Beten nicht einstelle.

Radama's beste Freunde (— Ellis und die anderen Missionäre —) waren überrascht, daß er diesen seltsamen Dingen so großes Gewicht beilegte. Er schien an diese Botschaft aus der Geisterwelt zu glauben, ermuthigte die wahnsinnigen Tänzer, welche sich tagtäglich in seinen Palast drängten und offen erklärten, daß das Tanzen so lange immer ärger werden müsse, bis das Beten aufgehört habe.

Der allgemeinen Annahme zufolge ist diese ganze Bewegung durch die Hüter der Götzenbilder, die heidnischen Priester, hervorgerufen worden; gefördert wurde sie durch des Königs Mena maso. Von diesen letzteren wurden Leute bestochen, die als angeblich Kranke (Besessene) vom Lande hereinkommen mußten, damit der Betrug nicht aufhöre.*)

Es wurde der Vorschlag gemacht, eine Anzahl Christen zu ermorden, weil man dadurch der Ausbreitung des Christenthums Hindernisse in den Weg legen könne; auch sollten die angesehensten Edelleute, welche das Gebahren des Königs mißbilligten, getödtet werden. Radama wollte den Einfluß dieser fanatischen Partei verstärken, und erließ einen Befehl mit Gesetzeskraft, demgemäß Jedermann, der einem (sogenannten) Kranken begegne, vor diesem den Hut abziehen solle. Den Kranken müsse solchergestalt dieselbe Ehrfurchtsbezeigung erwiesen werden, wie früher den Götzenbildern beim feierlichen Umzuge durch die Hauptstadt.

*) Mena maso bedeutet buchstäblich: rothe Augen. Ellis bemerkt: „Sie sind nicht die anerkannten Minister des Königs, sondern eine Art von Inquisitoren, von denen angenommen wird, daß sie Alles ausspüren und entdeckten, was etwa der Regierung zum Nachtheil gereichen könnte. Sie geben bei allen vorkommenden Gelegenheiten dem Könige Winke und Rathschläge; man nimmt ferner an, daß ihre Augen roth geworden seien, weil dieselben durch das unablässige Nachforschen allzusehr angestrengt würden." Man vergleiche mit dem, was der englische Missionär über diese Mena maso sagt, die hohen Lobpreisungen, zu welchen sich der katholische Missionär, Pater Jouven, ein Franzose, hingerissen fühlt, Globus III, S. 47. Er bezeichnet diese Leute als Leibwächter, als junge, intelligente, muthige Männer, welche dem Herrscher ganz ergeben seien, und dem Könige bei Ausführung seiner vielen Pläne zur Erhöhung der Volkswohlfahrt an die Hand gingen; sie seien zugleich Beiräthe, Ingenieurs und Baumeister des Königs, welche „erstaunliche Dinge fertig brächten". Darüber erzählt dann der Pater allerlei blendende Jagdgeschichten! A.

Um die Leute, welche die beabsichtigten Mordthaten ausführen sollten, gegen alle Verfolgungen sicher zu stellen, ließ Radama verlauten, er werde verordnen, daß Alle, die mit Feuerwaffen, Schwertern oder Speeren fechten wollten, daran nicht verhindert werden dürfen, und daß Keiner dafür, daß er einen Andern getödtet habe, bestraft werden solle. Dadurch kam große Unruhe unter die Leute. Am 7. Mai erklärte der König vor seinen Ministern und anderen Männern, es sei bei ihm unwandelbar beschlossen, jene Verordnung zu erlassen. Von allen anwesenden Mena maso waren nur drei gegen den Erlaß, andere schwiegen und die übrigen erklärten ihre Zustimmung.

Von da an hielten die Edelleute und die Vorsteher des Volks den ganzen Tag lang Berathungen über Das, was nun zu thun sei. Am andern Morgen begab sich der Premierminister mit ungefähr einhundert Notabeln, darunter der Oberbefehlshaber des Heeres, der Schatzmeister und der oberste Palastbeamte, zum Könige; sie alle protestirten dagegen, daß er den Mord legalisiren wolle, und baten ihn dringend, es nicht zu thun. Der Premierminister that sogar einen Fußfall; als aber das Alles auf Radama keinen Eindruck machte, stand jener auf und fragte: „Erklärst Du vor allen diesen Zeugen, daß ein Mann, welcher einen andern tödtet, nicht bestraft werden solle?" Der König antwortete: „Ja, das ist mein Wille." Der Minister wandte sich darauf zu seinen Begleitern mit den Worten: „Das ist genug; wir müssen uns bewaffnen; kommt mit mir." Ich sah sie in langem Zuge vor meiner Wohnung vorübergehen, als sie nach des Ministers Hause sich begaben, wo sie dann den Entschluß faßten, dem Könige Widerstand zu leisten.

Gegen Abend war ich in des Königs Wohnung und schwebte dort in Lebensgefahr. Fünf oder sechs seiner vertrauten Rathgeber, nämlich Mena maso, hatten sich verabredet, mich zu ermorden, und dadurch, wie sie meinten, der Ausbreitung des Christenthums entgegen zu wirken. Aber Freunde warnten mich und der Premierminister traf Vorkehrungen für meine Sicherheit. Ich ging eine Stunde früher als gewöhnlich zum König und kehrte sofort wieder zurück, um in der Nähe meiner Wohnstätte einen sichern Aufenthaltsort zu suchen. Boten des Premierministers harrten schon meiner, und vor Einbruch der Dunkelheit begab ich mich in das Haus des Doktors Davidson, welches an einer Ecke des Andohalo steht, das heißt des großen Platzes auf welchem Volksversammlungen abgehalten werden.

Alles in der Stadt war in der äußersten Aufregung; die ganze Nacht hindurch zogen Weiber, Kinder und Sklaven mit werthvollen Gegenständen beladen, ab, während gleichzeitig Schaaren bewaffneter Männer aus den Vorstädten her eindrangen. Am 9. Mai, bei Tagesanbruch, hatten mehr als zweitausend Soldaten den Andohalo besetzt; andere Truppen waren auf der Anhöhe neben der Wohnung des Ministers aufgestellt; auch ließ dieser alle Zugänge zur Stadt sorgfältig bewachen.

Den Edelleuten lag zunächst daran, etwa dreißig von den Mena maso in ihre Gewalt zu bekommen, und zwar solche, welche den König vorzugsweise zu gemeinschädlichen Handlungen aufmunterten. Es gelang auch, eine Anzahl derselben gefangen zu nehmen, und sie wurden ohne Weiteres niedergehauen, andere entflohen und nur zwölf oder dreizehn blieben beim Könige, von welchem man die Auslieferung derselben verlangte. Als dieselbe verweigert wurde, erklärten die Edelleute, sie würden jene Männer mit Gewalt aus dem Palaste herausholen. Inzwischen wurden immer mehr Truppen herangezogen; nur wenige Soldaten waren beim Könige geblieben, und diese weigerten sich, auf die anderen

zu feuern. Das Volk mochte wohl Mitleid mit dem Herrscher haben, erhob aber keine Hand zu seiner Vertheidigung. Endlich versprach Radama die Mena maso auszuliefern, wenn man ihnen das Leben nicht nehmen und sie lebenslänglich gefangen halten wolle. Am 11. Mai wurden sie über den Andohalo nach der Stelle hin geführt, wo sie in Fesseln geschlagen werden sollten.

Radama hatte während der Verhandlungen mit den Edelleuten erklärt: nur er allein sei Herrscher, sein Wort allein sei Gesetz, seine Person sei heilig und unantastbar, er werde von oben her durch übernatürliche Kräfte beschützt und werde Alle, welche gegen seinen Willen sich auflehnten, streng bestrafen. Die Edelleute fanden es demnach mit ihrer eigenen Sicherheit unverträglich, ihn länger am Leben zu lassen, und ermordeten ihn am andern Morgen in seinem Palaste. Die Königin war bei ihm und gab sich alle Mühe, sein Leben zu retten, aber vergeblich. Dann wurden auch seine Rathgeber, die Mena maso, getödtet.

Am Vormittage begaben sich vier der angesehensten Edelleute zur Königin und legten ihr ein schriftliches Dokument vor; dasselbe enthielt die Grundzüge von Bestimmungen, welche fortan bei der Regierung des Landes maßgebend sein sollten. Man werde die Königin als Herrscherin anerkennen, im Falle sie sich mit denselben einverstanden erkläre; wenn nicht, müsse man einen andern Herrscher suchen. Sie las die Schrift und erklärte ihre volle, aufrichtige Einwilligung und Zustimmung, nachdem sie sich über einige Punkte hatte Erläuterungen geben lassen. Die Edelleute sprachen dann: „Auch wir erklären uns durch dieses Uebereinkommen gebunden. Wir sind, wenn wir dasselbe brechen, des Hochverraths schuldig; brichst aber Du es, dann werden wir abermals thun, wie wir jetzt gethan haben.“ Der Premierminister unterzeichnete das Aktenstück im Namen und Auftrage der Edelleute und der Vorsteher des Volkes, und die Königin unterschrieb gleichfalls. Mittags zwischen 1 und 2 Uhr wurde dann die neue Ordnung der Dinge durch Kanonenschüsse verkündet.

Zwischen 3 und 4 Uhr kamen mehrere Offiziere zu uns mit einer Abschrift des Dokuments und lasen uns dasselbe vor. Der Hauptinhalt ist folgender:

Das Wort des Herrschers allein ist nicht Gesetz, sondern die Edelleute, die Volksvorsteher und die Königin gemeinschaftlich geben die Gesetze.

Allen Ausländern, welche den Landesgesetzen gehorsam sind, wird volle Freiheit und Schutz gewährleistet.

Die freundschaftlichen Beziehungen zu allen anderen Völkern werden aufrecht erhalten.

Es werden Zölle erhoben, aber Handel und Civilisation sollen gefördert werden.

Den einheimischen Christen wird Freiheit und Schutz für Ausübung des Gottesdienstes, der Lehre und der Ausbreitung des Christenthums zugesagt; aber derselbe Schutz und dieselbe Freiheit wird auch Allen, die nicht Christen sind, gewährleistet.

Die Sklaverei wird auf Madagaskar nicht abgeschafft; aber den Besitzern bleibt es unverwehrt, ihren Sklaven die Freiheit zu geben oder dieselben zu verkaufen.

Niemand darf für irgend ein Vergehen auf Befehl des Herrschers allein hingerichtet werden; ein Todesurtheil kann nur vollzogen werden, wenn zwölf Männer einen Angeklagten für schuldig eines Verbrechens erklärt haben, auf welches Todesstrafe gesetzt ist. —

Dies sind die Grundzüge. Nach Verlauf einer Stunde wurden wir in den Palast berufen, um die Königin zu begrüßen. Sie versicherte, daß sie freundschaftliche Gesinnungen für die Engländer hege, auch uns (Missionären) wohlgesinnt sei und unsere Arbeiten zu fördern wünsche. —

In einer Nachschrift sagt Ellis: Alles geht vortrefflich von Statten. Die Königin hat an Königin Victoria und den Kaiser der Franzosen geschrieben und ihre Thronbesteigung angezeigt; sie erklärt, daß sie die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Mächten und Madagaskar unangetastet aufrecht erhalten, auch die Unterthanen beider Mächte, welche hierher kommen, in Bezug auf Person und Eigenthum schützen werde. Der Beamte, welcher mir dieses mittheilte, sagte auch, man habe den Vertrag mit England sorgfältig geprüft und sei entschlossen, ihn unbedingt anzunehmen. Unsere Aussichten für das Missionswerk sind günstiger als je zuvor. —

* * *

Aus dieser Darstellung des Missionars Ellis geht hervor, daß die Revolution auf Madagaskar lediglich und allein durch Radama hervorgerufen worden ist; daß die Edelleute ihn ermordeten, um das eigene Leben zu retten und wieder Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen. Radama war zum Trunkenbold herabgesunken, despotischer Wahnwitz hatte seinen Kopf eingenommen und er war jedem verständigen Rathschlag unzugängig geworden. Die Regierung des Vielgepriesenen war eine tragi-komische Posse mit blutigem Ausgange. Die einzige Handlung, welche Billigung verdient, war die Abschaffung des Tangihn, des Gerichts durch die Giftprobe, über welche wir wohl gelegentlich einmal reden.

Wer mit den Verhältnissen in Madagaskar und dem Verlaufe der Dinge näher bekannt ist, findet in den Angaben und Betrachtungen sowohl der Londoner wie der Pariser Blätter manche positiv unrichtige Angaben und ganz falsche Schlüsse. Das „Pays“ hat dreist behauptet, der Missionär Ellis habe die Mordthaten angestiftet und sei Zeuge derselben gewesen. Wir kennen die beiden Werke des Herrn Ellis über Madagaskar sehr genau, sind allen seinen Schritten genau gefolgt, und können mit voller Bestimmtheit sagen, daß er, ein wohlwollender, sanfter Mann, absolut unfähig ist, nur einen Gedanken an eine derartige Greuelthat zu fassen. Ein solcher liegt ihm welteuweit fern. In seinen hochfahrenden Hoffnungen auf Radama hat er sich freilich ganz und gar getäuscht.

Wenn ein Blatt, dem überhaupt das unbefangene Urtheil (z. B. auch in Betreff der deutschen, nordamerikanischen, polnischen, ungarischen, türkischen und griechischen Dinge) in geradezu auffallender Weise mangelt, — wir meinen Daily News, — behauptet, Radama sei Christ gewesen, so ist das platterdings falsch; wenn dieselbe Zeitung ihn als einen „Reformfreund“ bezeichnet, so ergiebt sich aus dem Verlaufe der Dinge, wie diese Redensart zu verstehen ist. Radama, wir wiederholen es, war ein Halbbarbar, ohne sittlichen Zusammenhang in sich selbst, und am Ende ohne gewöhnlichen Menschenverstand. Dafür zeugt, daß er seinen Unterthanen, bei schwerer Strafe im Falle der Nichtbefolgung, den Befehl gab, nur europäische Kleidung zu tragen. Man kann sich etwas Widersinnigeres gar nicht denken. Er war ein Spielball gleichzeitig der französischen Abenteurer, die ihn beschwindelten und mit ihm Champagner tranken, der Missionäre, welche mit ihm beteten, und der vergoldeten Jugend, der ausschweifenden Junker, seiner Mena maso, mit denen er nächtliche Orgien feierte. Am Ende ward er verrückt und beim Volke so verhaßt, daß sich keine Hand für ihn erhob. Ja, so tief war die Abneigung gegen ihn gewurzelt, daß sein Name in der Reihenfolge der Regenten nicht einmal

genannt werden soll. Denn die neue Regierung verordnete: daß die Königin Rabodo, welche unter dem Namen Rasoahery den Thron bestieg, so betrachtet werden solle, als sei sie unmittelbar Nachfolgerin der Königin Ranovalo (die im Sommer 1861 starb). Radama der Zweite wird so angesehen, als habe er nie gelebt oder regiert. Bezeichnend ist auch, daß die Königin, bevor sie anerkannt wurde, sich ausdrücklich hatte verpflichten müssen, niemals starke Getränke zu genießen.

Diese Abneigung spricht sich auch noch in anderen Verfügungen aus. Radama's Leiche sollte unbeerdigt bleiben; man hielt ihn also für unwürdig eines ehrlichen Begräbnisses.

Die Revolution auf Madagaskar ist ohne allen Zweifel eine Reaktion der Selbsterhaltung, gegenüber der Tollheit eines Herrschers, der nicht mehr zurechnungsfähig war. Edelleute und Volk waren vollkommen einverstanden, und die neue Verfassung, eine Art von Magna charta, ist offenbar in der Absicht gegeben worden, despotischer Willkür Schranken zu setzen. Alle Bestimmungen derselben sind verständig, auch, vom afrikanischen Standpunkt aus angesehen, jene über die Sklaverei, welche so innig und tief mit den Begriffen und Anschauungen der Menschen verwachsen ist, daß sie durch ein Dekret sich nicht beseitigen läßt. Aber der auswärtige Sklavenhandel bleibt nach wie vor verboten.

Ohne Zweifel werden wir demnächst charakteristische Einzelnheiten über jene bemerkenswerthen Vorgänge erfahren, und dann auch beurtheilen können, welche Stellung das herrschende Volk der Howas gegenüber den anderen Völkern Madagaskars, z. B. den Betimsaras, Betanimenen &c. eingenommen hat, und wie weit volksthümliche Gegensätze bei der Revolution betheiligt waren. Alle bis jetzt vorliegenden Berichte geben nur die äußeren Thatsachen, nicht den Zusammenhang der inneren Verflechtungen.

Ein Ausflug von Stockholm nach Drontheim.

Von einen schwedischen Offizier für den Globus geschrieben.

Sundwall. — Bärenjäger. — Oestersund in Jemtland. — Der Stor-See. — Schlechte Waldwirthschaft. — Die Lemminge. — Der Weg aus Jemtland nach Norwegen. — Skallstuga. — Lappen und Missionen. — Drontheim. — Ausflug nach Stickelstad. — Landwirthschaftliches Fest. — Eine skandinavische Rede.

Sie haben bereits mehrere Mittheilungen über Skandinavien gebracht. Erlauben Sie, daß auch ich in der folgenden Skizze Ihnen einen Beitrag zur Landeskunde des Nordens liefere.

Ich unternahm im Monat Juni 1861 eine Reise in das nördliche Schweden. Wir benutzten eines jener großen, mit allen Bequemlichkeiten, selbst einer Badezelle, versehenen Dampfboote, welche von Stockholm aus bis zur Stadt Haparanda, an der Nordküste des Bottnischen Meerbusens, regelmäßig ihren Kurs machen und unterwegs an vielen Küstenstädten anlegen. Eine Anzahl Nordländer, die aus verschiedenen Gegenden Skandinaviens und des europäischen Kontinents in ihre eisige Heimat zurückkehrten, bildeten, nebst einem jungen Engländer, unsere Reisegesellschaft.

Wir kamen zunächst nach Sundswall, einem von Stockholm etwa 60 Meilen *) entfernten Küstenstädtchen. Ein uns befreundeter Holzhändler, den wir seit 15 Jahren nicht gesehen hatten, lud uns (— meinen Vater und mich —) zum Mittag und zu einer Bärenjagd ein; leider mußten wir ablehnen. Die Bärenjagd ist in jener Gegend beliebt. Selten wird der zottige Waldbewohner von der wohlgezielten Büchsenkugel getödtet; meist stellt man Gewalt der Gewalt entgegen und es kommt zum Handgemeng. Der Jäger hat kaltblütige Besonnenheit nöthig; er muß den mit beiden Armen erhobenen Jagdspieß in die Rachenhöhle des Thieres sicher hineinzustoßen verstehen, sonst ist er verloren. Trifft aber der Spieß, dann hilft der Bär selber seinen Tod zu befördern, indem er den Spieß mit seinen Tatzen rascher hineindrückt, als es der Jäger vermag. In den Nordlanden giebt es, besonders in den Thälern, kraftvolle und kühne Männer, welche es gern mit den Bären versuchen. Zwei Thalbewohner gingen an einem Wintermorgen einen Berg hinauf, um Holz zu hauen. Ein gewaltiger Bär wird durch das Krachen des Baumes in seinem Morgenschlummer gestört, und mit einem Sprung umfaßt er den einen Mann. Der Andere eilt sogleich zu Hülfe, aber statt auf einmal mit einem scharfen Hiebe seiner Axt den Bären zu Boden zu strecken, giebt er ihm mit dem Hammer der umgekehrten Axt einen Schlag nach dem andern auf den Kopf, um ja nicht das kostbare Fell zu verletzen. Der Bär und der von ihm umhalste Mann rollen nun mit einander den steilen Hang hinunter und kommen so plötzlich dem besorgten Retter aus dem Gesicht. Der aber ruft verwundert aus: Nun, wo seid Ihr denn geblieben! — und tritt den Rückweg an! Dieser Vorfall wurde uns in Sundswall erzählt.

Nach kurzem Aufenthalte reis'ten wir in Gesellschaft des Engländers, im eigenen bequemen Reisewagen, von Sundswall ab und fuhren nach der in nordwestlicher Richtung gelegenen, 30 Meilen entfernten Stadt Oestersund in der Provinz Jemtland. Die Reise hat nichts Beschwerliches denn der Weg ist gut, und die Wirthshausbesitzer, welche den Vorspann zu leisten haben, sind mit raschen Pferden versehen. Auch bekommt man unterwegs gute Butter und Milch, manchmal auch vortreffliche Fische. Die Häuser sind im Allgemeinen gut gebaut. Es fehlt nicht an landschaftlichen Schönheiten, wenn gleich die Natur, bevor man Oestersund erreicht, nichts Eigenthümliches darbietet. Was die Bewohner betrifft, so nimmt man bald wahr, daß es Menschen von selbständiger Gesinnung sind, die nur von der eigenen Ueberzeugung geleitet werden und die nur dann sich überzeugen lassen, wenn man ihnen freundlich entgegenkommt.

In Oestersund fiel es mir schwer, mich zurechtzufinden, so sehr hatte sich die Stadt, und zwar zu ihrem Vortheil, in den letzten funfzehn Jahren verändert. Geblieben war natürlich die herrliche Lage am Strande des Storsees, wie die schöne lange Brücke, welche die Stadt mit der lieblichen Insel Frösön verbindet, wo das Jemtlandsche Regiment seinen Exercierplatz hat und die stattlichen Offiziershäuser sich am Strande des schönen Storsee hinziehen. Dort hatte ich zehn Jahre in Jugendfrische unter Kameraden und Freunden verlebt, von denen ich nun viele wiedersah; denn der Nordländer verläßt ungern sein Land, wo die gesunde, stärkende Luft dem Menschen im Durchschnitt ein hohes Alter verleiht.

Am Strande des Storsees sieht man die funfzehn Meilen weit entfernten und doch dem Auge ganz nahe gerückten, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, denen der wärmste Sommer immer nur einen Theil ihrer weißen Hülle nimmt. Wie lebhaft steht er mir vor der Seele, der prächtige Storsee, mit seinem klaren, blauen Wasser, wo an milden Sommerabenden das Echo, klar und rein, vom Waldhorn aus den nahen Bergen gelockt wird! Wie oft habe ich dort das Große und Schöne in der nordländischen Natur empfunden, und doch auch das Gefühl gehabt, welches uns immer beschleicht, wenn wir uns von einer spärlichen Bevölkerung um-

*) Stets, wie hier, deutsche Meilen.

geben wissen — das Gefühl der Leere, der Einsamkeit. Nicht etwa einer Unfruchtbarkeit des Bodens wegen ist die Bevölkerung so dünn, denn das ausgestreute Korn kommt zwanzigfach zurück, und die wachsende Saat verspricht immer eine gute Ernte; aber es ist immer ungewiß, ob die schönen, dichten Halme zur Reife gelangen werden; früh eintretende Fröste vernichten in manchem Jahre die Hoffnung.

Der Reichthum der Provinz Jemtland besteht in ihren großen Tannen- und Fichtenwäldern. Allein hier, wie überall in Schweden, werden dieselben in roher Weise ausgebeutet, und zwar in dem Maße stärker, als der Bedarf an Holz in der übrigen Welt zunimmt. In der That trage ich gar kein Bedenken, die Waldwirthschaft für unsere wichtigste ökonomische Frage zu halten, zumal es für unumstößlich gelten kann, daß die klimatischen Verhältnisse davon abhängen. Entschließt man sich nicht, einen geregelten Waldbetrieb einzuführen, so dürfte der Tag nicht allzu fern sein, wo diese nördlichen Gegenden in öde Steppen verwandelt sind.

Eine geordnete Waldwirthschaft, durch welche die Nachkommen vor dem Erfrieren geschützt würden, hält man theils für zu kostspielig, theils erblickt man in ihr einen Eingriff in das Eigenthumsrecht, weshalb nur bei Staatswaldungen von guter Wirthschaft die Rede ist. Es scheint mir ein Recht und eine Pflicht der Gesetzgebung zu sein, bei diesem mächtigen Kapitale die willkürliche Benutzung des Einzelnen, welche der Landeswohlfahrt in Zukunft so tiefe Wunden schlagen kann und schon geschlagen hat, nicht zu gestatten. Sehen wir, um ein Beispiel anzuführen, auf Island. Es hatte einst die schönsten Wälder und war ein fruchtbares Land. Was ist es jetzt?

Ich gedenke noch der zahlreichen Birk- und Haselhühner, die in unseren nordischen Wäldern nisten, von denen ganze Wagen voll, 90 Meilen und weiter, nach Stockholm gebracht werden.

Das Weib im Norden, dem wahre Anmuth nicht fehlt, zeichnet sich durch offenes, unbefangenes Wesen aus. Das trauliche Du wird oft unter den verschiedenen Geschlechtern gehört; doch glaube der Fremde nicht, daß größere Vertraulichkeit leicht sei. Was die Nordländerin giebt, ist gegeben; die Grenze wird nur sehr ausnahmsweise überschritten.

Das Tuch, welches die Landbewohnerin tief und mehrfach um die Stirn windet, läßt die Form des Gesichtes nicht nach Wunsch hervortreten, aber die milden, blauen Augen und die oft ungemein weiße, feine Haut verfehlen nicht einen angenehmen Eindruck zu machen.

Die Gastfreiheit war früher in Jemtland überall groß und ist es wohl noch jetzt. Kauft man sich ein Pferd und macht eine Reise, so werden Mensch und Pferd von den schlichten Landbewohnern je länger je lieber beherbergt. Von Bezahlung darf keine Rede sein.

Höchst merkwürdig sind die während des kurzen Sommers von den Gebirgen herabkommenden Lemminge. Das rattenähnliche Thier mißt bis zum Schwanze, der über einen halben Zoll lang ist, etwa fünf Zoll. Das Fell ist rostgelb, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, und von ziemlich zarter Beschaffenheit. In schmalen, parallelen, möglichst geradlinigen Zügen wandern sie zu Millionen daher, werden etwa acht bis vierzehn Tage gesehen und verschwinden dann, indem sie bei dem Versuch, über den Storsee zu schwimmen, größtentheils umkommen. Sie nähren sich von mancherlei Pflanzen, Rennthierflechten u. s. w., und der Schaden, den sie anrichten, ist nicht gering. Ich habe manchmal mit dem bloßen Stock in kurzer Zeit mehrere Hunderte getödtet.

Ich kehre nun noch einmal zu dem Augenblick unserer Ankunft in Oesterfund zurück. Der Bezirks-Oberste und alte Freunde nahmen uns so gastlich auf, daß ich, der die Kasse führte, während der acht Tage unseres Aufenthalts nichts weiter ausgab, als die bei der Abreise üblichen Trinkgelder. An sechs Mittagen waren wir die Gäste verschiedener Privatpersonen, die in Betreff der Bewirthung dem Ruhme des Landes nichts vergaben; und an zwei Mittagen nahmen wir an öffentlichen Festmahlzeiten, womit man uns beehrte, Theil. Die eine wurde von der Bürgerschaft veranstaltet und ist mir besonders durch die freundliche Art, wie der Verdienste meines Vaters gedacht wurde, der die Verwaltung des Distrikts längere Zeit geleitet hatte, in lebhafter Erinnerung. Unter ihm war schon die Lösung der Frage (die noch immer nicht gelös't ist und doch eine Lebensfrage für die Gegend genannt werden kann), vom Storsee aus mehrere in der Richtung nach der Ostsee liegende kleine Seen zu einem bequemen Wasserwege nach dem entfernten Meere zu verbinden — angebahnt werden. Das andere Festmahl wurde von den Offizieren des Jemtlandschen Reiterregiments, auf der Insel Frösön, an einem der schönsten Sommertagen gegeben. Am Nachmittage wurden die Truppen in Parade aufgestellt; dann folgte ein Ball. Um nun vermuthlich meinen Vater recht lebhaft an seine eigenen Gewohnheiten zu erinnern, ertönte plötzlich, während Alle sich bei rauschender Musik dem Tanzvergnügen überließen, das Lärm-Signal. Alles stürzte sogleich davon, die Truppen waren im Augenblick aufgestellt und in der prachtvoll hellen Sommernacht ward fortmarschirt. Nach einer Stunde wurde Kehrt geblasen, und nicht lange nachher der Ball fröhlich fortgesetzt.

Schon einige Tage zuvor hatte sich der englische Reisegefährte von uns getrennt. Sein Ziel war eine durch Lachsfischerei berühmte Stelle an der Südwestküste von Norwegen. Als echter Sohn Albions hatte er es diesen Sommer vorgezogen, statt von England aus direkt hinüberzusteuern, zuvor das Kattegat und den Sund zu passiren, die Ostsee hinauf bis Sundswall zu fahren, Schweden in beträchtlicher Breite zu durchreisen und über die Kjölen zu klimmen, um endlich am ersehnten Ziel anzulangen. Von ihm hatte ich übrigens gelernt, wie man durch ein kaltes Douchebad am Morgen der drückenden Sommerwärme des Tages am leichtesten widerstehen kann. Mein Vater hatte Drontheim, die Stadt, wo die schwedischen Könige als Könige von Norwegen gekrönt werden, zu seinem Reiseziel erwählt. Dort sollte ein landwirthschaftlicher Kongreß stattfinden. Die Reise dahin, welche wir auf einem, noch von meinem Vater angelegten, bequemen Wege machten, wurde uns durch die Gesellschaft des Gouverneurs von Jemtland und seiner liebenswürdigen Familie verkürzt.

Die Reise wurde durch die anmuthigste Gegend fortgesetzt. Schöne Wiesen wechselten mit dunkelm Wald, in dem aber die Eiche nicht mehr zu finden war, und klaren blauen Seen ab. Die zerstreut liegenden Gehöfte machten durch ihre Reinlichkeit und solide Bauart einen angenehmen Eindruck, und für ein patriotisches Schwedenherz weckte dabei der Gedanke, daß nicht Hypothekenvereine und Privatbanken dazu mitgeholfen, ein gewisses Gefühl des Stolzes.

In den letzten sonnigen Junitagen über das Gebirge zu reisen, welches Schweden von Norwegen trennt, ist in der That sehr interessant. Und eine solche Reise ist nicht mehr, wie früher, mit großen Anstrengungen verbunden; im Gegentheil, sie kann in großen Wagen zurückgelegt werden, wenn auch die Abhänge auf norwegischer Seite ungemein steil sind. Uns war das Glück beschieden, schon am folgenden Tage das Thal zu erreichen, welches den Eingang zu den Bergen bildet. Diese gewähren hier einen imponirenden Anblick mit ihren stattlichen Laub- und Nadelwäldern, und mit Entzücken athmeten wir die erfrischende Luft ein, die sich am Morgen von ihnen her verbreitete. An einem wohlgebauten Hause, das auf der blühenden Wiese an einem murmelnden Bache lag, hielten wir an und wurden von der Familie des Zolleinnehmers freundlich zum Kaffee eingeladen. Wir nahmen das Anerbieten an und blieben, bis frische Pferde herbeigeschafft waren. Weit entfernt von den nächsten gebildeten Menschen, hatte die Familie Alles gethan, um sich in ihrer Häuslichkeit für das einsame Leben, zu dem sie verurtheilt war, möglichst zu entschädigen. Besonders erfreuten uns die vielen im Eßzimmer stehenden, in voller Blüte

prangenden Zierpflanzen. Sie bildeten einen hübschen Gegensatz gegen die vielen schönen, aber immer nur kleinen Gebirgsblumen. Nach einem herzlichen Lebewohl wurde die Reise nach der norwegischen Grenze, oder der auf der höchsten Spitze des Berges befindlichen Vorspanns-Station Skallstuga fortgesetzt. Da die zum Vorspanndienste verpflichteten Wirthe hier wohl noch für ihr Vieh etwas Futter finden, für ihren eigenen Unterhalt aber vornehmlich auf den Ertrag des Vorspanngeldes angewiesen sind, so kostete dasselbe hier etwas mehr als bisher.

Höher und höher, wenn auch sehr allmälig, steigt der Weg. Die Tannen und Fichten nehmen immer mehr an Größe ab und sinken zu unscheinbarem Krummholz herab, während doch die Birke noch bleibt. Schließlich hört wegen mangelnder Sonnenwärme aller Pflanzenwuchs auf. An zwei Stellen wurden wir auch genöthigt, den Wagen zu verlassen, weil große Schneehaufen den Pferden die Arbeit zu beschwerlich machten. Im Winter, bei schlechtem Wetter, hat eine solche Reise ihre zwei Seiten; denn man kann dann vielleicht weiterkommen, vielleicht aber auch gar nicht. Wir erreichten endlich Skallstuga und fanden eine gute Mahlzeit, welche voraus bestellt war, vor. Fragt man, wie das möglich sei, so diene zur Antwort, daß der etwa 5 Meilen lange Weg über das Gebirge ziemlich lebhaft ist, so daß die gewünschten Speisen sich wohl herbeischaffen ließen.

Wir sahen vor uns einen von den Bergen, welcher den Lappen zur Weide für ihre Rennthiere dient, und trafen in Skallstuga mit einer Lappen-Familie selbst zusammen. Die Geschichte giebt uns über den Ursprung der Lappen und deren erstes Auftreten in Skandinavien keinen sichern Aufschluß; ihre eigenen Sagen und Ueberlieferungen bieten auch dem Forscher nur schwache Anhaltspunkte dar; doch läßt sich mit Recht bezweifeln, daß sie die älteste Bevölkerung Skandinaviens gebildet haben. Sie scheinen vielmehr, wie zahlreiche Denkmäler der Lappen in Finnland beweisen, aus diesem Land, etwa 500 v. Chr. G., verdrängt und über den Bottnischen Meerbusen oder um denselben in Skandinavien eingewandert zu sein. Anfangs waren diese Lappen nicht geneigt, sich einer geordneten Regierung zu unterwerfen, so daß mannigfache Grenzverletzungen vorkamen; doch nach und nach ist weniger davon die Rede, und seit dem sechszehnten Jahrhundert zahlen sie regelmäßig die ihnen auferlegte sogenannte Bergsteuer, welche nach der Weide der Rennthiere berechnet wird und sehr gering ist. Man meint, daß die jährliche Steuer für Sommer- und Winterweide von zweitausend Rennthieren nicht mehr als ein halbes Pfund Butter beträgt.

Die Rennthiere leben ausschließlich von dem sogenannten Rennthiermoose, welches sie sich im Winter dadurch verschaffen, daß sie es mit den Füßen unter dem Schnee hervorkratzen. Des Lappen Hund hält die Heerde zusammen, gleich dem Schäferhunde. Doch ist sein Bereich ein viel größerer, da eine Rennthierheerde sich über einen sehr beträchtlichen Flächenraum zerstreut. Der Nahrungsstoff des Rennthiermooses ist sehr gering, es wächst nur niedrig und findet sich nicht überall.

Das Rennthier ist ein schönes Thier und für den Lappen ganz unentbehrlich. Fleisch und Milch dienen ihm zur Nahrung, das Fell zur Bekleidung. Das Fleisch, welches übrig bleibt, verkauft er, obwohl es ganz vortrefflich ist, zu billigen Preisen, um sich dafür sein Lieblingsgetränk, den Branntwein, zu verschaffen, auch wohl um eine wollene Leibbinde dafür zu kaufen. Uebrigens hat er selbst im Winter keine andere Bekleidung, als ein dreifach zusammengelegtes Rennthierfell um den Leib, mit Riemen zusammengehalten, ein Paar Schuhe aus Rennthierhaut und mit Riemen aus demselben Felle zusammengenäht*).

Der Lappe scheint jedenfalls nicht zu den Millionen Brüdern zu gehören, welche der Lieblingsdichter der deutschen Nation fest umschlungen halten möchte. Aber kannst du mir sagen, lieber Leser, ob nicht der von uns verachtete und bemitleidete Lappe auch uns mit all unserer Civilisation und ihrem Elende dieselben Gefühle widmet, wie wir ihm?

Als einen seiner größten Schätze betrachtet der Lappe seine Otja, den Schlitten. Dieses Fahrgeräth hat Aehnlichkeit mit einem Boote. Die Otja ist so wenig geräumig, daß nur ein Mensch darin sitzen kann. Von der vordern Spitze der Otja läuft, als Zugleine, ein dicker Riemen unter dem Bauche des Rennthiers bis an dessen Geweih fort, wo derselbe befestigt ist. Ein anderer, feiner Riemen, vorn am Kopfe des Thieres befestigt, dient als Zaum. Das Gleichgewicht in dieser Otja muß der Lappe selbst zu halten suchen, und es hilft ihm dabei ein kleiner Stock, welchen er stets in der einen Hand hält. So legt er, auf ungebahnten Wegen, oft große Strecken zurück.

Die Lebensdauer des Lappen — er selbst weiß nur ausnahmsweise, wie alt er ist — scheint kürzer zu sein, als die der germanischen Rasse. Gewiß ist, daß er mehrere Jahre früher die geschlechtliche Reife erlangt, als es bei uns der Fall zu sein pflegt. Er kann sich deshalb, nach schwedischem Gesetz, auch früher verheirathen.

Viele Missionäre, besonders der verdiente Pastor Stockfleth, haben mit großer Ausdauer und unter den empfindlichsten Entbehrungen das Christenthum bei den Lappen gepredigt; auch sind mehrere Schulen für sie gegründet worden; mir ist indeß von erheblichen Erfolgen nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Es wird von einer Art bildenden Einflusses wohl nur bei Denjenigen die Rede sein können, welche an den Küsten entlang vom Fischfange sich nähren, also kein durchaus nomadisirendes Leben führen. Die Lappen-Bevölkerung in Skandinavien betrug im Jahre 1855 23,528 Seelen, wovon etwa zwei Drittheile auf Norwegen kommen. Während hier eine Vermehrung stattfindet, wird in Schweden eine Verminderung wahrgenommen. Viele Lappen sind in den letzten Jahrzehnten in den Kupfer- und Eisenbergwerken, welche immer zahlreicher werden, so daß man schon über 100 Grubenplätze zählt, verwendet worden. Dieser Bergwerksbetrieb im hohen Norden wird wohl mit der Zeit eine recht erhebliche Quelle des nationalen Wohlstandes werden, da die Gruben unerschöpflich zu sein scheinen.

Wir kehren wieder nach Skallstuga zurück, doch nur um die einsame Station sofort zu verlassen. Der Weg führt nun nach der norwegischen Seite hinab; wir sind, nach schwedischem Sprachgebrauch, in's Ausland gekommen. Der reichere Pflanzenwuchs, durch die sich nähernde Meeresküste bedingt, die jähen Thalformen, und je mehr man hinabsteigt, die abweichende Bauart der Häuser, besonders aber die zwar verwandte, aber doch sehr abweichende norwegische Sprache verrathen hinlänglich, daß nicht blos das Kjölen-Gebirge oder der Seve-Rücken die beiden nordischen Länder von einander trennt.

Wir waren früh am Morgen von Skallstuga aufgebrochen und erreichten schon am Nachmittage das freundliche, aus kleinen netten Holzhäusern bestehende Drontheim. Die überall herrschende Reinlichkeit und die ziemlich breiten Straßen machen einen angenehmen Eindruck. Die Mitglieder der Kommission, welche für den Empfang und die Aufnahme der Gäste zu sorgen hatte, wiesen uns auf's bereitwilligste die für uns bestimmten Wohnungen an und gaben uns blaue Bändchen zum Zeichen unserer Mitgliedschaft, so daß wir nicht blos zur Theilnahme an den lehrreichen Erörterungen über den Landbau, sondern auch — was mich theilweise mehr interessirte — an den von der ungezwungensten Heiterkeit belebten Festmahlzeiten berechtigt waren. Von den recht gründlich geführten Berathungen will ich den Leser nicht unterhalten. Gewiß ist es zwar, daß in den letzten Jahrzehnten Schweden und Norwegen große Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht haben; aber trotzdem steht dieselbe im Ganzen genommen noch auf keiner vorzüglichen Stufe der Ausbildung und erst unsere Nachkommen

*) Der Herr Verfasser entwirft einige Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Lappen, welche wir übergeben, weil wir im Globus darüber schon mehrfach Mittheilungen gegeben haben.

werden die Früchte von den bessern Methoden ernten, welche sich mehr und mehr Bahn brechen.

Da die Wärme eine der vorzüglichsten Bedingungen alles vegetabilischen wie animalischen Lebens ist, dieselbe aber immer ungenügender auf den Boden einwirkt, je mehr man nach Norden kommt, so scheint es nach meiner Meinung von höchster Wichtigkeit, daß in unseren nordischen Gegenden selbst dem von Natur fruchtbarsten Boden eine starke animalische Düngung zu Theil werde, und daß, allgemein gesagt, mit zunehmender geographischer Breite auch die animalische Düngung zunehme. Dieser Grundsatz, der von den Vorfahren befolgt, in späterer Zeit aber wieder zu eigenem Nachtheil aufgegeben wurde, kommt wieder mehr und mehr zur Geltung.

Viele Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins machten an einem schönen Tage, theils mit dem Dampfboote, theils auch zu Wagen und Einige selbst zu Fuß, einen Ausflug nach Stickelstad, wo Olaf der Heilige begraben liegt. Hier wurden unter freiem Himmel, von einer schnell improvisirten Rednerbühne herab (eine alte umgekehrte Kiste diente als solche), viele wackere Reden gehalten. Zwar trat in denselben das Nationale des Norwegers wie des Schweden hervor, aber in den lebhaften Beifallsbezeugungen, welche sie einander gegenseitig zu Theil werden ließen, zeigte sich unverkennbar bei aller Offenheit und Ungezwungenheit, womit auch das Mangelhafte und Unvollkommene in beiden Ländern besprochen wurde, ein Zug von gegenseitiger Hochachtung, der ein schönes Zeugniß der Eintracht beider Nationen gab. Einer der Redner sprach:

„Stellen wir uns die skandinavische Halbinsel unter dem Bild eines Schiffes vor — und das Bild liegt nahe, denn das Land ist ja vom Wasser fast rings umflossen — so wollen wir sehen, was dies Schiff nöthig hat, nicht um im ruhigen Hafen still vor Anker zu liegen, sondern um unter den gewaltigen Stürmen, welche die Welt aufregen, mit Sicherheit und Kraft das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Einen Kiel muß das Schiff haben, und es hat ihn auch — das Gebirge, das Schweden und Norwegen trennt, ist der Kiel*). Wie jetzt der Kiel nach oben liegt, da scheint es, muß das Schiff umgekehrt werden; aber, meine Herren, gleichwohl ist es nicht so, denn was wir vom Kiel sehen, ist nur unbedeutend gegen die breite Basis, welche das Schiff in der unendlichen Tiefe besitzt. Was wir sehen, das muß sich, bei vernünftiger Ueberlegung, in einem großen Schiffe finden, nämlich eine starke Zwischenwand, damit, wenn Unglück kommt, das Schiff nicht zu Grunde gehe. In unserm eisernen Zeitalter wird jedoch auch die Zwischenwand durch das in so vieler Hinsicht nivellirende Eisen und auf andere Weise durchbrochen. Das Schiff braucht aber nicht blos einen Kiel, sondern es thut auch Noth, daß man auf beiden Seiten für eine gute Ausrüstung sorgt. Wenn der Schwede auf der rechten, der Norweger auf der linken Seite des Zwischenbalkens baut, so darf das zu nichts Anderm als zu einem Wetteifer, stark und gut zu bauen, führen. Was soll's denn schaden, wenn die eine Einrichtung hier sich von der andern dort ein wenig unterscheidet? Ueberdies, wenn wir diese Einrichtungen — unsere Gesetze und den königlichen Wahlspruch: „Nach dem Gesetz soll gebaut werden",*) haben wir ja gemeinsam — anführen wollen, so werden wir finden, daß die Fehler, welche auf der einen Seite berichtigt werden müssen, auch auf der andern Seite der Berichtigung bedürfen, daß sie vielfach auf beiden Seiten dieselben sind, und daß, wie groß auch der Unterschied in äußeren Formen sein mag, die innere geistige Verschiedenheit minder groß ist, als man glaubt. Jedenfalls können doch selbst zwei Brüder auf verschiedene Weise zu Glück und Wohlstand gelangen, und die Bruderliebe braucht darunter nicht entfernt zu leiden, sondern sie werden einander gegen jede äußere Gewalt mit Gut und Blut vertheidigen. Dies ist auch die Hauptsache und ich behaupte kühn, daß die Stunde der Noth, woher sie auch komme, uns zur gegenseitigen Vertheidigung bis auf des letzten Mannes letzten Blutstropfen bereit finden werde. Dabei kenne ich wohl den § 25 des Unionsvertrags, der da bestimmt, wie das gesetzlich zu geschehen hat. Bevor aber die Segel auf dem köstlichen Schiff aufgehißt werden können, vergessen wir nicht, daß uns das Steuer gemeinsam ist, der kräftige Arm, der sichere Blick, der den Gang des Schiffes bestimmt und dem es folgen muß, wenn es nicht untergehen will — Schwedens

Krönungsdom in Drontheim.

*) Die Deutschen nennen das Gebirge bekanntlich Kjölen. Die schwedische Sprache gestattet hier unmittelbar das Wortspiel.

*) Dieser Wahlspruch Karl's XV. ist einem alten Rechtsbuch entnommen.

und Norwegens König. Freilich — nicht zu vergessen — ist er nicht allein auf dem Schiffe, wenn es gilt, Befehle zu ertheilen, sondern er hört auf den Rath der erfahrensten Männer, die ihm das Land zur Seite stellt. Und dessen bleibe er sich stets bewußt!"

Mit rauschendem Beifall wurde die begeisterte Rede aufgenommen, und mancher herzliche Händedruck bewies dem Redner, wie sehr er die unter beiden Nationen herrschende Gesinnung zu treffen gewußt hatte.

In der That hat zwar oft eine starke Verstimmung der Norweger gegen Schweden geherrscht, aber sie hatte nicht ihren Grund in einem in socialer Hinsicht unangemessenen Benehmen Einzelner oder ganzer Stände unter uns gegen das Nachbarland. Der Norweger, stolz auf seine Verfassung, die ihm bis auf wenige Punkte volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit von Schweden sichert, verträgt es durchaus nicht — und wer wollte es ihm verdenken? — wenn von schwedischer Seite, auch selbst in den unbedeutendsten Sachen, eine Einmischung versucht wird. Leider ist dies aber selbst von sonst wohlgesinnten, patriotischen Schweden versucht worden. Der König allein, die vermittelnde, über den Parteien stehende Macht, könnte in gesetzlicher Hinsicht eine Art Initiative ergreifen. Doch es soll nicht meine Sache sein, mich hier in Politik zu vertiefen.

Nach einem froh verlebten Tage kehrte die Gesellschaft in heiterster Stimmung nach Drontheim zurück. Natürlich versäumten wir nicht, den ehrwürdigen Dom zu besuchen, in welchem die Könige gekrönt und die 1818 verfertigten Reichskleinodien aufbewahrt werden.

Wir verweilten noch einige Tage im Umgange mit den lieben alten Bekannten und begaben uns dann auf demselben Wege nach Oestersund zurück. Hier ruhten wir einige Tage, fuhren dann nach Sundwall und bestiegen das Dampfboot. Ein recht empfindlicher Sturm überraschte uns auf der Rückreise, doch wir überstanden ihn glücklich und trafen wohlbehalten, wenn auch etwas später als erwartet wurde, wieder in Stockholm ein.

Die Eingeborenen der australischen Kolonie Victoria.

Von **Richard Oberländer.**

Zweiter Artikel.

Weiber und Kinder.

Die eingeborenen Frauen oder Lubras sind in ihrem wilden Zustande selten mit Kleidern belästigt. Wie die Weiber in Neu-Guinea nur eine sehr leichte Bedeckung haben, so sind die von Australien auf ähnliche Weise ungeschmückt. Die Port Phillip-Lubras sind sich indessen einer Unanständigkeit völlig unbewußt. Manche haben eine Art Flechtwerk, um ihren Rücken zu beschützen, sehen aber die Nothwendigkeit nicht ein, etwas Anderes zu bedecken. Die Persönlichkeit der Frauen ist bisweilen, ja fast immer, abschreckend, da sie in physischer Entwickelung weit unter den Männern stehen. Kurz von Gestalt, ausgemergelt, mit langen schlaffen Brüsten, an denen sie ihre Kinder öfters zwei bis drei Jahre säugen, Stoppeln, weil abgeschoren, statt der Haare, mit dicken Lippen und großer Unreinlichkeit, ähneln sie eher allem Andern, als der Venus von Medici. Eine Ursache ihrer untergeordneteren Stellung, im Vergleich zu den Männern, mag darin liegen, daß sie so zeitig heirathen, in der schlechten Behandlung, welche sie von ihren Männern zu erdulden haben, und in ihrer schlechten Lebensweise. Von ihrer mit Recht verschrieenen Häßlichkeit habe ich übrigens doch einmal eine entschiedene Ausnahme bemerkt. Unterm Goulbourne-Stamme hatte ich an den Jones-Creek-Diggings Gelegenheit, die Tochter des „Königs Bondi", eine Schöne von sechzehn Sommern, zu bemerken, die allgemeine Bewunderung erregte. Ihre Form war zierlich und schön gerundet, wie die einer Cirkassierin. Die Brust war fest und rund, ihr dunkelgelocktes Haar regelrecht gescheitelt, der Mund zeigte eine brillante Reihe von Elfenbein, und muntere, muthwillige, ruhelose Augen mit dünnen, langen, schwarzen Wimpern vollendeten ihre Schönheit. Diese Australierin hatte ihre Opossumfelldecke mit der Grazie einer Salondame umgeworfen. Bisweilen ließ sie diese Decke fallen, um ihre Schönheit den sie umstehenden Diggern zu zeigen, und warf dann einen halb schüchternen, halb herausfordernden Blick auf die Zuschauer, wenn diese ihre absichtliche oder zufällige Nachlässigkeit bemerkten. Von den Diggern ward sie allgemein Fair princeß Kathleen genannt. Leider sind dergleichen Ausnahmen mehr als selten; ich wenigstens habe während meines dreizehnjährigen Aufenthalts dort keine zweite Kitty gesehen.

Die Frauen sind nicht besonders fruchtbar. Und nun, was für ein furchtbares Verhängniß muß über die Schwarzen gekommen sein, wenn wir hören, daß im letzten Jahre nur zwei Kinder auf einem Flächenraume von Tausenden von Quadratmeilen, im Portland Bay Distrikte, geboren wurden! Die junge Mutter bedarf nicht vieler Vorbereitung zu ihrer schweren Stunde. Sie hat keine langen Qualen und auch keine Ruhe nach ihrer Entbindung. Eine Mischung von Holzkohle und Fett wird über den Körper des Neugeborenen zum Schutze gegen die Insekten und die Hitze gerieben. Der Stamm kann nicht rasten, am nächsten Tag ist die Mutter wiederum auf der Wanderung. Von Mischlingen giebt es nur einige, obschon der Verkehr weißer Männer mit Lubras leider nur zu häufig ist, von den Schwarzen keineswegs als eine Schande betrachtet wird und von den Männern, um Geld oder Tabak oder Spirituosen zu erlangen, nur zu gern unterstützt wird.

Eins der schönsten Kinder, die ich je gesehen, war ein Mischling an den Ufern des Murray. Der Knabe war bronzefarben, hatte reiches, lockiges Haar, gesunde, feiste Backen und die glänzenden Augen seiner ausnahmsweise nicht ganz häßlichen, jungen Mutter. Er war etwa fünfzehn Monate alt, lugte über die Schulter der Lubra und streckte, wenn ein Weißer vorbeipassirte, seine Hände aus, wobei er mit halb schalkhafter, halb weinerlicher Stimme winselte: Gib me copper.

Die Jungen im Lager sind voller Munterkeit. Wenn sich der Vater selten herabläßt, an ihren Spielen Theil zu nehmen, läßt doch die Lubra ihren mütterlichen Gefühlen freien Lauf. Oft habe ich mit Vergnügen ihren munteren Spielen zugesehen. Obschon die Mutter mit treuer Liebe an ihrem Sprößlinge hängt, hat sie doch noch einen andern Günstling, an den sie ihre Liebe verschwendet. Man sieht keine Lubra ohne fünf bis sechs fleckige, schmutzige, dürre, räudige Hunde, deren Junge mit ihrem eigenen Kind ihre Milch theilen. In der Nähe von Alberton in Gippsland sah ich einst eine Eingeborene, die abwechselnd ihren Knaben und vier junge Hunde säugte.

Heirath.

Die alte Sage ist, daß wenn ein junger Mann einer Frau bedurfte, er auf ein Mädchen eines andern Stammes lauerte, auf sie wie ein Tiger stürzte, sie mit einer Keule niederschlug und dann bewußtlos und blutend nach seinem Lager schleppte. So weit ich beobachten konnte, ist dies eine grobe Verleumdung des Charakters der Eingeborenen. Eine Liebesgeschichte ist ähnlich wie bei uns in Europa, aber richtig ist, daß die Australier das Küssen nicht kennen. Der Neuseeländer hat dafür ein Surrogat, das „Nasen-

reiben", der Australier kennt aber auch dieses nicht. Von einem ehrbaren Wittwer, der die schreckliche Prüfung überstanden, erhielt ich einen wahrheitstreuen Bericht über ihre Liebesaffairen, den ich soviel als möglich mit seinen eigenen Worten wiedergeben will. Er begann mit der Eröffnung, daß wer nicht schon als Kind, wie dies bei ihnen gebräuchlich, mit einer Lubra versprochen sei, sich dann zur Zeit eine solche in einem benachbarten Stamm aussuchen müsse. Gewisse Gebräuche gehen der Mannbarkeitserklärung der Eingeborenen voraus, so z. B. werden ihnen bei Mondschein die oberen Mittelzähne ausgeschlagen, auch muß ihr Gesicht von einem Barte geziert sein, sie müssen Proben ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit im Jagen abgelegt haben. Der Heirathskandidat also besucht den Stamm, setzt sich an das Lagerfeuer und wählt natürlich das, welches durch die Gegenwart des Gegenstandes seiner Neigung verherrlicht wird. So beginnt nach seiner Aussage die Liebschaft:

„Junger Mann sitzt nieder, sehr schöner junger Mann sieht Lubra, sehr schöne, junge Lubra. Sie sieht ihn, sagt: sehr schöner junger Mann; er sieht sie an, sagt: sehr schöne junge Lubra. Er spricht zu ihr, sie spricht zu ihm, dann viel sprechen, ein Tag, viele Tage. Dann er sagt: Du meine Lubra; dann sie sagt: Du mein Mann! Dann er sagt: Du gehst mit mir, wenn ich fertig; sie sagt: ich gehe, wenn Du fertig. Dann sie sagt's andrer Lubra, ganz dasselbe Freundin. Die sagt: sehr schöner junger Mann. Du gehst mit ihm in sein Lager? Einen Tag junger Mann gehen aus viel weiten Weg. Zwei Lubras gehen herum viel weiten Weg. Dann schöne junge Lubra nehmen Hand von jungen Mann, und laufen in jungen Mannes Hand. Bye und bye viel ärgerlich Vater von junger Lubra. Stamm kommen zu Stamm von jungen Mann. Viel Speer und Bumerang. So kriegt Blackfellow Lubra."

Da unter den Stämmen Polygamie geduldet wird, wie dies unter allen Nomadenvölkern von der Zeit des Abraham bis zum jetzigen, herumstreifenden Mongolen der Fall ist, so kommt es, daß ältere Leute sich mehr solcher Begünstigungen zu erfreuen hatten, als die jungen. Daher kommt es auch, daß man alte Männer mit jungen Weibern sieht, während junge, kräftige Burschen ohne Lubra's sind. Manche Alte haben bis zu fünf Frauen. Aus lauter Verzweiflung machen sie dann wohl einem guten Freunde ein Geschenk mit einem alten, runzlichen Weibe. Der Mann mit zwei Frauen, die sich einigermaßen vertragen können, führt in seiner Weise ein köstliches Leben, denn er hat nicht nur zwei Proviantmeister, sondern auch zwei Lastträger, die ihm Speer, Bumerang und alles Reisegepäck nachschleppen müssen, denn ein Mann, der einmal einen Bart und eine Lubra hat, hält es unter seiner Würde, dergleichen selbst zu thun. Ein junges, unverlobtes Mädchen ohne Vater wird von ihrem Bruder in Schutz genommen, und dieser verschenkt sie, an wen er will. Manchmal bekunden junge Männer ihre Freundschaft durch Wechsel der Schwestern. Indeß die Lieblingsmethode ist die oben beschriebene Brautfahrt nach einem andern Stamme.

Kindermord und Kannibalismus.

Das bei den Eingeborenen sehr häufig vorkommende Tödten der Kinder geschieht nicht aus Mangel an mütterlicher Anhänglichkeit, sondern ist von dem Willen des Stammes abhängig, so wie von der Schwierigkeit, herumziehenden Männern mit Säuglingen zu folgen, und dem Mangel an natürlicher Nahrung für solche. Die Beschaffenheit der Lebensmittel der Eingebornen ist unpassend für ganz kleine Kinder; diese hängen von ihrer Mutter zwei- bis dreimal längere Zeit ab, als bei uns Europäern.

Wedge schrieb über die Schwarzen im Jahre 1840: „Sie haben eine andere Gewohnheit, nämlich die, ihre neugeborenen Kinder zu tödten, wenn sie eher geboren sind, als bis das vorige ein Alter von 3 bis 4 Jahren erreicht hat, vor welcher Zeit diese nicht entwöhnt werden."

Buckley sagte mir: „Sobald sie so viel Kinder haben, als sie bequem mit sich herumschleppen können, tödten sie die anderen gleich nach ihrer Geburt, nicht um sie zu fressen, sondern mit der Idee, daß es unter diesen Umständen besser, ja sogar der Tod eine Art praktischen Mitleids sei." Aus derselben Quelle erfahren wir, daß, wenn eine Familie sich zu schnell vermehrt, der Stamm, zu dem sie gehört, eine Berathung darüber hält, ob das Neugeborene leben soll oder nicht; wenn aber der Vater des Kindes darauf besteht, daß es am Leben gelassen werde, kann der Stamm nicht auf dessen Tödtung bestehen. Ebenso hatten sie die Gewohnheit, daß, wenn eine Lubra mit einem Manne verlobt war, aber einen andern nahm, ihr erstes Kind getödtet wurde. Von Zwillingen wurde eins erdrosselt. Abortion durch Druck (sie bezeichnen dasselbe als Mibra) kommt keineswegs selten vor, besonders nach einem Zanke zwischen Mann und Frau!

Am Murray ward mir die Lubra des Nullaboid gezeigt, die zehn oder elf ihrer Kinder getödtet hatte!!!

Protektor Thomas führt als einen Grund, weshalb sie die Kinder tödten, an: „Weil sie den Muth verloren haben und ihre Kinder, denen von den Weißen das Land genommen worden ist, nicht leben lassen wollten." Mischlinge werden in der Regel getödtet. Als ich darüber eine Lubra befragte, erhielt ich zur Antwort: No good, all the same warrigal (wilder Hund). Eine andere erklärte mir ebenso aufrichtig: Blackfellow kill 'em plenty white piccaninny.

Die Eingeborenen Australiens sind Kannibalen, machen daraus kein Geheimniß und sprechen davon als von einer selbstverständlichen Sache, wie sie denn auch die Art und Weise der Zubereitung des Mahls ganz unbefangen beschreiben. Die Einzelheiten sind aber zu empörend, als daß ich specieller darauf eingehen könnte. Buckley bemerkte: „Auf meinen Wanderungen begegnete ich den Pallidurgbarrans, einem Stamme, der seines Kannibalismus wegen bekannt ist, weil er nicht nur das Fleisch seiner getödteten Feinde verzehrt, sondern Menschenfleisch überhaupt bei allen möglichen Gelegenheiten genießt. Sie standen auf einer der Thierwelt nächsten Stufe und waren sehr gefürchtet. Ihre Farbe war hellkupferfarben und sie hatten ungeheuer, große vorstehende Bäuche. Hütten oder andere künstliche Wohnplätze waren ihnen unbekannt, sie lagen im Gebüsch umher. Ihre Brutalität wurde endlich so lästig und ihre Angriffe so häufig, daß man beschloß, den Wald, worin sie sich verborgen hatten, anzuzünden und sie Einen und Alle zu vernichten. Dies gelang, denn nachher habe ich keine mehr gesehen." Dr. Thomson schickte den Kopf eines gerösteten Kindes an das Museum in Edinburgh. Ein alter Kolonist erzählte mir, daß eine Freundin von ihm, eine Weiße, ein großer Liebling der Yarraschwarzen gewesen sei, weil man glaubte, sie sei die Wiedererscheinung eines Gliedes ihres eigenen Stammes. Deshalb wurden ihr Geheimnisse erzählt, die Anderen verschwiegen wurden. Eines Tages kam eine Lubra, zog ein Stück gebratenen Kindes hervor, zeigte es ihrer weißen Freundin und bat diese, nichts davon zu sagen. Der Barrabool-Stamm fing einen alten Mann und ein Mädchen ein, die zu einem anderen Stamme gehörten, und welche sie beschuldigten, meinen Freund Gellibrand*) gemordet zu haben. Das Mädchen ward getödtet und gebraten und das Fett als Haarpomade benutzt. Etwas warmes Fleisch ward lachend einem Engländer zum Kosten gereicht. Dr. Cotter nahm, soviel mir erinnerlich, einen Theil des Schenkels als Beweis der Thatsache mit sich fort.

Waffen.

Der Speer ist eine 8 bis 9 Fuß lange Waffe mit einer Spitze aus Kängeruknochen, die in der Hand eines starken Mannes nicht zu verachten ist. Am Murray wird eine leichtere Art Speer Kiko genannt. Der ovale Schild ein Hileman. Der Wammera oder Nya-waoak oder Wurfstock wird beim Speerwerfen als

*) Im Jahre 1837 kamen die Landmesser Gellibrand und Hesse nach Port Phillip um das Land welches die Schafzüchter Tasmanien's aufnehmen sollte, oberflächlich zu vermessen. Sie wurden in den Leigh claims am Fuße der jetzt nach ihnen genannten Berge, ermordet gefunden.

Hebel zur Beschleunigung der Schnelligkeit angewandt. Der kurze Stock mit eiförmigen, im Feuer gehärteten Knoten, mit dem sie sehr geschickt und sicher werfen, heißt Bwirris. Die Yarra-Schwarzen nennen den Speer mit Widerhaken ein Kammell, den Jagdspeer Daar; der Bumerang heißt bei ihnen Wangara oder Kilie, die beiden Schilde nennen sie Malga und Seangwell. Letzterer ist länglich und hat eine Art Knopf in der Mitte; der Malga ist dazu da, um Schläge abzuwehren, und 3 Fuß lang. Beide werden aus der Rinde des rothen Gumbaums gemacht. Der Nella oder Waddy ist ein starker Stock oder Keule, der Langiel ein Stock mit einer elnbogenartigen Krümmung und wird wie eine Hellebarde gebraucht. Der Speer mit Widerhaken ist mit Stücken eckigen Quarzes versehen, die mit Gummi angeklebt sind. Es bedarf ungefähr einer Woche, um diesen zu härten. Der Speer wird aus dem Eisenrindenbaum (Ironbark, ebenfalls ein Eucalyptus) oder aus Buchsbaum gemacht. Der Wurfstock, in einem von dessen Einschnitten der Speer beim Wurfe balancirt wird, wird aus Kirschbaumholz (Exocarpus) oder Akazienholz (Mimose) geschnitzt. Bei weitem die interessanteste Waffe aber, die sie besitzen, ist der Bumerang, ein etwa 15 Zoll langes, 2 Zoll breites und circa ½ Zoll dickes, sichelförmiges Stück Holz, aus dem Eisenrindenbaum geschnitzt, mit dem die Eingebornen nach irgend einem Gegenstande bis zu einer Entfernung von 60 und 100 Fuß und mehr werfen können. Dies thun sie mit einer unglaublichen Fertigkeit und die Waffe hat dabei die eigenthümliche Eigenschaft, daß sie, nachdem der gewünschte Gegenstand getroffen oder getödtet worden ist, jedesmal in die Nähe des Punktes zurückkehrt, von wo sie geworfen. Ich habe nie einen Europäer gesehen, der diese Waffe mit derselben Geschicklichkeit gebrauchen konnte; ebenso wenig hat meines Wissens jemals ein Europäer einen Bumerang anfertigen können. Was im beschreibenden Theile der Novara-Expedition erzählt wird, daß die Eingeborenen diese Wurfgeschosse zum jedesmaligen Gebrauch aus dem Knieholz eines benachbarten Baums schnitzen mußten, ist vollständig unwahr. Ich habe stets einen Vorrath von wenigstens 4 bis 5 bei ihnen gesehen. Ein Gleiches würden auch die armen Lubras auf Befragen berichten können, welche, wie bereits erzählt, die Waffen ihrer Herren und Meister schleppen müssen. In unmittelbarer Nähe einer Stadt wie Sydney ist ja auch gar nicht der Ort, um das Leben der verdrängten Eingeborenen zu beobachten; da kann es schon vorgekommen sein, daß einer seine letzte Waffe an einen neugierigen Weißen für einen Schluck Rum erst kurz vorher verkauft hatte.

Ich will hier Einiges über Kämpfe bemerken, die von eigenthümlicher Art sind. Ich habe oftmals dergleichen mit angesehen.

Gewöhnlich handelt es sich darum, eine Streitigkeit zwischen zwei Gliedern verschiedener Stämme zu schlichten. Die beiden Parteien, je 20 bis 25 Mann stark, dahinter die Lubras, alle nackt, stellen sich einander gegenüber und die beiden Entzweiten treten vor. Ihr Zank wiederholt sich nun durch gegenseitiges Beschimpfen und schließliches Bespeien in höchst komischer Weise. Nun nimmt der Eine, auf's höchste gereizt, seinen Waddy und versetzt damit dem Andern einen Schlag, der diesen auf kurze Zeit zu Boden streckt. Nachdem der Getroffene sich emporgerichtet, versetzt er seinem Gegner einen ebensolchen Schlag, und sobald dieser gefallen, stürzen die beiden Parteien unter allgemeinem Gebrüll, namentlich der Weiber, auf einander los. Wenn man nun denkt, von den Kämpfern müßten bei diesem wüthenden Zusammentreffen nur wenige am Leben bleiben, so irrt man sich: das Ganze gleicht nicht so sehr einem ernstlichen Kampf, als einem Kampfspiele, denn es ist eine Seltenheit, wenn einmal einer todt oder tödtlich verwundet ist.

Religion und Missionen.

Ich habe vielfach darüber nachgefragt, ob die Schwarzen vor Ankunft der Weißen ein höheres Wesen gekannt hätten, und die Antwort der Missionäre, Ansiedler und Eingeborenen selbst war stets: „Nein"! Bei Ankunft der Ersteren waren sie eine Rasse ohne Gott, ohne Gebet. Bei den Neuseeländern und Südseeinsulanern verhielt es sich anders. Diese wandten sich an eine Gottheit um Schutz und Hülfe, ehe sie zum Fischfang ausfuhren. Die Entwickelung ihres Verehrungssinnes war ein Hülfsmittel für die Missionäre. Es scheint, als ob ein solcher Verehrungssinn den Australiern völlig mangele. Die Missionäre haben ihre liebe Noth mit diesen Leuten. Ein Knabe, dem das Vaterunser gelehrt worden war, bemerkte gegen seinen Lehrer einst eine praktische Schwierigkeit, die ihm in demselben aufgestoßen war. Er sagte, daß er öfters in der Wüste, wo Lebensmittel selten seien, gebetet habe: „Unser täglich Brod gieb uns heute", und daß doch kein Opossum gekommen sei. Diese Anekdote ist wohl schon vielfach erzählt worden, es scheint also, als ob schon andere wilde Nationen auf dieselbe Idee gekommen seien! Einer, der auf einer Missionsstation eine lange Predigt angehört hatte, in der Hoffnung, etwas zu essen zu bekommen, war sehr ungehalten über die kleine Portion, die ihm zu Theil ward, und sagte: „No good that, plenty one big yabber, boorak murrey plour (flour)." Es war keine genügende Belohnung für die Geduld, die er an den Tag gelegt hatte.

Nach Allem, was ich gesehen und beobachtet, glaube ich nicht, daß es je gelingen wird, die Eingeborenen zum Christenthume zu bekehren. Bis jetzt sind alle Versuche auf die Dauer fehlgeschlagen. Das Wesen der Religion ist ihren Naturen so fremd, daß allerhöchstens erst nach mehreren Generationen irgend ein, wenn auch schwaches Resultat erwartet werden könnte, und in der Zwischenzeit ist die Rasse kinderlos untergegangen. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, sie im Christenthume zu unterrichten. Schulen für die Kinder sind hie und da entstanden, und eifrige Missionäre haben sie der Religion theilhaftig machen wollen; allein es hilft dies Alles nur für den Augenblick. Die übrigen Mitglieder des Stammes, welche bei ihren Streifzügen in die Nähe der „Gezähmten" kommen, verführen diese, welche nur zu gern ihren Landsleuten folgen, und alle vergessen bei ihrem Herumstreichen das ihnen mühsam Gelehrte.

Aberglaube

ist der Begleiter der Unwissenheit. Der Wilde, welcher einem wüthenden Löwen furchtlos entgegeneilt, zittert vor einem Schatten.

Auf einige abergläubige Gebräuche der Eingeborenen will ich aufmerksam machen. Man verwechsele dieselben aber ja nicht mit religiösen Ideen, weil sie eine mehr oder weniger entfernte Verbindung mit dem Uebernatürlichen zu haben scheinen. Unsere dunkeln Freunde verlassen nie bei Nacht das Lagerfeuer, aus Furcht, bösen Geistern zu begegnen. Sie haben so viel Respekt vor ihren Doktoren, wie noch heutzutage unsere Bauern vor den Leuten, die, wie sie sich ausdrücken, besprechen können. Ich sah einst, wie einer dieser Medizinmänner an drei Lubras, die sich in einer ungewöhnlichen Lage befanden, eine merkwürdige Ceremonie vollzog. Sie standen vor ihm und blickten ihm fest in die Augen. Darauf zog er sich murmelnd nach einem Baumstumpfe zurück, schritt dann wieder auf die Lubras zu und blies auf ihre Leiber. Dies alles wurde mehrmals wiederholt und sollte ohne Zweifel eine sichere und glückliche Entbindung bewirken.

Menschliches Nierenfett, das um den Hals getragen wird, gilt für ein wunderbares Präservativ gegen Krankheiten.

Ihr Glaube, daß sie nach dem Tode wieder als Weiße auferstehen werden, ist merkwürdig genug.

Buckley's Leben ward, wie ich schon mittheilte, gerettet, weil man glaubte, er sei der verkörperte Geist eines ihrer verstorbenen Freunde.

Wedge schrieb im Jahre 1835: „Sie haben allerdings den Glauben, daß sie nach dem Tode wieder in Gestalt der Weißen leben werden." Er glaubte aber, daß dies eine von den Weißen zum Vortheile dieser Letzteren inokulirte Idee sei. Dieser Glaube ist nicht ohne Trost für den Eingeborenen, denn als ein Mann, eines

Verbrechens wegen, in Melbourne gehängt ward, rief er munter aus: „Very good, me jump up white fellow, plenty sixpence."

Dieser Glaube beschränkt sich nicht blos auf Port Phillip. Als Kapitän Grey in Westaustralien war, wurde er von einer alten häßlichen Lubra als ihr längst verstorbener Sohn mit Freuden begrüßt. Ein Herr in Moonee Ponds erzählte mir, daß im Port Fairy-Distrikt eine alte Frau sein kleines Mädchen als ihre verstorbene Tochter erkannt habe.

Auf meinem Wege nach Seymour am Goulbourn-River traf ich einst auf einen Camp Eingeborener, von denen ich bereitwillig nach dessen Orte begleitet wurde. Da ich in einem Walde, den wir durchzogen, eine ungewöhnliche Anzahl abgestorbener Bäume bemerkte, so veranlaßte mich dieser eigenthümliche Umstand, nach der Ursache zu forschen, und ich erfuhr dann, daß dies die Stelle sei, wo ein früher sehr zahlreicher Goulbourn-Stamm von einem anderen mächtigen Stamme von den Murray-Ufern besiegt wurde. Jeder todte Baum repräsentirt ein Mitglied des erloschenen Stammes. Dieser Gebrauch wird noch aufrecht erhalten bei den Stämmen in der Nähe des Goulbourn und verdankt seinen Ursprung der folgenden abergläubischen Ceremonie. Ein Jüngling, welcher das männliche Alter erreicht, wird von drei Häuptlingen seines Stammes in die Einsamkeit der Wälder geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht verweilt. Mit einem Stück Holz versehen, schlägt er sich zwei Zähne vorn aus der obern Reihe aus, geht wieder in das Lager und übergiebt seiner Mutter die Zähne. Der Jüngling eilt dann in den Busch zurück und bleibt zwei Nächte und einen Tag abwesend. Während dieser Zeit verbirgt seine Mutter die Zähne in der Rinde eines jungen Gumbaums an einer Stelle, wo zwei Zweige im Gipfel eine Gabel bilden. Dieser Baum wird nur gewissen Personen des Stammes kenntlich gemacht und der Jüngling selbst erfährt durchaus nichts davon. Im Falle nun die Person, welcher der Baum auf diese Art gewidmet ist, stirbt, wird vom Fuße die Rinde abgestreift, der Baum durch Feuer getödtet, und er bildet somit ein Denkmal für den Verstorbenen. Demnach darf man sich nicht länger wundern, so häufig Gruppen abgestorbener Bäume, umgeben von üppiger Vegetation, in blühenden grünen Wäldern zu finden.

Die Eingeborenen, welche mich nach Seymour begleiteten, weigerten sich, in der Nähe von Lagunen zu bleiben, wo ich mein Lager aufgeschlagen hatte, und als ich nach dem Grunde mich erkundigte, erfuhr ich, daß ein Thier, halb Kasuar und halb Fisch, doch mit viel längeren Beinen als erstgenannter, und so furchtbarer Natur, daß es ihnen Gefahr droht, gewöhnlich mit dem Beginne der warmen Jahreszeit zum Vorschein komme und am Ufer der Lagunen auf Raub ausgehe. Dies Thier nannten sie Bunyip. Ich habe den Glauben an dasselbe später noch bei vielen anderen Stämmen gefunden, und selbst weiße Ansiedler gekannt, die steif und fest behaupteten, ein ähnliches Thier bei Nacht einmal gesehen zu haben. Die große Lagune in der unmittelbaren Nähe Ballarats wird als ein Aufenthalt dieses Monstrums bezeichnet. Aber obschon ich längere Zeit in der Nähe wohnte, habe ich es doch nie zu Gesicht bekommen, wohl aber gefunden, daß dieser See bei sehr heißen Sommern fast ganz austrocknet, ein so großes Thier also gar nicht beherbergen kann.

Im Jahre 1858 endlich ist man der Sache auf die Spur gekommen. In der Nähe vom Edwards-River, ungefähr 250 Miles von Melbourne, ward ein großes, merkwürdiges Thier getödtet, welches allgemein für den Bunyip gehalten wurde und viel Aufsehen erregte. Ein Herr Hugh Glaß, auf dessen Station es erlegt worden, bestimmte es für das Britische Museum, zeigte es aber auf Verlangen dem australischen Publikum, weil er das einzige Exemplar war, das je gefangen worden ist, und noch jetzt kennt man kein zweites. Ich selbst habe diesen Bunyip mehrmals gesehen und kann Ihnen deshalb eine Beschreibung davon geben. Es war ein ziemlich großes, robbenartiges Thier mit kurzhaarigem, dunkelgrauem Fell und einem für des Thieres Größe ungeheuern Rachen. Seine Vorderfüße waren kurz und stämmig, das hintere Fußpaar ausgestreckt und weit hinab durch gemeinsame Haut umschlossen. Alle Zehen waren mit Schwimmhäuten verbunden. Sie sehen also, daß diese Beschreibung ziemlich genau auf einen Seehund (Phoca) paßt; wie aber ein solches Thier von der Seeküste in eine Süßwasserlagune kam, und nicht nur einmal gekommen sein kann, denn der Glaube an den Bunyip ist allen Stämmen Australiens eigen, diese Frage zu entscheiden überlasse ich Naturforschern und Gelehrten. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich dies Thier gesehen habe, und daß es allgemein für den Bunyip gehalten ward. Ein großes Feuer zerstörte leider das einzige bekannte Exemplar dieses Monstrums, ehe es nach dem Orte seiner Bestimmung abgesandt werden konnte. Noch viele andere Dinge werden von den Eingeborenen als Beweise ihres Aberglaubens erzählt. Ich halte diese indessen zum großen Theile für ganz unverbürgt, und will deshalb nicht dabei verweilen.

Krankheiten.

Als die Weißen in's Land kamen, waren die Eingeborenen Südaustraliens im Allgemeinen gesunde Menschen, aber eine gewisse unsaubere Krankheit war doch schon vom Murray herüber durch Ansteckung zu ihnen gekommen. Sie hat entsetzliche Verheerungen angerichtet. Stamm auf Stamm verschwindet, die Männer sind entnervt und gesunken und suchen im Trunke Trost und Milderung ihrer Leiden; die Weiber sind entartet und unfruchtbar, und von den wenigen Kindern schreibt der Protektor Thomas: „Ich habe unschuldige, hilflose Kinder gekannt, die buchstäblich von der Krankheit halb verfault geboren wurden." Nie werde ich den Eindruck vergessen, den ein an dieser ekelhaften Krankheit sterbender Eingeborner am Loddon auf mich machte.

Die Einführung von geistigen Getränken ist in moralischer und physischer Beziehung ein Hauptagens zum Untergange der Eingeborenen geworden. Was helfen Gesetze, die das Verabreichen von Spirituosen verbieten, wenn sie selten oder nie in Kraft treten! Wenn ein Eingeborner betrunken ist, dann legt er sich mit erhitztem Körper auf irgend eine feuchte, ausgesetzte Stelle; daher entstehen Lungenkrankheiten ꝛc. Ohne Zweifel bringt die theilweise Civilisation bei ihnen viel Krankheiten mit sich. Sie selber haben Kuren gegen verschiedene Krankheiten, die unsere Aufmerksamkeit erregen müssen. Rheumatismus mildern sie durch warme Waschungen und Umschläge, örtliche Entzündungen durch Aderlassen und Umschläge von kaltem Wasser. Den Lubras wird nie zur Ader gelassen. Wunden werden mit einem Pflaster von Schmutz und Asche bedeckt und Fleischwunden heilen schnell unter dieser einfachen Behandlung. Ruhr wird mit Umschlägen der wilden Johannisbeere und anderer Pflanzen bekämpft. Splinte und Verbände werden bei Beinbrüchen und dergleichen besonderen Fällen angewandt, siphylitische Geschwüre mit alkalischer Holzasche bestreut. Gegen gewisse Krankheiten werden die Exkremente gewisser Thiere auf den Kopf gelegt.

Die Doktoren sind alte, erfahrene Leute, doch nicht von der Wichtigkeit wie der Medizinmann der amerikanischen Indianer. Sie haben eine merkwürdige Art Schmerz zu lindern, dadurch, daß sie aus dem leidenden Theil ein Stück Holz oder Knochen, als Ursache des Leidens, zu saugen vorgeben, die sie jedesmal den Patienten zeigen.

Ich sah einst eine fieberkranke Lubra folgendermaßen behandeln. Sie ward ihrer Decke entledigt und von zwei Männern über ein Feuer hin und her gehoben. Dann band der Doktor einen Faden um ihren Leib, nahm dessen beide Enden in seine Hand und zog so die Lubra nach sich, wobei er unverständliche Worte murmelte. Nachdem er sie eine Zeit lang starr angesehen, fing er an, sie am ganzen Körper zu kneten und zu reiben, wobei ihm später noch Andere halfen. Endlich wurde sie aufgehoben, wieder in Decken gehüllt und ungestörter Ruhe überlassen. Diese Kur hat geholfen,

denn ich habe die Lubra später noch oftmals wohl und munter angetroffen.

Tod und Begräbniß.

Ich bin mehreremals am Sterbelager eines australischen Eingeborenen gewesen. Obschon die Leidtragenden natürliche und wahre Trauer an den Tag legten, hatten sie doch auch zu gleicher Zeit etwas Erkünsteltes an sich, wie wir es z. B. bei den gemietheten Trauerbuden der Juden, und unseren in Schwarz und Krepp gekleideten, theilnahmlosen, citronentragenden Leidtragenden finden. So habe ich eine Anzahl Lubras bei einer Leiche sitzen sehen, die ihre Gesichter mit Töpferthon bemalt und ihre Köpfe damit bestreut hatten und ihren Gefühlen durch einen leisen Klagegesang Ausdruck zu geben versuchten. Bisweilen brachen sie in ein heftiges Weinen und krampfhaftes Schluchzen aus, und als ihre Thränen die bemalten Wangen hinabliefen und dabei die Zeichnungen verwischten, gewährten sie einen höchst seltsamen Anblick. Da sie den Gebrauch der Taschentücher nicht kannten, benutzten sie statt derselben Stückchen Holz und Steine, um die Thränen abzuwischen. Manchmal hielten sie inne, um eine gemüthliche Unterhaltung mit einander anzuknüpfen und sich wohl auch wieder einmal ordentlich auszulachen, dann aber fingen sie wieder an zu heulen und Thränen zu vergießen. Die nächsten Verwandten streuen heiße Asche auf ihre Köpfe, oder zerkratzen sich das Gesicht. Die Männer schneiden sich die Bärte ab und bemalen sich die Brust mit weißen Linien, die ihnen das Ansehen eines Skelettes geben.

Nach einem Todesfalle verlassen sie das Lager und erwähnen nie wieder den Namen eines Verstorbenen, noch deuten sie sonst wie auf seine frühere Existenz hin. Sollte ein anderes Glied des Stammes zufällig diesen Namen haben, so muß es ihn ablegen.

Die Begräbnißarten sind je nach den Stämmen und der Oertlichkeit verschieden. Wo der Erdboden reich ist, legen manche Stämme den Leichnam in ein mit Stöcken gegrabenes Loch. Zuweilen werden die Todten verbrannt und die Asche wird aufbewahrt. Am Murray wird der Leichnam auf eine hölzerne, ungefähr 8 bis 9 Fuß hohe Bühne gelegt und mit Zweigen und Blättern bedeckt. Manche wiederum stecken ihre Todten in einen hohlen Baum oder in einen Wombatbau, oder binden sie wohl auch an Baumäste fest. Ich wohnte einst einem Begräbnisse der Barwon Blacks bei. Diese nehmen die Eingeweide heraus und füllen deren Stelle mit Gummiblättern aus. Der Leichnam ward dann platt auf die Erde gelegt, Arme und Beine wurden ausgebreitet und dazwischen Steine geschichtet; über den Körper selbst legten sie dann Stöcke und auf diese wiederum Steine, bis sie einen etwa 7 Fuß langen und 3 bis 4 Fuß hohen Grabhügel zusammen getragen hatten. Derselbe ist leider nicht lange geblieben, denn Dr. Thomson, auf dessen Grund und Boden, in der unmittelbaren Nähe der Stadt Geelong, das Begräbniß stattfand, verbat sich Alles, und sie mußten ihren Todten schließlich begraben. Andere Stämme untersuchen das Nierenfett und entdecken bei Anwesenheit eines Fehlers in diesem die Wirkung eines Zauberers.

Ansichten und Urtheile über den Charakter der keltischen Völker.

Theodor Mommsen über die alten Kelten. — Renan's Ansichten über das Keltenthum. — Lalor Shiel über Irland.

Daß die Civilisation, der äußere Schliff, das Innere der verschiedenen großen Rassen und Völkergruppen im Allgemeinen nur wenig umgestaltet und die inneren Unterlagen im Wesentlichen unberührt läßt, das weiß Jeder, der beim Studium der Geschichte das ethnologische Element nach Gebühr berücksichtigt. Durch Zuthaten fremden Blutes werden allerdings Modifikationen gebracht, z. B. durch die germanischen Eroberer während und nach der Völkerwanderung in den kelto-romanischen Ländern, und je mehr fremdes Blut von außen hinzukommt, um so beträchtlicher sind die Wandelungsnuancen. Ist die Zumischung nur schwach, dann bleibt das alte Temperament überwiegend und zieht sich wie ein rother Faden durch die Geschichte eines Volks. Diese und dieses versteht man nicht, wenn man die Besonderheit der anthropologischen oder ethnologischen Uranlage einer Gruppe außer Acht läßt.

In den ehemals keltisch-romanischen Ländern tritt der keltische Charakter noch immer hervor; die germanischen Eroberer waren in Gallien, Spanien und Italien zu schwach, um die eroberten Völker umzuwandeln; sie wurden von denselben einverleibt, wurden amalgamirt.

Neulich lasen wir, daß unser gelehrter Landsmann Theodor Mommsen, der Geschichtschreiber Roms und Bewunderer Cäsar's, beim Kaiser Napoleon zu Gast gewesen sei. Der Beherrscher Frankreichs tritt bekanntlich als Geschichtschreiber Cäsar's auf und wird sich ohne Zweifel mit dem gelehrten Professor über den Römer, welcher die entartete Republik beseitigte, über die Lage von Alesia und dergleichen mehr unterhalten haben. Interessant wäre es gewesen, wenn beide Männer, der Gelehrte und der Imperator, auch auf eine Erörterung des Charakters der alten Gallier eingegangen wären. Es hätten dabei Schlaglichter auf die Gegenwart fallen können.

Es traf sich, daß an demselben Tage, da wir von Mommsen's Besuch beim französischem Kaiser lasen, uns ein Vortrag in die Hände fiel, welchen der Professor im Jahre 1853 zu Zürich, wo er damals lebte, „Ueber die Schweiz unter den Römern" gehalten hat. Er gab damals Leute in jenem allemannischen Hochlande, welche mit „Helvetien, Helvetiern, Kelten" 2c. eine abgeschmackte Koketterie trieben. Diesen historisch-verirrten Leuten hielt Mommsen einen Spiegel vor's Gesicht. Er schlug die helvetische Keltomanie für immer zu Boden.

Herr Mommsen ist Meister im Charakterisiren, zwar manchmal etwas gesucht, oft auch allzuscharf zuspitzend; allein das können wir uns schon gefallen lassen, weil in seiner Darstellung frisches Leben pulsirt, weil er Geist hat und Zustände wahr schildert. Ueber seine Auffassung der Personen kann man streiten, doch das gehört nicht hierher. Wir haben es mit seiner Auffassung des keltischen Nationalcharakters zu thun; sie ist folgende:

Zu den vorzugsweise begabten unter den überhaupt kulturfähigen Völkern gehören die Kelten nicht.

Ihre Tapferkeit wird gepriesen, und mit Grund. Aber es war die Tapferkeit des Fechtmeisters und des Raufboldes, nicht die des Bürgers. Das bunte, gestickte Kampfgewand, die glänzende Rüstung waren keine Nebensachen bei ihren Kampfspielen; sie gefielen sich auch in Friedenszeiten im Zweikampf, und die Wunden, welche man dabei oder im Kriege erhalten hatte, waren nicht so sehr ehrenvoll, als Ehrenzeichen mit denen renommirt wurde, — gelegentlich denn auch so, daß man die Wunde nach dem Kampf erweitert, um mit einem größern Orden aufzuziehen.

Die Kelten verschmähten es, mit Wurfwaffen zu fechten; sie kannten, wenigstens in älterer Zeit, nur den Kampf mit der Stoßlanze und vor Allem den mit Schwert und Dolch. Ja, sie gefielen sich darin, nur in leichtem Gewand oder gar nackt, kaum geschützt von dem hohen, schmalen Schild, ihren breiten, mehr fleischigen als sehnigen Körper den Waffen der Feinde darzubieten. Sie waren sogenannte Helden, in dem Sinne, wo das Heldenthum

ein gutes Stück Bärenhäuterei und Flegelhaftigkeit in sich schließt, Helden, die lange vor dem Mittelalter im Waffenschmucke turnirten und im Duell ad hominem argumentirten. Tüchtige Gegner auf der Wahlstatt, immer vorausgesetzt, daß sie leidlich nüchtern waren und die Sonne nicht allzuheiß schien, unterlagen sie dennoch auch militärisch, wo immer ihnen ein wohlgeführtes Heer gegenüber stand, der Uebermacht der Wurfwaffen und des gegliederten Organismus über die Kraft, welche allein auf den harten Stahl und den derben Arm vertraut.

Ihre Schwäche aber lag vor Allem in ihrer politischen Untüchtigkeit. Die sittliche Energie, welche die Welt beherrscht, weil sie sich selber zu beherrschen weiß, welche den Einzelnen aufhebt in dem größern Ganzen und den engen Egoismus zum Nationalsinne läutert, diese eigentliche Herrlichkeit und Gewaltigkeit der Menschennatur, auf welcher der Staat ruht, ist dem keltischen Wesen verhältnißmäßig fremd.

Daraus erklärt es sich, weshalb die Kelten in der Geschichte eine vergleichsweise unbedeutendere Rolle gespielt haben, als irgend eine andere indo-europäische Nation von gleicher Ausdehnung. Sie haben wohl Tempel zerschlagen und Städte verbrannt; Rom und Delphi, Byzanz und Pergamon haben vor ihnen gezittert; — aber von jenem thörichten Gallier an, der das eroberte Rom aus lieber langer Weile wieder fahren ließ, bis hinab auf Paddy, der seinen Kartoffelacker so flach wie möglich umwühlt und über die Improvements der Sachsen den Zorn der heiligen Jungfrau herabruft, haben sie sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen, und im besten Fall es nicht weiter gebracht als zur Gründung eines Soldatenstaates. Die militärische Ordnung ist die einzige, welche sie kennen und anerkennen.

Zwei Dinge sind es, sagt der alte Cato, auf welche die Gallier Werth legen: auf die Gloire und den Esprit. Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui.

Die Kelten haben alle Staaten des Alterthums erschüttert, aber sie haben keinen von dauerndem Bestand gegründet. Schon die oberflächliche Weise, in der sie sich in den gewonnenen Landschaften festsetzten, nicht minder ihr Verzichten auf Seefahrt und Meerherrschaft, beweis't, wozu die Geschichte sie nicht bestimmt hat. Sie waren schlechte Bürger, aber gute Reisläufer und vortreffliche Unterthanen. —

So äußert sich Mommsen. Wir wollen aber die Ansicht eines geistreichen und gelehrten Franzosen beifügen, Ernst Renan's, der eine vortreffliche Abhandlung über die Poesie der keltischen Stämme geschrieben hat. (Revue des deux Mondes, 1. Februar 1854.) Er erwähnt der gälischen Archäologie von Myvir, welche 1801 von einem Bauer, Owen Jones, herausgegeben wurde, und bemerkt, daß dieselbe noch jetzt ein wahres Arsenal der kymrischen Alterthümer bilde. Dann äußert er weiter: —

Die Ueberreste der Kelten, welche wir auf halbvergessene Inseln und Halbinseln zurückgedrängt sehen, zeichnen sich aus durch schroffe Individualität und Haß gegen Fremde. In dem zurückgezogenen Leben, in dem Mißtrauen gegen alles Fremde, muß man die Erklärung ihrer Hauptcharakterzüge suchen.

Bei keinem andern Stamme waren die Bande des Bluts so stark; der Familiengeist scheint jede umfassendere Organisation erstickt zu haben. Auch scheint das Volk an und für sich keines sonderlichen Fortschritts fähig zu sein. Das Leben erscheint ihnen als ein gegebener Zustand, an welchem der Mensch nichts zu ändern vermag; man glaubt leicht an die Macht des Schicksals und fügt sich.

Man sollte diesen Stamm kaum für japhetisch halten. Daher kommt denn auch die gedrückte Stimmung. Die alten Gesänge klagen mehr über Niederlagen, als daß sie Siege feiern. Die ganze Geschichte ist eine lange Klage, eine Erinnerung an die Verbannung, an die Flucht über das Meer; selbst die Freudengesänge werden zu Elegien.

Renan bezeichnet die Kelten, insbesondere die Kymren, als eine weibliche Race; wir möchten lieber sagen eine passive, doch das hat er wohl mit jener Bezeichnung auch ausdrücken wollen. Er hebt an ihr hervor: Stärke der Einbildung bei Verinnerung des Gefühls und schwache äußere Entwickelung. Der keltische Stamm arbeitete sich ab, indem er seine Träumereien für Wirklichkeit nahm. Das wesentliche Element im poetischen Leben der Kelten besteht im Abenteuer, d. h. in Verfolgung des Unbekannten; es ist ein Lauf ohne Ende nach dem stets fliehenden Gegenstande des Wunsches. Es giebt einen keltischen Messianismus, einen Glauben an einen zukünftigen Rächer, der Cambrien wieder herstellen und von den Unterdrückern befreien werde. Das ist der geheimnißvolle Leminok, welchen der Zauberer Merlin ihnen versprach, der Lez Briez der Armorikaner, der Arthur der Walliser. — Soweit Renan.

Durchgehends zeigt sich ein Hang nach dem Wunderbaren; deshalb sind die Kelten auch katholisch geblieben.

In Irland ist Alles, was als Civilisation bezeichnet werden muß, nicht keltisch. Das hat ein aufrichtiger irischer Patriot ein Mann in dessen Adern keltisches Blut floß, Richard Lalor Shiel, unumwunden zugegeben. Er war ein ausgezeichneter Parlamentsredner und guter Schriftsteller. In einem Aufsatze: „Die Irländer, von einem ihrer Landsleute geschildert", sagt er: —

In den meisten Ländern ist eine Nationalphysiognomie in der ganzen Volksmasse vorherrschend; aber in Irland kann man die unvollkommene Aufpfropfung der Kolonisation leicht wahrnehmen an der großen Mannichfaltigkeit der Physiognomien. Die Kerben und Absätze des Grundstocks lassen sich leicht unterscheiden.

Den Dänen von Kildare erkennt man an seiner straffen Gestalt, der Semmelfarbe des Haares und dem offenen, wasserblauen Auge. Der Spanier im Westen hat dunkle Hautfarbe und ein schwarzes, andalusisches Auge. Eine Presbyterianerkirche im Norden stellt uns in ihrer nüchtern-moralischen und kalkulirenden Gemeinde eine viereckige Breite der Backenknochen und einen schlauen Gesichtsausdruck vor, welche dem besten Gemeinderath in Glasgow wohl anstehen würde. Auf dem südlichen Gebirge und in den Moorgegenden tritt dem Reisenden in der Oeffnung der Lehmhütten, welche zugleich Rauchfang und Thür bildet, das wilde und hagere Gesicht der ursprünglichen keltischen Iren entgegen. Ein oft rothes und stark gekräuseltes Haar, ein zorniges und muthiges Auge, seine kurzen und stumpfen Züge, eine barocke Verbindung von Unerschrockenheit und Verschmitztheit, von Keckheit und Hinterlist, Edelmuth und Falschheit, von Absurdität und Genie, das Alles liegt an und in ihm neben einander und drückt sich an ihm aus. Nicht unpassend haus't er inmitten von Felsen und Mooren; er zeigt sich ganz zweckmäßig im Halbdunkel einer Rauchatmosphäre. Er ist ein künstlicher Barbar. —

Von diesen „künstlichen Barbaren" sind Millionen nach Nordamerika hinübergegangen, zu bei weitem überwiegendem Theil in die nördlichen Staaten, und dort haben sie sich um Millionen vermehrt. In der Yankee-Union spielt das irische Element eine wichtige Rolle; dasselbe kann sich dort ungehindert entfalten, und so erklärt sich die Barbarei, welcher jene Nordunion immer mehr anheimfällt, die dortige Rohheit, Wildheit und das anarchisch-despotische Treiben sehr leicht. Die „künstlichen Barbaren" arbeiten eifrig daran, die Barbarei im Yankeelande zu verbreiten und sie arbeiten mit Erfolg. A.

Fortschritt in den La Plata-Staaten.

Die ausgedehnte Region der Staaten am La Plata wird endlich in unserm Deutschland mehr beachtet als seither der Fall gewesen. Es ist hohe Zeit. Wir haben Millionen von Auswanderern an das durchaus demoralisirte, von einem geradezu scheußlichen Bürgerkriege zerrüttete Yankeeland abgegeben, und hunderttausend unserer Landsleute haben, ganz wie die Lanzknechte der Vorzeit, die Waffen ergriffen, um einen Unterjochungskrieg gegen die südliche Konföderation zu führen, die für eine Unabhängigkeit streitet, auf welche sie ein volles und gutes Recht und für welche sie mindestens ebenso viele Gründe anführen kann, wie einst die dreizehn englischen Kolonien gegen das Mutterland. Mehr als fünfzigtausend dieser Deutschen liegen in den Sümpfen und auf den Schlachtfeldern begraben, und der Dank dafür ist kein anderer, als daß die Yankeeblätter sagen: „An teutonischen Miethknechten ist nicht viel gelegen, die Einwanderung dauert ja fort." Also „teutonic mercenaries!"

Männer, wie Wappäus, Kerst und Burmeister machten schon vor Jahren auf die La Plata-Region und deren große Wichtigkeit für Deutschland aufmerksam. Der Schreiber dieser Zeilen wies bereits vor 1848 unsere hanseatischen Kaufleute und Rheder darauf hin, daß es zwar wohlgethan sei, den Verkehr und die Schifffahrt mit Nordamerika energisch zu fördern, daß man aber sich vor Einseitigkeit hüten und deshalb auch Südamerika mehr in's Auge fassen solle. Die Bremer aber richteten lange ihren Blick fast allein auf Nordamerika; erst späterhin kam, des Tabaks halber, Brasilien mehr an die Reihe, aber nach dem Plata unterhielten nur einige mit Häuten handelnde Häuser eine nähere Beziehung. Dagegen war der Verkehr der Hamburger mit Buenos-Ayres viel lebhafter, und er ist in stetigem Anwachsen.

Es ist eine große Thorheit, ein schweres Versäumniß gewesen, daß unsere deutsche Einwanderung gerade diejenige Gegend vernachlässigt hat, welche ihr ganz vortreffliche Aussichten darbietet, eine Region, wo allein auf dem Erdball in gesunder Gegend eine massenhafte Besiedelung der Küstenstrecken und der Stromufer möglich ist und wo alle Bedingungen zu einem gesunden Aufschwunge, zu einem nachhaltigen Gedeihen gegeben sind.

Brasilien ist anrüchig geworden und mit Recht. Allerdings eignen sich drei südliche Provinzen des Kaiserreichs für deutsche Einwanderer, aber die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse sind nicht einladend. Doch kann einmal die Zeit kommen, da zum Beispiel die Provinz Rio Grande einen geeigneten Zielpunkt für Ansiedler bilden wird. Vorerst jedoch erscheinen dafür die Regionen am La Plata zweckmäßiger. Aber Alles kommt darauf an, daß die Auswanderung dorthin so massenhaft als irgend möglich gelenkt werde. Schon vor sieben Jahren schrieben wir Folgendes:

„Die argentinischen Lande sind menschenarm. Auf einem Raume, der viermal größer ist als Deutschland, zählen sie noch nicht so viele Einwohner als unser Thüringen, und sie haben Raum für dreißig, für fünfzig Millionen. Sie könnten schon mit einer Seelenzahl von sechs oder zehn Millionen eine der schönsten Agrikultur- und Handelsregionen der Erde werden, weil sie unendlich reich begabt sind. Aber ihre Schätze in allen drei Reichen der Natur liegen noch ungehoben. Erst eine massenhafte Einwanderung von Europäern, welche durch ihren Fleiß, durch nachhaltige Energie, Intelligenz und geistige Regsamkeit in die starren Elemente frischen Fluß bringen, kann ein reges Leben hervorrufen und die vielen Hülfsquellen entwickeln. Man nehme einmal an, daß in jedem Jahr etwa zehn- oder zwanzigtausend Deutsche die La Plata-Region zu ihrer Heimat gewählt und sich dort unter zusagenden Verhältnissen angesiedelt hätten; was würde die Folge gewesen sein? Binnen zehn Jahren wären die Gegenden, wo die deutschen Niederlassungen ständen, in einen blühenden Garten umgeschaffen werden, wie Pennsylvanien. Sie würden kultivirt sein wie unsere Gegenden am Rhein und Main, an der Weser, Elbe und am Neckar. Wir wünschen, es möchte die Zeit kommen, in der man mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung die Auswanderung nach den argentinischen Ländern empfehlen könnte."*)

Diese Zeit, glauben wir, ist nun da. An und für sich sind alle günstigen Bedingungen zu Wohlfahrt und Gedeihen gegeben: Auswahl fruchtbarer Landstriche, viele Strecken mit gesundem Klima, Wasserverbindungen, See- und Stromhäfen, leichte Verbindung mit Europa und freisinnige Gesetzgebung. Die Regierungen haben erklärt, daß sie den Fremden gern und willig ein Asyl bieten. Die kleinen deutschen Niederlassungen im Staate Buenos-Ayres sind gediehen. Als ein Hinderniß konnten bisher die nicht klar geregelten Verhältnisse des ländlichen Eigenthums betrachtet werden. Bei manchen Ländereien sind die Grenzen so unsicher, daß man nicht weiß, was Staatsländerei ist und was Privatbesitz; bei anderen weiß man nicht genau, ob sie Eigenthum des Bundes odes eines Einzelstaates sind. Manches ist während der letzten Jahre in's Klare gebracht worden, Vieles bleibt noch zu regeln. Aber in Bezug auf sehr große, zur Ansiedelung geeignete Strecken waltet doch kein Zweifel ob, und es ist Sache der Gesandtschaften und deutschen Konsulate, in dieser Beziehung den Einwanderern mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Der deutsche Verein in Buenos-Ayres wird es schwerlich an sich fehlen lassen. Als einen gründlichen Sachkenner, als einen durchaus humanen Mann, einen aufrichtigen Freund und Rathgeber aller Deutschen hat sich seit langer Zeit der preußische Geschäftsträger in Montevideo, Herr von Gülich, in wahrhaft patriotischer, nicht selten aufopfernder Weise rühmlich bewährt; dieser vortreffliche Mann verdient in hohem Grade die Achtung, welche ihm von unseren Landsleuten in der La Plata-Region in vollem Maße gezollt wird. Wie emsig er im deutschen Interesse wirkt, wie genau er jene Länder kennt, davon zeugen die Verträge, welche er mit den dortigen Staaten, zuletzt mit Paraguay, abgeschlossen hat, und die Mittheilungen, welche das preußische Handelsarchiv seit Jahren veröffentlicht.

Doch das beiläufig. Wir wollen hervorheben, daß in Bezug auf die inneren Fehden, welche periodisch in den La Plata-Ländern ausbrechen, die Nichtargentiner im Lande stets nur wenig oder gar nicht berührt wurden. Durch deutsche Einwanderer wird ohne Frage viel mehr Stetigkeit in die Verhältnisse jener Länder kommen; denn jene werden das eigentlich bürgerliche Element bilden, an welchem es gerade dort noch in empfindlicher Weise mangelt. Man bedarf dort eines Mittelstandes von Handwerkern und Ackerbauern; den kann aber nur die Einwanderung bringen, weil den Argentinern selbst die Grundbedingungen zur Bildung eines solchen abgehen.

Uebrigens bemerken wir, daß wir nicht blos die Provinzen der argentinischen Konföderation für die Einwanderung geeignet erachten, sondern auch Uruguay.

Der europäische Fortschritt dringt mit Macht ein, und auch in jenen Gegenden Südamerikas bewirkt der Dampf Wunder. Dampfschiffe fahren auf einem der herrlichsten Ströme der Welt, dem Paraguay und dessen oberen Zuflüssen, bis nach Cuyabá, das tief im Innern Brasiliens liegt. Welch ein Strom, dieser Paraguay! Man hat ihn wohl mit dem Mississippi verglichen, aber er übertrifft diesen „Vater der Gewässer" an Länge des Laufes, an Tiefe, an Regelmäßigkeit und Sicherheit des Fahrwassers bei weitem, und das Land zu beiden Seiten ist unendlich fruchtbarer und gesunder. Man hat ihn auch wohl den Nil Südamerikas genannt, aber unpassend. Allerdings tritt der Paraguay, gleich dem afrikanischen Riesenstrom, über sein Ufer, aber er nimmt seinen Lauf nicht durch eine Wüste, in welcher nur das

*) Karl Andree: Buenos Ayres und die Argentinischen Provinzen. Nach den neuesten Quellen. Leipzig, 1856. S. X.

enge Stromthal eine des Anbaues fähige Oase bildet. Auch empfängt er eine Menge von Zuflüssen, von denen mehrere, z. B. der Paraná und Uruguay, bei uns in Europa Ströme ersten Ranges bilden würden.

Vor Allem kommt es darauf an, die Verbindungswege zu vermehren. Man begreift auch vollkommen die Wichtigkeit der Eisenbahnen gerade für ein solches Land, und bereits sind einige kleinere Strecken Schienenwege von Buenos-Ayres aus im Betrieb. An die Stelle der schwerfälligen Ochsenkarawanen, welche sich langsam durch die Pampas bewegen, soll das Dampfroß treten. Man will eine Bahn zunächst bis an den Fuß der Andes bauen. Schon im Jahre 1855 vermaß der englische Ingenieur Allan Campbell die Strecke von Rosario, das am rechten Stromufer den Hafen bildet, bis wohin Seeschiffe mit 14 Fuß Tiefgang gelangen können, nach Cordova; aber es blieb beim Plan. Erst jetzt geht man mit Nachdruck an die Ausführung. In gleicher Weise wie es in Nordamerika geschah, das reichlich zur Hälfte seine Bahnen mit europäischem Gelde gebaut hat, sucht man auch in den argentinischen Landen transatlantische Kapitalien anzuziehen.

Die ganze Angelegenheit ist in vielfacher Beziehung, auch in Betreff der deutschen Auswanderung, von Wichtigkeit.

Am 16. März dieses Jahres wurde zwischen dem argentinischen Minister des Innern, Guilliermo Rawson, und dem englischen Ingenieur Wheelwright ein Vertrag über den Bau einer Eisenbahn von Rosario im Staate Santa Fé nach Cordova abgeschlossen. Der spanische Text liegt vor uns. Das Kapital beträgt acht Millionen harte Piaster (Dollars) in 80,000 Actien von je 20 Pfd. St. oder 100 Dollars. Alle Ländereien, gleichviel ob sie dem Bund oder den Provinzen, oder Privatleuten gehören, welche für den Bahnbau, Stationen, Maschinenwerkstätten, Magazine 2c. 2c. nöthig sind, erhält die Kompagnie unentgeltlich von der Regierung und wird von dieser allezeit und in jeder Beziehung gegen all und jeden Anspruch geschützt. Nach § 4 dürfen alle zum Bau und zur Unterhaltung der Bahn nöthigen Materialien auf einen Zeitraum von 40 Jahren zollfrei eingeführt werden, und gleichfalls vierzig Jahre lang ist das Eigenthum der Bahn und deren Zubehör von allen Abgaben und Auflagen durchaus befreit.

Die Kompagnie kann alle Wasserläufe benutzen und alles Holz, dessen sie bedarf, aus Staatswaldungen nehmen, ohne dafür eine Entschädigung zu geben. — Alle beim Bau und beim Betriebe der Bahn beschäftigten Arbeiter und Leute sind vom Militärdienste befreit.

§ 7. Die Regierung bewilligt der Kompagnie das Recht, die Bahn bis zur Cordillera de los Andes weiter zu führen und zwar auf der ihr passend erscheinenden Strecke; und sie bewilligt für diese Fortsetzung alle die oben angegebenen Rechte und Privilegien.

§ 10. Die Regierung wird die Einwanderung erleichtern und beschützen. El Gobierno conviene en facilitar y protejer la introduccion de inmigrantes, que haga la Compañia al pais, concediendo à esta todas las ventajas y prerogativas que se han establecido ó se establecieren en favor de la inmigracion. Die Regierung begreift also, daß Einwanderung nöthig ist, wenn das Land dauernden Aufschwung nehmen soll. Der folgende Paragraph ist in dieser Beziehung wichtig, weil er den Einwanderern Kultusfreiheit verbürgt. Die Argentiner haben freilich keine Unduldsamkeit gegen Nichtkatholiken ausgeübt; die Deutschen haben in Buenos-Ayres ihre schöne protestantische Kirche, und die ärgerlichen Auftritte, welche in Bezug auf die Protestanten in Brasilien kein Ende nehmen, sind dort nie vorgekommen.

§ 11 besagt, daß die Kompagnie das Recht hat, Kirchen und Schulen für den Gebrauch der Einwanderer und der Bahnbeamten zu bauen. — El gobierno concede à la Compañia el derecho de construir iglesias y escuelas para el uso de los inmigrantes y de los empleados del camino de fierro.

§ 12. Sie bewilligt der Kompagnie als volles Eigenthum, zu beiden Seiten der Bahn, eine Landstrecke in der Breite von einer spanischen Meile (Legua) unter der Bedingung, daß sie diese Landstrecke besiedele. Sie verpflichtet sich auch in den Provinzen Cordova und Santa Fé je vier Quadratleguas von den fiskalischen Ländern dieser Provinzen auszuwirken und dieselben der Kompagnie zu überlassen.

Das sind die wichtigsten Punkte. Dazu kommt noch eine Zinsengarantie von 7 Procent.

Der Ingenieur Weelwright ist der Sache vollkommen gewachsen. Dieser energische Mann war schon vor dreißig Jahren beschäftigt, eine Küstendampfschifffahrt in Chile und Peru in's Leben zu rufen; er entwarf den Plan zur Bahn von Valparaiso nach Santiago de Chile, baute auch jene vom Hafenplatze Caldera nach Copiapo in Chile und von dort 30 Miles landein, bis zu einer Höhe von 6000 Fuß.

Wir legen vorläufig, in praktischer Beziehung, gar kein Gewicht auf den Plan, einen Schienenweg über die Cordillera de los Andes zu führen; dergleichen liegt offenbar noch in sehr weitem Feld und man thäte besser, diesen Punkt vorerst auf sich beruhen zu lassen. Die Hauptsache bleibt, daß man eine große Hauptader des Verkehrs vom Strome durch das Land bis an's Gebirge baut Das Uebrige mag sich finden.

Einer brieflichen Mittheilung, die wir aus Frankfurt am Main erhielten, entlehnen wir Folgendes:

„Wheelwright's Plan für die große Bahn vom La Plata nach dem Stillen Weltmeer umfaßt die Strecke von Rosario nach Cordova mit 250 englischen Meilen, von Cordova an den Ostabhang der Anden 350 Meilen, über die Anden durch den Paß von San Francisco (in einer Höhe von 16,000 engl. Fuß über dem Meere!) 320 Meilen, bis zum Anschluß an die chilenische Bahn in Caldera 80 Meilen; eine Gesammtlänge von etwa 1000 englischen Meilen, deren einzige größere Schwierigkeit (aber was für eine!) in dem Uebergang über die Anden besteht.

Es gibt weit niedrigere Pässe und es ist deshalb bemerkenswerth, weshalb man gerade einen der höchsten zur Uebersteigung in Aussicht genommen hatte. Die niedrigeren sollen nämlich Monate lang im Jahre durch Schnee völlig gesperrt sein, während der Paß von San Francisco (27° südlich) in einer Höhe, welche der des Montblanc gleichkommt, in zehn Jahren nicht einmal vom Schnee geschlossen worden sei.

Der Gegenstand ist übrigens schon in einer Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 30. Januar 1860 erörtert worden. Es wurde bemerkt, daß, wenn selbst die Führung der Bahn über den Paß unmöglich sein sollte, schon die Annäherung bis zum östlichen und westlichen Fuße des Gebirgs, verbunden mit verbesserten Verkehrsmitteln, unendliche Vortheile gewähre und namentlich geeignet sei, die Verbindung Englands mit Australien wesentlich zu beschleunigen. Kapitän Sullivan hob hervor, daß Schiffe mit 12′ Ladung jeder Zeit den La Plata bis Rosario hinauffahren könnten, bei günstigem Wasserstand aber bis 16½′ Tiefgang möglich sei.

Das großartige Unternehmen ist nun im Begriffe, wenigstens zum Theil verwirklicht zu werden. Binnen fünf Jahren soll die Bahn von Rosario nach Cordova in Betrieb stehen.

Die Berichte verschiedener Reisenden, namentlich Burmeister's über das starke Bedürfniß einer bessern Verbindung der Binnen-Provinzen mit dem La Plata, über den bereits jetzt sehr starken Verkehr durch die Züge von Pampaswagen, lassen günstige Folgen erwarten. Sehr wichtig wird die in Aussicht genommene Fortsetzung der Linie nach dem Fuße der Anden so wie eine Zweigbahn nach Mendoza sein, welche letztere namentlich Herr Burmeister befürwortet.

Ein anderes Unternehmen von Wichtigkeit ist die Untersuchung des Rio Salado zum Behufe der Schiffbarmachung. Herr Estevan Ramo y Rubert hat sich dieselbe zur Lebensaufgabe gestellt. Neuen Berichten zufolge ist seine Expedition, in Begleitung

des englischen Konsuls Hutchinson, von glücklichem Erfolge gewesen; es wäre demnach Aussicht auf eine baldige regelmäßige Befahrung dieses Flusses von Sepultura bis Sta Fé. Der englische Konsul brachte Baumwollensamen nach den Ufern des Salado, um dort Versuche machen zu lassen. Glücklich sind solche Versuche in der Provinz Entrerios ausgefallen, von wo bereits die erste Ladung Baumwolle nach Buenos-Ayres zu Markte gebracht und zu 125 Pesos (Papier) die Arroba verkauft wurde.

Von Interesse für Fachgenossen sind die erfolgreichen Ausgrabungen Burmeisters in der Provinz Buenos Ayres. Es wurden „antediluvianische" Skelette in überraschender Menge und theilweise in ganz neuen Formen gefunden, so daß das Museum der Hauptstadt in diesem Fache jetzt eines der interessantesten der Welt sein mag. Da sich bereits die Spekulation dieser Ausgrabungen bemächtigen wollte, hat die Provinzal-Regierung die Ausfuhr verboten, um ihrem Museum diese wissenschaftlichen Schätze zu erhalten.

Von Wichtigkeit für die Zukunft aller nördlichen Provinzen ist die immer reichere Ausbeute der Minen von San Juan in der Provinz Salta. Es sind namentlich Silbererze, die in Mächtigkeit auftreten und bis zu 50 % Reingehalt ergeben.

In einem deutschen Brief aus Buenos-Ayres heißt es: „Arbeiter! Arbeiter! Das ist der Wunsch, den hier Hoch und Niedrig hinausruft. Arme, kräftige Arme für die vielen in Angriff genommenen großen Arbeiten (von der Hauptstadt allein vier kleinere Eisenbahnen nach verschiedenen Richtungen der Provinz) sind Bedürfniß, und wenn die ruhige staatliche Entwickelung des Landes wie bisher Stand hält, läßt sich dem europäischen Fleiße dort ein reiches Feld versprechen."

Die Erforschung des obern Uruguay-Flusses. Entdeckung eines großartigen Wasserfalles.

Rio Grande, Süd-Brasilien, 29. April 1863.

Der Uruguay ist einer der bedeutendsten Flüsse Südamerikas, nicht sowohl seiner Größe halber, als wegen des großen Einflusses, den seine Beschiffung auf Handel und Gewerbe nicht nur der an ihn grenzenden Provinzen des Kaiserreichs, sondern auch der argentinischen Provinzen und der Banda Oriental (Uruguay) haben kann.

Dieser bedeutende Strom, der in der Provinz S. Pedro do Rio Grande do Sul, fast an der Küste des Atlantischen Oceans, auf dem Gebirgskamme der Serra geral entspringt, bildet in seinem Laufe die Grenze zwischen den Provinzen Rio Grande und Santa Catharina, Rio Grande und Paraná, sodann auch jene zwischen Rio Grande und dem argentinischen Staate Corrientes, und durchströmt die Republik Uruguay (der er den Namen gegeben hat), bis zu seinem Einfluß in den mächtigen Paraná, der mit ihm und mit dem Paraguay den meilenbreiten La Platastrom bildet, an dessen Ufern Montevideo und Buenos-Ayres reißend schnell emporblühen.

Während seines langen Laufes nimmt er die bedeutenden Zuflüsse Santo Vietoria, Pelotinhas, Caveiras, Uruguay-puitã, Sebolaty, Pyndahi, Ijuhy, Piratinin d'Uruguay, Quebrado, Ieabuenã, Butuy, Ibicuy, Quarahim, Arapehy, Gualeguay und Rio Negro, so wie viele andere weniger bedeutende auf. An seinen Ufern liegen die blühenden Städte Paysandú, Concordia, Uruguayana, Itaqui und S. Borja, wovon die drei letzten zu Brasilien gehören, so wie das orientalische Städtchen Salto.

Diesem Fluß entlang erstreckten sich ehemals die 33 Jesuitenmissionen, die bereits zu einer großen Ausdehnung und Kraft gediehen waren, als die Jesuitenverfolgungen unter Pombal's Leitung ihrer Blüte ein Ende machten. Von der ehemaligen Herrlichkeit dieser Missionen geben nur noch die Kirchen und Klosterruinen von San Borja, San Luiz, San Lourenço, San Miguel, San Angelo, San Nicolai, San Jose, San Thomé, San Carlos, San Estanislaú &c. eine Idee. Der Uruguay ist in seiner ganzen Ausdehnung von da, wo er auf der Serra geral den Rio Pelotas empfängt, bis zu seinem Einfluß in den Paraná, tief und breit und vollständig zur Schifffahrt geeignet. Bis heute wurde er von Montevideo bis zum Salto (dem Wasserfall) in der Banda Oriental (d. h. Uruguay) regelmäßig durch Dampfer befahren; eine zweite Linie von Flußdampfern ging bis zur brasilianischen Stadt Itaqui, dort jedoch hörte die Schifffahrt auf, weil von da aus der Fluß noch nicht näher erforscht war. Vor zwei Jahren schickte nun die kaiserliche Regierung von Brasilien eine Kommission zur Untersuchung dieses obern Uruguay ab, welche unter der Leitung des intelligenten Oberstlieutenants vom Geniekorps, Jose Maria Pereira Campos, der Wissenschaft bedeutende Dienste geleistet hat. Von der Indianeransiedlung Nonoahy aus hat die Kommission einen Weg durch den Urwald bis zu dem dort noch unbekannten Uruguay eröffnet und diesen nun in Kanoes befahren, wobei sie häufig von den dort hausenden wilden Indianerstämmen (Bugres und Coroados) beunruhigt worden ist; sie hat die Feuerwaffen der sie begleitenden Truppenabtheilung benutzen müssen. — Die Arbeiten schreiten jedoch schnell und erfolgreich vorwärts.

Jüngst hat nun die Kommission eins der größten Naturwunder Südamerikas untersucht. Man wußte nämlich schon lange von Indianern, daß ein großer Wasserfall die Schiffbarkeit des Flusses verhindere; endlich gelangte die Kommission zu diesem Fall und staunte vor einem der erhabensten Schauspiele der Natur. Der Strom stürzt hinab über eine gewaltige Felsenmauer, die den Fluß in seiner ganzen Breite von 1200 Braças (eine Braça brasilianischen Maßes sind $8^2/_3$ Fuß oder 80 bras. Zoll) hindurchzieht und über 800 (?) Fuß hoch und ebenso breit ist. Ueber diese enorme Felsenmasse stürzt der brausende Strom in eine unendliche Tiefe mit fast unglaublicher Schnelle hinab und bildet auf diese Weise einen der größten Wasserfälle der Welt. Die brasilianische Kommission ist jetzt beschäftigt, die Art der Felsblöcke zu untersuchen und ein Mittel ausfindig zu machen, die kolossale Felsenmauer zu sprengen, was jedoch der allgemeinen Ansicht nach unmöglich ist. Dieselbe Kommission hat bereits Mittel gefunden, die Schiffbarkeit des Uruguay bis nach S. Borja zu erstrecken, indem sie den Wasserfall des Butuy zwischen Itaqui und S. Borja, der 64 Fuß Breite und 800 Fuß Höhe hat und das Haupthinderniß in jener Gegend bildete, vermied. Die brasilianische Kommission an Bord des orientalischen Dampfers Uruguay umging diesen Wasserfall, indem sie einen von der Natur gebildeten Kanal, der gerade auf der Höhe der Kaskade den Nebenfluß Butuy mit dem Hauptstrome verbindet, entdeckte und auf diesem den Wasserfall umschiffte. Dieser von der Natur gebildete, leicht schiffbare Kanal hat eine Länge von 3 bis 4 Meilen und öffnet die Verbindung zwischen Montevideo und S. Borja bis zum großen Wasserfalle, der heute das einzige Hinderniß zur freien Beschiffung des mächtigen Uruguay vom Paraná bis zum Nebenflusse Pelotas auf der Serra geral ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die brasilianische Regierung durch diese Erforschung des Uruguay einen bedeutenden und der Anerkennung werthen Dienst geleistet hat, dem wir nicht nur die Kenntniß eines bisher ignorirten Wasserfalles danken, welcher dem Niagara wenig nachgiebt, sondern auch die Eröffnung eines direkten Verkehrs zwischen Montevideo und den innern Provinzen des Kaiserreichs Brasilien.

Schon sind von der Regierung die nothwendigen Befehle aus-

gegangen, um die dort aufgefundenen wilden Indianerstämme zu „katechesiren" und in Dörfern zusammen zu bringen, wo sie dann bald ihren jetzigen Naturzustand vergessen. Dergleichen Indianerdörfer (Aldeamentos genannt) giebt es heute 248 im Kaiserreiche, in denen etwa 53,000 gezähmter Indianer unter 41 Direktorien leben. Außer diesen sind jedoch noch 48 verschiedene Stämme wilder Indianer bekannt, die nichts von der Civilisation wissen wollen und in unbeschränkter Freiheit in den unzugänglichen Urwäldern (Sertaes) des Innern leben, und von denen einige noch sogar Anthropophagen sind. Die am Uruguay sind weniger gefährlich und leichter bis auf einen gewissen Grad zu zähmen.

K. von Koseritz.

Kleine Nachrichten.

Die mißlungene Expedition des Lieutenants Krusenstern im Nördlichen Eismeere. Wir erwähnten im Globus (III, S. 160), nach einer Mittheilung, die wir in der St. Petersburger deutschen Zeitung fanden, daß die Expedition des russischen Lieutenants von Krusenstern zur Erforschung des Weges an der nordeuropäischen Küste nach der Mündung des Jenisey wahrscheinlich mißglückt sei. Der Sommer des Jahres 1862 war sehr kalt und regenig, und hauptsächlich dieser ungünstigen Witterung ist wohl die Schuld des Mißlingens zuzuschreiben. Jetzt liegt in der Illustrirten Zeitung ein sehr ausführlicher Brief aus Obdorsk vom 9. Oktober v. J. von Krusenstern an seinen Vater vor, in welchem die harten Kämpfe, welche er mit ungeheuren Eismassen zu bestehen hatte, und der endliche Verlust seines Schooners Jermak beschrieben werden.

Am 1. August verließen die zwei Schiffe „Jermak" und „Embryo" Luja, trafen aber bereits bei Warandai auf ungeheure Treibeismassen, die das Vordringen ungemein erschwerten. Bei der Insel Dolgoi wurde das Eis immer dichter, stellenweise zogen sich stehende Eisfelder, oft eine Meile breit, durch den Ocean. Hatte man einen solchen Eisgürtel nach unsäglichen Mühen durchbrochen, dann konnten die Reisenden bei ziemlich günstigem Winde wieder eine Strecke ihre Reise fortsetzen, bis sie auf neue Eisfelder trafen. Die Insel Matweeff ward umschifft und ihre Lage genau bestimmt. Alles war mit dichtem Treibeis umlagert, auf dem sich unzählige Walrosse befanden. Am 13. August ward die Jugorische Straße, welche bis auf einen schmalen Kanal mit Eis verstopft war, durchsegelt und gegen 5 Uhr Nachmittags lag das Karische Meer vor den Blicken der Reisenden. Bei der Insel Waigatsch ward Anker geworfen und eine schreckensvolle Nacht verbracht. „Furchtbare Massen Treibeis ras'ten mit entsetzlichem Getöse, vom Sturme getrieben, durch die Jugorische Straße in das Karische Meer hinaus, Tod und Vernichtung Dem drohend, der sich ihnen entgegen zu stellen gewagt hätte. Mehrere Male mußten wir die Anker lichten, um den Schooner vor dem Zerschellen zu retten. Mit dem Aufwand aller Kräfte arbeiteten wir die ganze Nacht; der Anker trieb auf Felsgrund und ich taxirte die Schnelligkeit der Strömung auf vier Knoten. Der Embryo ward durch ein Eisfeld von uns fortgerissen und in das Karische Meer hinausgeschleudert." Auch dem Schooner Jermak ward am andern Morgen dieses Schicksal zu Theil, auch ihn riß die Strömung fort, und er konnte, da das Meer zu tief war, nirgends Anker werfen. Nur ein schmaler Kanal, durch welchen das Schiff trieb und der sich immer mehr verengerte, war offen; plötzlich hörte derselbe auf und nun zeigte sich dem Blicke nichts als Eis!

Alle Versuche zur Umkehr mißglückten, und nur der wieder aufgefundene Embryo versuchte durch Rudern das Land zu gewinnen. (— Es wird dies die bereits im Globus erwähnte, von dem Unteroffizier Korotki geführte und am 13. Sept. v. J. glücklich heimgekehrte Yacht sein. —) Der Jermak lag unterdessen an einer 28 Fuß dicken Eisscholle fest, auf welcher Zelte errichtet wurden. „Jedesmal, wenn das Eis sich schob, krachte das Schiff in allen seinen Fugen; die rechte Wand wurde um einen halben Faden eingedrückt und dennoch leckte es nicht. Bald wurde es vom Eis auf die eine, bald auf die andere Seite gelegt und endlich so weit aus dem Wasser gehoben, daß es nur noch 3 Fuß zwischen Eisschollen hing. Einigemal ward es so gequetscht, daß das Deck sich hob und ein Krachen durch das Schiff ging, daß vielen unter der Mannschaft der Angstschweiß auf die Stirne trat. Wir wurden mit der ganzen Eismasse hin- und hergetrieben und wechselten in der Breite zwischen 69° 54′ und 70° 5′. So bekamen wir beinahe das ganze südliche Ufer bis zur Karamündung zu sehen, dann trieben uns Südwinde dem östlichen Ufer des Karischen Ufers zu. Das dauerte den ganzen August hindurch. Vom Wasser war keine Spur zu sehen, bis auf einige sehr tiefe Süßwasserlöcher im Eise."

Der Schooner war unterdessen so schadhaft geworden, daß man beschloß, ihn zu verlassen, und der Weg über die Eisschollen nach dem etwa noch 30 Meilen entfernten östlichen Ufer angetreten wurde. Ein Boot ward auf Schleifen gesetzt und mit dem nöthigen Proviant und Instrumenten versehen. Am 9. Sept. wurde der Jermak verlassen und ein neuntägiger, entsetzlich beschwerlicher und gefahrvoller Marsch über Schollen und Eisberge (Torrosse) unternommen. Um zu zeigen, welche Mühe und Noth die Reisenden auf diesem Wege zu bestehen hatten, heben wir noch Folgendes aus Krusenstern's Briefe hervor:

„Wir hatten, todtmüde, auf einer Eisscholle uns hinter aufgethürmten Eisstücken niedergelegt, um dort unser kaltes, nasses Nachtlager zu halten, als sich plötzlich die Scholle in Bewegung setzt und, vom Sturme gejagt, mit rasender Schnelligkeit dem offenen Polarmeere zutreibt.

An eine Rettung aus dieser verzweifelten Lage glaubten auch die Muthigsten nicht mehr, und Jeder ergab sich mit Standhaftigkeit in sein Geschick. Oft sahen wir Eisbären auf kleinen Schollen nahe an uns vorübertreiben, die mit schnalzenden Zungen uns als eine gute Beute betrachteten und nur des Augenblickes zu harren schienen, in welchem unser gefährliches Fahrzeug zertrümmert werden würde, um sich unserer Körper zu bemächtigen. Drei Tage dauerte diese tolle Fahrt und weiter ging's in der Richtung zum Pol. Unsere Kopfbedeckungen hatten wir verloren, die Kleider waren durchnäßt, die Lebensmittel bestanden nur noch aus wenig Schiffszwieback. Am dritten Tag endlich schlug der Wind um und trieb uns der Küste zu; ein Hoffnungsstrahl belebte unsern Muth auf's neue. Der Wind war heftig und die See brandete über unsere Scholle hinweg. Da ereignete sich ein Unfall, der vieren unserer Leidensgefährten fast den Untergang gebracht hätte. Sie standen auf der Spitze der Scholle und schauten sehnsüchtig nach der Küste, die uns Rettung bringen sollte. Mit einem Male lös't sich die Spitze mit den vier Mann los und treibt in die See hinaus. Nur mit eigener Lebensgefahr gelang es uns, die unglücklichen Burschen wieder auf die sichere Scholle herüber zu bekommen. Endlich trieben wir an festere Eisfelder und setzten mit dem Rest unserer Kräfte den Weg nach dem Lande fort. Jeder hatte 70 Pfund Gepäck zu schleppen. Am 18. Sept. erreichten wir durchnäßt und erschöpft alle bei starker Kälte das Ufer. Wir schliefen auf kahler Erde unter freiem Himmel, ohne Feuer, ohne Speise. Als es hell wurde, begegneten wir zwei Tschums, und wir waren gerettet! Sie brachten uns mit ihren Rennthieren nach Obdorsk. Unsere Journale, einige Karten, ein paar Gewehre ist alles, was vom Schiffe mit fortgebracht wurde."

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Unter dieser Rubrik brachten wir vor längerer Zeit Nachricht über einen Deutschen, welchen eine 1857 aus Indien nach Kabul und Kandahar geschickte Gesandtschaft unter den Afghanen angetroffen hat (Globus III, S. 288). Diese Mittheilung gab im Vereine für Erdkunde zu Dresden Anlaß zu ausführlichen Bemerkungen von Seiten des Herrn Dr. J. E. Haentzsche, der viele Jahre lang als Arzt in Persien gelebt hat und erst vor Kurzem in sein Heimatland Sachsen zurückgekehrt ist.

„Aus Allem," so schreibt uns Hr. Dr. H., „scheint hervorzugehen, daß ich jenen Friedr. Wilh. Yapurt gekannt habe."

Im Juni 1854, wenige Abende vor meiner Flucht aus Erzerum nach Nordpersien, wurde mir von einem jüdischen Schneider die Mittheilung gemacht, daß im innern Theile der Stadt (Erzerum), in einem türkischen Kaffeehaus, ein deutscher Schuster angekommen sei, der Lust habe, weiter zu reisen; es fehle ihm jedoch an Mitteln. Ich suchte den Landsmann auf und fand in ihm einen in den vierziger Jahren stehenden Mann, mit einem von der Sonne gebräunten Antlitz, etwas gefurchten Wangen, spärlichem Bartwuchs und gutmüthigen blauen Augen. Er hatte eine etwas nach vorn überbogene Haltung, trug einen europäischen Oberrock und auf dem Kopf ein altes türkisches Fes.

Die Habe dieses Mannes bestand aus einem alten Hemd; in dieses war sein königlich preußischer Paß gewickelt, der nach Rußland und insbesondere nach Tiflis ausgestellt und z. B. vom russischen Konsulat in Jerusalem regelrecht visirt worden war. Der Schuster besaß ein neues Testament in deutscher Sprache, welches amerikanische Missionäre ihm geschickt hatten; wenn er ausruhte, pflegte er in demselben zu lesen.

Dieser lutherische Schuhmacher hieß Friedrich Wilhelm Gebhardt und war aus Frankfurt an der Oder oder dessen Umgegend gebürtig, verstand sein Handwerk recht gut und hatte in Persien mehreren europäischen Diplomaten dauerhafte Arbeit geliefert. Schon in seinen früheren Gesellenjahren hatte er einen großen Theil von Deutschland und Oesterreich zu Fuße durchwandert, und die Schweiz nebst manchen Gegenden Frankreichs gesehen. Die Militärpflichtigkeit setzte diesen Wanderungen ein Ziel. Gebhardt mußte als Fusilier dienen; als ihm aber, da er vor den Zimmern einer Prinzessin Schildwacht stand, in einer kalten Winternacht die Füße erfroren und die Zehen am linken Bein abgenommen werden mußten, gab man dem solchergestalt Verstümmelten den Abschied.

Nun konnte Gebhardt ungestört seiner Wanderlust leben, und als ich im Jahre 1854 seine Bekanntschaft machte, hatte er binnen etwa zwanzig Jahren einen großen Theil des Orients durchstreift. Zuerst war er nach den Donauländern und in die europäische Türkei gegangen, und hatte dann manche griechische Inseln, theilweise mehr als einmal, besucht; nach Athen war er nicht gekommen, meinte aber, das Versäumte gelegentlich nachzuholen. Kleinasien kannte er sehr genau; in Syrien und Palästina war er mehr als einmal gewesen; als ich ihn traf, war er von Jerusalem durch Kleinasien nach Siwas gegangen und hatte sich hier längere Zeit aufgehalten.

Von Siwas war er nach Erzerum gekommen. Er lieferte mir die Nachweise darüber, daß er auch in Arabien und in Aegypten längere Zeit verweilt habe; auch Bagdad, Bombay und Kalkutta waren ihm bekannte Sädte. Erst später brachte ich aus ihm heraus, daß er früher zweimal in Persien und Kurdistan gewesen sei. Alle Sitten der Morgenländer kannte er bis in die Einzelnheiten und wußte sich mit Leichtigkeit in dieselben zu fügen. Er sprach recht gut Deutsch, in das er nur selten ein Fremdwort mischte; sodann Italienisch, Tatarisch und Vulgär-Arabisch, aber alle drei Sprachen nicht sehr geläufig und mit schlechter Aussprache. Auch mit dem Hebräischen hatte er sich etwas abgegeben, weil er, wie er mir später vertraute, einmal die Absicht gehabt hatte, eine Jüdin zu freien. Im Rothen Meere hatte er einmal Schiffbruch gelitten; die Araber und Türken hatten ihn, nebst einigen englischen Reisegefährten, mit Gewalt zum Mohammedaner gemacht. Er hatte aber bald eine günstige Gelegenheit wahrgenommen, um den Türken zu entfliehen.

Der alte Gebhardt gefiel mir so, daß ich ihn fragte, ob er nicht Lust habe, mich auf einem Ausfluge gen Osten, etwa bis Täbris, zu begleiten. Das war Wasser auf seine Mühle, und noch ehe ich ihm über Zweck und Ziel meiner Reise, wovon er erst auf persischem Boden etwas erfuhr, ein Wort gesagt hatte, äußerte er seine Willfährigkeit. Gleich am andern Tage führte er mein Packpferd nach dem Weideplatze der großen persischen Kameelkarawane; ich aber ritt einen Tag später, begleitet von einem türkischen Kawassen, welchen mir der damalige österreichische Konsul zur Verfügung gestellt hatte, aus Erzerum fort.

Alles verlief nach Wunsch; ich entging, obschon nur mit genauer Noth, meinen türkischen Quälgeistern und fand meinen Gebhardt, der durch seine Landeskenntniß, seine Treue und vollkommene Ehrlichkeit mir auf der Reise nach Täbris ein werthvoller Begleiter war. Auch that es mir wohl, mich mit ihm in unserer heimischen Sprache unterhalten zu können. Unsere Gespräche drehten sich begreiflicherweise zumeist um praktische Interessen des Augenblicks; wenn aber meinen Schuster die Lust anwandelte, auch über andere Dinge zu reden, dann kam er gewöhnlich auf sein Hauptthema: religiöse Angelegenheiten. Und wirklich wußte er Vielerlei von Dogmen und Einrichtungen des Christenthums, des Judenthums und des Mohammedanismus. Er war eine Art von philosophirendem Schuster, aber aus voller Seele protestantisch. Alle Kopfhängerei war ihm fremd, er erheiterte Alle, und ich muß noch heute lächeln, da ich mich eben daran erinnere, wie er am Urmiah-See einige persische Landstreicher in die Flucht jagte. Sie wollten meinen Pferdverleiher ausplündern, unter dem Vorwande, daß seine Gäule auf ihren Aeckern geweidet hätten; aber Gebhardt ging mit meiner, eben nicht geladenen Doppelflinte auf sie zu und sie nahmen vor ihm Reißaus.

Bald überzeugte ich mich, daß er in Täbris sehr bekannt war. Dort erst sagte ich ihm, daß es meine Absicht sei, nach Rescht zu reisen.

Das war ihm wieder ganz recht und genehm. Es liege ihm eben jetzt nichts daran, nach Tiflis zu gehen, und nach Teheran könne er ja auch über Rescht kommen. An Zeit, sagte er, fehlt es mir nicht; die gerade Straße von Teheran kenne ich schon, aber das Kaspische Meer habe ich noch nicht gesehen. Ich will mir also die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. —

Also nahm ich ihn mit nach Rescht und bald nachher nach Enseli, um ihm dort das Kaspische Meer zu zeigen, in welchem er sich badete.

Am 1. August 1854 schied er in Rescht von mir, um nach Teheran zu gehen, wo er Arbeit suchen wollte. Vorher hatte er mir einen Vorschlag gemacht, den er sicherlich für praktisch hielt. Was wollen Sie hier in Rescht so lange bleiben? fragte er; kaufen Sie einen Maulesel, beladen Sie ihn mit ihrem Gepäck und mit Arzneien, ich will ihn führen, und Sie reiten zu Pferd. Ich bin Ihr Gehülfe (denn der Schuster hatte auch etwas in die Medicin hineingepfuscht), und wir verdienen auf angenehme Weise viel Geld.

Zum Reiten war er nicht zu bewegen; er ging nebenher, und wenn ich den sehr Ermüdeten dann und wann, halb mit Gewalt, auf ein Packthier heben ließ, fiel er allemal, zum großen Ergötzen der Perser, bald wieder herunter. Uebrigens wollte er einmal mit einigen Engländern einen Eilritt von Teheran nach Bagdad gemacht haben.

Ein russischer Beamter wollte den ehrlichen deutschen Mann mit nach Petersburg nehmen. Aber Gebhardt sagte, daß er den Norden nicht liebe; auch habe er überhaupt keine Lust, Diener zu sein, am allerwenigsten bei einem Fremden; wohl aber mache es ihm Vergnügen, weil ich ein deutscher Landsmann sei, mir Gefälligkeiten zu erweisen; ohnehin seien wir Beide ja auch Religionsgenossen. Bezahlung nähme er nicht, er sei ein freier Mann. In der That nahm er kein Geld. Bei alledem konnte ich mir keinen treuern und zuverlässigern Diener wünschen, und an verdächtigen Stellen ließ er es sich nicht nehmen, Nachts vor meinem Lager Wache zu halten. Als er in Rescht von mir Abschied nahm, ließ er sich durch vieles Zureden bewegen, etwas Wäsche, Kleider und ein wenig Geld anzunehmen. Ich mußte ein paar Wasserstiefeln bei ihm bestellen, die er mir von Teheran aus schicken wollte. Er hat aber vergessen, sie zu verfertigen.

Die Sommermonate des Jahres 1856 verlebte ich in Teheran. Wer sich gleich nach meiner Ankunft bei mir einstellte, war der getreue Gebhardt. Er hatte in der persischen Hauptstadt 1854 nur noch wenige von seinen „alten diplomatischen Geschäftsfreunden" angetroffen und war nach Bagdad gegangen, wo er einen Laden eröffnete und bald eine kleine Summe erwarb. Nun aber war es mit seiner Ruhe vorbei, die Reisekrankheit packte ihn mächtig, und er kam nach Teheran zurück, um seine große ostasiatische Wanderung anzutreten. Er hielt es für nöthig, — immer das Neue Testament in der Tasche, — sich für einen schiitischen Mohammedaner zu bekennen, weil das für seine Sicherheit zweckmäßig sei.

Er hat, wenn ich nicht irre, im August 1856 Teheran verlassen und ist als Pilger nach Mesched gegangen; es war seine Absicht, auch Chiwa, Buchara und Samarkand zu besuchen.

Daß er Mesched glücklich erreicht hat, erfuhr ich einige Zeit nachher, dann aber habe ich seine Spur verloren, und ich höre erst jetzt, daß er unter ungünstigen Auspicien und weil man den ehrlichen Burschen für einen Spion hielt, am 25. April 1857 von Kandahar nach Kabul abgeführt wurde.

Es wäre mir sehr erfreulich, wenn diese Zeilen dazu beitragen könnten, daß irgend Jemand im fernen Osten Nachforschungen anstellte über des ehrlichen Gebhardt Schicksal, und daß man eventuell, falls er noch lebt, Schritte versucht, ihn aus der Gefangenschaft bei den Afghanen zu befreien.

Von Melbourne nach England ist das Schiff Lincolnshire in der kurzen Zeit von 72 Tagen gefahren. So schnell würde es die weite Fahrt nicht zurückgelegt haben, wenn es durch den Suezkanal hätte fahren können oder müssen. Die atlantische Fahrt ist sicherer und bequemer.

Der Hopfenbau in Mittelfranken bildet einen außerordentlich wichtigen Zweig des Ackerbaues. Amtlichen Berichten zufolge sind dort in den Jahren 1858 bis 1861 für Hopfen nicht weniger als 22,453,398 Gulden gelös't worden. Im Jahre 1860 waren die Preise so hoch, daß im Bezirk Spalt-Roth für 3224 Centner 902,852 Gulden bezahlt wurden.

Die Einwohnerzahl von Rotterdam belief sich am 23. December 1862 auf 111,403 Köpfe, ein Zuwachs von 1100 in einem Jahre. Protestanten sind 73,217, Katholiken 33,747, Juden 4411; bei 28 ist keine Religion angegeben. Die Stadt hat fünf Werften für den Schiffsbau.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubischen Katarakten.

Die verschiedenen Dampferlinien aus Europa nach Aegypten. — Die Nilfahrzeuge. — Abschluß von Verträgen mit den Schiffseigenthümern. — Vorkehrungen zur Reise. — Reis, Dragoman, Kawaß, Schiffsvolk. — Die Fahrt auf dem Nil. — Uferbewohner; Fellahfrauen. — Der Bauernstand und der Grundbesitz in Aegypten. — Mehemed Alis Monopolsystem. — Die Kopten; ihre Sprache und ihr Charakter. — Die Städte am Nil; Manfalut und Siut. — Farschut und die Wassermelonen. — Jagd auf Enten. — Ein heiliger Scheich. — Eine Hochzeit in Luxor.

Erster Artikel.

Das alte Land der Pharaonen ist in unseren Tagen ohne Beschwerden und ohne erheblichen Kostenaufwand zu erreichen. Nicht weniger als drei Dampfergesellschaften fahren regelmäßig nach Alexandrien. Da ist die theure Peninsular and Oriental Compagnie; ihre Schiffe sind gewöhnlich stark mit Fahrgästen überfüllt, deren Reiseziel irgendwo in Indien oder China liegt. Die französischen Messagerien legen die Strecke von Marseille aus in 7 bis 8 Tagen zurück, aber auch ihre Dampfer, welche mit anderen in Verbindung stehen, die von Suez aus durch das Rothe Meer in den Indischen Ocean fahren, sind gleichfalls, wenigstens für Deutsche, nicht zu empfehlen. Man thut am besten, in Triest einen Dampfer des österreichischen Lloyd zu besteigen, der nur in Corfu anlegt und direkt nach Alexandria fährt. Er legt die Reise in 5 bis 6 Tagen zurück. Diese Lloyddampfer sind bequemer und auch billiger als jene der beiden oben genannten Gesellschaften.

Pylonen des Isistempels auf der Insel Philae.

Ein Winteraufenthalt in Aegypten ist angenehm. Man vermißt in Kairo keine europäische Bequemlichkeit und lebt doch mitten im Orient. In aller Gemächlichkeit kann man die Pyramiden besuchen und einen Ausflug auf der Eisenbahn nach Suez machen. Sobald man aber einige Zeit in

dieser wichtigsten aller afrikanischen Städte verweilt hat, wird man von der unwiderstehlichen Sehnsucht ergriffen, eine Stromfahrt auf dem Nil zu unternehmen, weit über die ersten Katarakten hinaus bis nach Nubien, über den Wendekreis des Krebses hinüber, um jene Wunderwerke des alten Aegypten zu sehen, von denen noch so viele prachtvolle Trümmer übrig sind. Man hat genug an dem Gewühl einer großen Stadt, die jetzt nahe an 400,000 Seelen zählt, und entflieht gern dem Lärm, welchen die Horden von Eseltreibern von früh bis spät in einem halben Dutzend Sprachen gleichzeitig erheben. Auf dem Strom ist Ruhe, und diese ist uns in hohem Grad erwünscht.

Der heilige Strom, dessen Haupt erst in unseren Tagen, wenn bis jetzt auch nur theilweise, enthüllt worden ist, wird auf weiten Strecken von Dampfern befahren; ja man projektirt Eisenbahnen durch die Bahinda-Wüste und jene der Bischaris; man will schiffbare Kanäle graben, um die zehn Stromschnellen zu umgehen, welche die Schifffahrt hindern; man will ferner den elektrischen Telegraphen bis Chartum am Zusammenflusse der beiden Hauptarme des Nils, also bis tief in den Sudan hinein, fortführen. Ein beschaulicher Reisender wird aber wohl immer die Stromfahrt auf einer Nilbarke vorziehen; auf einer solchen ist er sein eigener Herr, kann sinnen und träumen wie es ihm beliebt, weiterfahren oder umkehren, je nachdem er will; auch findet er immer Fahrzeuge mit wohl eingeübter Mannschaft bereit.

Gewöhnlich bilden die sogenannten zweiten Katarakten, die Stromschnellen bei Wadi Halfa in Nubien, das Ziel der Reisenden; weiter hinauf gehen nur Kaufleute oder Männer der Wissenschaft. Man hat unter verschiedenen Arten von Fahrzeugen die Auswahl. Der Dscherms, welche zwei Masten und große lateinische Segel haben, bedient man sich zur Stromfahrt in's Oberland nicht, sondern nur im Delta, zur Zeit der Ueberschwemmung. Der Madil oder Kiyas unterscheidet sich von einer Dscherm nur dadurch, daß er kleiner ist. Die Nilbarke, welche ein Reisender wählt, ist entweder ein Maasch oder Nahleh, eine Kangheh oder ein Dahabieh; alle drei gleichen einander, nur die Größe ist verschieden; die Kangheh ist am kleinsten, der Maasch am größten. Das Dahabieh ist ein Boot von mittlerm Gehalt und reicht für den Reisenden vollkommen aus.

Dame in Kairo.

Im Oktober und November ist die Bootsmiethe am theuersten, weil in diesen Monaten der Andrang von Europäern am stärksten ist; im Januar fällt er. Gewöhnlich nehmen drei bis sechs Leute zusammen eine Barke und führen einen gemeinschaftlichen Haushalt. Dann belaufen sich die Kosten, Alles zusammengerechnet, auf etwa 350 Thaler für die Fahrt von Kairo nach Wadi Halfa und zurück; jene bis Assuan, also nur bis an die nubische Grenze, ist billiger.

Aus den nachfolgenden Skizzen wird der Leser ersehen, in welcher Weise es sich mit einer Stromfahrt auf dem Nil verhält und was dabei in Betracht kommt. Vor allen Dingen muß man einen bündigen **Vertrag** in arabischer und nebenbei zugleich in irgend einer europäischen Hauptsprache abschließen, denselben von seinem Konsulat bestätigen und von der zuständigen ägyptischen Behörde garantiren lassen. Dann kann man ruhig sein.

Derartige Kontrakte lauten verschieden. Man kann mit einem Dolmetscher abschließen und diesem Alles übergeben; aber das ist in der Regel nicht anzurathen; man kann auch mit einem Schiffsführer (Reïs) ein Uebereinkommen treffen. Am besten und sichersten ist es wohl, mit einem Schiffseigenthümer ein Uebereinkommen zu treffen. Dasselbe muß folgende Bestimmungen enthalten:

Der Schiffseigenthümer N. N. vermiethet dem Herrn X. für die monatliche Summe von —— (etwa 60, 80 oder 100) Napoleond'ors eine Barke, welche an dem und dem Tage bereit sein muß. Die Bemannung besteht aus Matrosen, Schiffsjungen, Steuermann und Reïs. Sie alle müssen einen Taskaret haben, eine von der Polizei ausgefertigte Karte. Diese Bemannung steht Herrn X. durchaus zu Befehl; er hat das Recht, Jeden, der sich verfehlt, vom Schiffe wegzuweisen und ihn durch einen Andern oder mehrere Andere zu ersetzen. Nur allein der Reïs, als Bevollmächtigter des N. N., kann nicht entfernt werden; aber die ägyptischen Behörden und die Polizei haben für sein gutes Betragen einzustehen. Herr X. bestimmt über den Gang des Fahrzeugs und der Reïs hat seine Anordnungen zu befolgen; sollte aber der letztere eine Gefahr voraussehen, und hat er auf dieselbe aufmerksam gemacht, dann hat Herr X. allen Schaden zu tragen. Die Barke fährt stroman bei Nacht, falls der Wind günstig ist, mit Segeln; das Treideln (Ziehen mit

Seilen) kann nur bei Tag in Anwendung kommen. Bei der Thalfahrt wird bei Mondschein zugleich gesegelt und gerudert. X. ist für keine Beschädigung verantwortlich, welche der Barke zustößt, hat auch gar keine Abgaben zu erlegen, und nur bei der Fahrt über die Katarakten die übliche Gebühr zu zahlen. Er erlegt Herrn X. so und so viel von der Miethe im Voraus, behält sich auch vor, unterwegs dem Reïs eine Summe zu zahlen, womit die Bedürfnisse der Mannschaft bestritten werden können. Im Fall irgend einer von diesen Punkten nicht eingehalten wird, hat N. von X. so und so viel als Entschädigung zu fordern. —

Nun hat der Reisende auf ein paar Monate ein schwimmendes Haus, aber er selbst muß dasselbe mit dem nöthigen Nahrungsbedarf versehen, denn unterwegs kann er nicht allzuviel bekommen. Die Dörfer oder Städte am Nil liefern ihm Milch, Butter, die zumeist sehr schlecht ist, Melonen und Wassermelonen, Gurken, Zwiebeln, vortreffliche Linsen, Spinat, Eier und Geflügel; das ist aber auch Alles. Das Uebrige kauft man in Kairo, als da ist: Mehl, Reis, Makkaroni, Kartoffeln, Bohnen, Graupen, getrocknete Aprikosenschnitten, Trauben, Pflaumen und Mandeln, Orangen, Citronen, Chokolade, Kaffee, Thee, Salz, Zucker, Oel, Pfeffer und andere Gewürze, Seife, Brennöl, Essig, Senf, Wein, Bier, Cognac, Wachs- oder Stearinkerzen, Flaschen und Gläser, Tabak, Cigarren, Chesterkäse und holländischen Käse. Man nimmt Barometer und Thermometer mit, Waffen, Papier, Feder, Tinte und noch manche andere Siebensachen.

Fellahfrau.

Drei wichtige Personen sind, außer dem Schiffsführer, der Koch, der Dolmetscher und der Kawaß. Unser Koch, sagt H. Cammas, den wir auf seiner Fahrt begleiten wollen, war ein Araber, der sich auf das Pastetenbacken sehr gut verstand.

Auf die Dragomane, Dolmetscher, kommt sehr viel an, und man hat von Glück zu sagen, wenn man in der Wahl glücklich ist. Diese Leute sind, einzelne Ausnahmen abgerechnet, äußerlich wohl gekleidet, aber unter den Kleidern schmuzig; sie lügen, betrügen, stehlen und heucheln, sie drängen sich dazu, für den Reisenden etwas auszulegen, und prellen ihn unverschämt. Sie bilden eine Art Innung, deren Vorsteher für die Mitglieder verantwortlich ist; man kann auch bei der Polizei Beschwerde führen, aber was hilft das? Allerdings hat man gegen den Gauner wenigstens einen Trost: man kann ihn tüchtig durchprügeln, und zu diesem Behufe nimmt man einen Kurbatsch aus Hippopotamushaut; der macht gehörige Striemen.*)

Unser Kawaß, der türkische Polizeimann, war glänzend gekleidet und glich einer wandelnden Rüstkammer. Ein solcher Mensch hat Die, welche ihn bezahlen, im Nothfalle zu beschützen und fordert die verschiedenen Ortsbeamten, als da sind: Mamurs, Mudirs, Nasirs, Kaschefs 2c., auf, den Reisenden Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Uebrigens hängt es von dem guten Willen und der Gunst der ägyptischen Regierung ab, einen Kawaßen herzugeben.

Am 5. December 1860 gingen wir unter Segel. Es war ein Tag wie bei uns in Europa am Ende des Mai; ein wolkenloser Himmel spiegelte sich in dem ruhig dahinströmenden Wasser des Nils. Zur Linken lagen die Vorstädte von Kairo: Ramleh, wo viele Dahabiehs neben einander hielten; Bulak mit seinem belebten Hafen und der große Bazar von Massara Adim; zur Rechten die immergrünen Gebüsche der Insel Rhoda. Die Nilufer gewähren in der Umgegend von Kairo einen heitern, freundlichen Anblick. Die Matrosen sangen; der Dragoman erklärte uns in einem sonderbarem Kauderwälsch Alles, was wir sahen, und Vieles, was wir nicht sehen konnten. Der Kawaß stand stolz und schweigsam auf dem Oberdeck neben dem Manne, welcher das Steuer lenkte.

Als die Zeit zum Essen kam, erhielt jeder Matrose seinen Antheil Linsen, welchen er mit Nilwasser anfeuchtete;

---

*) Die Gesellschaft, welcher Alexander Ziegler angehörte, hatte ihren Kontrakt mit zwei europäischen Dragomans abgeschlossen und zwar auf dem Konsulate. Trotzdem waren dabei vier Fehler begangen worden. Die Reisenden hatten — vergessen, den Kontrakt mit auf die Reise zu nehmen! Sie hatten sich für die Besichtigung der Monumente in Oberägypten nur 15 Tage ausbedungen und bekamen deshalb manche interessante Punkte gar nicht zu sehen. Sie hatten das Aufziehen von Laternen am Mastbaume bei Nacht nicht ausgemacht; endlich hatten die Dragomane mit dem Schiffsführer per Monat, nicht aber, wie stets zu rathen ist, auf die Dauer der ganzen Reise abgeschlossen. Diese Ver-

37*

der Reïs genoß neben uns einige Datteln. Das war in der That ein sehr frugales Mahl, und wir schickten den Matrosen Kaffee und Cigarren. Darüber war dann großer Jubel.

Die Barke ist groß und schön. Auf dem Vorderdecke leben und schlafen die Schiffsleute unter freien Himmel; wir haben das Hintertheil inne und befinden uns in den sechs verschiedenen Räumen sehr behaglich. Die Fenster des Salons gehen auf eine kleine Außengallerie hinaus, wo wir im Schatten sitzen und ungestört, in aller Ruhe, unsern Tschibuck rauchen. Auch der Reïs hat eine recht hübsche Kajüte.

Gleich nach Sonnenuntergang bricht die volle Nacht herein, und die Sterne funkeln mit hellem Glanze. Die Luft ist frisch und erquickend. Bald schliefen wir ein, aber lange vor Tagesanbruch begannen die Schiffsleute mit ihrem Gesang, an den man sich übrigens bald so gewöhnt, daß man sich im Schlafe nicht mehr stören läßt. Solch eine Segelfahrt auf einem ruhigen Flusse zwischen grünen Ufern ist wunderschön, besonders in einem Lande, wo uns Alles, was wir sehen, so neu und überraschend vorkommt. Die Dörfer, welche in der Ferne so weiß schimmerten, wurden in der Nähe gesehen düster genug. Der Sonnenglanz hatte einen Lichtschimmer über ihre Armseligkeit gegossen. Bei einem derselben hielten wir eine Weile an. Wir sahen eine Gruppe von Frauen in langen, blauen Röcken; sie trugen Packen Leinwand auf dem Kopf und gingen durch einen Baumgang von Mimosen und Sykomoren zum Nil, um das Zeug zu waschen. Junge Mädchen trugen große Wasserkrüge auf dem Kopfe, neben ihnen gingen Kinder mit kleineren Gefäßen. Das Ganze war ein fertiges Gemälde, wie ein Maler es sich nur wünschen konnte.

Wir betrachteten uns die Frauen in der Nähe. Einige wollten ihr Gesicht nicht sehen lassen und verhüllten dasselbe; andere dagegen zeigten sich keineswegs schüchtern. Die meisten hatten eine runde, volle Stirn, große Augen, regelmäßige Nase, etwas aufgeworfene Lippen, etwas plumpes Kinn und tätowirte Wangen. Manche trugen Metallringe in der Nase und Ringe über den Arm- und Fußknöcheln; bei einigen war der blaue Rock auch mit Stahlperlen besetzt. Ueber den Kopf hatten sie nachlässig ein Tuch geworfen. Alle waren wohl gewachsen; Arme und Beine schlank, die Füße klein. Unsere Matrosen ließen sich mit diesen Aegypterinnen in ein Gespräch ein, das wenigstens den älteren Frauen nicht gefiel, denn sie fingen an ganz entsetzlich zu schreien und zu schimpfen. Darin sind die Fellahweiber Meisterinnen; wir haben dafür Beweise in Hülle und Fülle gehabt. Aber gewöhnlich fällt auf die Matrosen alle Schuld am Zanke, der manchmal bis zu Handgreiflichkeiten ausartet. Einst waren unsere Leute an's Land gegangen; es erhob sich ein Lärm und wir gingen mit dem Kawaß in's Dorf, um ihnen beizustehen. Wir nahmen einen Mann gefangen; aber nun entstand ein förmlicher Aufruhr. Die Weiber rannten auf die Dächer ihrer Hütten, kratzten die Erde los, streuten sie auf ihr Haupt, schrieen entsetzlich, heulten einmal über das andere: Allah, Allah. Unser Kawaß wollte den Gefangenen dem ersten besten Mudir überantworten, aber wir legten uns in's Mittel und er wurde freigegeben. Ohnehin hatte sich herausgestellt, daß einer von unseren Matrosen Hühner gestohlen hatte, und das wollten die Fellahs sich nicht gefallen lassen. Diese gedrückten Bauern haben eine schwache Vorstellung von Menschenwürde und von ihrem eigenen Werth; ohnehin werden sie oft und viel geprügelt. Manchmal, wenn der Druck gar zu arg wird, lehnen sie sich wohl gegen die Willkür auf, aber sie wissen schon im Voraus, was das Ende sein wird. Gewöhnlich leisten sie Widerstand gegen die Conscription, das hilft indeß zu nichts. Einige verlieren dabei das Leben, die übrigen werden auf Barken gebracht und nach Kairo abgeführt, während die Weiber eine Strecke lang am Ufer hinterherlaufen, heulen und schreien.

Fellahfrau.

Uebrigens leben, was Essen, Trinken und Wohnen anbelangt, die Fellahs in manchen Gegenden nicht schlechter, als z. B. ein slawischer oder französischer Bauer. Sie sind auch nicht so melancholisch als man oft sagen hört; es fehlt ihnen nicht an Heiterkeit und Frohsinn, die namentlich bei

---

säumnisse gaben dann Anlaß zu manchen ärgerlichen Vorfällen. A. Ziegler, Reise im Orient, I, S. 119.

ihren Hochzeiten stark hervortreten; auch lieben sie Tanz und Gesang. Aber von dem was Recht und Pflicht ist, haben sie keinen Begriff, und eben so wenig eine Ahnung von der Stellung eines Bürgers oder eines freien Menschen. Der Fellah liebt sein Haus und sein Dorf; was darüber hinaus liegt, kümmert ihn wenig, und von Patriotismus kann keine Rede sein. Das begreift sich leicht, wenn man die Geschichte von den Pharaonen bis auf unsere Tage herab in's Auge faßt. Seit der arabischen Eroberung wurden Grund und Boden Eigenthum der Sultane, Emire und Beys. Der Fellah mußte seinen ganzen Ernteertrag, mit alleiniger Ausnahme dessen, was für den Lebensunterhalt seiner Familie nothwendig war, an den Herrn abliefern. Gegenwärtig sind an die Stelle des Monopols regelmäßige Abgaben getreten.

Ueber den Bauernstand und den Grundbesitz in Aegypten hat in der jüngsten Zeit Alfred von Kremer*) gute Nachweisungen gegeben. Sehr richtig bemerkt er, daß gerade in Aegypten, wo doch der Bauer von jeher den wichtigsten Theil der Bevölkerung bildete, dieser Stand immer in äußerst drückender Abhängigkeit lebte. Schon der jüdische Staatsminister Joseph benutzte eine Hungersnoth, um Land und Leute dem Pharaoh völlig leibeigen zu machen. Die armen Bauern mußten dem Könige den Fünften geben; „nur allein der Priester Land war nicht eigen dem Pharaoh." Natürlich, die Priester haben immer für sich vortrefflich zu sorgen verstanden.

Staatsminister Joseph, ein großer Finanzmann, drückte den einst freien Bauer zu des Königs Frohnarbeiter herab, und das blieb er auch, als fremde Eroberer in's Land kamen. Schon unter den Römern war er durch Druck dermaßen verthiert, daß man die Steuern durch Schläge von ihm herauspressen mußte. Unter Arabern und Türken galt, wie schon gesagt, als Grundsatz, daß der Sultan allein oberster Herr alles Grundes und Bodens sei, der eben nur an die Bebauer das Land verpachtete, welche dafür einen gewissen Theil des Ertrages als Pachtschilling zu entrichten hatten. Auch heute ist der Bauer nicht Eigenthümer des Bodens, sondern hat nur, gegen Entrichtung der Steuer, das Recht zur Nutznießung. Die heutige ägyptische Gesetzgebung sagt: „Nach dem religiösen Gesetze steht fest, daß die steuerpflichtigen Gründe nicht vererbt werden können; bei dem Tode des Inhabers fallen sie an den Staatsschatz (Beit el Mal) heim; aber in solchem Falle sind die Erben des frühern Inhabers ganz besonders zu berücksichten." Von einem Eigenthumsrecht ist also keine Rede.

Im Alterthume betrug die Abgabe ein Fünftel; unter den Mohammedanern war ihr Betrag völlig der Willkür der Regierung anheimgegeben. Aber selbst unter den Mameluken erreichte das Elend der Fellahs keine solche Höhe wie zur Zeit der Monopolwirthschaft des vielgepriesenen Mehemed Ali. Das Land wurde förmlich ausgepreßt, ganze Dörfer starben vor Elend aus, die Bauern flüchteten in die Wüste. Jenes Monopolsystem bestand darin, daß Mehemed Ali nicht nur die, ohnehin hoch bemessenen, Abgaben von den Bauern in Natura erhob, sondern sie zwang, Alles was sie erndeten, an die Regierung zu verkaufen, und zwar zu einem Preise, welchen sie selber festgestellt hatte. Bei der Uebernahme und dem Wägen der Feldfrüchte ließen obendrein die Beamten sich Unredlichkeiten und Willkür zu Schulden kommen; die Regierung mischte sich in alle Angelegenheiten und der Bauer war nichts weiter als ein armselig bezahlter Taglöhner der Regierung. Der Vicekönig koncentrirte die gesammte Produktion Aegyptens in seiner Hand und verfügte über dieselbe.

Es gab in Aegypten eine große Menge von Grundstücken, die gewissen Familien als Erblehen oder als Familienstiftung gehörten, ebenso Grundstücke, die zu frommen Stiftungen geschenkt worden waren. Diese alle konfiscirte Mehemed Ali, erklärte sie für sein Eigenthum, und gab den Besitzern Anweisungen auf Jahresrenten, die der Pensionsfond zahlen sollte. Ferner: durch Rekrutirungen, Noth und Flucht waren manche Strecken entvölkert worden, und diese verlassenen Gründe nahm der Vicekönig als sein Eigenthum in Anspruch. Die auf solche Art erworbenen Güter bezeichnet man mit dem türkischen Worte Tschiftlik (nach ägyptischer Aussprache Schiflik), das eigentlich nur eine Landwirthschaft, ein Bauerngut bezeichnet, hier aber so viel als vicekönigliches Privatgut bedeutet. Mehemed Ali

Eine Aegypterin.

*) Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Leipzig 1863, I, S. 245 ff.

ließ sie durch Frohnarbeiter bestellen; er befahl, wo man Baumwolle, Bohnen, Mais ꝛc. bauen solle. Er kaufte in Oberägypten den Ardeb Weizen zu 25 Piaster und verkaufte ihn in Kairo zu 120 Piaster! Das Ganze war eine kolossale Plusmacherei der abscheulichsten Art.

Auf Andrängen der europäischen Mächte mußte das Monopolsystem aufgegeben werden, aber die ägyptische Regierung legte noch jahrelang dem direkten Verkehr europäischer Kaufleute mit den Fellahs Hindernisse in den Weg, und die letzteren wurden nach wie vor vielfach beeinträchtigt. Eine Besserung in ihren Zuständen begann erst, als es dem Bauer freigestellt wurde, seine Steuern in Geld zu bezahlen. Seitdem kann er seine Produkte ungehindert verkaufen, wie und an wen er will; er fand nun Anreiz zu fleißigem Anbau, denn was er erwirbt, gehört ihm. Aber immer noch fehlt sehr viel daran, daß man den Fellah in seiner Stellung mit einem europäischen Bauer vergleichen könnte. Das System der Zwangsarbeit hat noch immer nicht aufgehört und gewöhnlich wird der Fellah dafür nicht bezahlt. Wehrlose Bauern werden unversehens überfallen und zu irgend einer Regierungsarbeit gepreßt. Man requirirt vom ersten besten Dorfe so viele Männer als man eben braucht, und wenn etwa die Regierung einen geringen Lohn für die Arbeit festsetzt, dann fließt derselbe doch halb oder zum großen Theil in die Tasche der Beamten. Das Verhältniß des Bauers im mohammedanischen Staat, und insbesondere in Aegypten, ist das des Pachters zum Grundherrn; die Abgabe, Steuer, vertritt die Stelle des Pachtschillings, und es wird der Grundsatz festgehalten, daß bei regelmäßiger Bezahlung der Pacht nicht aufgekündigt werden kann. —

So viel von den Fellahs und ihren Verhältnissen. Die Schiffsleute auf dem Nil gehören ursprünglich zumeist auch dem Bauernstand an, aber durch den steten Verkehr mit Fremden und weil sie oft auch längere Zeit in Städten verweilen, werden sie so zu sagen gewürfelter und bekommen manche Ideen, von welchen der Fellah im Dorfe keine Ahnung hat. Sie leben sehr mäßig, gehorchen dem Reïs willig und sind eine Plage für die Anwohner des Nils, weil sie diesen Hühner stehlen und darüber oft in Streit gerathen.

Unser Reïs hieß Essen und war aus Assuan. Wir konnten mit diesem tüchtigen Schiffsführer vollkommen zufrieden sein; er behauptete seinen Leuten gegenüber eine gewisse Würde, machte sich mit ihnen nicht gemein und speis'te allein auf dem Oberdeck. Unter den Matrosen fiel uns ein gewisser Mahmud auf, ein unermüdlicher Bursche, der immer lustig war, weil er demnächst in Luxor Hochzeit machen wollte.

Wir kamen bei starkem Gegenwinde nur langsam vorwärts. Die arabische Gebirgskette (am rechten Ufer), trat immer näher an den Nil heran, und ihr wilder Anblick stach scharf ab gegen die mit Baumwolle und Zuckerrohr bestellten Felder, welche zwischen dem Strom und dem Gebirge sich hindehnen. Am Ufer erheben sich Palmen, Tamarinden, Mimosen und Feigenbäume, von denen die Dörfer beschattet werden. Auch sahen wir am Abhange der Kette eine verödete Stadt, die, einst ein Schlupfwinkel der Räuber, jetzt nur heulende Schakale beherbergt.

Am Fuße des Dschebel Their kamen wir hart unter dem Gebirge hin in eine enge Strombahn und wurden dort durch einer Meute von Bettlern belästigt, die halb nackt und mit Ungeziefer bedeckt waren. Sie schwammen heran, rafften Alles auf, was wir ihnen aus unserer Barke zuwarfen, und tauchten unter wie Enten. Von unserm Schiffsvolke wurden sie verhöhnt und verächtlich behandelt; sie ihrerseits gaben alle Scheltworte mit Wucherzinsen zurück. Am Ende schwammen sie wieder an's Land und liefen in ein großes viereckiges Gebäude. Unser Drogmon sagte, dasselbe sei ein Kloster, und jene Bettlerhorde seien koptische Mönche mit ihren geistlichen Zöglingen gewesen. Die Kopten sind bekanntlich Christen; ein großer Theil derselben steht in sehr geringer Achtung bei den Mohammedanern.

Aegyptischer Pferdeknecht.

Die koptische Bevölkerung des heutigen Aegypten ist mit den alten Aegyptern identisch und stammt unmittelbar von den letzteren ab. Als gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts die Araber eindrangen und die byzantinische Herrschaft verdrängten, war unter den christlichen Aegyptern die koptische Sprache noch vorherrschend, und neben ihr

stand das Griechische, besonders in den Städten, in ziemlich allgemeiner Geltung. Aber je mehr das Arabische um sich griff, um so mehr verlor das Koptische an Boden; doch wir wissen, daß es noch im zehnten Jahrhundert und auch späterhin selbst in Unterägypten gesprochen wurde, während es sich in Oberägypten noch weit länger als Volkssprache behauptete, wenigstens bis in's fünfzehnte Jahrhundert hinein. Den Gottesdienst hielten die Kopten dann schon früh in der Art ab, daß man die biblischen und liturgischen Abschnitte in koptischer Sprache vortrug und die Erklärung arabisch gab. Aus den Volksleben verschwand das Koptische völlig erst im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Jetzt wird es im Nilthale nicht mehr gesprochen und hat sich nur in den liturgischen Büchern erhalten.

In Aegypten, einem Weltpassagelande, einer Durchzugs- und Uebergangsregion, ist der alte bodenständige Volksschlag in sehr ausgedehnter Weise mit fremden Zuthaten, namentlich griechischem, römischem und arabischem Blute, vermischt worden; auch berberische Zuthaten fehlen nicht. Die arabische Einwanderung ist am stärksten gewesen, aber sie reichte doch nicht hin, die einheimische Bevölkerung völlig in sich aufzuschlürfen und dieselbe zu arabisiren. Als die Eroberer, die Männer des Islam, eindrangen, betrug die eingeborene ägyptische Bevölkerung allermindestens fünf Millionen Köpfe. Die Ankömmlinge vermischten sich äußerst schnell mit den Kopten, die in Massen den Islam annahmen, und so entstand ein neues Geschlecht, welchem die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Nilthals angehört. Aber sie trägt, wie sich aus einem Vergleiche mit den alten Denkmälern ergiebt, noch unverkennbare Merkmale altägyptischen Ursprungs an sich. In einigen Städten und Dörfern, wo die koptische Bevölkerung nicht vom Christenthum abfiel und dichter beisammen wohnte, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung leidlich unvermischt erhalten. Kremer (I, S. 49) sagt: „Die heutigen Aegypter sind somit noch immer eine selbständige Nation, welche sich unmittelbar an die alten Bewohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt. Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner als Araber zu bezeichnen. Allerdings sprechen sie arabisch und sind auch stark mit arabischem Blute vermischt; dennoch ist das koptisch-ägyptische Element unleugbar bei weitem vorherrschend. Ein heutiger Aegypter ist noch jetzt von einem Araber leicht zu unterscheiden."

Die christlichen Kopten machen jetzt kaum den zwanzigsten Theil der Landesbevölkerung aus, etwa 150,000 Seelen, wovon ungefähr 10,000 auf Kairo kommen. In einigen Theilen Oberägyptens sind ganze Dörfer ausschließlich nur von ihnen bewohnt und in der Provinz Fayum trifft man sie in großer Menge. Die Hautfarbe zeigt Abstufungen vom blassen Gelb bis zum dunkelsten Braun; die Augen sind groß, länglich geschnitten und immer schwarz. Die Nase ist meist gerade und wird nur an der Spitze rund und breit; die Lippen sind dick, das Haar ist schwarz und leicht gekräuselt. Gewöhnlich ist der Kopte von mittler Statur; die Sitte, Knaben zu beschneiden, ist allgemein, was ja auch schon bei den alten Aegyptern der Fall war. Vom Mohammedaner unterscheidet er sich durch den schwarzen oder dunkelblauen Turban und gewöhnlich trägt der Kopte dunkle Kleider; in den Dörfern ist aber die Kleidung ziemlich dieselbe wie jene der Mohammedaner.

Wir unsererseits meinen, daß die Kopten eine Völkermumie sind, abgelebt und abgestanden, eine Art von Fossil, und die Zeit wird lehren, ob sie einer Weiterentwickelung fähig seien. Sie sind völlig verknöchert in kirchlichen Aeußerlichkeiten und religiösem Formelkram, der an's Alberne streift, und sind von Wahn dermaßen umstrickt, daß Mohammedaner von ihnen weniger angefeindet werden als andere christliche Sekten. Sie sind Halbbarbaren. Gewiß hat der vielhundertjährige mohammedanische Druck nachtheilig auf ihren Charakter gewirkt, aber schon zur Römerzeit taugte das altägyptische Volk nicht viel, und Juvenal hat in einer seiner Satiren dasselbe meisterhaft gegeißelt. — „Der Kopte ist zumeist von düsterer, mürrischer Stimmung, habsüchtig und geldgierig im höchsten Grade, falsch, kriechend, heuchlerisch, frech und herrisch, wo er glaubt, es ungestraft sein zu können. Er zeigt sich fähig im Rechnungsfach, und die Regierung stellt ihn deshalb als Schreiber in verschiedenen Aemtern an; aber er ist der Bestechlichkeit im höchsten Grade zugängig, hat vorzugsweise einen Hang zu Ränken und Kniffen, der sich bei jeder Gelegenheit kund giebt. In den Städten sind die Kopten größtentheils Kaufleute, Goldschmiede, Wechsler, Baumeister und dergleichen, in den Dörfern treiben sie Ackerbau. Der alte Aberglaube steht noch in voller Blüte. Unter den koptischen Müttern sind manche, welche Kindern, die krank werden, z. B. an der Bräune leiden, als Amulet einen lebenden Scarabäus, den sie in Baumwolle hüllen und in eine Nußschale verschließen, um den Hals hängen. Koptische Mönche, also „Christen", machen aus der Entmannung von schwarzen Knaben ein einträgliches Geschäft; zu Burckhardt's Zeiten war eine Haupteunuchenfabrik im koptischen Kloster Zawijet ed Deir bei Siut, und Rußegger bestätigt, daß das abscheuliche Gewerbe fortdauert. —

Nach diesen Einschaltungen wollen wir den Reisenden Cammas weiter begleiten. Bei der hübschen Stadt Minieh, in welcher der Vicekönig einen schönen Palast hat, mußten am 11. December Fellahs requirirt werden, um die Barke stroman zu ziehen, und diese Leute forderten nicht einmal Bakschisch, Trinkgeld. Als die Reisenden ihnen dergleichen geben wollten, blieb ein Theil in den Händen des betrügerischen Dragoman. Jedes Dorf stellte eine Anzahl Männer, die beim nächsten Relais durch andere ersetzt wurden; die Matrosen benahmen sich auch gegen diese Leute unverschämt, prügelten auf sie los und hielten eine Hetzjagd auf Menschen, wenn die mißhandelten Bauern fortliefen.

Auf der libyschen Seite, dem linken Ufer, hat das Nilthal eine weitere Ausdehnung und dort sieht man viele Dörfer, bei denen Zuckerrohr gebaut wird. Malerisch liegen die Städte Minieh, Melawi, Manfalut und Siut; bei dem erstern Orte hat der jetzige Vicekönig schon als Prinz eine Dampfmaschine aufgestellt, vermittelst welcher er die Felder bewässern läßt; auch hat er eine Zuckerraffinerie angelegt.

Manfalut wird durch die Strömung des Nils allmälig unterwaschen, jetzt schon bis an den Bazar. Die Aegypter sind zu träg und sorglos, um das Ufer zu schützen; sie sind Fatalisten. Steht es doch, meinen sie, einmal geschrieben, daß der Nil Mauern und Häuser fortreißen werde; wozu also dagegen ankämpfen? Uebrigens hat Manfalut vortreffliche Butter und das muß man am Nil, wo sie in der Regel ganz abscheulich ist, hoch anschlagen. Auch wachsen in der Umgegend herrliche Wassermelonen. Der Sklavenhandel ist zwar verboten, nimmt aber unter der Hand seinen guten Fortgang. Manfalut gegenüber fällt der Dschebel bu Affoda steil ab, bis dicht an's Ufer; dort sahen wir große Steinbrüche, Grotten und Hypogäen. —

Siut nimmt sich stattlich aus; es ist nächst Kairo und Alexandria die bedeutendste Stadt Aegyptens. Die vielen Minarete bei den Moscheen und die Gruppen weißer Häuser heben sich angenehm auf dem Hintergrunde der libyschen Gebirgsketten ab, und ein schattiger Baumgang von Mimosen führt vom Fluß aus zu einer großen Kaserne, in welcher

eine ägyptische Besatzung liegt. Diese Hauptstadt des Saïd d. h. Oberägyptens, ist Stapelplatz für einen beträchtlichen Binnenhandel, zählt etwa 25,000 Einwohner, hat eine nicht unbedeutende Gewerbsamkeit und liegt etwa eine Viertelstunde vom Strom entfernt, an welchem das Dorf Hamra den Hafen bildet. An jedem Sonntage wird ein großer Markt abgehalten, auf welchem man die berühmten irdenen Waaren feil bietet, die hier verfertigt werden, z. B. die Siuter Pfeifenköpfe. Die Lederarbeiten sind vortrefflich, namentlich das Pferdegeschirr, Geldgürtel, Reitstiefel, Säcke und dergleichen. Sie gehen weit nach Centralafrika hinein bis Dar Fur, von wo alljährlich Karawanen nach Siut kommen, welche auch europäische Waaren einkaufen. —

Am 20. December grünte und blühte Alles auf den Feldern und die Luft war balsamisch. Die Mimosen verloren allerdings einige Blätter, aber das Getreide konnte man beinahe wachsen sehen; die Orangen- und Granatbäume hatten schwellende Blütenknospen; Narcissen und Veilchen blühten, das Zuckerrohr war drei Klafter hoch, wurde eben geschnitten und trieb schon neue Schößlinge. Tabak, Hanf und Flachs standen vortrefflich; auch trat hier zuerst die Dum-Palme auf, welche dem Landschaftsbild einen anmuthigen Charakter verleiht.

Weiter aufwärts liegen zwischen Siut und Dschirdsche viele Dörfer, die sich, vom Strom aus gesehen, äußerst hübsch ausnehmen. In zweien derselben, El Sanitsch und Menscheh, sind koptische Klöster; es fehlt also, wie Cammas sich ausdrückt, die böse Mönchsplage dort nicht. Man kommt an Dschirdsche vorüber und an Farschut, dem klassischen Boden für Wassermelonen und Kürbisse, die in ungeheurer Menge nach Kairo und Alexandria verschifft werden.

Eseltreiber in Kairo.

Oberhalb von Siut macht der Nil eine große Menge von Krümmungen und scharfen Windungen. Häufig sieht man Büffel, die an den Strom zur Tränke kommen, oder sich am Ufer in das Wasser legen, so daß kaum die Nase über dasselbe hervorragt; bei Farschut ist die Zahl halbwilder Enten, man kann wohl sagen, ungeheuer, sie sind jedoch sehr scheu und der Jäger hat große Mühe, in Schußnähe zu kommen. Die Eingeborenen aber haben eine schlaue Methode ersonnen, um sich diese Leckerbissen zu verschaffen. Im Februar, der Verschiffungszeit der Wassermelonen, fallen viele derselben in den Strom, und die Enten halten dann reichliche Ernte. Dann aber stülpt der Fellah eine ausgehöhlte Wassermelone auf den Kopf, schwimmt vorsichtig in den Nil hinein mitten zwischen die Enten und zieht sie an den Beinen unter das Wasser. Diese sinnreiche Jagd dauert den ganzen „Melonenmonat" hindurch. Uebrigens hat jene Gegend auch sehr viele Schlangen, welche unserm Storche, der schon im September aus Europa nach Afrika kommt, ein leckeres Mahl liefern.

Jenseit Farschut wies uns der Dragoman einen Erdhügel, auf welchem ein völlig unbekleideter Greis saß; neben ihm stand ein Mann, dessen Tracht wir als stattlich bezeichnen konnten. Vor dem Alten verneigte sich eine Gruppe vorübergehender Leute. Der Mann, so sagte der Dolmetscher, ist Scheich Selim, ein Heiliger, auf dessen Worte die Krokodile hören. Er thut den Menschen, welche vorübergehen und ihm nicht huldigen, Uebles an. Seht nur, da reicht er ihnen eben die Hand zum Kusse hin. Die Gaben, welche man ihm spendet, vertheilt er an die Armen; der reich gekleidete Mann ist sein Diener.

Wir gaben dem Heiligen einiges Geld und ein Pfund Tabak, und er war dann so gnädig, uns eine glückliche Reise zu versprechen. Dieser Heilige war überaus schmutzig und schmierig, die Flöhe sprangen an ihm herum. Freilich, ein Scheich, der nur dem Himmel sich zuwendet, findet keine Zeit, sich um irdische Sauberkeit zu bekümmern. Bei feierlichen Gelegenheiten wirft er übrigens einen seidenen Talar über den nackten Leib. In jener Gegend, in der thebaïschen Wüste, sind ja auch die Anachoreten entstanden, dort ist das Ursprungsland der Wüstenheiligen, und die Sekte ist noch nicht ausgestorben, nur ist sie jetzt mohammedanisch.

Doch weg mit den Anachoreten, denn wir nahen uns dem hundertthorigen Theben. Da sind Kenneh, das alte Tentyris, wo Cleopatra einen Tempel baute, Gamanuh und Hamambi; die libysche Kette tritt näher heran. An ihr liegen Gurna, Medinet Abu, die Kolosse, die Memnonien; auf dem andern Ufer sehen wir Luxor und Karnak mit ihren gewaltigen Palästen, von denen wir später reden. Wir denken nicht mehr an fanatische Wüstenheilige oder Säulenheilige, sondern haben die gewaltigen Werke der Thutmosis und Rhamses vor uns. Aber die alte Herrlichkeit ist dahin; Luxor ist ein kleiner Flecken, Medinet Abu eine Masse von Hütten; in Gurna wohnen Fellahs in alten Gräbern.

Doch heute besuchen wir diese kolossalen Ruinen nicht. Als wir landeten, vernahmen wir Musik und Gesang; unser Matrose Mahmud war lustiger als je, denn er wollte heirathen, und da man ungefähr wußte, wann er eintreffen würde, hatte man bereits allerlei Vorbereitungen getroffen.

Die Hochzeit fand an einem Freitage statt. Vor dem Hause der Braut war nach alter Sitte ein Zelt aufgeschlagen, in welchem seit zwei Tagen die Besuche der Freunde kein Ende nahmen; für uns Fremde hatte man einen erhöheten Sitz mit Teppichen und Kissen belegt. Der Bräutigam ging

ALEXANDRE de BAR — O. BRUX

Palast Rhamses III. in Medinet abu.

Wir wurden zur Hochzeit eingeladen, zu einer Matrosenhochzeit neben den Trümmern der alten Theben!

Der Fellah kümmert sich nicht um die Alterthümer und nicht um die Pharaonen. Was gehen ihn die Könige an, die einmal gewesen sind? Er kümmert sich um das Heute, um die Lasten, welche ihm jeder Tag bringt, und wenn er Muße hat, belustigt er sich in seiner Weise, schläft, lacht und tanzt.

mit großem Gefolge in die Moschee, um zu beten, und nachher begann der Schmaus. Uns wurden alle Schüsseln vorgesetzt, aber es war uns unmöglich, denselben Geschmack abzugewinnen, und wir aßen Brot, das wir auf dem Schiffe hatten backen lassen.

Abends gingen alle Eingeladenen in großem Zuge durch den Ort und die müßige, schaulustige Menge schloß sich an. Viele Männer trugen Laternen und Fackeln, und

das Ganze gewährte ein sehr eigenthümliches Bild. Der Bräutigam Mahmud war in ein Haus gegangen, in welchem die Braut und die nächsten Verwandten seiner harrten. Es handelte sich dort um eine sehr wichtige Angelegenheit, nämlich darum, zu ermitteln, ob die Braut untadelhaft sei. Als diese Erklärung von erfahrenen Matronen abgegeben war, stellte die junge Frau in stolzer, selbstzufriedener Haltung sich vor das Zelt und ließ sich bejubeln von dem vorbeimarschirenden Zuge; gleichzeitig wurden Flinten und Pistolen abgefeuert, und Jeder gab der glücklichen Braut Geld in die Hand.

Jetzt nahm Mahmud seinen Schatz auf den Arm. Die junge Frau war höchstens zehn Jahre alt! Er ging, auch jetzt von dem ganzen Zuge geleitet, mit ihr an den Nil, nahm den Mund voll Wasser und blies dasselbe in den Mund der Schönen. Damit ist die Hochzeitsfeier vorüber und die jungen Leute gehen allein nach Hause.

Die Verheirathung ist in Aegypten eigentlich nur eine Privatangelegenheit, um welche sich Staat und Gemeinde nicht kümmern. Der Bräutigam zahlt den Aeltern des Mädchens eine verabredete Summe vor zwei Zeugen, und meldet sich beim Ortsrichter, Kadi; doch ist das letztere nicht gerade nöthig. Mag er die Frau nicht mehr, dann schickt er sie fort. Mancher Schiffsmann hat eine Frau z. B. in Dschirdsche, eine andere in Assuan. Er giebt jeder einige Piaster, bringt von seinen Zügen allerlei Waaren mit, z. B. ein paar Stücke Baumwollenzeug, und sie treibt damit Handel, verkauft auch Töpferwaaren, Salz oder Pfeffer und dergleichen mehr. —

Ein Schöngeist in Kairo, Scheich Scherabini, hat vor einigen Jahren ein Werk über die Fellah geschrieben, in welchem er auch die Hochzeitgebräuche derselben schildert. Kremer hat dasselbe übersetzt und wir wollen einige Stellen mittheilen.

Die Hochzeiten, welche die Bauern veranstalten,
Möchte man fast für Raubzüge halten,
Oder für Gezänk, das die Hunde in den Straßen erhoben.
Den Bräutigam führen sie herum mit Lärmen und Toben,
An Geheul und Getöse darf es nicht fehlen. — —
Da wird die Handtrommel geschlagen,
Während die Leute sich drängen und plagen;
Die Burschen fechten mit Knütteln,
Die Kinder tanzen in zerrissenen Kitteln.
In Ernst verwandelt sich auch oft das Spiel,
Und wenn der erste Schlag nur fiel,
So setzt es oft zwei oder drei Todte ab.
Und vor der Hochzeit geht man zum Grab;
Unter Weinen und Klagen
Wird die Leiche zum Dorf hinausgetragen.

Bald aber ist der Kummer vergessen,
Matten und Decken werden gebracht. — —
Endlich schreitet herein die Braut,
Fett und drall, wie ein Büffelfüllen gebaut,
Mit schwarzen Tupfen und Klecksen verziert.
Vor ihr schreitet ein Sänger, der die Fiedel rührt.
Ihr folgen die Dirnen mit trällerndem Geschrei,
Die Buben gehen mit Laternen dabei.
Salz pflegt man dann auf die Braut zu streuen,
Um sie gegen den bösen Blick zu feien.
Ihr Gesicht ist deshalb auch schwarz und roth beschmiert.
So wird sie herausgeführt und läßt den Schleier fallen.
Plötzlich wird nun der Bräutigam von ihnen umringt,
Und ein Kerl tritt vor,
Der in der Hand einen brennenden Fetzen bringt.
Da schreiet der ganze Chor:
Das Festgeschenk gebührt uns noch,
Der Brautvater lebe hoch!
Da kommen nun die Diener und Burschen herbei,
Der eine giebt einen Groschen, der andere zwei.
Der eine einen Pfennig, der andere mehr,
Keine Hand bleibt leer.
Darauf umringen sie mit Bocksgesichtern
Den Bräutigam; jeder giebt ihm einen Schmatz,
Es verlöschen die Lichter —
Und sie räumen den Platz.

Eibofolke, die Inselschweden an der Küste von Ehstland.

Erster Artikel.

Die Wohnorte der Inselschweden. — Dörfer und Wohnhäuser. — Einrichtungen. — Majorate. — Namengebung. — Ackerbau, Seehundsjagd. Fischfang. — Nahrung und Kleidertracht. — Festgebräuche. — Hochzeiten und Begräbnisse.

Von der Ostsee, im Juni.

Im Globus habe ich von Zeit zu Zeit eingehende Schilderungen von Land und Leuten, auch einzelner deutscher Gegenden, gefunden, die sehr ansprechend waren. Ich rechne dahin namentlich die Schilderungen der Marschen an Elbe und Weser, des Landes Oldenburg und der bayerischen Oberpfalz.

Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Leser mit einem Völkchen bekannt mache, von welchem sicherlich nur Wenige je etwas vernommen haben, und das doch unser Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Ich meine die Menschen von schwedischer Abstammung, welche auf einigen Inseln und Küstenpunkten von Ehstland und Livland, sodann auch in Ingermanland zerstreut leben. Wir selber in unseren baltischen Provinzen wußten nicht viel Genaueres von diesem Bruchstück nordgermanischer Völker, bis ein fleißiger Ostsee-Deutscher, C. Rußwurm, uns nähere Kunde gab. Dieser, Inspektor der Schulen zu Hapsal, hat schon 1855 in einem 678 Seiten starken Buche mit Bienenfleiß Alles zusammengetragen, was sich über diese Eibofolke sagen läßt; seine Arbeit, die bei Ihnen in Deutschland wohl kaum bekannt geworden, ist geradezu erschöpfend und ungemein reichhaltig. Ich nehme sie bei der folgenden Darstellung zum Leitfaden.

Auf den Inseln und an den nordwestlichen Küsten des buchtenreichen Ehstlands und zum Theil Livlands lebt seit langer Zeit eine von Jahr zu Jahr mehr schmelzende Kolonie von Schweden, die, wenig bekannt und beachtet, dennoch durch vieles Eigenthümliche in Lebensweise, Sitte und Sprache sich vielfach von den umwohnenden Ehsten und auch von ihren Stammgenossen in Schweden und Finnland unterscheidet. Zwar stürmt die Macht der fremden Nationalität, mit der sie im engsten Verkehr zusammenleben, unablässig auf sie ein und zerstört oder verwischt nach und nach eine alte Gewohnheit, eine Tradition nach der andern, drängt sich in die Sprache ein und sucht durch Wechselheirathen sich mit ihr zu amalgamiren; doch hält an den meisten Orten der Schwede noch immer mit der ihm eigenen Zähigkeit an den Sitten seiner Vorväter fest und bewahrt namentlich seine Sprache als ein theures, aus der Urzeit

ererbtes Kleinod vor dem Eindringen der ihm stammfremden Nachbarn.

Aber bald, vielleicht schon nach wenigen Generationen, wird bei dem immer rascher werdenden Vordringen der Ehsten auch die letzte Spur dieser Kolonisten verschwunden sein. Wie der Fischer, über Vinetas Trümmer dahingleitend, in der Tiefe nur dunkel die alten Wohnungen und Gassen zu erkennen im Stande ist, so wird nach hundert Jahren der Fuß des Wanderers über die Gräber der letzten Inselschweden dahinschreiten, und mit Wehmuth wird er sich des unter den Wellen der ehstnischen Nationalität verschwundenen Volksstammes aus den Zeiten Rurik's erinnern, dem kaum ein einzelner Ortsname einen Denkstein setzt oder eine dunkle Sage ein Andenken zu sichern vermag.

Die Orte, an denen diese Schweden leben, sind vorzugsweise die Inseln: Runö, Oesel, Dagö, Worms, Nuckö; außerdem findet man sie in geringer Zahl an einzelnen Punkten des Festlandes von Livland und Ingermanland. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf etwa 5500 Seelen; sie selbst nennen sich Eibofolke, d. h. Inselwohnvolk; von den benachbarten Ehsten werden sie Rootsi-rahwas genannt. Ueber die Zeit ihrer Ansiedelung ist nichts genaues bekannt geworden; doch ist sicher, daß sie bereits im Jahre 1294 jene Gegenden bewohnten. Was die Abstammung betrifft, so nehmen die meisten Geschichtschreiber die Schären Stockholms als die Heimat dieser Leute an; Viele stammen aber auch von Schweden Finnlands ab.

Im Allgemeinen haben die Inselschweden den edlen germanischen Nationaltypus bewahrt: blondes Haar und blaue Augen sind vorherrschend, und nur wenige Individuen machen, mit braunen Augen, eine Ausnahme. Die jungen Männer sind meist gesund und kräftig, dabei hoch und schlank gewachsen. Die Mädchen zeigen runde Gesichter mit frischen, rothen Wangen und weißen Zähnen. Indeß schwindet ihre Schönheit sehr bald und die älteren Weiber zeichnen sich durch Häßlichkeit aus. Unter den Landbauern und auf der Insel Worms finden sich aber auch viele kleine und schwächliche Subjekte und zwar gerade in den Gegenden, wo sie nur unter sich heirathen. Besonders hinderlich mögen einer kräftigen Entwickelung die frühen Heirathen sein, welche von den Männern zuweilen im Alter von siebzehn oder achtzehn Jahren — aus Furcht vor der Rekrutirung — geschlossen werden.

Die Dörfer der Schweden sind klein, meist planlos zusammengebaut, doch zuweilen von Gärten, grünen Plätzen und Bäumen umgeben. Die Häuser stehen mit der breiten Seite gegen den Hof, mit dem Giebel gegen die Straße. Zum Unterschiede hat jeder Bauer sein Hauszeichen, Bomerke, welches zwar nicht an dem Hause selbst, aber doch auf allen Geräthen, Böten, Rudern u. s. w. angebracht wird und bei Unterschriften die Stelle des Siegels vertritt.

Das Wohnhaus besteht aus drei Haupttheilen: dem Vorhause, dem Wohnzimmer und einer Nebenkammer. Ersteres enthält zugleich die Küche und zuweilen noch eine kleine Handkammer oder Schafferei. Die Wohnstube, Stua, ist der gemeinsame Aufenthaltsort bei Tag und Nacht; Wände und Decke sind vom Rauche geschwärzt, der Fußboden ist mit Lehm gedielt und zeigt manche Unebenheiten. Licht empfängt die Stube vorn durch zwei, hinten durch ein Fenster von vier Scheiben. In der Ecke neben der Thür steht der ungeheure Ofen, welcher im Winter zuweilen der ganzen Familie zur Lagerstätte dient. Der Rauch zieht aus dem Ofenloche hinaus und geht durch die Thür in's Freie. Ueber dem großen Familientische, welcher der Thür gegenüber steht, hängen an einem Drahte die Lichtringe, Ljusringar, von der Decke herab, kleine Doppelleuchter, die nur Gästen zu Ehren angezündet werden. In der Regel brennt man Holzspäne, Pärk, von denen immer ein großer Vorrath auf dem Ofen liegt. Die Betten stehen der Wand entlang; Stühle hat man selten, meist treten Bänke an ihre Stelle. Die Thüren öffnen sich nach innen, auf Runö sind sie quergetheilt, wie in den niederdeutschen Bauerhäusern (vgl. Globus III, S. 117).

Eine besondere Küche kennt man nicht, sondern in einer Ecke des Vorhauses auf dem Fußboden ist die Feuerstelle angebracht. Ueber ihr befindet sich der Rauchfang, Roa, der aus Balken und mit Lehm verstrichenem Flechtwerke zusammengesetzt ist; hier sammelt sich der Rauch aus der ganzen Wohnung und zieht durch eine Luke im Dachgiebel ab. Diese alte Bauart ohne Schornstein hat sich in den schwedischen Distrikten fast unverändert erhalten. Alle neuen Häuser müssen aber mit Essen gebaut werden, wodurch die Reinlichkeit bedeutend gewinnt.

Neben dem Wohnhause stehen noch die Ria, ein Gebäude zum Trocknen und Dörren des Getreides, der Speicher, Spika, das Kleiderhaus, Klahuse, in welchem die Leinenvorräthe aufbewahrt werden, die Badestube und der Stall, Kriagar oder Stalle.

Alle Bauerngüter der Schweden sind untheilbare Majorate und der älteste Sohn übernimmt die Haushaltung gegen Auszahlung einer Entschädigung an die Brüder oder Schwestern. Bei den patriarchalischen Verhältnissen wächst die Anzahl der Bewohner oft sehr bedeutend, und Alle zusammen bilden unter der Aufsicht des Stammvaters eine größere Familie. Je nach dem Maße seines Ackers und Bedarfs miethet der Hausvater Knechte und Mägde, die mit der Familie aus einer Schüssel essen, aber außer der Kleidung keinen Lohn empfangen.

Nach der in Schweden und Dänemark, früher auch in Norddeutschland, herrschenden Sitte gab der Vater seinem Sohn immer den Namen seines Vaters, dem er seinen eigenen mit der Endung son hinzufügte, so daß die Vornamen in der Generation beständig wechselten. Durch eine Bestimmung der russischen Regierung von 1834 wurde den Ehsten und Schweden aufgegeben, innerhalb einer angegebenen Frist Familiennamen anzunehmen, was auch, obwohl mit manchen Schwierigkeiten, zu Stande gebracht wurde; indessen haben die Familiennamen bisher nur in öffentlichen Verhandlungen oder in kirchlicher Hinsicht Geltung erlangt; im gewöhnlichen Gebrauche dauert meist die alte Bezeichnungsweise fort. Als Vornamen gelten meist die biblischen Namen; mit wenigen Ausnahmen sind die alten skandinavischen verschwunden.

Die Hauptbeschäftigung dieser Schweden besteht in Ackerbau, Viehzucht, Seehundsjagd und Fischfang. Die Aecker sind meist dürr und wenig ergiebig, doch werden sie tüchtig bestellt und mit Dünger und Seetang befruchtet. Der Pflug, Adr, ist überall noch der alte Hakenpflug mit einfacher Schar, die das Erdreich nur umwühlt, aber nicht umkehrt, wie der deutsche Pflug. Der Reichthum der Schweden hat von je in ihrem Vieh bestanden; außer den Hausthieren ist der Seehund noch eine Quelle des Wohlstandes. Er wird in starken Netzen gefangen oder im Sommer, wenn er sich am Strande sonnt, überlistet und durch einen Schlag auf die Nase getödtet. Im Winter auf dem Eis ist die Jagd viel gefahrvoller; dann treten die Inselschweden zu größeren Jagdgesellschaften oder Innungen zusammen, welche gemeinschaftlich auf den Fang ausgehen und den Erwerb unter sich vertheilen. Für die Erhaltung der Ordnung und richtige Vertheilung des Fanges sorgt der gewählte Lagmann, Gesetzesmann. Die Fischerei,

welche auch gesellschaftsweise betrieben wird, war früher weit bedeutender; jetzt beschränkt sie sich meist auf den Strömling, eine Art Häring.

Die Lust nach Abenteuern, das Streben nach Beute und Handelsgewinn, oft auch Wißbegierde, sodann die Kargheit des eigenen Landes, trieben den kräftigen Nordmann schon in den frühesten Jahrhunderten auf die See. Dieser alte germanische Trieb lebt zum Theil noch in unseren Schweden, und die Beschäftigung mit dem Fischfange von Jugend auf nährt die Lust an der See. Die schwedischen Strandbewohner gehören zu den besten Lootsen und Seeleuten. Sie zeichnen sich durch Entschlossenheit und Bedachtsamkeit aus und liefern die besten Matrosen der russischen Flotte. Verbunden mit dieser Beschäftigung ist aber der Hang zur Schmuggelei und Strandräuberei, gerade so wie er sich bei den meisten germanischen Küstenvölkern, z. B. den Friesen, immer noch findet.

Alle Hausgeräthe und im gewöhnlichen Leben erforderlichen Kunstprodukte verfertigt der schwedische Bauer selbst. Die Runöer sind Schiffsbaumeister, Kupferschmiede, Schlosser, Seiler, Goldschmiede, Hufschmiede, Büchsenmacher, Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer, Töpfer, Tischler, Drechsler, Böttcher, Stellmacher, Gerber, Schuster und Chirurgen. Jedes dieser Handwerke üben sie aus, als ob es ihr einziges Gewerbe und ihre lebenslängliche Beschäftigung gewesen wäre; nur das Schneiderhandwerk haben sie den Frauen überlassen. Auch in den übrigen schwedischen Bezirken zeigen die Bauern ähnliche Kunstfertigkeit. Jeder versteht sein Haus selbst zu bauen; er fällt zu gehöriger Zeit, mit Beachtung des Mondlichts, die Bäume, behaut sie, sägt Bretter und fügt die Balken ineinander. Als Werkzeuge dienen ein Beil, eine Säge und ein großer Bohrer; — ein Meißel und ein selbstverfertigter Zirkel sind schon Luxusgegenstände.

Was von Mauerwerk am Hause vorkommt, wird immer von ihnen selbst angefertigt; sie machen die Thüren und Fensterrahmen, die Tische und Bänke, die Bettstellen und Wiegen, die Wägen und Schlitten.

Sie verfertigen auch alle Arten von hölzernen Geräthen, Bütten, Fässer, Zuber und Eimer; die Runöer und Rogöer sind geschickte Drechsler und drehen Spinnräder, Webstühle u. a. auf selbstgemachten Drehbänken. Ferner gerben sie sich ihre Rindshäute oder Seehundsfelle und bereiten sich daraus ihre Schuhe selbst. Fischernetze werden von den Männern gestrickt. Auch in jeglicher Art von Schmiedearbeit ist der schwedische Bauer erfahren: Sensen und Sicheln schmiedet er selbst, und sieht dabei sorgfältig auf die gehörige Abwechselung von hartem und weichem Eisen; er beschlägt seine Pferde, feilt sich seine Schlüssel und Schlösser, bessert die Wanduhren aus und malt sich an sein Haus eine Sonnenuhr. Am interessantesten und wichtigsten ist die auf Runö allgemein bekannte Kunst, Kugelbüchsen zu schmieden. Man trifft kein fremdes Gewehr auf der Insel, und mit den selbstgearbeiteten trifft der Runöer auf 50 bis 80 Schritte den kleinsten Punkt, oder schießt dem Seehund durch's Auge.

In der Arbeit stehen die Weiber den Männern redlich zur Seite. Während die letzteren wegen des Seehunds- oder Fischfanges draußen auf dem Meere sind, besorgen die Frauen die Feldarbeiten. An den langen Winterabenden verspinnen sie den Flachs beim Scheine der trübbrennenden Holzspäne. Selten braucht der Bauer anderes als hausgewebtes Tuch; fast jede Haushaltung hat daher, allein oder mit mehreren zusammen, einen Webstuhl, dessen Handhabung jedes Mädchen kennt. Dann färben die Weiber das selbstgewebte Zeug und schneiden es zu.

Man ersieht aus dem eben Angeführten, wie wenig bei diesem kunstgewandten Völkchen der Grundsatz von der Theilung der Arbeit bekannt ist.

Die Hauptnahrung der Schweden wie der benachbarten Ehsten besteht in Brot, Grütze und Salzfischen, wozu mitunter Fleisch und Kartoffeln oder auch Milchspeisen kommen. Das Brot ist reines Roggenbrot; die Grütze wird aus Gerste bereitet und mit saurer oder süßer Milch dick eingekocht; die Fische liebt man in angefaultem Zustande zu verspeisen; als angenehme Abwechselung gilt in Wasser gekochtes Seehundsfleisch mit Essig und Meerrettig (Meretik). Das Blut der Rinder wird mit Roggenmehl geknetet und die so entstandenen Klöße werden entweder gleich gegessen oder in Därme gestopft und geräuchert.

Das gewöhnliche Getränk der Bauern ist, außer Wasser, saure Milch und Dünnbier, Dricka, welches sie sich selbst auf ganz einfache Weise aus Roggen- und Gerstenmehl bereiten. Starkes Bier braut man nur bei besonderen Gelegenheiten, zu Hochzeiten und Kindtaufen, und würzt es mit Wachholderbeeren und Kamillenblumen. Branntwein wird auch nur bei besonderen Anlässen vorgesetzt; doch einige Unmäßige pflegen an jedem Morgen einen Tanksamlare, Gedankensammler, zu nehmen.

In Bezug auf Kleidung halten die Inselschweden nur noch theilweise an der Tracht ihrer Vorväter fest; hier und da ist von ihnen Fremdes, namentlich Ehstnisches, angenommen worden, und so kommt es, daß an verschiedenen Orten sich fast überall eine verschiedene Kleidung zeigt, wenn auch ein gemeinsamer Grundtypus nicht zu verkennen ist. Die Tracht der Männer auf Runö ist an Werktagen sehr einfach. Sie besteht aus einer grauen Watmalsjacke, einem paar kurzer Hosen aus demselben Stoff, im Winter aus langen weißen Hosen und „Passeln" aus Seehundsfell. Die Festtagstracht zeigt dagegen unter dem Wamms eine gestreifte Weste; die sehr weiten Beinkleider schließen dicht am Knie. Graue Strümpfe bedecken nur die Waden; in die Socken sind über den Knöcheln Zierrathen eingestrickt; schwarze Schuhe werden neben den Passeln getragen. Der feine weiße Hemdkragen ist über das Halstuch von blauem Kattun herausgeschlagen; den Kopf bedeckt ein niedriger, schwarzer Hut mit breitem Rand und einer Schnalle oder eine eng anschließende blaue Mütze mit schwarzem Fellrande. Den Leib umgiebt über der Jacke ein grauer weiter Kittel und im Winter ein Schafpelz.

Die Tracht der Runöer Weiber, besonders die Festtagstracht, ist eine komplicirte. Der Rock ist schwarz und unten blau oder roth umsäumt und in viele steife Falten gelegt; vorn ist eine Art bunter Schürze eingewebt. Die Jacke ist von rothem Kamelot, den Arm bedecken weiße Spitzenärmel. Um den Hals tragen sie eine Menge weißer und buntseidener Tücher. Darüber hängen einige Reihen blauer und goldfarbener Wachsperlen; auf dem untern Halstuch ist ein Halsschmuck von Silber oder ein Bernsteinknopf befestigt. Alles dieses aber wird von einem großen weißen Wollschal, Waipa, so künstlich verhüllt, daß kein Zipfelchen herausscheint. Die Mädchen tragen noch eine wattirte, dicht anschließende Mütze von buntem Kattun, von welcher Spitzen über die Stirn herabhängen. Bei Trauer ist die Mütze schwarz. Der Reichthum der Mädchen an Kleidern, Hauben, Schürzen und Tüchern ist sehr bedeutend.

Auf der Insel Dagö hat sich unter den Männern bereits die ehstnische Tracht eingeschlichen. Die Frauen dort dagegen haben mehr die ursprüngliche Kleidung bewahrt und verwenden besonders auf den Kopfputz viel. Die Flechten werden in ein gelblichrothes Tuch eingeschlagen, von dem zwei lange rothe wollene Bänder herabhängen; an Sonn-

und Festtagen setzen die Dagöerinnen einen oben offenen Cylinder von Pappe oder Birkenrinde auf. Verwandt ist die Tracht auf Worms; auf Nuckö dagegen ist die alte Kleidung allmälig gänzlich in der ehstnischen aufgegangen.

Die Festgebräuche der Inselschweden zeigen noch viel Eigenthümliches und manche altheidnische Sitte, die in der germanischen Mythologie ihre Erklärung findet, kommt dabei vor. Aber auch streng christliche Erscheinungen fehlen nicht; so wurde bis vor nicht langer Zeit noch der Exorcismus bei Taufhandlungen angewandt. Zur Taufe versammeln sich die Pathen, oft zwanzig an der Zahl, im Hause des Vaters und ziehen mit dem Kind in die Kirche. In den Windeln vor der Brust muß dasselbe ein Stück Silber haben und in die Ecken des Kopftuchs wird Salz und Teufelsdreck eingebunden.

Am reinsten haben sich die alten Gebräuche bei den Hochzeitsfeierlichkeiten erhalten. Mit eigensinniger Treue hält man an dem Erbtheile der Väter fest. Die Eltern achten dabei allerdings auf die Neigung der meist sehr jungen Brautleute, machen aber nach reiflicher Ueberlegung die Hauptsachen unter sich ab. Die jungen Leute ziehen Abends im Dorfe umher und der Liebhaber bittet seine Liebste um Einlaß auf den Heuboden, wo sie im Sommer gewöhnlich ihre Lagerstätte hat. Gewährt sie, dann sieht er seine Hoffnungen als begründet an und schickt den Freiwerber; dieser tritt in das Haus und macht allerlei Vorwände, wird auch anstandshalber einige Male abgewiesen, erhält aber endlich die Zusage und giebt nun die Brautgeschenke ab, die aus einem silbernen Ring, einer Schürze und dergleichen bestehen. Dann tritt der Bräutigam herein, schenkt nach höflichem Gruße von dem mitgebrachten Branntwein ein, trinkt zuerst aus dem Glas und giebt die Hälfte der Auserwählten; die übrigen Hausgenossen trinken auf das Wohl des Brautpaars und der Bund ist geschlossen. Am andern Morgen findet die öffentliche Verlobung vor dem Prediger statt.

Die Hochzeit selbst hält man gewöhnlich im Herbst an einem Festtage. Die Einladung geschieht immer am Tage der Freya, der Göttin der Liebe und friedlichen Gewerbe, mit besonderer Feierlichkeit; zwei Marschälle, Bjyar, gehen in ihren Sonntagskleidern zuerst zum Pastor und dann zu den übrigen Gästen, um die Einladung zu besorgen. Die Mitgift wird noch vor der Trauung in das Haus des Bräutigams gebracht; sie besteht meist aus Kleidern, Bettzeug, Leinwand und Lebensmitteln, während der Bauer baares Geld seiner Tochter so leicht nicht mitgiebt.

Der Bräutigam wirft sich in seine besten Sonntagskleider, ziert den Hut mit Bändern, die Brust mit einem Strauß und ergreift als Scepter die Peitsche, um im vollendeten Hochzeitskleide dazustehen. Die Tracht der Braut ist vom gewöhnlichen Sonntagskleid abweichend und auf den verschiedenen Inseln verschieden. Den wichtigsten Theil des Schmuckes bildet die Brautkrone oder Seppel, seppul, ein 8 bis 10 Zoll hoher Cylinder aus Pappe oder Vogelbeerbaumrinde, vorn mit breiten Silber- und Goldtressen benäht, vor welchen Perlen, geschliffene Glasstückchen und Rechenpfennige hängen, die bei jeder Bewegung klingeln. An den Seiten ist die Krone mit Hahnen- und Pfauenfedern geziert, hinten hängen lange seidene Bänder herab, zwei rothe breite Seidenbänder fallen über Schultern und Brust.

Die weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten weichen auf den verschiedenen Inseln ziemlich von einander ab; wir begnügen uns hier mit einer Schilderung jener auf Worms, die meist am zweiten Weihnachtstag abgehalten wird. Die Brautjungfern schmücken das Haus und die Gäste finden sich zum Tanz ein. Zugleich erscheinen eine Anzahl eingeladener Gäste in maskirtem Zustand und unterhalten sich und die Gesellschaft mit Tänzen.

Mit Tagesanbruch zieht der Bräutigam nebst Gefolge vor das Haus der Braut, bleibt vor der Thür stehen und wartet, bis der Brautvater heraustritt, um ihn mit einer Kanne Bier willkommen zu heißen. Im Hause wird Warmbier und Wurst gereicht. Man führt den Bräutigam in die Kammer der Braut, wo die Brautjungfer ihm Strümpfe, Strumpfbänder, Gurt, Halstuch und Handschuhe anlegt und ein Band um seinen Hut befestigt. Der Brautzug geht zu Pferde zur Kirche, und selbst die Braut muß eines der muthigen Pferde besteigen. Vor dem Altare stellen sich die Brautleute nahe zusammen, damit sie einig leben; fällt der Trauring herunter, so giebt es eine unglückliche Ehe. Ist die Ehe geschlossen und die Gesellschaft im schärfsten Trabe heimgeritten, dann lös't die Braut ihrem Pferde schnell den Sattelgurt, was ihr leichte Niederkünfte verschaffen soll.

Zu Hause findet die Hochzeitsgesellschaft, nach einer alten Sitte, das Hausthor verrammelt und vertheidigt; es muß im Sturme genommen und gesprengt werden. Die Braut geht im Haus umher und läßt an jeder Thür, selbst in den Viehställen, ein Stückchen Gerstenbrot fallen. Nach der Tafel wird geschlafen und dann beginnt der Tanz. Der Bräutigam und nach ihm sein Vater führt die Braut dreimal im Kreise langsam herum, damit sie einst leichte Niederkünfte habe. Zum Walzer und Trippeltanz entlockt einer der Gäste der Tannenharfe die eintönige Tanzmelodie. Selten wird die Geige, nie der Dudelsack gebraucht. Der Tanz dauert die ganze Nacht, wobei die Spielleute wechseln, denn fast Jeder versteht die Tannenharfe zu handhaben. Speise und Trank stehen beständig auf dem Tische bereit, und wer möchte bei dem Ueberfluß an diesen Annehmlichkeiten an Schlaf denken?

Am andern Tage werden die Lustbarkeiten fortgesetzt. Die Braut theilt von ihr selbst gefertigte Geschenke, plagg, aus. In der Stube wird ein Tannenbaum zwischen Fußboden und Decke fest eingeklammert und man setzt etwa zwanzig kleine brennende Talglichter darauf. Die jungen Leute tanzen um denselben den Trippeltanz und singen dabei. Dann folgt der Abschied der Brautleute aus dem väterlichen Hause. Der Bräutigam bedankt sich bei den weinenden Eltern der Braut mit den Worten: „Dank, Vater, Dank dafür, Mutter, die Ihr sie genährt und gekleidet habt; nun ist sie doch unser!" Die Braut muß dabei weinen und die Hochzeitsgesellschaft singt dazu: „Es wird wolkig im Norden, die Dachdecken beginnen zu träufeln!"

Aber noch hat das Fest kein Ende. Im Hause des Bräutigams wird es am dritten Tage fortgesetzt. Man bringt mit großer Feierlichkeit eine Bank in die Stube, auf welcher die beiden Marschälle, mit Hämmern bewaffnet, Platz nehmen, eine Branntweinflasche neben sich. Die Braut setzt des Bräutigams Hut auf und muß nun allen Gästen, welche sich auf der Bank niederlassen, das Haar bürsten. Dabei thut man aus der Flasche Bescheid; die Braut beginnt ihr kosmetisches Geschäft, während die Marschälle mit ihren Hämmern das herabfallende Ungeziefer todtschlagen, wofür nachher „Läusegeld", Lusepennigar, bezahlt wird.

Unter vielen Ceremonien wird dann die Brautkrone abgenommen und der Braut die Frauenhaube aufgesetzt. Den Beschluß macht das Abschiedslied, welches vom Bräutigam und den jungen Männern gesungen wird. Es lautet:

> Lebt wohl, o unsre Mädchen,
> Wir fahren zu anderen Dörfern!
> Wir fahren zum Hügel von Hullo,

Da bekommen wir rothe Rosen.
O traurig, o fröhlich,
Mit weinenden Zähren!
Die Rothgefleckte (Brautmutter) kam nach Hause,
Die Goldbraune (Braut) blieb fort!

Die Begräbnißfeierlichkeiten der Inselschweden sind einfacher als die Hochzeiten. Männer und Jünglinge sitzen schweigend und düster um den Sarg herum, während die Weiber ihren Schmerz durch lautes Klagegeschrei Luft machen. Der Todte wird mit seiner vollen Festtagskleidung geschmückt. Eigenthümlich ist es, daß nicht nur Frauen, sondern auch Jünglingen und Männern immer die weiße, mit Spitzen bedeckte Leinwandhaube das Haupt bedeckt. Man nimmt einen einfachen Imbiß und trägt mit einem Sterbeliede den Todten zu Grabe. Am Abend wird ein Schaf geschlachtet, bei ganz Armen wenigstens ein Huhn, denn sonst könnten ja die Todten das Glück mitnehmen. Es ist dies ein Ueberrest der alten heidnischen Todtenopfer.

Der Streit zwischen England und Japan.

Die großen Staaten Asiens haben keinen Segen davon gehabt, daß sie mit den europäischen Seemächten in engere Berührung gekommen sind. Die Geschichte dieser Berührungen besteht in einer langen Reihe von Unbilden und Uebergriffen aller Art; sie ist gleichbedeutend mit Zwang im Einzelnen und Raub im Großen, der natürlich, vom einseitigen europäischen Standpunkt aus angesehen und beurtheilt, und von europäischer Seite aus einseitig dargestellt, allemal „im Interesse der Civilisation und des Handels“ geschah.

Persien ist ein Spielball zwischen Rußland und Großbritannien; in Indien hat das Letztere nach und nach, zum Theil unter wahrhaft nichtswürdigen Vorwänden und mit himmelschreiender Ungerechtigkeit, alle einheimischen Staaten seinen Besitzungen einverleibt und den Herrschern, welche es noch nicht verschlang, alle wirkliche Macht geraubt. Es hat ferner den Barmanen ihr ganzes Küstenland und das Mündungsgebiet ihres Hauptstroms, abgenommen. Der Indische Archipelagus gehört zum großen Theile den Niederländern; in Cochinchina hat die Napoleonische Politik, der englischen würdig nacheifernd, unter hohlen Vorwänden einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaune gebrochen und sich mehrere große Provinzen angeeignet. Ueber China und die Opiumkriege brauchen wir hier kein Wort zu verlieren; sind sie doch von Engländern selbst als „gottlos und niederträchtig“ bezeichnet worden. Ueberall, wohin John Bull seinen Fuß gesetzt und Waarenballen gebracht, hat er sich durch roheste Gewaltthätigkeit ausgezeichnet, und das System der Politik, welches England mit einer in der Geschichte nie überbotenen Selbstsucht und Habgier befolgt, ist überall dasselbe. Die grauenvolle Verwirrung in China ist lediglich eine Folge der Kriege, welche von Europäern gegen das Blumenreich der Mitte geführt wurden. Die kaiserliche Autorität wurde untergraben und gebrochen, dadurch der Rebellion der wunderlichen Taïping Vorschub geleistet, und es ist nun schon so weit gekommen, daß kaiserliche Heere von englischen Offizieren befehligt werden. Die Franzosen, welche eigentlich in jenem Lande gar nichts zu suchen, nicht einmal ein Handelsinteresse von Belang zu vertreten haben, ließen sich die gute Gelegenheit nicht entgehen, auch in China eine Rolle zu spielen und „Gloire“ zu erwerben. Sie plünderten um die Wette und gemeinschaftlich mit den Engländern den kaiserlichen Sommerpalast, und der Moniteur war ein Echo für die „ruhmreichen Heldenthaten“, welche am Peiho gegen Mandschu-Bogenschützen und chinesisches Fußvolk von Zuaven und derartigen Kriegsknechten mehr verübt wurden.

Ganz Ostasien wurde durch die Europäer in eine unabsehbare Verwirrung gestürzt. Es handelt sich dabei um die Geschicke mindestens des vierten Theiles der Erdbewohner. Denn auch Japan mit seinen dreißig bis vierzig Millionen Menschen ist nun in den Strudel hineingezogen worden. Fast dritthalbhundert Jahre lang bewahrte sich dieses „Reich des Sonnenaufgangs“ einen ungestörten Frieden; es erfreute sich, abgeschlossen von aller Berührung mit dem Ausland, eines großartigen Gedeihens und eines Wohlstandes, welche von allen neueren Beobachtern als geradezu beneidenswerth hingestellt werden; es genügte sich selbst und entwickelte einen ungemein hohen Grad einer eigenartigen Civilisation, die ungestört im Volk und aus demselben herauswuchs. Sie ist in ihrer Weise nicht minder berechtigt, als unsere europäische, welche wir, dünkelhaft genug, für die höchste und beste ausgeben, weil sie eben die unsere ist. Im Namen derselben wird nun Sturm gelaufen gegen andere Civilisationen; man geht, immer im Namen der Civilisation, mit einer Politik vor, welche das Brandmark der Unsittlichkeit und Barbarei an der Stirne trägt. Als sie sich den Japanern aufdrang, war es mit der Ruhe vorbei; der Frieden war dahin, die Verwirrung begann.

Vor nun zehn Jahren ließen die Nordamerikaner an den Küsten Japans ihre Kanonen erdröhnen, und der Donner dieser unwillkommenen Begrüßung wurde im kaiserlichen Palaste zu Yeddo vernommen. „Oeffnet eure Pforten oder wir schlagen sie mit Gewalt ein, sprengen sie mit Bomben; wir wollen mit euch Handel treiben; wir kaufen eure Erzeugnisse, ihr müßt unsere Waaren nehmen. Aber sperrt euch nicht allzulange; rasch, rasch! ist die Losung!“ Das war in Summa der Inhalt der Eröffnungen, welche Kommodore Perry der japanischen Regierung machte.

Gegenüber dem ungeheuern Umschwunge, welchen während des letztverflossenen Menschenalters der Weltverkehr genommen hatte, war allerdings die frühere Vereinzelung und Absonderung Japans nicht mehr aufrecht zu erhalten. Auf die Dauer konnte das schöne und reiche Land schon seiner Welt- und Handelslage wegen nicht unberührt bleiben von den Wellenschlägen dieser neuen Zeit; das hat man auch in Yeddo begriffen, so unwillkommen es auch erscheinen mochte, ein System fallen zu lassen, bei welchem Land und Volk in so großartiger Weise gediehen waren.

Die Lage war für die japanische Regierung eine ungemein schwierige. In keinem andern Lande der Welt sind die Staatsverhältnisse so eigenthümlich, so verwickelter Art und, nach unseren Begriffen, so künstlich. Da ist ein regierender Kaiser, dessen Dynastie allerdings seit länger als dritthalbhundert Jahren auf dem Throne sitzt, der aber im Grund als Usurpator erscheint, weil der Gründer des Herrscherstamms nur Oberfeldherr des rechtmäßigen Kaisers war, und seine Macht auf Kosten des letztern erwarb. Dieser existirt neben ihm, er wird bis auf den heutigen Tag als der

eigentlich rechtmäßige Monarch betrachtet und übte immer noch einen, wenn auch vielfach bedingten Einfluß; theoretisch ist er, der Mikado in Miyako, — nicht der Taïkun, der Sjogun, welcher in Yeddo thront, — der wahre Herrscher. Hier ist ein Dualismus eigner Art.

Sodann hat Japan eine große Anzahl von mächtigen Feudalfürsten, Daïmios, die reich sind, ihre eigenen Provinzen verwalten, die alten Ueberlieferungen ihrer Familien nicht vergessen haben, und dem Taïkun nur mit innerm Widerwillen gehorchen. Sie sind in gewisser Beziehung unseren deutschen Fürsten des Mittelalters vergleichbar, welche auf Kosten von Kaiser und Reich nach möglichster Vollmächtigkeit trachteten. Der Taïkun sucht diese großen Feudalfürsten durch ein sehr ausgebildetes System der Ueberwachung in Abhängigkeit zu erhalten, und hat nach und nach eine Anzahl von Provinzen an Fürsten verliehen, über die er seinerseits großen Einfluß übt und welche, an Rang den Daïmios nicht ebenbürtig, gewissermaßen die Obliegenheit haben, diese Lehnfürsten zu überwachen. Dazu kommt, daß drei Familien des kaiserlichen Hauses großen Lehnbesitz nebst manchen Privilegien haben und über eine zahlreiche, bewaffnete Mannschaft verfügen.

Man sieht, die Verhältnisse sind verwickelt genug. Wir werden demnächst das Wesen des japanischen Staates und die gesellschaftlichen Verhältnisse eingehend schildern, und heben deshalb heute nur hervor, daß ein beträchtlicher Theil der alten Landesaristokratie den Ausländern in hohem Grad abgeneigt ist. Sie war von vornherein darüber erbittert, daß die Fremden durch Drohungen Einlaß in Japan ertrotzten, und sah mit äußerstem Mißvergnügen, daß der Taïkun sich nachgiebig zeigte. Ein anderer Theil, die Tragweite der Thatsachen wohl ermessend, machte aus der Noth eine Tugend und befreundete sich mit den neuen Verhältnissen, so gut es eben ging.

Nachdem die Amerikaner ihren Vertrag erzwungen hatten, wollten andere Handelsmächte nicht zurückstehen und wirkten auch ihrerseits Traktate aus. Nun steht fest, daß die Regierung des Taïkun, indem sie über dieselben verhandelte und am Ende sie auch genehmigte, ganz ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Sie ist aber, und das wird von allen Seiten zugegeben, rechtschaffen zu Werke gegangen, und hat den Fremden gegenüber gethan, was irgend in ihrer Macht stand. Nun hätten die Ausländer auf die inneren Verhältnisse Japans und auf die großen Verlegenheiten der Regierung Rücksicht nehmen sollen; sie haben aber von vornherein das Gegentheil gethan. Die Reihe von Nichtswürdigkeiten, welche die in Japan zusammengelaufenen Abenteurer verübt haben, ist lang genug, und besonders Engländer haben sich durch „brutale Lümmelhaftigkeiten" in unbeneidenswerther Weise ausgezeichnet.

Dies wollten wir vorausschicken, bevor wir auf die Verhandlungen eingingen, welche neulich im britischen Oberhause die japanischen Händel zum Gegenstande hatten. Sie sind lehrreich genug, und wir freuen uns, sagen zu können, daß in denselben auch für Recht und Gerechtigkeit gesprochen wurde.

Lord Carnarvon deutete die Verwickelungen in Japan an und gab einen Ueberblick der geschichtlichen Verhältnisse bis 1853, als die Nordamerikaner erschienen. Der Taïkun, sagte er, befindet sich thatsächlich in den Händen seiner Minister und hat einen schwierigen Stand gegen die mächtigen Feudalfürsten, welche danach streben, seine Macht zu untergraben, um sich selber souverän zu machen. Als nun die Ausländer in Japan anklopften, trat der Taïkun auf die Seite der Liberalen, willigte in den Abschluß des Vertrags mit Nordamerika, mußte aber dafür mit seinem Leben büßen. Er verschwand geheimnißvoll in seinem eigenen Palaste, und die einflußreichen Männer, welche es mit ihm gehalten, wurden ihres Ranges entsetzt oder verbannt. Als späterhin Japan auch mit England einen Vertrag abgeschlossen hatte und europäische Kaufleute im Land erschienen waren, kamen Mordthaten vor, denen die Politik nicht fremd war. Russen, Engländer, Franzosen und Nordamerikaner wurden Opfer eines systematischen Meuchelmordes. Am 26. Juni 1861 ermordete man in der englischen Gesandtschaft zwei Schildwachen, und an demselben Tage, aber ein Jahr später, fand wieder ein gewaltsamer Angriff statt; eine Bande von Japanern, welche sich die Parole zu verschaffen gewußt hatte, drang ein und ein großes Blutvergießen fand statt.

Die japanische Regierung mißbilligte höchlich diese Vorgänge und sprach laut ihren Abscheu aus; sie werde die Missethäter zur Verantwortung ziehen und alle möglichen Vorkehrungen treffen, damit ein solcher Unfug sich nicht wiederhole. Nichtsdestoweniger wurden im vorigen August zwei englische Kaufleute auf offener Landstraße überfallen und schwer verwundet, ein dritter verlor das Leben, eine englische Dame verdankte nur der Schnelligkeit ihres Pferdes das Leben. Der Gesandte, Oberst Neales, führte auch jetzt Beschwerde bei der Regierung; er bemerkt in einer Depesche vom 1. Oktober: „Auf mich und Admiral Kuper machen Ton, Haltung und das ganze Benehmen der japanischen Minister bei dieser Gelegenheit einen durchaus zufriedenstellenden Eindruck. Sie sind durch die Umstände, welche bei jenen Verbrechen in Frage kommen, in die größte Verlegenheit gebracht worden, denn die Thäter gehören zum Gefolge des Fürsten von Satsuma; dieser ist einer der mächtigsten Reichsvasallen und gleichsam unabhängig in der ihm gehörenden Provinz. Trotzdem versichern die Minister, daß sie Alles, was in ihren Kräften steht, aufbieten wollen, um die Thäter zur Verantwortung zu ziehen. Sie sind sich auch vollkommen ihrer eigenen Verantwortlichkeit bewußt, thun, was sie können, damit sich der Unfug nicht wiederhole, und wir finden keine gerechte Ursache, uns über sie zu beschweren."

Der Lord hob dann hervor, daß man jene Angelegenheiten nicht vom englischen Standpunkt aus beurtheilen, sondern bedenken müsse, daß Japan dritthalb Jahrhunderte lang in staatlicher und kommercieller Abgeschlossenheit gelebt habe. „Wir kamen, um derselben ein Ende zu machen; es giebt aber keinen andern Fall, daß jemals irgend ein Staat mit mehr planmäßiger Berechnung einem widerstrebenden Volke Handels- und Schifffahrtsverträge aufgezwungen habe, wie wir es mit Japan gethan. Für solche Verträge muß der Taïkun die Bewilligung des legitimen Herrschers, des Mikado, einholen, und wir wissen, daß sie niemals erfolgt ist. Wir wissen ferner, daß der Taïkun, auf dessen Ermächtigung hin der Vertrag mit uns geschlossen wurde, drei oder vier Tage vorher starb, und daß er an dem Tage, dessen Datum der Vertrag trägt, nicht mehr am Leben war." Der Lord wies dann weiter darauf hin, daß seit langer Zeit in Japan eine Abneigung gegen die Ausländer herrsche.

England, fuhr er fort, hat auch keine reinen Hände in dieser Sache, und das müsse man wohl erwägen, wenn davon die Rede sei, daß die japanische Regierung den Vertrag von 1858 nicht streng gehalten habe. Sir Rutherford Alcock, früher englischer Gesandter in Japan, hat nachgewiesen, daß von englischer Seite in Hülle und Fülle Handlungen verübt worden sind, die von den Japanern als ehrenrührige Beleidigungen aufgefaßt wurden. Matrosen und gewissenlose Kaufleute haben im Geldverkehr und im

Handel den Japanern Schaden zugefügt, und in Bezug auf gesellschaftliche Verhältnisse sich mehr als unanständig benommen. Der Lord erzählt dann, daß gleich anfangs ein englischer Kaufmann sich sehr schlecht betragen habe. Er wußte, daß in Yeddo ein Theil der Gartenbesitzungen des Taïkun gewissermaßen geheiligter Grund ist; nichts desto weniger ging er dorthin, schoß Geflügel, kam mit seiner Jagdbeute durch die Straßen und verwundete einen Beamten, der ihn anhielt und in höflicher Weise nach seinem Namen

Ein japanischer Offizier in alterthümlicher Kriegstracht.

fragte. (— Der Lord spielte auf einen Londoner Cockney an, Namens Moß, einen Burschen von 21 Jahren, dessen freches Benehmen seiner Zeit von der Overland China Mail scharf gekennzeichnet wurde. —) „Ich glaube, daß wir mit der Zeit in Japan Vortheile einernten werden, aber bisher hatten wir den Japanern nichts zu bieten, was sie etwa haben möchten; was wir bringen ist überflüssig für sie. Allerdings haben wir ihnen Waffen verkauft, aber das verstößt gegen den Wortlaut des Vertrags. Durch den Austausch von Gold und Silber haben wir eine große Aufregung hervorgebracht, den Preis aller Waaren für die unteren Klassen vertheuert und die japanische Regierung ist beinahe in Verzweiflung gerathen. Wir führen Oel und Seide aus, die aber für die Japaner nicht Luxusartikel, sondern wahre Bedürfnisse sind. Sir Rutherford Alcock schreibt:

„Die Regierung des Taïkun steht bedenklichen Schwierigkeiten und großen Gefahren gegenüber, welche selbst die Dynastie und die Existenz der Regierung bedrohen. Sie sieht sich gleichzeitig im Innern und von Außen her bedrängt, und dessen ist sie sich auch sehr wohl bewußt."

Unter solchen Umständen sollten wir Nachsicht üben. Es ist ja ohnehin ein stehender Tadel gegen unsere auswärtige Politik, daß wir erst Erklärungen über einen Krieg im Orient erhalten, wenn derselbe schon im Gang ist. Nun schreibt aber der Minister des Auswärtigen: „Hundertmal besser, daß der Palast des Taïkan zerstört werde,

als daß wir unsere vertragsmäßigen Rechte verletzen lassen." Gegen eine solche Sprache müssen wir protestiren. Wenn ihr Krieg in Japan anfangt, dann müßt ihr entweder den Taïkun unterstützen, ihn in den Stand setzen, daß er über seine Feinde triumphiren könne, und dann erreicht ihr eure Zwecke durch ihn, oder ihr müßt einen Vernichtungskampf gegen die Daimios führen.

Lord Russel bemühte sich, Rechtfertigungsgründe für die englische Politik aufzufinden. Zuerst erzählte er alle Unbilden, welche von japanischer Seite (— aber nicht von der Regierung, sondern gegen deren Wissen und Willen —) gegen englische Unterthanen verübt worden sind, und erörterte namentlich die Ermordung eines Herrn Richardson. Die Schuld fällt auf Leute aus dem Gefolge des Fürsten von Satsuma. „Wir aber haben einen Vertrag mit Japan und verlangen Genugthuung. Sie geht dahin, daß die Verbrecher bestraft werden und die Familie des Ermordeten eine Geldentschädigung erhalten solle. Daß der Taïkun auch die Leute des Fürsten von Satsuma bestrafe, das haben wir nicht verlangt, weil wir wissen, daß die Macht des Taïkun eine beschränkte ist. Aber wir haben unsern Admiral angewiesen, von den Daimios die Bestrafung der Mörder zu verlangen. Der Daimio von Satsuma hat eine Burg an der Küste, in welcher er den Mördern Schutz gewährt und sich selbst des Mordes rühmt. Diesen Mann wollen wir verantwortlich machen. Ich wünsche, daß die Macht des Taïkun gekräftigt und jene der Daimios gebrochen werde. Von Dem aber, welcher die höchste Autorität in Japan hat, verlangen wir Bestrafung der Verbrecher." —

Der Minister bemerkte, daß der Ausfuhrhandel Japans mit England sich jetzt schon auf 700,000 Pfund Sterling jährlich gehoben habe; die Japaner seien froh, mit so „vortrefflichen Kunden", wie den Engländern, zu verkehren. Dann suchte er die Politik Großbritanniens China gegenüber zu rechtfertigen und berief sich dabei auf deren Erfolg! Der englische Gesandte Bruce habe das völlige Vertrauen des Premierministers und Regenten von China gewonnen; „wenn irgendwo einer der durch den Vertrag geöffneten Häfen angegriffen wurde, dann haben wir britisches Eigenthum vertheidigt und gleichzeitig chinesische Interessen geschützt. Die Folge davon ist, daß wir nun in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen zu einem Reiche stehen, das 400 Millionen Bewohner zählt, und mit demselben einen höchst vortheilhaften Handel treiben, der unseren Zollhäusern jährlich Millionen einträgt. Hier liegt also eine erfolgreiche und zugleich eine gerechte Politik vor; sie entspricht den Rechten, welche wir durch den Vertrag erworben haben, und flößt den Chinesen Vertrauen ein."

Graf Grey sah die Sachen nicht in so rosenfarbenem Lichte wie der Minister Lord Russel, der eine sehr lückenhafte Darstellung der japanischen Angelegenheiten gegeben hatte. Die Thatsachen seien folgende: „Wir zwangen Japan durch Drohungen zu einem Vertrage, welchem dasselbe abgeneigt war. Unser Gesandter hebt in seinen Berichten mehrfach hervor, daß er der japanischen Regierung mit Gewalt abgedrungen wurde. Nachdem der amerikanische Gesandte den Krieg der Engländer und Franzosen gegen China benutzt hatte, um in Japan einen neuen Vertrag auszuwirken, konnte man freilich auch uns dieselben Rechte nicht verweigern. Unser Gesandter, Rutherford Alcock, schreibt, er habe in einer Unterredung mit den japanischen Ministern gesagt: Wenn ihr euch nicht zu einem freundlichen Verkehre mit den westlichen Völkern versteht, dann werdet ihr früher oder später von einem dieser Völker bezwungen werden. — Er stellte also den Japanern eine Alternative und unter solchem Druck erpreßte man den Vertrag, dessen Bestimmungen von uns diktirt wurden. Wir nahmen dabei auf die Rechte und die Interessen Japans auch nicht die allermindeste Rücksicht. Wir stipulirten namentlich für unsere Staatsangehörigen die Exterritorialität, d. h. die japanische Regierung mußte darauf verzichten, ihre Landesgesetze auf Unterthanen der europäischen Mächte, welche einen Vertrag haben, anzuwenden. Diese ihrerseits verpflichteten sich, ihre Unterthanen zur Beobachtung von Recht und Gesetz anzuhalten." Lord Grey erzählte dann das geradezu nichtswürdige Benehmen vieler englischen Kaufleute in der Dollarangelegenheit, auf welche wir heute nicht näher eingehen können, bei welcher aber John Bull, abgesehen von geradezu betrügerischen Vorgängen, den japanischen Behörden in niedrigster Weise Hohn und Beleidigung zufügte. „Das verdroß die Japaner und beunruhigte sie; dann kamen viele Irrungen wegen der Exterritorialitätsklausel, nachdem von Seiten der Engländer alle Gesetze und Bräuche Japans verletzt worden waren. Die Vertragsmächte verletzten aber den Tractat, indem sie ihre Unterthanen nicht zur Beobachtung von Recht und Gesetz anhielten. Ich nehme keinen Anstand hier auszusprechen, daß in keinem andern Lande der Welt eine größere Menge nichtswürdiger Subjekte (reckless and lawless individuals) gefunden wird als in Japan. Sie nehmen alle Vortheile des Vertrags für sich in Anspruch, kümmern sich aber nicht im mindesten um die japanischen Landesgesetze und verüben alle Arten von Unfug. Selbst die Bemannungen unserer Kriegsschiffe bleiben am Land ohne Aufsicht und begehen im Rausch unverantwortliche Handlungen." Graf Grey kam dann auf die oben erwähnte Angelegenheit des Burschen Moß. Das Konsulatsgericht verurtheilte ihn wegen seines schnöden, gesetzwidrigen Verfahrens zu einer Geldstrafe und verbannte ihn aus Japan. Es zeugt für den schlechten Geist der in Japan verweilenden Engländer, daß sie für jenen Moß die Geldstrafe bezahlten; Moß aber ging nach Hong kong, verklagte dort den Gesandten Alcock beim Obergerichte, das einen technischen Fehler in den Verhandlungen gegen Moß ausfindig machte und seinerseits den Gesandten zu einer Geldstrafe verurtheilte. Das Blaubuch zeigt, wie schmachvoll diese ganze Geschichte ist, der Minister hatte aber kein Wort über diese Sache geäußert, und als ihm Graf Grey darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich damit, daß in Hong kong Berufung eingelegt sei, über welche noch keine Entscheidung vorliege. Graf Grey erwiederte: „Diese Appellation ist über zwei Jahre alt. Entspricht es der Gerechtigkeit und ist es ehrlich, Alles herauszusuchen, was uns gegen die Japaner aufreizen kann und andererseits doch die Dokumente nicht vorzulegen, die da zeigen, welcher Art die Unbilden sind, welche von unseren Landsleuten gegen Jene verübt wurden? Die Verpflichtungen, welche wir vertragsmäßig übernommen haben, sind von unserer Seite nicht erfüllt worden, während wir die Japaner drängen, ihre Schuldigkeit zu thun. Dabei sollten wir aber Rücksicht auf die Lage der japanischen Regierung nehmen; sie ihrerseits hat, glaube ich, Alles gethan was, ihr möglich war, um den Vertrag zu erfüllen. Sie ist so weit gegangen, deshalb selbst ihrem eigenen Volke gegenüber sich in schwierige Umstände zu bringen. Zwei Taïkuns und ein Regent sind ermordet worden; der Minister des Auswärtigen wurde überfallen, von seinen acht Dienern wurden sieben ermordet, und er selbst rettete nur mit genauer Noth sein Leben. Die Erbitterung des Volks macht es der Regierung schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, allen Bestimmungen des Vertrags nachzukommen, namentlich im Hinblick darauf, daß gerade Engländer Alles gethan haben, um die gegen uns feindselige Gesinnung noch zu steigern. Ich halte es für eine Unge-

reimtheit und eine grobe Verletzung aller Vorschriften der Gerechtigkeit, Volk und Regierung verantwortlich zu machen, weil sie nicht thun, was selbst der amerikanische Gesandte für eine Unmöglichkeit erklärt." Graf Grey führte das weiter aus und rechtfertigte die japanische Regierung, welche man nun zum Kriege dränge.

„Der letzte chinesische Krieg, so fuhr er fort, hat acht Millionen Pfund Sterling gekostet. Aber zwischen Chinesen und Japanern ist ein großer Unterschied zu machen. Die Letzteren haben, in Voraussicht der Dinge, die da kommen würden, längst zu einem Kriege gerüstet, europäische Waffen gekauft und viel werthvolles Eigenthum in's Innere des Landes geschafft. Ein Kampf mit ihnen wird kein Kinderspiel sein, er wird viel Blut und Geld kosten. Und was wird das Ende sein? Wir werden einen Vertrag mit noch schärferen Bestimmungen erzwingen und uns eine Geldentschädigung zahlen lassen; aber wir sind dann nicht besser daran wie heute, weil ein solcher Vertrag nur so lange gehalten wird, wie er eben gehalten werden muß; nachher bricht abermals ein Krieg aus. Ohne Zweifel wird Japan Niederlagen erleiden, und was ist die Folge? Finanzielle Zerrüttung; Verwirrung im gesammten Regierungsorganismus, Verlust des moralischen Ansehens der Regierung. Das werden wir bewirken in einem Lande von mehr als 30 Millionen Bewohnern, in einem Staate, den selbst unser Gesandter als ein ungemein glückliches, gedeihendes Gemeinwesen schildert. Das Volk hat durch rastlosen Fleiß sein Land in ein Paradies verwandelt, und in dieses bringen wir die Anarchie, Unordnung und Blut, Elend und Verderben. Nachdem Ihr ein Vierteljahrhundert lang mit Eurer verwerflichen Politik China in bodenloses Unglück, in unabsehbare Verwirrung gestürzt habt, wollt Ihr nun mit Japan dasselbe verwerfliche Spiel beginnen und dort einen ähnlichen Zustand der Dinge herbeiführen. Man braucht aber, Japan gegenüber, weiter nichts als einfach gerecht zu sein. Gewiß haben wir keine reinen Hände, und gerade deshalb verlange ich um so mehr, daß Ihr nichts erzwingen sollt, wenn ihr nicht selber Eure Schuldigkeit thut. Ihr habt kein Recht, britische Unterthanen zu beschützen, wenn Ihr selber keine Aufsicht über dieselben übt und sie dazu anhaltet, daß sie die Landesgesetze achten. Und was für Leute sind es denn, die so schmachvollen Unfug verüben durften? Unser diplomatischer Vertreter selbst, Sir Rutherford Alcock, hat sie als den Abschaum Europas bezeichnet." —

Wir sind auf diese Parlamentsverhandlungen eingegangen, weil sie helle Schlaglichter auf die Stellung der Engländer gegenüber Japan werfen. In diesem Lande sind die Dinge, theils durch die Schuld der Europäer, theils durch jene der fremdenfeindlichen Partei unter den großen Feudalherren, so weit gediehen, daß eine Aufrechterhaltung des Friedens kaum noch möglich ist. In der That melden die letzten Nachrichten aus Ostasien von Vertheidigungsanstalten der Japaner und von Zusammenziehen großer Truppenmassen.

Jedenfalls wird der Krieg, wenn er einmal begonnen hat, ein heißes Stück Arbeit geben. Die Japaner sind die tapfersten Leute in ganz Asien. Die Zeiten, da sie mangelhaft bewaffnet waren, sind vorüber. Der Offizier der kaiserlichen Leibwache, welchen unsere Abbildung darstellt, sieht allerdings wunderlich genug aus und hat, nach unseren Begriffen, ein keineswegs soldatisches Ansehen. Aber er ist in der alterthümlichen Paradeuniform. Wenn aber ein solcher Mann in's Feld rückt, dann wirft er all den überflüssigen Putz weg und kleidet sich eben so einfach wie zweckmäßig. Japan hat gezogene Kanonen, Büchsen und überhaupt Schießgewehre nach den besten europäischen Mustern, ein außerordentlich muthiges Volk und sicherlich auch intelligente Offiziere. Man wird nicht mit hochmüthigen Halbbarbaren, sondern mit einer hochgebildeten Nation in Berührung kommen. Wir unsererseits werden nicht ermangeln, dem Gange der Dinge in Japan unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden; es handelt sich um eins der tüchtigsten und interessantesten Völker des ganzen Erdballs.

Eine Fahrt auf dem San Juanflusse von Greytown nach Granada am Nicaragua-See.

Wilhelm Marr's Reise nach Centralamerika. — Eine Nacht auf dem San Juan. — Brüllaffen, Jaguare, Alligatoren. — Der gestirnte Himmel. — Marineros, Blutsauger und Moskiten. — Die Banane und die Arbeit. — Ein Gewittersturm. — Allerlei Nöthe. — Castillo viejo. — Der Nicaragua-See. — San Carlos. — Volkswirthschaftliches.

Wir haben Wilhelm Marr's Reise nach Centralamerika (Hamburg 1863, bei O. Meißner) mit wahrem Vergnügen gelesen. In Ton und Fassung hat das Buch viel Unmittelbares, man könnte sagen Burschikoses, aber es hat auch den großen Vorzug, daß es ungemein anschaulich, lebenswahr, man kann sagen mit photographischer Treue schildert. Der Verfasser ist kein Gelehrter, aber ein gebildeter Mann, eine frische, kräftige Natur mit offenen Augen und scharfem Blick; es sieht sich die Menschen und die Dinge an, und sagt offen und rund heraus, wie er sie findet. Täuschungen und philanthropische Nebelgebilde, welche er aus Deutschland mitgebracht hat, läßt er, der nackten Wirklichkeit gegenüber, bald fallen, und er thut es mit gesundem Humor und nicht selten mit ergötzlicher Selbstironie. Wir haben einen Mann vor uns, der sich in seiner Unmittelbarkeit nicht genirt, und in der Aeußerung derselben stößt er vielleicht da oder dort an; aber das weiß er selber sehr wohl. Herr Marr ist ein Tourist, aber sein Buch hat — weil ein guter Beobachter es schrieb — Werth nicht nur für das praktische Leben, sondern auch für die Wissenschaft. Es giebt gleichsam die Arabesken zu den Schilderungen, welche wir von Fachgelehrten haben, und vervollständigt dieselben; er malt durchgängig mit breitem Pinsel, aber die feineren Züge fehlen eben so wenig wie dann und wann ein poetischer Anflug.

Als Probe der Darstellung geben wir ein Bruchstück aus der Fahrt auf dem San-Juanflusse, der bekanntlich den Abzug des Nicaragua-Sees bildet. Herr Marr war mit einem Gefährten in Greytown, oder richtiger, San Juan de Nicaragua, an Bord eines Bongo gegangen, eines Fahrzeugs, das aus einem dicken Stamme des Guanacastebaums verfertigt war. Es hatte etwa 25 Fuß Länge; am Hintertheile, vor einem schmalen offenen Raume für den Mann am Steuer, waren eine Anzahl halbkreisförmiger Stäbe befestigt, über welche er zum Schutze gegen den Regen einige frische Kuhhäute gelegt hatte, die einen sehr übeln Geruch verbreiteten. Das war die Chopa, 3 Fuß breit, 6 Fuß lang. Die Schiffsleute, Marineros, waren Mischlingsgesindel. Die Fahrt ging langsam. Am vierten Abend waren die Reisenden noch nicht weit gekommen. Herr Marr schreibt:

Die Nacht brach rasch herein, und als das letzte Streiflicht des Tages von den Wipfeln der Bäume entschwunden war, lagerte eine tiefe, schauerliche Stille wohl eine Stunde lang über dem Forste. Da gab der gellende Pfiff eines einsamen Waldvogels zu einem Koncert das Signal und der Wald wurde lebendig. Myriaden von Cicaden erfüllten die Luft mit ihrem zitternden Geschwirr, Eulen stimmten ihr dumpftönendes Nachtlied an; aber schauerlicher als dies ertönte erst von der einen Seite, dann rund um uns her, bald nah, bald fern, das tiefe Gebrüll des Brüllaffen (Congos), das langgedehnte Woahan! Woahau! welches unsere Phantasie anfangs für das Brüllen des in den Wäldern häufig vorkommenden Jaguars hielt. Aber auch dieser stieß von Zeit zu Zeit seinen heisern, rauhen Schrei aus und machte, daß ich die halbe Nacht wach und schußfertig blieb.

Mit jeder Minute wuchs der unheimliche Lärm, jeder Augenblick brachte neue Thierlaute zum Vorschein, und selbst das Wasser blieb dem Walde die Antwort nicht schuldig, denn hie und da trieb ein Alligator an's Ufer, und winselte sein Wohlbehagen zu den, gleich Diamanten auf dunkelblauem Sammet über uns funkelnden Sternen empor. Aus dem Uferschilfe sprühten Milliarden glänzender Leuchtkäfer wie eine Funkengarbe in die Laubdächer empor, summten dicke Käfer, fächelte die Caprimulge (Morciegalo genannt), während große Nachtfalter, gleich Gespenstern, um uns herflatterten.

Ich habe nie einen schauerlich-erhabenern Eindruck empfunden als hier, wo ich zum erstenmale den Urwald belauschte, und wie mir berühmte Touristen mitgetheilt, läßt der San Juan selbst den Orinoco an Waldeffekten hinter sich zurück. Der Orion mit den drei Gürtelbrillanten und der Riegel, in welchem wir mit bloßem Auge jeden Stern erblickten, stand fest im Zenith. Das Schiff der Argo, das flammende Kreuz des Südens, den Skorpion, ich sah sie heute zum erstenmal in ihrer vollen Pracht. Und von dem Himmel schien man die überflüssigen Sterne wegzuwerfen, die Sternschnuppen schossen, einen mattglänzenden Streifen hinter sich ziehend, in einer Minute zahlreicher aus dem blauen Aether hernieder, als bei uns im Norden während der Dauer eines ganzen Sommers.

Unsere Marineros lagen, in ihre wollenen Decken gewickelt, bunt durcheinander und priesen den Schöpfer durch ihre sehr unangenehmen Schnarchtöne. Es war die Dissonanz im Koncert monstre des Waldes. Doch bald trat ein neuer Sängerchor in Scene.

Die Sancuden und Moskiten kamen in Wolken aus dem Walde hervor und betäubten unser Ohr durch ihr durchdringendes Singen, zu dem sie den Takt in unser lebenswarmes Fleisch stachen. Da half kein Wehen mit dem Taschentuche, kein Rauchen, kein Bestreichen der Hände und des Gesichts mit Citronensaft. Wir waren am nächsten Morgen so übel zugerichtet, daß an unserm ganzen Körper kein Fleckchen von der Größe eines Thalers frei von ihren Stichen geblieben war.

Mein Enthusiasmus wurde mit Mückenstichen getödtet, und aus Desperation leerten wir eine ganze Flasche Cognac und tauschten den nächtlichen Menschenjammer gegen einen Katzenjammer am folgenden Morgen aus.

Alle Leiden aber waren vergessen, nachdem wir uns bei Tagesanbruch durch ein Bad im Fluß erquickt hatten. Die Furcht vor Alligatoren hinderte uns hieran nicht. Diese Thiere sind, wie viele wilde Bestien, besser als ihr Ruf und wagen sich selten an Leute, welche gemeinschaftlich baden und dabei tüchtig plätschern oder sonst Lärm machen.

Unser viertes Nachtlager hielten wir am rechten Stromufer des San Juan (Punta de Trinidad) an der Mündung des Sarapiqui. Wir hatten somit in vier Tagen nur 28 (engl.) Meilen gemacht. Auf dem linken Ufer hatte sich ein Deutscher, Namens Hipp, angesiedelt, an der Costaricenser Seite wohnte ein Spanier, Don Chico (Francisco) Alvarado. Beide trieben ein ziemlich einträgliches Geschäft, indem sie an die vorüberfahrenden Californier Früchte verkauften. Die herrlichste Bananenpflanzung, die schönsten Melonenbäume, Paprayos, unter deren Blätterkrone die saftigen, schmackhaften Früchte unmittelbar an dem schlanken, nackten Stamme hängen, Orangenbäume von der Größe unserer Aepfelbäume, in deren dunkelm Laube das Gold der reifen Früchte vermischt erglänzt mit Myriaden duftender Blüten; Ananas, die Königinnen der Früchte, waren in die Wildniß hineingepflanzt und wucherten mit dem Unkraut um die Wette. Und trotz dieses scheinbaren Ueberflusses, trotz einer Anzahl gackernder Hennen, war es unmöglich, für Geld und gute Worte auch nur ein Ei zu bekommen. Die Hennen spazierten in den Wald, um ihre Eier zu legen, und die Eingeborenen, viel zu faul, um einen Verschlag zu machen, ließen sie gewähren und stillten ihren Hunger mit Bananen, die ihnen in den Hals hineinwuchsen.

Die Banane*) heißt „der Segen des Landes". Ich möchte sie eher den Fluch des Landes nennen, diese majestätische Frucht mit ihren riesenhaften, wie grüner Seidensammet glänzenden Blättern, ihren über 50 Pfund schweren Fruchttrauben, die wie eine Tiara, in Gurken nicht unähnlicher Gestalt, an dem saftigen Stamm, oft hundert an einer einzigen Traube (corona) hängen. War doch das Blatt, aus welchem Adam seinen ersten Frack schnitt, die Paradiesfeige, und seit jenen Tagen ist sie dem trägen Tropenbewohner sein Eins und Alles geblieben. Ich will mich nicht vertiefen in Betrachtungen, was aus diesem Boden bei fermentirender Produktivität gemacht werden könnte. Die Barbarei seiner Bewohner hat ein Recht zu faullenzen, das ist unbestreitbar. Aber Kultur und Civilisation haben auch ein Recht, diese faullenzenden Barbaren, zum Gedeihen der Menschheit, zur Arbeit zu zwingen, und das ist ebenso unbestreitbar; denn wo die Natur in ihrer Primitivität ist, gilt das Naturrecht und kein anderes! Quod erat demonstrandum.

Den Sarapiqui herab wehte aus den Gebirgen Costericas ein verhältnißmäßig kühler Wind. Das Thermometer zeigte in dem klaren, grünlichen Sarapiqui-Fluß nur 20 Grad R. Die Luftströmung trieb die Moskiten vom Ufer weg, und so schliefen wir und die ganze Mannschaft an Bord unseres Bongo, das am Ufer unter überhängendem Buschwerke befestigt war. Gegen Mitternacht trat ein Gewitter ein, und ein Aguacero (Platzregen) stürzte prasselnd vom Himmel. Zum Glücke gewährte das undurchdringliche Laubdach einigen Schutz, und wir schliefen eine Zeitlang, trotz dem Toben der Elemente und dem gelegentlichen Stürzen eines vom Blitz getroffenen grünen Waldriesen, ziemlich ruhig.

Da aber knackte und krachte es über unseren Häuptern: die Reifen, über welche die schützenden Kuhhäute gespannt waren, brachen zusammen und unsere Gesichter wurden von Fellen und dornigem Strauchwerk gefegt. Ein „Cavajo!" unserer Marineros jagte das andere. Erschreckt fuhren wir in die Höhe.

Unser Bongo saß buchstäblich in den Aesten und Zweigen des Ufergebüsches. Der Sarapiqui-Fluß war, wie das bei Regenzeit oft der Fall, plötzlich durch die Gebirgswasser angeschwollen und schien unsern Ankerplatz in das grüne Laub verlegen zu wollen. Wir schrien um die Wette nach Hülfe, aber sei es, daß man uns am Land in den nur zwanzig Schritte entfernt liegenden Ranchos vor dem Donner und Regengeprassel nicht hören konnte oder nicht hören wollte, genug, keine Seele kam uns zu Hülfe und wir mußten in pechrabenschwarzer Nacht mit Händen und Messern uns durchbrechen und durchhauen.

Wohl griff ich nach meinem Gewehr, um einen Nothschuß zu thun; der Schuß versagte, denn das Pulver war feucht geworden.

*) Platano ist der spanische Name für Banane, Plantanal ist eine Bananenpflanzung. Der Engländer hat für Banane das Wort plantain. Es ist aber unstatthaft, wie Herr M. thut, im Deutschen zu sagen: Platane, oder gar, wie ungeschickte Uebersetzer manchmal thun, Plantane zu schreiben. Wir fanden neulich einmal das Wort pine apple, d. h. Ananas, mit „Fichtenzapfen" übersetzt! A.

Zuletzt blieb nichts mehr übrig, als den Strick durchzuschneiden, welcher uns am Lande festhielt, und so trieben wir in Kreisdrehungen unseres Fahrzeuges, gepeitscht von dem niedersausenden Regen, in den San Juan zurück, blutend, zerrissen, die Marineros betend, wir fluchend.

Zum Glück ging die Sonne bald nachher auf und erlaubte uns, die Havarie bestmöglichst auszubessern und das Wasser auszuschöpfen. Unsere Kleider, denn wir waren bis auf die Knochen durchnäßt, zogen wir aus und trockneten sie an der Sonne, während wir ad interim in Vater Adam's Fashian blieben. Diese Thorheit sollten wir jedoch bald schmerzlich genug bedauern, denn unsere zarte, weiße Haut färbte sich in der Sonne bald rosenroth, und am ganzen Körper bildeten sich Blasen, wie nach einem Kantharidenpflaster. Wir litten fürchterlich und nahmen wohl zehnmal an diesem Tag ein Bad, um unsere Brandstellen zu kühlen, schmierten uns mit dem Oel aus unseren Sardinenbüchsen ein, rieben uns mit Citronensaft, stöhnten nach Herzenslust und ließen kein Palliativmittel unversucht. Zuletzt linderte — — eine tüchtige Portion englischen Salzes unsere Schmerzen.

Bei genauerer Revision ergab sich, daß die Hälfte unserer Vorräthe durch die Nässe verdorben war, und als wir versuchten, dieselben an der Sonne zu trocknen, wimmelte unser Reis und Schiffszwieback und unser Zucker von Tausenden kleiner schwarzer Käfer. — Fahre zum Teufel, Zartgefühl! —

Wir kochten gleichwohl unsern Kaffee, warfen den lebendigen Zucker hinein und schöpften die auf die Oberfläche kommenden Insekten und Käfer ab. Nun, es geht Vieles in der Welt, wenn man will, und Alles, wenn man muß.

Am sechsten Tage erreichte Herr Marr Castillo viejo, wo eine Menge braunen Lumpengesindels die Besatzung bildete. Ich sah, sagt der Reisende, nichts als träge, wankende, dunkelbraune Gestalten, halb nackt die einen, ganz nackt die meisten. Sie wiesen sich als Soldaten aus; sie waren wirklich uniformirt. Ein Tuch um den Kopf oder ein Strohhut auf demselben, ein Rosenkranz um den Hals und über den Schultern an haarigen Kuhfellriemen eine Art Patrontasche, machten die Tenue dieser Krieger aus. Einige trugen Schwimmhosen, ich glaube, dies waren die Sergeanten; ein paar Indianer hatten sogar wirkliche, vom Schneider gemachte Hosen an, und zwei hatten sich selbst bis zu einer Lastingjacke verstiegen, deren Farbe mir jedoch ein Geheimniß blieb. Der große, mit rothem Tuch umwickelte Cavaleriesäbel an ihrer Seite, der mit Stricken um die Hüfte befestigt war, verrieth einen hohen Rang. Das waren die Tenientes (Lieutenants) Coronels, Capitanos und dergleichen.

Der Bongo fuhr dann weiter. Der Reisende fährt fort:

Von jetzt an sollten unsere Leiden beginnen; alles Vorangegangene schien nur ein Vorgeschmack gewesen zu sein. Als wir uns anschickten, unsere Abendmahlzeit zu verzehren, fanden wir unsere sämmtlichen Vorräthe verdorben. Ein Kessel voll kalt gewordenen, am Morgen gekochten Reises, den wir mit Essig und Oel angemacht, mit spanischem Pfeffer gewürzt und mit Sardinen vermischt zu einem schmackhaften Salat (ich habe diese Erfindung Salade de Pongo genannt) verwandelt hatten, und zwei Büchsen Sardinen war Alles, Alles, was von unserm Proviant noch zu gebrauchen war. Der rohe Zucker, den wir von Greytown mitgenommen, war durch die Feuchtigkeit zu Muß geschmolzen und bildete mit den bereits erwähnten Thierchen einen braunschwarzen Insektenbrei. Die Blechkisten, in denen sich der Vorrath an trockenem Reis und Schiffszwieback befand, waren mit Schimmel überzogen, und Hunderttausende von Thierchen, Käferchen und Maden kribbelten und wimmelten darin.

Was beginnen? Wir mußten den Reis über Bord werfen; wir suchten unter den Schiffszwiebacken die besseren heraus, wuschen sie im Fluß und legten sie sammt unseren zwei Büchsen Sardinen in ein Blechgefäß, welches wir in einen größern, halb mit Wasser gefüllten Behälter stellten, um es auf dieser improvisirten Insel gegen weiteres Ungeziefer zu schützen. Zwanzig Zwiebacke und zwei Büchsen à zwölf Stück Sardinen und zwei Menschen, welche jetzt etwas über den dritten Theil des Weges ihrer Reise zurückgelegt hatten! Zum Glück war der Nicaragua-See nicht mehr allzuweit, und man hatte uns gesagt, daß wir uns dort würden der Segel bedienen können.

Die Nacht, welche diesem Tage folgte, war eine der schrecklichsten, die ich je erlebt. Myriadenweise fielen nach eingetretener Dunkelheit die Moskiten und Sancuden über uns her. Um nicht mit jeder Lungenbewegung diese Thiere einzuathmen, mußten wir den Mund mit einem Tuche verbinden. Doch wäre es nur hierbei geblieben! — Während unser Bongo am Ufer bei Castillo viejo lag, waren Unmassen von kleinen schwarzen Ameisen an Bord gekommen, deren feiner, ätzender Biß jedesmal ein kleines Brandbläschen erzeugte. In ganzen Schaaren marschirten diese laufenden Peiniger an unseren Beinen herauf, während die geflügelte Armee des Feindes uns von oben attakirte. Was der menschliche Geist erfinden konnte, um uns zu schützen, wurde in Anwendung gebracht. Aber was konnten wir thun, in einem Raume, wo wir weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnten! Die Qualen wurden zuletzt so intensiv, daß ich — schon halb delirirend — meine großen Wasserstiefeln anzog, in dem Wahne, diese könnten die armen Beine meines armen Leichnams wenigstens gegen die Ameisen sichern. Kaum aber hatte ich den Fuß unten in einen Stiefel gesteckt, als ich an den Zehen einen scharfen Kniff verspürte, und dem rasch zurückgezogenen Fuße folgten ein paar große Ratten, die sich pfeilschnell unter unser Gepäck flüchteten. Und als hätten sich alle ekelhaften Geschöpfe aus der Arche Noäh ein Rendezvous gegeben, zappelten gleichzeitig über meine Hände vier bis fünf der scheußlichsten Spinnen.

Nun, die bissen und stachen wenigstens nicht! Dagegen stellten sich in höchst zudringlicher Weise jene großen Waldfledermäuse ein und flatterten sogar häufig bis in die Chop hinein. Mehr als einmal standen wir im Begriff, uns mit den Kleidern in den Fluß zu werfen, um wenigstens auf Augenblicke den Qualen zu entgehen, aber auch hier plätscherten die Alligatoren uns ein warnendes „Zurück!" entgegen.

Und dabei glänzte wie das reinste Silber der Halbmond am tiefblauen Himmel, das Schilf und die Lianen am Ufer wiegten sich in feenhafter Grazie auf dem Wasser, und in den Fächern der Palmen flüsterte es wie Scheherazade, wenn sie ihrem blutigen Sultan liebliche Märchen erzählt. Der Wald hatte gleichfalls sein Koncert angestimmt, diesmal von den unterirdischen Retumbos eines fernen Vulkans begleitet. Der Congo brüllte, die Tiger heulten in der Nähe, die Cicaden schmetterten mit vollster Kraft. „O! mein ganzes Hab und Gut gäbe ich für ein gutes Nachtlager!" stöhnte mein Gefährte.

„Stellen Sie einen Tiger vor die Thür eines guten Schlafzimmers, und verdammt will ich sein, wenn ich mir mit dem Messer nicht den Eingang erzwinge!" rief ich.

Ich übertreibe nicht. Ich wäre einer solchen That nicht nur fähig gewesen, sondern ich hätte Den Freund genannt, der mir die Gelegenheit gegeben hätte, meiner Desperation in dieser Weise Luft zu machen. Denn statt resignirt von vornherein auf den Schlaf Verzicht zu leisten und die Entrichtung des Tributs der Natur auf den folgenden Morgen zu verschieben, wollten wir schlafen, und glaubten durch kindisches Wüthen die Dinge ändern zu können. —

Lebensmittel und Flaschenvorräthe waren den beiden Reisenden von den nicaraguensischen Soldaten gestohlen worden, und die Noth war groß. Sie schossen einen Affen und brieten ihn. In der siebenten Nacht blieben sie von Mücken verschont, der Urwald lag hinter ihnen und in nordwestlicher Richtung dehnte sich, bis an den Horizont aufsteigend, der majestätische, lachende Nicaragua-See aus.

Bekanntlich ist in den sogenannten Kreolenrepubliken, wo die

weißen Menschen nur eine kleine Minderzahl bilden, Alles im Verfall. Die „Stadt" San Carlos fand Herr Marr in folgendem Zustande: Am Ufer standen einige der allermiserabelsten Schilfhütten. Eine Anzahl langer Knüppel, möglichst dicht neben einander in die Erde gerammt und oben und unten durch Geflecht mit einander verbunden, eine Oeffnung zum Ein- und Ausgehen, und das Ganze mit einem Palmdach bedeckt, — das waren die Behausungen der Bewohner, der Fußboden die liebe Mutter Erde, das Bett eine Hangmatte aus Kuhhaut oder eine Kuhhaut auf einer Bank. Der Feuerherd ein Haufen Steine. An den Häusern keine Zuthat von Eisen! Kein eiserner Nagel verband die Balken, kein eiserner Riegel verschloß die Thür; der Kochtopf und die Machete (das Hauměsser) waren die einzigen Gegenstände, welche zeigten, daß die Bewohner überhaupt ein solches Metall kannten. Der ganze, ungetheilte Raum dieser Hütten diente als Wohn- und Schlafzimmer, Küche und gelegentlich als Viehstall.

Bekanntlich ist sehr viel über die Möglichkeit, einen schiffbaren Kanal durch Nicaragua zu bauen, gesprochen worden, und man hat erörtert, ob derselbe auch die Anlagekosten lohnen werde. Wir gehen hier auf diesen Gegenstand nicht näher ein, wollen aber eine sehr verständige Aeußerung des Herrn Marr hersetzen, die uns gefällt; sie zeugt von einem richtigen Verständniß der Raffenfrage. Er fragt, woher die Ingenieure die Arbeiter zu den etwaigen Kanalarbeiten nehmen wollten, und bemerkt: —

Ein weißer Mann kann in diesen heißen und sumpfigen Niederungen keiner anhaltenden, körperlichen Arbeit stehen, die Eingeborenen von Nicaragua aber wollen nicht arbeiten; und seit die, auf den Ruin der französischen und spanischen Kolonien spekulirende, Philanthropie (!) der Engländer die einzige Raffe, welche durch Natur und Geschichte die ökonomische Stellung erhalten zu haben scheint, Arbeitskräfte für ungesunde Gegenden zu liefern, lieber in ihrer afrikanischen Heimat zur Ehre der Fetische schlachten, als zum Wohle der Menschheit und der Kultur nützlich verwenden läßt, — seitdem darf man auch nicht hoffen, daß unseren „schwarzen Brüdern" das Werk aufgebürdet werden kann. Denn Onkel Tom ist ja heutzutage die nationalökonomische Autorität civilisirter Völker, wenn sie von der Kultur des fernen Westens reden! —

Die Solfatara bei Pozzuoli.

Von Friedrich von Hellwald.

Von Pozzuoli steigt man über die alte Via antiniana aufwärts, die längs den leukopäischen Bergen und über die phlegräischen Fluren hin nach Neapel leitete.

Nach einer halben Stunde gelangt man zu jenem berüchtigten, halberloschenen Krater, den man allgemein Solfatara nennt, ein Name, der ihm jedoch erst in der neuern Zeit wegen der hier wieder in Gang gebrachten Anstalt zur Gewinnung des Schwefels und Alauns geworden ist; denn Strabo nennt ihn *Ἡφαίστου ἀγορά* und er kommt auch unter dem Namen Phlaegra vor, wovon die phlegräischen Felder ihren Namen haben mögen.

Schon die Annäherungen zur Solfatara zeigen überall umher eine Unfruchtbarkeit und eine weißliche Farbe des Bodens, die auffallend mit der übrigen Gegend kontrastirt; ihr Dasein aber verkünden die aus ihr aufsteigenden, mit Schwefel geschwängerten Dünste, welche sich ringsum verbreiten und die Luft verpesten. Auf welche abschreckende Art die Alten sich den schon damals halberloschenen Schlund dachten, erfahren wir aus Strabo *) und Petronius **); Diodor ***) von Sicilien aber versetzt hierher den Kampf Jupiter's mit den Giganten.

Die Gestalt dieses Kraters kann man mit einer ovalen Muschel oder mit einem Becken vergleichen, das auf allen Seiten von verkalkten Hügeln umgeben ist und 180 Schuh im längsten Durchmesser hat. Schon beim Eintritte glaubt man sich in eine fremde Sphäre versetzt; — es ist der verwirklichte Traum einer kranken Phantasie! Nichts gleicht der Unordnung dieses wüsten, grausenhaften Ortes, nichts erinnert hier an die Schönheit der Natur, und die weiße Farbe der Hügel selbst wird zur Trauer. Ein unordentlich über einander geworfener Haufen von verkalkten Felsen, verbrannter Erde, Steinblöcke und Schlacken mit Anflügen von Alaun und Vitriol umgrenzen die Lavaschichten, welche den tiefen Abgrund bedecken, auf dem wir wandeln, und doch — die Natur will überall wirken — grünt in der Mitte des Kraters ein kleines Gehölz von Kastanienbüschen und Krüppeleichen, deren lichtes Grün sonderbar genug gegen den verbrannten Boden absticht.

*) Lib. V. cap. 4. *ὑπέρκειται δὲ τῆς πόλεως εὐθὺς ἡ του Ἡφαίστου ἀγορά πεδιον περικεκλειμένον διαπυροις ὀφρύσι, καμινώδεις ἐχούσαις ἀναπνοάς πολλαχοῦ και βρομώδεις ἱκανώς.*

**) Satyr. cap. 80.

***) Lib. IV.

Diese vulkanischen Massen, welche, ehe sie dem Schooße der Erde entstiegen, Jahrhunderte lang in den entzündeten Eingeweiden des Vulkans hin- und hergeworfen worden sein mußten, scheinen noch jetzt den Schwefel und den Alaun auszuschwitzen, der sie bedeckt. Hier und da sieht man Schlacken mit Metalloxyden, besonders schöne Stufen von krystallisirtem schwefelsauren Arsenik, thonartige Materie aller Farben und Krystallisationen, zwischen welchen leichte Rauchwölkchen langsam emporsteigen, die sich im Aether verlieren. Dem Erstaunen, das natürlich ein so ungewöhnliches Gemälde wilder Zerstörung in uns erregt, folgt der Schrecken, wenn wir mit dem Fuß auf die Erde stampfen oder einen Stein in eine Vertiefung werfen, aus welcher ein brennender Dunst hervorsteigt — und man sich durch den hohlen, dumpfen Ton überzeugt, in welche Tiefe sich der Schlund erstrecken und wie dünn die Lavarinde sein müsse, auf der unser unsicherer Fuß einherschreitet.

Andererseits muß man bedenken, daß diese Materie nur durch ein langsames Feuer erzeugt worden sein könne, da seit dem Jahre 1198, also seit 665 Jahren, keine Eruption hier mehr vorgefallen ist, daß der Vulkan sich endlich erschöpfen und nach und nach erlöschen dürfte, indem man auch keine Flammen mehr beobachtet, sondern höchstens in dunklen Nächten einen Schein bemerkt, und die Anzahl der Oeffnungen, aus welchen der Rauch aufsteigt, sich zusehends vermindert. Deshalb wird auch das Einstürzen dieser Decke nicht mehr fern sein, und der Kessel sich dann, so wie es bei vielen anderen erloschenen Vulkanen der Fall ist, mit Wasser füllen und einen See bilden. Zu Pellegrino's Zeiten scheinen manchmal noch Flammen hervorgebrochen zu sein, und Coffredo gedenkt, etwas undeutlich, zweier heißen Quellen, die auf der Sohle des Kraters hervorsprudelten, von welchen die eine oft bis sechs Fuß Höhe mit großer Kraft herausgetrieben worden und manchmal pechschwarz erschienen sein soll.

Indeß ist die Stille des Vulkans kein sicherer Bürge für seine Unthätigkeit oder sein allmäliges Erlöschen; denn wie lange schwieg nicht der Vesuv und wie fürchterlich brach er nicht im Jahre 79 plötzlich los! Es ist noch immerhin möglich, daß einst Pozzuoli unter der Solfatara begraben wird, wie jetzt Tripergole unter dem Monte nuovo ruht. Die größte augenblickliche Beruhigung wenigstens gewährt aber dem Fremden der Anblick mehrerer Arbeiter, welche, in vollkommene Sicherheit versenkt, sich hier mit

Einsammlung des Schwefels beschäftigen, indem sie tiefe Gruben ausheben und die daraus genommene Erde und Steine schmelzen.

Schon vor dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79 kannte man an der Solfatara Spuren von Entzündungen, Mineralwässer und Schwefellager.

Nach einem langen Stillschweigen brach sie im Jahre 1198 so fürchterlich los und warf so viele Flammen und Steine aus, daß Pozzuoli und dessen Umgebungen dadurch verheert wurden. Die späteren Schriftsteller erwähnen zwar vieler anderen kleinen Ausbrüche, allein diese waren nichts Anderes als hervordringende und nur bei Nacht sichtbare Flammen, bei Tage aber starke Rauchsäulen (Fumaroli), welche eine unerträgliche Hitze erzeugten.

Wir wissen aus Plinius, daß man schon im Alterthume hier beschäftigt war, den Alaun und den Ammoniak zu sammeln, welche sich in großer Quantität an den Schlacken angeflogen fanden. Im Mittelalter, wo man mit dieser Arbeit fortfuhr, gehörte die Alaunfabrik dem Spitale der Annunziata in Neapel und einigen anderen Unternehmern; später wurde die Anstalt erweitert. Zu diesem Behuf errichtete man im Jahre 1687 mehrere Gebäude mit Flugdächern, worin man den Schwefel kochte. Doch wurden dieselben, gleich dem großen Kanale, der das zu Gewinnung der Salze nöthige Wasser zuführte, an dem die Gegend zu allen Zeiten Mangel gelitten, schon nach sieben Jahren, durch das Erdbeben von 1694, wieder zerstört.

Im vorigen Jahrhundert kam die Anstalt abermals durch den bekannten Baron Brentano und den gelehrten Naturforscher Scipio Breislack in Aufnahme. Dem Uebelstande, daß Wasser fehlte, half man dadurch ab, daß man die bis auf die Hitze von 80° R. gesteigerten Dämpfe des Vulkans an einer Metalldecke anschlagen ließ, wo sie sich dann zu Wasser bildeten. Man hat Letzteres mehrfach analysirt und gefunden, daß es Schwefelwasserstoffgas, Alaun, Salmiak und Vitriolerde in der Auflösung enthalte.

Mehrere Schriftsteller haben behauptet, daß zwischen dem Vesuv und der Solfatara eine unterirdische Verbindung bestehe. Andere vermuthen wieder eine solche zwischen ihr und den Vulkanen Ischias und wieder Einige gar mit jenen Siciliens. Wenn übrigens die Meinung der Alten, daß das vulkanische Feuer aus einem gemeinschaftlichen Behältniß im Mittelpunkt der Erde sich auf verschiedenen Wegen zur Oberfläche dränge und dort Vulkane bilde, nicht unstatthaft ist, so mag eine Verbindung allerdings ihre Richtigkeit haben.

Es verdient bemerkt zu werden, daß während der Eruption des Vesuvs am 24. Februar 1822 die Solfatara sehr stark rauchte und durch ihre leuchtenden Dämpfe bei der Nacht über die ganze Gegend ein Dämmerlicht warf, daß der auf einer der äolischen Inseln liegende Vulkan Stromboli zu dieser Zeit ebenfalls Lava auswarf, selbst der Aetna in größerer Bewegung war, und der auf Island an der Südwestseite des Hekla gelegene Vulkan Ofields Jokel nach einem Stillschweigen von mehreren hundert Jahren kurz vor dem Ausbruche des Vesuvs zum erstenmale wieder Feuer zu speien begann und erlosch, sobald der Vesuv in Bewegung gerathen war. Andererseits hat Panvini während der Eruption des Vesuvs im Jahre 1817 die Solfatara genau beobachtet und gefunden, daß sich in ihr, so weit dies zu bemerken möglich war, während der ganzen Dauer jenes Ausbruches nichts geändert habe.

Ein älterer neapolitanischer Schriftsteller bemüht sich, zu beweisen, daß die Solfatara ein Schlund der Hölle sei! Ab operibus eorum cognosceritis eos!!

Einige Bemerkungen über die Insel Helgoland.

Das feste Land. — Die Dünenflora. — Thierleben. — Die Leute.

Die alte Fabel von der einst bedeutenden Ausdehnung der Insel Helgoland ist längst widerlegt. In neuerer Zeit ausgeführte geologische Untersuchungen haben gezeigt, wie wenig dieser Sandstein- und Keuperfelsen vor dem Wasser zurückweicht, und daß man durchaus nicht zu fürchten brauche, die Insel noch im Laufe des Jahrhunderts vom Meere verschlungen zu sehen.

Bruchstücke von Kreidefelsen, sogenannte weiße Klippen, umgeben die Insel. Einst waren sie unter einander im Zusammenhang oder von bedeutenderer Ausdehnung; aber die Inselbewohner brachen sie selbst ab, um Kalk daraus zu gewinnen, der einen gewinnbringenden Handelsartikel ausmachte. Wegen dieser abgebauten Kreideklippen entstand die Sage von der verwüstenden Einwirkung des Meeres auf die Insel und von der Zerstörung ihrer vermeintlichen Verbindung mit den nordfriesischen Uthlanden.

Außer den eben angeführten geologischen Vorkommnissen bietet Helgoland noch manches Andere, was für den Forscher von Interesse ist; durch aufgehäufte Rollsteine aus allen umliegenden Gegenden ist dort gleichsam eine große geologische Sammlung angelegt worden. Man findet die verschiedensten Granite, Gneiße, Syenite, Porphyre; da liegen neben den Kreidetrümmern und Muschelkalkversteinerungen die mannichfaltigsten Quarze, Sandsteine, Kalksteine und nicht selten Bernsteinbrocken und andere Reste, die auf Braunkohle deuten. Auch die neuesten, in historischer Zeit entstandenen Bildungen sind vertreten. An mehreren Stellen haben sich die Trümmer gescheiterter Schiffe dermaßen angehäuft, daß ihre Kanonen, Anker, Ketten und sonstige Metallmassen mit dem Sande des Meergrundes, mit seinen Muscheln und Kieseln zu einem felsenfesten Konglomerate, zu gefährlichen Klippen verschmolzen sind. Für den Geologen von Fach ist auf Helgoland von besonderm Interesse der versteinerungsreiche „Töck“, ein Thongebilde, das zwei verschiedenen geologischen Epochen, nämlich der Hilsthon- und der Tertiärformation, angehört. E. Hallier hat demselben in seinen jüngst zu Hamburg erschienenen gehaltreichen „Nordseestudien“ eine eingehende Betrachtung gewidmet und überhaupt die Naturverhältnisse der Insel sorgfältig beobachtet.

Auf jenem festen Boden, so wie auf den ihn umgebenden Dünen, wächst nun eine eigenthümliche Meerstrandsflora. Die Inselbewohner selbst beobachten und bezeichnen aber nur die wichtigsten und hervorragendsten Gewächse; dahin gehört namentlich das Dünengras (Ammophila arenaria), welches mit seinen langen Ausläufern den lockern Sand durchzieht, befestigt und gegen das Zerstieben schützt. In der Sprache der Insulaner heißt es „Halem“ (Halm) und mit diesem Namen wird auch die ganze Sanddüne der Insel bezeichnet. Bezeichnend für die Flora sind ferner die in unangenehmer Menge auftretenden, gelbblühenden wilden Kohlarten (Brassica nigra und Sinapis arvensis), hier „Ketjen“ genannt, dann „Omspunnen Tüch“ umspinnendes Kraut, wie die Ackerwinde heißt, die Grasnelke (Armeria vulgaris), der Seekreuzdorn (Hippophaë rhamnoides), der Sandroggen (Elymus arenarius) der Strandweizen und das Sandveilchen. Auch echte Salzpflanzen, zumal auf dem niedrigen Vorlande, breiten sich aus, z. B. Atriplex maritimum, Cakile maritima, Salsola Kali und Scirpus maritimus.

Im Kleinen kann man auch am Helgolander Strande jene Pflanzeneinwanderungen wahrnehmen, wie sie in ganz Westeuropa an den Küsten im Großen vorkommen. So ist es leicht möglich, daß das Rohr durch Vermittelung des Meeres sich angesiedelt hat. Im Frühjahre findet man, besonders nach anhaltenden Stürmen, in östlicher Richtung oft große Massen verschiedener Rohrarten und Gräser am Helgolander Strande; besonders wird das sogenannte Seegras in Menge angetrieben. Diese inter-

essante Pflanze ist kein Gras im botanischen Sinne, sondern eine Form aus der merkwürdigen Familie, welche wegen der Lebensweise ihrer Glieder den poetischen Namen der Najaden erhalten hat. Diese Gewächse kommen nämlich nur im Wasser vor; die meisten im süßen Wasser, einige im Meere. Hierher gehört das gemeine Seegras (Zostera marina), das rings um Helgoland im ziemlich tiefen Wasser auf dem Grunde des Meeres wurzelt. Im Ganzen zählt Hallier 220 auf der Insel wachsende phanerogame Pflanzen und 183 auf den Meeresklippen wachsende Algen auf.

Was das Thierleben Helgolands betrifft, so werden noch einige Hausthiere, namentlich Schafe und Schweine, gehalten. Pferde kamen früher auf der Insel vor, sind aber jetzt so unbekannt geworden, daß man sie den Insulanern, wie bei uns Kameele und Elephanten, für Geld zeigen könnte. Auch sollen einst wilde Kaninchen die Sanddünen bevölkert haben. Die Wanderratte, durch Schiffe eingeführt, ist häufig; aber Maulwürfe, Frösche, Eidechsen und alle diese kleinen, bei uns gemeinen Thiere fehlen gänzlich. Von Vögeln sind heimisch: der dumme Taucher oder Lumme (Uria Aroile), der an der schroffen Westkante nistet; seltener ist der Papageitaucher (Alca arctica). In Schaaren sieht man zur Zeit des Eises verschiedene Entenarten auf dem Wasser, auch Möven zeigen sich in Menge; der Sperling, hier Kirchenfink genannt, ist dagegen nur vereinzelt. Als Strichvögel erscheinen Drosseln, Schnepfen und einige Sänger, unter denen das Blaukehlchen sich auszeichnet.

Unter den Insekten wirken die Raupen einiger Schmetterlinge, namentlich des Kohlweißlings und Rübenweißlings, sehr schädlich. Lästige, dem Menschen nachstellende Insekten fehlen fast ganz. Die Stechmücke ist selten und die Stubenfliege tritt niemals in lästiger Menge auf. Die Strandfliege ist ein kleines, harmloses Thier, welches dem auf den Klippen Wandelnden nur durch die große Anzahl unangenehm wird, denn millionenweise scheucht man diese Thierchen bei der Annäherung vom Seetang empor. Dagegen belästigt die kleine gelbe Ameise mit ihrem beißenden Safte Jeden, der sich auf dem Rasen niederläßt.

Das eigentliche, für Helgoland charakteristische Thierleben bietet uns die salzige Flut. Säugethiere finden sich in derselben nur zwei, der Seehund (Phoca vitulina) und der Delphin (Meerschwein, Delphinus phocaena). Von einiger Bedeutung ist der Fischfang; als Köder für Schellfische dienen die kleinen Sandspieren (Ammodytes tobianus), welche von den Helgoländern mit starken Gabeln aus ihren Sandlöchern am Ufer ausgegraben werden. Die Helgoländer nennen den Schellfisch (Gadus aeglefinus) Wetleg; auch wünschen sie sich zu Neujahr „brav letjen", d. i. viele Kleine, nämlich Schellfische. Weniger als den Schellfisch fängt man den Kabeljau. Häufig dagegen erscheinen auf der Tafel des Helgoländer die Butten oder Schollen; sehr wohlschmeckend ist auch der seltsam gestaltete, mit einer Saugscheibe versehene Lump (Cyclopterus lumpus). Eine hübsche Erscheinung in den laubigen, vom Wasser überspülten Tangwäldern auf den Klippen ist die zierliche Seeschlange (Syngnathus ophiodon), ein aalförmiger, schuppengepanzerter Fisch, der eine Länge von zwei Fuß erreicht. Die Insulaner nennen ihn „Windfesk" (Windfisch), trocknen ihn und hängen ihn wie eine Magnetnadel an der Zimmerdecke auf, indem sie steif und fest glauben, daß er die draußen herrschende Windrichtung angebe. Eine besonders gute Suppe liefert die Aalmutter (Blennius viviparus), hier Tug genannt. Ihr Geschmack ist wie der des Aals; die Gräten sind schön grün; das Merkwürdigste ist aber bei ihr, daß sie lebendige Junge und zwar 50 bis 100 auf einmal gebiert. Unter den Knorpelfischen sind einzelne Haie und verschiedene Rochenarten zu erwähnen.

Von Wichtigkeit für die Helgoländer ist der Hummerfang, welcher mittelst sogenannter Tiners, Hummerkörbe, betrieben wird. Diese Körbe bestehen aus einem bienenkorbartigen Holzgerüste mit flachem Bretterboden, das mit einem dichten Netz umflochten ist. Nur an einer Seite befindet sich ein kleiner Eingang durch ein etwas aufwärts gerichtetes röhrenförmiges Netz. Der Korb wird mit einem großen Steine beschwert, welchen man auf dem Boden festbindet; darauf bringt man im Innern dicht vor dem Eingang ein Stück getrockneten Fisches als Köder an und senkt den Korb auf den Meeresgrund an einer Leine, deren Ende durch Korkstücke oben erhalten wird; ein Hummerfischer versenkt wohl 40 bis 50 solcher Körbe. Zweimal am Tage pflegt man die Körbe heraufzuziehen und mit neuem Köder zu versehen. Zwölf gefangene Hummern in fünfzig Körben ist schon sehr viel. Nach dem Fange werden den Hummern die Scheeren festgebunden, weil sie sich sonst untereinander zerkneipen würden. Der Hummerfang erleidet vom 15. Juli bis 15. September eine Pause, damit die Vermehrung ungestört vor sich gehen könne, und dieses selbstgegebene Gesetz ist eins von den wenigen, welche die Helgolander streng innehalten.

Helgoland mag gegenwärtig auf $1/_{50}$ Geviertmeile etwa 2500 Menschen haben. Die Einwohnerzahl ist von Alters sehr schwankend angegeben worden, woran die Auswanderungen wohl die meiste Schuld tragen. Das bekannte Seebad, welches alljährlich von ungefähr 2000 Gästen besucht wird, kann natürlich die Einwohner allein nicht ernähren; ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang und Hummerfang. Jährlich werden ungefähr 200,000 Schellfische und 50,000 Hummern nach Hamburg und London ausgeführt.

Der Helgolander ist, wie alle Friesen, männlich und verschlossen; dabei mißtrauisch, ernst, selten mit Fremden zu heitern Scherze geneigt; ja, diese Leute beweisen oft zu ihrem Schaden eine in's Eigensinnige gehende Abneigung gegen alles Fremde, besonders gegen fremden Rath und fremde Hülfe. Trotz der Zähigkeit, mit dem die Helgolander am Alten hängen, läßt es sich nicht leugnen, daß ihre alte friesische Sprache im Aussterben begriffen ist, wenn es auch noch sehr viele Frauen giebt, die sich mit den Fremden nicht verständigen können. Auf der See sind die Helgolander ausnehmend tüchtig, gewandt und muthig und übertreffen, wie überhaupt die Friesen, den englischen Seemann. Gemeininteresse, sagt Hallier, darf man aber bei ihnen nicht suchen; Jeder will herrschen, befehlen; Keiner will sich unterordnen oder auf guten Rath hören. Bei diesem Zustande versteht es sich fast von selbst, daß die Obrigkeit durchaus keine Achtung und Folgeleistung erwarten darf. Bei alledem ist ziemlich viel Bildung unter den Insulanern verbreitet und die Wohlhabenderen schicken ihre Kinder in Erziehungsanstalten nach Altona, Hamburg u. s. w.

Um den Helgolander von allen Seiten kennen zu lernen, um ihn zu schätzen und lieb zu gewinnen, muß man längere Zeit mit ihm im Verkehr gewesen sein, muß man bei der Hausfrau in der „Dönsk" oder Wohnstube gesessen haben, deren Wände in älteren Häusern noch mit „Asters" oder Fliesen geschmückt sind, muß sich von ihr erzählen lassen aus ihrer Jugendzeit; man muß durch den „Tal" (Gang) bis auf den „Bualkem" (Boden) gegangen sein und muß „Mehlpös" (Mehlspeise), getrocknete Fische und „Ahmbolk" (Pudding) mit ihr verzehrt haben.

Bei dem Neujahrswunsche tritt uns eine bekannte Seite des friesischen Charakters entgegen, die Geldliebe. Der Helgolander wünscht uns vor allen Dingen: Vell vertinne maist en nicks verliese maist, d. i. du mögest viel verdienen und nichts verlieren. Geister und Gespenster, so wie das zweite Gesicht, spielen bei vielen Helgolandern eine große Rolle; bei den beständigen Kämpfen mit den finsteren Mächten der Natur, bei den oft schrecklichen Leiden und Sorgen, welchen so Mancher ausgesetzt wird, ist dies kein Wunder, ebenso, daß ziemlich viele Fälle von Wahnsinn vorkommen.

Durch den Verkehr mit den Badegästen, durch die oft weiten Seereisen der Männer schleicht sich aber immer mehr Fremdes und eine gewisse Bildung ein, und man würde sehr irren, wenn man die Helgolander für ein „einfaches und schlichtes Fischervölkchen" halten wollte.

Dr. Steudeners Tod.

Wiederum hat das mörderische Klima des tropischen Afrika ein Opfer gefordert. Unser Landsmann Dr. Steudener brachte, wie vor ihm schon so viele Deutsche, sein Leben der Wissenschaft als Opfer dar. Den Nachrichten zufolge, welche an das Komité für die Erforschung Innerafrikas in Gotha gelangten und die wir in den öffentlichen Blättern finden, starb Dr. Steudener am 10. April dieses Jahres in dem Dschurdorfe Wau.

Wir ergreifen diese Gelegenheit um an die vielen Deutschen zu erinnern, welche hervorragen unter den Entdeckungsreisenden in Afrika, als Pfadfinder und Bahnbrecher ihr Leben in die Schanze schlugen, oder dasselbe der Wissenschaft zum Opfer brachten. Es gereicht dem patriotischen Gefühle des Deutschen gewiß zur hohen Befriedigung, wenn er sieht, wie seine Landsleute zu der großartigen, friedlichen und segensreichen Welteroberung, die unserer Zeit vorbehalten scheint, ihr gutes Theil beigetragen haben; sie sind mit unerschütterlichem Muth in früher wenig oder gar nicht bekannte Gegenden des „schwarzen Erdtheils" eingedrungen. Nicht wenige jener Männer, welche Gesundheit und Leben daran setzten, um durch Erforschung jener fremden Länder die Wissenschaft mit Schätzen zu bereichern, sind zwar wohlbehalten heimgekehrt, so: Russegger, Ehrenberg, Lichtenstein, Rüppel, Lepsius, Brugsch, Werne, Krapf, Bastian, Brehm, Barth rc.; von anderen dagegen können wir diese erfreuliche Kunde nicht bringen. Die große Todtenliste der minder glücklichen deutschen Forscher ist geeignet, jeden Leser mit tiefer Wehmuth zu erfüllen, wenngleich sie auf der andern Seite den erhebenden Beweis liefert, daß die Deutschen, allerdings vorzugsweise das „Volk der Denker", in hohem Grad auch Kraft und Muth besitzen, für ihre Erforschungen und Bestrebungen das Leben zu opfern.

Den Tod fanden in Afrika: Friedrich Hornemann aus Alfeld; er ist im Jahre 1800 im Sudan verschollen. Röntjen versuchte im Jahre 1809 von Marocco aus durch die Wüste nach Timbuktu zu dringen; er ist ermordet worden. — Kummer starb am Rio Robagga, im Jahre 1816. — Johann Ludwig Burkhardt starb in Kairo 1817. — Dr. Hemprich und Prof. Ludwig Liman aus Berlin, 1820. — Dr. Vogel aus Bonn, 1842 am untern Niger. — Dr. Overweg aus Hamburg, in Kukana am Tsadsee, 1852. — Dr. Reitz in Abessinien, 1853. — Dr. Schönlein, in Liberia. — Provicar Knoblecher holte sich den Tod im Sudan und starb in Neapel. — Eduard Vogel aus Leipzig ward 1856 zu Wara in Wadai ermordet. — v. Neimanns in Kairo, 1858. — Dr. Vierthaler starb in Afrika. — Albrecht Roscher aus Hamburg ward 1860 unweit vom Nyassa-See ermordet. — v. Barnim, Sohn des Prinzen Adelbert von Preußen, starb 1860 zu Roseres am Blauen Nil. — Dr. Theodor Bilharz, 1862 in Kairo. — Baron von Harnier aus Darmstadt ward 1862 am Weißen Nil von einem Büffel getödtet.

An diese lange Reihe von Märtyrern schließt sich jetzt noch Dr. Steudener an. Er betrat Afrika am 5. März 1861 und hatte bereits zwei volle Jahre den Gefahren des mörderischen Klimas getrotzt: in der Höhe des Sommers 1861 der berüchtigten Glühhitze im Rothen Meere, zu Massaua und auf dem Dahlak-Archipel, in dem darauf folgenden Winter den Schneestürmen der abessinischen Hochländer, im Sommer 1862 den fieberschwangeren Gebieten Ostsudans und Chartums, dann den gefährlichen Miasmen in den Sumpfregionen des Weißen Nils und des Bahr-el-Gasal.

Da endlich, so lautet der Bericht des Komités in Gotha, als er sich schon einem ohne Zweifel gesündern Theile Central-Afrikas näherte, raffte ihn in der Blüte seines Lebens ein Gallenfieber hinweg. Er starb, erst 31 Jahre alt, in Wau, einem Dschurdorf, ein paar Meilen westlich von Bahr el Dschur, etwa 18 deutsche Meilen westsüdwestlich vom Rek-See, ungefähr in 8° 20' nördl. Br. und 25° 45' östl. L. von Greenwich. Noch mit der zu Anfang Junis in Deutschland eingegangenen Post hatte er sehr umfangreiche und werthvolle Berichte an Dr. Barth eingesandt, die demnächst in der Zeitschrift für Erdkunde veröffentlicht werden sollen und in deren Anerkennung Barth die Nachsendung einer Geldunterstützung ermöglicht hatte.

Die letzten Briefe hatten Nachrichten von H. v. Heuglin und Dr. Steudener bis zum 20. März gebracht; damals hielten sie sich noch am See Rek auf. Die mitgenommenen Lastthiere reichten zur Fortschaffung des Gepäcks nach Westen nicht aus, deshalb entschlossen sich die beiden Reisenden, mit einem Theile derselben dem Gros der Expedition in's Innere vorauszueilen, eine Verbindungsstation zwischen den Bergen von Kasanga und dem See herzustellen, das Gepäck daselbst aufzubewahren, weitere Träger anzunehmen und mit ihnen zur Hauptstation zurückzukehren. Am 23. März waren sie aufgebrochen, hatten unter manchen Mühseligkeiten und Beide vom Fieber hart mitgenommen, am 2. April den 300 Schritt breiten Fluß Dschur und in derselben Nacht das Dorf Wau erreicht, wo sie blieben, da die Aussichten für das Anwerben von Trägern, deren sie etwa 150 gebrauchten, günstig waren.

Die klimatischen Verhältnisse fingen jedoch leider an, ihren Einfluß in bedauerlicher Weise geltend zu machen; die Tage waren sehr heiß, die Nächte kalt und feucht, die mitgenommenen Lebensmittel theils verzehrt, theils verdorben, so daß bereits am 8. April fast die Hälfte der Leute krank war. Dr. Steudener hatte schon am See Rek und auf der Reise nach Wau verschiedene Fieberanfälle gehabt, befand sich aber seit dem 7. April scheinbar auf dem Wege der Genesung. Am 9. fiel er jedoch in einen Schlaf, aus dem er nicht mehr erwachte und der den ganzen Tag, die Nacht und den Vormittag des 10. April andauerte, ohne daß er ein Wort sprach oder ein Zeichen von Schmerz von sich gab; um 1 Uhr Mittags an diesem Tage verschied er leicht und unbemerkbar.

„Wir haben ihm, schreibt sein Gefährte Heuglin, denselben Abend unter einer Baumgruppe unfern des Flusses seine letzte Ruhestätte gegraben, ein möglichst tiefes Grab, an einem vor Ueberschwemmung sichern Orte. Den Körper ließ ich in ein großes abessinisches Umschlagtuch nähen, im Grunde des Grabes noch eine engere Vertiefung für denselben anbringen, diese mit Laub und nach der Beisetzung mit Holz und Rinde füllen, wieder viel Laub darauf geben und dann Erde. So ist wieder, leider, einem rastlosen Forscher und Wanderer in Afrika ein frühes Ziel geworden, der die Früchte seiner Thätigkeit nicht ernten konnte! Ich verliere an Steudener einen braven und treuen Gesellschafter, der manche traurige Stunde mit mir getheilt und manche Nacht an meinem Bett gewacht und mich gepflegt hat."

Erst am 17. April konnte Heuglin das traurige Wau und das Land Dschur verlassen, um nach Bongo im Lande der Dor zu gehen, welches er am Bahr-Fertit betrat. In Bongo gelang es ihm, weitere Träger zu bekommen, so daß er am 24. April seine Reise nach dem Reksee antreten konnte. Von hier wurde das noch zurückgebliebene Gepäck der Expedition am 8. Mai durch 120 Träger nach dem Innern gebracht, zunächst bis Bongo und zum Kosangofluß.

Am 10. Mai, dem letzten Datum der vorliegenden Nachrichten, war der Haupttheil der Expedition, mit H. v. Heuglin und den drei Damen an der Spitze, im Begriffe, nach dem Innern aufzubrechen. Der jetzt von Heuglin eingeschickte Bericht nebst Karte erweitert unsere Kenntniß von Inner-Afrika vom See Rek um zwei Grade nach Westen.

Nilquellen und Kilimandscharo.

Hat der Nyanza mehrere Abflüsse? — Greenwood und Jukes gegen Speke und Grant. — Betrachtungen über die Stromquellen. — Hume Greenfield's Theorie über Hebungen und Depressionen, über eine unterseeische Barriere im Nyanza und doppelte Ausströmungen. — Bedenken gegen diese Theorie. — Analogien aus Skandinavien. — Ueber die zehn Abflüsse des Yojoa-Sees in Honduras. — Der Streit über den ewigen Schnee auf dem Kilimandscharo. — Desborough Cooley's Polemik gegen Herrn von der Decken und gegen die Londoner geographische Gesellschaft. — Herrn von Klöden's Werk über den obern Nil.

Es verstand sich von selbst, daß nach der ersten freudigen Ueberraschung Speke's Angaben über die Nilquellen von der Kritik schärfer in's Auge gefaßt werden mußten. Als die Kartenskizze des Reisenden bekannt geworden war und er selber die Ergebnisse seiner Forschungen übersichtlich mitgetheilt hatte, war Anlaß zu manchen Zweifeln gegeben; jedenfalls ist klar, daß noch sehr viel zu erforschen bleibt, bevor wir uns eine richtige Vorstellung von dem Quellengebiete des Obern Nils entwerfen können. Wir haben in dieser Beziehung sofort mehrere Punkte hervorgehoben und in unseren Aufsätzen (zuletzt Globus IV, S. 249 bis 255) allerlei Bedenken gegen manche Angaben Speke's geltend gemacht. Aber im Zusammenhange werden wir seine Leistungen erst übersehen können, wenn sein Werk erschienen ist; dann aber läßt sich auch ein endgültiges Urtheil über dieselben fällen.

Inzwischen hat sich in England ein lebhafter Streit erhoben zunächst über die Behauptung Speke's, daß der Nyanza-See mehrere Abflüsse habe. Gegen dieselbe tritt ein Oberst Greenwood auf und macht auch für diesen Fall die bekannte Theorie geltend, daß ein See nur einen Abzug haben könne (Athenäum Nr. 1862). In der folgenden Nummer dieser Zeitschrift läßt sich Professor Jukes vernehmen und pflichtet der Meinung Greenwood's bei. Er äußert, es sei zu bedauern, daß so muthige Entdecker es nicht der Mühe werth gehalten hätten, sich mit den Elementarprincipien der physischen Geographie bekannt zu machen, sondern daß sie raschweg Behauptungen aufstellten, die an Livingstone's bekanntes „Netzwerk von Flüssen in Central-Afrika" erinnern, so wie an desselben Reisenden fabelhafte, angeblich durch Erdbeben entstandene, Erdspalte bei den Sambesi-Katarakten. Ein großer See mit zwei Abzugsflüssen würde eine ebenso große Anomalie sein, wie ein Fluß, der sich in zwei Abzugsbecken ergösse, oder wie ein Süßwassersee ohne einen Stromabzug.

Auf diese Bemerkungen antwortet der neue Sekretär der Londoner geographischen Gesellschaft, Hume Greenfield, indem er die alte Theorie untersucht und eine neue in das Gebiet der Möglichkeiten rücken will. Es sei, meint er, wohl noch zu früh, Speke's Entdeckungen anzufechten oder zu vertheidigen, und es wäre müßig, darüber zu streiten: ob wirklich zwei Ströme aus dem Nyanza abfließen, welche sich nach einer kurzen Strecke selbständigen Laufes mit einander vereinigen, — bevor nähere, in's Einzelne gehende Erforschungen vorliegen. Er stellt dann, allerdings „sehr schüchtern und unmaßgeblich", auch eine Theorie auf, der zufolge der Nyanza allerdings zwei Abflüsse haben könne. Diese wunderliche Hypothese läuft auf Folgendes hinaus.

„Die am entferntesten liegende Quelle des Weißen Nils ist noch jetzt nicht erreicht worden. In den See ergießen sich viele Ströme; nach Allem, was seither gegolten hat, muß aber der längste und größte Arm als Hauptstrom betrachtet werden. Die Südküste des Sees, ein Segment von etwa 40° eines Kreises, scheint die Annahme zu rechtfertigen, daß die Gebirgskette, welche die Wasserscheide bildet, entweder eine nahezu kreisrunde Richtung verfolge, oder aber, was wahrscheinlicher ist, daß zwei Gebirgsketten vorhanden seien, die in einem stumpfen Winkel einander begegnen. Das entspreche, meint G., der Analogie, die man fast bei allen anderen Seen finde, deren Küsten gewöhnlich den Krümmungen der Gebirgsketten oder den Umrissen des Tafellandes entsprechen. Nimmt man also an, daß die Gebirgskette hoch genug sei, um das Regenwasser abzukühlen, oder daß eine der möglicherweise vorhandenen Ketten höher sei als die andere, oder auch, daß die Bergketten an einigen Punkten näher zum See hinantreten als an anderen, so daß das Wasser einen kürzern Lauf und einen stärkern Fall hat und folglich auch, bevor es sich in den See ergießt, keine hohe Temperatur erreichen kann, — dann wären, dieser Hypothese zufolge, beträchtliche Wassermengen, die unablässig dem See zufließen, kälter als das Wasser auf der Oberfläche des Nyanza. Dieses kältere und folglich auch dichtere Wasser würde natürlich unten bleiben und nur insoweit zur Oberfläche emporsteigen, als das erwärmte und mehr verdünnte Oberflächenwasser abzöge.

Nun ist wohl in Obacht zu nehmen, daß wir über die Gestalt des Seebodens platterdings gar nichts wissen. Es sei kein Verstoß gegen die Möglichkeit und gegen die physische Geographie, wenn man annehme, daß eine unterseeische Barriere, mehr oder weniger vollständig, etwa mittewegs durch den See ziehe. Die Wassermenge über derselben würde natürlich je nach der Jahreszeit verschieden sein; wahrscheinlich betrage die Tiefe dort selten weniger als 8 oder 10 Fuß, während der See an anderen Stellen vielleicht sehr tief ist. Lyell hat nachgewiesen, daß wir zur Erklärung mancher Erscheinungen, z. B. einer solchen, wie sie hier in Frage steht, auf eine lange Reihe von nach einander folgenden Erhebungen und Depressionen Rücksicht nehmen müssen, und daß diese sich über eine unberechenbare Zeit ausdehnen. Wenn also während einer derartigen Erhebung, die Barriere zu einer solchen Höhe emporstieg, daß das Wasser nur ein paar Fuß über ihr stand, oder wenn sie etwa zeitweilig über die Wasserfläche emporragte und folglich den See in zwei Theile schied, dann mußte das angehäufte Wasser nothwendig sich einen andern Abzug suchen. Dadurch bildete sich ein zweiter Abfluß. Kam nachher eine Periode der Depression, dann erhielt der See seine normalen Verhältnisse wieder; inzwischen aber hatte beim Ausgange jenes zweiten Abflusses das Werk der Erosion seinen Fortgang genommen, und wenn die Depression tiefer ging als der neue Abzug an der Stelle lag, wo er den See verließ, dann wurde die Wassermenge nicht erheblich vermindert und er konnte, falls Zuströmung genug vorhanden war, fortfahren, dem See als Abfluß zu dienen, selbst wenn die ursprüngliche Gleichartigkeit desselben wieder hergestellt worden war.

Das scheint, so sagt Herr Greenfield weiter, eine Lösung, die sich übrigens bei näherer Untersuchung auch als faktisch unbegründet herausstellen kann. Aber man darf gegenüber von Erscheinungen, welche unseren immerhin doch sehr beschränkten Erfahrungen und Wahrnehmungen nicht entsprechen, keineswegs sagen: Das kann nicht sein. Der oben aufgestellten Hypothese zufolge scheint mir der doppelte Flußabzug aus dem Nyanza-See eine weit weniger auffallende Erscheinung zu sein als die Gabeltheilung des Orinoko, welche 1130 Fuß über dem Ocean liegt und eine vollständige Wasserverbindung zwischen diesem Strom und dem Rio Negro vermittelst des Cassiquiare bildet." —

Wir unsererseits werden uns hüten, zu sagen: Das kann nicht sein; aber wir finden diese ganze Annahme und Ausführung des Herrn Greenfield außerordentlich künstlich und gezwungen. Er läßt seine mögliche „Barriere" mittewegs zwischen den beiden Enden des Nyanza geradeüber durch den See laufen, und auf Speke's Karte fließen doch die beiden Abzüge nur vom Nordufer aus und zwar in keiner weiten Entfernung von einander ab. (Siehe die Skizze Globus IV, S. 252). Läge der eine Abzug etwa im Süden oder Westen oder Osten, so ließe sich eine solche Leiste denken; da aber, wie gesagt, beide Abzüge (— wir lassen hier dahingestellt sein, ob überhaupt der zweite eine Wirklichkeit oder ein Phantasiegebilde Speke's ist —) auf der Nordküste des Sees liegen, so steht Greenfield's Barrierentheorie einfach

in der hohlen Luft, und seine ganze Hypothese nebst Beweisführung ist werthlos.

Dem Athenäum scheint das wohl auch vorgeschwebt zu haben, denn es bemerkt (Nr. 1864) seinerseits: „Herr G. hat den Nachtheil, daß er kein Beispiel von einem See anführt, der zwei Abzüge habe. Ein Beispiel wäre mehr werth gewesen, als weitläufiges Raisonnement. Das Athenäum führt dann ein Beispiel an; ein Verwandter Speke's schreibt ihm nämlich über den norwegischen Lessöe. „Dieser, am Dovrefield in der Provinz Christiania, liefert dem obern Laufe der Flüsse Rauma und Longen gleichzeitig Wasser. Der erstere strömt, vermittelst des Romsdal, der Nordsee zu, der andere dem Skagerrack. Ferner: Der Otta-Elv, ein anderer Arm des Longen (— das Athenäum schreibt dafür beide Male Langen! —) fließt aus dem Breidals-See ab, von welchem in gleicher Weise ein Strom in den Stor-Fjord hinabläuft. Jeder gute Atlas, Murray's Reisehandbuch und Forbes' Werk liefern für das Gesagte einen Beweis."

Die Stelle in Forbes' „Norwegen und seine Gletscher" steht in der deutschen Uebersetzung von E. A. Zuchold, Leipzig 1858, auf S. 18. Der Korrespondent des Athenäum hätte aber, gerade aus Skandinavien, noch eine Menge von Beispielen anführen können, von denen aber, wegen der eigenthümlichen Gebirgsbildung dieser Halbinsel, unserer Meinung zufolge, nicht ein einziges geeignet erscheint, die Annahme Speke's oder gar Greenfield's wunderliche Barrierentheorie irgendwie wahrscheinlicher zu machen.

„Der Seewind treibt in Norwegen die wasserschweren Wolken an die Westküste und auf das Gebirge, und der Niederschlag ist sehr bedeutend; in dem Hochlande kann aber wegen des Felsenbodens und des rauhen Klimas kein Tropfen durch Einsickerung oder Ausdünstung verloren gehen. Deshalb haben sich in allen Vertiefungen Gebirgsseen gebildet, die nach allen Richtungen hin, wo nur ein Ausweg möglich war, ihren Ueberfluß in Flüssen und Bächen dem Meere zusenden. Daher die merkwürdige Erscheinung an diesen Gebirgsseen und Sümpfen, daß ihre Flüsse nach verschiedenen Richtungen entströmen. Das Lessö Verks Vand (62° Br. 26⅓ L., 1930' hoch) bildet gegen Süden den Longen und gegen Norden die Rauma (Romsdalselv). Ein Sumpf bei Röraas (62° 48' Br., 49° 40' L.), über 2800 Fuß hoch, die Flüsse Glommen, Guul- und Nid-elv; in dem Sumpfe Kol des Hardangerschen Hochlandes entspringen acht in verschiedenen Richtungen strömende Flüsse, z. B. Laaven, Otteren, Rödalfs &c. &c. Die meisten skandinavischen Flüsse sind eigentlich nichts Anderes als Reihen von Landseen, durch kurze Stromschnellen oder Wasserfälle dort mit einander verbunden, wo die Felsenwände näher aneinander treten und der Boden sich senkt." So schreibt Dr. C. F. Frisch in seinem, beiläufig bemerkt, mit äußerster Genauigkeit und preiswürdigem Fleiß ausgearbeitetem Werk über Skandinavien S. 444. Das Buch bildet einen Theil des Stein-Wappäus'schen Handbuchs der Geographie und Statistik. Wir könnten übrigens noch manche andere Beispiele anführen, wenn das nöthig wäre.

Das Heranziehen dieser skandinavischen Seen, welche ganz andere geologische und klimatische Voraussetzungen und Bedingungen haben als der Nyanza, paßt durchaus nicht. Wollte man eine Analogie aufsuchen, so könnte man möglicherweise eine solche eher in Centralamerika finden, und zwar in dem Yojoa-See in Honduras. Allein auch diese wird nichts für Speke oder Greenfield entscheiden. Seltsam genug, daß die Londoner Geographen an diesen Yojoa-See nicht gedacht haben, obwohl vor wenigen Jahren oftmals von ihm die Rede war und dieses Wasserbecken eine interessante Erscheinung bildet. Da einmal der zwiefache Abfluß auf's Tapet gekommen ist, so wollen wir einige Bemerkungen über den Yojoa einschalten.

Im Jahre 1855 machte E. G. Squier, der als nordamerikanischer Geschäftsträger bei den centralamerikanischen Republiken bedeutende Landstrecken in denselben bereis't hatte, auf den Yojoa-See oder Taulebe in Honduras aufmerksam. Man wußte damals noch nichts Näheres über den Umfang desselben, konnte auch von den Landesbewohnern selbst nichts Genaueres erfahren. Was Squier ermittelte, läuft auf Folgendes hinaus: Aus dem Nordende dieses vom Gebirg umschlossenen Wasserbeckens, das 25 Miles Länge, 5 bis 8 Miles Breite hat, fließt der schmale aber tiefe Rio Blanco ab, welcher sich an derselben Stelle, wo der Humuya mündet, mit dem Ulua vereinigt. Einer Mittheilung des Konsuls Folsom zufolge verliert sich dieser Abfluß wenige Miles unterhalb der Stelle, bei welcher er aus dem See tritt, unter der Erde und strömt einige Zeit unter derselben fort. Außer dem Rio Blanco hat der See noch drei oder vier andere Abflüsse; der eine derselben geht nach Norden in den Santa Barbara, die beiden anderen fließen südöstlich in den Humuya. Das war Baily's Annahme. Squier sagte: „Baily hat aber Unrecht. Dergleichen Dinge kommen wohl in der Kindheit der Kartographie vor, aber die neuere Zeit weiß von dergleichen Entdeckungen nichts. Wir können dreist annehmen, daß der Yojoa-See nur einen einzigen Abfluß habe; wenigstens müßte erst noch bewiesen werden, daß mehrere vorhanden seien. Eine nähere Erforschung dieses Binnenbeckens wäre eine dankbare geographische Aufgabe." (Squier, die Staaten von Centralamerika &c., herausgegeben von Karl Andree, Leipzig 1856, S. 59).

Dieser Wunsch Squier's wurde schon nach einigen Jahren, 1858, erfüllt durch die Forschungen Stanton's und Edwards'; und Squier selbst sandte darüber einen sehr ausführlichen Bericht an die „Geographischen Mittheilungen" ein. Derselbe steht im Jahrgange 1859, von S. 169 an, und ist durch eine Kartenskizze erläutert.

Der Yojoa-See in Honduras liegt zwischen 14° 38' und 15° 3' N. Br., 88° 2' und 88° 13' W. L. Auf Baily's Karte (1850) hat er fünf offene Abzüge, nach Stanton und Edwards dagegen zehn, von denen einer über der Erde ist, während die übrigen unterirdisch verlaufen. Seine Höhe über dem Meere beträgt, nach Barometermessungen, 2050 Fuß, und er gehört zu jenen eigenthümlichen Becken, welche man in Honduras als Bolsones, d. h. Beutel oder Taschen, bezeichnet. Sie werden durch das gewundene System jenes Landes gebildet, dessen Bergketten zuweilen nicht in relativ geraden Bergketten verlaufen, nicht einen geraden Strich halten, sondern sich auf sich selbst zurückwerfen, nach sich selber zurückbiegen, beinahe Kreise beschreiben, verknotete Gruppen bilden und Hochebenen einschließen. In diesen „Beuteln" sammeln sich die Gebirgsbäche.

Der Yojoa-See bildet einen solchen Beutel, zwischen den Bergen von Miambar im Süden und denen von Santa Barbara im Norden und Westen; sie haben eine durchschnittliche Meereshöhe von 5000 Fuß, senken sich nach den Flüssen Humuya und Santa Barbara in Terrassen herab, welche von zahlreichen, in tiefen und engen Thälern strömenden Bächen durchschnitten werden. Eine Anzahl derselben hat ihren Ursprung in dem See, und sie werden von demselben durch unterirdische Kanäle gespeis't.

Aber der See hat nur einen durchweg offenen, d. h. über der Erde verlaufenden Ausfluß, nämlich den Jaitique, und zwar an seinem südlichen Ende. In sehr dürren Zeiten liegt er zwar auch trocken, hat aber im Allgemeinen doch so viel Wasser, daß er Kähne tragen kann. Vom See aus fließt er über eine Meile weit durch eine tief gelegene Wiese, tritt dann in ein enges Thal und eilt in einem Halbkreise zum Flusse Santa Barbara hinab. Bevor er sich mit diesem vereinigt, nimmt er die auch bereits vereinigten Gewässer zweier anderer Bäche, Rio Sacapa und Rio Salala, auf, die beide mit dem See durch unterirdische Kanäle in Verbindung stehen. Der Sacapa läuft eine halbe Meile weit unter der Erde hin, in welcher er sich zwei Meilen vom See verliert, nachdem er bis dahin, gleich dem Jaitique, durch eine tiefliegende, mit Binsen und grobem Grase bedeckte Wiese geflossen ist. —

Weitere Angaben kann man in den „Mittheilungen" lesen. Wir erwähnen hier noch, daß die zehn Ausflüsse des Yojoa-Sees (von denen einer ganz offen ist, die übrigen aber auf kürzere oder weitere Entfernung unter der Erde fließen) im Monat April trocken liegen. Von Juni bis Februar fließt mehr Wasser in den See, als durch dessen unterirdische Abzüge ausströmen kann, und dann geht der Ueberschuß durch das offene Bett des Rio Jaitique.

Wir wenden uns nun von der Kontroverse über die Nilquellen zum Kilimandscharo. Unsere Leser wissen, daß Baron Karl von der Decken zweimal den Versuch gemacht hat, diesen Berg zu ersteigen. Das erste Mal kam er bis etwa 8000, das andere Mal bis 13,000 Fuß. Diese zweite Besteigung haben wir neulich geschildert (Globus IV, S. 223). Er sagt in seinem Briefe an Barth, daß es Nachts tüchtig geschneit habe, am andern Morgen habe unterhalb seines Standpunktes zur Rechten und Linken Schnee gelegen, und er fügt hinzu: „Somit wird die Schneenatur dieses Berges jetzt wohl nicht einmal mehr von dem obstinaten Geographen Cooley in Zweifel gezogen werden."

Das geschieht aber allerdings. Herr Desborough Cooley, der von Anfang an ein theoretischer Gegner der Schneeberge war und die Angaben Rebmann's und Krapf's als unrichtig bestritt, giebt auch jetzt seine Sache nicht verloren und tritt mit einem wahren Ingrimm, mit einer großen Leidenschaftlichkeit gegen Herrn von der Decken auf, den er rundweg zum Lügner macht, wenn er auch das Wort selber nicht ausspricht. (Athenäum, Nr. 1864.) Gleichzeitig führt er Keulenschläge gegen die Londoner geographische Gesellschaft, welche von Erörterung wissenschaftlicher Fragen sich fern halte und sich lediglich an ein Galleriepublikum wende; indem sie sich solchergestalt erniedrige, habe sie allerdings großen pekuniären Erfolg, aber ihren wissenschaftlichen Charakter völlig eingebüßt.

Uns gehen diese Kontroversen nichts an, und wir werden uns hüten, Antheil daran zu nehmen. Leider nimmt in geographischen Streitfragen ein sehr wenig empfehlenswerther Ton überhand. Was Cooley contra von der Decken betrifft, so vermißt Jener an den Bemerkungen unseres unternehmenden Landsmanns Präcision und ein specielleres Eingehen. Cooley hat aber Recht, wenn er die Rücksichtslosigkeit und Feindschaft, welche Herr von der Decken gegen die Mahommedaner zur Schau trägt, tadelt; wir haben dasselbe schon früher (IV, S. 223) gethan.

Cooley ärgert sich, daß auch die Berichte der Londoner geographischen Gesellschaft den Kilimandscharo ohne Weiteres als einen Schneeberg bezeichnen, und wiederholt die früheren Einwendungen, welche er schon gegen Rebmann und Krapf gemacht. Der Letztere habe den Berg auf 12,500 Fuß Höhe geschätzt. Wer die Angaben der Missionäre als richtig vertheidige, sei ein Gegner kritischer Untersuchungen und verstehe nichts vom Detail der Sache!! Diese Vertheidiger hätten nicht einmal die Berichte der Missionäre gelesen; das Journal der Londoner Gesellschaft sage, der Kilimandscharo sei ein vulkanischer Kegel, und das wäre doch durchaus unwahr, weil er eine Trachytmasse bilde, welche nach Südwesten so allmälig abfällt, daß man, nach Rebmann's Aussagen, mit einem Wagen hinauffahren könne.

Die Leidenschaftlichkeit Cooley's geht auch daraus hervor, daß er annimmt, Herr von der Decken sei von vornherein entschlossen gewesen, die Aussagen und Angaben der deutschen Missionäre zu bestätigen; er habe Rebmann's Ansichten wiederholt, daß nämlich die weißen Massen auf dem Kilimandscharo Schnee seien, und doch beruhen sie lediglich auf einer Vermuthung. Herr von der Decken wolle allerdings eine Lawine gesehen haben, das sei aber nur ein Wechsel im Ausdrucke; weder dem vermeintlichen Schnee, dem liegenden noch dem fallenden, sei er nahe gekommen, und sehe man von der Lawine ab, so habe er die Worte, mit welchen er seine Entdeckungen erzählte, den Missionären abgeborgt. In Betreff der Höhenangabe folge er Rebmann's erster Konjektur und habe Krapf's Reduktion (von 20,000 auf 12,500 Fuß) außer Acht gelassen. Man könne einwenden, daß v. d. Decken die Höhe des Berges durch Beobachtungen ermittelt habe; das aber sei erst noch zu beweisen. Daß er Beobachtungen angestellt habe, dürfe man nicht bezweifeln, weil er selber das behaupte; aber man könne deshalb noch nicht annehmen, daß sie irgendwie werthvoll seien. Sein Begleiter Thornton habe gar keine Instrumente gehabt; von Herrn von der Decken wüßten wir weiter nichts, als daß er etwa drei Jahre an der Ostküste von Afrika sei, aber in dieser ganzen Zeit habe er der gelehrten Welt auch nicht ein einziges Partikelchen genauer Nachrichten irgendwelcher Art mitgetheilt.

Der Baron, so fährt der höchst giftige Engländer fort, wollte Berghöhen messen, und hatte gar kein hypsometrisches Werkzeug irgendwelcher Art bei sich. Er deducirte sich die Berghöhen aus einer geodätischen Aufnahme einer Gegend, die sehr weit von den Berghöhen entfernt war; er hatte einen Theodoliten und einen Sextanten, und während er mit beiden arbeitete, lebte er in fortwährendem Streite mit seinen halbwilden Begleitern. Die Berechnung einer Aufnahme, welche sich über 1000 Geviertmeilen erstreckt, ist selbst für einen geübten Mann eine schwere Arbeit; der Baron hat also nur einen ungefähren Ueberschlag gegeben, Vermuthungen, annähernde Schätzungen ohne arithmetischen Werth. Er giebt stets nur runde Zahlen und verdoppelt, so weit man seine Angaben zu prüfen im Stande ist, die Wirklichkeit. Er fand Schimba, wo er über die Küstenstenkette kam, 800 Fuß hoch. Den Kadiaro, der 5000 Fuß hoch ist, bestieg er bis zu einer Höhe von 4000 Fuß; dann wandte er sich nach Südwesten, machte einen Umweg und kam an den Kilimandscharo; den östlichen Gipfel schätzt er auf 17,000 Fuß, die westliche Kuppe auf 20,000, und von dieser soll Schnee 3000, 4000 oder 5000 Fuß abwärts liegen. In der Aufzählung der Berge, welche er gesehen und gemessen hat (in runden Zahlen), vermisse man den Schira, der südwestlich vom Kilimandscharo liegt und auf welchem Rebmann Schnee zu sehen glaubte. Andererseits erwähnt er den Meru, der 18,000 Fuß hoch sei; diesen hat er aber nicht gesehen, sondern fügt ihn in seine Liste ein und bedient sich dabei der Sprache der Missionäre.

Cooley sucht dann Decken's Behauptung über den Schnee auf dem Kilimandscharo zu widerlegen. „Der Baron sagt, es habe bei Nacht stark geschneit, und sein Gegner fügt bei: „im December, als die Sonne fast vertikal stand! Ich, der obstinate Geograph Cooley, kann dem Baron nur Glück wünschen zu einem Schneefall, der so gelegen kam. Aber ich glaube eher an die Excentricitäten eines Reisenden, als an solche von Seiten der Natur, und nachdem ich alle Umstände wohl erwogen habe, will ich mein Urtheil zurückhalten, bis ich etwas Näheres über seinen Charakter weiß. Im Bericht über seine zweite Reise sagt Herr von der Decken nichts über die Höhe des Berges und über den ewigen Schnee. Der nächtliche Schneefall in der heißesten Jahreszeit, fast unter dem Aequator, in einer Höhe von 13,000 Fuß, ist offenbar herbeigeholt, um Krapf's wunderliche Behauptung, daß auf dem Kilimandscharo ewiger Schnee in einer Höhe von 12,500 Fuß und tiefer liege, zu bestätigen."

In allen Mittheilungen des Herrn von der Decken findet Cooley nichts Ueberzeugendes; sein wissenschaftliches Verfahren charakterisire sich durch seltsame Wunderlichkeit; seine Resultate hätten mit Genauigkeit nichts zu schaffen; er sage gar nichts über die Refraktion, welche doch ein Gegenstand sorgfältiger Prüfung für ihn hätte sein müssen; seine Beobachtung sei auf einen äußerst engen Kreis beschränkt, er trete überall in die Fußtapfen der Missionäre; wenn er aber einmal einen selbständigen Schritt thue, dann zeige er, wie werthlos seine Arbeiten seien. Krapf erzählt, er habe, nachdem er die Hochebene von Schimba überschritten, einen Blick auf eine große, meeresgleiche Ebene gehabt, die sich nach Westen hin weit in's Innere erstrecke. Krapf und Rebmann erwähnen Ndungi's (d. h. Thonstätte), von wo, etwa 15 Miles von der Küste, ein Abhang von etwa 200 Fuß zum Niveau der Ebene

herabführe, auf welcher sich die Berge erheben, vereinzelt, wie Häuser; nach Rebmann hat diese Ebene ihren Abfall gegen Westen hin. Im niedrigsten Theile derselben liegt der Jibe-See, welcher Herrn Rebmann gezeigt wurde; er konnte ihn aber, weil er kurzsichtig ist, nicht sehen. Nun ist Herr von der Decken von Schimba in diese Ebene hinabgestiegen; er ging erst nach Süden hin, kam auf einem Umweg an den Jibe-See und sagt uns, daß dessen Küsten eine absolute Höhe von 1700 oder 1800 Fuß hätten; das wäre aber 1200 Fuß mehr als was aus Krapf's und Rebmann's Angaben gefolgert werden kann; da Rebmann von Kilima den an der Küste liegenden, 2500 Fuß hohen Berg Jambo sehen konnte, so ist es klar, daß jenes zwischen inne liegende Land nicht jene Höhe haben kann. Die Höhe also, welche Herr von der Decken dem See Jibe giebt, muß als durchaus unzulässig verworfen werden. Aber über diesen Landstrich kam der Baron, um den Kilimandscharo zu erreichen, und machte Nivellirungen, welche ihm zur Höhenbestimmung des Berges dienten. Hier ist also Alles falsch, und die Angaben von der Decken's sind durchaus werthlos. — — In Bezug auf die Schneeberge ist er aber mit seinen Entdeckungen offenbar am Ende; er hat durch seinen unduldsamen Fanatismus die Feindschaft des Herrschers und der Bevölkerung von Sansibar provocirt, er gesteht selbst ein, daß er es für das verdienstlichste Werk halte, den Mohammedanern zu schaden, wo er nur könne. —

Das sind die scharfen und bitteren Ausfälle Desborough Cooley's gegen Herrn von der Decken. Wir registriren dieselben nur, weil sie voraussichtlich zu weiteren Erörterungen Anlaß geben, und weil es sich dabei um das Problem der Schneeberge im äquatorialen Afrika handelt.

Schon früher haben wir einmal darauf hingewiesen, daß in der Londoner geographischen Gesellschaft ein heftiger Zwist ausgebrochen sei, der in der jüngsten Zeit immer bitterer wird. Es scheint sich in jenem Verein ein Cliquenwesen ausgebildet zu haben, und manche Mitglieder beschweren sich über Mangel an Berücksichtigung, über tyrannische Beeinträchtigung und dergleichen mehr. Herr Cooley, der seine Verdienste nicht gewürdigt glaubt, nimmt nun Gelegenheit, auch jene Körperschaft hart anzulassen. Sie habe ohne Weiteres des Herrn von der Decken Angaben über die Schneeberge für wahr angenommen, und deshalb stellt er ihr folgende Fragen, die sie beantworten solle: 1. Hat sie von Herrn von der Decken genaue geographische Daten erhalten? 2. Kam die Entscheidung über die Zuverlässigkeit von v. d. Decken's Angaben von sachverständigen Mitgliedern, z. B. von den Herren Waugh, Everest und Yule, oder nur von dem bisherigen Sekretär, Dr. Norton Shaw? Hatte sie eine wissenschaftliche Unterlage, oder war sie blos eine politische Maßregel zu Gunsten des Puffs und der Ankündigung gegen forschende Untersuchung und Beweisführung? Auch wäre es wohlgethan, wenn Sir R. J. Murchison, der vor drei Jahren an dem ewigen Schnee auf den Bergen unter dem Aequator zweifelte, nun die Gründe angäbe, welche ihn bewogen, seine frühere Ansicht zu ändern. —

Zum Schlusse kommt Cooley auf das obenerwähnte „Netzwerk von Flüssen", welches Livingstone im Innern Südafrikas entdeckt haben wollte. Indem die geographische Gesellschaft nach den Angaben des Reisenden eine „sorgfältig ausgearbeitete" Karte entwerfen ließ, habe sie auf eine geradezu schmachvolle Weise Verstöße gegen die Grundzüge der physischen Geographie sich zu Schulden kommen lassen. Livingstone war völlig im Irrthum, als er annahm, die früheren portugiesischen Reisenden seien nicht von Tete, sondern von Zumbo aus (das 200 Miles weiter nach Westen liegt), nach dem Innern aufgebrochen. Livingstone sagte, Lacerda's Papiere seien verloren und von Gamitto's Reisebericht hatte er nie etwas gehört. Aber Lacerda's Tagebuch und Gamitto's Bericht befanden sich in der Bibliothek der geographischen Gesellschaft. Ein Auszug aus dem erstern steht in Cooley's Werk: „Innerafrika laid open", das 1852 erschienen war, und auf einer gleichzeitig veröffentlichten Karte war Lacerda's Reiseweg deutlich angegeben; Dr. Norton Shaw stellte sich, als ob er von dem Allen nichts gewußt habe. „Die Wahrheit wurde unterdrückt; ein schmachvolles Gewebe absichtlichen und planmäßigen Nichtwissenwollens und falscher Angaben wurde im Namen der Londoner geographischen Gesellschaft dem Publikum vorgelegt."

Man sieht, welch einen hohen Grad von Bitterkeit eine wissenschaftliche Streitsache in England schon erreicht hat, und wie viel Persönliches hineingemischt wird. Wir können aber, der Sache wegen, um welche es sich im Grunde handelt, diese Angelegenheit nicht ganz ignoriren.

* * *

Nachschrift. 12. August. Wir schrieben das Obige vor sechszehn Tagen; seitdem hat sich unsere Annahme, daß der leidige Streit sich weiter ausspinnen werde, bestätigt. Den Schauplatz bildet auch jetzt das „Athenäum", in welchem (Nr. 1866) Heinrich Barth für Herrn von der Decken gegen Cooley auftritt. Unser berühmter Landsmann geht mit dem in seiner Theorie verbissenen, in der That äußerst hartnäckigen englischen Geographen sehr unsanft um. Allerdings hat Herr Cooley durch seine geradezu ingrimmige Wuth und die bösartigen Ausfälle gegen Herrn von der Decken allen Anspruch auf Nachsicht verwirkt, und wir finden Barth's Unwillen und Zorn gegen einen so rechthaberischen Mann vollkommen gerechtfertigt. Aber es wäre doch gut gewesen, wenn er in der Polemik weniger derbe Ausdrücke gewählt hätte. Cooley trägt freilich die Schuld, daß dieselbe einen so unerquicklichen, persönlichen Charakter genommen hat. Er bezeichnete Herrn v. d. Decken als einen Ignoranten und Lügner; der Mann des Studirzimmers, der sich für unfehlbar haltende Theoretiker, will Alles besser wissen als der Reisende, der an Ort und Stelle war und mit eigenen Augen beobachtete; und weil nun die Wahrnehmungen des Letztern mit der Theorie des Erstern nicht stimmen, soll jener ein Betrüger sein!

Barth ist darüber mit Recht empört und rechtfertigt Herrn von der Decken in Bezug auf die oben von uns mitgetheilten Ausfälle Cooley's, der blind und steifnackig an Meinungen festhalte, welche er sich ein- für allemal zurechtgemacht habe. Von der Decken's Mittheilungen sind durch Barth der gelehrten Welt bekannt geworden. Die Briefe der Reisenden sind an ihn gerichtet; er hat also die Aufgabe, seinen Freund zu vertheidigen.

Cooley, sagt er, verfährt sophistisch, stellt die Dinge in falschem Lichte dar und erlaubt sich böswillige Verdrehungen. Dahin gehört die Behauptung, daß Herr v. d. Decken zu Mombas vom Missionar Rebmann Erlaubniß bekommen habe, sich in's Innere zu begeben, um — Rebmann's und Krapf's frühere Angaben über den Schnee auf dem Kilimandscharo zu bestätigen! Aber der Baron ist ein Mann von durchaus selbständigem Charakter, und es erscheint geradezu lächerlich, anzunehmen, daß Rebmann, der ohnehin in seiner Mission bedrängt genug ist, in der Lage sei, überhaupt eine Erlaubniß zum Reisen in's Innere zu ertheilen.

Cooley's ganzer Aufsatz zeuge von des Verfassers „Unwissenheit und Stupidität". Es sei nicht wahr, daß die Missionäre Krapf und Rebmann von irgendwelchem bestimmenden Einfluß auf Herrn von der Decken's Beobachtung und Urtheil gewesen seien. Der Letztere habe bisher nur allgemeine Resultate und runde Ziffern nach Europa gemeldet; das sei aber ganz in der Ordnung, weil die speciellen Angaben einer größern Arbeit vorbehalten seien. Diese werde, sammt einer Karte, erscheinen und Cooley's Andeutung, daß der Reisende keine hypsometrischen Werkzeuge gehabt habe, sei eben so falsch wie die Andeutung, daß er wahrscheinlich den Verlust von Papieren vorschützen könne, weil er nichts gesehen und beobachtet habe, böswillig und „schamlos". Dasselbe gelte von der Behauptung, der Baron habe den Berg Meru nicht gesehen, obwohl er ausdrücklich meldet, daß er ihn erblickte, und dasselbe sagt auch sein Begleiter Thornton.

Der Baron habe allerdings in dem kurzen Bericht über seine,

gemeinschaftlich mit Doktor Kersten unternommene, zweite Besteigung des Kilimandscharo Nichts über den Gipfel des Berges und dessen ewigen Schnee gesagt. Cooley meine: die Angabe, daß in der heißesten Jahreszeit, unter dem Aequator, in einer angeblichen Höhe von 13,000 Fuß Schnee gefallen, behaupte v. d. Decken nur, um Krapf's wunderliche Angabe, daß in einer Höhe von 12,500 Fuß auf dem Kilimandscharo ewiger Schnee liege, zu bekräftigen. Darin, sagt Barth, liegt eine böswillige Verdrehung und eine ganz ungerechtfertigte Unterstellung. Denn was haben die beiden Reisenden zu schaffen mit einer irrigen Meinung des Dr. Krapf, welchem es an Kenntnissen in der physikalischen Geographie fehlte, und der nur eine sichere Thatsache konstatiren wollte, die nämlich, daß auf dem Kilimandscharo Schnee liege. Er stellte dieselbe fest ohne Bezug auf die Höhe der Schneelinie; erst späterhin äußerte er, von anderen Leuten dazu bewogen, die obige Ansicht über die Höhe, bis zu welcher herab möglicherweise ewiger Schnee liegen könne. Das Alles hat aber mit den persönlichen Beobachtungen des Herrn von der Decken nichts zu schaffen. Diesem ist es gar nicht eingefallen, die Höhe von 13,000 Fuß als die Schneelinie zu betrachten; er sagt im Gegentheil in seinem Briefe, daß er die Schneelinie wohl erreicht haben würde, wenn er noch zwei oder drei Stunden länger die Bergwanderung hätte fortsetzen können. Das war ihm jedoch nicht möglich, weil seine Begleiter ermüdet und durch die dünne Luft sehr angegriffen waren. Er sagt ferner, daß Schnee in einer Höhe von 11,500 bis 12,000 Fuß gefallen, aber durch den Einfluß der Sonne bald wieder geschmolzen sei. Er fiel in der Nacht vom 28. auf den 29. September, als der Baron sein Lager in einer Höhe von über 10,000 Fuß hatte, der Thermometer + 0,5 C. zeigte, ein scharfer, eiskalter Wind wehte, und gelegentlich auch Regengüsse nicht fehlten.

Barth widerlegt auch die übrigen Behauptungen Cooley's schlagend genug, und findet in allen nicht eine Spur von Wahrhaftigkeit, sondern lediglich böswillige Verdrehungen. Aber auch er mißbilligt ausdrücklich den Haß des Barons gegen den Mohammedanismus und äußert sich darüber ganz in der Weise, wie wir es schon vor ein paar Monaten im Globus gethan haben.

So viel von dieser Polemik. Cooley, der „obstinate", hat sich aber auch in die Kontroverse über die Nilquelle gemischt (Athenäum Nr. 1866) und dabei seine Beschuldigungen gegen die Londoner geographische Gesellschaft wiederholt. Daß Speke's Nachrichten vielfach unbestimmt und sehr dürftig sind, daß durch sie das große Problem nur theilweise gelös't worden ist und noch viel mehr zu thun bleibt, als bis jetzt geschehen, das haben wir, wie unsere Leser wissen, gleich anfangs gesagt. Cooley hat gewiß Recht, wenn er Herrn Speke, der gar kein Gelehrter ist, dringend warnt, sich auf geschichtliche Auseinandersetzungen, auf Ptolemäus, Cäsar, die Mondgebirge und dergleichen mehr einzulassen; er solle vielmehr einfach erzählen, was er gesehen und erlebt habe.

Cooley meint, daß in Bezug der Entfernung zwischen dem Nyanza-See und der Station Gondokoro am Weißen Nil die Ansichten irrig seien; sie betrüge nicht 4, sondern wenigstens 8 Breitengrade, also doppelt so viel als in Speke's (in der That höchst dürftiger) Kartenskizze angegeben sei. Durch d'Arnaud und Sabatier sei, seit 1841, der obere Weiße Nil viel zu weit nach Westen hin in die Karten eingetragen worden. Alle Reisewege zwischen dem Nil und den übrigen Flüssen jener Gegend zeigen, daß die Entfernungen zwischen ihnen geringer ist, als unsere Karten angeben. Man hat die magnetische Deklination in jener Gegend um 3° zu gering angenommen, und den Strom zu weit nach Süden und Westen hineingerückt. Trotz aller kritischen Einwendungen Cooley's wurden von Seiten der Londoner geographischen Gesellschaft jene Entfernungen, 1859, noch mehr verkürzt. Sie nahmen an, daß die ägyptische Expedition von 1839 unter Selim Bimbaschi auf dem Weißen Nil bis 3° 35′ gekommen sei. Auf der zweiten Expedition, 1841, ergab sich aber für diesen Punkt die Breite von 6° 35′. d'Arnaud war ein unfähiger Mann; Sabatier's Aufzeichnungen sind 1861 in Paris sorgfältig geprüft und als werthlos erkannt worden; wie das auch mit Peney's Beobachtungen geschehen ist. Bisher sind am obern Weißen Nil noch keine genauen Beobachtungen mit guten Instrumenten von sach- und fachkundigen Gelehrten angestellt worden. Den Positionen am Weißen Nil, über welche wir, seit 1841, Angaben bis 4° 42′ 42″ N. Br. haben, fehlt es an einer sichern Unterlage.

Die österreichischen Missionäre (Knoblecher rc.) fanden, daß man die Stromfahrt von Gondokoro nach Chartum, welche zu Berg 60 bis 70 Tage in Anspruch nahm, zu Thal in sechszehn Tagen machen könne. Sie zeichneten die Entfernungen zwischen den verschiedenen Haltpunkten auf und fanden, daß jene von Gondokoro bis zur Mündung des Sobat 184 geographische Meilen betrage. Der Strom hat unmittelbar oberhalb dieser Mündung eine westöstliche Richtung und weiter aufwärts einen sehr gewundenen Lauf; man kann deshalb annehmen, daß die meridionale Entfernung zwischen jenen beiden Punkten nur etwa die Hälfte jener obigen Distanz betrage, etwa anderthalb Breitengrade. Gondokoro kann also nicht unterhalb des 8. Breitengrades liegen.

Wahrscheinlich wird man Speke's Reiseweg in seiner nördlichen Abtheilung um drei bis vier Breitengrade verlängern müssen, Das kann um so weniger auffallen, wenn man bedenkt, daß er ein ganzes Jahr bedurfte, um eine Landstrecke zurückzulegen, welche auf seiner Karte nur 200 Miles (etwa 50 deutsche Meilen) lang erscheint.

Wahrscheinlich wird man aber auch die südliche Abtheilung verlängern müssen, weil doch wohl Kaseh, der auf Burton's Reise am weitesten nach Norden hin bestimmte Punkt, viel zu weit nach Norden hinaufgerückt zu sein scheint. Burton's und Speke's Instrumente waren, wie wir von beiden Reisenden wissen, im schlechtesten Zustande. Die Breitenangaben auf der Karte, welche die geographische Gesellschaft zu Burton's Reise zeichnen ließ, sind dieselben, welche wir in Speke's Notizbuche finden, und das Hinausrücken des Tanganyika-Sees nach Osten hin beruht nicht auf Berechnung. Als ich die Originalkarte sah, äußerte ich sofort, daß der Punkt Udschidschi am Seegestade zwei Grade weiter östlich, vom 28. auf den 30.°, gelegt werden möchte, und das geschah denn auch ohne Weiteres, ohne Berechnung. Solche Dinge werden freilich jetzt nicht vorkommen, da die Beobachtungen, welche Speke auf seiner letzten Reise gemacht hat, in die Hände des königlichen Astronomen gelangt sind.

Wenn wir richtige Angaben über die Position des Weißen Nils bekommen, dann wird helles Licht auf die Geographie jener Gegend fallen.

Das sind Cooley's Ansichten über diesen Punkt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß das Nilproblem sehr ausführlich von einem unserer tüchtigsten Geographen schon vor Jahren sehr eingehend erörtert worden ist. Wir meinen „das Stromsystem des Obern Nil; nach den neueren Kenntnissen mit Bezug auf die älteren Nachrichten, von Dr. G. A. von Klöden" Berlin 1856. Mit 5 Karten. Es ist ein Werk voll umfassender Gelehrsamkeit und ausdauernden Fleißes. Daß es viele Hypothesen enthält, von denen manche sich nicht bestätigt haben, das liegt in der Beschaffenheit der Quellen, welche zur Benutzung vorlagen. Seit acht oder neun Jahren haben wir gerade über jene Region eine Fülle neuer Berichte erhalten, und Petermann's Karte, auf welcher das Neue eingetragen ist, zeigt, in wie beträchtlicher Weise unsere Kunde erweitert worden ist. In Bezug auf die neuen Entdeckungen schrieb uns vor einigen Tagen Herr von Klöden: „Von Manchem, was ich vor acht Jahren annahm, muß ich nun Abstand nehmen. Noch bleibe ich aber bei meiner Ansicht über den Hauptstrom des Nil, den Jlas; ferner bei der Existenz des Habahia oder Yabus, wie ihn die Karte giebt, und mit Schmerzen würde ich vom Nil der Schwarzen ablassen, — was aber noch keineswegs nöthig ist."

Wer sich mit dem „Nil-Problem" beschäftigt, kann nicht umhin, das ungemein reichhaltige Werk des Herrn von Klöden sorgfältig zu studiren.

Kleine Nachrichten.

Manila durch ein Erdbeben zerstört. Wir finden in der Overland China Mail vom 13. Juni eine Correspondenz aus dieser Hauptstadt der Philippinen vom 4. jenes Monats, dem wir Folgendes entnehmen:

Gestern Abend um 7 Uhr schlug plötzlich eine gewaltige Flamme aus der Erde empor und umzüngelte unsere Stadt, welche so oft als die „schönste Blüte des Ostens" bezeichnet worden ist. Gleichzeitig hatten wir ein fürchterliches Erdbeben, das zwar kaum eine Minute dauerte, aber in dieser kurzen Zeitfrist unser herrliches Manila in einen Trümmerhaufen verwandelte. Paläste, Kirchen und Wohngebäude sind nur noch Schuttbaufen, überall sehe ich nur Tod und Verwüstung. Kaum giebt es ein Haus, in welchem nicht Tode oder Verwundete zu beklagen wären. In der Domkirche war eben Vesper; sie ist zusammengestürzt und hat Priester wie Laien erschlagen; dasselbe war in allen anderen Kirchen der Fall, jene des heiligen Augustin ausgenommen, welche auch während des Erdbebens von 1645 unversehrt stehen geblieben ist. Der Regierungspalast und andere öffentliche Gebäude sind vernichtet. Die Fremden können von Glück sagen; Keiner von ihnen ist todt, und nur zwei sind verwundet worden. Das britische Konsulat ist völlig zerstört und nur noch ein Trümmerhaufen. Die Bewohner haben sich bei diesem gräßlichen Unglück musterhaft benommen; Gouverneur und Erzbischof gaben ein vortreffliches Beispiel. Manila ist heute beinahe menschenleer, denn die Mauern, welche etwa noch stehen, drohen den Einsturz und man befürchtete, daß das Erdbeben sich wiederhole. Bevor es kam, verspürte man Schwefelgeruch, dann ein Getöse, als ob Kanonen donnerten, oder als ob ein gewaltiger Eisenbahnzug heranbrause. Die oben erwähnte Flamme, welche um die Stadt herum lief, stieg von der Bay aus zum Himmel empor; eine andere züngelte dreifach in die Luft; diese kam vom Lande her, zog nach dem Wasser hin, auf welchem die Schiffe drei Fuß hoch in die Höhe geworfen wurden; am Land ist der Erdboden um eine gute Elle gesunken.

Geographie deutscher Ortsnamen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß auf jedem Gebiete, wo sich ein Volksstamm in organischer Weise niederließ, eine gewisse regelmäßige Einförmigkeit der Grundwörter in der Ortsbezeichnung sich erkennen und dadurch gleichsam der Sitz eines solchen Stammes geographisch begrenzen läßt. Der bekannte tüchtige Forscher Ernst Förstemann hat so eben ein treffliches Werk über „deutsche Ortsnamen" (Nordhausen 1863) veröffentlicht, in welchem auch auf die Geographie derselben, oder die Ortsnamen im Raume, Rücksicht genommen wird.

Die Frage nach der geographischen Verbreitung einzelner Grundwörter von Ortsnamen hängt mit den Verbreitungskreisen und Wanderungsrichtungen der Volksstämme eng zusammen. Eine solche zusammengehörige Gruppe von Volksstämmen und Landschaften sind z. B. die Nordseeküstenländer von Holstein bis nach Flandern; das Wort Deich, niederdeutsch Dyk, das einen gegen die Fluthen aufgeworfenen Damm bezeichnet, das Wort Geest, das weniger fruchtbare Land hinter der sehr fruchtbaren Marsch, finden wir nur dort. Andere in diesem Gebiete vorkommende und bezeichnende Grundwörter sind Fleeth, (ein Gefließ, z. B. in Elsfleth), Wiesch, die niederdeutsche Form für Wiese, Bülte, ein Hügel, das besonders im Oldenburgischen sehr verbreitet ist; dann Siel, das einen Kanal durch den Deich bedeutet u. s. w.

Ein zweites Gebiet geographischer Ortsnamen zeigt sich in den niedersächsischen Orten südlich von den vorher erwähnten. Am vollständigsten wird dieses Gebiet bezeichnet durch Wörter, die sich auf — kuhl (= Grube) enden. Diese Schreibung gilt von Holstein bis Düsseldorf, dann tritt bei Aachen die Form — kaul auf und in den Niederlanden — kuil. Hierher gehören auch die sich auf — siek (= feuchte Niederung) und Hude endigenden Wörter. Die Endung — büttel finden wir am häufigsten in der Lüneburger Haide; sie hat ihre Nordgrenze in Holstein und ihre Südgrenze bei Wolfenbüttel im Braunschweigischen; sie bedeutet etwas Gebautes. In demselben Bezirke liegen auch die Orte, welche auf — wedel ausgehen; ihm liegt die Bedeutung „feuchte Gegend" zu Grunde; Beispiele sind Salzwedel, Steinwedel u. a. Namen auf — scheid, wie Lüdenscheid, bezeichnen am Niederrhein eine Wasserscheide; sonst finden sie sich in Deutschland nirgends.

Als Repräsentant der Ortsnamen im Südwesten unseres Vaterlandes kann das sich selbst bezeichnende — weiler gelten; im Osten Deutschlands finden wir gar keine Orte, die sich auf dieses Wort enden, und das ist eine bedeutsame Thatsache zur Geschichte der Besiedelung jener Länder. Rein schweizerisch sind die Namen auf fluh oder flüh. Die Formen auf — wang zeigen sich fast nur südlich von der Donau an den Lechquellen, im badischen Oberrheinkreis und am Inn.

Orte mit der Endung — leben (vielleicht ein Erbe bezeichnend) ziehen sich von Thüringen bis nach Schleswig (z. B. Hadersleben) in einer langen Linie hinauf. Rode hauptsächlich in einst waldigen Gegenden, z. B. am Harz (Wernigerode, Elbingerode) bezeichnet einen Ort wo das Holz ausgerodet ward.

Bezeichnungen mit — stein, — burg, — berg, — stadt, finden wir allenthalben und sie sind, als allen germanischen Völkerstämmen eigen, von keiner besondern Bedeutung. Im Osten unseres Vaterlandes treten dann wieder slawische Ortsnamen auf — itz und — ow auf; doch sind auch noch hier gut deutsche Namen, theilweise aus der Zeit vor der Eroberung durch die Slawen im vierten Jahrhundert, nachzuweisen. Keltische und romanische Namen finden wir im Süden und Westen.

An einem schlagenden Beispiele weist Förstemann nach, wie sich der Charakter der Ortsnamen in einer niedersächsischen und oberdeutschen Gegend in Zahlen ausdrücken läßt. Er legte 350 Ortsnamen aus der Nordhäuser und 213 aus der Stuttgarter Gegend zu Grunde; diese vertheilten sich folgendermaßen:

Nordhausen:			Stuttgart:		
auf — rode	21	Procent,	auf — ingen	20	Procent,
„ — ungen	9	„	„ — hausen	9	„
„ — stadt	5	„	„ — heim	8	„
„ — hausen	4	„	„ — bach	8	„
„ — dorf	4	„	„ — berg	6	„
„ — leben	6	„	„ — weiler	5	„

Neue russische Städte im Amurlande. Wir gaben vor einiger Zeit einen Bericht über des Missionars Franclet Reise auf dem Sungari und dem untern Amur, und werden demnächst Mittheilungen über diese interessante Region aus dem gediegenen Werke geben, welches unser Landsmann Ravenstein zu London in englischer Sprache herausgegeben hat. Heute bringen wir einige Mittheilungen über neuangelegte Ortschaften im Amurgebiete nach einer russischen Quelle. Der Verfasser, Makfimow, bemerkt aus dem Jahre 1860 unter Anderm:

Ein großer Theil des linken, von den Russen besetzten Amurufers zeigt einen niedrigen, waldlosen Steppencharakter; dieses ist entschieden sandiger und niedriger als das rechte, noch chinesische Ufer, besonders von dem Punkt ab, wo der Amur die Fluten der doppelt so breiten Seja aufnimmt. An diesem flachen Ufer haben die Russen ihre neuen Städte angelegt, die bis jetzt einen noch ganz militärischen Charakter zeigen. Die bedeutendste unter ihnen ist Blagowjeschtschensk, welche zu schildern es gerade keiner glänzenden Farben bedarf. Von allen Seiten hört man hier noch das Klingen der Aexte und Kreischen der Sägen, aber nur in der Hand russischer Soldaten. Soldaten schleppen die Balken von den großen Flößen aus an's Ufer, zersägen sie auf den Plätzen, fügen die Häuser zusammen und singen dabei ihre melancholischen Volkslieder. Hier und da Kanonen, Militär- und Civilbeamte, Munitionsvorräthe und derlei Sachen geben dem ganzen Städtchen einen soldatischen Charakter, aber einem Mann in Civilkleidung begegnet man selten. So ist diese Stadt wie ein künstliches Gewächs auf Befehl der russischen Regierung entstanden. Auf einem Raume von zwei Werst ziehen sich in ganz gerader Linie an dem flachen Ufer des Amur sechszehn gleiche Häuser hin; alle sind aus Holz, und nur die Dächer mit Ziegeln gedeckt. Keine Umfriedigung ist zu sehen; wüste Plätze, mit Schutt bedeckt, treten an die Stelle der Gärten; von einem Baume keine Spur; nur Steppen, nichts als Steppen nach allen Seiten!

Die Zukunft von Blagowjeschtschensk mag Etwas versprechen, aber jetzt ist der Eindruck, den es auf den Fremden hervorbringt, ein ungemein niederschlagender; es gleicht einer in Eile erbauten Kaserne, kalt, mit Zugluft und tröpfelnden Dächern; von Liniensoldaten zusammengezimmert, in deren Händen sich zum ersten Mal ein schlechtes Beil befand, kann es auf Solidität des Baues keinen Anspruch machen. Der Schnee dringt durch die Lücken im Fachwerk ein, der Wind pfeift durch die Fensterrahmen, in welchen das Moos zur Ausfüllung der Zwischenräume fehlt. Nur drei bis vier Zimmer in der ganzen Stadt haben Oefen; in den übrigen sitzt man im Pelze. Man lebt in der Zukunft und nicht in der Gegenwart. Eine leicht aufgeführte Kirche und zwei Packhäuser stechen von den einförmigen Kasernen ab, ebenso einige Getreideschuppen. Aber die Häuser, in welchen künftig einmal Kaufleute und Handwerker wohnen sollen, müssen erst noch gebaut werden. Die Mehrheit der Einwohner zieht es aber noch vor, in Erdhütten zu wohnen, welche am Ende der Stadt liegen; es sind dies Sträflinge, die ihre Strafzeit überstanden haben, und einige freie An-

siedler, — das ganze „bürgerliche“ Element der Hauptstadt des Amurlandes.

Unterhalb Blagowjeschtschensk gewinnen die Ufer des Amur ein etwas mannichfacheres und lebhafteres Aussehen; doch ist die Vegetation noch immer karg, da man nur kleines Strauchwerk sieht. Je mehr man sich aber der 35 Werst entfernten Mandschurenstadt Aigun nähert, desto freundlicher wird der landschaftliche Charakter. Schon dieser letztern Stadt gegenüber erblickt man das Mandschurendorf Sachalan-Ula, und weiterhin ist das ganze rechte Ufer mit Ansiedelungen wie besäet, während sie auf dem linken nur in großen Abständen sich zeigen. Ihr Aeußeres hat nichts Ungewöhnliches, aber nach den menschenleeren Ufern des obern Flusses bringen sie einen angenehmen, erquickenden Eindruck hervor. Hierzu kommt noch der wichtige Umstand, daß alle diese Mandschurendörfer mitten unter Hainen liegen, welche schon im Mai in dichtem frischen Grün prangen. So nackt und baumlos die neue russische Stadt ist, so schön belaubt sind die Dörfer der Mandschuren. Wie es heißt, gebietet ihnen die Religion, die Gräber ihrer Väter und Ahnen mit Bäumen zu bepflanzen, die fortan als ein unantastbares Heiligthum verehrt werden; wer sie umhaut, wird zum Tode verurtheilt. Die Russen dagegen bemühen sich Alles auszuroden, und eine kahle, traurige Ebene erstreckt sich um die neue Stadt Blagowjeschtschensk, während auf der chinesischen Seite des Flusses sich bis zur Stadt Aigun ein dichtes Grün hinzieht. —

Da, wo der wasserreiche Fluß Ussuri in den Amur fällt, erhebt sich ein mächtiger Felsen, auf dessen Vorstufen und Abhängen sich eine neue russische Ansiedelung befindet, die nach dem ersten Eroberer des Amurlandes, dem wilden und rohen General Chabarow, den Namen Chabarowka erhielt. Ihre Entfernung von Blagowjeschtschensk beträgt etwa 930 Werst, von Nikolajeffsk etwa 906 Werst.

Sie besteht fast ausschließlich aus großen Kasernen und kleinen Häusern der verheiratheten Soldaten. Bedingt durch die Bildung des Bogens, der in zwei oder drei Terrassen abfällt, ist Chabarowka so gebaut, daß nicht ein einziges Haus, wie klein und unschön es auch sein mag, dem Auge entzogen oder von einem andern verdeckt wird; dadurch erhält der Ort bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gebäuden dennoch das Ansehen einer großen, gutgebauten und volkreichen Stadt. Mit den vielen Kasernen wechseln die Häuser der Amur-Kompagnie, sowie einige Erdhütten ab. Zwischen den Häusern sind hier und da Gemüsegärten angelegt, und als großes Zeichen des Fortschritts gilt eine ebene, etwa zwei Werst lange Straße, die von einem Ende der Niederlassung zum andern führt. Ganz im Gegensatze zu Blagowjeschtschensk ist Chabarowka mit theilweise noch bewaldeten Bergen umgeben, in denen freilich die Axt der russischen Soldaten arge Verwüstungen anrichtet. Von dem Berg aus übersieht man die ganze Stadt, den Ussuri mit seinen Sandbänken, den breiten Amur, welcher die Niederung durchfließt. Am rechten Ufer des Amur stehen noch dichte, tausendjährige Waldungen mit ihren Eichen, Lärchen, Buchen, Nußbäumen u. s. w. Von hier an ist auch das rechte Amurufer russisches Territorium und gehört mit dem linken zu der neugebildeten Küstenprovinz (Primorskaja oblast) des östlichen Sibiriens.

Jedenfalls ist Chabarowka zu den schönsten, bestgelegenen Orten am ganzen langen Laufe des Amur zu rechnen und vereinigt in sich alle Bedingungen, welche dazu nöthig sind, um die Ansiedelung mit der Zeit in eine ordentliche Stadt zu verwandeln.

Mariinsk unterscheidet sich von Chabarowka nur dadurch, daß man freie Kolonisten sieht und eine ganze Straße aus Ansiedlern besteht; aber trotzdem herrscht das militärische Element vor. Der Ort hat weder eine Kirche, noch eine Kapelle. Unterhalb Mariinsk wohnen Giljaken, oberhalb Golden. Unter den Ersteren haben russische Bauern aus dem Gouvernement Irkutsk eine Anzahl von Dörfern angelegt.

Der untere Amur, zwischen Mariinsk und Nikolajeffsk, verliert den Charakter eines Stroms; zwar ist das Wasser noch süß, aber es ist breit und schlägt Wellen wie auf dem Meere. Bis Mariinsk kommen Heerden von Kaschelots (Potfischen) aus dem Meere, wie denn auch Seefische in großer Menge den Fluß beleben.

Die Deutschen in Valparaiso. August Ernst erzählt in seinem Buche über die Republik Chile mancherlei sehr Erfreuliches von unseren Landsleuten an der fernen Südwestküste Amerikas. Unter den vielen Fremden in Valparaiso sind die Deutschen auffallend stark vertreten und bilden ein wichtiges Element in der Bevölkerung der Stadt. Sowohl als Kaufleute wie als Handwerker haben sie sich eine höchst geachtete Stellung zu verschaffen gewußt durch ihre Gediegenheit und Intelligenz und es dahin gebracht, daß schon der Name „Aleman“ als eine große Empfehlung gilt. Valparaiso zählt etwa 30 deutsche Kaufmannshäuser, welche sehr ausgedehnte Handelsverbindungen haben. Junge deutsche Kaufleute, welche die nöthigen Sprachkenntnisse erworben haben, werden ganz besonders als Kassirer und Buchhalter in chilenischen und englischen Handelshäusern gesucht. Auch sämmtlichen deutschen Handwerkern geht es gut; man findet an ihren Häusern Schilder, z. B. Sastreria alemana (deutsche Schneiderwerkstatt), Carpinteria alemana (deutsche Tischlerei) u. s. w.

Unter den mannichfachen gemeinnützigen Anstalten, welche die Deutschen in Valparaiso gegründet haben, verdient zunächst Erwähnung: „Der deutsche Verein zu Valparaiso.“ Zweck dieses Vereins, welcher schon seit länger als 20 Jahren besteht, ist: „den in Valparaiso sich aufhaltenden Deutschen und Deutschsprechenden ein Mittel erheiternden und geselligen Umgangs zu schaffen.“ Jeder Deutsche oder Deutschredende kann Mitglied des Vereins werden. Das Eintrittsgeld ist etwas hoch und beträgt 17 Thaler nach unserm Gelde. Der Verein zählte 1861 etwa hundert Mitglieder; er hat eine ziemlich bedeutende, schöne Bibliothek und hält sechszehn Zeitungen und Journale, worunter sich die Kölnische Zeitung, Nationalzeitung, Augsburger Allgemeine Zeitung, der Kladderadatsch, die Weser-Zeitung, die Illustrirte Zeitung u. a. befinden. Dieser Verein trägt dazu bei, daß sich die Deutschen eng und fest aneinander schließen, daß sie sich ihr Nationalgefühl erhalten und nicht in der fremden Nationalität untergehen. Auch für Vergnügungen, zu welchen die Familien der Mitglieder zugezogen werden und die stets den deutschen Charakter auch äußerlich an sich tragen, entwickelt der Verein große Sorgfalt. Es werden Concerte veranstaltet, in denen Meisterwerke unserer großen Tondichter und vaterländische Lieder nur von Deutschen vorgetragen werden; dann und wann finden auch deutsche Theatervorstellungen statt.

Außer diesem Vereine haben sich in neuester Zeit noch zwei andere deutsche Gesellschaften gebildet, von denen die eine sich Handwerkerverein und die andere Arbeiterverein nennt. Der letztere hat auf sein Programm auch noch Belehrung der Mitglieder durch Unterricht gesetzt.

Ein anderer Verein, der zu seinen Mitgliedern alle in Valparaiso lebenden Deutschen ohne Unterschied des Standes zählt, ist der germanische Wohlthätigkeitsverein, welcher hülfsbedürftige Landsleute namentlich in Krankheitsfällen unterstützt.

Auch eine deutsche Schule besteht seit dem Jahre 1857 in Valparaiso; sie zählt gegen hundert Schüler und unter diesen selbst Kinder chilenischer Eltern und wird von der deutschen Gemeinde unterstützt, deren Zweck es immerdar bleiben wird, „deutsche Sprache, Sitte und Bildung unter den Landsleuten in Valparaiso möglichst zu erhalten und zu verbreiten.“

Schiffsverkehr von St. Thomas in Westindien. Auf dieser westindischen Insel kamen im Laufe des Jahres 1862 2409 europäische und amerikanische Schiffe von 319,096 Tonnen Tragfähigkeit an. Unter diesen waren 114 deutsche mit 39,578 Tonnen. Der Werth der eingeführten Waaren belief sich auf über sechs Mill. Pfund Sterling, wobei England mit etwa der Hälfte oben an steht. Bekanntlich ist St. Thomas ein Niederlagsort und Stapelplatz auch für die Nordküste des südamerikanischen Festlandes.

Neues Graphitlager in Sibirien. Vor einiger Zeit (Globus II, S. 374) gaben wir, nach Gustav Radde, einen Bericht über die großartigen Graphitwerke, welche ein Herr Alibert im südöstlichen Sibirien betreibt. Sie liefern das Material zu den berühmten Nürnberger Bleistiften. Jetzt eben lesen wir, daß auch im westlichen Sibirien der Graphit vorkommt, und Alibert eine Konkurrenz erhalten werde. Ein Herr Sidoroff besitzt im Distrikte Turuchansk am Jenissei große Graphitlager, die im Jahre 1859 entdeckt worden sind. Um das Material absetzen zu können, hat er nun von Obdorsk (am Ob) bis zum Flusse Taß durch die Tundern einen sehr kostspieligen Weg, 800 Werst lang mit 26 Stationen, bahnen lassen. Vom Jenissei bis zum Taß existirt eine Straße und von Obdorsk aus nach der Mündung von Petschora, wo der Graphit eingeschifft werden soll, ebenfalls.

Otago auf Neuseeland. Auckland, die Hauptstadt der nördlichen Provinz der Nordinsel, ist dem Namen nach auch die Hauptstadt von ganz Neuseeland; in der Wirklichkeit aber, so weit Handel, socialer Fortschritt, Bevölkerung und produktive Kraft den Ausschlag geben, steht Otago (die Hauptstadt von Otago heißt Dunedin; wir haben dieselbe früher geschildert) entschieden voran. Mit wunderbarer Schnelle hat diese Provinz alle anderen überholt. Im Januar 1861 war Otago noch ein unbedeutendes, ruhiges Oertchen, kaum dem Namen nach bekannt. Aber welch ein Wechsel! Das weitläufige Städtchen, damals kaum größer als ein englischer Weiler, ist zu einer volkreichen Stadt herangewachsen, in deren Hauptstraßen fast so viel Verkehr herrscht als in denen

Loudons. Der Talisman, der diese Umwandlung bewirkt hat, ist das Gold. Im August 1861 entdeckte Herr Gabriel Read Gold in den Schluchten von Tuapika, und seit dieser Zeit ist kaum ein Monat vorbeigegangen, ohne daß neue Goldfelder entdeckt worden wären. Es ist kein Zweifel, daß Gold in großen Quantitäten fast allerwärts in der Provinz vorkommt. Neue Felder oder „Rushes", wie sie hier zu Lande heißen, kommen so häufig vor, daß ihre Entdeckung kaum eine gelegentliche Aufmerksamkeit erregt. Im August 1861, glaube ich, kam die erste Gold-Eskorte von Gabriels-Gully (d. h. Schlucht, eine vom Wasser gebildete Furche) nach Dunedin. Seit dieser Zeit nun sind 596,789 Unzen Gold durch die Eskorten von den verschiedenen Goldfeldern gebracht worden. Außerdem aber wurden bedeutende Quantitäten durch Privathände befördert.

Unter allen Entdeckungen ist die des Whakatipa-Feldes die bedeutendste, und die zauberähnliche Verwandlung einer verlassenen, wilden Einöde in einen Schauplatz regen Lebens ist wirklich staunenerregend. Man denke sich einen ausgedehnten See im Innern dieser rauhen, wüsten Provinz, umgeben von schneebegipfelten Hügeln und Bergen. Vor sechs Monaten lag es weit weg vom Aufenthalte der Menschen. Es war kaum mehr bekannt als sein Name auf der Karte. Da drang eine Bande abgehärteter Abenteurer in diese Wildniß ein und fand sie reich an güldenen Schätzen. Schnell wie der Wind verbreitete sich die Nachricht von dieser Entdeckung. Wenige Wochen sahen Tausende am See versammelt; und jetzt, nach weniger als sechs Monaten, befahren mehrere Dampfer den See, Städte erheben sich an seinen Ufern, und statt der Stille und Einsamkeit haben wir den Lärm und das Schauspiel einer geschäftigen Bevölkerung. Im Monat Februar brachte die Gold-Eskorte vom See 48,448 Unzen, und der wöchentliche Ertrag ist 11,000 Unzen. Otago hat bis jetzt keine direkte Verbindung mit England; sein Gold wird nach Melbourne geschickt und geht erst von dort nach Europa. Die Bevölkerung der Golddistrikte ist:

Waitahuna-Feld . .	710	Seelen, davon	510	Miners
Gabriel's-Gully . .	1,100	„ „	750	„
Dunstan's „ . .	4,500	„ „	3000	„
Mount Benger . .	1,200	„ „	1000	„
Whakatipa	7,000	„ „	5000	„
	14,510	Seelen, davon	10,260	Miners.

(Aus der Correspondenz des „Star" von Dunedin, Otago, d. d. 18. März 1863.)

Vulkane im indo-australischen Archipelagus. Der vortreffliche Naturforscher Wallace, der früher schon ein ganz ausgezeichnetes Werk über den Amazonenstrom geschrieben, hat während der letztverflossenen sieben Jahre die hinterindische Eilandflur besucht und wir dürfen von ihm über diese interessante Region ein werthvolles Buch erwarten. Neulich gab er in der Londoner geographischen Gesellschaft eine Uebersicht der physischen Geographie derselben. Der hochbejahrte Herr Crawfurd, dessen „Geschichte des indischen Archipelagus" vor nun 43 Jahren erschienen ist, und immer noch eine Hauptfundgrube von hohem Werthe bildet, gab einige Nachrichten über die Eruption des Timboro, welche er 1814 selbst erlebt hatte. In einem Umkreise von 75 deutschen Meilen war volle drei Tage lang Alles so dunkel wie in der schwärzesten Nacht; der Monsun trieb die Asche, welche der Vulkan auswarf, bis 300 deutsche Meilen weit, und zehn Tage lang mußte sich Crawfurd beim Schreiben des Kerzenlichts bedienen.

Die Einwohner von Fiume. In der ausgezeichneten österreichischen Revue 1863, Band II. finden wir Skizzen aus dem quarnerischen Gebiete von Dr. Lorenz in Wien, denen wir folgenden Auszug über die verschiedenen Nationalitäten der Einwohner von Fiume geben. Man weiß nicht welcher Volksthümlichkeit man die Gesammtheit der Einwohner unterordnen soll. Der größte Theil der Familien, welche durch Handel, Industrie und Rhederei dem Platze Leben und Verkehr geben, ist außerordentlich mannichfaltiger Abstammung: Krainer, Deutsche, Wälschtyroler, Italiener, Magyaren, Engländer, Westdeutsche, Griechen haben sich, auf die vielversprechende Naturanlage dieser Gegend rechnend, des Erwerbs wegen als Kaufleute, Fabrikanten oder Rheder hier ansässig gemacht und zusammen den Ort weit mehr emporgebracht, als die kleine Zahl eingeborener (illyrischer) Unternehmer, die sich meist später als jene Fremden emporgeschwungen haben. Die eingeborenen Illyrier haben großentheils schon seit mehreren Generationen bei dem Mangel einer entwickelten Nationalliteratur und höherer Bildungsanstalten, sowie bei der Nothwendigkeit der italienischen Sprache im Handel und Seeverkehr, sich ihre Kenntnisse an italienischen Anstalten verschafft. Die uralten italienischen Municipalanstalten begünstigten noch mehr die Geltung des Italienischen in Fiume; so wurde selbstverständlich diese Sprache das Band, durch welches der Verkehr unter der bunten Bevölkerung erhalten wurde. In der Neustadt siedelten sich die Fremden und mit ihnen Handel und Wandel an; in der Altstadt blieben die Illyrer zurück und hier kann man von slawischer Nationalität noch reden, obgleich diese Altstädter sich auch bereits nicht mehr als Kroaten, sondern als Fiumaner betrachten; Handel und Verkehr wirken hier mächtiger auf sie ein, als die geschichtlichen Beziehungen zum binnen-kroatischen Lande.

Entwickelung der Volkswirthschaft in Oesterreich. Ein neues Werk des berühmten Statistikers, Freiherrn von Czörnig: „Das österreichische Budget 1862" enthält einen Abschnitt über die Steuerfähigkeit Oesterreichs und die Vermehrung seines Wohlstandes. In demselben wird gezeigt, wie sehr während der letztverflossenen dreizehn Jahre die volkswirthschaftliche Thätigkeit nach allen Richtungen hin zugenommen hat.

Der Erzeugungswerth der österreichischen Industrie betrug
im Jahre 1845 approximativ . . . 840 Mill. fl. öst. Währ.
„ „ 1861 „ . . . 1,321 „ „ „ „

der Werth der Baumwollwaaren stieg von 47 auf 115 Millionen; jener der Flachs- und Hanfwaaren von 79 auf 150 Millionen; der Schafwollwaaren von 77 auf 140 Millionen; der Werth der merkantilischen Erzeugnisse (einschließlich der Ausrüstung der Eisenbahnen) von 8 auf 70 Millionen; zur Erzeugung des inländischen Zuckers wurden:

1847 . . . . 2 Mill. Centner Rüben
1860 . . . . 16 „ „ „

verarbeitet. Im Durchschnitt der drei Jahre 1845 bis 1847 wird eine Einfuhr von 129 Millionen, in jenem von 1859 bis 1860 eine solche von 244 Millionen nachgewiesen; dagegen betrug die Ausfuhr von

1844 bis 1847 . . . . 114 Mill. fl.,
1859 „ 1861 . . . . 297 „ „

Der Gesammtverkehr mit dem Auslande stellte sich
1845 bis 1847 auf . . . 2,438 Mill. fl.,
1859 „ 1861 dagegen auf 5,415 „ „

Die Länge der in Betrieb stehenden Eisenbahnen, welche 1847 218 Meilen und 1854 344 Meilen betrug, erstreckt sich bereits auf 756 Meilen. Bei den verschiedenen Genußmitteln (Fleisch, Salz, Bier, Zucker, Kaffee, Tabak ꝛc.) ergiebt sich in den letzten dreizehn Jahren eine Vermehrung von 22 auf 117 Procent. Eingehend auf die in dieser Zwischenzeit von circa dreizehn Jahren vorgekommene Ansammlung von Kapitalien und diese specialisirend, schätzt Herr v. Czörnig solche produktive Ansammlung von Kapitalien auf 2000 bis 2500 Mill. fl., worunter z. B. zum Baue neuer Häuser in Wien 40 bis 50 Millionen; die Vermehrung der in Kredit- und Industrieunternehmungen angelegten Kapitalien mit 383 Mill. fl., die Zunahme der Einlagen in den Sparkassen mit 55 Mill. u. s. w. gerechnet sind.

Sprachmischung in Böhmen. Es ist bereits früher im Globus, in den Briefen über Böhmen, auf die dort an einigen Orten herrschende deutsch-tschechische Sprachmengung hingewiesen worden. Wir führen hier noch ein Beispiel an, welches wir Kapper's „Böhmerland" entnehmen. Die ganze Weinkultur von Melnik an der Elbe aufwärts ist nämlich in den Händen deutscher Grundbesitzer und Winzer, und doch ist die Terminologie derselben eine vorwiegend tschechische, wie sie die nachrückenden deutschen Winzer von ihren tschechischen Vorfassen mitsammt den Weingärten und Rebstöcken übernahmen. Man hört z. B. immer noch „wosecken" (von osekati) statt umhauen, „roswoden" (von roswod) statt durch Setzlinge vermehren und „wosnitzen" (von woznice) statt Wasserfaß. In Schnedowitz sagt man auch noch statt: auf dem Berge: „auf der Hore", worin das slawische „hora" sich noch vollständig erhalten hat.

Der Weinbau in Neusüdwales gewinnt immer eine größere Ausdehnung, namentlich in der Gegend von Albury, und es sind vorzugsweise deutsche Gutsbesitzer, welche sich großen Erfolgs rühmen können. Ein Herr Zimmermann zu Beechworth hat jetzt anderthalb Acker Wingert; er bekommt für seinen Wein 1 Pfund Sterling per Gallon, und hat von 200 Stück dreijähriger Rebstöcke 1862 nicht weniger als 1600 Pfund der schönsten Tafeltrauben geerntet. Andere Deutsche eifern seinem Beispiele nach.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Eine Fahrt auf dem Nil bis zu den nubischen Katarakten.

Zweiter Artikel.

Von Theben nach Wadi Halfa. — Herment. — Esneh, die Stadt der Tänzerinnen. — Der Tanz der Almehs. — Edfu. — Die Steinbrüche von Silsilis. — Kom Ombos. — Elephantine. — Die Katarakten von Assuan. — Das Volk der Nubier — Die Insel Philae, das Juwel des Nils. — Die Inschriften und die Denkmäler. — Hathor, Isis und Osiris. — Der Isistempel. — Weiterfahrt auf dem nubischen Nil. — Ruinen an beiden Ufern. — Korosko. — Eine nubische Hochzeit. — Die Höhlentempel von Abu Simbel. — Der Gluthwind Chamsin. — Wadi Halfa und der zweite Katarakt. — Rückreise.

Die Fahrt geht von Theben aus weiter nach Süden, denn wir wollen nach Nubien hinein, bis zu den zweiten Katarakten. Bei Herment oder Erment (dem Hermontis der Griechen) gewahren wir sorgsam bestellte Aecker, die einem Verwandten des Vicekönigs gehören, und alte Ruinen, auf welche der Schatten von Sykomoren und Mimosen fällt. Unweit von der Kuppel eines muselmännischen Grabes steht ein kleines Sanctuarium, zur Erinnerung an Cäsarion, den Knaben, welchen Cäsar mit der Cleopatra gezeugt. In der zweigetheilten Cella sahen wir merkwürdige Basreliefs. Ammon Rha, von Snan, der ägyptischen Lucina, begleitet, ist bei der Niederkunft der Ritho=Cleopatra zugegen; die Göttin aber, welche der Gebärenden beisteht, übergiebt das Kind einer Amme und einer Wiegefrau. Dazu kommen noch andere bildliche Darstellungen, welche folgenden Gedanken ausdrücken: Cäsar und Cleopatra sind den Göttern ähnlich; ihnen ist ein Knabe geboren, so schön wie der Tag.

Säulenhalle auf der Insel Philae.

Bald nachher erreichen wir Esneh, das auf der linken Seite des Stroms liegt. Dieser Ort ist die „Stadt der Tänzerinnen". Die vielbesprochenen Almehs wohnen in mehreren Häusern unweit vom Ufer. Wir wurden vom Dragoman und vom Koch in eines der berühmtesten geführt,

das aber von außen keineswegs einladend aussah. Die Tänzerinnen saßen gruppenweis in einem großen Saale; alle waren recht hübsch und wohlgestaltet, durchaus keine blendenden Schönheiten, aber sehr aufgeputzt. Sie trugen kurze, weit ausgeschnittene Mieder, weite seidene Beinkleider, welche über den Hüften mit einem Gürtel von blendenden Farben befestigt waren, einen Unterrock von fleischfarbenem dünnem Tüll, an den unbekleideten Füßen gelbe Pantoffeln, Ringe am Hals und an den Armen, vor der Stirn eine Art von Diadem, das aus Münzen zusammengesetzt war, und auf dem Kopf ein leicht hingeworfenes Seidentuch.

Der Tanz begann mit einer Reihenfolge von gemessenen, anmuthigen Bewegungen, wurde dann rascher und steigerte sich bis zum Ausdrucke der Leidenschaft. Wir vertheilten Geld, Oliven und Liqueur an die Tänzerinnen, die es ihrerseits an Segenswünschen nicht fehlen ließen, denn nicht alle Tage halten die Almehs eine so ergiebige Ernte. Ihre Haupteinkünfte beziehen sie von den reisenden Fremden und diese kommen nur während der Wintermonate. Der Sommer ist eine schlechte Zeit für die Tänzerinnen, denn arbeiten wollen sie nicht, und deshalb fallen sie Wucherern in die Hände, welche ihnen Vorschüsse auf künftigen Verdienst geben. Sie vergeuden die Zeit mit Tabakrauchen, trinken viel Anisbranntwein und noch mehr Kaffee. Zur Zeit der Mamelukenherrschaft waren die Almehs in großem Flor, und man fand sie in allen ägyptischen Städten; seitdem hat jedoch ihre Zahl beträchtlich abgenommen und ihr letzter Zufluchtsort ist eben Esneh, das wohl auch ihre Wiege war. Es scheint, als ob diese ägyptischen Bayaderen nach und nach aussterben.

Der amerikanische Reisende Bayard Taylor hat einen festlichen Tanz der Almehs sehr naturgetreu geschildert. Er fand statt — in den Ruinen von Luksor! Zwei berühmte Künstlerinnen, Apfelblüte und Orangenblüte, saßen in einem Saale mit vier anderen Almehs und drei Sängerinnen. Die Musik bestand aus zwei Trommeln, einem Tarabuk und einer kreischenden arabischen Geige. Als die Fremden eintraten, erhoben sich die Almehs und drückten, zum Zeichen der Begrüßung, deren Hände an Lippen und Stirn. Dann setzten sie sich wieder und tranken ein Glas Liqueur, während Trommeln und Tarabuk geschlagen wurden.

Aegyptische Tänzerin.

Orangenblüte war von mittlerm Wuchse, hatte olivenfarbige Haut und regelmäßige Züge; Apfelblüte, höchstens fünfzehn Jahre alt, war klein und zart gebaut, dunkelfarbig und sehr hübsch. Drei von den Gehülfinnen waren weiß gekleidet; die vierte, eine nubische Sklavin, sah mit ihrem schwarzen Gesichte wunderbar malerisch aus unter dem scharlachrothen Schleier, der dasselbe wie ein Turban umhüllte und in langen Falten bis auf ihre Füße herabfiel. Unter den Sängerinnen, sagt Taylor, war eine, Namens Bemba, die so ziemlich das einzige wirklich schöne Mädchen ist, das ich überhaupt in Aegypten gesehen. Ihr großes, aber regelmäßiges Gesicht und ihr langes, volles, seidenweiches Haar hing lose bis auf die Schultern, wo die feine, glänzende Masse in Flechten gelegt war. Ihre Zähne waren untadelhaft weiß, die Lider der dunkeln Augen schwarz gefärbt, und dadurch erhielten sie einen schmachtenden, sehr melancholischen Ausdruck. Diese Bemba war eine vollendete Schauspielerin. Als sie bemerkte, daß wir sie aufmerksam betrachteten, nahm sie sofort die gleichgültigste Miene von der Welt an und wir erhielten auch nicht einen Blick mehr von ihr. Am ganzen Abende war jede ihrer Bewegungen studirt. Der Shawl wurde in anmuthigen Falten um den Kopf gelegt und das Haar von den Schultern zurückgeworfen; in der mit Henna rothgefärbten Hand ließ sie das Jasminrohr ihrer Tabakspfeife spielen, und erst als sie fortging, schlug sie noch einmal die Augen auf; sie that dabei, als ob sie uns eben erst bemerkte, und sprach mit melodischer Stimme einen: „Guten Abend“.

Der Tanz der Almehs begann in sehr langsamem Takte; beide Hände wurden über den Kopf gehalten, während die klimpernden Metallstückchen an ihren Shawls und zwei kleine metallene Cymbeln, welche am Daumen und Mittelfinger befestigt waren, mit der Musik Takt hielten. Dann wurden die Bewegungen rascher, aber der Tanz bestand nicht in Pirouetten und flüchtigen Sprüngen wie auf unseren Theatern, sondern zeigte eine wunderbare Herrschaft über Brust- und Beinmuskeln. Ihre Leiber bebten bei der Musik wie die Saiten einer Violine, und als gegen das Ende hin der Gesang wilder und stürmischer wurde, stimmten die Bewegungen mit demselben überein. Als die Musik aufhörte, waren die Almehs nicht etwa erschöpft, sondern standen kalt und ruhig da, ohne daß ihr Athem merklich rascher gewesen wäre.

Uebrigens hatte dieser Tanz noch ein Nachspiel, das einen völligen Gegensatz bildete. Die Almehs schlugen mit erhobenen Händen die kleinen Cymbeln, sprangen im Kreis umher, und der Beschauer dachte an tanzende Nymphen, welche von griechischen Bildhauern dargestellt worden sind. In dem Augenblick, ehe sie den Boden berührten, als sie, den Kopf nach vorn gebeugt und beide Hände hoch nach oben ausgestreckt, in der Luft schwebten, hoben sie sich von dem blauen Hintergrunde der Halle ab und sahen aus als wären sie eben erst aus dem Fries eines Bacchustempels herausgenommen worden. —

Die Barke fährt an den mächtigen Pylonen von Edfu vorüber. Unsere Begierde, die Katarakten von Assuan zu sehen, wird immer lebhafter und wir haben günstigen Wind. Der Nil ist nun auf einer beträchtlichen Strecke zwischen steile Felsen eingeklemmt und der Pflanzenwuchs wird kümmerlich. Wir scheuchen kleine Vögel auf, welche in solcher Menge vorhanden sind, daß sie in der Luft eine förmliche Wolke bilden; als wir ein paar Schüsse abfeuerten, fielen Hunderte in den Nil, und der Koch ließ sie auffischen.

Wir waren nun bei den berühmten Steinbrüchen von Silsilis, aus welchen das Material zu den Kolossen und Obelisken Oberägyptens genommen worden ist. In den tiefen Galerien und Gängen sieht man noch heute hieratische Darstellungen und religiöse Inschriften. Ein Felsen von seltsamer Gestalt fällt uns auf, denn er gleicht einem ungeheuern Champignon. Man glaubt, daß an ihm eine gewaltige Kette befestigt war, mit welcher man den Nil absperren konnte, wenn es sich darum handelte, Aegypten vor dem Eindringen der äthiopischen Völker zu sichern.

Bei Mondschein sehen wir den Tempel von Kom Ombos, und legen dann beim Dorfe Elganeh an, das von Dum-Palmen und Mimosen überragt wird. Dort bleiben wir bis zum Morgen und sind nur noch vier und zwanzig Stunden von Assuan getrennt. Nun muß der Steuermann sehr vorsichtig sein, denn wir haben jetzt keinen guten Wind und im Flußbette liegen viele Felsen, gleichsam Vorposten jener in den Katarakten. Wir gelangen an die Insel Elephantine, welche uns zur Rechten liegt, aber von ihren Ruinen kommt uns jetzt nur wenig zu Gesicht. Dann fahren wir in den Kanal, welcher uns nach Assuan führt, dem alten Syene, dieser „Königin der Katarakten“. Die Alten meinten, diese noch jetzt von Dattelhainen umgebene Stadt liege gerade unter dem Wendekreise des Krebses, und an dem Tage des Solstitiums stehe die Sonne über dem Scheitel der Bewohner, so daß Mittags kein Schatten zu sehen sei und ein Brunnen bis auf den Grund von den Sonnenstrahlen getroffen werde. Die Katarakten liegen jedoch noch mehrere Meilen nördlich von Assuan. Aber auch hier ist überall klassischer Boden; man kommt nach der Insel Elephantine und ein wenig weiter aufwärts nach Philae.

Am 4. Januar, Morgens um zehn Uhr, fuhren wir in die enge Stromfahrt der Katarakten hinein. Wir fanden schon eine Anzahl von Schiffsleuten bereit, durch welche unsere Mannschaft vervollständigt wurde, und Alle stellten sich nun unter den Befehl eines Reïs, der jede Klippe genau kannte und die Barke mit einer solchen Sicherheit führte, als bewege sie sich in ruhigem Wasser zwischen zwei Schleusen.

Tarabukfspielerin.

Diese hinzugekommenen Leute waren Nubier, halbwilde Männer, deren Haut so aussieht, als ob man schwarzen Krepp über einen braunrothen Untergrund gelegt habe. Sie bilden schon in Assuan, das noch auf ägyptischem Boden liegt, die Mehrzahl der Bevölkerung. Man findet sie in großer Menge als „Barabra“ in den bedeutenden Städten Aegyptens, namentlich aber in Alexandria und Kairo. Ihre eigentliche Heimat liegt (Kremer I, S. 101) in der engen, felsigen Strecke des Nilthals zwischen der ersten und zweiten Stromschnelle, von Assuan bis Korosko, und von Ibrim bis Wadi Halfa; auch wohnen sie in der Provinz Dongola, von Wadi Halfa bis etwa zum Berge Dekan. Sie erfreuen sich als ehrliche Leute eines guten Rufes, werden zumeist als Diener, Wächter und Thorhüter verwandt, und haben große Anhänglichkeit an ihre Heimat, in welche sie mit ihrem ersparten Gelde zurückkehren. In Aegypten halten sie unter einander gute Landsmannschaft; sie lieben, gleich allen Schwarzen, berauschende Getränke, namentlich die Buza (eine Art von Bier) und Dattelwein. Manche dieser „Berberiner“ sind auffallend schön und bei vielen haben die Züge einen Ausdruck von Milde und Sanftheit. Ihre Vorfahren sind bis in das vierzehnte Jahrhundert Christen gewesen, aber in dem heutigen Geschlecht ist auch nicht eine Spur der Erinnerung daran zurückgeblieben.

Unsere Nubier schreien uns ein Willkommen zu und

Insel Philae.

gehen dann an ihre Arbeit. Wir fahren zwischen Massen von Granit; sie sind schwarz, naß und leuchtend und gleichen einer Heerde versteinerter Büffel in verschiedenen Stellungen. An diesen Felsen werden Seile befestigt, und vermittelst derselben zieht man die Dahabieh langsam stroman. Als wir eben den ersten Durchgang hinter uns hatten, brach der Abend herein und wir mußten zwischen zwei Stromschnellen festlegen. Als dies geschehen war, erhielten wir Glückwünsche von den Nubiern über die günstige Fahrt: „Gott ist groß; Ihr seid gute Franken, gebt uns ein Bakschisch!" Dieses unvermeidliche Bakschisch wurde denn auch willig gespendet, und die Leute begaben sich für die Nacht in ihre Dörfer zurück. Wir aber kletterten auf die nächsten Felsen, betrachteten das Chaos, welches uns umgab, und staunten über die phantastischen Bilder; die ungeheuren Massen sahen aus wie gigantische Menschen. Das war kein Granit mehr, sondern ein Volk von Titanen, deren Füße im Wasser angefesselt zu sein schienen.

Als der Morgen graute, waren unsere Nubier an Ort und Stelle und arbeiteten wieder, bis wir um drei Uhr Nachmittags in einem ruhigen Wasser waren. Jetzt hatten wir noch drei Stromschnellen zu überwinden, und die letzte, El Kebir, bot die meisten Schwierigkeiten dar. Dort wurde unsere Barke von etwa zweihundert Leuten gezogen.

Die „Katarakten" sind keine Wasserfälle, sondern nur Stromschnellen, mit aufeinander folgenden Felsenbarren und heftigen Strömungen, oft ohne allen Schaum. Manche Stellen bieten allerdings einige Gefahren, aber diesen weiß

Ruinen von Kartas.

der vorsichtige Schiffsführer auszuweichen und Unfälle sind äußerst selten.

Vor uns lagen die Zwillingsinseln Philae und Bigeh. Die letztere ist von Felsen umrandet, welche mit Hieroglyphen bedeckt sind, und liegt auf der libyschen Stromseite, die andere wird mit Recht als das „Juwel des Nils" bezeichnet. Sie ist das Entzücken aller Reisenden, so grün, einsam, friedlich, und hat herrliche, gesunde Luft. Auch Lepsius sagt, daß die acht Tage, welche er auf dieser „heiligen Insel" verweilte, eine seiner schönsten Reiseerinnerungen bilden. Auf der hochgelegenen Tempelterrasse, welche am östlichen Ufer steil über dem Flusse schwebte, pflegte er nach der Tages Arbeit mit seinen Gefährten zusammenzutreffen, um den Schatten des wohlerhaltenen, aus scharfgeschnittenen, dunkelglühenden Sandsteinblöcken aufgebauten Tempels über den Fluß hinüberwachsen und sich mit den schwarzen, vulkanischen, wild übereinander gethürmten Felsenmassen vermischen zu sehen. Zwischen diesen ergießt sich, Feuerströmen vergleichbar, der goldgelbe Sand in's Thal.

Die Insel, sagt der große Aegyptolog, scheint erst spät, unter den Ptolemäern, heilig geworden zu sein. Herodot, welcher zur Zeit der Perserherrschaft bis zu den Katarakten hinauf kam, nennt Philae gar nicht. Es war damals von Aethiopiern bewohnt, welche auch Elephantine noch zur Hälfte inne hatten. Die ältesten Gebäude, welche man jetzt auf der Insel findet, sind fast hundert Jahre nach Herodot's Reise vom drittletzten König ägyptischer Abkunft, von Nectanebus, auf der Südspitze errichtet worden. Viel ältere Inschriften sind auf der großen Nachbarinsel Bigeh, hieroglyphisch Senmut genannt. Diese war schon im alten Reiche mit ägyptischen Denkmälern geschmückt; Lepsius hat daselbst eine Granitstatue des Königs Sesurtesen des Dritten, aus der zwölften Dynastie, gefunden.

Auf Philae wurde ihm ein köstlicher Fund zu Theil; er entdeckte nämlich zwei bilingue (d. h. zweisprachige, hieroglyphisch und demotisch abgefaßte) Dekrete der ägyptischen Priester, von denen das eine denselben Text enthält, der auch auf dem Steine von Rosette vorkommt.

Die Menge der griechischen Inschriften auf Philae ist unzählig. Der Haupttempel war der Isis geweiht; sie heißt hier vorzugsweise „Herrin von Philek".

Am Ufer erwartete uns ein Greis, welcher uns auf dieser zauberischen Insel umherführte. Er warf allerlei Dinge, welche keinen Zusammenhang haben, Isis, Mohammed und Jesus, durcheinander, und die Pharaonen und die römischen Kaiser bezeichnete er als Emire und Sultane. Wir gingen an der Westseite von Süden nach Norden und ließen uns durch seine archäologischen Barbareien nicht im Mindesten stören. Ich will hier nicht in die Einzelbeschreibung der Denkmäler eingehen, mit denen die Insel buchstäblich bedeckt erscheint. Sie ist etwa 1230 Fuß lang und 420 Fuß breit. Im zweiten Hofe des Isistempels giebt eine Inschrift des ägyptischen Instituts die Lage von Philae an: 24° 11′ 34‴ N. Br., 30° 34′ 16‴ O. L. von Paris. Wir hingen neben dieser Inschrift, im Schatten einer Säule, Mitte Januars, um Mittag ein Thermometer auf, das standhaft 33° C. zeigte.

Von einem etwa 35 Fuß hohen Granitfelsen hat man einen hübschen Blick über die ganze Insel. Geradeaus, in der Richtung nach Assuan, liegt, nebst anderen Monumenten, der Haupttempel; zur Linken sieht man einen Obelisk und eine lange Kolonnade (siehe unsere Abbildung); zur Rechten einen Tempel der Hathor, der ein Hypäthron bildet, also oben offen ist. Man gewahrt an demselben Kapitäler, welche aus Frauenköpfen mit Kuhohren bestehen. Hathor wurde, neben der Isis, auf Philae verehrt; von den Griechen wurde diese Göttin als Aphrodite bezeichnet, und in den Inschriften heißt sie: Auge der Sonne, Herrin der Scherze und des Tanzes. Ihre heiligen Thiere sind der weibliche Sperber und die Kuh; in ihrem Haupttempel wurde eine weiße Kuh gehalten, sie selbst wird mit Kuhkopf und Kuhhörnern abgebildet. Isis ihrerseits (ägyptisch Hes), die große Göttin, die königliche Gemahlin des Osiris (der seinerseits König des Lebens, Herr von unzähligen Tagen ist), ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch Osiris geweckt und befruchtet wird. Alle ägyptischen Göttinnen der Empfängniß und Geburt, z. B. die Neith, die Pacht und auch die Hathor, gehen in Isis über, während sie doch zugleich als besondere Gestalten neben ihr

ALEXANDRE de BAR — A. GUSMAND

Nubier.

stehen bleiben. Die Kuh, das Bild des bereiten Empfangens, der reichlichen Geburt, der mächtigen Nahrung, ist das heilige Thier auch der Isis; die Göttin selbst wird mit den Rindshörnern, mit dem Kuhkopfe, ja selbst als eine Kuh dargestellt, und Herodot sah ein solches Bild auf der Königsburg der letzten Pharaonen zu Sais. In einem schön geschmückten Gemache lag eine hölzerne Kuh, mit Gold überzogen, in natürlicher Größe auf den Knieen; zwischen den Hörnern trug sie eine Sonnenscheibe. Nur Hals und Kopf sah man, denn das Uebrige war mit einem Purpurmantel bedeckt. Vor diesem Bilde brannte am Tage stets Weihrauch und Nachts eine Lampe, und am Trauerfeste der Isis wurde es in Procession umhergetragen. Isis und Osiris wurden im ganzen ägyptischen Lande verehrt, auch an der Südgrenze des Reichs, zu Philae, wo des Osiris Grab, von hohen Tamarisken beschattet, auf einer kleinen Nebeninsel gezeigt wurde*); im Tempel der Isis auf Philae selbst war die Geschichte des Gottes dargestellt.

Die Tempel der verschwisterten Göttin sind durch zwei Säulengänge von ungleicher Länge mit einander verbunden; sie laufen von jenem der Hathor bis zu den Pylonen des Isistempels. (S. unsere Abbildung in der vorigen Nr.) Auf der Vorderseite jener Pylonen bringt ihr Erbauer, Ptolemäus Philometor (181 bis 145 v. Chr.), der als Riese dargestellt ist, der Isis und dem Horus Kriegsgefangene zum Opfer; in der einen Hand hält er menschliche Kopfhaare. (S. die Abbildung in der vorigen Nummer). Man gelangt vermittelst einer noch gangbaren Treppe auf die Pylonen und dann in einen Hofraum, dessen Seiten von Gebäuden gebildet werden. Diese waren von den Ptolemäern der Hathor und Isis geweiht. Dieser Hofraum wird von zwei anderen Pylonen geschlossen, die 44 Fuß hoch sind und auf einem Felsen stehen. Eine Inschrift im Granit sagt, daß Ptolemäus Evergetes (246 bis 221 v. Chr.) der Erbauer sei.

Vier Pylonen und zwei Hofräume sind des großen Tempels der Isis würdig. Verschiedene Ptolemäer haben an demselben gebaut. Er ist in seinem Grundrisse nicht regelmäßig, denn er hält keine bestimmte Richtung inne, sondern folgt der Krümmung der Insel. Man kann das Gebäude mehr als eine Gesammtheit von einzelnen Theilen, denn als ein Ganzes betrachten. In Folge seiner Lage hat er verhältnißmäßig wenig durch Verwüstungen gelitten. Der Schmutz, mit welchem koptische Christen die Wände seiner

Tempel von Denderah.

Heiligthümer bewarfen, hat die reichbemalten Skulpturen verbergen, aber nicht verunstalten können, und die Palmblätter und Lotuskapitäler haben den noch beinahe ursprünglichen Glanz ihrer grünen und blauen Farben. Uebrigens ist der Doppelkorridor von 36 Säulen vor dem Tempel, welcher bis an das Südende der Insel reicht, niemals vollendet worden; denn einige Kapitäler, welche zuletzt aufgerichtet wurden, sind noch unbehauen oder zeigen den Fortschritt der Bearbeitung in verschiedenen Stufen.

Die größere, westliche Kolonnade hat drei und dreißig Säulen, an denen jedes Kapitäl von den anderen verschieden ist; die östliche hat sechszehn Säulen, die bis in ein zum Theil verschüttetes Sanktuarium reichen, das dem Imutph (Aeskulap), dem Sohne der Hathor und des Phtha, geweiht war. Etwa in der Mitte der westlichen Galerie führt eine Treppe, deren unterer Ausgang oft mit Nilwasser bedeckt ist, zum Strome hinab. Dieses Propyläon gemahnt an die römischen Zeiten und ist sehr schön; man sieht dort vielfach die Köpfe des Augustus, des Tiberius und des Claudius.

Weiterhin, neben Schutthaufen, unter denen man noch zwei verstümmelte Löwen erkennt, erheben sich zwei Pylonen, welche ein kleines Propyläon umschließen; dieses ist sehr hübsch gearbeitet und ist noch ein Ueberrest desjenigen Isistempels, welchen König Nectanebus auf Philae gebaut hat.

Die Bildhauereien sind Hautreliefs und mit hellen, glänzenden Farben bemalt. Sie beziehen sich auf Isis, Osiris und den Horus, beider Sohn. An einer Stelle sieht man, wie Isis den jungen Gott säugt, und diese Gruppe erinnert lebhaft an christliche Gemälde, auf welchen Maria mit dem Jesuskinde dargestellt ist. Die Götter haben hier eine weiße, griechische Haut, sie sind nicht, wie in den altägyptischen Gräbern und Tempeln, hellroth; ihr Profil ist symmetrisch und selbst schön und die Sinnbilder, mit welchen man sie umgeben hat, sind mit bewunderungswürdigem Geschmack gezeichnet.*)

---

*) Es lag nicht auf Philae selbst, sondern auf der kleinen benachbarten Insel Phinêb. Das sagen auch Diodor und Plutarch ausdrücklich: der Erstere sagt, daß dieses Eiland wegen des Grabes als das „heilige Feld“ bezeichnet worden sei. „Das ist eine Uebersetzung von Ph-i-nêb oder Ph-ih-nêb, denn auch das h findet sich hieroglyphisch; Koptisch Ph-iah-nêb, der heilige Acker. Dieses heilige Feld war ein Abaton, also unzugänglich, außer für die Priester“. Richard Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinaï rc. Berlin 1852. S. 111.

*) Bayard Taylor, der Nordamerikaner, welcher auch den Isistempel auf Philae besucht hat, knüpft an denselben folgende Betrachtung, die wir registriren wollen, weil sie von einem Manne

Die Tempel der Isis und der Hathor würden sich leicht wieder herstellen lassen und dem weitern Verfalle der übrigen könnte man ebenfalls vorbeugen. Es wäre schon der Mühe werth. Unter den Ptolemäern nahm auch die Kunst einen neuen Aufschwung. Das Massenhafte und Kolossale im Bau machte dem Ebenmaß und der Anmuth Platz. Griechischer Einfluß machte sich in Aegypten schon vor Alexander geltend; er bewirkte Aenderungen in dem Ueberlieferten, ohne den Geist desselben zu vertilgen und Fremdartiges an dessen Stelle zu setzen. Die Pylonen passen recht wohl zum alten Hathortempel, und auf Philae erscheint das Aegyptische durch hellenischen Kunstsinn verschönert.

Philae bildet den Schlüssel zu den Kataralten, war, wie schon angedeutet wurde, eine Vormauer der thebaischen Dynastien gegen das Eindringen der äthiopischen Völker und wurde ihre Zufluchtsstätte, als die Hyksos das untere und mittlere Aegypten erobert hatten. Als die Pharaonen, Ptolemäer und Cäsaren nacheinander verschwunden waren, blieb Philae noch lange Zeit den alten Göttern treu. Hatte doch in dieser Inselgruppe Osiris sein Grab, und Isis wie Hathor einen Tempel, und die Priester wehrten sich mit Zähigkeit gegen den neuen Glauben. Noch in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurde auf Philae die Isis verehrt. Das Christenthum drang spät dorthin, wurde aber, gleich dem alten Götterglauben, von den Mohamedanern bedrängt und vernichtet.

Doch wir verlassen die heilige Insel und befahren nun den nubischen Nil, der auf vielen Strecken grüne, lachende Uferlandschaften zeigt. Wir sehen in der Ferne eine Kameelkarawane ziehen; auf steilem Felsen erhebt sich ein koptisches Kloster, weiterhin liegt eine halbverfallene Moschee, und auch Ruinen aus den Tagen der Pharaonen sind in Menge vorhanden. Wir sind nun unter dem Wendekreise des Krebses, aber die Hitze finden wir keineswegs drückend, vielmehr hat die Luft etwas Balsamisches. Freilich sind wir im Winter, aber dieser gleicht unserm mitteleuropäischen Sommer. Um 6 Uhr früh ist seither der Thermometer nie unter 6° C. gefallen; Mittags zeigte er 29, um Mitternacht etwas weniger als 7° C. Vom 8. bis 12. Januar hatten wir um Mittag allerdings 32, Morgens früh 16 bis 17° C.

Das Volk sprach nun nicht mehr arabisch, und unser Dolmetscher mußte sich selber eines Matrosen bedienen, der das „Barbarinische" verstand. Die Nubier sind im Ganzen friedliche Menschen, aber es ist doch nicht mit ihnen zu spaßen; an ihrem Arme hängt ein Dolch; sie tragen einen Bogen aus Eisenholz und einen Schild aus Krokodilshaut. Die Bekleidung ist spärlich; die Frauen färben die Lippen und flechten das Haar in eine unendliche Menge kleiner Stränge. Mädchen bleiben bis zu ihrer Verheirathung, einen schmalen Gürtel abgerechnet, völlig unbekleidet. Die Dörfer liegen ziemlich nahe bei einander und bestehen gewöhnlich aus einem paar Dutzend oder auch mehr Erdhütten, die mit Palmblättern gedeckt werden.

Nil-Katarakten von Wadi Halfa.

In Nubien sehen wir Ruinen aus allen Zeiten und von allen alten Göttern. Noch in Debod finden wir Spuren von Isis und Osiris; auch in Kartas deuten die Kapitäler noch auf die Isis. Ganz herrlich ist der Tempel zu Kalabsche, das gerade unter dem Wendekreise liegt. Augustus begann den Bau, der zur Zeit des Septimius Severus noch nicht ganz vollendet war. Man benutzte zu demselben Steine von einem alten Tempel aus dem siebenzehnten Jahrhundert vor Christus. Der hieroglyphische Name für das heutige Kalabsche lautet Telmes, woraus die Römer Talmis machten. Auf einer Säule im großen Hofraume sehen wir eine berühmte griechische Inschrift des Königs Nuba Silco; auch demotische Inschriften kommen vor.

Weiter aufwärts liegt Dandur, gleichfalls mit einem Tempel aus der Römerzeit; zu Gherf Hosseïn am westlichen Ufer steht gleichfalls ein solcher aus den Tagen Rhamses des Zweiten, und so folgt ein Tempel dem andern, bis wir nach Korosko kommen. Dort macht der Nil eine

---

der „republikanischen", d. h. der abolitionistischen Lincoln-Partei herrührt. „Diejenigen Freunde der afrikanischen Rasse, welche auf Aegypten hinweisen, um zu zeigen, was diese Negerrasse geleistet habe, befinden sich gänzlich im Irrthum. Die einzigen Negerphysiognomien, welche in ägyptischen Bilderwerken dargestellt werden, sind die von Sklaven und Gefangenen, welche in den äthiopischen Kriegen der Pharaonen gemacht wurden. Im ganzen Nilthale findet man keinen Beweis, daß die Negerrasse eine höhere Stufe der Bildung erlangt habe als jene, welche sie heutzutage in Congo oder Aschanti besitzt."

Biegung nach Süden und dann einen sehr weiten Bogen. Wer nach dem Sennaar und Sudan reisen will, schließt sich hier einer Karawane an und zieht mit derselben durch die Wüste der Bischarin (Atmur bela ma) bis nach Abu Hammed, das an der Stelle liegt, wo der Nil auf seiner Biegung nach Norden den äußersten nördlichen Punkt erreicht.

In Korosko verweilten wir zwei Tage und betrachteten uns dort auch den Chan oder Bazar, der gerade mit Waaren, die für den Sudan bestimmt sind, reichlich gefüllt war. Unsere Matrosen wollten ausruhen und erzwangen sich einen ganzen Tag zum Trinken, denn das Bier sei in Korosko ganz ausgezeichnet. Wir selber gingen in ein solches Bierhaus, das am Eingange zu einer Schlucht lag. Welche Wirthschaft! Zwei abscheuliche Hexen mit einer tintenschwarzen Haut traten uns gleich an der Thür entgegen. Die Hausbesitzerin war mit allerlei Flitter und Armringen von Elfenbein angeputzt, schien ein sehr unzweideutiges Handwerk zu treiben und brachte eigenhändig das Bier in großen Krügen von Terracotta herbei. Uns wollte es nicht munden, aber unsere Schiffsleute thaten sich eine rechte Güte und sie tranken eine erkleckliche Menge. Ohnehin war gerade eine nubische Hochzeit. Bei der schon erwähnten in Aegypten ging es viel anständiger her und Alles war weit sauberer; hier aber war ein durcheinander lachender und singender Chor Männer und Frauen in Schmutz und Staub. Eine hochgewachsene Tänzerin trat auf, und ihrer Pantomime fehlte es weder an einer gewissen Zierlichkeit noch an Ausdruck; nach unseren Begriffen würde man allerdings ihr Gebahren nicht sittsam nennen können. Sie sah in ihrem blauen Ueberwurfe nicht unhübsch aus, und es störte uns nicht, daß sie ihr Haar mit unzähligen Glasperlen geschmückt hatte. Wohl aber störte uns die entsetzliche, übelriechende Ausdünstung der Schönen, welche sich den ganzen Körper mit Hammeltalg pomadisirt hatte. Uebrigens braunten

ALEXANDRE de BAR — Rose

Aus den Ruinen von Karnak.

wir zur Hochzeitsfeier ein bengalisches Feuer ab. Das blaue Licht fiel über ein paar hundert schwarze Köpfe, die Ballerina machte eine entzückte Miene, und wir galten natürlich für Zauberer und Hexenmeister.

Unsere Matrosen mußten sich am frühen Morgen, bei frischem Luftzuge, den Schlaf aus den Augen reiben, und unsere Dahabieh fuhr weiter stromauf. Auch jetzt Tempel und immer wieder Tempel; bei Derr zum Beispiel ein in den Felsen gehauener, welchen Rhamses der Zweite dem Amun Ra geweiht hatte. Dann geriethen wir bei Ibsambul oder Abu Simbel in neues Erstaunen, nicht über ein paar Krokodile, welche wir zuerst in dieser Gegend am 17. Januar sahen (weiter stromab kommen sie nicht mehr vor), sondern über die Höhlentempel. Wir erreichten das Dorf erst gegen Abend, als eben die untergehende Sonne ihre horizonten Strahlen auf die kolossalen Massen dieser Monolithgebäude schoß, diese in der Welt einzig dastehenden Höhlen, welche durch Menschenhände in den Granit eingegraben sind und die bleiben werden, so lange unsere Erde ihre gegenwärtige Gestalt behält.

Die beiden Höhlentempel entstanden in der Zeit Rhamses (Ramesses) des Zweiten (zwischen 1407 und 1341 v. Chr.), des berühmten Sesostris der Griechen. Der kleinere Tempel war der Hathor geweiht, welche auch hier in Gestalt einer heiligen Kuh abgebildet ist. Die Vorderseite ist mit sechs Kolossen von je 34 Fuß Höhe geschmückt; das Innere hat drei Hauptabtheilungen. Der große Tempel ist 136 Fuß lang, 132 Fuß hoch und glatt aus dem Felsen herausgehauen. Vier sitzende Kolossalstatuen, gleichfalls aus dem Felsen herausgehauen, lehnen sich an's Gebirge und haben mindestens 60 Fuß Höhe. Ungeachtet dieser gewaltigen Verhältnisse ist doch die Arbeit, namentlich am Gesichte, sehr hübsch. An dem schönen, noch fast ganz unversehrt erhaltenen Frontispiz läuft eine horizontale Reihe von Hieroglyphen hin und über derselben ein Karnis mit 22 hockenden Affengestalten und einer symbolischen Figur des Phreh. An der Basis einer der Kolossalstatuen steht eine griechische Inschrift, welche von hellenischen Soldaten herrührt; diese Söldner des Königs Psammetich hatten 660 bis hierher eine Schaar flüchtiger Automolen verfolgt.

Das Innere entspricht vollkommen der großartigen Außenseite. Es besteht aus vier Sälen, die zusammen eine Tiefe von 185 Fuß und zehn Nebengemächer haben. Den ersten Saal stützen eine Reihe von 8 Pfeilern, an welche sich Kolosse von 16 Fuß Höhe lehnen. Der zweite Saal hat nur 4 Pfeiler ohne Statuen; aber man sieht deren 4, von mehr als natürlicher Größe, im Hintergrunde des Sanktuariums. Sie stellen Ramesses dar in Gegenwart der Götterdreiheit Amun, Ra (Phreh) und Pthah. Die Skulpturen an den Mauern, namentlich im großen Saale, beziehen sich auf Kriegszüge des Sesostris, und man sieht recht deutlich, mit welcher Genauigkeit in Bezug auf Gesichtszüge, Hautfarbe und Trachten die verschiedenen Völker dargestellt sind, mit denen die Aegypter in Berührung kamen.

Wir waren nun unserm Ziel immer näher gekommen; als wir von Abu Simbel abfuhren, wünschte uns der Ortsvorsteher glückliche Reise und fügte hinzu: „Allah bewahre euch vor dem Chamsin." Aber er bewahrte uns nicht vor diesem Glutwinde, denn unser Thermometer stieg einige Stunden nachher plötzlich auf 42° C. Es war uns als sollten wir in einem feurigen Ofen ersticken, und wir verspürten in unseren Lungen einen feinen, heißen Staub. Unsere Schiffsleute konnten nicht mehr arbeiten und die Anwohner des Ufers wollten nicht. Wir haben es ihnen auch nicht verdacht. Erst gegen Abend wurde die Hitze etwas weniger unerträglich und wir kamen bis Kosko, wo wir über Nacht blieben und außerhalb des Chamsinstrichs waren.

Am andern Tag endlich kam der Flecken Wadi Halfa in Sicht, und nach einer Nilfahrt von sechs Wochen waren wir hocherfreut, diesen Punkt erreicht zu haben. Wir waren am zweiten Katarakt, mithin am Ziel unserer Reise, und gingen mit dem Dragoman, dem Kawaß und mehreren Matrosen am sandigen Ufer hin. Im Hintergrunde dehnt sich die bleiche, flache Wüste aus. Nachdem wir etwa zwei Stunden weit gewandert waren, gelangten wir auf einen Hügel, von welchem aus wir den Katarakt überblicken konnten. Er ist weit beträchtlicher als jener von Assuan; seine Stromschnellen sind viel ausgedehnter und der Fall ist stärker. Jener bildet, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein mehr harmonisches Chaos. Dieser Katarakt von Wadi Halfa nimmt eine Stromlänge von ungefähr drei deutschen Meilen ein, und auf dieser ganzen Strecke ist das Bett mit Felsen nach allen Richtungen hin gleichsam übersäet. Das Gefäll beträgt ungefähr 100 Fuß, und in der Reihenfolge von Stromschnellen haben ein paar etwa 20 Fuß Gefäll. Früher konnten Barken nicht hinüberfahren, seitdem aber Mehemed Ali Sprengungen hat vornehmen lassen, ist es ihnen möglich, zur Zeit des Hochwasserstands hindurch zu kommen.

Wir kehrten um, die Dahabieh schwamm ruhig den Strom hinab. Unterwegs stiegen wir an manchen Punkten aus, um noch einmal an den Prachtwerken der Baukunst uns zu erfreuen und die Eindrücke, welche wir früher empfangen, wieder aufzufrischen. So besuchen wir zum zweiten Male den Tempel von Dendera, der noch vortrefflich erhalten ist. Er gehört freilich in eine verhältnißmäßig junge Zeit, da er unter den letzten Ptolemäern begonnen und unter Nero vollendet wurde; als Bauwerk macht er einen hübschen Eindruck, aber die Hieroglyphen wie die Skulpturen zeugen schon von einem Verfalle der Kunst.

Gewaltig wirkten auch jetzt die Ruinen von Karnak auf uns. Sie sind doch das wahre Kleinod aus dem alten Theben und die großartigsten und schönsten Ruinen von ganz Aegypten. Wie gewaltig wirkten die kolossalen Sphingen und Widder, die Tempel des Ramesses des Vierten und des Ptolemäus Evergetes; die großartigen Pylonen, die mächtigen Säulengänge und Hofräume, der Palast des Thutmes! Diese Denkmäler reichen theilweise bis in das Jahr 2800 vor Christus, in die Zeiten der zwölften Dynastie hinauf. Jahrtausende hindurch ist an ihnen gebaut und ausgebessert worden bis auf die Tage der letzten Ptolemäer herab.

Welch ein Gegensatz, wenn man, in Staunen und Sinnen verloren, heute in diesen Ruinen wandelt, auf welche fünf Jahrtausende herabschauen, und eine Woche später in Kairo auf dem Esbekiehplatze Kaffee trinkt und befrackte Europäer mit Glanzstiefeln und Cigarren sieht, oder in Alexandria einen Dampfer erblickt. Eben erst im Tempel des Ramesses oder Amenophis und jetzt in einem modernen Salon zwischen frackbekleideten Männern und Frauen mit dem kolossalen Ungeschmacke des Reifrocks und des staubaufwühlenden Schleppkleides!

Eibofolke, die Inselschweden an der Küste von Ehstland.

Zweiter Artikel.

Das Jul-Fest. — Germanische Festgebräuche. — Der Tanz, Gesang und musikalische Werkzeuge. — Sprichwörter. — Altväterische Sitten. — Gastfreundschaft. — Häusliches Leben. — Kerbholz- und Runenkalender. — Sprache. — Aberglaube.

Das Hauptfest der Schweden ist das alte heidnische Julfest, an dessen Stelle unser Weihnachtsfest trat. Tannenbäume mit Lichtern werden angezündet und der Hausvater macht, nachdem die Familie ein Bad genommen hat, mit Kreide über Fenster und Thüren der Badestube ein mit einem Kreis umzogenes Kreuz. Hierin liegt vermuthlich eine Erinnerung an den alten Namen des Festes, denn Hjul bedeutet das Rad, das sich umwälzende. Gegen Mitternacht wird der Julgalt oder Weihnachtseber, ein anderthalb Fuß langes Roggenbrot, in Form eines Schweines, hereingebracht und vertheilt. Auf ihn wird mit Kreide ein Rad gezeichnet.

Echt germanische Festgebräuche sind ferner noch: das Setzen von Maien, jungen Birken, zu Pfingsten, das Sammeln von Johanniskraut in der Johannisnacht, um sich gegen Hexerei zu schützen, und das Herumziehen der verkleideten Jugend am Martiniabend vor den Häusern, wofür sie Wurst und Brot erhält.

Den Tanz lieben die Weiber ganz besonders, der Walzer, Pardans, nimmt die erste Stelle ein. Sehr beliebt war früher und ist theilweise noch jetzt der Trippeltanz, bei welchem in einem Kreise getanzt wird, mit den Gesichtern nach außen, worauf man in einer langen Reihe schlangenförmig durch das Zimmer zieht und zuletzt die Kette in walzende Paare aufgelöst wird.

Unter den musikalischen Instrumenten nahm der Dudelsack, Sackpip, Drummpipa, der meist aus einem Seehundsmagen verfertigt wird, die erste Stelle ein. Seit ihn aber ein „frommer" Pastor als des „Teufels Blasebalg" bezeichnete, kam er allmälig außer Gebrauch. Bei der Ernte ertönte er ehemals immer und in Dagö gingen die Bauern nie ohne Dudelsack zur Arbeit, der sie fleißiger antrieb, als der Stock des Aufsehers. Mehr im Gebrauche, besonders auf Worms und auf Dagö, ist die alte Tannenharfe, Tallharpa, ein länglich viereckiges Instrument aus Tannenholz, mit vier in Quinten gestimmten Violinsaiten aus Pferdehaar. Das Hackebrett, Trumpa, welches besonders auf Rogö und Odinsholm benutzt wird, ist ein viereckiger Kasten mit einem durchlöcherten Resonanzboden und elf Saiten; er wird auf den Tisch gestellt und mit den Fingern oder einer Feder gespielt.

Der Gesang, welcher früher das Leben des Landmanns verschönerte und erhob, ist mit den alten Volksliedern bis auf geringe Reste verschwunden. Selbst diese armseligen Trümmer von Liedern werden jetzt zumeist nicht mehr gesungen, sondern nur als halbverstandene Erinnerungen aus der Vorzeit deklamirt. Dabei ist von Harmonie keine Rede; selbst die Kirchenlieder erklingen unrein und ohne Takt. Die alten Skaldengesänge und die Volkslieder sind mit der Entfernung vom Mutterlande meist vergessen und das Kartenspiel und die Ereignisse der Gegenwart bieten der Unterhaltung den hauptsächlichsten Stoff. Die einzigen nationalen Lieder, die noch gesungen werden, sind, neben einigen improvisirten Trinkreimen, die kleinen Hochzeitslieder, einige Scherzlieder und Bruchstücke von Balladen. So lautet ein Scherzlied:

> Alle Männer fuhren voraus,
> Mein Mann fuhr nach;
> Alle hatten sie neue Hemden,
> Mein Mann hatte Nichts.
> Nahm ich ein altes Fischnetz,
> Machte meinem Mann ein neues Hemd.
> Altes Netz, neues Hemd
> Zog mein Mann sich an.
> „O, sage!" sagte mein Mann.

Ferner:

> Hei, lustig zu leben,
> Wenn Alles geht gut!
> Wenn das Mädchen will spielen,
> Muß das Spinnrad stille stehen.

Dann:

> Ich wichse meine Stiefel,
> Ich sattle mein Pferd!
> Ich reite zum Mädchen,
> Und werde Hauswirth!
> Bekomme ich nicht die Gertrud,
> So bekomme ich doch gewiß Marie.

Bruchstück aus einer Ballade:

> „Die anderen werden geholt und geführt
> Nicht werde ich geholt und geführt!
> Die Zeit schwindet, das Jahr geht,
> Nie bekomme ich einen Mann dies Jahr!"
> „„Spinn', meine Tochter!
> Morgen kommt der Freier herein!""
> Die Tochter spann, die Zähre rann,
> Nie kamen Freier heran.

Wir führen hier auch einige charakteristische Sprichwörter und Redensarten der Inselschweden an, deren sie viele haben; sie zeigen manches Uebereinstimmende mit denen der übrigen germanischen Völker.

Schöne Worte machen den Kohl nicht fett. — Der Brei wird nicht so heiß gegessen, als er vom Feuer kommt. — Der Tod kauft keinen Kalender. — Wo bleibt der Teufel, wenn die Hölle voll ist? — Komm' dann mit Heu, wenn die Stute todt ist. — Mit der Zeit kann wohl die Maus ein Ankertau abbeißen. — Weiberreden und Pferdefressen hat kein Ende.

Der Charakter der Inselschweden hat sich nicht gleichmäßig entwickelt; denn während die kräftigen Runöer in jahrhundertelanger Freiheit die Fehler wie die Vorzüge ihrer Anlagen ungestört auszubilden Gelegenheit hatten und wiederum auf weiten Seereisen und in schwierigen Lebenslagen Gewandtheit und Anstelligkeit lernten, haben an der ehstnischen Küste schwedische Bauern durch Mißverhältnisse zu ihren Herren sich zum Aufgeben ihrer Freiheit genöthigt gesehen und sind in stumpfe Gleichgiltigkeit versunken.

Aehnlich den Skandinaviern zeichnen sich die Inselschweden durch klaren, tüchtigen Verstand aus, der nicht selten in Schlauheit übergeht, und einen oft sarkastischen Witz, durch Ausdauer bei der Arbeit, durch Anhänglichkeit an alte Volkssitten, durch Bedachtsamkeit, Geistesgegenwart, Muth und Freiheitsliebe, so wie durch Ehrlichkeit, Keuschheit und Gastfreiheit. Beim Fischfang oder der Seehundsjagd scheuen sie weder Gefahren der See, noch Unannehmlichkeiten der Witterung, weder kalte Feuchtigkeit im Herbste, noch scharfen Frost auf dem Eise. Weniger ausdauernd und thätig sind sie beim Landbau und der Viehzucht. Die Folge ihres Fleißes war Wohlstand; bis vor Kurzem gab es auf

Rogö noch keinen Armen; seit der größern Verbreitung des Branntweins aber sind manche Bauern zu Bettlern geworden. Andere hat der Schmuggelhandel erst in moralisches, dann in materielles Verderben geführt.

Die treue Beibehaltung der väterlichen Sitten, die Anhänglichkeit an die alten, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Gewohnheiten, welche im Charakter des schwedischen, wie überhaupt des germanischen Bauern liegt, und welcher er noch einen guten Theil seiner sittlichen Vorzüge verdankt, gilt auch unseren Schweden als heilige und unabweisliche Pflicht. Doch geht sie nicht selten in eigensinnigen Widerstand, Starrköpfigkeit und Hartnäckigkeit über. Auch Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist oft die Folge davon.

„Wir sind Mannen von Runö", sprechen die Runöer Bauern mit stolzem Selbstgefühl. Ihr Selbstbewußtsein steigert sich nicht selten zum Stolz, wozu ihre gute Stellung, die Entfernung von allen Orten, wo sie etwas zu fürchten haben, die Unabhängigkeit auf der Insel und auf Reisen, so wie die Vergleichung mit den knechtisch gedrückten Bauern der Küste beiträgt.

Gröbere Verbrechen, Mord und Todtschlag, Kindesmord und Gewaltthätigkeit sind in den Annalen dieser Gegend unter den Schweden unerhört.

Die Gastfreundschaft, welche als eine Haupttugend aller skandinavischen Völkerstämme von den ältesten Zeiten her berühmt war, ist, wenngleich die Verhältnisse nicht die rücksichtslose Ausübung derselben erlauben, keineswegs verschwunden. Nicht allein tritt der Hauswirth dem Besuchenden freundlich entgegen, bietet ihm Speise und Trank an, und weis't nicht selten das dafür gebotene Geschenk zurück, sondern, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindtaufen, hat jeder das Haus Betretende ein Anrecht auf Bewirthung; der Besuch von Leuten höhern Standes wird als eine große Ehre angesehen.

Die Treue und Ehrlichkeit der Schweden im Handel und Wandel ist von Riga bis nach Finnland hin bekannt. Auf Odinsholm hält man keine Hunde, weil man vor Dieben sicher ist. Auf Worms war früher ein Diebstahl unerhört und als einmal Einer sich an einem Stücke Leinwand, ein Anderer an einem Feuerstahl vergriffen hatte, reichte eine Ermahnung des Predigers von der Kanzel hin, den Thäter zu bewegen, das Gestohlene an den Platz, von dem er es weggenommen, wieder hinzulegen. Seit der Einwanderung der Ehsten sind sowohl in Worms als in Nuckö Fälle von Diebstahl nicht mehr selten. Einige Bauern von Rickholz wurden in Hapsal beschuldigt, ein Stück Wäsche gestohlen zu haben. Mit Selbstgefühl versicherten sie: „Kein Bauer von Rickholz stiehlt und keiner hat es nöthig." Auch fand sich sehr bald, daß die Anklage unbegründet war.

Mit der Reinlichkeit der Inselschweden steht es freilich nicht ganz so gut. Ihre Häuser und Geräthe halten sie allerdings sauber und stechen dadurch vortheilhaft von den esthnischen Bauern ab. Auch baden sie sich oft, doch wird Ungeziefer nicht als unreinlich angesehen.

Ihre Sittlichkeit steht auf einer hohen Stufe. Von Ehebruch ist unter ihnen fast nie zu hören gewesen. Die Zahl der unehlichen Kinder verhält sich zu der der ehelichen wie 1 zu 96. Höchst auffallend ist bei dieser Sittlichkeit der alte Gebrauch des Kiltgehens oder Nachtrennens, der an mehreren Orten noch nicht abgeschafft ist. Aber nicht leicht läßt ein junger Bursche diejenige sitzen, die ihn eingelassen hat.

Die Kinderzucht bleibt fast gänzlich dem weiblichen Geschlecht überlassen. Von Unterricht ist nicht viel die Rede, nur lehrt die Mutter das Kind, sobald es sprechen kann, das Vaterunser und leitet es zum Lesen in der Fibel an. Dann kommen das Gesangbuch und der Katechismus an die Reihe. — Schreiben können nur die Wenigsten, auf Runö nur der Küster; bei Unterschriften bedienen sich die Bauern ihrer Hauszeichen. In neuerer Zeit sind einige Schulmeister angestellt worden, die aber nur am Sonntag Unterricht ertheilen.

Eine uralte heidnische Sitte, die sich noch bei den Schweden an der ehstnischen Küste theilweise erhalten hat, ist der Gebrauch von Kerbholz- und Runenkalendern neben den gedruckten. Schon Saxo Grammaticus erwähnt „in Holz geschnittener Briefe", die auch in späteren Sagen vorkommen. Zur Bezeichnung der 365 Tage des Jahres schnitt man Striche, Runen oder lateinische Buchstaben in Holztafeln ein, unterschied durch besondere Zeichen die Heiligentage und bildete sich so Holzkalender, die wahrscheinlich schon zu heidnischer Zeit im Gebrauche waren; denn auch die heidnischen Feste, wie Jul und Disablot, richteten sich nach der Sonne und dem Mondwechsel.

Die an der ehstländischen Küste von den Schweden theils noch gebrauchten, theils als Andenken an die Vergangenheit aufbewahrten Holzkalender sind alle aus Erlen-, Birken- oder Tannenholz verfertigt und theilen sich in einfache und zusammengesetzte. Die einfachen sind schmale Bretter, auf denen die Tage durch Striche und jeder siebente Tag durch ein Kreuz bezeichnet erscheint. Die Bezeichnung der Tage beginnt mit Weihnachten; dieses Fest bildete ja in Skandinavien wie in Deutschland lange Zeit den Anfang des Jahres. Die zusammengesetzten Holz- oder Runenkalender bestehen aus acht gleichen Holztäfelchen, die durch ein Loch am Ende zusammengebunden sind und von denen 7 die Zeichen für die 365 Tage des Jahres enthalten; ihr Name ist Rimstain, Reim- oder Zahlstab.

Die Heiligen- und Merk-Tage sind durch besondere Zeichen und Striche unterschieden. Der 6. Januar hat drei Kronen, der 25. December einen Weihnachtsbaum u. s. f.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Sprache. Die an den Küsten der Ostsee gesprochenen inselschwedischen Dialekte stimmen im Allgemeinen mit einander überein, doch lassen sich fünf Hauptmundarten unterscheiden. Die Abweichung derselben von der Schriftsprache ist nicht so groß, wie es scheint, wenn man die Bauern schnell und nachlässig mit einander reden hört; doch geben eigenthümliche, veraltete Ausdrücke, Dehnungen und Kürzungen der Vokale ihrer Ausdrucksweise etwas sehr Fremdartiges. Aber die Sprache hat schon viel Fremdes angenommen und besonders in Wichterpal und Nuckö dringt das Ehstnische ein, und es werden im gemeinen Leben ehstnische Wörter gebraucht, selbst wenn es dafür gute und noch ganz bekannte schwedische giebt. Auch die plattdeutsche und in sehr geringem Maße die russische Sprache haben eingewirkt.

Es ist begreiflich, daß bei einem von allen Beziehungen zur Außenwelt so abgeschieden lebenden Völkchen, wie diese Inselschweden, alte Ueberlieferungen, Sagen und Aberglauben bis auf unsere Tage mit vieler Treue bewahrt wurden. In der That haben sich viele Erinnerungen aus dem Heidenthum und der katholischen Zeit erhalten. Thieraberglaube und der Glaube an Zauberer und Hexen ist noch stark verbreitet.

Hindeutungen auf den Thorsdienst finden wir in einigen Ortsnamen: Torsgrunn, ein Riff bei Worms, Tortall und Torwäg auf Runö. Der dem Thor geheiligte Donnerstag wird noch jetzt als eine Art Feiertag angesehen; die Frauen mahlen an ihm nicht auf der Handmühle und spinnen keine Wolle, damit die Schafe nicht die Drehkrankheit bekommen. Das Mahlen auf Windmühlen wird aber nicht für unerlaubt gehalten, weil hier der Wind

die Arbeit verrichtet. Unbewußt hat sich noch eine Spur des Thorkultus im Namen des Mistkäfers, Thorbagge (Thorwidder) erhalten. Als Thor sich später in der christlichen Vorstellung in den Teufel umwandelte, ward dieser Käfer Thorsteufel (Tordiwel) genannt. Desgleichen erinnern die Donnerkeile an Thors Hammer, indem sie Glück und Heil bescheren, Zahnschmerz vertreiben und das Einschlagen des Blitzes verhindern. Er mögen diese Donnerkeile uralte Streithämmer oder auch alte Wetzsteine sein.

An den Dienst des Freyr erinnert der Julgalt (Weihnachtseber). Jede Erinnerung an Freyr aber und an die Bedeutung dieses Gebrauchs ist geschwunden und der Julgalt wird nur noch gebacken, weil es die Väter von jeher so gemacht haben; doch spricht sich die Verehrung des Ebers, des Lehrers des Ackerbaues, noch in manchen Gebräuchen aus.

Dem Odin war der Mittwoch (Olsdag) geweiht. Auf der Insel Odinsholm soll er begraben liegen und man zeigt neben einem großen Felsblock eine Stelle, die sich durch das Verwesen seines Körpers gesenkt habe.

Eine Spur des alten Sonnendienstes liegt in dem Glauben, daß man beim Ausfahren auf den Fischfang das Boot nicht gegen die Sonne, sondern mit der Sonne herumwenden müsse und daß man es für Unrecht hält, nach dem Genusse des Abendmahls sich links herumzukehren.

Sind die Erinnerungen aus der Heidenzeit dürftig und unzusammenhängend, so sollte man erwarten, deren aus der katholischen Zeit mehr vorzufinden. Das Volk indessen verwechselt katholisch mit heidnisch, nimmt christlich und lutherisch als gleichbedeutend, und rechnet Mönche und Nonnen zu den Trollen oder bösen Geistern. Doch werden namentlich noch manche Feiertage gehalten; der häufige, oft abergläubige Gebrauch des Kreuzes stammt aus jener Zeit, und wenn Jemand einen Körperfehler hat, so gelobt er ein Opfer. An das Fegefeuer erinnert folgender Gebrauch: Wenn es Jemandem in den Ohren klingt, so schreien die Seelen der heidnischen Vorfahren in der Qual oder vor der Himmelsthür. Man muß sagen: „Gott segne meinen Stamm und Geschlecht“, dann hören die Töne auf.

Nach altgermanischer Sitte waren Bäume Stätten des Götzendienstes und wurden auch geradezu Gegenstand der Verehrung. Ganz nahe bei dem Dorfe Röicks stand eine große heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehs mit bunten Bändern und Kreuzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben.

Bäume, die sich über der Wurzel trennen und nachher wieder vereinigen, so daß man hindurchkriechen kann, gelten für heilkräftig und heilig. Vierblättriger Klee bringt Glück, und eine doppelte Nuß vergräbt man im Schafstalle, damit die Schafe gedeihen und Zwillingslämmer geboren werden.

Eine größere Rolle als der Pflanzenaberglauben spielt der Thieraberglauben. Um den Kornwurm am Weiterziehen zu hindern, umsteckt man die Stellen, wo man ihn bemerkt, mit Erlenstäbchen in ungerader Zahl. Ist der Kornwurm durch böse Menschen herbeigezaubert, was besonders durch neun in's Kreuz auf den Rand des Feldes gelegte Aehrenpaare geschieht, so sucht man diese Zaubermittel auf und verbrennt sie.

Die Schlangen sind mit dem Aal verwandt, deshalb essen die Schweden auf Worms keine Aale. Fische lassen sich durch geheime Worte in's Netz treiben. Die dicken Kröten sind Unterirdische; deshalb darf man keine todt treten, da sonst die Kühe rothe Milch geben. Die Schlangen stehen in hoher Achtung, so daß nicht leicht Jemand wagt, eine zu tödten, weil sonst das Vieh nicht gedeihe und das Korn nicht wachse. In Worms und Nuckö giebt man den Schlangen den Namen Husbon (Schutzgeist des Hauses). — Wenn man den großen, weißen Lindwurm (Huita orm) fängt, das Fleisch kocht und ißt, dann versteht man, was die Vögel sprechen. Die Schlangen haben ihren König (Ormkungen), der eine goldene Krone auf dem Haupte hat; wer den Kopf eines solchen Schlangenkönigs bei sich trägt, hat Glück.

Der Kukuk verwandelt sich im Winter in einen Habicht, und aus seinen Eiern kriechen Habichte aus; hört man ihn nüchtern rufen, so ist man das ganze Jahr hindurch hungrig oder kränklich. — In Gestalt von Krähen und Dohlen fliegen die Hexen umher. — Eine zwischen Weihnachten und Epiphanias geschossene Elster brennt man zu Kohlen und giebt das Pulver als sicheres Mittel gegen Epilepsie ein. — Kräht eine Henne wie ein Hahn, so geschieht ein Unglück; legt ein Hahn ein Ei, dann kriechen Schlangen oder kleine Hausgeister daraus. — Der Schwarzspecht ist ein verwandeltes Weib, welches während des Gottesdienstes Brod buk. Das schwarze Kleid ward zu schwarzen Federn und aus der rothen Haube ward der rothe Schopf. — Das Pfeifen des Finken bedeutet Nordwind und Kälte.

Katzen, dürfen nicht beleidigt oder geneckt werden, denn die Hausgeister oder Hexen stecken in ihnen. Thut man es doch, so bekommt man Geschwüre; man darf sie auch nicht im Wagen fahren, weil sonst die Pferde sterben. — Das kluge und treue Pferd gilt für weissagend. Kommt der Pastor, um einem Kranken das heilige Abendmahl zu reichen, dann achtet man auf sein Pferd; hebt es den Kopf wenn es stehen bleibt, so wird der Kranke gesund; es ist ein übles Zeichen, wenn es ihn senkt.

Der Wolf ist wegen seiner schädlichen Eigenschaften, seines schleichenden Wesens und großer Stärke im Verdachte der Verbindung mit übernatürlichen Wesen. Er besitzt die Kraft und den Verstand von sieben Menschen und wird aus einer gewissen Scheu nie bei seinem wahren Namen, sondern stets Waldvater oder der „alte Graue“ genannt. Der Glaube an Wärwölfe, d. h. in Wölfe verwandelte Menschen, ist unter den Inselschweden weit verbreitet, und in Arensburg wurde vor etwa zehn Jahren ein Weib vor dem Konsistorium verklagt, weil es Monate lang in den Wäldern als Wolf umhergelaufen sei.

Auf dem Gebiete des Aberglaubens, wie auf dem der Zauberei, haben Inselschweden und Ehsten Vieles gemeinsam. Diese Uebereinstimmung kann nicht auffallend sein, da gewöhnlich die Zauberer einer fremden Nationalität im höhern Ansehen stehen, weshalb auch der Sitz der Zauberer in fremde, entfernte Gegenden verlegt wird. Die Nucköer halten die Wormsschen, diese die Dagioten, Alle aber die Oeselaner für große Zauberer. Der Hauptort der Zauberei ist Finnland und Lappland. Die Zauberer geben sich mit der Heilung von Krankheiten ab, wozu sie segnende Worte anwanden; deshalb wurden sie Segensprecher genannt. Auf der Insel Worms geht eine Sage: Wenn die Hexen auf Ofenkrücken, die sie durch ihre Zauberei in schwarze Pferde verwandeln, zum Blocksberge (Bläkberge) reiten, dann kann man ihre wahre Gestalt erkennen, wenn man in der Neujahrsnacht durch eine Erbsenblüte sie ansieht. — Um die Hexen, welche sich als schwarze Katzen unheilstiftend in die Häuser schleichen, abzuhalten, macht man fast überall in Worms am Weihnachtsmorgen früh einen ungeheuren Rauch vermittelst angezündeter Wachholderbüsche. — Kommt eine verdächtige Person in's Haus, dann wirft man, nachdem sie weggegangen, Salz in's Feuer, damit der etwa von ihr geübte Zauber nicht schade. — Um

zu prüfen, ob auf einer Stelle oder in einem Hause kein Fluch ruhe, wirft man an den Ort einen Lappen und schaut am andern Morgen früh zu, was für Ameisen sich darunter gesetzt haben. Sind es die kleinen rothen oder die ganz großen schwarzen, so ist der Platz verhext. — Um den Segen aus einem alten Haus in ein neues zu übertragen, bringt man etwas Erde aus demselben mit und streut sie durch ein Sieb in alle Zimmer und Stallräume. Dagegen darf man vom Acker keine Erde weggeben, weil man sonst den Segen mit weggeben würde. — Bei allem Thun achtet man auf die passende Zeit, um nicht Unsegen auf sich zu ziehen. Die Bäume müssen bei rechtem Mondlichte gehauen werden, Nadelholz bei Neumond. —

Alle Krankheiten, deren natürliche Ursachen man nicht alsbald ergründen kann, werden vom Teufel oder von bösen Menschen hergeleitet. Besonders sind Krätze und Flechten stets Folge der Einwirkung von Dämonen. — Manche Menschen verstehen die schwarze Kunst und haben ein Buch mit schwarzen Blättern und weißen Buchstaben, welches sie aber Niemandem zeigen. — Kinder, die mit den Füßen zuerst auf die Welt gekommen sind, haben den bösen Blick und die böse Zunge; hiermit können sie Zauber üben. — Hauptsächlich schaden die Zauberer dem Vieh, indem sie den Kühen die Milch entziehen. — Wenn man ein Stück Vieh verkauft und demselben noch nach dem Verkauf ein Büschel Haare ausreißt, so hat es keine Ruhe, sondern kehrt zurück.

Aber es giebt auch zauberische Gegenmittel. Kennt man den Urheber einer angezauberten Krankheit, so sucht man ein Stück von seinen Kleidern zu erhalten oder schneidet aus seinem Haus ein Stück Span heraus, den man mit Teufelsdreck zusammen anzündet, so daß der Rauch an die kranke Stelle dringt. Man schabt etwas von geerbtem Silber in's Wasser, wäscht sich damit und gießt das Uebrige nach Norden hin weg; das hilft gegen den Ausschlag. — Ein Thier, das ein Bein gebrochen hat, bekommt geschabtes Messing von Schlittenglocken ein.

In den Gegenden, wo so viele Kriege geführt worden sind, wie in den Ostseeprovinzen, und welche sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreut haben, kann es an vergrabenen Schätzen nicht fehlen, und wirklich sind hier und da größere und kleinere Mengen zum Theil werthvoller Münzen aufgefunden worden. Die Stelle, wo ein Schatz liegt, wird durch allerlei Schutzgestalten, Geister und andere Wesen bewacht. Auf Kartall zeigt sich da, wo ein Schatz liegt, eine rothe Ziege. Am gewöhnlichsten gewahrt man auf der Schatzstelle in der Johannisnacht eine blaue oder rothe Flamme. Durch Wünschelruthen, die in derselben Nacht geschnitten werden, kann man die Schätze entdecken; beim Heben des Schatzes muß das tiefste Stillschweigen beobachtet werden, sonst versinkt derselbe augenblicklich in die Tiefe.

Auch an Geistern fehlt es den Inselschweden nicht. Feurige Drachen bringen die Schätze herbei; sie sind die helfenden Hausgeister und heißen Skrate. Mit langem Schweife zieht der feurige Skrat als Katze, Huhn oder Möve Abends über die Erde hin und verschwindet im Schornsteine des Hauses. Er bringt Geld, Erbsen, Schinken, Grütze, Leinwand der andere Dinge, die er entwendet hat. Zugleich dient er seinem Herrn als schützender Hausgeist gegen Diebe und Feinde; dafür muß ihn aber der Besitzer mit Reisbrei und Butterbrot füttern. Man kann sich selbst einen Skrat verfertigen, was auf verschiedene Weise geschieht; Einige nehmen eine blecherne Röhre, mit Werg und Pech gefüllt, ein Stück von einem Wagen, den Sterz vom Pflug, ein Stück Egge und verschiedene Lappen und verarbeiten dies zu einer Gestalt. Diese Figur stellt man drei Donnerstage nach einander auf einen Kreuzgang; am dritten Donnerstage besprengt man sie mit Menschenblut und spricht: „Teufel, ich gebe Dir meine Seele, gieb mir Dein Geld!" Dann wird der Skrat lebendig und muß seinem Herrn dienen. Dem Skrat verwandt ist der Bise, ein Hausgeist, der mit Blitz und Donner zu thun hat. —

Unter den Wassergeistern ist der im Meere wohnende Neck der vornehmste; er ist ein kleiner Teufel in Seehundsgestalt, mit scharfen Zähnen, und zieht den Menschen bei den Beinen in's Wasser. Er erscheint auch als Faß, als Pferd, Bock oder Fisch.

Die Nachtmähr (Mara), der Alpdruck, ist den Inselschweden auch bekannt. Wenn böse Menschen einem Pferd oder Rind etwas Uebles wünschen, so kommt die Mara, oft auch der Geist des mißgünstigen Menschen selbst, setzt sich dem Thier auf den Rücken und reitet auf ihm, bis es ganz matt wird. Auch Menschen quält und drückt der Alp.

Unter der Erde wohnen kleine Wesen, die alt, klug, stark und reich sind und Untenwohnende (Unde-bgjare) heißen. Es sind die bei allen germanischen Völkern vorkommenden Unterirdischen. Sie schaden Dem, der sich in ihr Gebiet wagt und geben sich dem Menschen durch Klopfen zu erkennen; meist sind sie aber gutmüthige, wohlwollende Geister in der Gestalt von Kröten. Was am Sonnabend oder Donnerstag Abend ohne Licht gearbeitet wird, gehört ihnen; oft nehmen sie die menschlichen Kinder fort und legen an deren Stelle ihre eigenen, ungestalten und häßlichen Kinder als Wechselbalg.

Ethnologische Beiträge.

V.

Fortschritt der Wissenschaft. — Die anthropologische Gesellschaft in London. — Bollaert's Vortrag über die ethnologischen Verhältnisse Amerikas. — Rassenverhältnisse — Mischlinge.

Mit großem Vergnügen folgen wir dem Gange, welchen die anthropologischen und ethnologischen Studien seit einiger Zeit in Großbritannien nehmen. Im Allgemeinen hat der Engländer eine Scheu vor der Rücksichtslosigkeit und Unumwundenheit, durch welche sich die wissenschaftliche Forschung bei uns Deutschen kennzeichnet. Bei uns sucht man lediglich die Wahrheit, sagt offen heraus, was man als richtig erkannt, und kümmert sich dabei nicht im Mindesten darum, ob man nach Rechts oder Links anstößt. Unbedingte Freiheit der Forschung gilt bei uns als die wahre Lebensluft, ohne welche ein Fortschreiten und eine Weiterentwickelung der Wissenschaft uns unmöglich dünkt, und von Verketzern ist bei uns längst keine Rede mehr. Unser Lessing hat nicht vergeblich geschrieben.

Ganz anders in England, wo heute noch ein sehr beträchtlicher Theil der Gelehrten in den Banden des kirchlichen Dogmas festgeschnürt bleibt und Auftritte sich ereignen, die uns an die Tage des hamburgischen Hauptpastors Götze erinnern. Da ist ein Bischof, Herr Colenso, der zu Natal in Südostafrika mit

den Kaffern in Berührung kam. Diese Barbaren machten dem Kirchenmann einige Einwendungen gegen Dieses und Jenes, was in den fünf Büchern Mosis erhalten ist; sie fanden überhaupt im Pentateuch Manches, das nicht recht zusammenklappen will. Die Bemerkungen der Kaffern machten den Bischof nachdenklich, er begann den Maßstab der Kritik anzulegen und gab in England einen Kommentar zum ersten Buche Mosis heraus. Bei uns in Deutschland würde auch der orthodoxeste Theolog nichts dagegen einzuwenden haben, wenn er auch von Colenso's Erklärungen abwiche. In England aber bäumte sich die Geistlichkeit der gesammten Hochkirche gegen den Bischof auf, verdammte ihn, ehe sie noch seine Vertheidigung gehört hatte, und seit nun einem halben Jahr erscheinen in jeder Woche ganze Dutzende von Schriften, zumeist contra Colenso, welchem durch das bekannte odium theologicum sein Leben gründlich sauer gemacht wird. Durch die Zweifelsucht der Kaffern ist die anglikanische Kirche in Aufregung gebracht worden!

Es giebt in Großbritannien noch Geologen, welche stramm an den sechs Schöpfungstagen festhalten. Andere glauben schon sehr weit zu gehen, indem sie diese „Tage" für große geologische Epochen ausgeben. Aber an dem mosaischen Schöpfungsmythus halten sie fest, unbekümmert um die Ergebnisse der Chronologie, der Alterthumsforschung rc. Gleich den fatalistischen Mohammedanern sagen diese Leute: „Es steht geschrieben!" Gegenüber diesen Starren hat die freiere Regung in der Wissenschaft lange einen sehr harten Stand gehabt. Man muß sich diese Verhältnisse vergegenwärtigen, um zu begreifen, welch ein Aufsehen die Frage machen kann, ob ein Unterkiefer, den man in der Picardie im Kies gefunden hat, ein paläontologischer Knochen sei, oder ob er unserer gegenwärtigen geologischen Epoche angehöre. Bei uns wäre das einfach eine Frage paläontologischer Forschung; in England glauben aber viele Leute „das Wort des Herrn" und, was ihnen gleichbedeutend ist, ihre anglikanische „Kirche" dadurch gefährdet, wenn es sich herausstellt, daß in einer frühern geologischen Epoche schon neben den Mammuthen, den Höhlenbären rc. Menschen gelebt haben und daß diese Steinwaffen besaßen. Davon steht ja Nichts in der Genesis, welche man nun einmal als den Kanon aller Wissenschaft und Naturwissenschaften betrachten will. So wird es auch begreiflich, daß man in England die Frage über eine „Verwandtschaft" zwischen den Menschen und den anthropoïden Affen mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit behandelt, die uns ein Lächeln abnöthigt. Und was für ein Sturm würde sich erheben, wenn ein Engländer sich einfallen ließe, ein Buch zu schreiben, wie des Naturforschers Karl Vogt „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde." (Gießen 1863).

Auch die Frage, ob die Menschheit von einem Paar, dem Adam und der Eva, abstamme, wird in England noch ernsthaft und polemisch behandelt, erörtert! Wir begreifen, daß ein orthodoxer Theolog sich für den Monogenismus erklärt; es ist uns aber alle Zeit unverständlich und unbegreiflich gewesen, wie man es überhaupt nur vermocht hat, die Genesis als ein wissenschaftliches Compendium anzusehen, welches die Grundlage und Grundlagen für Anthropologie und Ethnologie enthalte. Durch eine solche Annahme sind dann die wunderlichsten Luftsprünge über die sogenannte Entstehung des Menschengeschlechts veranlaßt worden; man hat ganze Berge von Hypothesen übereinander gehäuft, von denen die eine so wenig oder so viel werth ist als alle übrigen. Sie widersprechen einander und haben zumeist mit dem gesunden Menschenverstande nicht das Mindeste zu schaffen, obwohl manche mit ganz ungeheurer, aber höchst unfruchtbarer Gelehrsamkeit ausstaffirt sind.

Das Licht unbefangener Forschung ist nun aber auch in England immer weiter vorgedrungen, und die Wissenschaft stellt sich dort mehr und mehr auf ihre eigenen Füße. Schon seit längerer Zeit traten in der Londoner ethnologischen Gesellschaft scharfe Gegensätze zwischen den Männern der unbefangenen Prüfung und den befangenen Anhängern des Buchstabens zu Tage, und jene fanden einen Sammelpunkt in der neugegründeten anthropologischen Gesellschaft, welche in ihrem Programm offen ausspricht, daß sie das Studium der Anthropologie lediglich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus — also mit Ausschluß alles Theologischen und Dogmatischen — fördern wolle. Sie will den Menschen in seinen physischen, geistigen und geschichtlichen Verhältnissen zur Aufgabe ihrer Forschungen machen, nicht minder die Gesetze seines Ursprungs und seiner Entwickelung. Sie veröffentlicht Uebersetzungen deutscher und französischer Werke (z. B. von Waitz und Rudolf Wagner) und ihre Verhandlungen (Anthropological Review and Journal of the Anthropological society of London), von denen die beiden ersten Bände uns vorliegen, liefern den Beweis für ein ernstes Streben und eine rührige Thätigkeit.

Von demselben Geist unbefangener Wissenschaftlichkeit ist auch die anthropologische Gesellschaft zu Paris durchdrungen. Am 4. Juni 1863 gab der Sekretär derselben, Paul Broca, eine Uebersicht dessen, was sie seit ihrem dreijährigen Bestehen für die Wissenschaft geleistet hat, und das ist sehr viel. „Die beiden verschiedenen Doktrine, sagt er, welche anderwärts mit so großer Leidenschaftlichkeit einander bekämpfen, sind in unserer Mitte ruhig erörtert worden. Hier hat man weder die monogenistische noch die polygenistische Theorie als Kriegswaffe betrachtet und weder politische noch religiöse Vorurtheile hineinspielen lassen. Wir sind nicht in zwei einander feindliche Selten gespalten; vielmehr wird durch die Mäßigung, den höflichen Ton und den guten Glauben, durch welchen Ihre Erörterungen sich kennzeichnen, der Beweis geliefert, daß es Ihnen lediglich und allein um die Wissenschaft zu thun ist. Jeder von uns spricht seine Meinung unumwunden aus; unsere Gesellschaft als solche und als eine Gesammtheit giebt aber eine solche nicht ab; sie ist weder monogenistisch noch polygenistisch, sondern ein wissenschaftlicher Verein, in welchem Jeder, der nach dem Richtigen und Wahren forscht, seine Stelle einnehmen kann, ohne daß er irgendwie Rechenschaft von seinen Ansichten zu geben hätte."

Wir unsererseits werden den Arbeiten der Londoner Gesellschaft, und nicht minder jenen des Pariser anthropologischen Vereins eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Heute heben wir aus dem so eben erschienenen zweiten Bande (August 1863) einen Vortrag W. Bollaert's: „Bemerkungen über die früheren und die gegenwärtigen Bevölkerungen in der Neuen Welt" hervor, weil er sich an unsere früheren „Ethnologischen Beiträge" anreiht, welche wir im Globus Bd. III, Nr. 33 bis 36, mitgetheilt haben. Der Leser wird bei einer Vergleichung finden, daß Bollaert in Bezug auf die Charakteristik dieser Bevölkerungen, über die Wirkungen der Rassenvermischungen, die nachtheiligen Einwirkungen derselben und über die trostlosen ethnischen Verhältnisse, welche dort eine Gesellschaft in unserm europäischen Sinne platterdings unmöglich machen, genau zu denselben Ergebnissen kommt, zu welchem auch der Herausgeber des Globus schon vor fünfzehn Jahren gelangte und die er seitdem vielfach erörtert hat. Man thut jetzt, was schon längst hätte geschehen sollen; die allgemeinen Phrasen von Gleichheit aller Menschen, welche einem verschwommenen Kosmopolitismus und der Denkfaulheit so großen Vorschub leisten, verschwinden. Man rückt den Sachen, wie sie sind, geradezu auf den Leib, man individualisirt beim Forschen und gewinnt dabei natürlich ganz andere Resultate, als ein „Philanthrop" erhält, der sein Gleichheitsschema fertig hat und seinen Phantasiegebilden nachjagt.

Was Herrn Bollaert's Vortrag anbelangt, so wollen wir bemerken, daß unsere Angaben in den oben erwähnten vier Ethnologischen Beiträgen in mancher Beziehung, z. B. auch in Hinsicht der Zahlenangaben genauer, sind als jene, welche B. mittheilte. Darauf kommt indessen für die vorliegende Frage weniger an; in

der Sache selbst sind wir mit ihm zumeist einverstanden. Als ein Mann der Forschung läßt er sich natürlich auf die „Monogenie" gar nicht ein; er findet den sogenannten „rothen Mann", wir wollen sagen den Urbewohner Amerikas, als Menschen einer und derselben Species, als ein ureigenthümliches Wesen, namentlich auch in Bezug auf die Skala der Intelligenz, dessen Dasein schon in die Braunkohlenperiode (Pliocen und Miocen), vielleicht auch noch höher hinaufreiche.

Durch Vermischungen der verschiedenen Species auf Erden sind, wie B. meint, endlose Varietäten entstanden. Die Uramerikaner hatten zur Zeit des Columbus wohl den Höhepunkt derjenigen Civilisation erreicht, bis zu welchem sie vermöge ihrer Organisation und Intelligenz (— sagen wir: Naturanlage und Begabung —) überhaupt gelangen konnten.

Man hat berechnet, daß zur Zeit der Entdeckung die Zahl der Einwohner Amerikas mehr als 100 Millionen Seelen betragen habe (— das ist offenbar viel zu hoch gegriffen —); gegenwärtig sind sie auf zwölf und drei Viertel Millionen zusammengeschmolzen. Ganz Amerika zählt an unvermischten und gemischten Bewohnern etwas über 73 Millionen Köpfe. Davon kommen 31½ M. auf die bisherigen Vereinigten Staaten, 25½ M. auf das ehemals spanische Gebiet auf dem Festlande; die übrigen vertheilen sich auf die übrigen Länder. Die aus Afrika hinübergebrachten Millionen Neger, Sklaven, wurden geholt, um zu arbeiten und so den Ausfall zu ersetzen, welcher durch die Ausrottung einer großen Menge von Indianern entstand. In diesen allen war kein starker Trieb zur Arbeit.

Die Uramerikaner bildeten ein großes ethnisches Bereich, das in viele Völker und Stämme zerfiel. Sie bauten großartige Erdwerke, viele waren Jäger und Krieger; aber bis zu einem Alphabete brachten sie es nicht. Als eine besondere Gruppe können wir die Völker in Mexiko und Centralamerika betrachten. Sie waren hervorragend in Steinbauten, hatten Sinn für Schmuck und Zierrathen, schon in einer weit hinaufreichenden Zeit. Von den Völkern, welche ihnen im Norden und Süden wohnten, unterscheiden sie sich durch manche Eigenthümlichkeiten.

Vom Festlande scheint nach den westindischen Inseln hinüber eine zweifache Wanderung stattgefunden zu haben, jene der friedlichen Lucayer, und die der kriegerischen Karaïben.

In Südamerika treffen wir auf dem Tafellande von Bogotá die Chibchas; aber sie saßen, gleich den Azteken und Peruanern, auf den Trümmern einer Civilisation, welche verschwundenen Völkern angehörte. Weiter gen Süden finden wir, gleichfalls auf einer Hochebene, die Quitus. Sie wurden von den Caranes bezwungen, welche von der Küste des Stillen Weltmeeres heraufstiegen, und ihrerseits von den peruanischen Inkas unterjocht wurden.

In Peru war vor den Inkas eine alte Civilisation vorhanden; ihr gehören großartige Steinbauten an, namentlich jene von Tiahuanaco, auf einer Hochebene, die fast 13,000 Fuß über dem Meere liegt. Diese Ueberbleibsel einer frühern Kultur wurden schon von den Inkas als ein Wunder angestaunt, etwa so wie die heutigen Griechen auf die alten Kunstwerke der Hellenen hinblicken.

In Chile fanden die Europäer araukanische Völker; jenseits der Andes patagonische Horden; im heutigen Brasilien waren Guarani-Stämme bis weit nach Norden hin verbreitet, sodann Karaïben. Fremde, außeramerikanische Menschen waren zur Zeit der Entdeckung nicht vorhanden. Wie stehen die Dinge, nachdem vierthalbhundert Jahre verflossen sind?

Mexiko hat gegenwärtig 8,283,088 Bewohner. Von diesen sind die meisten reine, unvermischte Indianer, die ihrem physiologischen Charakter durchweg treu bleiben; es ändert sich nichts an ihnen. Dazu kommen Mestizen, d. h. Mischlinge von Weißen und Indianern, und Zambos, welche aus der Vermischung von Indianern und Negern entspringen. Diese beiden haben, als Mischlinge, keinen permanenten Charakter.

(— Ueber Mexiko äußerte sich Herr Bollaert nur kurz; wir wollen ihn deshalb hier ergänzen, weil wir in unseren früheren Beiträgen Mexiko noch nicht berührt haben. Die obige Ziffer ist um mehr als eine halbe Million zu hoch gegriffen. Lerdo de Tejada giebt in seinem vor mir liegenden „Cuadro sinoptico de la republica mexicana en 1850" nur 7,661,919 Seelen an, und kommt damit der Wahrheit jedenfalls näher. Er bemerkt, daß sich nicht genau ermitteln lasse, wie viele Köpfe jede verschiedene Rasse oder Mischung zähle; als annähernd richtig dürfe man jedoch annehmen, daß

drei Fünftel unvermischte Indianer

seien; von dem Reste sei kaum ein Drittel von reinem europäischen Blute, — wobei man freilich keine strenge Blut- und Ahnenprobe anstellen dürfte — zwei Drittel seien Mestizen in sehr mannichfaltigen Abstufungen; die Zahl der Zambos sei von keinem erheblichen Belang.

Dann fährt Tejada, der als mexikanischer Finanzminister wohl ein Urtheil über seine Landsleute hatte, folgendermaßen fort: „Diese Verschiedenheit der Rassen ist seither gewesen und wird stets sein und bleiben, falls nicht eine von ihnen die unbedingte Oberherrschaft über alle anderen erringt, das größte Hinderniß für Mexikos Gedeihen und Entwickelung. Denn durch sie zerfällt die Gesellschaft in Bruchtheile, die von einander geschieden und verschieden sind durch ihren Ursprung, ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und sogar durch ihre Sprache. Jede einzelne Abtheilung hat Bestrebungen und Richtungen, welche jenen der übrigen widerstreben, und nimmermehr werden sie sich unter einander dahin verständigen, daß sie gemeinschaftlich auf einen und denselben Zweck hinwirken." (Tiene cada una de ellas diversas tendencias, y jamas podrán entenderse entre sí para trabajar unidas hácia un mismo fin).

Damit ist das Urtheil über den Mangel an Lebensfähigkeit für die mexikanische „Republik" gesprochen. Ohnehin finden wir, daß auch dort, wie in allen übrigen Kreolenrepubliken, die Argentinischen und Chile ausgenommen, die Zahl der Weißen, welche allein das Kulturelement bilden, in reißend schneller Abnahme begriffen ist. — A.)

Herr Bollaert hob folgenden Umstand hervor. Auf dem peruanischen Hochlande, z. B. in den Ruinen von Potosi, überhaupt in der Höhe von 12,000 bis 14,000 Fuß, lebten manche Altspanier, welche ihre Frauen bei sich hatten. Diese schickte man, wenn sie einer Niederkunft nahe waren, in's Unterland, wo sie auch noch monatelang nach dem Gebären verweilten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dasselbe auf so beträchtlichen Höhen bei weißen Frauen nur äußerst schwierig von statten geht.

Centralamerika hat noch nicht volle 2 Millionen Seelen (Globus III, 314), und Bollaert ist durchaus im Irrthum, wenn er 3 Millionen annimmt. Die Zahl der Weißen beträgt noch keine 100,000 Köpfe. In Neugranada finden wir höchstens 450,000 Weiße (Globus III, S. 380). Bollaert, der selbst im Lande war, stimmt mit der, von uns eingeschalteten Bemerkung des Präsidenten Mosquera in Betreff der Charakterschilderung der Neugranadiner völlig überein. Durch die Mischung der drei Farben: weiß, braun und schwarz, seien die Bastarde körperlich und geistig ungemein verschlechtert worden; Mulatten werden durch Inzucht, d. h. Verheirathung unter einander, nach einigen Generationen unfruchtbar. Es ist in manchen Theilen Amerikas sehr schwierig, Mestizen- und selbst Kreolenkinder überhaupt aufzubringen, und darin liegt wohl auch eine Hauptursache, daß die Volksmenge im Allgemeinen gar nicht oder doch nur so wenig anwächst. Ohnehin sind die Mischlingsvarietäten sehr wenig fruchtbar, und was sie erzeugen, ist es in noch weit niederm Grad oder oft gar nicht. „Der wirklichen Freiheit sind nur die weißen Menschen in Europa fähig. Man sehe doch nur wie im-

portirte weiße Nationalitäten in Nordamerika sich so schwer dem Gesetz unterordnen."

Samper sagt: „In Südamerika haben die Rassen Sem's, Ham's und Japhet's einander brüderlich umarmt, um die Einheit der Menschenfamilie wiederherzustellen." Bollaert bemerkt dazu sehr richtig, daß solch eine monogenistische Ansicht höchstens den Bastarden gefallen könne. *)

Venezuela hat unter 1,356,000 Einwohnern (— diese Zahl ist richtiger als 1,052,000, welche Bollaert angiebt —) nur 298,000 Weiße, von welchen überdies 100,000 von sehr zweifelhafter Farbe sind.

Wir müssen noch einmal von Herrn Bollaert abweichen. Er nimmt für Ecuador 2,200,000 Seelen an, wovon 607,219 Weiße seien. Nun hat aber diese Republik überhaupt nur 670,000 Einwohner, von denen allerhöchstens ein Sechstel weiß ist (Globus III, S. 379; wo wir auch die Bemerkungen Berthold Seemann's über die ethnischen Verhältnisse mitgetheilt haben). Peru hat etwa unter 2 Millionen Seelen höchstens 240,000 Weiße, und neben den an Zahl überwiegenden Vollblutindianern einige Dutzend Bastardvarietäten, zu welchen nun auch chinesische Blendlinge gekommen sind. Ueber Bolivia haben wir im Globus (III, 335) ausführlich gesprochen. General Belzu erzählte Herrn Bollaert 1860, er sei sieben Jahre lang Präsident dieser Republik gewesen und habe binnen dieser Zeit, wohlgezählt, dreißig Revolutionen zu bekämpfen gehabt. Im Jahre 1858 war die mexikanische Republik 58 Jahr alt; sie hatte damals schon nicht weniger als 36 größere Revolutionen gehabt.

Wir unsererseits können hinzufügen, daß in den La Plataländern die verschiedenen Revolutionen und Pronunciamientos seit 1812 schon die ansehnliche Ziffer von mehr als 270 erreicht haben und daß Peru, Venezuela und Neu-Granada es an Wetteifer in dieser Beziehung eben so wenig fehlen lassen, wie Ecuador und die Centralamerikanischen Republiken. Wir könnten uns anheischig machen, für das sogenannte lateinische Amerika, die Kreolenstaaten, eintausend Revolutionen und Aufstände für das letztverflossene halbe Jahrhundert nachzuweisen.

Chile hat keine Neger und nur wenig indianische Elemente; mehr als 20,000 Europäer sind im Land ansässig; binnen dreißig Jahren ist das Grundeigenthum im Werth um das Zehnfache gestiegen; Ackerbau, Bergbau und Handel sind ununterbrochen im Aufschwunge, der Staatsschatz hat durchgängig einen Ueberschuß; die Eisenbahn von Copiapo zahlt 20 Procent Dividende; die Hauptstadt Santiago ist eine „Stadt der Paläste"; für Schulwesen und Unterricht geschieht Ersprießliches. Woher diese im spanischen Amerika so auffallende Erscheinung, diese glückliche Ausnahme? Weil Chile eine überwiegend weiße Bevölkerung hat und die ethnische Anarchie, die Buntschäckigkeit der übrigen Kreolenländer nicht kennt.

Die Plataländer haben wenige Neger, nur an den Grenzen wilde Indianer, und ein gesundes Klima. Aber die Weißen sind zum Theil rohe Viehzüchter und das bürgerliche Element gewinnt im Innern nur langsam Boden. Weiße Einwanderung wird für jene Regionen ein großer Segen sein. Paraguay zählt höchstens 50,000 Weiße und viele Mischlinge, aber den Hauptstock der Bevölkerung bilden Guarani-Indianer. Brasilien ist ein Neger- und Mulattenland, in welchem unter 7 Millionen Menschen etwa eine halbe Million mehr oder weniger weiß sind. In Guyana leben viele Indianer und Mischlinge, auch Neger; Westindien fällt dem trägen Neger mehr und mehr anheim und barbarisirt sich; es hat in unseren Tagen auch Chinesen und Malabaren bekommen; die Bastardnuancen vermehren sich also noch.

Bollaert kommt zu folgenden Ergebnissen. Die Mischlinge gehören zu den schlechtesten Menschenprodukten; dafür zeugen ihre physiologischen und psychologischen Eigenschaften, dafür zeugt auch die Geschichte. Die Revolutionen im spanischen Amerika haben eine ihrer Hauptursachen in der Blutvermischung.

In Amerika ist die ureingeborene Indianerrasse auf etwa 13 Millionen Köpfe zusammengeschmolzen.

Im spanischen Amerika hat die Vermehrung der Weißen nicht nur nicht Schritt gehalten mit jener im germanischen Nordamerika, sondern ihre Zahl ist bedeutend zurückgegangen. Theilweise kommt das auf Rechnung des Klimas und auf den Mangel an frischem Zuwachs aus Europa. Die Einwanderung fehlt.

Die Fusion, oder besser gesagt die Konfusion, der weißen, schwarzen und braunen Elemente ist ungünstig für die Bildung eines kräftigen, gesunden, fruchtbaren Menschenschlages.

Gegen die Einwanderung spricht in den meisten Kreolenrepubliken die ewige Anarchie und vielfach auch das Klima.

Mischlingsvarietäten sind bei weitem nicht so fruchtbar, wie reinblütige Rassen. —

Dieser Vortrag gab zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß. Unser Landsmann Berthold Seemann trat auf, um aus eigener Beobachtung zu bestätigen, daß die Abkömmlinge von Europäern in Amerika vergleichsweise wenig Kinder zeugen und daß das in noch weit größerm Maße von den Mischlingen gelte. In Panama haben manche Mulatten viele Kinder; diese sterben aber früh. Auf die Bemerkung eines Herrn Bouverie Pusey, daß doch die Magyaren Mischlinge, aus gelbem und weißem Blute, seien, entgegnete Bollaert, daß die weißen und gelben Menschen einander näher ständen als schwarze und weiße. Blake bestätigte, daß Rassenmischung durchaus demoralisirend auf ihr Produkt wirke; insbesondere befinde sich der Zambo, Mischling vom Indianer und Neger, auf der tiefsten Stufe sittlicher Entwürdigung und Niedrigkeit.

Der Präsident der anthropologischen Gesellschaft, Dr. Hunt, äußerte, daß in Bezug auf die Akklimatisirungs-Fähigkeit der Menschen eine andere Ansicht zur Geltung komme als die früher allgemein im Schwange gehende. Man habe jetzt erkannt und nachgewiesen, daß dasselbe Gesetz, welches ein Aufziehen der von europäischen Eltern z. B. im bengalischen Tieflande geborenen Kinder, auch auf das tropische Australien und Amerika seine Anwendung finde. Der Mensch sei nicht befähigt, in allen Klimaten, wohin er als Fremder kommt, so zu leben wie in seiner Stammesheimat, und sich in der neuen Region in derselben fruchtbaren Weise fortzupflanzen, wie es in seinem eigentlichen Vaterlande der Fall ist.

*) Herr Samper ist ein neugranadinischer Mestize, der vor etwa einem Jahr in der geographischen Gesellschaft zu Paris einen Vortrag über Rassen und Mischungen hielt, welchen jene Gesellschaft ihrem Bulletin einverleibte. Er enthält die tollsten Behauptungen. Es wird sich wohl eine passende Gelegenheit finden, ein paar Proben mitzutheilen. A.

Ein deutsches Turn- und Gesangfest in Australien.

Melbourne, den 16. Mai 1863.

Mit Freuden lesen wir hier in den Zeitungen, die uns aus dem alten Vaterlande zukommen, wie man sich in Leipzig zum dritten großen deutschen Turnfeste rüstet. Man wird bei Ihnen bald von nichts Anderm mehr sprechen als vom Turnen, und da dürfte Ihnen wohl auch ein Bericht nicht unwillkommen sein, der Ihnen über den Stand der Turnerei bei Ihren Antipoden Auskunft giebt.

Leider hat man, theilweise nicht mit Unrecht, den Deutschen vorgeworfen, daß sie, einmal in der Fremde, gar bald das Heimische abwürfen und Sitte und Sprache der Fremden, unter denen sie gerade wohnen, annehmen. In unserer Zeit hat sich das entschieden zum Guten geändert und der Deutsche beginnt sich mehr zu fühlen; er tritt, auch fern vom Heimatlande, zu Vereinen zusammen, in denen vaterländische Art und Weise gepflegt werden. So auch bei uns hier in Australien. Wo nur in den schnell aufschießenden Städten und Flecken einige Deutsche zu finden sind, da gründen sie einen Gesang- oder Turnverein und erwerben sich dann, durch die Vereinigung erstarkt, die Achtung ihrer englischen Nebenwohner, die oft mit Neid und Freude zugleich dem herrlichen deutschen Liede lauschen oder mit Staunen den Turnübungen unserer kräftigen Jugend zuschauen.

Deutsche Vereine haben wir jetzt außer dem hiesigen, noch in: Maryborough, Tarrangower, Avoca, Maldon, Back-Creek, Ballarat, Geelong, Castlemaine und Daylesfort, und von ihnen allen ward das erste australische Turn- und Gesangfest zu Melbourne vom 21. bis 25. November v. J. beschickt. Es gestaltete sich zu einem gemüthlichen, echt deutschen Feste, das wiederum den Beweis liefern mag, wie die australischen Deutschen fest am alten Heimatlande hängen.

Am Abend des 21. November waren bereits viele Fremde in Melbourne angelangt. Sie wurden von unseren Turnern und Sängern festlich begrüßt und in die erleuchtete und geschmückte Turnhalle geführt, wo zwischen den Wappen von England und Australien das transparente Bild der Germania thronte. Der Präsident des Melbourner Vereins, Herr Meyring, begrüßte die Gäste, welche mit einem dreifachen „Gut Heil!" antworteten. In langer, gebundener Rede trug nun ein Melbourner Turner den Festprolog vor, in welchem es unter Anderm heißt:

Denn dieser Tag hat höhere Bedeutung:
Er treibe Wurzeln weiterer Verbreitung
Und schließ' die Zukunft in sich ein;
Er sei ein Markstein hier im fremden Leben,
An dem wir uns die Hände einig geben
Und heilig schwören: ewig deutsch zu sein!

Unter den vielen Sprechern, die nach guter deutscher Sitte an diesem Abende zur Versammlung sprachen, befand sich auch ein Engländer, Herr Weymouth, welcher auf einer deutschen Hochschule studirt hat. Er schilderte das deutsche Studentenleben, welches in Bildung und Gemüthlichkeit einzig dastehe. „Es ist" — sagte der Redner — „unser inniger Wunsch, daß die Deutschen in Australien dieselben Rechte genießen, wie die Engländer. Die bessere Erziehung der Deutschen berechtigt sie vollkommen zu einer Gleichstellung; sie können schon stolz auf die Männer sein, die sich, wie Leichardt, so große Verdienste um diese Kolonie erwarben." Nachdem der Redner enthusiastisch die Anwesenden zur Vereinigung aller Deutschen ermahnt, damit sie gemeinschaftlich ihre Interessen in der Kolonie vertreten sollten, schloß er mit einem Trinkspruch auf die deutschen Hochschulen.

Ein Vortrag der Melbourner Deutschen Liedertafel machte den Schluß der Empfangsfeier.

Den Haupttag des Festes, den 24. November, begrüßte gewiß jeder Deutsche und Festtheilnehmer mit einiger Bangigkeit, denn Tags vorher hatte ein heißer Nordwind geweht, der in der Regel mindestens einen derben Regenschauer bringt; der Wind schlug aber nach Süden um und nun erfreute sich das Fest eines angenehmen kühlen Wetters. Um 9 Uhr Morgens versammelten sich die Turner in ihrer einfachen, aber geschmackvollen Kleidung in der Turnhalle; das Musikcorps stellte sich an die Spitze, die schwarz-roth-goldenen Fahnen wurden entfaltet und in der festgesetzten Weise ging der Zug unter ungeheurem Menschenzudrang und Staunen der Engländer durch viele unserer Straßen nach dem Festplatze, Cremorne Garten bei Richmond. Nach der Ankunft wurden die vielen deutschen und Sängerfahnen hoch oben auf den Turngerüsten angebracht; dort wehten denn auch die Flaggen anderer Nationen, der Amerikaner, Belgier und Engländer. An der Giebelseite des Pantheon, in welchem die Gesangaufführungen stattfanden, war die Statue der Germania angebracht, die gleichsam den Festplatz überschaute. Grünes Strauchwerk, Blumen- und Laubgewinde vollendeten den Festschmuck des Platzes.

Der erste Theil der gymnastischen Darstellungen begann mit dem Riegenturnen. Eine große Anzahl Turner zeigte sich ungemein gut eingeschult, und bei fast lautloser Stille sahen die vielen Zuschauer den gewandten Bewegungen der Turner mit großer Aufmerksamkeit zu. Nach Beendigung dieses ersten Theils ward im Pantheon von einem gediegenen Orchester die Ouverture zu Weber's Freischütz aufgeführt; dann sprach Herr Meyring seinen, von ihm zu dieser Feier gedichteten Prolog, aus dem ich folgende Stelle heraushebe:

Des Vaterlandes unverfälschte Sitten,
Auch in der Ferne halten wir sie werth;
Und ob wir auch vereinzelt stehn inmitten
Des stolzen Volks, das ersten Preis begehrt,
Wir bleiben deutsch und zeigen doch dem Britten,
Daß deutscher Brauch ihm manches Gute lehrt;
Wir zeigen ihm des deutschen Volkes Fahne
Und heilen ihn wohl auch von manchem Wahne!

Er schloß seinen Prolog:

Gut Heil dem deutschen Fest am fremden Strande!
Doch auch Gut Heil dem deutschen Vaterlande!

Unter den herrlichen und von den Männergesangvereinen sehr gut vorgetragenen deutschen Liedern erwähnen wir: O, Eintracht, aus Mozart's Zauberflöte; der Tag des Herrn, von Kreutzer; das Marschlied: Frisch, ganze Kompagnie, von Becker; die Kapelle, von Uhland; Abendständchen, von Härtel u. s. w.

Der zweite Theil des Turnens bestand im Preis- und Schauturnen, und jetzt erst zeigte es sich, welche Fertigkeit viele Turner seit dem Bestehen des Vereins sich angeeignet hatten; die auswärtigen Vereine wetteiferten mit unserm Melbourner um die Siegespalme.

Als zum zweiten Mal eine gedrängte Zuhörerversammlung das Pantheon gefüllt hatte, erschien der Gouverneur, Sir Henry Barkly; die Versammlung brachte ihm ein dreimaliges „Hoch". Der Engländer war besonders vom deutschen Quartettgesange sehr entzückt und sprach sich zu wiederholten Malen sehr lobend über die ganze Festlichkeit aus.

Fast mochte es scheinen, als ob bei dem herannahenden Ende der musikalischen Vorträge sowohl Sänger als Musiker durch das Bewußtsein, an diesem Festtage so Gediegenes geleistet zu haben, noch mehr zu ihrer Kunst gestärkt worden wären; aber die allgemeine Begeisterung für das theure Vaterland hatte die Künstler ergriffen, und so wurde denn Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit einem so warmen Gefühl und einer so strengen Präcision vorgetragen, daß nichts zu wünschen übrig blieb, und selbst Engländer, die den deutschen Text nicht verstanden, wurden von Reichardt's Melodie wie verzaubert.

Zum Schlusse der musikalischen Aufführung wurde das britische Nationallied, God save the Queen, vom Chor und Orchester in ausgezeichneter Weise aufgeführt und von der Versammlung mit unbedecktem Haupt angehört.

Die dritte Abtheilung des Turnens hatte für die Zuschauer ein noch größeres Interesse, als die schon vorher gesehenen Darstellungen, obgleich sie von den Turnern am leichtesten auszuführen war. Die Formirung schöner Gruppen, die Pyramide, der Triumphzug überraschten außerordentlich.

Im Ganzen wurden achtzehn Preise an die Turner vertheilt, darunter sehr werthvolle silberne Pokale. Ein Becher trug ein ganz specifisch australisches Ansehen. Er bestand aus einem Emu-Ei mit Deckel, worauf ein von Silber gearbeiteter Emu (australischer Strauß) stand. Auch die deutschen australischen Jungfrauen hatten für das Fest ihre fleißigen Hände in Bewegung gesetzt und Turnergürtel als Preisgeschenke gestickt.

Die Preise für die Sänger bestanden in thalergroßen silbernen Denkmünzen. Auf einer Seite steht eingegraben: Preis für Quartett-Gesang. 24. Nov. 1862; auf der andern Seite befindet sich das vierfache Turner-F, umgeben von einem Eichenkranz, ausgeprägt, und der Umschrift: Turn- und Gesangfest in Melbourne.

An das Turnen schloß sich ein von Trinksprüchen gewürztes Festmahl, bei dem man mit australischem Weine die alte Heimat leben ließ; im Ganzen mögen an allen Festlichkeiten 3000 Personen theilgenommen haben. Als Nachfeier diente ein Ball in der Turnhalle.

Ich theile Ihnen diese Angaben mit, auf daß Sie sehen, wie auch in unserm fünften Erdtheile das deutsche Wesen kräftige und gesunde Wurzeln geschlagen hat. Sie finden deshalb wohl bei Ihren Lesern eine freundliche Aufnahme.

Der Verkehr des Hafens von London.

Die riesigen Werke, welche menschliche Thätigkeit in London hervorrief, erscheinen den Bewohnern der Weltstadt, weil sie dieselben täglich vor Augen haben, als etwas ganz Gewöhnliches. Der Fremde aber, welcher sie zum ersten Mal erblickt, würdigt sie in ihrem ganzen Umfange. So geht es auch mit dem kolossalen Hafen von London, oder sagen wir besser mit den Häfen Londons, denn es sind deren mehrere, welche als Einfuhr- und Ausfuhrplatz den großen Flotten dienen, die hier jährlich verkehren.

Der Trinity-house-Hafen umfaßt einen bestimmten Raum unterhalb der Themsebrücke, wo ohne besondere Bewilligung kein Ballast abgeladen werden darf. Der Colliery-Hafen erstreckt sich bis nach Gravesend; über ihn hinaus darf kein mit Kohlen beladenes Schiff ohne Zeugniß des Hafenmeisters oder ohne gewisse Abgaben gezahlt zu haben, weiter westwärts steuern. Der Corporation oder Thames Conservancy-Hafen nimmt den Raum zwischen Staines westlich bis zu einem kleinen Zuflusse des Medway im Osten ein. Hier übt man die Aufsicht über Alles, was sich innerhalb dieser Grenzen auf Fischerei, Ufersachen, Dämme, Landwegsbrücken, Mühlen und Wasserwerke bezieht. Der Custom-house-Hafen geht von der Londonbrücke bis Nord-Foreland an der Küste von Kent und bis Naze an der Küste von Essex; dieser Hafen ist in den englischen Blaubüchern gemeint, wenn von Ein- und Auslaufen der Schiffe die Rede ist.

Gleich vielen anderen großartigen Werken ist dieser Hafen nur allmälig entstanden. Bis in unser Jahrhundert gab es in London keine Docks, und diejenigen Schiffe, welche nicht an die Werfte oder am Kai anlegen konnten, waren genöthigt, mitten im Fluß auf- und abzuladen. Von Zeit zu Zeit mußte man Aushilfswerfte und Freilager errichten, um nur die ankommenden Güter unterbringen zu können, bis der Zoll entrichtet war. Bei der fortwährend steigenden Einfuhr konnten natürlich diese mangelhaften Einrichtungen nicht genügen; man legte zu beiden Seiten der Themse in den letzten fünfzig Jahren Docks an, welche bereits annähernd die ungeheure Summe von zwölf Millionen Pfund Sterling gekostet haben.

Sechstausend Schiffe aller Nationen laufen jetzt alljährlich in ihnen ein, und der Werth der wieder ausgeschifften Waaren erreicht die kaum glaubliche Summe von dreißig Millionen Pfund Sterling, ganz abgesehen von solchen Gütern, die aus den anderen Häfen Großbritanniens verschifft werden. Der Werth der Einfuhr übertrifft den der Ausfuhr aber noch um ein Bedeutendes, so daß man den Import und Export mit fünfhundert Millionen Thalern nicht zu gering anschlägt.

Alle Docks sind mit Eisenbahnen und hydraulischen Krahnen zum Aus- und Einladen versehen; sie liegen voll von Schiffen jeder Größe, und doch wimmelt es auf der Themse selbst noch mehr denn je von Fahrzeugen. Zur Londoner Rhederei gehören allein 3000 Schiffe, je mit einem durchschnittlichen Gehalte von 300 Tonnen, was die ungeheure Zahl von beinahe einer Million Tonnen ausmacht, den vierten Theil des Tonnengehaltes aller britischen Schiffe! Fünfhundert dieser Schiffe sind Dampfer. Rechnet man aber alle Schiffe, welche überhaupt auf der Themse verkehren, zusammen, so kommt die Zahl 30,000 heraus, was etwas mehr als 80 für einen Tag ausmacht, und veranschlagt man den Gehalt eines jeden nur zu 200 Tonnen, so erhält man sechs Millionen Tonnen oder beiläufig 120 Millionen Centner.

Gegen 18,000 der erwähnten 30,000 Schiffe beschäftigen sich mit dem Küstenhandel und bringen nur Güter von verschiedenen anderen britischen Häfen nach der Weltstadt, die als eine großartige Verschlingerin dasteht, wenn man bedenkt, daß 9000 Schiffe, zumeist Kohlenschiffe, leer zurück gehen. Von den fünf Millionen Tonnen Kohlen, welche London jährlich verbrennt, kommen drei und eine halbe Million auf dem Seewege, die anderen auf den Eisenbahnen an. Alle Stunden im Jahre trifft durchschnittlich eine Ladung Kohlen in London ein. Die wenigsten Kohlenschiffe gehen in die Docks, die meisten legen in dichten Reihen hintereinander am „Pool" der Themse an, wo ganze Regimenter von Lastträgern (Coal-whippers) die Ladung löschen.

Es ist oft erwähnt worden, daß trotz der vielen Eisenbahnen, die nach London hinführen, alle anderen Zufuhrsmittel sich doch noch vermehrt haben. Die Kanalschiffe haben ihre Zahl verdoppelt und verfrachten mehr Güter denn je; ebenso geht es mit der Küstenschifffahrt. Kutschen, Frachtwagen und Pferde, welche durch die Eisenbahnen entbehrlich gemacht schienen, nehmen, den statistischen Ausweisen zu Folge, fortwährend an Zahl zu. Aus dem Berichte des General-Postmeisters für 1856 ergiebt sich, daß die englischen Fahrposten täglich 31,000 Miles machen — eine bedeutendere Zahl als je die englischen Posten vor Einführung der Eisenbahnen. Die Pferde und Bezugsmittel steigen fortwährend im Preise, weil die neugeschaffenen Verkehrsmittel ungleich mehr allein zur Aushülfe brauchen, als die früher durch jene betriebene Personen- und Waarenbeförderung im Ganzen.

So wichtig aber auch der Küstenhandel Londons ist, so sehr tritt er doch gegen die Großartigkeit des Handels mit dem Ausland in den Hintergrund; es ist gleichsam, als ob alle Winkel der Erde in London ihren Brennpunkt gefunden hätten. Zwölftausend Schiffe aus den Kolonien und fremden Ländern langen jährlich dort an, um Alles, was werthvoll und schön ist, abzuladen. Alle vierzig Minuten durchschnittlich passirt an Gravesend vorüber ein Schiff, das mit fremden Waaren beladen ist. Sieben Achtel der Gesammteinfuhr Großbritanniens an Kaffee; sieben Neuntel des Viehs, die Hälfte aller Früchte, die Hälfte der Häute und Felle, das geräucherte Fleisch, der Butter, Eier und des Reises, fünf Sechstel der Gewürze, zwei Drittel der Spirituosen, die Hälfte des Zuckers, Tabaks und der Wolle, sowie fünfzehn Sechszehntel des Thees, die überhaupt in Großbritannien eingeführt werden, gehen durch den Londoner Hafen. Natürlich ist aber die Hauptstadt für den größten Theil dieser Waaren nur ein Durchgangsplatz; sie verbraucht einen Theil davon und sendet den Rest in die Provinzen. Der Handel Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Hollands wendet sich, wegen der geographischen Lage Londons, naturgemäß dorthin. Die alte ostindische Kompagnie hatte ihren Sitz in London, und so läuft hier, durch diese Beziehungen bedingt, der asiatische Handel zusammen. Amerika und Australien aber verkehren mehr mit Liverpool.

Aber auch die Ausfuhr ist eine großartige. Allein der Werth der exportirten Bekleidungsstoffe beträgt nicht weniger als zehn oder elf Millionen Pfund Sterling. Man denke sich eine Ausfuhr von Schuhen und Stiefeln im Werthe von sieben Millionen Thalern, eine ebenso große von Modewaaren und Putzsachen oder von Kleidern!

Um wieder auf die Einfuhr zurückzukommen, so stelle man sich ganze Schiffsladungen holländischer Aale, jede zu zwanzigtausend Pfund, vor; Ochsen, die in Schleswig-Holstein besonders für den Londoner Markt gemästet, und Kaninchen, die in Ostende eigens für die Zungen der Londoner gezüchtet werden. Am besten läßt sich aber die Großartigkeit des Handels und Bedarfs der Weltstadt dadurch kennzeichnen, daß jeder Artikel, es mag einer sein was immer, dort seinen Markt findet.

Mosaik aus dem Yankeelande.

I.

Die allgemeine Zerrüttung. — Das keltische Element und dessen böse Einwirkung. — Nachtheilige Einwirkung des Yankeewesens auf viele Deutsche. — Was heißt „Kunst des Blenkerismus?" — Die Bestechung im Kongreß. — Der Schuster-Senator Wilson und der Bankier-Kriegsminister Cameron. — Geschichte eines Lieferungscontractes über eine Million Soldatenstiefel. — Gouverneur und Legislatur von Wisconsin der Gaunerei überwiesen. — Eine Bestechungsgeschichte aus New-York; die Stadtbehörde und der Millionär Vanderbilt.

Es giebt gegenwärtig keine Lichtseiten in den durch und durch zerrütteten Yankeestaaten; wir sehen nur tiefe Schlagschatten. Die romantischen Schilderungen haben sich als Nebelbilder erwiesen, und die gräßlichen Thatsachen reden deutlich genug. Bei uns in Deutschland fragen Viele, wie eine so entsetzliche Ausartung und Verwilderung, wie Nordamerika sie zeigt, auch nur möglich sei in unserm civilisirten Jahrhundert? Aber der Augenschein zeigt, daß auf der andern Seite des großen Wassers die Civilisation doch nur eine sehr oberflächliche ist, und daß im Yankeelande, bei der überwiegenden Mehrzahl der Volksführer, eben so wenig von einer sittlichen Kultur die Rede sein kann, wie bei den zum Theil wirklich „verthierten Massen".

Unsere Leser wissen, welches Urtheil Gustav Struve schon 1855 über die Yankeerepublik fällte, und welche Schilderungen er vom Staats- und Gesellschaftsleben entworfen hat. Wir wollen, unserm Versprechen gemäß, dieselben durch eine Menge von Einzelnheiten erläutern. Wenn diese zusammengenommen einem abschreckenden Zerrbilde gleichen, so ist das nicht unsere Schuld, sondern jene der nordamerikanischen Zustände, Menschen und Thatsachen. Man bedenke auch wohl, daß der germanische Charakter des amerikanischen Staats- und Volkswesens durch das keltisch-irische Element mehr und mehr verändert worden ist. Man hat nicht ungestraft sechs Millionen Menschen irländischer Abstammung in einer großen Republik; dafür liefern die jüngsten Julitage in New-York abermals einen Beweis.

Leider ist auch ein Theil unserer deutschen Landsleute in die amerikanische Verwilderung hineingezogen worden; sie haben das Aemterjagen gelernt, sind in dem politischen Parteitreiben entartet und verkommen, der Ränkesucht und dem Fanatismus verfallen. Das gilt vorzugsweise von Jenen, welche dem „menschenmordenden" Abolitionismus sich zugewandt und mit den Vernichtern der Union, der radikal-revolutionären, sogenannten republikanischen Partei gemeinschaftliche Sache haben. Ein Blick in die Zeitungen dieser Leute reicht hin, um zu sehen, wie ihnen aller Sinn für Ehrenhaftigkeit, alles Gefühl für Anstand abhanden gekommen ist, und wie sie in allen schlechten Dingen den Yankees nacheifern. Es ist peinlich und unsauber obendrein, sich mit so entarteten Landsleuten auch nur zu befassen; man fühlt sich abgestoßen, wenn man Blätter wie den New-Yorker „Demokraten", oder gar die New-Yorker „Abendzeitung" lies't. Wenn wir aber das nordamerikanische Leben schildern wollen, können die Deutschen nicht bei Seite bleiben; ohnehin lassen wir sie selber sprechen.

Einer von ihnen, der bekannte Rheinländer Karl Heinzen, sagt einmal in seiner Zeitung „der Pionier" mit jenem Cynismus, der in Nordamerika Beifall zu finden scheint, über seine neue Heimat:

„Nach Allem, was Erfahrung spricht,
Ist hier die beste Probeschul' auf Erden;
Wer hier nicht kann zum Vieh und Schwindler werden,
Der wird's in seinem Leben nicht."

Die Deutschen, welche so thöricht waren, für die Yankees in den Krieg zu ziehen, haben nicht etwa Anerkennung gefunden, sondern zumeist nur Hohn. Bei einem großen Theile der englisch-amerikanischen Blätter ist es System, über die Deutschen gar nichts zu sagen, sie zu behandeln, als ob sie gar nicht da seien. Kann man aber bei irgend einer Gelegenheit nicht umhin, ihrer zu erwähnen, dann wird immer ein scheeler Seitenblick auf „die teutonischen Söldlinge", teutonic mercenaries, geworfen. Die Nordunion wäre schon vor zwei Jahren in Trümmer gefallen, als bei Bulls Run die Yankees und Irländer vor den Konföderirten in wilder Flucht Reißaus nahmen, wenn nicht eben die Deutschen, und nur sie allein, Stand gehalten hätten. Wir werden an einer Stelle nachweisen, daß die Yankees in ihren Blättern drucken, ein einziger Irländer leiste im Kriege mehr und sei tapferer als drei oder vier Deutsche.

Also die „teutonischen Idealisten und Landsknechte" erwerben sich dadurch, daß sie für die Sache des Zwangs, der Unfreiheit und der Barbarei, mit einem Worte für die Nordunion fechten, keinen Dank. Die Konföderirten dagegen, in deren Reihen etwa 25,000 Deutsche aus den Südstaaten kämpfen, sprechen mit rückhaltloser Anerkennung von ihren deutschen Waffengefährten; der Richmonder Korrespondent der Times stellt sie in einen Gegensatz zu den deutschen Soldaten der Unionsarmee. Da, wo er (Times vom 11. Juni) von der Schlacht bei Chancelorsville spricht, spöttelt er über Karl Schurz und dessen Flying Dutchmen. Bekanntlich nennt der ordinäre Yankee den Deutschen nicht gern German, sondern Dutchman, was eigentlich einen Holländer bedeutet, daher hier das Wortspiel mit dem fliegenden oder fliehenden Holländer. Er fügt hinzu: es sei merkwürdig, wie schlecht die Deutschen der Unionsarmee im Allgemeinen sich geschlagen hätten, und doch könne man sich kein besseres Material wünschen als das, woraus diese Regimenter beständen. Sie hätten sich aber während des Kriegs hauptsächlich in der Kunst des Blenkerismus ausgezeichnet. Als sie bei Chancelorsville ausrissen, sei Hauptmann Scheibert, preußischer Kommissarius, der Bericht an seine Regierung über die Verhältnisse der Armee der Konföderirten abzustatten hat, bei General Lee gewesen und habe sich mit äußerstem Unwillen über das Benehmen der deutschen Unionstruppen geäußert.

Nun ist es aber Thatsache, daß diese mindestens eben so gut oder sicherlich nicht schlechter gefochten haben, als die Yankees und die Irländer, oder überhaupt das gesammte, buntscheckig zusammen

gewürfelte Volk, aus welchem die Unionsarmee besteht; aber im Yankeelande verstand es sich wohl ganz von selbst, daß die Deutschen, die damned Dutchmen, den Sündenbock abgeben mußten.

Was die Kunst des Blenkerismus anbelangt, so verhält es sich damit folgendermaßen. Der Weinhändler Blenker aus Worms, bekannt aus dem Jahre 1848, trat als General auf und rettete bei Bulls Run die Yankees vor Vernichtung. Späterhin führten dann Blätter aller Parteien eine Menge von Schandthaten und barbarischen Gewalthandlungen auf, welche Blenker und dessen Regimenter verübt hätten: Blenker selbst wurde als Gauner und Betrüger hingestellt, verlor das Kommando, bezieht aber seinen Sold fort. Ausplündern, Gewalt an Frauen verüben, Dörfer und Städte verbrennen und was dergleichen mehr ist, geschieht zwar auch von Yankees und irischen Soldaten und gehört zum System in dem Unterjochungskriege; aber Blenker und seine Dutchmen müssen auch hier den Sündenbock abgeben. Noch scheußlicher hat aber der bekannte Willich mit seiner Soldateska am Mississippi gehaus't.

Es schmerzt uns in unsere Seele hinein, daß wir über deutsche Landsleute dergleichen hören und lesen. Aber, wie schon bemerkt, es muß gesagt werden, Viele sind eben so roh und barbarisch wie Irländer und Yankees. Mehr als 30,000 sind freilich in dem Unterjochungskriege schon erlegen, und was ist das Ergebniß der vielen Opfer gewesen? Eine Niederlage nach der andern, Schimpf und Schande, womit die Dutchmen von den Yankees überhäuft werden, der Verlust aller bürgerlichen Freiheit, eine Diktatur, die von Aemterjägern der niedrigsten Art ausgeübt wird! Und das soll ein Krieg für Freiheit und Gesittung sein!

Struve klagt über die Schamlosigkeit, mit welcher die Bestechung betrieben wird, und allerdings hat die Korruption einen Umfang gewonnen, für welchen in jedem andern Lande der Welt gar kein Maßstab vorhanden ist. Wenn der Kongreß in einer einzigen Sitzungsperiode mehr als vier Dutzend große Betrügereien, die gegen den Staatsschatz verübt worden sind, zur Untersuchung an besondere Ausschüsse verweisen muß, so ist das schon bezeichnend genug; noch mehr aber der Umstand, daß gar kein Schuldiger zur Verantwortung, geschweige denn zur Bestrafung gezogen wurde, denn die Untersuchungskommission ist selbst aus „Gaunern" zusammengesetzt.

Hier ist ein charakteristischer Fall, welchen die Zeitungen sehr ausführlich besprachen. Der Präsident Lincoln ernannte zum Kriegsminister einen bekannten Handwerkspolitiker und Stellenjäger, den Spekulanten und Bankier Simon Cameron aus Philadelphia. Die Gaunereien, welche dieser Bankier-Kriegsminister verübte, waren aber so haarsträubend und wurden in so frecher Weise verübt, die Zeitungen wiesen so viele einzelne Fälle mit Namen und Zahlen nach, daß endlich die Sache im Kongresse zur Sprache kommen mußte. Da ist nun ein ehemaliger Schuhmacher, der sich in die Handwerkspolitik und in das Aemterjagen geworfen hat, Namens Wilson, Senator des urächten, puritanischen Yankeestaates Massachusetts, ein Hauptabolitionist und „Kriegschrist". Dieser Mann erhob sich im Senate mit tugendhaftem Unwillen, hielt eine donnernde Philippika gegen die Betrügereien des Kriegsministers Cameron, zählte eine lange Reihe derselben an den Fingern auf und verlangte nachdrücklich, daß ein Ausschuß niedergesetzt werde, um alle jene schnöden Gaunereien zu untersuchen und den eventuell Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Es handelte sich um Millionen.

In jedem andern Lande der Welt würde ein solchergestalt als Betrüger an den Pranger gestellter Mann gesagt haben: „Gut, ich lege mein Amt so lange nieder, bis ich mich gerechtfertigt habe"; oder eine ehrliebende Regierung hätte ihn des Amtes vorläufig enthoben und ihn erst wieder angestellt, wenn er rein von Flecken aus der Untersuchung hervorgegangen wäre. Aber eine solche Praxis kennt man in der Yankee-Union nicht.

Simon Cameron, der Bankier-Kriegsminister und Hauptdrahtzieher der republikanisch-abolitionistischen Partei, welcher viele verborgene Fäden in seinen Händen hatte, blieb ruhig auf seinem Platz und zeigte sich nicht im mindesten beunruhigt. „Ich weiß, wie solch ein Geist zu bannen ist." So mochte er wohl in Bezug auf Wilson sagen, und er hatte recht.

Das Kriegsministerium hatte einen Lieferungskontrakt über eine Million Soldatenschuhe zu vergeben. Der Untersuchungsausschuß von Senatoren, welcher Cameron's Betrügereien zu untersuchen hatte, war unter Wilson's Vorsitz an die Arbeit gegangen und brachte ganz merkwürdige Dinge zum Vorschein. Da ließ Kriegsminister Cameron Herrn Wilson fragen, ob er, der tugendhafte Senator und Ankläger, nicht geneigt sei, den Lieferungskontrakt über jene Million Soldatenschuhe zu übernehmen; der Staat werde für jedes Paar $2^1/_2$ Dollars zahlen. Senator Wilson, der ehemalige Schuhmacher, begriff als sachverständiger Mann und als Massachusetts-Yankee, also als guter Rechner, sofort, welch ein Profit dabei für ihn herausspringen konnte, und der Vorsitzer des Ausschusses, welcher über Cameron's Gaunereien berichten und eine Anklage befürworten sollte, nahm den Lieferungskontrakt an. Aber er ist Politiker und das Wohl der Union, der Abolitionismus und der Krieg nahmen seine Thätigkeit so sehr in Anspruch, daß er sich entschloß, die Lieferung der Million Soldatenschuhe an Andere abzugeben. Er nahm mit den übrigen Senatoren, welche den Untersuchungsausschuß bildeten, Rücksprache, und überließ ihnen die Lieferung, zu 2 Dollars das Paar Schuhe.

So verdiente der tugendhafte Ankläger im Handumdrehen eine halbe Million Dollars.

Aber die anderen Untersuchungssenatoren gingen auch nicht leer aus. Sie waren nun Lieferanten, aber keine sachverständigen Schuster. Sie hielten es für angemessen, ihrerseits den Kontrakt einer Kompagnie wirklicher Schuhmacher zu überlassen, und diese lieferten das Paar Schuhe zu 1 Dollar 75 Cents. Eine Million Mal 25 Cents, sage 250,000 Dollars, vertheilten sie unter sich. So machten sie ein „gutes Geschäft"; Wilson hatte für seine Person eine halbe Million eingestrichen, und es versteht sich von selbst, daß von einer Untersuchung oder einer Anklage gegen Cameron weiter keine Rede war. Dieser blieb noch längere Zeit Kriegsminister und trieb die Dinge noch ärger; endlich mußte man ihn doch entfernen, weil seine Schamlosigkeit alle Grenzen überstieg; aber er war zu gut in alle Schliche eingeweiht, als daß man ihn zur Verantwortung hätte ziehen dürfen, und ging nach Philadelphia. Dort setzt er seine Politik bis heute fort. Wir lasen jüngst in den amerikanischen Blättern, daß er Stimmen gekauft habe, um von Seiten der pennsylvanischen Legislatur als Senator in den Bundeskongreß gewählt zu werden. Wir erzählen diesen Vorfall ein andermal, im Zusammenhange mit ähnlichen Bestechungen, welche in der Neu-Yorker Legislatur zu Albany an's Licht gezogen wurden.

Die Käuflichkeit ganzer Legislaturen und ganzer Stadtkorporationen gehört in der Yankee-Union keineswegs zu den Seltenheiten; die Bestechung wird mit unübertroffener Schamlosigkeit angeboten und angenommen. Sie erklärt sich daraus, daß Alles als „Geschäft" betrachtet wird, und öffentliche Aemter als eine „Krippe" (so lautet der Kunstausdruck) betrachtet werden, aus der man so viel herausrauft, als sich irgend thun läßt. Gewöhnlich hat ja ein Stelleninhaber nur zwei Jahre Zeit, „an der Krippe zu fressen". Die meisten Aemter werden nur auf zwei Jahre vergeben, und in jeder Partei sind immer Handwerkspolitiker in Hülle und Fülle, die auch ihrerseits an die Krippe wollen.

Da hat sich nun eine sehr erbauliche Geschichte im Staate Wisconsin ereignet, die sogar im Yankeeland auf vierzehn Tage allgemeines Aufsehen machte und in allen Blättern besprochen wurde. Wir erzählen sie nach der New-York Times, welche in ihrer Nummer vom 25. Mai 1858 einen langen Artikel mit nachstehender fettgedruckten Ueberschrift hat:

Eisenbahnverwaltung! — En=Gros=Bestechung der ganzen Regierung von Wisconsin. Preistarif für die Stimmen. — Der Staatsgouverneur 50,000 Dollars. — Jeder Senator 10,000 Dollars. — Jeder Assemblyman 5000 Dollars. — Allgemeines Plünderungssystem, Raubwirthschaft im Großen, Schwindel aller Art bei der La Crosse= und Milwaukee=Eisenbahn. — Bericht eines Specialausschusses der Legislatur von Wisconsin! —

Der Hergang war folgender; wir bemerken, daß er hier nach amtlichen Quellen erzählt wird.

Die beiden Häuser der Legislatur von Wisconsin, also Senatoren und Assemblymen, setzten in Folge gemeinschaftlichen Beschlusses einen Ausschuß nieder, welcher untersuchen sollte, ob Mitglieder der Legislatur von 1856 und Andere der Korruption schuldig seien und sich hätten bestechen lassen. Auch sollte derselbe Einblick in die Verhältnisse der oben erwähnten Eisenbahn und einiger anderen Korporationen nehmen. Der Bericht erschien und sagte ganz trocken Folgendes:

Die überwiegende Mehrheit der Legislatur von 1856 hat sich bestechen lassen, und es ist ein in der That seltener Scharfsinn aufgeboten worden, um die ganze Angelegenheit zu verdecken.

Die Bestechung bestand darin, daß man den Leuten Bonds und Aktien der La Crosse= und Milwaukee=Bahn gab.

Eine Namensliste weis't nach, daß die in ihr aufgeführten Senatoren Geldgeschenke („pecuniary compliments") im Belaufe von 10,000 bis 20,000 Dollars per Kopf, und zwar in Bonds der Bahn, erhalten haben.

Bestechende und Bestochene trauten einander nicht. Die Beträge mußten bei einem Agenten der Kompagnie niedergelegt werden, der sie den Senatoren erst dann einhändigen sollte, wenn die Eisenbahnbill wirklich durchgegangen sei.

Fünfzig Mitglieder der Assembly erhielten jeder 5000 Dollars in Bonds; einige bekamen 10,000, und einer, der für sehr einflußreich galt, 20,000 Dollars. Alle nahmen das ihnen angebotene „Kompliment;" Keiner sagte Nein.

Vier Senatoren haben ohne „Kompliment" oder Entschädigung für die Bill gestimmt.

So stand es mit den Männern der Gesetzgebung. Aber auch die Staatsbeamten gingen nicht leer aus. Manche bekamen 5000, andere 10,000 Dollars; verschiedene Agenten, die als „Outsiders" bezeichnet werden, wurden je nach ihrer Bedeutung mit Summen von 1000 bis 25,000 bedacht. In einer Quittungsliste der Eisenbahngesellschaft waren 5 Striche — 10. Als der Sekretär der Kompagnie, welcher die Liste entworfen hatte, gefragt wurde: „Was bedeuten diese fünf Striche?" entgegnete er: „Sie werden wohl für den Gouverneur gewesen sein", und sein Principal bemerkte: „Sehr richtig vermuthet."

Bei dem ganzen Geschäft handelte es sich vorzugsweise darum, für die Kompagnie möglichst viel Grund und Boden umsonst zu erhalten; durch den Bau der Eisenbahn mußte natürlich dasselbe im Werthe steigen. Der Präsident der Kompagnie gab vor dem Ausschusse die Erklärung ab, er habe einem seiner Agenten 200,000 Dollars in Bonds der Kompagnie gegeben, um dieselben zu verwenden, damit, durch Fürsprache der Legislatur, beim Kongreß mehrere Beschlüsse der letztern genehmigt würden, welche auf Ländereien und zur Fortsetzung der La Crosse= und Milwaukeebahn nach Minnesota hinein Bezug haben.

Auch die Zeitungsbesitzer bekamen Antheil an der Beute. Aus der Liste der Bestochenen geht hervor, daß fünf Sechstel derselben Yankees, eingeborenes, amerikanisches Vollblut sind, „königliches Blut von Amerika". Kein Deutscher hat sich bei diesem schmuzigen Handel betheiligt.

Dieser Untersuchungsbericht über die „Verirrungen" der Legislatur von Wisconsin wurde, wie bemerkt, der Volksvertretung von 1858 abgestattet. Alle Gaunereien mit Namen und Betrag waren sonnenklar nachgewiesen. Natürlich wurden die Gauner alle zur Verantwortung und Strafe gezogen?

Mit nichten! Die Legislatur des Jahres 1858 vertagte sich, ohne irgend einen Beschluß darüber zu fassen, und die Sache blieb bis heute auf sich beruhen.

Aus der allerneusten Zeit liegt uns eine nicht minder großartige Bestechungsgeschichte aus der guten Stadt Neu=York vor, über welche wir in „Harper's Weekly" vom 11. Juli 1863 einen sehr ausführlichen Bericht finden. Es handelt sich dabei um die Kompagnie der Harlem=Eisenbahn und deren Hauptaktionär, den „Nabob" Vanderbilt, einerseits, und um die Väter der Stadt Neu=York (Stadträthe — Councilmen, und Stadtverordnete — Aldermen), andererseits.

Im vorigen Winter stellte sich unwiderlegbar heraus, daß die zu Albany tragende Volksvertretung des Staates Neu=York von einer Spekulantengesellschaft erkauft und bestochen worden sei, um den Plänen jener Spekulanten die Genehmigung der Gesetzgebung zu ertheilen. Es handelte sich vor Allem darum, der Harlem=Bahnkompagnie die Erlaubniß zu verschaffen, daß sie auf dem Broadway, der Hauptstraße der Stadt Neu=York, eine Eisenbahn anlegen dürfe. Viele Bewohner dieser Straße wünschten aber eine solche Bahn nicht und boten Alles auf, um dieselbe abzuwenden. Aber mehrere Advokaten spürten ein Gesetz der Legislatur aus dem Jahre 1832 auf, demgemäß die Harlem=Kompagnie ermächtigt wurde, Eisenbahnwagen bis an den Park laufen zu lassen. Auch war ihr das ausschließliche Privilegium verliehen, dergleichen in anderen Straßen und Avenuen laufen zu lassen, falls die Stadtbehörde (Common Council) ihre Genehmigung ertheile.

In jener Zeit machte man nämlich noch die ersten Versuche mit Eisenbahnen in den Straßen der Stadt, und es war noch nicht ausgemacht, ob die Sache überhaupt rentiren werde. Das Extraprivilegium gab man den „Harlems" gewissermaßen als Aufmunterung. Seitdem hat sich herausgestellt, daß Bahnen in den Straßen allerdings glänzend rentiren. Wenn nun der Newyorker Stadtrath erklärte, daß eine Eisenbahn im Broadway nothwendig sei, dann verstand es sich, in Anbetracht des Gesetzes von 1832, von selbst, daß die Harlem=Kompagnie das ausschließliche Recht hatte, dieselbe zu bauen und in Betrieb zu nehmen.

Nun kommt die „Transaktion". Man sondirte zunächst den Common Council, und fand, wie man erwartet hatte, die Mitglieder ganz koulant. Einige deuteten auf den Vers der Bibel hin, demgemäß jeder Arbeiter des Lohnes werth sei; Andere erklärten, die Sache werde sich schon machen lassen, wenn man koulant verfahre. Nun wurde eine Summe von 100,000 Dollars baar und außerdem ein Betrag von 200,000 Dollars in Aktien der Harlem=Bahnkompagnie stipulirt und man schritt zur Hauptsache, die sich aber, in Anbetracht der Gegner, nur durch schlaue Politik und Ueberrumpelung durchsetzen ließ.

Urplötzlich wurden an einem schönen Tage beide Abtheilungen des Stadtraths einberufen; die Uneingeweihten wußten natürlich nicht, zu welchem Zwecke. Die Broadwaybahn kam aber gar nicht zur Sprache; nicht einmal eine Anspielung wurde gemacht. Die Harlemer hatten das Geld noch nicht deponirt, und auf bloßen Kredit hin wollten die Väter der Stadt nichts genehmigen. Am andern Tag um 1 Uhr wieder Versammlung, und abermals Schluß der Sitzung, ohne daß auch nur mit einem Worte der „Hauptsache" erwähnt worden wäre. Die Verhandlungen über das Geld waren bisher noch nicht zum Abschlusse gediehen. Die Väter der guten Stadt Neu=York, die Auserkorenen des allgemeinen Stimmrechts, verlangten nämlich, daß von Seiten der Harlemer die Summe beim Inhaber einer bekannten Spielhölle deponirt werden solle. Diesem Spielhöllenhalter trauten aber die Harlemer nicht; sie wollten das Geld bei einem bekannten Bankhause hinterlegen, gegen welches aber die Aldermen allerlei Einwendungen machten.

Die Sitzung von Mittags 1 Uhr brachte keine Resultate. Es

wurde deshalb abermals, auch demselben Nachmittag um 5 Uhr, eine zweite anberaumt. Auch kein Resultat. Dritte Sitzung um 9 Uhr Abends, auch an demselben Tage. Jetzt merkten die Broadwayleute Unrath; ein Gleiches war von Seiten der Harlemer der Fall, und diese verstanden sich dazu, das Geld bei dem Spielhölleninhaber zu deponiren. Also um 9 Uhr Abends Sitzung, in welcher es zum handgreiflichen Skandale kam. Man ließ den Scheriff und dessen Ersatzmann nicht in die Sitzung; der Letztere wurde vom Thürsteher und einigen Raufbolden (Schulterstoßer, Shoulder hitters, nennt man solche Biedermänner in der politischen Sprache der Yankees) hinausgeworfen, und so ertheilten dann die Väter der Stadt der Harlem-Kompagnie das Recht, auf dem Broadway, in der Fulton-Straße ꝛc. Schienen zu legen.

Damit schließt der erste Akt. Der zweite bringt eine neue Verwickelung, die in hohem Grad interessant ist. Die Arbeiter erhielten ihren Lohn auch in baarem Gelde. Mit diesem machten sie sofort eine gute Spekulation, indem sie Harlem-Aktien kauften, welche an jenem Tag auf 58 standen. Als am andern Tage ihr Beschluß bekannt wurde, stiegen sie auf 70 und dann rasch auf 118. Die Väter der Stadt machten glänzenden Profit, aber gerade dieser verwirrte ihnen die Köpfe. So viel hatte noch keine andere „Transaktion" abgeworfen. Bei Spekulationen gewöhnlicher Art, z. B. bei Vergeben eines Kontraktes über Straßenreinigung, fallen für jeden höchstens ein paar hundert Dollars ab; bei kleineren Angelegenheiten beträgt die übliche Taxe für den Verkauf der Stimme gar nur 100 Dollars. Nun aber sollte aus der einmal geöffneten Schleuse des Goldstroms noch mehr Gold fließen.

Die Väter der Stadt beriethen privatim und vertraulich. Sie sagten: „Wir haben etwas geschaffen, wir können es auch wieder zerstören. Weshalb sollen wir uns unsere Genehmigung nicht zum zweiten Male bezahlen lassen? Wir sagen, daß ein Irrthum, ein Versehen vorliege, daß wir die ganze Angelegenheit noch einmal in sorgfältige Erwägung ziehen. Und wirklich, was sollte aus dem Wohl und Gedeihen der Stadt werden, wenn wir, Menschen, die ja irren können, nicht das Recht hätten, uns selber und unsere Beschlüsse zu revidiren?"

Gesagt, gethan. Die würdigen Väter schicken zwei Vertreter zum Nabob Vanderbilt ab, also zum Präsidenten der Harlemer, und lassen ihm kundgeben, daß ein Widerruf des Beschlusses zu besorgen stehe. Der Nabob ließ sich aber nicht einschüchtern, sondern erklärte, die Herren möchten thun, was sie für gut hielten, würden aber einen Widerruf schwer zu bereuen haben.

Die Väter rechneten so: Wenn durch die Genehmigung der Bahn die Harlem-Aktien von 58 auf 118 gestiegen sind, so muß ein Widerruf sie bis auf 50 herunterdrücken. Dann kaufen wir, genehmigen später noch einmal und verkaufen wieder zu hohem Cours, etwa zu 100 oder 115. Sie hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Vanderbilt hat von den 80,000 Harlem-Aktien für seine Person 50,000 Stück, und damit operirte er so, daß die Bestochenen, welche auf Lieferungszeit gekauft oder verkauft hatten, in den größten Schaden gekommen sind. Denn Vanderbilt war durch seine „Vertrauten" über alle Einzelnheiten sehr wohl unterrichtet.

Die edlen Väter der Stadt hatten nämlich am 25. Juni ihre Drohung wirklich wahr gemacht und ihren Beschluß widerrufen. Am andern Tage ließ Vanderbilt alle Harlem-Aktien kaufen, die zu haben waren, und trieb sie bis auf 106. Er brachte die bestochenen Gauner um eine Menge Geldes. Auf diese Börsenintriguen gehen wir nicht ein, weil es hier nur darauf ankommt, das Gaunergetriebe der Vertreter einer Stadt wie Neu-York, darzulegen und an ihr den sittlichen und politischen Verfall klar zu machen.

Die Gauner baten nun um Gnade bei Vanderbilt. Diesem stellte man vor, es sei nicht gut, die Stadtbehörde auf's Aeußerste zu treiben; sie werde an dieser Züchtigung genug haben. Wenn man diese „Halunken" beseitige, so kämen ja doch nur andere desselben Gelichters an ihre Stelle und das steuerzahlende Publikum gewönne nichts. Vanderbilt erklärte, daß er Gnade ergehen lassen wolle, wenn der Widerruf widerrufen und die Genehmigung wieder ertheilt würde."

Also versammelten sich die Väter der Stadt Neu-York am 29. Juni um 1 Uhr Mittags, nahmen die „wichtige Angelegenheit" wieder in Erwägung und erklärten, daß sie sich geirrt hätten, als sie die Genehmigung widerriefen, weshalb sie nun jetzt mit vollem Vorbedacht und sorgfältiger Prüfung, diesen Widerruf zu kassiren sich gedrungen sähen!

Vanderbilt's Freunde machten, mit dessen Genehmigung, die ganze Sache bekannt; die Blätter aber sprechen von den, natürlich nach wie vor in Amt bleibenden, Vertretern der Neuyorker Bürgerschaften, z. B. dem Vorsitzenden Walsh, dem Alderman Farley, dem Stadtinspektor Boole und wie die Biedermänner weiter heißen, als „geprellten Gaunern, Halunken und Betrügern, welche in Gegenwart des Volks haben Lauch hinunterwürgen und Schmutz fressen müssen".

Das ist die Geschichte von den Vätern der guten Stadt Neu-York.

Ein polnisches Sanddorf in der Tuchler-Haide.

Dorthin, wo die Wellen beider Völkerstämme einander zuerst berühren, wo das deutsche Interesse dem polnischen zuerst in den Weg tritt, wollen wir vor Allem unsere Blicke richten. Merkwürdigerweise stehen sich gerade hier die beiden Nationalitäten fast am schroffsten gegenüber, während weiter innen die gegenseitige eigentliche Ursprünglichkeit bereits vielfach in einander verschmolzen ist.

Wenn wir an einem lieblichen Frühlingsmorgen durch den Kiefernwald fahren, welcher sich in dem an die Provinz Posen lehnenden Theile Westpreußens viele Meilen weit ausdehnt, so beschleicht uns wohl ein eigen beengendes Gefühl. So weit das Auge zu reichen vermag, giebt es nichts als einförmiges Nadelholz, öden Sand, und darüber den bläulichgrauen Himmel der Haide. Keine bunte Scenerie, keine muntere Regsamkeit, wie die Laubwälder sie bieten, nicht einmal ein Vogel, kaum irgend ein lebendiges Wesen ist weithin zu erblicken. Und wenn wir nun auf eine Blöße gelangen, eine vom Wald umrahmte Ebene, da lachen uns keine üppigen Saaten entgegen; magere Roggen- und Buchweizpflänzchen — letzterer das „Korn der Haide" genannt —, dürftige Kartoffelstauden sind fast das einzige Grün, und ebenso einförmig und unbeschreiblich lebensarm wie der Wald erscheint uns die ganze Gegend. Selbst die Lieder der trillernden Lerchen hoch im Aether ertönen uns so schwermüthig, gleich als jubelten sie dort nimmer in der Frühlingsfreude aller Kreatur, sondern klagten über die Armuth, das Leid und Weh des Lebens. Endlich athmen wir froh und erleichtert auf, denn drüben schimmern die ersten menschlichen Wohnstätten unter den Bäumen gastlich hervor.

Es sind wohl schwer zu schildernde Empfindungen, welche die Brust Desjenigen durchwogen, der lange Zeit hindurch allein im fernen Auslande geweilt, und nun, nach beschwerlicher Fahrt, die geliebte Heimat wiederfindet; noch ergreifender müssen die Gefühle des halbverschmachteten Pilgers sein, wenn er in der Wüste unerwartet auf eine Oase trifft. Doch auch der Eindruck ist, ohne Uebertreibung, ein gar mächtiger, den ein Dörfchen auf uns macht, in

das wir nach den langen Stunden einer einsamen Haidereise endlich gelangen.

Unsere Freude ist aber leider eine durchaus getäuschte, denn bald gewahren wir, daß es auch der allergrößten Genügsamkeit nicht möglich ist, ihre Ansprüche in einem polnischen Sanddorfe zu befriedigen. Schauen wir uns jedoch ohne Vorurtheil um.

Wir treten in die nächste Hütte. Du lieber Gott, was bietet sich uns dort für ein Anblick dar! Das große, meistens nicht einmal gedielte Zimmer, Wohn=, Schlaf= und Arbeitsstube zugleich, zeigt in den Ecken Gestelle, welche Betten sein sollen, die jedoch Thierlagern weit ähnlicher sehen als menschlichen Ruhestätten. Das Stroh der Unterlagen ist meistens fast im Zustande der Verwesung begriffen und ihm entsprechen die Kissen und Pfühle. In gleicher Weise strotzt von Schmutz jegliches der ärmlichen und größtentheils sehr defekten Geschirre und Hausgeräthe. Ebenso verfallen ist meistens der gewaltige Ofen und neben demselben das nicht minder unförmliche Kamin, in welchem ein unsauberer Kessel über einem Feuer von Reisigholz hängt, dessen Dampf und Qualm das ganze Gemach erfüllt. Und was für Ausdünstungen birgt diese Atmosphäre noch! Vor uns wimmeln fünf bis sechs Kinder von schwer zu beschreibendem Aussehen, mehrere Hühner, Kaninchen und wohl auch ein Ferkel.

Hüte dich, daß du in dem Halbdunkel nicht etwa einem der Betten oder den Kindern zu nahe kommst. Du fischest dort jedenfalls einige lebende Wesen auf, mit denen deine Begriffe von Wohlbehagen sich schlechterdings nicht vertragen würden.

Mit Ekel und Trauer wollen wir eben uns abwenden von dieser Stätte des Elends, doch da fesselt noch etwas unsere Blicke. Ringsherum starren die meistens ungekalkten Wände von schreiend bunten Bildern. Wir finden die Muttergottes, strahlende Heilige, Märtyrer u. s. w., und in ihnen besteht das kostbarste Gut der Familie, denn die Armen haben diese Machwerke erschrecklich theuer bezahlen müssen und oft nur mit den schmerzlichsten Opfern erkaufen können. Sonderbarerweise finden wir aber neben diesen Heiligthümern in der Hütte des gemeinen Polen nur selten die patriotischen Polenbilder, denen wir in den Zimmern des Adels und der Priesterschaft sogleich begegnen. Die Bauern haben in dieser Beziehung den richtigen Instinkt!

Dem Innern entsprechend erscheinen die Wohnhäuser dieser polnischen Bauern *) auch von Außen durchaus verwahrlos't. Meistens sind sie von Backsteinen mit einem Holzgerippe aufgeführt und tragen Strohdächer, welche wohl mehr des Symbols als der Haltbarkeit wegen auf den Spitzen längs mit gekreuzten Hölzern belegt sind. Ebensowohl die Dächer wie die Wände, Fensterscheiben, Thüren u. s. w. sind häufig in sehr verfallenem Zustande. Doch finden wir vielfach in den grellsten Farben und in der komischsten Art bemalte Fensterladen. Die Gebäude, Häuser, Scheunen, Ställe u. s. w. der Wohlhabenderen sind öfters ganz aus Holz, zeigen indessen ebenfalls vielfach die Spuren der allgemeinen Vernachlässigung.

Während dessen hat sich in der Nähe unseres Fuhrwerks eine gaffende Menge versammelt, doch führt keineswegs die bloße Neugierde, wie wir sie anderwärts bei ungewohnten Erscheinungen finden, hier die Leute zusammen. Können wir ihre Ausrufe und Bemerkungen verstehen, dann fällt uns zunächst die Verschiedenheit der beiden Volkscharaktere auf eine bemerkenswerthe Weise in die Augen.

Der Deutsche wundert sich, staunt und ist begierig zu prüfen! Der Pole staunt eigentlich nie und ebenso wenig zeigt er das Verlangen, das Wie eines Dinges zu wissen. Ihm fallen nur die glänzenden Punkte eines Gegenstandes in die Augen, ihnen jauchzt er jubelnd zu in lebhafter Freude. Hierin liegt im Allgemeinen ein treffender Charaktergegensatz der beiderseitigen Bewohner dieses Landstrichs, wie der Polen und Deutschen überhaupt, in allen Schichten der Gesellschaft. —

In ihrem Aeußern erscheinen diese Menschen ebenfalls entsetzlich verkommen; ihre Kleidung besteht oft nur aus Fetzen und Lumpen und ihre Gestalten tragen den Stempel der Noth und des Elends unverkennbar. Kleine, untersetzte Figuren, mager und starkknochig, die Männer ohne Ausnahme mit Schnurrbärten, jedoch ohne mannhaftes Aussehen, die Weiber fast durchgängig grundhäßlich, mit plattgedrückten Nasen und flachen Zügen, das ist der allgemeine Typus dieser Dörfler. —

Der Appetit auf Milch, Käse und dergleichen ländliche Speisen ist uns freilich schnell vergangen, der mächtig erwachende Hunger erinnert uns jedoch daran, daß Eier mindestens ein Nahrungsmittel sind, über dessen Reinlichkeit, auch unter schwierigen Umständen, kein Zweifel walten könne. Alle unsere Fragen und Bitten sind indessen vergeblich, wir hören Nichts weiter als ein achselzuckendes nieroznmiem*) oder niewiem.**) Obwohl nun mindestens drei Viertheile der Umstehenden ganz leidlich deutsch sprechen können, so lassen sie sich doch durchaus nicht mit dem Niemcze ***) in eine Unterhaltung ein. Dies liegt jedoch keineswegs in der außerordentlichen Feindschaft, die sie etwa gegen ihn hegten. Nein, wer hier aufmerksam beobachtet hat und wahr und gewissenhaft sein will, der muß es mit mir bezeugen, **daß der gemeine Pole durchaus keine Feindschaft gegen die Deutschen hegt.** Sein nieroznmiem hat einen ganz andern Grund. Sowohl das grenzenlose Elend, wie die Tyrannei, in der dies Volk Jahrhunderte hindurch von polnischen Großen gehalten worden, haben diese Armen mit unbesiegbarem Mißtrauen gegen alle über ihnen Stehende erfüllt und ihnen ihr Selbstvertrauen geraubt. Daß sie jedoch noch Selbstbewußtsein und Ehrgefühl in hohem Grade besitzen, dafür zeugt eben dies nieroznmiem, denn sie sprechen nur deshalb nicht deutsch mit uns, weil sie befürchten, ihres Radebrechens wegen verspottet und verlacht zu werden. Sie selber werden sich niemals über einen Fremden lustig machen, auch wenn er ihre Sprache noch so arg mißhandeln sollte, was übrigens der für uns so schweren Aussprache wegen fast regelmäßig der Fall ist.

Einen sichern Beweis für diese Behauptung giebt uns der schnelle Wechsel in dem Benehmen der gemeinen Polen, sobald sie von uns nur einige einheimische Laute hören. Da geht das lebhafte Geschnatter sofort polnisch und deutsch an und zeigt sich der Jegomosc†) nur herablassend genug, um irgend einen Spaß zu machen, so sind die finsteren, mißtrauischen Blicke augenblicklich verschwunden und das leicht erregte Völkchen lacht und jubelt um die Wette, mit lebendigstem Mienen= und Geberdenspiel.

Eier, Milch, Butter, Käse u. s. w. erhalten wir indessen auch jetzt nicht von ihnen, weil die Armen von alledem selten etwas vorräthig haben; kaum ein Stückchen schwarzes Brot vermöchten wir bei ihnen aufzutreiben.

Der Ort, in welchem wir uns befinden, gehört zu den größten Dörfern der Tuchler=Haide. Seine Bewohner sind theils besitzende Bauern, theils besitzlose Arbeiter, die sogenannten Einlieger oder Tagelöhner, welche alle zusammen, wie bereits erwähnt, hier unter der Bezeichnung Bauern begriffen werden. Schauen wir uns die Leute noch einmal näher an. Im Alltagsanzuge, leinener Jacke und Hosen, meistens ohne Weste und oft ohne Hemde, gleichen diese Polen den Deutschen ihres Standes in dieser armen Gegend; doch bei näherm Blicke finden wir sogleich einige sichere Unterscheidungsmerkmale. Ein annäherndes bildet der bei fast keinem, auch dem allerniedrigststehenden Polen fehlende Schnurrbart. Dann sehen wir in seinem Anzuge jederzeit irgend etwas Schmückendes, Buntes, eine Pfauenfeder am Hute, Schnüre an

*) Unter der Bezeichnung Bauern begreift man hier Ackerbesitzer, Käthner und Tagelöhner zugleich.

*) Niemroznmiem = ich verstehe nicht.

**) Niewiem = ich weiß nicht.

***) Niemcze = ein Deutscher.

†) Ein gnädiger Herr.

der Jacke, ein grellfarbiges Bändchen im Knopfloch oder dergleichen. Dasselbe ist bei den Frauen der Fall, denn wenn ihre Kleider sonst auch noch so unsauber und unordentlich erscheinen, sie sind doch meist von schreiender Farbe, mit Fransen und Gimpe besetzt, und Haar und Hals zeigen Glas- oder Bernsteinperlen, bunte Nadeln oder andern Schmuck. Das charakteristische Erkennungszeichen des Polen bildet indessen die „Conföderatka", jene vielbedeutsame, vierzipfelige und unten mit Pelzbräm besetzte Mütze, welche ebensowohl im Sommer als im Winter getragen wird. In ihrer Feiertagstracht lernen wir die Polen später kennen.

Während wir die meistens ungepflasterte Gasse hinabfahren, über Holzblöcke, Reisighaufen und durch große Düngerpfützen, bekommen wir einen Begriff von der sprichwörtlich gewordenen „polnischen Wirthschaft". Die Gebäude, Höfe, Gärten, Felder u. s. w., Alles erscheint uns in gleicher Weise vernachlässigt und verwahrlost. Die Fensterscheiben der Häuschen sind vielfach zerschlagen, ganz offen, höchstens mit schmutzigem Papier verklebt oder mit hölzernen Brettchen ausgebessert. Aehnliche Dörfer finden wir wohl auch noch in anderen Gegenden, z. B. in den sterilsten Theilen Hinterpommerns (Kassuben); eine solche Vereinigung der Armuth mit Nachlässigkeit und Unsauberkeit kann es anderwärts aber doch selten geben.

Um so mehr werden wir überrascht, wenn wir, um eine Ecke biegend, jetzt plötzlich vor der Thür eines Hauses ein liebliches Gärtchen erblicken, das von einem hübschen, einfachen Holzzaun umgeben, mit seinen frischbestellten Beeten uns so wohlthuend entgegen lacht. Ein weiterer Blick zeigt uns noch etwas in diesem Dorfe ganz Ungewöhnliches und zwar Blumen vor den Fenstern auf der einen Seite dieses Häuschens. Jetzt fällt es uns auch auf, daß die Fenster weniger zerschlagen, die Laden neubemalt, die Wände ausgebessert und alle Gegenstände überhaupt besser in Ordnung gehalten sind.

Auch der Hofraum ist reinlicher und sogar die Straße in der Länge des Hauses gekehrt. Dünkt es uns aber nur so, oder ist es Wahrheit, daß auch in der Umgebung dieses Hauses Alles reinlicher und ordentlicher erscheint? Wir täuschen uns nicht; hier wohnt fast der einzige Handwerker des Dorfes, ein biederer deutscher Schneider mit seinem braven Weibe, und im harten Lebenskampf um das kärgliche tägliche Brod haben sie deutsche Sitte und deutsche Kultur hineingetragen und verbreitet, mindestens in den ihnen nächsten Kreisen dieser Dorfbewohner.

Vor etwa dreißig Jahren kamen die beiden eben verheiratheten Leute in dies ihnen ganz fremde Dorf, um Erwerb zu suchen und sich hier eine neue Heimat zu gründen, da sie in der alten beides mit ihren geringen Mitteln nicht finden konnten. Hier wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, denn damals war bei den Polen der Haß gegen die Deutschen noch nicht. Erst weit später wurde derselbe von den Pfaffen entflammt und geschürt, doch wenn er auch zeitweise in dem armen dummen Volke Fuß faßte, so war er hier doch nie so dauernd und so heftig, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Unsere beiden Deutschen wußten mit ihrer Ausdauer und Ruhe auch in den Zeiten der heftigsten Feindschaft zwischen beiden Nationalitäten mit der Umgebung in Frieden zu leben, und während die Dorfbewohner auch in künstlich aufgestacheltem Hasse gegen den Deutschen doch die Unentbehrlichkeit des Schneiders immer mehr erkennen mußten, vermochten die beiden strebsamen Menschen stets mindestens das für ihre immer stärker werdende Familie Nöthige zu erwerben.

Es ist wirklich nicht schwer, den Einfluß solcher einzelnen Pioniere des Deutschthums in stockpolnischen Ortschaften zu erkennen, und im Laufe der Jahre zu verfolgen. So lange die gemeinen Polen noch nicht mißtrauisch gemacht worden waren, nahmen sie den Fremden arglos und zutraulich auf und sahen ihn größtentheils als ein über ihnen stehendes Wesen an. Da ist es dann doch auch ganz natürlich, daß sie begierig alles Neue und in die Augen Fallende anzunehmen und nachzuahmen suchen. Freilich ist dies bei ihnen meistens nur der Fall, so lange es ohne Anstrengung und Unbequemlichkeit geschehen kann, und insofern es etwas recht Glänzendes betrifft, während die Deutschen in gleichen Verhältnissen bekanntlich das Fremde auch in der mühsamsten Weise und zuweilen sogar zu ihrem großen Nachtheile sich anzueignen suchen.

Etwas besonders Glänzendes konnte die deutsche Handwerkerfamilie ihren polnischen Nachbarn freilich nicht bieten, darum vermochte ihr Einfluß auch nur sehr langsam sich auszubreiten, und erst als eine innigere Berührung dadurch stattfand, daß die herangewachsenen Kinder in polnische Familien sich verheiratheten, hatten sie durchaus festen Fuß gefaßt.

Fast noch größere Bedeutung müssen wir dem alten Besitzer des Kruges*) am andern Ende des Dorfes, dem deutschen Juden, beilegen. Sein Aeußeres, seine Häuslichkeit, seine ganze Habe gleicht zwar denen der Polen nur zu sehr und steht ihnen an Unsauberkeit gleich, dennoch ist sein Einfluß auf das ganze polnische Dorf seit vielen Jahren ein durchaus wohlthätiger.

Während der Schneider und seine Familie das deutsche Element in sittlicher Beziehung vertreten, gilt dies von dem Juden in civilisatorischer und geselliger. In der Umgebung der Ersteren geht's manierlicher zu, es wird nicht so viel geflucht, wir sehen nicht so viele zerrissene Jacken, ungewaschene Gesichter und ungekämmte Köpfe. In der Küche wird nicht mehr die ganze Woche hindurch das Essen in denselben unausgewaschenen Töpfen gekocht, und was nicht zu viel Mühe macht, wird in den Stuben, auf dem Hofe, an den Gebäuden u. s. w. bereits ausgebessert.

Der jüdische „Kaufmann" ist ein noch weit unentbehrlicheres Mitglied der Dorfbewohnerschaft, als der Schneider. Sein Krug und Kramladen zugleich trägt die deutsche Inschrift „Gasthof"; dies ist nämlich für deutsche Reisende berechnet, denen er jedoch natürlich nur die allerbescheidensten Ansprüche zu befriedigen vermag, während er die Bedürfnisse der Dörfler nicht nur in jeder möglichen Weise stillt, sondern es auch versteht, dieselben zu heben und zu civilisiren. Er bringt regelmäßig aus den Städten Tuchel, Osche oder gar aus Bromberg neue Nachrichten nach dem einsamen Dorfe mit. Er hat es verstanden und wirkt unbemerkt immer mehr dahin, daß seine Gäste ihrem Appetit auf urgeschichtliche Speisen und Getränke immer mehr entsagen und den modernen Genüssen zugänglicher werden. Er weiß sämmtliche durstige Seelen des Dorfes an fast jedem Abend um seine Tische zu versammeln, und wenn er der lauschenden Gesellschaft dann politische oder andere bildende Vorträge hält, dann ist die Andacht hier im Schenkzimmer wahrlich größer, als in mancher Kirche.

Der Jude ist hier Pole mit den Polen, denn er spricht ihre Sprache, beachtet ihre Sitten, nennt sich mit Alt und Jung Bruder und ahmt scheinbar ihr ganzes Wesen nach. Dennoch bleibt er in erster Linie stets seinem alten Volke treu, und in zweiter ist er vollständig Deutscher. Wir erkennen dies letztere sogleich, wenn wir nur bei ihm eintreten. Mit ungeheuchelter Freude heißt er uns in deutscher Sprache willkommen, fragt in eifriger Weise nach allen möglichen Neuigkeiten in unserer deutschen Heimat, und in zudringlicher nach unseren persönlichen Verhältnissen.

Endlich können wir uns nun durch ein frugales Mahl aus ländlichen Gerichten, Eiern, Schalkartoffeln mit Häring oder Butter, Milch, Brod mit Käse oder wohl gar Wurst erfrischen. Auch können wir ein Getränk unter dem Namen Kaffee erhalten, auf Bier dagegen müssen wir verzichten, da wir sonst etwas durchaus Essigartiges bekommen; dagegen giebt's hier für den Liebhaber leiblichen Schnaps — — als Nationalgetränk der Tuchler-Haide. —

Der dritte dieser ersten Apostel des Deutschthums in polnischer Gegend ist ungleich trauriger daran als die beiden ersten. Unter der ungeheuern Zahl deutscher Lehrer, deren Lage eine so gar traurige ist, muß die der Wanderlehrer uns jedenfalls als die bereitleidenswertheste erscheinen, und unter diesen wiederum ist die jener,

*) Die Schenke.

welche in polnischen Landstrichen unterrichten, eine ausnahmsweise klägliche. Wie die Wanderlehrer überhaupt als die Märtyrer des ganzen Standes, so müssen wir diese auch noch als die des hiesigen Deutschthums betrachten.

Indessen muß ich wohl voraussetzen, daß ein großer Theil der Leser davon noch eigentlich gar keine Ahnung hat, was denn eigentlich unter der Bezeichnung „Wanderlehrer“ zu verstehen sei. Deshalb erlaube ich mir hier eine kurze Erklärung dieser sonderbaren Einrichtung einzuschieben.

In der Blütezeit des Ministeriums Manteufel-Westphalen in Preußen, als man sämmtliche preußische „Unterthanen“ unbedingt und ohne Widerrede für den Himmel brauchbar machen wollte, und dies hohe Ziel, wenn nicht anders, durch Zwangsmaßregeln erreichen zu müssen glaubte, kam unter anderen Unsinnigkeiten auch diese zu Tage. Es wurden nämlich in Gegenden, wo die Protestanten sehr einzeln und zerstreut unter Katholiken wohnten, Lehrer für Kinder dieser letzteren angestellt, welche von einem Abbau zum andern meilenweit wandern, dort unterrichten und dafür, neben einem unglaublich geringen Gehalte, Kost und Herberge bei den Bauern, Käthnern, Tagelöhnern u. s. w. beanspruchen mußten.

Man denke sich nun diese meistens blutjungen Menschen, mit zerrissenen Stiefeln, durch die ungewohnte, im wahren Sinne des Wortes liederliche Lebensart heruntergekommen und verwahrlos't an Körper und Geist, dabei allen möglichen Grobheiten der sehr armen und rohen Landleute ausgesetzt, denen sie ja aufgedrungen waren, und schließlich noch dem Spott oder gar den Mißhandlungen der polnischen Bevölkerung preisgegeben, durch deren Dörfer und über deren Aecker sie ja „wandern“ mußten, ohne sich mit ihnen verständigen zu können. Wahrlich, kläglichere und bedauernswerthere Geschöpfe kann es wohl kaum auf der Welt geben, als diese Sündenböcke jener verschrobenen Befestigungs-Theorien! Daß diese Aermsten als Lehrer auch nicht das Geringste nützten, sondern im Gegentheile bedeutend schaden mußten, indem häufig die sonst anderen Dörfern zugetheilten Kindern durch sie völlig vernachlässigt wurden, das kann jeder verständige Mensch denken. Dagegen ist im Ganzen ihre Berührung mit den polnischen Dörflern nicht ohne Einfluß geblieben, denn hier und da eine Belehrung, eine Aushülfe in den gewöhnlichsten Fällen des Lebens, das Alles kann hier unter Umständen reiche Früchte tragen, wie denn überhaupt wohl kein deutsches Samenkörnchen hier nutzlos zu Boden fällt.

Karl Ruß.

Die tropischen Faserpflanzen und der neuseeländische Flachs.*)

Reichthum an Faserpflanzen in den Tropen. — Agaven und Bromelien. — Verschiedenartige Benutzung derselben. — Maschinen zur Gewinnung des Faserstoffes. — Faser-Palmen. — Neuseeländischer Flachs.

Als Squier das tropische Amerika bereis'te, wandte er sein Augenmerk auf die dort in ungeheurer Menge vorkommenden Faserpflanzen. Ihre Nutzanwendung trat ihm überall, wenngleich in sehr beschränktem Maße, bei den Eingeborenen entgegen. Sein Paß, den er in Mexiko erhielt, war auf Papier gedruckt, das aus den Blättern der Maguey-Pflanze bereitet war. Er sah Millionen von Pisangbäumen umhauen, nachdem man ihre Früchte geerntet hatte; die Blätter derselben, mit ihrem kostbaren Faserstoffe, verfaulten aber meist unbeachtet. An den unfruchtbarsten, sandigen oder felsigen Orten umgaben den Reisenden zahllose Agavepflanzen wie ein dichter Wald, und die Bromelien, mit ihren von Fasern strotzenden fleischigen Blättern, wurden als ein abscheuliches Unkraut ausgerottet, während in der ganzen civilisirten Welt ein Schrei nach Faserstoffen erklang!

Bis jetzt ist die Benutzung der köstlichen Faserpflanzen des tropischen Amerika noch eine höchst unbedeutende. Die im kräftigsten Wachsthum befindlichen Pflanzen werden abgeschnitten und in den feuchten Sand eines kleinen Flusses oder in den Schlamm eines Teiches vergraben, bis sie ganz verrottet sind, was je nach dem Wetter in zwei bis drei Wochen der Fall ist. Nach dieser Zeit nimmt man das übrig gebliebene Fasergerippe heraus, trocknet es in der Sonne, schlägt es mit Stöcken und entfernt die noch daran befindliche Schebe (Spreu, Abfall) durch Reiben zwischen den Händen. Gewiß ein sehr unzweckmäßiges Verfahren! Und mehr oder weniger macht man das jetzt noch überall so! Um den Sisalhanf der Hennequin-Pflanze zu gewinnen, zerschneiden die Indianer in Yucatan die fleischigen Blätter derselben der Länge nach in mehrere Theile und reiben dieselben so lange mit den Händen, bis alle fleischigen und färbenden Stoffe von den zurückbleibenden Fasern entfernt sind. Im besten Falle kann ein Arbeiter auf diese mühsame Weise täglich sechs Pfund Hanf gewinnen! Der werthvolle Manillahanf und der Neuseelandsflachs werden auch durch Rotten und Schlagen gewonnen. Aber es liegt auf der Hand, daß der angewandte Fäulnißprozeß und das heftige Schlagen und Quetschen sowohl die natürliche Festigkeit als auch die natürliche weiße Farbe der Fasern sehr beeinträchtigen müssen. Es ist erwiesen, daß die Fasern aller Pflanzen ursprünglich ganz weiß sind und die schmutzig graue oder braune Farbe des Rohproduktes nur durch die mangelhafte Bereitungsweise ihnen beigebracht wird.

Diesen Thatsachen gegenüber wandte Squier alle Energie an, daß eine Maschine hergestellt werde, welche die Fasern auf rationelle Weise aus den fleischigen Pflanzen bereite. Eine solche war bis dahin nicht bekannt; viele mißglückte Versuche wurden unternommen, bis es endlich im verflossenen Jahre den Amerikanern Sanford und Mallory gelang, dieses wichtige Problem zu lösen und eine Maschine herzustellen, von welcher Squier glaubt, daß sie eine förmliche Revolution in der Erzeugung der Faserstoffe hervorbringen werde*).

Unter den tropischen Pflanzen, welche bei der Faserproduktion in Betracht kommen, nimmt die in Amerika heimische Familie der Ananasarten eine der ersten Stellen ein. Die Ananas ist bekanntlich auch noch nach der Westküste Afrikas und nach Ostindien verpflanzt worden, hat aber doch ihre Hauptentwickelung auf dem westlichen Kontinent. Die am weitesten verbreitete Ananasspecies ist die Bromelia sylvestris, welche das Seidengras der westindischen Inseln und die Pita der Mexikaner liefert. Auch alle Arten der Musa oder Pisanggattung erzeugen zähe und dauerhafte Fasern, besonders die Musa textilis, von welcher das Manillagras gewonnen wird. Sie ist ursprünglich in Ostindien zu Hause, gedeiht aber im tropischen Amerika und auf den westindischen Inseln so gut wie daheim.

Unter den Agaven ragt als nützliche, faserhaltige Pflanze die Agave americana hervor; mit gutem Erfolge hat man sie im südlichen Europa und Algier heimisch gemacht. Ihre Verwandten, die Agave mexicana oder Maguey, sowie die unschätzbare Agave Sisilana oder Hennequin, kommen bis jetzt nur in der neuen Welt vor. Die letztere liefert den bekannten Sisalhanf. Auch ihr

*) Nach: Tropical fibres: their production and economic extraction. By E. G. Squier. London and New-York, 1863. 64 Seiten und 14 Tafeln Abbildungen: der Agave sisilana; Furcraea gigantea; Agave mexicana: Agave americana; Agave virginica; Bromelia sylvestris; Bromelia karatis; Bromelia ananas; Musa rosacea (Banane oder plantain tree); Arenga saccharifera; Borassus flabelliformis; Pandanus odoratissimus; Yucca alvifera; Yucca gloriosa (das sogenannte spanische Bayonnet); Yucca filamentosa und Phormium tenax.

*) Die Maschine, auf deren Technik wir hier nicht eingehen können, ist beschrieben in: Sanford and Mallory's american patent fibre extracting and flax scutching machines. Belfast 1862.

genügt, gleich der Bromelia, jeder Boden, denn auf Klippen und Felsen gedeiht sie so gut wie in den öden Sandwüsten, wo jede andere Pflanze eingeht. Und gerade darin, daß diese Agaven- und Pisangarten mit jedem Boden vorlieb nehmen, daß sie fast keiner Kultur bedürfen und doch ein so haltbares und festes Fasermaterial liefern, beruht ihr großer Vorzug vor unseren heimischen Flachs- und Hanfarten, die mit vieler Mühe angebaut werden müssen. Nahe an vier Millionen Dollars zahlen die Vereinigten Staaten jetzt noch allein für aus Ostindien zugeführte Faserstoffe, aus dem einfachen Grunde, weil dort die Arbeitskräfte billiger sind und die Maschinen, welche die Fasern aus den Rohstoffen bereiten, in Amerika noch nicht erfunden waren.

Auf dem Isthmus von Panama werden alle Schiffstaue aus einheimischen Faserpflanzen erzeugt. Die besten und haltbarsten Seile liefert die Corteza (Apeiba Tibourbon, aus der Familie der lindenartigen Pflanzen); Tauwerk geringerer Sorte kommt von der Majagua de playa (Paritium tiliaceum). Die Hängematten in Veragua bestehen aus den Fasern der Cabuya, einer Agavenart; den starken Zwirn, mit welchem die Schuster auf dem Isthmus ihr Schuhwerk nähen, gewinnen die Indianer aus einer Bromelia, Pita de zapateros genannt. Kleider, Matten, Seile, ja die Segel für Indianerkanoes liefert eine Daphneart.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die tropischen Faserpflanzen jetzt einzunehmen versprechen, lassen wir, nach Squier, eine Aufzählung der wichtigsten folgen.

Die Agave Sisilana führt ihren Namen von der Stadt Sisal in Yucatan, wo man sie zuerst entdeckt hat und von wo aus ihre Fasern unter dem Namen Sisalhanf oder Grashanf in den Handel kommen. Bei den Mexikanern heißt sie Sosquil, in Centralamerika Cabulla. Uebrigens findet man sie in allen Gegenden des tropischen Amerika; ihrem Anbau stehen, wie erwähnt, gar keine Schwierigkeiten im Wege, da sie mit trockenem Sandboden eben so gut wie mit Felsen vorlieb nimmt. In Yucatan unterscheidet man zwei Abarten, die Yaschqui-Hennequin, welche den besten Sisalhanf, und die Sacqui-Hennequin, welche den meisten liefert.

Die Agave Mexicana oder Maguey ist eine in mehr als einer Beziehung merkwürdige Pflanze; von ihr kommt ein herrlicher Faserstoff und man gewinnt aus ihr das mexikanische Nationalgetränk, den Pulque.*) Die Blätter dieses Gewächses sind dicker, fleischiger und breiter, jedoch kürzer als die der A. Sisilana, deshalb sind auch ihre Fasern gröber und kürzer. Das aus ihnen erzeugte Papier gehört zu den dauerhaftesten Sorten; 1830 erließ der mexikanische Congreß eine Verordnung, demgemäß bei Ausstellung gesetzlicher Zeugnisse oder Dokumente nur dieses Papier benutzt werden sollte.

Mit den beiden vorigen Arten ist sehr häufig die Agave americana verwechselt worden; von ihrem Blütenstamme, der eine Höhe von 40 Fuß erreicht, zweigen sich die kandelaberartigen Aeste mit den grün und rothen Blumen ab. Von dieser hat man gefabelt, daß sie nur alle hundert Jahre einmal blühe. Die Fasern sind wie jene der Maguey, und werden gleich dieser zu Papier von großer Festigkeit verarbeitet.

Unter der gleichfalls in Amerika heimischen Familie der Bromelien oder Ananaspflanzen zeichnet sich besonders die Bromelia sylvestris, die Istle der Mexikaner, aus. In Centralamerika nennt man sie Pita, auf den westindischen Inseln Penguin. Auch sie nimmt mit jedem Boden vorlieb und breitet sich von selbst wuchernd aus. Wegen der Stacheln an den bis acht Fuß langen, zwei Zoll breiten Blättern, benutzt man sie zur Anlage von lebendigen, undurchdringlichen Zäunen. Im Distrikt von Coatzacoalcos in Mexiko werden die weißen Fasern, Pita, aus ihr gewonnen.

Den Agaven und Bromelien stehen in Bezug auf den Werth ihrer Fasern die Musa oder Bananenpflanzen nach. Aber sie sind doch noch immer von großer Wichtigkeit, weil sie, neben den Fasern, den vielen Völkerstämmen zur Nahrung dienenden Pisang liefern; bis jetzt hat man die ersteren noch wenig benutzt. Die Musa textilis liefert, wie schon bemerkt, den bekannten Manillahanf; er ist eine seidenartige, runde und fast weiße Faser, deren gröbere Sorten zu Tauwerk verwendet werden, während man aus den feineren indische Musseline webt.

Auch unter den Palmen finden wir mehrere Arten, welche Faserstoff liefern; vor allen ist es die in Ostindien und auf den Philippinen vorkommende Arenga saccharifera, die an der Basis ihrer Blattwedel, da wo diese den Stamm umfassen, einen roßhaarartigen Stoff hervorbringt. Der eingekochte Saft eines Stammes, der eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, liefert einen sehr reinen Zucker, ferner Sago und vier bis sieben Pfund Fasern. Andere Palmen, welche Gewebfasern hervorbringen, sind die Attalea funifera am Amazonenstrom, die Kokospalme, deren Fasern (Coïr) von der allbekannten Nuß stammen und zu Seilen verwendet werden, und die in Europa und Nordafrika heimische Zwergpalme, Chamaerops humilis, deren Fasern, als „afrikanisches Haar" in Frankreich zur Teppichfabrikation gebraucht werden.

Endlich gehören hierher noch einige nesselartige Pflanzen, z. B. der Papiermaulbeerbaum, aus welchem die Japaner und Chinesen Papier fabriciren; einige Malvenarten, z. B. Hibiscus arboreus und tiliaceus, und das Phormium tenax, von welchem der Neuseelandhanf stammt. Sie alle erreichen aber nicht die Bedeutung der zuerst genannten Agaven und Bromelien.

Ueber den neuseeländischen Flachs haben wir jüngst durch Hochstetter*) ausführliche Nachrichten erhalten, die wir anschließen wollen. Die Pflanze, von der er stammt, das Phormium tenax, wächst nur auf Neuseeland und einigen benachbarten kleineren Inseln. Was für die Bewohner des östlichen und südlichen Asien der Bambus ist, das ist für die Neuseeländer dieser Schilfflachs. Zu unzähligen Zwecken des Lebens wird er benutzt. Ueber jeder Hütte, neben jedem Dorfe und an jedem Wege stehen seine Büsche, wild oder kultivirt, zu jeweiligem Gebrauche. Das schwertförmige Blatt, wohl auch die ganze Pflanze, heißt bei den Eingeborenen Harakeke, der agaveähnliche Blüthenschaft Korari und alle Theile der Pflanze: Blüten, Stengel und Blatt, liefern den Eingeborenen Stoffe zu Benutzung. Die gelbrothen Blüthen enthalten einen süßen Honigsaft in großer Menge, der in Kalabassen gesammelt wird. Zwischen den Blättern findet sich eine gummiartige Masse, die den Maoris als als Ersatzmittel für Siegelwachs und Kleister dient. Die mannichfachste Anwendung und Benutzung findet jedoch das Blatt. Frisch am Busch oder abgeschnitten dient es dem modernen, lese- oder schreibfähigen Maori anstatt Papier; mit einer scharfen Maschel kratzt oder schreibt er seine Gedanken ein. Einfach geschlitzt in breitere oder schmälere Streifen und je nach Bedarf länger oder kürzer zusammengebunden, ersetzt es durch die außerordentliche Stärke seiner Bastfaser Bindfaden, Stricke, Riemzeug und alle Arten von Bändern und Tauen; für die Eingeborenen ist es beim Hütten- und Kahnbau unentbehrlich. Die Frauen flechten aus dem rohen Material Körbe, die Männer Netze und Segel.

Die Phormium-Pflanze ist über ganz Neuseeland weit verbreitet, vom Norden bis zum Süden und Millionen Acker Landes sind damit bedeckt. Sie gedeiht auf jedem Boden, feucht oder trocken, an jedem Standort, hoch oder nieder; man trifft sie bis 5500 Fuß über dem Meer. Am üppigsten gedeiht sie aber in der Nähe von Sümpfen und Flüssen: dort werden die Blätter 10 bis 12 Fuß lang und der Stamm erreicht bei 2 bis 3 Zoll Dicke eine Höhe von 16 bis 20 Fuß.

Je nach dem Standort unterscheiden die Eingeborenen nun

*) Darüber haben wir im Globus II, S. 328 gesprochen. An der angeführten Stelle gaben wir auch die Abbildung der Pflanze.

*) Neuseeland. Von Ferdinand von Hochstetter. Stuttgart 1863. S. 418 ff.

drei Unterarten: 1) Tuhara, Sumpfflachs, mit grober, gelblich-weißer Faser; er wird hauptsächlich zu Seilen verwendet. 2) Tihore, die kultivirte Abart, welche die beste seidenglänzende Faser von rein weißer Farbe liefert; sie wird zu Matten und Mänteln benutzt. 3) Wharariki, Bergflachs, mit grober Faser; sie wird wenig verwendet.

An Stärke übertrifft der neuseeländische Flachs den europäischen um ein Drittel; trotzdem erscheint er, verhältnißmäßig, noch wenig auf dem europäischem Markt, und der Grund liegt auch hier, wie bei den meisten tropischen Faserpflanzen, in der Schwierigkeit, die Faser für den Markt rein genug zu bereiten. Es wurden Preise auf Reinigungsmaschinen ausgesetzt, aber sie brachten nur ein sehr unvollständiges Produkt hervor. Die Gesammtausfuhr von neuseeländischem Flachs betrug im Jahre 1860 nur 48 Tonnen zu 20 Ctr. In demselben Jahr aber erfand Hr. Purchas auf Neuseeland, nach Hochstetter's Bericht, eine Maschine, welche ziemlich einfach konstruirt ist und bei einer Dampfkraft von 8 Pferden täglich 15 Centner grüner Blätter 3 Centner Flachs liefert. Man glaubt, vermittelst dieser Maschine bald Flachs zu einem Hauptausfuhrartikel Neuseelands erheben zu können.

Im Vergleich zum Phormium tenax sind die übrigen Faserpflanzen nur von untergeordneter Bedeutung. Erwähnenswerth ist nur noch der „Ti" oder Mauku der Eingeborenen, Gras- oder Krautbaum der Kolonisten (Cordyline australis), der besonders auf Buschheiden und in Sümpfen allenthalben vorkommt. Die Faser seines Blattes kommt der Phormiumfaser nahe, ist aber mehr gelb und hat weder den Glanz noch die Stärke der Flachsfaser, ist dagegen von den Eingeborenen hochgeschätzt wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit. Sie soll den zerstörenden Einflüssen der Atmosphärilien besser widerstehen, als Phormium. R.

Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Nach der amtlichen Zählung von 1860).

Städte.*)	Einwohnerzahl. 1850.	1860.	Zunahme.
Albany, N. Y.	50,763	62,367	11,604
Alleghany City, Pa.	21,261	28,702	7,441
Augusta, Ga.	11,753	12,493	740
Augusta, Me.	8,225	7,609	....
Auburn, N. Y.	9,548	10,986	1,438
Alexandria, Va.	8,734	12,652	3,918
Ann Arbor, Mich.	4,868	4,483	....
Annapolis, Md.	3,011	4,529	1,518
Alton, Ill.	3,585	7,338	3,753
Baltimore, Md.	169,054	212,418	43,364
Buffalo, N. Y.	42,261	81,129	38,868
Boston, Mass.	136,881	177,812	40,931
Bangor, Me.	14,432	16,407	1,975
Bath, Me.	8,020	8,076	56
Burlington, Vt.	6,110	7,713	1,603
Burlington, N. J.	4,536	5,193	657
Burlington, Iowa	4,082	6,706	2,624
Brooklyn, N. Y.	96,838	266,661	169,823
Camden, N. J.	9,479	14,358	4,879
Charleston, S. C.	42,985	40,578	....
Cincinnati, Ohio	115,436	161,044	45,608
Columbus, Ohio	17,882	18,554	672
Cleveland, Ohio	17,034	43,417	26,383
Charlestown, Mass.	17,216	25,063	7,847
Chicago, Ill.	29,963	109,260	79,297
Cambridge, Mass.	15,215	26,060	10,845
Canandaigua, N. Y.	6,143	7,075	932
Columbia, S. C.	6,060	8,059	1,999
Columbus, Ohio	17,882	18,629	747
Columbus, Ga.	5,942	9,621	3,679
Chilicothe, Ohio	7,100	7,626	526
Detroit, Mich.	21,019	45,619	24,600
Dover, N. H.	8,196	8,502	306
Dayton, Ohio	10,970	20,081	9,111
Davenport, Iowa	1,848	11,267	9,419
Dubuque, Iowa	3,108	13,000	9,892
Des Moines, Iowa	986	3,965	2,979
Fall River, Mass.	11,524	14,026	2,502
Frederick, Md.	6,028	8,143	2,115
Fayetteville, N. C.	4,646	4,790	144
Fredericksburg, Va.	4,061	5,022	961
Freeport, Ill.	1,436	3,529	2,093
Fort Wayne, Ind.	4,282	10,388	6,106
Gardiner, Me.	6,486	4,487	....
Gloucester, Mass.	7,786	10,904	3,118
Georgetown, D. C.	8,366	8,733	367
Galveston, Texas	4,177	7,307	3,130
Galena, Ill.	6,004	8,193	2,189
Hartford, Conn.	13,555	29,154	15,599
Hudson, N. Y.	6,286	7,187	901
Harrisburg, Pa.	7,834	13,405	5,571
Ithaca, N. Y.	6,909	6,843	....
Indianopolis, Ind.	8,034	18,611	10,577
Iowa City, Iowa	1,582	5,214	3.632
Jersey City, N. J.	6,856	29,226	22,370
Keokuk, Iowa	2,478	8,136	5,658
Lowell, Mass.	33,383	36,827	3,444
Louisville, Ky.	43,194	68,033	24,839
Lynn, Mass.	14,257	19,083	4,826
Lockport, N. Y.	12,323	13,523	1,200
Lancaster, Pa.	12,369	17,603	5,234
Lynchburg, Va.	8,071	6,853	....
Lexington, Ky.	9,180	9,321	171
La Fayette, Ind.	1,215	9,387	8,172
Lansing, Mich.	1,229	3,074	1,845
La Porte, Ind.	1,824	5,028	3,204
Manchester, N. H.	13,932	20,109	6,177
Mobile, Ala.	20,515	29,258	8,743
Montgomery, Ala.	4,935	35,902	30,967
Milwaukie, Wis.	20,061	45,246	25,185
Marblehead, Mass.	6,167	7,647	1,480
Middleboro, Mass.	5,336	6,272	936
Memphis, Tenn.	8,839	22,623	13,784
Muscatine, Iowa	2,540	5,324	2,784
Madison, Ind.	8,012	8,130	118

*) N. Y. bedeutet = Neu-York. Pa. = Pennsylvania. Ga. = Georgia. Me. = Maine. Va. = Virginia. Mich. = Michigan. Md. = Maryland. = Ill. = Illinois. Mass. = Massachusetts. Vt. = Vermont. N. J. = Neu-Jersey. S. C. und N. C. = Süd- und Nord-Carolina. N. H. New-Hampshire. Ind. = Indiana. Conn. = Connecticut. Ky = Kentucky. Ala. = Alabama. Wis. = Wisconsin. Tenn. = Tennessee. La. = Louisiana. R. I. = Rhode Island. Del. = Delaware.

Städte.	Einwohnerzahl. 1850.	1860.	Zunahme.
New Haven, Conn.	20,345	39,267	18,922
New-York, N. Y.	515,547	805,651	290,104
Newark, N. J.	38,894	71,914	33,020
Norfolk, Va.	14,326	15,611	1,285
Nashville, Tenn.	10,478	16,988	6,510
New Brunswick, N. J.	10,019	11,256	1,237
New Orleans, La.	116,375	168,675	52,300
Nashua, N. H.	5,820	10,065	4,245
Nantucket, Mass.	8,452	6,094	....
Newburyport, Mass.	9,572	13,401	3,829
Newport, R. J.	9,563	10,508	945
Neu London, Conn.	8,991	10,115	1,124
Newburg, N. Y.	11,415	15,196	3,781
Newbern, N. C.	4,681	5,432	751
Natchez, Miss.	4,434	6,612	2,178
Norwich, Conn.	10,265	14,047	3,782
Pekin, Jll.	1,678	3,467	1,789
Portland, Me.	20,815	26,341	5,526
Portsmouth, Va.	8,122	9,502	1,380
Portsmouth, N. H.	9,738	9,335	....
Providence, R. J.	41,513	50,666	9,153
Philadelphia, Pa.	340,045	562,529	222,484
Pittsburg, Pa.	46,601	49,217	2,616
Petersburg, Va.	14,010	18,266	4,256
Plymouth, Mass.	6,024	6,272	248
Poughkeepsie, N. Y.	13,944	14,726	782
Paterson, N. J.	11,334	19,588	8,254
Peoria, Jll.	5,095	14,045	8,950
Quincy, Jll.	6,902	13,632	6,730
Rochester, N. Y.	36,403	48,204	11,801
Richmond, Va.	27,570	37,910	10,340
Roxbury, Mass.	18,364	25,137	6,773
Reading, Pa.	15,743	23,161	7,418
Raleigh, N. C.	4,518	4,780	262
Richmond, Jnd.	1,443	6,603	5,160
Rock Island, Jll.	1,711	5,130	3,419
Springfield, Mass.	11,766	15,199	3,433
Salem, Mass.	20,264	22,252	1,988
Syracuse, N. Y.	22,271	28,119	5,848
Savannah, Ga.	15,312	22,292	6,980
St. Louis, Mo.	77,860	160,773	82,913
San Francisco, Cal.	34,776	56,802	22,026
Schenectady, N. Y.	8,921	9,579	658
Steubenville, Ohio	6,140	6,154	14
Thomaston, Me.	2,723	3,218	495
Trenton, N. J.	6,461	20,228	13,767
Troy, N. Y.	28,785	39,232	10,447
Taunton, Mass.	10,441	15,376	4,935
Utica, N. Y.	17,565	22,529	4,964
Vicksburg, Miss.	3,678	4,591	913
Washington, D. C.	40,001	61,122	21,121
Wilmington, N. C.	7,264	9,552	2,288
Worcester, Mass.	17,049	24,960	7,911
West Troy, N. Y.	7,564	8,820	1,256
Wilmington, Del.	13,979	21,508	7,529
Wheeling, Va.	11,435	14,083	2,648
Zanesville, Ohio	10,355	9,229	....

Abgenommen an Bevölkerungszahl haben nur 9 Städte. Die Zunahme in Prozenten betrug bei Chicago 264%, bei Davenport 509%, Jowa City 229%, Jersey City 326%, Keokuk 228%, bei la Fayette 672%, Montgomery 627%, bei Richmond, Jnd. 357%

Kleine Nachrichten.

Ein Urtheil über die Republik Chile. Ein jüngst in Berlin (bei Möser und Scherl) erschienenes Werk: „Republik Chili, Erlebnisse und Beobachtungen daselbst, von August Ernst" ist klar geschrieben und enthält auch über die deutschen Kolonien in jenem Lande gute Nachrichten und Bemerkungen. Der Verfasser, jetzt Lehrer in Berlin, war vorher Direktor der deutschen Schulanstalt in Valparaiso. Bekanntlich ist Chile (Chili ist eine unrichtige, durch die Franzosen in Umlauf gesetzte Schreibart) die einzige Republik in ganz Amerika, die seit der Trennung vom Mutterland am allerwenigsten von Bürgerkriegen zu leiden gehabt hat. Einzelne Aufstände sind immer rasch beendigt worden. Der störenden Elemente sind gerade in Chile bei weitem nicht so viele vorhanden als in Peru, Bolivia &c. Namentlich in Hinblick auf Südamerika und Mexiko sollte man, beim Urtheil, nie die Thatsache außer Acht lassen, daß die Gesittungsfrage eines Landes allemal und ganz wesentlich auch eine Rassenfrage ist. Wir haben das im Globus schon oft hervorgehoben und freuen uns, daß wir in dem Buche des Herrn Ernst auch in dieser Beziehung sehr verständige Bemerkungen finden. Er sagt:

Das Klima ist gesund, begünstigt den Anbau aller europäischen Produkte und gefährdet die Gesundheit der weißen Menschen auch bei schwerer Arbeit nicht; deshalb hat eine schwarze Bevölkerung in Chile nie aufkommen können. Der Grund, eine Sklavenbevölkerung, deren schwere (?) Arbeit allein den Anbau der tropischen Pflanzen zum Gegenstande eines reichen Gewinnes machen kann, einzuführen, ist hier nie vorhanden gewesen. Die Schwarzen sind daher auch stets in Chile an Zahl klein gewesen. Vor der Revolution soll ihre Anzahl beträchtlicher gewesen sein, allein der Krieg hat ihre Reihen gelichtet. General San Martin hatte aus den Negern ein eigenes Bataillon gebildet, welches sich der Befreiungsarmee anschloß und größtentheils unter dem spanischen Schwerte fiel. Nur wenige Schwarze kehrten aus diesem Kriege zurück, und in einzelnen Provinzen des Landes, wie z. B. in Concepcion, ist ein Neger eine ebenso große Seltenheit wie mitten in Deutschland. Man findet die Schwarzen wohl hin und wieder in den reicheren Familien zur Behauptung eines vornehmen Anstrichs, aber nie hat man sich ihrer auf dem Lande zur Arbeit bedient. Da nun Chile niemals eine erhebliche Zahl von Negersklaven besaß, so gehören eingeborene Mulatten ebenfalls zu den Seltenheiten.

Diesem Umstande, daß die Republik Chile unter ihren Bewohnern so wenig Farbige zählt, verdankt die junge Republik es ganz vorzüglich, daß sie sich schneller als irgend eine andere ihrer zahlreichen Schwestern aus dem anarchischen Zustande des revolutionären Kampfes erhob und mit einer Geschwindigkeit, die in jenem Welttheil ohne Beispiel dasteht, eine höhere Stufe von Bildung und Ordnung erreichte. Die Vermischung verschiedener Rassen lastet auf den schönsten Ländern Amerikas wie ein Fluch; Chile allein ist davon befreit geblieben.

Hier kennt man nicht die vielfachen Uebergänge der einen Rasse in die andere, und dadurch ist das Land sicher gestellt vor jenen schrecklichen Kämpfen, welche als ein dauerndes Uebel das Wohl auch der spätesten Nachkommen in den übrigen Staaten noch immer gefährden wird. Ist es für einen Staat schon von großem Nachtheil, zwei verschiedene Rassen unter seinen Bürgern zu zählen, so werden die Reibungen noch allgemeiner und verderblicher eintreten, wenn die Racen durch eine Vermischung entstehen, welche weder der einen noch der andern Partei angehören. Der Zustand der südamerikanischen Republiken wäre sicher weniger hoffnungslos, wenn die Bevölkerung nur aus Weißen und Indianern bestände. Diese Mischlinge aber, gehaßt von der dunkelfarbigen Mutter, mit Mißtrauen angesehen von dem weißen Vater, vergelten das mit Verachtung und Widerwillen, welche bei dem ihnen angeborenen Stolz unbesiegbar ist. Alle Versuche diese verschiedenen Elemente jener Bevölkerung so zu stellen, daß sie, ohne sich zu reiben, neben einander bestehen und zur Erhaltung des Staates gemeinschaftlich arbeiten könnten, sind vergeblich gewesen und werden es

auch stets bleiben. Was die Natur einmal entschieden getrennt hat, das vereint der Mensch nimmer zu einem segenbringenden Ganzen. Daher ist an eine Einigkeit der Bevölkerung der südamerikanischen Republiken, wie sie zum Gedeihen unter keiner Regierungsform so erforderlich ist als unter einer republikanischen, gar nicht zu denken. Diese Reibungen werden nun und nimmer aufhören; in den größten Städten wie in dem abgelegensten Gebirgsdorfe herrscht ein fortwährender und nie endender Streit um Autorität; bald regiert ein Weißer mit eiserner Ruthe, bald drückt der Mestize den Indianer, und so erweitert sich die Spaltung und der gegenseitige Haß, und nie kann und wird ein solches Volk sich im Innern Bildung und Reichthum, im Aeußern Macht und Achtung zu verschaffen vermögen.

Die Republik Chile aber ist von diesem Uebel frei, denn die Rassenvermischung und also auch die Farbenverschiedenheit sind in den nördlichen Provinzen sehr unbedeutend und kaum in Anschlag zu bringen. Kennt man in ihnen auch die Namen, mit denen im übrigen Amerika die Kasten bezeichnet werden, so ist doch selten die Gelegenheit gegeben, sie auf einzelne Individuen anzuwenden. Nur in den untersten Ständen bemerkt man ein ungewöhnlich braunes Kolorit. In den Südprovinzen kennt man zwei Abstufungen von Farben zwischen dem europäischen Weiß und dem amerikanischen Braun und nennt sie Cholos und Chinos. Der erstere Name ist gleichbedeutend mit dem Worte Mestize und bezeichnet die Vermischung der Weißen mit den Indianern. Was eigentlich ein Chino sei, ist weniger leicht zu sagen, denn selbst die Chilenen erklären diesen Namen für gleichbedeutend mit dem erstern, oder sind der Meinung, daß allein das Kind, welches zwischen Weißen und Cholos erzeugt wird, also nur noch zum vierten Theil Indier ist, so genannt werden müsse. Sie sind von Olivenfarbe und ausgezeichnet durch schiefe Stellung der Augenspalte, eine Eigenthümlichkeit aller südlichen Indier in einem hohen Grade.

So hat denn Chile weder unruhige Neger, noch die unbrauchbaren Indier, und durch die große Verdünnung des indischen Blutes gegenwärtig eine größere Nationaleinheit als die übrigen spanischen Länder. Dazu kommt nun noch der Vortheil, daß die Sprache in allen Provinzen dieselbe ist; ein Vortheil, der schwer in's Gewicht fällt. In allen übrigen spanisch-amerikanischen Ländern wird die öffentliche Verwaltung und das Fortschreiten der Bewohner durch die große Verschiedenheit der Sprachen ungemein erschwert, ja vollständig gehemmt. Der Eingeborene von Lima z. B. versteht kein Wort von der Sprache des Indiers der Anden, der oft kaum durch die Entfernung von einigen Tagereisen von ihm getrennt ist. Die Dekrete der Regierungen, welche sich oft auch auf die Lage der Indianer beziehen, werden, wenn sie nicht mit den Ansichten und Gewohnheiten der Gouverneure der Distrikte übereinstimmen, von diesen aus der spanischen Sprache, in welcher sie von der Regierung abgefaßt sind, mit Unredlichkeit und Entstellung übersetzt. Der Regierung, deren Gliedern selten die alte Sprache des Landes geläufig ist, fehlen mithin die Mittel einer direkten Verbindung mit den Indianern, folglich auch die Kontrole über die Beamten solcher Provinzen, und doch ist sie andererseits gezwungen, diese Beamten, wegen ihrer Kenntniß der Sprache, stets aus denselben Gegenden zu nehmen. Dergleichen Uebelstände sind in Chile nicht vorhanden; die Bestrebungen der Regierung für das Wohl des Landes können auf diese Weise nicht lahm gelegt werden, denn Spanisch ist die Sprache, welche in allen Provinzen und allen Ständen nur allein gesprochen wird.

Für die von Jahr zu Jahr wachsende Prosperität Chiles müssen auch die Bestimmungen der Verfassung des Landes angeführt werden. Es giebt zwei Grundforderungen, die man an jeden Staat zu machen berechtigt ist: die Ordnung und Sicherheit, verbunden mit dem größtmöglichsten Maße von persönlicher Freiheit. Diese Bestimmungen stehen an der Spitze der chilenischen Verfassung, und sie haben manchen Uebelständen vorgebeugt, gegen welche andere Republiken anzukämpfen haben.

Einrichtung einer chilenischen Hacienda. A. Ernst erzählt in seiner „Republik Chili“ über die Gegensätze, welche man bei der innern Einrichtung einer Hacienda (Landgut) findet, Folgendes: Ein unendlich schweres Dach aus Hohlziegeln ruht auf niedrigen Mauern, aus hartgestampftem Lehm geformt, welche alles architektonischen Schmuckes entbehren. Die weiten, großen Thüren sind zu jeder Tageszeit offen und ersetzen so den Mangel an Fenstern. Nirgends ist die Mischung von Altem und Neuem zu verkennen; nur langsam weicht die altherkömmliche Sitte vor den neu von Europa eingeführten Gebräuchen. Reiche englische Teppiche bedecken den rohen Fußboden von Lehm oder Ziegeln; ein eleganter Kronleuchter hängt von der Decke herab; Möbel aus Nordamerika oder Frankreich stechen sonderbar ab von den halbvergoldeten und überaus geschmacklosen Zierrathen, die noch aus alter Zeit herstammen. Ein Piano fehlt selten; doch behauptet die Zither, das Lieblingsinstrument des Volks, noch immer den ersten Platz.

Fairy-Island. In der Nordsee, unter 59½ Grad nördl. Br. und 2 Grad westl. L. von Greenwich, liegt zwischen den Orkney- und Shetland-Inseln ein kleines bewohntes Eiland, mit dem stolzen Namen der schönen oder Feen-Insel. Und doch ist sie unter allen Besitzungen der englischen Krone vielleicht der ärmlichste und verlassenste Fleck Erde, ohne Dampfschiffverbindung, ohne Hafen und fast ohne alle Kulturbeziehungen.

In geologischer Hinsicht gleicht sie den Orkney- und Shetland-Inseln zugleich. Ueberall sieht das Auge nur von Haidekraut überwachsene Felsenmassen, zwischen denen hier und da mit Roggen und Kartoffeln bepflanzte kultivirte Strecken sich hinziehen. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Fange der Stockfische, weben eigenthümlich gefärbte wollene Strümpfe und treiben Schmuggelhandel mit Branntwein. Andere Beschäftigungen haben sie eigentlich nicht. Der Pachtschilling für Grund und Boden wird in Fischen entrichtet, und deshalb sind die wenigen Bewohner der Insel oft auf der See, um diesen Pachtschilling zu erschwingen, und dann wieder zwischen den Felsenklüften, um den wenigen urbaren Boden zu bestellen; ihre Lebensweise ist also eine amphibische. Alles in Allem leben auf der Insel jetzt nur 260 Menschen, in deren Adern skandinavisches und schottisches Blut gemischt ist; denn in früheren Zeiten herrschten unter langwierigen Kämpfen hier bald die Norweger oder Dänen, bald die Pikten. Zu dieser Mischung gesellte sich nach der Zerstörung der Armada zur Zeit der Königin Elisabeth noch spanisches Blut, denn eines der geflüchteten Kriegsschiffe der unbezwinglichen Flotte, der großen Armada, strandete hier und die Mannschaft desselben war gezwungen, auf diesem unwirthsamen Eilande zu bleiben.

Gleich den Bewohnern der bekannten Pitcairn-Insel gab sich auch dies abgeschiedene Völkchen seine eigenen Gesetze, von denen sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Freilich sind dieselben nicht immer beachtet worden, weil die meisten Leute das thaten, was ihnen gerade beliebte. Die Regierung hat jetzt einen Schulmeister angestellt; bis vor Kurzem kam aber nur jährlich einmal ein Geistlicher von den Shetland-Inseln dorthin, um die Taufen und Trauungen vorzunehmen; gegenwärtig ist von der schottischen Mission ein dauernder Prediger angestellt worden. Da es gar keine Regierungsbeamten auf diesem Stücke britischer Erde giebt, so haben der Geistliche und Lehrer eine sehr umfassende Thätigkeit zu entfalten, sie sind Gouverneur, Minister, Magistratspersonen und Aerzte, alles in Einem. Die Postverbindung mit England ist dem Zufall anheimgegeben; oft gehen Briefe bis London sechs Monate, also eine ebenso lange Zeit, als ein Brief nebst Antwort nach und von Australien braucht. Wir haben im Globus bereits auf die Barbarei auf einigen Hebriden hingewiesen; hier ist noch ein Seitenstück dazu im europäischen Großbritannien, und dabei wirft man jährlich viele tausende Pfund Sterling fort, um zweifelhafte Bekehrungs- und Kulturversuche unter wilden Völkern anzustellen!

Ein Königsbegräbniß bei den Mongolen. Huc erzählt in seinen Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet, daß die mongolischen Herrscher manchmal ein Begräbniß veranstalten, das an Barbarei nicht übertroffen werden kann. Man trägt die Leiche des Herrschers in ein aus Backsteinen ausgeführtes Gebäude, das mit vielen steinernen Bildern ausgeschmückt ist; diese stellen Menschen, Löwen, Elephanten, Tiger und allerlei Gegenstände aus der buddhistischen Mythologie dar. Mit der Leiche, die man in eine ausgemauerte Höhlung beisetzte, welche in der Mitte des Mausoleums sich befindet, begräbt man Gold- und Silbermünzen, kostbare Kleider und andere Sachen, deren man in einem andern Leben etwa bedürftig sein könnte. Bei der Feierlichkeit müssen dann viele Menschen ihr Leben lassen. Man wählt die schönsten Kinder beiderlei Geschlechts aus; sie müssen so viel Quecksilber verschlucken, bis sie darüber sterben; dann behalten sie, sagen die Mongolen, ihre frische Gesichtsfarbe und sehen aus als ob sie leben. Diese Leichen stellt man um den todten Körper des Königs, den sie im Tode wie im Leben bedienen sollen; denn sie halten in den Händen Fächer, Pfeifen, das Schnupftabakfläschchen und andere derartige Dinge, ohne welche ein Tatarenfürst nicht sein kann. Damit alle diese begrabenen Schätze nicht geraubt werden, hat man ein sinnreiches Mittel erdacht. Man stellt in das Gewölbe eine Art Bogen, der bei der Berührung eine Menge Pfeile zugleich abschleudert. Diese mongolische Höllenmaschine ist derartig angebracht, daß die Pfeile zumal den Menschen treffen, welcher es wagt, die Eingangsthür zu öffnen. Das Abschnellen des ersten Pfeiles übt einen Druck, welcher so wirkt, daß der zweite losgeht, der zweite wirkt in derselben Weise auf den dritten und so fort bis zum letzten. Wer also aus Neugier oder Habsucht jene Thür

öffnete, würde in demselben Augenblicke von Pfeilen durchbohrt niedersinken. Dergleichen gefährliche Maschinen stehen bei allen Bogenhändlern feil und die Chinesen kaufen sie manchmal, um damit ihre Wohnungen zu schützen, falls sie längere Zeit vom Hause abwesend sein müssen.

Die Bären und Bärenfeste im Amurgebiete. Der Bär steht bei den Jägervölkern Nordamerikas in hohem Ansehen. Sie halten es für eine große Ehre, mit einem so umsichtigen und kräftigen Thier in Verwandtschaft zu stehen, aber trotzdem ziehen sie demselben doch die Haut ab und zerschneiden ihn in Stücke. Freilich betrachten sie ihn, wie Dr. Richardson als Augenzeuge berichtet, mit tiefem Respekt und bitten jedesmal um Verzeihung, daß sie sich die Freiheit nehmen, der „Großmutter" ein Leid anzuthun. Die Tatze des grauen Bären gilt für ein eben so ehrenvolles Siegeszeichen wie ein Skalp.

Aehnliches berichtet ein deutscher Reisender, Arthur Nordmann (Erman, Archiv XXI. S. 350) von den Golden und Giljaken im Amurlande. Bei diesen tungusischen Völkern gilt der Bär für eine Gottheit und spielt bei den Bärenfesten, welche alljährlich von den Giljaken veranstaltet werden, eine große Rolle. Das Ende ist allemal, daß man den Gott verzehrt.

Die Giljaken fangen junge Bären ein, die eingesperrt und ein paar Jahre lang mit Fischen gefüttert werden. In Ermangelung junger fängt man alte ein. Zehn bis zwölf Männer besteigen Hundeschlitten, welche mit Stangen, Spießen und Stricken beladen sind, und fahren im Januar nach einer ihnen bekannten Winterbehausung des Bären. Dort tragen einige Schamanen dem schlafenden Petz einige Lieder vor, um ihn aus seinem Versteck herauszulocken. Gewöhnlich kommt er zum Vorschein. Dann wirft sich die ganze Gesellschaft über den noch Schlaftrunkenen her, umschnürt ihn wie ein Wickelkind, schnallt ihn an einer Stange fest und legt ihn auf ein paar Schlitten. Gewöhnlich theilt er dabei doch einige Tatzenschläge aus, aber das macht weiter nichts aus, weil ein vom Bären Verwundeter für einen tapfern Mann gilt und deshalb in Ehren gehalten wird.

Man fährt unter großem Jubel den Bären zum Dorfe und steckt ihn in ein bereitstehendes Balkenhaus. Die Bärenfeste feiert man in den Monaten Januar bis März; die Nachbardörfer werden eingeladen. Die Feier findet allemal in der ersten Vollmondnacht statt. Die Schamanen stimmen feierliche, kläglich lautende Lieder an. Der älteste dieser Schamanenpriester holt den Bären aus dem Gefängniß, und dieser wird, unter Gesang und Paukenschlag, an allen Jurten herumgeführt. Man hat diese Wohnungen zum Feste mit Hobelspänen verziert. In jeder Jurte wird er an allen vier Wänden herumgeschleppt und muß in einer der größten, auf einem über dem Feuer angebrachten Gerüste, die Nacht zubringen.

Die ganze Nacht hindurch halten die Giljaken einen lustigen Schmaus und thun sich gütlich mit ihren besten Leckerbissen, zu welchen Fischthran mit Beeren gehört; warmer Reisbranntwein wird in großer Menge getrunken. Am andern Morgen wird auf einer schon hergerichteten Eisbahn mit Hundeschlitten um die Wette gefahren; der Bär, recht breit sitzend, hat auch die Ehre, an diesem Vergnügen Theil zu nehmen.

Dann aber ändert sich die Scene. Der bisher hochgefeierte zottige Waldkönig und Gott wird an einen in das Eis eingerammten Pfahl gebunden und von der hoffnungsvollen Jugend, die an ihm vorüberfährt, mit Pfeilen dermaßen bespickt, daß er bald wie ein Stachelschwein aussieht. Endlich erbarmen sich seiner einige Zauberpriester und geben ihm mit ihren Spießen einige Gnadenstöße, damit das Fleisch zerschnitten und vertheilt werden könne. Das Fest endigt mit einem wilden Trinkgelage.

Auf einer Winterreise am Amur 1859, sagt Nordmann, kam ich in ein Dorf, wo eben die Giljaken ein Bärenfest feierten. Aber wer schildert den Schrecken der Leute, als sie von einer totalen Mondfinsterniß überrascht wurden? Doch die Heiterkeit kehrte wieder, als es den weisen Herren Priestern, den Schamanen, gelang, dem verdunkelten Monde sein volles Licht wieder zu geben.

Die Stadt Ossero (Osor) auf der Insel Cherso im quarnerischen Busen des adriatischen Meeres wird durch bösartige Wechselfieber fast entvölkert, die seit einigen Decennien dort wüthen, so daß es in dem hübsch gebauten Orte gegenwärtig mehr Häuser als Einwohner giebt. Die Auswanderung ist fortwährend im Zunehmen begriffen, von den Häusern stehen viele ganz leer und sind verschlossen, die Straßen sind verödet und hie und da schleicht ein gelbbleiches Wesen mit aufgetriebenem Unterleibe und hohlliegenden Augen an den Häusern vorüber, oder ein Fremder, den irgend ein Anlaß für Augenblicke hierher geführt, eilt hastig vorbei, um nur aus der verderblichen Luft fortzukommen. Wenn man in Cherso oder Lussin einen ganz besonders bekrepiten, gelbsüchtigen Menschen sieht, sagt man: Er sieht aus wie von Ossero.— Die Ursache der verhängnißvollen Krankheit ist in einer bei der Stadt gelegenen, den Winden nicht zugängigen, schlammigen Lagune mit fauler Ausdünstung zu suchen. Eine einfache Ausbaggerung der Lagune würde dem Uebel ein Ende machen!

Madras in Ostindien hat nach den neuesten Zählungen in 32,610 Häusern 427,771 Einwohner. Unter diesen befinden sich nur 16,368 Europäer und in Indien geborene Weiße, ferner 21,839 eingeborene Christen, 325,678 Hindus und 63,886 Mohammedaner. Viele eingeborene Christen gehören ihrer Religion aber nur dem Namen nach an, denn sie tragen noch altheidnische Zeichen auf der Stirn, nur nicht mehr zur Ehre Siva's oder Krischna's, sondern — der heiligen Jungfrau.

Humboldt über seine Besteigung des Chimborazo. In dem nächstens erscheinenden Briefwechsel Humboldt's mit Berghaus, auf welchen wir bereits aufmerksam machten, finden wir in einem Briefe des Erstern vom November 1828 folgende Stelle: „Ich habe mir mein Lebtag etwas darauf eingebildet, unter den Sterblichen Derjenige zu sein, der am höchsten in der Welt gestiegen ist — ich meine am Abhang eines Berges, am Abhange des Chimborazo! Wie lange haben die Menschen gestaunt über die Höhe der Cordilleren, die ihnen von Lacondamine und den anderen peruanischen Gradmessern bekannt gemacht worden war, und ich habe dieses Staunen getheilt und bin stolz gewesen auf meine — Ascension! Mit einem gewissen Gefühle von Neid habe ich darum auf die Enthüllungen geblickt, welche von Webb und Konsorten von den Bergen in Indien gegeben wurden, von deren kolossaler Erhebung man zwar eine Ahnung und Vermuthungen hatte, nicht aber beglaubigte, durch Messungen bestätigte Thatsachen. Ich habe mich über die Riesen des Himalaya — beruhigt, weil ich glaube annehmen zu dürfen, daß meine Arbeiten in Amerika den Engländern den ersten Antrieb gegeben, sich etwas mehr um die Schneeberge zu bekümmern, als es von ihnen seit anderthalb Jahrhunderten geschehen, während welches langen Zeitraums sie den hohen Gebirgswall im Norden der ungeheuren Ebenen, die der heilige Strom befruchtet, man kann sagen gedankenlos betrachtet haben, ohne auch nur von fern die Frage aufzuwerfen, wie hoch sind diese Kolosse des Himalaya? Ich habe mir gesagt: Die Andesketten von Quito bleiben doch in ihrem Rechte für die neue Welt, in ihr das höchste Gebirge zu sein, und auf ihm der Chimborazo der erhabenste Scheitel; und damit habe ich das neidische Gefühl, welches mir die indische Gebirgswelt einflößt, zu beschwichtigen gesucht. —

Diese Ansicht mußte Humboldt natürlich später fallen lassen, seitdem z. B. Pentland's Messungen ergaben, daß der Chimborazo keineswegs der höchste Gipfel in Amerika sei und der Aconcagua in Chile auf diese Bezeichnung Anspruch hat.

Neue Häfen in Formosa eröffnet. Als eine wichtige Errungenschaft darf die Eröffnung der zwei neuen Handelshäfen Kilung und Takao auf der chinesischen Insel Formosa betrachtet werden. Ohne nach den Rechten des Landes oder nach diplomatischen Uebereinkommen zu fragen, kundschafteten einige europäische Kaufleute alle Handelsbeziehungen der genannten beiden Plätze aus und eröffneten sie dem Verkehr. Ohne dieses kühne Vorgehen würden Kilung und Takao wohl noch lange verschlossen geblieben sein. Die Chinesischen Behörden benahmen sich der vollendeten Thatsache gegenüber ganz vernünftig, errichteten sofort Zollhäuser und es wird nun an den Kaufleuten liegen, auf dem einmal errungenen Wege weiter fortzuschreiten.

Giftige Schlangen in Sind. Nach einem Brief aus Karratschi mehren sich dort die Todesfälle, welche nach Schlangenbissen erfolgen, in besorgnißerregender Weise; besonders sind die ackerbautreibenden Klassen der Bewohner diesem Uebel am meisten ausgesetzt. Unter den verschiedenen in Sind vorkommenden giftigen Schlangenarten sind die Kuppers die gefährlichsten. Dieses Kriechthier, welches mit der an der Malabarküste vorkommenden Manillaschlange identisch zu sein scheint, ist nur einen Fuß lang; an seinem breitgedrückten, häßlichen Kopfe kann man aber gleich abnehmen, daß es sehr giftig ist. Der Tod erfolgt bei einem Menschen unfehlbar, bereits fünf Minuten nach dem Biß, unter den furchtbarsten Zuckungen. Die auffallende Vermehrung dieser schrecklichen Todesfälle hat bereits die Aufmerksamkeit der Behörden von Sind auf sich gezogen. Um dem Uebel entgegen zu wirken, hat man Pfauen, die natürlichen Feinde dieser Schlange, in großer Menge eingeführt und einen Preis auf die Auffindung eines wirksamen Gegengifts gesetzt; außerdem wird für jede getödtete und abgelieferte Schlange eine „Anna" ausbezahlt.

Tigernoth in Indien. In einem zoologischen Garten ist ein bengalischer Königstiger eine stattliche Erscheinung; wer aber dem Herrn der Wälder in Ostindien begegnet, ist wenig erbaut von einem solchen Zusammentreffen. Die indischen Zeitungen sind angefüllt mit „Tigerabenteuern". Jüngst wurde ein Lieutenant, Bairnsfather, von einem Tiger überfallen und beinahe zerrissen. Die Bestie packte ihn am Bein und schleppte ihn in den Wald. Die übrigen Jäger schossen ihr zwei und zwanzig Kugeln in den Leib, und zum Glücke wurde der Lieutenant nicht getroffen. Der Auftritt ereignete sich in der Nilgherris, und man brachte den Verwundeten nach der Gesundheitsstation Otakamand. In jener Gegend haben sich, trotz der englischen Jäger, die Tiger ungemein vermehrt; im Januar hatte der Besitzer einer Cottage das zweifelhafte Vergnügen, an einem einzigen Tage Besuch von fünf Königen des Waldes zu erhalten. Er mußte mit ansehen, daß einer derselben ihm vom Hof einen Ochsen fortschleppte. Dasselbe geschah einem Deutschen, Herrn Rohde, gleichfalls in der Nähe von Otakamand; er erlegte einen Tiger, der wohl gemessen mehr als 11 Fuß englisch lang war; ein paar Tage später wurde einer von mehr als 10 Fuß Länge geschossen. — Auch die Insel, auf welcher Singapore, vor der Spitze von Hinterindien, liegt, ist abermals sehr unsicher geworden; dort ist freilich die Tigerplage etwas Altes und Gewöhnliches. Man rottet die Tiger auf der kleinen Insel selbst aus, aber fortwährend kommt neuer Zuwachs; sie schwimmen bei Nacht vom Festlande durch den Meeresarm zwischen diesem und der Insel herüber.

Der Omulfang im Baikalsee. Das Nordende des Baikalsees in Sibirien kontrastirt in auffallender Weise mit dem übrigen, meist klaren Wasser dieses großen Binnensees. Hier mündet nämlich etwa unter 55° 40′ N. Br. die Angara, ein von Nordosten kommender Fluß mit mehreren Mündungen, mit morastigen Ufern, die, von einer dichten Sumpfvegetation eingefaßt, den Fluß hier ganz unzugänglich machen. In dieser Niederung fließt die Angara noch ziemlich rasch und bringt namentlich im Frühjahre viel Treibholz, feines Gerölle und Sand mit, welches alles im See abgesetzt wird und merkliche Untiefen oder theilweise schon Inseln bildet. An diesen Mündungen nun ist der Schauplatz des sehr ergiebigen Omulfanges.

Gustav Radde bemerkt in seinem, von uns mehrfach erwähnten Reisewerke Folgendes: Das reine, klare und kalte Wasser des übrigen Sees, sein meist steiniges Becken, die zahlreichen reißenden Gebirgsbäche, die in ihn münden, bedingen das vorzügliche Gedeihen einiger Lachsarten, welche im See sowohl an Zahl der Arten wie der Individuen alle übrigen Fische übertreffen. Die Ausbeute einiger kleineren Arten (Salmo oxyrhinus, S. fluviatilis, S. thymallus und S. coregonus) erreicht einen Gesammtwerth von 23,000 Silberrubeln. Dieser Gewinn tritt aber sehr zurück gegen den, welchen der Fang des Omul (Salmo Omul) gewährt. 4000 Tonnen jährlich gewonnenen Omuls verwerthen sich im Großhandel mit 120,000 Silberrubel.

Ein großer Theil dieses Geldes kommt unmittelbar einer Menge armer Menschen im Irkutskischen und Transbaikalischen Gouvernement zu Gute; dem gegenüber ist sehr zu beklagen, daß durch schonungsloses Wegfangen dieses Fisches während der Laichzeit sich seine Zahl bedeutend vermindert und daß, wenn nicht Gesetze den Fang auf irgend eine Weise einschränken und regeln werden, diese ergiebige Fastenspeisenquelle einst versiechen muß. In Sibirien also dieselbe Klage wie in Europa! Außer den Menschen vernichten aber einige große Vögel bedeutende Mengen von Omulen, besonders die Cormorane und Sägetaucher (Mergus serrator), welche beide als natürliche Feinde dieses Lachses betrachtet werden können.

In der Mitte des Juli beginnt die Laichzeit der Omule und die Fische ziehen dann aus den klaren Gewässern des Baikalsees nordwärts dahin, wo die Angara mit ihren trüben Fluten mündet. Etwa vierzig Schiffe, jedes mit einem durchschnittlichen Gehalt von hundert Tonnen, erwarten die heranziehenden Fische. Die Bemannung eines Schiffes wechselt zwischen funfzig und dreißig Leuten, meist Burjäten aus Olchon, die dort gemiethet werden und hierher kommen. Der Führer des Schiffes heißt Baschlyk; er besorgt die Beköstigung, ordnet den Fang an und verlangt unbedingten Gehorsam. Der Fang geschieht mit großen Wandnetzen (Newodi), die unten mit Steinen beschwert sind und oben durch Schwimmer aus Birkenrinde auf dem Wasser erhalten werden.

Am Ufer errichtet man hölzerne Hütten, Ambaren, die mit Kiefernrinde bedeckt sind; in ihnen bewahrt man die Fässer und das Salz zum Einsalzen, sowie verschiedene bei der Fischerei nöthige Instrumente auf. Der eigentliche Ort, an welchem das Reinigen und Einsalzen der Omule vorgenommen wird, ist das Rybadjel, ein offener Schuppen, in dessen Mitte ein aus starken Brettern gezimmerter Trog steht, in welchem von Weibern das Reinigen und Einsalzen besorgt wird.

So ist Alles zum Fange bereit. Wenn der Ruf erschallt: Die Omule zeigen sich! dann stechen die Fischer mit ihren Netzen auf kleinen Booten in See und der Fang beginnt. Diese Fischerei im See währt aber höchstens bis Mitte August; die wirklich ergiebige Ausbente findet in der Angaramündung selbst statt, wo die Fische, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, leicht zu umgarnen sind.

Das Einsalzen der gefangenen Omule wird möglichst rasch vorgenommen; sie werden in den Trog des Rybadjel geworfen und hier von Tungusinnen gewaschen, in zwei Hälften gespalten, gesalzen und in Fässer gepackt. Man salzt nur Omule von zehn bis vierzehn Zoll Länge, größere gehören an der Mündung der Angara zu den Seltenheiten. Kleinere Fische werden nicht gesalzen, sondern, ohne gereinigt zu sein, in einem großen Kessel mit wenig Wasser gekocht, von den Gräten befreit und die kleineren Stücke an der Sonne getrocknet. Diese stockfischartige Masse kommt als Porssa in den Handel. Die meist sehr fetten Eingeweide werden mit den Ueberbleibseln der Porssa zu Fett versotten, das von den Kaufleuten in den Verkehr gebracht wird.

Das Vaterland des Truthahns. Bekanntlich wissen wir von vielen Hausthieren oder seit undenklichen Zeiten kultivirten Pflanzen die Abstammung noch immer nicht anzugeben. Ob z. B. unser Haushund vom Wolf, unsere Hauskatze von der wilden Katze u. s. w. abstammen, das sind noch immer offene Fragen. Ein jetzt ganz bei uns eingebürgerter Hausvogel ist der Truthahn; bei den Engländern heißt er Turkey, bei den Franzosen Coq d'Inde, bei den Slawen Krotzan. Unsere deutschen Benennungen Truthahn und Puter sind wohl onomatopöisch, während der Ausdruck Kalekuten nach Kalikut als Vaterland hinzuweisen scheint. Die Engländer machen dies Thier zu einem Türken, die Franzosen zu einem Indier. Sein wahres Vaterland aber ist Nordamerika, wo er allerdings vor der sich immer mehr ausbreitenden Kultur allmälig zurückweicht. In Virginien und Pennsylvanien ist er jetzt sehr selten noch wild zu finden, häufiger schon in Georgien und den Karolinas. In den waldigen Gegenden der übrigen Südstaaten kommt er aber noch in ungeheuren Wanderschwärmen vor. Eingeführt ward der Truthahn zuerst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Spanier, verbreitete sich dann namentlich nach England, wo Shakespeare desselben mehrere Male erwähnt. Jetzt findet man ihn auch schon in Asien als Hausthier. Zu bemerken bleibt noch, daß die wilden Thiere ursprünglich nur die bekannte dunkle Farbe haben; die meisten Exemplare verdanken ihre Färbung der Kultur.

Die Benutzung der Seetange wird eine immer verschiedenartigere. So kommen häufig fremde Schiffe nach Helgoland, um die dort vom Meere ausgeworfenen Tangmassen, welche zum Verdruß der Badegäste einen üblen Schwefelwasserstoffgeruch verbreiten, fortzuholen und als Dünger zu verwenden, da die Helgolander ihn selbst unter dem Vorwande: die Kartoffeln erhielten durch ihn einen üblen Geschmack, nicht verwerthen. Das Einsammeln des Vraic (Tang) ist auf den Kanalinseln Jersey u. s. w. sogar von Amtswegen auf zwei bestimmte Jahreszeiten beschränkt worden. Er wird entweder frisch von den Klippen als Dünger benützt oder nachdem er zuvor als Brennmaterial gedient hat. In der That ist der Seetang das wichtigste, ja einzige Brennmaterial der Kanalinseln. In Schottland wurden vor der Einführung des Tabaks Tange allgemein als Nahrungsmittel benutzt und galten als blutreinigendes Mittel (in Folge des Jodgehaltes). Auf den Hebriden bildet der Blasentang (fucus vesiculosus) einen großen Theil des Schaf- und Rindviehfutters.

Der Raupenpilz. Unter den Insekten Neuseelands nimmt die große Raupe eines Nachtfalters eine interessante Stellung ein. Die Eingeborenen, welche sie verzehren, nennen sie Aweto oder Hotete; sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß aus ihrem Kopf ein schmarotzender Pilz herauswächst, der von den Kolonisten als „vegetating Caterpillar", von den Naturforschern als Sphaeria Robertsii bezeichnet wird. Ein großer Theil der Raupen geht, wenn sie sich zur Verpuppung in die Erde vergraben, daran zu Grunde. Eine Eigenthümlichkeit dieses noch wenig gekannten Pilzes ist die, daß der ein bis zwei Zoll lange Stiel desselben, welcher die Fruchtsporen trägt, fast ausschließlich im Nacken der Raupe zwischen dem Kopf und dem ersten Leibesring entspringt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Von Täbriz nach Teheran. Isfahan die Hauptstadt der Sefiden.

Zeichnungen nach Originalskizzen des Herrn Major Kržiž.

Täbriz. — Verfall und Handel. — Von Täbriz nach Teheran. — Aussätzige. — Wanzen. — Der Kysyl-üzen. — Zendschan. — Sultanijeh. — Kaswin. — Teheran. — Der Palast des Schah. — Die Bevölkerung der Stadt. — Leben und Treiben in den Straßen. — Das Kadscharenschloß. — Isfahan. — Geschichtliches. — Verfall. — Der Königsplatz. — Die Brücken. —

Der Reisende, welcher bei Dschulfa den Grenzfluß zwischen Armenien und Persien, den alten Araxes überschritten hat, gelangt, wenn er einige Tage lang seine Rosse in südlicher Richtung forttreibt, an eine steile Bergkette, die vom gewaltigen, 8000 Fuß hohen Schändberg überragt wird. Am Fuße der mit Schnee bedeckten Gebirgsmasse liegt Täbriz, die Hauptstadt der persischen Provinz Aserbeidschan.

Die neuesten Nachrichten über Täbriz verdanken wir dem ehemaligen Mitgliede der preußischen Gesandtschaft nach Persien, Dr. Heinrich Brugsch.*) Nach ihm erscheint diese Stadt als eine große, weitausgedehnte, dunkelbraune Häusermasse, die sich zum Theil terrassenförmig erhebt.

In nördlicher Richtung vor der Stadt, deren Namen die modernen persischen Etymologen von „täb" fieber und „riz" zerstreuen, also gleichsam „fiebervertreibend", ableiten, fließt ein „Tschai" oder Fluß, den man auf einer Brücke ächt persischen Styls überschreitet. Dieselbe besteht aus einem aufsteigenden Damm, aus der eigentlichen hochgelegenen Brücke mit Bogen und einem abwärtsgehenden Damme; das Alles ist zwar mit Geländern versehen und roh aus Feldsteinen ausgeführt, aber entsetzlich schlecht gepflastert. An den Enden der Brücke stehen je zwei thurmähnliche Pfeiler mit kuppelartiger Oberwölbung. Man dankt Gott, wenn man zu Pferde sitzend eine solche Brücke im Rücken hat. Gewöhnlich vermeidet man sie am besten, wenn man quer durch's Wasser reitet.

Der Anblick der Straßen und Häuser von Täbriz (sprich Täbris) war für die Mitglieder der preußischen Gesandtschaft niederschlagend. Von der großen Stadt liegt etwa die Hälfte in Schutt und Trümmern da. Erdbeben, die sich sehr häufig wiederholen, die Hand des Menschen, Krieg, der Zahn der Zeit, mit einem Worte, jede nur denkbare Ursache der Zerstörung hat dazu beigetragen, einen so beträchtlichen Theil der Stadt in traurige Trümmerhaufen umzugestalten. Die Straßen, meist sehr eng und winkelig, bieten ein abschreckendes Beispiel orientalisch-asiatischer Liederlichkeit dar. Schmuz und Unrath in Löchern und Pfützen, Pflastersteine, die des Schicksals Tücke nach Orten befördert hat, wohin sie gar nicht gehören, Hunde und verwesende Körper — Alles liegt chaotisch durcheinander, so daß man genöthigt ist, die Augen mehr nach den Erdboden als auf die Umgebung zu richten. Die Häuser, eigentlich nur hohe Erdmauern mit kleinen Thüröffnungen, laufen in gewundenen Linien nach allen Richtungen hin und geben den Straßen von Täbriz, wie überhaupt allen persischen Städten, ein sehr häßliches Aussehen. Hier und da steckten Kinder und tiefverhüllte Weiber den Kopf neugierig über

Eine Brücke zu Täbriz.

*) Reise der königl. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861, geschildert von Dr. Heinrich Brugsch. Leipzig, 1862. Erster Band.

die Mauer hinweg, um den Einzug der preußischen Gesandtschaft näher in's Auge zu nehmen.

Trotzdem Täbriz so heruntergekommen ist, hat es doch als **Haupthandelsplatz Persiens** keine geringe Bedeutung. In der Nähe der russischen und türkischen Grenze, auf der **großen Karawanenstraße von Teheran nach Trapezunt** gelegen, ist es für den Verkehr ein Mittelpunkt geworden, der Innerasien mit Europa verbindet. Die bedeutendsten kaufmännischen Geschäfte sind in den Händen von Persern, Armeniern und Europäern. Zugleich ist dort die von der Regierung verpachtete Zollstätte, welche für aus- und eingeführte Waaren eine gewisse, gesetzlich vorgeschriebene Steuer erhebt, obwohl auch dabei, wie bei allen persischen Einrichtungen, das Willkürliche und Ungesetzliche in starkem Maße vertreten ist. Die Perser haben seit ihren Wanderungen nach Konstantinopel den europäischen Handel vielfach selber in die Hand genommen, aber griechische und eine Schweizer Firma vertreiben doch den größten Theil der eingeführten europäischen Waaren. Leider sind die Perser unzuverlässige Geschäftsleute, so daß dem Einflusse desselben zu leiden haben; der Sommer dagegen so drückend heiß und unerträglich, daß Europäer und Perser, besonders die persische Haremswelt, die Stadt verlassen, um auf den luftigen Berghöhen in der Umgebung, in Dörfern und unter Zelten ihr Sommerquartier aufzuschlagen. Der Frühling wird durch heftige Gewitterstürme und Regen eingeleitet. Das Obst erreicht in Täbriz, dessen Gartenreichthum einen gewissen Ruf erlangt hat, eine ganz vorzügliche Güte. Mandeln, Melonen und besonders Wassermelonen sind von einem unvergleichlichen Wohlgeschmack und ersetzen den Eingeborenen einigermaßen den Mangel guten Trinkwassers. Nach Flandin finden sich in der Umgebung der Stadt schwefelhaltige Quellen.

Der Weg von Täbriz nach Teheran führt hinter der erstern Stadt bald in malerische Thäler abwärts, bald zu steilen Höhen aufwärts. Der landschaftliche Charakter bleibt unverändert der einer vulkanischen Gebirgsformation in allen ihren Eigenthümlichkeiten, bis zu den grün, roth und gelb schillernden Farbentönen, in welchen die vegetationsleeren Felsen, riesigen Maulwurfshügeln ähnlich, bis in die weiteste

Schloß des Prinzen Abbas Mirza zu Täbriz.

die Handelsverbindungen mit ihnen große Vorsicht erheischen und oft bedeutende Verluste herbeiführen. Dabei ist das Volk arm, große Geschäfte sind daher selten möglich, und die europäischen Kaufleute müssen sich oft mit kleinem Gewinn begnügen. Englische Waaren, die über Teheran und Meschhed von den Karawanen bis in das Herz Asiens, nach der Bucharei, Chiwa u. s. w. geführt werden, sodann deutsche und französische Handelsartikel kommen jahraus, jahrein nach Täbriz und werden von dort nach allen Richtungen in das Innere von Persien versendet. Die Interessen der Europäer, welche in Täbriz ansässig sind, werden durch einen russischen und englischen General-Consul vertreten.*)

Das Klima der Stadt bietet, wie der ganze Nordrand des hochgelegenen Iran, die Eigenthümlichkeit extremer Jahreszeiten dar. Der Winter ist so streng, die Winde sind so stürmisch und kalt, daß selbst europäische Naturen unter

Ferne hin sich zeigen. Das nächste, ziemlich bedeutende Dorf ist **Baschmisch**; hier zeigt sich Baumwuchs, Wasser und eine hübsche Karawanserai. Die folgende Station, **Sejid-abad**, ist ein kleiner, unbedeutender Ort, der aber wegen einer besonders guten Sahne eine große Berühmtheit erlangte. In der Folge wird die Karawanenstraße rechts und links von Bergzügen eingeschlossen; als die preußische Gesandtschaft im April durchzog, waren sie theilweise noch mit blendendem Schnee bedeckt. Kleine Bäche, vom schmelzenden Schnee auf den Bergen mit ziemlichen Wasservorrath gespeis't, unterbrechen die Straße. Verfallene Karawanseraien (siehe die Abbildung) aus älterer Zeit, die als Bauwerke des großen Schah Abbas bezeichnet werden, gewähren auf der traurigen Hochfläche die einzigen Ruhepunkte.

In dieser Gegend müssen sich die **Aussätzigen** aufhalten. Die Vorüberreisenden werden von den unglücklichen Menschen mit dem Geschrei: „Der Herr sei deine Hilfe!“ um ein Almosen angebettelt. Diese Armen, Männer, Weiber und Kinder, wohnen dort in elenden Hütten, fern von den Städten und Dörfern, und müssen, von aller Berührung mit ihren Landsleuten ausgeschlossen, in der traurigsten Wüstenei ihr elendes Dasein fristen. Der Aussatz zeigt sich in den abschreckendsten Formen, vor allem im Gesicht.

*) Die Handelsverhältnisse Persiens sind vortrefflich geschildert vom Consul Otto **Blau**, „Commercielle Zustände Persiens, Berlin, 1858“; sehr werthvoll ist auch die 1862 zu Wien veröffentlichte Schrift von v. **Gasteiger**, „die Handelsverhältnisse Persiens, in Bezug auf die Absatzfähigkeit österreichischer Waaren.“ Der Verfasser ist Geniedirektor in Persien und ein sehr guter Beobachter. A.

Rothe Beulen auf der Stirn, an den Backen, an der Nase, ein verzerrter Mund, rothe, triefende Augen geben dem Unglücklichen ein entsetzliches Aussehen. Die Regierung hat bis jetzt Nichts gethan, um den mit Aussatz Behafteten Heilung oder wenigstens Milderung ihres Leidens zu verschaffen, sondern sich lediglich auf die schon von den Alten geübte Sanitätsmaßregel beschränkt, die Aussätzigen von der übrigen Welt streng abzusperren.

Linker Hand vom Weg erscheinen dann die Ausläufer des Boz-Kuscht oder „Ziegentödter"-Gebirges, und zur Rechten verschiedene Wasserstreifen; man hat nun Abwechselung von Berg und Thal in schönster Fülle. Turkmantschai, wo Rußland einst dem Schah einen verhängnißvollen Friedenstraktat abzwang, ist ein in einer Niederung am Berge recht hübsch gelegener Ort, doch wegen seiner vielen Wanzen berüchtigt. Diese letzteren fangen bereits an den Reisenden, Persern wie Europäern, Schrecken und Besorgniß einzuflößen, und lange bevor die nächste Station, die „Residenz der Wanzen", die Stadt Mianeh, erreicht ist, erzählt man bereits wahre Räubergeschichten von der Sehnsucht dieser giftigen Thiere nach dem Blut aller Reisenden. Die Wanzen sind platt, kreisrund gestaltet, von der Größe eines preußischen Sechsers, dunkelbraun, mit einem hellen, beinahe durchsichtigen Ring um den Leib, und mit sechs langsam schreitenden Beinen ausgestattet.

Mianeh dehnt sich am Fuße des Kaflan-kuh in einer Ebene lang aus. Grüne Pappeln und weißblühende Fruchtbäume in der Umgebung gewähren ein freundliches, einladendes Aussehen. Am sichersten bleibt es, hier unter freiem Himmel zu übernachten, da selbst ganz neue Gebäude durchaus mit Wanzen überfüllt sind. Dafür mag Folgendes als Beleg dienen. Der preußische Gesandte, Freiherr von Minutoli, welcher eifrig Insekten sammelte, wandte sich an einen Einwohner des Orts, um durch ihn ein Dutzend jener gefürchteten Thiere zu erlangen, für welche er ein kleines Trinkgeld versprach. Der Mann aus Mianeh blieb ruhig an seinem Platze stehen, öffnete seinen Gürtel und holte in kurzer Frist aus den Falten seines Gewandes zu Aller Schrecken das gewünschte Dutzend hervor. Der Stich der in Rede stehenden Wanzen verursacht große Beulen, die äußerst schmerzhaft sind, aber wohl nicht, wie man erzählt, bei größerer Menge den Tod nach sich ziehen. Die einheimischen Aerzte haben ein absonderliches Heilmittel: es besteht darin, daß man den Gestochenen in ein warmes Bad führt und nachher in die Haut eines frisch geschlachteten Ochsen einhüllt. Dann sollen die Anschwellungen nachlassen und die Schmerzen aufhören.

Alte Karawanserei bei Täbriz.

Eine halbe Meile hinter Mianeh durchbricht der Kyzyl-üzen (Rothfluß) in einem langen Thalbette die Kette des Elburs-Gebirges und ergießt sich nach seinem kurzen Laufe durch die Provinz Gilân in das Kaspische Meer. Sein Durchbruch schreibt eine natürliche Straße vor, welche von Kazwin aus in nordwestlicher Richtung abgeht, dann das linke Ufer des Kyzyl-üzen verfolgt und schließlich in Rescht endigt. Der Weg hinter Mianeh gehört zu den am meisten malerischen Theilen der ganzen Reise zwischen Täbriz und Teheran. Beim Heruntersteigen vom Kaflan-kuh zeigt sich in bedeutender Breite und mit großem Getöse dahinstürzend der Kyzyl-üzen. Ein gewaltiger Felsen, der sich links von der Straße, dicht am diesseitigen Ufer des Flusses, in mächtigem Steilabfall erhebt, ist mit den Resten einer uralten Befestigung gekrönt. Mauern und Thürme mit Zinnen laufen die steilen Felskanten entlang.

Später wird die Landschaft hügeliger. Eine Menge

weißer und rother Blumen auf dem grünen Wiesenteppich erregen Heimatgedanken. Während man in Europa meint, blauer Himmel, Frühlingslüfte, Nachtigallenschlag und Rosenduft seien die gewöhnlichste Unterlage des beneidenswerthen Daseins im Lande Persien, drücken sich die Reisenden in abscheulichen Schmutzlöchern herum, mit allen Entbehrungen kämpfend, hocherfreut und von heimatlichen Sehnsuchtstrieben erfüllt beim Anblick einer bunten Wiesenblume.

Die nächste Stadt von einiger Bedeutung ist Zendschan; sie liegt lang ausgestreckt auf einer 5600 Fuß hohen Hochfläche. Je näher man kommt, je mehr schwindet in gewohnter Weise das malerische Bild, welches sich aus der Ferne dem Auge darbietet. Die hohen Mauern und Thürme schrumpfen zu verfallenen Erdhaufen mit Rissen und breiten Oeffnungen zusammen, die Häuser und Moscheen zu elenden Hügel zu Hügel nach dem fernen Horizonte hinzogen, bezeichnen bis nach Teheran die Richtung des Marsches.

Von der Ferne aus gesehen, erscheint Sultanijeh gegenwärtig als ein großer Trümmerhaufen, bietet aber einen sehr malerischen Anblick dar. Zunächst zeigt sich ein sonderbares Gemisch halb festungsartig angelegter Baulichkeiten, die man als Palast des gegenwärtig regierenden Schahs bezeichnet. Hinter einem wüsten Striche zerfallener Wohnungen erhebt sich ein halbzerstörtes Festungsviereck, das aus Erdmauern und Thürmen besteht; endlich erscheint in langer Linie die eigentliche Stadt, eine traurige Ruine mit etlichen Moscheen, deren höchste und schönste wie ein Dom über der winzigen Häusermasse unter ihr emporragt. Das ist die berühmte und gepriesene Moschee des mongolischen Sultans Abschaitu Mohammed Chudabendeh. Die Bewohnerschaft der großen Stadt wird heute an Zahl und Wohlstand von manchem persischen Dorfe übertroffen.

Verfallene Moschee der mongolischen Sultane in Sultanijeh.

Ruinen. Die hübsche Moschee mit der grünen Kuppel scheint jeden Augenblick einstürzen zu wollen. Nach der gegenwärtigen Ausdehnung und dem Reichthum an Trümmern zu schließen, muß Zendschan früher eine bedeutende Bevölkerung gehabt haben. Das Innere der Stadt ist so traurig und düster als das Aeußere. Halbverfaultes Aas, mit Beulen bedeckte Hunde, Bettler, halbnackte Kinder, welche quer über den Weg hin liegen, bilden die elende Bevölkerung der ausgestorbenen Gassen.

Ueberall, wohin der Reisende seinen Fuß setzt, begegnet ihm Verfall! In weit höherm Maße als in Zendschan zeigt sich derselbe aber an dem nächsten Stationsort Sultanijeh. Die Hochebene von Zendschan ist von jener Sultanijehs durch ein niedriges Hügelland getrennt, das keine große Schwierigkeit in der Ueberwindung des Geländes bietet. Die Reihe hoher Telegraphenstangen, welche sich von

Wenige Reste aus der vergangenen persischen Zeit sind so belehrend für die Kenntniß ehemaliger besserer Zustände, als gerade dieser in seinem Verfall noch hervorragende Bau mongolischer Fürsten. Eine prachtvolle Kuppel überragt den massiven sechseckigen Unterbau und bedeckt einen gewaltigen Raum, der in alten Zeiten die fromme Zuhörerschaft in sich faßte. Die äußeren Verzierungen, bis zu den verfallenen Minarets an den Ecken der Seitenmauern, sind in einem vollkommen mustergültigen Geschmack angelegt und mit bewunderungswürdiger Sauberkeit und Genauigkeit in Ziegelstein und Glasurwerk ausgeführt. Die inneren Wände strotzen von dem Reichthum schöner Arabesken in bunten, gebrannten und glasirten Steinen, und selbst die in erhabener Arbeit dargestellten Koransprüche sind von den mannichfachsten

Blumen und Verzierungen eingefaßt. Die Nachfolger des ersten Erbauers haben das herrliche Werk durch aufgetragenes Mauerwerk mit grob gemalten Koransprüchen geradezu verpfuscht. Risse und Spalten, vielleicht in Folge von Erdbeben, haben so sehr die Festigkeit des Prachtbaues untergraben, daß der baldige Einsturz desselben über kurz oder lang unvermeidlich geworden ist. (Vergl. die Abbildung.)

Hinter Sultanijeh dehnt sich, von Bergketten eingeschlossen, eine scheinbar endlose Ebene aus. Der Wind jagt mit gewaltigem Zug über die Fläche dahin. Im Winter gehört der Weg zu den gefährlichsten Reiserouten in Persien: Schneewehen machen jede Spur unsichtbar und begraben nicht selten den unglücklichen, vom winterlichen Sturm überraschten Reisenden. Während im Sommer ungeheure Schaaren großer Feldmäuse (hier einfach Musch, Maus, genannt) den Erdboden nach allen Richtungen durchwühlen und dadurch dem Getreide großen Schaden thun, ist im Winter der Wolf die Plage von Mensch und Vieh; dann zeigen sich große Rudel dieser Raubthiere auf der Hochfläche und fallen selbst Karawanen an, um ihren Heißhunger zu stillen.

Der nächste Ort von einiger Bedeutung ist Qazwin (Kaswin). Unmittelbar vor der Stadt führt der Weg über einen großen Kirchhof. Die Gräber sind niedrig, etwa einen Ziegelstein hoch, von gebrannten Steinen zusammengesetzt; in der Mitte obenauf liegt eine Alabaster- oder Marmorplatte mit Inschriften und Hieroglyphen. Rings um den Friedhof und um die Stadt herum sind Weinberge angelegt, die mit Hülfe künstlicher Bewässerung sehr gut gedeihen. Die Weinberge sind in Gestalt viereckiger Gärten, mit hohem Erdrand, terrassenförmig gebaut, einer etwas höher als der andere. Wenn der höher gelegene Strich genugsam bewässert ist, wird der Erddamm an der Seite durchstochen, und das überflüssige Wasser läuft ab in die zunächst- und tieferliegende Abtheilung. Qazwiner Engur oder Weintrauben sind in Persien sehr gesucht und beliebt; die einzelne Beere ist meist kernlos.

Durch die Stadt führt ein breiter, hübscher Weg, der durch eine schöne Allee mächtiger, schattenreicher Sykomoren gebildet wird, nach dem freundlichen Marktplatze. Rechts und links sind Bazare angelegt; weiter nach dem Imaret oder Palaste zu zeigen sich sehr stattliche Gebäude, offenbar aus der alten guten Zeit, leider aber, wie alle früheren Bauten, verfallen, schonungslos geplündert, ohne Spur sorgender Erhaltung.

Das Portal des Imaret besteht aus höchst geschmackvollen Mustern in bunter, glasirter Ziegelarbeit, darunter das Bild des persischen Wappenlöwen. Schöne gewölbte Hallen, große geräumige Vorhöfe, schattenreiche Gärten mit künstlichen Wasseranlagen, zahlreiche Wohnungen — Alles verfallen, zerfressen, baufällig — gehörten zu den weit ausgedehnten Räumlichkeiten des Imaret. Die Stadt zählt etwa 70,000 Einwohner und ist der Sitz eines Gouverneurs. Die Armuth ist dort, nach Brugsch's Zeugniß, wahrhaft entsetzlich und fast unbeschreiblich. Krank, elend, nackt, obdachlos irren Gestalten, die den Namen Menschen führen, auf wüsten Leichenäckern, öden Straßen und auf den Trümmerhaufen vergangener Herrlichkeit wie Nachegespenster umher. Ohne Stock- und Peitschenhiebe ist der Reisende nicht im Stande, diese Unglücklichen von sich fern zu halten.

Der weitere Weg nach Teheran bietet verschiedenartige Abwechselungen. Zuerst kommen magere Felder, dann dürre Haidekrautsteppen; die einzige Abwechselung gewähren die fortwährend herumziehenden Karawanen der nomadischen Ilyats (Globus IV, 87). Die Feuerhügel der alten Guebern werden häufiger und gleichen auf der großen breiten Hochfläche riesigen Maulwurfshügeln.

Das Reichsthor zu Teheran.

Einen letzten Ruhepunkt vor Teheran bietet das Lustschloß des Schah, Suleimanijeh, das inmitten hübscher Gärten liegt. Neben mächtigen Platanen, kleinen Pappeln und anderen Bäumen stehen große Schneeballgebüsche, und in duftenden Rosenhecken schlagen die Nachtigallen. Das ist endlich ein Stück Persien, wie es sich der Reisende in Europa geträumt hat. Nach Teheran selbst zu aber zeigt sich keine Spur von Bäumen oder grünen Feldern; Alles öde, leer, eine todte Steinfläche, die sich aufwärts bis zu den schneebedeckten Kämmen des Elburs hinzieht.

Mit vielen schlanken Bäumen geschmückt, umgeben von Thürmen und Festungsmauern aus ungebrannten Erdziegeln, mit den goldenen und silbernen, im Strahle der Sonne leuchtenden Kuppeln der Moscheen, dehnt sich Teheran in der Nähe einer niedrigen Bergkette lang aus. Ein trockener Graben umgürtet die Stadt und zu jedem einzelnen Thurmstadtthore führt eine Brücke.

Die Stadt mit ihrem heiligen Namen als Dar-el-

Khelafeh, Wohnung des Khalifats, bezeichnet, liegt unter 35° 40' nördl. Br. und 49° 2' östl. L. Ihre Erhebung über den Meeresspiegel beträgt 1500 Meter.

Dicht hinter dem erwähnten trockenen Stadtgraben steigen die graufarbigen Erdmauern in die Höhe; in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritten werden sie durch Thürme unterbrochen, die in entsprechenden Abständen halb aus der Mauer hervortreten und wie diese mit Schießlöchern, Mauernasen und runden Zinnen versehen sind. Die Thore geben dem eintönigen Anblick einige Abwechselung. Sie bestehen aus Durchgängen mit Thurmnasen in der Höhe, zwischen Doppelthürmen, die meist aus buntglasirten Steinen mit hübschen Mustern aufgeführt sind und im inneren, unbedeckten Thorraume zu einem Hofe führen mit allerhand Wandmalereien, die meist Gegenstände aus einem Heldengedichte Firdusi's in modern persischer Auffassung behandeln. Die Stadt hat im Ganzen sechs Thore. Von zweien derselben, dem „Thor des Reiches", Derwazeh-i-dewlet, und dem „Thor Dulab" theilen wir die Abbildungen mit.

Der Umfang Teherans beträgt etwa drei Stunden; Klafter hohen Lehmmauern, die an den Ecken mit runden, krenelirten Vertheidigungsthürmen befestigt sind. Charakteristisch für das Schloß sind die vielen Blumenbeete, Gärten und Baumgänge, welche sich in allen Höfen finden. Unter den Zierbäumen nimmt die Platane (Chenar) den ersten Rang ein und gilt als bezeichnender Baum für Teheran. So nannte Pietro della Valle, der unter der Regierung des Schah Abbas des Großen die Stadt besuchte, Teheran „die Stadt der Platanen". Der kaiserliche Palast besteht aus vielen selbständigen Theilen, alle mit Hofräumen (Hajat) versehen. Diese Hofräume sind mit mit großen Ziegeln oder Quadern ausgepflastert, zwischen welchen man offene Plätze für Beete gelassen hat, aus denen Baumriesen ihre Gipfel hoch in die Lüfte strecken. In den dichten Büschen und im Strauchwerke der Gärten schlagen die Nachtigallen, die Rosen duften, und in den verschiedenen Becken und marmornen Kanälen plätschert das klare Wasser. Ein ächt persisches Bild. Spuren des Winters bemerkt man in diesen feenhaften Gärten nur in den Monaten December und Januar.

Das Thor Dulab zu Teheran.

die Einwohnerzahl wechselt, je nachdem es Sommer oder Winter ist, zwischen 80 und 120,000 Seelen. Das Herz der Stadt bilden, wie in allen Städten des Orients, die Bazare, in welchen fortwährend eine große Menschenmenge hin- und herwogt. Hier findet das öffentliche Leben seinen eigentlichen charakteristischen Ausdruck. Im Sommer gewähren die überwölbten Räume der Marktgassen Kühle und Schatten, im Winter schützen sie gegen Regen und Schnee. Von hier aus gehen wie Adern nach den einzelnen Thoren der Stadt die Hauptstraßen Teherans. Die kleinen, rechts und links abbiegenden Gassen derselben münden in einen Sack, so daß man eine sehr genaue Kenntniß der Stadt haben muß, um sich nicht zu verirren. An schönen, luftigen Plätzen ist großer Mangel. Der heiterste und am schönsten gelegene ist der sogenannte „grüne Platz", dicht vor dem Eingangsthore der kaiserlichen Burg.

Ueber diese letztere geben wir folgende Originalmittheilung des k. k. Majors Herrn August Krziz, gewesenen General-Instruktors des Schah von Persien.

„Die Residenz des Schah liegt innerhalb der Citadelle der Hauptstadt in dem nördlichen, dem Elburszgebirge zugekehrten Stadttheile. Ihre Umfassung besteht aus drei

Für seine Privatzwecke hat der Schah zwei Residenzräume, welche nie von einem weiblichen Wesen betreten werden dürfen. Seine prunkvollen Gemächer, Hallen und Thronsäle stehen nur mit den inneren Vorräumen in Verbindung und haben nicht die geringste Aussicht nach der Stadt.

Die Harems der Weiber liegen abgesondert. Es sind selbständige Paläste, kerkerartig mit sehr hohen Mauern umschlossen; sie werden ganz nach orientalischer Weise streng von Eunuchen bewacht. Auch diese Frauenwohnungen (Anderuns) sind von Gärten umgeben, in denen sich große Wasserbecken mit Springbrunnen, Glashäuser mit seltenen, fremden Gewächsen, schöne Vogelkäfige mit buntschillerndem ausländischen Geflügel und wohlriechende, köstliche Blumen finden, um den armen, eingesperrten Weibern ihr zurückgezogenes Dasein einigermaßen kurzweilig und angenehm zu machen.

Auf dem Meidan-e-Sup, dem großen Kanonenplatze der Residenz, fallen hauptsächlich zwei einander gegenüberliegende Portale auf. Verziert sind sie mit Mosaiken, Gypsstuck und eingelegten Spiegeln. Das südliche Thor führt aus der Citadelle in die Stadt hinaus, das nördliche ist

der Haupteingang zu den Plätzen und Gärten des Gartenpalastes, den die Abbildung zeigt.

In drei terrassenartigen, mit Treppen versehenen Absätzen steigt der 300 Schritt lange und 100 Schritt breite stattliche Hof gegen den Palast an. Platanen, Cypressen, Wasserbecken und Blumenbeete durchschneiden in der oben angeführten Weise auch diesen Hofraum. An der Hauptfronte des Palastes fallen zunächst die großen Schubfenster (Urussj) auf; sie sind aus kleinen Stückchen bunten Glases mosaikartig zusammengesetzt. Der Giebel des Palastes zeigt das persische Wappen: die aufgehende Sonne und den stehenden Löwen.

In dem Hofraume dieses stattlichen Palastes werden eine Menge persischer Feste gefeiert: das große und kleine Bairam, das Opferfest, die Flucht des Propheten u. s. w. Zu den glänzendsten gehört das Nurus, das Fest der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, deren genaues Eintreten die persischen Astronomen sehr gut zu berechnen wissen.

Den Beginn der Festlichkeit bildet das sogenannte Tahwiel, oder das „Eintreten der Sonne in den Frühlingspunkt des Aequators". Der Schah, im großen Galakleide, mit der dreifachen Krone auf der hohen Pelzmütze, sitzt an den offenen Schubfenstern des prächtigen Kiosk, umgeben von den Prinzen, Ministern und der hohen Geistlichkeit; vor ihm die Vornehmsten aus dem Volke und das hohe Officiercorps. Ein Kanonenschuß zeigt den feierlichen Augenblick des Frühlings an und Alle werfen sich zur Erde; die Geistlichkeit murmelt arabische Gebete. Dann folgt eine ehrfurchtsvolle Gratulation einzelner Großen an den Schah und Jeder lispelt dem andern die Worte zu: „Aid-e-nurus-mobarek-basched", d. h. das Fest möge Glück und Segen bringen. Der Schah theilt nun an Jedermann, Hoch und Niedrig, kleine Gold- und Silbermünzen aus, die eigens zu diesem Zwecke geprägt werden.

Tags darauf ist wiederum die ganze Stadt in Aufregung, da sich der Schah nochmals dem Volke in seiner ganzen Herrscherpracht zeigt. Eine Stunde vor Mittag versammeln sich vor dem abgebildeten Gartenpalaste alle Notabilitäten, unter ihnen der Sadr-i-azam, Premierminister, in seinem golddurchwirkten Kaschmir-Kaftan, in den Tausende von ächten Perlen eingenäht sind. Auch die Prinzen und hohen Verwandten des Schahs, angethan mit köstlichen Gewändern, sind anwesend. Die mit Borten, Tressen und Ordenssternen überladenen Generalitäts- und Stabsofficiere stehen in besondern Abtheilungen an den Stufen der Treppenterrassen; abgesonderte Plätze nehmen ferner ein: die großen Khane; die Geistlichkeit, die Astrologen und Poeten in ihren auffallenden Trachten; die Mirzas und Beamten, so wie mehrere Regimenter Soldaten, mit ihren schlechten Musikbanden. Auch die ominösen Gerichtsdiener, Sarkeschektschj, in scharlachrothen Kaftanen, mit den blanken Aexten auf der Schulter, haben unter der Menge ihren gebührenden Platz.

Der königliche Gartenpalast zu Teheran.

Gerade zur Mittagszeit läßt sich ein schmetternder Trompetentusch hören; die Musikbanden der aufgestellten Regimenter spielen den Salam, Gruß, und von den Thürmen der Citadelle ertönen in langen Zwischenräumen 101 Kanonenschüsse. Es ist dies das Zeichen, daß der Schah auf dem marmornen Throne Salomo's im Gartenpalast erscheint. „Der König der Könige, der Mittelpunkt des Welttheils, der Anbetungsaltar des Universums, die unerschöpfliche Diamantengrube u. s. w. u. s. w." strahlt von überirdischem Schimmer; er ist von den vornehmsten Prinzen seines Hauses umgeben, welche die Reichsinsignien

ihm vortragen. Er raucht mit Grandezza aus seinem Staats-Kalinn (Wasserpfeife), nimmt einen Becher schwarzen Levante-Kaffees, und stellt, während die Geschütze fortdonnern, wichtige, das Staatswohl betreffende Fragen an die Minister und Prinzen, welche mit der gebührenden Ehrfurcht und Zerknirschung antworten. Ein Dichter, welcher für einen Abkömmling des Propheten gilt, tritt vor und trägt ein Lobgedicht auf den Herrscher von Iran mit sonderbarem Ton und arabischem Accent vor. Ihm folgt der Hofpoet, der von einem ellenlangen Streifen Papier ein schwülstiges, in hochtrabenden Superlativen gehaltenes Verherrlichungsgedicht auf den Schah vorlies't. Zuletzt erscheinen zwei große und ein kleiner Elephant, so wie eine Giraffe vor dem Thron; diese Thiere sind abgerichtet, vor dem Herrscher ihre Komplimente zu machen, und ihre Führer werden mit reichen Geschenk bedacht. Eine Vertheilung von Silbermünzen, Trompetenstöße und der von den Musikbanden gespielte Salam beendigen die Feierlichkeit. Der Schah erhebt sich vom Thron und geht durch eine Seitenthür ab.

Ueber die großen Massen von Süßigkeiten und Pyramiden von Melonen, die am Rande des Bassins aufgethürmt liegen, stürzt der anwesende Pöbel her, zankt sich darum und entfernt sich, um in der Stadt anderweitigen Lustbarkeiten beizuwohnen. —

Die Bevölkerung Teherans, sagt Brugsch, besteht der Hauptmasse nach aus Tadschiks oder seßhaften Persern, welche in Körperbildung und in ihrer Physiognomie eine große Verwandtschaft mit den persischen Ureinwohnern bekunden. Es sind durchweg schöne Menschen von mittlerer Größe, welche die Vorzüge der kaukasischen Rasse mit den Eigenthümlichkeiten orientalischer Schönheit verbinden. Sie haben schwarze, brennende Augen, darüber rund gewölbte und an der Nase zusammenstoßende Augenbrauen und lange, hübsche Bärte. Neben den seßhaften Epigonen der alten Perser bewohnen Mitglieder einzelner Nomadenstämme kurdischer und turkomanischer Herkunft die Stadt. (— Die kurdischen Reiter des Schahs, über welche wir im Globus schon früher sprachen, sind stattliche Leute —). Araber, Afghanen, Hindu und andere Grenznachbarn Persiens machen einen nicht unbeträchtlichen Theil der Einwohner Teherans aus. Der Jude des Orients, nämlich der Armenier, und der wirkliche, von den Persern sehr unterdrückte und verfolgte Hebräer, verschwinden dagegen in der großen Bevölkerungszahl. Dasselbe gilt von den Gebern oder Parsis, die als späte Jünger des Zoroaster eine besondere Aufmerksamkeit bei den Europäern erregen.

Die lustige, heitere Bevölkerung Teherans gehört, nach der Lebensstellung der Einzelnen, je einer der folgenden Kasten an, die sich ziemlich streng von einander unterscheiden, wenn auch diese Trennung mit dem indischen Kastenwesen nicht zu vergleichen ist. Die „Kasten" sind: die Priester, Beamten, Krieger, Kaufleute, Handwerker und Lutis oder Bummler. Diese Letzteren bilden einen sehr gefährlichen und nicht unbedeutenden Theil der Einwohnerschaft. Sobald ein Aufstand oder eine Bewegung ausbricht und das Zeichen dazu durch Schließung und Sperrung der Buden und Bazare gegeben worden ist, kommen plötzlich Banden wie aus dem Erdboden hervor, durchziehen die Stadt und dringen raubend, und plündernd in die Wohnungen wohlhabender Bürger ein. Das sind die gefürchteten Luti, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten von Diebstählen und Straßenräuberei leben und ihre Seele für einen Pfifferling hingeben. Sie haben die hervorragenden und die schlechtesten Eigenschaften ihres Gleichen, sind verwegenene und kühne Rauf-

Das Landschloß der Kadscharen.

bolde, käufliche Mörder, Säufer und Opiumesser, die den Tag verschlafen oder in den Bazaren herumstrolchen, dagegen bei Nacht ihrem verbrecherischen Gewerbe nachgehen.

Die Bevölkerung Teherans belebt zu allen Tageszeiten diese Straßen und Bazare: die Einen sind als Handwerker oder Kaufleute in ihren Buden beschäftigt, die Anderen wogen hin und her, wie die Fluten des unruhigen Meeres. Die Armen gehen demüthig zu Fuße, die Reichen sitzen stolz zu Pferde oder zu Maulthier, mit einem großen Troß übermüthiger Diener neben oder hinter sich, welche Jeden zurückdrängen oder zurückstoßen, der nicht im Stande ist, es im Range mit ihrem Herrn oder mit ihnen aufzunehmen. Tief verhüllt vom Kopf bis zu den Füßen trippeln die Weiber auf ihren Schnabelpantoffeln mit hohen Absätzen unsicher als einladendes Zeichen der Garköche, welche in den Straßen ihren Küchenherd mit den bunten Kacheln aufgeschlagen haben und in gewaltigen Töpfen Hammelfleisch, Pilau, Tschilau und andere Lieblingsgerichte der persischen Küche kochen. Sauber sieht es gerade nicht aus. In der größten Tageshitze schlafen die meisten Kaufleute und Arbeiter lang ausgestreckt in ihren Buden. Neben ihnen steht ein Gefäß mit Wasser und Eis, saure Milch oder eine Wasserflasche und darin ein frischer Strauß Rosen. Sieht man vor einer Bude ein weitmaschiges Fadennetz aufgehängt, so ist der Besitzer augenblicklich abwesend und übergiebt sein Eigenthum vertrauensvoll dem Schutze des Publikums.

Die Physiognomie der Stadt ändert sich in entsprechender Weise je nach den Tageszeiten, und die Bazare erscheinen

Ein Theil des Platzes Meidan-e-Schah in Isfahan.

einher und wenden das Gesicht der Wand zu, wenn es ein Frengi (Europäer) ist, der ihnen begegnet. Halbnackte Bettler sitzen auf der Erde und schreien nach Geld, sonderbar gekleidete Wahnsinnige durchirren mit gellendem Ruf und stieren Augen die Straßen, junge und alte Derwische unterhalten die Menge durch lebhafte Erzählungen und sehen jeden schattigen und trockenen Fleck der Gasse als ihr Quartier an. Beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel versperren häufig genug den Weg und dazwischen erscheinen nicht selten die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten wie bissige Hunde, aber ohne Maulkorb, inmitten der Menschenmenge spazieren geführt werden. Das Gemurmel und Getöse in den Bazaren ist so stark, daß man sich mit seinem Nachbar kaum unterhalten kann, und nun gar erst der Lärm in der Abtheilung der Kupferschmiede, deren Gehämmer eine furchtbare Musik erregt! Hin und wieder ertönen Glockenschläge, aber nicht von Uhren, sondern bald belebter, bald stiller. Sind des Morgens die Bäder geheizt, also zwischen sechs und sieben Uhr, dann hört man die Kuhreigentöne der persischen Posaunen, welche die Weiber zum Bad einladen. Dann, eine Stunde später, entwickelt sich das Leben auf der Straße bis zum gewaltigsten Lärmen. Um Mittag ruft der Muezzin oder Kantor von den Moscheen sein Mittagsgebet aus und fordert die Menge auf, an den Propheten zu denken. Hernach nimmt der Lärm von neuem seinen Anfang. Gegen vier Uhr Nachmittags wiederum das Geschrei des Muezzin, auf das in der Zeit des Gebets eine entsprechende Stille folgt. Wenn die Sonne zu Rüste geht, lärmen die Posaunen und Pauken vom Burgplatze her ihre alten Weisen. Ein wenig später trommeln und blasen die persischen Serbazen die französische Abendmusik, worauf sämmtliche Hunde zu heulen und zu bellen anfangen, als ob selbst ihnen die europäischen Klänge zu unpersisch vorkämen. Die Bazare sind geschlossen, nur die Wächter durch-

streifen die von Oellämpchen matt erleuchteten Hallen des Marktes und rufen sich mit gellenden Worten an. Auch sie hüllen sich in ihre Decken und Alles schläft.

Von der Bevölkerung Teherans pflegen alljährlich etwa 40,000 wanderlustige Seelen die Stadt zu verlassen, um Ende Mai und Anfang Juni nach den nahegelegenen Höhen des Elburs in die Sommerquartiere zu ziehen und unter Zelten ein vornehmes Nomadenleben zu führen. Der Schah selber, als Abkömmling eines Nomadenstammes, zeigt sich der Wanderlust so wenig abhold, daß er es eigentlich ist, welcher das Zeichen zum Aufbruche giebt. Die Hofbeamten, meist zum Kadscharenstamm und zu anderen verwandten Stämmen gehörig, die europäische und asiatische vornehme Welt, ein Theil der ärmern Klasse, welche das Nomadenleben nicht vergessen kann, folgen dem Schah und retten sich in die Berge, während die ansässige Perserwelt in Teheran der Sonne und der Plage sommerlicher Hitze in der Stadt Trotz bietet und bei saurer Milch, Wassermelonen und Eis ruhig den Geschäften des gewöhnlichen Lebens obliegt.

Zu den Lustschlössern des Schah, welche zum Sommeraufenthalt dienen, gehört Kasr-e-Kadschar, das Schloß der Kadscharen. Beistehendes Bild (S. 360) giebt einen deutlichen Begriff davon. Herrn Major Krziz verdanken wir folgende Beschreibung desselben: „Etwa auf halbem Wege zwischen der Stadt Teheran und dem südlichen Theile des gegen 12,000 Fuß hohen Elburs-Gebirges, an dem Wege der nach den Sommerquartieren in den Bergen führt, liegt das stattliche Schloß der Kadscharen. Die Hauptfaçade desselben ist nach Süden hingekehrt, und die heißen Sonnenstrahlen prallen von den weißgetünchten Mauern ab, dergestalt, daß in der Umgebung des Lustschlosses eine furchtbare Hitze herrscht. Erbauer derselben war Feth-Ali-Schah, welcher im Jahre 1798 bis 1834 über Persien regierte. Er war der Zweite aus dem Geschlechte der Kadscharen und nannte nach diesen das neue Schloß.

Aus der Ferne betrachtet, erscheint Kasr-e-Kadschar wie ein ungeheures, aus mehreren Stockwerken bestehendes Gebäude. Kommt man aber näher, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß es aus verschiedenen, terrassenförmig hinter einander stehenden Bauwerken zusammengesetzt ist. Als Baumaterial wurden gebrannte Ziegel benutzt; doch hält die Festigkeit des Baues durchaus nicht den Vergleich mit älteren persischen Bauten aus. Störend wirkt beim Anblicke das allzukleine Thor, welches mit seinem winzigen Pavillon in gar keinem Verhältnisse zu dem ungeheuren Bau steht. Durch dieses Thor gelangt man in einen, von hohen Lehmmauern eingefriedigten Garten, in dem sich Alleen von hohen, schlanken Pappeln und mächtigen Cypressen rechtwinkelig durchschneiden. An großen Wasserbecken und künstlicher Bewässerung der Gartenräume fehlt es nicht.

Sechs verschiedene Abtheilungen, jede der andern gleichend und staffelförmig über einander gestellt, bilden das Schloß. Jede besteht aus einem Achteck von durchbrochenen Arkaden, über welchen ein flacher Plafond von mehreren Säulen getragen wird. In dem obersten Theile, der Krone des ganzen Schlosses, befinden sich ausgezeichnete Mosaikbilder, herrliche Glasmalereien, Portraits von Persern und Europäern, die bereits einige Jahrhunderte alt sind und wahrscheinlich aus Isfahan hierher gebracht wurden. Die Täfelung der Thüren ist mit Inschriften versehen und in die Gypswände und Marmorplatten sind Stellen aus beliebten persischen und arabischen Dichtern eingemeißelt. Mehrere hohe, schlanke Säulen an der Nordseite des Schlosses stehen durch ein Röhrenwerk mit den höher gelegenen Quellen des Elbursgebirges in Verbindung und spenden aus ihren oberen Oeffnungen ein durch den Druck herausfließendes, krystallreines Wasser, das über die mit Moos bedeckten Säulen herabströmt und in sprudelnden Kaskaden weiter fortrieselt.

Brücke des Allah-Werdi-Khan in Isfahan.

Von Kasr-e-Kadschar an beginnt die Landschaft allmälig zu steigen, bis an dem etwa eine deutsche Meile entfernten Elbursgebirge das Terrain mannichfach durchschnitten erscheint. Die schönsten Pfirsichplantagen und Gärten voller Nuß- und Maulbeerbäume zeigen dort in der herrlichsten Gegend eine so üppige Entwickelung, wie man sie selten an anderen Orten findet. Diese von den Teheranern hoch gepriesene Gegend, welche ihnen als Zufluchtsort vor der heißen und ungesunden Sommerluft der Stadt dient, heißt Schimeran. Dort besitzt der Schah in den herrlichsten Fruchtgärten noch mehrere Paläste, die alle während der Sommerzeit besucht werden. Am längsten verweilt der Herrscher in dem am nördlichsten gelegenen Schlosse, Niavaran, weil hier die Temperatur am kühlsten ist; in dem beschriebenen, am südlichsten gelegenen Kadscharenschlosse bringt er gewöhnlich nur zehn Tage und zwar gleich nach dem großen Frühlingsfeste zu. In der Stadt residirt der Schah vom November bis in den April oder Mai.

Die Aussicht von allen diesen Lustpalästen ist eine wunderbar schöne. Im Norden erhebt sich das Gebirge, das vom November bis in den Juli auf den Gipfeln und in den Schluchten mit großen Schneemassen bedeckt ist.

Rauschende und lärmende Wasserfälle stürzen in großer Menge zwischen den kahlen, grauen Felsen hernieder und laben die durstigen Augen der vor der Hitze geflüchteten Teheraner. Im Osten zeigt sich eine liebliche Landschaft von Dörfern, zwischen denen sich kleine grüne Wälder hinziehen. Ueber ihnen erhebt der nahe an 20,000 Fuß hohe Demawend seinen schneebedeckten Gipfel. Westlich begrenzt eine Hochebene den Horizont und im Süden liegt im Vordergrunde Teheran mit seinen blinkenden Kuppeln und Moscheen. Fünf Meilen hinter Teheran erblickt man die sägezahnartigen Granitberge, welche den Anfang der großen Salzwüste bezeichnen.

Zwischen diesen und der Hauptstadt zeigt sich als grüne Oase in der Wüstenei das blühende Dorf Schah-Abdul-Azim, welches auf den Ruinen des alten Rhages, des jetzigen Rhei, erbaut ist. Die hier befindliche Moschee, in welcher mehrere Imams, Abkömmlinge des Propheten, begraben liegen, dient zugleich als Gruft für die Glieder der königlichen Familie. Die reich vergoldete Kuppel strahlt weit hinaus in die Landschaft."

* * *

Isfahan, oder nach älterer Schreibart Ispahan, bedeutet Heerlager. Wie bei den meisten asiatischen Städten ist auch der Ursprung dieser einst so großartigen Hauptstadt Persiens im Dunkel der Sage verborgen. Als Nebukadnezar im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Juden aus der Heimat nach Medien in die Verbannung überführte, soll er auch einen großen Theil dieses Volkes in die Gegend von Isfahan verpflanzt haben. In der That ist noch heutigen Tages das jüdische Element in Isfahan auffallend stark vertreten. Man braucht nur die Bazare der Stadt zu durchwandern, um alle fünf Minuten jüdischen Physiognomien, besonders sehr ärmlich gekleideten Bettlern, am häufigsten jungen Mädchen zu begegnen, welche mehr durch das Elend ihres Zustandes, als durch die flehentlich ausgesprochenen Bitten Mitleid erregen. Die Bevölkerung der Stadt war in früheren Zeiten eine ungeheure. Timur's Erscheinen zerschnitt mit scharfem Messer den kräftigen Lebensnerv Isfahans. Er befahl dort eine Pyramide aus 70,000 Menschenschädeln aufzubauen. Erst zwei Jahrhunderte später sollte für Isfahan das eigentliche Morgenroth des Glanzes und der Pracht, der Größe und des Wohlstandes aufgehen. Schah Abbas, der Große genannt, erhob Isfahan zur Reichshauptstadt. Er verschönerte sie durch Bauten; Handel und Wandel wurden durch armenische Kolonien gehoben. Neben ihnen saßen englische und holländische Kompagnien in dem persischen London der damaligen Zeit, dessen Bevölkerung über eine halbe Million Seelen betrug. Im Jahre 1722 sollte indeß Isfahans Sonne völlig untergehen. Die Stadt wurde von den Afghanen erobert und Alles ging zu Grunde, was die Sefiden-Dynastie an Größe und Wohlstand in kurzer Zeit geschaffen hatte. Mit dem Eintritte der jetzt regierenden Kadscharendynastie in die persische Geschichte hörte Isfahans Bedeutung auch als Residenz auf und ward nur eine Stadt der Erinnerung an die Vergangenheit.

Der erste Anblick ist ein über die Maßen trauriger. Statt Größe und Herrlichkeit tritt dem Reisenden eine schauerliche, menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene Häuser, Paläste und Moscheen die ehemaligen Plätze und Straßen anzeigen. Die lange Zeile der zerstörten Häuserreihen wird bisweilen durch ein von Menschen bewohntes Haus unterbrochen. Die alten Stadtthore und Pforten hängen mit ihren Spitzbögen an den zerfressenen Pfosten und die glasirten Ziegel der Ornamente sehen wie Hohn und Spott aus. Nach langem Wandern kommt der Reisende erst in belebtere, aber elende Quartiere. Zwei architektonische Eigenthümlichkeiten unterscheiden zunächst Isfahan: die Sagga-khaneh's und die Galerien der Muezzin, zum Ausrufen der öffentlichen Gebete, welche mit chinesischen Dächern gedeckt sind. Die Sagga-khaneh's sind Trinkwasserbehälter, viereckige, mit einem Gitter umschlossene Kästen. Eine kleine Oeffnung im Gitter gestattet das Schöpfen vermittelst eines Bechers.

Die Prachtbauten, welche noch aus den Zeiten der Sefiden übrig geblieben sind, spotten aller Vergleiche; ihre Großartigkeit wirkt fast erdrückend auf den Fremden. Zu den hervorragenden Gebäuden gehört unstreitig das Schloß Tschehil-situn, das „Vielsäulige". Es erhebt sich aus der Mitte wohlgehaltener Gartenanlagen und scheint an Höhe mit den alten Platanen seiner Umgebung zu wetteifern. Man glaubt sich bei dem Anblick in ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht versetzt. Das Gebäude, halb aus kostbaren Steinen, halb aus Holz aufgeführt, besteht aus einer Freihalle von 100 Fuß Breite, die von 18 dreißig Fuß hohen, gewundenen und vergoldeten Säulen getragen wird. Aus dieser Halle gelangt man in die Bildersäle; über den Kaminen des mächtigsten derselben prangen historische Wandbilder. Auf einem derselben ist Schah Abbas, der tapfere König, mitten im Schlachtgewühl abgebildet, wie er mit seinen Persern die feindlichen Usbeken zu Boden schlägt. Auf anderen sitzt der Schah beim fröhlichen Male, Wein zechend, umgeben von seinen Verwandten, Hofleuten und

Brücke des Hassan-Abad in Isfahan.

Gesandten, vom türkischen an bis zu dem des Großmoguls, und in der Gesellschaft von Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Freuden des Mahls durch ihre Künste verherrlichen. Wie ganz anders war es damals, welche Toleranz thronte am Hofe zu Isfahān, wenn der König, ein Diener des Koran, vor Ungläubigen Wein pokulirte! Welch eine Heiterkeit erfüllte einst diese Säle, in denen nun der Perser einsam und traurig umherschleicht! Von diesen Gemächern

Kurdischer Reiter aus des Schah's Gefolge.

aus gelangt man durch ein heilig gehaltenes Thor nach dem schönen Königsplatze, welchen unsere Abbildung vorführt.

Dieser Meidan-e-Schah verdient seinen Namen mit vollem Recht. Er ist etwa 1000 Fuß lang, über 300 breit und von einer Mauer umfaßt, hinter welcher sich die wundervollsten Moscheen und Paläste mit ihren buntglasirten Kuppeln und Thürmen in stolzer Pracht erheben. Es sind königliche Bauten im wahren Sinne des Wortes, feenhafte Lustschlösser. Doch heute ist der einst viel besuchte Platz, dessen Bazare die ganze Mauerlänge hinliefen, öde und todt, zerfallen und wankend. Ein Plundermarkt und in der Mitte der Galgenstein, Takht, mit seinem düsteren Mastbaume, nehmen den Platz ein, wo das alte, heitere und belebte Treiben wogte.

Zu den bemerkenswerthen Bauwerken Isfahans gehören auch die herrlichen Brücken, welche den Fluß Zajende-rud überjochen. Der französische Reisende Chardin, welcher sie bald nach ihrer Erbauung sah, giebt folgende Schilderung. Allah-Werdi-Khan, General des großen Schah Abbas, erbaute die Brücke, welche seinen Namen trägt. Die Länge derselben beträgt 360 und die Breite 13 Schritte. Das Baumaterial besteht aus Werksteinen, mit Ausnahme der Ziegeln, welche zu Seitenmauern und Vorsprüngen benutzt wurden. Die Mauern haben eine Dicke von 6 Fuß, eine Höhe von 14 bis 15 Fuß, und sind der ganzen Länge nach von einem Ende bis zum andern mit schwibbogenartigen Fensteröffnungen versehen, die eine Aussicht nach dem Flusse hin gestatten. Getragen wird diese Prachtbrücke von 33 Bogen, die aus einem grauen, marmorharten Steine gebaut sind. Außer Brücke des Allah-Werdi-Khan nennt man sie noch Dschulfa-Brücke, weil sie Isfahan mit der sogenannten Christenvorstadt in Verbindung setzt.

Die Brücke hat sich herrlich erhalten. An Schönheit steht ihr eine andere, die Brücke des Hassan-Abad, kaum nach. Diese führt bei dem Schlosse Hefl-dest über den Fluß. Ihr Kunstbau setzt sich bis zum Grunde des Wassers fort, wo Schleusen und kaskadenartig angebrachte Wassersperren in den letzten Bögen der Brücke sich herrlich ausnehmen. Dem ganzen Plane liegt der großartigste Gedanke und eine technische Vollkommenheit zu Grunde, die man heutigen Tages in Persien vergeblich suchen dürfte.

Die Ufer des Zande-rud liegen ziemlich weit auseinander, doch ist sein Wasser nur klein; es ist dunkel und schmuzig in Folge der Benutzung durch die Blaufärber und scheint am allerwenigsten, was der Name besagt, „Lebenswasser" zu sein.

Die Mormonen am Großen Salzsee.

Wir ersehen aus nordamerikanischen Blättern, daß auch im laufenden Jahre die Zahl der einwandernden Mormonen sehr beträchtlich sei. Nachdem sie an der atlantischen Küste gelandet sind, ziehen sie sofort weiter nach Westen, durch die ausgedehnten Wiesensteppen, hinweg über die Felsengebirge und die Höhen der Wahsatsch-Kette auf die Hochebene, in welcher der Große Salzsee liegt. Ihr Ziel ist jene Region, welche von den „Heiden" als Utah-Territorium bezeichnet wird. Aber die Heiligen des jüngsten Tages, d. h. die Mormonen, benennen ihr Land mit dem mystischen Namen Des-er-et, das heißt Land der Honigbiene. Dort haben die Mormonen ihr neues Zion, ihren Staat, der eine Theo-Demokratie bildet oder dermaleinst bilden soll. Wer der Präsident der Kirche der Heiligen ist, soll auch Staatsgouverneur sein, denn „er ist der Seher des Herrn und regiert kraft des prophetischen Rechtes über die Heiligen auf Erden." Nur ein mit Offenbarungen vom Himmel herab Begnadeter kann bei ihnen ein Amt bekleiden; nur ein solcher ist Inhaber der Wahrheit, welche ein „Heide" überhaupt nicht hat und nimmermehr haben kann.

Dieses Land der Heiligen zählt gegenwärtig etwas über 80,000 Einwohner, von denen mehr als 50,000 sich zur „Lehre des Propheten" bekennen. Wir lasen in New-Yorker Berichten, daß die mormonischen Einwanderer lithographirte Portraits des Propheten Joseph Smith und seines Bruders Hyram Smith bei sich führen und dieselben mit großer Ehrfurcht betrachten. Beide Männer sind mit einem Heiligenschein umgeben und halten die Mormonenbibel in der Hand, welche den Anhängern der Sekte für die einzig und allein wahre Offenbarung Gottes gilt.

An der Entstehung des Mormonenthums sehen wir, wie leicht es ist, eine Religionssekte zu stiften; an der Verbreitung derselben, wie leichtgläubig und einfältig die großen Massen sind. Wir sehen ferner, daß selbst ein so plumper und handgreiflicher Betrug viele Menschen bis zum Fanatismus aufstacheln und bis zum Martyrium begeistern kann. Die Mormonen sind Fanatiker, und es ist ihnen völliger Ernst mit ihrem Glauben und ihrer Ueberzeugung. Sie sind fest entschlossen, Alles dafür einzusetzen. Das Leben hat für sie verhältnißmäßig geringen Werth, weil es ihnen lediglich als Vorstufe für ihren Himmel erscheint, der allen Heiligen sicher ist, während die „Heiden" von demselben ausgeschlossen bleiben. Sie halten sich für die alleinigen Inhaber und Bekenner des ächten Christenthums und behaupten, daß lediglich bei ihnen Logik und strenge Folgerichtigkeit in Glaubenssachen und religiösen Anschauungen zu finden sei.

Nun sind sie über alle Erdtheile verbreitet, haben Missionäre von Patagonien bis nach Island, von China bis Algerien und selbst Marokko. Die Zahl ihrer Anhänger übersteigt eine Viertelmillion.

Aber wer war der Stifter dieser Religion? Der „heilige Mann", welchen unsere Abbildung zeigt, Joseph Smith, ein Vollblut-Yankee aus dem Staate Vermont, ein Abenteurer und Schatzgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, und zuletzt ein vom Pöbel geschlachteter Märtyrer. Man versteht die Erfolge, welche er unter seinen Landsleuten hatte, nur, wenn man sich an die sittlichen und religiösen Zustände erinnert, welche in den Yankeestaaten während der ersten dreißig Jahre unseres Jahrhunderts herrschend waren. Gleich einer psychischen Seuche hatte sich weit und breit eine religiöse Aufregung verbreitet, die von Reisepredigern mehr und mehr gesteigert wurde. Der Fanatismus hielt eine reiche Ernte, manche Tausende von Menschen verfielen in

Zuckungen und hatten Erweckungen; der Teufel und der heilige Geist, die Hölle und die Gnade spielten eine große Rolle und die Zahl der zerknirschten Sünder war Legion. Bei den ungebildeten Klassen wurzelte der Wahn fest, daß das Ende der Tage herannahe, der Welt Untergang bevorstehe. Die Auserwählten und Alle, so sich für rechtfertig erachteten, wünschten auf den Knien und mit brünstigen Gebeten den Tag herbei, an welchem sie eingehen würden ins Paradies, um zu sitzen in Abrahams Schoß; die Sünder dagegen zitterten und bebten vor Satan und dem ewigen Feuer. Tagtäglich wurden die Prophezeiungen des Jesaias und Daniel's wiederholt. Das jüngste Gericht konnte nicht mehr lang auf sich warten lassen; waren doch schon alle Anzeichen und Vorwarnungen gekommen, als da sind: Erdbeben, Stürme, Seuchen, Kometen, Kriege und andere „Zeichen der Zeit". Viele Bethörte warfen ihre bürgerlichen Kleider ab, legten das schneeweiße Gewand der Reinheit an und beteten Tag und Nacht auf Bergen und Hügeln, um das jüngste Gericht würdig zu begrüßen.

Auch Joseph Smith, eines Landmanns Sohn, hatte Heimsuchungen, seitdem 1823 ein Engel ihm erschienen war, dessen Offenbarungen der junge Mensch sich zu Herzen nahm. Er hatte eine nur dürftige Schulbildung genossen, war aber ein gewandter, schlauer Gesell, so „smart" wie nur ein Yankee sein kann. Wer seinen Lebenslauf und sein ganzes Treiben näher in's Auge gefaßt hat, wird nicht daran zweifeln, daß er zugleich Betrüger und Betrogener war, und daß sich auch an ihm eine psychologische Wahrnehmung bestätigt, die man häufig genug beobachten kann. Er glaubte selber an seine Lügen und Offenbarungen. Die Gabe der Weissagung, sagte und meinte er, wohne ihm inne; er hatte für alle möglichen Vorgänge im Leben eine Prophezeiung. Wenn eine solche ihm gebot, von dem oder jenem Manne Geld zu borgen, so bekam er späterhin eine andere, welche ihm befahl, die geliehene Summe nicht zurückzuzahlen. Eine Offenbarung schärfte ihm ein, ein Mädchen zu entführen und dasselbe wider den Willen der Eltern zu heirathen, und was dergleichen mehr ist.

Doch das Alles waren nur Kleinigkeiten, die Hauptsache sollte hinterher kommen. Denn, so sagen die Mormonen, der Herr Herr erschien dem Propheten, nicht etwa in einem feurigen Busche, sondern in einem lichtstrahlenden Walde, und sagte ihm, daß er das auserwählte Werkzeug sein solle, um Gottes Pläne zu verwirklichen. Und einmal wurde seine Kammer von einem Strahlenglanz erhellt, und es erschien ihm ein Engel des Herrn, um ihn des wahren Glaubens theilhaftig zu machen, den er verbreiten solle, weil auf Erden noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestanden, habe die richtigen Satzungen verleugnet, den ewigen Bund gebrochen, den Glauben verderbt und sei deshalb von der Erde hinweggenommen worden. „Aber Du, Joseph, bist dem Herrn angenehm, und sollst sein ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's, um wiederherzustellen die Lehre, und die Kirche zu bilden aus wahren Gläubigen. Und diese Kirche wird den Herrn empfangen im tausendjährigen Reiche. Für Dich, den wahren Propheten, soll die Wahrheit aus der Erde hervorspringen; ich, der Engel, will Dich geleiten zum Hügel Cumora." —

Dieser Hügel liegt bei Palmyra im Staate New-York. In ihm sollte Joseph prophetische Urkunden finden über

C. Mettais

Der Mormonenprophet Joseph Smith und sein Bruder Hyram.

einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Judäa fortzog und über See nach Amerika gelangte. Bevor jedoch der Auserwählte des Herrn die heiligen Urkunden fand, hatte er viel auszustehen von den Anfechtungen des Satans. Als er aber dem Erzfeinde tapfer widerstand, erschien der Engel abermals und zeigte ihm einen steinernen Kasten. In demselben lagen, als heilige Kleinode, das Schwert Laban's, ein goldenes Brustschild, zwei hellglänzende Sterne und goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden. Diese waren nach Amerika hinübergeschifft und auch zu ihnen kam Jesus, nachdem er bei Jerusalem gen Himmel gefahren, und gab ihnen das Evanglium.

Joseph Smith, nun vermittelst der Urim und Thummim zum Seher bestellt, konnte die goldenen Schriftzeichen lesen und übersetzen. Er bekehrte zuerst einen Mann, dessen Name war Cowdery. Von diesem Mormonenjohannes ließ der Prophet sich im Flusse Susquehannah in Pennsylvanien taufen, und als Pathen waren zugegen die Geister des Moses und des Elias, und der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes. Und somit war Anno 1830 die Epoche der „Neuen Kirche der Heiligen vom jüngsten Tage" begründet.

Jede goldene Platte war acht Zoll breit, auf beiden Seiten mit ägyptischen Schriftzeichen bedeckt, und das Ganze bildete einen Band von nur sechs Zoll Dicke. Der Verfasser sei ein gewisser Mormon; daher der Name der Sekte. Natürlich hat kein Sterblicher, gleichviel ob Heiliger oder Heide, diese goldenen Platten gesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nicht vorhanden sind, außer in der Phantasie des Propheten und der Schafe seiner Heerde.

Aber wie entstand das „Buch Mormon"? Der Prophet gab kund und zu wissen, daß er seinerseits ein Abkömmling des Stammes Joseph sei, von welchem man auch die Indianer Amerikas ableiten müsse. Dieser Zweig von Israel, welcher auf der westlichen Erdhälfte sich unzählig vermehrte, gerieth in Zwiespalt und Streit, und es fand eine große Schlacht statt. Mormon verfaßte ein Werk über die Geschichte, Prophezeiungen und Glaubenssätze dieser amerikanischen Israeliten, und schrieb sie auf zwei Goldplatten. Diese kamen als Erbstück in Besitz seines Sohnes Moroni, welcher sie in Folge einer Eingebung Gottes in die Erde vergrub, Anno 420, auf daß in späten Tagen sie wieder aufgefunden werden möchten von dem auserwählten Werkzeuge des Herrn.

So glauben die Mormonen. Der wahre Sachverhalt ist aber folgender. Ein Mann, Namens Salomon Spaulding, der Theologie studirt und oft gepredigt hatte, war Kaufmann geworden, machte im Jahre 1809 in New-York schlechte Geschäfte und ging nach Ohio. In jener Zeit machte man sich in den Vereinigten Staaten sehr viel mit der albernen Frage zu schaffen, ob die Indianer Abkömmlinge der verlorenen und zerstreuten Stämme Israel's seien. Spaulding hatte Muße genug, über diesen Gegenstand einen Roman zu schreiben, den er, als Theolog von Handwerk, mit vielen biblischen Floskeln ausschmückte. Nach drei Jahren war das Buch fertig und bekam den Titel: „Die aufgefundene Handschrift". Mormon und dessen Sohn Moroni, welche in Joseph Smith's Goldenem Buch eine so wichtige Rolle spielen, gehören in Spaulding's Werke zu den Hauptpersonen. Im Jahre 1812 wurde dieses letztere dem Drucker Patterson in Pittsburg übergeben, der das Manuscript unbeachtet liegen ließ, weil Spaulding inzwischen gestorben war. Als Patterson 1826 seine Augen geschlossen hatte, nahm Sidney Rigdon, Faktor in der Druckerei, das Manuscript an sich. Dieser wurde mit Smith bekannt, beide gaben das Werk als „Buch Mormon's" heraus, der Prophet erklärte es für eine Uebersetzung der goldenen Platten, und Rigdon wurde ein feuereifriger Anhänger der neuen Lehre. Als er später mit Smith in Streit gerieth, machte er die ganze Betrugsgeschichte bekannt.

Landschaft am Großen Salzsee.

Man weiß also genau, wie der Mormonismus und seine „heilige Schrift" entstand; man weiß, daß der Prophet ein Abenteurer war. Aber seine Religion zählt 150,000 Bekenner, die steif und fest an die „alleinige Wahrheit und Göttlichkeit" dieses Fabrikats glauben!

Die „Kirche" bestand anfangs nur aus dem Propheten selber, dessen Vater, zwei Brüdern und einigen wenigen Anderen, gewann aber rasch viele Anhänger unter Leuten,

welche an das tausendjährige Reich glaubten, und sandte bald Apostel aus, um alle Heiden zu lehren. Die erste, eigentlich mormonische Ortschaft war Kirtland in Ohio; dort baute Smith einen Tempel, Mühlen und Magazine, gründete eine Bank und trieb kaufmännische Geschäfte, über welche ihm aber schlechte Offenbarungen zugekommen sein müssen, denn 1837 machte er bankerott und ließ seinen Gläubigern das Nachsehen.

Ein Engel hatte ihm enthüllt, daß das eigentliche Zion, das wirkliche und wahre neue Jerusalem, weiter nach Westen hin, im Staate Missouri, liege und zwar in Jackson County. Dort war, wie Joseph verkündete, das Paradies und dort wurde Adam geschaffen; er, der Prophet, sah mit eigenen Augen den Altar, auf welchem der erste Mensch dem Herrn sein Opfer darbrachte, und er legte den Grundstein zum Tempel genau auf derselben Stelle, an welcher Adam seinen Kindern den Segen ertheilt hat!

Die Heiden wollten aber an das Alles nicht glauben, sondern vertrieben den Propheten aus „Zion in Eden". Joseph ging bösen Tagen entgegen. In Ohio hatten seine Gläubiger ihn einst befiedert und getheert; jetzt mußte er mit seinen Heiligen flüchten. Man sagte, sie seien ausschließlich und hochmüthig, nähmen es mit dem Eigenthum Anderer nicht genau, hätten Vielweiberei und strebten nach Alleinherrschaft in Missouri. Hierin ist Falsches mit Wahrem gemischt; aber gleichviel, die Mormonen mußten abziehen und gingen 1839 nach dem Staat Illinois, wo sie 1842 am Ufer des Mississippi die Stadt Nauvoo, d. h. in der Mormonensprache die schöne, gründeten und in derselben einen Tempel bauten. Der Prophet hielt seine Heiligen zu Uebungen im Waffendienst an und erklärte im Jahre 1843, daß er der geeignete Mann sei, die Stelle eines Präsidenten der Vereinigten Staaten zu bekleiden. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Auch in Illinois wollten die Heiden von den Mormonen nichts wissen, und die Reibungen nahmen kein Ende. Die Leute fingen den Propheten ein und warfen ihn sammt seinem Bruder, den Patriarchen Hyram Smith, zu Karthago in's Gefängniß, sintemalen er ein Hochverräther sei. Noch bevor Joseph sich vertheidigen konnte, erstürmte ein Volkshaufen den Kerker und der Prophet fiel als ein Opfer des Meuchelmordes. Dasselbe Schicksal wurde seinem Bruder zu Theil.

Auf solche Art bekam die neue Kirche ihre ersten Märtyrer, und die Geschichte der Leiden, welche sie noch manches Jahr hindurch zu bestehen hatte, ist lang, aber in mancher Beziehung ruhmreich. An die Spitze der Heiligen trat nun ein Freund und Vertrauter des Propheten, Brigham Young, der noch heute als „Seher" großen Einfluß übt.

Die Mormonen sandten Vorläufer über die Prairien und über das Felsengebirge, um eine Stätte zu suchen, wo endlich ihres Bleibens sei. Das Volk in Masse wanderte hinterher, schlug unterwegs fliegende Dörfer auf und baute Korn. Der Winter war hart und die Zelte gewährten gegen den bittern Frost keinen Schutz. Späterhin richtete die Cholera große Verwüstungen an. Aber die 143 Bahnbrecher hatten weit im Westen eine Wüstenei mit grünen Oasen gefunden und flugs den Boden bestellt, damit das Volk Getreide finde. Am 24. Juli 1847 traf der Seher Brigham Young am Großen Salzsee ein, und noch ehe das Jahr seinen Kreislauf vollendete, hatten sich mehr als sechstausend Heilige aus aller Welt im obercalifornischen Binnenbecken zusammen gefunden. Die Felder wurden „dem Herrn geweiht", und man baute eine Burg zum Schutze gegen die Indianer. Aber die Prüfungen waren noch nicht zu Ende; eine Hungersnoth brach herein und im folgenden Sommer wurde die Ernte von schwarzen Heuschrecken bedroht. Indeß die Rettung blieb nicht aus, denn von den Inseln des Großen Salzsees kamen Scharen von Möven herangezogen und vertilgten die „Grasshoppers".

Das große Binnenbecken war von der übrigen Welt gleichsam abgeschlossen und ist im Norden wie im Süden durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen getrennt. Seine Gewässer haben nirgends einen Abfluß zum Meer. Im Allgemeinen trägt es den Charakter einer dürren Wüste, aber manche Strecken sind fruchtbar, besonders jene, welche bewässert werden können. Charakteristisch für das Becken sind: der Große Salzsee, der Jordanfluß und der süße Utahsee, welche mit einander in Verbindung stehen.

Seitdem die Mormonen dort sich niedergelassen, wurde in Californien Gold entdeckt, und jetzt geht der Karawanenzug von und nach jenem Lande durch das „Territorium Utah". Die „Heiligen" haben dasselbe in einen Garten verwandelt, soweit die Beschaffenheit des Bodens es erlaubt. Der Census von 1860 ergab für den Werth der liegenden und fahrenden Habe einen Werth von 5,596,118 Dollars; keine einzige Gemeinde ist ohne Schule.

Eigentlich sollen bei den Mormonen Staat und Kirche zusammen fallen, und so lange Brigham Young Gouverneur des Gebietes war, ist das auch der Fall gewesen. Aber in den Territorien wird der oberste Beamte von der Bundesregierung zu Washington ernannt, und diese hat die höchste

An den Ufern des Utah-See's.

Staatswürde einem „Heiden" übertragen, so daß ein den Heiligen höchst unwillkommener Zwiespalt herrscht, welchem sie gern ein Ende machen möchten. Im Frühjahr 1862 wählte die Legislatur des Gebiets Bevollmächtigte, welche eine Staatsverfassung entwarfen, die auch sofort genehmigt wurde. Diese „Konstitution für den Staat Deseret" wurde der Bundesregierung eingereicht; der Kongreß in Washington übergab sie einem Ausschusse, der sich aber weiter nicht mit ihr bemühte. Der Congreß beantwortete das Verlangen der Mormonen, als Staat in die Union zugelassen zu werden, mit einem Gesetze: „zu bestrafen und zu verhindern die Polygamie in den Gebieten der Vereinigten Staaten und anderwärts"; dasselbe mißbilligte und erklärte für ungültig gewisse Akte der legislativen Versammlung des Territoriums Utah. Demgemäß soll, wer sich der Bigamie schuldig macht, mit 500 Dollars und fünf Jahren Gefängniß bestraft werden. Keine Körperschaft zu geistlichen oder mildthätigen Zwecken in Utah soll mehr als 50,000 Dollars besitzen dürfen. Was sie mehr hat, ist dem Fiskus der Vereinigten Staaten verfallen.

Der Washingtoner Kongreß hat damit ein durchaus der Bundesverfassung widerstrebendes Gesetz gegeben; er hat gar kein Recht, sich in die religiösen Angelegenheiten der Mormonen zu mischen. Bekanntlich ist die Polygamie bei den Mormonen eine religiöse Einrichtung: man müsse, sagen sie, so viele Frauen nehmen als man unterhalten könne, „um ein heiliges Hauswesen zu haben für den Dienst des Herrn und ein heiliges Volk zu zeugen für das Reich Gottes". Sie berufen sich auf eine Stelle im Propheten Jesaias, und halten die von diesem jüdischen Seher verkündete Zeit für nahe, „da sieben Weiber sich am Kleidersaum eines Mannes halten und sagen: wir wollen unser eigen Brod essen, aber Du, laß uns nach Deinem Namen genannt sein". Auch berufen sie sich auf das Beispiel Gott wohlgefälliger Patriarchen und Könige, als da sind Jakob, David, Salomo ꝛc.

Die Mormonen sind eben Schwärmer und schwimmen gleichsam in einem Labyrinthe wüster Glaubenssätze. Es ist so Vieles in und an ihnen, was unseren europäischen Begriffen zuwider ist; gewiß bleibt aber, daß der Kongreß der Yankee-Union sich eines rechtswidrigen Uebergriffes und einer Ungesetzlichkeit schuldig machte, als er die Polygamie verbot. Er ist dazu verfassungsmäßig gar nicht befugt, eben so wenig zu einem Gesetz über den Betrag, bis zu welchem eine Körperschaft Vermögen besitzen soll. Die Mormonen haben Recht, wenn sie jenes Gesetz als platterdings unverbindlich für sich erklären. Es ist auch schon deshalb eine unkluge Maßregel, weil es gar nicht erzwungen werden kann.

Selbst ein offener Krieg würde zu keinem Ziele führen. Im Jahre 1857 wollte die Union einen solchen beginnen, wagte es aber nicht, erlitt Demüthigungen und suchte nach einer Ausgleichung. Die Schwärmer wollen die Vielweiberei nicht fahren lassen. Damals sagte ein Landvermesser: „Wenn der Kampf ausbricht, müssen wir sehr wünschen, daß sich unter den Mormonen kein Andreas Hofer und keine Tyroler finden, denn sonst ist ihr Land uneinnehmbar. Die Heiligen haben an 20,000 streitbare, in Waffen geübte Männer, und wohl eben so viele Indianer zu Bundesgenossen". Sie glauben ohnehin, daß ihnen Unrecht geschehe, und eine allgemeine Verschwörung der Heiden darauf abziele, sie auszurotten.

Der Yankee-Union gegenüber sind die Mormonen verfassungsmäßig im Rechte, sie haben den Buchstaben der Verfassung für sich. Aber es erscheint als ein tragisches Geschick für diese wunderlichen Heiligen, daß überhaupt unter oder neben anderen Völkern für sie kein Raum ist. Ungestört können sie ihr Ideal nur etwa auf einer Eilandgruppe in der Südsee verwirklichen, sonst aber wird man aller Orten in feindliche Berührung mit den Heiligen kommen!

Die ungarischen Ruthenen.

Die ruthenische Nationalität und ihre Stellung. — Ihr Gebiet in Ungarn. — Die Werchowinaer, ein Hirtenvolk. — Familienleben. — Vambyrglaube. Hirtenflöte. Dudelsack. Butter und Hexen. — Sitten und Kleidertracht. — Wohnungen. — Die Dolischnianen und die slowakisirten Ruthenen. — Ruthenisirte Goralen.

Zu den vielen Nationalitäten, welche bisher unbeachtet blieben, in neuerer Zeit aber gleichsam in die Erscheinung traten, gehören auch die österreichischen Ruthenen. Die kaiserliche Regierung, welche aus politischen Gründen den exclusiven nationalen Bestrebungen einiger Völker, z. B. der Magyaren, in ihrem großen, vielsprachigen Gebiet entgegen tritt, befolgt den Ruthenen gegenüber andere Grundsätze. Die Ruthenen halten zu Oesterreich, weil in mehr als einer Hinsicht die Interessen der ruthenischen Nationalität mit denen des österreichischen Gesammtstaates zusammenfallen. So hat man denn in den letzten Jahren gesehen, daß im Wiener Abgeordnetenhaus die vom Bischofe Litwinowiez und mehreren Geistlichen geführten ruthenischen Bauern mit den Deutschen im Bunde gegen die ihnen stammverwandten, aber kirchlich geschiedenen Tschechen und Polen stimmten. Und daran haben sie ganz recht gethan und sind entweder einem klugen Instinkt oder einer verständigen Berechnung gefolgt.

Die alte, tief eingewurzelte Feindschaft der Ruthenen gegen ihre Nachbarn, die Polen, trug hierzu nicht wenig bei; denn unter der polnischen Herrschaft hatten die Ruthenen oder Russinen geradezu eine wahre Leidensgeschichte durchlebt; der polnische Adel drückte schwer auf sie, die wie ein erobertes Volk behandelt wurden. Die Bestrebungen polnischer Jesuiten, sie von ihrer griechisch-orthodoxen Kirche abzuziehen und der römisch-katholischen in die Arme zu zwingen, erregten tiefen Haß. Dieser machte sich auch im galizischen Bauernaufstande, 1846, Luft, in welchem polnische Edelleute zu Hunderten von ruthenischen Bauern todtgeschlagen wurden. Nach dem Prager Slavenkongresse schrieben die Ruthenen den Polen einen förmlichen Absagebrief.

Die Zahl der Ruthenen, Russinen oder Kleinrussen im österreichischen Kaiserstaate beläuft sich auf 2,950,000 Seelen. Von diesen leben die meisten in Galizien und der Bukowina, gegen 500,000 aber in Ungarn. Diese nun, welche wir heute im Auge behalten, sind jüngst von Prof. H. J. Biedermann geschildert worden. Er liefert mit seinem Buch einen interessanten Beitrag zur Kunde der Nationalitäten in Oesterreich.*)

Den größten Theil der Bevölkerung bilden diese Ruthenen in den Komitaten Marmarosch, Zemplin, Beregh, Ungh und Saros

*) Die ungarischen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geschichte. Innsbruck 1862. 140 S.

(sprich Scharosch). Hier wohnen sie längs der galizischen Grenze auf einem etwa vierzig Meilen langen und zwei bis acht Meilen breiten Landstriche dicht bei einander und im Zusammenhange mit ihren galizischen Stammgenossen. Im Süden des Ungher und Zempliner, so wie im Szathmarer, Ugoesaer und Abauj-Tornaer Komitate sind die Ruthenen stark mit Magyaren, im Süden des Saroser Komitates und in der Zips stark mit Slowaken untermischt. Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir sie in diesen Wohnsitzen. Das Ruthenengebiet begreift also mit einigen Ausnahmen alles Land in sich, welches im Norden vom Kamme des ungarischen Waldgebirges, im Osten und Westen von den östlichen und westlichen Ausläufern dieses Gebirges und im Süden von der Theiß, so weit diese die westliche Richtung einhält, umschlossen wird. Mit Hinzurechnung der fremdartigen Enklaven beträgt die Größe des Gebietes 380, ohne dieselben 340 Geviertmeilen.

Den Norden dieses Gebiets nimmt das einförmige, zwischen Galizien und Ungarn sich hinziehende ungarische Waldgebirge ein; es erhebt sich zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß und wird im Westen von der Tatra (8354'), im Osten vom Pietroß (6378') begrenzt, die so gleichsam als zwei Eckpfeiler des Ruthenengebietes dastehen. Südlich von dem Gebirge beginnt die Ebene; sie wird von zahlreichen Flüssen, welche der Theiß zueilen, so wie von vielen Sümpfen durchzogen. Durch diese Beschaffenheit des Ruthenengebiets erklärt sich auch die sehr verschiedenartige Fruchtbarkeit des Bodens, des Klimas und der Naturprodukte. Wiesen, Weiden, Rohrschläge, Nadelholzwälder und mit den verschiedensten Getreidearten bestandener Boden wechseln mit einander ab. Das Mineralreich ist durch werthvolle Erze, namentlich Eisensteine, stark vertreten.

Die ungarischen Ruthenen bilden in ethnographischer Beziehung kein gleichartiges Volk, da sich unter ihnen drei Hauptgruppen unterscheiden lassen. Die unmittelbar an Galizien angrenzenden Ruthenen, namentlich die in den gebirgigen Theilen der Komitate Marmarosch, Bereg und Ungh wohnenden, nennt man Werchowinaer, Bergbewohner, im Gegensatz zu den Dolischnianen, Thalbewohnern, welche die mehr flachen Gegenden der genannten Komitate und Theile des Szathmarer, Ugocsaer und Szaboleser Komitates einnehmen. Als dritte Gruppe sind die mehr oder minder slowakisirten Ruthenen in den Komitaten Zemplin, Saros, Abauj und Zips zu betrachten, denen als Ableger auch die ruthenischen Kolonien in den übrigen Theilen Ungarns beizuzählen sind.

Die Werchowinaer sind unter den Ruthenen Ungarns diejenigen, welche den ursprünglichen Typus eines kräftigen Hirtenvolkes bis auf den heutigen Tag am reinsten bewahrt haben. Sie zeichnen sich im Vergleich zu den übrigen, meist schwächlichen Ruthenen durch breite, gehobene Brust, größere Stämmigkeit des Leibes, starke Muskeln und durch eine oft imponirende Gestalt aus. Das Antlitz der Männer gefällt, wenn im Profil betrachtet, ist aber gerade nicht schön zu nennen, denn es wird durch die ungewöhnliche Breite des Stirnbeins, durch das starke Hervortreten der Jochbeine und die markirten Kaumuskeln entstellt. Den weitgeschlitzten Mund umrahmen dünne Lippen; das scheu blickende, meist graue Auge ist von buschigen Brauen überdeckt; die Gesichtsfarbe ist frisch, doch gerade nicht gesund zu nennen; das Mienenspiel matt und abgestumpft. Weit hübscher sind die Frauen, zu deren Reizen anmuthige Beleibtheit, ein zierlich gerundetes Gesicht, ein kleiner Fuß und feuriges Auge gehören. Doch altern sie sehr rasch. Die vorherrschende Farbe des Haars ist bei beiden Geschlechtern die braune; oft spielt es in's Röthliche und namentlich hat der Bart oft diese Farbe. Unter den Kindern findet man viel flachshaarige Blondköpfe.

Der Werchowinaer ist im Allgemeinen gutmüthig, folgsam und dienstfertig, doch unzuverlässig. Er arbeitet gern, wenn ihm die Aussicht auf baldigen und sichern Lohn winkt und die Anstrengung nicht lange währt. Im entgegengesetzten Falle läßt er muthlos und widerwillig die Hände sinken und erwartet von den Fügungen des Schicksals sein Heil. Droht dagegen seinem Leben oder Eigenthum Gefahr, dann rafft er sich leicht zu energischem Widerstand empor und offenbart dann einen an Tollkühnheit grenzenden Muth. Das in den letzten Sätzen Gesagte läßt sich mit einigen Abänderungen auch auf die meisten übrigen slawischen Völkerschaften anwenden.

Die Lieblingsbeschäftigung der Werchowinaer ist die Viehzucht, die, gleich dem Viehhandel, ziemlich schwunghaft betrieben wird. Obgleich große Talente und geistige Befähigung bei diesem Volke nicht fehlen und einzelne Autodidakten Ersprießliches leisteten, so kann doch von einer geistigen Bildung bis jetzt gar keine Rede sein; die Mehrzahl der Bewohner in der Werchowina kann weder lesen noch schreiben. Nur den Söhnen der Popen und einzelnen Bevorrechteten erschließen sich höhere Schulanstalten.

In moralischer Hinsicht sind der unausrottbare Hang zum übermäßigen Branntweingenuß und die oft geübte Hinterlist als Laster; dagegen die Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, die Achtung vor fremdem Eigenthum und die Dienstfertigkeit als Tugenden hervorzuheben. Mit der Branntweinflasche in der Hand kann man den Werchowinaer zu den ärgsten Tollheiten und selbst — zu angestrengten Arbeiten bewegen.

Groß, ja wahrhaft rührend ist die Achtung vor dem Greisenalter und die Liebe zu Eltern und Verwandten. Häufig findet man drei bis vier durch gemeinsamen Ursprung mit einander verbundene Familien in einer armseligen Hütte vergnügt zusammenlebend und von einem ächt patriarchalischen Geiste beseelt. Das Haupt der Familie führt das Regiment mit absoluter Gewalt. Nach seinem Ableben trennen sich die Söhne in der Regel nicht, sondern bewirthschaften gemeinschaftlich den ungetheilten Nachlaß. Handelt es sich um die Verheiratung eines Mädchens, so wählen dessen Eltern den Bräutigam und stoßen dabei nur selten auf Widerspruch von Seiten der Braut, die freilich noch oft im kindlichen Alter steht.

Werchowinaer Bauern, die im nüchternen Zustande auf der Straße sich begegnen, grüßen sich mit einer Ehrerbietung, die dem Fremden ein Lächeln ablockt. Mit der Rechten lüften sie den Hut oder die Mütze, während sie mit der Linken das zerzauste Kopfhaar ordnen; dann nehmen sie sich wechselseitig bei der Hand, und während sie diese schütteln, sprechen sie gedehnt den seltsamen Gruß: Daj Boze! Gebe Gott! An Sonn- und hohen Festtagen küssen sie sich wie Verliebte auf die Wangen oder auf die Stirne. Junge Weiber und Mädchen küssen älteren Frauen sogar oft demüthig die Hände und werden von diesen wieder auf's zärtlichste geliebkos't und mit Segenssprüchen belohnt.

Zum Stehlen nimmt der Werchowinaer nur dann seine Zuflucht, wenn die Qual des Hungers ihn dazu treibt. Der beste Beweis dafür ist der gänzliche Mangel an Vorkehrungen gegen Diebstähle und räuberische Einbrüche in den Gemeinden der Werchowina. Die Zäune, von welchen hier und da ein vereinzelter Bauernhof umgeben ist, bezwecken nicht den Schutz vor Dieben, sondern sind nur zur Abhaltung des zudringlichen Viehes errichtet.

In religiöser Beziehung folgt die Bevölkerung der Werchowina blindlings den ererbten Vorschriften des alten Glaubens oder jenen theilweise gefälschten Ueberlieferungen, die sie in ihrer Unwissenheit für solche halten. So groß auch die Achtung vor den Priestern im Allgemeinen ist, diesen Traditionen dürfen sie ohne Gefahr für ihr Ansehen nicht entgegentreten. Es hat sich schon der Fall ereignet, daß die ganze Gemeinde in lauten Unwillen und Schmähungen gegen den Priester sich ausließ, weil er es gewagt hatte, von Alters her in der Kirche befindliche obscöne Bilder zu entfernen. Denn die Werchowinaer halten, gleich den gemeinen Russen, ein Kirchengemälde um so höher in Ehren, je mehr es durch Jahrhunderte alten Staub gebräunt ist.

Unter den abergläubigen Vorstellungen ist der gräßlichste der

Glaube an Vampyre, an blutsaugende Gespenster, welche zur Nachtzeit umherirren und bald diesen, bald jenen Menschen anfallen und tödten. In früherer Zeit war es etwas ganz gewöhnliches, daß Leute, die bei Lebzeiten im Rufe der Hexerei standen, nach ihrem Tode für Vampyre gehalten wurden, die man nur dadurch unschädlich zu machen glaubte, daß man ihre Leichname ausgrub, zerstückte und verbrannte. Noch im Jahre 1817 geschahen Leichenschändungen, trotz allen Einspruchs der Geistlichkeit.*)

Manche eigenthümliche Charakterzüge und Volkssitten der Werchowinaer lassen sich bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Festen beobachten. Als größtes Fest gilt ihnen aber Ostern, Paska, wie überhaupt allen Völkern, die sich zur griechischen Kirche bekennen.

Der Lieblingstanz der Werchowinaer Ruthenen ist die Kolomaika, ein Rundtanz, bei welchem der Mann die Arme an die Hüfte stemmt und die Füße auf alle mögliche Art und Weise hin- und herschleudert; die Tänzerin verwendet kein Auge von ihm und trippelt herum. Will der Mann, daß die Tänzerin sich drehe, so schreit er ein- oder zweimal auf und klatscht in die Hände. Hierauf umarmt er sie am Halse und beide schwanken vor- und rückwärts. Nie tanzen mehrere Paare zugleich in des Tanzraums Mitte; sondern es machen die schon im Tanze begriffenen stets jenem Paare Platz, das sich drehen will.

Zu den Belustigungen des Werchowinaers gehört auch das Blasen der Hirtenflöte und des Dudelsacks. In früheren Zeiten, noch bis in das 17. Jahrhundert hinein, war die Bandura, eine Art Leier, das Lieblingsinstrument, welches zur Begleitung der Volkslieder von Blinden gespielt wurde. Bei keiner Kirchweih durfte solch ein Blinder fehlen; gierig lauschte das Volk den klangvollen Erzählungen, die bald zur Trauer stimmten, bald den Frohsinn wachriefen und noch lange, nachdem sie verklungen waren, im Gemüthe des Werchowinaers haften blieben.

Die Nahrung des Gebirgsruthenen besteht in einem aus Hafer bereiteten ungesäuerten Brotkuchen, „Oscypka“, und aus einem „Tschyr“ genannten Haferbrei. In den südlichen Theilen der Werchowina tritt an die Stelle des Haferbreis ein anderer aus Maismehl bereiteter. Von Gemüsen genießt man mit Vorliebe rothe Rüben, Kohl, Bohnen und Kürbisse. Fleisch wird höchstens zu Ostern und Weihnachten genossen. Butter ist trotz der starken Viehzucht eine große Seltenheit, weil jede Frau, die sich mit Buttern abgeben würde, als Hexe ausgeschrieen wird. Zu dieser magern Kost gesellt sich als Reizmittel der im Uebermaße genossene Branntwein.

Ein recht unvortheilhaftes Bild gewähren dem Fremden die Wohnungen der Werchowinaer; sie sind eng, düster und unrein. Durch die mitunter kaum faustgroßen und nirgends über einen Quadratschuh haltenden Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertreten, dringt weder Luft noch Licht genug ein. Wenn trotzdem die Leute rüstig aussehen, so ist dies nur ihrem guten Naturell und der vorwiegenden Beschäftigung im Freien zuzuschreiben. Die Bauernhäuser an sich sind indessen ziemlich groß, da sie oft drei bis vier Zweige derselben Familie, mithin 20 bis 30 Menschen, mit Obdach zu versehen haben. Die Wände des Hauses bestehen aus in der Mitte gespaltenen Tannenbäumen oder Buchen, die weder außen noch innen beworfen werden, sondern kunstlos aneinander gefügt sind. Die Ritzen werden mit Moos verstopft, um das Eindringen des Windes und der Kälte zu verhindern. Tritt man durch das kleine Hausthor in's Innere, so gelangt man zuerst in eine breite Vorhalle, wo allerlei Wirthschaftsgeräthe stehen. Von hier führt eine Thür in die Wohnstube, an deren südlicher Wand man drei bis vier kleine Lichtlöcher gewahrt. Ueber dem Backofen ist in der Decke ein Rauchloch. In einem Winkel der Stube steht ein ungeheurer Tisch aus Eschen- oder Ahornholz; an den Wänden ringsum befinden sich Sitzbänke. Außerdem erblickt man in diesem Gemach ebenso viele Bettstellen als Familien im Hause wohnen, und zwar sehr breite Betten, da jedes für eine ganze Familie dient. Ueber diesen Lagerstätten hängt von der Wand herab eine Wiege für das kleinste Kind, die von der Mutter in Bewegung gesetzt werden kann, ohne daß sie sich zur Nachtzeit vom Lager zu erheben braucht. Das älteste Glied der Hausgenossenschaft hat seinen Ruheplatz auf der Decke des Backofens. In den Abendstunden erleuchtet statt der Kerzen eine Holzfackel das Zimmer; vom jüngsten Familiengliede wird deren Bedienung besorgt. Einen Schornstein giebt es in den ruthenischen Bauernhäusern nicht, der Rauch dringt mühsam durch ein Loch in der Decke in's Freie. Infolge dessen ist das ganze Wohnzimmer mit all seinen Einrichtungsstücken von einer dicken Rußkruste überzogen; im Winter finden dann noch Krautfässer und das Vieh in derselben Stube ihr Unterkommen, und nun entwickelt sich ein Gestank, der die ohnehin unreine Luft wahrhaft verpestet. Die Wohnungen der galizischen Ruthenen bieten denselben Anblick dar.

Die gewöhnliche Kleidung des Werchowinaers besteht in einem kurzen leinenen Hemd ohne Kragen, das vorn auf der Brust von einem messingenen Knopfe zusammengehalten wird. Darüber zieht er eine Jacke aus Schaffell an, in welche bunte Blumen aus Leder eingenäht sind. Die Beine werden im Sommer mit einer Leinwandhose bedeckt, an deren Stelle im Winter ein eng anliegendes, wollenes Beinkleid tritt, das oben weiß, vom Knie abwärts aber braun ist. Zur Befestigung der Hosen dient ein schmaler Lederriemen, der mit Messingplatten ausgelegt ist und über welchem noch ein breiter Gürtel aus rothem Juchten getragen wird. Dieser Gürtel dient als Tasche für Geld und Urkunden, ähnlich wie bei uns in Deutschland Fleischer und Viehhändler ihre „Katzen“ noch benutzen. Zieht der Ruthene zur Feldarbeit aus, so begleitet ihn stets eine breite Ledertasche, worin sich seine Tabakspfeife, eine Salzbüchse, eine Schachtel mit Fett zum Schmieren des Kopfhaares, ein Schnappmesser, Brot und allerlei Schnüre und Bänder befinden. Ueber die ganze Kleidung wird die Schuba geworfen, ein ärmelloser, zottiger Mantel aus graubrauner Wolle. Zuweilen tritt an seine Stelle im Winter ein Schafpelz. Den Kopf bedeckt im Sommer ein schwarzer Filzhut mit mäßiger Krempe, im Winter eine tief bis über die Ohren gehende Pelzmütze. Die Fußbekleidung bilden schaflederne Schnürsohlen, postoly oder botschkory. Im Sommer führt der Werchowinaer, mag er nun im Walde, auf der Weide oder im Felde zu thun haben, stets entweder ein Handbeil oder eine Flöte oder die Hirtenpfeife mit sich.

Weit geschmackvoller ist die weibliche Kleidung. Der Hauptheil derselben ist ein knapp anliegendes Mieder mit geschlossenen oder offenen Aermeln. Die Oberröcke stimmen mit dem Mieder in der Farbe überein; doch werden an ihnen schon Aenderungen angebracht, die von den Walachen entlehnt sind, wohin namentlich die schottisch-karrirten Teppicheinsätze hinten und vorn gehören. Zur Nationaltracht gehören auch schwarze Vortücher, welche mit einem bunten Saum eingefaßt sind. Viel Aufwand treibt man mit dem haubenartigen, doch nach den Gegenden sehr verschiedenen Kopfputz. Ueber den Rücken herabwallende Bänder spielen dabei eine Hauptrolle. In den südlicheren Gegenden des Ruthenengebiets gilt es für unanständig, wenn ein verheirathetes Weib seine Haare in Zöpfe flicht und diese herabhängen läßt; im Norden ist dies nicht der Fall. Eine große Rolle spielt der Halsschmuck, Monisto oder Leljelka: blanke Silber- und Kupfermünzen, falsche Perlen, flimmernde Steinchen, Messingringe und derlei Sachen werden auf Schnüre gezogen und in acht bis zehn Reihen über einander um den Hals getragen. An der galizischen Grenze scheiteln sich die Weiber das Haar in zwei Hälften, aus deren jeder ein stattlicher Zopf geflochten wird, der in eine Quaste endigt. Beide Geflechte werden auf dem Rücken zusammengebunden und hängen so herab. In den südlicheren Gegenden trägt man Haarrollen über jedem Ohr und hinten einen Zopf, welcher in drei

*) Der Glaube an Vampyre ist bei den slawischen Völkern weit verbreitet. Er findet sich noch in den germanisirten Wendendörfern im nordöstlichen Hannover; auch hier kamen vor nicht langer Zeit aus diesem Grunde noch Leichenschändungen vor.

Zipfel ausläuft. Die Fußbekleidung ist wie bei den Männern, nur an Sonntagen werden von den Ruthenerinnen rothe Schnabelschuhe getragen.

Bezüglich der Sprache unterscheiden sich die Werchowinaer von den Dolischnianen durch den Gebrauch des Wörtchens „schtscho" statt des in den Ebenen gebräuchlicheren scho, was? Ferner durch den Gebrauch des i statt des o in einsilbigen Wörtern, gerade wie ihre Verwandten in Galizien und in Kleinrußland; sie sagen also statt kón (Pferd), boh (Gott), hrob (Grab): kin, bih, hrib.

Die Dolischnianen sind unter den Ruthenen Ungarns unstreitig der schönste, wenn auch nicht der kräftigste Menschenschlag. Viele unter ihnen erreichen eine ungewöhnliche Höhe, und Leute, die eine Klafter messen, sind keine Seltenheit. Er ist erregbarer, fröhlicher und unternehmender als der Hochländer, doch auch zorniger, empfindsamer und serviler. Neben der Viehzucht treibt er Ackerbau und hier und da auch ein Gewerbe. Das mildere Klima, in dem er lebt, und die größere Fruchtbarkeit des Bodens gestatten ihm sich besser zu nähren, als es der Werchowinaer vermag. Er genießt Speck und Fleisch und statt des Schnapses Wein. In Ansehung seiner Tracht und in der Bauart der Häuser hat er viel Magyarisches angenommen. Die Gatyen (weite Hosen) und der Filzhut sind ganz magyarisch; die Wohnungen luftiger, sauberer als die der Hochländer.

Was die Denkungsart und Moralität der Dolischnianen betrifft, so sind sie weit mehr zu Excessen geneigt, minder gewissenhaft und minder religiös als ihre Brüder im Gebirge. Diebstähle, Raufhändel und Injurien sind unter ihnen keine seltene Erscheinung.

Die slowakisirten Ruthenen bilden den Uebergang zu den stammverwandten Slowaken. Sie sind ein Gemisch einheimischer und zugewanderter Slawen und haben dort, wo sie mit den Magyaren zusammengrenzen, auch von diesen Manches in sich aufgenommen. Doch überwiegt noch das ruthenische Element. In physischer und moralischer Beziehung stehen sie unter den Ruthenen Ungarns am tiefsten. Ihr Knochenbau ist wenig entwickelt; ihre Muskulatur schlaff, die Gesichtsfarbe meistens fahl, die Beine sind verkrümmt. Dazu kommen bei dem weiblichen Geschlechte häufige Verschiebungen des Beckens und andere äußerlich minder wahrnehmbare Gebrechen. Das Aussehen dieser Leute macht beinahe einen widerlichen Eindruck. Denn der oft selbst bei zwanzigjährigen Männern nicht einmal die Höhe von fünf Fuß erreichende Körper ist in der Regel aufgedunsen, gleich als litte er an Wassersucht, oder er ist bis zum Skelett abgemagert und im höchsten Grade hinfällig. Unter zwanzigen ist nur einer zum Soldatendienst tauglich. Das bartlose, hagere Gesicht, der stiere Blick, der schleppende Gang, die schlotternden Gliedmaßen verrathen Elend und eine diesem sich muthlos beugende Ergebung. Den Formen der Frauen fehlt es ganz und gar an Rundung; der Oberleib ist kurz und gedrungen; die Brust tritt kaum hervor. Die Geschlechtsreife tritt spät ein und die Fruchtbarkeit endet schon wieder mit dem dreißigsten Jahre.

So lange nicht die äußerste Gefahr einer Hungersnoth droht, legen diese Ruthenen nie ernstlich Hand an eine irgend eine Arbeit. Verschlagenheit, Boshaftigkeit und Schadenfreude kennzeichnen ihren Charakter. Diebstähle, boshafte Beschädigungen fremden Eigenthums, Brandlegungen, Ehrenbeleidigungen und körperliche Verletzungen sind unter ihnen häufig. Im halbnüchternen Zustande fühlen sie sich am wohlsten; der Branntwein spielt eine große Rolle. Ihre religiösen Regungen arten in schwärmerische Bigotterie aus; beschwerliche Wallfahrten und asketische Bußübungen sind ihnen Bedürfniß. Dabei huldigen sie dem dümmsten Aberglauben; Wahrsager und Wettermacher stehen im höchsten Ansehen. Bei andauernder Dürre pflegt man die Frauen zum Baden zu nöthigen und sie im Falle der Weigerung gewaltsam in's Wasser zu tauchen, damit sich zeige, welche unter ihnen die Hexe sei, auf deren Rechnung die Dürre geschrieben werden muß. Wohnung und Kost gleicht der des Werchowinars; das Hauptgericht sind die Pyrohy, d. h. mit Kartoffeln gefüllter Strudel aus Hafermehl.

Ihre Sprache ist slowakisch, jedoch mit ruthenischer Färbung. Zum Unterschiede von den eigentlichen Slowaken werden sie Tschotaken genannt, weil sie das slowakische Wörtchen co, was wie „tscho" aussprechen. Andere nennt man Sotaken, weil sie das gedachte co wie „so" sprechen.

Es sind hier noch die ruthenisirten Goralen zu erwähnen, welche in geringer Anzahl die Zips bewohnen. Sie zeichnen sich durch Unternehmungsgeist, körperliche Behendigkeit und Mutterwitz aus. Man findet unter ihnen Männer, die als Hausirer halb Europa durchwandert und sich umfassende Kenntnisse erworben haben. Sie halten viel auf Schulbildung und sehen es gern, wenn ihre Kinder im Rechnen und Schreiben Fortschritte machen. Doch sind sie verschmitzt, habgierig und unehrlich.

Die Kleidung besteht in einem langen braunen Oberrocke, der am Rande mit hellfarbigen Tuchstreifen benäht ist; aus enganliegenden, weißen Hosen von grobem Halinatuche, Bundschuhen, einem breitkrämpigen Hut und einem Schafspelze. Die Frauen hüllen sich zur Sommerszeit in weite Linnengewänder, im Winter tritt an deren Stelle ein Schafpelz. Zur Festtagskleidung gehören Schnürstiefelchen aus gelbem oder rothem Saffian, die jedoch erst vor der Kirchenthür angezogen und bis dahin in der Hand getragen werden. Am Halse prangen Glasperlen und bunte Maschen, während den Kopf eine buntfarbige Haube bedeckt. Die Sprache hat mit der polnischen die meiste Aehnlichkeit, doch macht sich eine fortschreitende Ruthenisirung bemerkbar.

Der Pausilipp bei Neapel und der Agnano-See.

Von **Friedrich von Hellwald**,
ordentlichem Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien.

Jenes Vorgebirge, das, sich von der Kuppe der Camalduli lostrennend, mit dem Vomero einen stumpfen Winkel bildet und, indem es auf eine Länge von etwa einer Stunde in südlicher Richtung in das Meer hinaustritt, den Golf von Neapel von jenem von Pozzuoli trennt, nennt man Pausilipp, was nach der Erklärung des Plinius so viel als Aufhören der Traurigkeit bedeutet.*) Und in der That konnte dieser Ausdruck nicht besser gewählt werden, denn wer möchte bei dem ewig heitern Grün, dem Schmelz der Blumen, bei dem Zulispeln hoher Pinien und stolzer Pappeln, dem geheimnißvollen Rauschen der schattigen Akazien, nicht fröhlich sein? Wer möchte trauern, wo die Natur nie stirbt, wo sie mitten im Winter duftende Kräuter sprossen läßt, und die Myrthe sanft an den Lorbeer sich lehnt, dessen Wipfel sich hoch in den reinen tiefblauen Aether erstrecken?

Schon Sannazar*) hat die Küste treffend geschildert, wo er sie:

*) Aus dem Griechischen von παυσις Aufhören und λυπη Betrübniß.

*) Sannazar, Patrizier von Neapel, einer der besten lateinischen Dichter der neuern Zeit, starb im Jahre 1530.

Pezzo del ciel' caduto in terra,

nennt, und Capaccio *) erzählt uns folgende Anekdote, die wohl nur ein allegorisches Bild auf die Schönheit der Gegend sein soll. Ein Kapuziner predigte: — „Der Geist der Finsterniß habe, als ihm sein Reich auf Erden weggenommen und er zur Hölle verwiesen worden, sich von Gott erbeten, nur den Pausilipp behalten zu dürfen, wo er sich dann über seinen Verlust leicht trösten wolle, da er gewiß sei, daß durch die Reize und Annehmlichkeit dieses Vorgebirges alle bösen Lüste aufgeregt und ihm mehr Verdammte zufallen würden, als sonst überall auf der weiten Erde."

Die Schönheit dieser Gegend vermochte viele reiche Eingeborene und Fremde, sich hier Sommerpaläste zu erbauen; denn sechs Monate des Jahres, vom Mai bis Oktober, wohnt es sich freundlich am Pausilipp. Und tritt dann das Aequinoktium ein, wo die Brandung höher geht, die Wellen ihren Schaum bis zu den Fenstern der am Ufer stehenden Gebäude emporspritzen, und die Seewinde rauher werden, auch dann noch, nimmt man nur ungern Abschied von dieser himmlischen Küste.

Das Vorgebirge des Pausilipp zeigt sich, von der Chiaja aus betrachtet, wie eine bedeutende hohe Erdzunge, welche gegen ihre Mitte sanft, dann aber in einer dergestalt schiefen Böschung gegen ihr Ende abfällt, daß letzteres nur wenig über die Meeresfläche hervorragt. Allein dieses Ende, Capo di Pausilippo genannt, ist nicht das eigentliche, denn dieses wird durch einen Vorsprung verdeckt.

Die östlichen, der Stadt Neapel zugewendeten sanften Abfälle sind mit Obst- und Weingärten bedeckt, in welchen der Moscatello di Pausilippo gedeiht, während die entgegengesetzte westliche Seite, von der Grotte bis zur Spitze Coroglio, der Insel Nisida gegenüber, einen wilden, fast unersteiglichen Abfall bildet, der mit Stauden und Rankengewächsen bedeckt ist. Derselbe Fall findet sich bei der auf der andern Seite des Golfs von Neapel gelegenen Bergkette, den alten Montes laetarii, welche zwar auf der Westseite einen mehr oder minder starken Fall haben, den aber weite Schluchten durchschneiden. Diese bilden eben so viele herrliche und fruchtbare Thäler, während die Ostseite fast senkrecht abstürzt und, zwei bis drei Stellen ausgenommen, eine gefährliche und unwirthbare Küste bildet.

Es zeigt sich am Pausilipp keine Spur eines alten Kraters oder verwitterter Lavaströme, und dennoch besteht der ganze Hügel aus vulkanischen Materien, nämlich aus der Asche des Lapillo (einem Gemisch von kleinen Lavatrümmern und Bimstein) auf der Oberfläche, und aus einer kompakten Tuffmasse im Kerne. Diese gelbliche, von horizontalen, aus Lapillo und größeren Lavageröllen bestehenden Schichten von verschiedener Mächtigkeit durchschnittene Masse tritt an mehreren Orten, besonders aber am östlichen Fuße des Berges, zu Tage, wo sie eine verschiedenartig hohe, durch das Meer benetzte Terrasse bildet. Der vulkanische Tuff, welcher den Kern aller um die Hauptstadt liegenden Hügel bildet, erscheint, wenn er gerade aus dem Bruche kommt und noch feucht ist, sehr weich und daher leicht zu behauen, verhärtet aber an der freien Luft und zeichnet sich durch sein geringes specifisches Gewicht aus. Eben diese Eigenschaften machen ihn ganz besonders zu Bauten geschickt, und man kann daher auch ohne Uebertreibung sagen, daß die große Stadt Neapel ganz aus den Eingeweiden der sie umgebenden Hügel hervorgegangen sei.

Das wahre Ende des Vorgebirgs erhebt sich auf einer Breite von zwei neapolitanischen Meilen, stufenartig von Ost nach West, bis zur hohen Spitze von Coroglio, die mit dem Hügel von Pizzofalcone einige Aehnlichkeit hat und eine kleine Insel beherrscht, die zu ihren Füßen liegt. Diese Punta di Pausilippo ist reizend. Ein Graf Thurn hat hier früher einen englischen Park angelegt, dessen Gebüsche bis an's Meer reichen. Der Vorüberschiffende unterscheidet von düsteren Akazien umringte niedliche Hermessäulen und Altäre, geschmackvolle Tempel, Statuen und andere architektonische Verzierungen, unter den Bäumen halb versteckt liegende kleine Landhäuser und Strohhütten. Der nachmalige Besitzer dieser Villa, der Herzog von Terra nuova, hat getrachtet, das Ganze den Verwüstungen des Meeres zu entziehen, die besonders dann verheerend sind, wenn der Südost- (Siroeco) oder Südwestwind (Libeccio) wüthen.

Letzterer ist viel ungestümer als der Sirocco, obgleich dieser einen ganz besondern Einfluß nicht allein auf die Animalien, sondern auch auf das Meer und die Atmosphäre ausübt. Man erkennt seine Nähe an dem Getöse der Wellen, welche sich mächtig erheben und zu entfliehen scheinen. Die Fluten wälzen sich bleiern an das Ufer und prallen mit Krachen von dem Felsen zurück, den sie mit Schaum bedecken. Der feuchte und warme Hauch des Sirocco trübt oft die Reinheit des italischen Himmels und benimmt der Luft ihre ganze Elastieität; während seiner Dauer scheint „der die Natur belebende Grundstoff erstorben zu sein". Alles schmachtet dahin und der Mensch fühlt sich von einer Schlaffheit ergriffen und niedergedrückt, die selbst den Geist affieirt. Dieser Wind macht die Schifffahrt, besonders an der Küste, gefährlich; seine Gewalt ist die eines schlauen, verborgenen Feindes, während der Libeccio sich zwar heftig, aber offen ankündigt, obwohl auch er dem Landmanne wie dem Schiffer unheilbringend wird. Alles muß sich vor ihm beugen oder brechen, und sogar die Bäume an den dem Libeceio ausgesetzten Orten wachsen in einer schiefen Richtung, welche ihnen der ungestüme Wind giebt, den man ganz besonders an der Küste von Genua kennt.

Neben der Villa Terrannova liegt der Palazzo delle canonade, ein Landhaus auf einer kleinen Anhöhe am Ufer, welches ehemals unser Landsmann, der Maler Philipp Hackert, bewohnte. Das in der Nähe liegende Dörfchen Marepiano *) nimmt den anziehendsten Platz auf dieser Küste ein, welche oberhalb von einer üppigen Vegetation bedeckt ist, und an ihrem Fuße große Blöcke nackten Tuffs zeigt, die weit in das Meer hinausragen und mehr oder minder scharfe Ecken haben; zwischen diesen sind eben so viel trauliche Stellen, wo die Wellen, nur sanft plätschernd, im Sommer zum Genusse des Bades einladen. Vor diesen Klippen liegen die Trümmer antiker Gebäude, und über selbe hinaus ist das Meer auf eine weite Strecke voll unter dem Wasserspiegel verborgener Riffe.

Der Pausilippus der Römer fing bei dem alten Mons olympicus an, erstreckte sich bis zur Insel Nesis (dem heutigen Nisida) und bildete in den ältesten Zeiten die natürliche Grenze zwischen den Gebieten von Cumae und Neapolis; man nannte ihn wohl auch Herma, weil hier der grenzenhütende Priap in einer kleinen Kapelle verehrt wurde. Diese ganze Küste war in den Zeiten der Römer mit Landhäusern bedeckt, von denen man tief unter dem Wasserspiegel die Ueberreste findet, welche, durch die Gewalt der Wellen und die Erderschütterungen in formlose Blöcke zerstückt, mit scharfen Kanten aus der Tiefe hervorragen.

Unterhalb Marepiano scheinen viele Ruinen von Netikularmauern, an einem kleinen Busen liegend, die Stelle zu bezeichnen, wo sich die größte und prächtigste aller Villen am Pausilipp, jene des berühmten Vedius Pollio, erhob, welcher die großen Muränenweiher besaß, denen bekanntlich manche Sklaven zum Opfer fielen. Viele alte Grammatiker sind der Meinung, daß diese Villa allein anfänglich den Namen Pausilipp geführt, die Landzunge aber die Benennung Ammens getragen habe. Die Fundamente der Fischbehälter von 50 Fuß Länge auf 18 Fuß Breite und 24 Fuß Tiefe sind noch sichtbar.

Auch Virgil besaß ein Landhaus am Pausilipp; Silius Italicus hatte dessen Wohnung und Grab noch lange Jahre nach dem Tode des großen Mantuaners inne. An der äußersten Spitze des

*) Il forestiere all' antichità di Pozzuoli.

*) Auch Mare Chiano genannt.

Pausilipp liegt die sogenannte Scuola di Virgilio oder Gajola, wohl nichts Anderes als ein ehemaliges Landhaus des reichen Lucullus, oder ein Tempel der Venus Euploea, von Bädern und Landhäusern umgeben, an welche sich dann, mehr gegen Nisida hin, die lukullanische Villa knüpfte. Unweit davon ist eine schauerliche Grotte, welche in der Gegend Grotta di Seano oder del truono genannt wird; sie ist aber nicht durch Menschenhände entstanden, sondern wohl nur durch das heftige Anschlagen der Meereswellen nach und nach ausgehöhlt worden. Aber es bleibt doch auffallend, daß dieselbe im Hintergrund einige kleine Thüröffnungen und Stücke von Retikularmauerwerk in einem höchst zerstörten Zustande zeigt. An einigen Orten bemerkt man noch Spuren der Wasserleitungskanäle, die hier einst in großer Menge zu finden waren, denn jede Villa besaß ihre eigene Leitung, welche sich vom allgemeinen Aquädukte des Claudius als Seitenast lostrennte. Von dem schiffbaren Kanale, dessen Plinius gedenkt,*) scheint noch ein Rest an jener Stelle übrig zu sein, die hinter der kleinen, von Sannazar Euploea genannten Insel und dem Festlande durchführt, und auch jetzt noch von den Fischern, obwohl nicht ohne Gefahr wegen der unter dem Wasser liegenden Mauertrümmer, befahren wird.

Warum man das Ganze mit dem Namen Scuola di Virgilio bezeichnet, ist schwer zu begreifen. Alles zeigt hier wohl einen ungeheuern Bade-, nicht aber einen Lehrsaal, und ersterer läßt sich auch bei einem am Meeresufer gelegenen Landhause leichter vermuthen. Indeß sagt uns d'Ancora: „daß die Alten unter dem Worte Schola einen Badesaal mit ringsumlaufendem Säulengange verstanden hätten.“ Bis auf 18 Klafter vom Ufer entfernt sieht man noch Mauertrümmer im Meer und besonders die Fundamente der Fischbehälter. In der Nähe mag auch der Tempel der Fortuna gestanden haben, dessen in zwei aufgefundenen Steinschriften Erwähnung geschieht und den der Name der jetzigen, hier liegenden Kirche St. Maria del Faro oder della Fortuna andeutet.

Aber nur die Werke der Menschen haben in diesen Gegenden eine Veränderung erlitten, die Natur ist sich stets gleich geblieben sie ist durch alle Jahrhunderte hindurch noch lachend und reich; die Hügel sind wohlbebaut, die Ufer bevölkert und wenigstens von den Fischern stark besucht. In den klaren Gewässern, unter den ausgewaschenen Klippen und Felsenriffen, fängt man die besten Frutti di mare, wie der Neapolitaner alle Arten Muscheln und Seethiere kleinerer Art nennt. Auch ist die Gegend äußerst fischreich und bei ruhigem Meere sieht man viele Fischer stundenlang im Wasser stehen und mit den Händen die Seethiere ergreifen oder angeln. Mit ihrem Stab in der Hand, bemüht, sich ihre kärgliche Nahrung zu bewerben, erscheinen sie, um ihrer Unbeweglichkeit willen, wie in's Meer gestellte Bildsäulen, und ihr Anblick erinnert lebhaft an Pope's schöne Verse in seinem Windsor Forest, wo er das Fischen mit der Angel beschreibt. *)

*) Lib. IX. Cap. 54.

*) Where cooling vapours breathe along the shore,
The patient fisher takes his stand
Intent, his angle trembling in his hand.
With looks unmov'd, he tempts the scully breed
And eyes the dancing cork and bending reed.

Längs den östlichen Abfällen des Pausilipp, immer aufwärts an den Hügeln, zieht sich die Strada nuova di Pausilippo, welche überall herrliche Punkte für die Aussicht bietet. Diese Straße wurde zur Zeit der österreichischen Okkupation (1821 bis 1827) vollendet. Sie steigt von der Mergellina fast bis zur Spitze von Coroglio, übersattelt den Rücken des Berges unterhalb des Dörfchens S. Strato, windet sich auf der Westseite bis an das Meeresufer, Nisida gegenüber, wieder hinab, und lenkt bei den Bagnoli in die von Neapel durch die Grotte führende Straße nach Pozzuoli ein.

Die Scene ändert sich plötzlich, sobald man die Scuola di Virgilio umschifft hat. Man ist nun dem Kap Coroglio, der äußersten südwestlichen Spitze des Pausilipps, gegenüber. Die aus einer weichen Tuffmasse bestehende Küste fällt steil und ungleich ab; einige ihrer niederen Spitzen haben der Gewalt der Wellen widerstanden und ragen verschiedenartig gestaltet in das Meer hinaus, welches sie aber dennoch unterwaschen hat und beträchtliche Höhlen bildet. Aber auch an dieser rauhen Stelle findet man doch Pflanzen, zwischen den zackigen Felsblöcken, wie man sie, in solcher Größe und Schönheit, in den Treibhäusern Deutschlands vergeblich suchen würde. Unter ihnen prangt die indische Feige (Ficus carica L.) Die Aloe (Agave americana L.) entfaltet ihre langen gekrümmten und gestachelten Blätter, und gelangt in der ganzen Umgebung der Hauptstadt nirgends früher zur Blüthe, als eben hier. Hoch über sie hinweg wiegen sich in melancholischem Schweigen ehrwürdige Pinien in den blauen Lüften, die, aus der Ferne gesehen, riesenhaften antiken Kandelabern gleichen.

Ich schließe hier einige Bemerkungen über den Agnano-See, am Golf von Neapel an.

Nur in dem Augenblicke, wo man ohne Hindernisse die ganze Ausdehnung des weiten Kraters ermessen kann, in welchem der See Agnano liegt, tritt man aus den dunkeln Gebüschen auf die weichen, grünen Matten, welche ihn umkränzen und ganz das Bild einer heitern, aber ruhigen Landschaft darstellen. Die Natur lächelt hier in einfacher, stiller Verborgenheit dem Forscher zu! Es ist die Einsamkeit eines glücklichen und befriedigten Gemüths, das sich ganz vom Irdischen abgewendet hat.

Der Name Agnano soll von einer Stadt Angulanum*) herrühren, die am südlichen Ufer des Sees lag, wo man auch noch jetzt, oberhalb der Dunstbäder S. Germano, viele antike Ueberreste findet. Sie werden von Einigen für eine Villa des Lukullus**), von Anderen für eine Therme***) gehalten, und diese letztere Meinung hat noch die größte Wahrscheinlichkeit. Lalande*) redet gar von einer Stadt Agnano, die einst hier gestanden habe, was aber offenbar falsch ist. Nach Coffredo's Angabe wäre der Name dem See entweder von dem griechischen ἀγνίζω, d. h. reinigen, oder auf eine ironische Weise von ἀγνός, d. i. rein, weil er einst voller Schlamm und Unrath gewesen — gekommen. Die Umgebungen bilden beträchtliche Hügel aus Tuffstein und sonstigen vulkanischen Aggregaten, deren Formen unter dichtem Gestrüppe verborgen sind und den Aufenthalt zahlreicher Schlangen und Wasserfrösche bilden, von denen die ersteren, besonders im Frühjahre, von den nahen Hügeln herabschießen und größtentheils im See ertrinken.

Der Umfang mag drei Viertelstunden betragen; seine stillen Gewässer, die nur in leisen Wellen auf der Oberfläche leicht vom Winde bewegt werden, treiben spielend auf den Rasen am Ufer, und sollen, wie das Aqua zolfa der Campagna romana, an manchen Stellen Schwefelwasserstoffgas**) ausdünsten, wovon auch das an manchen Orten auf der Oberfläche bemerkbare

*) Vasi, Itinerario da Roma a Napoli, pag. 130.
**) Mazzochi, De castr. Lucull. p. I. cap. 4. — Summonte, Storia di Napoli.
***) de Jorio pag. 188.

*) Tom. III. pag. 316.
**) Romanelli S. 96.

Aufbrausen herzurühren scheint. Vasi *) glaubt, daß dies der Entwickelung einer Gasart zugeschrieben werden könne; man brauche aber deshalb noch nicht anzunehmen, daß ein halberloschener Vulkan unter dem See gelagert sei, um so mehr, da dessen Wasser natürlich, ohne schwefligen Geschmack, ist, kein Abstringiren auf der Zunge erregt, keinen höhern als den gewöhnlichen Wärmegrad besitzt und eine Menge Wasservögel sich darin aufhalten.

Die Tiefe des Sees von Agnano ist bedeutend und man will behaupten, daß derselbe früher mit dem Meere durch zwei Kanäle in Verbindung gestanden habe, welche von Menschenhänden durch die nahen Berge gebrochen sind *).

*) Romanelli, S. 131.

*) Romanelli, loc. cit.

Brautwerbung bei den Lappen.

Stockholm, im Juli 1863.

Mit den ehelichen Verbindungen sieht es bei den Lappen, besonders den schwedischen Fjell- oder Gebirgslappen, sehr betrübt aus. Das Herz hat nämlich bei der Wahl des Gatten und der Gattin eben so wenig Antheil, wie oftmals bei fürstlichen Personen, während bei den civilisirteren Völkern doch gewöhnlich von den kontrahirenden Theilen die Sache eingeleitet und abgemacht wird, so daß die Verwandten nur eine berathende oder bedingungsweise hindernde Stimme haben. Bei den Lappen dagegen ist es umgekehrt: die Verwandten und Angehörigen haben Alles zu bestimmen, und es ereignet sich wohl gar, daß das Brautpaar von seiner baldigen Verheirathung erst durch das Aufgebot in der Kirche benachrichtigt wird.

Der Hergang bei einer lappländischen Brautwerbung oder Freierei ist nach Petrus Laestadius, der in den schwedischen Lappmarken geboren und erzogen ist, auch in denselben mehrere Jahre als Geistlicher gewirkt hat, etwa folgender: Die Eltern, Verwandten und Freunde des Freiers versammeln sich in großer Anzahl und versehen sich reichlich mit Branntwein, um die Eltern und Verwandten des Mädchens damit zu bewirthen und zu gleicher Zeit ihr Anliegen vorzubringen. Der Freier sagt, wenn er auch zugegen ist, kein einziges Wort, und die zukünftige Braut schweigt ebenfalls. Es sieht fast so aus, als ob die ganze Sache Beide gar nicht beträfe; denn sie sind die Einzigen, welche gleichgültig zu sein scheinen. Auch ist es ganz der Natur der Sache angemessen, daß sie bei einer solchen Gelegenheit keine Liebe an den Tag legen, wenn diese wirklich in ihren Herzen wohnen sollte, denn die Liebe scheut eine solche Menge forschender Augen und lauschender Ohren. Es geht hier nämlich Alles öffentlich zu. Außer der großen Menge von Verwandten, Freunden und Basen bis in's dritte und vierte Glied, welche den beiden contrahirenden Theilen angehören, läuft eine zahllose Menge anderer neugieriger Leute zusammen, um zu sehen und zu hören, wie die Sache ablaufen werde.

Von Seiten der freienden Partei ist ein Hauptsprecher gewählt, den man Sognon-Dive, d. i. Hauptmann der Freierei, nennt. Dieser wendet sich mit seiner Branntweinflasche und mit seiner Rede an die Hauptpersonen der andern Seite, nämlich an den Vater und die Mutter des Mädchens. Die übrigen, weniger bedeutenden Sprecher aber wenden sich, je nachdem es sich trifft, an die entfernteren Verwandten der künftigen Braut, suchen es jedoch so einzurichten, daß Jeder, so oft wie möglich, dem Vater und der Mutter einschenkt und das Mädchen ebenfalls nicht vergessen wird. Nachdem man sich mit dem Nektar dermaßen erquickt hat, daß man lichteren Ideen zugänglich ist, und nachdem die Sache theils in Prosa, theils in Gesang*) gehörig ventilirt worden ist, dann ereignet es sich wohl, daß die Eltern der Braut die Freiergeschenke (Kileh) zu sehen begehren. Werden diese angenommen, so ist der Kauf abgeschlossen, und man begiebt sich entweder sogleich oder an einem der folgenden Tage zum Pastor, um das Aufgebot zu bestellen. Die meisten Partien werden bei Jahrmärkten und anderen großen Festen bei der Kirche (in der sogenannten Kirchstadt) abgeschlossen; doch will es sich ohne Branntwein nicht gut machen lassen. Die Redensart in der lappländischen Sprache „mit Branntwein freien" bedeutet ungefähr eben soviel, wie „förmlich um die Hand eines Mädchens anhalten, förmlich seine Liebe erklären". Ohne Branntwein scheint es nicht ernstlich gemeint zu sein.

Inzwischen kann es sich wohl ereignen, daß selbst dieser Trank keine Wirkung hervorbringt und der Freier das Faß der Danaiden zu füllen versucht. Einen bessern Erfolg hat er kaum zu erwarten, wenn er selbst arm, die begehrte Braut dagegen reich ist. Ueberall hat zwar in dieser Angelegenheit der Reichthum einen mächtigen, ja einen entscheidenden Einfluß, anstatt des Herzens, das hier allein reden sollte; doch nirgends ist dieser Einfluß größer, als bei den Lappen. Bei ihnen ist der Reichthum der einzige Vorzug, den der Eine vor dem Andern hat. Die Uniform entscheidet hier gar nichts, der eine Pelz gleicht ganz dem andern; Rang und Talent, welche bei den civilisirten Nationen eine größere oder geringere Opposition gegen den Reichthum bilden, sind hier ganz unbekannte Größen, und von dem Vorzug einer höhern Bildung, die etwa auf das Loos des einen Contrahenten entfallen wäre, ist dort ebenfalls nichts zu spüren. Daher wagt kaum der Sohn armer Eltern seinen Blick zu der Tochter des Reichen zu erheben, und der Sohn des Reichen blickt selten mit solchen Absichten herab auf die Tochter des Armen: es wäre dies ja gerade so, als wenn ein Herr sich mit einem Dienstmädchen oder ein Fräulein mit einem Knechte verheirathete. Ja, wie schon erwähnt, es kommt häufig vor, daß Bräutigam und Braut bei der Brautwerbung gar nicht zugegen sind und nicht einmal etwas davon wissen oder ahnen, sondern vielleicht erst von den aus der Kirche zurückkehrenden Personen erfahren, daß sie gesonnen sein sollen, in den heiligen Stand zu treten.

Alles trägt hier das Gepräge eines Kaufs und eines Handels: die erwähnten Freiergeschenke sind in der That nichts anderes als der Kaufpreis. Und dennoch leuchtet dabei die dunkle Idee hervor, daß hier von einer wichtigern Angelegenheit die Rede sei, als von dem Kauf und Verkauf eines Rennthieres; denn man hält es nicht für passend, Geld zu bieten, welches auch bei dieser Gelegenheit nicht sonderlich geachtet und nicht gern angenommen wird. Nein, es soll etwas anderes sein, am liebsten und gewöhnlichsten Silber-

*) Die lappländischen Melodien (Wuolle, Plur. Wuolleh), deren Zahl sehr groß ist, sind sehr verschieden, einige traurig, andere fröhlich, stolz u. s. w. Sie sind höchst ausdrucksvolle Naturlaute, klingen jedoch schwedischen Ohren, die durch die vielen herrlichen Nationalmelodien verwöhnt sind, meistens äußerst unangenehm, obgleich sie, von guten Stimmen gesungen, keineswegs einer gewissen Anmuth gänzlich entbehren. Die Melodien sind sehr einfach und monostroph, daher man auch leicht die Worte in eine derselben einpassen kann. Wenn nun bei dem Anblick einer schönen und herrlichen Naturscene das Gefühl des ungemein lebhaften Volkes übersprudelt, oder wenn bei einem muntern Gelage der Lebensnektar auf die Sinne zu wirken beginnt, da hört die Prosa auf; man ergießt seine Gefühle in Gesang, man redet, man unterhält sich in Gesang, man wird munterer und liebevoller, der Eine fällt wohl dem Andern in die Arme, oft halten Beide sich lange umschlungen, reden mit einander in Gesang, weinen vor Schmerz oder vor Freuden, kurz der „Naturmensch" leuchtet unverdeckt hervor. Dieser Lappengesang, der so oft das Echo in den Bergen weckt und bei lebhaften Marktscenen und bei sonstigen Zusammenkünften üblich ist, heißt Joikat.

arbeiten, wie Löffel, Becher, Dosen oder einige prachtvollere Putzsachen, den Silberkragen oder Silbergürtel. Sogar der Blanke, d. i. der Speciesreichsthaler, der sonst bei den Lappen eine größere Zauberkraft besitzt, als die Zaubertrommel, taugt nichts beim Brautkaufe.

Sollte es sich hernach ereignen, daß die beschlossene Partie wieder aufgesagt wird, so werden die Freiergeschenke in vollem Ernste zurückgefordert und auch zurückgegeben, ja im Weigerungsfalle kann man die Gerichte zu Hülfe rufen; kurz, man betrachtet die Sache ganz als einen nicht erfüllten Kaufkontrakt, wobei der eine Theil natürlich zurückgeben muß, was er als Handgeld schon erhalten hat für eine Waare, die er nun nicht liefert. Auch wohnt in den Meisten soviel Rechtsgefühl, daß sie ohne Anmahnung nicht allein die Freiergeschenke zurückgeben, sondern auch noch ein Geschenk hinzufügen als Ersatz für den Freierbranntwein (Sogno-Vina), ja denselben wohl gar bezahlen, selbst wenn sie sogleich eine abschlägige Antwort auf die Freierei ertheilen.

Leicht aber läßt sich denken, welchen Segen eine auf solche Weise abgeschlossene Ehe auszuüben im Stande sein kann, bei der man auf die Stimme des Herzens gar nicht hört und eben so wenig die Eigenschaften des gewählten Gegenstandes in Erwägung zieht, sondern wobei der Einfall des Augenblicks über das ganze Lebensschicksal entscheidet und das Geplärr und Geschrei einer Menge von halbberauschten Personen auf das Hauptresultat einen überwiegenden Einfluß hat.

Ein jetzt verstorbener Pastor, Fjellström, erzählte aus seiner Jugend, da er Student war, folgende Anekdote von einer Brautwerbung im Kirchspiele Jockmack, bei welcher er zuletzt die Rolle des Hauptsprechers (Sognon-Dive) übernommen hatte. Der Freier hatte schon mehrere Sprecher gehabt und mehrere stets erfolglose Versuche gemacht. Da begab er sich in den Pfarrhof und war so glücklich, den Sohn des Pastors, den erwähnten Studenten, zu gewinnen, so daß dieser mit ihm in das Haus ging, in welchem die Unterhandlung auch in der Abwesenheit des Freiers fortgesetzt wurde. Hier war unter Andern auch ein altes Weib, eine Muhme im dritten oder vierten Gliede, die mit ihrer gellenden Stimme alle Uebrigen überschrie und immerwährend rief: „Nein, nein! Es geschieht nicht! Es wird nichts daraus! Es geschieht in Ewigkeit nicht! — Ja, wenn auch der Sohn des Fleischfressers*) herkommt, so geschieht es dennoch nicht!" Unser Student ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen; da er übrigens einsah, daß er nichts würde ausrichten können, so lange diese Hexe belferte, so flüsterte er dem Länsmanne**), der ebenfalls zugegen war und die Freierei unterstützte, in's Ohr, er möchte die Alte mit guter Manier unvermerkt zur Thür hinaus werfen. Das that dieser auch wirklich. Die Alte, welche so plötzlich und ganz unvermuthet unter dem freien Himmel stand, summte zwar „wie eine Bremse in einer leeren Tonne", schrie, schimpfte, fluchte, schlug an die Thür und suchte dieselbe aufzureißen; doch konnte ihr das Alles nichts helfen, denn herein konnte sie nicht kommen, da der Länsmann die Thür zuhielt, und im Hause ging die Brautwerbung ruhig ihren Gang und hatte einen guten Erfolg, wozu der Rang und das Ansehen des Hauptsprechers, vielleicht auch sein besserer Branntwein und seine bessere Rednergabe, so wie eine inzwischen herbeigeschaffte Vermehrung der Freiergeschenke das Ihrige beitrugen. Kurz, die Partie wurde abgemacht und die Gesellschaft brach auf, um sich zum Pastor zu begeben und das Aufgebot zu bestellen. Die Thür wurde geöffnet und die Alte stürzte augenblicklich und in voller Wuth und Erbitterung herein, merkte jedoch in ihrer erregten Gemüthsstimmung nicht, daß die Gesellschaft im Abzuge begriffen war, und dieselbe List, welche sie erst hinausgebracht hatte, hielt sie jetzt auch zurück, denn der Länsmann schloß sie ein. So war denn der letzte Betrug noch ärger als der erste, und die Hochzeit wurde bald darauf gefeiert.

*) Ein dort üblicher Schmähname des Pastors.

**) Ein untergeordneter obrigkeitlicher Beamter auf dem Lande, ein Vogt.

Wie aus dem Angeführten hervorgeht, ist es bei solchen Umständen im Allgemeinen von großer Wichtigkeit, einen angesehenen und geschickten Freier-Hauptmann oder Wortführer zu haben. Daher geschieht es wohl, daß man bei einer Brautwerbung, deren glücklichen Erfolg man zu bezweifeln Grund hat, sich einen eminentern Freierkönig sucht und ihm eine Belohnung verspricht. Dies war auch bei dem eben erwähnten Ereignisse der Fall.

Heirathen zwischen Schweden und Lappen kommen sehr selten vor. Zwar pflegen in manchen Kirchspielen Schweden und Lappen freundschaftlichen Umgang und der Eine erhebt sich in seinen Gedanken nicht eigentlich über den Andern oder hält sich für besser als diesen; sobald aber von einer ehelichen Verbindung die Rede ist, nimmt das Ganze eine andere Gestalt an. Unmöglich kann ein Lappe, so lange er ein Lappe bleibt, d. h. seine nomadisirende Lebensweise führt, ein schwedisches Mädchen zur Frau bekommen, ja es hält noch schwer genug, wenn er ein „Schwede wird", d. h. wenn er die schwedische Sprache, Kleidung und Lebensweise annimmt und ein Ansiedler wird. Das schwedische Mädchen sagt mit Stolz und mit der größten Verachtung, sie will keine „Lappenfrau" werden. Eben so wenig aber will auch ein schwedischer Jüngling ein Lappenmädchen heirathen. Ist sie eine vollkommene Lappländerin, welche die Kleidung der Lappen trägt und die Lebensweise derselben führt, so ist es ganz unmöglich; hat sie dagegen seit ihrer Kindheit in schwedischen Häusern gedient und die schwedische Kleidung angelegt, so ist es nicht ganz unmöglich, und ebenso kann es auf der andern Seite vielleicht geschehen, daß ein ganz verschwedischter Lappe eine wirkliche Schwedin zur Frau bekommt. Aber diese Fälle sind äußerst selten; denn so gering zuweilen auch der Unterschied zwischen den Ansiedlern ist, so scharf ist derselbe zwischen den Schweden und den Lappen. Die beiden Völkerstämme unterscheiden sich in ihrem Aeußern so grell von einander, daß eine nähere Verbindung zwischen ihnen sogar der physischen Natur widerwärtig zu sein scheint. Ist sie jedoch einmal geschehen, so bewirkt die veränderte Lebensweise bald eine große Veränderung. In der zweiten Generation ist der Lappe an Art schon so ziemlich ein Schwede geworden, und in der dritten ist die lappische Herkunft schon vergessen, dann tragen auch die Körperbildung und die Gesichtszüge nicht mehr das lappische Gepräge.

So war der Hergang bei Freiereien in den schwedischen Lappmarken in den 1830er Jahren, und ungefähr so wird er noch jetzt sein, da die Lappen an herkömmlichen Gebräuchen außerordentlich starr festhalten. Gleichwohl ist in dem letzten Decennium durch höchst bedeutende Abgaben die Zubereitung des Branntweins in ganz Schweden, so wie die Einfuhr desselben in Lappmarken sehr erschwert worden; auch hat das Branntweintrinken in Folge dieser Umstände außerordentlich abgenommen, wogegen der Genuß des Kaffees in ungemein starker Proportion zunimmt. Daher läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Lappen jetzt nicht mehr so häufig „mit Branntwein freien" wie früher; denn theils ist ihnen der Branntwein zu theuer und theils können sie ihn kaum anschaffen.

Sehr verschieden sind die Sitten und Gebräuche in den nördlichen Theilen des großen Vaterlandes der Lappen, besonders in den norwegischen Finnmarken, welche Benennung ganz gleichbedeutend ist mit Lappmarken, da man die Lappen in Norwegen Finnen nennt. Darum führen wir hier über denselben Gegenstand noch eine Stelle aus dem 1860 erschienenen Tagebuche des ehrwürdigen, hochverdienten Pastors Nils Joachim Christian Vibe Stockfleth an (S. 139):

In Kautokeino (69.° N. Br.) trat im Winter 1842 zu mir ein Brautpaar mit dem üblichen Gefolge herein und verlangte aufgeboten zu werden. Da das Gedränge ungemein groß wurde und die Hintersten auf Stühle, Kisten und Bänke steigen mußten, um sehen zu können, konnten wir vermuthen, daß die Braut viele Freier gehabt haben müßte, und so war es auch wirklich. Als ich die Namen des Brautpaars einschreiben wollte, trat ein junger Mann vor.

Still gab der Bräutigam der Braut ein Halstuch, das sie dem Vortretenden überreichte; still nahm dieser das Tuch an, machte eine Verbeugung und trat zurück; ebenso ging es mit einem zweiten und einem dritten, und während der ganzen Zeit herrschte eine vollkommene Stille und Ruhe. Als der dritte Freier das Halstuch entgegengenommen hatte, sagte er, er könne sich zwar auf kein bestimmtes bindendes Versprechen der Braut berufen, doch hätte sie einmal etwas geäußert, das geklungen hätte wie „vielleicht“, und nun wollte er sie bitten, die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen und als Geständniß oder Bezeugung, daß er die Wahrheit redete, solle ein Speciesthaler erlegt werden. Der glückliche Freier, nämlich der erkorene Bräutigam, fand dieses ganz in der Ordnung, meinte jedoch, da hier nicht die Rede wäre von einer Erstattung für die Braut, sondern nur von einem gegenseitigen Zeugniß, daß das erwähnte Verhältniß stattgefunden hätte, so wollte er dem Geistlichen einen halben Species überreichen, den dieser für die Armen anwenden könnte. Hiermit waren Alle befriedigt und einverstanden. Man pflegt bisweilen eine Freierei damit zu beginnen, daß man einen Handschuh des Mädchens zu gewinnen sucht. Die größere oder geringere Schwierigkeit, mit welcher sie sich denselben nehmen läßt, ist entweder ein halbes Ja oder ein Nein. Auch schickt man ihr wohl durch einen Andern ein Halstuch. Der Bräutigam trägt an einigen Orten, am häufigsten in Kautokeino, ein langes, weißes Tuch, kreuzweise um den Hals, über die Brust und um den Leib gebunden. Die Braut trägt eine Krone. Nur in Kautokeino herrscht die Sitte, daß während der Trauung von zwei jungen Männern und zwei Mädchen ein großes seidenes Tuch wie ein Thronhimmel über den Häuptern des Brautpaares gehalten wird. Dieses Tuch heißt das Pell, gehört der Kirche und wird für 8 Schillinge geliehen; die Lappen nennen dasselbe nur Line (Tuch). Die Sitte stammt vermuthlich aus der Zeit, da Kautokeino zu Schweden gehörte.

Die Wälder im Banate.

Das Kaiserthum Oesterreich zeichnet sich vor vielen anderen Ländern durch die fast unerschöpfliche Ergiebigkeit seiner natürlichen Hülfsquellen aus. Unter diesen nehmen die noch vorhandenen, oft kolossalen Urwälder nicht den geringsten Platz ein. Im Westen der Monarchie sind dieselben freilich bereits bedeutend gelichtet worden, und namentlich nehmen die einst berühmten „böhmischen Wälder“ immer mehr ab; auch in anderen Theilen der deutsch-slawischen Kronländer ist dies der Fall. Der Osten dagegen hat sich unabsehbare Strecken fast noch jungfräulichen Waldbodens bewahrt, so namentlich in Slawonien, der Militärgrenze, theilweise in Ungarn und im Banate. Hier fehlen noch die Verkehrswege, um das Nutz- oder Brennholz mit Vortheil weiter fortschaffen zu können; auch sind die industriellen Unternehmungen und Bauten, welche den werthvollen Stoff bedürfen, noch nicht in solcher Entwickelung begriffen, wie man sie in den westlichen Theilen des Kaiserthums findet.

Noch verfaulen jährlich hunderttausende von Klaftern des schönsten Holzes unbenutzt, während an anderen Orten eine geradezu verwüstende Waldwirthschaft getrieben und für eine Nachpflanzung wenig Sorge getragen wird. Wie es mit dem außerordentlichen Reichthume der Wälder im Banat und deren Bewirthung aussieht, darüber wollen wir einen praktischen Forstmann, den sächsischen Oberforstrath v. Berg, zu Rathe ziehen. Er giebt in seinem lehrreichen Buche: „Aus dem Osten der Oesterreichischen Monarchie. Ein Lebensbild von Land und Leuten, von E. v. Berg“, eine klare Schilderung.

Die Hauptmasse der Wälder im Banate gehört jetzt der (französischen) Staats-Eisenbahn-Gesellschaft. Es sind durchgehends Gebirgsforsten, welche auf Kalk stocken. Vorherrschend ist die Rothbuche; neben ihr verdienen die Zerreiche und Stieleiche, der Ahorn, die Esche, Ulme, Linde, Weißbuche, Birke, Erle und viele andere Baum- und Straucharten von untergeordneter Wichtigkeit — von Nadelhölzern nur die Weißtanne — genannt zu werden. Zusammenhängende größere Bestände bildet nur die Buche, seltener die Eiche. Die Waldvegetation ist sehr reich. Bei einem Ausfluge fand Berg in den Moldowaer Wäldern 52 verschiedene Baum- und Straucharten, während an dem, wegen seiner mannichfachen Vegetation bekannten Basaltberge Milleschau bei Teplitz deren nur 38 gezählt werden. Dabei zeigt sich überall eine üppige Entwickelung der einzelnen Individuen, in reicher Krone, vollen Blättern, hohen, glatten Stämmen. Man bedarf keiner lebhaften Einbildungskraft, um sich die Mannichfaltigkeit und Pracht dieser Wälder auszumalen. Die Berge, schön gewölbt, wie ein grünes, bewegtes Meer durch die welligen, übereinander gruppirten Baumkronen, wechseln anmuthig mit tiefen Thälern, in welchen man die versteckt liegenden Orte wohl ahnt, aber nicht sieht. Dann fesselt unser Auge eine lange, grüne Wand an einem Thalgehänge, aus dem einzelne Felsen hervorstehen, so wie schroffe Hänge oder Hochebenen. Wo man eine Umsicht hat, giebt es ein Waldbild, wie man es selten sieht: nichts als Berge und Bäume, während die Fernsichten in die Banater Ebenen zu unseren Füßen ein liebliches Bild der menschlichen Thätigkeit entrollen. Das Gebirge wäre wunderschön, wenn es mehr Wasser hätte.

Wie so ganz anders zeigt sich doch der lustige, bewegliche Laubwald gegen den düstern, starren und steifen Nadelwald! Ebenso verschieden ist der Eindruck, den dadurch das Gemüth empfängt. Niemand kann sich dieser Einwirkung entziehen, wenn er sich derselben auch nicht bewußt wird. Sonst überall findet man eine Uebereinstimmung des Volks mit dem Walde, nur hier nicht unter den Wallachen. Nadelwald stimmt den Menschen ernst; die Sagen, die Lieder tragen diesen Charakter, wogegen der Bursch oder das Mädel, im Laubwald erwachsen, eine fröhliche Weise singt und lustige Schwänke erzählt. Aber der Wallach ist ernst im Lied, im Tanz und seinem ganzen Auftreten.

Fern von den Orten menschlicher Thätigkeit stellt sich der Wald als ein geschlossenes Ganze dar, aber je näher man an Städte und Dörfer kommt, desto mehr bemerkt man die Eingriffe der Menschen, mehr aber noch deren Unverstand an den vielen kahlen, elenden Hutweiden. Eine Waldwirthschaft auf wissenschaftlicher Grundlage wurde zur Zeit der kaiserlichen Verwaltung nicht geführt, wenigstens sieht man im Walde nicht eine Spur davon, denn die Durchhiebe, welche gemacht sind, lassen nicht begreifen, was man für einen Sinn damit verbunden hat. Man haute eben da, wo man es für gut befand, ohne einen erkennbaren Plan, eine Plänter- oder Plünderwirthschaft, wie es die Bedürfnisse der Werke und Bewohner mit sich brachten. Deshalb sieht man auch sehr wenig geschlossene Jungwüchse, wohl aber eine große Masse Urwald oder urwaldähnliche Bestände, wo junge und alte, faule und gesunde Bäume bunt durcheinander stehen, einen Wald, wo noch große Schätze aufgespart sind, aber auch große Massen verloren werden durch Lagerholz, Faulwerden der alten Stämme und durch nicht entsprechenden Zuwachs des gesunden Holzes. Man sieht, daß es im Ganzen an Absatz fehlt, wenn auch die Wälder, welche den Holzkohlen verbrauchenden Hütten näher liegen, eine reichliche Abgabe tragen, wenn der Betrieb schwunghaft fortgesetzt wird. Aber es fehlt im Innern des Waldes auch an nur einiger-

maßen guten Wegen, und doch sind sie für den Verkehr mit Holz eine unbedingte Nothwendigkeit. Die gegenwärtige Forstverwaltung (der französischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft) ist bemüht, Manches zu bessern.

Es fehlt im ganzen Banat an Nadelholz, denn die Tanne ist nicht so häufig, daß dadurch alle Anforderungen befriedigt werden können.

Das Wild ist in diesem Theile der Banater Wälder nicht häufig. Rehe, Hasen und Gemsen, letztere auf dem Hochgebirge in der Grenze, sind die einzigen nutzbaren Haarwildarten. Rothwild gab es vor 1848 in der Grenze nicht selten, allein die moderne Jagdbehandlung hat es ganz ausgerottet. An Vogelwild findet man Haselhühner, Rephühner, Wachteln und besonders viele Schnepfen. In den sumpfigen Niederungen an der Donau giebt es Bekassinen und Wasservögel aller Art in großer Menge. Drosseln und andere Singvögel beleben den Wald, am reichsten sind aber die Raubvögel vertreten, vom mächtigen Steinadler und vom Aasgeier bis zum Sperber, keiner fehlt. Auch die Raubthiere erfreuen sich im Schutze dieser Wälder ihres Lebens. Der Bär und Wolf, selten der Luchs, sind stets zu treffen; besonders der freche Wolf thut manchen Schaden. Das kleine Raubzeug, wie Füchse, Marder aller Art, Iltis, Wiesel, Fischotter und Dachs, sind in ziemlicher Anzahl vorhanden.

Eine Jagd im Banate versetzt den Waidmann in längst vergangene Zeiten zurück; sie ist noch lebhafter, urthümlicher als das langweilige Treibjagen bei uns. Man jagt im Walde stets mit Hunden, einer Art Bracken oder hochbeinigen Dachshunden. Wo man Wild vermuthet, werden sie abgekoppelt und die Jäger stellen sich entweder auf die bekannten Wechsel an oder folgen der Jagd. Wer dabei am schnellsten ist, trägt gewöhnlich die Beute davon.

Gewöhnlich reitet man mit Pferden zur Jagd aus, und auch Damen nehmen zuweilen daran Theil. Berg schildert einen solchen Jagdzug folgendermaßen: Voran ritten drei Waldaufseher mit hohen steirischen Hüten, bewaffnet mit Büchse und Hirschfänger, dann die Damen und wir fünf Forstleute; drei ebenfalls bis an die Zähne bewaffnete Waldaufseher machten den Schluß. Man befand sich in einem Landstriche, wo gewaltsame Angriffe gerade nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Muntje Semenik, eine Almkuppe von 4590 Fuß, schaute uns hell und freundlich an. Durch schöne Jungwüchse kamen wir in ältere Buchen-Bestände und diese begleiteten uns, wenn auch nach der Höhe zu an Länge, Stärke und Schönheit des Wuchses abnehmend, bis an den Rand der Bergebene. Die Muntje hat oben eine große Alpenwiese, und Wallachen waren beschäftigt, das Heu in Schober zu bringen. Nur einzelne Felskegel von Glimmerschiefer stehen aus der Ebene hervor, von diesen aber hat man eine großartige Aussicht, sowohl in das Thal von Karanschebes und auf das siebenbürgische Grenzgebirge, als auch auf die Banater Wälder und in die weite Ebene, durch welche man sich die Donau wie einen Silberstreifen winden sieht. Es war ein schönes, lebendiges Bild aus der Steppe oder dem amerikanischen Hinterlande, wie diese bewaffneten Männer und Frauen mit wehenden Schleiern auf ihren Rossen so durcheinander jagten, bald einzeln, bald in großen Trupps.

Ethnologische Beiträge.

VI.

Die Einwirkungen der verschiedenen Klimaten auf den Menschen. In Mexico.

Lange Zeit hat man angenommen, daß alle Menschen einer und derselben Species angehören, und daß die Verschiedenheiten, welche wir bei denselben finden, mehr scheinbar und zufällig als wesentlich und wirklich seien. Die Varietäten könnten durch Klima, Erziehung, Civisationsbedingungen, Regierung rc. entstanden sein, aber in seinem eigentlichen Wesen sei der Mensch, gleichviel wo wir ihn auch antreffen, einer und derselbe.

Diese Hypothese, welche schon Hippokrates aufstellte, galt für völlig ausgemacht. Nun lehrte freilich die Erfahrung, daß nicht jedes Klima jedem Menschen zuträglich sei; man behauptete aber dem zum Trotz, daß bei gehöriger Vorsicht und im Fortgange der Zeit Menschenvarietäten, die ihr Heimatland verlassen und sich in anderen Regionen angesiedelt haben, nicht nur sich völlig eingewöhnen, sondern in den letzteren auch durchaus lebensfähig und des Fortschritts fähig sein könnten; sie würden am Ende so, als ob sie von Anbeginn an Eingeborene des Landes gewesen seien.

In der Geschichte finden alle diese, im großen Publikum noch jetzt mehr oder weniger landläufigen, Annahmen gar keine oder doch nur eine sehr bedingte Bestätigung; sie sind lediglich Theorien, für welche Beweis und Bestätigung fehlen, wurden aber unbesehen geglaubt, weil sie vortrefflich zu den bekannten theologischen Hypothesen paßten. Man ging in unbewiesenen Annahmen noch weiter, und behauptete, die verschiedenen Thierspecies seien Hybrida, Geschöpfe, welche aus der Vermischung einiger weniger Urarten entstanden seien.

Die Erfahrung und die unbefangene Forschung giebt dagegen Folgendes an die Hand:

Zwischen den verschiedenen großen Menschenrassen herrscht eine innere, gegenseitige Abneigung; sie sind einander antagonistisch.

Die Natur mag und will keine Bastardschläge verewigen.

Der Mensch kann sich nicht in all' und jedem Klima einbürgern, fortpflanzen und in demselben kräftig gedeihen.

Ein wirkliches Eingewöhnen findet nur bedingt und unter großen Einschränkungen statt.

Ueber diese Akklimatisirungsfrage hat der englische Naturforscher R. Knox eingehende Untersuchungen angestellt. Er sagt, wenn Menschen ihre Urheimat verlassen und nach einem andern Kontinent in eine ganz verschiedene Zone wandern, dann sind sie dort gleichsam Treibhauspflanzen und sterben mit der Zeit aus. Entweder gehen sie, wenn sie z. B. als Eroberer kommen und in dem neuen Lande die Minderzahl der Volksmenge bilden, in den Bewohnern, welche sie vorfanden, ganz auf, wie z. B. die Gothen, die Vandalen in Afrika rc.; oder sie arten aus, sobald sie nicht unabläßig frischen Zuwachs aus der eigentlichen Heimat bekommen, und verlieren an kräftiger Lebensfähigkeit, an Produktivität. Dafür liefern z. B. die Kreolen im tropischen Amerika, die Portugiesen in Afrika, überhaupt die Europäer in heißen Ländern, den Beweis.

Um das Richtige zu finden, muß man, wenn es sich um physiologische und zoologische Theorien handelt, eine bestimmte Species genau beobachten und die Beweise nicht auf Analogien stützen wollen, die man von anderen Species herholt.

Ein vorurtheilsfrei forschender Mann, so äußert Knox weiter, der einen tiefen Blick in das Getriebe des Völkerlebens während der letzten zwanzig Jahre wirft, wird einräumen müssen, daß unter dem Wortschwall über nationale Interessen und dynastische Ansprüche die Rassenfrage liegt, und durch diese wird ohne allen Zweifel, über kurz oder lang, die ganze Welt eine völlige Umgestaltung erfahren. Alle großen Bewegungen im heutigen Amerika lassen sich auf den Rassenkampf zurückführen, der ihre wesentliche Quelle bildet. Und so überall,

in Skandinavien, in den germanischen Ländern, in den slawischen Gegenden, in der Türkei, in Indien, in China. Der Antagonismus von Rasse zu Rasse, dieser geheimnißvolle aber unvertilgbare Widerstreit, ist thätiger als je zuvor.

Humboldt schrieb 1808 in seinem berühmten Buch über Neuspanien, man könne Mexiko nicht zu den tropischen Ländern rechnen, weil dort die Mitteltemperatur der großen Ebenen zwischen den Wendekreisen in einer Höhe von 984 Fuß über dem Meere, 77° F. (also 17²/₉ C.) nicht übersteige, also nur um 14 oder 15° F. höher sei als die mittlere Jahrestemperatur von Neapel. Man könne, mit dem Thermometer in der Hand, auf einem Raume von nur wenigen Geviertmeilen sich eine beliebige Temperatur auswählen, von der trockenen Hitze Algeriens bis zum eisigen Lappland. Am Abhange der Cordilleren giebt es Regionen mit ewigem Frühling, wo der Temperaturwechsel überhaupt nur 4 bis 5° C. beträgt. In der Hauptstadt Mexiko fällt der hunderttheilige Thermometer manchmal bis unter den Gefrierpunkt. Wenn in einem solchen Klima Europäer nicht gedeihen, wo sollen sie dann es können? Das mexikanische Tafelland hat im Allgemeinen eine Mitteltemperatur wie Rom, und man findet in Mexiko Alles, was der Mensch sich nur wünschen kann. Humboldt meinte, daß die Zunahme der Bevölkerung in Mexiko und in Nordamerika eine Folge des anwachsenden innern Gedeihens sei, aber seine Schlußfolgerungen waren irrig. Er prophezeite für Mexiko eine glänzende Zukunft. Er ließ die Vergangenheit und die Naturgeschichte des Menschen außer Acht, ihm entgingen alle moralischen und physischen Umstände, von welchen die Zukunft, das Leben der Völker geregelt wird; er sah in Verpflanzung der Menschen aus einem Kontinente nach einem andern kein Hinderniß und keinen Nachtheil. Er war ein politischer Oekonom geworden, ein Schüler von Adam Smith, ein Kollege jener Mathematiker und Statistiker, welche bei ihren Berechnungen die Natur außer Acht lassen. Zu seiner Zeit bestand die Bevölkerung von Mexiko aus 1) in Europa Geborenen; 2) spanischen Kreolen, d. h. Abkömmlingen von Europäern, im Lande geboren; 3) Mestizen, also Mischlingen von Weißen und Indianern; 4) Mulatten, d. h. Mischlingen von Weißen und Schwarzen; 5) Zambos, Mischlingen von Indianern und Negern. 6) braunen Indianern; 7) Negern. Dazu sind während der letztverflossenen Jahrzehnte noch Malayen und Chinesen, wiewohl in geringer Anzahl, gekommen.

Mit einer Bevölkerung von so buntscheckigem Wesen glaubten Canning, Guizot und andere hochweise Staatsmänner etwas Gedeihliches schaffen zu können! Ein englischer Premierminister kann allerdings wunderbare Dinge verrichten, Könige machen, Königreiche dekretiren, aber er kann keine Rasse machen!

So lange Spanien Menschen nach Mexiko schicken konnte, behauptete es die Herrschaft und hielt die ethnischen Gegensätze nieder; aber durch den Menschenabzug nach Amerika erschöpfte Spanien sich völlig. Als in den Cortes zu Madrid die mexikanischen Angelegenheiten erörtert wurden, wies ein Redner, Herr Pacheco, nach, daß die Zahl der eigentlichen Spanier in Mexiko auf etwa 8000 zusammengeschmolzen sei. Er war in amtlichem Auftrage dorthin geschickt worden, um die Bevölkerungsverhältnisse zu beobachten, und seine Ansichten laufen darauf hinaus, daß die Elemente der gegenwärtigen Bevölkerung unfähig seien, etwas Gedeihliches zu schaffen, daß ein großer Theil dem Untergang anheimfallen müsse, daß das europäische Element aufhören werde, sobald es keinen Zuwachs mehr aus der alten Welt bekomme. Die Mischlinge aller Art müssen auch zu Grunde gehen, falls sie nicht unablässig aus den reinen Typen frisches Blut erhalten; ein Rückschlag zum Indianischen sei gar nicht zu verkennen, der Indianer aber sei im Wesentlichen heute so geblieben, wie Ferdinand Cortez ihn gefunden habe.

Pacheco entwarf dann ein Gemälde der durch und durch zerrütteten Zustände Mexikos, auf das wir hier nicht weiter eingehen. Er hob hervor, daß die Mehrzahl der spanischen Partei aus Weißen, die antispanische fast durchgängig aus Leuten von gemischtem Blute bestehe. Die Indianer seien im Allgemeinen unterwürfig und leicht zu regieren. Binnen vierzig Jahren hat Mexiko nicht weniger als fünf und fünfzig verschiedene Regierungen gehabt. Auf Jamaika kamen 1787 auf je 100 Einwohner 10 Weiße, 4 Farbige und 86 Neger; jetzt sind von etwa 400,000 Köpfen nur 13,000 Weiße, 90,000 Mulatten, die Uebrigen Neger. „Ja, Haiti, Jamaika und Mexiko machen wunderbare Fortschritte — nach abwärts in den schwarzen Abgrund hinunter, wo alle Civilisation ein Ende hat. Freilich hat jede Rasse ihre eigenartige Civilisation, aber sie ist auch oft danach!"

Dieselben Bemerkungen finden auch auf Brasilien Anwendung und auf die portugiesischen Besitzungen in Afrika. Lusitanien schickte sein bestes Blut über See, und das Resultat ist gleich Null. Man lese nur die Reisebeschreibungen, auch die neuesten, über Brasilien; die Unwissenheit der sogenannten Brasilianer ist in vielen Fällen haarsträubend. (— Ein Beispiel Globus III, S. 190. —)

Den Nordamerikanern stellt Knox folgendes Prognostikon: „Ein ähnliches Schicksal erwartet die sogenannten Angelsachsen in den Vereinigten Staaten, sobald ihnen die Flut der Einwanderung aus Europa nicht mehr zuströmt." Den Leuten europäischer Abkunft in Australien und Tasmanien werde es ebenso ergehen. Die Mongolen waren einst im Besitz eines großen Theils von Osteuropa, aber wo sind sie nun? Norditalien war keltisch und Mailand eine gallische Stadt; aber wo sind die cisalpinischen Gallier geblieben? Wie viel fränkisches Element ist im eigentlichen Frankreich noch vorhanden, wie viel vandalisches in Nordafrika, wie viel gothisches in Spanien und Italien? „Allerdings betone ich, daß es Ausnahmen von diesem Gesetze giebt, und daß gewisse Völkerstämme eine Verpflanzung vertragen können. Es geht ihnen wie manchen Pflanzen und Thieren. Weizen gedeiht auch in Mexiko, unser Rindvieh fast in ganz Amerika. Es mag Rassen geben, auf welche das Gesetz keine Anwendung findet." (— Es ist wohlgethan, daß Knox die Klausel hinzufügt. Die Verpflanzung allein bedingt gar keine Ausartung, wohl aber wird sie durch große Gegensätze im Klima herbeigeführt. Der Neger aus dem tropischen Afrika verkümmert in nördlichen Ländern und ist gleich seinem Landsmanne, dem Affen, in kalten Regionen der Schwindsucht unterworfen. Die Portugiesen gehen zu Grund in Angola und Benguela wie in Mosambik und Inhambane; es giebt kein Beispiel, daß unvermischte Europäer es dort bis zur dritten Generation gebracht hätten. Ihre Kinder kommen dort ebenso wenig auf, wie in den Tiefebenen Bengalens; selbst in Südchina überleben sie selten das achte oder neunte Jahr, und man muß sie nach Europa oder in's Hochgebirge schicken, wenn sie dem Klima nicht zum Opfer fallen sollen. Namentlich wirken heißfeuchte Länder erschlaffend auf Körper und Geist zumal, die Spannkraft geht verloren. Das Gegentheil ist der Fall, wenn die Wanderung und Verpflanzung innerhalb eines und desselben großen klimatischen Gürtels, in nicht zu entgegengesetzten Regionen, stattfindet. Alle Völker arischen Stammes sind in Europa gediehen, und die Araber reichen, überall völlig akklimatisirt, von Yemen bis Marokko und weit in das trocken-heiße Afrika hinein. Wo eine Rasse sich von einem Kontinente nach einem andern in annähernd gleiche Boden- und Luftverhältnisse verpflanzt, dort kann sie eben so wohl gedeihen wie in ihrer Heimat. Der Mensch ist kein absoluter Kosmopolit, aber er ist biegsam und aneignungsfähig bis zu einem gewissen Grade. Freilich, am Niger kann kein Eskimo, am Eiskap kein Neger gedeihen; ein Deutscher paßt nicht für Bengalen und der Hindu aus Calcutta nicht für Norwegen. — A.)

Knox bemerkt weiter, daß die Beharrlichkeit, die „Persistenz" einer Rasse als Beweis für Besonderheit der Species angeführt werde, und zwar mit Recht. Er beruft sich auf die ägyptischen Denkmäler, auf denen die verschiedenen Rassen genau so dargestellt

sind, wie wir noch heute sie finden; auch sei der uralte Antagonismus der verschiedenen Rassen in unseren Tagen noch ebenso stark wie im hohen Alterthum. „Ich möchte die Leute, welche so viel von Auswanderung und Kolonisirung reden, von Bevölkerung der ganzen Erde mit Angelsachsen, von Umwandelung des Indianers in einen Angelsachsen, Spanier, in einen civilisirten Mann und guten Christen, — ich möchte sie auf die Resultate hinweisen, welche die spanische Kommission in Mexiko gewonnen hat. Das Indianerthum und die Bastarde haben die Oberhand; ein Vollblutindianer, Juarez, ist Präsident." Knox hätte hinzufügen können, daß in den meisten übrigen Kreolenrepubliken Mischlinge oder Vollblutindianer an der Spitze stehen, in Guatemala, seit 1839, der braune Viehtreiber Carrera.

Knox stellt auch, wie wir schon sagten, den Nordamerikanern kein gutes Prognostikon; er spricht ferner über die „Kelten" in Canada, nämlich über die französischen Ansiedler am St. Lorenz. „Klima, Regierung und äußere Umstände verändern die Rassenanlage nicht. Es kann sein, daß diese von jenen berührt und im Verlaufe der Zeit durch sie zerstört wird, aber sie können nimmermehr eine neue Rasse schaffen. Binnen einem halben Jahrhundert sind die Träume Humboldt's, Canning's und Guizot's zu Schanden geworden; die Natur behauptet ihr Recht. Der Indianer ist noch nicht völlig verschwunden, aber er ist auch nicht civilisirt; dreihundert Jahre hat man an ihm herumcivilisirt, erzogen, getauft, und er ist im Wesentlichen derselbe geblieben, der er war. So geht es auch in Neuseeland und mit Australien." Hier wird der demokratische, skeptische Angelsachse seine geliebte Verfassung einführen, er wird ein Native-Australier, ein Know-Nothing, ein ächter Australier ein Demokrat werden, und die abgestandene anglikanische Kirche aufrichten, und sie verehren wie Kinder ihre Puppen. Aber schon jetzt artet die Rasse in Australien aus, und es fragt sich, was nach dreihundert Jahren von ihr übrig sein wird."

Die Schlußfolgerungen, zu welchen Knox gelangt ist, sind folgende:

Die verschiedenen großen Menschenspecies bilden eine große natürliche Familie.

Jede Art oder Rasse hat einen höhern oder geringern Grad von Antagonismus den anderen gegenüber.

Wo Vermischung stattfindet, löst'st dieselbe sich wieder in ihre Urelemente auf. (— Genauer ausgedrückt soll das heißen: Mischlinge, Hybriditäten will die Natur nicht in der Art fortpflanzen, daß sie Typen werden könnten; sie dauern nicht, können sich aus sich selber nicht ergänzen und gehen zu Grunde, falls sie nicht unabläßig Blutzuwachs aus reinen Typen erhalten. —)

Mit den theologischen Systemen, welche den Ursprung des Menschen erklären wollen, kann ein Mann der Wissenschaft sich gar nicht befassen. Unglücklicherweise enthalten einige dieser Systeme auch eine Kosmogonie und eine Zeitrechnung, welche ganz und gar der Wissenschaft widerspricht und mit der Geschichte nicht übereinstimmt.*)

*) Wir haben jetzt nahe an achtzig verschiedene Systeme oder Theorien über die sogenannte Weltschöpfung, und alle weichen mehr oder weniger von einander ab. Unter solchen Umständen wird es doch wohl erlaubt sein, die Meinung auszusprechen, daß wir darüber gar nichts wissen. Hegel zog sich gegenüber diesen wüsten und wirren Kosmogonien und theologischen Phantasien und Mythologien dadurch aus der Affaire, daß er die gar nicht so unverständige Behauptung vorbrachte: „Es hat gar keine Weltschöpfung gegeben." A.

Jagderinnerungen aus Brasilien.

Während einer vierzehntägigen Jagdpartie, die ich mit einigen Freunden in die Urwälder des Gebirges der Provinz Rio Grande im Anfange des Januars 1862 machte, hatten wir Gelegenheit, neben vielen anderen Thieren, einige Exemplare der drei interessantesten vierfüßigen Bewohner des Rio-Grandenser Urwaldes in ihrer Lebensweise zu beobachten und zu tödten.

Die Anta wird von fast allen indianischen Stämmen Brasiliens als Tapira bezeichnet. Dieser Tapir ist der größte unter den Vierfüßlern von Südamerika. Man findet ihn fast in allen unseren Wäldern. Er hat manches Aehnliche mit dem Schweine, nicht nur in der Gestalt, sondern auch im Wesen. Sein Körper ist für die Größe zu dick und zu gedrungen. Die Anta ist selten kleiner als ein dreijähriges Kalb; ihr Fell, auf dem Rücken aschgrau und am Leib in's Weißliche spielend, ist von kurzem und wenigem Haar bedeckt. Der Kopf ist groß und länglich, die Augen sind klein und befinden sich in großer Entfernung vom Maul und von den Ohren, die groß, gerundet und von einer weißlichen Kante umgeben sind. Das Maul zählt 8 Schneidezähne in jeder Kinnlade, und 10 Backzähne in der untern und 14 in der obern. Die Oberlippe ist ein muskulöser Appendix, den das Thier etwa 5 Zoll weiter ausschwenkt als die Unterlippe, und den es einziehen und mit ihr gleichmachen kann. Diese Art Rüssel hört in runder Form auf und hier sind die Nasenlöcher, wie am Rüssel des Elephanten, mit dem die Nase der Anta viel Aehnlichkeit hat, denn das Thier bedient sich derselben ungefähr auf dieselbe Weise, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht so empfindlich und delikat wie der Rüssel ist; trotzdem aber nimmt die Anta mit derselben Alles, was man ihr giebt. Ihre Beine sind dick und kurz; die Hinterfüße haben drei Nägel, die Vorderfüße vier, von denen drei (der mittelste ist am längsten) sich vorn befinden und der vierte nach innen zu. Der Schwanz der Anta ist kurz und von dreieckiger Form.

Die Anta lebt einsam und flieht die Gesellschaft ihres Gleichen; sie sucht die Tiefe der Wälder und meidet die Nachbarschaft bewohnter Oerter; weidet, ähnlich wie die Pferde und ernährt sich von Kräutern und Früchten; aber die, welche jung eingefangen und von Menschen im Hause aufgezogen wurden, fraßen auch vielerlei Anderes. Trotz des schweren Körpers läuft das Thier mit unglaublicher Schnelligkeit; seine Art zu gehen ist ein harter Trab, wie der des Schweines, und wenn es verfolgt wird, galoppirt es, wenn auch schwerfällig.

Furchtsam und gutmüthig, wie die Anta ist, kann sie leicht gezähmt werden, thut Niemandem, nicht einmal dem Hunde, Schaden, und nur im Falle der Verfolgung, wenn sie, schon ermüdet, nicht mehr fliehen kann, setzt sie sich zur Wehre, wobei sie, auf den Hinterpfoten sitzend, mit den Vorderpfoten die angreifenden Hunde niederschlägt. Sie schwimmt und taucht gut und geht lange Zeit auf dem Grund unter dem Wasser hin, ohne Athem zu holen. Sie zieht Orte vor, wo es Sümpfe und Wasserpfuhle giebt. Dadurch sind einige Naturforscher zu dem Irrthume verleitet worden, die Anta als eine Art von Amphibie zu bezeichnen. Den größten Theil des Tages bringt sie liegend zu, schlafend oder nur ausruhend, und beginnt gewöhnlich ihre Streifzüge erst des Nachts. Ihr Fleisch ist geschmackvoll und sehr gesucht. Das Fell ist von außerordentlicher Dicke und Stärke, und ist besser zu gerben, wenn es von einem magern Thiere kommt. Die weibliche Anta ist größer als die männliche und erreicht oft die Größe einer Kuh; in der Farbe ist sie auch verschieden, denn das Grau ihres Felles spielt in's Röthliche.

Mit fünf Mann tödteten wir in sieben Tagen, die wir im hohen Urwald zubrachten, 5 weibliche und 2 männliche Antas. Sie werden mit der Kugel geschossen, und diese muß in's Auge oder in's Ohr treffen, sonst dringt sie nicht durch die Haut.

Tamanduá bandeira, der große Ameisenbär. Wir zählen zwei Arten von Tamanduás in den brasilianischen Wäldern: den kleinen Tamanduá und den Tamanduá bandeira. Dieser letzte ist der größte und schönste von der ganzen Familie, von der Größe eines mittlern Schweines, sein Fell von dunkel aschfarbigen, harten und dichten Haaren besetzt, die auf dem Kopfe kurz sind und je näher dem Schwanze desto länger werden. Er hat einen schwarzen Streifen auf jeder Seite des Körpers; die Ohren sind gerundet und ungemein klein; die Schnauze ist länglich und spitz und beinahe wie die des Hammels; das Maul ist klein und sowohl oben wie unten zahnlos; die Zunge dagegen sehr lang, schmal, von Cylinderform und elastisch; sie legt sich im Maule zusammen und ist von einer klebrigen Feuchtigkeit bedeckt; das Thier hat kleine und tiefliegende Augen, langen und langbehaarten Schwanz, der am Ende spitz ausläuft und von spannenlangen Haaren bedeckt ist, die eine Art Federbusch bilden; den Schwanz trägt der Tamanduá bandeira nach dem Halse zu übergebogen, wovon sein Name (Fahnenträger) herkommt. Die kurzen und dicken Beine haben 5 Zehen in jeder Hinterklaue, von denen jeder einen kurzen und starken Nagel hat. An den Vorderklauen hat er je vier Zehen, wovon die an der Seite sehr klein und die in der Mitte nicht groß sind, aber einen schwarzen Nagel von circa 4 Zoll Länge haben, den der Ameisenbär immer nach inwendig einbiegt; dadurch wird verhindert, daß die Nägel sich abschleifen, wenn das Thier auf der Erde geht.

Der Tamanduá lebt einsam, nährt sich nur von Ameisen und anderen Insekten, und um sie zu bekommen, reißt er mit den Nägeln ihre Baue auf; sobald er seine Beute sieht, streckt er die Zunge aus, die er zurückzieht, wenn sie von den Thieren bedeckt ist. Er wiederholt diese Bewegung, bis er gefüttert ist, und thut es mit solcher Fertigkeit, daß er zum Ausstrecken und Einziehen der Zunge voller Insekten nur etwa zwei Minuten braucht.

Beim Trinken läuft ihm die Hälfte von dem Wasser wieder aus der Nase heraus. Er schwimmt sehr gut und selbst durch große Flüsse. Sein Gang ist langsam; er läuft so wenig, daß man ihn ohne große Mühe erreichen kann; außerdem flieht er auch nicht sehr vor dem Angreifer; wenn er aber gereizt wird, setzt er sich selbst gegen den Menschen zur Wehre. Um ihn zu tödten, ist es hinreichend, ihn mit einem starken Stock über die Schnauze zu hauen.

Wenn er angegriffen wird, so legt er sich auf den Rücken, öffnet die Beine, erwartet den Feind, und wenn dieser herankommt, umarmt er ihn, wirft ihn nieder und läßt ihn nicht los, bis man ihm die Beinsehnen durchgehauen hat.

Er ist das einzige Thier unserer Wälder, welchem die Unze nichts anzuhaben vermag. Oft hat man todte Unzen gefunden, die der Tamanduá noch fest umschlungen hielt. Er schläft viel und hält viele Tage ohne irgend welche Nahrung aus. Beim Schlafe liegt er auf der Seite, steckt den Kopf zwischen die Vorderfüße, vereinigt diese mit den Hinterfüßen und bedeckt den Körper mit dem Schwanze. Sein Fleisch ist von schlechtem Geschmacke, wird aber von den brasilianischen Aerzten in gewissen Krankheiten empfohlen.

Ich tödtete einen Tamanduá mit einem Schusse Schrot vor den Kopf, und die uns bedienenden Schwarzen schlugen einen andern sehr großen mit Knüppeln todt.

Onça oder Jaguar, Unze. Die Unze oder der Jaguar ist jedenfalls das wildeste und blutgierigste der Raubthiere Brasiliens, der König unserer Wildnisse.

Gleich allen Thieren, die zur Katzengattung gehören, besitzt auch sie alle charakteristischen Abzeichen derselben: gerundeten Kopf und Schnauze, kurze Kinnladen mit 6 Schneidezähnen in jeder, 2 starke Hauer und 4 Backzähne auf jeder Seite; fünf Zehen an den Vorderfüßen und 4 an den Hinterfüßen, mit großen, starken Krallen, die sie im Raume zwischen den Zehen verbirgt.

Die Unze ist eine wilde Katze von bedeutender Größe und furchtbarem Anblick; die größte, welche ich hier in Brasilien gesehen habe, hatte 6 Fuß Länge vom Kopfe bis zum Anfange des Schwanzes, und 3 Fuß Höhe. Der Schwanz war 24 Zoll lang.

Man unterscheidet fünf verschiedene Arten von Unzen: die schwarze, die entweder ganz schwarz ist oder schwarze kleine Flecken auf röthlichem Grunde hat; diese Art wird Tiger genannt (d. h. von den Brasilianern). Die zweite Art ist gesprenkelt, mit großen gelben Flecken von runder Form mit schwarzem Rande, auf beiden Seiten des Körpers symmetrisch geordnet; diese besonders werden mit dem Namen Unze bezeichnet. Die dritte Art hat kleine und viele Flecke und einen Haarbüschel am Schwanze; diese nennt man Canguçú; eine vierte Art, die röthlich ist, nennt man Suçuarannas, und endlich die fünfte Art, die klein ist und nicht über die Größe einer wilden Katze hinauskommt, und deren Farbe auch in's Röthliche spielt, nennt man Maracajées.

Die Unze lebt in den Höhlen der Berge und in hohlen Bäumen im tiefsten Walde; sie ernährt sich von Fleisch und Blut und lebt in fortwährendem Kriege mit allen Thieren, von denen sie gefürchtet ist. Sie geht schnell und schleichend, macht große Sprünge und klettert mit Leichtigkeit auf Bäume. Ihr Gebrüll, welches selbst den Menschen mit Grauen erfüllt, hört man eine halbe Meile weit.

Die Unze, mit einer ungemeinen Kraft ausgerüstet, schleppt ihre Beute, und möge dieselbe noch so groß sein, nach einem Orte, der ihr zusagt. Die Art und Weise, wie dieses Thier seine Beute fängt, ist dieselbe, welche die Katze den Ratten gegenüber anwendet. Sie wartet im Hinterhalt, oder schleicht hervor, ohne gesehen zu sein, springt auf den Rücken der Beute, schlägt die Zähne in's Genick, ergreift mit einer der Vordertatzen den Hals, mit einer andern die Schnauze des Thieres, und tödtet es mit großer Leichtigkeit, indem sie ihm den Hals umdreht. Manchmal trinkt sie nur das Blut, andere Male frißt sie etwas Fleisch, läßt den Rest liegen, kommt am nächsten Tage wieder, und nachdem sie ringsherum alles geprüft hat, nähert sie sich dem Aase und fährt fort sich zu sättigen. Bei dieser Gelegenheit pflegt der Jäger ihr aufzulauern.

Höchst interessant ist die Art und Weise, auf welche sich verschiedene Thiere gegen die Unze vertheidigen. Das Rindvieh z. B., welches vom Jaguar angegriffen wird, bildet einen Kreis, läßt alle Kälber in der Mitte und erwartet, mit den Köpfen nach außen, festen Fußes den Angriff. Die jungen Ochsen und Kühe (dreijährige) gehören nicht zur Bildung dieser Mauer; sie bleiben draußen und umschwärmen fortwährend den Kreis, wobei sie ihre Hörner an der Erde reiben und schleifen, als ob sie den Angreifer provociren wollten. Dieser nimmt gar keinen Anstand sie anzugreifen; die jungen Stiere kämpfen mit Heldenmuth, fallen jedoch gewöhnlich ihrem blutgierigen Verfolger zur Beute. Manchmal geschieht es aber auch, daß der heldenmüthige Stier in den Kuhzwinger (Corral) zurückkehrt und die Unze auf die Hörner gespießt trägt. Der Kopf dieser Unze wird sodann an die Thür des Zwingers genagelt, als Zeichen des errungenen Sieges, und der Stier bleibt für sein ganzes Leben privilegirt.

Wir schossen eine schwarze Unze, zwei gelbe, großgesprenkelte Jaguars und eine von der Art Canguça.

Rio Grande, 27. Januar 1863.

Karl von Koseritz.

Mosaik aus dem Yankeelande.

II.

Gefahren für die Republik. — Verlangen nach einem Wohlfahrtsausschusse. — Volksversammlungen. — Protest gegen den Despotismus.

Wir fahren fort, bunte Bilder aus dem Yankeelande zusammenzustellen. Der New-York Herald schrieb im Mai, in Hinblick auf die Verwirrung im ganzen Lande, daß der Himmel für die Amerikaner gewiß keine Wunder thun werde, Folgendes:

„Die amerikanische Regierung ist lediglich eine Modifikation früherer Regierungsformen, ein repräsentativer Bund von Republiken, welche durch die Verfassung zu einer unauflöslichen Union werden sollte. Aber ihre Gründer selbst erklärten, daß sie nur ein Versuch sei, und daß ihre Fortdauer davon abhänge, ob das Volk in allen Theilen Verstand und Mäßigung bewahre. Allem Anschein nach sind aber die Tage unserer Republik schon gezählt, die Katastrophe ist unabwendbar, außer wenn ein ehrgeiziger General nicht auftritt, und wenn wir nicht mit der allzuhäufig wiederkehrenden Präsidentenwahl eine Aenderung treffen. Dann mag es wohl sein, daß anders geartete Männer, als die jetzt am Ruder befindlichen, die Zügel der Regierung in die Hand nehmen, und daß der jetzt in äußerster Gefahr schwebenden Republik noch eine neue Lebensfrist vergönnt bleibt! Wenn wir in der That unfähig sind, uns selber zu regieren, dann werden die Ereignisse bald einen Despoten obenauf bringen, der uns mit eiserner Ruthe regiert. Es ist noch nicht lange her, daß wir in dem bedeutendsten süddeutschen Blatte, in einer Korrespondenz aus New-York, lasen: „Nur noch ein Mittel kann die Republik retten: gewaltsamer Sturz der Bundesregierung durch einen Wohlfahrtsausschuß und Einführung eines Schreckensregiments gegen die Rebellengenossen (— die konservativen Nationaldemokraten sind gemeint —) im Norden. Aber um sich zu solchen Maßregeln zu entschließen, dazu ist das amerikanische Volk zu germanisch-gesetzliebend. Lieber wird es sich an seinem Legalitätszopfe den Hals zuschnüren. Habeat sibi!"

So schrieb Hermann Raster, ein Stellenjäger der republikanischen Partei und Schildknappe des „schwarzen Jakobiners", Horace Greeley, der Augsburger Allgem. Zeitung (Nr. 55).

Nun, den Wohlfahrtsausschuß hat der Yankee-Norden allerdings nicht in französisch-jakobinischer Gestalt bekommen, wohl aber in Form einer Diktatur, unter deren Druck er stöhnt, und welchem er sich doch nicht mehr entziehen kann. Und wer übt diese Diktatur? Eine Regierung, die aus den Häuptern der republikanischen Exterminatorenpartei besteht und welche Herr Raster, ein Anhänger der Partei, selber in folgender Weise charakterisirt: „Eine solche Unsumme von geistiger und sittlicher Impotenz, von Halbheit, Unentschlossenheit, Kurzsichtigkeit und verrätherischer Gesinnung, wie sie in dieser unglückseligen Bundesregierung gefunden wird, kann und muß auch die ungeheuersten Opfer und Mühen eines großen Volkes zu nichte machen." Sie ist diesem Schwarzradikalen also noch nicht exterminatorisch genug! Und doch, wie verfährt sie? Die Thatsachen mögen reden. Wir accentuiren hier nicht, daß sie Alles, was Recht, Freiheit und Verfassung heißt, täglich mit Füßen tritt, daß sie, wie ein New-Yorker Blatt ihr in's Gesicht sagt, aus „einer Horde von Gaunern und Dieben" bestehe. Wir wollen nächstens hervorheben, wie diese Herrscher und ihre Leute den Krieg führen.

Von Freiheit kann längst keine Rede mehr sein. Volksversammlungen stehen fast überall unter Controle der Soldateska. In den letzten Tagen des Maimonats hielten die Demokraten zu Newark im Staate New-Jersey eine Versammlung. Sofort rückten Soldaten aus mit aufgepflanztem Bayonnet. Als Leute vom Lande mit einer Fahne hereinkamen, auf welcher der von einem Lorberkranz umgebene Name Vallandigham stand (— des von Lincoln verbannten Demokraten aus Ohio —) rückten sie vor und ein Blutvergießen stand in Aussicht. Zur rechten Zeit trat der Scheriff des County vor und erklärte, daß er sofort die Miliz aufrufen werde, wenn der Kommandant seine Befugnisse überschreite und sich in bürgerliche Angelegenheiten mische.

In Philadelphia, wo 40,000 Demokraten eine Volksversammlung hielten, um gegen die „tyrannische Willkür" der Washingtoner Regierung Protest einzulegen, waren die Soldaten mit Lebensmitteln auf 24 Stunden und mit 60 scharfen Patronen versehen. Die Führer und Hauptredner der Versammlung und Viele aus der Menge waren bis an die Zähne bewaffnet und entschlossen, jeder Gewalt sich zu widersetzen. Da die Versammlung so ungemein zahlreich war, blieben die Soldaten fort und Alles verlief ruhig.

In dieser Massenversammlung zu Philadelphia wurden folgende Beschlüsse gefaßt, welche einen Einblick in die despotische Wirthschaft des Yankeelandes gewähren.

„Das Volk der Vereinigten Staaten ist schwer gekränkt, die Gesetze des Landes und die Grundsätze menschlicher Freiheit sind unter die Füße getreten worden. Clement L. Vallandigham, ein Bürger von Ohio, ist von Soldaten verhaftet, von Soldaten gerichtet und dann verbannt worden, wegen einiger Worte, die er in einer öffentlichen Versammlung gesprochen. Das Alles ist geschehen unter Verletzung der Rechte, welche jedem Bürger in einem freien Lande zustehen, mit keckem, frevelhaftem Trotze, der Bundesverfassung zuwider, welche ausdrücklich besagt, daß jeder Angeklagte vor ein Geschworenengericht gestellt werden solle. Sie besagt ferner ausdrücklich, daß niemals ein Gesetz gegeben werden dürfe, durch welches die Redefreiheit Beeinträchtigung erfährt; sie besagt weiter, daß Person, Haus und Schriften unverletzlich seien. —

Die Maßregeln der Regierung sollen und müssen der freiesten Erörterung anheimgegeben werden, denn wenn eine Erörterung nicht frei ist, dann ist sie gar keine. Wenn der Mensch den Mund nur öffnen darf, um die Gewalthaber zu preisen und ihnen zu schmeicheln, und wenn der Mund geschlossen wird, wenn die Gewalthaber Anstoß an den Worten nehmen, dann ist die Erörterung nur eine hohle Redensart und die Freiheit lediglich ein Schatten."

Weiter heißt es: daß man der ärgsten Knechtschaft verfallen sei. Aber das Volk sei entschlossen, die persönliche Freiheit und die Rechte der Einzelstaaten gegen die Usurpationen der Bundesregierung zu vertheidigen, und wolle Hand an's Werk legen, um die Union wieder aufzubauen. Es sei offenbar die Absicht der Washingtoner Gewalthaber, einen Aufstand des Volks zu provociren, um einen Vorwand zu noch ärgeren Eingriffen in die Freiheit zu finden und die Wahlfreiheit zu beeinträchtigen.

Man sieht, wie weit es in der Union schon gekommen ist, wenn solche Nothrufe und Stoßseufzer erhoben werden.

Kleine Nachrichten.

Südamerikanisches. Wir verdanken Herren Karl von Koseritz in Rio Grande do Sul folgende Notizen:

Statistik der Salzfleischfabrikation in den La Plata-Staaten. Wie allgemein bekannt, ist die Fabrikation des getrockneten Salzfleisches (carne secca), beim großen Viehreichthum der La Plata-staaten, die Hauptindustrie derselben. Folgende statistische Angaben, die dem amtlichen Berichte des brasilianischen Generalkonsuls in Montevideo an seine Regierung entnommen sind, geben eine Idee von der großen Anzahl Vieh, die alljährlich in den dortigen Saladeros (so heißen die Salzfleischfabriken) geschlachtet werden. Vom Jannar bis Ende März des laufenden Jahres (1863) wurden in den Saladeros der Republik Uruguay 400,000 Stück

Rindvieh geschlachtet; in denen von Buenos-Ayres und Enter-Rios 236,000 Stück, welche zusammen 945,000 Centner Salzfleisch lieferten, welches nach den Häfen des Kaiserreichs Brasilien und nach Havana exportirt wurde.

Auswanderung nach Brasilien. In der Provinz Rio Grande do Sul des Kaiserreichs Brasilien kamen im letzten Semester des vorigen Jahres (1862) 94 Familien *deutscher Auswanderer*, zusammen 563 Köpfe, an. Von denselben waren 364 Katholiken und 199 Protestanten.

Schifffahrt. In dem Hafen der Stadt *Rio Grande* (bras. Provinz S. Pedro do Rio Grande do Sul) liefen im Semester vom Juli bis Ende December des Jahres 1862 288 überseeische Schiffe ein, von denen 182 unter brasilianischer und 106 unter fremder Flagge fuhren; von dort liefen 196 Schiffe aus, von denen 106 brasilianische und 90 fremde waren.

Der Talgbaum in der brasilianischen Provinz Ceará. Unter den vielen botanischen Reichthümern, die Bonpland's Blick vorzugsweise auf Brasilien geheftet haben, sind manche, die von der Wissenschaft noch nicht klassifizirt und von der Industrie noch nicht ausgebeutet sind.

In diesem Jahre hat man in der genannten Provinz einen neuen, sehr nützlichen Pflanzenstoff entdeckt, dessen Beschreibung wir dem amtlichen Berichte des Präsidenten der Provinz Ceará entnehmen: „Ich habe die Beschreibung eines Baumes erhalten, welcher an den Abhängen des Gebirges von Ibiapaba, im Distrikte von Villa Viçosa, wild wächst, und aus dem man eine dem Rindertalg ähnliche und ebenso nutzbare Substanz zieht. Dieser Baum, den die Einwohner jener Gegend gewöhnlich *Talgbaum* nennen, hat einen Stamm mit pyramidenartiger Form, seine Blätterkrone ist nicht groß, und im Zustande der höchsten Entwickelung erreicht er eine Höhe von 70 Fuß, mit einem Stamme von 10 Fuß Dicke. Das Holz, seiner Konsistenz und seines geringen Gewichts halber, würde sehr gut zur Verfertigung von Schiffsmasten dienen, deren Form der Baum hat. Er beginnt zu blühen in der trockenen Jahreszeit und im Januar und Februar bedeckt er sich mit kleinen Früchten. Sobald diese reif sind, öffnet sich die Kapsel und läßt eine Art von *Kern* zum Vorschein kommen, aus dem man den vegetabilischen Talg gewinnt. Das Verfahren zu der Gewinnung des Talgs ist höchst einfach. Man zerstößt die Kerne, und die dadurch gewonnene Masse läßt man im Wasser einige Zeit sieden. Nachdem man dasselbe hat kalt werden lassen, beginnt die talgartige Substanz auf der Oberfläche zu schwimmen, und nachdem sie geronnen ist, bietet sie einen, dem Rindertalg ganz ähnlichen Fettstoff, der sich vortrefflich zum Brennen eignet. Es ist der Mühe werth, die Anpflanzung von Talgbäumen zu versuchen, da diese Industrie einst bedeutend werden kann, wie die des *Carnaúba-Wachses* bereits ist." Dieses Carnaúba-Wachs ist eine Substanz, welche, angemessen verwendet, einen dem Stearin ähnlichen und zum Brennen ausgezeichneten Stoff liefert. Die Carnaúba ist in ganz Brasilien häufig.

Europäische Einflüsse in China. Ein Europäer, der jetzt Canton besucht, wird überrascht durch ein großartiges Gebäude, dessen Grundmauern bereits über den Boden emporragen. Es ist die *neue französische Kathedrale*, welche genau nach dem Plane der Notre-Dame-Kirche in Paris errichtet wird. Zwei französische Architekten und eine große Anzahl französischer Arbeiter sind fleißig daran beschäftigt, und wenn einst das Werk vollendet dasteht, wird der Anblick der Stadt Canton jedenfalls ein ganz anderer werden. Man denke sich zwischen dem einförmigen Meere von Bambushütten und chinesischen Häusern einen kolossalen gothischen Dom! Aus alledem geht hervor, wie *Frankreich festen Boden in China faßt*. In seinem Gefolge arbeiten Väter von der Gesellschaft Jesu mit unermüdlichem Eifer und staunenswerther Ausdauer für die Verbreitung des römisch-katholischen Glaubens. Der Kampf gegen den großartigen Buddhismus ist kein leichter. Aber die Jesuiten scheinen sich China zu ihrem besondern Wirkungsplatz ausersehen zu haben. Sie sind längst bis in die entferntesten Provinzen vorgedrungen. Kapitän Blakiston fand in Sze-tschuen, im Westen Chinas, mehrere jesuitische Missionäre, welche dort schon seit zwanzig Jahren lebten, ohne in dieser Zeit jemals einen Europäer gesehen zu haben.

In den ersten Tagen des Monats Juni 1863 hat man zu Wantschi auch eine *protestantisch-chinesische Kapelle* eröffnet, in der abwechselnd in englischer und chinesischer Sprache gepredigt wird.

Zunftverfassung in Tiflis. Freiherr von Haxthausen erzählt in seinem trefflichen Werke: Transkaukasia, daß sich unter den Handwerkern in Tiflis, so wie in den meisten kleinasiatischen Städten, eine vollkommen geregelte Zunftverfassung finde, wie sie sich vom Mittelalter her in Deutschland ausgebildet hat. Allein sie stammt in Grusien nicht aus Deutschland, sondern *aus Persien* her und wurde zur Zeit der Unterjochung Grusiens durch die Perser vom persischen Statthalter eingeführt und geregelt. Jedes Handwerk, selbst die Sackträger oder Tagelöhner, bildet eine Zunft. Die Vornehmsten sind die Kaufleute (*Solbagar*), die Eisenwaarenhändler (*Ergoltzacho*) und Weinhändler (*Duchantschik*). Die russischen und deutschen Kaufleute sind nicht zünftig, dagegen sind die *deutschen Schuhmacher* in die grusinisch-armenische Zunft aufgenommen worden. Nur *Meister* bilden die Zunft. Wer nicht zünftig ist und öffentlich arbeiten will, dem nimmt die Zunft Schild und Handwerkszeug weg. Ein eigentliches Meisterstück wird nicht verlangt; der Gesell, welcher Meister werden will, bezahlt 10 Silberrubel in die Handwerkslade und hält die alten Meister zechfrei. Ebenso müssen die Lehrlinge zahlen, wenn sie Gesellen werden wollen. Es ist Alles, wie es bei uns war, theilweise leider noch ist. Seit die deutschen Schuster in die Tifliser Zunft eingetreten sind, haben sich dort manche deutsche Gebräuche, z. B. die *offene Lade*, verbreitet. Herbergen kennen die dortigen Zünfte nicht, dagegen ist den Armeniern und Grusiniern der *blaue Montag* bekannt. Es ist der Gerichtstag des Handwerks. Fahnen und Embleme sind wenigstens bei einigen Zünften gebräuchlich.

Aus Guadeloupe und Martinique. Die Lage dieser französischen Antillen ist nicht günstig; manche Pflanzer sind tief verschuldet und klagen über niedrige Zuckerpreise. Mit den Negern als Arbeitern, oder vielmehr Nicht-Arbeitern, läßt sich nicht viel anfangen, und man hat deshalb Kulis aus Indien geholt. Dabei wurde aber nicht die nöthige Vorsicht beachtet und die Auswahl ist nicht gut ausgefallen; man ist aber doch froh, daß man überhaupt Arbeiter hat. Den Negern sind aber diese Indier ein Dorn im Auge. Im Mai wurde auf Guadeloupe ein Proceß verhandelt, der sehr bezeichnend ist. Ein Schwarzer von 26 Jahren, John Baptist, von herkulischer Gestalt, war von der benachbarten englischen Insel Dominica entflohen, trieb sich auf Guadeloupe als faullenzender Landstreicher herum und verübte allerlei Unfug. Dafür wurde er zu sechsmonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Als er seine Freiheit wieder erhalten hatte, lockte er einen arbeitsamen indischen Kuli, Namens Tingassamin, in ein Bananenfeld und sägte ihm den Hals ab. Warum? Weil angeblich der Hindu vor etwa drei Jahren eine Missethat des Negers anderen Leuten erzählt hatte.

Die französische Insel Réunion im Indischen Ocean bekommt jetzt Arbeiter aus Cochinchina. Die Regierung brachte auf einem Staatsschiff eine erste Ladung nach Sainte Marie auf Madagaskar, wo aber sofort unter den „freien Auswanderern" Fieber und Dyssenterien ausbrachen und viele starben. Die zweite Ladung, 130 Mann, ist im Maimonat auf Réunion selbst angekommen. Diese annamitischen oder cochinchinesischen Arbeiter sind friedliche Leute, aber außerordentlich unsauber. Man will dergleichen auch nach den französischen Antillen bringen.

Uebrigens treiben Franzosen in den indischen Gewässern fortwährend einen verdeckten Sklavenhandel. Sie nehmen z. B. auf *Madagaskar Malgaschen* an Bord, führen dieselben in der Schiffsliste als Hausdiener auf, zwingen aber auf Réunion diese getäuschten Leute zur Feldarbeit. Die dortige Regierung hat eine Verordnung gegen derartige Betrügereien erlassen.

Die Landenge von Tehuantepec in Mexiko. Es versteht sich von selbst, daß die französische Politik sich für ihren vom Zaune gebrochenen „Kreuzzug zum Vortheil der Civilisation" in Mexiko eben so wohl „in uneigennützigster Weise" schadlos halten wird, wie in Italien und Cochinchina geschehen ist. Ein Regierungsblatt, das in der Champagne erscheint, erklärt, daß man jedenfalls auf längere Zeit hinaus in Mexiko Truppen stehen lassen werde. Es sei aber zweckmäßig, daß Frankreich sich die Landenge von Tehuantepec aneigne. Das Land sei fruchtbar und eigne sich für die Anlage eines *interoceanischen Kanals*, der hier nur allein, und nimmermehr auf dem Isthmus von Panama oder in Nicaragua möglich sei.

Aus Algerien. Die Warnungen, welche vor einiger Zeit *Justus Liebig* in Betreff des *Raubbaues bei der Landwirthschaft* erhob, sind in Algier wohl beachtet worden. Ein verständiger Beobachter, *H. Blancho*, hebt hervor, daß Alles was Liebig sagt, nur allzusehr auch auf Algerien Anwendung finde. Wir geben, spricht er, dem Boden keinen Dünger und gewähren ihm doch keine Zeit zum Ausruhen und Erhohlen. Der Ansiedler besät mit einer wahrhaft kläglichen Hartnäckigkeit jahrein jahraus dasselbe Feld mit demselben Korn, und denkt an keinen Wechsel. Den schlechten Ertrag legt er nicht sich selber und seiner schlechten Methode zur Last, sondern alle Schuld wird auf die Sonne geschoben. Die Regierung hat seither ihre Mißgriffe wesentlich

zur Verschlechterung beigetragen, hier ein Beispiel. Sie wollte in Algerien den Tabaksbau in Aufschwung bringen, vertheilte Samen und gedruckte Anweisungen und zahlte für den Tabak ganz unverständig hohe Preise, um solchergestalt dem Anbau eine „Prämie" zuzuwenden. Der Kolonist pflanzte nun ohne jede Unterbrechung immer und immer wieder auf demselben Felde Tabak, der ihm theuer bezahlt wurde. Aber die Folge war, daß dieser algerische Tabak nicht mehr brennen wollte. Trotzdem wurde das Gedeihen der afrikanischen Tabakskultur von den pariser Blättern in den Himmel erhoben. Herr Blancho gesteht offen ein, daß sowohl im Tabaksbau, wie im Getreidebau die Araber weit verständiger zu Werke gehen, als die europäischen Ansiedler. Jene, auf welche man lange so vornehm herab sah, dienen, mit ihrer alten Routine, nun als Muster und Lehrmeister.

Wir wollen beiläufig bemerken, daß wir aus Mauritius und Réunion ähnliche Klagen über Raubbau und Ausmergelung des Bodens gelesen haben. Man pflanzte unablässig Zucker und nur Zucker; als dann begreiflicherweise die Felder nichts mehr hergaben, brachte man Guano in ganz unverhältnißmäßiger Menge auf dieselben, und findet jetzt mit Schrecken, daß dieses Düngungsmittel, zweckwidrig und überdies noch ausschließlich angewandt, die Boden arm macht und förmlich versengt.

In Algerien scheint jetzt der Flachsbau in Aufnahme zu kommen. Die Colonialregierung hat eine verständige Maßregel getroffen. Fortan verschenkt sie kein Land mehr, läßt aber Grund und Boden gegen einen mäßigen Kaufpreis ab.

Die Gesammtlänge der deutschen Eisenbahnen erreicht, nach den statistischen Daten, die beim Kongreß der deutsch-österreichischen Eisenbahnverwaltungen in Salzburg jüngst vorgelegt wurden, die überraschend hohe Ziffer von 2497 deutschen Meilen.

Ostindische Eisenbahnen. Nach den Berichten der Regierungsdirektion der indischen Eisenbahnen zu Kalkutta sind im Jahre 1862 im Ganzen 747 engl. Meilen neue Eisenbahnen dem Verkehr in Ostindien eröffnet worden, wozu seit jener Zeit noch weitere 184 engl. Meilen kamen. Die Strecke der befahrenen Eisenbahnen im britischen Gebiet Ostindiens beträgt jetzt 2528 engl. Meilen oder ungefähr 550 deutsche Meilen. Im nächsten Jahre schon werden die Hauptbaumwolldistricte von Centralindien und Guzerat in unmittelbarer Verbindung mit Bombay stehen und Delhi wird in zwei Tagen von Kalkutta aus zu erreichen sein.

Einwohnerzahl von Turin. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik hatte die Bevölkerung der Stadt Turin am Ende des Jahres 1862 eine Stärke von 204,715 Seelen und somit innerhalb dreier Jahre einen Zuwachs von mehr als 25000 Seelen erhalten.

Guanovorrath an der peruanischen Küste. Die Regierung hat im April 1863 die Guanomassen genau untersuchen lassen, und eine Berechnung ergiebt, daß gegenwärtig noch vorhanden sind: etwa 1,500,000 Tonnen, je zu 2000 Pfund, auf den Mocabi-Inseln, 2,500,000 T., auf der Guanape-Gruppe, welche der St. Helenaspitze gegenüber liegt, und 4,000,000 auf der Lobos-Insel. Der Gesammtwerth beträgt, nach den gegenwärtigen Preisen berechnet, 230,000,000 Silberpiaster oder 46 Millionen Pfund Sterling.

Austern à la Maori. Hochstetter erzählt von einer eigenthümlichen Zubereitungsweise der Austern, die er während seines Aufenthaltes auf der Nord-Insel Neu-Seelands kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Von einem Ausfluge nach dem Takapuna, Schlackenkegel, zurückgekommen, sah er bei den Zelten eine aus Lavablöcken gebaute Schutzmauer und hinter dieser ein lustiges Feuer, über welchem der Theekessel hing, während seine Maori am Strande Austern sammelten. Im Zelte fand er ein vortreffliches Mittagsmahl, wartete jedoch vergeblich auf die Austern. Er ging deshalb selbst zu den Eingeborenen, die er in voller Thätigkeit traf, die Deckel loszuschlagen und den Inhalt der Muschel auszuschlürfen. Drei große, mit den schönsten Austern bedeckte Steine lagen noch auf den Kohlen. Die Maoris, auf die Steine deutend, meinten: Kapai, sehr gut; und rollten einen solchen Stein vor ihn hin. Hochstetter langte zu und fand, daß Austern à la Maori auf Kohlen gebraten ein vortreffliches Mahl seien. Die Deckel ließen sich leicht abheben und die in ihrem Safte gebratenen Austern mundeten ausgezeichnet.

Die Deutschen im Banate. Der königl. sächsische Oberforstrath von Berg, welcher Ungarn und Siebenbürgen aus eigener Anschauung kennt, erzählt in seinem Buche: „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie", über unsere Landsleute im Montan-Distrikte des Banats Folgendes: Die Deutschen finden wir in allen Bergorten, wo sie gemeinschaftlich mit den Walachen wohnen, doch giebt es auch einige, wie z. B. Steierdorf, wo, wenige Familien ausgenommen, eine rein deutsche Bevölkerung lebt. Die meisten Deutschen waren Berg- oder Hüttenleute und sind bei der Aufnahme des Bergbaues aus Oberungarn und den deutschen Provinzen Oesterreichs eingewandert, theils schon im 15. Jahrhundert, theils erst unter Maria Theresia. In der neuesten Zeit sind diese Einwanderungen für die Vermehrung der Arbeitskräfte beim Bergbau von der Eisenbahngesellschaft wieder lebhafter aufgenommen und man hat vorzugsweise Tschechen ins Land gezogen. Außerdem aber finden sich durch den vermehrten berg- und hüttenmännischen Betrieb manche einzelne deutsche Arbeiter angezogen, und so sieht man Erzgebirger und Harzer, Westfalen und Schwaben hier vertreten. Auch von den Nachkommen der früheren Einwanderer werden deutsche Sitten, Gebräuche, Kleidung und Sprache beibehalten. Solche Annäherungen an die Eingeborenen, wie man bei den Deutschen in Ungarn gewahrt, findet man hier nicht. „Ich glaube, es liegt das theils an der klimatischen Lage der Bergorte, welche der in Mitteldeutschland mehr entspricht, wodurch eine Umänderung der Kleidung, wie in den heißen Ebenen Ungarns, nicht geboten war, und in dem Berufe, welcher die Menschen mehr isolirt. In Steierdorf trat ich eines Sonnabend Abends in ein Bergmannshaus, das von Nachkommen eingewanderter Steiermärker bewohnt war. Die Wohnräume waren reinlich gescheuert und geputzt, das Küchengeschirr blank und der Mann saß bei einem tüchtigen Stück Schweinebraten. Ich äußerte meine Befriedigung über die Ordnung und Reinlichkeit im Hause, worauf der Bergmann mit einem gewissen Stolz und einem Anfluge von Empfindlichkeit, als ob sich das von selbst verstehe, erwiderte: „Ja, Herr, wir sind aber auch Deutsche!" Und ich freute mich, hier noch das lebhafte Nationalgefühl zu finden."

Die Abkunft der Baiern. Es ist im Globus zu wiederholten Malen darauf hingewiesen worden, wie viel Verirrungen in der historischen Forschung bezüglich der Abkunft mancher Völkerstämme von den Kelten sich eingeschlichen haben. Auch die Baiern sollten zu Abkömmlingen derselben gemacht werden; fand doch Karl Singert bis in die letzte Zeit hinein in allen oberbairischen Dorfnamen mit staunenswerther Geduld und Ueberzeugungsstärke keltische Etymologien heraus; auch die rasenische Abkunft der Tyroler (und der mit ihnen zu einem Stamme gehörigen Baiern) tauchte wieder auf. Aber seit dem Auftreten des Volks der Baiwaren, Baiern, in der Geschichte läßt sich in dessen Verfassung, Sitte und Sprache nur germanisches Element nachweisen, ebenso wie in seinen kulturgeschichtlichen Momenten, durchaus nichts fremdes zu finden ist. Den bündigen faktischen Beweis von der germanischen Abstammung der Baiern, lieferte Dr. A. Quitzmann in seinem Werke: „die heidnische Religion der Baiwaren". An der Hand all der zahlreichen Sagen des vom bairischen Stamme bewohnten Landes von der Oberpfalz bis zur Etsch, von der Isar bis zum Marchfelde, wird die Gemeinsamkeit der alten heidnischen Religion desselben mit der nordisch-germanischen Mythologie überzeugend und unwiderlegbar nachgewiesen. Ein zweiter Theil des Werkes soll die Rechtsalterthümer der Baiwaren enthalten. Hierdurch wird der Beweis geliefert werden, wie neben Franken, Sachsen, Schwaben und Alamannen die Baiern der fünfte Hauptstamm des germanischen Völkerbundes waren. In der größten Verehrung stand bei den Baiwaren die Göttin Isa-Nerthus, die Frau Eysen des Aventin. Diese ward nur bei den südöstlichen Donausueven, also den Markomannen und Quaden verehrt. Da nun die Baiern ihrer Religion nach von diesen abstammen müssen und ihr erstes historisches Auftreten bald nach dem Verschwinden der Markomannen und Quaden aus der Geschichte erfolgt, so glaubt sich Quitzmann berechtigt, das plötzliche Erscheinen der Beiwaren durch Vereinigung mehrer starker aus ihren Sitzen vertriebener markomannischer und quadischer Gefolgschaften und ihren Namen durch Bai-waras, das Volk der beiden Bünde, erklären zu können. Als Süd-Sueven gehörten die Baiwaren zu den Hermionen und noch jetzt finden in bairischen Sagen, Orts- und Personennamen zahlreiche Anklänge an den Stammheros Irmin, Hirmin, damit stimmt die uralte, in der Kaiserchronik und im Annolied überlieferte Stammsage überein, wonach die Baiern aus Armenien kamen, welche sonst unverständliche Mythe durch Deutung auf das alte Hermionenland, wo die Väter der Baiwaren, Markomannen und Quaden haus'ten, volles Licht erhält.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Herrmann J. Meyer in Hildburghausen. —
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. — Druck von E. Grumbach in Leipzig.